satz gegen andre), deutlich (durch Angabe einzelner Merkmale), ausführlich deutlich (durch Angabe seines ganzen Inhalts vermittelst der aufgezählten Merkmale) darstellt, und dadurch den Anfang zur völligen Analysis des Begriffs in alle diejenigen Merkmale macht, welche in ihm noch unterschieden werden können. Alsdann kann die Eintheilung in den Umfang des Begriffs herabsteigen. —

Anm. *Ueber die möglichen Classificationen vorliegender Begriffe.* — Man denke sich die Begriffe als Complexionen von Merkmalen; die Merkmale aber, sofern sie specifische Differenzen, bestimmen können, als liegend in mehreren Reihen; so, daſs die Glieder einer jeden Reihe sich unter einander ausschlieſsen. Heiſse eine Reihe p, und enthalte die Glieder A, B, C, . . . eine andre q, mit den Gliedern α, β, γ, . . . eine dritte r, mit den Gliedern a, b, c, . . . (es könnte noch eine Reihe s, u. s. w. hinzukommen); die VARIATION dieser Reihen wird die niedrigsten durch sie bestimmbaren Begriffe ergeben. Sind die Reihen in der Folge der Buchstaben *p*, *q*, *r*, *s*, zur Variation gezogen worden: so wird die Reihe *s* die specifischen Differenzen für Artbegriffe enthalten, deren Gattungsbegriffe durch Variation der Reihen *p*, *q*, *r*, — höhere Gattungsbegriffe durch *p*, *q*, — die höchsten durch *p*, bestimmt sind. Aber *p*, *q*, *r*, *s*, . . . lassen sich VERSETZEN. Wie viele Versetzungen, so viele Classificationen sind möglich. Die ganzen Classificationen haben zum Theil ganze Reihen von niedrigern Gattungsbegriffen mit einander gemein. Die Menge der Gattungsreihen jeder Höhe in allen Classificationen zusammengenommen, findet man durch COMBINATION OHNE WIEDERHOHLUNGEN der Buchstaben, womit die Reihen benannt sind. — Wären die 4 Reihen, *p*, *q*, *r*, *s*, gegeben: so erlauben dieselben 24 ganze Classificationen; in allen Classificationen zusammen, ist von den niedrigsten Begriffen, deren jeder 4 Merkmale enthält, natürlich nur eine Reihe; — hingegen von den nächst höhern sind 4 Reihen, von den noch höhern 6, und von den höchsten wiederum 4 Reihen möglich. —

Besonders wichtig werden diese Betrachtungen, wenn unter den möglichen Classificationen, die vorzüglichste gewählt werden soll. Der Vorzug aber besteht darin: durch eine möglichst geringe Anzahl höherer Begriffe, möglichst viele niedere zu überschauen. Demnach: enthielte die Reihe p, 5 Glieder, q ihrer 3, r gleichfalls 3, s aber nur 2: so wäre $p\,q\,r\,s$ die schlechteste aller Classificationen, weil sie fünf höchste Begriffe (natürlich unter dem allgemeinen Begriff der ganzen Reihe p) oben an stellen, von da durch dreygliedrige Eintheilung zweymal herabsteigen, endlich mit einer zweygliedrigen schlieſsen würde. Hingegen gäbe es zwey beste, und gleich gute Classificationen, $s\,r\,q\,p$, und $s\,q\,r\,p$.

II.

VON DEN URTHEILEN.

Wenn Ein Begriff aus zweyen Begriffen — noch nicht zusammen gefügt ist, die Zusammenfügung aber unternommen wird: so entsteht ein Urtheil.

Dem Unternehmen der Zusammenfügung geht die Aufstellung voran. Würden beyde Begriffe aufgestellt: so könnte man jeden mit dem andern zu verknüpfen versuchen. Das gäbe zwey Urtheile. Ein einziges Urtheil bedarf nur der Aufstellung eines Begriffs (des Subjects), mit welchem man zu verknüpfen unternimmt den andern, (das Prädicat).

Zum Behuf DIESES Unternehmens geschieht die Aufstellung; das Subject ist Subject nur für ein zu erwartendes Prädicat. Demnach muſs JEDES URTHEIL, als solches, HYPOTHETISCH ausfallen. („A ist B" heiſst nicht, A Ist; — sondern, wenn A gesetzt wird, so ist B mit gesetzt, zur Vereinigung in Einen Gedanken.)

Die Zusammenfügung geht nun entweder von Statten, oder nicht. Die COPULA, und durch dieselbe das Urtheil, ist entweder bejahend oder verneinend. QUALITÄT des Urtheils; welche sein, des Urtheils, Wesen ausmacht, denn Subject und Prädicat, jedes für sich, sind Begriffe.

Geht sie von Statten: so ist nun, in die Aufstellung des Subjects, als mit aufgestellt, hineingelegt das Prädicat; von einer unabhängigen Aufstellung des Prädicats aber keine Rede. Eben so wenig ist die Rede von einer Wegnehmung des Subjects; wohl aber würde die Wegnehmung des Prädicats, seine, der Aufstellung des Subjects verknüpfte, Mit-Aufstellung — demnach die ganze Aufstellung, also auch die des Subjects, hinwegnehmen. (Hierauf gründen sich *modus ponens* und *tollens* bey den Syllogismen.)

Geht

Geht die Zusammenknüpfung nicht von Statten, (vielleicht weil unter den Merkmalen des Subjects sich nichts findet, was mit dem Prädicat auf irgend eine Weise verglichen werden könnte): so heiſst dies zunächst bloſs, dem Subject gehöre das Prädicat nicht zu. (Wie irgend das Zugehören zu denken seyn möge? ignorirt die Logik gänzlich.) Alsdann ist das Subject vergeblich, das Prädicat aber gar nicht aufgestellt. — Es kann aber das Nicht-Zugehören auch ein Ausſchlieſsen seyn, (nach der Lehre von den Begriffen). Drückt das Urtheil dieses aus, so stellt es das Prädicat in conträren Gegensatz mit dem Subject.

In den Fällen, wo durch das Urtheil eine Mit-Aufſtellung des Prädicats geschehen ist, wird dieses die Stelle des Subjects einzunehmen fähig seyn, demnach eine UMKEHRUNG, Statt finden, (ALS unmittelbarer Schluſs, wo das Wort SCHLUSS zwar nicht Übergang zu einem neuen Gedanken, sondern nur zu einer andern Wendung in der Aufſtellung desselben Gedankens, bedeutet.) Dies läſst sich weiter entwickeln, wenn man noch auf den Umfang des, als Subject aufgestellten, Begriffs, Rücksicht nimmt; woraus die QUANTITÄT des Urtheils entspringt.

Eignet nämlich der **Begriff** des Subjects sich das Prädicat zu: so ist dies geschehn für alle Begriffe, von denen er selbst ein Theil des Inhalts ist; d. h. für seinen ganzen Umfang. Das Urtheil ist ALLGEMEIN bejahend.

Stellt der Begriff des Subjects sich in conträren Gegensatz mit dem Prädicat: so gilt dies ebenfalls für den ganzen Umfang; und das Urtheil wird ALLGEMEIN VERNEINEND. Und eben darin besteht der Ausdruck für jenen Gegensatz. (Strenge Allgemeinheit kann nicht anders erhalten werden. Die Allgemeinheit vollständiger Induction ist nur verkürzter Ausdruck für zuvor gefällte partielle Urtheile).

Weiſs aber der Begriff des Subjects nichts vom Prädicat: so wird für den Umfang nichts entschieden. Die NEBENSÄTZE: Einige A sind B, — einige A sind nicht B, — werden als neben einander denkbar (logisch möglich) gestattet. (Contradictorische Aufhebung der BESONDERN BEJAHUHG, würde die allgemeine Verneinung, — ähnliche Aufhebung der BESONDERN VERNEINUNG würde die allgemeine Bejahung, logisch nothwendig machen.)

Hieraus ergeben sich die möglichen Umkehrungen von selbst.

Die allgemeine Bejahung stellt das Prädicat auf für die Sphäre des Subjects; sie stellt es nicht schlechtweg auf, nicht für seine eigne Sphäre. Da nun die eigne Sphäre des Prädicats gröſser seyn kann: so muſs, auf diesen Fall, der Vorsicht wegen, die Quantität des umgekehrten Urtheils wenigstens vorläufig beschränkt ausgedrückt werden. (*conversio per accidens.*) Die allgemeine Verneinung hingegen beruht auf conträrem Gegensatze; darin stecken zwey contradictorische, deren einen das ursprüngliche, den andern also das umgekehrte Urtheil unbeschränkt ausdrücken wird. (*con-*

verſio simplex.) Daher kann hier jedes für das ursprüngliche gelten, denn jedes würde das andere haben begründen können. (Dies merke man für die Lehre von den Schlüssen, um nicht einer Figur den Vorzug vor der andern zu geben.) Das letztere gilt auch für besondre Bejahung; welche ihr Subject beschränkt, demnach dadurch auch das Prädicat beschränkt aufſtellt, und daher in der Umkehrung keine Veränderung erfordert. Allein die besondre Verneinung kann gar nicht umgekehrt werden. Denn in ihr wird gar keine Mit-Aufſtellung des Prädicats durch die Aufſtellung des Subjects erreicht. Aufſtellung des Prädicats selbst als Subjects, wäre demnach ein ganz neuer Actus, der mit dem vorhergehenden gar nicht zusammenhinge. — Die sogenannte Contraposition ist gar keine Umkehrung. Denn sie führt einen neuen Begriff ein, den sie durch Verneinung desjenigen, der zuvor zum Prädicat diente, erzeugt. (Sie ist ein mittelbarer Schluſs in der zweyten Figur.)

[Aus dem Gesagten erhellt die GÄNZLICHE UNSTATTHAFTIGKEIT der Kantischen Tafel von den logischen Functionen im Urtheilen. Die Qualität des Urtheils ist sein Wesen. Die Quantität darf mit jener nicht in eine Reihe treten. Denn sie ist dem Urtheil, wenn es allgemein ist, zufällig, weil der Begriff des Subjects in seinem Inhalte, aber nicht in seinem Umfange besteht, an welchen zu denken seinetwegen gar nicht nöthig ist. In der Speculation, z. B. bey mathematischen Gleichungen, wird die Allgemeinheit der Urtheile ganz ignorirt, eben deswegen, weil man bloſs mit den vorliegenden Begriffen selbst beschäfftigt ist. Aesthetische Urtheile dürfen, ALS solche, GAR KEINE Quantität vorgeben. Die Allgemeinheit findet sich hinterher von selbst. (M. s. allgemeine practische Philosophie; Einleitung.) — Der Unterschied der kategorischen, hypothetischen, disjunctiven Urtheile, gehört gänzlich der Sprach-Form. Freylich, wo der Gedanke, welcher als Subject aufgestellt wird, und eben so der, welcher zum Prädicat dient, — selbst noch die Gestalt eines Urtheils an sich trägt (jener das *antecedens*, dieser das *consequens*): da muſs die Sprache wohl den Unterschied zwischen der Aufstellung zum Behuf der Anknüpfung, und zwischen der Anknüpfung selbst, durch die Worte: WENN, und SO, ausdrücklich bezeichnen. Bey kategorischen Urtheilen versteht sich dieser Unterschied von selbst. Daſs aber die Disjunction ENTWEDER — ODER — gar keinen andern Sinn hat, als diesen: WENN — ALSDANN NICHT, UND UMGEKEHRT, ist vollends offenbar; daher die disjunctiven Sätze bloſs der verkürzte Ausdruck sind für mehrere, einander entgegenlaufende hypothetische Urtheile von negativer Qualität. — Übrigens vergesse man nicht das Wort ZUWEILEN, auch wohl MEISTENS, oder SELTEN, wodurch die hypothetischen Sätze die Beschränkung ihrer Quantität ausdrücken. — Endlich die Modalität enthält wieder in einer Reihe, was gar nicht zusammen gehört. Jedes Urtheil, als solches, für sich allein, ist assertorisch. Denn es giebt wirklich dem Subject ein Prädicat. Aber es wird problematisch, wenn es mit seinem contradictorisch-entgegengesetzten unentschieden zusammengestellt ist. Es wird apodictisch, wenn man sein entgegengesetztes verneint. Gerade dieser Hinblick von Einem Urtheil auf sein entgegengesetztes ist der Sinn der Ausdrücke, welche ein problematisches oder apodictisches Urtheil bezeichnen. Und die Logik ist keine Sprachlehre, sondern eine Lehre von dem Gefüge der Gedanken.]

III.

VON DEN SCHLÜSSEN.

Man nehme an, daſs über die Statthaftigkeit einer Anknüpfung des Prädicats (*P*) an ein aufgestelltes Subject, (*S*), gerade hin nicht entschieden werden könne. So wird man versuchen können, die Art der Aufstellung des Subjects so zu verändern, daſs mittelbar jene Entscheidung erreicht werden möge.

Die logischen Betrachtungen bieten zwey Hülfsmittel dar. Entweder: das Subject (*S*) müſste zuvor mit einem andern Prädicat (*M*) verknüpft werden, welches auf irgend eine Weise mit jenem Prädicat (*P*) zusammenhinge. Oder: das Subject (*S*) müſste selbst, als Prädicat in der Aufstellung eines andern Subjects (*M*) enthalten seyn, welches mit jenem Prädicat (*P*) zusammenhinge.

Die erstere Wendung wird SUBSUMTIONS-SCHLÜSSE, die zweyte SUBSTITUTIONS-SCHLÜSSE ergeben. Nämlich im erstern Falle tritt S in den Umfang von M; das Besondere wird dem Allgemeinen subsumirt. Im andern Falle tritt S in den Inhalt von M, als dessen Merkmal; sofern es dies ist, wird ihm das Verhältniſs, was zwischen M und P seyn mag, zu Theil: es wird in diesem Verhältniſs dem M, mit gehöriger Vorsicht, substituirt.

A) SUBSUMTIONS-SCHLÜSSE. — Es gelte der Satz: SM. Soll daraus für P etwas folgen: so muſs entweder mit M, P gesetzt, oder mit M, P aufgehoben werden. (Man sehe die Lehre von den Urtheilen). Im ersten Falle gilt der Satz: MP; im zweyten, der Satz: PM. Es sind demnach zwey Schluſsarten denkbar:

modus ponens. Erste Fig.	*modus tollens.* Zweyte Fig.
$M \quad P$	$P \quad M$
$S \quad M$	$S \quad M$
$\overline{S \quad P}$	$\overline{S \quad P}$

Anm. Die sogenannten hypothetischen Schlüsse beruhen auf einem Obersatze, der das Verhältniſs seines Subjects zum Prädicat ausdrücklich durch wenn und so bezeichnet. Setzt alsdann der Untersatz, der etwa mit Nun, oder Hier anhebt, einen bestimmten Fall, in welchem das Subject (das *antecedens*) Statt finde, oder das Prädicat (das *consequens*) nicht Statt habe: so gleicht die Conclusion, welche diesem bestimmten Falle (= S) das andre Glied des Obersatzes zueignet oder abspricht, ganz den gewöhnlichen Schlüssen. Die Sprachform wird dies am genauesten bezeichnen, wenn sie lauter hypothetische Sätze gebraucht; die Sache bleibt aber die nämliche auch bey anderm Ausdruck. Hingegen wenn der Untersatz bloſs das *antecedens* behauptend hinstellt, oder das *consequens* ohne weiteres leugnet: alsdann kann auch die Conclusion nur das, was zuvor relativ, als Glied eines Urtheils, für das andre Glied aufgestellt war, unabhängig von dieser Form schlechtweg hinstellen oder leugnen. Da verändert sich bloſs die Art der Setzung; und es geschieht keine neue Verknüpfung von Begriffen.

Es ist alsdann gleichsam S = x^0. Das heiſst: es ist von einem Subject bloſs die leere Form der Aufstellung vorhanden, und in diese wird derjenige Gedanke eingeführt, welcher als Prädicat würde erschienen seyn, wenn es für ihn ein Subject gegeben hätte. Dasselbe kommt bey den kategorischen Urtheilen und Schlüssen vor; und sogar da noch deutlicher. Es ist nämlich dies der Fall, wo die logische Copula sich in die Aussage des Seyn verwandelt. Der Satz: Gott ist allmächtig, oder der andre: der Allmächtige ist Gott, — keiner von beyden sagt, daſs Gott sey. Hingegen der Ausdruck: Es ist ein Gott, setzt das Seyn Gottes, indem er erklärt, sein Gegenstand werde aufgestellt ohne ein Anderes, mit welchem er aufgestellt würde. — Ist aber $S = x^0$ im Untersatz, so findet das Gleiche in der Conclusion statt.

B) SUBSTITUTIONS-SCHLÜSSE. — Es gelte der Satz: *MS*. Soll daraus für *P* etwas folgen: so muſs, in Rücksicht auf *P*, die Mit-Aufstellung des *S* mit *M*, für eine wirkliche Aufstellung gelten können. Es muſs also *M* selbst, für die Verknüpfung mit *P*, als Subject aufgestellt worden seyn; d. h. es muſs gelten der Satz *MP*. Dies giebt die DRITTE FIGUR; in welcher dem Subject *M*, dem das Prädicat *P* anhängt, substituirt wird ein andres Subject *S*. Natürlich in eben der Beschränkung und Bestimmung, worin *M* für den Satz *MP* gegolten hat. Wäre der Satz *MP* allgemein: so müſste, da in dem Satze *MS* vielleicht *S* eine weitre Sphäre hat als *M*, der Vorsicht wegen bey der Substitution des *S* für *M* die Quantität beschränkt werden.

Formel der 3ten Figur: Beyspiel:

$$\begin{array}{c} M\ P \\ \underline{M\ S} \\ S\ P \end{array} \qquad \begin{array}{c} a^2+x(m+n)=b \\ \underline{n=g+h} \\ a^2+x(m+g+h)=b \end{array}$$

Anderes Beyspiel:

Zuweilen, wenn das Barometer steigt, wird es gutes Wetter.

Allemal, wenn das Barometer steigt, wird die Luft schwerer.

Also zuweilen, wenn die Luft schwerer wird, tritt gutes Wetter ein.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Subsumtions- und Substitutionsschlüssen characterisirt sich besonders dadurch, daſs jene einen allgemeinen Obersatz erfordern, diese hingegen einen besondern Obersatz vertragen. Die Subsumtion nämlich würde nicht zuverlässig seyn, wenn M, in dessen Umfange S einen Platz einnimmt, oder ausschlägt, nur für einen Theil seines Umfangs, und vielleicht für einen andern Theil als den des S, mit P im Verhältniſs stände. Hingegen der Substitution ist es nicht zuwider, wenn das Verhältniſs, in welches eins fürs andre eintritt, ein beschränktes Verhältniſs ist. Hieraus ergeben sich auch leicht diejenigen *modi* der Schlüsse, nach welchen in den verschiedenen Figuren wirklich geschlossen wird; und es scheiden sich davon andre, die nur durch schulmäſsige Künsteley entstehn können, und alsdann eine Reduction in Gedanken, nothwendig machen, damit vermittelst derselben das Schlieſsen vollzogen werde.

Bey den Subsumtionsschlüssen wird entweder mit M, P gesetzt, oder mit M, P aufgehoben. Folglich muſs zuvörderst M selbst, bey der Aufstellung des S entweder gesetzt oder aufgehoben seyn. Im erstern Fall ist der Untersatz bejahend; und es zeigt sich die erste Figur; wobey es nun zufällig ist, ob die Bejahung allgemein oder particulär ausfällt, ja auch, ob im Obersatz mit M, P selbst, oder die Verneinung von P gesetzt ist. (Barbara, Celarent, Darii, Ferio.) Im andern Fall soll bey dem Setzen des S, M aufgehoben werden. Das heiſst, der Untersatz ist verneinend. Damit nun die Aufhebung des M auch P treffe: muſs der Obersatz nicht nur allgemein, sondern auch bejahend seyn. Zufällig bleibt die Quantität des Untersatzes. (Camestres und **Baroco** für die 2te Figur.) Wäre der Unterſatz bejahend, und ſollte doch ein verneinender Schluſssatz folgen, ſo müſste dem M, das in die Aufſtellung des S eingefügt war, die Verneinung von P anhängen, d. h. es müſste P im Oberſatze das Prädicat von M ſeyn, und die erſte Figur wäre vorhanden. (Die modi **Ceſare** und **Feſtino** bedürfen der Reduction.)

Für die Subſtitutions-Schlüſse flieſst aus der Natur der Subſtitution ſogleich dieſe Regel: der Unterſatz muſs bejahen; er muſs das S dem M, für welches daſſelbe eintreten ſoll, poſitiv verknüpfen. Aber eben daher ergiebt ſich auch noch ein zweytes Erforderniſs: die Quantität des Unterſatzes darf nicht kleiner ſeyn als die des Oberſatzes; denn man kann das Beſchränkte nicht dem Unbeſchränkten ſubſtituiren. Folglich giebt es keine Subſtitution für die modi **Datiſi** und **Feriſon**; und es iſt nur Spiel, wenn Schlüſſe der Art in der dritten Figur erſcheinen. Vielmehr, der **Begriff**, welcher hier durch den Unterſatz gebildet wird, —

einiges M, durch das Merkmal S bestimmt, — kann nur vermöge der Subsumtion von Einigem M unter Alles M (im Obersatze) den Schluſs hervor bringen, welcher denn in der That durch eine in Gedanken vollzogene Reduction in der ersten Figur zu Stande kommt. Hingegen bey zwey allgemeinen Vordersätzen (in den modis Darapti und Felapton) ist in der Art zu Schlieſsen ein feiner Unterschied bey übrigens gleichem Resultat, je nachdem sie durch Substitution, oder durch Subsumtion nach gehöriger Umkehrung des Untersatzes, vollführt werden. Man bemerke zuvörderst: daſs ein particulär bejahender Satz es zweifelhaft läſst, ob sein umgekehrter ebenfalls particulär, oder ob derselbe allgemein sey. Ferner: daſs allemal die Mitaufstellung des Prädicats mit seinem Subjecte, das erstere genau in der nämlichen Quantität zu denken nöthigt, welche dem letztern als Subject gegeben wird. In dem Satze: alle M sind S, wird genau ein solcher und so groſser Theil des Umfangs von S gesetzt, als M

in

in diesem Umfange einnimmt. Dieser Theil dieses Umfangs kann nun genau in dem Obersatze: alle M sind P oder nicht P, dem M substituirt werden. Wäre der umgekehrte Untersatz: einige S sind M, angewendet worden, so wäre M in derselben unbestimmten Quantität, wie S, gedacht worden, und hätte nun erst allem M subsumirt werden müssen. Jedoch am deutlichsten wird die Substitution in den modis mit particulärem Obersatz, Disamis und Bocardo, die keine Umkehrung des Untersatzes vertragen, und für welche dennoch eine Reduction zu erzwingen, offenbare Künsteley ist. Hier giebt der Untersatz den allgemeinen Begriff: M, ALS S; und dieser tritt in den Obersatz an die Stelle von M, welches dort unter was immer für Bestimmungen vorkommen mag. Seyen hundert M, unter gewissen Bedingungen, P, oder nicht P: wofern nun M überhaupt eine Art von S ist, so sind hundert S, unter denselben Bedingungen, P, oder nicht P.

Der Grund der Unterscheidung zwischen Subsumtions- und Substitutions-Schlüssen läſst Nichts übrig für die sogenannte vierte Figur, in welcher daher nur entstellt erscheinen kann, was in Wahrheit in den vorigen Formen geschlossen wird. Analog der Substitution im Subject, könnte man eine Substitution im Prädicat versuchen; eine solche aber giebt die erste Figur zurück. Sey P, M; aber M, S: so ist darum nicht S, P; sondern P ist S; und die Prämissen waren versetzt.

Druckfehler.

Seite 61 Zeile 6 von unten statt **Synthesis** l. neue Thesis.
— 72 — 3 setze man statt des Punctum ein Comma.
— 75 — 9 statt vermieden l. vermeiden.
— 88 — 5 v. u. und S. 89 Z. 5 statt vermindert l. verändert.
— 89 — 11 statt von a und b l. von a; c mit einem Theile von a und b.

ALLGEMEINE
PRACTISCHE
PHILOSOPHIE

VON

JOHANN FRIEDRICH HERBART.

GÖTTINGEN,
BEI JUSTUS FRIEDRICH DANCKWERTS.
1808.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

INHALT.

Einleitung - - Seite 1
I. Vom sittlichen Geschmack - - 23
II. Wiefern kann der practischen Philosophie Allgemeinheit zukommen? - - 56

Erstes Buch. Ideenlehre.

Erstes Capitel. Idee der innern Freyheit 77
Zweytes Capitel. Idee der Vollkommenheit - - - 87
Drittes Capitel. Idee des Wohlwollens 97
Viertes Capitel. Idee des Rechts - 108
Fünftes Capitel. Idee der Billigkeit 128
Sechstes Capitel. Näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit - - 146
Siebentes Capitel. Übergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen - - - 179
Achtes Capitel. Rechtsgesellschaft 190
Neuntes Capitel. Lohnsystem - 202
Zehntes Capitel. Verwaltungssystem 220
Eilftes Capitel. Cultursystem - 235
Zwölftes Capitel. Beseelte Gesellschaft 247

Zweytes Buch. DIE IDEEN UND DER MENSCH.

Erstes Capitel. Tugend und ihr Gegentheil . . Seite 261

Zweytes Capitel. Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden. Pflicht überhaupt - - - 277

Drittes Capitel. Das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens 289

Viertes Capitel. Schranken des Menschen . . 297

Fünftes Capitel. Theoretischer Begriff der Gesellschaft - - 312

Sechstes Capitel. Schranken der Gesellschaft - - - 328

Siebentes Capitel. Principien des Fortgangs und Ruckgangs - - 352

Achtes Capitel. Der einzelne Mensch, als Gegenstand der Pflicht - 371

Neuntes Capitel. Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder 387

Zehntes Capitel. Zukunft, so fern sie abhängt von den Privatwillen 400

Eilftes Capitel. Zukunft, als abhängig von den Formen und der Macht 411

Zwölftes Capitel. Gränzen der Geschäfftigkeit - - - 422

EINLEITUNG.

Das stille, einsame Denken, sein Suchen und sein Finden, seine Sorgen und Befriedigungen, aus eigner Übung kennen, und schätzen, und lieben: heiſst, die Philosophie kennen, schätzen, lieben. Durch keine Definition, durch keine Beschränkung auf einen bestimmten Gegenstand, und auf bestimmte Arten des Gedankenschrittes, wird derjenige sichs nehmen lassen, philosophirt zu haben, welcher, schwebend in der weiten Mitte zwischen dem Rechnen und dem Dichten, irgend Etwas, das Mehr seyn wollte als ein Gebilde der Willkühr, verfolgte, nicht um einen andern Zweck, sondern um es selbst zu erreichen. Man sagt von der Tugend, sie sey ihres Lohns gewiſs, ohne auszugehn auf den Lohn. Dasselbe gilt von dem reinen Forschungseifer. Ists vielleicht Verwandtschaft, worauf die Ähnlichkeit beyder beruht? Die practische Philosophie soll darauf antworten können, denn sie hat zu reden von der Tugend.

Sie hat auch zu reden vom Leben, von dem Handeln. Aber nicht darum heiſst sie PRACTISCH, damit man ihre Nützlichkeit rühme. Das wäre zweydeutig; denn was Einem nützt, wird dem Andern leicht gefährlich. Man wolle der Wissenschaft nicht so enge Verhältnisse mit den Menschen zumuthen, daſs sie hier Freunde, dort Feinde haben könnte. Ferne sey alles, was ihr das Ansehen einer streitenden Göttin geben möchte, die allenfalls in Person erscheinen werde auf den Tummelplätzen der Welt. Auch nicht Orakel wolle man sie fragen, nach eingerissenen Übeln, wie nun zu helfen stehe? oder mit verdorbenem Herzen kommen, Entsündigungen zu hohlen. Für lautere Seelen ist ihre Sprache kräftig. Vernehmlich noch in einzelnen Stunden lauterer Stimmung. Überall sich wendend an das Reine in den reineren Menschen, spricht sie ihr Wort; unwissend, wie es möge umhergetragen werden von der Phantasie im Gemüth, vom Gerede unter der Menge; unwissend, wie viele Schwärmer es entzücken, wie viel neuen Trug es die Heuchler lehren werde. —

Was ist das Gute? Wer ist der Gute? der Bessere? der Schlechtere? Geurtheilt wird genug durch diese Worte des Beyfalls und des Tadels, von Einem über den Andern im Gespräch, und von Jedem über sich selbst im Gewissen. Ist überhaupt ein solches Urtheilen statthaft? und, wenn dies bejaht würde: welche Urtheile sind richtig? — Wie man den Ausspruch des Beyfalls und Tadels ein practisches Urtheil nennen möchte, so wäre die Berichtigung solcher Urtheile von der practischen Philosophie zu erwarten, als ihr eigentlicher Beruf, — wenn sie einen

Beruf hat, und wenn sie selbst etwas ist.

Kann Jemand die Meinung: aller Beyfall und Tadel über menschliche Sinnesart und Handlungsweise sey nur leeres Wort, — mehr als spielend hinwerfen; kann er sie ernsthaft in sich halten und hegen: so mag derselbe dem für ihn thörichten Beginnen der practischen Philosophie, immerhin lächelnd so lange zuschauen, bis ihm ein neuer Ernst kommt, und er sich fortgezogen fühlt.

Wenn aber eine Menge von Personen, die sich sammt und sonders zum practischen Urtheil befugt halten, einander gegenseitig Unrichtigkeit desselben zur Last legen: wie wird die Philosophie es anfangen, in ihrer aller Namen gültig zu urtheilen? Man wird nicht träumen von einer höhern Autorität, wodurch sie der, ursprünglich in einem Jeden sich erhebenden Stimme, eine veränderte Sprache gebieten könnte. Eben darum nun, weil Jeder selbst der Urtheilende, die Philosophie aber keiner von Allen, ist, ergiebt sich ganz leicht die Antwort: die Philosophie urtheilt gar nicht; sie macht aber urtheilen. Und, da jedes Urtheil sich durch seinen Gegenstand bestimmt findet, sie macht dadurch richtig urtheilen, daſs sie den Gegenstand richtig, d. h. zur vollkommnen Auffassung, darstellt.

Dies ist ihr ganzes Geheimniſs; und, nachdem es verrathen ist, könnten wir unmittelbar zum Werke schreiten, stünde nicht zu befürchten, daſs unter Darstellung von Gegenständen, etwas Unpassendes verstanden, und daran die gangbaren Begriffe von practischer Philosophie nicht glücklich geknüpft werden möchten.

Was kann diese Wissenschaft darzustellen haben? — Am willigsten möchten sich die sogenannten wahren Güter, oder auch das höchste Gut, dazu hergeben, gleichsam vor uns hingestellt zu werden, zur reizenden Schau, um sich erwerben, erkämpfen, zueignen zu lassen. So wäre es denn nicht der ruhige Anblick, und kein, dem Kennerauge abgewonnener, Beyfall, sondern ein wirksamer Antrieb, eine sanfte Gewalt, was durch die Ausstellung dieser Gegenstände erreicht würde. Nicht stillstehend zu urtheilen, sondern vorwärts schreitend zu handeln, — mindestens um ein Werk zu vollbringen, dessen Daseyn für uns einen Werth habe, — dazu wären wir, recht practisch, wie es scheint, ermuntert. Hierüber nun kann man nur bekannte Sachen wiederhohlen. Wenn etwas insofern ein Gut ist, wiefern es begehrt und angestrebt wird: so liegt der letzte Grund seiner Vorzüglichkeit eben in diesem Begehren und Anstreben selbst. Aber die Güte dieses Begehrens, sein Vorzug vor jedem schlechten Begehren, sollte ihm von diesem Gute kommen? So drehen wir uns im Kreise; alles bleibt unbestimmt; und die practische Philosophie gewinnt keinen Anfang noch Inhalt. Also muſs, entweder, das Gut unabhängig von dem Begehren desselben, oder das Begehren unabhängig von seinem Gut, ursprünglich gewürdiget werden. Vielleicht kann jedes von beyden Statt finden, wenn schon nicht zugleich. Es mag Güter geben, — und eine Schätzung derselben, wodurch sie eben als Güter bezeichnet werden, — unabhängig von allem Wollen, Wünschen, Streben, Zueignen, und dergleichen. Und, eine solche willenlose Schätzung einmal angenommen, mag auch, unter der Zahl ihrer Gegenstände, ein gewisses Begehren, ein gewisses Wollen, Beschlieſsen, Handeln, mit vorkommen. Ja der letztere Fall ist die ganz einheimische Grund-Voraussetzung der practischen Philosophie, deren Kritik, um andre Dinge sich nicht kümmernd, unmittelbar den Willen treffen soll. So nun würde einiges Wollen, ohne Frage nach seinem Gegenstande, seiner selbst wegen zu den Gütern, und gleicherweise anderes Wollen zu den Übeln gerechnet werden müssen. Gestehen wir indessen, daſs hier der Sprachgebrauch verletzt wird; so wie schon dort, wo wir überhaupt Güter, als solche bezeichnet durch eine willenlose Schätzung, annahmen. Der Ausdruck: gut, setzt in der That immer einen Willen voraus, DEM etwas gut sey. Darauf wird in der Folge selbst die Benennung Güte, als beyfallswerthe Eigenschaft des Willens, zurückgeführt werden. Für jetzt aber halten wir den Gedanken einer willenlosen Schätzung und Würdigung fest, deren Gegenstand Begehrung oder Wille sey; indem wir uns zugleich den Versuch, eine Güterlehre zur Sittenlehre zu erheben, als vergeblich untersagen.

Es ergiebt sich hier eine Erinnerung an das, was dort vergessen schien, wo gefragt ward, was denn die practische Philosophie könne darzustellen haben, um darüber urtheilen zu machen? Nichts anderes nämlich, als gewisse Zeichnungen eines solchen und solchen Wollens, hat sie zu liefern; damit bey den Zuschauern über einiges Wollen ein unwillkührlicher Beyfall, über anderes ein unwillkührliches Misfallen rege werde. —

Aber warum ein solches und solches, warum einiges und ein anderes Wollen? Warum nicht reiche Darstellungen ganzer wollender Personen und Charactere? Und ein Hervorheben des tiefgegriffenen Kerns, in welchem die einzelnen Bestrebungen Eins sind, und wahrhaft Sind? Warum urtheilen lassen wie über ein Fremdes, — warum nicht lieber gerade hineinversetzen in die edle Gemüthsart, als in das wahre Selbst? Warum nicht das Ur-Princip des endlichen Willens in dem Unendlichen auffordern zum Hervortreten, damit die kalte Moral beschämt verstumme? — Leider! dergleichen hohe Reden sind für die practische Philosophie ganz und gar unverständlich; und sie muſs die Erwiederung der Metaphysik überlassen. Wofern jedoch ein angebliches reales Ur-Princip des Willens, oder auch der ganzen Persönlichkeit, etwa den Stolz eines Familien-Hauptes annähme, und sich seines Ranges wegen die Entscheidung über den Werth der einzelnen Bestrebungen anmaaſste: so ist zu erwarten, daſs, mit völliger Nicht-

Achtung dieser Anmaaſsungen, die gewöhnliche und gemeine Beurtheilung nach wie vor daneben fortgehn würde; indem es ihr einmal eigen ist, sich keiner Autorität zu unterwerfen. So sehr eigen, daſs, erschiene Jenes Ur-Princip selbst auf irgend eine Weise unter der Gestalt eines Willens, es sich eben dadurch ohne Zweifel der nämlichen Censur, wie aller Wille überhaupt, darbieten würde. — Wenn in der Welt der Menschen, etwa ein Herr von altem und wahrhaft ruhmvollem Adel, seinen Stammbaum dem Sohne durch die Thaten der Vorfahren erläutert: so läſst sich begreifen, daſs dem Sohne beydes, der Muth und die Zumuthung wachse, zu verhüten, daſs nicht die angestammte Kraft durch eine, mehr als gemeine, individuelle Schlechtigkeit in ihm unterdrückt werde; allein wer lächelt nicht über den thörichten Wahn, der, in Fällen dieser Art, zuweilen die bloſse Kenntniſs von dem Geist des Hauses und von dem Kern seines Characters, gelten läſst statt des Urtheils über den Werth dieses Geistes und Characters?

Durch einen ähnlichen Wahn verunreinigt zu werden, würde die Sittenlehre Gefahr laufen, wenn sie sich ursprünglich die Gestalt einer TUGENDLEHRE geben wollte. Die Tugend nämlich ist nicht unmittelbar die Vorzüglichkeit des Willens, sondern das Reelle, das Princip zu dieser Vorzüglichkeit. Eine Tugendlehre also würde das Urtheil, welches den Vorzug ausspricht, nicht rein hervortreten lassen, indem sie sogleich das Hervorbringende selbst aufzufassen geböte, welches ohne Zweifel nur möglich wäre durch ein inneres Nachahmen der vorgebildeten geistigen That, — oder besser, durch den kühnen Versuch, in ursprünglicher Erzeugung die Beschreibungen derselben sich verständlich zu machen. Abgesehen nun von der psychologischen Bedenklichkeit: wie wohl bey diesem Versuch, um die Brust recht groſs und voll zu nehmen, sich Jeder von sich selbst anfüllen möchte, — oder, wenn eben dies zu vermeiden geboten wäre, wie seltsam wohl die Nachahmung eines phantasirten höhern Zustandes den Menschen sich selbst entfremden würde: — der Werth der Tugend, dies ist die Hauptsache, könnte unter der gegenwärtigen Voraussetzung nur in einem gewissen Selbstgefühl vernommen werden, welches Selbstgefühl, sobald es wollend und handelnd hervorträte, nun wiederum jener Beurtheilung ausgeliefert wäre, die über alles Wollen unwillkührlich sich pflegt zu verbreiten. Demnach, wie die Güterlehre an einer unheilbaren Unbestimmtheit leidet, indem sie das Wollen, um es zu censiren, selbst zum Maafsstabe der Censur macht, so ladet dagegen eine ursprüngliche Tugendlehre den Vorwurf einer voreiligen Bestimmung dessen auf sich, was einer andern Bestimmung und Würdigung unvermeidlich entgegengeht. Übrigens liegt die Verschiedenheit beyder mehr in der Form als in der Sache. Indem sie das, worauf es ankommt, gleich sehr verfehlen: sagt die eine aufrichtiger und stolzer, was die andre versteckter und anlockender; dieses nämlich, daſs das Wohlgefühl der Selbstbefriedigung das Höchste und Beste sey. Die Tugendlehre stellt dies Wohlgefühl gerade in die Mitte, als Tugend oder Weisheit; die Güterlehre erregt die Hoffnung, es zu gewinnen durch Zueignung der Güter, die sie empfiehlt.

Beyden zugleich, und ihrem gemeinschaftlichen Fehler, stemmt die Pflichtenlehre sich entgegen. Nicht anlockend und nicht stolz, sondern demüthig, aber strenge, nimmt sie, wie es recht ist, sogleich die Willkühr in jeder Gestalt, gefangen; und spricht, mit dem Ausdruck Pflicht, eine Gebundenheit derselben aus.

Es fragt sich nur, ob sie diese Gebundenheit wird erklären können. Schon wenn wir vollkommne und unvollkommne Pflichten, unterscheiden hören, kann der Verdacht entstehn, als sey etwas entwischt aus der

Gebundenheit. Wird nun, zum Schutz der vollkommnen Pflichten, gar ein naturrechtlicher äuſserer Zwang herbeygerufen; und zugleich für alle Pflichten, und die, auf sie sich beziehende, innere Gewissenhaftigkeit, der Begriff von Glücks-Würdigkeit, von Verdienst und Strafbarkeit, eingeführt: so fehlt nicht viel, daſs man nicht fürchte, durch diese Lehre einer fremden Herrschaft überwiesen zu werden, welcher an einer Form der Befugniſs zu zwingen und zu lohnen gelegen war. Die Verwirrung wächst noch, wenn daneben von einer, der pflichtmäſsigen Gesinnung gebührenden Achtung, so wie von der Selbst-Entwürdigung durch entgegengesetzte Sinnesart, in einer hohen Sprache geredet wird, die an die Stimme der Tugendlehre erinnert; und vollends, wenn es an Muth fehlt, den Schmuck einer gewissen Liebenswürdigkeit, welche den Lockungen der Güterlehre verwandt scheinen kann, ganz und für alle Fälle abzulegen. — Die Entwickelung dieser Knäuel ist eine Aufgabe für die Folge; — oder vielmehr, es wird sich alles von selbst entwickeln, und jedes seinen Ort einnehmen. Was aber den Grundcharacter der Pflichtenlehre betrifft, so ist derselbe eben so sehr, als der der Güter- und Tugendlehre, untauglich dazu, der practischen Philosophie ihren ersten Ursprung nachzuweisen. Pflicht verkündet Gebundenheit des Willens. Woran? Wenn diese Frage durch Aufstellung eines ursprünglich und innerlich Bindenden, also eines selbst gegebnen Gesetzes, sollte beantwortet werden, (um einer vermeinten fremden Autorität nicht zu erwähnen, woraus bloſse Dienstbarkeit entstehn müſste, wofern nicht die Autorität nach schon vorausgesetzten sittlichen Begriffen veredelt würde) wenn demnach, wie es in der That unvermeidlich ist, ein kategorischer Imperativ, als Princip der Pflichtenlehre hervorträte, so ergäbe sich eine Spaltung des Willens in dem Wollenden selbst, ein gehorchender, ein gebietender Wille, — denn Gebieten ist Wollen — wobey alles Andre eher möchte erklärt werden können, als der sonderbare Vortritt eines Willens vor einem andern in dem nämlichen Subject? Die Gebundenheit des Willens an den Willen derselben Person? Spräche etwa Jemand, der eine Wille sey beständig, der andre aber wankelmüthig, jener wesentlich, dieser zufällig, also müsse schon, damit Ordnung werde, der Biegsame sich dem Unbiegsamen fügen — ja vermäſse man sich, um dies glaublich zu machen, sogar in die übersinnliche Tiefe der vernünftigen Natur hineinzuschauen: alsdann würde eben ein Naturgesetz (die Wahrheit solcher Eröffnungen einmal angenommen) zu Tage gefördert seyn, welches wohl in irgend einer späten Zukunft sich erfüllen möchte, — denn bis jetzt weiſs die Erfahrung nichts davon, daſs der vorgeblich gebietende Wille besser zu herrschen verstehe in den Menschen, als der, welchem das Gehorchen bestimmt ist. Naturgesetze nun ergeben Natur-Nothwendigkeiten; aber nicht dahin war der Sinn derer gerichtet, welche in der Pflicht eine Gebundenheit des Willens an den eignen bindenden Willen nachzuweisen unternahmen. Vielmehr hofften sie einen Jeden, auch den Hartnäckig - Widersetzlichen, an seine Pflicht mahnen zu können, ohne die Thatsache, ob er wirklich sich selbst pflichtmäſsig gebiete, auch nur in Frage bringen zu dürfen.

Der allgemeine Fehler der Güter -, Tugend - und Pflichten - Lehren liegt am Tage. Sie alle kennen nichts als den Willen, und möchten ihn auf irgend eine Weise zu seinem eignen Regulativ machen. Um dahin zu gelangen, mustern sie seine Gegenstände, versetzen in die ihm entsprechenden Gefühle, graben nach seinen Quellen und forschen nach seinen ersten und letzten Äuſserungen. Alles umsonst. Es ist immer nur Wille, aber keine Würde des Willens, was erreicht wird.

Daſs nun gleichwohl die bisher vorhandnen Lehren von Pflichten, Tugenden und Gütern, vom Herzen zum Herzen gesprochen, das Bessere in den Menschen zum Noch-Besseren vielfältig erhöht haben, dies zu verkennen sey ferne! Gleichgestimmte Gemüther verstehn einander, trotz dem unrichtigen Ausdruck. Die aber nur vernehmen, was unmittelbar in den mitgetheilten Worten und Begriffen lag, welchen Eindruck können sie von jenen Lehren empfangen? Mag man sie reizen durch vorgehaltene Güter, mag man sie ermuntern zum Lebensgefühl ihrer inwohnenden Tugend, mag man endlich sie drängen, die Herrschaft der strengen Pflicht zugleich zu dulden und zu üben: sie werden vielleicht versuchen, was es seyn würde, wenn man diesen Aufforderungen folgte; sie werden sich aufmachen, — aber zuletzt unwillig klagen, nicht von der Stelle gekommen zu seyn. Ihr Gut bleibt das Ziel ihres Willens; ihre Tugend die Kraft ihres Willens; ihre Pflicht die Herrschaft ihres Willens. Unternimmt man, eines andern Willens Ziel und Kraft und Herrschaft dagegen aufzustellen, so ist zu wünschen, daſs man etwas Besseres davon zu sagen wisse als dies: er sey ein Erster, ein ursprünglicher Wille; und daſs man ihn den abgeleiteten Willen anders darzustellen wisse, als so, sie seyen ja nur die abgeleiteten, denen es gebühre, sich unterzuordnen. Erwartet man aber, Er, der ursprüngliche, werde sich schon gelten machen gegen die Abkömmlinge und Nebensproͤſslinge, so wäre es vielleicht gerathener, dies schweigend zu erwarten, — wofern nicht etwa in den Reden eine besondere Kraft liegt, den schlafenden zu wecken. —

Etwas anderes haben wir zu wecken; das Urtheil über die Willen. — Gebundenheit des Willens verkündigt allerdings die Pflicht; und heiſst jeden Ruhm von Gütern und von Tugenden verstummen, der erhoben ward vom Genuſs, und vom Übermuth der selbstbewuſsten Thatkraft. Die Knechtschaft Eines Willens aber, und die Herrschaft eines andern Willens, diese bleibt der Pflicht gleich fremd, es seyen Herr und Knecht nun Zwey, oder zu einem Einzigen verschmolzen. Was drücken und lähmen — was die Energie des Willens mindern, einen Theil davon vernichten könnte, das hätte gerade soviel hinweggenommen von dem Gegenstande derjenigen Gebundenheit, deren wahres Wesen zu erkennen wir bemüht sind. Hemmend einwirken auf die Stärke des Willens mag physische Gewalt; die Pflicht weiſs wohl, daſs es ihr nicht gegeben ist, zu zwingen. Lasse man denn hinweg von dem Willen — ganz und gar — seine Stärke, sein Thun, und alle Grade seines möglichen Wirkens und Leidens im Conflict mit einer gegenwirkenden Kraft und Stärke; — lasse man fahren den Gedanken an seine Wirklichkeit, die sich könnte fühlbar machen in der Wirklichkeit: — was bleibt übrig? Sein bloſses Was, — sein Bild!

Das Bild des Willens ist gebunden, nach Art der Bilder, an das willenlose Urtheil, das in dem Auffassenden hervortritt.

Und der Wollende ist ausgesetzt dem eignen Anblick, worin mit seinem Bilde das Selbsturtheil zugleich erzeugt wird.

Das Urtheil ist kein Wille, und kann nicht gebieten. Tadelnd aber mag es fort und fort vernommen werden, — bis vielleicht, den Willen ihm gemäſs zu ändern, ein neu erzeugter Wille sich entschlieſst. Dieser Entschluſs ist Gebot, und der veränderte Wille erscheint als gehorchend. Beydes zusammen als Selbstgesetzgebung. Darnach richten sich Pflichten, Tugenden, Güter; sammt den Begriffen von einem höhern Willen, der, wenn er nur zum Musterbilde taugt, nicht nöthig hat, die Rolle einer Grundkraft in den menschlichen Gemüthern zu übernehmen, um sie nach sich zu bestimmen. Ächt religiöse Fragen aber hier, in den Vorhöfen der practischen Philosophie, zu erheben, wäre ein allzudreistes Unterfangen. —

Nach abgelehnter Zumuthung, zu erzählen oder zu beweisen, was irgend des Willens Daseyn betreffen könnte, was sein reiner, oder unreiner Trieb begehre, was ihn zu reizen, oder zu nöthigen sich eignen möge: — entsteht nun die Frage, wie es zu veranstalten sey, daſs geurtheilt werde über die Beschaffenheit der Willen? Bey gehöriger Nachforschung werden sich zwey Hauptsätze ergeben; der eine: Ergeht ein Urtheil über ein Wollen, so trifft es dasselbe nie als ein einzelnes Wollen, sondern immer als Glied eines Verhältnisses. Der zweyte: das Urtheil hat ursprünglich gar keine logische Quantität; sondern die Sphäre seiner Geltung kommt ihm von der Allgemeinheit der Begriffe, durch welche die Glieder des Verhältnisses gedacht werden. Beyde Sätze sollten eigentlich von einer allgemeinen Ästhetik dargeboten werden, in deren Gebiet die Untersuchungen gehören, welche hier folgen.

I.

Vom sittlichen Geschmack.

Der Geschmack, sagt man, sey so unsicher, daſs es thöricht wäre, über seine Urtheile zu disputiren. Und von ihm sollten die Aussprüche kommen, auf deren Bestimmtheit die Strenge der Pflicht, auf deren Gleichförmigkeit und Beharrlichkeit die Heiligkeit alles Sittlichen beruht? Das moralische Gefühl ist verwiesen aus den Grundlegungen der Sittenlehre; versucht es etwa hier, unter einem neuen und modischen Namen sich wieder einzuführen?

Daſs der Geschmack unsicher ist, weiſs man hoffentlich nur aus der Erfahrung. Und bestimmt aus solchen Erfahrungen, wozu die abweichenden Urtheile über sehr zusammengesetzte Gegenstände, als über ganze Werke der Kunst oder der Natur, Veranlassung gegeben hatten. Es ist kein Zweifel, daſs die Anzahl dieser Erfahrungen sich nur vermehren würde, wenn man Beyspiele von guten und bösen Characteren, wie sie etwa in den Schauspielen vorkommen, zur Beurtheilung darstellen wollte. Es ist hingegen Hoffnung vorhanden, die Gründe der Unsicherheit zu entdecken, sobald die Elementar-Urtheile bestimmt werden ausgesprochen seyn; welche der ästhetische Total-Effect zusammengesetzter Werke zwar aufreizt, aber nicht gesondert hervortreten läſst, vielmehr, wofern das Werk nicht classisch ist, sogar unter einander in Widerstreit setzt. Dies gilt allen Künsten; den Werken der Poesie, Plastik, Musik, so gut als der ganzen sittlichen Sinnesart menschlicher Charactere.

Übrigens möchte man, damit das Gemüth den Verstand begleite, immerhin sich versetzen in ästhetische Anschauungen, wie sie von den Künsten pflegen erweckt zu werden; man möchte bemerken, wie verschieden davon der starre Blick ist, mit welchem das Kind oder überhaupt der rohe Mensch die nämlichen Gegenstände zwar völlig faſst, aber nicht fühlt; wie verschieden davon gleichfalls die Begierde, welche das Kunstwerk in ihren Besitz zu bringen, in ihr Eigenthum zu verwandeln beabsichtigt. Es ist nur zu fürchten, daſs man sich dem Eindruck des Schönen zu sehr hingeben, — sich zu sehr anfüllen wird von den Gemüthsbewegungen, die mit ihm gewöhnlich verbunden sind. Dahin gehört schon die warme Liebe, die Begeisterung, entgegengesetzt dem kalten Kenner-Urtheil; dahin gehört noch mehr das Schweifen der Phantasie aus einer Sphäre des Geschmacks in die andre. Manche Personen gerathen ins Dichten, wenn eine schöne Landschaft sich eröffnet; und ins Schwärmen, wenn sie Musik hören; oder sie halten wenigstens die Musik für eine Art von Malerey; die Malerey aber für Poesie, die Poesie für die höchste Plastik, und die Plastik für eine Art von ästhetischer Philosophie. Solchen wäre wohl zu rathen, sie möchten sich in dem Lächeln der Meister jeder einzelnen Kunst, so lange baden, bis es ihnen gelänge, des eigenthümlichen Schönen aller besondern Gattungen inne zu werden; also die Landschaft in der Landschaft zu sehen; des Concerts aber im Concerte froh zu werden; eben so der Verhältnisse und Tinten in der Malerey, endlich der Verflechtung von Situationen, Empfindungen, Characteren, in der Poesie.

Um überhaupt ein Geschmacksurtheil rein zu haben, achte man auf das Veränderliche der Zustände, in welche es das Gemüth versetzt. Dies Veränderliche sondere man ab; es kann dem Geschmack nicht wesentlich seyn. Aber die Auffassung des Gegenstandes muſs bleiben in ihrer Schärfe, damit geurtheilt werden könne. Weder die ersten, noch die letzten Empfindungen, welche ein Kunstwerk erregt, sind die rein ästhetischen; jene nicht, weil der Gegenstand noch nicht vollkommen gefaſst ist, weil die Masse noch drückt; diese nicht, weil die Aufmerksamkeit ermüdet ist und schwindet.

Die Frage aber: wann denn das reine Geschmacksurtheil hervortrete? ob es überall ein solches gebe, und geben könne? ob dasselbe etwas anders als bloſse Idee sey, welcher sich die wirklichen Gemüthszustände mehr oder minder annähern? — sammt der gegenüberstehenden Frage: ob es ein reines Kunstwerk — das nicht zugleich rühre, reize, unterhalte, — geben könne? geben solle? — Diese Fragen liegen auſser unsrer Sphäre; da es der practischen Philosophie nicht darauf ankommt, den Geschmack psychologisch, wohl gar transscendental, zu betrachten und zu erklären, sondern vielmehr ihm selbst bestimmte Acte abzugewinnen, seiner Betrachtung Willen und Willensverhältnisse zu unterwerfen. Und möge es recht lebhaft gefühlt werden, wie sehr störend und hemmend auf die Thätigkeit des Geschmacks, eine unzeitige Speculation über den Geschmack wirken müſste! Wie so gänzlich gleichgültig für sein Urtheil selbst, jeder Aufschluſs seyn müſste, der gleichsam den Mechanismus des Urtheilens enthüllte!

Um den scharfen Unterschied zwischen Geschmack und Begierde ist es hier zu thun; damit das, wovon alle Autorität über das Begehren und Wollen, sich herschreibt, nicht selbst scheine damit zusammen zu fallen. Es tritt nun sogleich hervor: daſs Begierde das Künftige sucht, der Geschmack aber über das Vorliegende bestimmt; daſs eben daher auch nur die Begierde eigentlich kann befriedigt werden, indeſs dem Geschmack vielmehr Nachachtung, Befolgung seiner Weisungen entspricht. — Um dies ganz ins Licht zu setzen: werde zuvörderst der Zustand des Begehrens mit dem der Befriedigung verglichen. Die Befriedigung entsteht in der Erlangung des Begehrten. Besinnt man sich genauer, so ist unleugbar das Erlangte nichts anders als ein Vorgestelltes (im allgemeinsten Sinn des Worts); indem jedes Object nur Object ist für das Subject, kein wirkliches Ding aber, als Ding an sich, einen Zugang zum Gemüthe finden, kein Genuſs in einer Verschmelzung der Seele mit einer fremden Sache bestehen kann. Die geringste Geläufigkeit in idealistischen Betrachtungsarten muſs dies auſser Zweifel setzen. Nun kann man fragen, wie denn das Vorgestellte, welches erst in der Befriedigung erreicht wird, zuvor habe begehrt werden können, wenn es in der Begehrung noch nicht vorgestellt wurde? Das alte, *ignoti nulla cupido*, ſagt schon, daſs die Begierde ihren Gegenstand vor allen Dingen kennen muſs. Aber man müſste nie begehrt haben, um nicht an jenes schwellende, zum vollen Bewuſstseyn herandringende, Vorstellen sich zu erinnern, welchem in den meisten Fällen erst dann, aus der Tiefe des Gemüths sich hervorzuarbeiten, gelingt, wenn ihm das zu Hülfe kommt, was wir den äuſsern Eindruck des entsprechenden wirklichen Gegenstandes nennen. Jemand begehrt z. B. eine bekannte Person zu sehn, eine bekannte Musik zu hören. In minderm Grade ist ihm die Person, die Musik, während des Begehrens, in der Phantasie gegenwärtig; aber erst das wirkliche Sehen und Hören vollendet das Vorstellen. Bedarf es noch der Bemerkung, daſs, falls eine unbekannte, d. h. nur durch einige Umstände bekannte Person, kennen zu lernen begehrt würde, bey erfolgtem Anschauen und Gespräch auch nicht eigentlich das Neue und Unerwartete, welches sich vorfindet, zur Befriedigung könnte gerechnet werden, sondern vielmehr als eine Zugabe zu dem Begehrten anzusehen wäre? — Demnach, in der Befriedigung, und vor derselben, ist auf gleiche Weise das Begehrte bekannt; es ist auch zugegen im Bewuſstseyn, aber in verschiedenen Graden. Die innere Regsamkeit der Vorstellung, von da an, wo sie sich erhebt aus dem Hintergrunde der zahllosen schlummernden Gedanken, durch alle die Grade, auf welchen sie abwechselnd steigt und sinkt im Drängen gegen eine innere Hemmung, bis zu dem Puncte, da die Wahrnehmung — oder auch Phantasie *), For-

---

*) Eine sehr lebhafte Phantasie befriedigt sich selbst; wenigstens für kurze Zeit.

schung, Rechnung, Anstrengung, — sie vollendet hinstellt in die Mitte des Bewuſstseyns: diese Regsamkeit der Vorstellung des Begehrten ist selbst das Begehren; dessen Character man ganz verfehlen würde, wenn man an ein allgemeines Begehrungsvermögen, als an eine Werkstäte denken wollte, worin die auf andern Wegen erlangten Vorstellungen, durch eine unbegreifliche Verarbeitung in Gegenstände der Begierden verwandelt würden.

Wo nun diese Regsamkeit einer Vorstellung sich findet: da ist das Vorgestellte ein Begehrtes. Und was kein Begehrtes seyn soll, das muſs nicht mit solcher Regung, nicht so drängend vorgestellt werden; es muſs vielmehr ruhig stehn, in vollendeter Vorstellung, die keiner Erhebung und Ergänzung durch Zufall oder Einfall be-

---

Sie vollendet das Vorstellen, trotz der innern Hemmung; so lange diese Spannung dauert, bedarf es des wirklichen Gegenstandes nicht.

dürftig noch fähig sey. In klarer Gegenwart besitzt der Geschmack, was er beurtheilt; er hält und behält das Bild, worüber er Beyfall oder Misfallen ausspricht; und auch sein Spruch ist ein anhaltender Klang, der nicht verstummt, als bis etwa das Bild hinweggezogen wird.

So leicht sich nun begreifen läſst, was der Begierde zu ihrer Befriedigung könne gegeben werden, nämlich wiederhohlte Erzeugung der gleichen Vorstellung, wodurch die schon vorhandne verstärkt, und von der Hemmung durch den Druck entgegengesetzter Wahrnehmungen, Empfindungen, Erinnerungen, befreyt werde, — so seltsam mag es scheinen, daſs der Geschmack, der keine Gaben annimmt, selbst etwas gebe, und durch sein Urtheil der schon fertigen Vorstellung seines Gegenstandes gleichsam aus eignem Vermögen etwas zulege. War etwa dieser Zusatz schon bereit im Gemüth; — war das Misfallen an einem häſslichen Gegenstande schon vorräthig, und wird es

jetzt,

jetzt, da eben dieser Gegenstand sich der Anschauung darstellt, nur herbeygehohlt, um von ihm in Empfang genommen zu werden? Gesetzt, man wollte einer so sonderbaren Meinung nachhängen: so würde doch hoffentlich das Misfallen an dem Gegenstande sogleich mit der Vorstellung desselben zusammenfallen, nicht aber, man weiſs nicht wann, noch warum? sich erst später zu demselben verfügen. So lieſse sich denn das Urtheil gar nicht von dem Gegenstande, worüber es ergeht, trennen, noch unterscheiden; sondern man hätte denselben Fall, welcher bey dem Gefühl von Lust und Schmerz eintritt, wo in der That das Gefühlte vom Gefühl abgesondert nicht kann aufgefaſst werden. Denn daſs z. B. beym Zahnschmerz der Zahn es sey, welcher in dem Schmerze selbst empfunden werde, wird sich niemand einbilden; aber auch niemand im Stande seyn, hierin das Vorgestellte von dem Wehe zu unterscheiden. Und darum ist in den Zuständen von Lust und Schmerz das Gemüth gleichsam gefangen. Es kann das Gefühl auf nichts Äuſseres beziehn, welches die Phantasie für sich festzuhalten und damit zu schalten vermöchte; es kann nur fühlen oder nicht. — Es kann stärker und schwächer fühlen; Schmerz und Lust sind gelinder oder heftiger. Man denke sich nun einmal diese oder jenen, als könnten sie zerlegt werden, in ein Vorgestelltes, und in dessen Annehmlichkeit oder Widrigkeit. Alsdann müſste jedem Grade des Bewuſstseyns, welcher dem Vorgestellten zu Theil würde, auch ein Grad der Annehmlichkeit oder Widrigkeit zugehören; eben dadurch aber fielen die Unterschiede des Grades hinweg von der Annehmlichkeit oder Widrigkeit, und anheim dem Vorgestellten ſelbst. Hätte nun dies die Natur der Lust und des Schmerzes: so dürften wohl beyde sich absolut bestimmen lassen; nämlich von dem Begriff dessen, was in ihnen das Vorgestellte wäre, würde man aussagen, daſs ihm die Annehmlichkeit oder Widrigkeit zukomme, das Relative aber, die Vergleichung des Mehr- und Minder-Angenehmen, oder Unangenehmen, bliebe den einzelnen Wahrnehmungen überlassen, in welchen das Vorgestellte mehr oder weniger stark aufgefaſst würde. So könnte es eine Lehre von der Lust und dem Schmerze geben, worin, was angenehm und unangenehm sey, verzeichnet stünde; eine Lehre, die mit den Begierden und deren Befriedigung gar nichts zu schaffen hätte, indem sie sich gar nicht kümmerte um die Regsamkeit der Vorstellungen, sondern nur um die Qualität des Vorgestellten; eine Lehre, die eben deshalb die meiste Ähnlichkeit mit einer wahren Geschmackslehre haben müſste. Denn die Aufgabe der letztern ist ohne Zweifel die Aufstellung dessen, was gefällt und misfällt, in den einfachsten Ausdrücken. — Oder möchte man eine solche Lehre von Lust und Schmerz lieber vergleichen mit einer Lehre von Gütern und Übeln? Daſs also die Güter alles dasjenige Vorgestellte wären, welchem die Annehmlichkeit, die Übel dasjenige, welchem die Widrigkeit in dem Zustande des vollendeten Vorstellens zukäme? Alsdann hätte man nur zu besorgen, daſs Befriedigung éiner Begierde, d. h. Vollendung einer aufstrebenden Vorstellung, manchmal zusammenfiele mit der Erlangung eines Übels; und eben so Entbehrung, d. h. fortdauernde Hemmung der aufstrebenden Vorstellung, einerley wäre mit der Verhütung eines Übels; daſs auch oft genug Unbekanntschaft mit gewissen Gütern sich als das sicherste Mittel zeigen würde, um an keiner Entbehrung derselben zu leiden. Dergleichen ist sehr bekannt! Die sogenannte Glückseligkeitslehre hat viele Versuche gemacht, Befriedigungen und Entbehrungen zu reimen auf die Gefühle des Angenehmen und des Schmerzhaften; die Unsicherheit eines solchen Unternehmens, das aus der Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen aufstrebender und vollendeter Vorstellung entstand, wird wohl aus den geleisteten Entwickelungen hinreichend klar seyn. Aber auch, was diesen Unterschied verwischte, ergiebt sich aus dem Vorigen. Das Vorgestellte ist verschmolzen mit seiner Annehmlichkeit und Widrigkeit in das Eine und untheilbare Gefühl der Lust oder des Schmerzes. Gestattet nun ein veränderter Gemüthszustand kein vollkommnes Inne-werden der Annehmlichkeit oder Widrigkeit, so schwindet auch das dazu gehörige, damit verschmolzene, Vorgestellte, hinweg. Daher die Meinung, daſs Manches nur für eine Zeitlang angenehm sey, durch längere Dauer und bey veränderten Umständen hingegen unangenehm werde. Das Angenehme und Unangenehme fixiren, hieſse, eine wandelbare Gemüthslage festhalten. Es der Begierde entgegensetzen, — so, wie ihr das Schöne und Gute kann entgegengestellt werden, — hieſse, demjenigen, was nur für eine bestimmte Gemüthslage und durch dieselbe vorhanden ist, eine Existenz beylegen für eine andre, vielleicht widerstreitende, durch die es aufgehoben ist.

Wie vieles wir auch hier im psychologischen Dunkel, ohne alle Andeutung, liegen lassen — zwey Gegensätze sind gewonnen, woran sich die Bestimmung der Bedingungen, unter welchen alle Gegenstände des Geschmacksurtheils stehen müssen, gleichsam stemmen kann. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheil muſs vollendet, ungehemmt, vorgestellt werden, dadurch unterscheidet es sich von dem, gegen die Hemmung aufstrebenden Begehrten. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheil muſs aber auch abgetrennt von diesem Urtheil, d. h. ohne Beyfall oder Misfallen, lediglich als Gegenstand der Erkenntniſs, rein theoretisch vorgestellt werden können; als dasjenige, worauf eben das hinzutretende Urtheil sich richte: dadurch ist es geschieden von dem Angenehmen und Unangenehmen, das nur im Gefühl selbst ergriffen werden kann Jetzt entsteht die Frage: wie es denkbar sey, daſs sich das Vorgestellte, dem der Beyfall oder das Misfallen doch zukommt, — auch ohne solches, als ein Gleichgültiges, solle betreffen lassen? Es ist klar, daſs ihm, dem Gleichgültigen, etwas fehlen müſste zu ihm selber, dem Gefallenden oder Misfälligen! Halte man für einen Augenblick diesen Widerspruch fest; und denke sich eine Ergänzung, welche zu ihm, dem Gleichgültigen, hinzukommend, aus ihm machte es selbst, das Gefallende oder Misfallende. So würde das Vorgestellte im Geschmacksurtheil aus dem Gleichgültigen und der Ergänzung zusammengesetzt seyn. Da wäre die Ergänzung, als Theil des zusammengesetzten Vorgestellten, selbst ein Vorgestelltes. Und so müſste auf sie angewendet werden, was zuvor festgesetzt war: nämlich, daſs das Vorgestellte des Geschmacksurtheils sich auch rein theoretisch, als ein Gleichgültiges solle auffassen lassen. Daraus geht hervor, daſs jeder Theil dessen, was, als zusammengesetzt, gefällt oder misfällt, für sich und einzeln genommen gleichgültig, — mit einem Wort, daſs die Materie gleichgültig, die Form hingegen der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sey. — Die einfachsten Beyspiele sind hier die besten. Was ist z. B. in der Musik eine Quinte, eine Terze, ein jedes beliebiges Intervall von bestimmter musicalischer Geltung? Es ist bekannt, daſs keinem der einzelnen Töne, deren Verhältniſs das Intervall bildet, für sich allein nur das mindeste von dem Character zukommt, welcher gewonnen wird, indem sie zusammen klingen.

Also der Geschmack ist nicht ein Vermögen, Beyfall und Misfallen — im eigentlichen Sinne zu geben: sondern diejenigen Urtheile, die, zu ihrer gemeinschaftlichen Auszeichnung vor andern Äuſserungen des Gemüths, unter dem Ausdruck: Geschmack, pflegen begriffen zu werden, — sind Effecte des vollendeten Vorstellens von Verhältnissen, die durch eine Mehrheit von Elementen gebildet werden. Daſs die wahren Elemente nicht gänzlich ungleichartig seyn dürfen, sondern im Verhältniſs stehn, d. h. eins als die Abänderung des andern müssen betrachtet werden können, läſst sich hier nicht vollkommen erörtern; soviel jedoch ist sogleich klar, daſs sie nicht bloſs in einer Summe müssig neben einander stehn, sondern einander durchdringen sollen, welches eine Farbe z. B. und ein Ton, oder ein Ton und eine Gesinnung, schwerlich leisten würden, dahingegen Ton und Ton, Farbe und Farbe, Gesinnung und Gesinnung, in Einem Denken zugleich vorgestellt, in der That einander gegenseitig so modificiren, daſs Beyfall oder Misfallen — und zwar für jedes besondere Verhältniſs von besonderer Art, — in dem Vorstellenden hervorspringt. Noch dies mag man bemerken: das Verhältniſs darf nicht als solches, durch seinen Exponenten begriffen werden; der, indem er anzeigt, welche Abänderung Ein Glied des Verhältnisses in das andre übergehn mache, gerade dadurch zerstückt, was zusammen bleiben muſste. Denke man zu dem arithmetischen Verhältniſs 5 — 7 den Exponenten 2 hinzu: das Verhältniſs hat sich in die Gleichung $7 = 5 + 2$ verwandelt, wodurch die 7 zerlegt, und als Glied des Verhältnisses zerstört wird. —

Wer sich losmachen kann von der Meinung, als ob die theoretischen Regeln desjenigen Gefüges, wodurch Kunstwerke die sogenannte Einheit, eigentlich Faſslichkeit, erlangen, (Regeln, welche die Production wenig unterstützen, und selbst zur Kritik nicht ausreichen,) für das Wesentliche der Geschmackslehre zu halten seyen; wer einmal inne geworden ist, daſs das KÖSTLICHE der Schätze, welche die Künstlerphantasie besitzen muſs, um sie ordnen zu können, nicht liegen kann in ihrem systematischen, oder ökonomischen, Gebrauch: der wird vielleicht aus dem Vorhergehenden abzunehmen aufgelegt seyn, was eine Ästhetik, wie wir sie gegenwärtig noch nicht haben, eine Ästhetik als Aufstellung ästhetischer Principien, — eigentlich zu leisten verbunden wäre. Nicht definiren, nicht demonstriren, nicht deduciren, selbst nicht sowohl Kunstgattungen unterscheiden und über vorhandene Kunstwerke räsonniren, als vielmehr — versetzen sollte sie uns in die Auffassung der gesammten einfachen Verhältnisse, so viele es deren geben mag, die beym vollendeten Vorstellen Beyfall und Misfallen erzeugen. Inne werden sollten wir durch sie eben des specifischen Beyfalls und des specifischen Misfallens, welches einem jeden einzelnen Verhältnisse ursprünglich eigen ist. Auf diesem Wege würde sie allen den Verhältnissen, die zu einer Kunstsphäre gehören, eine gleichmäſsige Aufmerksamkeit schaffen, und dadurch den unbewuſsten Tact berichtigen, welcher in der Scheidung des Schönen vom Häſslichen zwar ursprünglich beschäftigt ist, aber nur gar zu oft an individuellen Einseitigkeiten leidet, die ihn hindern, einer ungestümen Phantasie die gehörigen Schranken zu setzen. — Darf man es sagen, daſs die musikalischen Lehren, die den seltsamen Namen: Generalbaſs, führen, das einzige richtige Vorbild sind, welches für eine ächte Ästhetik bis jezt vorhanden ist? *) Dieser Generalbaſs verlangt, und gewinnt, für seine einfachen Intervalle, Accorde, und Fortschreitungen, absolute Beurtheilung; ohne irgend etwas zu beweisen oder zu erklären. — Nicht anders sollen hier, weiterhin, Verhältnisse von Willen vorgelegt werden, um, gleich jenen Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beyfall und absolutes Miſfallen zu versetzen. Rein abgeschnitten seyn werden hier, wie dort, alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statten geht! Der einzige Unterschied ergiebt sich von selbst, daſs der Musiker nur

---

*) Es muſs hier ausdrücklich bemerkt werden, daſs von einer vollständigen Theorie der Musik, der Generalbaſs nur noch ein sehr kleiner Theil seyn würde.

nöthigt hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck Begriffe von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen seyn, da diese Verhältnisse nur im Denken, nicht sinnlich, vernommen werden können. Ein Beytrag wird dadurch geliefert seyn zu einer künftigen Poëtik, sofern unter deren Elementar-Verhältnissen, die der Willen sich wieder finden müssen. Die übrigen Grundverhältnisse aufzusuchen, und beyzufügen, wird alsdann vielleicht Andern eher gelingen. Das Rhythmische, nicht der Worte, sondern der Gedankenfolge, — und überhaupt das, was die successiv darstellende Kunst characterisirt, — dürfte zunächst in Frage kommen. —

Auch wird sich die Ästhetik vielleicht nicht fernerhin verhehlen wollen, daſs sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte, — Kämpfe, — anmuthet, wie die Moral dem ihrigen. Daraus nämlich, daſs dem Geschmack die vereinzelten Elemente seiner Verhältnisse gleichgültig sind, — zusammengenommen mit der allgemeinen Möglichkeit, daſs jede Vorstellung, aufſtrebend im Gemüth gegen eine innere Hemmung, den Character der Begierde annehmen könne, — folgt unmittelbar, daſs, wofern einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äuſsert, gar leicht ein Misfallen mit dieser Begehrung zusammenstoſsen könne; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben werden wird, da das absolute Misfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. So muſs der Künstler manchmal eine Vorliebe aufopfern, um sein Werk rein zu erhalten; und so sehn wir auf der Bühne geschehn, was wir nicht wünschen, damit nur der Form unser Beyfall gewonnen werde. Wird man etwa hier von einer beschränkenden Natur der Ästhetik reden? — Sey denn die Hoffnung erlaubt; es werde keiner weitläuftigen Erörterung der beschränkenden Eigenschaft der Sittenlehre, bedürfen, woran sich manche zu ſtoſsen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergiebt es sich von selbst, daſs sein Misfallen — entweder dauern, oder diese Willen beschränken muſs. Richtige Charactere aber beschränken sich selbst mit Leichtigkeit, weil der Geschmack ihre herrschende Kraft ist; und so kann, in ihnen, das Gefühl, beschränkt zu werden, nicht aufkommen. Eben so bey wahren Künstlern. Nur das haben die übrigen Theile der Ästhetik, wenn man will, voraus vor der Sittenlehre, daſs sie den Unfolgsamen ganz abweisen können. Der schlechte Dichter, sagt die Poëtik, soll nicht dichten. Aber hat es einen Sinn, zu sagen: der schlechte Mensch soll nicht wollen?

Es liegt nicht an den Geschmacksurtheilen, wenn sie als eine Macht gefühlt, wenn sie als Gebote ausgesprochen werden; es liegt an demjenigen, was wider sie auffährt, und an ihrer Beharrlichkeit sich stöſst und bricht. Denn da sie, als Effecte vollendeten Vorstellens, sich bey jeder Erneuerung dieses Vorstellens erneuern, und aus denselben Bedingungen stets als Dieselben hervortreten müssen: so geben sie die Erscheinung einer fortdauernden, ja einer ewigen Autorität, welche das Wechselnde beschäme, und es nur für eine Zeitlang dulde, um vielleicht sich selbst eine künftige Herrschaft desto besser zu bereiten. Hiedurch begünstigen sie denn freylich eine Verwechslung, welche den Anfängern in der Speculation leicht verziehen werden mag, geübten Denkern aber nicht begegnen sollte. Die Verwechslung nämlich dessen was Ist, und der Natur zum Grunde liegt, und, verglichen mit dem Zeitlichen, das Ewige genannt werden muſs, ohne DARÚM nur den mindesten Anspruch an Verehrung zu besitzen (welche selbst ästhetischer Art

seyn

seyn wird): mit demjenigen Un-Zeitlichen, und Sich-selbst-Gleichen, welches als ihr, der Geschmacksurtheile, eigenthümlicher und ihnen allen gemeinschaftlicher Character, lediglich aus dem Grunde hervortritt, weil jedem vorstellenden Wesen zu jeder Zeit das nämliche vollendete Vorstellen der nämlichen Verhältnisse den gleichen Beifall und das gleiche Misfallen erzeugen muſste und fernerhin wird erzeugen müssen. — Wäre diese Verwechslung unterblieben: wie viele Verirrungen hätte die Speculation sich ersparen können. Auch würde wohl niemals die Rede gewesen seyn von einem einzigen Sittengesetze, hätte man über dem Gefühl von dem gemeinschaftlichen Gegensatz alles Geschmacks gegen die Begierden, nicht die bestimmten Geschmacksurtheile selbst, von denen es erregt wurde, sich entschlüpfen lassen.

Dies Gefühl, wenn es, bey dieser Verkennung seines Ursprungs, in Sprache und Lehre sich ergieſsen wollte, welche Rede könnte es führen? — “Nehmt Euch in Acht „vor dem Geschmack! Es ist oftmals begegnet, daſs er zur ungelegensten Zeit, „während man mitten im Handeln begriffen „war, seine Einwendungen hat laut werden „lassen, ohne daſs man im Stande gewesen „wäre, ihn zum Schweigen zu bringen. „Was er eigentlich sagte, hat man nicht „verstanden; doch daran liegt nicht viel; „hingegen um ein Verzeichniſs der Fälle „und Anlässe ist es zu thun, in welchen „seine Störungen zu fürchten sind, nebst „beygefügten Verhaltungsregeln, um dergleichen Fälle zu vermeiden. Es versteht sich, „daſs ein solches Verzeichniſs systematisch „eingerichtet werden muſs, um leicht überschaut werden zu können. Welches nun „der allgemeinste Satz sey, dem die zum „Detail herabsteigenden Regeln schicklich „möchten subordinirt werden können, damit „besonders eine jede Regel gleich Anfangs „auf die Sphäre ihrer Geltung gehörig beschränkt erscheine: davon ist die Frage „und der Streit. Denn darauf beruht die

„Eleganz einer Lehre von dem menschlichen Thun und Lassen; in welcher alles „Thun und Lassen die nöthige Weisung „vollständig und in logischer Ordnung muſs „finden können.“

Sollte wohl hierin zu erkennen seyn, was manche unsrer Sittenlehren, ja mit gehöriger Veränderung selbst unsrer Kunstlehren, sind, und zu seyn verlangen? Wenigstens würde sich daraus gar gut ihre gemeinschaftliche Neigung erklären lassen, sich in eine Menge von Vorschriften auszubreiten, — einen Reichthum, den weder die groſsen Künstler, noch die edlern Menschen sonderlich zu schätzen und zu benutzen pflegen, die viel lieber aus freyer Hand Werke und Thaten vollbringen mögen. Aber nicht nur das Gemeinschaftliche der Kunstlehren und der Sittenlehren, sondern auch die weite Trennung, die sich findet zwischen diesen und jenen, die Entfernung, aus der sie einander ziemlich geringschätzig anzublicken scheinen, erklärt sich gerade nur daraus, daſs sie nicht den Geschmack selbst, sondern das Gefühl der Störungen zur Sprache bringen, welche durch ihn die Phantasie und die Geschäfftigkeit erleiden. Der sittliche Geschmack, als Geschmack überhaupt, ist nicht verschieden von dem poëtischen, musikalischen, plastischen Geschmack. Aber specifisch verschieden ist der Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung im Sittlichen, von dem in den Künsten. Die Elemente der Verhältnisse, welche der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sind, liegen hier auſser uns, dort in uns selber. Sie sind in den Künsten nur Gegenstände, auf die wir merken, für die wir uns vielleicht bis zur Vorliebe interessiren; von denen wir aber doch scheiden können, wenn es seyn muſs, und die sich immerhin mit andern, bessern, passendern, werden vertauschen lassen. Aber in der sittlichen Beurtheilung wendet sich der Geschmack, als unser eigner Ausspruch, gegen uns selbst; er trifft auf Begehrungen, die unsre eignen Gemüthszustände sind; und soll ihm Folge geleistet werden, so müssen wir nicht bloſs dulden, daſs ein äuſserer Gegenstand entweiche, sondern unsre eigne Activität muſs abgebrochen, die Gemüthslage muſs im Innern verändert werden. Mit dieser Anmuthung treten wir auf gegen uns selbst, und erscheinen als unsre eignen Widersacher, so oft wir, unser eignes Begehren und Treiben erblickend, dasselbe misbilligen. — Es wäre kein Wunder, wenn ein Anderer, der wiederum uns in dieser Stellung erblickte, uns misbilligte. Und es wäre nur ein kleiner Fehlgriff in der Auslegung, — der den Moral-Verächtern wohl zu begegnen pflegt, — wenn ein solcher, gestützt auf seine Misbilligung, uns für Thoren erklärte, daſs wir dem eignen Urtheil überall Gehör gegeben hätten, da es ja ganz leicht sey, nur gerade zu dem inwohnenden Triebe zu folgen. Alsdann wäre abermals an uns die Reihe, das seltsame Schauspiel zu betrachten, das uns der Geschmack gegeben hätte, der, sich selbst verkennend, sich selbst wegwerfen möchte. —

Indem nun das Gefühl des Zwiespalts, welcher entsteht, wo der Geschmack nicht ein Begehrtes, sondern die Begehrung selbst, tadelt, von den Kunstlehren die Sittenlehre absondert, damit sie, für sich allein, zu einer Lehre von Pflichten, Tugenden, Gütern, verarbeitet werde: widerfährt die schlimmste Begegnung dem Sittlich-Schönen, das keinen Antheil hat an jenem Zwiespalt; und eben deswegen in einem aus ihm hervorgehenden Systeme keinen Platz finden kann. Nämlich, was zuvörderst das Daseyn des Sittlich-Schönen betrifft, so wird man hoffentlich schon im Voraus erwarten, daſs wohl nicht alle Geschmacksurtheile, die sich auf Willensverhältnisse beziehn, gerade nur ein Misfallen ausdrücken, sondern daſs einige auch einen Beyfall aussprechen werden. Der Beyfall wird alsdann zwar nicht einer einzelnen Begehrung, aber doch der Begehrung, sofern sie sich als Glied eines Verhältnisses vorfindet, unmittelbar gewidmet seyn. Dergleichen nun hat keinen Platz weder unter den Pflichten, noch unter den

Tugenden, noch unter den Gütern. Nicht unter den Pflichten: denn der Beyfall ist keine Nöthigung. Nicht unter den Tugenden: denn das lobenswürdige Begehren ist nicht erst ein Princip, aus welchem das Schöne hervortreten soll; es ist selbst das Schöne. Nicht unter den Gütern: denn die Begehrung ist kein Begehrtes, und das Lob, das ihr zu Theil wird, ist kein Begehren der Begehrung. Mit einem Wort: das Sittlich-Schöne ist etwas so einfaches, so ursprüngliches und selbstständiges, daſs es denen aus dem Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung hervorgehobenen Begriffen nothwendig entschlüpfen muſs. Und da steht es nun, auf seiner eignen Höhe, lächelnd herabschauend auf die Moralsysteme. Und mit seinem Lächeln entschuldigen sich die Lacher, welchen es eine Lust ist, den sittlichen Ernst zu verspotten.

II.

Wiefern kann der practischen Philosophie Allgemeinheit zukommen?

Es liege dem Geschmack ein Verhältniſs vor: wird er seinen Beyfall oder sein Misfallen durch einen Satz aussprechen, der unter die logischen Formeln: Alle A sind B, — kein A ist B, gebracht werden könnte?

Angenommen, es sey so: alsdann wäre die Allgemeinheit practischer Maximen, Grundsätze, Principien, ohne weitere Erklärung offenbar; denn sie wäre in und mit den Beurtheilungen der Willens-Verhältnisse unmittelbar gegeben. Unerklärbar jedoch bliebe es, daſs man versuchen konnte, der Summe dieser Maximen, Grundsätze, und Principien eine Anordnung aufzudringen, vermöge deren sie logisch über und unter einander treten, und aus einander abgeleitet zu werden dulden müſsten: da jedes Geschmacksurtheil für sich selbst steht, unmittelbar gewiſs und absolut — oder gar nicht vorhanden ist; anderwärts her aber sich keine Gewiſsheit mittheilen läſst. Nicht viel besser würde aus der gemachten Voraussetzung zu begreifen seyn, woher der Gedanke an eine Sittenlehre entstanden sey, die mit ihren Vorschriften das Leben ganz und gar bedecken, und nichts Gleichgültiges übrig lassen, — ja wohl gar den Menschen in immer gleicher Spannung der sittlichen Aufmerksamkeit erhalten solle: da die Geschmacks-Urtheile, nach dem obigen, nur Verhältnisse betreffen, deren Elemente, einzeln genommen, gänzlich gleichgültig sind; woraus folgt, daſs jedes einzelne Begehren und Wollen an sich gleichgültig ist, und daſs es erst in ein Verhältniſs mit einem andern sich zusammen finden muſs, um sittliche Bedeutung zu bekommen.

Angenommen nun die gegentheilige Voraussetzung, den Geschmacksurtheilen sey ein Ausdruck, welcher logische Allgemeinheit bezeichne, nicht angemessen: so scheint vollends alle practische Philosophie verschwinden zu müssen. Denn was ist Philosophie ohne allgemeine Sätze? Was kann sie über das Leben bestimmen, wenn der Geschmack sich anmaaſst, jeden einzelnen Fall, der ihm Verhältnisse von Begehrungen darbietet, unmittelbar zu beurtheilen? — Diejenigen, welche gern aller Maximen überhoben sind, um ganz frey in jedem Augenblick zu thun, was ihnen gefällt, werden damit sehr zufrieden seyn, und uns zugleich alle fernere Bemühung um richtige sittliche Formeln, willig erlassen.

In der That, es findet sich bey geringer Aufmerksamkeit, daſs die Consequenz uns zwingt, die letztere Voraussetzung anzunehmen. Sollte Allgemeinheit der Character eines ästhetischen Urtheils seyn: so wäre das vollendete Vorstellen des Verhältnisses, worauf es geht, unmöglich. Denn der Blick ins logisch-Allgemeine ist ein Blick auf die unabsehliche Mannigfaltigkeit dessen, was in den Umfang eines Begriffs mag fallen können. Dieser Blick findet kein Ende: so wenig als die Menge der möglichen logischen

Determinationen des Begriffs ein Ziel finden kann. Dem Geschmack hingegen liegt nicht mehr noch weniger vor, als die Elemente des Verhältnisses; und wenn diese Elemente Begriffe sind, so dürfen sie, zum Behuf des Urtheils nur durch ihren Inhalt gedacht werden, welcher durch seine eigenthümlichen Merkmale scharf und deutlich sich wird vorstellen lassen. Das Urtheil aber wird eben deshalb nichts von Allgemeinheit wissen, sondern ganz als ein einzelnes erscheinen.

Wer nun in der theoretischen Philosophie dem Empirismus und den Inductionen zugethan ist: dem liegt es nahe, hier auf die Meinung zu gerathen, auch die practischen Maximen möchten wohl ein Werk der Induction seyn, welche, — wie in Angelegenheiten der Klugheit, von Erfolgen, — so, im Sittlichen, von Beurtheilungen der im Leben vorkommenden Fälle, abstrahirend und das Gemeinschaftliche sammelnd, aufstiege zu immer höhern und umfassendern Lehrsätzen. Die Sittenlehre möchte denn wohl die umfassendsten dieser Sätze als Principien an die Spitze stellen, — eine hohle Spitze, von der man aber nur immer tiefer wiederum herabsteigen dürfte, um endlich in dem Einzelnen, was freylich die Wissenschaft nicht aufzählen könnte, den soliden Grund und Boden der ursprünglichen ästhetischen Urtheile anzutreffen. — Wirklich hütet sich unsre bisherige Ästhetik, welche so gern über vorhandne Kunstwerke räsonnirt, und von ihnen ihre Sätze abstrahirt, nicht vor der Ähnlichkeit mit einer Sittenlehre von solcher Bauart.

Aus dem Vorhergehenden folgt, daſs, eben so wenig, als ein Urtheil des Geschmacks an sich allgemein seyn kann, es gestattet ist, aus mehrern derselben durch Abstraction etwas Höheres zu bereiten, das noch einen Schein von ästhetischer Geltung behaupten möchte. Wenn von den Verhältnissen, über welche die mehrern Urtheile ergangen sind, das Verschiedenartige abgestreift, das Gemeinschaftliche festgehalten wird: wo bleibt, in diesem Abstreifen, das vollendete Vorstellen? worauf doch allein der Geschmack beruht. Die verstümmelten Reste haben keinen Werth; wenigstens mit Sicherheit läſst sich kein solcher annehmen. Ja wenn in diesen Resten noch etwas hervorragt, das einen ursprünglichen Beyfall sich zueignet: so ists ein Zeichen, daſs von Anfang an nicht einfache Verhältnisse, sondern gröſsere Compositionen der Beurtheilung dargeboten waren, denen nur ein zusammengesetztes, eben desfalls aber auch schon nicht völlig klares Urtheil hatte entsprechen können.

Ungeachtet aller hier erhobenen scheinbaren Zweifel über die Möglichkeit einer allgemeinen practischen Philosophie, sind wir doch an der Auflösung der Frage schon so nahe vorbeygestreift, daſs dieselbe kaum hat verfehlt werden können. Es ist mit der Allgemeinheit der Geschmacks-Urtheile, wie mit ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Vollendete Vorstellung des gleichen Verhältnisses führt, wie der Grund seine Folge, das gleiche Urtheil mit sich; und zwar, wie zu jeder Zeit, so auch unter allen begleitenden Umständen, und in allen Verbindungen und Verflechtungen, welche das Besondre verschiedner Fälle für eine scheinbar allgemeine Regel herbeybringen. Seyen die Elemente eines Verhältnisses allgemeine Begriffe: es ist sichtbar, daſs, wenn schon im Urtheilen nur der Inhalt dieser Begriffe gedacht wird, dennoch das Urtheil eine eben sō weite Sphäre haben muſs, wie die, welche beyden Begriffen gemein ist.

Unter der Voraussetzung aber, welche hier allenthalben angenommen ist, und welche sich in der Folge bestätigen wird, daſs es mehrere Verhältnisse von Willen gebe, über deren jedes ein ursprüngliches, und selbstständiges Urtheil ergeht: folgt aus den vorigen Entwickelungen mit aller Strenge, daſs man sich gänzlich des Versuchs zu enthalten habe, die mehrern Urtheile einer Abstraction zu unterwerfen, wodurch ein scheinbar höheres und gemeinschaftliches Princip für sie erkünstelt würde, dem sie unterzuordnen, wo nicht gar, aus dem sie abzuleiten wären! Man wird es sich schon gefallen lassen müssen, in der Wissenschaft, die uns beschäftigt, eine Einheit nicht zu finden, welche ihrer Natur nach, in ihr nicht liegt, so wenig als sie ihr von auſsen kann gegeben werden.

Auch daran ist nicht zu denken; daſs etwa die verschiedenen Urtheile des sittlichen Geschmacks den Boden ihrer weltlichen Anwendbarkeit im menschlichen Leben, vollständig unter sich getheilt hätten, um nichts unbestimmt zu lassen, nichts auf widersprechende Weise zu bestimmen, sondern einander, wie gute Nachbarn, theils Hülfe zu leisten, theils gehörig zu beschränken! Nichts von dem allen! Das menschliche Leben ist viel zu bunt, als daſs die einfachen Willensverhältnisse im Voraus wissen könnten, wie sie einander darin begegnen werden. Man würde ihnen vergeblich die kluge Vorsicht anmuthen, welche sich auf Berechnung von Möglichkeiten einläſst. Wie die Klugheit nicht Geschmack, so ist der Geschmack nicht Klugheit. — Nun fügt freylich der Künstler zu dem Geschmack die Klugheit. Er hütet sich, solche Anhäufungen von Verhältnissen zu bereiten, daſs aus den Urtheilen über die einzelnen Verhältnisse eine sich selbst aufhebende Weisung zusammenflösse. Werke der Poësie und Musik sind in der Gewalt ihrer Schöpfer; sie sollen entweder gar nicht, oder so geschaffen werden, daſs jedes Element jeder von den mannigfaltigen Combinationen, in die es treten wird, gerecht sey, — oder daſs wenigstens der Mislaut sich genug verstecke, um nicht vernommen zu werden. Auch der Mensch ist in gewissem Sinne Schöpfer seines Geschicks; der Einzelne im Kleinen, die Gattung im Groſsen. Daraus geht eine sittliche Klugheitslehre hervor; deren Grundzüge einer allgemeinen practischen Philosophie nicht werden fehlen dürfen. Aber, wo nicht vorgebaut ist: da läſst sich erwarten, daſs ein Zusammentreffen verschiedener ursprüngli-

cher

dieser Bestimmungen, das erzeugen werde; was unter dem Namen: **Collision der Pflichten**, bekannt ist.

Ohne Zweiſel macht es den Sittenlehrern bessere Ehre, wenn sie die Collisionen gern hinwegleugnen, als es dem Menschen machen würde, der sich leichtsinnig dergleichen einbildete, um seinen Übertretungen einen Schein von Entschuldigung zu geben. Allein die Wissenschaft, für die es keine andre Tugend giebt als Wahrheit, wird ihr Auge dem sehr möglichen Fall nicht verschlieſsen, daſs, wo mehrere Willen in gröſserer Anzahl einander begegnen, Ein und derselbe, um hier einem misfälligen Verhältnisse auszuweichen, dort in jenes werde gerathen müssen. Wäre es möglich, dabey an einen Widerspruch des Geschmacks mit sich selbst zu denken?

Wer ist denn Er, der Geschmack? Nichts anders als der allgemeine Name für Beurtheilungen einzelner Verhältnisse. Und [illegible] ist der Widerstreit? Dieser liegt nicht in der Beurtheilung, welche hier selbst ein Vielfaches ist, weil für sie nicht Ein Beurtheiltes, sondern mehrere Beurtheilte vorhanden sind. Vielmehr entsteht der Streit erst in dem Entschluſs, den Geschmacks-Urtheilen Folge zu leisten; welcher freylich Ein Entschluſs seyn muſs, um ein zusammenhängendes Handeln, anzusehn als eine einzige That, hervorbringen zu können. — Ehe nun der Mensch, der sich von mehrern Rücksichten gedrängt fühlt, dem Gedanken Raum läſst, in einer Collision befangen zu seyn: wird er sich aus vollständiger Überschauung der Umstände, und der verschiedenen Wege, unter denen er zu wählen hat, den Beweis führen müssen, es gebe keine Wendung, keinen Verzug, kein gelindes noch starkes Mittel, wodurch den verschiedenen Anforderungen, zugleich oder nacheinander, Genüge könnte geleistet werden. Und vielleicht hätte ihm gleich Anfangs ein rascher Schritt die ganze Mühe dieser Beweisführung erspart. Auf allen Fall verliert er die Zeit nicht damit, sich um wissenschaftlich allgemeine Auflösungen seines Problems zu bekümmern. Die Wissenschaft hat nur eine einzige, allerdings folgenreiche, Bemerkung hierüber zu machen; die sich auf das Verhältniſs zwischen Begriffen und wirklichen Dingen gründet.

Allgemeine Begriffe, indem sie abgezogen werden von dem Wirklichen, verlieren eine Menge von Nebenbestimmungen, und unter diesen auch die quantitativen Bestimmungen ihrer Geltung in den einzelnen Fällen. Der Begriff: hell, mag abgezogen seyn vom hellen Mondlicht, Kerzenlicht, Sonnenlicht: in ihm ist die Verschiedenheit des Grades nicht mehr zu finden, wodurch das hellere von dem minder hellen Licht sich unterscheidet. So stehn denn hell und dunkel wie weiſs und schwarz einander gegenüber, wiewohl sie in der Wirklichkeit gesteigert und vermindert, und allenfalls bis zum Übergange einander angenähert erscheinen. Nicht anders wird von einer endlos verschiedenen

Menge psychologischer Phänomene, — von Neigung, Wunsch, Bemühung, Trieb, Sehnsucht, Laune, Absicht, Vorsatz, Entſchluſs, — der allgemeine Begriff des Begehrens und Wollens abgezogen. (Das Wollen unterscheidet sich von dem Begehren nur durch die hinzukommende Voraussetzung der Erreichung des Begehrten; welches aber auf die practische Philosophie keinen Einfluſs hat, daher wir hier beyde Ausdrücke gleichbedeutend gebrauchen.) Wenn nun Verhältnisse von Begehrungen aufgestellt werden, in allgemeinen Begriffen, damit Geschmacks-Urtheile darüber ergehen: so erfordert schon das vollendete Auffassen, daſs alle Nebenrücksicht auf das Unterscheidende jener psychologischen Zustände, wegfalle, und bloſs an die Regsamkeit der Vorstellung dessen, was eben durch diese Regsamkeit ein Begehrtes ist, gedacht werde. Harmonische oder disharmonische Verhältnisse solcher Regsamkeiten, werden uns in der Beurtheilung vorschweben, — sie werden uns erfüllen, und uns an kein mögliches Mehr oder

Minder ihres Grades, erinnern. Was uns vorschwebt, werden wir gern mit dem edeln Namen einer practischen Idee benennen; um dadurch etwas zu bezeichnen, das unmittelbar geistig vorgebildet und vernommen wird, ohne der sinnlichen Anschauung, oder der zufälligen Thatsachen des Bewuſstseyns, zu bedürfen. — Tritt aber eine einzelne, wirkliche Begehrung mit einer andern einzelnen zusammen zu einem Verhältniſs, und treten sie hin vor das beurtheilende Auge: so werden sie nimmermehr eine reine Idee darstellen; sondern eine jede wird behaftet seyn mit allerley Modificationen, die für die psychologische Unterscheidung gehören. Hier nun werden sich Verschiedenheiten des Grades vorfinden; stärkere, schwächere Willen, — und dem gemäſs: mehr oder weniger stark ausgeprägte Nachbildungen der Ideen! Darauf wird zu achten haben, wer sich im Wirklichen bewegt, und sich gehemmt sieht durch einen ungelegenen Zusammenstoſs von Verhältnissen. Es ist eine herrliche Sache um ein zartes Gefühl, das den Unterschied des Gewichts der verschiedenen Verhältnisse richtig angiebt, die Rücksichten, welche einem jeden zukommen, wohl abmiſst, und so wie es überhaupt das Leben leitet, auch im Gedränge der Ansprüche, die manchmal sich streiten um dieselbe Zeit und dieselbe Kraft, den leidlichsten Ausweg aufzuspüren, und ihn mit möglichster Schonung dessen, was zur Seite liegen bleibt, zu verfolgen weiſs. Unsre Untersuchung wird Gelegenheit finden, dies Zartgefühl in bestimmten Fällen und auf bestimmte Weise aufzurufen; sie wird diese Gelegenheit um so lieber benutzen, je nöthiger es überhaupt ist, auf den Gebrauch der Gröſsenbegriffe in der Philosophie aufmerksam zu machen, der auch da noch Statt findet, wo keine Messung, sondern nur Schätzung möglich ist. Wenn aber diese Schätzung weder den Begriffen noch dem Gefühl mit befriedigender Genauigkeit gelingt, — wenn, obschon sie gelungen seyn möchte, dennoch der Druck sittlicher Zweifel weder von der Wissenschaft noch vom Gewissen völlig kann gehoben werden, wenn der Mensch sich zu dem Bekenntniſs gedrungen fühlt, daſs auch die sorgsamste Erforschung des rechten Weges ihm nur Fehler auf allen Seiten zeige, daſs er sich entscheide ohne sich zu beruhigen, daſs seine Wahl ihm selbst misfalle, weil auch das Beste noch nicht gut ist: dann soll wenigstens die allgemeine Achtung, die den Ideen gebührt, gerettet werden; es soll kein Unwille sich regen wider die Strenge des sittlichen Urtheils, welcher nur der Unvorsichtigkeit gelten könnte, die so verwickelte Verhältnisse hat entstehen lassen; es soll endlich keine Theorie sich herausnehmen, die Knoten zerhauen, das Gefühl des Fehlers beschwichtigen zu wollen mit der Versicherung: alle Collision sey nur Einbildung, die Pflicht sey nur Eine, und das am mindesten Schlechte sey selbst das Reine, Richtige, und Gute. Dadurch wird dem einzelnen Fall nicht geholfen; die Gesinnung aber verliert an Lauterkeit, der Tact an Sicherheit und Schärfe. Hingegen der Schmerz, den die Anerkennung der nicht vermiedenen

Unrichtigkeit hervorbringt, kann wohlthätig wirken zur Spannung der Aufmerksamkeit, deren es zu einem möglichst fehlerfreyen Leben fortdauernd bedarf.

Es wird die practische Philosophie nicht beschämen, an diesem Orte das Bekenntniſs abzulegen, daſs sie nicht in dem Sinn auf Allgemeinheit Anspruch machen könne, als ob sie für alle Fälle, die sich im Leben ereignen mögen, eine vollſtändige Auſkunft auszusprechen im Stande wäre. Sie muſs allerdings einen jeden an sein Herz — nicht etwa nur zuweilen, sondern auf immer, verweisen; an jenes Zartgefühl nämlich, welchem die Schätzung der Annäherung des Wirklichen an die Ideen ist zugeschrieben worden. Nicht als ob in den einzelnen Fällen Elemente von sittlicher Bedeutung vorkommen könnten, deren Vorbild nicht in den Ideen enthalten wäre. Sondern weil die Ausmittelung des Factischen, die bestimmte Nachweisung dessen, was den Ideen in dem Wirklichen entspricht, Schwierigkeiten findet, die sich durch Begriffe nicht heben lassen; da sie nicht im Reich der Begriffe, sondern in den Dunkelheiten und Vieldeutigkeiten der Empirie selbst ihren Sitz haben. Casuistische Schulfragen aber, mit denen man sich zuweilen zur Übung beschäftigt, leiden gerade an demjenigen Mangel, worauf in den wirklichen Fällen das Meiste ankommt, nämlich an den quantitativen Bestimmungen aller Umstände. Daher sind sie gewöhnlich — entweder gar keine Fragen, oder im Allgemeinen unauflöslich; und so dienen sie nur, die Schwierigkeiten noch gröſser darzustellen, als dieselben in der Wirklichkeit gefunden werden. Den casuistischen Aufgaben nähern sich die Überlegungen dessen, wovon die Umstände nicht hinreichend bekannt, — vielleicht noch nicht einmal vollständig vorhanden sind, wie bey dem weit entfernten Künftigen. Daher wird so manches am besten im Augenblick des Handelns selbst entschieden. Nur ist es die zuvor gebildete Gesinnung, die da entscheidet; — und hieraus ergiebt sich für jetzt zur Genüge, welche Art von Unterstützung die practische Philosophie dem Leben könne leisten wollen.

ERSTES BUCH.

IDEENLEHRE.

ERSTES CAPITEL.

IDEE DER INNERN FREYHEIT.

"Des Menschen Stolz ist die aufrechte Stellung; der Blick zu den Sternen, und in die Vernunftwelt; die Erkenntniſs des Nothwendigen und Schönen, womit er sich entrafft der Verwandschaft mit den Geschlechtern der Thiere, und sich befreyt vom Dienste des Moments, dieses Sclaven des sich selbst ungetreuen Wechsels Schlechte Gesellschaft und undankbare Arbeit zugleich bereiten uns die Begierden des Entbehrlichen, die Wünsche des Allzuentfernten, die Grillen, Launen, Leidenschaften, aller, wie der traurigen so der lachenden Farben. Los zu kommen von diesem Haufen, einzukehren in die innerste Heimath, das eigne Selbst zu ergreifen, und einzig ihm und in ihm zu leben, welche Entfesselung, welche Reinigung, — welches erquickende Bad in dem Meere der Freyheit!" —

So empfiehlt sich denn die innere Freyheit nur allzuwohl, und nur allzurasch, dem Gefühl; und es scheint bald des ruhigen, ästhetischen Urtheils nicht zu bedürfen, welches, nach einem festen Blick auf ihre Gestalt, sich in dem einfachen: es gefällt! darüber aussprechen würde. Nichts destoweniger ist es ganz allein dies Urtheil, worauf es uns hier ankommt; und alle jene Gefühle, sammt allen theoretischen Meinungen über die Freyheit, müssen für jetzt gänzlich bey Seite gesetzt werden.

Unsre Untersuchung begann in der Voraussetzung einer Beurtheilung, die auf den Willen treffe. Ehe wir uns weiter umsehn nach Verhältnissen der Willen: liegt gleich hier ein Verhältniſs vor uns; das des vorbildenden Geschmacks, und der Willen, welche der Vorbildung entsprechen oder auch nicht.

Die Beurtheilung und das Wollen sind nicht zwey getrennte, nicht zwey verschiedene Personen, deren eine die Vorschrift giebt, die andre sie empfängt. Vielmehr Ein und dasselbe Vernunftwesen ist das, welches will, und welches auch urtheilt; — urtheilt, und will.

Fassen wir es auf, dies Vernunftwesen! Erhebt sich in ihm ein Begehren, Beschlieſsen: sogleich steht vor ihm das Bild seines Begehrens und Beschlieſsens; es erblicken, und beurtheilen, ist Eins; das Urtheil schwebt über dem Willen; indem das Urtheil beharrt, schreitet der Wille zur That. Entweder nun die Person hat wollend behauptet, was sie urtheilend verschmäht. Oder sie hat wollend unterlassen, was sie urtheilend vorschrieb. Oder Wille und Urtheil haben einmüthig bejaht, einmüthig verneint. In allen Fällen sehn wir die Elemente des Verhältnisses von einander durchdrungen, indem sie, vorbildend, nachbildend, einander zustimmen, oder widerstreiten.

Im Fall der Zustimmung, kann man den Willen eines theils positiv betrachten, als Activität; anderntheils negativ, als haltend eine bestimmte Richtung mit Ausschlieſsung aller andern möglichen Richtung. Alsdann zeigen sich die drey Platonischen Tugenden hier in der Nähe; die σοφια, die practische Einsicht, der Geschmack; die ανδρεια, das active Wollen; die σωφροσυνη, die Haltung des Willens, welche zugleich Enthaltung ist von jedem entgegengesetzten Wollen. Endlich die δικαιοσυνη, die Harmonie des ganzen Verhältnisses, welchem der Beyfall sich entscheidet.

Im Fall der verfehlten Zustimmung ist es entweder die Activität, oder die Haltung, welche fehlt. Findet jenes statt: so unterbleibt nur die Nachbildung; hingegen Widerstreit im engern Sinn, mit gegenseitiger Verneinung, ereignet sich, wo die Activität eine entgegengesetzte Richtung nimmt. Wer er-

erkennt hier nicht die Urtheile des gemeinen Lebens, welche bald Schwäche, bald bösen Willen tadeln?

Versuche man aber die Elemente des Verhältnisses zu trennen: Tadel und Beyfall werden verstummen. Einzeln genommen, kann weder Einsicht, noch Folgsamkeit gefallen. Oder gewinnt es Beyfall, wenn Jemand Urtheile fället über einen Andern? denen also keine Befolgung in ihm selbst entspricht? Höchstens möchte die Richtigkeit des Urtheils zu loben seyn, und die geistige Kraft, aus der es hervorging. Aber so gefällt alle Stärke; wovon weiter unten. — Gewinnt es Beyfall, wenn, umgekehrt, Einer den Rath des Andern einholt, und alsdann ihm blindlings folgt? Hier möchte das Zutrauen zu billigen seyn, — wenn nämlich eben aus Einsicht dies Zutrauen zuvor entsprungen war.

Dürfte vielleicht die Einsicht bloſse Klugheit seyn; vom Geschmack weder abstammend, noch ihn unterstützend? Das Letzte Motiv dieser Klugheit wäre also Begehrung; die ihr entsprechende Folgsamkeit wäre es ebenfalls; und man hätte einen sich selbst verstärkenden Willen, an welchem abermals die Stärke zu loben wäre.

Vielmehr, gerade darin liegt das Specifisch-Eigne des Verhältnisses, welchem wir die Benennung: innere Freyheit, zugestanden haben, daſs es zwey ganz heterogene Äuſserungen des Vernunftwesens verknüpft, den Geschmack und die Begehrung. Die strenge Verschiedenheit beyder hält die Elemente gesondert, welche eben so wenig zusammenflieſsen, als sich von einander verlieren dürfen, wofern nicht das Verhältniſs als solches, und mit ihm sein ästhetischer Character verschwinden soll.

Der Geschmack wird in diesem Verhältniſs Gegenstand des Geschmacks. Konnte es anders seyn, wenn eine Idee entspringen sollte? Möchte jemand die innere Freyheit behaglich finden, und bequem, darum weil sie Freyheit ist von einer innern Plage; möchte er den Begierden entsagen, um nicht von ihnen hin und her geworfen zu werden; möchte er den Geschmack liebgewinnen, darum, weil derselbe nicht wankelmüthig ist; und dessen Dienst erwählen, weil es ein gleichförmiger Dienst ist: alles das wäre selbst Begehrung, Willkühr, — nichts Schlimmes in der That, aber etwas Gleichgültiges. Wer hingegen des Beyfalls inne wurde, der jenem Verhältniſs gebührt, wer diesem Beyfall folgt: dessen Folgsamkeit ist selbst in Harmonie mit seinem Geschmack. Er gefällt; vielleicht nicht sich, aber uns.

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daſs dem nachgewiesenen Verhältniſs eine wesentliche Beziehung einwohnt, vermöge deren es alle übrige Ideen umschlieſst, ohne sich eine einzige bestimmt zuzueignen. Die Folgsamkeit soll entsprechen der Einsicht. Die Einsicht, was sieht sie ein? Hier offenbart sich die Voraussetzung, es gebe noch andre

Verhältnisse, welche der Sanction des Geschmacks theilhaftig seyen. Welche? bedürfen wir hier nicht zu wissen. Alle, die sich finden mögen, realisiren, einzeln und zusammengenommen, jene Beziehung; indem sie als Muster hervortreten, für die nachbildenden Entschlieſsungen. Daraus folgt rückwärts: daſs ein Entschluſs, welcher gefällt, in doppelter Rücksicht gefallen kann; erstlich sofern er seinem eignen Muster entspricht; zweytens, sofern er vielleicht der Erfolg ist von dem allgemeinen Entschlusse, den Mustern als Mustern, dem Geschmack überhaupt, Folge zu leisten. Hiermit mögen die, in den Schulen verbreiteten Begriffe von Legalität und Moralität verglichen werden.

In die Ansicht der Beziehung zwischen der innern Freyheit und den übrigen Ideen, könnte sich eine kleine Unrichtigkeit einschleichen, wenn man sich die andern Ideen gleichsam in die Mitte des Verhältnisses eintretend dächte, das durch die Einsicht und die Folgsamkeit gebildet wird. Vielmehr ist es offenbar nur das erste Element des Verhältnisses, die Einsicht, worauf die Beziehung beruht; indem der Einsicht das Eingesehene, nämlich die sämmtlichen Ideen, — entspricht. Hingegen durch das zweyte Element desselben Verhältnisses, die Folgsamkeit, wird die Idee der innern Freyheit eigentlich practisch, d. h. eine Weisung für die Entschlieſsungen. Folgsam soll der Wille seyn; unfolgsam könnte er seyn; er schwebt gewöhnlich zwischen Folgsamkeit und Unfolgsamkeit: an ihm also haben wir das biegsame Element. Das andre Element aber ist gleichsam starr; die richtige Einsicht, der Geschmack, kann sich nicht ändern.

Beym weitern Fortschritt zu neuen und neuen Verhältnissen, wird sich jedesmal das Eigne jedes einzelnen Geschmacksurtheils unmittelbar zu erkennen geben; und die Überzeugung von der ursprünglichen Vielheit und Verschiedenheit der einfachen Urtheile, fortdauernd erhöhen. Auch die Einführung eines jeden derselben in die Beziehung mit der innern Freyheit, wird jedesmal als ein besonderer Actus des Gemüths empfunden werden.

ZWEYTES CAPITEL.

Idee der Vollkommenheit.

Welche die nächsten seyen unter den Verhältnissen, worauf sich die zuvor entwickelte Idee bezieht: bedarf keiner mühsamen Nachforschung. Das Bild des eignen Wollens schwebt dem Vernunftwesen vor. Verhältnisse in dem eignen Wollen aufzusuchen liegt uns ob, ehe wir fremdes Wollen fremder Vernunftwesen hinzudenken.

Das eigne Wollen ist mannigfaltig, sofern es auf mannigfaltige Gegenstände geht; und wenn man in den Begriff des Wollens das Gewollte mit aufnimmt, so kann man verleitet werden, die Verhältnisse der Gegenstände in die Verhältnisse der Willen hineinzutragen. Nicht nur würde alsdann eine endlose Menge von Verhältnissen entspringen: sondern der Hauptſehler läge darin, daſs dieselben dem Wollen gar nicht eigenthümlich wären, und in ihrer Beurtheilung nicht die Willen als solche beurtheilt würden. Das Gewollte also muſs hinweggedacht werden; es fragt sich, was in den Willen, als bloſsen Activitäten, Strebungen, — noch für das Urtheil übrig bleibe.

Als Strebungen sind die Willen alle einander gleich, sie wiederhohlen denselben Begriff des Strebens, der Aufregung, nur in verschiedenen Exemplaren; — ausgenommen in Rücksicht ihrer Stärke. Die Quantitäten der verschiedenen Strebungen messen sich an einander; diese sind schwächer, jene sind stärker; einige sind dauernder, einige flüchtiger. Lasse man nun ganz und gar die Frage hinweg, welchen Werth die schwächern sowohl als die stärkern etwa nach andern, künftig noch zu entdeckenden Bestimmungen, besitzen möchten. Bloſs das Gröſsen-Verhältniſs werde aufgefaſst zwischen dem Minder und dem Mehr der

Activität; zwischen der mattern und der kräftigern Regung.

Die Beurtheilung, wohin diese Auffassung führt, ist den Menschen nur gar zu geläufig. Sie werden geblendet von der Stärke, und ihr Auge wird stumpf gegen das Unrecht, die Unbilligkeit, und das Übelwollen. Das Schwächere, was es sey, genau zu bemerken, ist ihnen nicht der Mühe werth; es unterliegt, wie in der That, so in ihrer Meinung, — weil es das Schwächere ist.

Keine Frage: im bloſsen Gröſsenverhältniſs gefällt das Stärkere neben dem Schwächern, misfällt das Schwächere neben dem Stärkern: eins oder das andre, je nachdem man von diesem oder von jenem Gliede ausgeht in der Vergleichung.

Würde das Schwächere gleich dem Stärkern: so nähme das Misfallen an ihm ab, verschwände beym Eintritt der völligen Gleichheit, und das ganze Urtheil hörte auf. Ginge aber das Stärkere über zur Gleichheit mit dem Schwächeren, so bliebe der Begriff seines ersten Zustandes übrig, als Maaſsstab, mit welchem verglichen, beyde misfallen würden. — Möchte das Schwächere gleich geworden seyn dem Stärkeren: wofern alsdann noch eins von beyden wüchse, so erzeugte sich das Verhältniſs von neuem. Es verschwände, indem das andre Glied nachwüchse; und entstünde abermals, wenn abermals eins der Glieder anwüchse. So ins Unendliche. Bloſsen Gröſsenbegriffen ist gar kein Ziel gesetzt; der ästhetischen Vergleichung des Gröſsern und Kleinern eben so wenig.

Daſs nun diese Vergleichung, eine sehr viel weitere Sphäre hat, als die Betrachtung der Willen ihr darbietet: dies kümmert uns hier nicht. Wohl aber haben wir nachzusehn, wie vielfach sie in der gegenwärtig vorliegenden beschränkten Sphäre zur Anwendung komme.

Die Quantität, deren Mehr und Minder dem Urtheil Veranlassung giebt, liegt entweder in den einzelnen Regungen, oder in der Summe, oder in dem System derselben.

An den einzelnen Regungen gefällt die Energie, in der Summe die Mannigfaltigkeit, in dem System die Zusammenwirkung. Der groſse Mensch ist dreyfach groſs; seine Kraft hat Stärke, Reichthum, Gesundheit. Bey den Minder-Groſsen ist der Sitz der Schwäche theils in der Mattigkeit, theils in der Beschränktheit, theils in der Zerstreuung oder im Widerstreit der Kräfte.

Wie in dem einzelnen Menschen die einzelnen Regungen einander messen, so miſst einer den andern, wenn sie beysammen stehn. Einer verdunkelt den andern; aber wo ist der, welchen keiner mehr verdunkeln kann? Wer ist vollkommen? Sie selbst, die Vollkommenheit, liegt, wie es scheint, in der Unendlichkeit. Aber das widerspricht sich; denn das Volle ist geschlossen, die Unendlichkeit ist jenseits der Geschlossenheit. Voll aber wird jedes endliche Maaſs von dem was seiner Gröſse gleich kommt. Vollkommen, nach seinem eignen Maaſs, ist der Mensch, dessen einzelne Strebungen einander gleichkommen; überdies zusammen genommen, die Sphären der Begriffe ausfüllen, auf die sie hinweisen (den Erwartungen genügen, die sie erregen); und endlich, zusammen wirkend, den gröſsten Effect hervorbringen, der durch sie möglich ist. Als unvollkommen zeigt sich der nämliche, sobald er verglichen wird mit Andern, die ihn irgendwo übertreffen: oder mit einem Begriff von dem, was ihn übertreffen würde.

Practisch wird also diese Idee, je nachdem die Elemente des Gröſsen-Verhältnisses einander begegnen. Wo dergleichen Elemente fest beysammen stehn: da kann dem Misfallen an dem schwächern nur ausgewichen werden durch Steigerung desselben bis zur Gleichheit mit dem Gröſseren. Wo sie zufällig, oder willkührlich zusammengerückt werden, da hört das Misfallen auch auf durch Trennung der Verhältniſs-Glieder. Der an seiner Bildung arbeitende Mensch aber, — wenn er schon nicht geſellſchaftlichen Vergleichungen entgegenginge, — trennt sich ungern von dem Begriff einer nächst höheren Stuffe, die er, jenseits der erreichten, noch zu erreichen hätte, und so führt der ihn stets begleitende Vorblick ihn immer weiter fort, — ins Unendliche, wenn die Kräfte es gestatteten. Das Vollkommne wird bey jedem Schritt gewonnen, aber im Gewinnen schon wieder verloren.

Wie es das Wort erfordert, und das Verhältniſs selbst es mit sich bringt: ist hier die Vollkommenheit bloſs quantitativ bestimmt. Eine Reflexion, welche den Gröſsenbegriff fallen läſst, und bloſs die Qualität behält, findet deshalb an der Stelle des Vollkommnen und des Unvollkommnen oft das gänzlich Gleichgültige; wo nicht das Misfällige. Denn es ist schon erinnert, daſs die Elemente des Gröſsen-Verhältnisses ihrer Beschaffenheit nach in andern Verhältnissen ganz anderen Schätzungen unterworfen seyn können. Hieraus nun erklärt sich ganz natürlich die allgemeine Neigung, in der Vollkommenheit noch etwas mehr als die angemessene Gröſse sehn zu wollen, ja wo möglich alles hinein zu ziehn, was Beyfall gewinnt, und den so verwirrten Begriff wohl gar an die Spitze der practischen Philosophie zu stellen. Nämlich, es entsteht eine Verminderung des Beyfalls, sobald das, was als Gröſse gelobt wird, sich in anderer Ansicht Tadel zuzieht. So wird es ein Minder-Gefallendes, also scheinbar verkleinert; es wird eben in so fern wiederum scheinbar vergröſsert, wenn der Grund des Misfallens hinweggehoben ist, vielleicht auch ein Grund des Beyfalls dagegen eintritt. Und darin läſst sich kein Unterschied spüren, welcher Art von Verhältnissen dieser oder jener Grund immerhin angehören möge; die Eigenthümlichkeit desselben ist verwischt, und was die Täuschung aufdecken könnte, bleibt unbemerkt. Der Fehler aber verräth sich, sobald nun aus dem haltungslosen Begriff der mit unbestimmbaren Qualitäten bereicherten Vollkommenheit, irgend etwas soll abgeleitet werden, das nicht zum Behuf der Ableitung erst hineingelegt sey.

Die innere Freyheit läuft am meisten Gefahr, als bloſse Vollkommenheit zu gefallen; indem nämlich die Harmonie zwischen der Vorbildung und Nachbildung durch Einsicht und Folgsamkeit, leicht als Verdoppelung, demnach als Verstärkung, aufgefaſst wird. Dieser Fehler muſs begegnen, sobald der specifische Unterschied zwischen Geschmack und Begehrung aus den Augen gelassen, sobald das Ungleichartige für gleichartig genommen ist. Daher der Stolz, der manchmal in Sittenlehren und in Characteren hervorspringt, und das als Gröſse gelten und bewundern macht, was als reine Trefflichkeit einen eigenthümlichen Beyfall verlangt.

Indem, umgekehrt, die Idee der Vollkommenheit in die Beziehung mit der innern Freyheit eingefügt wird (welches den Entschluſs ergiebt, sich zu vervollkommnen): trifft sie hier zusammen mit den andern Ideen, durch welche ihre practische Bedeutung modificirt wird. Zugleich modificirt sie die practische Bedeutung jener andern Ideen. Die Vollkommenheit ist bloſs formal, und in ihre Form paſst jede Materie, die des Mehr oder Minder fähig ist. Was an sich gefällt, oder misfällt, das kann auch als ein Gröſseres oder Kleineres mehr oder minder gefallen oder misfallen. Wenn nun das gröſsere Misfallende, als Gröſseres, gefällt: so entsteht ein scheinbarer Widerspruch in der practischen Bedeutung der Ideen; aber nur, so lange man in der Abstraction bald die bloſse Gröſse, bald das bloſse Was? dieses Gröſseren, ins Auge faſst. Denn der offne volle Blick auf das Ganze, empfängt das durch die ganze Gröſse vervielfältigte Misfallen, dessen Nachdruck durch die bloſs quantitative Vergleichung nicht kann aufgewogen werden.

DRITTES CAPITEL.

Idee des Wohlwollens.

Ein Vernunftwesen, das fortwährend sich vervollkommt, ist unaufhörlich hinter dem Maaſsstabe zurück, den es an sich selbst anlegt. Beharrt es aber in einem Zustande, da es vermöge durchgängiger Gleichheit seinem eignen Maaſse gerecht ist, (jeder äuſsere Maaſsstab wäre zufällig): so schweigt die Beurtheilung, die kein Mehr und Minder antrifft, gänzlich; und die innere Freyheit wird leer, indem sie mit der Beurtheilung, worauf sie sich bezieht, zugleich verschwinden muſs. Möchte man aber auch dem unstatthaften Gedanken Raum geben, als ob die Verhältnisse unter den Gegenständen der mannigfaltigen Strebungen, dem Vernunftwesen selbst könnten zugeschrieben werden; so, daſs eine Harmonie in jenen, sich auch diesem mittheilte: immer wird diejenige Person, welche nur innere Freyheit und Vollkommenheit besitzt, aufhören zu gefallen, sobald man den Blick zurückzieht von dem Gegensatz der Glieder in den Verhältnissen, und nur die Person als eine einzige, demnach als Ein Element, dem zu einem Verhältniſs ein zweytes fehlt, ins Auge faſst.

Es fragt sich, ob wir im Fortschritt eine andre Idee antreffen werden, welcher gemäſs, ein Vernunftwesen sich als beharrlichen Gegenstand des Beyfalls, ohne mögliche Veränderung der Ansicht, darstellen könnte.

Zum Fortschritt ist nöthig, über die Willen eines und desselben Wesens hinauszugehn zu fremden Willen anderer Vernunftwesen. Wie es scheint, können auf diese Weise nur Verhältnisse entstehn, welche den mehrern Wesen als Mehrern angehören werden; daher sich kein eigenthümlicher Werth Einer Person daraus dürfte ableiten lassen.

Aber eine leichte Erinnerung führt darauf, daſs, wenn den Mehrern die Verhältnisse ihrer Willen etwas bedeuten sollen, vor allen Dingen eins vom andern wissen, eins den Willen des andern sich vorstellen muſs. Sollte es nun ein Verhältniſs schon zwischen dem vorgestellten fremden und dem eignen Willen geben, ohne daſs noch der wirkliche fremde Wille dabey in Betracht käme: so würde dies in die Mitte treten zwischen jenen Verhältnissen, die nur eine einzige Person voraussetzen, und den noch künftig zu entdeckenden, in welche die Mehrern zusammentreten mögen. Ein solches mittleres läge ganz eingeschlossen in Einer Person, indem das Vorgestellte gewiſs eingeschlossen ist in dem Vorstellenden; es könnte in so fern einen eigenthümlichen Werth dieser Person bestimmen helfen. Es unterläge überdies keiner veränderten Ansicht, wie jene vorigen; da es nicht durch ein einzelnes Wollendes allein verstanden werden könnte, sondern in demselben ein fremder Wille hinzugedacht würde. So könnte es denn vielleicht auch die innere Freyheit auf eine Weise realisiren, die nicht den vorher bemerkten Beschränkungen ausgesetzt wäre. —

Das Verhältniſs, von dem wir reden, ist der gemeinen Beurtheilung der Menschen unter einander gar wohl bekannt. Der Ausdruck: GÜTE, bezeichnet etwas, das zuweilen als gutes Herz, zuweilen als guter Wille erscheint; und im ersten Falle wenig, im andern aber groſse Achtung erwirbt. Sie selbst, die Güte, schwebt, als das reine Sittlich-Schöne, über beyden. — Es ist klar, daſs sie eben es ist, welche die fremden Willen sich aneignet, sich ihnen widmet, sie mit dem eignen Willen harmonisch begleitet; daſs sie gleichwohl in sich selbst besteht, und nicht abhängt von dem Erfolg ihrer Versuche, noch von der Gesinnung die ihr zurückkehrt, nicht einmal von der wahren oder irrigen Auffassung dessen, was wirklich die fremde Person mag gewollt haben. Die Güte kennt zuweilen die Welt nicht; es kann ihr hie und da begegnen, übel zu thun, wo sie wohlwollte; sie wird alsdann geschmäht und zurückgedrängt, sie muſs Platz machen für diejenigen, welche das Handeln besser verstehn. Nur aus ihrer eignen Schönheit kann niemand sie herausdrängen. Man sieht sie lieber in weiblicher Gestalt, als in männlicher, vielleicht eben darum, weil zum männlichen Handeln noch etwas mehr gehört als sie. Aber sie ist fähig sich einzufügen in die Beziehung mit der innern Freyheit; wo sie den practischen Weisungen der übrigen Ideen begegnet, und sich mit ihnen verbindet. Ihre Verwandtschaft mit dem guten Herzen hat ihr bey den Philosophen geschadet. Kein Wunder, daſs die bloſse Sympathie, als Mitleid oder Mitfreude, nicht Beyfall finden konnte. Dieselbe Empfindung, die ein Andrer schon hatte, unwillkührlich nachahmen, heiſst, dieselbe Empfindung noch einmal haben. Ein solcher einfacher Zustand nun ist kein Verhältniſs; daher fehlt die Bedingung des Beyfalls. Nützlich mag es wohl seyn für die

Menschen, daſs leicht genug eine gemeinschaftliche Rührung sie alle ergreift, und zu Einem Zweck bewegt, dies bewirkt Vereinigung der Kräfte, aber keine Harmonie in den einzelnen Gemüthern, für die man sie loben könnte. So verhält es sich mit der bloſsen Theilnahme; — muſste man denn mit ihr das Wohlwollen, oder die Güte, verwechseln?

Zwar, wer es nicht merkt, wie gänzlich verschieden ästhetische Auffassung ist von theoretischer: den kann es irre führen, daſs, psychologisch betrachtet, der Zustand der Theilnahme in den Zustand des Wohlwollens überflieſst, ohne eine feste Grenzscheidung blicken zu lassen. Die unwillkührliche Nachahmung der fremden Empfindung geht, häufig wenigstens, voran; es erhebt sich alsdann, ganz allmählig, die Unterscheidung, daſs es ein Andrer sey, welcher zuerst empfand; so sondert sich der Nachempfindende los von jenem, es sondert sich von der Auffassung des fremden Willens der einstimmende eigne Wille, die Glieder des Verhältnisses treten aus einander; und erst, indem sie reiner und reiner auseinander treten, verwandelt sich mehr und mehr die Sympathie in Güte, das Gleichgültige in das Gefallende. Oder, es tritt auch, häufig genug, kein Verhältniſs hervor, sondern die Nachempfindung erlischt, wie es fühlbarer wird, daſs nicht wir es sind, die da leiden oder erfreut sind; und es bleibt kein einstimmender, kein das Fremde sich aneignender Wille zurück: dieser ganze Vorgang ist von Anfang an Nichts für den Geschmack.

Aber überhaupt, wie das Wohlwollen in menschlichen Gemüthern entstehn möge? wie es, als Phänomen, zusammenhänge mit andern Phänomenen? diese Frage hat mit der Aufſtellung der Idee gar nichts gemein. Das Verhältniſs zwischen einem vorgestellten fremden Willen, welcher das Gewollte des fremden, lediglich als solches, und für diesen fremden Willen selbst will: ein solches Verhältniſs in Begriffen denken, und es mit

Beyfall denken, ist nur Ein Act des Denkens. Oder giebt es Gemüther, denen der Beyfall lahm geworden ist, und denen man ihn erst hervortreiben muſs, indem man das Häſslichste aller Verhältnisse, das Übelwollen, etwa in seinen Formen als Neid und Schadenfreude, gegenüber stellt? Denn diese wenigstens beleidigen jedes Auge so sehr, und mit so unmittelbarer Gewalt, daſs wohl Niemandem Zeit übrig bleiben wird, sich erst auf richtige speculative Gründe zum Misfallen zu besinnen. Auch haben diese Misverhältnisse vor dem Wohlwollen einen Vortheil der Klarheit und Unzweydeutigkeit für den Denker und Beobachter voraus. Ihre Elemente können nicht in einander schwinden. Der Neider und sein Beneideter, sind gewiſs zwey. Hingegen der Wohlwollende, und der, welchem er sich widmet, können oft, wo Bande der Liebe, der Familie, wohl gar des gemeinschaftlichen Vortheils eintreten, als in einander verflossen, als Eine Seele in zwey Leibern, erscheinen. Daher ist auch selbst das reinste

Wohlwollen gewöhnlich unter Menschen ein Gegenstand des Verdachts; und, wenn ihm daran gelegen wäre zu gelten und zu glänzen, müſste es sich vor allen Dingen zur Regel machen, sich nie eine zufällige Verbindung mit Wünschen zu gestatten, die, können sie ihm irgend die Gestalt des Eigennutzes geben, es alsobald und vollständig thun werden. Die Wohlwollendsten verkennen einander auf diese Weise. —

Welchen Platz die Idee selbst, unter den übrigen Ideen einnimmt: ist schon vorhin gezeigt worden. Sie ist die einzige, in welcher sich ein Beyfall ausspricht, der auf einer Auffassung ohne Seitenblick beruht. Hier ist keine Frage nach der Materie zu der Form; noch nach dem Beziehungspunct zu dem Bezogenen; kein Verschwinden im beharrlichen Zustande, noch bey veränderter Ansicht. Denn fälschlich würde man den Werth des Wolwollens als abhängig ansehn von dem Werth des vorgestellten fremden Willens. Vielmehr versteht es sich von selbst, daſs dies einfache Element des Verhältnisses, einzeln genommen, keinen Werth haben könne. Und so hüte man sich denn zu fragen: ob auch derjenige, welchem das Wohlwollen sich widmet, dasselbe verdiene? Wenn er es verdiente, wenn man sich darum seiner annähme, so möchte die Anerkennung des Verdienstes zu loben seyn: Wohlwollen wäre darin nicht zu spüren. Nur, damit nicht von einer andern Seite her Einspruch geschehe, ist es nothwendig, daſs der vorgestellte fremde Wille tadellos erfunden werde; auſserdem würde das Wohlwollen des innerlich Freyen sich in seiner Äuſserung gehemmt finden. Die Güte aber ist eben darum Güte, weil sie unmittelbar und ohne Motiv dem fremden Willen gut ist.

Würde die Aufgabe vorgelegt, das Absolut-Gute zu finden; also dasjenige, welches, als absolut, ganz in sich eingeschlossen, als gut hingegen auf einen von ihm verschiedenen Zweck, dem es entspräche, zu beziehen seyn müſste: so würde sich ergeben, daſs der Zweck, der nicht wirklich auſser ihm liegen dürfte, als Bild in ihm vorhanden, es selbst also ein Bildendes, ein Vernunftwesen sey, welches, als gut, eben in dem Act des Abbildens jenes Zwecks, demselben zustimme; so, daſs sich hier alle Merkmahle des Wohlwollens beysammen finden.

Man denke sich die Natur, die Weltseele, die Gottheit. Die Natur als mannigfaltige, sich selbst unterstützende Regsamkeit; die Weltseele als inwohnendes Wissen der Natur von sich selbst; die Gottheit als Wesen auſser der Natur und den Menschen. Man erinnere sich dabey der bisher aufgestellten Ideen. Der Natur mag Vollkommenheit, der Weltseele innere Freyheit zugeschrieben werden: Gott aber allein ist gut.

VIERTES CAPITEL.

Idee des Rechts.

Ein neues Feld eröffnet sich. Verhältnisse treten hervor, welche den einwärts gekehrten Blicken derer, die um ihre eigne Veredelung bemüht sind, wenig aufzufallen pflegen; dagegen aber dem nach Aufsen schauenden Auge der weltlich Gesinnten die interessantesten scheinen. Jenen ersteren empfehlen sie sich schon deshalb nicht sehr, weil sie keinen Beyfall, sondern nur Misfallen erwecken, und nicht gesucht, sondern gemieden seyn wollen. Den letztern aber bedeuten sie viel, weil sie das Eigenthum und den Verkehr betreffen.

Die Philosophen selbst haben Dinge, die so verschiedene Gemüthslagen hervorbringen, nicht für Gegenstände der nämlichen Disciplin gehalten; sie haben deshalb die practische Philosophie in Moral und Naturrecht zerschnitten. Das bedenkliche Verhältniſs dieser getrennten Theile würde wohl längst Mistrauen erregt haben, hätten es nur die eignen Schwierigkeiten des Naturrechts dazu kommen lassen. Der Grund der Schwierigkeiten lag darin, daſs man durch Einen Gedanken hatte denken wollen, was ursprünglich durch mehrere und verschiedene bestimmt ist. Die Bestätigung dessen aber kann nur allmählig sich ergeben, wie sich das Mannigfaltige nach und nach entwickeln wird. Soviel ist jedoch auf der Stelle klar: daſs die Wissenschaft, welche den Horizont des Lebens bestimmen will, nicht wohl thut, wenn sie die Verhältnisse, die im Handeln sämmtlich und zugleich beobachtet seyn wollen, auseinander rückt, statt sie zusammenzudrängen und einem einzigen Anblick hinzulegen. —

Nicht mehr bloſs um vorgestelltes fremdes Wollen, sondern um wirkliche Willen mehrerer Vernunftwesen ist es zu thun. Sogleich dringt es sich auf, daſs diese Willen in kein wirkliches Verhältniſs treten können ohne Vermittelung. Denn was in dem eignen Bewuſstseyn eines jeden eingeschlossen bliebe, wäre dem andern Nichts. Die Willen müssen hervorbrechen in eine äuſsere Welt, die den Mehrern gemein ist.

Es ist nicht nöthig, hier sogleich alle Umstände unseres irrdischen Lebens hinzuzudenken. Die Erwähnung menschlicher Schranken gehört nicht in die Aufstellung der Ideen. Daſs wir des Brodtes bedürfen, ist wahr; aber wir bedürfen dieses Bedürfnisses nicht zur Lehre vom Eigenthum und Tausch. Auch ohne einen solchen Stachel würden die Vernunftwesen, welche mit einer Sinnensphäre in Wechselwirkung stehn, hineingreifen, um sich darin darzustellen. Sich sucht jeder auszubreiten in der Menge des Seinen; seine Gedanken und Phantasien sucht er zu verwandeln in wirkliche Gestalten der Dinge. Phantasie ist ursprünglich Handeln. Sehet die Kinder! — Es gehört indessen nicht hieher, über diesen Darstellungstrieb umständlich zu reden.

Darauf kommt es uns an: wie, und wie weit sich ein Vernunftwesen äuſsere, indem ein Verhältniſs entsteht, das mehrere Willen in sich faſst. Reicht die Thätigkeit eines Willens ganz hinüber bis zu einem andern Willen, so daſs, durch diese Thätigkeit des einen, der andre leidet, — und nicht etwa bloſs zufällig leidet, an den Folgen der in der Sinnensphäre bewirkten Veränderung, sondern kraft der Absicht des andern, welche durch die That ist ausgeführt worden: — alsdann ist eine Verbindung zwischen beyden Willen vorhanden, die vielleicht ein Verhältniſs darstellen mag, ohne daſs der andre Wille gedacht werden müſste, als ob auch er sich thätig äuſsere. Wenn hingegen die Thätigkeit des ersten Willens gleichsam stecken bleibt in der Sinnenwelt, und nicht — wenigstens nicht als Wille, nicht absichtlich, herdurch dringt bis zu dem gegenüberstehenden: alsdann fehlt noch, um beyde zu verknüpfen, eine Ergänzung, die von dem andern wird kommen müssen; daſs also beyde sich thätig äuſsern, und, indem sie in der Sinnenwelt einander zufällig begegnen, in ein Verhältniſs gerathen. Der letztere dieser möglichen Fälle ist in so fern der einfachste, wie fern er keine so weit reichende Äuſserung eines Willens erfordert, als der vorerwähnte; darum werde er zuerst erwogen. Er wird hinleiten zu der Idee des Rechts; so wie jener zu der der Billigkeit. Es sey aber im voraus bemerkt, daſs keine dieser beyden Ideen so ganz unmittelbar aus dem Geschmacksurtheil hervorspringt wie die früheren; daſs vielmehr noch eine Auslegung des Urtheils hinzukommen muſs, um die practische Weisung desselben zu erkennen; und daſs in dieser erst anzutreffen ist, was wir als Recht, was wir als Billigkeit bezeichnen. Verständlich wird Alles am leichtesten dann werden, wenn man zuförderst an urkundliches Recht sich besinnt; und sich die Frage vorlegt, ob demselben

Achtung gebühre, oder keine? Da sich nun Niemand verhehlen kann, daſs er auf Urkunden Ansprüche gründe, wenn schon der Inhalt derselben in keinem Naturrecht eine Stütze fände: so wird wohl das Princip dieser Ansprüche in einem Gedanken nachzuweisen seyn, dem ursprünglich Respect gebührt, indem die Verletzung desselben ursprüngliches Misfallen erregen müſste; einem Gedanken, der allen gemeinsamen Satzungen, allem anerkannten Positiven eine Sanction giebt, welche besteht, wiewohl von andern Gesichtspuncten aus ein mannigfaltiger Tadel auf das Festgesetzte zusammentreffen möchte. Denn da's hinwiederum der Satzung ein ursprünglicher Tadel häufig auf dem Fuſse folge, beweis't schon die Existenz der naturrechtlichen Schriften; und auch diesem Tadel muſs eine vernehmliche Stimme zu Theil werden. Ohne die Voraussetzung mehrerer, von einander unabhängiger Beurtheilungen, wäre es unmöglich, hier nicht in ein Labyrinth zu gerathen. —

Ohne Absicht, zufällig, sollen, nach der Voraussetzung, mehrere Vernunftwesen — es seyen ihrer nur zwey — in ein Verhältniſs gerathen, indem ihre Willen in die gemeinschaftliche Sinnenwelt hineingreifen. Daſs sie dabey auf eine gleiche Stelle treffen müssen, ist einleuchtend; die Wirkungen in der Sinnenwelt würden nichts verbinden, nichts vermitteln, wenn sie ohne Conflict vor einander vorüber gingen. Die gleiche Stelle nun, welche der Punct des Zusammentreffens ist, mag so einfach als möglich angenommen werden. Desgleichen die Art, über diesen Punct von beyden Seiten zu disponiren. Denn was auch jede der beyden Personen mit dem dritten Puncte möge vornehmen wollen: nur in so fern dient es zur Sache, wiefern es sich gegenseitig hindert. Könnte das Dritte beyden Dispositionen zugleich folgen: so ginge jede für sich von Statten, wie wenn überall kein Zusammentreffen vorgefallen wäre; erleichterten gar die verschiedenen Dispositionen einander, so würde nur der Gegenstand vermöge einer guten Gelegenheit desto williger zu folgen scheinen. Unsre Voraussetzung lautet demnach so: es giebt für zwey Vernunftwesen einen dritten Punct, und zwey contradictorisch entgegengesetzte Arten, über denselben zu disponiren.

Wir nehmen nun an, beyde wissen von einander, erkennen einander als solche, deren Willen sich gegenseitig hindern. Wie sie von einander wissen mögen? ist für die practische Philosophie eine müssige Frage, weil das Medium der Erkenntniſs an dem Verhältniſs der Willen, um dessen Beurtheilung es zu thun ist, nichts ändert. Wissen sie aber, daſs sie sich hindern, wollen sie gleichwohl, eben in diesem Wissen, ihren Zweck: so wollen sie das Nicht-Seyn des Hindernisses, sie wollen, jeder, die Verneinung des Willens des Andern. So sind sie in Streit. — Der Streit unterscheidet sich vom Übelwollen. Er ist ein Misverhältniſs mehrerer wirklicher Willen; jenes aber liegt, so wie das Wohlwollen, ganz in der Gesinnung des Einzelnen, welcher dem von ihm *vorgestellten* fremden Willen, wäre es schon kein wirklicher, sich innerlich entgegensetzt. Im bloſsen Streit betrachten die Willen einander nur als Hindernisse ihrer Zwecke, so daſs, träfen sie nicht auf das nämliche Äuſsere, jeder den andern unangetastet lassen würde; im Übelwollen aber ist Ein Wille unmittelbarer Gegenstand des andern. Daher ist das Übelwollen an sich einseitig; hingegen der Streit allemal gegenseitig; auch hört er sogleich auf, wenn Einer der Streitenden nachgiebt. Der einzelne Streiter kann sogar gefallen, durch seine Stärke, durch Tapferkeit, als Held. In den poëtischen Beschreibungen der Kriege wechselt unaufhörlich die Erhebung der Gröſse, die sich offenbart im Kampfe, mit der Verwünschung des Verhältnisses selbst, in welches die Gepriesenen sich setzen. Im gemeinen Gespräch der Menschen findet sich beydes wunderlich genug verschmolzen. Wer aber, ohne Frage nach den Quantitäten der Kräfte, bloſs das Verhältniſs der streitenden

Willen auffaſst, der wird nicht Anstand nehmen, das Urtheil auszusprechen: der Streit misfällt.

Wohin weis't nun dies Urtheil? Was muſs geschehn, damit das Misfallen vermieden werde? — Denn daſs eine practische Weisung darin liege, wird Niemand leugnen, am wenigsten die Streitenden selbst, wenn sie innere Freyheit besitzen, und nicht etwa vom eignen Glanze geblendet sind.

Zuerst ist so viel klar: wie die Sache vor uns liegt, ist kein Unterschied unter den Streitenden, vielmehr auf beyden Seiten alles gleich; daher muſs auch die practische Weisung für beyde gleichlautend ausfallen.

Jeder verneint in seinem Willen den ihn hemmenden Willen des Andern. Diese Verneinung muſs verneint werden; damit dem Misfallen die Folgsamkeit entspreche. So läſst denn Jeder den ihn hemmenden Willen des andern zu. Er läſst ihn zu, indem er weiſs, daſs ihn der andre hemme: das heiſst, er läſst sich hemmen, er unterläſst seine eigne Disposition über das Dritte, er überläſst es der Disposition des Andern. Dies Überlassen ist kein Wohlwollen; aber es ist die Voraussetzung, der Andre verfolge seinen Zweck, und eben dadurch werde die eigne Nachgiebigkeit zur Bedingung der Vermeidung des Streits.

Geht alles richtig, so ereignet sich dies auf beyden Seiten; Jeder überläſst dem Andern, und der Streit ist doppelt vermieden. Darin nun liegt gar nichts, was misfallen könnte. Hüten wir uns, voreiligen wohlwollenden Wünschen Gehör zu geben, die es etwa bedauern möchten, wenn nun Keiner zum Zweck käme, und die nutzbaren Sachen ungebraucht in der Mitte liegen blieben. — Es kann seyn, daſs Einer das Überlassen des Andern bemerkt, und jetzt das Überlassen, ALS mit dem Willen des Andern, sich zueignet. Es kann sich fügen, daſs, wenn schon beyde zurückgewichen waren, doch Einer eher als der Andre die geschehene Einräumung wahrnimmt, und, da er es jetzt ohne Streit vermag, die seinige wieder aufhebt, um seinen ersten Zweck zu verfolgen. Alsdann befestigt sich ein Besitz, der weder durch das Wohlwollen, noch durch irgend eine practische Idee unmittelbar kann aufgehoben werden. Einer hat überlassen; zufolge dieses Überlassens verharrt der andre bey seinem anfänglichen Wollen: sollte jetzt der Streit sich erneuern, so könnte er nur von dem Ersteren, durch zurückgenommenes Überlassen erhoben werden: damit erhöbe er das Misfallen am Streite; Er wäre es demnach, der die practische Weisung dieses Misfallens, die nun ihm allein gilt, übertreten hätte. Soll nicht also geurtheilt werden: so muſs sein Überlassen, einmal geschehen, ihm als Regel gelten; als eine Gränze, die er nicht überschreiten darf, die ihn ausschlieſst von dem, was er dem Andern zugeschrieben hat: mit einem Worte, es ist eine Rechtsgränze zwischen beyden vorhanden.

Recht ist Einstimmung mehrerer Willen, als Regel gedacht, die dem Streit vorbeuge.

Man fragt hoffentlich nicht nach den Zeichen, wodurch die Anerkennung von der einen, die Ergreifung von der andern Seite, möge declarirt werden. Menschliche Sprache gehört nicht in die Ideenlehre. Das Verhältniſs ist lediglich unter den Willen selber; sie müssen als unmittelbar in demselben stehend gedacht werden, trotz aller Vermittelung, welche zwischen ihnen als Naturwesen unentbehrlich seyn mag. — Wer anerkannt hat, was des Andern sey, der weiſs selbst am besten, daſs Er innerlich den Streit erneuern würde, wofern er abginge von der Gesinnung des Überlassens. Hingegen wer sich ein Recht zuschreiben möchte: der sehe wohl zu, daſs ihn die scheinbaren Zeichen der geschehenen Anerkennung, worauf allein er ein Recht gründen kann, nicht täuschen.

Denn aus seiner bloſsen Ergreifung würde für ihn gar nichts folgen; es sey denn dies, daſs er als Urheber eines künftigen möglichen Streits schon im Voraus wolle angesehen und verurtheilt seyen. In der That, Nichts anderes liegt in dem Begriff einer Occupation, die nicht etwa selbst in Folge vorgängiger Einstimmung geschieht. Soll wenigstens die Occupation mehr seyn als bloſser Gebrauch einer Sache, den Niemand hindert — eine einfache, gleichgültige Handlung, — was anderes könnte sie mehr seyn, wenn nicht eine Erklärung: derjenige werde zu streiten haben, wer kommen möchte. sich dieser Sache zu bedienen? Diese Verkündigung, man werde nicht weichen, heiſst nichts anderes, als, man werde das Misfallen am Streit nicht achten.

Eine solche Verkündigung lautet denn freylich drohend, gegen einen Jeden, wer er auch sey, der sich auf den Streit würde einlassen wollen. Wohnte ihr nun irgend eine Rechtskraft bey: so wäre durch sie nicht ein Verhältniſs zwischen bestimmten Personen, sondern zwischen Einem und allen möglichen Andern, begründet; welches diesen Einen in der Mitte des Seinen, und mit dem Seinen, aus der ganzen Umgebung heraushöbe, und isolirt hinstellte. So etwas wollen die dinglichen Rechte bedeuten, welche man so gern glaubt durch bloſse Occupation dessen was herrenlos ist, oder durch Formation, wobey eine Occupation des Stoffs vorausgesetzt wird, erwerben zu können. Wer mag nachweisen, mit welchen abwehrenden Einflüssen die Handlung, wodurch jemand sich einer Sache bemächtigt, hineingreife in die Willen derer, die sich um jenen gar nicht bekümmern? Das Misverhältniſs aber, worin ein solcher Anspruch sich setzt, ist so eben nachgewiesen worden.

Es zeigt sich also deutlich genug, daſs der Ursprung alles Rechts keineswegs in dinglichen Rechten zu suchen ist, die jemand sich zuschreiben, und kraft deren er alle übrigen ausschlieſsen dürfte; sondern in Verhältnissen, die zwischen bestimmten Personen von beyden Seiten gebildet werden, die nur für diese Personen gelten, und nur als solche gelten, wie sie sind gebildet worden.

Denn nicht nur nicht der Umfang, sondern auch nicht der Grad der Gültigkeit eines Rechtsverhältnisses, kann gröſser seyn, als er ist gemacht worden. Man denke sich statt der entschiedenen Gesinnung des Überlassens und Nehmens, jeden beliebigen mindern Grad der Willen, jeden beliebigen unvollkommnen Entschluſs; man denke sich alle Art von Unbesonnenheit, von Lässigkeit, von Schwankung zwischen Wollen und Nicht-Wollen, wozu die Veranlassungen eben so mannigfaltig als häufig sind, — wird man sich wundern dürfen, wenn auf die Frage, was unter solchen Umständen Recht werde? im Namen der Philosophie keine bestimmte Antwort erfolgt? Allerdings läſst sich's bestimmt sagen, daſs hier keine andre Antwort erfolgen kann, als diese: das Recht ist so mangelhaft, so zweifelhaft, so schwach,

— aber auch nicht schwächer, und nicht minder bindend, als die, mangelhaft und zweifelhaft zusammenstimmenden Willen, es unter sich errichtet haben. Respect fordert alles, was der Idee einer Regel, die dem Streit vorbeuge, nur von fern entspricht; aber der Fehler, der gegen die Regel kann begangen werden, stuft sich ab nach dem Grade wahrer, entschlossener, und reiner Einstimmung, die in jedem der zustimmenmenden Willen enthalten war. Wie groſs nun auch das sittliche Unheil des zweifelhaften Rechts, von dem unsre Verhältnisse voll sind, möchte berechnet werden: die Philosophie vermag gegen das Zweifelhafte eben so wenig als gegen das entschieden-verkehrte, den übrigen Ideen zuwiderlaufende Recht; sie kann bloſs sagen: Macht es besser!

Und wem gilt dieser Zuruf? Keinesweges dem, welchen ein vorhandnes Recht in Nachtheil setzt. Er müſste erst den Streit erheben, und durch die Unvernunft den Weg zur Vernunft suchen. Sondern beyden, so fern sie zusammen in dem Verhältnisse stehn. Folglich zunächst demjenigen, welcher im Vortheil ist. Denn ihm ist es unbenommen, die Riegel, die er bisher bewachte, hinwegzuschieben; Er wird durch Ablassen von dem behaupteten Seinen, keinen Streit erheben. Hat er nun die Rechtsgränze, die bis dahin den andern einengte, beweglich gemacht: so können jetzt neue Verträge neues, besseres und festeres Recht bestimmen. —

Es ist nur noch übrig, die Frage zu erörtern, ob dem Recht ursprünglich die Befugniſs beywohne, es durch Zwang zu schützen? Dieselbe läſst sich ganz kurz und bestimmt verneinen; wobey freylich das sogenannte Naturrecht seinen Grundbegriff vom ursprünglichen — wohl gar unendlichen — Zwangsrechte, einbüſst. — Soll nämlich der Zwang etwas Mehr seyn als bloſse Entziehung von Gefälligkeiten; soll er eingreifen in die dem Andern zuvor zugestandnen Rechte, so weit es nöthig ist, um dem verletzten eignen Rechte Genugthuung zu verschaffen: so ist klar, auf welcher einseitigen Ansicht die Täuschung, ein solcher Zwang sey erlaubt, beruhe. Der Zwingende nämlich sieht in dem Zwange bloſs das Mittel, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen. Hier vergiſst er, daſs die Rechte des Andern, welche sein Zwang durchbricht, für sich selbst als Rechte bestehn, ohne Frage nach der Absicht, um derentwillen man sich erlaube, sie zu verletzen. Oder will man annehmen, alles gegenseitige Überlassen sey auf die Bedingung gegenseitiger Vermeidung der Läsion, gleich anfänglich beschränkt gewesen? Aber das ist eine Erdichtung; und was erdichtet wird, war nicht einmal erlaubt. So vielfach der Streit sich erheben konnte, eben so vielfach muſsten Concessionen dem Streit vorbeugen; jeder einzelne Gegenstand eines möglichen Streits ist anzusehn als Aufforderung zu einem, für sich bestehenden, und in sich vollständigen Überlassen, das nicht durch den Bruch andrer Verhältnisse wieder rückgängig könne gemacht, und in ihren Ruin hereingezogen werden. — Wiefern nun gleichwohl der Zwang statthaft ist, wird sich in der Folge aus andern Lehren ergeben.

FÜNFTES CAPITEL.

Idee der Billigkeit.

Widerrechtlich und unbillig zugleich, möchte man sagen, sey die Idee der Billigkeit bisher verdrängt worden von dem Gebiet dessen, was im Practischen einer festen Bestimmung fähig ist; sie, welcher ein eigenes, einfaches Verhältniſs in der Reihe der ästhetischen Willensverhältnisse wesentlich zugehört; sie, welche den andern Ideen den auszeichnenden Character, wodurch eine jede als selbstständig sich zu erkennen giebt, gänzlich unangetastet läſst. Nur die Schwierigkeiten, wodurch die Aufſtellung des, der Billigkeit zugehörigen Verhältnisses, aufgehalten wird, dienen dem begangnen Versehen zur Entschuldigung.

Absichtloses Zusammentreffen mehrerer Willen in den sich gegenseitig hemmenden

den

den Dispositionen über einen äuſsern dritten Punct, führt, wie gezeigt, auf die Möglichkeit der Entstehung von Rechtsverhältnissen. Es ist auch schon bemerkt, daſs, wenn des Gegensatzes wegen absichtliche That eines Vernunftwesens angenommen wird, alsdann es zu voreilig seyn würde, noch eine thätige Äuſserung des andern Willens hinzuzudenken. Es ist schon Verbindung beyder Willen vorhanden, wofern die That des einen Vernunftwesens herdurchdringt durch das gemeinschaftliche Medium, und eingreift in den Willen des andern, so daſs derselbe davon leide, und daſs er die auf ihn wirkende Absicht entweder willkommen heiſse oder umgekehrt. Diese Verbindung vorausgesetzt, sind wir in einer Region, welche von den bisherigen Urtheilen noch nicht berührt wurde. Findet sich hier ein ästhetisches Verhältniſs, so ist es ein neues, dessen Beurtheilung mit eigenthümlicher Autorität hervortreten wird.

Es fragt sich aber: ist die Verbindung zwischen dem absichtlich thätigen, und dem von dieser Absicht leidenden Willen, schon ein Verhältniſs? Gesetzt, sie sey es nicht: so hätte man nach einem entsprechenden zweyten Gliede zu suchen, um das Verhältniſs zu bilden. Gesetzt ferner, es lasse sich während der Nachforschung ein Geschmacksurtheil vernehmen: so sagen uns die Grundsätze der Einleitung, daſs alsdann ein Verhältniſs, sammt seinen mehrern und rein gesonderten Gliedern, wirklich vorliege, wenn schon die Glieder noch nicht in Begriffen wären unterschieden worden. Diese Unterscheidung muſs jedoch gelingen; oder die practische Philosophie würde die erste Forderung, welche man an sie zu machen hat, unerfüllt lassen; nämlich die Forderung, genau nachzuweisen, worüber, und was darüber mit Beyfall oder Misfallen geurtheilt werde. —

Zuförderst: nicht alle Absicht ist Zweck; wenn schon jeder Zweck, Absicht. Zwecke werden unmittelbar gewollt; Absichten sehr oft als Mittel zu andern Zwecken. Unmittelbares Wollen, wenn es sich auf ein anderes Vernunftwesen bezieht, kann ein Wohlwollen seyn oder ein Übelwollen. Absichten können, eins oder das andre, aber auch keins von beyden, in sich schlieſsen. So werden sie gefallen oder misfallen, oder auch für sich gleichgültig seyn: nämlich als Gesinnungen. Diese Verschiedenheiten der Beurtheilung nun müssen hier gänzlich bey Seite gesetzt werden, wenigstens in der Abstraction. Denn es ist hier nicht mehr die Rede von den innern Verhältnissen eines Vernunftwesens zu sich selbst; sondern bloſs von einem äuſsern Verhältniſs, welches mehrere Willen befaſst. Auf die Absicht als That kommt es an; wäre die Absicht, als Gesinnung, zugleich Zweck, und als solcher zu loben oder zu tadeln, so werde dies für jetzt hinweggedacht.

Die Absicht als That nun verknüpft beyde Willen; und nichtsdestoweniger stiftet sie kein solches Verhältniſs, daſs die beyden Willen als dessen Glieder anzusehen wären. Vielmehr, in den einen Begriff dieser That gehn beyde Willen zusammen, um ihn, als seine Merkmale, zu bestimmen! That überhaupt bezieht sich zugleich auf das Thätige und auf das Gethane; und ist, was sie ist, durch beyde. Thätig ist, in unserm Falle, derjenige Wille, dessen Absicht auf das Leiden des andern sich richtet. Und das Gethane ist hier das Wohl oder Wehe, welches der leidende Wille eben dadurch erst als ein wirkliches Wohl oder Wehe bestimmt, daſs er es wirklich so oder anders aufnimmt. Die That ist Wohlthat, wenn sie ein Wohl zugleich beabsichtigt und hervorbringt; Übelthat, wenn sie ein Wehe zugleich zur Absicht und zur Folge hat. Sie ist keins von beyden, und unsre Voraussetzung ist gar nicht vorhanden, so oft und so fern der Erfolg von der Absicht abweicht. Da ist die Absicht nur in der Gesinnung vorhanden, und mag als solche beurtheilt werden; der Erfolg liegt bloſs in der Empfindung des Leidenden, und mag unsre Theilnahme erwecken; aber die geforderte Verknüpfung beyder Willen ist ausgeblieben; das Medium hat die Bedingungen dazu nicht hergegeben; es hat dem ästhetischen Verhältniſs eine bloſse Natur-Erscheinung untergeschoben.

Überbringt hingegen das Medium getreulich das Wohl oder Wehe, was die Absicht ihm mitgab; realisirt sich das Gewollte in dem leidenden Vernunftwesen, wie in der Hand oder dem Fuſse sich die beschlossenen Bewegungen realisiren, (und so muſs es hier angesehen werden, um alle unnützen Verwickelungen zu vermeiden, und um das Medium ganz ignoriren zu können): alsdann haben wir zwar die absichtliche That, welche zugleich bestimmt ist durch das Thun und das Gethane; aber mit dieser That, wie es zunächst scheinen muſs, — noch kein Verhältniſs; sondern nur etwa ein Glied für ein künftiges Verhältniſs, wofern sich dazu ein zweytes passendes Glied auffinden lieſse. Und wie soll denn das zweyte gefunden werden? — Es möchte leicht begegnen, daſs, wenn jemand aufs Suchen ausginge, sich ihm die Vergeltung darböte, welche dem absichtlichen Wohlthun oder Wehethun gebührt. Denn daſs die unvergoltene That misfällt, wird niemand anstehn zu bejahen, der sich an die Begriffe von Lohn und Strafe besinnt, und, ohne sich zu verwickeln in den Fragen über die wirkliche Vollziehung von beydem, bloſs das erwägt, wie der Lohn als verdienter Lohn passe auf das Belohnte, wie die Strafe als verdiente Strafe angemessen sey dem Bestraften.

Wollte man nun, verführt durch das allzuschnell hervorspringende Geschmacksurtheil, wirklich die Vergeltung für das zweyte Glied des Verhältnisses annehmen; und von einer Harmonie zwischen ihr und der durch sie vergoltenen That reden: so möchte schon die Vergleichung mit jener Harmonie des Wohlwollens, und der innern Freyheit, dem gegenwärtigen eingebildeten Verhältniſs nicht sehr zu Statten kommen; der fühlbare Unterschied würde hinreichen, einen Verdacht zu erregen, welchen die systematischen Überlegungen bestätigen. Es ist nämlich aus dem Vorhergehenden bekannt, daſs über ein einfaches Element kein Geschmacksurtheil ergeht; und hieraus folgt, daſs die unvergoltene Wohlthat oder Wehethat gänzlich gleichgültig ſeyn müſste; daſs also die Nemesis, durch kein ursprüngliches Urtheil herbeygerufen, auch füglich hätte wegbleiben können, wiewohl sie willkommen wäre, wenn sie ungerufen erschiene. Aber dem ist nicht also; die Nemesis wird herbeygerufen; erscheint sie aber, so ist sie nicht allemal willkommen. Woraus mag sich das erklären? —

Ist die absichtliche Wohlthat oder Wehethat nicht gleichgültig, misfällt sie, so lange sie unvergolten dasteht: so liegt mit ihr ein ganzes Verhältniſs vor, dem kein Glied mehr fehlt, da es der Beurtheilung Stoff giebt. Um das versteckte zweyte Glied zu finden, wird man den Begriff der That erwägen müssen, mit welchem es sich soll eingefunden haben. Dabey nun darf man nicht etwa den zuvor construirten Begriff wieder in seine, in ihm wohl verbundenen Merkmale auflösen; wodurch er nur zerstört werden könnte. Sondern ein andrer Begriff, der in den Inhalt von jenem gar nicht eingeht, dennoch aber, wegen einer nothwendigen Beziehung, unfehlbar mit ihm zugleich gedacht wird, — ein wahrhaft zweytes, rein abgetrenntes Verhältniſsglied, das gleichwohl jenes erste Element stets begleitet, — wird gefunden werden müssen, und wird sich ohne Zweifel finden lassen, da das Geschmacksurtheil das Vorhandenseyn desselben verbürgt.

Die That könnte nicht als That gedacht werden, wenn nicht durch sie Etwas gethan würde, das, ohne sie, NICHT Statt gehabt hätte. Diese Verneinung weis't hin auf die entgegengesetzte Lage der Dinge, welche vor der That mag wirklich gewesen seyn. Darüber giebt es zwar keine nähere Bestimmung; indessen der bloſse Begriff eines Zustandes, in welchem, unabhängig von der That, die beyden Willen, einander gegenüber, sich befunden haben, reicht hin, um den Gegensatz zu bilden, wodurch die That, indem sie diesen Zustand abbricht, ihn stört, ihn gleichsam verletzt, — als That hervortritt. Und dieser Gegensatz ist es, welcher dem Geschmacksurtheil so gewiſs zum Gegenstande dient, als das Urtheil aus der Auffassung des Begriffs der That erzeugt wird.

Die That, als Störerin, misfällt. Die Gröſse der That bestimmt die Gröſse des Misfallens. Wo kein Wohl noch Wehe beabsichtigt, oder auch, wo keins empfunden wird, da greift nicht Ein Wille hinein in den andern; die That ist nicht vorhanden, das Misfallen eben so wenig. Mit dem Wohl oder Wehe aber, das in der Absicht und im Erfolge gemeinschaftlich anzutreffen ist, wächst das Misfallen; und zwar auf gleiche Weise bey der Wohlthat und bey der Wehethat. Die Gesinnung des Wohlthäters mag übrigens gefallen, und das Wohlseyn des Empfängers mag uns erfreuen; ja auch die Stärke der thätigen Kraft mag gefallen. Von diesem allem zu abstrahiren, und bloſs die That als That festzuhalten, ist nicht ganz leicht; es wird aber leichter, sobald aus der practischen Weisung, die dem Urtheil muſs abgewonnen werden, das Symbol hervortritt, in welchem das Misfallen an der That seinen Ausdruck findet.

Könnte nämlich das Misfallen als eine Kraft auf die That wirken: so würde es sie hemmen; es würde, wie jeder Widerstand, in entgegengesetzter Richtung wirken; es würde ihren Fortschritt durch Rückgang aufzuheben trachten. Nun ist das Misfallen keine Kraft; die That geschieht wirklich. Aber, nachdem sie vollzogen ward, bleibt noch der Gedanke des Rückgangs übrig, durch den sie hätte aufgehoben werden sollen. Ein Positives, das misfällt, treibt zu dem Begriff des ihm gleichen Negativen, mit welchem zusammen es Null machen würde. Rückgang also des gleichen Quantum Wohl oder Wehe, von dem Empfänger zum Thäter, iſt das, worauf das Urtheil weiset. Vergeltung iſt das Symbol, worin das Miſsfallen ſich ausdrückt. Eine ſcheinbare Poſition, worin eine Negation verhüllt liegt.

Zwey Bemerkungen dringen ſich hier ſogleich auf. Die eine: für das Verhältniſs ganz gleichgültig iſt die Art von Wohl oder Wehe, welche beabſichtigt, und welche empfunden wurde; demnach auch die, welche vergeltend zugefügt wird. Denn nur, in wiefern etwas den Willen genehm oder zuwider iſt, in ſo fern kommt es hier in Betracht, wo nicht von dem Gewollten, ſondern von den Willen als ſolchen die Rede iſt. Bey der Vertauſchung eines Übels mit einem andern Übel, einer Luſt mit einer andern Luſt, würde nur die Abmeſsung des gleichen Quantums Schwierigkeiten machen, welcher ſorgfältig beybehalten werden muſs, weil jeder Fehler hiegegen einen unvergoltenen Überſchuſs hervorbringen würde, der von neuem Vergeltung erforderte. — Die zweyte Bemerkung: Wer vergelte, bleibt unbestimmt. Die That wird zurückgewiesen zu dem Thäter, aber Niemand ist unmittelbar angewiesen, die entgegenlaufende, gleichsam quitirende, That, zu übernehmen. Dem Beleidigten also ist keine Rache angemuthet; kämen aber die Eumeniden über den Beleidiger, so geschähe ihm, was billig ist. Dem Wohlthäter mag Gott vergelten; — wenn er nicht sein Werk als Vergeltung achtet: welches er eigentlich von Anfang an sollte und muſste, um nicht durch sein Wohlthun selbst ein Misverhältniſs zu erzeugen. Man dürfte wünschen, daſs die Empfänger minder geneigt wären, sich, dem Geber gegenüber, unvollkommner zu fühlen. —

Bisher ist der Begriff der Absicht als That, auf welchem alles beruht, so gefaſst worden, wie es am leichtesten und natürlichsten war; daſs nämlich die Absicht, das positive Wollen, hervortrete, und etwas Neues beginne. Aber alles zuvor entwickelte gewinnt noch eine weit ausgedehntere Sphäre seiner Geltung, wenn der Gedanke hinzukommt, daſs das Verhältniſs zwischen der That und dem durch sie aufgehobenen, vorigen Zustande, auch auf eine gerade entgegengesetzte Weise kann erzeugt werden. Dieser vorige Zustand wurde oben durch den ganz leeren Begriff bestimmt: in ihm habe die absichtliche That noch nicht Statt gefunden; hingegen durch das Eintreten derselben sey er verletzt worden. Gesetzt nun umgekehrt, der vorige Zustand sey ein solcher, wie ihn vorhandne Rechtsverhältnisse gar leicht bilden können: daſs er beruhe auf dauernder Absicht, auf fest gehaltener Sorgfalt, die ein Wille für den andern trage, und thätig äuſsere: alsdann wird die Störung desselben verursacht werden durch bloſses Zurückweichen, und Nachlassen der Absicht, durch bloſses Nicht-Fortsetzen ihrer Äuſserung. Das Nicht-Thun wird die Stelle des Thuns vertreten, indem es den Erfolg des fortdauernden Thuns abbricht. Der Wille wird dem andern Willen ein Wehe bereiten, nicht durch neue Entschlieſsungen, sondern durchs

Verschwinden der alten, auf welche gerechnet war. Daſs nun schon die bloſse Achtlosigkeit, welche Schuld wird an dem Wehe dessen, der Achtsamkeit fordern durfte, — Vergeltung begründet: dies ist das bekannte Seitenstück zu der Bestrafung des bösen Vorsatzes. In beyden Fällen ist es Störung des vorigen Zustandes, welche misfällt; nur im Falle des Vorsatzes wird das Nichtige durch das Wirkliche, im Falle der Schuld das Wirkliche durch das Nichtige gestört. Dort ist es willenlose Ruhe, welche unterbrochen wird durch das Eingreifen eines Willens in den andern; hier ist es beharrliche Thätigkeit der Entschlieſsung, welche abgebrochen wird durch bloſse Abspannung der Aufmerksamkeit. — Hoffentlich bedarf es keiner Erinnerung, daſs Verschuldungen durch unbehutsames Handeln hier nicht als etwas Positives betrachtet werden können, da die Handlung selbst nur in so fern in Betracht kommt, als sie das Nachlassen der gebührenden Sorgfalt offenbart.

Ist schon die Abmessung des bösen Vorsatzes schwierig, — indem seine Gröſse zum Behuf der Vergeltung geschätzt werden muſs zugleich nach der Stärke (der Besonnenheit, Festigkeit, u. s. w.) des thätigen Willens, und nach der Gröſse seines wirklichen Erfolgs (da die bloſse Gesinnung nicht hieher gehört): so wird es noch schwieriger, den Grad einer Schuld zu bestimmen; indem hier nicht bloſs in Frage kommt, wie tief die Aufmerksamkeit gesunken, und wie viel dadurch geschadet ist, sondern auch, wie hoch die Aufmerksamkeit hatte stehen sollen? Denn daſs nicht immer die stärkste mögliche, die allergespannteste, durchaus von jedem andern Gegenstande abgezogene Aufmerksamkeit erfordert werden könne, leuchtet unmittelbar ein. Es ist eine weite Distanz zwischen den Rücksichten, die der gesellschaftliche Umgang beachtet wünscht, und dem Späherblick, welchen ein Staat unausgesetzt von seinen Gesandten und seinen Feldherrn fordert! Mitten in dieser Distanz liegen die Grade der Culpa, welche das

das Privatrecht unterscheidet, so gut es gelingen mag. —

Wäre es etwa nicht ganz leicht, die Bedeutungen, welche der Ausdruck **Billigkeit** durch den Sprachgebrauch erhalten hat, zurückzuführen auf die hier bestimmte Idee der gebührenden Vergeltung: so liegt der Grund groſsentheils in der Schwankung der Begriffe, die man gemeinhin durch jenes Wort zu bezeichnen versucht. Weil nämlich manches billig ist, was rechtlich nicht kann gefordert werden: hat man sich mehr und mehr erlaubt, das Billige nur als das, jenseits bestimmter Gränzen liegende Unbestimmte, unbestimmt zu denken. Der fehlervollen Darstellungen nicht zu erwähnen, welche durch die Misgriffe der Naturrechte sind angehäuft worden. — Übrigens ist doch der Begriff des Entsprechenden, des gegenseitig Abgewogenen, der Zahlung und Quitirung, nicht zu verkennen, wo von einem billigen Beurtheiler die Rede ist, der dem Verdienste Nachsicht mit anklebenden Feh-

Fehlern widerfahren läſst; oder von einem billigen Vergleich, in welchem das Nachlassen von Ansprüchen, auf der einen Seite vergolten wird durch aufgegebne Forderungen von der andern; und was für ähnliche Fälle noch vorkommen mögen, in denen die Umstände berücksichtigt, und gegen einander aufgerechnet zu werden pflegen.

SECHSTES CAPITEL.

Näher bestimmte Anwendungen der Ideen des Rechts und der Billigkeit.

Daſs die beyden, zuletzt entwickelten, Ideen zu ihrer richtigen Aufstellung etwas mehr speculativen Aufwand erforderten, als die vorigen: erklärt sich ohne Mühe aus den mehr zusammengesetzten Voraussetzungen ihrer Grundverhältnisse. Eben deshalb bedarf es auch jetzt noch einiger Nachträge für solche Fälle, wo die erwähnten Voraussetzungen eine besondre Gestalt annehmen, die für die practische Weisung der Ideen nicht gleichgültig seyn kann. Wir treffen hier mehrere Gegenstände nahe beysammen, die sonst in der Moral und im Naturrecht zerstreut lagen. Es kommt nämlich darauf an, Recht und Billigkeit auch da wieder zu erkennen, wo das Dritte, welches zum Gegenstande des Streits, oder zum Medium der That, dient, nicht so ganz ein Äuſseres ist, als wie es bisher genommen wurde. Dergleichen kann nicht füglich einen angemessenen Platz finden, wenn man zwey Wissenschaften trennt, deren eine die äuſsere, die andre die innere Gesetzgebung soll zu besorgen haben. —

Das einfachste trete voran! — Gesetzt, eine Wohlthat sey von so besonderer Art, daſs sich das Wohl, was sie zufügt, mit nichts anderm vergleichen lasse: so wird für sie keine andre, als nur eine solche Vergeltung, die das nämliche Wohl zurückgebe, können gedacht werden. Gesetzt ferner, eine Gesinnung sey an sich selbst That, indem sie, als Gesinnung, unmittelbar wohlthue, und zwar auf eine Weise, die keine Vergleichungen gestatte; so würde sie nur durch eine ähnliche Gesinnung können vergolten werden. Das Gesagte trifft zu bey dem Wohlwollen; dessen Gegenstand zu seyn, ein Wohlgefühl hervorbringt, welches mit irgend einem andern Wohlseyn zu vertauschen wohl Niemandem, der es wahrhaft beſitzt, in den Sinn kommen möchte. Das Wohlwollen also kann nur durch Wohlwollen erwiedert werden. Aber durch wessen Wohlwollen? Würde irgend ein Fremder, oder auch ein höheres Wesen dasselbe zurückgeben können? Geben ohne Zweifel; nur nicht zurückgeben. Denn alsdann wäre die Absicht, zu vergelten, das Motiv der Gabe. Motive aber giebt es nicht für das Wohlwollen, welches nicht erst irgend etwas anderes will, sondern unmittelbar den Willen des Gegenüberstehenden sich zueignet. Ein wohlwollender Dritter ist selbst ein Erster; er kann nicht quitiren, er wird schenken. Soll demnach nur eine Spur des Zusammenhangs zu finden seyn, woran die Erwiederung als eine Rückgabe kenntlich werde; so muſs wenigstens das Zurück denselben Weg nehmen, welchen das Vorwärts nahm; die Gesinnung muſs von daher wiederkehren, wohin sie sich gewendet hatte. Mit einem Wort: es ist der Empfänger allein, dessen Wohlwollen als DANK erscheinen kann. Daſs nur die Gesinnung danken, und nur der Gesinnung gedankt werden kann, ist bekannt genug. — Allein die vorige Bemerkung gilt auch hier noch. Das Wohlwollen mag erregt werden können; aber der Motive ist es unfähig. Gleichwohl sollte, seinem Begriff nach, der Dank ein motivirtes Wohlwollen seyn. Es erhellt daraus nichts anders, als daſs der Dank, im strengsten Sinne genommen, eine bloſse Idee ist, die, wenn schon als Idee vollkommen begründet, gleichwohl nie in die Wirklichkeit einzutreten vermag. Nichtsdestoweniger behauptet sie ihre practische Bedeutung; es ist unmöglich, sich von ihr loszusagen. Der Dank ist einer Irrationalgröſse ähnlich, welche, als eine bestimmte Gröſse, in der That nicht nur nicht vorhanden ist, sondern von welcher sogar bewiesen wird, sie könne nie gegeben werden: so jedoch, daſs statt derselben andre Gröſsen sich setzen lassen, die näher und näher kommend dasjenige darstellen, was jene zu leisten bestimmt war. So auch unterläſst die zum Danken geneigte Sinnesart niemals, sich selbst das Wohlwollen anzumuthen, welches dem empfangenen Wohlwollen entsprechen könnte; die Anmuthung hält die Aufmerksamkeit gespannt, wehrt üble Eindrücke ab, belebt die Regungen der Zuneigung; und, wenn sie schon selbst keine klingende Saite ist, dient sie wenigstens denen, die etwa erklingen möchten, zur Verstärkung der Resonanz. Glücklich aber ist derjenige zu nennen, dem es leicht wird, die Empfindungen zu erwiedern, die ihm entgegenkamen. Er erfreut sich einer Harmonie mit sich selbst, die aus innerer Freyheit nicht hätte hervorgehen können, weil das Wohlwollen, zwar wohl in seinen Äuſserungen, nicht aber als ursprüngliches Gefühl folgsam zu seyn vermag gegen die Einsicht; — die gleichwohl der innern Freyheit nachahmt, indem sie die Anmuthungen der Billigkeit erfüllt, und überdas den Unterschied ausgleicht, der sonst zwischen dem Mehr und Minder, des wärmern und des kälteren Gefühls auf der einen und der andern Seite, würde eingetreten seyn. — Hat sich das erste Wohlwollen in Dienstleistungen geäuſsert: so sind dieselben, an sich, der Vergeltung fähig, und zwar einer solchen, die auch füglich ein Dritter leisten könnte; als Sprache des Wohlwollens aber sind sie in der That nur das Wort zu der Sache; vielleicht ein deutlicheres und stärkeres Wort, als von mündlicher Rede. Ob der Empfänger Gelegenheit habe, sich auch des Vortheils dieser deutlicheren Sprache zu bedienen: das ändert nichts an dem Werthe und der vergeltenden Kraft seiner Gesinnungen. Das schönste Eigenthum des wirklich dankenden Wohlwollens aber besteht darin: daſs ihm, welches niemals bloſs als Vergeltung, sondern immer zugleich als eine ursprüngliche Gabe anzusehen ist, wiederum Dank gebührt; ein Dank, den es schon besitzt, in der Gesinnung des ersten Wohlwollenden; so, daſs jetzt die Idee nicht nur realisirt, sondern durch vervielfachte Wiederstrahlung ohne Ende von neuem hervorzuleuchten scheint.

Eine Gabe von ähnlicher Natur, wie das Wohlwollen, ist das Zutrauen und der Glaube. Nur diese weicht dadurch ab von jener, daſs sie, wenn schon der gleichartigen Erwiederung fähig, doch zunächst eine Vergeltung von andrer Art nicht bloſs gestattet, sondern begehrt. Dem Zutrauen entspricht die Treue; dem Glauben die Aufrichtigkeit, die Wahrheit. Diese Art der Vergeltung nun steht in der Gewalt dessen, von dem sie gewünscht wird. Es erhellt daher auch ohne weitere Schwierigkeit, daſs, dem Glauben mit Verstellung, mit Lüge bezahlen, eine Verhöhnung der Billigkeit ist; die um desto härter hervorspringt, je mehr Absicht und besonnener Entschluſs in dem Glauben enthalten war, je weiter sich derselbe von der Einfalt entfernte, die da glaubt, ohne zu wollen, bloſs weil sie nicht weiter denkt. Denn wo gar kein Wille, gar keine absichtliche That vorhanden wäre, da lieſse sich von Unbilligkeit nicht reden. — Jedoch dieser Gegenstand wird verwickelter, weil ihn nicht bloſs die Idee der Billigkeit beherrscht, sondern auch Rechtsbetrachtungen hinzutreten; und zwar von eigenthümlicher Art, indem hier kein äuſseres Drittes vorkommt, das den Gegenstand des Streits darstellen könnte.

Der Entſchluſs, zu glauben, faſst nämlich, auſser dem so eben betrachteten Willen, Zutrauen zu schenken, welchen das Unbillige der Lüge verwundet, — noch einen andern Willen in sich: den, als Wahrheit anzunehmen und zuzueignen, was für Wahrheit ausgegeben wird. Aber etwas als Wahrheit darbieten, von dem man weiſs, es sey falsch, heiſst nichts anders, als in einem und demselben Augenblick, und durch einen und denselben Actus, zugleich, scheinbar überlassen, und in der That Streit erheben. Scheinbar überlassen: indem man gestattet, daſs der Vertrauende sich in Besitz einer Nachricht, einer Auskunft, setze, wie wenn sie ihm zugestanden wäre. Den Streit erheben: indem man verursacht, daſs die Willen von beyden Seiten wider einander stoſsen, weil jetzt der eine über etwas berichtet zu seyn Anspruch macht, was der andre zu verhehlen entschlossen ist. — Das Eigenthümliche dieses Misverhältnisses läſst sich nicht verkennen. Der Streit misfällt, — aber nur einen der Streitenden kann diese Verurtheilung treffen; den Lügenden nämlich, welcher dem andern sogar das verborgen hält, daſs überall ein Streit vorhanden ist.

Wer die nur angegebnen Begriffe gehörig verfolgt, wird in ihnen den Aufſchluſs finden über die seltsame, und für das sittliche Gefühl peinliche Erscheinung einer so verschiednen, hier äuſserst strengen, und dort sehr gemilderten Beurtheilung, die von gleich gewissenhaften Männern über die Lüge und ihre mancherley Formen zu ergehen pflegt. Denn daſs alle Art von absichtlicher Täuschung, jede Wendung, die zur Entstellung der Wahrheit gebraucht wird, mit der wörtlich ausgesprochenen Lüge unter Eine Verurtheilung fallen muſs, sieht wohl jeder ein, der nicht am Zeichen hängt. — Zuvörderst, schon daſs der Belogene sich beleidigt fühlt, daſs er klagt, um etwas gebracht zu seyn, worauf er Anspruch hatte, zeigt hin auf diejenigen Ideen, welchen gemäſs es Ansprüche des einen an den andern geben kann, auf die des Rechts und der Billigkeit. Es darf nun nicht befremden, wenn dergleichen Ansprüche sich stärker oder schwächer fühlbar machen. Verschiedene Grade der Willen, wodurch die Verhältnisse, die den Ideen unterworfen sind, gebildet werden, erzeugen verschiedene Grade von Realisirung dessen, worauf die Verurtheilung sich bezieht.

Eine solche gradweise Verschiedenheit entspringt im gegenwärtigen Fall aus doppeltem Grunde. Beyde Willen, die sich dem Glauben verbinden können, sind der Abstufung fähig. Man denke sich die reine Einfalt: diese würde bestehn in einem Glauben, der bloſs glaubte aus stumpfsinnigem Anhängen an dem Vernommenen; ohne sich weder zum Vertrauen zu entschlieſsen, noch das Geglaubte als Wahrheit in Besitz zu nehmen. Von dem so bestimmten Nullpuncte an, mag nun dieser oder jener Wille, der vertrauende oder der die Wahrheit sich zueignende, anfangen zu wachsen; einer mehr, der andre weniger, oder auch beyde gleichmäſsig: die Verurtheilung der Lüge wächst durch beydes, indem dort die Billigkeit, hier das Recht verletzt wird; anders und anders aber macht sich die Verurtheilung selbst dann fühlbar, wenn sie in gleichen Graden, nur bald nach der einen, bald nach der andern Idee, bald nach beyden zugleich, erfolgt. Wie verschieden wird hier die unbillige Täuschung eines vertrauten Freundes, dort die unrechtliche falsche Aussage vor der Obrigkeit, empfunden! — Hingegen die reine Einfalt zu täuschen, würde tadelfrey seyn, wenn man nur beweisen könnte, es gebe eine reine Einfalt; und die auch als solche beharre, und nicht wenigstens hinterher sich besinne, zum fortdauernden Glauben entschlieſse. Nicht groſses Bedenken pflegt sich einem Motive entgegenzusetzen, rohes Volk oder Kinder zu ihrem Besten zu hintergehn. Verknüpfte sich damit die Sorgfalt, sie aufzuklären in dem Maaſse wie sie aus der Rohheit herausgehn, so würde der Fehler, der hier begangen werden könnte, wenigstens in Vergleichung mit jenen Verbrechen gegen den Freund und gegen die Obrigkeit, minder groſs zu nennen seyn. — Was vielleicht am meisten die Aufmerksamkeit auf die, bey diesem Gegenstande eintretenden Abstufungen hinzieht, ist die Nothwendigkeit, Geheimnisse zu bewahren gegen indiscrete Frager. Eine Nothwendigkeit, die zwar da noch gar nicht dringend wird, wo ein Verweis wegen der Indiscretion nicht das Geheimniſs selbst in Gefahr bringt. Man weiſs, daſs zu Verweisen dieser Art — wie immer eingekleidet, — alle ächte Wahrheitsfreunde bey gegebener Gelegenheit gar sehr bereit sind; und mit Recht! Aber in Fällen, wo auch nur die Existenz eines Geheimnisses ahnden zu lassen, schon ein Verrath gelobter Verschwiegenheit seyn würde: da wird es wichtig, zu bemerken, daſs in der unbesonnenen sowohl als in der wissentlich unbefugten Frage sich kein reiner entschiedener, und in sich ruhender Wille, weder zu vertrauen, noch die Wahrheit in Besitz zu nehmen, aussprechen könne. Denn hiezu ist der Unbesonnene zu schwach, der Hinterlistige aber zu sehr mit sich selbst uneins. Die Misverhältnisse also, die in solchen Fällen aus der, das Geheimniſs rettenden Unwahrheit entstehn, werden zwar immer häſslich genug ausfallen, jedoch vielleicht noch eher leidlich, als die, welche aus verletzter Verschwiegenheit würden entstanden seyn.

Daſs die unbillige und unrechtliche Lüge häufig auch noch den Vorwurf des Übelwollens auf sich ladet, so oft sie nämlich aus arglistiger Gesinnung gegen den Belogenen entspringt: dies bedarf hier nur deshalb einer Erwähnung, weil eine solche Complication, nicht allemal Statt findet, und weil die Abwesenheit des Übelwollens alsdann zuweilen zum Vorwande einer schlechten Entschuldigung gebraucht wird! Als ob Unrecht und Unbilligkeit für sich allein nicht schlimm genug wären; als ob sie erst dann anfingen Tadel zu verdienen, wenn sie zur eigentlichen Tücke fortschreiten. — Aber man hört auch reden von der Erniedrigung, von der Wegwerfung seiner selbst, von der Schmach, die sich der Lügner zuziehe. Wer seinen Blick an der verschiedenen Physionomie der Ideen geübt hat, erkennt hier ohne Mühe eine Verurtheilung zufolge der Idee der Vollkommenheit. Es möchte nun ein Zweifel aufsteigen können, was denn für eine Schwäche sich durch die Lüge verrathe; da gerade umgekehrt sich in ihr manchmal Gewandtheit, Umsicht, Dreistigkeit hervorthun, da sie sich überdem in heroischen Characteren oftmals tief eingewurzelt findet. Aber es trifft sich wohl, daſs die Lenker der Gesellschaften sich selbst nicht mit zur Gesellschaft rechnen. Und eben den gesellschaftlichen Menschen, nicht das Individuum, verkleinert und vernichtet das, was den Glauben zurückstöſst. Denn durch den Glauben hängen die Menschen zusammen, rechnen sie auf einander und lieben einander, vereinigen sie die Kräfte und die Herzen. Hingegen ohne Zutrauen, muſs die Freundschaft umkommen. Ihrer bedarf die Falschheit nicht.

Aus allem geht hervor, daſs die Lüge ein eignes Talent besitzt, die Stimmen der sämmtlichen practischen Ideen wider sich aufzurufen. Es ist kein Wunder, wenn manche Sittenlehrer, indem sie an diesen Punct kommen, etwas von der philosophischen Fassung verlieren; wenn sie zu der Lüge, wie zu einer Giftmischerin, mit Grauen hinzutreten, oder mit Heftigkeit auf sie einstürmen. Die vorstehenden Entwickelungen müssen gleichwohl gezeigt haben, daſs zu hart gefaſsten Sprüchen der Gegenstand sich nicht von allen Seiten eignet. Wo, nach Abweisung alles Übelwollens, eine gradweise Verschiedenheit der einzelnen Fälle zu erwägen übrig bleibt: da hat man Ursache, vor allgemeinen Maximen und vor Gewöhnungen zu warnen, und desto mehr der

Wach-

Wachsamkeit und Zartheit des Gewissens zu empfehlen. Harte Maximen, zerbrechen bey der ersten sichtbaren Übertretung; und noch ehe sie zerbrechen, schaden sie durch veranlaſste Selbsttäuschung, denn man verhehlt ihnen die kleinern Übertretungen. Aber dem Zartgefühl ist nichts zu verhehlen, es ahndet das Kleinste, wie es das Gröſste zurücktreibt; es läſst nie eine Gewohnheit entstehn, sich ein für allemal gewisse Arten der Falschheit zu verzeihen. Die Fälle, in denen es auch gegen den streng gewissenhaften Mann, Vorwürfe kann auszusprechen haben, sind meistens Fälle eines gedoppelten Vorwurfs; denn die Indiscretion, die solche Fälle mag veranlaſst haben, kann vom Tadel nicht befreyt bleiben. *)

---

*) Es ist zu fürchten, daſs das hier Vorgetragene für viel leichter und bequemer anzuwenden werde gehalten werden, als es ist. Vor allem wird man die Rubrik der indiscreten Fragen so weit auszudehnen suchen, als möglich: und das zwanglose Gespräch, welches sich der Hoffnung überlaſst, fragen

Kehren wir jetzt zurück zu dem wissenschaftlichen Character der Bestimmungen, wodurch das Beleidigende der Lüge erkannt wird — die, indem sie Wahrheit zugleich anbietet und zurückhält, ein Recht zugleich stiftet und verletzt: — so finden wir hier in der Nähe noch einen Gegenstand, dessen Natur ebenfalls die Verurtheilung des Streits herbeyführt, und zugleich diese Verurtheilung auf einen der Streitenden wirft, ohne den andern dadurch zu berühren. Daſs wiederum das Dritte, welches im Streit liegt,

zu dürfen, ja das Zutrauen selbst, welches in wichtigen Angelegenheiten nothwendige Erkundigungen einziehn möchte, wird sich durch Falschheiten aller Art zurückgestoſsen finden. Zwar, die Strafe liegt nahe! Wer mit der Wahrheit spielt, dem glaubt man nicht. Jedoch auf allen Fall sey denen, die, aus Mangel an Geist oder an Gewissenhaftigkeit, eine handfeste Regel haben müssen, auch hier gesagt, was die gröſsten Autoritäten bestätigen, nämlich: es giebt hier nur eine Regel; diese: niemals die Wahrheit zu verleugnen. Und insbesondere: Sich nicht in Kleinigkeiten daran zu gewöhnen.

ein Gedanke seyn muſs, läſst sich errathen. Ein äuſseres Drittes würde nicht mit Einem der Streitenden in so fester Verbindung stehn, daſs nicht auch Er davon abzulassen vermögend, und darum berufen wäre. Diesmal aber ist es nicht, wie vorhin, ein Gedanke in ihm selber; nicht etwas, das er als sein Wissen, als seine Erkenntniſs sich zueignet: sondern ein Gedanke in dem Gegenüberstehenden; ein Bild, das ihm gehört, und das er entweder sich zugeeignet hat, oder in jedem Augenblick ohne Fehler sich zueignen kann. Also ein ursprüngliches Eigenthum, — dessen Möglichkeit zu bezweifeln man nach der bisher vorgetragenen Rechtslehre allen Grund, hätte! — In der That ein ursprüngliches Eigenthum: und zwar das einzige, was vollständig dafür gelten kann; denn über das vorgebliche Eigenthum an dem eignen Leib und Leben, an Nahrung, Platz, Wohnung, wohl gar an Mitteln zur Geistescultur — möchte derjenige anders denken, der sich besinnt, daſs von diesen Äuſserlichkeiten abzulassen, und den über sie etwa erhobenen Streit selbst zu vermeiden, allerdings immer möglich bleibt. Indessen wird darüber gleich weiter unten das nöthige gesagt werden.

Wo mehrere Vernunftwesen von einander wissen: da wird sich jedes in den übrigen abgebildet finden. Es gehört zur Naturvollkommenheit der Intelligenzen, als getreue Spiegel richtig abzubilden; und es gehört zur Vollkommenheit eines Bildes, dem Original, bis auf das Seyn, in Allem zu gleichen. Ob nun ein Jeder sein Bild, wie es sich vorfindet in den Übrigen, bemerke, und sich zuschreibe, und als das Seine zu besitzen beschliefse: dies mag dahin gestellt bleiben. Es ist wenigstens etwas für den Darstellungstrieb, sich zu schauen in Andern; und wer überdas, mit seinem Urtheil über sich selbst in irgend einer Rücksicht noch nicht im Reinen ist, dem kann es nicht gleichgültig seyn, wie ihn diejenigen sehn, denen er mehr richtigen Blick zutraut als sich selbst. Auf allen Fall kann er, sobald es ihm beliebt, sein Bild nehmen für das was es ist, nämlich für sein Bild. Anerkennung und Zueignung fallen hier beynahe in Eins. Dies gilt, auch bey schlechter auffassenden Zuschauern, wenigstens in so weit, als sie eben richtig aufgefaſst haben; denn freylich, von einem eigentlichen Anspruch, als sollten sie die eingeschlichenen Fehler verbessern, und die Pflicht guter Spiegel ganz erfüllen, darf keine Rede seyn; höchstens würde man sich in ein kläreres Licht zu stellen haben. — Aber ein Misverhältniſs, ein wahrer Streit der Willen, wird entstehn, wenn in irgend einem Zuschauer die Verkleinerungssucht sich regt. Sey es nun, daſs er, innerlich, wider sein eignes Sehen sich auflehnt, und arbeitet, den unwillkührlich anerkannten Werth willkührlich herabzusetzen; oder daſs er die Falschheit zu Hülfe nimmt, um durch ein trügerisches Licht auch Andern den wahren Anblick zu verderben. Was würde es bedeuten, wenn man hier die Vermeidung des Streits beyden Streitenden anmuthen wollte? — Ursprünglich hat das Bild, welches den Gegenstand des Streits ausmacht, vorgelegen, als ein solches, worüber gar nicht willkührlich disponirt werden könne, wobey die Überlassung sich von selbst verstehe, indem es ohne weiteres demjenigen, dessen Bild es sey, anheim falle. Wie jemand unter uns ein ererbtes Gut als klares Eigenthum besitzt, das nie bestritten, noch erworben, nur übernommen war: so hat, und hält, ursprünglich, Jeder das, was er den Andern gilt. Nun kann zwar die Aufmerksamkeit der Andern von ihm abgelenkt werden, oder ein eingetretener Umstand kann das schon richtige Urtheil wieder trüben; ein falscher Schein, ein Verdacht, eine Auslegung, ist im Stande, der gewonnenen Ehre zu schaden: mit einem Wort, es kann diesem Gut, wie jedem andern, ein Unglück begegnen. Aber es darf Niemand willkührlich das, in der Anerkennung eines persönlichen Werths unmittelbar enthaltene Überlassen des Bildes von diesem Werthe, wieder zurückzunehmen, oder Andre zu der Zurücknahme zu bewegen suchen. Man ist immer Ehrerbietung schuldig, und darf die Ehrerbietung Andrer nicht stören. Ehrenbezeugungen sind davon verschieden; sie können ursprünglich nicht gefordert werden. —

Analogieen mit dem so eben entwickelten Verhältnisse bietet das menschliche Leben vielfältig dar. Es erklären sich hieraus eine Menge von Ansprüchen, die meistens zugestanden werden, auch nicht leicht abgewiesen werden können, wenn sie schon ursprünglich nicht vollkommen begründet sind. Es hafte das Bild einer Person, oder vielleicht nur ein partielles Bild ihrer Kraft und ihres Werths, — an einer äuſsern Sache. Diese Sache für sich, würde, als möglicher Gegenstand eines Streits überlassen werden müssen. Auch ist es ganz ein Anderes, das Bild als Darstellung eines Werths anerkennen, oder aber, die Verkörperung dieses Bildes, welche nun zur Form eines fremden Stoffes geworden ist, sammt dem Stoffe selbst, der ferneren

Disposition des Form-Gebers überlassen. Man könnte ihm die Ehre gönnen, die seiner Kunst gebührt, und ihn dennoch der Wirkung dieser Kunst berauben. Unbillig möchte das seyn, denn der Arbeiter ist seines Lohns werth, — aber darum nicht unrechtlich. — Jedoch, es reimt sich nicht gut zu der Ehrerbietung, die man dem Bilde schon als solchem schuldig ist, dasselbe in fremde Hände zu liefern, die es vernichten, die es entstellen könnten! Soll also der Ehrerbietung vollkommene Genüge geschehe, soll ihrentwegen Sicherheit geleistet werden auch für die Zukunft: so wird man schon sich entschlieſsen müssen, das Bild sammt dessen Träger, dem Urheber zur Aufbewahrung, zur fernern Ausbildung, oder zur Vernichtung — wenn es ihm je als eine verfehlte, oder schlechte Darstellung seines vielleicht erhöhten Werths, misfallen sollte, — zum Eigenthum zu überlassen. So wird man dem Maler das Gemälde sammt der Leinwand zugestehen, und es ihm auch nicht einmal für einen höhern Preis, als auf den er es schätzt, wider seinen Willen entreiſsen. So erkennt man ein Eigenthum an Erfindungen, an Ideen, an litterarischen Producten, an schriftlichen und mündlichen Äuſserungen. So mag auch immerhin die allgemeine Voraussetzung erklärt werden: Kinder (in den frühern Jahren, wo sie mehr Abbilder als Personen sind), seyen das Eigenthum ihrer Eltern; wohl gar bis zum Recht über Leben und Tod. Aber minder und minder passend wird diese Art der Beurtheilung, je mehr das Gewicht des Stoffs wächst gegen die Form, so fern die letztre das Bild ihres Urhebers darstellt. Einen Acker gepflügt, und besäet zu haben, mag einen Anspruch an die Früchte, zwar nicht begründen, aber erträglich machen; hingegen wäre es eine arge Anmaaſsung, den festen, beharrenden Boden selbst im Gefolge des vorübergehenden, und noch dazu wenig characteristischen, Ausdrucks von eigner Kraft und Anstrengung, an sich ziehn zu wollen. Manches, was die Rechtslehrer unter die Rubrik der Accession zu bringen pflegen, mag hiemit verglichen werden. Zuweilen wird man finden, daſs Sachen, welche schon Eigenthum sind, sich selbst abzubilden scheinen in dem, was ihren Herrn als ihr Anhang zufällt. So zeigt sich der Stamm in seinen Früchten, — besser und ausdrucksvoller gewiſs als der Strand seine Kraft, festen Platz anzubieten, den Sachen beweis't, die er nach dem Schiffbruch aufnimmt. — Alle die erwähnten, und die ihnen ähnlichen Rechtsansprüche, sind für sich unvollkommen; sie können aber ergänzt werden durch die Sitte und das positive Recht. Und eine Aufforderung, sie so zu ergänzen zeigt sich darin: daſs immer diejenige Betrachtungsart der Dinge, welche am nächsten liegt, und welche dem Menschen am natürlichsten ist, als ein Reiz wirken wird, ihr gemäſs sich zu entschlieſsen, und Forderungen zu erheben. So, daſs ein Recht, welches auf andre Weise bestimmt wäre, eine starke Stimme gegen sich haben würde, die der ruhigen Einstimmung der Willen unfehlbar Eintrag thun, und den Zustand des Streits, wenn nicht völlig herbeyführen, doch nahe bringen müſste. Diese Bemerkung bahnt uns den Übergang zum folgenden. —

Oben ist der Satz aufgestellt worden: 'es gebe ursprünglich keine dinglichen Rechte; sondern nur Forderungen an bestimmte Personen, zufolge einer Einstimmung, die dem Streit vorbeuge. Es war nicht die Meinung, diesem Satze etwa zu Gunsten des menschlichen Leibes, oder andrer möglichen Organismen, die andern Vernunftwesen auf ähnliche Art zugehören möchten, — hinterher eine Ausnahme anzumuthen. Leiber sind äuſsere Sachen; und die Möglichkeit, daſs ein darüber erhobener Streit von beyden Seiten könne vermieden werden, läſst sich nicht ableugnen. Der Streit misfällt! Dies Urtheil gilt gegen Mishandlungen und Mordthaten; es gilt aber nicht minder gegen die, welche im Fall des Angriffs, sich selbst vertheidigen. Und zwar trifft es sie nicht nur bey sogenannter Nothwehr, die ein fremdes Leben lieber als das eigne aufopfert; sondern es verbietet, wie es scheint, schon die bloſse

Behauptung: der lebendige Leib sey Eigenthum dessen, welcher in diesem Leibe lebt. — Daſs nun Leiber nicht bloſs äuſsere Sachen sind, ist eben so klar, als daſs sie doch auch als körperliche Massen sich darstellen, unterworfen der Disposition ihrer natürlichen Inhaber sowohl als auch andrer Menschen. Sie verhelfen, wenn es verlangt wird, ihren Besitzern zur Abbildung und Kundmachung der eignen Gedanken und Wünsche. Ruhend jedoch, sind sie nur die zufälligen möglichen Träger solcher Abbildungen; erst wenn sie bewegt werden, verwandeln sie, so scheint es, sich selbst in Bild und Sprache des Geistes, der sie bewegt. Das Verhältniſs also zwischen dem Bilde und dem Original, sammt dem was von der Ehrerbietung ist gesagt worden, paſst auf sie zum Theil, aber nicht vollkommen. Jemanden verwunden, ist immer noch nicht so schlimm, als ihn lästern; wenn schon eins an das andre erinnert. — Aber wiewohl die Wunden weniger beleidigen, weniger unmittelbar kränken: vermögen sie gleichwohl durch den physichen Schmerz, den sie herbeyziehn, und durch die vielfache Verhinderung, die sie in den Weg legen, uns zu mahnen an das, was Recht werden oder geworden seyn muſs, wenn eine dauernde Einstimmung der Willen sicher bestehn soll.

Könnte jemand sich überwinden, den Streit, der über seine Hand, über seinen Fuſs wäre erhoben worden, dadurch zu vermeiden, daſs er diese Hand oder diesen Fuſs einer fremden Willkühr Preis gäbe: so würde er, um das Wenigste zu sagen, fortdauernd gegen einen innern Feind zu kämpfen haben; gegen das Naturbedürfniſs nämlich, das die eignen Glieder zum eignen Gebrauch unaufhörlich zurückforderte, und unablässig antriebe, die seltsame Übereinkunft zu brechen, und den Streit zu erneuern.

Wo immer die Willkühr nach einem Naturgesetze sich sträubt, auf ihrer Seite den Streit zu meiden, der von der andern leichter entfernt werden kann: da fehlt dem Recht, was gegen das Naturgesetz wirklich errichtet werden möchte, das Zutrauen; es hängt an ihm die Besorgniſs einer unruhigen Zukunft; und man gedenkt des Streits, wenn schon für den Augenblick nicht gestritten wird. Man gedenkt also auch des Misfallens am Streit; und, wenn innere Freyheit waltet, kann eben deshalb, ein solches Recht nicht errichtet werden, oder, wäre es errichtet, nicht bleiben.

In welchem Grade das Naturgesetz zwingend wirke auf die Willkühr: das ergiebt, nach umgekehrtem Verhältnisse, Verschiedenheiten der Grade des Werths, die ein Recht, gegen das Naturgesetz abgefaſst, erlangen könnte.

Hierauf hat man einen groſsen Theil derjenigen Ansprüche zurückzuführen, die als natürliche Rechte aufzutreten lieben; und die sich wohl für angeborne auszugeben pflegen, so wunderlich es auch ist, daſs eine Beziehung auf ein Anderes und Auſseres, und nicht etwa eine physische, sondern eine practische Beziehung, eine Forderung, — zu der eignen, innern Natur eines Wesens gehören soll, das, in der Welt der Erscheinungen wenigstens, sich als selbstständig, und von Andern seines Gleichen rein gesondert darstellt. Indessen, dies hängt mit metaphysischen Irrthümern, und schon mit Vorurtheilen des gemeinen Verstandes zusammen; der jedem Dinge eine Menge ursprünglicher Äuſserlichkeiten, die ihm inwohnen sollen, — Eigenschaften, Kräfte, Vermögen, u. s. w. zuzuschreiben gewohnt ist; und es daher ganz in der Ordnung findet, daſs auch Menschen gegen Menschen von Natur eine ursprüngliche Repulsion ausüben, vermöge deren ein Jeder in die Gränzen des Seinen gewiesen wird. Das mag denn die Metaphysik begreifen, oder aufhellen: die practische Philosophie versteht davon Nichts; indem sie keinen Sinn dafür hat, daſs Naturwirkungen irgend einer Art, wenn dergleichen ja vorhanden wären, sich könnten in die Sprache der Ideen übersetzen lassen; indem sie vielmehr voraussetzt, in dem Gange der Naturereignisse werde Alles, was durch hinreichende Ursachen bereitet ist, wirklich erfüllt und vollzogen, ohne sich auch nur scheinbar bey Ansprüchen und Forderungen aufzuhalten; was aber nicht erfüllt werde, nicht geschehe, das verrathe eben dadurch einen Mangel in denjenigen Ursachen, von welchen es allenfalls bey unvollständiger Kenntniſs hatte erwartet werden können. — Dem Menschen nun wird zwar Leib und Leben angeboren; den physischen Einfluſs aber, der hier vorhanden oder nicht vorhanden seyn mag, rechnet die practische Philosophie gar nicht zu den Gegenständen ihrer Untersuchung. Vielmehr fragt sie bloſs nach der ursprünglichen Bedeutung desjenigen Misfallens, welches alsdann vernommen wird, wenn ein Mensch den Leib eines andern wie eine gemeine äuſsere Sache behandeln will. Und weiter fragt sie nach den Gründen und Bestimmungen des ähnlichen Misfallens, das sich erhebt, wenn Jemandem die Nothwendigkeiten, ja die Bequemlich-

keiten

keiten des Lebens versagt werden, von Andern, die in deren Besitz sich behaupten; wenn also über Mangel an Platz, Mangel an Nahrung, Bedeckung, über Einengung der äuſsern Freyheit, über abgeschnittene Gelegenheiten zur Geistescultur, geklagt wird. Die allgemeine Ideenlehre hat nicht den Beruf, in das Specielle dieser Verhältnisse des menschlichen Lebens einzutreten; die schon gegebenen Formeln umfassen aber auch alles, was hierüber zu sagen wäre. Abgesehen nämlich von den Betrachtungen, welche die Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens und der Billigkeit ganz leicht darbieten; ergiebt sich, daſs, wer in drückende Rechtsverhältnisse, welcher Art sie immer seyn mögen, sich selbst durch deren Anerkennung einmal eingelassen hat, dieser von dem schuldigen Respect dagegen nicht könne durch vorgebliche unveräuſserliche Menschenrechte befreyt werden; daſs aber ursprünglich die Vermeidung des Streits in Fällen, wo nicht auf beyden Seiten alles gleich ist, auch nicht auf gleiche Weise beyden Theilen könne angemuthet werden; ſondern, daſs dergleichen Fälle ſich mehr oder minder den früher nachgewieſenen annähern, in welchen die Forderung des Nachlaſſens ganz auf eine Seite trifft, indem ſie auf der andern ſich als unmöglich offenbart. Und ſo wird der Ort, den die ſyſtematiſche Darſtellung dieſen Gegenſtänden hat anweiſen müſſen, keiner weitern Erläuterung bedürfen; vielmehr ſelbſt den Gegenſtänden zur Erläuterung dienen.

SIEBENTES CAPITEL.

Übergang von den ursprünglichen zu den abgeleiteten Ideen.

Wie es die ersten Grundsätze erforderten: sind bisher die denkbaren Verhältnisse der Willen aufgesucht, indem ein Fortschritt beobachtet wurde von der einfachsten Voraussetzung zu andern mehr und mehr zusammengesetzten. Das erste Verhältniſs fand sich zwischen der Beurtheilung selbst, und dem, ihr entweder entsprechenden, oder nicht entsprechenden, Wollen überhaupt; das zweyte zwischen den mehrern Strebungen, die schon in einem und demselben wollenden Wesen einander der Gröſse nach messen; das dritte lag gleichsam auf der Gränze des Fortschritts zu einer Mehrheit von Vernunftwesen, indem es zunächst nur einen vorgestellten fremden Willen mit dem eignen Willen des Vorstellenden, zusammenfaſste; das vierte entstand im Zusammentreffen mehrerer wirklicher Willen auf einen äuſseren Gegenstand; das fünfte ergab sich aus der absichtlichen That, wodurch ein Wille dem andern Wohl oder Wehe bereitet. Es fragt sich, ob dieser Fortschritt weiter könne verfolgt werden? Und was sich alsdann zur Beurtheilung darbieten möchte?

Die Voraussetzung zweyer wirklicher Willen, die das Verhältniſs hervorbringen sollen, ist schon erschöpft. Ohne Absicht zusammentreffend, führen sie die Idee des Rechts, — mit Absicht, die Idee der Billigkeit herbey. Es würden also, des Fortschritts wegen, mehr als zwey Willen angenommen werden müssen. Aber es ist sehr klar, daſs unter den Mehrern je zwey, mit oder ohne Absicht zusammentreffend, die vorigen Verhältnisse wiederhohlen; daſs demnach nun Complicationen dessen, was sich durch Recht und Billigkeit schon bestimmt findet, zu erwarten wären. So zeigt sich denn, daſs die Reihe der einfachen Ideen geschlossen ist.

Dagegen aber tritt jetzt eine mehr zusammengesetzte Beurtheilung ein, die nun so viel sicherer von Statten gehn wird, nachdem ihre einzelnen Elemente gehörig zur Klarheit sind gebracht worden. Zwar von den verwickelten Angelegenheiten menschlicher Geselligkeit wissen wir hier noch immer Nichts; es muſs genügen, uns mit dem allgemeinen Begriff einer unbestimmten Mehrheit von Vernunftwesen zu beschäfftigen. Um nun wenigstens diesen Betrachtungen das Feld so weit als möglich zu eröffnen: werden wir uns eine Annahme gestatten, die anfangs als eine bloſse Fiction erscheinen mag, die aber in dem menschlichen Daseyn sich groſsentheils realisirt findet. Die Annahme: man könne die mehrern Vernunftwesen, wie man wolle, als Mehrere, oder als Eins, ansehen; und im letztern Falle sey ihr mehrfaches Wollen zu vergleichen den mehrern Strebungen und Entschlieſsungen Eines und desselben Vernunftwesens. Fiction muſs diese Annahme deshalb scheinen, weil, wie schon früher bemerkt, das Wollen ein durchaus *innerer* Act jedes Vernunftwesens ist, folglich zur Gemeinschaft der mehrern Willen erst ein Medium, eine gemeinschaftliche Sphäre des Leidens und Thuns, die Bedingungen herzugeben hat. Wie aber, wenn dieses Medium, welches wir schon öfter glaubten ignoriren zu dürfen, — so gute Dienste leistet, daſs es sich selbst nicht einmal als den Sammelplatz der Streitenden, oder als das Vehiculum der absichtlichen Thaten, fühlbar macht? Wie wenn es so ganz aus der Mitte hinwegzuschwinden scheint, daſs, ohne auffallenden Übergang, der Gedanke Eines Denkenden sich, gleich einem eignen Einfalle, in den Gedankenkreis des Andern versetzt findet, und rückwärts? Auf die Weise könnte es dahin kommen, daſs mehrere Willen, die ursprünglich in verschiednen Gemüthern sich erhoben, gleichwohl wie in Ein Bewuſstseyn concentrirt zu betrachten wären.

Wenn nun schon die menschliche Sprache dies nicht vollständig leistet: so muſs doch für jetzt das Mangelhafte unsrer Communication hinweggedacht werden, damit das Geheiſs der Ideen, sofern sie auf die gegenwärtige Voraussetzung angewendet werden, sich ganz rein könne vernehmen lassen. Und wenn hieraus practische Weisungen entstehen, gewisse Verhältnisse, die einen Werth haben, in der Wirklichkeit so genau als möglich zu realisiren: so versteht sich von selbst, daſs darin die Aufforderung, alles was Sprache heiſsen mag, auſs zweckmäſsigste auszubilden, schon mit eingeschlossen liegt. —

Indessen ist die Annahme einer vollkommnen Communication immer nicht die erste natürliche, die den Gedanken einer Mehrheit von Vernunftwesen begleitet. Vielmehr jener Art von Vermittelung, wie sie hinreicht um Recht und Billigkeit hervortreten zu lassen, gebührt der erste Platz in der Reihe von Voraussetzungen, die wir zu machen haben. Daher eine andre Stellung der Ideen in ihrer Anwendung, als die, in welcher sie sich zuerst ergeben. Das Recht wird vorangehn, und ihm die Billigkeit folgen; alsdann werden die ersten drey Ideen hinzukommen, in umgekehrter Ordnung, so daſs die Idee der innern Freyheit die Reihe beschlieſst, und den Rückgang von den Verhältnissen mehrerer Willen zu denen, die Ein Centrum des Bewuſstseyns erfordern, gehörig vollendet. —

Indem wir uns eine Menge wollender Wesen versammlet denken auf Einem Boden, der sie durch seine mannichfaltigen Producte anlockt und beschäfftigt, und jedes dieser Producte Allen anbietet: dringt sich gleich zunächst die Erwartung auf: sie werden in vielfachen Streit gerathen. Sie sollen aber den Streit vermeiden. Die Ausführung dieses Gedankens ergiebt die Idee einer Rechtsgesellschaft.

Möchten jedoch die Rechtsgränzen gezogen seyn, und den Einen in gröſsere, den andern in kleinere Sphären seiner Thätigkeit einschlieſsen: das Thun und Lassen der Eingeschlossenen würde immer noch über die Gränzen hinüber wirken; und alle Absicht oder Nachlässigkeit, die in diesem Wirken läge, würde das Misfallen an unvergoltenen Thaten herbeyrufen. Sollte das Misfallen getilgt werden; und übernähmen es die Versammelten, dafür zu sorgen: so würden sie sich zu einer Anstalt vereinigt finden, die man ein Lohnsystem nennen kann.

Wären nun schon so die Angelegenheiten der Versammelten geordnet, und von Vorwürfen befreyt: gleichwohl würde das Hinschauen auf dieselben noch wenig Erfreuliches haben. Der wohlwollende Zuschauer würde eine ganz andre Einrichtung fordern, als die bloſs zur Vermeidung des Streits aufgeworfenen Bollwerke des Rechts; er würde die gröſste mögliche Summe des Wohlseyns erreicht, und zu dem Ende die zweckmäſsigste Verwaltung des Vorräthigen eingeführt zu sehn verlangen. Und für diese seine wohlwollenden Wünsche — die freylich Wünsche bleiben müſsten, so lange sich ihnen die Berechtigten entgegensträubten, — würde er seines eignen Beyfalls gewiſs seyn. So entspringt die Idee des Verwaltungssystems. — (Es ist zu bemerken, daſs die Voraussetzung zunächst nur dem Zuschauer das Wohlwollen zuschreibt; die nähere Entwickelung wird zeigen, daſs, wegen eines Zusammenstoſsens der Ideen, das Verwaltungssystem noch eines allgemein-gegenseitigen Wohlwollens unter dem Versammelten selbst, bedarf, — nicht zu seinem Eintritt in die Wirklichkeit, wovon überall hier nicht die Rede ist, — sondern um seine Gültigkeit als practische Idee behaupten zu können. — Noch eine andre Anwendung der Idee des Wohlwollens wäre denkbar, so nämlich, daſs die Mehrern, als Eins gedacht, ihrem Gesammtwillen irgend ein fremdes Wollen, etwa wiederum das einer Gesammtheit, zum Gegenstande gäben. Dieser Begriff schlieſst sich der, zuletzt zu nennenden, Idee der beseelten Gesellschaft an. Wo er sich nicht realisirt findet, da kann wenigstens kein Misfallen daraus entstehn; denn der Mangel des Wohlwollens ist für die Beurtheilung Nichts. Jedoch würde sie wieder anheben beym Eintritt des Übelwollens.)

Das erhöhte Wohlseyn bey richtig verwalteten Gütern pflegt Kraft-Äuſserungen hervorzutreiben; deren Ausbreitung, deren Zusammen- oder Widereinander-Wirken sich von selbst derjenigen Beurtheilung darstellt, welche nach der Idee der Vollkommenheit, die jetzt an der Reihe ist, zur Anwendung kommen muſste. Die Sorge, dieser Idee zu entsprechen, wird die Mehrern zu einem Cultursysteme vereinigen.

Aber wo die Bemühungen, dem Recht, der Billigkeit, dem Wohlwollen, und der Vollkommenheit, zur angemessenen Darstellung zu verhelfen, gemeinschaftliche Angelegenheit geworden sind: da ist gemeinschaftliche Folgsamkeit gegen gemeinschaftliche Einsicht; da ist innere Freyheit Mehrerer, die nur ein einziges Gemüth zu haben scheinen. Die Spaltung zwischen Einem und einem Andern, deren jeder bloſs seinem Urtheil folgt, und seinem Gewissen überlassen seyn will, — dieser leere und todte Gegensatz, ist verschwunden: die Vereinigten machen eine beseelte Gesellschaft.

Es mag seyn, daſs jeder Staat eine beseelte Gesellschaft werden sollte. Aber das kümmert uns hier nicht. Den Staat characterisirt seine zwingende Macht. Die Ideen sind ohne Macht. Zu verhüten, daſs nicht die eben bezeichneten gesellschaftlichen Ideen mit dem Staate verwechselt werden, ist so viel wichtiger, weil dieselben gar nicht bloſs den groſsen Menschenhaufen gelten, sondern eben so wohl jeder kleineren und kleinsten Verbindung; der häuslichen nicht minder als der bürgerlichen. Rückwärts: keinen andern sittlichen Werth können Verbindungen, welcher Art sie seyn mögen, sich selbst geben, als den durch Realisirung jener Ideen. Welche Mittel, um dahin zu gelangen, einer jeden Gattung eigenthümlich sind, das zu überlegen, kann sehr nothwendig, sehr folgenreich seyn; die Beurtheilung der Willens-Verhältnisse aber ändert sich nicht nach den Mitteln; sie kennt diese Mittel nicht, sie hebt erst an bey dem Erreichten, und der Beyfall wird nur wachsen, wie die Nachahmung der Musterbilder vollständiger gelingt. Selbst der eigenthümliche Anstand, welchem die Anwendung besonderer Mittel unter besondern Umständen Gelegenheit giebt, muſs als eine äuſsere Verzierung angesehen werden, die für jetzt unsre Aufmerksamkeit nicht fesseln darf.

ACHTES CAPITEL.

Rechtsgesellschaft.

Der Streit kann entstehn. Diese Besorgniſs enthält eine doppelte Aufforderung; theils vorzubeugen, daſs er nicht entstehe, theils, den entstandenen zu schlichten. Zuerst von den vorbeugenden Maaſsregeln. Dieselben beruhen auf dem Überlassen, das aber jetzt auf mehr als auf zwey Willen ausgedehnt soll gedacht werden.

Mehrere Willen können die Willen mehrerer Vernunftwesen seyn; aber auch ihrer Zwey werden ein vielfaches Wollen entwickeln, sobald eine Menge von Veranlassungen gegeben, eine Menge von Gegenständen möglicher Dispositionen dargeboten sind. Dem Streit vorbeugen, nöthigt zu einem so vielfachen Überlassen, daſs es die Möglichkeit des Streits erschöpfe. Aber wer kann alle Arten, über eine äuſsere Sache zu disponiren, aufzählen und voraussehn? Wer kennt die Fülle der Sachen, die ein ausgedehnter Boden dem glücklichen Finden allmählig offenbaren wird? — Jener Umstand führt auſs Eigenthum, dieser zum Occupationsrecht. Damit das Überlassen erschöpfend sey, muſs es die unendliche Möglichkeit des Gebrauchs einer Sache, in Einen Begriff gefaſst, zuerst Einem (wenn auch nicht einem Individuum) übertragen; welchen dadurch der Überlassende als Eigenthümer anerkannt: alsdann können in der Sphäre dieses Begriffs Gränzlinien von allerley Art gezogen werden; theils solche, die, gleich den Sectoren eines Kreises von unendlichem Halbmesser, selbst noch éine Unendlichkeit in sich schlieſsen, — so z. B. bey den Rechtsverhältnissen, in denen der Eigner alle mögliche Benutzung auf eine Zeitlang einem Andern zugesteht; theils solche, welche ein Endliches aus dem Unendlichen absondern, also eine bestimmte Art von Disposition einem Andern als dem Eigner zuschreiben, —

so bey Servituten und Verpfändungen. — Wiederum, damit das Überlassen erschöpfend sey, muſs es über die noch nicht gefundenen Sachen im Voraus verfügen. Im Voraus also sind dieselben dem ersten Nehmenden, (oder vielleicht dem Herrn eines Grundstücks, oder wie sonst verfügt seyn mag) hingegeben. Ein solches Occupationsrecht (nach dem vierten Capitel das einzige denkbare) stützt sich auf das Überlassen, es gilt nur so weit wie dieses wirklich vorangegangen ist, es gilt, eben wie jenes Eigenthum, nur unter denen, die es errichtet haben.

Sind es nun nicht bloſs mehrere Willen zweyer Personen, sondern eine Menge von Personen, welche die Rechtsgesellschaft bilden; und denken wir uns, was unter ihnen allem Recht den Boden bereiten muſs, ein allgemein gegenseitiges Überlassen: so ist zuvörderst die falsche Vorstellungsart abzuwenden, als müsse es nothwendig einen Zeitpunct geben oder gegeben haben, in welchem Niemand ein Eigenthum behauptete, son-

sondern Alle zugleich auf einander warteten, ob, und was zu nehmen gefällig seyn möge? In der That soll Jeder allen Übrigen alles was vorliegt, überlassen, und nur da nehmen, wo ihm zuvor von Allen überlassen wurde. Aber hiebey bleibt unbestimmt, wie es sich eben jetzt, da Er noch nicht nimmt, sondern bloſs überläſst, mit den Übrigen verhalten möge? Sie könnten sich schon unter einander eingerichtet haben. Sie könnten auch mit einander streiten; oder endlich noch im Überlassen verweilen. — Auf allen Fall fragt es sich, wie denn der Einzelne sein Überlassen anzusehen habe? Denn es scheint sich zu widersprechen, daſs er die Sachen umher nicht etwa diesem oder jenem zugestehe; sondern allen Übrigen zugleich einräume, was doch nur Einem Herrn wird dienen können? Darauf nun wäre die leichteste Antwort: Er bekümmere sich nicht darum: er weiche bloſs zurück, damit den Andern der Platz frey werde, nach Belieben zu theilen oder zu streiten. Dies allgemein gedacht, (denn sie können alle angesehen werden wie jener einzelne) würde Niemand bestimmten Personen überlassen, Niemand dem oder jenem dies oder das zuschreiben; Jeder aber würde das unbestimmte und allgemeine Überlassen der Übrigen so auf sich anwenden, daſs unter andern auch ihm sey zugestanden gewesen, zu nehmen was er nahm; daſs er demnach zufolge dieser Subsumtion unter einen allgemeinen Begriff, das Seine gelten machen könne gegen Personen, die dasselbe gleichwohl nicht zuvor gerade als das Seine gekannt und anerkannt hatten. Auf solche Weise entsteht uns etwas den sogenannten dinglichen Rechten ähnliches, wenn schon nicht ganz gleiches. An ein Recht gegen Jeden Dritten, auch gegen einen solchen, der ganz auſser dem Kreise des gegenseitig geschehenen Überlassens sich befinde, — ist gar nicht zu denken. [Die Ansprüche auf den eignen Boden, den eine Völkerschaft gegen jede fremde wird behaupten wollen, beurtheile man nach Analogie mit den, im sechsten Capitel entwickelten, Ansprüchen des Individuums auf den eignen Leib.] Ein Recht gegen einen unbestimmten Dritten sollte also eigentlich nur soviel heiſsen: ein Recht gegen einen solchen, der zwar überlassen, aber unbestimmt überlassen hatte; so, daſs in dem Kreise seines Überlassens zwar auch der Berechtigte sich befunden hatte, aber ohne ausdrücklich als solcher bezeichnet gewesen zu seyn. Und diesen Begriff mag man jenem von der zugestandnen unendlichen Möglichkeit des Gebrauchs einer Sache, beyfügen, um das, im Kreise der Rechtsgesellschaft geltende Eigenthum, dadurch zu bestimmen.

Aber es schwebt noch in Frage: ob denn auch wirklich der einzelne Überlassende bloſs zurückweiche, und unbestimmt allen Übrigen den Platz räume, ohne diesem dies und jenem jenes zuzuschreiben? Daſs er im Fall eines Streits unter ihnen, der noch allem Überlassen voraus ginge, nicht Parthey seyn könnte, ist klar; er würde sonst einigen nicht überlassen, und sich selbst als Miturheber des Streits darstellen. Gleichwohl ist Vermeidung des Streits, als eines Misverhältnisses, das Motiv des Überlassens; der gleichgültige Zuschauer des Streits müſste ein Zuschauer seyn dem das Urtheil mangelte. Der einzelne Überlassende tritt daher zwar nicht ein in den Streit der Übrigen (nämlich nicht mit seinem Willen, wenn schon mit seinem Rath, welcher kein Willens-Verhältniſs macht,) er tritt aber der Überlassung bey, die den Streit entweder endigt, oder besser, ihm vorbeugt; dergestalt, daſs, wer die einmal getroffene Übereinkunft hinterher bräche, nicht bloſs demjenigen Unrecht thun würde, welchen er verletzte, sondern auch allen denen, welche vollständig Theil genommen haben an der Rechtsgesellschaft.

Das Beytreten ist eine solche Disposition über ein Vorliegendes, wodurch ein Dritter dasselbe demjenigen zuschreibt, welchem es ein Andrer schon zugeschrieben hatte. Diese Disposition, im Grunde nur eine nähere Bestimmung des Überlassens, ist die einzige mögliche, welche der hinzukommende Dritte vornehmen kann. Ihm galt zwar die Übereinkunft nicht, welche ohne sein Zuthun geschlossen war; und man muſste, zur Vermeidung des Streits, eben so wohl ihm weichen, als er zu weichen Ursach hatte. Eben deswegen nun bleibt ihm diejenige Disposition unverwehrt, wodurch er nicht streitet, sondern bloſs wiederholt, was die Andern schon vorgenommen haben. Anstatt unbestimmt jene walten zu lassen, kann er bestimmt dem überlassen, welchem sie überlassen haben oder überlassen werden. Beym Hinzutreten zu einer gröſsern Menge von Personen jedoch kann dies allgemein ausgesprochen werden, ohne daſs darum nöthig wäre, bestimmte Kunde zu nehmen von den einzelnen Personen und jedem einzelnen unter ihnen bestehenden Rechtsverhältnisse. Dies stimmt überein mit der Voraussetzung der dinglichen Rechte.

Durch das Beytreten disponirt jeder über alles; und es kommt ein allgemeines, actives

Wollen in die Rechtsgesellschaft; die sonst scheinen würde die einzelnen bloſs in ihre Gränzen einzuschlieſsen, ohne sie wahrhaft zu verbinden. — Ihr Umfang soll so groſs seyn wie die Sphäre, worin der Streit entstehn könnte. Wo sie mangelt, da wächst der Fehler mit der Menge der Miſsverhältnisse, die er zuläſst.

Wie die Übereinkunft getroffen, wie das Vorliegende vertheilt sey: dies wäre dem Rechtsbegriff ganz gleichgültig, wenn nur der Streit immer gleich weit entfernt bliebe. Aber Naturbedürfnisse wirken zusammen mit den Ansprüchen die nach andern practischen Ideen entspringen, um bey solcher oder andrer Einrichtung die Neigung zum Streit entweder zu besänftigen oder zu reizen. In diesem Betracht bekommt eine gegebene Rechtsgesellschaft, schon als solche, verschiedene Grade des Werths; welche sich umgekehrt verhalten wie die Stärke der Reizung zum Streit; das Reizende sey übrigens was es wolle. Davon ist noch sehr verschieden derjenige, vollständige, wahre Werth eines geselligen Vereins, welcher nur aus der Beurtheilung nach allen Ideen zugleich, kann ermessen werden. —

Aller vorbeugenden Übereinkunft ungeachtet, bleibt es möglich, daſs der Streit entstehe. Die Rechtsgesellschaft würde das Misfallen daran nicht vollständig vermeiden, wenn sie nicht auch dasjenige Recht errichtete, das die Wege vorzeichnen muſs, den entstandnen Streit zu schlichten.

Schon der Zweifel, der den Sinn einer undeutlich bezeichneten Einstimmung trifft, wiewohl an sich noch frey vom Zusammenstoſs der Willen, würde doch ausarten in den wahren Streit, sobald jeder seiner Meinung gemäſs die Dispositionen vollzöge, zu denen er sich berechtigt glaubte. Daher die Nothwendigkeit, im Voraus Richter und Gesetz anzuerkennen, denen die Auflösung des Zweifels anheim falle. Das Gesetz wird wohlthun, wenn es zugleich Anleitung giebt, jede Art von Einstimmung in unzweydeutiger Form zu verfassen.

Ist aber der Streit wirklich ausgebrochen; sind widerrechtliche Dispositionen vollzogen: so liegt daran, dieselben in ihren Folgen zu vernichten. Dagegen nun könnten sich andre Rechte sträuben, mit denen sich diese Folgen zufällig verflochten fänden. Schon die Rückforderung einer geraubten Sache enthält den Anspruch, daſs der Riegel, hinter welchem sie verborgen ist, sich öffne; ein Anspruch, der dem Herrn des Riegels in sein Recht greift. Vollends der Ersatz des Werths, — eine partielle Rückgabe dessen, wovon dieser Werth ein Merkmal ausmachte, — bringt den Ersetzenden um einen Theil seines Eigenthums. Für alle solche Fälle, wo der Streit nur unter Bedingung einer Aufopferung anderer Rechte getilgt werden kann, muſs im Voraus in der Rechtsgesellschaft die Übereinkunft bestehn, man sey willig zu solcher Aufopferung. Auſserdem würde Gefahr seyn, daſs ein Streit in die Stelle des andern trete. Selbst den Ersatz sich gefallen zu lassen, wo die eigentliche Schuld abzutragen unmöglich wurde, — und nach geleistetem Ersatz sich beruhigen zu wollen: dies schon kann nur erwartet werden in Folge vorgängiger Zustimmung oder Sitte. Die Ungewiſsheit aber, ob, und in wie fern ein Ersatz denkbar sey, treibt an zu der Überlegung, ob nicht im Voraus den Willen, die den Streit erheben möchten, Motive könnten entgegengesetzt werden, die unter dem Namen der Drohungen bekannt sind? Damit hat an sich die Forderung des Ersatzes nichts gemein; diese verlangt nicht, wehe zu thun; der Ersetzende mag immerhin auf dem für ihn bequemsten Wege das Recht wieder herstellen, sobald nur die Leistung nicht darunter leidet. Die Drohung verkündet Strafe; ein Gegenstand, der ins folgende Capitel gehört.

NEUNTES CAPITEL.

Lohnsystem.

Immerfort sprechen die unvergoltenen Thaten; aber keiner ist berufen, auf sie zu hören. Die Empfänger, welche man für berufen halten möchte, haben sogar zu verhüten, sich vom Übelwollen nicht anstecken zu lassen, und das Wohlwollen nicht zu kränken durch Abbezahlung, welche die Wohlthat zu tödten scheint. Allein eben darum, weil kein einzelner verbunden ist, zu beachten, was gleichwohl Alle vernehmen, fällt auf sie Alle, die da vernommen haben, die Sorge, die Stimme des Misfallens zum Schweigen zu bringen. Und nur in so fern, als der Empfänger am ersten und gewissesten vernahm, ist ihm die Erwiederung der Wohlthaten angemuthet, die desto weniger schwierig ist, je weniger wahres Wohlwollen der Handlung zum Grunde lag.

In welchem Kreise nun die Kunde vom Frevel und vom Verdienst pflegt umzulaufen: in diesem Kreise gebührt sichs, ein Lohnsystem zu errichten. Es fällt in die Augen, daſs dergleichen Kreise und Systeme ihrer mehrere in einander enthalten seyn können: denn was mehr der Rede werth ist, macht sich weitere Kreise, als das minder wichtige. — Aber aus mehr als einem Grunde muſs das Lohnsystem geneigt seyn, sich der Rechtsgesellschaft anzuschlieſsen; so wie diese, sich durch jenes zu ergänzen.

Was, zuvörderst, die Erwiederung aller derjenigen Handlungen betrifft; die, in irgend einer Form und in irgend einem Sinne, ein Wohlseyn beabsichtigten und bewirkten: so sind schon Zusätze zu den rechtlichen Anordnungen erforderlich, damit theils allgemeine Beyträge zur Vergeltung geliefert, theils Unbilligkeiten im Verkehr der Einzelnen vermieden werden, welche letztern eine Last des zu Vergeltenden zweckwidrig anhäufen würden. Es kommt noch hinzu, daſs eine Übereinkunft nöthig ist, um solche Einrichtungen zu treffen, vermöge deren das Verdienst nicht unbemerkt bleiben, und in der Vergleichung der Werthe, die vergelten und vergolten werden, kein Irrthum eintreten könne.

Aber weit gröſsere Schwierigkeiten erheben sich bey dem Gedanken an die Erwiederung der Übelthaten. Kann man sie vergelten bloſs um zu vergelten? Es ist fühlbar, daſs ein solcher Vorsatz eines Übelwollens verdächtig seyn würde. Und der Verdacht ist gegründet. Er würde grundlos seyn, wenn sich der Begriff der Vergeltung festhalten lieſse ohne das Merkmal des Unterschiedes zwischen Wohl und Wehe. Eine That erwiedern bloſs als That, ohne Frage ob sie Wohlthat war oder Wehethat, dies hieſse soviel, als das Wehe aus der Natur der Sache flieſsen lassen, während ein andrer Zweck den eigentlichen Gegenstand des Willens ausmachte. Da wäre das Übelwollen vermieden. Aber die ursprünglichen Bestimmungen jener That, wie sie in der Lehre von der Billigkeit ist aufgestellt worden, brachten es mit sich, daſs ein gegenüberstehender Wille von ihr leide; daſs sie von ihm als eine gröſsere oder kleinere That gemessen werde; daſs sie Null werde für die gegenwärtige Beurtheilung, und sich in einen gleichgültigen Gegenstand bloſs theoretischer Betrachtung verwandle, sobald ihr das Merkmal dessen verschwinde, was durch sie jener Wille empfinde. Eine That, die bloſs irgend eine Veränderung hervorbringt, ist darum noch nichts für den Geschmack. Eine Wehethat vergelten wollen, aber nicht als Wehethat, sondern als That überhaupt, das hat keinen Sinn. Es ist einbedungen in den Begriff der Vergeltung, daſs man Vergeltendes und Vergoltenes als ein Wohl oder Wehe auffasse; demnach, wenn Vergeltung einer Übelthat unmittelbarer Zweck ist, daſs man das vergeltende Übel darum, damit der Übelthäter ein Übel erleide, ihm zuzufügen beschlieſse. Und dieser Begriff fällt als ein engerer in die weitere Sphäre des Begriffs vom Übelwollen; er kann also nicht ableugnen, durch das letztre, als durch eins seiner Merkmale, bezeichnet zu seyn. — Daraus folgt, daſs es keine Strafe um der Strafe willen geben solle; sondern daſs die Strafe eines Motivs bedürfe. Das Lohnsystem muſs sich also hier an etwas auſser ihm anlehnen.

Wie gewiſs nun die Billigkeit als das positive Princip des Strafens anzusehn unstatthaft wäre: eben so gewiſs darf es keine Strafe geben, wobey dieselbe nicht als beschränkendes Princip zugezogen würde. Von welchem Antriebe man immer sich leiten lasse, dem Verbrecher ein Übel zuzufügen: unfehlbar tritt hier der Begriff der Absicht hervor, welche ein Wehe bereitet, unfehlbar ist eben dadurch die Nemesis herausgefordert gegen den, welcher das Leid verhängt, wofern nicht dieses Leid angesehen wird als die bloſse Negation der frühern Übelthat des Straffälligen, gegen welche sie sich aufhebt, und mit ihr Null macht. Demnach: jede

Strafe, die das Verdiente überschreitet, unterwirft, soweit sie es überschreitet, den Strafenden selbst der ursprünglichen Verurtheilung nach der Idee der Billigkeit, welcher er eben so wenig durch Vorschützung irgend eines Motivs entgehn kann, als sich diese Idee ihre eigenthümliche Autorität rauben läſst, als sie irgend einer andern Idee kann untergeordnet, und darauf zurückgeführt werden.

Zusammengefaſst, ergiebt das Vorstehende einen strengen Unterschied zwischen der Möglichkeit, gestraft zu werden, — und, der Möglichkeit, zu strafen. Daſs Jemand gestraft werde, ist nur möglich dadurch, daſs er zuvor etwas begangen habe, welches die Strafe auf ihn zurückwerfe; daher sie nun nicht eine Handlung für sich ausmacht, sondern bloſs dem Miſsfallen an der frühern That seinen gehörigen Ausdruck giebt. Dann ferner ist es, unter Voraussetzung dieser Möglichkeit gestraft zu werden, von einer neuen Bedingung abhängig, ob Jemand strafen könne: von der Bedingung, ob ein Motiv dazu vorhanden sey, vermöge dessen die Strafe bloſs Mittel, nicht Zweck werde. Zunächst wehrt das Motiv dem Vorwurf des Übelwollens; es soll aber von der Art und von der Stärke seyn, daſs auch nicht der Mangel des Wohlwollens als eine Unvollkommenheit hervortreten könne. — Weil die Möglichkeit, gestraft zu werden, vorangeht, gehört dieser Gegenstand zum Lohnsystem; er muſs genau erinnern an alle Bestimmungen, welche früherhin für die Idee der Billigkeit sind gefunden worden.

Das Motiv kann von den Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts herstammen; die Strafe kann zur Besserung, sie kann zur Abschreckung bestimmt seyn. Die psychologischen Rücksichten, welche beobachtet seyn wollen, damit nicht das Mittel des Zwecks verſehle, gehören nicht hieher.

Wird aber das vergeltende Übel nicht so gewählt, daſs der Strafende sich innerhalb

der

der Sphäre seines ihm zugestandnen Rechts halte (wie bey einer Entziehung bloſser Gefälligkeiten); greift wohl gar die Strafe in die Rechts-Sphäre dessen den sie trifft: so erfordert die Möglichkeit, auf diese Weise zu strafen, noch Bestimmungen, welche der Rechtsgesellschaft anheim fallen; ähnlich denen, die des Ersatzes wegen nothwendig sind. Es muſs im Voraus die Übereinkunft feststehn, Strafe solle nicht angesehn werden, als erhebe sie den Streit. — Man kann keine Übereinkunft erdichten, die nicht, wenigstens im Innern der Gemüther, wirklich geschlossen wurde: so auch hier nicht. Jedoch die Gewalt des Streits, der erhoben werden könnte, bricht sich schon an der Anerkennung des Verdienten; die geschehene Übereinkunft kann überdies da kaum geleugnet werden, wo sich das Bdürfniſs, der öffentlichen Sicherheit wegen zu strafen, allgemein fühlbar macht: nichtsdestoweniger ist auch hier das zweifelhafte Recht ein Unheil. — Vor allen Dingen aber hüte man sich vor der Einbildung: da doch einmal eine gewisse Willigkeit, Strafe zu dulden, angenommen werden müsse, so könne man sich diese Willigkeit so ausgedehnt vorstellen, wie es das Bedürfniſs erfordere; und alsdann sey es nicht mehr nöthig auf das Maaſs der Vergeltung zu achten. Dieser Irrthum — abgesehen davon, daſs er die Willigkeit, Strafe zu dulden, zerstört, indem er sie über das Gefühl des Verdienten hinaustreibt, — verfehlt das Princip der Vergeltung, und seinen Unterschied von dem des Rechts. Zwar, was jemand zu leiden sich nicht sträubt, das ist in so fern gegen ihn nicht unrecht; es erhebt keinen Streit, wenn er wirklich denjenigen Willen, welchem man widerstreiten könnte, in sich aufgehoben hat. Aber ein andrer Wille bleibt übrig; der, welchem das Leiden fühlbar wird; das Widerstreben, an welchem das Leiden als ein solches und so groſses erkannt wird. Die absichtliche That, welche hieher zielt, und hier verwundet, führt, jenseits der Vergeltung, umsonst den Namen der Strafe, die Billigkeit kehrt sich wieder sie selbst, wenn schon der Leidende dieselbe anzurufen unterlieſse.

Ein andrer Weg jedoch ist offen, um die Möglichkeit, gestraft zu werden, soweit auszudehnen, daſs sie gleich weit reiche wie das Motiv zu strafen. Nicht bloſs thätige Absicht, sondern auch Achtlosigkeit, verdient geahndet zu werden, wenn ein früheres Recht das ruhige Beysammenstehn der mehrern Personen auf eine versprochene Achtsamkeit gestützt hatte: es kommt also darauf an, die Rechtsverhältnisse im Voraus so einzurichten, daſs, wo das Motiv eintritt, da sich allemal auch eine Verschuldung durch Achtlosigkeit vorfinde, welche das Vergehen dem Bedürfniſs der Abschreckung gleich mache. Gefährliche Handlungen ohne böse Absicht werden strafbar, nachdem sie verboten sind von denjenigen, welchen eine frühere Übereinkunft das Verbieten zugestand. Sie werden in dem Grade strafbar, wie stark sie verboten sind; d. h. in dem Grade der Achtsamkeit, welche rechtlich gefordert wurde. Wie stark verboten werden sollte, hängt ab von dem Motive, welches, an sich selbst, der Kritik nach den übrigen Ideen unterworfen ist. — Hier nun springt ein Unterschied hervor, zwischen den Strafen nach dem Gesetz, und vor dem Gesetz. Bey weitem nicht alle Strafe bedarf des vorangehenden Gesetzes. Daſs eine vollführte Bosheit gezüchtigt werde, ist billig an sich, mochte sie immerhin kein Straf-Gesetz vorfinden; mochte sie nicht einmal ein bestehendes Recht verletzen, sondern nur ganz einfach Wehe thun. Die Züchtigung auszuüben, ist möglich, sobald es die Wohlfahrt erheischt, und sobald die allgemeine Anerkennung, Strafe erhebe keinen Streit, darf vorausgesetzt werden. Und wo der Richter nicht züchtigen dürfte, weil er an das Gesetz gebunden wäre, da dürfte es der Gesetzgeber. Aber eine Achtlosigkeit, wäre sie noch so schädlich, reizte sie noch so sehr zu gefährlichen Wiederhohlungen, kann nicht gestraft werden, bevor sie verboten war; und nicht härter, als gedrohet war, denn der Grad der Drohung bezeichnet den Grad der geforderten Achtsamkeit. Alles dies sind unmittelbare Folgen aus den Entwickelungen des fünften Capitels.

Wird eine Bosheit noch durch das ausdrückliche Gesetz verboten: so ist hiedurch die sittliche Aufmerksamkeit, welche sich gegen Anwandlungen böser Gesinnungen stemmen soll, in die Forderungen des Rechts eingeschlossen. Auf diesem Wege heben sich Schwierigkeiten, die aus einer mangelhaften Zurechnung entstehn könnten. — Die Zurechnung überhaupt, rechnet die That zu dem Willen, und den Willen zu der Person des Wollenden; sie ist also einerley mit der Würdigung, mit der Schätzung des Grades, in welchem eine That der Absicht oder Achtlosigkeit, anheim fällt der Beurtheilung nach der Idee der Billigkeit. Dem gemäſs, wird der zufällige Erfolg gar nicht zugerechnet, und die augenblickliche Anwandlung weniger, als die Auſserungen des Characters: wie überhaupt das Minder und Mehr des

Wollens auch minder und mehr Stoff giebt zur Beurtheilung nach jeder practischen Idee. — Entspränge nun ein böser Vorsatz in einer vorübergehenden Stimmung, worin die Person sich hinterher selbst nicht wieder erkennte: so würde die That dieses Vorsatzes nicht ganz zu der Person gerechnet werden können, deren Character einem solchen Vorsatze zuwider wäre. Aber die mangelnde Stärke der Achtsamkeit auf sich selbst, wird zur Verschuldung, wenn zuvor das Gesetz bekannt gewesen war, es solle sich Niemand dergleichen Handlungen erlauben. Dadurch also, daſs man zuvor die Achtsamkeit rechtlich in Anspruch genommen hatte, wird es möglich, Verbrechen hart zu strafen, die auſserdem gelinder beurtheilt und geahndet werden müſsten. Schuld und Vorsatz machen alsdann eine Summe; und die Zurechnung richtet sich nach den Begriffen von beyden zugleich. Ganz abstract gedacht, führt der Begriff der Schuld auf die Möglichkeit einer gleich groſsen Strafbarkeit, wie beym Vorsatze. Denn, sey es nun der eintretende, oder der aussetzende Wille, immer ist Wille als Ursach eines Wehe vorhanden: und der gleiche Begriff ergiebt die gleiche Beurtheilung. Aber, wie schon früher bemerkt, die Spannung, welche von dem aussetzenden Willen zuvor beharrlich gefordert werden konnte, ist noch schwerer zu bestimmen, als die Intension eines eintretenden Willens; daher wird die Schätzung der Schuld minder strenge seyn müssen, als die des Vorsatzes. Auch ist nicht zu übersehen, wie stark, wie neu, wie öffentlich die Mahnung gewesen sey, welche zur Achtsamkeit aufforderte.

Aus allem ergiebt sich, von wie vielen Seiten her die Betrachtungen zusammen kommen müssen, die zur Lehre von Verbrechen und Strafen wesentlich gehören. Daſs die Billigkeit kein actives Princip dafür hergeben kann, veranlaſst sehr leicht zu der Einseitigkeit, welche den Gegenstand geradezu in die Rechtslehre verweis't. Und eine solche Einseitigkeit verräth sich sogleich da, wo nur diese eine Hälfte des Lohnsystems ins Werk gerichtet wird, die andre Hälfte hingegen, die Belohnung der Verdienste, sich keiner regelmäſsigen Sorge zu erfreuen hat. Desto regelloser brechen dann zu Zeiten die vergessenen Ansprüche hervor; und schaffen sich eine Theorie, deren Grundzüge hier erwähnt werden müssen, um gleich im folgenden ihre gehörige Beschränkung zu empfangen.

Das Verhältniſs des Lohnsystems zur Rechtsgesellschaft ist nämlich bisher bloſs in so fern in Betracht gezogen worden, als jenes sich anlehnt an diese, und beyde sich wechselseitig unterstützen. Aber schon die ursprüngliche Einrichtung der Rechtsgesellschaft kann eine Kritik von Seiten der Billigkeit nicht vermeiden. Das Recht erzeugt sich im Augenblick des Überlassens von der einen Seite, und des, unter dieser Voraussetzung erfolgenden, Nehmens von der andern. Dieser Actus nun erzeugt noch etwas mehr, als bloſs das Recht; und es ist eine einseitige, wenn schon behagliche, Ansicht, nur das in ihm zu sehn. Das Überlassen ist That mit der Absicht (wiewohl nicht eben dem Endzweck), daſs der Andre nehmen möge. Diese That und diese Absicht, welche dem Willen des Andern entspricht, verdient Vergeltung. Gäbe es, vor Entstehung der Rechtsgesellschaft, einen Augenblick des allgemein gegenseitigen Überlassens: so würde in ihm jede Überlassung an alle Übrigen richtig vergolten werden durch die sämmtlichen entgegenkommenden Überlassungen aller Übrigen. Jedoch dies Gleichgewicht würde auf der Stelle aufgehoben seyn, sobald ein einziger zugegriffen hätte. Seine Überlassung des Ergriffenen verschwände alsdann für einen Jeden der Übrigen; ihre Überlassungen eben dieses Ergriffenen an den Ergreifenden, stünden unvergolten da; so lange, bis auch sie würden genommen haben; und zwar ein Jeder eben so viel an Werth, als dem ersten Nehmenden vermöge des Überlassens zu Theil werden konnte und mit Hülfe des Nehmens wirklich zu Theil geworden war. Die Gleichheit des Genommenen aber setzt voraus, daſs nicht schon Anfangs mehr sey genommen worden, als was die gleiche Theilung einem Jeden würde zugemessen haben. Es ergiebt sich hieraus hinlänglich, wie alle ursprüngliche Ungleichheit, welche durch ungeordnete Benutzung des gegenseitigen Überlassens in die Rechtsgesellschaft kommt, wider die Billigkeit verstöſst. An eine Collision der Ideen selbst ist hier gar nicht zu denken. Dem Recht ist alle Theilung einerley; die errichtete soll nur durch keinen Streit zerrissen werden. Was das Recht unbestimmt läſst, dies zu bestimmen unternimmt die Billigkeit, indem sie die Gleichheit vorschreibt, welche nur durch Verschiedenheit der Verdienste solle abgeändert werden. Ohne Zweifel würde die gleiche Theilung, friedlich errichtet, eben sowohl des Schutzes durch die Idee des Rechts sich erfreuen, wie jede mögliche Theilung. Ja der Werth der rechtlichen Einrichtung würde steigen wegen der Entfernung des Anreizes zum Streit, den das unbefriedigte Gefühl des Billigen in sich schlieſst. So urtheilen über diesen Gegenstand Recht und Billigkeit. Vielleicht aber wollen hier noch andre Ideen zu Rathe gezogen seyn; und nicht eher kann ein festes Resultat, das auch nur die Gültigkeit eines vollendeten Gedankens besäſse, herauskommen, als bis unter den verschiedenen Beurtheilungen nach den verschiedenen Ideen die gehörige Verbindung wird gestiftet seyn.

ZEHNTES CAPITEL.

Verwaltungssystem.

Das Wohlwollen, der Geist des Verwaltungssystemes, sucht das allgemeine Beste, das heiſst, die gröſste mögliche Summe der Befriedigungen für Alle. Das Wohlwollen heftet sich nicht an das Verdienst; ihm ist jede Empfänglichkeit willkommen. Es möchte dem am meisten geben, der am meisten wünscht, und der am innigsten genieſsen kann. Es liegt ihm nichts an der Gleichheit, und nichts an der Theilung. Man zähle nur ohne weiteres das vielfältige Verlangen aller der Verlangenden in Eine Summe; das Wohlwollen will ihnen Allen wohl, daher umfaſst es die Summe als eine ganze, ohne sich um die gröſseren und kleineren Theile zu bekümmern, aus denen sich dieselbe mag zusammen gesetzt haben, und in welche die entsprechende Summe der Befriedigungen wird zerfallen müssen.

Man sieht leicht, daſs hier nicht die Rede ist von irgend einem Wohlwollen, welches, als Naturgefühl, etwa aus der Sympathie mit diesem oder jenem Gemüthszustande irgend einer bestimmten Person, durch das Auseinandertreten der Glieder des Verhältnisses, dessen im dritten Capitel schon gedacht ist, sich möchte erhoben haben.

Durch ein solches Naturgefühl wird zwar die Idee vollkommen dargestellt, denn in ihm ist das Verhältniſs vorhanden, welchem der Beyfall gilt. Aber diese Darstellung ist eine einzelne; und sie hängt ab von einer zufälligen Veranlassung. Sie zeigt das Wohlwollen ohne die innere Freyheit. Würde dagegen die Idee des Wohlwollens selbst das Motiv, dem der Wille entspräche — welches zwar so geradezu nicht möglich ist, denn im Wohlwollen umfaſst der Wille kein Motiv, sondern unmittelbar den vorgestellten fremden Willen — gestattete man sich gleichwohl für einen Augenblick die Annahme, es gebe ein Wohlwollen aus Folgsamkeit gegen die Einsicht: alsdann verschwände jede Veranlassung durch eine zufällige Vorliebe; es verschwände die Möglichkeit, daſs eine Person hier gütig, dort gleichgültig, und wieder anderwärts zu schaden geneigt seyn könne; das Wohlwollen würde sich allgemein ausbreiten, indem jeder vorgestellte fremde Wille zur Darstellung der Idee die Gelegenheit bietet, wofern nur nicht ein Tadel auf ihn fällt, der es dem innerlich freyen unmöglich machen muſs ihn sich anzueignen. — Obgleich nun das Bestreben, der Idee zu folgen, nur die Disposition des Gemüths zum wirklichen Wohlwollen vorbereiten kann (im Grunde ein psychologischer Gegenstand, der nicht hieher gehört,) so läſst sich doch füglich die Frage aufwerfen, welche Anordnungen der Dinge umher, ein Wohlwollen machen würde, das aus innerer Freyheit hervorginge? Solche Anordnungen können sogar beschlossen werden ohne wirkliches Wohlwollen; bloſs zur Darstellung einer idealischen Güte; sie können verfolgt werden bey geringer Kraft des Motiv's das ihnen gebührt, und die Arbeit nach der Idee dieses Motivs kam hinterher — so begegnet es menschlichen Gemüthern oftmals — das Motiv selbst beleben; das vollbrachte Werk kann den Vollbringer erfüllen von der Sinnesart die es ausdrückt. — Streng genommen liegt es über das nicht in der Idee der innern Freyheit, daſs die Einsicht das wirksame, das erzeugende Princip des nachbildenden Willens seyn sollte. Die Harmonie der Einsicht mit dem Willen ist der Gegenstand des Beyfalls; ohne Frage, woher die Harmonie entspringe? und wie die harmonirenden Glieder zusammen kommen? Mag also immerhin, wenn man unter bloſsen Ideen verweilen will, die Vollkommenheit herbey gerufen werden, um den Gedanken einer schrankenlosen Darstellung der innern Freyheit durch das Wohlwollen, zu ergeben. Die unmögliche Annahme, die Einsicht selbst habe die wohlwollende Gesinnung hervorgebracht, darf nun wegfallen; die Idee einer Güte, welche den ganzen Kreis ihrer Gelegenheiten erfüllt, und in dem Beyfall, der ihr zugehört, keinen Mangel zuläſst, diese Idee besteht unabhängig von aller Erklärung einer gleichsam physischen Möglichkeit ihrer Voraussetzungen. Und hier bedürfen wir dieses Gedankens mit diesen Bestimmungen, wo eine Mehrheit wollender Wesen als Gegenstand eines einzigen Wohlwollens soll betrachtet werden, damit hervorgehe, wie sich die Anordnungen des Wohlwollens zu denen des Rechts und der Billigkeit verhalten mögen.

Es ist schon gesagt: das Wohlwollen umfaſst die Summe des Verlangens als ein Ganzes, ohne sich um die Theile zu bekümmern. Ihm gilt nur das Positive in jedem Verlangen, das vorgestellte fremde Wollen selbst, die Activität dieses Wollens; hingegen die Negationen, ein Wollen sey nicht das andere Wollen, diese Gegensätze, wodurch die Mehrern als Verschiedene getrennt erscheinen, — worauf beym Streit die Auffassung der gesonderten Glieder des Verhältnisses beruht, und woran die Bestimmung einer absichtlichen That, mit ihrem Hinübergehen von einem Willen zum andern, sich lehnen muſs, — diese Spaltungen zwischen den Individuen, ohne welche kein Gedanke an Recht und Billigkeit möglich ist, sind unmittelbar für das Wohlwollen gar nicht vorhanden. Setzet ein einziges wollendes Wesen; begabt es mit der ganzen Fülle des Verlangens, das sich bey den Mehrern zerstreut finden mag: dies einzige Wesen bietet dem Wohlwollen gerade dieselbe Gelegenheit der Zueignung fremden Wollens, wie jene alle zusammengenommen.

Aber es ist nun einmal eine Mehrheit der Wollenden vorhanden! Man setze eine Summe der Befriedigungen, und von derselben, dem Wohlwollen gemäſs, jenes Gesammt-Wollen durchdrungen: nimmt man jetzt Theile an in dem Gesammtwollen, so gehören zu denselben, Theile der Befriedigung, in der gleichen Proportion, worin jene erstern Theile zu einander stehn. Folglich kann dem Wohlwollen, welches zwar selbst nicht theilt, doch keine andre Theilung angemessen seyn, als die nach den Verhältnissen des Verlangens. Und schon so stöſst es an wider die billige Theilung, die einem Jeden gleich viel anweis't; und vielleicht wider die rechtliche, welche darum auf Dauer Anspruch macht, weil sie einmal besteht und anerkannt ist.

Noch andre Betrachtungen führt die Frage herbey: ob denn auch die Summe der Befriedigungen, ihrer Natur nach, so unbestimmt theilbar sey, daſs man darüber nur der Vorschrift der Ideen nachzuforschen hätte? Recht und Billigkeit kümmern sich wenig um diese Frage; das Recht setzt voraus, welche Theilung man gemacht habe, diese sey auch möglich; die Billigkeit verlangt, daſs man der gleichen Theilung sich zum wenigsten bestens annähern solle. Aber das Wohlwollen fordert die gröſste mögliche Summe der Befriedigungen; und diese Summe kann selbst sehr abhängig seyn von der Art, wie das Vorliegende, aus welchem die Befriedigungen erwartet werden, getheilt, und wie es verbunden wird. Erinnert man sich also, daſs, dem Wesen des Verlangens gemäſs, das Verlangte eigentlich ein Künftiges ist, wobey ganz unbestimmt bleibt, wie viele Schritte seiner Umbildung das Gegenwärtige werde machen müssen, um sich in das Künftige zu verwandeln; und versetzt man sich, mit dem Wohlwollen, in das Verlangen selbst hinein, welches gegen jene Schritte der Umbildung, und gegen ihr besseres und schlechteres Gelingen nicht gleichgültig seyn kann: so wird klar, daſs hier der Begriff der Verwaltung der vorliegenden Sachen nicht umgangen werden darf; als welcher eben auf dem Gedanken der bessern oder schlechtern Umbildung des Vorräthigen in die künftigen Befriedigungen, beruht.

Dadurch finden wir uns hingewiesen zu einer ganz fremden Sphäre von Begriffen; in welche die Ideenlehre nicht eintreten, von wo sie nur Hülfe begehren kann. Die Verwaltung lernt bey der Natur; sie empfängt ihre Regeln von den inwohnenden Eigenschaften der Dinge. Aber diese Regeln als Gesetze zu befolgen, gebietet ihr das Wohlwollen. Wie mag nun die Verbindung und Vertheilung der Sachen und der Geschäffte ausfallen? Wie mögen die Kräfte der Personen gebraucht werden? Zwar die Anstellung der Personen kann nicht weit abweichen von der Stellung, die sich Jeder nach seinem besondern Darstellungstriebe, nach der Richtung seiner Phantasie und seiner Neigung, selbst würde gewählt haben; denn eines Theils liegt die Kraft eben in der Lust und Liebe, anderntheils ist Begünstigung dieser Lust und Liebe ein beträchtliches Quantum von der ganzen Summe der Befriedigungen. Aber wie die Menge der Gelegenheiten sich verhalten möge zu der Menge der Wünsche? Wie viele ausgeschlossen seyn werden, weil vielleicht die Geschäffte gewisser Mittelpuncte bedürfen, um die sie sich anhäufen, und in welchen nur für einen Einzelnen oder für Wenige Platz ist? Welchem Wechsel diese Wenigen sich bey veränderten Umständen werden unterwerfen müssen? über solche Fragen läſst sich hier weiter nichts bestimmen, als daſs Alles unbestimmt bleiben muſs, bis ein besondrer Boden mit besondern Sachen, Umständen, Beschränkungen, Bequemlichkeiten, seine besondre Antwort dafür liefert. Nur soviel steht fest: daſs, nachdem die Gewinnung der gröſsten möglichen Summe der Befriedigungen aller Art, gesichert ist, die Vertheilung derselben so wenig als möglich abweichen muſs von den Verhältnissen der Empfänglichkeit und des Verlangens.

Diese Idee des Verwaltungssystems sinnt schon den bisher entwickelten Rechtsbegriffen eine starke Modification dadurch an, daſs sie allen Bestand von Rechten verbietet, die, sey es überhaupt, sey es zu bestimmten Zeiten, der Erreichung des allgemeinen Besten hinderlich seyn mögen. Indessen, die rechtlichen Einrichtungen sind wenigstens in Gedanken biegsam; man kann sich vorstellen, die Übereinkunft sey so geschlossen, daſs sie die Veränderungen, deren die Verwaltung bedarf, gestatte, und selbst mit sich bringe. Aber härter wird der Zusammenstoſs mit der Billigkeit. Die Gleichheit ist hier ganz vernachlässigt. Das Wohlwollen muthet Einigen groſse Entbehrungen zu, um Andre desto mehr zu begünstigen. Es verordnet Nichts, um die Ansprüche zu beschwichtigen, die sich dagegen erheben werden; es hat keine Antwort auf die Frage: wie man dem Streit begegnen solle, der aus den Ansprüchen hervorzubrechen nicht unterlassen wird. Mit der Gutmüthigkeit des Leichtsinnes scheint das Verwaltungssystem alle Angelegenheiten auf eine Spitze zu stellen, von welcher sie nicht nur der Natur der Dinge nach herunterfallen müssen, sondern sogar durch die übrigen Ideen heruntergestoſsen werden.

In der That, es hat keinen Ausweg, durch den es sich retten könnte gegen die Collision mit der Billigkeit. Und überdies muſs das Wohlwollen bekennen, daſs, wiewohl es den ursprünglichen Beyfall für sich anführen kann, doch nichtsdestoweniger, wenn es sich sammt seinen Einrichtungen verabschiedet, kein unmittelbares Misfallen nachbleibt; welches letztre erst eintritt, wenn mit Hülfe der Idee der Vollkommenheit, die Abwesenheit des Wohlwollens als ein Mangel dargestellt wird. Dagegen hat die Billigkeit den entscheidenden Vortheil, geradezu von einem Misfallen abzustammen; ja sie wird noch unterstützt von der Nähe eines zweyten Misfallens, wegen der schon erwähnten besorglichen Anlässe zum Streit.

Indessen liegt hinter der Collision eine Voraussetzung versteckt, welche hinwegzudenken nicht unmöglich, — welche hinzuzudenken sogar im Allgemeinen ganz grundlos ist. Die Voraussetzung: Diejenigen, auf welche die Nachtheile der Ungleichheit fallen, würden ihre Entbehrungen, die zwar dem allgemeinen Besten förderlich wären, dennoch für ein Wehe achten. So freylich, aber auch nur so, hieſse es, ihnen absichtlich Leid zufügen, und die Nemesis wider sich aufrufen, wenn man sie den Regeln der Verwaltung unterwerfen wollte. Im entgegengesetzten Falle, wenn alle, vom gegenseitigen Wohlwollen durchdrungen, das allgemeine Beste für eine höhere Angelegenheit hielten, als jeden Privatvortheil, würden aus der Gleichheit nur Beraubungen entspringen. — Bleiben wir also im Reich der Ideen, so ist es nur Unachtsamkeit, die Billigkeit für minder biegsam gegen das Wohlwollen zu halten als das Recht.

Wäre aber die Rede von einer Annäherung zur Realisirung der Ideen: so treten die früheren Betrachtungen wieder ein; welche zeigen, daſs, beym Mangel des gegenseitigen Wohlwollens, die billige Gleichheit den Regeln der besten Verwaltung, und wiederum das Rechtlich-Anerkannte dem Billigen vorgeht. Das schafft wenigstens Ordnung unter frommen Wünschen; es zeigt, daſs niemals nur der Schein einer Beförderung des Besten auf Kosten des Billigen, noch des Billigen auf Kosten des Rechtlichen darf zugelassen werden; endlich daſs die Riegel, welche der Verbesserung im Wege stehn, nur hinweggeschoben werden dürfen durch die Macht eines von allen Seiten zuströmenden Wohlwollens. Die Kunst, dieses zu erwecken, ist die Kunst, die erste, von den Ideen selbst vorgeschriebene, Bedingung einer gründlichen Verbesserung herbeyzuschaffen.

Hieran schlieſst sich sogleich eine neue Überlegung, welche theils auf die Regeln der Verwaltung selbst einflieſst, theils einen Vorblick auf das Cultursystem veranlaſst. Das Wohlwollen widmet sich einem vorgestellten fremden Willen. Seine erste Bedingung ist also, von diesem fremden Willen eine Vorstellung zu haben, das heiſst, ihn zu kennen, und ihn zu begreifen. Denn hier ist von wirklichen fremden Willen die Rede, nicht von eingebildeten, die in der Rechtsgesellschaft nicht vorkommen. Die wirklichen Personen also bedürfen einer solchen Gemeinschaft, daſs sie sich ihre Zwecke gegenseitig verständlich machen können. Vermöge derselben muſs Jeder das Opfer, was er zu bringen hat, verstehen lernen. Wie würde er dazu gelangen, wenn es der Verwaltung an Öffentlichkeit, und den Hülfsmitteln aller Kenntniſs an gehöriger Vertheilung und Verbreitung fehlte?

EILFTES CAPITEL.

CULTURSYSTEM.

Nachdem das Wohlwollen gesprochen hat, noch etwas Höheres im Namen andrer Ideen zu fordern, ist unmöglich. Selbst wenig Neues läſst sich hinzusetzen; alles flieſst zusammen mit den Voraussetzungen, die, als zu den Plänen des Wohlwollens gehörig, so eben sind angedeutet worden. Verständniſs, und Einverständniſs bis zur allgemein entgegen kommenden Güte, und Zusammenordnung aller Kräfte zur Erreichung des gemeinsamen Besten, und Übung, Stärkung, Schonung, Bewaffnung dieser Kräfte durch die passendsten Mittel, dies insgesammt liegt in den Bedingungen des Verwaltungssystemes. Ja auch hinweggesehn von allen weitern Absichten des Gebrauchs für einen Zweck, schon die bloſse Ausbildung der

Kräfte, nur damit sie hervortreten und sich darstellen in ihren Wirkungen, — der eigenthümliche Grundgedanke des Cultursystemes, — ist darum der besten Verwaltung wesentlich, weil mit der Kraft zugleich eine ursprüngliche Lust des Hervortretens verbunden zu seyn pflegt, die Äuſserung der Kraft also zur Summe der Befriedigungen gerechnet werden muſs. Nur nähere Bestimmungen kann hier das Cultursystem hinzuthun, indem es dem Streben zur Kraftäuſserung, vermöge der Idee der Vollkommenheit, gewisse Rücksichten vorschreibt, die es in der Wahl seiner Richtung zu beobachten hat. Hinwiederum begränzt das Wohlwollen die Ansprüche der Vollkommenheit in so fern, daſs es Übungen, die weder aus Lust entsprangen, noch in ihren Folgen die frühere Unlust durch reichliche Befriedigung vergüten, selbst in dem Fall zurückweisen würde, wenn in der That das Ganze der Kräfte dadurch einen Zuwachs zu erhalten scheinen möchte. —

Wo immer sich eine Menge von Strebungen wollender Wesen so beysammen findet, daſs sie der in Einen Anblick vereinten Auffassung nicht entgehn können: da ist einer vergleichenden Kritik nach bloſsen Gröſsenbegriffen ihr Stoff gegeben. Die schwächeren misfallen neben den stärkern. Es misfällt endlich der geringere Totaleffect neben dem gröſseren möglichen. Diese Betrachtungsarten sind aus dem zweyten Capitel bekannt. Es fragt sich nur, welche Anwendungen davon hier zu machen sind, wo nicht, wie dort, von einem einzigen Vernunftwesen, sondern von Mehrern geredet wird.

Offenbaren sich, zuvörderst, gewisse feste Naturgränzen, in welchen die Strebungen eines Wesens eingeschlossen sind: so liegt darin die Aufforderung, ein solches Wesen bloſs für sich zu betrachten, als das was es nun einmal ist; es wird also dem Verhältniſs entzogen, und die Beurtheilung schweigt. Erscheint hingegen die Begränzung als zufällig, so tritt aus dem Misfallen die practische Weisung zur Verstärkung hervor.

Zunächst zur Verstärkung der schwankenden Strebungen bis zur Entschlossenheit wahrer und ächter Willen. In dieser Energie sollen die wollenden Wesen alle einander gleichen.

Was aber die Ausbreitung des Umfangs der Strebungen durch die ganze mögliche Mannigfaltigkeit ihrer Gegenstände anlangt: welche Forderung ist die rechte, Vielseitigkeit der Einzelnen, oder Aller als eines Ganzen betrachtet?

Die erstre liegt am nächsten. Sie ergiebt sich aus der Vergleichung der Einzelnen unter einander, in Rücksicht der Menge dessen, was ein Jeder liebt und treibt.

Allein wenn mehrere, auf gleiche Weise vielseitig strebende Personen in Ein Denken gefafst werden: so zerlegt sich der entstandene Gedanke in so viele Begriffe, als Seiten der Vielseitigkeit unterschieden werden können; und in die Sphäre eines jeden dieser Begriffe fällt das, was unter ihm enthalten ist; dergestalt, daſs jedes Gleichartige in den Strebungen der Mehrern, zusammenflieſst in Eine Summe, als in eine intensive Gröſse, deren Grad alle die mindesten Grade der einzelnen homogenen Strebungen in sich vereinigt. Eine solche intensive Gröſse, wiewohl nur in Gedanken vorhanden, giebt nun dem Betrachtenden einen Maaſsstab, neben welchem er unvermeidlich alles das Einzelne klein findet, was die Verschiedenen zerstreut vorzuweisen haben. So verschwinden die Individuen neben der Gattung; sie verschwinden fast wie die Exemplare neben dem Buche, dessen Abdrücke sie sind. Nicht einmahl zu erwähnen, daſs, wo eine Kraftäuſserung als Nachahmung einer frühern, sey es auch als vollkommen gelungene Nachahmung, erscheint, ihr doch immer der Begriff einer Verdoppelung anhängt, welche nichts ist neben dem unendlichen Sprunge aus dem Nichts zum Etwas, den die Originalität darstellt.

Anstatt also den Begriff der Vielseitigkeit, d. h. der ungezählt-vielen Strebungen, zu welchen der zufällige Reichthum vorhandner Gegenstände mag einladen können, — vielemal im Kleinen darzustellen, übernehme jeder Einzelne die Darstellung Einer von den vielen Seiten; so daſs die Gesammt-Darstellung keine andere Spaltungen und Gegensätze zeige, als die, welche den Unterschieden in dem Begriffe selbst entsprechen. Alsdann werden sich die intensiven Gröſsen, welche zuvor dem Zuschauer in Gedanken entstanden, in der Realität vorfinden; vorausgesetzt, daſs dieselbe Energie, die sich auſserdem in verschiedene Strebungen zertheilt würde geäuſsert haben, ohne Verlust in eine einzige Strebung sich concentriren könne.

Die Folge wird seyn, daſs nun nicht mehr die Einzelnen, sondern nur Alle als Eins, der Beurtheilung genügen. Denn die Ein-

Einzelnen, unter einander verglichen, würden Jeder den Mangel des Andern aufdecken. Aufgegeben also ist ihnen, sich so zusammenzufügen, daſs sie nur als ein Ganzes erscheinen. Die Trennung zwischen Einem und dem Andern muſs verschwinden. Wie ein einziges, durchaus vielseitig ausgebildetes Vernunftwesen sich in diesen oder jenen Gegenstand vertiefen, wie es aber auch aus einer und der andern Vertiefung zurückkehrend sich besinnen, und seine mannigfaltigen Begriffe, auf welche Weise sie es nur immer gestalten, von einander durchdringen lassen würde: so sollen auch die Mehrern einander geistig durchdringen können, ohne durch die Geschiedenheit der Individualitäten daran gehindert zu werden.

Es muſs also Jeder den Gedankenkreis jedes Andern in sich aufzunehmen, und in denselben hinüberzutreten fähig seyn. Nichts Abstoſsendes darf sich finden in den Gedanken, vollends in den Strebungen, des Einen und des Andern. Welche Sicherung gegen die Abstoſsung, welche Bedingungen jener Fähigkeit, welcher vermittelnde Gedankenkreis vielleicht erforderlich seyn möchte: dies läſst sich hier nicht verfolgen; es müſste aus der Beschaffenheit der Strebungen entwickelt werden; hier aber kommt bloſs die Quantität derselben in Betracht. Jedes Glied des Cultursystemes, — dabey bleiben wir stehn, — muſs auſser einer eigenthümlichen Hervorragung noch eine vielfache Empfänglichkeit besitzen, vermöge welcher es sich jede fremde Vorzüglichkeit, einzeln genommen, wenn schon nicht die Gesammtheit aller, würde aneignen können.

Alles bisherige beruht auf der Voraussetzung: die Mehrern sind einem Anblick ausgesetzt, der sie zusammenfaſst. Sofern demnach jeder einzelne sich einem solchen Anblick entzieht, sich in sich verschlieſst, sich wenigstens nicht in der Mitte der gröſsern Mehrheit erblicken läſst: verſchwinden auch die gezogenen Folgerungen; es tritt dagegen das Gesetz der Beurtheilung des einzelnen Vernunftwesens wieder hervor, nach welchem jede Persönlichkeit ihrem eignen Maaſse gerecht, d. h. gleichschwebend vielseitig seyn soll. Hieraus ergiebt sich die Regel der Äuſserung und Zurückhaltung. Die einzelne Hervorragung nämlich, (welche soviel möglich in Eins soll gedrängt werden) verlangt öffentliche Darstellung; denn der individuellen Vollkommenheit bringt sie mehr Schatten als Licht, hingegen im Cultursystem kann sie einen Werth erlangen; und da darf neben ihr alle übrige Ausbildung nur als Empfänglichkeit erscheinen. Das Gleichmaaſs dieser übrigen, mannigfaltigen Ausbildung ist der Schmuck der Person, so fern sie allein steht; und da gebührt sichs, der hervorragenden Stärke zu vergessen. —

Unvermeidlich aber zählen die Mehrern auf einander; weil sie nur zusammengenommen der Idee entsprechen. Daraus entsteht, wenn schon nicht die Erklärung, so doch die Präsumtion eines rechtlichen Verhältnisses unter ihnen; welches auf mancherley Weise kann verletzt werden. Zwar das wäre nur Wettstreit, wenn zu einer und derselben Stelle im Cultursystem sich Verschiedene drängten, und es sich nun fragte, wer als die schwächere Wiederhohlung des andern anzusehen sey? Denn immer würde die Idee realisirt; auch hat das Cultursystem kaum so feste Stellen, daſs nicht jede Individualität sich einen eignen Platz darin sollte schaffen können, sofern sie nur gänzlich an ihre Eigenthümlichkeit sich hält. Aber wenn eine Hauptseite der Vielseitigkeit, von denen, welche dieselbe darzustellen vorgäben, vernachlässigt, — oder, wenn eine andre Seite weiter, als der Begriff es mit sich bringt, hervorgestellt, wenn durch fremdartige Mittel dieselbe zum Nachtheil der Gesammt-Erscheinung überwiegend bemerklich gemacht würde; — endlich, was das Schlimmste wäre, wenn irgendwo die Bedingungen der Anschlieſsung und Mittheilung verletzt, Eröffnungen verweigert, oder die Sprache verdorben, oder der vermittelnde Gedankenkreis in Unordnung gebracht würde: in allen diesen, und ähnlichen Fällen lassen sich Verschuldungen denken, welche an die Begriffe der Rechtsgesellschaft und des Lohnsystems erinnern, und zu nähern Bestimmungen dessen auffordern, was in einem vorhandenen Cultursystem, nnd in wiefern es zu jenen rechtlichen Präsumtionen Anlaſs gebe, damit nicht auch hier ein Unheil, ähnlich dem des zweifelhaften Rechts, Platz greife.

Dies wird noch bedeutender, wenn man sich des Totaleffects erinnert; dessen Gröſse schon für die Idee der Vollkommenheit in Betracht kommt: und der überdas vielleicht zur Realisirung andrer Ideen möchte beyzutragen haben. —

Die Sphäre, durch welche sich die Aufforderung verbreitet, zum Cultursystem zusammenzutreten, ist so weit, wie irgend eine schon geschlossene, beharrliche Gemeinschaft reichen mag; und die Aufforderung ist desto stärker, je dichter die Glieder dieser Gemeinschaft stehn, je gewisser sie dem Zuschauer in Einen Anblick zusammenfallen, je weniger die quantitativen Vergleichungen ausbleiben können. Die Möglichkeit des Cultursystems aber hängt ab von den Mitteln der Communication; und wenn die Sphäre der gleichartigen Mittheilung enger oder weiter ist, als die der Rechtsgesellschaft, des Lohn- und Verwaltungssystems, so wird mit diesen das Cultursystem seiner Ausdehnung nach nicht zusammentreffen. Jedoch das Verwaltungssystem wenigstens, trägt, wie gezeigt, solche Bedingungen in sich, daſs, wo man dieselben voraussetzt, da auch zu der geistigen Durchdringung, wie sie hier gefordert ist, nur wenig fehlen muſs. Tritt nun diese geistige Durchdringung wirklich ein: so veredeln sich die sämmtlichen, bisher beschriebenen Gesellungen, zu einer vergröſserten Darstellung derjenigen Idee, welche in ihrer einfachen Gestalt die Würde des einzelnen Vernunftwesens vorbildet, indem sie alles, was an ihm mit Beyfall zu betrachten ist, in sich einschlieſst.

ZWÖLFTES CAPITEL.

Beseelte Gesellschaft.

Wenn die Individuen von einem Geiste bewegt werden, den kein Einzelner sich eigen, und auch keiner sich fremd fühlt: so mögen sie ihn ansehn wie eine Seele, die in ihnen Allen, in ihrer Gesammtheit lebe.

Soll aber in Wahrheit dieser Geist für Mehr gelten als für eine ähnliche Sinnesart, die sich in Allen wiederhohlt: so muſs er seiner Beschaffenheit nach die Individualität überschreiten.

Zuvörderst: er muſs der Individualität nicht anhängen. Nichts darf ihm gemein seyn mit den Strebungen, Begehrungen, Willen, Entschlüssen, woran man den Strebenden, den Wollenden erkennt, dessen Regsamkeit es ist, die da strebt und will.

Vielmehr, dort hat man jenen Geist zu suchen, wo von dem Wollen nur das nichtige Bild anzutreffen ist, — in dem Spiegel, in dem Auge, worin die Vollendung des Bildes Eins ist mit dem ursprünglichen Beyfall und Tadel; in der Beurtheilung, welche der Beschauung überhaupt, der Intelligenz im Allgemeinen angehört, und welche auf gleiche Weise einem Jeden, der innerlich frey ist, sich wird verkündigen müssen. Aber diese Beurtheilung legt ihre Resultate nieder in den Ideen. Sie allein können demnach eine Gesellschaft in Wahrheit beseelen.

Ferner: die ursprünglichen Ideen stammen zwar nicht von der Individualität, aber sie gelten in ihrer practischen Weisung dem Einzelnen oder demjenigen Paar, bey welchem die beurtheilten Verhältnisse sich finden. Zu der unbestimmten Mehrheit wollender Wesen sprechen dagegen die abgeleiteten Ideen. Dieselben erkennen, und ins Werk richten, schafft aufs neue die Hafmonie der Einsicht und Befolgung; diese innere Freyheit gebührt der Gesellschaft.

Sey irgendwo die Rechtsverbindung, vielleicht zugleich das Lohnsystem realisirt: nicht die einzelnen Glieder können es sich zuschreiben, daſs nun dem Vorbilde das Nachbild entspricht. Denkt jemand sich einzeln: sogleich muſs dies Vorbild ihm verschwinden. Aber denkt er es vielleicht als Vorbild für die Andern? So ist er entwichen aus dem Verhältniſs, dem der Beyfall gilt. Ihn selbst trifft dieser Beyfall nur, so fern Er der Nachbildenden Einer ist. Wiederum die Bloſs-Nachbildenden sind ebenfalls auſser dem Verhältniſs; möge die Idee sie erleuchten, damit sie wissen was sie thun; so gehören sie der beseelten Gesellschaft.

Es wäre der erste Fehler, der hier begangen werden könnte, wenn man, (gemäſs der unvollkommnen Darstellung des Atheniensischen Weisen,) die Einsicht, die Stärke, die Haltung, durch drey gesonderte Classen der Mitglieder des Vereins bezeichnen wollte. Alsdann vernimmt zwar der Denker die Harmonie der innern Freyheit, aber er kann sie den vereinzelten Elementen nicht zuschreiben, denen nichts einwohnt von dem Verhältniſs worin sie gedacht wurden.

Ein zweyter Fehler könnte aus unvollkommner Nachweisung dessen, was die gesellschaftliche Einsicht einsieht, entspringen. Die abgeleiteten Ideen sind aber schon entwickelt. Wenn mit der Rechtsverbindung das Lohnsystem dasteht, — aber beyde nur als die äuſsern Umrisse einer durch die Sorge für Verwaltung und Cultur bis ins Einzelne bestimmten Anordnung: alsdann lebt in dem Verein diejenige Seele, welche ein vollkommnes Leben hat; dagegen die bloſse Rechtlichkeit, — oder auch die bloſse Cultur, gar vieles todt lassen würde, das nicht umhin könnte, durch vielfache Misgestalt den ganzen Anblick zu verderben.

Wiewohl nun die ganze Einsicht sich finden soll bey einem Jeden: so ist doch nicht zu vergessen, daſs hier unter der Einsicht nur die ursprüngliche Beurtheilung verstanden wird; nicht aber die lange Reihe der Folgerungen, unter deren Prämissen sich eine groſse Menge von empirischem Ursprunge mischt, indem sie herrühren von dem Boden, auf welchem eine bestimmte Mehrheit in Gemeinschaft steht, und welchen sie theilt, verwaltet, und die Bedingungen der Cultur herzugeben nöthigt. Was zur Anwendung der Ideen gehört, dies erforschen und wissen ist schon ein Theil der Befolgung, die von Verschiedenen auf verschiedene Weise geleistet wird. Und kaum bedarf es der Erinnerung, daſs selbst das systematische Wissen der Ideen auf einem speculativen Geschäfft beruht, welches kunstmäſsig zu vollführen keinesweges von der Gesammtheit verlangt wird, die von der ursprünglichen Beurtheilung soll beseelt seyn.

Unmittelbar durch diese Beurtheilung besitzt die beseelte Gesellschaft ein gemeinsames Gewissen. Äuſsert sich in Einem oder dem Andern das Urtheil, nur frey und rein vom individuellen Streben, so macht es unfehlbar Anspruch, auch da wo es vernommen wird, solches Gehör zu gewinnen, als wäre es das eigne Urtheil des Hörenden selbst. Man kann ihm nicht als einer Zudringlichkeit Schweigen gebieten; und bezweifelt könnte es nur werden in Rücksicht der Subsumtion eines Gegebenen unter die Ideen. — Es weiſs aber das gemeinsame Gewissen nur von den gesellschaftlichen Ideen, es weiſs nichts und sagt nichts über die persönliche innere Freyheit der einzelnen, noch über die Vollkommenheit der Individuen nach ihrem eignen Maaſs, noch über die ursprünglichen Gefühle des Wohlwollens, sofern dieselben auf Einzelne, und nicht aufs allgemeine Beste gerichtet sind. Dasselbe würde von den Verhältnissen nach Recht und Billigkeit unter Zweyen zu bemerken seyn, fielen diese nicht gröſstentheils unvermeidlich zusammen mit der Rechtsgesellschaft und dem Lohnsystem.

Jedes Mitglied der beseelten Gesellschaft wird also in sich unterscheiden, was ihm die Gesellschaft sey, was es selbst sich sey und von sich wolle. Aber auch die Gesellschaft wird die Mitglieder unterscheiden, in Hinsicht dessen, was, und wieviel sie ihr sind und leisten. Es gehören nämlich die Einzelnen nicht ihr unmittelbar, sondern zunächst den in ihr verbundenen Systemen an. Wie in dem organischen Leibe mehrere Systeme zwar zu Einem gemeinsamen Leben sich gegenseitig unterstützen, dennoch aber jedes zunächst mit eigner Kraft, und seinem eignen Begriffe gemäſs, das ist, was es ist: so werden auch die Vereinigungen für Recht, Lohn, Verwaltung und Cultur zwar eine durch die andre bestimmt, ursprünglich aber ruhet jede auf der Idee, deren eigenthümlicher Ausdruck sie ist; und die Vereinigten gelangen nur durch besondre Leistungen (wenn schon Einer durch ein mehrfaches besonderes,) in den allgemeinen Mittelpunct der gesellschaftlichen innern Freyheit. Nun gehören ohne Zweifel die besondern Vereinigungen alle auf gleiche Weise zur allgemeinen Einheit; ob also eine Leistung dem Systeme des Rechts oder der Verwaltung, des Lohns oder der Cultur gewidmet sey, das vermag keinen Unterschied ihres Werths zu bestimmen. Aber jeder Beytrag kann gemessen werden, an dem Ganzen, dem er sich darbietet; und hier offenbaren sich vielleicht Unterschiede der Gröſse, aus welchen Unterschiede des gesellschaftlichen Werthes folgen, wodurch ein Mitglied wichtiger wird, als ein andres. Die Auszeichnung durch diese Wichtigkeit mag Rang heiſsen; es darf damit die Ehre nicht verwechselt werden, welche rein aus dem Persönlichen hervorgeht. Der Rang in der beseelten Gesellschaft giebt, mit der gebührenden (wenn schon nicht wirklich erlangten) Ehre, zusammen genommen, eine Summe, deren Maximum zu erreichen dem Einzelnen aufgegeben ist.

Da sich die Geschäffte der Verwaltung, die Zweige der Cultur, die Besorgungen der

Lohn- und Rechts-Einrichtung, sammt ihrer Vertheilung, nicht durch Ideen, sondern nur nach dem Boden, worauf die Vernunftwesen stehen, bestimmen lassen: so wird auch die äuſsere Erscheinung der beseelten Gesellschaft gar sehr von den zufälligen Bedingungen ihrer Existenz abhängen. Unterschiede in der Anzahl ihrer Mitglieder, in der reichlichen oder kärglichen Ausstattung durch die Gegenstände der ursprünglichen Begehrungen, — werden eben so groſse Unterschiede in der mehr oder minder durchgeführten Zerlegung und Zertheilung der Geschäffte zur Folge haben. Immer soll das Ganze dargestellt werden; immer sollen die einzelnen Systeme mit gleicher Sorgfalt realisirt seyn; wie das Individuum, so soll die Gesellschaft ihrem eignen Maaſse gerecht seyn, und den auf gleiche Weise absoluten Ideen gegenüber, keinen Vorzug und keine Hintansetzung durch ungleich vertheilte Bereitwilligkeit in der Befolgung zu erkennen geben.

Verschiedene Ausführungen der gleichen Forderung, welche sich da zeigen müssen, wo mehrere beseelte Gesellschaften neben einander vorhanden sind, können der vergleichenden Betrachtung sich nicht entziehn; die minder vollkommne Darstellung der Idee wird neben der besser ausgeführten misfallen. Aber nicht nur dies: sie haben auch unter sich dem Streit vorzubeugen; den rechtlichen Einrichtungen fügen die des Lohnsystems sich an; die Verwaltung wird durch eine eingegangene Gemeinschaft gewinnen; endlich das Cultursystem vermeidet gern die doppelten Exemplare. Kurz, sie werden zusammenschmelzen: — wenn die Bedingungen der Mittheilung, auf dem ganzen Boden, der die mehrern Gesellschaften trägt, gleichförmig verbreitet sind. Der entgegengesetzte Fall ist der entscheidende Grund, daſs sie getrennt bleiben müssen. Aber hier sind Grade möglich; findet nicht gleichförmige Innigkeit der Mittheilung statt, so führt doch eine minder vollkommne Leichtigkeit derselben immer noch den Beruf mit sich, zu sorgen, daſs die geſellschaftlichen Ideen nicht vernachläſſigt erscheinen. Auf die Weise kann eine gröſsere beseelte Geſellschaft sich aus mehrern, in sich selbst enger verbundenen, zuſammensetzen; ja diese Articulation kann fortgehn nach innen und nach auſsen, ohne Gränze für die Distanz zwischen den Individuen und dem obersten Einheitspuncte. Unverkennbar liegt in ſolcher Gesellung eine Tendenz zur vollkommnen Einigung; allein auf keinem andern Wege, als durch Aufhebung der Hindernisse, welche der gleichförmig innigen Mittheilung zuwider sind. Hat die Natur des Bodens, haben die ersten Bedingungen der Gemeinschaft, dergleichen Hindernisse ursprünglich festgestellt: so steht das Streben zur Einigung hiebey still: denn es kann nichts Neues auf Kosten seiner Grundlage gewinnen wollen.

Vervielfältigt zwar, und vielleicht wie in vielfarbiger Beleuchtung, doch sich selbst immer gleich, wird in den Theilen und im Ganzen die Würde erscheinen, welche der beseelten Gesellschaft eigen ist. Zur Würde erhebt sich das Reine, wenn es, als rein, zugleich richtig, schicklich, schön und stark ist. Rein an sich ist dasjenige, was seinem eignen Begriffe durchaus entspricht. Wenn nun die Reinheit der innern Freyheit zukommt, der Grundidee für die beseelte Gesellschaft; und wenn man der Rechtsgesellschaft die Richtigkeit, dem Lohnsystem das Schickliche, dem Verwaltungssystem die Schönheit, dem Cultursystem endlich die Stärke, als ihre allgemeinen ästhetischen Charactere, vorzugsweise zuschreiben darf: so ist Würde der angemessene Name für die ganze Vortrefflichkeit, zu welcher alle Vereinigungen vereinigt sind, indem sie, zusammen, der innern Freyheit gegenüber stehn; das gröſste Nachbild dem ersten Muster.

ZWEYTES BUCH.

DIE IDEEN UND DER MENSCH.

ERSTES CAPITEL.

TUGEND UND IHR GEGENTHEIL.

Es giebt eine Stimmung, worin das Gemüth sich den Ideen so unmittelbar anschmiegen möchte, daſs es sich aller Sorge für das Zeitliche entschlagen würde, wenn es nur könnte. Was liegt daran, dürfte Jemand sagen, ob, was für heute ist und für morgen, sich ein wenig mehr, ein wenig minder gefallend oder miſsfällig darstelle? Man muſs so vieles dulden, man kann nicht alles in den richtigen Formen festhalten; das meiste ist zu unstet, um etwas Bestimmtes zu seyn, und zu ungelehrig für schöne Bewegungen; gehe es denn wie es kömmt! und halte das geistige Auge fest an dem Unwandelbar-Trefflichen! fest an den Mustern, die, als Muster, des Fehlens und Fallens unfähig sind. — Vermöchte man nur, das Ewig-Schöne in ungetheilter Anschauung zu fassen: wozu dann noch sich kümmern um die Wünsche des Augenblicks? Um diese Wünsche, welche hineinfahren ins menschliche Gemüth, und herdurchgleiten, wie es dem Zufall beliebt. Mag immerhin die Neigung ihr loses Spiel in uns treiben: wir werden, von unsrer Höhe herab, mit ihr scherzen, ohne ihren Scherz für Ernst zu nehmen. Unser eignes zeitliches Daseyn werden wir leicht tragen; wir werden uns treiben lassen, wohin eben der Wechsel führt, nicht aber, ihm peinlich entgegen kämpfend, den Ernst verschwenden, der einer höhern Tugend gehört; einer mühelosen, einer seligen Tugend, welche nichts anders ist als die Stärke des Anschauens des In-sich-Vortrefflichen.

So ungefähr möchte die Stimmung zu bezeichnen seyn, welche entsteht, wenn von einer Menge in einander schwindender ästhetischer Wahrnehmungen das angenehme Gefühl nachbleibt, zugleich in reiner Hingebung und reiner Selbstthätigkeit ein volles Leben, das seinen Zustand nicht ändert, zu leben: — in der That das wohlbekannte Eigenthum des Urtheilens im vollendeten Vorstellen. — Diese Stimmung wird zunehmen, sie wird inniger werden, je mehr, im Verhältniſs gegen das Totalgefühl, die einzelnen, scharfen Auffassungen und Beurtheilungen sich verdunkeln; sie wird abnehmen, sie wird aufgehoben seyn, sobald volle Klarheit dessen, was den Geschmack beschäfftigt hatte, in jeden Punct zurückkehrt.

Denn wie wäre es möglich, die Ideen, jede einzeln, selbst zu erkennen, und dann doch die Verhältnisse, für welche sie Muster sind, gering und keiner Sorge werth zu halten. Hat es Sinn, die Idee der innern Freyheit mit Beyfall zu betrachten, zugleich aber sich selbst dieser bloſsen Einsicht wegen zu loben, während der Wille, wie es sich fügt, ihr entspricht oder nicht? Hat es

Sinn, das Wohlwollen zu achten, und sich, eben dieser Achtung wegen, bey einem kalten Herzen für gut zu halten? Die Kraft zu rühmen, und im Gefühl der Schwäche mit sich zufrieden zu seyn? Recht, und Billigkeit, und die sämmtlichen abgeleiteten Ideen, alle jene und diese, wo sind sie denn? Haben sie irgend einen besondern Sitz, und entspringen sie in der Beurtheilung Eines Willens vielmehr als eines andern? Weil sie der Zeit nicht erwähnen, widerstrebt ihnen etwa darum das Zeitliche? Weil sie das Individuum nicht kennen, stehn sie etwa darum im Gegensatz gegen die Individualität? Allgegenwärtig sind die Ideen bey allem Wollen. Wäre kein Wollen, so würden sie nirgends seyn, und auf Nichts deuten. Es ist längst bemerkt, daſs das stärkere Wollen sie mehr realisirt als das schwächere; würde aber irgend ein Wollen geradehin als unbedeutend ihrer practischen Weisung entzogen, so wäre keine Gränze mehr, wo das Bedeutende anfinge und vom Unbedeutenden sich schiede.

Ist also Tugend das Reelle zu den Ideen, oder, ist sie die Eigenheit eines Vernunftwesens, vermöge deren es den practischen Ideen gemäſs, Gegenstand des Beyfalls wird; und treffen wir eben deshalb auf sie zuerst, indem nach Endigung der Ideenlehre jetzt die Sphäre des Wirklichen, worauf dieselbe sich bezieht, in Betracht kommt: so kann die Tugend am wenigsten in die bloſse Einsicht gesetzt, — und es kann das lebendige Gefühl derselben am wenigsten in einer bloſs ästhetischen Stimmung erreicht werden. Denn die Einsicht, (nämlich die ästhetische Einsicht, die Erzeugerin der Ideen, von welcher hier allein die Rede ist) giebt zu dem Verhältniſs, das mit dem Namen innere Freyheit ist bezeichnet worden, nur ein einzelnes Element. Sie, für sich allein und an sich selbst, ist gleichgültig.

Eher könnte bloſses Wollen den Rang der Tugend gewinnen; durch Stärke und Güte, bey Abwesenheit des Streits und des absichtlichen Wehethuns. Wird aber ein solches

Wollen als Eigenschaft des wollenden Wesens gedacht; so fehlt ihr, um den ganzen Beyfall nach den sämmtlichen Ideen zu gewinnen, ein Merkmal; denn von innerer Freyheit kann nicht die Rede seyn, wo das Wollen nicht im Verhältniſs zur Einsicht steht. Darum wird die Tugend nicht bey wollenden Wesen überhaupt, sondern nur bey Vernunftwesen gesucht.

Also das Verhältniſs zwischen der ganzen Einsicht, (der Erzeugung aller practischen Ideen) und dem ganzen entsprechenden Wollen, — dies Verhältniſs, als reelle Eigenheit eines Vernunftwesens, ist dessen Tugend. Wie kann denn ein Verhältniſs, als solches, reell seyn? da das Verhältniſs nur zwischen seinen Gliedern gedacht wird, die Glieder aber rein getrennt, unabhängig einander gegenüberstehn müssen?

Diese Frage ist nicht klein. Sie wird desto wichtiger, wenn man der wandelbaren Stimmungen des Menschen gedenkt. Kann die Einsicht ermatten, kann das Wollen sich ändern: so ist die Tugend zwiefach wandelbar, denn jedes Element kann das andere verlassen. Nicht zu gedenken der Vielfachheit in der Einsicht, und in dem Wollen; wodurch wiederum die Wandelbarkeit sich vervielfältigt.

Wie wäre es, wenn man sich hier hülfe durch ein Postulat? Durch das Postulat Eines Princips, in welchem die Tugend ihre Realität habe? Eines Princips, welches Einsicht und Wille zugleich sey? worin also beyde, nothwendig verbunden, dem Beyfall seinen beharrlichen Gegenstand darstellten? — Man verlöre wenig an demjenigen Beyfall, welcher der natürlichen Stärke und dem natürlichen Wohlwollen gebührt; diese Dinge, wenn sie sich etwa irgendwo finden, möchten immerhin in die Mitte fallen zwischen der Tugend und dem Gleichgültigen: das Wohlwollen aus Einsicht und in der Einsicht wäre das wahre tugendhafte Wohlwollen; und nicht anders wäre die wahre tugendhafte Stärke nur die aus jenem Einen

Princip. Ja dies Princip, da die Ideen absolut sind, würde auch absolute Güte und absolute Stärke besitzen; wogegen die gradweise zu- und abnehmenden Naturkräfte nichts sind. Die innere Freyheit würde transscendentale Freyheit. Die Einsicht, wenn man ihre Beziehung aufs Wollen, und die Beziehung des Wollens auf Gegenstände weiter und weiter verfolgt, — möchte, alles absolut gesetzt, leicht Einheit des Gewissens mit dem sämmtlichen Wissen ergeben. Endlich, da doch auch die abgeleiteten, gesellschaftlichen Ideen der Tugend nicht fremd seyn können, — die TRANSSCENDENTALE FREYHEIT DER BESEELTEN GESELLSCHAFT, als reelle Einheit, ergiebt das Absolute in seiner Fülle, so weit es wenigstens von practischer Philosophie aus mag erkannt werden.

Die Ausführung bleibt andern Systemen überlassen. Wer die Ideen ohne das Seyn nicht fassen kann oder will: der mufs auf diesen Weg gerathen. Das Postulat selbst aber ist nicht nur ganz grundlos, sondern es stört sogleich die ästhetische Betrachtungsart, welche der practischen Philosophie eigenthümlich ist; und verwirrt sie mit der theoretischen. Das Reelle, worin Einsicht und Wille Eins seyn sollen, kann als Princip der Tugend nur gedacht werden, indem wiederum Einsicht und Wille geschieden, indem sie als zwey getrennte Glieder eines Verhältnisses hingestellt werden. So, und nur so, sind sie für die Beurtheilung vorhanden, die ihnen ihren Werth zuspricht. Diese Beurtheilung weiſs nichts von dem Einen, welches sie zusammenhält: genug wenn sie sie zusammenfindet, und kein bloſs willkührliches Zusammendenken etwas ganz Getrenntes aneinander gerückt hat. Mischt aber ein Räsonnement über das Eine, von metaphysischen Ansichten geleitet, sich in die ästhetische Beurtheilung: so ist es um die Reinheit der practischen Philosophie geschehen, und es ist kein Wunder, wenn Resultate zum Vorschein kommen, denen sie geradezu widerstreitet.

Möchte nun die innere Möglichkeit der Tugend für die Theorie noch so räthselhaft seyn: die gegenwärtige Untersuchung ignorirt das Räthsel ganz und gar. Hier kommt es nur darauf an, das Ideal der Tugend zu beschreiben; denn der Name des Ideals scheint passend für ein Reelles, das nicht als solches erkannt, sondern nur gedacht ist, wie es seyn müſste, um Ideen zu realisiren. Dies nun kennt die practische Philosophie, wenn nicht als Einheit, so doch als ein Ganzes, und Geschlossenes; sie hat von ihm zu sagen, was es einschlieſse, was es ausschlieſse, wem es sich anschlieſse.

Daſs es ein Mannigfaltiges einschlieſse, folgt schon aus der Mehrheit der practischen Ideen. Es ist also Stoff und Form daran zu unterscheiden. Es darf kein Theil der Einsicht noch des entsprechenden Willens mangeln; es darf auch nichts an der Verbindung der Theile fehlen. — Die Beurtheilung, wie sie durch die sämmtlichen Ideen ausgedrückt wird, muſs gleichmäſsige

Stärke besitzen; hinweg also mit jeder Einseitigkeit, welche mehr die Anerkennung des Rechtlichen, oder mehr die Achtung für innere Freyheit, oder mehr den Beyfall für die Güte, eines mit Zurücksetzung des andern hervortreten läſst; — hinweg vollends mit der Leerheit, die sich bloſs an der Form des Starken und Vielen ergötzt! Eben so muſs, in dem Willen, der ganzen Fülle von ursprünglicher Regung und Strebung die natürliche Güte das Gleichgewicht halten, — das reine Wohlwollen, welches nicht zuerst die Idee, sondern geradezu die fremden Willen umfaſst. Treffen aber die ursprünglichen Strebungen unordentlich wider einander, so daſs die Gesammtwirkung verliert; oder, treffen sie, und trifft selbst das Wohlwollen, sich im Streit mit andern Willen: alsdann bedarf es einer verneinenden Kraft; einer Kraft, welche, indem sie den Ideen des Rechts, oder auch der Billigkeit, sich widmet, zugleich die Haltung der innern Freyheit darstellen wird; während sie die Quantität der gesammten Strebung, durch ihre eigne Stärke ersetzt, und dem Wohlwollen bloſs die Äuſserung versagt. Diese Kraft, — der Widerstand, den die Tugend leistet, — würde unendlich gedacht werden müssen, wenn man die ursprünglichen Strebungen als fähig ansähe, zu jedem Grade der Stärke sich zu erheben. Aber die Strebungen haben ihre Gegenstände; diese Gegenstände sind empirisch, man lernt sie erst kennen, ehe man darnach strebt, und die Begierde erhebt sich in der Zeit von einem Grade zum andern. Ehe sie nun die hohen Grade erreicht, welche das Gleichgewicht des Gemüths stören könnten, drängt schon die Maxime: schlechterdings nichts Äuſseres DURCHAUS zu wollen. Der Tugendhafte nämlich weiſs im Allgemeinen, jede Strebung könne in Misverhältnisse gerathen; und er will im Voraus für solche Fälle, daſs die Strebung weiche. Er will also, daſs sie nie mächtiger werde als dieser Wille selbst. — Der Tugendhafte hängt an gar Nichts; er hat keinen absoluten Plan; selbst nicht den, die Weisheit zu erringen, sofern dies Streben die

Gunst

Gunst der Zeit und der Umstände würde gewinnen müssen.

Diese Kraft, zu sich selbst Nein zu sagen, welche man unaufhörlich geschäfftig sieht bei den seltenen Menschen, denen die Tugend natürlich ist, — und zwar so geschäfftig, daſs mit der Bändigung des fehlerhaften Strebens sogleich das Edle aus der innern Fülle mit einer Energie hervorspringt, als hätte das Positive sich aus dem Negativen erzeugt, — diese Kraft muſs da gefehlt haben, wo sich Laster einwurzeln konnten. Das Laster, welches, mit der Untugend gemeinschaftlich, durch die Tugend ausgeschlossen wird, unterscheidet sich von der Untugend, wie das conträr von dem contradictorisch-Entgegengesetzten. Jeder Mangel in dem, was zur Tugend gehört, ist Untugend; das Laster hingegen ist selbst positiv. Aber jedes einfache positive Begehren, ist für sich gleichgültig, oder, wie man gewöhnlich sagt, unschuldig. Nur wenn es in ein Misverhältniſs gerieth, konnte es Tadel verdienen; und erst, wenn dieser Tadel gering geschätzt wird, beginnt das Laster; welches bis zur Bosheit steigt, durch den allgemeinen Entſchluſs, nie mehr auf solchen Tadel zu achten. —

Es kann der Laster viele geben; der Untugenden ebenfalls. Eben so vielfach kann die Energie sich zeigen, welche den Strebungen wehrt, die das Laster fürchten lassen; und welche mit Anstrengung da arbeitet, wo etwas Schwaches die Tugend verunstalten könnte. Rechnet man hinzu die ursprüngliche Mannigfaltigkeit in dem Rein-Positiven der Tugend wegen der Mehrheit der Ideen; so ist nicht schwer abzusehen, wie die Eine Tugend in mehrere Tugenden (als in Factoren, nicht in Theile einer Summe) sich zerlegen lieſse, wenn es auf fortgeführte Scheidungen in Begriffen ankäme: Scheidungen, die immer nicht für psychologisch gültig würden zu halten seyn, die aber für specielle Anwendung der practischen Philosophie zu gebrauchen wären.

Der Tugendhafte ist ohne Zweifel nicht eingeschlossen in die Gränzen dieses Begriffs. Denn er hat Gegenstände des Wollens, und er hegt Achtsamkeit für fremdes Wollen, Achtsamkeit für die Verhältnisse die daraus entstehn. Was dem zu folge in seinen Gesichtskreis fällt, das beschäfftigt das Gemüth noch auf mancherley andre Weise, als so, wie es durch die Tugend unmittelbar bestimmt ist. Und Ihn kann es gewiſs auf jede mögliche Weise beschäfftigen. Oder wofür wäre derjenige unaufgelegt, der das Wollen und Wohlwollen mit dem vollendeten Vorstellen eben dieses Wollens und Wohlwollens verbindet? Wer sich selbst gegenüber treten kann: der steht eben dadurch allem Andern gegenüber, es zu betrachten und zu durchforschen wie immer es sich betrachten und durchforschen läſst. Die empirische Kenntniſs, die speculative Spannung, die ästhetische Hingebung, selbst der Scherz und das Lachen, liegen, obschon verschieden an sich, doch der Gemüthsstimmung nach ganz nahe beysammen, sobald diese Stimmung entsprungen war in dem Abbrechen der Neigung und Abneigung, um sie, folglich auch das Reich ihrer Gegenstände, als Object vor sich hinzustellen. Wo die innere Freyheit ist: da sind die Hindernisse entfernt, welche sonst der mannigfaltigen Beweglichkeit des Geistes Eintrag zu thun pflegen.

Diese mannigfaltige Beweglichkeit giebt Muth und Fröhlichkeit; und die beharrliche Einsicht ist gewiſs ihrer Natur nach nicht Trübsinn, sondern Heiterkeit. Ob darum aber die Tugend geradehin für glückselig unter allen Umständen dürfe erklärt werden? Die bejahende Antwort möchte etwas voreilig seyn. Doch diese Frage schaut hinüber in das folgende Capitel.

ZWEYTES CAPITEL.

Ausdruck der Tugend im Handeln und Leiden. Pflicht ueberhaupt.

Die Tugend hält sich nicht immer zu Hause; sie tritt hervor in eine fremde Welt. Was in dieser Welt sey und werde, ist ihr nicht gleichgültig. Sie kann also davon leiden. —

Ob die Tugend handeln solle? wäre eine falsch gestellte Frage. Sie wird handeln, wenn es Gelegenheiten giebt die ihr angemessen sind. Schon ihre ersten Elemente bringen es mit sich. Die natürlichen Strebungen aller Art, und mit ihnen das Wohlwollen, setzen sich von selbst in Wirksamkeit. Rechtsverbindung, Lohn-, Cultur- und Verwaltungssystem fordern auf zur Geschäfftigkeit. — Aber auch die Gesammt-

Einsicht wird sich äuſsern als Darstellungstrieb; der Pläne entwirft, und sofern nicht Misverhältnisse entstehn, sie ausführt. — Endlich, eins von den Werken der Tugend ist, Tugend zu erzeugen. Sie weckt andre Gemüther zur Einstimmung mit ihr selbst. Die That, die das Gefallende, damit es gefalle, erzeugt, folgt selbst der Einsicht, und gefällt.

Aber wie die Tugend handeln werde? Die Antwort darauf wird gewiſs nicht einfach ausfallen können. Das Viele, was die Tugend einschlieſst, und das Viele, was sie drauſsen antrifft, jenes und dieses verwickelt sich in einander, so oft sie sich in Thätigkeit setzen will.

Schon sie selbst ist sich nicht durchaus gleich. Sie individualisirt sich nach den zufälligen, (an sich gleichgültigen) Gegenständen der ursprünglichen Strebungen; die nicht einmal für dasselbe Individuum feststehn, sondern nach Zeit und Umständen, bey verschiedenen Altern und Stimmungen sich gar sehr verändern; und mit sich den Widerstand verändern, der ihnen im Fall der entstehenden Misverhältnisse geleistet werden muſs.

Möchten aber auch die Strebungen dieselben bleiben, möchten sie, in Verbindung mit den unveränderlichen Ideen, in völlig festen Grundsätzen ausgesprochen werden können; alsdann würde wenigstens der Fall solcher Grundsätze bald vorhanden seyn, bald nicht; die Subsumtionen würden sich ändern, wenn schon die Obersätze eine reine Unwandelbarkeit besäſsen.

Nennt man nun die Conclusionen, welche auf dergleichen Subsumtionen folgen, oder folgen könnten, Motive; die demnach allemal einen practischen Obersatz, und einen theoretischen (meist empirischen) Untersatz haben, folglich selbst einen practischen Inhalt besitzen, d. h. einen Entschluſs ausdrücken werden: so ist die Menge und die Veränderlichkeit der Motive im tugendhaften Handeln gar nicht zu verkennen.

Daher ist das Handeln, als Sprache der Tugend eine höchst vieldeutige Sprache. Theils können dieselben Motive in dem Ganzen der tugendhaften Sinnesart und Besinnung entweder eingeschlossen liegen, oder auch nicht. Theils vereinigen sich sehr häufig mehrere Motive, um eine That zusammengenommen zu bestimmen, ja es können mehrere Motive dieselbe Bestimmung derselben That gemeinschaftlich hervorbringen. Wiederum kann ein einziges Motiv eine lange Reihe von Handlungen erfordern, deren keine einzeln, sondern deren Gesammtheit erst als die Darstellung dieses Motivs wird anzusehen seyn. Kommt die Mehrheit der Motive zu der Mehrheit der Handlungen: so kann ein Versuchen entspringen, das vielmals seine Richtung ändert, indem es, was für einen Zweck vergeblich gethan scheint, nun für einen andern benutzt; und, von diesem eine Zeitlang fortgetrieben, vielleicht einem dritten die fernere Bestimmung überläſst. Motive, die anfangs einerley Weg zeigten, können im Verlauf der Dinge in Streit gerathen. Zwar diesem Streit soll die Überlegung wehren, welche Handlungsweise die Gesammtheit der Ideen am meisten realisire. Aber hier ist die Besorgniſs in der Nähe, ob die Tugend noch das volle Gleichgewicht des Gemüths, welches ihr gehört, werde behauptet haben? Das Handeln aus mehreren Motiven zugleich, ist zwar an sich tadelfrey, und oft unvermeidlich; allein es ist für die Reinheit der Gesinnung darum mislich, weil, welches Motiv vorherrsche, so lange im Handeln unbemerkt bleibt, wie sie alle demselben einerley Richtung geben; daher denn gar leicht diejenigen Strebungen, die bloſs als Stärke Beyfall verdienen, und nur mitwirken, nicht regieren durften, unvermerkt einen Grad erreichen, der in dem Ganzen des tugendhaften Strebens ihnen nicht zukommt, und der sich erst verräth, indem dadurch die Gesammt-Darstellung der Ideen sich in Unordnung gebracht findet.

So hat demnach die Tugend, indem sie thätig hervortritt, gegen innere und äuſsere Verwirrung zu arbeiten. Und wie sehr verschieden an Werth auch der Beytrag seyn möge, den die einzelnen Wendungen der Gesinnung zum Ganzen der tugendhaften Sinnesart, oder die einzelnen Bestimmungen des Thuns zum Ganzen des Ausdrucks dieser Sinnesart liefern: Nichts wird für ganz unbedeutend (für ein völliges Adiaphoron) gelten dürfen, Alles will bemerkt und bedacht seyn, wenn die Reinheit der Gesinnung ganz, die Reinheit des Ausdrucks wenigstens nach Möglichkeit soll erhalten werden.

Natürlich genug ist das Unternehmen, hier durch eine Pflichtenlehre Hülfe zu leisten, welche das auseinander setze, was bey verschiedenen Veranlassungen zu thun und zu lassen, und mit welcher Gesinnung es zu beschlieſsen sey. Allein der einzelne Fall und der einzelne Mensch haben ihre Eigenheiten, von denen aus dem Vorigen zur Genüge klar seyn muſs, daſs sie die vollständige Äuſserung der Tugend sehr verschieden modificiren können. Daraus erklärt sich das Unzulängliche der Pflichtenlehren; die nur, auf abstracte Bestimmungen gewisser hervorragender Momente sich stützend, die Aufmerksamkeit vorläufig zu den allgemeinern Betrachtungen über das Gewöhnliche in den Verhältnissen des Lebens hinzuleiten dienen; die genaue Abmessung des richtigen Handelns aber einem Jeden für jeden concreten Fall überlassen. Oder welche Schluſskette läſst sich herabführen von der Ideenlehre bis zu dem eignen Leibe, dem Leben, dem Vermögen, den Arbeiten und Zeitvertreiben u. s. w., wodurch in nothwendigen und allgemeinen Sätzen, in Regeln ohne Ausnahme, nachgewiesen würde, wie in Hinsicht aller jener Dinge zu verfahren sey, damit die Vollkommenheit, das Wohlwollen, das Recht und die Billigkeit, folglich auch die innere Freyheit, sich bestens realisirt finde? das Leben allein, wie verschieden in seinen wechselnden Zuständen ist seine Art und seine Kraft, die Vollkommenheit oder das Wohlwollen darzustellen! Wem kann die theoretische Auffassung und Bestimmung dieser Art und Kraft je vollständig gelingen? Geben nun die Ideen die Obersätze aller Pflichtenlehre: so mangelt es an hinreichend bestimmten Subsumtionen, um Schluſssätze zu erhalten, denen eine Richtigkeit ohne Ausnahme zugesprochen werden dürfte. Werden aber mehr oder weniger unbestimmte Subsumtionen gestattet. so kann es deren unbestimmbar viele geben; daher denn die Pflichtenlehre ins Unendliche fortläuft.

Gelegener, als die Vorarbeiten der Abstraction, kommt dem Darstellungstriebe der Tugend ohne Zweifel die Hülfe des Kunstsinns, der in jedem gegebenen Fall über die ganze Summe der Umstände als über das Material disponirt, welches die beste Form erhalten soll, die es annehmen will. Je williger nun das Material, desto willkommner! Die gröſsere Menge des Stoffs ist hier eher zu fürchten als zu wünschen; denn sie ist schwerer zu beherrschen. Ausdrucksvoll zu handeln, gelingt der Tugend in den engern Verhältnissen des Lebens oft mehr als in den weiten Sphären und auf den öffentlichen Plätzen. Je gleichmäſsiger ein Geschäfft die ganze Tugend in Anspruch nimmt, desto schöner ist es. Je länger anhaltend es dies thut, desto mehr veredelt es den Handelnden selbst, dessen Character unfehlbar durch den Widerschein seiner eignen Äuſserung fort und fort bestimmt wird. Glücklich, wenn auf solchem Wege ein allmähliges Vorwärtsschreiten der Characterbildung kann eingeleitet werden. Aber dazu wird zu allererst erfordert, daſs die Wirksamkeit des Kunstsinns einen Anfang gewinnen könne. Gewinnt sie ihn nicht: so liegt die Schuld nicht allemal an der Abwesenheit des Kunstsinns, sondern vielleicht an der Schwierigkeit, daſs dieser Kunstsinn nicht nach auſsen bilden kann, ohne sogleich auch nach innen zu bilden. Er verfügt über die Umstände: aber in diesen Umständen haben die Neigungen Wurzel gefaſst. Das Gewebe dieser Wurzeln muſs zerrissen werden, wenn ein geschmeidiger Stoff soll zu erhalten seyn für eine deutliche und richtige, vollends für eine schöne und würdige Formung. Ist das Zerreiſsen leicht? Und kann nicht auch ein edles Gewächs drüber zu Grunde gehn?

Um nach auſsen und nach innen bilden zu können: muſs das Innere wie das Äuſsere genau bekannt seyn. Auswärts stöſst man an Naturgesetze, und an bestehende Rechte; im Innern an die Macht der Begierden, und an Empfindungen denen Schonung gebührt. Tyrannisch wider sich selbst arbeiten, kann beynahe so unvernünftig werden, als das Unmögliche und das Unrechtliche unternehmen. Es giebt Anhänglichkeiten, die sich nicht zweymal erzeugen; und Triebfedern, deren Stärke, einmal gebrochen, sich nicht ersetzen läſst. Daſs es deren giebt, hat nicht die practische Philosophie zu erweisen; könnte es auch nur dergleichen geben, so müſste auf diese Möglichkeit hin schon das künstlerische Streben begränzt gedacht werden, welches, um der Tugend zum ausdrucksvollen Handeln zu verhelfen, nicht ihr selber schaden darf. Die Unbestimmtheit, zu welcher wir hier verurtheilt sind, weil die psychologischen Principien mangeln, — läſst fühlen, daſs andre Untersuchungen entgegen kommen müssen, um die Anwendungen der allgemeinen practischen Philosophie zu vermitteln.

Das Resultat, was aus Allem hervorgeht, ist dies: die Tugend versucht zu handeln, aber ihr Handeln kann ihr schwerlich genügen. Es wird zu vielfach beengt, um in ihrem Sinne sich ganz zu entwickeln; und die Bruchstücke, welche zur Erscheinung gedeihen, sind selbst dazu, um das Ganze, was erscheinen sollte, nur errathen zu lassen, allzuschlechte, allzuvieldeutige Symbole. Darum fühlt die Tugend sich in sich eingeschlossen. — Planvoll zwar ist der tugendhafte Character so sehr wie irgend ein andrer Character; aber kein andrer hängt so wenig an seinen Plänen. Keinem andern gilt das Vollbrachte so wenig. Kein andrer heftet den prüfenden Blick so fest auf das Wollen selbst, dem das Werk zum Zeichen dient; und dessen Fülle und Richtigkeit allein ersetzen muſs, was dem Werke fehlt an beydem.

DRIT-

DRITTES CAPITEL.

Das Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens.

Vollendete Weisheit, das heiſst, Tugend, ausgerüstet mit allen dem Wissen, worauf ihr Gedankenkreis sich bezieht, würde das Unvermeidlich-Mangelhafte ihrer Äuſserungen voraussehn; es könnte daher kein Leiden nach dem Handeln folgen; es entstünde für die Weisheit, als solche, keine Zeitreihe. Hingegen eine Tugend, für welche es Erfahrungen giebt, wird in das Ganze ihrer Sinnesart immer neue Bestimmungen aufnehmen müssen.

Zu einer Zeit, da alle Erfahrungen des Anstoſses gegen das Äuſsere und Innere noch in der Zukunft liegen: wird die Tugend das Bild einer schönen Kindlichkeit darstellen. Während in ihren Regungen Kräfte mehr sich zeigen, als wirken, werden sie noch nicht störend wider einander, nicht streitend und schadend auf fremde Kräfte zu treffen geeignet seyn. Das Wohlwollen wird noch unbefangen mit allem fremden Wollen sich befreunden, nichts merkend von den einander durchkreuzenden Interessen, welche verlangen, daſs man für oder wider sie Parthey nehme. Recht und Billigkeit werden sich von selbst verstehn, als Regeln der Ordnung, denen zu folgen, Niemand umhin könne. Die Einsicht wird eben darum, weil sie in jedem einzelnen Fall sich unmittelbar und ursprünglich erzeugt und vollendet, noch von der Wirklichkeit sich nicht losgerissen haben; Ideen, und einen Inbegriff der Ideen, und eine Frage über einen möglichen Conflict in deren Anwendung, wird es für sie noch nicht geben. Die Tugend wird noch nicht denken; sie wird phantasiren, und ihre Phantasien unmittelbar ins Werk richten.

Sich verwickelnd in die Hindernisse der Ausführung, muſs nun mit der Geschäftigkeit nothwendig auch die Phantasie eine Störung erleiden. Je gewisser, auf der einen Seite, das Ursprüngliche der Tugend verbleibt in seiner Kraft; je weniger, auf der andern, die Erfahrungen verloren gehn: desto sicherer muſs die fortdauernd zunehmende Kenntniſs dessen, was, in jedem möglichen Sinn, NICHT thunlich ist, das Gemüth concentriren auf die Erforschung des Thunlichen; also zunächst auf ein Handeln in Gedanken; das selbst so noch in immer engere Gränzen eingeschlossen wird, weil es die mannigfaltigen Misverhältnisse nicht unbemerkt lassen kann, welche schon bey der Vorstellung einer solchen und andern Handelsweise, sich entdecken. Eine Gedankenwelt wird viel leichter gebaut, als eine wirkliche Welt; und desto besser übt sich darin der sittliche Tact; denn wie der Druck des physischen Widerstandes abnimmt, um so viel lebendiger können die sittlichen Hindernisse sich fühlbar machen. — Alles Gelingen erfreut und erhebt; wie sollte eine gelungene Ideal-Welt nicht begeistern; über welche der Beyfall selbst sich freut?

Soll aber dieser Zustand sich rein ausarbeiten, sich völlig scheiden von dem vorhergehenden: so muſs eine ächte Gedankenwelt erzeugt werden; eine solche, welche ganz allein in den Gedanken ihren Bestand habe, nicht aber eine Wirklichkeit repräsentire, über deren Möglichkeit noch Fragen erhoben werden können. Phantasirte Ideale borgen leichtsinnig auf den Namen des Wirklichen, aber die Schuld wird nicht anerkannt; und eben deshalb sind sie nichtig in sich selbst. Eine Nichtigkeit, die sie nicht einmal durch poëtische Beweglichkeit vergüten; denn sie, die unmittelbar das Vortreffliche darstellen wollen, könnten sich nur bewegen durch Übergang in das Schlechtere. Dasjenige Werk der Tugend, welches in Gedanken vollständig gelingen kann, welches nicht nöthig hat, sich ein mögliches Mislingen äuſserer Geschäfftigkeit zu verhehlen, ist allein das Feststellen der Gedanken selbst; es ist ein Ausarbeiten der Begriffe, die, als solche, unabhängig sind von fernerer Erfahrung; also theils die Erhebung zu den Ideen, durch deren Auffassung die Tugend zum Selbstbewuſstseyn gelangt, theils die Bestimmung derjenigen Begriffe, welche sich beziehen auf die Sphäre der Willen und auf das Medium ihrer Gemeinschaft.

Verstärken, nicht verändern, muſs es den Darstellungstrieb der Tugend, wenn das Bewuſstseyn, die Erkenntniſs ihrer selbst, zu ihr hinzukommt. Verstärken: indem es den Darstellungstrieb concentrirt; und indem die bis dahin zerstreute, Geschäfftigkeit einzelner Strebungen und Beurtheilungen, jetzt auch noch für ein Ganzes, und durch das Ganze gefordert wird, welches den Inbegriff alles dessen, was zur Tugend gehört, vollständig bezeichnen soll. Nicht verändern: denn der Trieb, die Tugend darzustellen, kann nichts anderes verlangen, als was die Summe aller einzelnen, der Tugend inwohnenden, Triebe, verlangt. Aber hierin liegt eine zwiefache Voraussetzung; erstlich: es fehle nichts an dem Ursprünglichen der Stärke, Güte, und Einsicht; zweytens: es sey auch kein Irrthum eingeschlichen in die Selbstauffassung; das Ideal sey richtig gebildet worden. Ist hier oder dort ein Mangel, (und der Mensch kennt seine Mängel in beyderley Rücksicht): so muſs, statt vermehrter Zuversicht, das Gefühl innerer Unsicherheit entstehn; indem die Ansprüche nicht passen zu dem Vorrath.

Mag aber die Tugend sich selbst verstanden oder misverstanden haben: wie die Arbeit in der Gedankenwelt durch gewonnene Überzeugungen zum Stillstande kommt, wird der Darstellungstrieb wieder die Richtung nach auſsen nehmen müssen; jetzt vielleicht bewaffnet durch brauchbare Kenntnisse, aber auch verwickelt in gröſsere Forderungen. Die Bestrebungen, etwas Ganzes zu leisten, es nach Naturgesetzen allmählig erwachsen zu lassen, das Erwachsene zu erhalten und zu sichern: zwingen die Aufmerksamkeit, sich zu theilen nach den Theilen des Geschäfts, und dennoch gesammelt zu bleiben für den nöthigen Überblick. Bequem wird es seyn, wenn der Naturgang der Dinge, während auf einer Seite zu thun ist, anderwärts ruhiges Warten erheischt. Pausen im Handeln sind kein geistiges Loslassen des Gegenstandes, wenn sie schon gestatten, dem Nachdruck des Wirkens eine andre Stelle anzuweisen. Träfen dergleichen Pausen immer richtig zusammen mit der Arbeit, die unterdeſs vermehrter Anstrengung bedarf: so würde nicht so leicht das Werk die Kraft übersteigen; und viele Fäden könnten zugleich planmäſsig fortlaufen. Aber es ist in der Gewalt der Zeit, die Umstände so zu fügen, daſs der Augenblick die Besinnung bestürmt und überwältigt, daſs die Sphären der übernommenen Aufgaben unausgefüllt bleiben, daſs die Tugend ihre Unzulänglichkeit fühlen muſs. Nicht zu gedenken des zerbrochenen Handelns, wenn Voraussetzungen wegfallen, wenn sich Irrthümer entdecken, wenn der Lebensfaden reiſst. —

Vor der Reue zwar ist die Tugend immer geborgen. Aber diese Unzulänglichkeit und jene innere Unsicherheit lassen doch auch nichts Gewisses übrig, als nur einzig das Bewuſstseyn der Sittlichkeit; oder das Bewuſstseyn, treu geblieben zu seyn dem allgemeinen Entschluſs, der besten Einsicht zu folgen. Die Sittlichkeit (im engsten Sinne) ist der Schatten der innern Freyheit; sie gebietet und gehorcht sich selbst, unter der bloſs formalen Annahme, es gebe eine Einsicht, wenn man sie schon verfehle, würdig einer Folgsamkeit, an der es nicht fehlen solle, damit, was vielleicht richtig eingesehen wäre, der Befolgung, wo möglich, nicht ermangele.

VIERTES CAPITEL.

SCHRANKEN DES MENSCHEN.

Schon die Entwickelung, welche von dem zeitlichen Daseyn einer ursprünglichen Tugend zu erwarten wäre, läſst, wie sich gezeigt hat, mancherley Schwierigkeiten denken, woran sie stoſsen möchte. Aber gleicht wohl einer solchen die Zeitreihe des menschlichen Lebens? Es bedarf hier nicht des Beweises, daſs Alles im Menschen, was der Tugend entspricht, nach seinem Anfange und Fortgange unter äuſsern Bedingungen steht. Es ist genug, an die Abhängigkeit des Organismus, an die menschliche Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit zu erinnern. —

Schranken, und so enge Schranken, einzugestehn, ist schwer; und es soll schwer seyn, weil mit dem Geständniſs gar leicht die höhern Ansprüche selbst abgelehnt erscheinen können. Aber nur scheinen! Die Anerkennung dieser Ansprüche, und die Anerkennung der Schranken, bestehn vollkommen neben einander, und beyde Anerkennungen müssen zusammen festgehalten werden, müssen sich zu einer einzigen Sinnesart durchdringen.

Vorhandne Schranken nicht anerkennen, heiſst, sich dem Anstoſsen an das Unmögliche preis geben; nicht schlimmer wäre, sich mit neuen und engern Schranken zu umringen. Ist vollends dies Nicht-Erkennen mehr als Unwissenheit; liegt darin ein Streben, zu behaupten, was doch mangelt: so verräth sich, abgesehen von der offenbaren Thorheit, eine Sinnesart, die mit der Tugend gar nicht besteht. Jener Kraft, zu sich selbst Nein zu sagen, entspricht eine Ruhe, womit das Nein vernommen werde; das gerade Gegentheil davon ist die Unruhe, welche sogar ein fremdes, unvermeidliches Nein zu hören sich sträubt.

Die Besorgniſs aber, als läge in der Anerkennung der Schranken ein Miskennen des Tadels, welcher den Beschränkten trifft, kann nur aus einer unrichtigen Meinung von den Gründen des Sittlichen herrühren. Freylich, wenn dieser Tadel irgend etwas aussagt, was sich aufs Seyn, oder aufs Seyn können bezieht: so muſs er verstummen, wofern das, was er verneint, wirklich vorhanden und nicht wegzubringen ist; und rückwärts, verstummt er nicht, so darf es nicht wahr seyn, daſs das Vorhandne vorhanden und nicht hinwegzuschaffen wäre; man darf diese Wahrheit nicht zugeben, oder es hieſse dem Tadel Schweigen auferlegen, — der Gipfel der Vermessenheit und Frechheit! Aber es ist längst gezeigt, daſs der ganze Beyfall und Tadel, wovon die Ideen der Ausdruck sind, gar nicht das Seyn, sondern das Bild, — das Was des Seyenden, trifft; daſs also eben so wenig, wie das Getadelte vor dem Tadel von selbst verschwindet, ihm eine innere Möglichkeit, sich wegschaffen zu lassen, kraft des Tadels darf zugeschrieben werden. Es gehört eine gänzliche Verwechselung ästhetischer mit theoretischen Bestimmungen, die vom Sollen aufſ Seyn schlieſst, dazu, um bey der Anerkennung menschlicher Schwäche und Abhängigkeit die Ideen in Gefahr zu glauben.

Sind nun die Ideen nicht in Gefahr, geht die, nach ihnen bestimmte Beurtheilung, ganz unangefochten ihren Gang, wie immer das Wirkliche sammt dem Möglichen beschaffen sey: so ist in jedem Augenblick des menschlichen Daseyns für jeden Mangel der Tugend die Rüge vollständig begründet, ohne Frage nach irgend Etwas, das ein Anderes ist als Wille. Ohne Frage nach dem was zuvor war, und was noch werden wird, ohne Frage nach dem was tiefer liegt als der Wille, nach seinen Ursachen, nach seinen Anlässen. Was man also theoretisch erkennen möge von diesen Ursachen, Anlässen, Hindernissen, das alles darf man erkennen, und gerade aussprechen. Man darf sogar wissen, daſs der ganze sittliche Zustand eines Menschen ein vollständig determinirtes Naturproduct ist, und zu jeder Zeit seyn wird; der Tadel verliert dabey nichts an seiner Schärfe; der Beyfall nichts an seinem Glanz. Auch die Zurechnung, welche das Wollen zu dem Wollenden rechnet, ist allemal vollständig bestimmt, sobald man weiſs, welcher Grad des ganzen Wollens des Wollenden sich in irgend einem einzelnen Wollen abgesondert dargestellt hat, also, wie lebhaft das Wollen eines bestimmten Gegenstandes an sich war, und wie genau es mit den allgemeinen Entschlieſsungen, welche den Character der Person ausmachen, zusammenhing. Darin kommt Nichts vor von dem was Schuld sey an dem Zugerechneten; und läge die Schuld etwa an einem früheren Wollen, oder an dem Wollen anderer Personen, so würde ein solches Wollen, vielleicht als Nachlässigkeit, als Schwäche einer Vorsicht, die aus Motiven der Tugend zu erwarten stand, — für sich müssen in Betracht gezogen werden.

Das Wollen wird zugerechnet! Unvermeidlich, wie durch ein Verhängniſs, fällt das Bild desselben, wo immer es möchte gesehen werden, der Beurtheilung nach den Ideen anheim; und gilt, was es gelten kann, wie vor ewigen Richtern. Niemand hat die Wahl, ob er es der Beurtheilung Preis geben wolle; Niemand wird gefragt, ob er die Ideen anerkenne? Sie bestehen, ohne sein Zuthun, in Andern und in ihm selber. Sieht er es ungern, daſs sie schalten über sein Bild? Hält er sie für eine Willkühr, die wider ihn den Streit erhebe? Oder die ihm mit Absicht ein Wehe zufüge? Fühlt er den Schmerz, den ihm das Misfallen verursacht, wie eine Strafe, die, wenn schon verdient, doch ohne den nöthigen Rechtsgrund von Seiten des Strafenden sey vollzogen worden? — Wem solche Misverständnisse, sey es noch so dunkel, im Sinn schweben: der kann nicht umhin, hinter dem sittlichen Urtheil einen absoluten Despotismus zu argwöhnen; und, was das schlimmste ist, er wird sich ihm unterworſen fühlen! Ehrwürdig aber ist es, wenn den Ideen, die von keiner Willkühr stammen, und jeder Willkühr unerreichbar bleiben, eine Autorität, unbedingt zu gebieten, eingeräumt wird. In der That, so oft die Menschheit, beschäfftigt mit äuſsern Gegenständen, vertieft in ein äuſseres Ziel, und auf dem Wege dahin fortwandelnd, plötzlich stöſst an das harte Urtheil: eben so oft wird sie das Schreckwort: du sollst nicht! die Stimme des kategorischen Imperativ's, zu vernehmen glauben.

Seltener, und bey weitem nicht für alle Äuſserungen der Tugend — die ohnehin dem Befehl zuvoreilt, — wird das positive: du sollst! vernommen. Wenn es aber ertönt, darf man ihm das: ich kann nicht! oder jenem negativen Befehl das: ich kann nicht anders! erwiedern? Muſs man nicht die Möglichkeit voraussetzen, wo die Wirklichkeit gefordert wird? Liegt nicht in dem Fordern schon die Versicherung: es ist möglich? Wer würde denn fordern, wenn er nicht wüſste, es sey möglich? — Wer? — Eben hier verräth sich der Misverstand! Man hatte den Ideen die Sprache eines Befehls geliehen; die Ideen selbst sind nichts als der Ausdruck für ein Urtheil, das bey vorkommenden Verhältnissen sich stets auf gleiche Weise erzeugt; dies Urtheil weiſs gar Nichts, kennt gar Nichts, als nur was ihm Gefallendes oder Misfälliges vorgelegt wird. Woher nun Versicherungen von dem was möglich sey oder nicht?

Das Unmögliche kann man nicht wollen; aber oftmals läſst sich, was jetzt unmöglich ist, für die Zukunft möglich machen. Das kann man versuchen; man kann darnach forschen; durch Empirie und Speculation. — Aber so sollen wir uns in beständigen Ungewiſsheiten wälzen! An Bruchstücke unsre Kraft wenden! Von den Spuren vergeblicher Mühe uns beschämen lassen! — Selbst der vergebliche Versuch ist in so fern ein gelungener, wie er die innere Freyheit darstellt. — Aber wer erträgt es,

mit

mit den häſslichen Resten halber Arbeit, mit Denkmälern unreifer Unternehmungen sich zu umringen! Wohl gar sich selbst, durch die Arbeit an sich selbst, in ein solches zu verwandeln! — Auch die Willkühr pflegt ihre Werke nicht nach vorgängiger Versicherung des Erfolgs zu unternehmen; und was, nach reifer Überlegung begonnen, übermächtiger Schwierigkeiten wegen unvollendet bleibt, das bezeugt den Grad der angewandten Kraft. Die Tugend, wiewohl an sich nicht Kampf, wird doch gemessen im Kampf. — Aber so fürchten wir unsers Lebens nicht froh zu werden! — Erfreulicher also mag es seyn, das Misfallen an sich selbst mit sich zu tragen. — Aber wer kann wollen ohne zu hoffen?

Wollen ohne zu hoffen! Gewiſs, die Hoffnung wird immer bleiben, und das menschliche Daseyn erheitern. Sie wird auch dem Tugendhaften, und seinen liebsten Wünschen, Gesellschaft leisten. Sie ist nicht immer leer, und sie wächst durch jede Gunst des Geschicks. Jedoch, das eigentlich feste und in sich starke Wollen ist gerade das, was die Gesellschaft der Hoffnung ausschlägt. Es will den Versuch. Diesen will es, gefaſst auf jeden möglichen Ausgang. Je reiner die Resignation, womit ein Werk beginnt: desto reiner, desto vollständiger sammelt sich das Gemüth sowohl für die Betrachtung der Ideen, als für die Erwägung des Möglichen und Zweckmäſsigen. Es ist nur schwer, die Resignation dann noch zu behaupten, wenn schon die Vorboten des Gelingens erscheinen; diese sind schädlich, wenn sie trügen, und allzu rasche Maaſsregeln annehmlich machen; schädlicher noch, wenn sie die richtige Stimmung verderben. —

Wird nun genauer nachgesehn, auf welche Weise der Mensch beschränkt ist: so muſs auſser demjenigen, weshalb schon die Tugend selbst sich unzulänglich, unsicher, und in sich eingeschlossen fühlen kann, noch Anderes vorkommen, das sich zusammen faſsen läſst in den Ausdruck: der Mensch ist nicht die Tugend selbst. Von den Schranken, an welchen die Willkühr in ihren Bestrebungen stöſst, ist hier nicht die Rede; auch erweitert die Willkühr ihr Gebiet unaufhörlich, und die Klagen, die sie vernehmen läſst, bedeuten oftmals nur die Anstrengung, womit sie arbeitet, und vorrückt. Und da sie selbst, in Rücksicht ihrer Stärke (nur nicht ihrer Gegenstände und Erfolge), mit in den Inbegriff der Tugend gehört: so liegt schon hierin, daſs auch die Tugend dem Menschen nicht gerade fremd ist. Es kommt hinzu, daſs aus der Theilnahme das natürliche Wohlwollen reichlich quillt. Endlich die Beurtheilung übt sich nicht nur bey mannichfaltigen Anläſsen, sondern sie äuſsert sich auch als Darstellungstrieb manchmal mit überraschender Gewalt. Nur das Überraschende ist ein übles Zeichen. Es erinnert daran, wie wenig die Materie der Tugend im Menschen vollständig und als ein Ganzes vorhanden ist; wie wenig man auf sie rechnen dürfe; wie viel an der Form, wie viel an der Stetigkeit fehle. Sie zeigt sich als ein veränderliches, immer endliches Quantum. Was man am Menschen in der Beobachtung fixiren zu können glaubt, die Individualität, ist erstlich dem kleinsten Theile nach Character (Bestimmtheit der Entschlieſsungen) und überdies ist selbst dieser kleinere Theil für die Beurtheilung selten etwas Bestimmtes und sich selbst Gleiches. Denn eine vollkommne Festigkeit, gewisse Gegenstände durchaus zu wollen, kann für einige Verhältnisse (z. B. für gewisse Rechtsverhältnisse) vortrefflich, und selbst der Gesinnung nach der Tugend angemessen seyn, dennoch aber zu Zeiten in Misverhältnisse gerathen, worin das Vortreffliche dieser Sinnesart so ganz zerstört und in sein Gegentheil umgewandelt scheint, daſs die Beobachter in Versuchung gerathen, ihr auch das frühere gerechte Lob wieder zu entziehn. Dabey liegt freylich die falsche Voraussetzung zum Grunde, die Tugend sey als Ein reelles Princip im Menschen entweder ganz vorhanden, oder gar nicht: folglich, wo sie sich nicht beharrlich zeige, da sey Nichts, auch kein ächter Factor von ihr anzutreffen; sondern vielleicht statt ihrer ein lügenhaftes Trugbild! Eine Art zu philosophiren, welche viele Ungerechtigkeiten gegen wirkliche Menschen begeht.

Sich von den Gegenständen loszureiſsen; sich jedes unbedingte Wollen irgend eines Äuſsern, ganz zu versagen: dies wäre der erste Schritt, durch welchen der Mensch zur Form der Tugend gelangen könnte. Nicht zu erschrecken vor dem Schein der Inconsequenz, der hieraus manchmal entstehn möchte, wäre eine Nebenbestimmung eines solchen Entschlusses. — Die Individualität mag seyn was sie wolle (das Seyn ist nicht dieser Untersuchung); wenn sie sich ausschlieſsend und mit Heftigkeit in einzelnen Strebungen nach bestimmten Gegenständen äuſsert: so ist sie jenem Entschlusse, und eben dadurch der Form der Tugend zuwider. Umgekehrt, sie kommt ihr näher, je mehr sie sich in der Gestalt eines gleichschwebend vielseitigen Interesse offenbart; welches schon an sich der Idee der Vollkommenheit entspricht, hauptsächlich aber darum wünschenswerth ist, weil es einer Character-Bestimmung vorarbeitet, deren feste Objecte nicht Äuſserlichkeiten, sondern die Ideen selbst sind.

Fragte sichs nach dem was zu thun sey? so wäre an diesem Orte der Eingang zur Pädagogik. Da uns aber die Auffassung der menschlichen Schranken beschäfftigt: so stellt sich hier die unzulänglich geordnete Menge der Menschen dar, in deren Mitte jeder Einzelne die Gegenstände seiner Strebungen und die, entweder ermunternden, oder abschreckenden, Bedingungen, sie ins Werk zu setzen, antrifft; so daſs die Individualität, anstatt berichtigt zu werden, Gefahr läuft, mit Verlust an Energie, und ohne Gewinn für das Bessere, eine Störung zu erleiden.

Allein die Menge fällt schon für sich selbst unter die Beurtheilung nach den gesellschaftlichen Ideen. Also nicht bloſs um die Schranken des Einzelnen vollständig aufzufassen, sondern auch unmittelbar, wird die Untersuchung getrieben, sich jetzt zu den Schranken der Gesellschaft hinzuwenden.

Nur zuvor muſs überlegt werden: was denn überhaupt Gesellschaft sey? Die beseelte Gesellschaft zwar ist längst durch Ideen bestimmt; aber auch das Wirkliche, was sich Gesellschaft nennt, macht durch diesen Namen Anspruch darauf, wenigstens einen Begriff auszudrücken; dessen Merkmale aufzusuchen soviel nöthiger ist, je öfter der Begriff den Rang einer Idee usurpirt, und je leichter es wird, dem Misgriff einen Schein zu geben, indem gerade die Unbestimmtheiten des Begriffs in erschlichene Bestimmungen sich verwandeln müssen.

FÜNFTES CAPITEL.

THEORETISCHER BEGRIFF DER GESELLSCHAFT.

Man kann — Sich gesellen; man kann nicht — gesellet werden. Ein Haufen von Menschen, die im Raume zusammenstehn, muſs zum wenigsten erst in gegenseitige Mittheilung eintreten, ehe die einzelnen einander Gesellschaft leisten.

Aber selbst dies: Leisten, verdirbt beynahe die Gesellschaft. Im Verkehr werden Leistungen gewechselt; die Verkehrenden kommen mit verschiedenen Zwecken zu einander, und Jeder, damit er zu seinem gelange, läſst sich des Andern Zweck als Mittel gefallen. Die auch nur darum zusammentreten, um einander eine geistige Leere auszufüllen, gehn schon über den Verkehr hinaus, sobald sie einen Gegenstand der Unterhaltung gemeinschaftlich verfolgen; sobald sie ihre Worte nicht mehr wie Münzen wechseln, sondern dieselben als Beyträge in das Eine Gespräch schütten. Und eben darum machen sie jetzt Gesellschaft, nachdem sie sich um die gegenseitige Leistung nicht mehr bekümmern.

Sie sind also noch nicht gesellet, so lange Jeder etwas Eignes für sich sucht; sie haben sich gesellet, sobald sie etwas, wie mit Einer Gesinnung, gemeinsam betreiben.

Ohne vereinigtes, verschmolzenes Wollen giebt es keine Gesellschaft. Dies Wollen ist in einem Jeden nur, so fern er voraussetzt, es sey auch in dem Andern: keiner schreibt es sich als seinen Privatwillen gleichsam eigenthümlich zu. Es hält es aber auch keiner für den Privatwillen des Andern; vielmehr, indem die Mitglieder sich unter einander betrachten, muſs das Zutrauen vorhanden seyn, es habe Niemand seinen Privatwillen herausgesondert aus dem allgemeinen Wollen. Solches Zutrauen, wenn es ohne Bürgschaft gegenseitig ist, kann man den Stand der Unschuld für die Gesellschaft nennen.

Sollen nun die mehrern Personen nicht bloſs überhaupt Gesellschaft machen, sollen sie eine bestimmte Gesellschaft bilden: so muſs ihr allgemeiner Wille ein bestimmter seyn. Aber jeder Wille ist bestimmt durch seinen Gegenstand, durch seinen Zweck. Die Gesellschaft also wird als diese oder jene durch einen bestimmten Begriff zu denken seyn, sobald ihr Zweck fest steht.

Welcher Zweck? In der beseelten Gesellschaft wissen es die Ideen; die in der That, unabhängig von allem Privatwillen, den Zweck setzen, den Niemand, ohne zu misfallen, weigern kann für den Gegenstand des allgemeinen, und daher auch seines eignen, darin begriffenen, Willens zu erkennen. In der gemeinen Gesellschaft entsteht wenigstens der Schein einer Seele, indem die Willkühr aller Einzelnen irgend einen Zweck hinstellt, der dafür angesehen wird, als stünde er fest, unabhängig von der Privatwillkühr.

Welchem Zweck nun dieser Schein geliehen werde: ist für den theoretischen Begriff der Gesellschaft ganz einerley. Nur, damit der Begriff nicht in Widersprüche, und die Gesellschaft in Versuche des Unmöglichen verwickelt werde: ist es nothwendig, auf willkührliche Bestimmung der Form der Gesellschaft, nach einmal angenommenem Zweck, gänzlich Verzicht zu thun; es sey denn, was wohl niemals seyn wird, daſs sich derselbe auf mehr als einem Wege gleich sicher, gleich wohlfeil, gleich schnell, und gleich vollständig erreichen lasse. Sonst ist es allemal die Natur der Dinge, welche gefragt seyn will, wie das Verlangte von Statten gehn könne, und welchen Einrichtungen man sich zu dem Ende werde unterwerfen müssen. Eine kriegerische Gesellschaft bedarf des Anführers, und der Subordination; eine Erhohlungsgesellschaft leidet keinen Zwang; eine arbeitende Gesellschaft muſs die Handwerke nach den Stoffen, Werkzeugen, Übungen, sie muſs mit den Übungen die Lebensarten theilen, u. s. w.

Wie viele mögliche Gesammt-Zwecke, so viele mögliche Gesellschaften; nicht nur überhaupt, sondern für einen Jeden. Es kann also Einer in mehrern Gesellschaften zugleich seyn, sofern er nämlich die Leistungen, welche ihm für das gemeinsame Werk einer jeden obliegen, ohne Verwirrung zu vollbringen vermag. Den Collisionsfällen kann eine bestimmte Unterordnung der mehrern eingegangenen Verbindungen abhelfen. Da die menschliche Willkühr gar mancherley verlangt, so pflegt wirklich Jeder sich in mehrere Gesellschaften einzulassen.

Nun aber muſs jede menschliche Verbindung es bald genug empfinden, daſs die Willkühr unbeständig ist, daſs ein Zweck, den sie für fest ausgegeben hat, nicht fest stehn kann, daſs in dem fingirten allgemeinen Willen keine Kraft liegt, die Wollenden zusammenzuhalten. Oder, ward der allgemeine Wille durch Gegenstände bestimmt, nach denen zu streben in den Naturbedürfnissen jedes Menschen gegründet ist, — stützt man sich auf die sogenannten wahren Interessen des Menschen, so entblöſst sich immer mehr und mehr der Verkehr, der die Hülle der Gesellschaft borgte, und der niemanden bewegen wird, sich nach den Gesetzen des allgemeinen Marktes länger zu richten, als er es für gut findet.

Soll also die Gesellschaft Bestand haben, so bedarf es eines äuſsern Bandes. Man läſst sich Macht gefallen; oder stiftet eine. Die Gesellschaft verwandelt sich in den Staat.

Macht ist nicht mehr Macht, wenn sie auf dem Boden, wo sie wirken soll, nicht allein wirkt. Der zweifelhafte Kampf mehrerer Mächte würde nichts schützen. — Haben daher mancherley Gesellschaften sich auf demselben gebildet, oder laufen auch nur theilweise die Sphären derselben durcheinander: so folgt sogleich, daſs nicht jede dieser

Gesellschaften, einzeln für sich genommen, eine Macht errichten, und sich dadurch schützen kann; sondern, daſs der ganze Boden, so weit die einander durchkreuzenden Gesellungen reichen, von der nämlichen Macht muſs beherrscht werden.

So entsteht ein Staat, der eine Menge kleinerer und verschiedenartiger Gesellungen in sich faſst; ein Staat, in welchem es nicht Einen allgemeinen Willen giebt, sondern viele partielle Willen der in ihm liegenden Gemeinheiten, die alle durch ihn geschützt zu werden hoffen, und in dieser Voraussetzung ihn und seine Macht anerkennen.

Dieser Begriff des Staats folgt, wie vor Augen liegt, gerade aus dem Begriff der Gesellschaft. Und wer da fragt, nicht was der Staat seyn soll, sondern was er ist, — nicht welchen Zweck die Ideen dem Staat setzen, sondern welchen Zweck er hat: der muſs mit der Antwort zufrieden seyn: der Staat ist Gesellschaft, durch Macht geschützt;

und sein Zweck ist die Summe aller Zwecke aller Gesellschaft, die sich auf seinem Machtgebiete gebildet hat oder noch bilden wird. Nicht einmal die Unterordnung der verschiedenen Zwecke kann anderswoher, als nur von der Willkühr in den Gesellungen selbst erwartet werden. Denn die Macht kommt zur Gesellung nur hinzu. Von einem Staate aber, der etwa nicht Gesellschaft wäre, ist hier nicht nöthig zu reden.

Drey Hauptbegriffe nun haben sich als Factoren des Begriffs vom Staate ergeben: Privatwillen, Formen, und Macht. Die Privatwillen gründen die Gesellschaft, durch die Annahme eines allgemeinen Willens, worin sie verschmolzen seyen. Die Formen folgen aus dem Zweck dieses Willens, und aus den Gesetzen der Natur, welche die Bedingungen der Möglichkeit bestimmten, den Zweck zu erreichen. Die Macht wird berufen, um das Zutrauen zu ergänzen. Der Begriff verschwindet, wenn einer dieser Factoren gleich Null wird. In gegebenen Fällen wird er minder und minder realisirt seyn, je schwächer die Macht, je unbestimmter und unzweckmäſsiger die Formen, je geringer die Anhänglichkeit der Privatwillen an den allgemeinen Willen; endlich je loser die Verbindung von Privatwillen, Formen, und Macht, je mehr jedes hingegeben seinem eignen Gange und Triebe. Was die Anhänglichkeit der Privatwillen an den allgemeinen Willen betrifft, so kann dieselbe immer groſs genug seyn, wenn schon jeder Einzelne für sich selbst gern Ausnahmen von den daraus abgeleiteten Regeln machen möchte, und deshalb der Macht Gelegenheit giebt, gegen ihn zu wirken. Wer aber gegen den allgemeinen Willen ganz und gar gleichgültig würde, der verschwände für den Begriff des Staats, wenn er schon noch den Geboten desselben unterworfen bliebe; und wenn endlich alle Privatwillen des allgemeinen Willens müde würden, Formen und Macht aber gleichwohl noch fortdauerten, so wäre nichtsdestoweniger der Staat aufgelöſst.

Es

Es ist zu bemerken, daſs hier unter dem Ausdruck *Formen* bloſs diejenigen Einrichtungen verstanden sind, welche in der Gesellschaft seyn müſsten, wenn sie schon nicht Staat wäre. Anderer Formen zu erwähnen, und überhaupt den, noch keinesweges in sich vollständigen Begriff zu ergänzen, wird das folgende Capitel Gelegenheit geben.

Zweyer berühmter Namen muſs hier noch gedacht werden; der Freyheit nämlich und der Gleichheit. Im Lohnsystem zwar haben die Ansprüche an Gütergleichheit schon ihren Sitz gefunden; aber nicht allen Ansprüchen liegt eine Idee zum Grunde; am wenigsten denen, welche sich auf das *Natürliche* berufen, und auf das was sich von selbst verstehe. Hinter solchen versteckt sich ein theoretischer Begriff, welchem gegenüber das ihm nicht entsprechende Wirkliche nicht sowohl misfällig, als vielmehr ungereimt, thöricht, und durch menschliche Verkehrtheit aus seiner Lage gebracht erscheint. Wenn nun die Gesellschaft den

Menschen natürlich ist: wie sollte nicht das unnatürlich seyn, was einige mehr, andre minder gesellt? Nach dem Begriff der Gesellung bestimmen alle Privatwillen den allgemeinen Willen; für einen Unterschied ist da kein Grund zu sehen. Unterworfen sind sie der Macht nur in so fern, wie sie, im Widerspruch mit sich selbst, von eben diesem allgemeinen Willen, der ihr eigner ist, Ausnahmen für sich begehren. Als bestimmend, als Urheber desselben Willens, den die Gesellschaft wider sie wenden kann, sind sie frey, als gleichmäſsig ihn bestimmend sind sie gleich. Fehlte etwas an der Gleichheit, an der Freyheit, so würden, scheint es, einige von der Willkühr andrer, also in so fern nicht vom allgemeinen Willen, bestimmt werden. Das aber wäre doch wohl wider die Natur! wider die Vernunft! Nämlich wider das theoretische Räsonnement, welches vielleicht die Natur einer menschlichen Gesellschaft durch Einen Begriff zu erkennen gemeint hatte. —

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, daſs die wirkliche Natur der Menschen sich in dem offenbart, was sie wirklich thun; und daſs für die tiefere Erkenntniſs der Gesetze dieser Natur es nur eine äuſserst entfernte wissenschaftliche Vorbereitung abgiebt, wenn man, wie hier und sonst vielfältig geschehn ist, den Begriff der Gesellschaft, unter welchem gewisse Phänomene der Menschheit gedacht werden, erst als einen möglichen Gedanken nach logischer Art bestimmt und entwickelt. In der That wird durch diesen Gedanken eben so wenig etwas erkannt als geboten. Auf das letztre aber kommt es uns hier eigentlich an. Darauf, daſs der Begriff nicht die GÜLTIGKEIT einer practischen Idee besitzt.

Sagte nun der Begriff der Gesellschaft wirklich etwas aus von Freyheit und Gleichheit: so würde man ihn mit der Idee der beseelten Gesellschaft zu vergleichen haben, um, wenn er derselben widerspräche, vor ihm als vor einem unrichtigen Vorbilde zu warnen.

Und es findet sich, daſs eine menschliche Einrichtung nach der Idee, gar manche Ungleichheiten des Ranges erwarten läſst, indem nicht Alle durch gleich wichtige Beyträge an der Verwaltung und am Cultursystem werden Theil nehmen können. Die eigne und besondre Tauglichkeit muſs hier Jedem seinen Platz anweisen. Ferner, was die Hauptsache ist, jene Freyheit, mit welcher Alle ihre Willkühr in der Festsetzung des allgemeinen Willens üben sollten, ist in der beseelten Gesellschaft nicht etwa Einigen mehr, Andern weniger zugestanden; so, daſs jene durch ihre Willkühr drücken könnten auf diese: sondern eine solche Freyheit ist ganz ausgestoſsen aus einer Verbindung, welche einzig von den Ideen ihre Leitung zu erwarten hat.

Überall aber ist es Misdeutung eines Begriffs, wenn man ihn keiner beschränkten Anwendung fähig glaubt, auf dasjenige, was nicht ganz und allein durch ihn gedacht werden kann. Privatwillen, zu einem allgemeinen Willen verschmolzen, gründen die Gesellschaft. Daraus folgt nicht, daſs die Wollenden sich in diesem allgemeinen Willen erschöpfen; nicht, daſs ihre absolute Willkühr, einziger letzter Grund desselben wäre; nicht, daſs sie alle zur gleichen bestimmenden Thätigkeit in ihm gelangen. Die beseelte Gesellschaft ist Gesellschaft; aber auch noch etwas Anderes, und näher Bestimmtes. Auch die menschlichen Staaten sind Gesellschaften, wiederum näher bestimmt, wiederum auf andre Weise. Um diese und jene bequemer vergleichen zu können, ist es eine Erleichterung, sie gleichsam einander begegnen zu lassen in dem allgemeinen Begriff, der, bey aller Verschiedenheit, eine Ähnlichkeit unter ihnen festhält.

Soll, zunächst, der Staat überhaupt als beseelte Gesellschaft gedacht werden: so müssen die, von mancherley Willkühr herrührenden, neben und durch einander liegenden Gesellungen, sich auflösen in die Articulation der beseelten Gesellschaft. Es müssen ferner die Absichten der Privatwillen sich ordnen nach den Ideen der Verbindungen für Recht, Lohn, Verwaltung, Cultur; sie müssen sich versagen was denselben zuwiderläuft, damit der aus ihnen, in den Theilen und im Ganzen resultirende, allgemeine Wille, nicht bloſs ein Zusammentreffen der Willkühr, sondern wahrhaft Eine Seele in Allen darstellen möge. Es müssen die Formen für die Theile und fürs Ganze rein hervorgehn aus den äuſsern vorhandnen Bedingungen der Realisirung der Ideen; ihre Festigkeit in Rücksicht des Zwecks darf Niemand auch nur bezweifeln; wandelbar können sie nur in so fern seyn, als die äuſsern Bedingungen sich ändern. Was endlich die Macht anlangt: so muſs sie sich eben so gegliedert, und als nicht mehr noch minder Eins, darstellen, wie die jedesmal wirklich vorhandne Articulation der beseelten Gesellschaft es mit sich bringt. Sofern sie gegen die Privatwillen wirkt, findet sie ihre Richtschnur in den Regeln des Rechts- und Lohn-

Systems; da es aber nicht mehr als Eine Macht auf Einem Boden giebt, muſs diese Eine auch das übernehmen, was durch concentrirte Kraft dem Verwaltungs- und Cultur-System mag zu leisten seyn.

Nach diesen Vorbetrachtungen können die Schranken der menschlichen Gesellschaft erwogen werden.

SECHSTES CAPITEL.

SCHRANKEN DER GESELLSCHAFT.

Fremd kann der menschlichen Gesellschaft die Tugend schwerlich seyn, denn sie ist dem Menschen nicht fremd. Und daſs sie dem Einzelnen nicht allein angehöre: dafür ist gesorgt. Wer ist etwas für sich allein? In der Mitte Anderer wurde jeder was er ist; nur mit Andrer Gunst kann er hoffen Mehr zu werden und zu thun. Alles lockt den Menschen aus sich heraus. Ursprünglich ist Niemand ohne Bereitwilligkeit, sich anzuschlieſsen mit seiner Kraft, seiner Zuneigung, seinen Gedanken. Nur wie er empfangen wird, — empfangen von den anderwärts hin gerichteten Kräften, und Neigungen, und Gedanken, der Andern: das hat Folgen für die Sinnesart der Einzelnen, noch mehr aber für das Ganze derer, die eine

Gesellschaft wo nicht machen, so doch machen könnten und sollten. —

Angenommen, es sey, aller Schwierigkeiten ungeachtet, etwas gestiftet, das für eine Gesellschaft gelte, — denn ohne Gesellschaft, was wäre von Schranken derselben zu reden? — angenommen überdies, das Gestiftete sey ein solches, das mehr oder weniger als eine Rechtsverbindung, ein Lohnsystem, ein Verwaltungssystem, ein Cultursystem, eine beseelte Gesellschaft könne betrachtet werden: wie wird nun aus inwohnenden Triebe sich dies Vorhandne fortbewegen? Es bleibe fürs erste alles, was von andern Seiten her zusammenwirkt, aus den Augen gesetzt; man denke sich zunächst nur jene, aus der Ideenlehre bekannten Einrichtungen, als etwas wirklich gewordenes, um die natürliche Tendenz zu untersuchen, die ihm, als einem Naturdinge, nun nicht kann abgeleugnet werden. Wird diese Tendenz eine Richtung rückwärts oder vorwärts haben? Das Vorurtheil, als ob aus dem

Vortrefflichen nur Vortreffliches erzeugt werde, lasse man bey Seite; dies gehört zur Verwechselung des Seyn und der Ideen; wer sich vor der Verwechselung hütet, weiſs längst, daſs die Vortrefflichkeit der Idee, das Erzeugen aber dem Seyenden, sofern es Ist, angehört, und daſs eben darum jene für dieses nicht Bürgschaft leisten könne.

Zwar, die Rechtsgesellschaft und das Lohnsystem lassen durch sich selbst keinen Rückgang befürchten. Sie reproduciren ihre Voraussetzungen. Sie gewöhnen zur Ordnung; machen Unrecht und Unbilligkeit in eben dem Grade empörender als seltner; sie stärken daher die Gesinnungen, welche ihnen günstig sind. Diese Einrichtungen werden desto mehr Bedürfniſs, je länger sie vorhanden waren; und schon in unvollkommner Gestalt drängen sie Jeden und Alle, für ihre vollkommene Ausarbeitung sich zu bemühen.

Ganz anders verhält sichs mit dem Verwaltungssystem. Gesetzt, es sey etwas ihm ähnliches in die Wirksamkeit eingetreten, — und vom allgemeinen Besten wenigstens, wird nicht nur gesprochen, sondern auch, hie und da, recht kräftig und löblich gewirkt: — so ist sein nächstes Erzeugniſs nichts anderes, als Wohlseyn und Genuſs; der Genuſs aber erzeugt neue Wünsche! Die Stillung Einer Begierde ist die Entfesselung von zehen andern. Der Ungestüm ihres Forderns ist desto heftiger, je jünger sie sind, und je ungewohnter des Wartens und Entbehrens. Das giebt nicht die Sinnesart zurück, aus der das Verwaltungssystem hervorgehn muſste. Es ist gezeigt, daſs nur ein allgemeines und durchgreifend herrschendes Wohlwollen demselben die richtige Grundlage geben könne; daſs es auſserdem gegen das Recht, und noch gewisser gegen die Billigkeit verstoſse, daſs es folglich sogar den Ideen werde weichen müssen. Wie sollte es vordringen, wenn seine Folgen sich wider seine wesentlichsten Voraussetzungen kehren? — Hierin liegt der Grund, daſs die Idee, welche hier mit diesem Namen ist benannt worden, trotz aller Verwaltungslehren unter den Menschen fast unbekannt ist. Das Wirkliche gelangt nie dahin, auch nur deutliche Spuren zu zeigen, welche den Gedanken in Ernst und in seiner Schärfe zu fassen, auffordern konnten. Wer die Idee würde ausführen wollen, der müſste, um nicht in offenbare Unmöglichkeiten zu gerathen, sogleich die stärksten Kräfte in Bewegung setzen, um den schädlichen Folgen des vermehrten Genusses zuvorzukommen, und aus allen den, von Natur offenstehenden, Quellen, das Wohlwollen stets reichlich genug zuströmen zu machen.

Wieder einen andern Gang geht das Cultursystem. Das Wohlgefühl des Wachsens, und der Erweiterung, hebt den Muth; das Gelungene vermehrt die Kräfte; der Wetteifer spannt die Anstrengung; das Streben nach Neuheit, ja das Vordringen selbst, trennt die Arten der mannigfaltigen Virtuosität immer weiter von einander. Nur, wie die Vielseitigkeit wächst, geräth mehr und mehr die Einheit in Gefahr. Wo jeder sich in seinen Mittelpunct drängt: da fehlt die gegenseitige Durchdringung. Zudem kennt Jeder seine Stärke am besten; und die ihm weniger bekannte Stärke der Andern erscheint ihm leicht als ein Geringeres und Schwächeres. Den eingebildeten Vorzug gelten machen wollen, hebt vollends die heitere Mittheilung auf. Das Cultursystem fällt auseinander. Aber eben dieser Anblick misfällt; und die Forderung wird laut, dem zu wehren. Bemühungen treten ein, durch Sitten äuſserlich fest zu halten, was von selbst innerlich fest seyn sollte. So geschieht der Idee nicht Genüge; aber die steigende Cultur selbst schafft sich vielleicht den vermittelnden Gedankenkreis, worin die Einzelnen das Hülfsmittel der Anschlieſsung finden können.

Endlich die Realisirung der beseelten Gesellschaft beruht auf der zwiefachen Bedingung, erstlich, daſs irgend eine andre von den gesellschaftlichen Ideen, wo nicht alle, — zum Theil, wo nicht völlig, zuvor realisirt sey; zweytens, daſs eine gemeinschaftliche Anerkennung der Idee, und ein Handeln um der Idee willen, die Gemüther vereinige. Sey also etwa die Rechtsverbindung und das Lohnsystem einigermaſsen in der Wirklichkeit dargestellt, sey auch in der Cultur das vorhanden, was leicht sich selbst erhält und ernährt: soll hierin ein Anfang der Beseelung liegen, so müssen die Ideen klar genug gesehen, lebhaft genug gedacht werden, damit das Wirklichgewordne, wenn es schon nicht durch sie entstand, doch als ihr Nachbild Verehrung und Pflege gewinne. In dem Grade nun, wie es dahin kommt, werden die mehrern Personen, welche in der Befolgung des gleichen Vorbildes sich gemeindet finden, sich einander enger anschlieſsen. Jeder, im Dienst der Idee beschäfftigt, gefällt dem Andern; zugleich sind sie Gehülfen einer des Andern eben durch das, was ihnen gegenseitig gefällt. Wie sollten sie nicht, damit die Innigkeit gewinne, auch noch tiefer in die Ideen einzudringen, noch reiner und schöner dieselben darzustellen suchen? — Die Schwierigkeiten der Ausführung hemmen die Anschlieſsung wenig; leicht schreitet der Gedanke darüber hinweg, und die im Gedanken Eins sind, verbinden sich schon im Streben nach dem, was immerhin unendlich entfernt liegen mag. — Diese Stimmung veredelt den Genuſs; sie zieht ihn herein in die Gesellschaft, bindet ihn an Maaſs und Anstand, lehrt ihn zurücktreten hinter dem Würdigen, und in die Classe des Entbehrlichen. Das Wohlwollen wird mehr rein erhalten; und unter dem Schutze der sich selbst fördernden Beseelung macht das Verwaltungssystem einige Schritte.

Unheilbringend aber greift hier herein jeder Fehler des Cultursystems. Werden die Ideen, entweder selbst falsch gesehen, oder in irgend einer ihrer Anwendungen, wegen unrichtiger Subsumtionen, falsch gedeutet. und zwar von Verschiedenen verschieden: so verkehren sich alle Folgen in die entgegengesetzten. Diejenigen misfallen einander und werden Widersacher, die sich über der Verfälschung der Urbilder oder ihrer Nachbildung zu betreffen glauben. Misräth der Versuch der Verständigung, ja zieht er nur sich in die Länge, und sinkt die Hoffnung ihn gelingen zu sehn: dann breiten sich die verschiedenen Culturen unaufhaltsam immer weiter auseinander. Jede Sinnesart macht nun sich selbst groſs, die löbliche, die gleichgültige, und die verkehrte; die Ideen stehn verlassen; man ist davon zurückgekommen. Man besorgt das Recht und die Strafen, weil Niemand verlieren will, was er hat. Es verwaltet jeder das Seine, und Einer das des Andern für Bezahlung. Jedermann zeigt seinen Glanz; und mit einander wollen sie es nur gerade nicht verderben. Unüberlegte Schritte aus diesem Gleise heraus, strafen sich selbst; denn keiner allein ist die Geſellſchaft.

Diesen Zustand näher zu bestimmen, und ihn auf und ab schwanken zu machen, hat alles dasjenige Kraft, was auf die Anschlieſsung und Mittheilung, auf das anschauliche Hervortreten der Ideen, sey es durch Redeformen oder durch die That, auf Befreyung oder Befestigung von Irrthümern in der Erkenntniſs, von Hindernissen in der Ausführung, auf die eigenthümlichen Wendungen und Gestaltungen der Cultur, endlich auf die Gesinnungen des Wohlwollens oder des Übelwollens, irgend einen bedeutenden Einfluſs ausübt.' Secten, Factionen; Gegensätze alter und neuer Meinungen, einheimischer und fremder Stämme, Institute, und Sprachen, angesehener und entwürdigter Volksklassen, — dergleichen Spaltungen drücken den gesellschaftlichen Zustand leicht so tief herab, daſs, über dem Kampf mit einzelnen Übeln, keines wahrhaften Strebens nach Ideen pflegt gedacht zu werden. Hingegen, gelingt es auch nur den Rechts-Einrichtungen, oder den Künsten, oder dem Kriegsruhm, sich zu einer eminenten Vortrefflichkeit aufzuarbeiten, alsbald wird eine Seele in der Gesellschaft lebendig und laut, und thut kund, daſs man verbunden weiter streben müsse, um ganz zu werden, was man zu seyn angefangen habe.

Die nun im Geiste der Gesellschaft zu handeln unternehmen: mögen wohl zusehn, ob sie in diesen Geist ihre eigne Sinnesart ganz fügen können und dürfen!

Wollen sie nur, was von diesem Geiste der Tugend ähnlich ist, sich zu eigen machen, und nun, mit dem Kunstsinn der Tugend, dreist und mannigfaltig bildend in die Gesellschaft hineingreifen: so werden sie noch bey weitem härter, als bey der Selbstbildung der einzelne Mensch an seine Empfindungen und Triebe, — an National-Gefühle und Sitten anzustoſsen Gefahr laufen; die schlechterdings mit Schonung behandelt zu seyn verlangen, wenn nicht, entweder das Leben der Gesellschaft an seinen Wurzeln leiden, oder alle Wirksamkeit unmöglich gemacht werden soll.

Wollen sie, mit nachgiebigerem Sinne, den vorhandenen Geist, so wie er ist, in sich nehmen; wollen sie mehr als Organe denn als Bildner sich der Gesellschaft widmen: so wird durch sie das Schlimme zum Schlimmern fortschreiten; und zwar, trotz ihrer persönlichen Güte, darum so viel gewisser, weil sie, die auf vorgezeichneten Wegen zu gehen nun genöthigt sind, die das Unternommene auszuführen sich verbunden fühlen, durch ihr pünctliches und uneigennütziges Arbeiten leicht zu einer groſsen Zufriedenheit mit sich selbst gelangen; und bey der Ruhe ihres eignen Gewissens, nicht merken, welche Vorwürfe das gesellschaftliche Gewissen sich ihrer Handlungen wegen würde zu machen haben. Dem Einzelnen schlägt das Herz in einer fühlenden Brust; aber die Seele der Gesellschaft empfindet keinen Vorwurf, wenn die handelnden Personen, anstatt im Namen des Ganzen, vielmehr aus Wohlwollen gegen das Ganze zu handeln sich gewöhnen.

Dadurch nun wird der Character der Gesellschaft, so wie er zum Selbstbewuſstseyn gelangt, fortschreitend verdorben. Man schämt sich nicht, Maximen als Grundsätze der Politik auszusprechen, worüber man, für sich selbst, im Innern erröthen würde. So gedeiht im öffentlichen Zustande eine entschiedene Bosheit häufiger und weiter, als bey Individuen. Jedoch unterläſst das Ganze nicht, seine Glieder anzustecken. —

Unter solchen Umständen, wie kann das Verhältniſs zwischen Privatwillen, Formen, und Macht, beschaffen seyn?

Was die Privatwillen anlangt: so bedenke man, daſs die Menge des Wollens theils von der Energie der Wollenden, theils von dem Quantum der Gegenstände, die das Wollen aufreizen, abhängt.

Es ist nun erstlich, die Energie der Wollenden verschieden. Die Gesellung also kann nicht gleichmäſsig aus ihnen gebildet werden. Vielmehr, sofern die mehrern Willen wider einander wirken, werden sie gehemmt, im umgekehrten Verhältniſs der

Kräfte; woraus folgt, daſs, sollten die Gegensätze stark seyn, die bey weitem gröſsere Menge der schwächern neben wenigen stärkern als unbedeutend würde verschwinden müssen.

Zweytens: die vorhandne, und rechtskräftige, Gütervertheilung, giebt der Energie jedes persönlichen Willens gleichsam einen Coëfficienten, womit sie multiplicirt werden muſs, damit das Quantum des wirklichen Willens gefunden werde. Nun sind die gröſsern Besitzungen nicht durchgängig das Eigenthum der gröſseren Energien. Daraus folgt eine beträchtliche Verminderung des wirklichen Willens. (Seyen zwey Willen, ihrer Intension nach, $= a$, $a + e$; zwey Güter, ihrem Werthe nach, $= b$, $b + f$; wird das gröſsere Gut dem stärkern Willen zugetheilt, so entsteht in den Producten ein Glied ef, welches bey der andern Vertheilung fehlt. Der Werth der Glieder richtet sich nach den Gröſsen e und f.)

Drittens: die Verbindung der Gröſsen der Willen und der Güter, ist keineswegen fest und bleibend; sondern sie ist wandelbar, indem die Besitzer wechseln. Die Wandelbarkeit, welche dadurch in die Gesellung kommen würde, pflegt zum Theil durch Formen verhütet zu werden, welche das gesellschaftliche Gewicht einer Person nach ihren Gütern abmiſst; (wie bey Stimmen, die an Grund und Boden haften, oder bey Vorrechten, die mit dem Namen forterben; denn dergleichen Namen gehören mit zu den Gütern im weitern Sinne des Worts). Dadurch aber kommen fingirte Willen in die Gesellung, wodurch die wirklichen Willen verhältniſsmäſsig unkräftiger werden.

In sehr verschiedenem Grade, und mehr oder minder zusammentreffend, nach Verschiedenheit der Zeiten und der Orte, bewirken diese Ursachen gleichsam eine Verdünnung des Elements der Gesellung; wozu noch manches andre beyträgt, z. B. das mehr oder minder dichte Beysammenwohnen der

Menschen, und schon die geringere oder gröſsere Entfernung zwischen den Gränzen eines ausgedehnten Bodens. Ja sogar was man die Dichtigkeit des Willens jeder einzelnen Person nennen könnte, gehört hieher. Nämlich, wem eine mannigfaltige Cultur eine groſse Menge von Gegenständen der Bestrebungen gleich einladend darbietet, der kann sich schwerlich auf Einen Gegenstand concentriren. Er wird sich vielleicht auf mancherley partielle Gesellungen einlassen; aber ohne Einer mit ganzer Seele anzuhängen.

Je geringer nun die Spannung des gesellschaftlichen Geistes ist: desto mehr geht jeder seinen eignen Weg. Den Weg seiner eignen Ausbildung; den Weg seines eignen Vortheils. Die Umgebungen werden betrachtet als Gelegenheiten oder Hindernisse, um die eignen Absichten durchzuführen. Der Geist der Anschlieſsung, je weniger er ein Ganzes vorfindet, wendet sich desto eher an kleinere, vorübergehende Verhältnisse.

Beobachtet die Macht einige Schonung: so bleibt es ihr überlassen, die gröſseren Formen zu dictiren. Hebt aber jemand den Blick über das Wirkliche: so erscheint unglücklicherweise, gerade durch den Gegensatz gegen die schwache Gesellung hervorgehoben, an der Stelle der Ideen der theoretische Begriff der Gesellschaft. Eine Begeisterung, die ihr Ziel miskennt, ist die Folge; und das Maaſs des Unheils wird voll, sobald in dem Element der Gesellung eine Alteration vorgeht, die das Quantum des Willens schleunig vermehrt.

Freylich müſste man den allgemeinen Willen kennen, um dasjenige zu kennen, was, nicht etwa bleiben soll wie es ist, sondern was den Anfang machen müſste, für eine beseelte Gesellschaft sich umzubilden. Will man ihn aber erforschen, so dürfen keine Maaſsregeln genommen werden, die ihn verändern und entstellen. Die Schranken der Gesellschaft ziehn sich nur enger zusammen, sobald die Frage: Was beliebt

Euch? an die Willkühr ergeht; gleichsam mit der Bitte, sie möge doch Gewicht auf sich selbst legen! Hingegen, was in kleinen Kreisen, und partialen Gesellungen, wo eine wirkliche Anschlieſsung statt findet, dem Begriff des allgemeinen Willens nahe komme: das wissen diejenigen, welche seit langer Zeit die Bedürfnisse der Menschen wahrnehmen, die Stimmen derselben anhören, vielleicht in Versuchen zu helfen selbst an mannigfaltige Schwierigkeiten stoſsen muſsten. Mit einem Worte: die Geschäfftsmänner. Durch diese pflegt aufgezeichnet zu werden, was unter den Menschen anerkanntes Recht ist: in ihren Händen sind die Notizen, welche die Verwaltung betreffen; unter ihren Augen werden die Sitten beobachtet, vernachlässigt, umgeformt; ihnen endlich soll das Zutrauen der Einzelnen sich ohne Mühe offenbaren. Die Vorstellungen, womit sie manchmal an die Macht sich wenden, verhüten es, daſs diese letztre nicht durch gänzliches Schweigen des allgemeinen Willens genöthigt wird, alles nach eignem

Gutfinden zu verordnen und zu verwalten. Denn eine Theilung der Macht selbst unter mehrere Hände und Körper, ist nur für die Macht ein Princip des innern Streits, und kommt dem allgemeinen Willen nicht im mindesten zu Gute.

Die Formen geben in einer abgespannten Gesellschaft gewöhnlich den Anblick eines alten Gebäudes, das zum Theil leer steht, zum Theil solchen, zum Theil andern Einwohnern zu ihrer Einrichtung dient. Manches ist in ihnen befestigt, woran weder den Privatwillen liegt noch der Macht, und das nur die Furcht des gröſsern Umsturzes noch aufrecht hält. Anderes hat Werth für die Privatwillen; anderes für die Macht. Als Symbol der Gesellschaft Achtung für dieselbe einzuflöſsen, ist solchen Formen nicht gegeben. Selbst die Logik pflegt Stoff zur Übung in ihnen zu finden; und das schadet ihnen wenigstens bey denen, welche des Denkens gewohnt sind. Aber das Vergnügen, an ihnen, als an **Begriffen**, feilen und ändern zu können, wird wieder gebüſst durch Verwechselung der Begriffe mit den Ideen. — Überdas, so fern durch Formen irgend einer Art, durch neue oder alte, durch Rechte oder Convenienzen, die freye Äuſserung der Gesinnungen gehindert wird, treten künstliche Persönlichkeiten an die Stelle der natürlichen Personen; es werden Willen repräsentirt, wenn schon nicht gewollt würde. Aber eine Rolle spielen, giebt der Censur Anlaſs, nicht der Theilnahme. Abermals ein Verlust für die Anschlieſsung und das Wohlwollen, der durch Verhütung grober Ausbrüche des Übelwollens schwerlich aufgewogen wird. —

Von dem Besitze der Macht ist ohne Zweifel die psychologische Wirkung auf den Machthaber in so fern vortheilhaft für die Gesellschaft, als er strebt, ihr diejenige Einheit und Beständigkeit zu geben, durch welche Zuverlässigkeit in die Gesellschaft kommen soll. Auſserdem entgeht ihm, (oder allenfalls dem stärkeren Geiste, dem er vielleicht das Ruder überläſst,) sicher nicht das Schauspiel, was die Nation darbietet. Müssen ihre klügern Glieder sie selbst verurtheilen, durch Druck in Ordnung gehalten zu werden: so sind jenem die bequemsten Formen zur Handhabung der Macht die liebsten. So lange aber eine öffentliche Stimme, den allgemeinen Wunsch, und das Urtheil über die Ehre, mit Verstand auszusprechen weiſs, so lange sich zu denjenigen Geschäfften, welchen keine Instruction, sondern nur der gute Wille der Einsichtsvollen Genüge leisten kann, nur Männer von wahrhaft gutem Willen darbieten: wird die Frage von der innern Garantie des Staats keine besondre Wichtigkeit erlangen. Das Gegentheil wäre Schuld der Nation, insbesondre ihres gebildeten Theils. Auf dasselbe Resultat führt folgende genauere Untersuchung: Der Staat ist Gesellschaft, geschützt durch Macht. Dieser Begriff zeigt eine innere Unvollständigkeit; denn, wollte man die Beantwortung der Frage, woher Schutz gegen die Macht? aus ihm selbst nehmen, also auch diesen Schutz einer Macht aufgetragen, so wäre dieselbe eine zweyte; gegen welche es einer dritten schützenden bedürfte, gegen die dritte einer vierten, u. s. w Diese Reihe läuft ins Unendliche; und zwar ist es nicht eine Reihe, die sich nähert, sondern die sich entfernt; denn jedes folgende Glied, damit nicht gleiche Mächte in Kampf gerathen, muſs gröſser seyn als das vorhergehende. Der Begriff also, wie er vorliegt, führt auf eine Ungereimtheit. Kann man nun vielleicht ein Glied der Reihe so bestimmen, daſs es keines folgenden mehr bedürfte? — Vorläufig ist zu bemerken, daſs Macht nicht bloſs auf dem Willen des Anführers, sondern auf der Meinung der Diener beruhe: bestimmt auf dieser Meinung: gegen Jeden seyen, im Fall des Ungehorsams, alle übrigen verbunden. Die Meinung geht hier der Existenz voraus. Käme in die Bestimmung der Zusatz: im Fall des Ungehorsams gegen einen, den Formen angemessenen Befehl, so wäre, wofern nur die Formen selbst dem allgemeinen Willen entsprächen, alles gesichert. Aber, was den Formen angemeſsen sey, bedarf der Überlegung, und diese Überlegung bedarf vorgängiger Kenntniſs, Beobachtung, Bildung. Die Diener der regierenden Macht dürfen nicht räsonniren, denn sie sollen häufig und schleunig gebraucht werden, in allen den Fällen, welche die Masse der Privatwillen durch ihre Vergehungen herbeyführen wird. Wollte man aber das zweyte Glied jener Reihe so bestimmen: so erhielte man den Begriff von zahlreichen Beobachtern, die schon durch ihr ruhiges Daseyn den Misbrauch der Macht verhüten würden. Da man dergleichen durch keine geschriebene Verfassung erzeugen kann, da sie entweder vorhanden sind oder nicht: so liegt in dem Gesagten der strenge Beweis eingeschlossen, daſs nicht jeder gegebene Staat garantirt werden kann, in dem Augenblick, wo es verlangt wird, am wenigsten durch eine Constitution. Auch zeigt sich hier, daſs vorhandne beschränkende Institute nur wirken, wiefern sie jenem Begriff entsprechen; unrichtig aber muſs ihre Wirkung ausfallen, wenn sie einen Theil der regierenden Macht selbst in Händen haben. Daraus entsteht unfehlbar Schwäche und innerer Streit; und wachsendes Mistrauen; es entstehn Schauspiele, die den Geist des Ganzen verderben.

Eine Erinnerung an die Mehrheit der Staaten, wodurch die Macht in jedem so sehr über das innere Bedürfniſs wächst, mag beschlieſsen, was hier gesagt werden sollte, um die Stellen anzudeuten für Untersuchungen, deren Ausführung der Psychologie und den Erfahrungswissenschaften gebührt.

SIEBENTES CAPITEL.

Principien des Fortgangs und Rückgangs.

Fassen wir in Gedanken mit den Schranken der Gesellschaft die Fehler der Einzelnen zusammen, — der Einzelnen, aus welchen die Gesellschaft besteht, und welche in der Gesellschaft gebildet werden: so stellt sich das Mangelhafte der Menschheit überhaupt, zur Betrachtung dar; und es scheint, das Wesen der Gattung eigne sich wenig, weder als Ganzes, noch in der Mehrzahl der Individuen, der Tugend recht nahe zu kommen. Indessen, Etwas ist erreicht; und bestimmte Gränzen wollen sich nicht zeigen. Überdies wäre es der innern Freyheit zuwider, den Weg zur Darstellung der Ideen ohne weitere Untersuchung für gesperrt zu halten.

Nur, die practische Philosophie, je weiter sie sich von ihren eigenthümlichen ästhetischen Principien entfernt, muſs desto mehreres leihen, ohne es von Grund aus zu kennen. Sie wird sich begnügen, es durch bestimmte Begriffe zu fassen, diese Begriffe selbst in einer bestimmten Ordnung zu denken, und mit Hülfe derselben mannigfaltige Aussichten zu eröffnen. Es kommt hier zuerst darauf an, die ursprüngliche Regsamkeit der Menschheit aufzufassen, bloſs als ein Positives für sich, unabhängig davon, daſs sie für die Beurtheilung bald in gefallenden bald in misfälligen Verhältnissen erscheint. Kann (so fragt sich dann weiter,) kann dies Positive, seiner Natur nach, durch schon gewonnene und noch zu gewinnende Einsicht so gelenkt werden, daſs es eine dauerhafte Darstellung der richtigen Verhältnisse bereite? den Misverhältnissen aber ausweiche?

Das tiefste Inwendige der menschlichen Regsamkeit, bleibt der Speculation, die Mannigfaltigkeit ihrer letzten Äuſserungen der

Empiric anheim gestellt; hier interessiren nur die Stellen, um welche die Richtung der Menschheit gleichsam beweglich ist, zum Bessern und zum Schlimmern.

Sowohl, daſs die Ideen fast durchgängig eine Mehrheit von Vernunftwesen voraussetzen, als auch, daſs, der Erfahrung gemäſs, der Mensch nur unter Menschen ganz Mensch ist, berechtigt uns, die Frage, was der Einzelne ganz allein seyn würde, zurückzulegen, und sogleich den Einzelnen als Einen unter Mehrern zu denken.

So fern nur der Einzelne in der Mitte der Mehrern immer noch eine eigenthümliche Bewegung hat, läſst sich das Treiben eines Jeden unterscheiden von denjenigen Regungen, die unmittelbar in dem Zusammen der Mehrern ihren Grund haben. Es unterscheiden sich Beschäfftigungen von den gegenseitigen Gesinnungen.

Beyde würden für Vernunftwesen aller Art Statt finden. Für die menschliche Natur reihen sich hieran Familien- und

Dienst-Verhältnisse; wegen der Entstehungsart des menschlichen Lebens, und wegen der Abhängigkeit der Menschen von einander.

Diese Reihe verlängert sich für bestimmte Menschenhaufen durch Gemeinschaft der Sprache, des Cultus, u. s. w. Sie kann für Einzelne noch mehrere Glieder annehmen, die ihnen insbesondere zugehören. Es genüge hier, nur die erstgenannten vier Glieder, die, für die Sphäre des Menschen, auf keiner Besonderheit beruhen, ihrer practischen Wichtigkeit nach in Erwägung zu ziehen; die vielfach mögliche Erweiterung dieser Betrachtungen aber sey den Anwendungen der practischen Philosophie überlassen.

Die Beschäfftigungen können weder dem Stoff noch der Form der Tugend gleichgültig seyn. Schon die Intension der Kraft nimmt bey verschiedenen Beschäfftigungen sehr verschiedne Grade an. Wohlwollen, Recht, und Billigkeit, werden bey den Lebensarten des Raubes und der List nicht gedeihen. Möchten aber die Beschäfftigungen schuldlos, möchten sie energisch genug seyn: der Form der Tugend sind sie wichtig, indem sie das Gemüth entweder zusammenhalten oder zerstreuen. Ohne Sammlung ist keine Tugend. Endlich, auch eine gesammelte, geordnete Thätigkeit könnte derselben widerstehen durch Hinheftung auf Einen Punct, da die Tugend keinen Gegenstand durchaus zu wollen gestattet. So zeigt sich im allgemeinen die practische Bedeutung einer Beschäfftigungsweise, die zwischen ARBEIT und ERHOHLUNG wechselt. Die Arbeit heftet sich unablässig an den gleichen Begriff, den bestimmten Begriff des Zwecks und der Regel; dabey rückt die Aufmerksamkeit zwar fort, aber gebunden an den Fortgang durch die Theile des Geschäffts. Von solcher Gebundenheit befreyt sich das Gemüth in der Erhohlung. Es befreyt sich, entweder, um sich auszudehnen in dem Gedankenkreise, welcher der Tugend geziemt, oder um sich hinzugeben an den unwillkührlichen Wechsel der Phantasien und der Erscheinungen. So scheidet sich die ERHE-

BENDE und die ABSPANNENDE Erhohlung.

Gesinnungsverhältnisse, unter Menschen, die einander bloſs beschauen und gebrauchen, wie man Sachen beschaut und gebraucht, führen zum völligen Ignoriren der Ideen, ja selbst zu Maximen des Übelwollens, des Betrugs, des Verhöhnung. Wenn aber Mehrere einander als vernünftige Wesen zu betrachten gewohnt sind: so kann, zunächst, einer den Andern entweder als ein gegenüberstehendes Object auffassen, oder nicht. Der letzte Fall, welcher räthselhaft scheinen mag, wird sogleich begreiflich, wenn man sich der UNTERHALTUNG erinnert, in welcher einer das Denken des andern fortsetzt, und verstärkt, durch gegebene Nachrichten, geäuſserte Meinungen oder Empfindungen, ja selbst dadurch, daſs er sein Ohr leiht für Dinge, die jener sich auſserdem nicht eben so lebhaft würde vergegenwärtigt haben. Hier schmelzen Theile verschiedener Gedankenkreise an einander, ohne daſs die verschiedenen Personen, als mehrere und verschiedene empfunden werden; vielmehr wundert man sich, wenn etwa der Dispüt sich erhebt, und die Gedankeneinheit stört, die das Gespräch dem eignen Phantasiren glaubte nachahmen zu können. Aber schon vor diesem Anstoſsen an entgegengesetzte Vorstellungen bricht sich die Unterhaltung oft genug an dem Gefühl des Mangels gleichartiger Gedanken. Jeder hat mit Einem solche, mit einem Andern andre Berührungspuncte; daher scheidet er in den Personen, und setzt sich seinen Umgang aus den Stücken zusammen. — Wer hingegen einen Andern als einen ganzen Menschen auffaſst, der wird, im Zustande freyer Betrachtung, Beyfall und Misfallen über ihn aussprechen; in einem bewegten Zustande aber ist einer dem Andern Gegenstand der Liebe oder der Abneigung. — Das Wesen der BEURTHEILUNG mit Beyfall oder Misfallen, ist früher entwickelt. In vollkommen richtiger Beurtheilung würde Jeder sich selbst eben so sehn, wie Andre ihn sehn, könnte er Alles an sich so zum Object machen, wie den Willen, alles abmessen nach so bestimmten Mustern wie die Ideen. Alsdann würde das Selbsturtheil sich nur verstärkt finden und zu neuem Nachdruck gelangen durch die Urtheile der Andern. Manches Individuelle aber, was das Individuum selbst nicht sieht, manche Vergleichungen, die nur der entfernte Zuschauer beym Anblick einer ganzen Reihe von Menschen macht, können das Zusammentreffen der Urtheile stören. Wandelbar und vergänglich ist überdies das lebhafte Vergnügen, was den Anfang einer Bekanntschaft, die der Beyfall stiftet, zu begleiten pflegt; wie überhaupt Geschmacksurtheile, obwohl sich selbst immer gleich, dennoch auf das Ganze des Gemüths eben so wenig als irgend ein andrer Reiz, so zu wirken vermögen, daſs sich das Gefühl stets gleich bliebe. — Kann die Beurtheilung eben so gut über ein Bild, als über das Wirkliche ergehn: so liegt dagegen der LIEBE alles an der Existenz ihres Gegenstandes. Ihn verlieren, nur von ihm sich trennen, macht sie unglücklich. Ihr wahres Wesen besteht in der ursprünglichen Anhänglichkeit. Es liegt im Wesen des Geistes, daſs sein inneres Thun gehemmt wird, wenn er aus einem Kreise bekannter, oder lebhaft aufgefaſster Gegenstände, ins Unbekannte hin versetzt wird. Die gehemmte Thätigkeit bedarf der erneuerten Gegenwart des Entrissenen, sie bedarf ihrer in der Mitte fremder Gegenstände, fortdauernd. Wo dies Bedürfniſs sich nicht regt, da wirkt der Geist nicht frey, da ist Unnatur und Krankheit. Es giebt eine Anhänglichkeit schon an das Todte. Aber, das Todte ist arm; und wer es nicht verlieren wollte, müſste starr seyn wie es selbst ist. Hingegen der Geist folgt dem Geiste; das Bedürfniſs, sich ganz mitzutheilen, und mit dem Andern alles zu theilen, kann in gemeinsamer Bewegung befriedigt werden. Zur gleichen geistigen Bewegung mit dem Geliebten strebt daher immerfort die Liebe, durchs Geben, durchs Empfangen; sie widerstrebt jeder Trennung durch ein Denken und Empfinden, worin einer ohne den Andern sich vertiefen würde. Sie strebt, die Gränzen hinwegzuräumen, wodurch die Unterhaltung gehemmt wird; und die Disharmonien aufzulösen, worin das Selbsturtheil eines Jeden mit der gegenseitigen Beurtheilung, ja, worin das Urtheil mit dem Beurtheilten selbst sich finden möchte. So zur Tugend aufstrebend, wird sie *Freundschaft*. Der Freund durchschaut den Freund, — die *Person*, wenn schon nicht jede Notiz fürs Geschäfftsleben. Der Freund läſst sich durchschauen vom Freunde; er bietet sich dar, er eröffnet sich. — Die mindern Grade der Freundschaft sind vielförmig, so vielförmig wie das Product aus minderer Liebe, minderem Beyfall, minder gelingender Unterhaltung, durch alle Abstufungen jedes einzelnen Factors, und alle daraus abflieſsende Folgen, nur immer werden kann. Die Liebe in Menschen von schwacher geistiger Bewegung scheut statt der geistigen Trennung die räumliche, und statt der geistigen Durchdringung, die sie nicht kennt, hält sie sich an die andern Arten des Zusammenseyns, so viele es deren giebt. Doch auch in schlechterer Gestalt behält sie immer das Characteristische, daſs sie an einer Person hängt, nicht an Genieſsungen, die ihr vielmehr widrig seyn würden, wenn Trennung der Personen darin läge. Ihrer Natur nach sucht alle Liebe sich ihren Gegenstand zuzueignen, durch ausschlieſsende Rechte; — es giebt Fälle, wo sie einen Hang zur Tyranney zeigt, und damit wider höhere Bestimmungen anstöſst; diesem muſs man wehren: in denjenigen Verhältnissen aber, wo sie mit ganzer Gewalt dauernd wirken soll, dürfen die ausschlieſsenden Rechte ihr nicht geweigert werden.

Die Liebe bereitet sich eine vielförmige Herrschaft in den Familienverhältnissen. Diese haben sämmtlich das Eigne, in vervielfältigten Darstellungen die nämliche Persönlichkeit zu zeigen. Wer zur Familie gehört, findet sich abgebildet in den übrigen Gliedern; er rechnet sie zu sich selbst, als die Seinigen, er findet sich in ihnen geehrt und beschämt; und er scheint sich selbst zu vernachlässigen, wenn er sie fallen läſst, sie dem Schicksal und den falschen Zungen Preis giebt. Daher wenden sich die Glieder an einander; und dasjenige wird es dürfen, welches nicht zuvor das andre als fremd behandelte, noch auch ihm den Spiegel der Familien-Ähnlichkeit trübte. Denn die zarte Sorge, den Angehörigen nicht als ihr verunstaltetes Bild zu erscheinen, ist die Grundlage der Familienpflichten; welche sich von der Idee des Rechts herschreiben. Und da gebührt sichs am meisten, diese Sorge zu übernehmen, wo das Verhältniſs des Bildes zum Abgebildeten am deutlichsten hervortritt, nämlich in dem Verhältniſs der Kinder zu den Eltern. Rückwärts, möglich zu machen, daſs die Bemühung gelingen könne, ist die daraus entspringende Forderung von der entgegengesetzten Seite. Den Kindern gebührt diejenige Unterstützung ihres Daseyns und ihrer Ausbildung, deren sie bedürfen, um sich ihrer Eltern würdig zu machen. Und durch alle Familienverhältnisse hindurch läuft der Anspruch, kein solches Vorbild aufzustellen, dem man nicht nachahmen dürfte. Das ist der Kreis der rechtlichen Betrachtungen; welchen die des Billigen sich anzuschlieſsen gewohnt sind; es kommen aber auch noch die des Wohlwollens und der Vollkommenheit hinzu, je nachdem man die Mehrern unterscheidet, oder die Persönlichkeit des Ganzen als Eins auffaſst; es ist eben deshalb auch die innere Freyheit in der Nähe; und endlich alles, was zur beseelten Gesellschaft kann gerechnet werden. Schwebend zeigt die Familie der Betrachtung bald diese bald jene Seite, und möchte einen Beyfall verdienen, der zu reich ist für Einen Gedanken.

Der Erhebung zu den Ideen weniger günstig, wirken dagegen die Dienstverhältnisse mehr ins Groſse. Sie entspringen wenigstens nicht alle aus der Nothwendigkeit; und selbst dieser Ursprung leidet noch die Unterscheidung der durchs Bedürfniſs des Lohns abgedrungenen, von den durch Gewalt ganz eigentlich erzwungenen Diensten. Zwar, was die Gewalt niederdrückt, das geht für das Sittliche verloren. Und auch der Lohndienst, der die äuſsere Existenz der Menschen so sehr verbessert, und ihnen zur bestimmten Stellung gegen einander verhilft, scheint doch zunächst nur den Verkehr, nicht die Gesellung, am wenigsten die Beseelung der Gesellschaft, zu fördern; er überläſst dabey den Einzelnen seiner wie immer tadelnswerthen Sinnesart, und sorgt nur für die Stillung des Verlangens, oft nur für die Sicherung einer kärglichen Befriedigung der ersten Bedürfnisse. Aber, wie die Concurrenz der Arbeiter, die Arbeit verbessert, so hebt auch die doppelte Concurrenz der Dienenden und der Lohnenden allmählig den äuſsern Zustand der Dienenden. Der Arbeiter schlieſst sich seiner Arbeit an; er sucht die Lage des Lebens, in welcher dieselbe am besten gefertigt werden kann. Unter mehrern, welche das Product seines Fleiſses wünschen, wenn er nur die Wahl hat unter Mehrern, — entsteht Wetteifer, ihn so zu unterstützen, daſs er wirklich in die, dem Werk am meisten zuträgliche Lage komme. Ist dies erreicht: so kann die gesellige Anschlieſsung nicht mehr fern seyn. Jedermann befreundet sich mit seinem Thun, wenn es nur gelingt und gelingen kann; und fühlt er auch noch die Abhängigkeit von der Natur, welche jeden Arbeiter auf besondre Weise beschwert, so findet er sich doch frey von den Menschen, die sein Treiben nicht mehr hindern. So erhebt sich, bey aller Verschiedenheit der Beschäfftigungen und Vortheile, ein Wohlgefühl von bürgerlicher Gleichheit, indem Jeder an seiner Stelle ist, und wohl weiſs, er könne aus derselben nicht weit heraus gehn, ohne untüchtig zu werden. Der Erhohlung bedarf es nach aller Art von Arbeit; und es kommt nun darauf an, wie richtig eben durch die Erhohlung für die allgemein gegenseitige Anschlieſsung gesorgt sey. Denn der Erhohlung gehören die öffentlichen Plätze, wie in der räumlichen, so in der geistigen Welt. Das System der Dienste aber zeigt einem Jeden, wie er durch seine Leistung mit dem Ganzen in Verbindung stehe. — Die höhern Dienste, welche um der Ehre willen, oder mit dem Geiste der Anschlieſsung gesucht werden, geben zunächst nur den Maaſsstab dessen, was die schon vorhandne Meinung ehrenvoll oder den geselligen Pflichten anpassend glaubt: aber auch eben diese Meinung wird durch sie mehr ausgearbeitet und befestigt; richtig oder unrichtig, wie sie immer seyn möge.

Nach gehöriger Ausführung der, hier angefangenen, Characteristik der Beschäfftigungsweise, der Gesinnungs-, Familien- und Dienst-Verhältnisse, könnte nun eine theoretische Untersuchung die mannigfaltige Möglichkeit des Rückgangs und Fortgangs erwägen, wenn die genannten Verhältnisse, so oder anders bestimmt, und auf mancherley Weise in ihrem Zusammenstoſs durch einander modificirt, in den Einzelnen und in der Menschheit überhaupt ihre Wirksamkeit offenbaren. Es könnten sich damit historische Nachforschungen verbinden. — Aber das theoretische Wissen ist nicht dieses Orts; die practische Philosophie verlangt nicht unmittelbar den Rückgang zu sehn, noch den Fortgang — und überhaupt die mannigfaltige Veränderung der Schranken, welche manchmal hier enger, dort weiter werden, — als eine Naturerscheinung zu erkennen; sie ordnet nur die Überlegungen, welche anzustellen hat, wer fortschreiten will, und fortschreiten machen möchte.

Diese Überlegungen aber, die immer vorzugsweise die Ideen im Auge haben müssen, werden dreyfach zerfallen; erstlich in so fern die Grundideen dem Einzelnen gelten, zweytens so fern die abgeleiteten Ideen sich die Gesellschaft zum Gegenstande nehmen, drittens so fern die Einzelnen und die

Gesellschaft in ihrer Wechselwirkung das Künftige zum Schlimmern oder Bessern hinführen. Jedermann wird finden, daſs sein sittliches Denken bald einer Person, bald einer vorhandnen Gesellschaft, bald endlich demjenigen gelte, was da werden möchte aus dem Vorhandnen.

Erwägen, was zu leisten und zu lassen sey, heiſst Pflichten erwägen. Wie mannigfaltig dieselben seyn mögen, sie zerfallen in drey Gruppen, je nachdem ihr Gegenstand entweder ein Einzelner ist, oder die Gesellschaft, oder die Zukunft. Es ist aber hier gar nicht die Rede von dem, was schon die einfachen Ideen für sich in Hinsicht auf einzelne Verhältnisse bestimmen; nicht von der Zahlung einer Schuld, noch von der Erwiederung einer Wohlthat, noch von der Aufrichtigkeit und Ehrerbietung. Sondern von der gröſsern Anordnung des Lebens, welche der tugendhaften Sinnesart im Ganzen soll gewidmet seyn.

Wer verpflichtet sey? — Es kommt vor allem darauf an, zu wissen, was geleistet werden solle. Dann mag zugreifen wer da kann, wer der nächste ist, wen kein einzelnes Verhältniſs bindet; es muſs ein Jeder bestimmen, was, und wieviel er übernehmen darf; wofür er hinreicht, was er verderben könnte. — Anders freylich ists, wo die Rollen vertheilt sind. Da sehe man jedoch zu, ob auch die andern Rollen gespielt werden? Wie lange es Zeit sey, in der eignen fortzufahren.

ACHTES CAPITEL.

DER EINZELNE MENSCH, ALS GEGENSTAND DER PFLICHT.

Die Tugend kann, als Ganzes, ihrem Begriffe nicht vorangehn. Er ist für sie das Princip der Einheit.

Die practische Philosophie weiſs es nicht anders; sie kennt die Tugend nur als ein Vieles, das jedoch vollständig beysammen seyn muſs, um die innere Freyheit ohne Mängel zu realisiren. Die Erfahrung bestätigt es; sie zeigt die Menschen theilweise gut und schlecht, ohne gleichmäſsige Entwickelung, die der eines organischen Keims dürfte verglichen werden. Die Metaphysik weiſs und behauptet, daſs es nicht anders seyn könne, und daſs an ein Princip der Einheit für die Tugend auſser dem Begriffe nicht zu denken ist. Wer die Behauptung nicht will gelten lassen, der mag das folgende bezweifeln oder widerlegen. Wir bauen hier darauf fort. —

Der Mensch ist Gegenstand der Pflicht, längst vorher, ehe er den Begriff der Pflicht zu fassen vermag. Er bedarf in der frühern Periode seines Daseyns, daſs man die einzelnen zerstreuten Regungen, welche der Tugend angehören, in ihm wach erhalte, damit sie sich zusammenfinden können; daſs man die schwächern unter ihnen stärker reize, was ihnen zuwider ist, zähme und einschläfere; daſs man die keimende Tugend vor nachtheiligen Erfahrungen hüte; den Gedankenkreis, die Stimmung, die Gelegenheiten zum Handeln für sie disponire. Der Mensch bedarf der Erziehung. Nicht, als ob er ohne Erziehung nicht gedeihen könnte; sondern weil es nicht dem Zufall überlassen bleiben soll, ob er gedeihen werde.

Der Erzogene hat den Begriff, nach welchem er gebildet wurde, in sich aufgenommen; dazu besitzt er die Leichtigkeit, dem selben zu entsprechen. Eine Leichtigkeit, die er bald verlieren wird, wenn er den Begriff nicht fortdauernd bey sich gelten zu machen Sorge trägt. In dem Richtig-Erzogenen ist diese Sorge; sie kann auch seyn in dem, der sich ohne Leitung erhob; es fragt sich, was besorgt diese Sorge?

Sie sucht sich der Principien des Rückgangs und Fortgangs so zu bemächtigen, daſs dieselben, in Verbindung mit der auf den Begriff der Tugend gehefteten Aufmerksamkeit, die Gesinnung stets der innern Freyheit so nahe als möglich erhalten mögen.

Also, unter dem Schutze des Umgangs mit sich selbst, sucht der Mensch seine Beschäfftigungen, seine Gesinnungsverhältnisse, und was er besitzt an Familien- und Dienstverhältnissen, so zu ordnen, ihnen eine solche Totalwirkung auf sein eignes Gemüth abzugewinnen, wie es seiner geistigen Gesundheit am zuträglichsten ist.

Das Gemüth muſs ausgefüllt werden durch die Summe der Eindrücke. Wie viel Empfänglichkeit es habe, auf wie mancherley Art derselben Genüge geschehn könne: das ist der Erfolg der Anlage und der frühern Bildung.

Nach besondern Pflichten in Rücksicht der Beschäfftigungen, und der Verhältnisse der Gesinnungen, der Familie und des Dienstes, darf hier nicht gefragt werden. Denn es kommt auf ein Zusammenwirken an, nicht auf zerstreute Besorgungen dieses und jenes Verhältnisses. Wie denn auch hinwiederum die Sorge für den Einzelnen nicht alles allein bestimmen kann, sondern die Betrachtungen der folgenden Capitel sich damit vereinigen müssen.

Man kann indessen überlegen, was für Beyträge von jedem der unterschiedenen Principien zu erwarten stehn.

Nur allein die Beschäfftigungsweise ist, zunächst wenigstens, in unsrer eignen Gewalt. Bey ihr also muſs zuerst gesucht, in ihr muſs befestigt werden, was jene Verhältnisse zu andern Menschen vielleicht nicht, oder nicht immer, leisten. Wer seine Arbeit frey bestimmt: der kann dadurch seinen Gedankenkreis, und mit diesem die ganze Gemüthslage beherrschen. Wessen Arbeit den Rücksichten des Dienstes folgt (oder denen des Gewinns, welches ebenfalls Dienstbarkeit ist): der mufs desto sorgfältiger seyn in der Wahl der Erhohlungen. Doch auch der freyeste Arbeiter darf die letztern nicht vernachlässigen; denn jede Arbeit, schon als solche, heftet die Seele zu sehr und zu lange auf Einen Punct. Für die Frage aber, wie der Gedankenkreis zu beherrschen sey, gelten die in der Pädagogik aufgestellten Principien.

Wenn es glückt, den Gesinnungsverhältnissen einen Character hoher Innigkeit zu geben: dann sind sie ohne Zweifel die mächtigsten von allen, und die das Gemüth am unmittelbarsten so zu fassen und zu halten vermögen, wie es die Tugend wünscht. Wo in einem Kreise die Liebe einheimisch ist, und mit der Achtung die Unterhaltung, da liegt wenig an Arbeiten und Erhohlungen; auſser sofern die Unterhaltung selbst durch sie an Reichthum und Würde gewinnen kann. — Aber in einem Zeitalter von vielförmiger, und zugleich vielfach veränderlicher Cultur, wo sogar die redlichen Meinungen über das Beste und Schönste sich widerstreitend zeigen; da fehlt es zur Liebe an Geistesnähe, zur Achtung an der Anerkennung gleicher Muster; und die Unterhaltung hütet sich vor den ernsten Gegenständen, die den Dispüt reizen, sie spielt mit den losen Waaren des Zeitvertreibs. In einer solchen Zeit muſs man gefaſst seyn, ermattende Gesinnungen zu ertragen; aus der Auflösung der Verhältnisse sich zu erheben. Hier ist das Schwerste, nicht dem Zweifel an der Möglichkeit edler und fester Verhältnisse Raum zu geben; und das Höchste, ihrer noch in der Idee froh zu werden, wenn schon die Wirklichkeit verloren ging. Der Kampf stärkt zuweilen die nämliche Kraft, welche vom günstigern Geschick ihre Nahrung erwartete.

Familienverhältnisse übernehmen oftmals die Bürgschaft für bleibende Verhältnisse der Gesinnungen. Vortrefflich; nur müssen sie alsdann nicht wiederum sich selbst lehnen wollen auf jene; sondern sie müssen sich halten an ihrem eigenthümlichen Character. Diesen Character giebt sich die Ehe schon durch die Hoffnung einer gemeinsamen Darstellung des Persönlichen in künftigen Abbildern. Je vollkommner und durchdringender diese Modification eines vorgängigen wohlbestimmten Gesinnungsverhältnisses: desto sicherer die Reproduction der nämlichen Gesinnungen. Denn die Verschmelzung der Persönlichkeiten, wenn sie auf beyden Seiten fest aufgefaſst ist, läſst keine so bedeutende geistige Entfernung zu, die der Liebe schaden, die Beurtheilung entzweyen, die Fähigkeit zur gegenseitigen Unterhaltung vermindern könnte. Sie schlieſst eine Nachsicht ein, welche der Schonung gleicht, die jeder für sich selbst zu hegen nicht umhin kann. — In der Sorge, daſs, beym Anwachs der Familie, dem richtigen

Anfang auch der richtige Fortgang entspreche, liegt, beym Hinblick auf die Idee der Erziehung nach dem Ideal der Tugend, das Streben, das Ganze der verschmolzenen Persönlichkeit unablässig zum Bessern steigen zu machen. Eben dadurch eignen sich die Geschäffte, welche zur Erhaltung des Ganzen dienen, einen höheren Character zu; während sie zugleich, durch verständige Theilung erleichtert, Quellen einer stets anwachsenden Dankbarkeit sind, und Gelegenheit darbieten zu einem desto mehr ausdrucksvollen Handeln, je bequemer das kleine Ganze kann überschaut werden. Übrigens gleicht kein Tag des Familienlebens vollkommen dem andern. Die erste Durchdringung der Persönlichkeiten muſs an Bewegung verlieren, wie ihr Erfolg zunimmt, oder auch wie die Schwierigkeit, sie rein zu vollenden, fühlbarer wird. Dagegen hebt sich die eigne Persönlichkeit der anwachsenden neuen Personen; das Verhältniſs zwischen Eltern und Kindern giebt und nimmt desto mehr, je älter es wird: bis endlich auch hier eine Trennung eintritt, die um so bedeutender ist, da das Auge der Jüngeren nicht rückwärts, sondern vorwärts schaut, und sie eben deshalb nicht ganz dieselben Gesinnungen zurückzugeben im Stande sind, welche ihnen gewidmet werden. — Durch diese fortlaufende Entwickelung wird die Familie, mehr als irgend ein anderes Verhältniſs, die Uhr des Lebens; für die Kraft die sie giebt, fordert sie Kraft, ihren Gang nicht nur zu sichern, sondern auch ihn zu ertragen. —

Die erste Pflicht, woran die Dienste erinnern müssen, ist die Treue. Und diese verschlingt manchmal so ganz alle andern Rücksichten, daſs nur die Frage übrig bleibt, ob dergleichen Verhältnisse überall statt finden, ob sie eingegangen werden durften? welches in einer wohlgeordneten Gesellschaft vermieden bleiben würde. — Lassen indessen die Schuldigkeiten des Dienstes wenigstens dem Umgang mit sich selbst einigen Raum: so tritt zuerst die Überlegung hervor, was wohl der Dienst, als Beschäfftigung betrachtet, der Erhaltung und Beförderung eigner richtiger Sinnesart leisten könne? Und wie er mit den frey gewählten Beschäfftigungen dergestalt in Verbindung zu bringen sey, daſs ein befriedigendes Ganze herauskomme? — Wie die Bedeutung sich über die Leistung hinausdehne? und wie die geringen Bruchstücke, mit deren Hervorbringung die wirkliche Geschäfftigkeit sich begnügen muſs, in Gedanken sich ergänzen lassen zur Vergegenwärtigung des Groſsen und Schönen, was der Menschheit angemuthet ist? Die Kunst, das Hohe in dem Niedrigen, die Zeit im Moment, das Werk in dem abspringenden Spänchen zu sehn, und richtig zu sehen ohne zu schwärmen, — diese Kunst rettet den Dienenden von der einzwängenden Gewalt des Einerley, welches die Regel des Dienstes zu wiederhohlen gebietet.

Das ganze Gefüge nun der Dienste und Beschäfftigungen, der Familien- und Gesinnungsverhältnisse, in sich bequem zu ordnen, ihm die Zeit-Eintheilung anzupassen, ihm gemäſs die Schätzung der Umstände und Zufälle richtig zu bestimmen, es zu hüten vor den unrichtigen Ausnahmen, durch welche die Laune von der Regel abweichen möchte, ja vor jedem unrechten Gedanken, der den scharfen Hinblick auf die Ideen verdunkeln könnte; — auszureiſsen die verkehrte Neigung, welche im Keimen ist; vergebliche Wünsche zur Resignation zu bewegen, ehe sie der innern Ordnung schaden; herzustellen und zu befestigen, was schwach und schwankend geworden und aus seinem Zusammenhange getreten war; — mit einem Worte, die innere Polizey gehörig zu besorgen: das ist das Werk des unausgesetzten Umgangs mit sich selbst. Meistern soll er nicht, gleich schlechten Erziehern, was füglig bleiben kann; nicht durch peinliche Strenge unnütze Mishelligkeiten stiften zwischen denjenigen Entschlieſsungen, die in der Selbstbeobachtung gefaſst werden, und dem von der Beobachtung schon vorgefundenen Wollen und Streben, oder, (wie man, mit Hinsicht auf das Subject und Object im Ich, es kurz nennen kann,) zwischen dem subjectiven und objectiven Character. Es giebt ohne Zweifel Fälle, wo die Reue, wo die eigentliche Buſse, das einzige Rettungsmittel ist; der nothwendige Durchgang für verirrte Gemüther. Es giebt Fälle der Bekehrung, wenn die, welche den rechten Weg niemals kannten, ergriffen werden von einer Gestalt, worin sich die Ideen zeigen. Aber wenn die Gutmüthig-Schwachen sich fortdauernd bekehren wollen, anstatt zu denken und zu handeln: dann ists um sie geschehn.

Man muſs bekennen, daſs auch das Glück hier das Seine thut; das äuſsere, das innere Glück.

Das innere Glück besteht in der Disposition für jede Gemüthslage, die dem ideengemäſsen Leben förderlich ist. Die Gränzen dieser Disposition bestimmen die Individualität. Respect gebührt immer dem Glück; und auch die Individualität läſst sich nicht ungestraft mishandeln. Einem jeden bricht die Sonne an einer eignen Stelle durch die Wolken. Von da an, wo ihm das Idealische am klärsten erscheint, muſs er es verfolgen. Dem gegenüber hat er eigenthümliche Fehler; die Gefahr, welche sie gerade ihm drohn, muſs er insbesondere beachten und verhüten. Was seinen Sittenzustand fördert oder benachtheiligt, das hat für ihn eine Wichtigkeit, wie vielleicht nicht für andre. Dafür schaffe er sich Gewicht und Maaſs. (Der menschlichen Natur überhaupt ist manches zuträglich, manches schädlich, was nicht eben so vorkommen muſs bey andern Vernunftwesen. Man denke an die Tugend der Keuschheit, und deren, zwar nicht unmittelbare, aber höchstvielförmige mittelbare Beziehung auf die Ideen.) Es giebt eine Erweiterung der Individualität durch erweitertes Interesse; diese ist der Erziehung besonders wichtig. Es giebt eine Schonung der Individualität Anderer: daraus bestimmt sich die Begegnung, welche, noch jenseits der nähern Rücksichten auf die

Ideen, ihnen widerfahren soll. Es gehört dazu ein Blick, der über die eigne Individualität hinausreicht; und schon deshalb darf wenigstens der Gedankenkreis nicht in der letzteren befangen bleiben. Der Gegenstand selbst ist psychologisch. Über die falsche Meinung, als dürfte das Sittliche für einen Jeden aus seiner Individualität bestimmt werden, wie wenn in ihr ein Princip der Billigung und Misbilligung läge, ist nach Entwickelung der Ideenlehre nichts mehr zu sagen nöthig.

Den Wechseln des äuſsern Glücks wird gewiſs derjenige sich nicht gern und unbehutsam Preis geben, dem es gelang, seine Beschäfftigungen und seine Verhältnisse mit Menschen durchgängig zur Einstimmung mit seiner Individualität zu bringen, und zu einem wohlthätigen Zusammenwirken zu veredeln. Schon der bloſse Wechsel der Lage raubt Zeit, und nöthigt, viele Überlegungen von vorn anzufangen. Wird dafür nicht Ersatz gefunden durch neue und schönere Gelegenheiten, ist es vielmehr ein rauhes Schicksal, was frühere Verhältnisse rücksichtlos zerstört: dann wäre es der Anfang der eignen Thorheit, von dem Unbedeutenden des Glücks zu reden. Hingegen, gerade das Gefühl der Gefahren, worin mit dem äuſsern Zustande auch der innere hinabgezogen werden könnte, spanne die Kräfte der zuvor erworbnen geistigen Gesundheit, nun sich selbst zu erhalten durch fortgesetzte Verarbeitung des innern Reichthums; und ein Leben in Gedanken zu leben, das von der richtigen Benutzung früherer Begünstigungen den fortdauernden Beweis führe. Es werde aber auch gerettet, was ohne Entwürdigung sich retten läſst; und abermals beginne der Versuch, das Vorhandne umzuschaffen zu einem Element, worin die Tugend frey athmen und sich leicht bewegen möge. Dazu ist nicht nöthig, sich in Hoffnungen zu vertiefen, die getäuscht werden können. Nichts verloren zu geben von der Regsamkeit der Kraft und der Besinnung, — ja selbst in Zeiten körperlicher Abspannung noch für die Möglichkeit wiederkehrender Kräfte den

Gedanken ihres Gebrauchs wach zu erhalten: Diese Bemühung erfüllt groſsentheils durch sich selbst ihren Zweck; sie hält das Gemüth über dem Kleinmuth, der unmittelbar der Verurtheilung bloſs gestellt ist.

Wie sorgsam und wie glücklich aber auch der Mensch die Pflicht gegen sich selbst erfüllen, oder Einer sie dem Andern erfüllen helfen möchte: das Leben hat eine Gränze, über welche hinaus die gleiche Sorge planmäſsig fortzuſetzen, nicht gestattet ward. Diese Betrachtung zieht alles Streben für ein einzelnes menschliches Daseyn ins Engere zusammen; sie ruft die gesellschaftlichen Ideen auf, damit ein gröſseres Ganzes erscheine, welchem zwar nicht so sicher, nicht so gemessen, aber auf längere und wenigstens unbestimmte Dauer, eine Verwendung von Kräften gewidmet werden kann, die, wenn sie nur ein Ziel hoffen läſst, immerhin bis zur Aufopferung der eignen noch übrigen Lebensjahre fortschreiten mag.

NEUNTES CAPITEL.

Gesellschaft, als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder.

Lassen die Pflichten gegen die Gesellschaft sich denen parallel entwickeln, welche dem Einzelnen gelten?

Erstlich: die gesellschaftlichen Ideen zeigen die Verhältnisse, worauf Wohlwollen, Recht, und Billigkeit sich beziehen, einwärts gekehrt, gegen das Innere der Gesellschaft gerichtet; dagegen die nämlichen für den Einzelnen äuſsere Verhältnisse sind.

Zweytens: Niemand kann sich der Gesellschaft als ihr Erzieher gegenüber stellen. Vielmehr, sie erzieht den Einzelnen; der in der Folge, wenn er ihr Mitglied wird, schon in so viele Rechtsverhältnisse mit ihr verflochten ist, daſs er selbst die gröſste Überlegenheit des Geistes nicht frey gebrauchen darf. Sogar einem Gesetzgeber aus der Fremde stünde nur eine solche Einwirkung zu, als sie einräumen möchte.

Anstatt also den Begriff der Tugend in die Gesellschaft hineinzutragen, und ihm gemäſs die ursprünglichen Regungen, die ihm entsprechen, mit Kunst zu vereinigen und zu beleben: müssen die Glieder der Gesellschaft vielmehr den Begriff, so fern er in ihr vorhanden ist, selbst aufsuchen, ihn gleichsam von ihr lernen, und ihm alsdann, durch Anschlieſsung an das vorhandne Ganze, sich unterwerfen. Dazu mögen die Einzelnen einander auffordern.

Gleichwohl, um das fragmentarische Bestreben zur Tugend, was in einer unvollkommnen Gesellschaft sich vorfinden, und dessen sie sich dunkel bewuſst seyn mag, auch nur zu verstehen, dazu schon bedarf der Einzelne eines bestimmten und deutlichen Begriffs, auf welchen er jenes zurückführen, an welchem er die Schwankungen und Mängel desselben messen könne. Er würde auſserdem nicht einmal den Versuch zu machen vermögen, ob sie vielleicht dieser oder jener Bemühung Raum zu geben geneigt sey.

Ausgerüstet mit der Idee der beseelten Gesellschaft, und wohl bekannt mit seiner Individualität, wird er demnach auch noch die Individualität der Gesellschaft erforschen. Er wird nachsehn, welche Beschäfftigungen sie in ihren verschiedenen Klassen treibt, welche Gesinnungsverhältnisse in den verschiedenen Ständen und Partheyen gegenseitig statt finden, wie sie aus den Familien und Stämmen sich zusammengesetzt hat, endlich durch welches Gebäude von Dienstverhältnissen sie besteht. Er wird überlegen, wie das alles zu der Organisation der beseelten Gesellschaft passe.

In der letztern muſs er zuerst die Stelle aufsuchen für seine Eigenthümlichkeit.

In den wirklichen Gesellschaften haben sich die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Menschen längst gewisse Stellen geschaffen. Man könnte fragen, wie diese bekannten Stellen der beseelten Gesellschaft angehören möchten? Wäre es hier die Absicht, irgend etwas, das bestimmte Zeitalter und Cultur-Zustände voraussetzt, mit Hülfe der Empirie zu erläutern: so könnten an diesem Orte eine Menge von Untersuchungen eingeschaltet werden über die Bedeutung verschiedener Stände und Fächer, als des Rechtsgelehrten, des Geistlichen, des Dichters, des Erziehers, des Philosophen u. s. w. Zwar, was die letztgenannten anbetrifft, deren Plätze möchten in der beseelten Gesellschaft sich ziemlich leicht zeigen. Dem Dichter, welcher nicht zur Rechtsverbindung, noch zu den Systemen für Lohn, Cultur, und Verwaltung unmittelbar gehört, möchte die Sorge für vielseitige Erhohlung anheim fallen, für Erquickung aller Arbeiter durch Erweiterung des Gemüths zu jeder Gattung des beschauenden sowohl als des theilnehmenden Interesse: ein edler Platz, auf welchem er der ganzen übrigen Gesellschaft, wenigstens ihrem gebildeten Theile, gleichsam gegenüber stände. Den Erzieher würde er in seiner Nachbarschaft finden; denn auch dieser sorgt für diejenige Bildung, welche zur vielseitigen Erhohlung, nicht für die besondre Geschicklichkeit, die zur einzelnen Arbeit fähig macht: dazu soll vielmehr der Lehr-Meister in jeder Schule und Werkstäte die nöthige Unterweisung geben. Der Philosoph hat dagegen seine angewiesene Stelle im Cultursystem, wo es ihm zukäme, den vermittelnden Gedankenkreis zu ordnen. Viel schwerer und zusammengesetzter aber dürfte die Antwort nach der Stellung des Geistlichen ausfallen; die vielleicht ohne Rücksicht auf den Gang der Geschichte sich nicht einmal vollständig geben lieſse. — Um dergleichen analytische Untersuchungen gehörig zu rechtfertigen, müſste man ihnen synthetisch entgegenkommen durch Construction einer beseelten Gesellschaft für gegebene Umstände und gegebene Beschaffenheit ihres Bodens.

Hat nun Jemand sein Verhältniſs zur beseelten Gesellschaft richtig erkannt (und dadurch soll er gegen jeden künftigen Überdruſs an seinem Geschäfft gesichert seyn): so fragt sich alsdann, wie fern ihm die wirkliche Gesellschaft dies Verhältniſs auszufüllen erlaube und helfe? — Hier befinden sich diejenigen am wenigsten in Verlegenheit, deren Geschäfft am wenigsten von den veränderlichen Stimmungen des gesellschaftlichen Willens berührt wird. An die Ärzte z. B. wendet man sich stets auf gleiche Weise der Gesundheit wegen; so auch an die Baukünstler, um bequem zu wohnen; u. s. f. Und gedenken wir der Individualität, die solchen Geschäfften sich zu widmen berufen war: so erhellet, daſs ihr Darstellungstrieb ursprünglich zu lebhaft auf Sachen muſs gerichtet gewesen seyn, um sich für den öffentlichen Zustand der Menschen überwiegend zu interessiren. Solche Personen nun, die der Gesellschaft mehr durch ihre Arbeit als durch ihren Willen angehören, die von derselben vor allen Dingen Schutz und Gelegenheit zur Arbeit begehren: diese werden schon der Consequenz nach, wodurch sie auf ihr Geschäfft gewiesen sind, gegen den gesellschaftlichen Willen sich mehr passiv und fügsam beweisen müssen, als daſs sie einen besondern Einfluſs auf denselben ansprechen, oder auch nur ihn sich zusprechen lassen dürften. Vielleicht wird indeſs ihre Stimme zunächst für ein einzelnes System, z. B. für das Cultursystem, und mittelbar durch dieses für das Ganze, Bedeutung erlangen können. Auſserdem ist auch das, was sie für sich, und in engern Kreisen sind, der Gesellschaft nicht gleichgültig; welches tiefer unten sich noch deutlicher zeigen wird.

Recht in die Mitte der Gesellschaft aber treten diejenigen, deren eigenthümlicher Darstellungstrieb einen starken gesellschaftlichen Willen entwickelt; besonders wenn sie zugleich beträchtliche Güter besitzen. (Man sehe das sechste Capitel.) Je gröſser nun der Beytrag, den sie, durch das Quantum ihres Wollens, der Gesellung leisten: desto wichtiger ist es, daſs dieser Beytrag der richtige sey. Schon das ist tadelnswerth, wenn Jemand auch nur den, einmal vorhandenen, Schwerpunct des gemeinsamen Strebens, unbeachtet läſst; wenn Er sein — gleichviel ob groſses oder kleines — Gewicht, ohne bedeutende Gründe so hinlegt, daſs jener Punct dadurch verrückt werden könnte. Denn alles schwächt die Gesellung, was die Glieder über die Art und die Zwecke der Vereinigung in Ungewiſsheit setzt. Aber freylich, nie wird die Gesellung einen festen Zweck haben, so lange sie ihn aus den veränderlichen Umtrieben der Privatwillkühr und der sich kreuzenden Interessen hervorsuchen muſs. Einzig die Erhebung der Gemüther zu den Ideen — und auch diese nur, wenn sie zu einer präcisen Anwendung der Ideen auf die gegebenen Bedingungen der äuſsern Existenz fortschreitet, — kann einen politischen Gedankenkreis hervorbringen, in dessen Mitte wesentliche und darum dauerhafte Vereinigungspuncte der Gesinnungen zu finden seyn werden. Alsdann mag immerhin ein fortdauernder Dispüt diesen Gedankenkreis in Regsamkeit erhalten, geringe Verschiedenheiten der Meinungen mögen zu scheinbar wichtigen Verhandlungen Anlaſs geben; sie werden durch stete Rückkehr zu dem, worüber man einverstanden ist, eben das Einverständniſs selbst nur mehr befestigen und verstärken. Wiefern nun wirklich in den öffentlichen Wünschen schon die Anerkennung, die Ahndung der Ideen enthalten ist, in so fern Kraft und Rede anzuwenden, daſs solche Wünsche zum deutlichen Bewuſstseyn erwachen: dies werden sich die Würdigern zur Pflicht rechnen; und zwar mit Hintansetzung eigner Lieblingsmeinungen, welche, unzeitig hervorgestellt, nur Schaden anrichten können. Hingegen, wenn die Willkühr sich in Partheyen theilt, werden sie sich wohl hüten, den unnützen Zank noch mehr zu erhitzen. Verschwinden die bessern an der Spitze: dann zerfallen die Partheyen; wenigstens da, wo ein Unterschied ist zwischen Ehre und Schande. — —

Hebt, in der Mehrzahl der bedeutenden Gesellschaftsglieder, sich der bessere Geist: dann werden sich ihre Gesinnungen gegen einander, ihre Dienst-Plätze, ihre Beschäfftigungen, leicht ordnen. Die Lebhaftigkeit der politischen Unterhaltung, die Kraft der Achtung für öffentliches Verdienst, die Concentration einer allgemein-erworbnen Liebe, dies muſs zusammen wirken mit dem richtigen Blick eines Jeden auf Geschäffte und Personen, damit dem Vorzüglichern sogleich die Übrigen die Bahn eröffnen, welche zu seiner Stelle führt; damit es sich von selbst verstehe, daſs Jeder nur die Rolle zu übernehmen gedenke, die Er am besten spielen wird. Es ist alsdann zu erwarten, daſs sie auf einander nicht minder hören, nicht schlechter merken werden, wie eine Gesellschaft von Musikern sich gegenseitig beachtet, um mit Festigkeit und Gewandtheit Tact und Vortrag gemeinschaftlich zu halten und zu vollführen. —

Es könnte, endlich, auch Personen geben, deren Darstellungstrieb zwar auf gesellige Verhältnisse gerichtet wäre, aber, mit den Gegenständen der besondern Geschäffte nicht genug befreundet, desto stärker zurückgescheucht würde von dem Misfälligen eines auf die Ideen wenig achtsamen gesellschaftlichen Willens. Indem nun solche sich mit Mühe in irgend einem Winkel der öffentlichen Sphäre anbauen möchten, ohne einem vergeblichen Begehren nach gröſserem Einfluſs nachzuhängen: läge es ihnen nahe genug, sich zu vertiefen in den Gedanken einer möglichen Gesellschaft jenseits des Wirklichen und des Gegenwärtigen. Lieſsen sie ihrer Phantasie den Zügel schieſsen, kennten sie nicht die Disciplin eines methodischen Denkens: so würden sie kaum umhin können, in seltsame Träume zu gerathen, die am Ende nicht nur keinen wirklichen, sondern auch keinen möglichen Boden, — und nicht nur keinen Boden, sondern vielleicht nicht einmal Recht noch Fug mehr für sich hätten. Wollten nun diese sich Weltbürger nennen: so würden sie freylich seltsam genug contrastiren mit den Patrioten, die ihrem Interesse die Gränzen eines Namens anzuweisen lieben. Beyden möchte wohl das offene Auge fehlen für das Wirkliche und für das Idealische zugleich. Die Ideen halten sich in der wirklichen Welt nicht immer innerhalb der Gränzen eines Machtgebiets, so wenig als sie es gleichförmig auszufüllen pflegen. Die Ordnungen des Rechts, die Hülfsmittel der Cultur, die Anfänge der Verwaltung liegen oft in ganz andern Kreisen, als in denen, welche die Landcharte zeigt. Es ist gleich verkehrt, in diese Gränzen das Auge einfangen zu lassen, und, durch sie zurückgestofsen, ins Leere auszuschweifen. —

Indessen das Unbefriedigende vorhandner Gesellung mag allerdings der Beschränktheit einer einzelnen menschlichen Lebensperiode an die Seite gesetzt werden. Weder hier noch dort ist Raum zur vollständigen Entwickelung eines geistigen Daseyns, worin alles das, was die innere Freyheit umfaſst, seinen deutlichen Ausdruck finden könnte. So wenig nun die Darstellung der Ideen geeignet ist, den Character ungestümer Begehrungen anzunehmen: so gewiſs dehnt sie sich auch überall aus, wo ihr eine Erweiterung bereitet ist. Wie sie nun jenseits des individuellen Lebens in die Gesellschaft eintritt: so auch sucht sie, jenseits der Gegenwart, die Zukunft.

ZEHNTES CAPITEL.

Zukunft, so fern sie abhängt von den Privatwillen.

Nicht von dem, was jetzt für uns, nicht von dem, was zu irgend einer bestimmten Zeit für die Genossen derselben Zeit, das Künftige seyn mag: ist hier die Frage; denn das Eigenthümliche gewisser Zeitalter kommt hier nicht in Betracht. Alle Zeit hat ihre Zukunft; alle Geschlechter haben Pflichten gegen die folgenden.

Jedes Geschlecht überliefert dem nächsten seinen Begriff von Tugend. Wie vollständig oder mangelhaft, wie rein, wie verderbt es denselben aufgefaſst und dargestellt hat in Rede und That: das ist der Maaſsstab, an welchem die Kommenden zunächst sich messen, und den sie wenigstens nicht schnell,

schnell, und nicht allgemein, verändern, berichtigen, verfälschen können.

Daſs nun von den Privatwillen die Zukunft nicht unabhängig sey: dies bedarf keines Beweises. Die Zukunft ist von keinem Einzelnen unabhängig; so gewiſs alle Willen zusammengenommen die Gesellschaft entweder bilden, oder zu bilden unterlassen; und so gewiſs alle Willens-Verhältnisse zusammengenommen, den sittlichen Zustand der Gesellschaft ergeben.

Wiefern aber die Privatwillen hier unterschieden werden von den Formen und der Macht: kommt es vor allen Dingen darauf an, daſs dieselben sich als Privat-Willen, und nur als solche auffassen, keinesweges aber sich unter einem Begriff denken, welcher mit denen der Formen und der Macht noch etwas gemein hätte. Diejenigen beginnen schon in ihrem Innern die Störung des Staats, welche irgend etwas vorzunehmen gedenken, das in die Sphäre der Machthandlungen fällt. Verabredungen, Gesellschaften, Geheimnisse, die vor der Macht sich fürchten, haben den stärksten Verdacht gegen sich, daſs sie, in gleichem Grade, von Unrechtlichkeit, und von Unwissenheit in demjenigen herrühren, was von den Privatpersonen erwartet werden muſs. Kann es je Fälle geben, wo ein ungeheures Übel der Gegenwart selbst den Redlichen über die Schranken seiner Thätigkeit hinausführt: so ist es dann am wenigsten die Zukunft, für welche gesorgt wird; vielmehr wird die Zeit durch ihren Lauf erst wiederum die scharfe Gränze zwischen Privatpersonen, Formen und Macht befestigen müssen. —

Von dem was hoch ist in den Staaten, von dem was groſs erscheint in den Ereignissen, sich hinwegzuwenden, und auf den eignen Heerd das Auge zu heften: das ist die Bedingung, unter welcher die Privatwillen sich Einfluſs auf die Zukunft schaffen können. Ihnen sind ihre Gesinnungsverhältnisse anheim gestellt. Und nicht oft genug kann es gesagt werden, daſs die Familien, mit ihrer häuslichen Disciplin, der Schooſs der Zukunft sind.

Die Zukunft wird ihre Herrscher mit sich bringen, und ihre Genies aller Art. Aber die Herrscher und die Genies thun nie etwas anderes, und können nie etwas anderes thun, als, den Stoff bearbeiten, den sie vorfinden. Wie die Gesellschaft beherrscht werden kann, so wird sie beherrscht, nachdem die stärksten Kräfte sich ins Gleichgewicht gesetzt haben. Wie der Gedankenkreis geformt und erweitert werden kann: so wird er geformt und erweitert; und das desto gewisser, je älter und reicher er schon war.

Schafft ein häusliches Leben eine Generation von Menschen, die immer das Bequemste und Gelegenste suchen, immer den Sinn in jedes Neueste fügen; denen der Gedanke zu klar ist, und der Entschluſs zu rauh, und die Arbeit zu schwer, und die Sitte zu streng; deren Tiefſinn Witz, und deren Umgang Convenienz geworden ist: dann weiſs die Folgezeit zu erzählen, wie hülflos sich ein solcher Haufen in den ehernen Arm des Schicksals wirft, und mit sich spielen läſst von dem Ersten Besten den das Spiel unterhält.

Aber unter einer Menge starker Charactere, die alle das Gleiche wollen und Jeder für sich den Beschluſs zu halten wissen, ist es noch nie einem Einzelnen eingefallen, das Gegentheil dessen zu unternehmen was sie wollen. Selbst in dem Unglück das die Ferne sendet, bleibt ihnen eine Achtung, die früh oder spät wieder zur Selbstbestimmung führt.

Nur ist es unmöglich, daſs in den Häusern solche Character, die einzeln und zusammengenommen fest sind, erwachsen, wofern nicht schon eine gemeine Denkungsart vorhanden ist, die in allen Familien ein ähnliches Gepräge bewirkt.

Und diese gemeine Denkungsart kann nicht fest, sie kann am allerwenigsten auf einem weit ausgedehnten Boden und für lange Zeit allgemein seyn und bleiben, wofern sie sich anlehnt an schwache Stützen veränderlicher Meinung, streitiger Satzung, engbegränzter Local-Interessen, spielenden Geschmacks, vergänglicher Gefühle. Nur was seiner Natur nach fest ist im Denken und in der Beurtheilung, das Wahre, das Würdige, das Classisch-Schöne, — sammt demjenigen Historischen, was durch eine hohe und allgemeine Achtung vielmehr als durch getheilte National-Interessen, die Gemüther zu erfüllen vermag, — dies kann dienen zu Mittelpuncten eines Gedankenkreises, der groſse Menschen-Massen für sich erziehen soll zur bürgerlichen Sicherheit und Wohlfahrt. —

Den Gang der Cultur, welchem die gemeine Denkart nachfolgt, kann nun zwar kein Einzelner vorzeichnen. Aber es können wohl die Einzelnen, theils, in der verbreiteten Gedankenmasse dasjenige aufsuchen, was den geforderten Eigenschaften nahe zu kommen scheint, und das entgegengesetzte ausscheiden; sie können es in das Besondre gewisser Stände, in das Eigenthümliche der Familien hereinziehn; — nur daſs der Kleinigkeitsgeist fern bleibe, der, anstatt das Allgemeine durchs Individuelle zu bereichern, das Vortreffliche zur Niedrigkeit herabdrückt: — theils können sie den vorhandnen Vorstellungsarten durch Kritik, durch wissenschaftlichen und darstellenden Geist zu Hülfe kommen; sie können Versuche machen, die Cultur zu fördern. Ob sie nun dabey bloſs dem Zuge ihres Geistes folgen, — oder ihrem Gegenstande treu und hingegeben sind, — oder zugleich die Forderungen des Cultursystems befriedigen, — oder endlich sich überdies noch aller gesellschaftlichen Rücksichten erinnern, und insbesondre deren, die sie auf richtige Bildung gemeiner Denkart nehmen sollen, — oder auch, ob sie vielleicht die Dreistigkeit haben, alle diese Unterschiede durch ein leichtsinniges Machtwort für Nichts zu erklären: daran vorzüglich erkennt man den Character der für die Wissenschaften gebildeten Männer.

Aber nicht bloſs dem Cultursystem können Privatpersonen, mit Hinsicht auf die Zukunft, ihre Beschäfftigungen widmen. Auch für die Verwaltung und Rechtspflege giebt es eine Sorge der Einzelnen, die den mangelhaften Vorschriften der Formen, den ausbleibenden Antrieben der Macht, von selbst zu Hülfe kommt. Und je mehr eigne Energie von allen Seiten in die, zur beseelten Gesellschaft gehörigen Systeme gelegt wird, desto leichter zeigt sich die Stellung, welche den Formen zukommt, und der Macht. So gewiſs ein schwankender, und schwacher, und fehlerhafter Gemeinwille das erste Übel aller Gesellung ist, welches die übrigen unvermeidlich nach sich zieht: eben so gewiſs wirkt jedes Zeichen von kräftiger und zugleich richtig begränzter Thätigkeit in den Einzelnen, wohlthätig auf die Zukunft. Es ist einem Jeden aufgegeben, die Schranken der vorhandenen Gesellschaft zu durchforschen; nachzusehn, was dem Einverständniſs in allen Puncten des Gedankenkreises, der Anschlieſsung in der Weise des Umgangs, in allen möglichen Berührungen der Menschen, dem Wohlwollen unter Einzelnen, in kleinern, in gröſsern Cirkeln, im Wege stehn möge. Es darf Niemand sich dasjenige zu Gute halten, wodurch er die Spaltungen vergröſsern, — und noch vielweniger das, wodurch er vorhandne Übel verschleyern, und so der Heilung entziehen könnte. Das Urtheil muſs wach erhalten werden, welches Lob und Tadel richtig ausspricht. Man zeige von allen Seiten durch richtige Sinnesart die Möglichkeit einer richtigen Gesellung; dann, und nicht eher, wird die Wirklichkeit nahe seyn.

Solche, und ähnliche Betrachtungen, deren Gewicht und Zusammenhang sich aus den früher entwickelten Grundsätzen leicht ergiebt, gelten insbesondre denjenigen, welche auf die kleineren Parthieen der Gesellschaft mit Autorität wirken können: den Gebildeteren in kleinen Ortschaften. Eben deswegen, weil sie nicht die Machthaber sind, steht es ihnen frey, sich solche Gesinnungsverhältnisse zu bereiten, vermöge deren es ihnen gelingen muſs, eine beseelte Gesellschaft im Kleinen um sich her zu schaffen. Mögen sie Arbeiten austheilen, und Erhohlungen anordnen; mögen sie die Quellen der Unterhaltung erweitern; mögen sie die zusammenführen, die einander gefallen und lieben können; seyen die Familien-Verhältnisse der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und behutsamen Einwirkung; und bekümmere sie die Sorge, in die rechten Plätze die rechten Menschen, mit richtiger und erhebender Ansicht von ihren Dienst-Pflichten, hineintreten zu machen. — Man hat so oft die Vortheile vieler kleiner Staaten gepriesen. Wahrlich nicht die Vervielfältigung der Gränzen zwischen den Staaten, welche zur unaufhörlichen Fehde einladen, aber wohl die vielförmig freye Bewegung in jedem der kleinen Kreise, der Wetteifer von allen Seiten, die mindere Gefahr allgemein drückender Hindernisse des Bessern, dies konnte zu einem solchen Lobe den Grund darbieten. Vernachlässige sich denn wenigstens die Gesellschaft in keinem ihrer Glieder; organisire sie sich mit eigenthümlichem Leben in jedem Theile; eile nicht Alles zum Centrum, ahme nicht Jeder nach, was die Meisten thun; suche man die Innigkeit und Richtigkeit der Anschlieſsung vor ihrer Ausdehnung: nur wohlgebildete Glieder machen den wohlgebildeten Körper; nur schöne Körper fügen sich zur schönen Gruppe zusammen.

EILFTES CAPITEL.

ZUKUNFT, ALS ABHÄNGIG VON DEN FORMEN UND DER MACHT.

Ihrer Natur nach, machen die Formen vorzugsweise Anspruch darauf, die Zukunft zu bestimmen. Sie wollen das Bestehende angeben, in welches die nach einander eintretenden Gesellschafts-Glieder sich werden fügen müssen. Sie wollen das Zeitliche dem Fluſs der Zeit entreiſsen. Es kommt darauf an, wo und wie sie sich selbst befestigt haben.

Einige Formen wohnen in den Gemüthern der Menschen; der Vater empfiehlt sie dem Sohne, so lange das Gefühl des Wohlseyns sie begleitet. Wären dergleichen Formen fehlerhaft: so würde man, um den Streit zu meiden, den Weg der Verbesserung nur durch die bessere Überzeugung suchen dürfen. Ändern sich aber mit der Zeit die Umstände: so werden auch die Formen, die guten mit den schlechten, allmählig lose und beweglich, und zeigen sich minder geschickt, das Ganze zusammen zu halten. Es verräth sich, daſs sie, als bloſse Formen, Nichts sind; daſs sie nichts vermögen, wofern sie nicht entweder die Privatwillen oder die Macht für sich haben. Welche Thorheit, wenn man alsdann dieser oder jenen zu begegnen unternimmt durch neue Formen, die gar Nichts sind als leeres Wort!

Andre Formen stehn in groſsen Gesetzbüchern verzeichnet, und bieten gegen die Verwirrung der Willkühr, eine Zuflucht dar für mannichfaltige Verhältnisse, bey denen es viel wichtiger, oder doch weit mehr unmittelbares Bedürfniſs ist, daſs, als wie sie geordnet seyen. Solche Formen können sich halten als bloſse Begriffe, wenn sie in dieser Eigenschaft nur die logischen Forderungen der Bestimmtheit und Vollständigkeit leidlich erfüllen. Wie nun diese sich dem Verstande, der Bequemlichkeit, und dem Verlangen nach Zuverlässigkeit empfehlen: so sollten in der beseelten Gesellschaft alle Formen auch noch den sittlichen Geschmack für sich gewinnen, der in ihnen ein concentrirtes Bild der ganzen Vortrefflichkeit fände, welche von den einzelnen wirklichen Verhältnissen nur nach Zeit und Umständen, also zerstreut und zerbrochen, könnte dargestellt werden.

Ob aber vorhandne Formen, so fern sie wenigstens die Puncte anzeigen, von denen die unterrichteten Gesellschaftsglieder gemeinschaftlich ausgehn, einer bessern Zukunft förderlich oder hinderlich seyen: dies wird sich ermessen lassen, wenn man ihren Einfluſs auf die Beschäfftigungen, auf die Verhältnisse der Gesinnungen, Familien, und Dienste betrachtet. Sie können die Geschäfftigkeit stören, den Geist der Betriebsamkeit seiner Hoffnungen berauben; sie können durch allerley Gränzlinien die Berührungen vermindern, wodurch Gesinnungsverhältnisse gestiftet werden: sie können die Familienverhältnisse hindern, das Ganze der Gesellschaft continuirlich zu durchranken. Besonders wichtig aber ist das Gebäude von Dienst-Plätzen, wodurch die Menschen eingeladen werden, sich in solcher oder andrer Eigenschaft dem Staate zu widmen. Häufig genug sieht der Einzelne überhaupt nicht viel mehr in dem Staate als nur eine Menge von Stellen, welche, über und unter einander geordnet, sich dem Glück, der Klugheit, und den verschiedenen Neigungen als Kampfpreise darbieten. Von dieser Seite, wenn je von irgend einer, kann der Staat pädagogisch wirken. Die erste Regel sey hier: diese Wirkung so spät als möglich bey der Iugend gelten zu machen. Denn es ist der höchste Vortheil der Erziehung, lange allgemein zu bleiben; und der höchste Vortheil wahrer Gesellung, Menschen zu besitzen, die Mehr seyen als die Hüter ihrer Posten. Ferner seyen die Stellen im Staate geeignet, Freyheit von Sorgen, und diejenige

Art von Ehre zu ertheilen, die der beseelten Gesellschaft gelten muſs. Für das Genie muſs man Stellen erfinden die mit ihm verschwinden. Niemand muſs genöthigt seyn, zwischen maschinenmäſsiger Arbeit und unwürdiger Erhohlung sich hin und her zu bewegen. Genug zur Erinnerung an früher entwickelte Begriffe!

Doch die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Ideen führt noch auf eine Bemerkung, welche für die Anordnung des Dienstgebäudes wesentlich seyn würde, wenn ihr die Schranken der Gesellschaft eine practische Bedeutung gestatteten. Man kennt die Diener der Rechtsgesellschaft und des Lohnsystems, nämlich die Pfleger der Justiz. Wie die genannten Theile der Gesellschaft ihrer Natur nach am frühesten vorschreiten, so haben sie auch längst ihren Dienern eine Achtung erworben, derentwegen die Macht Bedenken trägt, sich in die Ansprüche der Richter einen Einfluſs zu verstatten. Etwas ähnliches zeigt das Cultursystem in seinen Kunstrichtern, obwohl nach Art der natürlichen Schwierigkeiten, womit dies System zu ringen hat. Das alte Rom kannte Censoren; diese dürfte man der beseelten Gesellschaft zueignen, als Männer, die vorzugsweise dem gesellschaftlichen Gewissen seine, zwar leise, aber sehr vernehmliche Sprache geben. Aber wo hat das Verwaltungssystem seine Richter? In der Idee gebühren ihm eben sowohl Diener, — welche, ohne Furcht vor störenden Machtgriffen, nach Regeln, die wenigstens für gewisse Zeit die Präsumtion für sich haben, die Verwaltung ordnen, — als es dergleichen giebt oder gab für die andern Systeme. Wo ist, müſste man hier zuerst fragen, das allgemein gegenseitige Wohlwollen, welches allein ein Verwaltungssystem begründen kann und darf?

Nicht so wie mit den Formen, welche nach dauernder Gleichförmigkeit ihres Einflusses streben, verhält sichs mit der Macht. Das Reich der letztern liegt in der Gegenwart. Sie befiehlt; aber sie will selbst ihren Befehl noch beherrschen. Für keine nachfolgende Zeit will sie gebunden seyn an die vorhergehende. Sie verlangt stets neuen Gehorsam gegen ihr neues Gebot. Und in der That, jede Zeit folgt der Herrschaft, die über sie verhängt ist. Jedoch, nicht immer rechnet die Macht auf die Veränderung ihrer Gebote, auf die Veränderlichkeit der Herrschaft. Manches sucht sie zu befestigen durch Formen, die sogar ihrer eignen Hand keine Beugung mehr gestatten sollen. Daſs nun ein solches Hülfsmittel nicht eben das zuverlässigste ist, haben wir gesehn. Formen, die Niemand liebt, vollends wann sie irgend einmal Gewalt gegen sich reizen, besitzen kein Princip der Dauer in sich selbst. Einrichtungen, die in früherer Zeit groſse Geister für die Bequemlichkeit ihrer eignen, kräftigen, geübten Hand erschufen, sind zerfallen, sobald diese Hand nicht mehr wirkte. Es scheint also, daſs es sicherer würde zum Zweck geführt haben, wenn die Privatwillen für dergleichen Einrichtungen wären gewonnen worden. Und dies erinnert an eine Ergänzung der bisher entwickelten Begriffe, welche dem Zusammenhange nicht wird fehlen dürfen. Da es nämlich im theoretischen Begriff der Gesellschaft nicht möglich ist, Macht an ihrer rechten Stelle zu denken, auſser nach Voraussetzung bestimmter Vereinigung der Privatwillen zum Gemeinwillen: so entsteht die Frage, wie in einer wirklich vorhandnen Gesellschaft die Macht beym besten Willen, im Stande seyn sollte, ihr Geschäfft richtig zu vollführen, so lange die Verwirrung, die Unschlüssigkeit, die Schlechtigkeit der Privatwillen fortdauert; so lange die Menschen im eigentlichen Verstande nicht wissen was sie wollen? Man kann wohl der Vorstellung Raum geben, daſs etwa ein groſser Wohlthäter der Nation, bloſs durch seine persönliche Wirksamkeit, oder auch, daſs eine Verbindung mehrerer edler Männer, das Fehlervolle eines solchen Zustandes auf eine Zeitlang minder fühlbar mache; aber an eine gründliche Heilung des Übels ist nicht zu denken, auſser in den Gemüthern der Menschen selbst. — Es darf nun die gegenwärtige Überlegung durchaus nicht verwechselt werden, mit der Untersuchung über die Möglichkeit einer innern Garantie des Staats. Sey eine solche Garantie vorhanden: sie nützt nichts, so lange kein Gemeinwille, und keine zu ihm passenden Formen sich gebildet haben, die doch selbst erst den Gegenstand der Garantie ausmachen könnten. Vielmehr das nämliche, was von aufmerksamen Geschäfftsmännern kann erwartet werden, Auffassung der vorhandnen Elemente eines künftigen Gemeinwillens, dies müſste durchgeführt werden, sollte es dem Staate nicht an dem ersten seiner Factoren fehlen. Etwas, das die Macht beschränke, kann dazu nicht taugen; wie überall im Staate nichts vorhanden seyn soll, was dieselbe in ihrer richtigen Wirksamkeit hemmen könnte. Wohl aber etwas solches, das von ihr, entweder in Rücksicht auf die Beobachter, oder schon wegen des Wunsches, für die Zukunft zu wirken, keine Störung befürchten, sondern eher Unterstützung hoffen dürfte. Eine Vereinigung von Personen also, welche folgender Aufgabe gewachsen wären: das, was die Menschen, im Gefühl ihrer Bedürfnisse und ihrer vernünftigen Wünsche, wirklich wollen, zu erkennen und zur Sprache zu bringen; das Mannigfaltige desselben so auszugleichen, daſs es sich als Ein Wille denken lasse; diesen Willen als eine offene Erklärung, oder so fern er fehlerhaft ist, als ein aufrichtiges Bekenntniſs allgemein vorzulegen; sowohl zur Censur der Weisesten, als zur Nachricht für die Geschäfftsmänner und die Macht. Diese vereinigten Personen hätten also nichts zu bewilligen, noch zu legalisiren. Sie müſsten von selbst verschwinden, sobald ihnen (die sich selbst ergänzen möchten) die Virtuosität ausginge, sich, auf der einen Seite, die nöthigen Berichte zu schaffen, auf der andern ein wo nicht geneigtes, so doch unbeleidigtes Ohr zu sichern. Nachzuforschen, wie eins und das andre möglich sey, ist nicht dieses Orts. Die gröſste Frage wäre, ob Personen von solcher Virtuosität sich fänden? Und wo für den richtig geordneten Staat die Menschen fehlen, da wird er ewig nur im Begriff vorhanden seyn.

ZWÖLFTES CAPITEL.

Gränzen der Geschäftigkeit.

Zur classischen Bildung eignet sich gleich wenig das Gemeine, und das Excentrische.

Mögen einige scheu werden, andre Widerwillen empfinden beym Zurückschauen auf das durchlaufene Feld, — beym Überdenken so vielfacher Sorge und Wachsamkeit, welche erforderlich ist, damit in der Tiefe des Innern der Adel der Gesinnung, in den Weiten der Gesellschaft und der Zukunft die Richtigkeit aller Verhältnisse, nach Möglichkeit bewahrt bleibe. Nur diejenigen nähern sich der Tugend, die frey sind von der Furcht, ein so geregeltes Leben möchte der Heiterkeit ermangeln; die selbst hineinstreben in die Gebundenheit, worin die Willkühr aufhört; denen keine Zeit flieſst, wo sie nicht im Dienst der Ideen zu erfinden und zu wirken hätten.

Jedoch, unter Menschen findet sich zuweilen die unwillkommne Erscheinung, daſs eine gewisse Vielgeschäfftigkeit, die zwar das Beste im Auge hat, sich gleichwohl härtere Vorwürfe zuzieht, als die Lässigkeit des gemüthlichen Leichtsinns, ja als die Schlechtigkeit selbst. Und wenn schon in dem Vorhergehenden eigentlich ganz enthalten ist, was zur Erklärung und zur Warnung hierüber kann gesagt werden: so ziemt es sich doch, daſs die practische Philosophie den Antrieben, die sie erwecken möchte, selbst die nöthigen Gränzen noch ausdrücklich zu setzen nicht versäume; wäre es auch nur, damit die Klagen über Vielgeschäfftigkeit nicht am Ende sogar die Wissenschaft treffen.

Erinnere sich denn jeder, den eine edle Sorge handeln macht, zuförderst der Andern um ihn her, die nicht nur in Rücksicht ihrer Güter, sondern auch in Rücksicht ihres Wirkens, den Streit vermieden wissen wollen. Es sind deren Mehrere, welche das Gute erhalten und das Bessere befördern möchten. Führt nicht die gleiche Überzeugung sie zu gemeinsamen Maaſsregeln: so werden sie sehr leicht im Widerstreben einander zugleich misfallen und schaden. Welche Heilung gegen ein so groſses Übel? Einverständniſs! Welche Bedingung, um dieses Heilmittel zu gewinnen? Wissenschaft! — und, achtungsvolles Zurücktreten von beyden Seiten, um sich zu besprechen vor dem Handeln! Aber wenn die Geschäffte drängen? dann behaupte den Platz, wer ihn hat; oder nehme ihn ein, wer am nächsten ist: diese Sorgfalt, den Streit möglichst zu entfernen, erwirbt Zutrauen für die Folge. Niemanden aber reisse ein taumelnder Heroismus fort bis zur Verhöhnung der Verhältnisse, die durch eine Idee ursprünglich bezeichnet sind. — Die Kunst, den Gemüthern bessere Überzeugung und edleres Wollen einzuflöſsen: diese ist erhaben über dem Streit. —

Bald vereint mit dem Vorwurf, bald ohne ihn und für sich allein, läſst sich wider die Vielgeschäfftigen eine Misbilligung vernehmen, mit Ermahnungen, es möge doch Jeder zuerst für sich, ja vor allem für die ersten Bedingungen seiner Existenz sorgen, ehe er unternehme, was für schwache und hinfällige Kräfte zu schwer sey, und was nur eine übermüthige Meinung von der eignen Bedeutsamkeit und Fähigkeit zu erkennen gebe. Wie oft auch diese Misbilligung sich irren mag: es ist schlimm, wenn sie recht hat. Es ist schlimm, wenn eine Sittenlehre ihr Ziel so hoch steckt, als ob sie darauf ausginge, das Irrdische zu erniedrigen; schlimm, wenn sie, die freylich über die Schranken des Ausführbaren und Thunlichen nicht zureichend sprechen kann, weil ihr die Principien zur Untersuchung des Möglichen nicht eigenthümlich sind, — sich den Schein zuzieht, als verlange sie, daſs man dasjenige vergesse, was sie gezwungen ist zu ignoriren. — So wenig die Auffassung einer Wissenschaft dann vollendet ist, wann dem Auffassenden noch die Begriffe und Sätze bloſs in derjenigen Reihe hinter einander folgen, und gleichsam im Durchdenken ablaufen, wie der Vortrag sie legte und trennte, weil er sich den Bedingungen der successiven Darstellung unterwerfen muſste: eben so wenig würde die Auffassung des gesammten Wissens dann gehörig vollführt seyn, wann über einer Wissenschaft die andre, und über den Lehren der Schule die Lehren der Erfahrung vergessen würden; da vielmehr die Begriffs-Reihen verschiedener Wissenschaften in einander verwebt, und die Notizen der Erfahrung dem Allgemeinen, was die Schule lehrt, zur nähern Bestimmung angefügt werden sollen. Jener Misbilligung eines zu hoch fliegenden Strebens, so fern sie gegründet ist, zu entgehn, dies erfordert nicht mehr noch weniger, als was ohnehin den richtigen Gebrauch der practischen Philosophie bedingt. Es muſs ein Jeder die Wissenschaft in sein Leben, in seine Verhältnisse einführen, nach vorgängiger Erkenntniſs und

Anerkennung alles des Besondern, des Eigenthümlich-Begränzten, was er in dieser seiner Sphäre antreffen wird. Aber genau diese nämliche Forderung ist schon oben gemacht worden; und es bleibt nur übrig zu erwähnen, daſs die Stimmung zu solchem Übergange von den Ideen in das Einzelne der Wirklichkeit, durch die rein-theoretische Speculation herbeygeführt werden kann; welche, indem sie die Schärfe des Denkens mit mehr Anstrengung suchen muſs, als die von der ästhetischen Beurtheilung leichter getragene practische Philosophie, dagegen auf den ästhetischen Character für sich ganz Verzicht leistet, und sich bloſs mit der allgemeinen Denkbarkeit der Erfahrung beschäfftigt.

Und nicht bloſs die Anwendungen der practischen Philosophie rufen das theoretische Denken zu Hülfe. Sondern das Handeln läſst Raum für das Denken und gestattet ihm Muſse, auch ganz ohne Rücksicht auf den Gewinn, den das letztre wiederum jenem bringen möchte. — Man beschlieſse irgend eine That. Der Entschluſs mag herstammen von den Ideen; er mag bestimmt seyn durch Maximen der Klugheit; er mag diejenigen Wege suchen, welche die Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles am besten geöffnet und gebahnt hat. Die That sey nun vollzogen. Wird man sich jetzt der Unruhe überlassen, die den abgeschossenen Pfeil noch in seinem Fluge leiten möchte? Vielmehr, man wird den Unterschied fühlen zwischen dem innern und dem äuſsern Erfolge. Der innere ist sogleich vollständig vorhanden, sobald die Überzeugung eintritt, es sey gehandelt, wie gehandelt werden konnte und sollte. Der äuſsere Erfolg mag nun sein Ziel erreichen, über das Ziel hinauswirken, oder es verfehlen: das Warten darauf gleicht allem Warten auf die Ereignisse des Glücks, oder allenfalls dem Beobachten der Naturgesetze und der menschlichen Sinnesarten. — Freylich, manche Handlung gleicht einer Frage, die eine Erwiederung nur wünscht, um darauf abermals antworten oder von neuem fragen zu können. Aber je länger eine solche Reihe sich fortziehn möchte: desto weiter trenne sich im Voraus das Gemüth von dem Gegenstande, den es nur vielleicht am Ende zu erreichen meint. Jeder einzelne Schritt eines solchen Forthandelns mufs zugleich eine geschlossene Handlung seyn können; oder die Richtigkeit des Schrittes war nicht gehörig gesichert. Und so wird denn das Zuschauen bey den Erfolgen des eignen Thuns eben so mäfsig interessiren, eben die kühle Stimmung gestatten, eben so fest in den Gränzen der nüchternen Beobachtung und Forschung verharren, wie alle andre Betrachtung des Ganges der Dinge. Nicht, wie das Schicksal mit einem Ungestüm, den es selbst nicht halten kann, dahin fliegt, wird der thätige Mann hineingerathen in ein unwillkührliches Treiben und Getrieben-Werden: sondern die Ruhe der Vernunft wird er wieder finden bey jedem Absatz in seinem besonnenen Verfahren. Sey es nun ein Ruhen in der Freundschaft mit den Dingen umher; in dem Glauben an die Herrschaft des Besseren, welche wir dem Beſsten verdanken. Oder sey es, um diese Ruhe zu gewinnen, zuvor noch ein sinniges Wandeln zwischen dem Zeitlichen und dem Zeitlosen, dem Geschehen und dem Seyn. Dem gestärkten Sinn werden nach solcher Erhohlung die Ideen heller leuchten; es wird ein reineres Wirken die Erhebung des Gemüths bezeugen.

Druckfehler.

S. 104. Z. 11. statt richtige lies nichtige.

— 110. Z. 1. von unten st. Phantasie l. Phantasiren.

— 137. Z. 1. st. sich befunden haben l. sich würden befunden haben.

— 139. Z. 5. v. u. st. welcher l. welches.

— 331. Z. 1. st. Wirksamkeit l. Wirklichkeit.

— 341. Z. 2. v. u. st. der Glieder l. Gliedes.

— 357. Z. 8. st. des l. der.

Gedruckt bei Johann Friedrich Röwer.

Lehrbuch

zur

Einleitung

in die

Philosophie,

von

Johann Friedrich Herbart,

ordentlichem Professor der Philosophie und Pädagogik auf der Universität zu Königsberg.

Königsberg,
bey August Wilhelm Unzer.
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwürden

dem

Herrn

D. Iohann Friedrich Krause,

Consistorialrath, ordentlichem Professor der Theologie,
Superintendenten und Prediger an der Löbenichtschen
Kirche zu Königsberg.

Ihnen zuerst, mein innigst verehrter Herr College, sollen diese Bogen überreicht werden. Nicht darum allein, weil Sie, hintansetzend die eigene Bequemlichkeit, den hier im Umrisse verzeichneten Vorträgen schon zum zweytenmale Ihr Lehrzimmer vergönnen wollten. Vielmehr, der schuldige Dank wird für mich zur günstigen Gelegenheit, in Ihre Hände die Rechenschaft abzulegen, welche über den gewiſs nicht gleichgültigen Plan des ersten philosophischen Unterrichts für Studirende, kann verlangt werden. Sie sind Kenner und Freund der Philosophie: und so ernstlich Sie auch die Zudringlichkeiten derer zurückweisen, welche auf unhaltbare Speculationen das äuſsere Gepräge kirchlicher Lehren drücken, so vest vertraue ich, daſs Sie weder ein unbefangenes Denken in seinen eigenen Uebungen werden gestört wissen, noch ein System der Philosophie allein nach seinem Verhältniſs zur Theologie beurtheilen wollen. Und mit dieser Ueberzeugung würde ich Ihnen getrost mein Buch darbringen, müſste ich auch wirklich besorgen, Ihnen hier oder dort, sey es in der Lehre oder Lehrart, anstöſsig zu werden. Aber ich habe Mühe, mir eine solche Besorgniſs vorzustellen. Zwar nicht, als ob ich mich zu rühmen gedachte, durch meine Nachforschungen irgend welche, schon vestgestellte Lehrsätze mit neuen Stützen zu versehen: während die Natur meiner Studien nichts strenger verbietet, als das Hinsteuern auf ein vorgestecktes Ziel! Sondern, um es offen heraus zu sagen, darum, weil ein Anstoſs sich gewöhnlich auf beyden Seiten fühlbar macht, — mich aber das Schauspiel Ihres ausgebreiteten Wirkens nicht nur mit der gröſsten, sondern auch mit der reinsten Achtung hat erfüllen müssen. Daſs auf Ihre Stimme das religiöse Gefühl in allen Gemüthern anklingt, daſs Sie die Menschen aller Klassen wie durch einen unwiderstehlichen Zauber, der Religion, der Kirche, dem Altare zuwenden: möchte weniger wunderbar scheinen, wenn Ihnen etwas süſs betäubendes, künstlich geschraubtes, priesterlich schreckendes, mit solchen Rednern gemein wäre, von denen die Menge mehr hingerissen und geblendet, als erhoben und erleuchtet wird. Aber ohne Spur von phantastischem oder mystischem Wortkram, und eben so fern von polemischem Eifer, treffen Sie unmittelbar das allgemeinmenschliche Religions-Bedürfniſs; und zur sichersten und entschiedensten Wirkung reichen Sie aus mit den einfachen Hülfsmitteln, welche die protestantische Kirche, eine gebildete Sprache, eine lautere Begeisterung Ihnen ungesucht darbieten. Seyn Sie nicht ungehalten, daſs ich öffentlich den ohnehin öffentlichen Gegenstand berühre! Ihr Beyspiel hilft ja vielleicht auch fern von uns irgend Iemanden trösten, der, ergeben der neuesten Meinung, den protestantischen Cultus an Mitteln zur Erbauung, wer weiſs wie arm glaubte! —

Indem Sie mein Buch aufschlagen, würden Sie das, jetzt von so vielen Seiten geforderte: *a Jove principium!* vergebens suchen. Mein Erstes kann es nicht seyn, nach dem in der höchsten Hohe Verborgenen zu greifen; ich würde glauben, dadurch auch diejenigen Untersuchungen zu verderben, wozu der irrdische Wohnplatz uns die Data liefert, und uns dringend einladet. Bey mir steht das Kostbarste am Ende, und auch da in einem alten, schlichten Gewande. — Den berühmten *salto mortale* kann ich mir aus speculativen Verlegenheiten erklären; ich begreife, daſs, nachdem die Forschung zwar tief eingedrungen, aber nicht durchgedrungen, — und etwas voreilig die Hoffnung, noch künftig durchzudringen, aufgegeben ist, — für ein zartes und fast allzuweiches Gemüth kaum etwas anderes übrig bleiben möge, als, ein Herz zu fassen zu dem rettenden Sprunge. Aber seitdem eine Parthey (und sogar ein Votiren für und wider dieselbe) da vorhanden ist, wo von wissenschaftlicher *Philosophie* kaum etwas anderes als einige Negationen gegen dies und jenes, allerdings unhaltbare System, angetroffen wird: muſs man es laut sagen, daſs die Achtung und Rücksicht, mit welcher in speculativer Hinsicht ein einzelner, hochst ehrwürdiger, Mann billigerweise beurtheilt wird, in keinem Zusammenhange stehe mit dem Rechte und der Kraft der Speculation, sich durchzuarbeiten durch ihre eignen Irrthümer, und so zugleich für sich selbst und für die religiöse Betrachtung freyere Bahn zu gewinnen. — In der, von Ihnen so genannten, *Naturgeschichte Gottes* erkenne ich eine sehr bunte Ausschmückung eines alten, gewichtvollen Grundgedankens, der zu den Hauptversuchen der Speculation muſs gezählt werden: namlich der Annahme des absoluten Werden; die mir *als Durchgang* zu weiteren Nachforschungen in der That so unentbehrlich scheint, daſs ich von derselben, nach Ablösung aller Verzierungen, auch in der gegenwärtigen Einleitung Gebrauch gemacht habe. — Wenn aber ein Dritter, um sich mit dem ersten zu vereinigen, unternimmt, das *„reine Gedicht,* das der menschliche Geist seiner Natur nach nothwendig dichtet,“ in eine *Selbsterkenntniſs* umzustempeln, was für *Offenbarungen* sowohl des Wissens als des Glaubens des Menschen Geist in sich trage, (welchem Verfahren gemäſs man also Sich Selbst nur dann *erkennt,* wenn man an die Versicherung *glaubt*, dem Gedanken in uns entspreche ein Reales *auſser uns,* — denn sonst hielte man diesen Gedanken für keine Offenbarung): so kann ich nicht einmal die Keckheit bewundern, welche hier dem Glauben, dessen Tugend sonst die Demuth zu seyn pflegt, aufgedrungen wird. Denn diese Keckheit beruht sichtbarlich nur auf einer Einbildung, deren Geständniſs wörtlich also lautet: man habe *„das Wesen aller Wissenschaft so klar, ja so durchsichtig befunden, daſs man ihm durchaus bis auf den Boden sehn könne.“**) Die vermeintliche Klarheit zu trüben, sollte nun freylich wohl dem vierten Abschnitte dieser Schrift einiges Vermögen beywohnen: der von Anfang bis zu Ende darauf hinweis't, was für schlechte Ausstattung die menschliche Sinnlichkeit und der menschliche Verstand an den sogenannten Formen des Anschauens und Denkens besitzen würde, wenn überall diese Formen etwas anderes wären, als die noch rohen Anfänge der Auffassung des Gegebenen; welche durch die Wissenschaft gar sehr müssen umgebildet und ausgebildet werden. Indessen mache ich nicht Anspruch, Iemanden zu belehren, der von Fichten nichts zu lernen gewuſst hat.

Sie erinnern sich hiebey ohne Zweifel an jene eifrige Rede wider *Fichtes und Schellings „Kindereyen“;* und auch ich muſs mich leider hier wieder daran besinnen, wegen des Nachklangs am Ende derselben Rede, der Klage über die *„kindliche Teleologie.“***) Ich darf nicht unterlassen, hier gegen alle herabwürdigende Beynamen und Bezeichnungen, womit die Teleologie könnte belegt werden, zu Gunsten deren zu protestiren, bey welchen diese Ansicht wesentlich mit religiosen Ueberzeugungen verflochten ist. Zu der Zahl derselben gehöre ich selbst; und zwar darum, weil ich alles das Wissen, welches sich *über* diese, keinesweges kindliche, sondern spät gewonnene, Sokratische und Platonische Vorstellungsart, *erheben will*, theils übel begründet und nichtig, theils mit einem Miſsverständniſs behaftet, gefunden habe. Dem Idealismus ziemt es, aber ihm ganz allein, die Teleologie gering zu schätzen: nach seiner Meinung sieht die Vernunft sich selbst im Spiegel, und erstaunt über ihr eignes Bild, indem sie die Zweckmäsigkeit der Natur bewundert. Ich achte den Idealismus; allein ich finde, daſs seine Principien ihre Widerlegung in sich selbst enthalten. Die abentheuerlichen Hypothesen hingegen, nach welchen die Natur von rohen Erzeugnissen zu immer vollkommenern soll fortgeschritten seyn, achte ich gar nicht; sie gelten mir höchstens für unglückliche Irrthümer, dergleichen im Gefolge des absoluten Werden sich noch manche andere befinden. Wer aber die Endursachen durch die wirkenden Ursachen verdrängt glaubt, irrt eben so sehr, als wer durch Endursachen die Aufsuchung der wirkenden Ursachen entbehrlich machen will. Denn wo etwas *absichtlich veranstaltet* wird, da werden wirkende Ursachen in den Dienst der Endursachen genommen; sie wirken aber dabey nach ihren eignen Gesetzen, als ob keine Endursache sie an diesen Platz gestellt hätte; so daſs der Physiker alle Naturzwecke gar wohl ignoriren, aber darum sie noch keinesweges läugnen darf. —

---

*) Von deutscher Philosophie Art und Kunst, S. 27.

**) a. a. O., S. 38.

Sie sehen nun, wornach Sie zuerst werden gefragt haben, meinen religiösen Standpunct; der Ihnen, dies wage ich zu hoffen, nicht *darum* schlechter scheinen wird, weil ich von den philosophischen Wortführern dieser Zeit entfernt und verlassen da stehe. In welchem Grade dies letztere der Fall ist, und welche Gegensätze mein Philosophiren gegen die geltendsten Lehrer und Schriftsteller des Tages bildet, war mir natürlich früher und vollständiger bekannt, als irgend einem Andern. Als bey der Erscheinung meiner Hauptpuncte der Metaphysik Jemand nöthig fand, das Publicum zu warnen, es möge ja nicht in dem Büchlein wirklich die Hauptpuncte der genannten Wissenschaft suchen: befremdete mich dies so wenig, daſs vielmehr nur die Flüchtigkeit, womit der in seinen Vorurtheilen befangene Kritiker *gelesen* hatte, mir erklären konnte, warum er nicht noch viel gröſsern Anstoſs an dem Buche genommen habe. Wenigstens ist das nämliche Buch dreist genug, seinem Leser anzumuthen, daſs er bey jedem Worte *anstehe* und prüfe, das Einzelne und das Ganze zusammenhalte; dafür hofft es am Ende beynahe Wort für Wort, und in seiner ganzen Gestalt gerechtfertigt zu erscheinen. — Um jeder Ueberraschung zuvorzukommen, sage ich jetzo voraus, man werde bald irgendwo geschrieben finden, diese meine gegenwärtige Arbeit sey keine Einleitung, und das, wohin sie leite, sey nicht die Philosophie.

Wie konnten diejenigen anders urtheilen, die der Meinung sind, daſs ich „Widersprüche in die metaphysischen Begriffe hineingelegt habe, statt sie darin zu entdecken.“ Man hat mir diesen Vorwurf gemacht, ihn wiederhohlt, und sich auf die Wiederhohlung berufen; Sie, mein Hochverehrter! haben dies gelesen: und ich selbst mache hiemit öffentlich unter Ihren Augen meinen Zuhörern davon die Anzeige, damit sie um so aufmerksamer Schrift und Vortrag prüfen mogen. Nur die Ehre der ersten Entdeckung jener Widersprüche, (oder des ersten Hineinlegens, wie man will.) darf ich mir nicht zueignen; diese gebührt den Alten, vorzugsweise den Eleaten und dem Platon; und, was die Widersprüche im Ich anlangt, Fichten.

Nun aber giebt es unter uns Personen, welche über den Alten sich weit erhaben fühlen, und denen es zum Aergerniſs gereicht, daſs Fichte seinen Namen in die Geschichte der Philosophie so vest und tief hineingezeichnet hat. Ich weiſs nicht — sind sie begeistert von der Philosophie Kants, oder berauscht vom Hefen des Kantianismus: — genug, ihre Stärke äuſsert unter andern sich darin, daſs sie Widersprüche auszulöschen glauben, indem sie von den Gesetzen und Bedingungen reden, unter denen die menschliche Erfahrung entsteht. Nach ihrer Meinung *dürfen* natürlich in Raum und Zeit, in den Begriffen von Substanz und Ursache, keine Widersprüche gefunden werden; — es wäre ein Unglück, wenn Iemand dergleichen fände, — *denn* diese Formen sind nun einmal unabänderlich im Gemüth; und es giebt keine andre Wahrheit als durch den Gebrauch und die Erkenntniſs derselben. Daher muſs man die Augen zudrücken, wenn Fehler, oder gar Ungereimtheiten in diesen Formen nachgewiesen werden; man muſs ein Buch worin dergleichen behauptet wird, so leichtsinnig als möglich lesen, aber nachdrücklich genug darüber sprechen, damit der Ketzerey bald gesteuert werde. Ich dürfte dagegen zu bedenken geben, daſs, wenn Einige nicht sehen können oder nicht sehen wollen; Andre damit nicht blind werden. Wofern daher Iene auf die Länge Recht behalten wollen: so möchte wohl nöthig seyn, an die, in der letzten Hälfte des gegenwärtigen Buchs von allen Seiten nachgewiesenen Widersprüche; die gehörige Sorgfalt zu wenden, um zu versuchen, ob sich deren Auflösung auf einem kürzeren und bessern Wege will erreichen lassen, als durch die von mir angegebenen Mittel. Dabey ist denn vor allen Dingen zu verhüten, daſs man nicht *aus einem Widerspruch in den andern verfalle*; wie dieses einem Recensenten begegnet ist.*)

---

*) Der Leipziger Recensent meiner Abhandlung *de attractione elementorum* versucht den Widerspruch im Begriff der *vis transiens* dadurch zu beseitigen, daſs er behauptet, meine Hypothese, *A* und *B* seyen von einander unabhängig, sey hier nicht am Platz; und aus ihr eben entstehe der Widerspruch. Es ist ihm entgangen, daſs, wenn die Hypothese wegfällt, der Begriff des *transire*, wovon eben die Rede seyn sollte,

Um aber den Personen, mit denen ichs zu thun habe, mich über den Streitpunct verständlicher zu machen: muſs ich mich auf einen Augenblick bequemen, ihre Sprache zu reden. Und da sie von den *Vermögen*, die wir *haben*, so viel zu erzählen wissen: so nehme ich denn einmal an, daſs dem Menschengeiste zwey Formen der Sinnlichkeit, zwölf Kategorien, u. s. w. ursprünglich inwohnen; und daſs er dieselben in sich antreffe, indem er auf sich reflectirt. Nun aber behaupte ich weiter, daſs durch die Reflexion auf jene Formen es dem Menschen möglich werde, dieselben zu prüfen, — oder, um in die mir ungeläufige Redensart zurückzukehren, daſs der Mensch *auſser* jenen Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes ***auch noch das Vermögen habe,*** dieselben Formen einem weiteren, und zwar einem kritischen Nachdenken

---

zugleich verschwindet; und ein andrer Widerspruch an die Stelle tritt. *A* und *B* sind nämlich alsdann nicht selbstständig, folglich nicht *zwey* Reale; statt ihrer entsteht eine unbekannte Einheit für beyde, und dieser müſste das *gemeinschaftliche Seyn beyder* zugeschrieben werden. In diesen Unbegriff sind Spinoza und Bruno verfallen, während sie das Ungereimte der *vis transiens* eben so richtig als Leibniz erkannten. Man kann hiebey S. 135. dieses Buchs vergleichen. Übrigens ist es ein starkes Zeichen des Misverstehens, wenn Iemand nicht einsieht, wie sich meine Theorie von Störungen und Selbsterhaltungen von der Annahme der *vis transiens* unterscheide.

zu unterwerfen. Die Folge vom Gebrauch dieses Vermögens ist die Auffindung der erwähnten Widersprüche; und die Folge dieser Auffindung, — ist zwar nicht ein Abweichen der gemeinen Erfahrung, der *ersten Auffassung gegebener Gegenstände,* von ihren bisherigen Bestimmungen, — aber sie ist eine sehr starke Reform der *Ueberzeugungen,* welche der *denkende* Mensch bey sich vestsetzt, und bey denen er sich beruhigt. Darum kann es Menschen geben, die Kants Schriften lange und viel gelesen haben, auch sich derselben nie ohne Ehrerbietung erinnern, — und dennoch nicht Kantianer sind. Iene aber mögen sich darüber erklären, ob der menschliche Geist etwan auch dann *nach* Kategorien denke, wenn er *über* die Kategorien denkt?*) Oder ob etwan die Verwöhnung, immer nur von Formen und Gesetzen des menschlichen Geistes und von Schranken des Erkenntniſsvermögens, zu reden, es endlich dahin bringe, *daſs man sich alle möglichen Ungereimtheiten gefallen lasse, sobald man das Gesetz einzusehen glaubt,*

---

*) Gerade indem Kant die Kategorien sammt Raum und Zeit als bloſse Formen unseres Erkenntniſsvermögens darstellte, machte er sie zum Gegenstande einer neuen, von ihnen *unabhängigen* Reflexion; wie sich schon in der Vorstellung von Dingen an sich zeigte, durch deren Ahndung selbst, jene Schranken überschritten wurden. Er unterlieſs aber, dasjenige Wissen zu entwickeln, welches eben aus der begonnenen Reflexion auf die Formen der Erfahrung hervorgehn muſs.

wornach der ungereimte Gedanke sich in unserm Kopfe befindet? — Woher uns Raum und Zeit, woher die Begriffe von Substanz und Ursache kommen: darüber glaube ich auch etwas zu wissen, und vielleicht selbst etwas mehr, als die Kantische Philosophie davon lehrt; aber diese psychologische Untersuchung hat bey mir nicht den geringsten Einfluſs auf die Frage, bey welchen Ueberzeugungen über jene Gegenstände, es sein Verbleiben und Bewenden haben könne und solle.

Vielmehr, ich bin der Meinung, daſs im speculativen, wie im moralischen, der Mensch, der in sich einkehrt, sich selbst und sein eignes Denken im Argen liegend antreffe; dergestalt, daſs es nothwendig werde, den Entschluſs zur Besserung zu fassen. Wer aber seine Verkehrheit liebgewinnt: — „wer Ein Laster liebt, der liebt die Laster alle;" — und wer Einen Widerspruch zuläſst, der lernt bald am sanftesten schlafen in ganzen Nestern von Ungereimtheiten. Auch ist kein Unterschied des Besseren und Schlechteren mehr wichtig; sobald man einmal die Sorge nicht kennt, sich gesunde Begriffe zu verschaffen. Sollen einmal die Knoten nicht aufgelös't werden, so ist es einerley an welche Stelle in dem ganzen Gewebe sie hingeschoben werden. In speculativer Hinsicht wenigstens gilt es dann gänzlich gleich, ob man mit Spinoza die Gottheit aus Denken und Ausdehnung zusammensetze, oder mit den Materialisten die Seele aus Atomen, oder mit Kant die Materie aus Repulsion und Attraction; ob man

den

den Ursprung der Erkenntniſs aus schwingenden Gehirnfibern, oder aus einer Selbstentwickelung der Seele, ob man den Ursprung des Bösen aus der Freyheit, oder aus dem Schicksale erkläre. Alle Glieder des Trilemma, welches der Veränderung entgegensteht, sind nun gleich gut; man mag nach auſsen wirkende Kräfte, oder Selbstbestimmungen, oder absolutes Werden, jedes nach Bequemlichkeit, auch eins neben dem andern, oder alles Dreyes mit einander annehmen. Soll eine Virtuosität in dieser Art erreicht werden, so sehe ich nicht, wie sich noch Iemand weigern kann, Herrn Schelling den ersten Platz einzuräumen; dieser ist der erste und einzige, welcher metaphysischen Unsinn mit wahrer poëtischer Freyheit zu mischen und zu formen weiſs; so daſs durch ihn die Philosophie in den Rang jenes berühmten Götheschen Mährchens von den goldschüttenden Irrlichtern und dem mächtigen Schatten des Riesen ist erhoben worden. — Weniger Genie, und mehr Nachbeterey, bey gleicher Unfähigkeit, das Denkbare vom Undenkbaren zu unterscheiden, sind schlechte Gründe, sich über jenen zu erheben.

Ich aber fühle bey solcher Schmach, in welche die Philosophie ist hinabgestürzt worden, mich doppelt berufen, empfängliche junge Männer unmittelbar in jene Zeit zu versetzen, da Metaphysik *ursprünglich* aus den Bedürfnissen denkender Männer sich erzeugte. Das Alterthum hat den Homer für die Erziehung; es hat den Heraklit, den Parmenides, den Platon für die philosophische Vorbildung. Nimmer werde ichs bereuen, als Erzieher und als Lehrer gleich beym ersten Beginnen meines Thuns, aus diesen Quellen geschöpft zu haben: nimmer aufhören, dahin die Bedürftigen zu verweisen. Das *nonum prematur in annum* ist an dem Plane zu dieser meiner Einleitung gerade erfüllt; ununterbrochene mündliche Vorträge haben manches daran modificirt; und noch jetzt würde ich mit Freuden jeden Wink zu Verbesserungen benutzen, falls sich Männer darüber äuſsern wollten, deren Rathschläge sich meine Achtung erwerben könnten. Von der öffentlichen Kritik so etwas zu *erwarten*, verbieten mir fast alle Erfahrungen dieser Art, die ich an meinen literarischen Versuchen, von den Anschauungsübungen bis zur Abhandlung über die Elementar-Attraction, gemacht habe. Im Begriff, noch einiges Nähere zur Auskunft über den Plan und die Hauptrücksichten dieser Einleitung hinzuzufügen, empfinde ich lebhaft, wie wohl es thut, daſs ein einzelner, würdiger Mann, zu dem ich reden könne, — daſs *Sie*, mein verehrtester Herr College! mir vor Augen schweben.

Kaum darf ich Ihnen sagen, daſs mir von jeher die Aufgabe, zur Philosophie vorzubereiten, als ein didaktisches Problem, didaktischen Regeln unterworfen, erschienen ist. Anfängern ohne Vorbereitung mein eignes System vorzutragen, reimte sich weder mit meinen Begriffen von Lehrkunst, noch mit meinem Respect von der ersten Empfänglichkeit jüngerer Zuhörer, noch endlich mit dem Gefühle, das mich antrieb, die Früchte meiner sorgfältigsten Nachforschungen nur denen mitzutheilen die mich verstehen könnten. Anfänger denselben Weg zu führen, den ich gekommen war, — sie so zu lehren wie ich gelernt hatte, — davor warnte mich ebenfalls, als vor der gemeinsten Verwöhnung, meine eigene didaktische Regel: es warnte mich überdies die Einsicht in das Armselige der Wolffischen Lehre, welche die eigentlichen Schwierigkeiten zudeckt ohne sie zu berühren; und in das Beschränkte der Kantischen und Fichtischen Vorstellungsarten, wodurch allen Untersuchungen von Anfang an die psychologische Richtung ertheilt wird, und dieselben allen den Täuschungen und Erschleichungen Preis gegeben werden, durch die man sich einbildet das Dunkel unseres Inneren in Begriffen von ursprünglicher Klarheit und Bestimmtheit auffassen zu können. Meine Absicht muſste seyn, die Hauptprobleme in ihrer einfachsten Gestalt zu zeigen: neuere Systeme konnten dazu schon ihrer Weitläuftigkeit wegen nicht taugen; denn wenn man dem Anfänger die Unrichtigkeit des ersten Grundgedankens gezeigt hat, so nützt es ihm wenig, noch durch das ganze Labyrinth der daraus entsprungenen, oder dahinein gemischten Irrthümer geführt zu werden. An die Alten hätte ich demnach mich gewiesen finden müssen, auch wenn nicht längst zuvor das ganz ähnliche pädagogische Problem, der früheren Iugend gesellschaftliche Verhältnisse in ihren einfachsten Elementen auf eine würdige und das Gemüth ansprechende Weise vorzuführen, mich die Kraft des Homer hätte erproben lassen; in dessen Gegend mich abermals umzusehn mir nahe genug gelegt war. Es kam also darauf an, die klärsten speculativen Hauptgedanken, welche zu nachmaligen Systemen den Keim enthalten, aus der ältesten Geschichte der Philosophie hervorzuziehn: das eigentlich Historische in Schatten zu stellen; und das bloſs Paradoxe, was die noch nicht durch feinere Physik geleitete Phantasie sich zur Ausschmückung erlaubt hatte, ganz abzustreifen: die Speculation selbst aber, als aus der Natur der Dinge friſch hervorgehend, zu verjüngen, und sie in solchem Schwunge darzustellen, daſs die einzelnen Gedanken sich *im Zusammenhange* (obschon nicht in systematischer Gebundenheit, die dem Anfänger nicht zusagt, vielmehr den Hauptvorträgen der Wissenschaft vorbehalten bleibt,) entwickeln möchten. Der freyeste Gebrauch des historischen Stoffes verstand sich dabey von selbst, und es muſste nicht bloſs erlaubt seyn, Neueres gelegentlich dem Alten beyzumischen, sondern auch Begriffe schärfer zu bestimmen, Untersuchungen vollständiger vorzutragen, endlich die Auflösung durch die Zweifel und Aufgaben, die Wahrheit durch den Irrthum durchschimmern zu lassen. Dieses letztre besonders habe ich erst spät und nach manchen Versuchen in seiner ganzen Wichtigkeit erkannt. Es giebt ein gewisses Maaſs, in welchem der Anfänger es verträgt, in Ungewiſsheiten sich zu bewegen; überschreitet man dieses, so entsteht nur zu leicht Verdruſs, und Mistrauen gegen den Lehrer und die Wissenschaft. Auf der andern Seite, ist das *Erzählen aus dem eignen System* beynahe gänzlich unstatthaft; der Zuhörer muſs aus den ihm schon bekannten Untersuchungen selbst vermuthen, daſs an *der* und keiner andern Stelle, als wohin der Vortrag von ferne zeigt, die Wahrheit liegen müsse. Dieser Umstand bindet denn allerdings die Einleitung zum Theil an das System des Lehrers; wiewohl immer noch ein groſser Theil übrig bleibt, der bey allen Systemen derselbe seyn sollte, und über welchen man sich einverstehen könnte, ohne zuvor die philosophischen Streitigkeiten selbst geendigt zu haben. — Sie sehen nun, Verehrtester, daſs die Untersuchungen des vierten Abschnittes eigentlich den Stamm dieser Einleitung gebildet haben; ein Stamm, der sich allerdings schöner und gröſser hätte ausbreiten können, wenn, der ersten Idee und den früheren Ausführungen gemäſs, den Vorbegriffen der praktischen Philosophie, als einem Erzeugniſs des Sokrates, und der Logik als einer Erfindung des Aristoteles, ihre historische Stelle geblieben wäre. Ungern, aber überzeugt von der Nothwendigkeit, habe ich hierin den anfänglichen Plan geändert. Das Ganze, am historischen Faden fortgeführt, wird zu weitläuftig; der mündliche Vortrag während eines halben Jahres dehnt die Glieder zu sehr auseinander; der Anfang wird zu schwer und das Ende zu leicht. Ueberdies verhehle ich nicht, daſs mein Selbstvertrauen mit den Iahren gewachsen ist, und daſs ich mir jetzo herausnehme, was ich mir früherhin versagen wollte, nämlich an die so sehr streitige, aber für mich schlechthin evidente, Zerlegung der Philosophie in die drey völlig verschiedenen Wissenschaften: Logik, Aesthetik, Metaphysik, die Zuhörer gleich von Anfang an zu gewöhnen: und sie dadurch gegen zahllose Irrthümer zu schützen, welche bloſs durch leidiges Verkennen dieses Unterschiedes in allen Systemen bisher entstanden sind. Es ist mir ziemlich einerley, ob ich die allgemeine Anerkennung dieses Unterschiedes noch erleben werde; ich weiſs daſs ich recht habe.

„Wie," werden Sie fragen, „kommt das so „unsäglich gemisbrauchte Kraftwort des Spinoza, *veram philosophiam me intelligere scio*, was „heut zu Tage Ieder sich zueignet, auch hier wie„der zum Vorschein? Und in dieser Einleitung, „welche versprach, die erste Empfänglichkeit jüngerer „Zuhörer zu respectiren? — Wenn die Principien „der praktischen Philosophie in die Aesthetik ver„wiesen werden, ist diese Behauptung weniger der „reifen Prüfung bedürftig, ist der Gegenstand minder „wichtig, und soll der Lehrer sich weniger scheuen, „*hierin* seine Zuhörer an seine individuelle Vor„stellungsart zu gewöhnen, als in speculativen Ge„genständen?"

Erlauben Sie mir, hierauf folgendes zu erwiedern: Erstlich hängen, zwar nicht die wahren

Principien der praktischen Philosophie, wohl aber die Streitigkeiten darüber, so sehr mit metaphysischen Fragen zusammen, daſs man denjenigen schon nicht unempfänglich für andre Ansichten jener Principien machen *kann*, dessen Geistesfreyheit man im Speculativen gehörig schont, — dessen Prüfungsgeist man auf die nachdrücklichste Weise aufregt. Ueberdies gehört der Gegenstand zwar zu den wichtigsten, aber nicht zu den schwersten; er gehört zu denen, wobey man es wohl versuchen darf, ob der Zuhörer durch die unmittelbare Evidenz dessen, was man ihm unverkünstelt und ohne captiöse Wendungen gerade vor die Augen stellt, werde getroffen werden. Auf keinen Fall kann sich die Einleitung, welche alle Haupttheile der Philosophie berühren soll, hiebey lange aufhalten; sie muſs kurz, und doch ins Innere dringend, die Grundgedanken der praktischen Philosophie anzeigen. Endlich aber — gesetzt, daſs ja mein Vortrag in diesem Puncte eines Gegengewichts bedürfte, um in seinem Kreise nicht nachtheilig zu wirken, — so ist ja dieses Gegengewicht in den besten Händen, worin es seyn kann; es ist in den Ihrigen! Ihr akademischer Beruf steht gerade hier mit dem meinigen unmittelbar in Berührung! Ihre Auctorität übertrifft die meinige, Ihre Gründe können nicht schlecht, das Maaſs aber und die Art, wie Sie beydes gegen mich gebrauchen werden, kann nicht anders als höchst vortrefflich und der Würde Ihrer Person ganz angemessen seyn. Auſserdem darf ich mir Ihre freundschaftli chen Erinnerungen über diese meine ganze Einleitung versprechen; und ich hoffe durch deren Aufnahme und Benutzung Ihnen darzuthun, daſs, wenn ich Anmaaſsung und Unverstand bald schweigend verachte, bald mit einigem Nachdruck abwehre, ich mich darum nicht im geringsten gegen wohlgemeinte Bemerkungen, vollends gegen überzeugende Gründe verschlieſse.

Königsberg, am 14. December 1812.

Inhalt.

Erster Abschnitt. Beschreibung der Philosophie; nebst der Erweckung des Zweifels, als des nothwendigen Anfangs des philosophischen Denkens.

Erstes Capitel. (§. 1—10.) Erste Bestimmungen und Eintheilungen.

Zweytes Capitel. (§. 11—13.) Hauptbedingungen des Philosophirens.

Drittes Capitel. (§. 14—16.) Vom Interesse der Philosophie.

Viertes Capitel (§. 17—21.) Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

Fünftes Capitel. (§. 22—33.) Höhere Skepsis.

Zweyter Abschnitt. Die Logik.

Erstes Capitel. (§. 34—51.) Von den Begriffen.
Zweytes Capitel. (§. 52—63.) Von den Urtheilen.
Drittes Capitel. (§. 64—71.) Von den Schlussen.

Dritter Abschnitt. Einleitung in die Ästhetik: besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel. (§. 72—78.) Von den Schwierigkeiten der Asthetik im Allgemeinen.

Zweytes Capitel (§. 79—85.) Aufzeigung der sittlichen Elemente.

Drittes Capitel. (§. 86 — 89) Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

Viertes Capitel. (§. 90 — 94.) Von den Künsten und den Kunstlehren.

Vierter Abschnitt. Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel. Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden Grundbegriffe.

§. 95. Anknüpfung an die Skepsis. — §. 96. Vorläufige Entscheidung — §. 97. Das Was der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. — §. 98. Raum-Erfüllung. — §. 99. Zeit-Erfüllung. — §. 100. Vom Unendlich-Groſsen in Raum und Zeit. — §. 101. Vom Dinge mit mehrern Merkmalen. — §. 102. Causalität und Veränderung —. §. 103. Idealismus.

Zweytes Capitel. Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

§. 104. Exposition des Trilemma. — §. 105. Stoſs. — § 106. Kraft, die nach auſsen wirkt. — §. 107 Selbstbestimmung, oder transscendentale Freyheit. — §. 108. Absolutes Werden. — §. 109. Schluſsbemerkung über das Trilemma. — §. 110. Beziehung des Trilemma auf die Frage vom Ursprunge der Erkenntniſs.

Drittes Capitel. Vom absoluten Seyn.

§. 111. Im Seyenden ist kein ursprünglicher innerer Wechsel. — §. 112. Streit zwischen der Speculation und Erfahrung. — §. 113. Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach. — §. 114. Über die Bestimmung des Seyenden durchs Denken. — §. 115. Dem Seyenden kommen weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zu — §. 116. Erwähnung des Parmenides und Spinoza. — §. 117. Gründe gegen die Bewegung. — §. 118. Gründe gegen das organische Leben. — §. 119. Atomen.

Viertes Capitel. Von den absoluten Qualitäten, oder den Platonischen Ideen.

§. 120. Erinnerung an die sittlichen und mathematischen Wahrheiten. — §. 121. Begriff der absoluten Qualitäten. — §. 122. Logische Eigenheit der absoluten Qualitäten. — §. 124. Hervorhebung des Guten unter den übrigen absoluten Qualitäten. — §. 124. Verfehlter Versuch, die Weltbildung zu erklären. — §. 125. Allgemeine Anmerkungen.

Fünftes Capitel. Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.

§. 116. Über die neuern Versuche, durch Kritik des Erkenntnißvermögens die Metaphysik zu verbessern. — §. 127. Besondere Rücksicht auf die Kantische Lehre. — §. 128. Kurze Bezeichnung des wahren Ganges der Metaphysik. — §. 129. Vorblick auf die allgemeine Metaphysik. — §. 130. Auf Psychologie. — §. 131. Auf Naturphilosophie. — §. 132. Auf Religionslehre.

Erster Abschnitt.

Beschreibung der Philosophie; nebst der Erweckung des Zweifels, als des nothwendigen Anfangs des philosophischen Denkens.

Erstes Capitel.

Erste Bestimmungen und Eintheilungen.

§. 1.

Die Philoſophie beſitzt nicht, gleich andern Wiſſenſchaften, einen beſondern Gegenſtand, mit dem *ſie* ſich ausſchlieſsend beſchäftigte: ihre Eigenthümlichkeit muſs alſo in der Art und Weiſe geſucht werden, wie sie jeden sich darbietenden Gegenſtand behandelt.

§. 2.

Von dem Philoſophiren, einer Thätigkeit unſeres Geiſtes, läſst sich am leichteſten das Merkmal auffaſſen, daſs es geſchehe, indem wir unſere Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand heften, die dabey entſtehenden Gedanken sammeln, und sie unter einander *vereinigen*. Das Letztere iſt um so mehr ein schweres, wenigſtens weitläuftiges Geſchäft, je mehr zuſammengeſetzt der Gegenſtand, den wir betrachten.

§. 3.

Es iſt aber hier nicht die Rede von demjenigen Aufmerken, wodurch die Auffaſſung eines *Gegebenen* befördert wird. Sondern beym Philosophiren wird der Gegenstand als bekannt vorausgesetzt, und heiſst eben darum ein *Begriff*. (Soviel als *Begriffenes*, und nicht zu verwechseln mit einem *Inbegriff* irgend einer Art.)

§. 4.

Wir ziehen hieraus die Erklärung der Philosophie. Sie ist Bearbeitung der Begriffe. Die Bearbeitung geschieht im Allgemeinen durch Sammlung und Vereinigung der über die Begriffe angestellten Betrachtungen. Bey der Vereinigung müssen sich die zufälligen Gedanken unterscheiden von den wesentlich zur Sache gehörigen, weil jene keine unzertrennliche Einheit mit diesen bilden können. Aber auch Unvollständigkeit der angestellten Betrachtungen muſs sich dadurch verrathen, daſs die Vereinigung in irgend einem Sinne mangelhaft bleibt.

§. 5.

Aus den Haupt-Arten der Bearbeitung der Begriffe ergeben sich die Haupttheile der Philosophie.

Der erste Erfolg der auf die Begriffe gewendeten Aufmerksamkeit besteht darin, daſs sie *klar*, und, wofern sie dazu geeignet sind, *deutlich* werden. Die Deutlichkeit besteht in der Unterscheidung der Merkmale eines Begriffs, sowie die Klarheit in der Unterscheidung mehrerer Begriffe unter einander. Deutliche Begriffe können die Form von *Urtheilen* annehmen, und die Vereinigung der Urtheile ergiebt *Schlüsse*. Hievon handelt die *Logik*; und sie selbst ist derjenige erste Theil der Philosophie, welcher die Deutlichkeit in Begriffen, und die daraus entspringende Zusammenstellung der letzteren, im allgemeinen betrachtet.

§. 6.

Allein die Auffassung der Welt, und unsrer selbst, führt manche Begriffe herbey, welche, je deutlicher sie gemacht werden, gerade um so weniger die gesuchte Vereinigung unserer Gedanken zulassen, vielmehr Zwiespalt anrichten in allen den Betrachtungen, worauf sie Einfluſs haben können. Oftmals bemüht man sich, dergleichen Begriffe in andern Wissenschaften gänzlich zu vermeiden; allein diese Bemühung ist vergeblich; und daher bleibt der Philosophie die wichtige Aufgabe, die Begriffe der erwähnten Art, so zu *verändern*, wie es durch die besondere Beschaffenheit eines jeden nothwendig gemacht wird. Bey der Veränderung wird etwas Neues hinzukommen, durch dessen Hülfe die vorige Schwierigkeit verschwindet. Dieses Neue kann man eine *Ergänzung* nennen. Demnach ist Ergänzung der Begriffe die zweyte Art der Bearbeitung der Begriffe. Die Wissenschaft hievon heiſst *Metaphysik*. Sie hängt, wie schon der Name anzeigt, wesentlich mit der Physik zusammen, insofern unter Physik ganz allgemein die Kenntniſs des Gegebenen verstanden werden mag. Denn zuerst muſs man sich aus dieser Kenntniſs des Gegebenen überzeugen, daſs die Begriffe der erwähnten Art wirklich daraus hervorgehen, und nicht etwan willkührlich ersonnen sind.

Die Thatsache nun, daſs solche Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird tiefer unten ausführlich nachgewiesen werden; und das Bedürfniſs dieser Nachweisung, mit der man vertraut seyn muſs, ehe man mit gutem Erfolge Metaphysik studiren kann, ist der Hauptgrund, weswegen den Vorträgen der Philosophie eine Einleitung vorangeschickt wird.

§. 7.

Die Hauptbegriffe der Metaphysik sind so allgemein, und die Berichtigung derselben von so entscheidendem Einfluſs auf alle Gegenstände des menschlichen Wissens, daſs erst dann die übrigen Begriffe von der Welt und von uns selbst gehörig bestimmt werden können, wenn zuvor jene Berichtigung vollbracht ist. Daher sieht man die Bearbeitung dieser übrigen Begriffe als etwas solches an, das auf die allgemeine Metaphysik folgen, und ihr gleichsam angehängt werden müsse, damit Niemand in den (zwar oft gemachten und erneuerten) vergeblichen Versuch verfalle, es für sich allein und ohne Vorbereitung hinstellen zu wollen. Auf diese Weise entsteht auſser der allgemeinen Metaphysik (mit dem alten Namen *Ontologie*) noch eine angewandte Metaphysik; die man nun weiter nach ihren Gegenständen in drey groſse Fächer zertheilt, nämlich in Psychologie, in Naturphilosophie, (sonst Kosmologie genannt) und in natürliche Theologie, oder philosophische Religionslehre.

§. 8.

Noch giebt es eine Classe von Begriffen, die mit den vorerwähnten darin übereinkommen, daſs bey ihnen das Denken nicht bey bloſser logischer Verdeutlichung still stehn kann; die sich aber dadurch unterscheiden, daſs sie nicht, gleich jenen, eine Veränderung nothwendig machen, wohl aber einen Zusatz in unserem Vorstellen herbeyführen, der in einem Urtheile des Beyfalls oder Misfallens besteht. Die Wissenschaft von solchen Begriffen heiſst *Ästhetik.* Mit der Kenntniſs des Gegebenen hängt sie ihrem Ursprunge nach nicht weiter zusammen, als in so fern wir dadurch *veranlaſst* werden, uns Begriffe vorzustellen, welche, ohne alle Rücksicht auf ihre Realität, den Beyfall oder das Misfallen erwecken. Angewandt aber auf das Gegebene geht die Aesthetik über in eine Reihe von *Kunstlehren;* welche man sämmtlich *praktische Wissenschaften* nennen kann, weil sie angeben, wie derjenige, der sich mit einem gewissen Gegenstande beschäfftigt, denselben behandeln soll, indem nicht das Misfallende, vielmehr das Gefallende soll erzeugt werden.

§. 9.

Die meisten dieser praktischen Wissenschaften kommen darin überein, daſs es der Willkühr überlassen bleibt, ob man sich ein Geschäfft mit dem Gegenstande machen wolle, oder nicht. Daher die bedingte Form der Vorschrift: *wenn* Iemand sich mit dieser Kunst befassen will, so soll er sie so und nicht anders treiben.

Allein es giebt eine unter den Kunstlehren, deren Vorschriften den Charakter der nothwendigen Befolgung *darum* an sich tragen, weil wir unwillkührlich und unaufhörlich den Gegenstand derselben darstellen. Dieser Gegenstand nämlich sind wir selbst; und die bezeichnete Kunstlehre ist die *Tugendlehre;* welche in Hinsicht unserer Aeuſserungen im Thun und Lassen, in die *Pflichtenlehre* übergeht.

§. 10.

Wie nun jeder Kunstlehre ein Theil der allgemeinen Aesthetik entspricht, der zu ihr die Vorbilder enthält: so auch stützt sich die Tugendlehre auf die ursprünglichen Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen, oder auf die *praktischen Ideen.* Es giebt deren mehrere, welche in Hinsicht ihrer Gewiſsheit von einander unabhängig sind, indem sich jede auf ein eignes Urtheil des Beyfalls oder Misfallens gründet. Eine darunter ist die Idee des *Rechts;* die aber, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, doch nur in Verbindung mit den übrigen zweckmäſsig kann betrachtet werden; weil die Vorschriften zu ihrer Befolgung unbrauchbar werden, so bald man sie abgesondert aufstellen will. Daher giebt es zwar eine philosophische Rechtslehre (gemeinhin *Naturrecht* genannt); aber aus der Reihe der abgesondert vorzutragenden Theile der Philosophie sollte sie verschwinden, und nur in der Mitte der gesammten *praktischen Philosophie* ihre Stelle behaupten. Mit dem letztern Namen bezeichnen wir denjenigen Theil sowohl der allgemeinen als angewandten Aesthetik, welcher die Bestimmungen des Löblichen und Schändlichen sammt den daraus entspringenden Vorschriften enthält.

Allgemeine Anmerkung zu diesem Capitel.

Es ist viel leichter, von den drey Theilen der Philosophie, der Logik, Metaphysik, Aesthetik, bestimmte Begriffe zu geben, als von der Philosophie selbst im Allgemeinen. Dies rührt daher, weil die Metaphysik zwar und die Aesthetik, durch die besondere Natur ihrer Gegenstände bezeichnet sind; das bloſs logische Denken aber auf eine groſse Menge von Gegenständen kann übertragen werden, die man gleichwohl gar nicht gewohnt ist in die *angewandte Logik* (wohin sie in philosophischer Hinsicht eigentlich gehören würden) hereinzuziehen: indem bey ihnen, gerade wie bey der Metaphysik und Aesthetik, das Eigenthümliche eines jeden vorzugsweise in Betracht kommt, wornach sie in verschiedene wissenschaftliche Fächer vertheilt werden. Am meisten Schwierigkeit macht die Mathematik, welche mit der Philosophie darin übereinkommt, daſs sie mit der Auffassung des Gegebenen sich nicht beschäfftigt; und welche dennoch vom Begriff der letztern soll ausgeschlossen werden. Iedoch, man hat sehr Ursache zu zweifeln, ob *der* Grund, welcher diese Ausschlieſsung bey der gegenwärtigen Lage der Wissenschaften rechtfertigen kann, der Mathematik wesentlich sey. Freylich sehen wir die Mathematiker nicht mit der Bedeutung der Begriffe, sondern mit Kunstgriffen zur Bestimmung der Gröſsen beschäfftigt; wir sehen sie sogar diejenigen Begriffe möglichst vermeiden, welche ihnen Schwierigkeit machen könnten. (Das unendlich Kleine, die unmöglichen Gröſsen; u. dgl.) Allein sollten einmal die Mittel der Gröſsenbestimmung durchgängig, (was an sehr vielen sich leicht zeigen läſst,) als ungesuchte Folgen aus den Begriffen selbst erkannt werden, so würde Nichts verhindern, daſs man die so gestaltete Mathematik als einen Theil der Philosophie betrachtete.

Zweytes Kapitel.

Hauptbedingungen des Philosophirens.

§. 11.

Man kann zwar über willkührlich gemachte Begriffe philosophiren. Aber da in den drey Wissenschaften, Logik, Metaphysik, Ästhetik, etwas erkannt werden soll: so behandelt man in denselben nur entweder gegebene, oder nothwendig erzeugte Begriffe. Diese muſs man demnach zu unterscheiden wissen von allem willkührlichen Denken, Annehmen, Meinen; von Vorurtheilen und Einbildungen.

§. 12.

Diejenigen Begriffe, oder Verbindungen von Begriffen, welche zu Anfangspunkten im Philosophiren dienen können, nennt man Principien. Folglich muſs ein Princip zwey Eigenschaften haben: erstlich, es muſs für sich vest stehen, oder ursprünglich gewiſs seyn; zweytens, (da dem Anfange das Nachfolgende entspricht) es muſs im Stande seyn, noch etwas anderes, auſser sich selbst, gewiſs zu machen.

Es ist aber hier die Rede von Principien der Erkenntniſs, nicht von Real-Principien, deren Erkenntniſs selbst erst als Folge in der Reihe des Denkens muſs betrachtet werden.

§. 13.

Die allgemeine Angabe der Art und Weise, aus Principien etwas abzuleiten, heiſst *Methode.* Die Methoden selbst sind wiederum allgemeine, und besondere. Iene lehrt die Logik; aber man reicht damit in der Metaphysik und Ästhetik eben so wenig aus, als in der Mathematik oder in irgend einer andern Wissenschaft. Vielmehr führt jede Art von Principien die ihr angemessene Art, eine abgeleitete Gewiſsheit zu gewinnen, selbst mit sich, und es muſs darauf eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit gerichtet werden.

Principien und Methoden also beziehen sich auf einander: und man lernt die einen durch die andern erst recht kennen. Beyde zusammengenommen sind die unentbehrlichsten Bedingungen des philosophischen Wissens.

Drittes Capitel.

Vom Interesse der Philosophie.

§. 14.

Wenn man das Mangelhafte seiner Begriffe von irgend einer Seite her wahrgenommen hat, — und wenn man hört, daſs dem Philosophen die gesammte Sinnenwelt nur für Erscheinung gelte, der aber ein Seyendes, und veststehende Gesetze des Geschehens zum Grunde liegen; daſs der Natur eine innerliche Erregbarkeit und Erregung, dem menschlichen Geiste entweder absolute Freyheit, oder eine eigne Art von Gesetzmäſsigkeit in der Entwickelung alles dessen, was ins Bewuſstseyn kommt, dem menschlichen Geschlechte eine fortschreitende Veredlung, sowohl der Individuen, als der Gesellschaften, die ins Unendliche gehn, und die Abkunft des Menschen vom höchsten Wesen immer herrlicher offenbaren müsse, vermöge philosophischer Nachforschungen zugeschrieben werde; wenn man daneben von den Aufregungen der Gemüther Kenntniſs nimmt, die im Disputiren über so wichtige Puncte entstanden sind: so wird man keinen Beweis mehr verlangen, daſs es für die Philosophie *interessante Gegenstände* gebe; und daſs ein starker Reiz vorhanden sey, in Hinsicht derselben das Gewisse vom Ungewissen sondern, oder wenigstens die Gründe der verschiedenen streitenden Systeme kennen und beurtheilen zu lernen.

§. 15.

In der That werden die Meisten zu der Philosophie dadurch hingezogen, daſs sie über irgend einen, ihnen wichtigen Gegenstand Aufschluſs von derselben erwarten. Allein das Interesse der einzelnen Gegenstände ist weder das einzige, noch das ersprieſslichste für das Studium. Wer die Philosophie von einer besondern Seite lieb gewonnen hat, dessen Untersuchungen werden einseitig, und um so mehr dem Irrthum ausgesetzt, je mehr er zu einem bestimmten Ziele hineilt, mit Vernachlässigung der Vorkenntnisse. Sehr selten ist dasjenige, was man am meisten zu wissen wünscht, zugleich das, was sich am ersten erforschen läſst.

Iemehr hingegen die *Form* der Untersuchung interessirt, um desto wachsamer wird die *richtige* Form des Denkens beobachtet, und um desto sicherer also die Bedingung der Erkenntniſs erfüllt.

§. 16.

Das formale Interesse der Philosophie ist zugleich dasjenige, welches auf die übrigen Studien am wohlthätigsten wirkt. Denn es läſst die Philosophie *als den Mittelpunkt* erblicken, in welchem sich alle übrigen Wissenschaften gleichsam begegnen, um sich unter einander zu verknüpfen. Hier ist der Zusammenhang der Grundbegriffe zu suchen, an deren jeden sich weiterhin eine ganze Masse des Wissens anschlieſst. Iedes Studium einer andern Wissenschaft ist in irgend einer Rücksicht mangelhaft, wenn es nicht auf Philosophie hinleitet; aber das Studium der Philosophie ist noch viel mangelhafter, wenn es das Interesse für andere Studien nicht begünstigt. Durch die Ahndung einer noch unbekannten Einheit alles Wissens, und durch ein lebhaftes Bestreben diese zu erkennen, pflegt philosophischer Geist sich zuerst anzukündigen; der freylich sich darum noch gar nicht auf sich selbst verlassen darf, indem vielmehr diese Geistesrichtung die Gefahr vielfältiger Irrthümer mit sich führt. Die Erläuterungen hiezu werden sich weiterhin von selbst ergeben.

Viertes Capitel.

Skepsis unter Voraussetzung der gemeinen Welt-Ansicht.

§. 17.

Die Einleitung in die Philosophie, wollte man sie in ihrer Art vollständig, und ohne Rücksicht auf zugemessene Zeit des Vortrags, ausführen, würde als Wissenschaft von den philosophischen Problemen können angesehen werden. Indessen wäre eine wissenschaftliche Vollständigkeit nicht zweckmäſsig, da der dogmatische Vortrag sogleich eintreten kann, nachdem zum Verstehen und freyen Überdenken desselben die Empfänglichkeit hinreichend bereitet ist. Hierin aber giebt es offenbar kein genaues Maaſs; sondern Versuche und Erfahrungen müssen den schicklichen Umfang der Einleitung bestimmen.

§. 18.

So nothwendig es ist, daſs in der Einleitung die Hauptfragen in ihrer ganzen Schärfe, folglich die Schwierigkeiten, worauf sie sich beziehen, mit ihrem ganzen Nachdruck fühlbar gemacht werden: so scheint dennoch aus verschiedentlich abgeänderten Versuchen hervorzugehn, daſs selbst die Aufstellung der Probleme noch einer Vorbereitung bedürfe, um nicht als gar zu schneidend, gar zu sehr die gewöhnliche Ansicht der Dinge umkehrend, anstöſsig zu werden, und dadurch die ruhige Stimmung, welche dem nachfolgenden Studium des Systems so unentbehrlich ist, vielmehr zu verderben als herbeyzuführen.

Die mildere Betrachtungsart nun, welche nicht geradezu das Ungereimte in der gemeinen Welt-Ansicht aufdeckt, und auf die Hinwegschaffung desselben aus unseren Begriffen dringt, — sondern fürs erste nur das für gewiſs gehaltene als ungewiſs darstellt, und das Schwankende unserer Meinungen fühlen läſst; dies ist die zweifelnde Überlegung, oder die *Skepsis*. Man kann sie in eine niedere und eine höhere eintheilen. Die niedere bezweifelt bloſs, daſs die Dinge so beschaffen seyen, wie sie uns erscheinen, in der Meinung nämlich, daſs sie statt dessen wohl anders beschaffen seyn möchten; die höhere aber macht selbst die Meinung wankend, daſs überhaupt etwas da sey, indem sie den Zusammenhang in unserer Vorstellungsart der Dinge völlig auflöſst, oder wenigstens für eine Zeitlang unsichtbar macht.

Übrigens aber muſs man sich schon hier einprägen, daſs die Einleitung in die Philosophie eine Gymnastik des Geistes ist, welche keinesweges in der Absicht angestellt wird, um an den Zweifel zu gewöhnen, und ihn zur herrschenden Gemüthsstimmung zu machen. Vielmehr soll derselbe durch das nachfolgende System beruhigt werden; und hiemit kehren eine Menge gewohnter Vorstellungsarten, nur in gewissen Puncten verändert und ergänzt, zurück; welche angefochten waren eben sowohl um den gemeinen, aber gesunden Verstand zu rechtfertigen, wo es möglich, als ihn zu berichtigen, wo es nöthig ist.

Da nun der Geist des Zweifels nicht herrschend werden soll, so wäre es übel angebracht, lange bey der Skepsis zu verweilen; und wohl gar die bestimmte Aufstellung der metaphysischen Hauptprobleme gleich darauf folgen zu lassen. Hingegen wird die Logik, nebst den Vorbetrachtungen zur praktischen Philosophie, zwischen jenes beydes in die Mitte gestellt, eine zweckmäſsige Abwechselung gewähren. —

§. 19.

Die niedere Skepsis mag mit ganz leichten Fragen beginnen. *)

Die Thiere haben Augen und Ohren, beynahe wie wir; werden sie aber auch eben so damit sehen und hören wie wir? Gesetzt, sie vernähmen den Schall und die Farbe anders wie wir, welche Wahrnehmung würde die rechte seyn?

Nicht einmal in die Empfindung eines andern Menschen kann man sich hineinversetzen. Bey den Worten *roth* und *blau; ſüſs* und *sauer:* denkt ein Jeder das, was Er empfindet: die Einstimmung in den Worten aber versichert uns nicht der Gleichheit in den Vorstellungen.

§. 20.

Ein und derselbe Mensch bemerkt Abweichungen in der Auffassung seines eigenen Sinnes, welche ihn mistrauisch machen müssen. Die nämliche Sache erscheint anders und anders, je nachdem man sie ansieht. Dieses gilt im sinnlichen, wie im geistigen. Neben oder nach gewissen Farben, Tönen, Speisen sogar und Gerüchen, machen andre einen ungewöhnlichen Eindruck; und nach unserer Laune finden wir die nämlichen Dinge bald lächerlich bald traurig.

Bey genauerer Überlegung können wir uns nicht verhehlen, daſs eine Menge von Umständen auf unsre Wahrnehmungen und Urtheile Einfluſs haben. Der Zustand der Sinne, das Medium der Empfindung, die räumliche Lage der Gegenstände, — die Nebengedanken welche wir einmiſchen — der Ton in welchem man uns anredet, die Wendungen des Geſprächs und der Darſtellung! Endlich der Unterſchied des Schlafs und Wachens. Wir träumen von Traum und Wachen: wer verſichert uns, daſs wir nicht jedesmal träumen, ſo oft wir behaupten zu wachen?

---

*) Der kundige Leser wird hier eine Benutzung der Zweifelsgründe des Aenesidemus erkennen, welche durch eine gewisse populäre Zusammenstellung besonders geeignet scheinen, als Proben der niedern Skepsis gebraucht zu werden.

§. 11.

Wir haben mehrere Sinne, jeder ſagt uns auf ſeine Weiſe, *was* die Objecte ſeyen. Hätten wir noch mehrere Sinne, ſo würde vielleicht die Summa dieſer Ausſagen noch gröſser werden; das nämliche Ding würde *für uns* mehr Eigenſchaften bekommen, ohne daſs darum in den wahren Eigenſchaften eine Vervielfältigung vorginge. Wie ſteht es denn um diejenige Vielheit der Eigenſchaften, die wir jetzo wahrnehmen? Kommt ſie dem Dinge wirklich zu? Und iſt etwa das Ding ſelbſt die Summa dieſer Eigenſchaften? — Wenn nicht: ſo fragt ſich, welcher Sinn denn wohl der innern Natur des Dinges am nächſten kommt? Ob es ein ſolches iſt, wie es ſchmeckt; oder ein ſolches, wie es klingt, oder ein ſolches, wie es ausſieht? — Offenbar hat hier kein Sinn einen Vorrang vor dem andern; und eben ihre *Menge* macht, daſs wir *Keinem* trauen können. —

Dieſe Zweifel zuſammengenommen erinnern uns, daſs wir ſchwerlich ein getreues Bild von dem *was* die Dinge ſind, durch unſre Sinne erlangen. Gleichwohl mögen die Körper im Raume auf irgend eine Weiſe geſtaltet, in der Zeit irgend welchen Veränderungen unterworfen, die Stoffe durch Kräfte ergriffen und behandelt, die Menſchen und Thiere von irgend welchen Wahrnehmungen und Geſinnungen erfüllt ſeyn, wenn wir ſchon eben ſo wenig wiſſen, *was* für Wahrnehmungen und Geſinnungen, als *was* für Kräfte, Stoffe, Veränderungen und Geſtalten. — Doch der Zweifel kann noch viel weiter vordringen.

Fünftes Capitel.

Höhere Skepsis.

§. 22.

Der Hauptgedanke ist hier, daſs wir wirklich gar nicht alles dasjenige wahrnehmen, was wir wahrzunehmen glaubten; daſs wir es also, wer weiſs auf welche Weise und mit welchem Rechte, unwillkührlich müssen hinzugedacht haben.

§. 23.

Wir glauben die Körper wahrzunehmen als ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke. Allein gesehen und gefühlt haben wir nur die Oberflächen; wie nun, wenn Nichts dahinter wäre? — Wollen wir das Innere aufbrechen, aufschneiden: so kommt eine neue Oberfläche zum Vorschein; und wieder eine neue, falls wir auch diese durchdringen wollten um ins Innere zu gelangen. Das *Solide* entzieht sich immer den Sinnen. Woher denn wissen wir von einem solchem?

Also nur Flächen hätten wir wahrgenommen. Auch dieses ist zuviel behauptet; weder Flächen noch auch nur Linien sind unsern Sinnen gegeben. Denn die Summe des Gefärbten welches wir sahen, oder die Summe des Widerstandes den wir fühlten, ist als bloſse Summe überall nichts Ausgedehntes, nichts Gestaltetes. (Hier mag man sich noch aus der Geometrie erinnern, daſs ein gegebenes *Quantum* Länge oder Fläche gar vielerley Gestalten haben kann; ganz ohne Gestalt aber ist es ein Abstractum, das sich nur verständlich machen läſst, indem man ihm irgend eine Gestalt *willkührlich leihet*.) Entfernungen müſsten wir wahrnehmen, um das Auſser-Einander *wahrnehmen* zu können. Aber die *leere* Entfernung ist nicht sichtbar, sie hat keine Farbe; hinwiederum den farbigten Stellen ist es nicht anzusehn, wie weit sie von einander entfernt sind. Man rücke zwey Körper näher oder ferner: das eigentlich Sichtbare an ihnen bleibt das nämliche.

§. 24.

Es ist leicht, ähnliche Betrachtungen auf die Zeit zu übertragen. Daſs zwey Töne einander schneller oder langsamer folgen: wie erfahren wir es? Die leere Zeit zwischen beyden ist nicht hörbar. Das Hörbare sind die Töne; aber niemand wird behaupten, daſs in dem Klange selbst die Distanz des einen vom andern vernommen werde; oder daſs die veränderte Distanz den Klang verändere. — Dasselbe gilt von allem, was wir in bestimmter Succession wahrzunehmen behaupten.

§. 25.

Zu den allerwichtigsten Bestimmungen der Dinge, welche wir als aus der Erfahrung erkannt allgemein annehmen, gehört die Aggregation ihrer Merkmale. Demselben Metall schreiben wir zu, daſs es schwer, dehnbar, klingend, glänzend sey. Hier ist es von neuem nöthig, die *Materie des Gegebenen* von dessen *Form* zu unterscheiden. Angenommen, es seyen zwey Metalle in der Erfahrung gegeben, so ist die Summe aller Merkmale von beyden Metallen die Materie des Gegebenen, die Vertheilung dieser Merkmale in zwey Gruppen aber die Form. Nun beruht auf der Gruppirung, oder auf der Form, ganz wesentlich die Auffaſsung des Dinges selbst. Wir würden z. B. weder Gold noch Silber erkennen, wenn die Erfahrung es unbestimmt lieſse, ob wir die specifische Schwere des Goldes mit der gelben, oder mit der weiſsen Farbe, ob wir den Klang des Silbers mit der weiſsen, oder mit der gelben Farbe zu Merkmalen eines Dinges verbunden denken sollten? Wir behaupten allerdings, die Beobachtung lehre, das specifisch Schwerere sey zugleich das Gelbe, das Klingendere sey zugleich das Weiſse. *Wie* lehrt sie denn dieses? — *Was* sie lehrt und giebt: das sind die einzelnen Merkmale selbst, und nichts anderes. Diese müſsen also die Nachweisung der Gruppirung in sich enthalten. Aber Niemand kann behaupten, man *fühle* mit der Schwere, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, dieses schwere zugleich für gelb zu halten; oder man *sehe* mit der gelben Farbe, und durch dieselbe, die Nothwendigkeit, das Gelbe für so und so schwer anzuerkennen. Eben so wenig weiset uns beym Silber der Klang auf die Farbe, oder die Farbe auf den Klang. Wie in diesem Beyspiele, so in Hinsicht aller Dinge mit einer Mehrheit von Merkmalen. Wir haben zwar die Merkmale, aber nicht ihre Vereinigung wahrgenommen. Wir behaupten dennoch eine Vereinigung, und zwar bestimmt diese und keine andre. Da sie nicht wahrgenommen ist, so muſs sie hinzugedacht seyn, wir wissen aber nicht wie noch mit welchem Rechte.

§. 26.

Hieher gehört auch die Ueberlegung, wiefern man aus der Erfahrung (z. B. durch physikalische Experimente) lernen könne, daſs gewissen Veränderungen gewisse *Ursachen* zugehören. Gesetzt, man nehme wahr, daſs auf das Anschlagen des Stahls an den Kiesel ein Funke *erfolge:* so hat man höchstens die *Zeitfolge* (und dies ist nach §. 24. schon zuviel eingeräumt,) aber nicht den *nothwendigen Zusammenhang* der Ursache mit der Wirkung wahrgenommen; nicht das *Eingreifen* des Wirkenden in das Leidende.

§. 27.

Vielweniger können die *zweckmäſsigen* Formen der Natur-Gegenstände sich der Frage entziehen, ob die Zweckmäſsigkeit wahrgenommen, oder hinzugedacht sey? — *Hier* ist es am leichtesten, sich an die Ansicht ernst-

lich

lich zu gewöhnen, die Formen seyen nur hinzugedacht; doch muſs man der Consequenz gemäſs über *diese* Formen nicht anders entscheiden, wie über die vorigen.

§ 28.

Alle unsre Vorstellungen schreiben wir Uns selbst zu; wir sehen sie an als in unserem Bewuſstseyn verbunden. Können wir denn wohl dieses Band wahrnehmen? — Die Vorstellungen selbst geben sich (wenigstens dem bey weitem gröſsten Theile nach) eben so wenig als Verbundene zu erkennen, wie die einzelnen Merkmale Eines Dinges auf ihre Aggregation hinweisen. Was aber die Vorstellung *Ich* anlangt, die wir an alles unser Vorgestelltes, *als an das Unsrige*, gleichsam *von auſsen anheften* können, um es dadurch, als ob es von Einem Gefäſse umfaſst wäre, anzusehen: von diesem Ich wird tiefer unten gezeigt werden, daſs es offenbare und vielfältige Widersprüche enthält; vorläufig kann man sehr leicht bemerken, daſs man nicht eigentlich wisse, *was* man vorstellt, indem man *sich* vorstellt; weil hier eine Menge von Zufälligkeiten abzusondern sind, nach deren Weglassung nichts deutliches übrig bleibt.

§. 29.

Man kann von dem Ursprunge der Formen unserer Vorstellungen allerley Meinungen fassen, und man hat sie gefaſst: aber die gerade und natürliche Folge aus dem Vorgetragenen ist der Zweifel, ob nicht die sämmtlichen Formen, welche wir für wahrgenommen hielten, und dennoch beym Durchsuchen des Wahrgenommenen nicht auffinden konnten, leere Einbildungen sind, von welchen sich loszumachen, der erste Schritt zur Weisheit sey? — In diesem Falle müssen wir bekennen, daſs die ganze Natur, ja unser eignes Selbst, zerstört vor uns liege, weil alle Merkmale, an welchen wir die Dinge und uns selbst erkannten, aus ihren Fugen gewichen sind.

Hofft man von diesem, in der That unerträglichen Zweifel sich zu befreyen: so muſs zu allererst das *Factum* wiederum vestgestellt werden, *daſs jene Formen wirklich wahrgenommen werden.* Eine viel spätere Frage ist, *wie* diese Wahrnehmung möglich sey? Jenes gehört in den Anfang der allgemeinen Metaphysik;*) das letztere in die Psychologie.

§. 30.

Die Skepsis, so wie sie bisher dargestellt worden, bezieht sich auf die Principien, indem sie zweifelt, ob veste Anfangspunkte unseres Wissens überall zu finden seyen. Man kann damit noch Betrachtungen verbinden, welche zweifelhaft machen, ob im Fall, daſs Principien wirklich vorhanden wären, sich Methoden für ein fortschreitendes Denken würden finden lassen.

Erstlich: Der leichteste, und vielfältig eingeschlagene Weg des fortschreitenden Denkens ist die Induction. Diese bildet allgemeine Sätze aus dem, was in vielen Erfahrungen sich gleichmäſsig wiederhohlt. Prüft man aber die Gewiſsheit und den Gehalt solcher allgemeinen Sätze: so sieht man sogleich, daſs sie entweder nichts mehr ausdrücken als nur die Summe der einzelnen Erfahrungen; und dann liefern sie höchstens eine bequeme Übersicht, aber keine neue Kenntniſs; oder daſs sie mehr enthalten sollen, als den abgekürzten Ausdruck der bestimmten Menge von Erfahrungen, denen sie abgewonnen wurden; und dann ist dieses Mehr eine offenbare *Erschleichung;* wofern nicht irgend ein neuer Rechtsgrund hinzukommt, durch allgemeine Erfahrungssätze die Summe der wirklich gemachten Erfahrungen zu überschreiten.

---

*) Man kann hiebey meine Hauptpuncte der Metaphysik, S. 17. 18. vergleichen.

§. 31.

Zweytens; ein Rechtsgrund zu einer Synthesis *a priori* scheint kaum denkbar. Denn was ein jedes Princip an Erkenntniſs und Gewiſsheit enthalten mag, das ist, so scheint es, *sein eigner Inhalt;* es läſst sich aber gar nicht absehen, wie diese Gewiſsheit, sich selbst überschreitend, eine andere und von ihr verschiedene ergeben sollte. Gesetzt, dies geschähe: so wäre das sich selbst überschreitende Wissen sich selbst nicht gleich; es wäre ein anderes *vor* dem Überschreiten, ein anderes *im* Überschreiten, ein anderes *nach* dem Überschreiten; es wäre also im Widerspruch mit sich selbst.

§. 32.

Das eben erhaltene Resultat, weit entfernt, die Hoffnungen der Philosophie niederzuschlagen, ergiebt vielmehr, in Verbindung mit dem im §. 29. erwähnten Factum den wahren und bestimmten Aufschluſs über die Möglichkeit der Metaphysik. Nämlich die Formen der Erfahrung sind wirklich gegeben; aber sie sind von der Art, daſs sie widersprechende Begriffe liefern. Indem diese Widersprüche im Denken verbessert werden, erweitert sich die Erkenntniſs; und die Methode besteht also zugleich in einer *Berichtigung* und einer *Ergänzung* der Principien. Die Beweise dessen, was hier historisch gesagt ist, können aber erst am Ende der Einleitung, und zum Theil erst in der Metaphysik selbst, ihren Platz finden. In der letztern ist auch die Erklärung von dem fortschreitenden Denken in der Mathematik zu suchen, welches groſsentheils durch die mannigfaltigen, in den Gröſsenbegriffen enthaltenen *Beziehungen* möglich wird.

§. 33.

Wenn aber Iemand aus den angegebenen Zweifeln keinen Ausweg findet, wenn er sie vielleicht nicht einmal vollständig durchschaut; oder endlich sie ganz ignorirt; so muſs dieses auf alles sein Denken, und auf seine ganze Ansicht von der Welt einen entscheidenden Einfluſs haben. Sogar auf das Praktische wird dieser Einfluſs sich erstrekken. Denn wer nichts gewiſs zu wissen glaubt, der getraut sich weder, die Dinge zu behandeln, die er dabey als bekannt voraussetzen müſste, noch die Grundsätze vestzustellen, nach denen er sie behandeln sollte. Das letztere jedoch ist, in Hinsicht der *ersten* Grundsätze, keine nothwendige Folge, sondern nur eine Schwachheit der Menschen. Denn die ästhetischen Urtheile, auf welchen die praktische Philosophie beruht, sind unabhängig, wie oben bemerkt (§. 8.), von jeder Realität irgend eines Gegenstandes; so daſs sie selbst mitten unter den allerstärksten metaphysischen Zweifeln mit einer unmittelbaren Gewiſsheit hervorleuchten.

Wer aber die Zweifel entweder nicht in ihrer Stärke kennt, oder wer sie überwunden hat, wird sich ein System der Philosophie zu bilden unternehmen können. Des angegebenen Unterschiedes wegen zerfallen die Systeme im Allgemeinen in *Empirismus* und *Rationalismus*, jene jenseits, diese diesseits des Zweifels, nämlich aus dem Standpuncte der Philosophie als Wissenschaft betrachtet.

Zweyter Abschnitt.

Die Logik. *)

Erstes Capitel.

Von den Begriffen.

§. 34.

Unsre sämmtlichen Gedanken lassen sich von zwey Seiten betrachten; theils als Thätigkeiten unseres Geistes, theils in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird. In letzterer Beziehung heiſsen sie *Begriffe*, welches Wort indem es das *Begriffene* bezeichnet, zu abstrahiren gebietet von der Art und Weise, wie wir den Gedanken empfangen, produciren, oder reproduciren mögen.

---

*) Einen ganz kurzen Umriſs der Logik, zur Andeutung der mir eigenthümlichen Ansichten, habe ich schon meinen Hauptpuncten der Metaphysik beygegeben. Allein das gegenwärtige Lehrbuch muſste alles in sich fassen, was zum vollständigen Leitfaden für meine Vorlesungen gehört. Zu ausführlicher Vertheidigung dessen, worin ich von andern abweiche, vollends der Auslassung unnützer Weitläuftigkeiten, die ich mir gestatte, ist hier so wenig Raum als in jenen Hauptpuncten. Hingegen die nöthigsten Erläuterungen über den sogenannten Satz des Widerspruchs, über die Schwierigkeit der Real-Erklärungen, und die systematischen Eintheilungen, etwas ausgeführtere Lehren von der Classification, und von den Kettenschlüssen, haben ihre Stelle hier gefunden, und meine vorige Darstellung der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen ist in der Anordnung

Unserm Geiste selbst schreiben wir *Verstand* zu, (als das Vermögen der Begriffe,) in so fern wir unabhängig von Gemüthsbewegungen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten verknüpfen. Daher pflegt man die Logik als Wissenschaft des Verstandes+ anzusehen. Allein man würde sich sehr irren, wenn man darum in der Logik nur das geringste von der Untersuchung erwarten wollte, nach welchen geistigen Gesetzen es geschehen könne, daſs wir uns im Denken nach der Beschaffenheit des Gedachten richten und vest bestimmen, und dadurch uns über das Spiel der Einfälle und Launen erheben. Diese wichtige, aber schwere Untersuchung muſs, wie alles, was die geistigen Ereignisse betrifft, der Psychologie vorbehalten bleiben, wo sie allein im rechten Zusammenhange kann angestellt werden. — In der Logik ist es noth-

---

verbessert worden. Es kann seyn, daſs Manchen mein Vortrag der Logik zu kurz scheint. Ohne der absichtlichen, nach meinen Ueberzeugungen unerlaſslichen Ausscheidung alles Psychologischen, folglich auch der, darin sich verwickelnden, sogenannten *angewandten Logik*, hier zu gedenken, erinnere ich bloſs, daſs erstlich, die von Vielen verachtete und verkürzte Syllogistik, von mir mit Sorgfalt behandelt wird, zweytens eine gröſsere Weitläuftigkeit den höchst nöthigen Vorbereitungen zur Metaphysik die Zeit rauben würde; drittens gerade die Logik unter allen Theilen der Philosophie am leichtesten aus Büchern kann studirt werden, unter denen ich nur die Werke von *Hoffbauer*, *Krug* und *Fries* hier nennen will.

+ Verstand! nicht Vernunft?

wendig, alles Psychologische zu ignoriren, weil hier lediglich diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten sollen nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zuläſst.

§. 35.

Die erste wichtige Folge aus diesen Erklärungen ist der Satz, daſs nicht zwey Begriffe vollkommen gleich seyn können, sondern jeder gleichsam nur in einem einzigen Exemplar vorhanden iſt. Denn zwey gleiche Begriffe würden sich in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird, nicht unterscheiden; sie würden sich also *als Begriffe* überhaupt nicht unterscheiden. Dagegen kann das Denken eines und desselben Begriffes vielmal wiederhohlt, bey sehr verschiedenen Gelegenheiten erzeugt und hervorgerufen, von unzähligen Vernunftwesen vorgenommen werden, ohne daſs der Begriff hiedurch vervielfältigt würde.

§. 36.

Mehrere Begriffe können aber zum Theil gleich seyn, wenn nur jeder auch etwas eigenthümliches und von dem andern abweichendes besitzt. Alsdann entspringen verschiedene merkwürdige Verhältnisse, welche diesem ersten Capitel der Logik zum Gegenstande dienen.

Erstlich: das Gleiche der mehrern Begriffe ist selbst als Begriff zu betrachten, und in so fern nur Eins. Dieser Eine Begriff findet sich nun in jedem der mehrern als *gemeinschaftliches Merkmal;* und die mehrern Begriffe stehen zu ihm im Verhältnisse der *Unterordnung*.

Zweytens: das Ungleiche, als solches, bildet einen *Gegensatz*, indem von dem Eigenthümlichen eines jeden, verglichen mit dem des andern, zu sagen ist, dieses sey nicht jenes, und jenes nicht dieses.

Wir wollen das Verhältniſs des Gegensatzes zuerst in Betracht ziehen, und genauer bestimmen.

§. 37.

Der eben erklärte Gegensatz ist bloſse Verschiedenheit, oder Nicht Einerleyheit. Man muſs aber als ein merkwürdiges Factum hier erwähnen, daſs unter sehr vielen Begriffen sich ein solcher Gegensatz findet, wobey die Verschiedenen unvereinbar sind. Der Cirkel und das Rothe sind nicht einerley, indessen kann das Rothe gar wohl in Cirkelgestalt erscheinen; hingegen der Cirkel und das Viereck sind unvereinbar, indem der eine Gedanke den andern aufhebt.

Zwey unvereinbare Begriffe bilden nicht bloſs eine Summe, sondern auch einen Contrast. Sie *nöthigen* zur Vergleichung, eben weil sie einander das Gedacht-Werden streitig machen, dagegen bey den bloſs verschiedenen ihr Zusammenkommen im Denken unbemerkt bleiben kann.

§. 38.

Die bloſs verschiedenen sind *disparate* Begriffe; die unvereinbaren, deren aber jeder unabhängig vom andern gedacht werden kann, stehn in *conträrem* Gegensatz. Die disparaten sowohl als conträren ergeben noch den *contradictorischen* Gegensatz, zwischen *a* und *non a*, *b* und *non b*; indem von *a* und *b* gesagt wird, jedes sey nicht das andere. Beym contradictorischen Gegensatz kann *non a* nicht ohne Voraussetzung des *a* gedacht werden. Derselbe Gegensatz hat immer nur zwey Glieder; der conträre hingegen läſst mehrere *in Einer Reihe* zu, d. h. solche, die, wegen eines gemeinschaftlichen höheren Begriffs zu diesem in einerley Verhältniſs der Unterordnung stehen.

§. 39.

Entgegengesetztes ist nicht einerley. Diese Formel heiſst der Satz des Widerspruchs. Der *Satz* erhält seinen Sinn durch die vorausgesetzte Kenntniſs der Gegensätze; er selbst lehrt nichts neues. Er ist oft unrichtig so ausgedrückt worden, als ob er sich auf Dinge als solche, wohl gar mit Einmischung von Zeitbedingungen bezöge; während er bloſs Begriffe als solche betrifft. Zu merken ist nur, daſs zu einem Widerspruche genaue Identität des einander Widersprechenden erfordert wird. Denn sonst können sich Entgegengesetzte auf mancherley Weise beysammen finden. Sollten sie aber Eins und dasselbe seyn, so daſs auf die Frage: *was* oder *welcherley* ist dies Eine? geantwortet werden müſste, es ist *solches* und auch ein *anderes*, folglich *nicht solches*, — also *solches* und *nicht solches einerley*, nämlich die eine Bestimmung des Was jenes Einen, — alsdann ist der Widerspruch vorhanden. Und allerdings findet dieser Fall bey mehreren höchst wichtigen Begriffen statt, deren Widersprechendes der gemeinen Aufmerksamkeit entgeht. Schon die Mehrheit disparater Begriffe kann einen Widerspruch da hervorbringen, wo die Natur der Sache eine strenge Einheit (die keine Vielheit in sich schlieſse) erfordert. Hingegen wo es erlaubt ist, die Einheit einer Summe anzunehmen, da kann diese Summe ein solches und ein anderes *enthalten*, und der gemeine Sprachgebrauch wird dies oft so ausdrücken: dieses Ding *ist* ein solches und auch ein anderes, z. B. dies Kleid ist roth und blau; diese Speise ist süſs und sauer; dieses Ereigniſs ist zugleich erfreulich und traurig. Hier bewirkt selbst der conträre Gegensatz keinen Widerspruch. Es kommt also alles auf die Art der Einheit an, welche gefordert wird.

§. 40.

Für das Verhältniſs der Unterordnung hat die Logik eine Menge von Kunstworten. Inhalt und Umfang; Gattung und Art; höhere und niedere Begriffe, jene enthalten *in* diesen, diese *unter* jenen; Abstraction und Determination; Subordination und Coordination. Der Inhalt eines Begriffs ist die Summe seiner Merkmale; der Umfang, die Menge der andern Begriffe, worin jener als Merkmal vorkommt;

dergestalt, daſs der Inhalt wächst wie der Umfang abnimmt, und rückwärts. Setzt man der Gattung, dem höheren Begriffe, *Ein* Merkmal zu, so kommt man durch Determination zur *nächsten* Art; rückwärts durch Abstraction zur nächsten Gattung. Coordinirte Begriffe sind einem höhern auf gleiche Weise subordinirt.

§. 41.

Die Angabe des Inhalts eines Begriffs, indem sie ihn in seine Merkmale zugleich zerlegt und daraus zusammen setzt, ist seine Definition. Er wird dadurch *verdeutlicht*, (man sehe die Erklärung der Logik gleich im Anfange dieses Buchs); und zwar nicht bloſs durch Heraushebung einzelner Merkmale, die sich am leichtesten erkennen lassen (welches übrigens oft ein vortreffliches Hülfsmittel ist, wo man nicht auf einmal vollständige Deutlichkeit erreichen kann): sondern durch Angabe solcher Merkmale, welche zusammengenommen dem Inhalte gleich sind.

Hat nun ein Begriff mehr als zwey Merkmale: so scheint etwas willkührliches darin zu liegen, ob man ihn in alle einfachen Merkmale auflösen, und deren Summe angeben, oder wieviele der Merkmale man als Einen Begriff zusammennehmen will, um aus solchen schon zusammengesetzten Begriffen den noch mehr zusammengesetzten zu bestimmen. Oft entscheidet hierüber die Sprache, indem sie gerade für eine gewiſse Zusammenfaſsung von Merkmalen einen völlig verständlichen Ausdruck darbietet. Kommt es darauf an, ein gewiſses Verhältniſs der Unterordnung bemerklich zu machen, so richtet sich darnach die Definition. So wird die systematische Stelle eines Begriffs am besten durch *genus proximum* und *differentiam specificam* ausgedrückt. Überhaupt muſs hierbey die Absicht der Definition zu Rathe gezogen werden, indem die Richtung der Aufmerksamkeit von derjenigen Zerlegung des Begriffs abhängt, welche die Definition bezeichnet.

§. 42.

Zu dem wichtigsten, was über die Definitionen gesagt werden kann, gehört die Unterscheidung der Nominal- und Real-Definitionen. Die erstern erklären den Sinn eines Wortes, sie lassen aber zweifelhaft, ob ein solches Wort mit solchem Sinn überall einen wissenschaftlichen Werth habe, oder ob es bloſs in den willkührlichen oder doch individuellen Gedanken dessen seinen Sitz habe, der das Wort in diesem Sinne gebraucht. Aber die Real-Definitionen entwickeln die Merkmale eines *gültigen* Begriffs, (nicht nothwendig eines solchen, der etwas Reales bezeichnet, — von einem Logarithmus giebt es eben so wohl eine Real-Definition im Gegensatz der nominalen, als von einem Hebel.) Die Gültigkeit eines Begriffs besteht darin, daſs er aus irgend einer Erkenntniſsquelle entsprungen sey, also in einem nothwendigen Denken, das entweder unwillkührlich sich aufdringt (in der Auffassung des Gegebenen), oder das wenigstens zu irgend einem Zwecke, der als solcher anerkannt wird, unentbehrlich ist. Hätte aber etwan der, welcher die Definition giebt, allein diesen Zweck, oder rühmte er sich einer besondern Auffassung des Gegebenen, die niemand sonst in sich wiederfände, so würde er auch seine Definition für sich allein behalten müssen.

Der vielfältige Gebrauch, welchen besonders diejenigen philosophischen Schriftsteller, die mehr im Anordnen fremder Gedanken, als im Erfinden stark sind, von Definitionen machen, nöthigt den Leser zur höchsten Wachsamkeit, daſs ihm nicht Wort-Erklärungen ins Gedächtniſs geprägt werden, mit der Anmuthung, denselben reale Bedeutung ohne allen Grund zuzugestehn. Es ist unglaublich, wie viele Irrthümer, wie viele übermüthige Einbildungen dadurch sind verbreitet worden und noch verbreitet werden. Ächte Real-Definitionen sind so schwer zu erreichen, daſs man sie da gar nicht erwarten darf, wo die Definitionen massenweise gespendet werden. Wer wirklich bis zu den Erkenntniſsquellen zurückgegangen, und wem es gelungen ist, von dort aus die *Deduction* eines Begriffs zu vollführen: der hat kaum das Bedürfniſs, den nunmehr völlig bekannten Gedanken auch noch in die Form einer Definition zu bringen; wenigstens ist dies mehr ein Bedürfniſs der Mittheilung als der eigenen Überzeugung.

Übrigens mögen Anfänger immerhin in dem Entwerfen von Nominal-Definitionen sich üben. Sie werden dadurch das deutliche Bewuſstseyn dessen was sie eigentlich meinen, nebst einem bestimmten Ausdrucke für dasselbe, — nur aber nicht *neue* und *bessere* Einsichten, als sie schon hatten, — gewinnen; und sie dürfen nie vergessen, daſs, nachdem die Nominal-Definition gefunden ist, nun gerade die Prüfung bevorstehe, ob der Begriff Gültigkeit habe oder keine.

§. 43.

Die Angabe des Umfangs eines Begriffs, vermittelst einer Reihe ihm untergeordneter Begriffe, ist die *Eintheilung* desselben. Sie erfordert einen *Eintheilungsgrund* (fundamentum divisionis). Nämlich die *specifischen Differenzen*, welche man als determinirende Merkmale (§. 40.) dem einzutheilenden Begriffe zusetzt, um in seinen Umfang herabzusteigen, müssen eine Reihe bilden (§. 38. am Ende) d. h. sie müssen ein gemeinschaftliches Merkmal haben. Dieses Merkmal ist der Eintheilungsgrund, oder dasjenige, worauf die Aufmerksamkeit fortdauernd gerichtet bleiben muſs, während man die Theilungsglieder angiebt.

Hieraus folgt, daſs jede Eintheilung eine frühere, die des Theilungsgrundes, voraussetzt; und da dieses nicht ins Unendliche gehn kann, daſs man sich irgend einmal mit einer minder vollkommenen Eintheilung werde begnügen müssen, nämlich mit einer solchen, bey der kein Theilungsgrund mehr angegeben werden kann.

Ein Beyspiel, aus welchem sich leicht eine allgemeine Formel abziehen läſst, wird dies klar machen.

Man könnte die Metalle eintheilen nach ihrer Schwere; und die Schwere gäbe demnach hier den Theilungsgrund. Um das zu vermögen, muſs zuvor sie selbst eingetheilt seyn, nach ihren verschiedenen Graden, welche eine Reihe bilden, deren gemeinschaftliches Merkmal sie selbst ist. Diese vorausgesetzte Eintheilung der Schwere hat nun noch einen Theilungsgrund, nämlich den Begriff des Grades, oder der intensiven Gröſse. Aber die intensive Gröſse ist wiederum eingetheilt mit Hülfe der Zahlbegriffe; und so besitzt also auch diese zweyte vorauszusetzende Eintheilung noch einen Theilungsgrund in dem Begriffe der Zahl überhaupt. Die Zahlen selbst bilden eine Reihe unter dem Begriff der Zahl; schwerlich aber wird Iemand den Ausdruck gebrauchen, die Zahl werde eingetheilt in Eins, Zwey, Drey, Vier, u. s. w. Denn hier läſst sich kein Theilungsgrund mehr angeben. Wollte man sagen, es sey der Begriff des Mehr oder Minder, so ist gerade dieses die eigentliche Bedeutung des Zahlbegriffs selbst; und es ist hier eine ursprüngliche Reihe, welche dem von ihr abstrahirten Begriffe erst Sinn und Bedeutung giebt; indem niemand wissen würde, was *Zahl* sey, wenn er nicht zuvor wüſste, was Eins, Zwey, Drey, Vier ist. Dieses Begriffes Inhalt beruhet demnach auf seinem Umfange. —

§. 44.

Sehr häufig lassen sich mehrere Theilungsgründe für einen Begriff auffinden; indem mehr als eine Reihe specifischer Differenzen ihm zur Determination kann zugesetzt werden. Alsdenn scheint eine Willkühr zu entstehen in der Wahl des Theilungsgrundes. In Abhandlungen, die nicht die äuſserste systematische Strenge erfordern, wählt man den Theilungsgrund, welcher am zweckmäſsigsten befunden wird. Aber in strengen Systemen, wo gar keine Willkühr in dem Fortschritt des Denkens sichtbar seyn darf, muſs der Theilungsgrund gerechtfertigt werden, wo nicht vorher, doch nachher. Das heiſst, es muſs bewiesen werden, man habe mit dem eingetheilten Begriffe, gerade diese und keine andre Reihe von specifischen Differenzen an diesem Orte zu verknüpfen gehabt.

§. 43.

Zu diesem schweren Geschäffte kommt noch ein anderes. Es darf kein Zweifel übrig bleiben, daſs die Reihe der specifischen Differenzen vollständig sey, denn die Eintheilung soll den *ganzen* Umfang des Begriffs angeben. Bey einer ganz bekannten, wie die der Zahlen, oder der Winkel, ist hierin keine Schwierigkeit; bey andern Reihen wird sie um so gröſser.

Hier hilft man sich manchmal mit eine Kette von *dichotomischen* Eintheilungen, die nach dem, stets vollständigen, contradictorischen Gegensatz gebildet werden. Z. B. *A* ist entweder *a* oder nicht *a*; *A*, welches nicht *a*, ist entweder *b* oder nicht *b*; *A*, welches nicht *b*, ist entweder *c* oder nicht *c*. Faſst man diese Eintheilungen zusammen: so kommt heraus: *A* ist entweder *a* oder *b* oder *c* oder nicht *c*. Hier enthält das letzte negative Glied das Bekenntniſs, man müsse eine leere Stelle offen lassen, weil man die Vollständigkeit der Theilung nicht verbürgen könne. Überdies aber erschwert man sich auf diesem Wege das Geschäfft noch dadurch, daſs man eine Menge von Theilungsgründen einführt, deren jeder die Frage nach seiner Zweckmäſsigkeit aufregt.

Dennoch ist zuweilen diese Methode die einzige brauchbare. Sie führt nämlich in dem Falle zum Ziele, wenn man das letzte negative Glied mit Zuziehung anderer Kenntnisse in ein positives verwandeln kann. Im obigen Beyspiele, wenn man weiſs: *A*, welches nicht *c*, ist allemal *d*.

§. 46.

Das mindeste, was von einer irgend brauchbaren Eintheilung gefordert wird, ist reiner Gegensatz ihrer Glieder. Durch diesen kann sie wenigstens einen Theil des Umfangs eines Begriffs klar vor Augen legen, und dadurch leistet sie einen ähnlichen Dienst, als die Hervorhebung einzelner Merkmale in Fällen, wo die Definition Schwierigkeiten findet. Man weise also den Gegensatz *je zweyer* Glieder *einzeln* nach, falls man sich nicht getrauet, auf einmal den Theilungsgrund und die ihm zugehörige Reihe der Differenzen vetszustellen.

§. 47.

Die Willkühr im Aufraffen der ersten besten Theilungsgründe, und die Sorglosigkeit im Nachweisen der Vollständigkeit der Glieder, hat die philosophischen Schriften eben so sehr und eben so schädlich von Eintheilungen überfüllt als von Definitionen. Die angewandten Theile der Philosophie, wo der Natur der Sache nach die Eintheilungen häufig seyn müssen, weil hier ein weitläuftiges Detail durch Begriffe soll beherrscht werden, erfordern zu ihrer gehörigen, (nicht populären) Bearbeitung, daſs man zuvor alle dabey vorkommenden Begriffs-Reihen aus den Erkenntniſsquellen deducirt, und die Nothwendigkeit, sie unter einander zu verflechten, nachgewiesen habe. — Um aber dieses zu vollführen, reicht eine bloſse Eintheilung selten hin; vielmehr entsteht ein Gewebe von Begriffen, welches sich in mehrere Eintheilungen, und zwar auf mancherley Weise auflösen läſst.

§. 48.

Es seyen gegeben (durch Deduction oder in der Erfahrung) die Begriffs-Reihen

$$\begin{array}{llll} A, & B, & C, & D, \ldots \quad = p \\ \alpha, & \beta, & \gamma, & \delta, \ldots \quad = q \\ a, & b, & c, & d, \ldots \quad = r \\ & \text{etc.} & & \qquad \text{etc.} \end{array}$$

welche Reihen unter einander verflochten werden sollen, dergestalt, daſs auf alle mögliche Weise mit jedem Gliede aus einer Reihe Ein Glied aus jeder andern Reihe verbunden; und aus den verbundenen Gliedern, als den Merkmalen, ein zusammengesetzter Begriff gebildet werde. Dieses ergiebt Begriffe wie

$$\begin{array}{lllllll} A\alpha a & A\beta a & \text{etc.} & B\alpha a & B\beta a & \text{etc.} & \text{etc.} \\ A\alpha b & A\beta b & & B\alpha b & B\beta b & & \\ A\alpha c & A\beta c & & B\alpha c & B\beta c & & \\ \text{etc.} & \text{etc.} & & \text{etc.} & \text{etc.} & & \end{array}$$

deren vollständige Aufstellung durch diejenige combinatorische Operation erhalten wird, welche man *Variiren* nennt. Um sogleich ein Beyspiel zu haben, nehme man die grammatischen Flexionsbegriffe, es sey der Declination oder der Conjugation. Für ein Adjectivum würde die Reihe A, B, C, . . . anzusehen seyn als die Reihe der Begriffe *masculinum*, *femininum*, *neutrum*; und *p*, als der allgemeine Name dieser Reihe, wäre der Begriff des *genus*; eben so bedeutete *q* die Reihe des *numerus*, nämlich *α* den Singularis, *β* den Pluralis, oder wenn man will, den Dualis, und alsdann noch *γ* den Pluralis; desgleichen *r* die Reihe der *casus*, also *a* den Nominativ, *b* den Genitiv u. s. w. Bey der Declination des Adjectivs verflechten sich diese Begriffsreihen auf die vorbeschriebene Art.

§. 49.

Gesetzt nun, man habe schon die aus jenen Reihen zusammengesetzten Begriffe vor sich liegen, so kommt es darauf an, sie zu ordnen, oder zu classificiren; welches durch mehrere Eintheilungen geschehn wird, die aber auf mehr als eine Weise können gebildet werden. Nach der Anordnung des vorigen §. fielen sie so aus: Iedes Glied der Reihe *p* wird eingetheilt mit Hülfe der Glieder der Reihe *q*; die entstandenen Begriffe werden weiter eingetheilt

theilt mit Hülfe der Reihe r; und falls es noch eine Reihe s oder mehrere gäbe, so würden sie eine nach der andern zur weitern Eintheilung gezogen werden.

Allein die Folge der Reihen $p, q, r, s, \ldots$ ist hiebey im Allgemeinen nicht bestimmt. Wie vielemal man diese Folge verändern kann, so viele neue Stellungen bekommt das System der zusammengehörigen Eintheilungen. Die Combinationslehre giebt die *Versetzungszahl* für $p, q, r, s \ldots$ Die beste Folge unter den mehrern möglichen ist in der Regel die, wobey *die* Reihe, welche die wenigsten Glieder hat, voransteht, und die übrigen gemäſs der wachsenden Anzahl ihrer Glieder nachfolgen. Denn alsdann werden die Eintheilungen so ausfallen, daſs jeder höhere Begriff die gröſste mögliche Anzahl von niederen unter sich fasse, wodurch die Bequemlichkeit der Übersicht so groſs als möglich wird.

§. 50.

Auf die vorstehende Theorie der verschiedenen möglichen Classificationen wird noch mehr Licht fallen, wenn man das Gegenstück der Lehre von den Eintheilungen, nämlich die von der *Unterordnung* eines gegebenen Begriffs unter seine höheren, genauer erwägt. Wie wir nämlich vorhin fragten nach dem Umfange eines Begriffs, so fragen wir jetzo nach denen Begriffen, in deren Umfange er selbst liegt.

Der gegebene Begriff habe n Merkmale. Läſst man davon eins weg: so entsteht ein höherer Begriff, in dessen Umfange er liegt. Läſst man noch eins weg: so entsteht ein noch höherer Begriff u. s. f., bis nur *ein* Merkmal übrig bleibt, welches keine weitere Abstraction zuläſst.

Allein man kann auf n verschiedene Weise ein Merkmal weglassen; die es giebt die Anzahl von n nächst höheren Begriffen, welchen der gegebene sich unterordnen läſst. Die Combinationslehre weiset weiter nach, wie viele Begriffe sich auf jeder höhern Stufe finden werden.

Zuletzt bleiben wieder *n* höchste Begriffe, von deren jedem herab eine fortgesetzte Eintheilung laufen könnte, um den gegebenen aufzunehmen.

§. 51.

Wegen des unter den Begriffen so häufigen, fortlaufenden conträren Gegensatzes, vermöge dessen sie Reihen bilden, wird man sehr gewöhnlich finden, daſs jedes Merkmal eines gegebenen Begriffs nur ein Glied einer solchen Reihe sey; ferner, daſs die übrigen Glieder dieser Reihen sich ebenfalls zu ähnlichen zusammengesetzten Begriffen verbinden, wie der gegebene war. Durch diese Betrachtung erreicht man die Übersicht über das System von Begriffen, wozu der gegebene gehört; desgleichen die Kenntniſs seiner Stelle in demselben. So schafft ein einziges flectirtes Wort den Überblick über die ganze Flexion; eine einzige Pflanze weiset auf die ganze Botanik, ein einziges Mineral auf die ganze Mineralogie. Ohne diese Umsicht lassen sich beschränkte Vorstellungsarten kaum vermeiden.

Das wichtigste aber ist, daſs man sich gewöhne, nicht jede wissenschaftliche Abhandlung in die Form einer Eintheilung zwängen zu wollen. Ein Gegenstand, in welchem sich mehrere Begriffs-Reihen durchkreuzen, kann nicht ohne Nachweisung derselben, deutlich gemacht, und nicht ohne Anzeige aller möglichen Verbindungen dieser Reihen vollständig beleuchtet werden. Für die fernere Darstellung im freyen Vortrage ist jedoch das combinatorische Schema beschwerlich; darum mag man, nachdem jene Angaben geleistet sind, für die nöthigen Erläuterungen ein leichteres Fachwerk gebrauchen.

Zweytes Capitel.

Von den Urtheilen.

§. 52.

Da die Logik in ihrem ersten Capitel nicht von den Begriffen als einzeln stehenden, sondern schon von dem Zusammenhange derselben nach Umfang und Inhalt gehandelt hat: so kann sie nicht im zweyten Capitel noch einmal von diesem Zusammenhange handeln wollen, der jetzt als etwas fertiges und bestehendes bekannt ist. Allein es ist ein Unterschied zwischen demjenigen Gefüge, was den Begriffen als solchen zukommt, und zwischen dem *Entstehen* dieses Gefüges im Denken. Formen dieses Entstehens lassen sich auffinden, wenn man annimmt, ein paar Begriffe begegnen einander im Denken, und es komme nun darauf an, ob sie eine Verbindung eingehn werden, oder nicht. In diesem Schweben bilden sie zuvörderst eine *Frage;* die Entscheidung derselben wird ein *Urtheil* ergeben.

Das Denken aber ist hier nur das Mittel, gleichsam das Vehikel, um die Begriffe zusammenzuführen; auf sie selbst kommt es an, ob sie zu einander passen werden, oder nicht. Daher muſs auch hier die Logik von aller Einmischung des Psychologischen entfernt gehalten werden.

Noch ist zu bemerken, daſs, um die Untersuchung allgemein genug zu fassen, anfangs ganz unbestimmt gelassen werden muſs, in welcher Form die Begriffe selbst erscheinen mögen. Sie können in ihrem Ausdrucke noch die Spur ihres Entstehens aus der Zusammenfügung ihrer Merkmale an sich tragen, ohne daſs dieses die Beschaffenheit der jetzt entspringenden Urtheile weiter als im Ausdrucke veränderte.

§. 53.

Damit die Frage, als solche, genauer bestimmt werden könne, muſs man vor allem ihr *Subject* und *Prädi-*

cat unterscheiden. Nämlich das Unternehmen der Verknüpfung zweyer Begriffe läſst sich als ein zwiefaches betrachten, in so fern einer dem andern, und der andere jenem soll verknüpft werden. Nun ist zwar gewiſs, daſs, wenn die Verknüpfung von der einen Seite gelingt, sie auch von der andern vorhanden seyn wird; und es gehört dies wesentlich zu den logischen Betrachtungen, (es entspringt daraus die Lehre von den Umkehrungen). Allein der Einfachheit wegen muſs zuerst die einſeitige Verknüpfungsart genauer erwogen werden, bey welcher ein Begriff angesehen wird, als derjenige, *welchem* der andre, letzterer hingegen als der *welcher* jenem zu verknüpfen sey. Zwischen beyden ist alsdann der Unterſchied, daſs jener vorausgesetzt wird, indem dieser zu ihm hinzutritt; daſs also jener als der zuerst aufgestellte, dieser nur als der an jenen anzuknüpfende erscheint. Jener heiſst Subject, dieser Prädicat.

Ob nun gleich das Subject unabhängig von seinem Prädicate ist aufgestellt worden, so wäre es doch nicht Subject, sondern nur ein Begriff schlechthin, wenn es nicht irgend ein Prädicat erwartete.

Das Subject ist demnach Subject für irgend ein Prädicat; das Prädicat ist Prädicat für ein bestimmtes Subject.

Hieraus folgen sogleich noch zwey wichtige Sätze. Das Subject kann unbeschränkt aufgestellt werden; hingegen *der Begriff, welcher zum Prädicate dient, wird als solcher allemal in beschränktem Sinne gedacht, nämlich nur in so fern er an das bestimmte Subject soll angeknüpft werden.*

Ferner: Ohne Voraussetzung des Subjects würde an kein Prädicat, noch an die Verbindung desselben mit jenem gedacht werden; aber auch *der Begriff, welcher zum Subjecte dient, wird als solcher keinesweges absolut, sondern hypothetisch*, nämlich in Erwartung irgend eines

Prädicats, und zum Behuf der Anknüpfung desselben *aufgestellt; und hiedurch wird schon die Frage, vollends das Urtheil, allemal hypothetisch.*

Das Urtheil, *A* ist *B*, und eben so die Frage: Ist *A* wol *B*? enthält keinesweges die gewöhnlich hinzugedachte, aber ganz fremdartige, Behauptung, daſs *A* sey; denn von *A* für sich allein, und von seinem Daseyn, seiner Gültigkeit ist da keine Rede, wo man seiner bloſs deshalb erwähnt, um die mögliche Anknüpfung eines Prädicats an dasselbe zu untersuchen. Das Urtheil: der viereckigte Cirkel ist unmöglich, schlieſst gewiſs nicht den Gedanken in sich, der viereckigte Cirkel sey vorhanden; sondern es bedeutet, *wenn* ein viereckigter Cirkel gedacht wird, so muſs der Begriff der Unmöglichkeit hinzugedacht werden.

§. 54.

Das bisherige beruht bloſs auf dem besondern Gebrauche, welchen man von Begriffen macht, indem man sie in die *Relation* des Subjects und Prädicats bringt; es ist daher der Frage und dem Urtheile gemein. Das nachfolgende beruht dagegen auf der Eigenthümlichkeit des Urtheils, als der Entscheidung der Frage.

Diese Entscheidung geschieht ohne Zweifel durch *Ia* oder *Nein*. Man kann daher die Urtheile überall nicht in Betracht ziehn, ohne sie sogleich einzutheilen in bejahende und verneinende. Diese Eintheilung (nach der sogenannten *Qualität*) ist die einzige den Urtheilen wesentliche; alle übrigen müssen als zufällige derselben nachgesetzt werden.

§. 55.

Bejahende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind *allgemein* bejahend; verneinende Urtheile, wenn keine weitere Bestimmung hinzukommt, sind *besonders* verneinend.

1) Die Bejahung, ohne weitere Bestimmung, verknüpft einen Begriff dem andern Begriff. Hat dieser andre Begriff einen Umfang, so wird das angeknüpfte Merkmal ihm für diesen ganzen Umfang zukommen, d. h. das Urtheil wird allgemein seyn.

Sollte dieses nicht gelten: so müſste der Begriff, welchem ein Prädicat beygelegt wurde, nicht für seinen ganzen Umfang derselbe seyn, welches widersinnig ist.

2) Die Verneinung, ohne weitere Bestimmung, trennt einen Begriff von dem andern Begriff, d. h. von dessen Inhalte. Aber daraus, daſs jener nicht zu den Merkmalen von diesem soll gezählt werden, folgt gar nicht, daſs ein solches Merkmal dem letztern nicht könnte zur Determination beygegeben werden, wann es darauf ankommt, in dessen Umfang hinabzusteigen, und einen niedrigern Begriff aus beyden zu bilden. Folglich ist die Verneinung keine Ausschlieſsung vom ganzen Umfange des Begriffs, d. h. sie ist nicht allgemein, sondern particulär.

§. 56.

Man kann dennoch, durch Zusetzung oder Auffassung näherer Bestimmungen, ein bejahendes Urtheil particulär, ein verneinendes allgemein machen.

1) Das besonders bejahende Urtheil, einige *A* sind *B*, hat zum Subject eigentlich nicht schlechtweg den Begriff *A*, sondern statt dessen ist ein Theil aus dem Umfange des Begriffs *A* herausgehoben worden. Gewöhnlich wird dieser Theil nicht genauer begränzt; man kann aber auch die Gröſsenschätzung, *viele, wenige, die meisten, die wenigsten*, oder eine Zahlbestimmung, *zehn, hundert* u. d. gl. hinzufügen. — Gleichwohl wird *A* als das Subject angesehen, und nur in so fern ist das Urtheil besonders bejahend.

2) Das allgemein verneinende Urtheil, kein *A* ist *B*, besitzt nur dann die strengste Allgemeinheit, wenn der Begriff *A* es undenkbar macht, *B* mit ihm zu vereinigen.

Diese Undenkbarkeit ist conträrer oder contradictorischer Gegensatz (§. 37.) Also kommt die nähere Bestimmung durch diesen Gegensatz hinzu; und sie kann sogar als ein positives Merkmal von *A* betrachtet werden.

§. 57.

Die allgemein bejahenden Urtheile, und die besonders verneinenden, nach der einfachsten Betrachtungsart (§. 54.) und die allgemein verneinenden im strengen Sinn (§. 56.) sind von der Beschaffenheit, daſs sie gefället werden ohne Rücksicht auf ihre Quantität (den Unterschied der Allgemeinheit und Particularität): daſs aber, während die Entscheidung der Frage bloſs von der Überlegung der Begriffe nach ihrem Inhalte, abhing, sich die Bestimmung der Quantität von selbst einfinden muſste.

Von dieser Betrachtungsart verschieden, ist eine andre, welche sich aus dem Umfange der Begriffe erhebt, und zufolge einer *Induction* (§. 30.) dasjenige mehr oder weniger allgemein ausspricht, was zuvor in einer Menge von besondern Urtheilen vestgesetzt war. Allein in dieſem Falle ist gar nicht dem *Begriffe*, der die Stelle des Subjects einnimmt, ein Prädicat beygelegt worden, sondern das *Wort* für diesen Begriff verhüllt nur die Vielheit der, in jenem Begriffe, als ihrem gemeinsamen Merkmale, sich begegnenden Subjecte, welchen allen das nämliche Prädicat zugedacht war. Viele Subjecte aber ergeben eben so viele Urtheile; und in die ganze Menge derselben muſs der verkürzte Ausdruck, der sie andeutete, seinem wahren Sinne nach wieder aufgelöſst werden. Die logische Theorie darf unter dergleichen Verkürzungen nicht leiden.

§. 58.

Die nach Quantität und Qualität verschiedenen Urtheile lassen sich auf mancherley Weise zusammenstellen; und sie bekommen gewisse Bestimmungen in der Zusammenstellung, welche ihnen einzeln genommen nicht beygelegt werden könnten.

1) Das besonders verneinende Urtheil ist das contradictorische Gegentheil des allgemein bejahenden (bey gleichem Subject und Prädicat); welches schon aus §. 55. unmittelbar erhellet. Nämlich jene Urtheilsformen entspringen, indem dieselbe Frage durch Ia oder Nein entschieden wird. Vermöge dieses Gegensatzes nun wird, durch Aufhebung des einen der erwähnten Urtheile, das andre *logisch nothwendig.*

2) Zwischen den besonders bejahenden und allgemein verneinenden Urtheilen findet scheinbar dasselbe Verhältniſs statt. Allein hierin liegt ein Irrthum, den die Verwechselung der durch Induction erhaltenen, mit den strengen allgemein verneinenden Urtheilen veranlaſst.*) Die Aufhebung der letztern, oder die Läugnung eines contraren Gegensatzes zwischen Subject und Prädicat, entscheidet keinesweges, daſs es Fälle gebe, worin dem Subject das Prädicat wirklich zukomme; sie steigt überhaupt nicht in den Umfang des Subjects hinab. Das entgegenstehende besonders bejahende Urtheil wird daher nicht logisch nothwendig, sondern *logisch möglich.*

Die Aufhebung des besonders bejahenden Urtheils erreicht auch nicht die strenge Allgemeinheit des entgegenstehenden verneinenden. Denn man kann alles das, was in dem Umfang eines Begriffs sich wirklich findet, oder sich in ihm positiv bestimmen läſst, durchsucht haben, und man hat dennoch keinesweges den möglichen Umfang des Begriffs ermessen. Dazu würde die Nachweisung gehören, es könnten auſser den bekannten Determinationen dieses Begriffs gar keine mehr gedacht werden. Man müſste also das besonders bejahende Urtheil nicht bloſs der Wirklichkeit, sondern der Möglichkeit nach aufheben,

---

*) Man findet diesen Irrthum unter andern bey *Kiesewetters* und in meinen eignen Hauptpunkten der Logik, daher ich ihn um so mehr berichtigen muſs.

und alsdann freylich hätte man, wie schon gezeigt, das contradictorische Gegentheil des gegenüberstehenden allgemein verneinenden durch die Aufhebung getroffen, und damit das letztere nothwendig gemacht.

Die hier gewonnenen Bestimmungen der Nothwendigkeit und der Möglichkeit der Urtheile, zeigen, daſs beydes relativ ist. Und offenbar lassen sich Nothwendigkeit und Möglichkeit gar nicht anders denken, als durch Vergleichung des vorliegenden mit seinem Gegentheil. Noth beruht auf Zwang, auf Widerstand, auf Unmöglichkeit des Gegentheils. Möglichkeit wird erkannt durch den Mangel des Zwanges; aber die Auffassung dieses Mangels setzt die Vorstellung von dem Zwange voraus.

3) Die Nebensätze, durch zwey besondere Urtheile von verschiedener Qualität, desgleichen der conträre Gegensatz der allgemeinen Verneinung und Bejahung, werden kaum einer besondern Erwähnung bedürfen.

§. 59.

Wir können jetzt eine Betrachtung des §. 53. wieder aufnehmen, nach welcher das Urtheil als einseitige Verbindung zweyer Begriffe gewiſs noch eine rücklaufende Verbindung, eine *Umkehrung*, mit sich führen muſs, durch welche das, seiner Natur nach wechselseitige, Zusammenhängen zweyer Elemente, erst vollständig wird vor Augen gelegt werden.

Hier nun dringt sich gleich Anfangs auf, daſs, wo keine Verbindung von der einen Seite, da auch keine von der andern seyn werde. In der That lassen sich die besonders verneinenden Urtheile gar nicht umkehren. Diese nämlich sind es eigentlich, worin schlechtweg die Verbindung zweyer Begriffe abgewiesen wird. (Man sehe §. 55.) Hier bekümmern sich gleichsam Subject und Prädicat nicht um einander. Hingegen bey den allgemein verneinenden bilden sie einen conträren Gegensatz; (§. 56.) der für ein wirkliches zwischen ihnen bestehendes Verhältniſs gelten muſs. Solcher Gegensatz ergiebt die gleich vollkommene Verneinung des einen durch das andre, und des anderen durch das erste; (§. 37. 38.) Daher sind vermöge desselben Subject und Prädicat mit einander gegenseitig gleich unvereinbar; und das Urtheil kann unbeschränkt *(simpliciter)* umgekehrt werden.

In Hinsicht der bejahenden Urtheile muſs man sich an den Satz erinnern, daſs in jedem Urtheile das Prädicat in beschränktem Sinne zu nehmen ist. (§. 53.) Daraus folgt: daſs keine Bejahung, auch nicht die allgemeine, von dem ganzen Umfange des Prädicats etwas aussage; und deshalb muſs in der Umkehrung eine Beschränkung der Quantität hinzugefügt werden. Dies heiſst *conversio per accidens.* Sie darf auch bey den besonders bejahenden Sätzen nicht vernachläſsigt werden; denn auch hier wird die Quantität in der Umkehrung eine andre als sie zuvor war; obgleich dies wegen der Unbestimmtheit des Ausdrucks oft unbemerkt bleibt. Z. B.: der Satz: *Viele Menschen sind gesund,* heiſst nicht umgekehrt: *viele Gesunde sind Menschen,* sondern, *einige Gesunde sind Menschen*; denn die Gröſsenschätzung beruht hier bald auf der Vergleichung mit allen Menschen, bald mit allen lebenden Wesen, daher sie sehr verschieden ausfällt.

Die Logiker nennen noch eine *Conversio per contrapositionem: A* ist *B*; also, *was nicht B, das* ist nicht *A.* Dabey wird aber nicht bloſs umgekehrt, sondern ein neuer Begriff eingeführt: der von irgend einem unbestimmt zu denkenden *X, welches* nicht *B* sey. Und so kommt ein Syllogism heraus, der in das folgende Capitel gehört:

A ist *B,*
X ist nicht *B,*
Also *X* ist nicht *A.*

Die Conversion wird übrigens zu den *unmittelbaren Schlüssen* gerechnet; deren man noch vier andre aufzählt, *ad aequipollentem (propositionem); ad subalternantem;*

ad contradictoriam; ad contrariam. Die ersten beyden sind Tautologien; die letztern verstehen sich von selbst aus der bekannten Bestimmung der Gegensätze. Indessen ist der Schluſs *ad contradictoriam* wegen des Gebrauchs in der Metaphysik zu bemerken.*).

§. 60.

Das bisherige hängt gar nicht ab von der Form, unter welcher Subject und Prädicat, d. h. das Vorausgesetzte und das Angeknüpfte, in dem Urtheile erscheinen. Man kann daher diese Form auf verschiedene Weise abändern. Sehr gewöhnlich stellen sich Subject und Prädicat unmittelbar als Begriffe dar; und alsdann wird die Verbindung beyder durch das Wörtchen *ist,* die *copula,* entweder wirklich ausgedrückt, oder man kann doch den Ausdruck auf sie zurückführen. Allein in andern, ebenfalls häufigen Fällen, werden Subject und Prädicat, als noch nicht fertige, sondern erst zu bildende Begriffe, selbst in der Form von Urtheilen dargestellt. Alsdann erscheint in der Sprachform keine *copula;* statt deren aber eine oder zwey Bezeichnungen, wodurch das Subject als das Vorausgesetzte (*antecedens*), das Prädicat als das Anzuknüpfende, (mit einem zweydeutigen Namen *consequens,* während oftmals vielmehr jenes aus diesem folgt) kenntlich wird. Die deutsche Sprache hat dafür die Wörter *wenn* und *so;* und in den Logiken findet man für das so zusammengesetzte Urtheil den Namen des hypothetischen, während jenes erstere mit der *copula* die Benennung des kategorischen führt. Die Namen könnte man lassen, wenn nicht die ganze unzureichende Behandlung in der Lehre von den mittelbaren Schlüssen, das durchgreifende Miſsverständniſs verriethe. (Daher wird z. B. gewöhnlich die dritte Figur der hypothetischen Schlüsse vergessen, wovon tiefer unten.)

---

*) Es beruht darauf die von mir aufgestellte Methode der Beziehungen, welche zu wiederhohlten malen von der Unrichtigkeit eines Gedankens auf die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils schlieſst.

Die angegebne Abänderung der Form läſst sich noch weiter treiben. Statt der Formel:

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*:

kann die mehr zusammengesetzte vorkommen,

Angenommen, daſs, wenn *A*, *B* sey, dann *C*, *D* sey: so wird, wenn *E*, *F* ist, dann *G*, *H* seyn.

Man übersieht leicht, daſs man auf ähnliche Weise zu noch mehr zusammengesetzten Formen, sogar ohne Ende, fortschreiten könnte, wenn die Beschwerlichkeit derselben nicht den Gebrauch verhinderte. Immer aber bleibt der Unterschied des Subjects und Prädicats, oder, welches völlig dasselbe ist, des *antecedens* und *consequens*, unverändert; und hiemit bestehen alle die Lehren, welche in §. 53 — 58 sind vorgetragen worden, in ihrer Allgemeinheit und Anwendbarkeit.

§. 61.

Noch ist eine besondere verkürzte Form zu bemerken, in welcher man mehrere zusammengehörige hypothetische Urtheile von negativer Qualität befassen kann; in dem Falle nämlich, wo entgegengesetzte Begriffe in einer Reihe (§. 38.) vorkommen. Eine solche Reihe kann sich im Subject, sie kann sich im Prädicat befinden. Man nehme die im conträren Gegensatze fortlaufenden Begriffe *a*, *b*, *c*, ... und eigne ihnen das Prädicat *M*, oder sie dem Subjecte *M* zu. Im ersten Falle kann man sie durch *Und* verbinden.

a und *b* und *c* sind *M*,
Rosen und Nelken und Tulpen sind Blumen,

aber auch durch *Oder:*

Entweder Du oder Er oder Sie haben das gethan.

Im zweyten Falle lassen sie sich nur durch *Oder* verbinden, weil nicht dem nämlichen Subjecte die unvereinbaren Begriffe, zusammen und ohne Unterscheidung, zu Merkmalen dienen können.

> Rosen sind entweder roth oder weiſs oder gelb u. s. f.

Während nun die erste der drey Formen sich ganz leicht in die einfachen Sätze: *a* ist *M*, *b* ist *M*, *c* ist *M*, zerlegt: bedürfen die zweyte und dritte etwas mehr Weitläufigkeit:

a ist *M*, wenn weder *b* noch *c*, *M* sind,
b ist *M*, wenn weder *a* noch *c*, *M* sind,
c ist *M*, wenn weder *a* noch *b*, *M* sind,

Ferner:

M ist *a*, wenn es nicht *b* noch *c* ist,
M ist *b*, wenn es nicht *a* noch *c* ist,
M ist *c*, wenn es nicht *a* noch *b* ist,

Es versteht sich aus der Natur des conträren Gegensatzes, daſs diese Urtheile nur dann sicher sind, (im Allgemeinen nämlich) wenn die Reihe, welche zum Grunde liegt, vollständig ist; und daſs unter dieser Voraussetzung noch eine Menge Abänderungen vorkommen können, z. B. für eine Reihe *a*, *b*, *c*, *d*:

> Wenn *M* weder *a* noch *b*, so ist es entweder *c* oder *d*, u. s. w.

Was nun immer die hypothetischen, aus einer solchen Reihe entspringenden Urtheile, mühsamer ausdrücken würden, das erleichtert die Sprache, indem sie die *disjunctive* Form des Entweder, Oder, herbeybringt.

Die logischen Verhältnisse der disjunctiven Urtheile aber stützen sich gänzlich, theils auf die Natur des conträren Gegensatzes, theils auf die der hypothetischen Urtheile, das heiſst, der Urtheile überhaupt.

§. 62.

Endlich mag noch die bekannte, Kantische Tafel der Urtheilformen ihren Platz hier finden.

Die Urtheile sind:

nach der Quantität,
allgemeine,
besondere,
einzelne.

nach der Qualität,
bejahende,
verneinende.
unendliche.

nach der Relation,
kategorische,
hypothetische,
disjunctive.

nach der Modalität.
problematische,
assertorische,
apodiktische.

Von den einzelnen Sätzen sagen die Logiker, sie seyen den allgemeinen gleich zu achten, nämlich weil sie keine unbestimmte Beschränkung der Quantität zulassen. Allein man sollte wohl hier genauer unterscheiden. Das Gesagte gilt bey einem bestimmten Subject, z. B. *der Vesuv speyt Feuer;* aber es gilt nicht, wenn mit Hülfe des unbestimmten Artikels die Bedeutung eines allgemeinen Ausdrucks auf irgend ein Individuum beschränkt wird; z, B. *ein Mensch hat das erfunden.*

Unendliche Urtheile sollen solche seyn, die eine verneinende Bestimmung bey sich führen, ohne selbst verneinend zu seyn.*)

Problematische, assertorische, apodiktische Sätze sollen Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit ausdrücken.

---

*) Reimarus in seiner Logik nennt S. 177. *propositiones infinitas, ex parte subiecti vel praedicati.*

Übrigens ist die Bedeutung der Worte schon früher erklärt. Und was über die Tafel zu sagen wäre, ergiebt sich aus der aufgestellten Theorie, und bedarf hier keiner Wiederhohlung noch weitern Auseinandersetzung.

§. 63.

Am Schlusse der Lehre von den Urtheilen ist noch nöthig eines bisher wenig oder gar nicht bemerkten Falles zu gedenken, welchen eine gebildete Sprache nur in seltenen Fällen deutlich hervortreten läſst, der aber nichts destoweniger vorkommt; indem er sowohl in dem natürlichen Gedankengange psychologisch gegründet ist, als auch rein logisch sich aus den Verhältnissen der Begriffe entwickeln läſst. Dies letztre hier zu leisten, ist um so mehr unerlaſslich, weil darauf ein wesentlicher Theil der Einsicht in die Natur der Syllogismen beruht. Übrigens hat der Gegenstand selbst auf Metaphysik eine wichtige Beziehung.

Oben (§. 53.) ist der Satz aufgestellt, daſs in jedem Urtheil das Prädicat nur in beschränktem Sinne vorkomme, nämlich in Beziehung auf sein Subject; welches sich auch durch die *conversio per accidens* verräth. (§. 59) In der That, bey dem Satze: *das Wasser verdunstet,* denkt man an Verdunsten nur in sofern dies Merkmal im Begriff des Wassers vorkommt; man denkt nicht an wohlriechende Dünste u. s. w.

Diese Beschränkung des Prädicats richtet sich ganz nach dem Subject; sie muſs mit ihm wachsen und abnehmen. Setzt man im obigen Beyspiele statt, *Wasser,* vielmehr *heiſses Wasser,* oder noch bestimmter *kochendes Wasser,* so verengt sich die Bedeutung des Prädicats. Setzt man Flüssigkeit überhaupt statt Wasser, so wächst die Sphäre, innerhalb deren die Verdunstung gedacht wird. Sie wächst bis zur Formel $A = A$; das Verdunstende verdunstet; allein selbst darüber hinaus kann die Form der Aufstellung des Prädicats noch ihr Beschränkendes verlieren, wenn man das Subject noch mehr erweitert; einige Materien, einige Dinge, irgend Etwas verdunstet.

Die freye Stellung des Prädicats im Urtheile muſs ihr Maximum erreichen, wenn der Inhalt des Subject-Begriffes verschwindet. Im Beyspiele; wenn gar nicht angegeben wird, was das Verdunstende sey. In diesem Falle scheint nun das Urtheil ganz zerstört, weil sein wesentlicher Bestandtheil, das Subject, nicht vorhanden ist. Und allerdings kann kein gewöhnliches Urtheil mehr übrig, es muſs aber etwas anderes an dessen Platz getreten seyn, da die Bedeutung des Prädicats bis zu diesem Punkte nicht ab sondern vielmehr zugenommen hat.

Das Prädicat nämlich wird jetzt unbeschränkt, unbedingt aufgestellt. Nicht als ein Begriff, der an einen andern solle angelehnt werden, wie zuvor, da es noch ein Subject hatte; auch nicht als ob es einen andern Begriff erwartete, welchem es selbst zur Stütze dienen sollte; sonst müſste es die Stelle des Subjects einnehmen. Die vorige Form der Aufstellung mag bleiben; es mag zum Zeichen derselben eine *copula* vorhanden seyn; so kann diese jetzt nichts anders bezeichnen, als: dieser Begriff hat nichts, woran er als Prädicat sich anlehne; nichts was seine Bedeutung beschränkte: er steht für sich allein und selbstständig da.

Dieses nun ist der Aufschluſs über die Verwandschaft schaft der *copula* mit dem Begriff des *Seyn*. Iene verwandelt sich in das Zeichen von diesem, wenn für ein Prädicat das Subject fehlt; und es entsteht auf die Weise ein Existentialsatz; den man unrichtig auslegt, wenn man in ihm den Begriff des Seyn für das ursprüngliche Prädicat hält. Die syllogistischen Formen werden dieses bald ganz klar machen.

Man bemerke zunächst solche Sätze, wie: es friert, es regnet, es blitzt, es donnert, u. a. m. Hier ist durch die Sprachform selbst die Art der absoluten Aufstellung bezeichnet. Die Worte lassen sich als Prädicate brauchen; z. B. Zeus blitzet, Zeus donnert; allein damit schlechthin die Thatsache als vorhanden bezeichnet werde, muſs das Subject fehlen. Wenn Zeus donnert, so fragt sich, ob Zeus existire? Wo nicht; so sagt das Urtheil nicht, daſs wirklich das Donnern geschehe. Allein die Frage fällt weg, wenn schlechthin gesagt wird, es donnert.

Dergleichen Sätze nun würden in der Sprache auſserordentlich häufig seyn, wenn wir nicht gewohnt wären, in die Auffassung dessen, was unmittelbar erscheint, unsre früher erlangten Kenntnisse einzumengen, und uns dadurch Subjecte herbeizuschaffen, wo doch das Gegebene keine enthält. Wir sagen z. B. die Glocke schlägt, die Sonne scheint ins Zimmer; wo wir ohne Kenntniſs der Glocke und der Sonne sagen würden: es schlägt, es scheint.

Nach diesen Überlegungen wird man leichter einsehn, wie die Sache sich verhalten müsse, wenn das Prädicat die Form eines Substantivs hat, und die *copula* ihm zur Seite steht. Da geht der Satz: die Europäer sind Menschen, bey der Erweiterung des Subjects über in die Sätze: Menschen sind Menschen, einige Sterbliche sind Menschen, einige Wesen sind Menschen, — endlich: es *sind* Menschen (*sunt homines*), oder, wie wir zu sagen pflegen, es giebt Menschen. Hier ist die Bedeutung der *copula* verändert; aber offenbar darum, weil sie nichts mehr findet, woran sie das Prädicat knüpfen, unter dessen Voraussetzung sie es aufstellen könnte. Eben hiedurch wird sie das Zeichen der unbedingten Aufstellung; wie sie es auch seyn würde, wenn wir, anstatt: es blitzt, es donnert, vielmehr sprächen: es ist Blitz, es ist Donner.

Drittes Capitel.

*Von den Schlüssen.**)

§. 64.

Um zuerst die Möglichkeit und den Gebrauch der Schlüsse auf dem einfachsten Wege aus der Natur der Urtheile zu zeigen: können die Sätze des §. 55. und 63. mit einander verbunden werden.

Wir wollen ein allgemeines Urtheil voraussetzen; welches, wenn es verneinend wäre, dennoch in so fern für bejahend gelten könnte, als es seinem Subject einen Gegensatz als Bestimmung beylegt (§. 56.).

In demselben ist das Subject das Vorausgesetzte, das Prädicat das Angeknüpfte. Das Vorausgesetzte führt sein Angeknüpftes mit sich, und kann ohne dasselbe nicht angetroffen werden. Hierin liegen zwey Sätze:

1) Es sey das Subject gesetzt: so folgt das Prädicat,

2) Es sey das Prädicat aufgehoben: so ist das Subject aufgehoben.

Daher schlieſst man *modo ponente:*

(Obersatz:) *A* ist *B*,
(Untersatz:) Nun ist *A*,
(Schluſssatz:) Also ist *B*.

Und *modo tollente:*

(Obersatz:) *A* ist *B*,
(Untersatz:) Nun ist *B* nicht,
(Schluſssatz:) Also ist *A* nicht.

---

*) Es ist hier von Schlüssen im engern Sinne die Rede, welche auch *mittelbare* genannt werden, im Gegensatze der unmittelbaren (§. 59.). Allein die letztern verändern eigentlich nur die Form der Auffassung eines schon vorhandenen Gedankens; sie bringen keine wahrhaft neue Gedanken-Verbindung hervor; daher sie vorzugsweise Schlüsse heiſsen, indem dieses Wort einen Fortschritt im Denken ankündigt.

Es seyen jetzt Subject und Prädicat in der Form von Urtheilen angegeben; (§. 60.) so verwandeln sich die beyden Schluſsformen in folgende.

Modo ponente:

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*.
Nun ist *A*, *B*.
Also ist *C*, *D*.

Modo tollente:

Wenn *A*, *B* ist: so ist *C*, *D*.
Nun ist *C* nicht *D*.
Also *A* nicht *B*.

Daſs man nicht *modo ponente* vom Prädicat aufs Subject schlieſsen dürfe: ist daraus offenbar, weil der Begriff, der zum Prädicat dient, im Urtheile nur in beschränktem Sinne vorkommt; daher andre Theile seiner Sphäre gedacht werden können, die mit dem Subject in gar keiner Verbindung stehn. Eben so wenig darf man *modo tollente* vom Subject aufs Prädicat schlieſsen; indem, wenn das Subject aufgehoben ist, nur der ihm entsprechende Theil der Sphäre des Prädicats, nicht aber das Prädicat überhaupt aufgehoben wird.

§. 65.

Die aufgestellten Formen zeigen, daſs ein Schluſs (*syllogismus*) nur zwey Begriffe zu enthalten braucht; indem auch bey den sogenannten hypothetischen Formen nur die beyden Begriffe: *A*, sofern es das Merkmal *B* bekommt, und *C*, sofern es das Merkmal *D* bekommt, angetroffen werden, während die Darstellung dieser Begriffe, als ob sie erst vermöge der Urtheile, *A* ist *B*, und *C* ist *D*, gebildet würden, nicht das mindeste in der Operation des Schlieſsens verändert.

Allein an den zuerst gebrauchten, kürzern Formen ist auffallend, (was übrigens bey den längeren in der That sich eben so verhält, nämlich in Hinsicht des Schlieſsens,) daſs die Untersätze solche Urtheile mit fehlendem Subjecte sind, wie wir im §. 63. betrachtet haben. Dies leitet auf die Bemerkung, daſs man noch einen Begriff mehr in den Schluſs werde einführen können, indem man statt unbedingter Aufstellung des Prädicats, die gewöhnliche bedingte eintreten läſst, vermöge irgend eines Subjects nämlich, das man dem Prädicate voranstellt. Diese Bedingung wird alsdann in den Schluſssatz mit hinübergehn. Also

Modo ponente:

A ist B,
Aber C ist A,
Also C ist B.

Modo tollente:

A ist B,
Aber C ist nicht B,
Also C ist nicht A.

Erweiterte Form: *modo ponente*:

Wenn A, B ist; so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist A, B,
Also wenn M, N ist: so ist C, D.

Modo tollente:

Wenn A, B ist: so ist C, D,
Wenn M, N ist: so ist C nicht D,
Also wenn M, N ist: so ist A nicht B.

Der eingeführte dritte Begriff ist in den ersten Formen C, in den andern M, so fern es das Merkmal N bey sich führt. Die Schluſssätze sind jetzt alle bedingt; denn auch wo dies weniger sichtbar ist, in den ersten Formen, zeigt es sich bey der Vergleichung mit §. 64. Es wird nicht mehr behauptet, daſs B sey, und daſs A nicht sey: sondern daſs C, B sey; und daſs C, nicht A sey. Man entferne die Bedingung, so ist nun über das Seyn und Nichtseyn von A und B nichts entschieden.

Übrigens ist einleuchtend, daſs man die Erweiterung der Formen noch weiter treiben könnte nach Angabe des §. 60.

§. 66.

Die Namen: Vordersätze oder Prämissen; *terminus medius*, der gleiche Begriff in beyden Vordersätzen; *terminus minor*, das Subject des Schluſssatzes; *terminus maior*, das Prädicat des Schluſssatzes; daher auch *propositio maior* und *minor*, (Ober- und Untersatz): müssen nun gemerkt werden. Die drey *termini* oder Hauptbegriffe werden am bequemsten mit *M, S, P* bezeichnet; (*medius, subiectum conclusionis, praedicatum conclusionis*). Mit diesen Zeichen stehen die beyden vorigen Schluſsformen so:

modus ponens	*modus tollens*
M P	*P M*
S M	*S M*
S P.	*S P.*

Noch sind die folgenden allgemeinen Regeln zu merken:

1) Der einfache Syllogismus enthält höchstens drey Hauptbegriffe.

2) Aus bloſs verneinenden oder bloſs particulären Vordersätzen folgt nichts.

3) Die Conclusion folgt dem schwächern Theile.

§. 67.

Die beyden bisher entwickelten Formen, oder Figuren des Schlieſsens haben einerley Stellung der Begriffe im Untersatze, oder sie beruhen beyde auf der Frage: *hat wol S das Merkmal M?* Wofern diese Frage bejahend beantwortet wird, so ist mit der Setzung von *S* die Setzung von *M* verbunden; und *diese Setzung wird fortlaufen zu P, falls M* (im Obersatze) *das Subject von P ist.* — Wird die nämliche Frage verneinend beantwortet, so haftet an der Setzung von *S* die Aufhebung von *M*, und *diese Aufhebung wird zu P fortlaufen, falls P das Subject von M ist.*

Es muſs also in der ersten Figur der Untersatz bejahen, in der zweyten verneinen.

Die eben geforderte Verneinung ist gleichwohl im Ausdrucke nicht allemal sichtbar. Nämlich der Obersatz kann verneinend seyn; alsdann enthält der Untersatz die Verneinung dieser Verneinung, also eine Bejahung.

Übrigens muſs stets der Obersatz allgemein seyn: weil sonst die Grundregel nicht allgemein wahr, und in der Anwendung nicht zuverlässig seyn würde: daſs das Vorausgesetzte sein Angeknüpftes mit sich führe, und ohne dasselbe nicht angetroffen werde (§. 64.)

Diejenige Freyheit, welche nun in Hinsicht der Quantität und Qualität der Sätze noch übrig bleibt, wird durch folgende *modos* ausgedrückt, deren eingeführte Benennungen zunächst durch ihre drey Syllben die drey Sätze des Schlusses, und durch den Vocal *A* die allgemeine Bejahung, durch *E* die allgemeine Verneinung, durch *I* die besondere Bejahung. durch *O* die besondere Verneinung anzeigen.

Modi der ersten Figur: *Barbara, Celarent, Darii, Ferio.*

Modi der zweyten Figur: *Camestres* und *Baroco;* oder im Fall eines verneinenden Obersatzes: *Cesare* und *Festino.*

§. 68.

Da beyde erste Figuren auf dem Versuche beruhen, das *S* dem *M* zu subsumiren (unterzuordnen), so kann man die Schlüsse in diesen Figuren *Subsumtions-Schlüsse* nennen; zum Unterschiede von einer, davon abweichenden dritten Figur, deren Eigenthümliches in einer Substitution besteht, daher wir die nach ihr gebildeten Syllogismen *Substitutions-Schlüsse* nennen werden.

Um nämlich auf den Schluſssatz *S P* zu kommen, verknüpfe man, auch zum Behuf der dritten Figur, wie vorhin, zuvörderst *S* mit dem Hülfsbegriffe *M*; aber vielleicht wird es nicht nöthig seyn, *S* allemal als Subject von *M* zu betrachten; man *versuche* wenigstens, diese Stellung umzuwenden, also dem Untersatze die Gestalt *M S* zu geben. Nun überlege man weiter die Bedingungen, unter denen hieraus die Verbindung *S P* folgen könne.

Es muſs jetzt gleich auffallen, daſs in einem Hauptpuncte die Conclusion hier minder gut vorbereitet ist, wie in den vorigen Figuren. Das Subject der Conclusion, welches nothwendig durch die Prämissen aufgestellt werden muſste, und zwar in solcher Eigenschaft, daſs ihm in der Conclusion ein Prädicat beygelegt werden könne, — dieses steht noch gar nicht als Subject da, sondern nur als als Angeknüpftes von *M*. Es fragt sich also, wie beyde Prämissen beschaffen seyn müssen, damit dennoch *S* zu *P* das Verhältniſs des Subjects erlange.

Zuvörderst: der Untersatz muſs vor allen Dingen bejahen; sonst enthielte er statt der Aufstellung von *S* vielmehr dessen Aufhebung.

Zweytens: *P* darf im Obersatze nicht als Subject, sondern nur als Prädicat erscheinen. Sonst wäre *P* das Vorausgesetzte von *M*, aber *M* das Vorausgesetzte von *S*, folglich *P* das Vorausgesetzte von *S*; und der Schluſs käme auf die erste Figur zurück, mit dem verkehrten Schluſssatze *P S*. Um dies zu vermeiden, muſs man dem Obersatze die Stellung *M P* geben. (Hieraus folgt, daſs die vorgebliche vierte Figur bloſs durch Verdrehung einer andern Figur entstehn kann.)

Drittens: unter Voraussetzung der angegebenen Bestimmungen wird ein Schluſs erfolgen können, wenn es erlaubt ist, in der Form

$$\begin{array}{cc} M & P \\ M & S \\ \hline S & P \end{array}$$

anstatt M sein Merkmal S in die Verbindung mit P zu bringen, oder ihm in dieser Verbindung zu substituiren. Nun *nehmen an der Verbindung von* M *mit* P *gewiſs alle Merkmale des Begriffes* M, *Theil; indem der Begriff nur aus seinen Merkmalen besteht.* Dieses wird auch gelten von S, wofern es nur wirklich ein Merkmal des Begriffes M ist, in welchem Falle der Satz $M\,S$ allgemein seyn wird.

Demnach ist allgemeine Bejahung des Untersatzes die Bedingung des Schlieſsens in der dritten Figur. Des Obersatzes Stellung ist zwar bestimmt, aber seine Quantität und Qualität sind völlig gleichgültig. Die dritte Figur hat deshalb vier gültige *modos*, welche man benennt: *Darapti*, *Felapton*, *Disamis* und *Bocardo*.

Daſs in allen Fällen der Schluſssatz ein besonderer werden muſs, folgt daraus, weil der Untersatz das Subject der Conclusion nur als Prädicat, folglich beschränkt (§. 53.) aufstellt, und die Conclusion nicht mehr enthalten kann, als die Prämissen darbieten.

Man nennt noch zwey andere *modos* derselben Figur, *datisi* und *ferison*: mit beschränktem Untersatze. Diese geben zwar richtige Schlüsse, allein nur scheinbar in der dritten Figur. Denn die Substitution des S für M kann man bey ihnen nicht wagen, indem, wenn S kein Merkmal des Begriffes M, sondern nur einiger unter M enthaltenen Fälle ist, alsdann auch in der Verbindung zwischen den Begriffen M und P gar nichts liegt, was irgend mit S zusammenhinge. — Man kehre aber die Untersätze um: so wird aus *datisi*, der *modus darii*, und aus *ferison*, der *modus ferio* der ersten Figur, und durch diese, vielleicht in Gedanken unvermerkt vollzogene, Reduction, kommt der Schluſs zu Stande.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daſs die dritte Figur aus lauter sogenannten hypothetischen Sätzen eben so gut kann gebildet werden, als aus kategorischen; nach folgender Formel:

$$\left.\begin{matrix}\text{Immer}\\ \text{Zuweilen}\end{matrix}\right\}\text{ wenn } A,\ B \text{ ist: so } \left\{\begin{matrix}\text{ist}\\ \text{ist nicht}\end{matrix}\right\} C, D.$$

Allemal, wenn A, B ist: so ist M, N.

$$\text{Also zuweilen, wenn } M,\ N \text{ ist: so } \left\{\begin{matrix}\text{ist}\\ \text{ist nicht}\end{matrix}\right\} C,\ D.$$

§. 69.

Disjunctive Obersätze (§. 61.) geben Gelegenheit zu verschiedenen Wendungen im Schlieſsen; wofür jedoch keine besondere Theorie nöthig scheint: nachdem die Auflösung der disjunctiven Sätze in hypothetische angegeben ist. Doch mag folgendes herausgehoben werden:

1) Die erste Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt *Inductionsschlüsse*, nach folgender Formel:

Sowohl a, als b, als c, als d, etc. sind P.
S ist entweder a, oder b, oder c, oder d etc.
Also S ist P.

2) Die zweyte Figur, wenn statt des Mittelbegriffs eine vollständige Reihe vorkommt, ergiebt *Dilemmata*, *Trilemmata* u. s. w. nach folgender Formel:

P ist entweder a, oder b, oder c, oder d u. s. w.
S ist nicht a, noch b, noch c, noch d u. s. w.
Also S ist nicht P.

Bey der Inductionsformel kann es auffallen, daſs im Obersatze eine copulative Form, im Untersatze die disjunctive statt findet. Allein dies ist die natürliche Folge davon, daſs eine Reihe die Stelle des Mittelbegriffs vertreten, folglich einmal Subject, das andere mal Prädicat seyn soll. Als Subject muſs sie für alle ihre Glieder das gleiche Prädicat annehmen; als Prädicat kann eine Reihe mit entgegengesetzten Gliedern nicht anders als theilweise sich dem Subjecte verbinden.

Bey den Dilemmen, Trilemmen u. s. w. fehlt häufig der *terminus minor* (§. 67.); und es folgt daraus die absolute Aufhebung des *terminus maior*, das Nicht-seyn des *P*.

Auch die erweiterte Form, in welcher statt der Begriffe ganze Urtheile stehn, ist häufig. Z. B.

Wenn *A*, *B* ist: so ist entweder *C*, *D*; oder *E*, *F*.
Wenn *N*, *M* ist: so ist weder *C*, *D*, noch *E*, *F*.
Also: Wenn *N*, *M* ist: so ist *A* nicht *B*.

Der *terminus minor*, oder die Bedingung: *wenn N*, *M ist*, kann auch hier wegbleiben; so heiſst der Schluſs geradezu: *A* ist nicht *B*.

§. 70.

Es ist noch die wichtige Untersuchung über die Verbindung mehrerer Syllogismen, oder über die Kettenschlüsse (Soriten) übrig: welche gemeinhin viel zu mangelhaft verhandelt wird, obgleich sie offenbar die unmittelbare Grundlage der Lehre vom logischen Beweise ausmacht.

Die Hauptfrage ist hier ohne Zweifel diese: auf wie vielerley Weise können *Vorschlüsse* und *Nachschlüsse* (Prosyllogismen und Episyllogismen) zusammenhängen? d. h. wie vielfach ist es möglich, daſs die Conclusion eines Syllogismus wiederum als Prämisse mit einer andern neu hinzugenommenen Prämisse sich zu einem Syllogismus verbinde? — Denn wenn dies beantwortet ist, so kann die Kette der Syllogismen beliebig fortgesetzt werden, sobald nur unter je zweyen nächsten Syllogismen die gehörigen Verhältnisse bestehen.

Man überlege zuvörderst die Anzahl der Hauptbegriffe. Der Vorschluſs enthält deren in der Regel drey, und zwar schon in den Vordersätzen. Die neu hinzukommende Prämisse, um mit der vorigen Conclusion einen Mittelbegriff gemein zu haben, kann nur einen Hauptbegriff hinzufügen. Also vier Hauptbegriffe machen die Materie eines Vorschlusses und Nachschlusses.

Wir wollen demnach die Aufgabe so stellen: *Aus zweyen Sätzen, die zusammen vier Hauptbegriffe enthalten, einen Schluſs zu ziehen.* Die Sätze seyen

Obersatz: A B

Untersatz: M N

Vier Gleichungen werden die Aufgabe auf vier verschiedene Weisen zu lösen Anleitung geben. 1) $A = N$. 2) $B = N$. 3) $A = M$. 4) $B = M$.

1) $A = N$ giebt die erste Figur, und den Schluſs MB. Nur ist zu bedenken, daſs der mathematische Ausdruck $A = N$, die *beyden* logischen Sätze: alles A ist N, und alles N ist A, in sich schlieſst. Welcher von beyden hier als Auslegung der Gleichung gebraucht werden müsse; dies findet man durch Überlegung des Gedanken-Ganges in der ersten Figur. Der *terminus minor*, hier M, wird subsumirt dem *medius* (N), und dieser $(N = A)$ wird weiter subsumirt dem *maior* (B). Also in der Folge $M\ N\ A\ B$ läuft die Subsumtion fort. Folglich muſs N dem A subsumirt werden; das heiſst, N muſs Subject, A Prädicat seyn in dem beyzufügenden Hülfssatze $N\ A$. Nun kann man den Vorschluſs und Nachschluſs so bilden;

$$\begin{array}{ll} \text{Vorschluſs:} & A\ \ B, \\ & N\ \ A, \\ \hline \text{Nachschluſs:} & N\ \ B. \\ & M\ \ N. \\ \hline & M\ \ B. \end{array}$$

2) $B = N$ giebt die zweyte Figur, und den Schluſs: M ist nicht A. Um den Hülfssatz gehörig auszudrücken, muſs man bedenken, daſs, gemäſs dem Gedankengange der zweyten Figur, mit der Setzung von M verbunden seyn soll die Aufhebung von N, von B, und von A. Damit aber die Aufhebung von N, jene von B nach sich ziehe; muſs N Prädicat für B als Subject seyn. Also der Hülfssatz ist $B\ N$, und der

Vorschluſs: *B N*,
A B,

A N.

Nachschluſs: *A N*,
M N, relativ verneinend. (§. 67.)

M A verneinend.

3) *A* = *M* giebt die dritte Figur, und den Schluſs: einiges *N* ist *B*, oder nicht *B*. Hier soll *N* dem *M*, dadurch dem *A*, substituirt werden; man substituirt aber dem Subjecte das Prädicat (§. 66.); folglich heiſst der Hülfssatz *A M*, und der

Vorschluſs: *A B*,
A M.

M B.

Nachschluſs: *M B*.
M N, allgemein bejahend, (§. 68.)

N B, particulär.

Die Gleichung *B* = *M* giebt unmittelbar gar keine Figur, denn die vorgebliche vierte Figur existirt nicht (§. 68.) Soll dennoch geschlossen werden: so muſs eine Figur gebraucht werden, welche die Stelle irgend eines Begriffs verändere. Dies thut nicht die erste, wohl aber die zweyto und dritte. Man nehme also mit dem Obersatz *A B* die Gleichung *B* = *M* so zusammen, daſs nicht die erste Figur herauskomme. Die zweyte kann man erhalten; und zwar durch den Hülfssatz: *M* ist nicht *B*. Die Verneinung ist nöthig, falls nicht schon *A B* verneint; alsdann aber muſs Verneinung dieser Verneiuung, folglich Bejahung eintreten. Nun folgt aus *A B*, und *M nicht B*, der Satz: *M nicht A*. Dieser verbunden mit *M N*, welches wegen der Regeln der dritten Figur lauten muſs: *Alles M ist N*, giebt endlich: *einiges N ist nicht A*. Das Schema ist folgendes:

$$\begin{array}{rl}
\text{Vorschluſs:} & A\ B, \\
 & M\ B, \\
\hline
 & M\ A. \\
\text{Nachschluſs:} & M\ A, \\
 & M\ N,\ \text{allgemein bejahend.} \\
\hline
 & N\ A;\ \text{besonders verneinend.}
\end{array}$$

Daſs nun die Verbindung des Vor- und Nachschlusses zu einer *Kette* zusammengezogen wird, ist bloſse Verkürzung. Man läſst nämlich oft den Schluſssatz des Prosyllogismus weg, weil er leicht in Gedanken (*enthymematisch*) gebildet wird; alsdann sind die vier Ketten folgende:

$$\begin{array}{cc@{\qquad}cc@{\qquad}cc@{\qquad}cc}
A & B & B & N & A & B & A & B \\
N & A & A & B & A & M & M & B \\
M & N & M & N & M & N & M & N \\
\hline
M & B & M & A & N & B & N & A
\end{array}$$

wo die vier Conclusionen alle Variationsformen der Reihen *A B, M N,* darstellen. — Gewöhnlicher noch wird die erste dieser Ketten umgekehrt geschrieben: *M* ist *N; N* ist *A; A* ist *B;* also *M* ist *B*.

Es versteht sich nun von selbst, daſs jede der Ketten beliebig kann verlängert werden, wofern ein Vorrath von passenden Prämissen vorhanden ist.

§. 71.

Die Logik sollte nun schlieſsen mit der Untersuchung: *wie viele Syllogismen, in wie vielen verschiedenen Verbindungen, entspringen könnten aus einer gegebenen Menge von Prämissen von bestimmter Quantität und Qualität?* Durch die Beantwortung dieser Frage würde sie, *soviel an ihr ist,* das Organon des Wissens in formaler Hinsicht werden. Sie würde anleiten, aus vorhandenen Principien, oder schon auf anderen Wegen erwiesenen Lehrsätzen, das ganze, dadurch mögliche, Quantum des Wissens, erschöpfend abzuleiten und regelmäſsig darzustellen. — Ob dadurch die Erfindung neuer Wahrheiten bedeutend würde befördert werden? kann man mit gutem Grunde bezweifeln; aber das thut nichts zur Sache. Die Logik sollte ihr angefangenes Werk vollenden, indem sie die im allgemeinen mögliche Verbindung der gegebenen Elemente des Wissens vollständig nachwiese; der Nutzen würde sich hinterher finden.

Vorausgesetzt aber, daſs die vorhergehende Theorie der Kettenschlüsse neu sey, (und der Verfasser wenigstens hat sie nicht gelernt sondern gefunden): so ist es kein Wunder, wenn bisher die obige Frage nicht gehörig untersucht wurde. Denn so leicht auch das Vorſtehende seyn mag, so dürfte es doch unentbehrlich seyn, um das Verhältniſs eines Vorraths von Prämissen zu dem was daraus folgen kann, auszumitteln; indem hiebey auf die möglichen Zusammenstellungen von Prosyllogismen und Episyllogismen alles ankommt.

Anderer Meinung werden diejenigen seyn, welche mit Kant die erste Figur für allein gesetzmäſsig, die übrigen für falsche Spitzfindigkeiten halten. Aber aus dieser Meinung leuchtet mehr Verdruſs über veraltete Künsteleyen, (die vierte Figur, die falschen *modi* der dritten, das Spiel mit gesuchten Reductionen aus einer Figur in die andere vermittelst der Umkehrungen), als eine wahre und genaue Prüfung der natürlichen Wendungen des Denkens hervor. Die vorſtehende Theorie der *drey* Figuren muſs ohne weitere Vertheidigung für sich selbst sprechen; indessen mag noch kurz bemerkt werden, daſs schon der Mangel einfacher Reductionsregeln gegen die Einbildung warnt, als müsse man die zweyte und dritte Figur auf die erste zurückführen, um den eigentlich richtigen Gang des Denkens zu gewinnen. Die unnützen Reductionsversuche haben den Modis, welche gerade nur das Unwesentliche und Gleichgültige bey ihren Figuren anzeigen, eine scheinbare

Wichtigkeit ertheilt; indem sie allerdings *das* zu erkennen geben, daſs keine gleichförmige Relation zwischen den verschiedenen Figuren vorhanden ist. *Cesare* und *Festino* der zweyten, *Darapti* und *Felapton* der dritten Figur sind leicht zu reduciren, jene durch Umkehrung des Obersatzes, diese des Untersatzes. Wer eben so mit den übrigen *modis* umgehen wollte, würde in verschiedene Fehler gerathen. *Camestres* und *Disamis* erfordern schon Weitläuftigkeiten, und ergeben doch nicht unmittelbar den verlangten Schluſssatz. Aber — während nichts leichter und natürlicher ist, als Schlüsse in *Baroco* und *Bocardo*, sobald sie in der zweyten und dritten Figur angestellt werden, — kann dagegen nichts ungeschickteres und gezwungeneres ersonnen werden, als deren sogenannte Reductionen auf *Barbara;* die unter andern *Kiesewetter* in seiner Logik S. 402. 405. angiebt. Das Beyspiel, was *Reimarus* S. 209. durch alle Figuren führt, gehört offenbar der zweyten Figur, und dem *modus Baroco.* Die Reduction durch Contraposition des Obersatzes (welche schon allein einen Syllogismus, und zwar der zweyten Figur in sich schlieſst, s. §. 59.), nebst der zum Prädicat hinübergezwungenen Negation, haben die Darstellung desjenigen Gedankenlaufes, durch welchen wirklich geschlossen wird, gewiſs nicht verbessert; vielmehr den krummen und langen Weg an die Stelle des geraden gesetzt.

Während nun selbst die einfachen Syllogismen noch die Meinungen theilen, und verschiedene Verbesserungsversuche hervorrufen, (unter andern die Vermehrung der Figuren in *Krugs* Logik) ist eine vollständige Theorie des logischen *Beweises* kaum zu erwarten. Aus dem was hierüber die Logiken zu enthalten pflegen, verdient fast nur die Unterscheidung des *directen* und des *apagogischen* Beweises eine Erwähnung. Der directe Beweis führt unmittelbar zum Ziele; der apagogische aber leitet aus der, dem zu beweisenden Satze contradictorisch entgegenstehenden Annahme, irgend eine Ungereimtheit her, welche nöthigt, das zu Beweisende zuzugestehn. Man zieht mit Recht den direkten Beweis dem apagogischen vor, weil *in den Fällen, die überhaupt in der Sphäre des logischen Beweises sich befinden,* die Erwähnung des contradictorischen Gegentheils gar nicht nothwendig in der Sache liegt, die Nachweisung *irgend einer unter vielen* Ungereimtheiten, welche aus einem falschen Satze flieſsen können, etwas willkührliches ist, und folglich durch beydes die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande, und den in ihm wahrzunehmenden Verhältnissen abgelenkt wird.

Endlich aber muſs hier noch angemerkt werden, daſs überhaupt die Logik, als eine allgemeine Wissenschaft, die sich um den Inhalt der Begriffe nicht bekümmert, bey weitem nicht alles das in sich fassen kann, was zur Theorie des Beweises in besondern Wissenschaften gehört. — Was namentlich die Metaphysik anlangt, so beruht dieselbe, wie schon oben erwähnt, und wie sich bald näher entwickeln wird, auf gegebenen Begriffen, welche Widersprüche einschlieſsen. Über solche Begriffe hat die Logik nichts anderes zu sagen, als, sie müssen verworfen, und ihr contradictorisches Gegentheil angenommen werden. Dieses ist richtig; es reicht aber zur Auflösung bey *gegebenen* Begriffen nicht hin. Daher schien es erforderlich, die Methode der Beziehungen aufzustellen; diese aber kann weder dem directen, noch dem apagogischen Beweise, den die Logik kennt, verglichen werden. Sie verändert nicht bloſs die Form, sondern auch die Materie des Grundes; sie tritt mit Nothwendigkeit in das Gegentheil des gegebenen Begriffes hinüber; und sie bleibt in demselben, um es näher zu bestimmen. So dient sie, den unvermeidlichen Gang des Nachdenkens über einen gegebenen Widerspruch im allgemeinen zu bezeichnen.

Dritter Abschnitt.

Einleitung in die Ästhetik; besonders in ihren wichtigsten Theil, die praktische Philosophie.

Erstes Capitel.

Von den Schwierigkeiten der Ästhetik im Allgemeinen.

§. 72.

Das Schöne und Häſsliche, insbesondere das Löbliche und Schändliche, besitzt eine ursprüngliche Evidenz, vermöge deren es klar ist, ohne gelernt und bewiesen seyn. Allein diese Evidenz durchdringt nicht immer die Nebenvorstellungen, welche theils begleitend, theils von jenem selbst verurſacht, sich einmischen. Daher bleibt es oftmals unbemerkt; oft wird es gefühlt, aber nicht unterschieden; oft durch Verwechselungen und falsche Erklärungen entstellt. Es bedarf also, herausgehoben, und in ursprünglicher Reinheit und Bestimmtheit gezeigt zu werden. Dieses vollständig zu leisten, und die, theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Miſsfallende zu meiden, herbeygeführten *Musterbegriffe* (Ideen) geordnet zusammenzustellen, ist die Sache der *allgemeinen Ästhetik;* worauf die verschiedenen *Kunstlehren* sich stützen müssen, welche Anleitung geben, wie unter Voraussetzung eines bestimmten Stoffes, aus einer Menge ästhetischer Elemente, ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden.

§. 73.

Die wissenschaftlichen Schwierigkeiten, oder diejenigen, welche selbst dem Kenner des Schönen im Wege stehn, wenn er eine Ästhetik aufzustellen unternimmt, liegen nicht hauptsächlich in dem systematischen Gefüge; dies wird vielmehr durchgängig in der Ästhetik von der leichteren Art seyn, wozu selten mehr als logische Bestimmtheit und Ordnung gehört. Die gröſseren Schwierigkeiten werden in zwey Klassen zerfallen. Theils rühren sie her von der Auffassung der Kunstwerke, oder dessen was in der Natur ihnen ähnlich ist; theils von der Nachbarschaft der Metaphysik.

§. 74.

An den Kunstwerken — oder im Sittlichen, an ausgezeichnet tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, — übt sich am meisten das ästhetische Urtheil; weil hier die Aufmerksamkeit vorzüglich stark auf das Gefallende und Misfallende gerichtet wird. Aber das Starke ist darum nicht das Reine, am wenigsten das Einfache; und der Unterricht, welchen die Kunstwerke geben können, fängt an bey dem Höchst-Zusammengesetzten, während er, als Unterricht betrachtet, bey den Elementen beginnen sollte. Daher ist er nicht *verständlich:* und er *wird* um so weniger verstanden, je voreiliger der Trieb zur Nachahmung sich regt. Indem ferner die dadurch veranlaſsten Versuche zur Kritik auffordern: verrathen sich am leichtesten und auffallendsten diejenigen Fehler, welche gegen die richtige Behandlung des *Stoffes* sind begangen worden. Aber die

Bedingungen, unter denen der Stoff zur Darstellung des Schönen sich gebrauchen läſst, sind ganz und gar verschieden von den ästhetischen Elementen selbst, die an dem Stoffe sollten dargestellt werden. Es kann also nur Verwirrung entstehen, wenn die technischen Regeln, nach welchen die *Geschicklichkeit* des Künstlers zu beurtheilen ist, verwechselt werden mit den Principien der Ästhetik.

§. 75.

Die Metaphysik, mit welcher die Ästhetik, wegen der völligen Ungleichartigkeit ihrer Principien, sich rein auseinandersetzen sollte, wird gerade im Gegentheil schon durch das Erstaunen über die Kunstwerke und über das Genie der Künstler, in dies ihr fremde Gebiet hineingezogen. Man fragt bald nach der Natur des Schönen, die sich ja als etwas so mächtig wirkendes ankündige, — bald nach dem Ursprunge der Kunst, von welcher das Schöne entweder erzeugt, oder nachgebildet, auf jeden Fall zur Erscheinung gebracht werde. — Waren nun auch nicht diejenigen, welche sich mit solchen Fragen am meisten beschäftigen, ohnehin angefüllt von mancherley mythologischen Vorstellungsarten, und dadurch disponirt, dergleichen in die Beantwortung jener Fragen einzumischen: so liegt dennoch schon in den aufgeworfenen Fragen selbst ein mythologischer Keim, dessen Entwickelung zu falschen Anwendungen der Metaphysik verleiten muſs.

Was erstlich die Natur des Schönen anlangt: so legt man demselben eine reale Kraft unter, ja man verwechselt es wohl gar selbst mit dem Realen, weil man meint, zu den Wirkungen des Schönen eine Ursache hinzudenken zu müssen.*) Dieser Schluſs ruft denn allerdings die

---

*) Noch ein anderer Grund liegt darin, daſs das Reale, im Gegensatz der nichtigen Erscheinungen, selbst einen ästhetischen Charakter annimmt, der aber nur in der Mitte der metaphysischen Untersuchungen, (auf welche er übrigens keinen Einfluſs haben darf) zu bemerken ist.

Metaphysik herbey; aber nicht um die vermeinte Ursache vollends kennen zu lehren, sondern um das Unvorsichtige des Schlusses zu zeigen. Denn theils bedarf der Begriff der Ursachen, vollends der *äuſseren, auf uns einwirkenden,* Ursachen, sehr starker Berichtigungen; theils ist es eine arge Erschleichung, statt der Ursachen überhaupt, eine eigne, alles mannigfaltige Schöne gemeinschaftlich begründende, reale Ursache unterzuschieben.

Zweytens, um nichts besser ist es, das Genie des Künstlers, und eben so die Kraft zur Tugend für besondere Seelenkräfte zu halten, die man wohl gar aus dem Zusammenhange mit anderen geistigen Thätigkeiten herausreiſsen, und ihnen allen als das sie beherrschende entgegensetzen dürfte. Gegen eine solche, den Begriff der *Seele* zerrüttende Vorstellungsart, muſs abermals die Metaphysik protestiren; welche, falls sie schwach genug wäre, sich diese, und die vorige, mythologische Ansicht aufdringen zu lassen, dadurch würde in Grund und Boden verdorben werden.

§. 76.

Hat aber einmal eine falsche Metaphysik sich gebildet, welche, wider die wahre Natur dieser Wissenschaft, Anspruch macht in der allgemeinen Ästhetik irgend etwas zu bestimmen: so muſs dieses hinwiederum die Ästhetik zerrütten. Denn nun glaubt man theoretische Gründe zu besitzen, aus welchen, was gefallen und was misfallen *müsse,* sich *beweisen* lasse: dadurch aber wird das natürliche und ursprüngliche Urtheil noch gewisser verfälscht, als durch gemeine Vorurtheile und Gewöhnungen.

Deshalb muſs selbst von demjenigen, was sonst treffliche Kenner des Schönen irgend einer Gattung, sey es durch Worte oder in Werken gelehrt haben, sorgfältig das abgerechnet werden, was sie um irgend welcher metaphysischer Meinungen willen für schön zu halten sich verleiten lieſsen.

§. 77.

Der gemeinen Verwechselung des Schönen und Guten mit dem Nützlichen und Angenehmen muſs noch in der Kürze Erwähnung geschehn; obgleich diejenigen davor beynahe sicher sind, welche mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich gehörig, d. h. deren innere Vortrefflichkeit anerkennend, beschäfftigen.

Das Nützliche hat einen auſser ihm liegenden Beziehungspunkt; es setzt irgend etwas anderes voraus, wozu es nütze.

Zu dem Angenehmen im weitern Sinne wird die Befriedigung der Begierden mit gerechnet; welche sich von dem Schönen und Guten, als einem stetigen, und sich gleichbleibenden Gegenstande sehr leicht unterscheidet, indem die Befriedigung eine Begehrung voraussetzt, das Begehren aber ein zeitlich wechselnder, zufälliger Zustand ist.

Allein das Angenehme und sein Gegentheil im engern Sinne ist in der That mit dem Gefallenden und Misfallenden sehr nahe verwandt. Es besteht nämlich in derjenigen unmittelbaren Empſindung, vermittelst deren wir ein Empſundenes, ohne weiteren Grund, und selbst ohne Begierde oder Abscheu, vorziehen oder verwerfen. Man kann sogar das Unangenehme, z. B. einen elektrischen Schlag, begehren, (während man experimentirt), das Angenehme dagegen verabscheuen, (aus Furcht vor übeln Folgen); und bey aller Lebhaftigkeit jener Begierde und dieses Abscheus dennoch des Angenehmen und Unangenehmen als solchen sich bewuſst bleiben. — Zu der unwillkührlichen Beurtheilung, wodurch das Schöne und Gute erkannt wird, fehlt hier nichts weiter, als ein *Gegenstand* der Beurtheilung, der uns gegenüber trete. Denn das Angenehme und Unangenehme schreiben wir als ein *Gefühl* uns selbst zu. Das nämliche ereignet sich bey jeder mangelhaften Auffassung des Schönen, wo wir auch nicht wissen, *was* uns eigentlich gefallen habe. Daher auf der einen Seite die Leichtigkeit der Verwechselung, — während auf der andern Seite doch der nämliche Umstand auch die Unterscheidung erleichtert. Denn wer das Schöne schärfer betrachtet, der findet allemal einen Gegenstand, welcher ihm zu denken giebt; das Angenehme hingegen bleibt immer nur gegenwärtig in augenblicklichen Gefühlen, aus denen sich weiter nichts machen laſst, und über welche man eben deshalb durchs Nachdenken sich mehr oder minder hinweggesetzt findet.

§. 78

Während nun das Angenehme und Unangenehme, aus dem eben angegebenen Grunde, bey fortschreitender Bildung immer mehr als etwas Geringfügiges und Vorübergehendes zurückgestellt wird: hebt sich dagegen das Schöne, als etwas Bleibendes von unläugbarem Werthe, immer mehr hervor. Aber aus dem übrigen Schönen selbst scheidet sich das Sittliche heraus, als dasjenige, was nicht bloſs als eine Sache von Werth besessen wird, sondern den Werth der Personen selbst bestimmt. Endlich aus dem Sittlichen sondert das Rechtliche sich ab, als dasjenige, worauf die gegenseitigen Forderungen der Menschen dringen, und ohne dessen Beachtung die unentbehrliche gesellschaftliche Einrichtung nicht bestehen könne.

So erlangen die verschiedenen Gegenstände des unmittelbaren und willkührlosen Vorziehens und Verwerfens ein ganz verschiedenes Gewicht in der Schätzung der Menschen. Allein das darf die Wissenschaft nicht hindern, die Gleichartigkeit aller dieser Gegenstände anzuerkennen. —

Nach allem Bisherigen ist die Ästhetik eine Wissenschaft, die zwar schwer genug zu finden, aber, einmal gefunden, nicht mehr schwer seyn kann zu fassen. Es bedarf also dazu keiner weitläuftigen Vorbereitungen; und wir könnten schon hier abbrechen, wäre es nicht unsere

Absicht, auch einen Überblick über die Wissenschaft in der Kürze zu vermitteln. Doch kann ein solcher Überblick nur historisch gegeben werden, denn hier ist der Ort nicht zu Erläuterungen und Rechtfertigungen.

Zweytes Capitel.

Aufzeigung sittlicher Elemente.

§. 79.

Alle einfachen Elemente, welche die allgemeine Ästhetik nachzuweisen hat, können nur Verhältnisse seyn, denn das völlig Einfache ist gleichgültig, d. h. weder gefallend noch misfallend.*) Die sittlichen Elemente sind gefallende und misfallende Willensverhältnisse. Es ist aber hier nicht die Rede von dem Willen als einer Seelenkraft (die überall nicht existirt,) sondern von einzelnen Acten des Wollens, und von deren Verhältnissen gegen einander. Auch kommt es hier nicht auf eine Erkenntniſs an, daſs solches und anderes Wollen wirklich vor sich gehe; sondern auf die Begriffe von solchem Wollen, und auf die Beurtheilung der Verhältnisse, welche es bilden *würde, wenn* es wirklich vorhanden wäre. Damit diese Beurtheilung mit voller Bestimmtheit zu Stande komme: muſs aus dem Begriffe des Wollens alles Schwankende, also aller Unterschied des flüchtigen und launenhaften Begehrens von dem entschlossenen Wollen, fürs erste weggelassen werden.

§. 80.

Das erste sittliche Verhältniſs, welches sich der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, ist das der Einstimmung zwischen dem Willen und der über ihn ergehenden Beurtheilung überhaupt. Diese Einstimmung gefällt absolut: ihr Gegentheil misfällt. Der hieraus erwachsende Musterbegriff der Einstimmung kann mit dem Namen: *Idee der innern Freyheit* bezeichnet werden.

---

*) Über diesen Satz, und über das ganze Capitel, kann meine allgemeine praktische Philosophie nachgelesen werden.

§. 81.

Das zweyte sittliche Verhältniſs ist ein formales; es entsteht, indem ein mannigfaltiges Wollen nach Gröſsenbegriffen verglichen wird. Diese Gröſsenbegriffe sind: Intension; Extension (welches letztere hier so viel bedeutet als Mannigfaltigkeit der von dem Wollen umfaſsten Gegenstände); und Concentration des mannigfaltigen Wollens zu einer Totalkraft, oder die aus der Extension von neuem entspringende Intension. Durchgängig gefällt hier das Gröſsere neben dem Kleineren; eine Art der Beurtheilung, welche sich im ganzen Gebiete der Ästhetik wiederfindet. Ein absoluter Maaſsstab, wornach sich der Beyfall oder das entgegenstehende Misfallen richten könnte, ist nirgends vorhanden. Allein das in der Vergleichung vorkommende Gröſsere dient dem Kleineren zum Maaſse, wohin es gelangen müsse um nicht zu misfallen; und in so fern kann man den hervorgehenden Musterbegriff, *die Idee der Vollkommenheit* nennen. Das Wort Vollkommenheit erhält hier einen bestimmten, und vermöge eines ästhetischen Urtheils gültigen Sinn, während es gemeinhin die Hülle ist, worin sich die Unwissenheit versteckt, *was* eigentlich das für eine Fülle sey, wohin ein Anderes kommen solle?

§. 82.

Das dritte Verhältniſs besteht zwischen der Vorstellung von einem fremden Wollen, und dem, entweder einstimmenden, oder sich entgegensetzenden, eignen Wollen. Es ist Befriedigung des fremden Wollens, welche der eigne Wille unmittelbar zu seinem Gegenstande macht. Das so bestimmte Verhältniſs ergiebt die Idee des *Wohlwollens* oder *Übelwollens.* Dasselbe Verhältniſs ist ganz und gar ein Inneres, und eingeschlossen in der Gesinnung einer einzelnen Person. Es ist unter allen sittlichen Verhältnissen dasjenige, welches am unmittelbarsten und bestimmtesten den Werth oder Unwerth der Gesinnung angiebt. Völlig fremd ist hier die Frage nach dem Wohlseyn, welches aus dem Wohlwollen entspringen könnte; eben so fremd der Begriff der Passivität, die in der bloſsen Mitempfindung liegen würde.

§. 83.

Das vierte Verhältniſs, ein bloſs misfallendes, ist das des *Streits;* zu welchem zwey streitende Personen, und ein Gegenstand des Streits erfordert werden. Im Streite liegt kein Übelwollen, denn die beyden Willen sind hier unmittelbar auf den Gegenstand, und nur mittelbar wider einander gerichtet.

Die Vermeidung des Streits führt auf die Nothwendigkeit des *Rechts;* welches seiner Materie nach allemal positiv, d. h. aus willkührlicher Veststellung mehrerer einstimmenden Willen entsprungen ist. Hingegen die Gültigkeit und Heiligkeit alles Rechts beruht auf dem Misfallen am Streit; und kann nicht ohne sehr gefährliche Verwechselungen der Begriffe auf andre Grundlagen gebaut werden.

§. 84.

Das fünfte Verhältniſs, ebenfalls bloſs durch ein Misfallen bezeichnet, entsteht aus absichtlichem Wohl- oder Wehe-Thun, insofern dieses bloſs als eine äuſsere, zur Ausführung gediehene, Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung betrachtet wird. Man erkennt das Verhältniſs am leichtesten vermöge der daraus entspringenden *Idee der Vergeltung,* oder der *Billigkeit.* Die unvergoltene That nämlich (welche unter gewissen nähern Bestimmungen in bloſser Nachlässigkeit bestehen kann), führt den Begriff einer Störung mit sich, der durch die

Vergeltung getilgt werde. Hierauf beruhen die Begriffe von *Lohn* und *Strafe*, sofern beydes *verdient* ist, und nicht etwan als Mittel zu gewissen Zwecken gebraucht wird.

§. 85.

Hier ist die Reihe der sittlichen Elemente geschlossen. Dies kann jedoch an diesem Orte eben so wenig bewiesen, als die Reihenfolge der aufgestellten Verhältnisse näher beleuchtet werden. — Soll aber eine *praktische* Philosophie, eine Lehre vom Thun und Lassen, von den unter Menschen zu treffenden Einrichtungen, vom geselligen und bürgerlichen Leben, gewonnen werden: so kann es keinen gröſsern Fehler geben, als wenn man irgend eine der praktischen Ideen einzeln heraushebt, um die bloſs um ihrentwillen nothwendigen Anordnungen zu erforschen. Vielmehr nur alle vereinigt können dem Leben seine Richtung anweisen; sonst läuft man die gröſste Gefahr, einer die übrigen aufzuopfern; und dadurch kann ein, von einer Seite sehr vernünftiges Leben, von mehrern andern Seiten höchst unvernünftig werden. Diese Warnung ist um so nothwendiger, weil nicht bloſs das sogenannte Naturrecht abgesondert behandelt wird, sondern auch ohne alle wissenschaftliche Verbildung jeder Mensch seine eigne sittliche Einseitigkeit zu haben pflegt; vermöge deren ihm diese oder jene unter den praktischen Ideen lebhafter vorschwebt als die übrigen, die er in gleichem Grade anerkennen und ehren sollte. Der eine strebt bloſs nach Cultur (Vollkommenheit); der andre kennt nur die Liebe (das Wohlwollen), und achtet nicht der Billigkeit noch des Rechts; ein dritter möchte die Staaten zu bloſsen Zwangs-Maschinen machen, im Namen des Rechts, ohne Rücksicht auf die Billigkeit, noch auf wohlwollende und bildende Einrichtungen; ein vierter verwechselt das Recht mit der Billigkeit, und will, ohne Rücksicht auf vorhandene rechtskräftig gewordene Anordnungen und Urkunden, die gesellschaftlichen Vortheile und Nachtheile ausgleichen, damit alles, was

Menschen einander zugestehn, sich gegenseitig vergelte; ein fünfter endlich meint den Gipfel der Weisheit zu ersteigen, wenn er die, für sich leere, Idee der innern Freiheit, (welche sich, ohne Kenntniſs der übrigen Ideen, in bloſse Consequenz verwandelt) als die Summa alles Edeln und Guten anpreis't. Keine dieser Verirrungen ist verkehrter als die andere: obgleich eine gefährlicher werden kann als die übrigen. Verderblicher aber als gemeine Irrthümer sind die sämmtlichen hier erwähnten darum, weil jeder von ihnen sich mit einem gewissen Trotz behauptet, den das Bewuſstseyn der einzelnen, zum Grunde liegenden, praktischen Idee hervorbringt.

Drittes Capitel.

Nachweisung anderer ästhetischer Elemente.

§. 86.

Voran die Bemerkung, daſs sich die eben aufgewiesenen sittlichen Verhältnisse noch in einer weitern ästhetischen Sphäre, nämlich in der der Poësie, wiederfinden. Denn die Poësie, welche alles Ästhetische umfaſst, sofern es sich, ohne Rücksicht auf einen auſser ihm liegenden Zweck, in Worten darstellen läſst, findet doch ganz vorzüglich ihren Stoff in den menschlichen Verhältnissen; auf welche sich die sittlichen Elemente beziehen.

Allein in der Sphäre der Poësie erblickt man noch eine Menge anderer, dem täglichen Leben, den Betrachtungen über menschliche Schicksale, den politischen und religiösen Vorstellungsarten, der gesammten Natur abgewonnener Verhältnisse; welche bis jetzt weder bestimmt, noch aufgezählt sind; und sich daher nicht mit Genauigkeit anzeigen lassen.

§. 87.

Viel bestimmter kennt man, wegen ihrer Einfachheit, die Verhältnisse in dem, was durch die beyden höheren Sinne unmittelbar gegeben wird; in den Farben und Tönen. Iedoch nur in so fern, als dabey von Raum und Zeit mag abstrahirt werden. Dies ist bey den Farben schwerer als bey den Tönen, weil in Hinsicht jener die Erscheinung in bestimmten Gestalten unvermeidlich und viel wichtiger ist als die Farben selbst; während bey zugleich klingenden Tönen die Zeit in der Regel nicht in Betracht kommt. — Von Farben sowohl als Tönen gilt im Allgemeinen die Bemerkung, daſs sehr nahestehende keine ästhetischen Verhältnisse bilden, am wenigsten gefallende Verhältnisse. Was die sanften Übergänge der Farben in Gemälden; u. dgl. betrifft, so muſs man bedenken, daſs diese, ähnlich den melodischen Fortschreitungen, eine successive Auffassung, ein Fortgleiten des Blickes, bewirken; daſs also hier schon das Zeitliche ins Spiel kommt.

Der bekannten, doch noch nicht genau gewürdigten, *Contraste einfarbiger, zugleich gesehener, gröſserer Flächen*, muſs hier erwähnt werden als dessen, was den *harmonischen* und *disharmonischen Verhältnissen* zugleich und anhaltend klingender *reiner Töne;* zur Seite steht. Die letzteren sind die einzigen mit beynahe vollkommener Sicherheit seit Iahrhunderten bestimmten und anerkannten ästhetischen Elemente.*)

---

*) Gleichwohl habe ich Gelegenheit gehabt, eine Verwechselung physikalischer und psychologischer Bestimmungen, und hiemit einige sehr kleine, für die musikalische Kunst meist ganz unbedeutende Unsicherheiten in der Angabe der einfachen Tonverhaltnisse, nachzuweisen, im zweyten Stück des Königsberger Archivs für Philosophie u. s. w.

§. 88.

Raum und Zeit sind offenbar die Quellen sehr vieler, in alle Künste einflieſsender, ästhetischer Verhältnisse; unter denen sich am leichtesten die *symmetrischen* bestimmt erkennen lassen. Sie finden sich schon zwischen Puncten, in gleichen Abständen; zwischen der Peripherie des Kreises, und dem Mittelpuncte: in Parallelogrammen; bey den Linien der zweyten Ordnung, am meisten bey der Ellipse; bey allen durch Umdrehung um eine Axe entstehenden Körpern. Sie finden sich bey gleichen Zeiteintheilungen; und beynahe in allem, was Rhythmus, was Tact und Syllbenmaaſs heiſst.

Auffallend ist jedoch, daſs Verletzung der Symmetrie viel gewisser das Häſsliche, als Beobachtung derselben das Schöne hervorbringt. Die Folge bloſser Symmetrie ist lästige Einförmigkeit. Allein hier läuft man Gefahr, einen fremdartigen Gedanken in das Gebiet des Rein-Ästhetischen einzumengen. Die Einförmigkeit wird durch Abwechselung gehoben; aber das Bedürfniſs der Abwechselung hängt mit dem Mechanismus der Begierden zusammen, und ist wohl zu unterscheiden von ästhetischer Beurtheilung, die nur einen aufgefaſsten *Gegenstand* in Hinsicht *seiner* Beschaffenheit betreffen kann.

Gleichwohl muſs die Art der ästhetisch-erlaubten Abwechselungen angegeben werden können, und hierin müssen neue ästhetische Verhältnisse liegen, die aber noch gröſstentheils unbekannt sind. Erwähnen kann man indessen der Säulen-Verhältnisse, welche ohne Zweifel der successiven Auffassung angehören, indem das Auge entweder vom Boden aufwärts steigt, oder *der gewohnten Richtung der Schwere gemäſs*, von dem was auf der Säule ruht, herunter, und an ihr selbst herabläuft. Der wichtige Gegensatz des Oben und Unten bringt ähnliche Succession in die Auffassung alles Architektonischen, aller Gestalten der Pflanzen und Thiere.

Wie nun hier das Räumliche successiv, so wird vielfältig das Zeitliche auf räumliche Weise gedacht, und demgemäſs beurtheilt. Am Ende jeder Darstellung der successiv fortschreitenden Künste, schwebt ein Ganzes vor uns, dessen Theile eine Art von räumlicher Proportion besitzen müssen, obschon wir nur allmählig zur Kenntniſs dieser Theile gelangt sind. An Bestimmung solcher Proportionen scheinen vorzüglich die Rhetoren gedacht zu haben, indem sie nicht, wie die Dichter, die einzelnen Rhythmen, welche der successiven Auffassung anheim fallen, sondern vielmehr die gröſsern Umrisse ganzer Perioden, ja ganzer Reden, ihren Vorschriften unterworfen haben; welche Umrisse offenbar erst am Ende, bey der Zusammenfassung des Vorgetragenen, können bemerkt werden.

§. 89.

Die mangelhafte Kenntniſs der ästhetischen Elemente rührt ohne Zweifel weit weniger von den Schwierigkeiten sie zu erlangen, als von Vernachlässigung her. Auf die Winke, welche die Musik geben konnte, ist nicht geachtet worden; es fehlt viel, daſs die sittlichen Elemente anerkannt wären; selbst die Symmetrie schien etwas Untergeordnetes. Denn man hat nicht Lust, sich bey der Kenntniſs des Einfachen, des bloſs Richtigen, aufzuhalten, man strebt nach dem *Effect;* und wirft sich eben damit in das Meer der Eindrücke, welche die Künste hervorbringen. Die einfluſsreichste der Künste, die Poësie, wird am meisten gemiſshandelt; denn während man Pinsel und Meiſsel erst führen, ein Instrument erst spielen lernt, und bey der Gelegenheit doch noch zuweilen die von den Meistern aufgefundenen Elemente sich zeigen läſst: glaubt jeder *sprechen* zu können, daher will jeder dichten; nachahmend auf gut Glück, hintennach die Sprache mehr als das Auszusprechende studirend; endlich sich auf sein Gefühl verlassend, weil die groſsen Genie's auch ohne genaue Kenntniſs der einfachen Elemente das Schöne getroffen haben.

Übrigens sind ohne Zweifel die poëtischen Elemente schon ihrer groſsen Mannigfaltigkeit wegen am schwersten zu finden.

Sollen aber irgend einmal die ästhetischen Elemente vollständig entdeckt, und damit eine allgemeine Ästhetik möglich gemacht werden: so muſs man durchgängig das Schöne von dem Stoff, an welchem, und den Bedingungen, unter welchen es erscheint, genau unterscheiden, und dann noch das Successive, als das Schwierigere, von dem Simultanen, als dem Kläreren, abtrennen. Die analytischen Betrachtungen über das bekannte Schöne müssen dabey bis auf die allerletzten Verhältnisse, an denen noch etwas gefallendes oder misfallendes wahrzunehmen ist, zurückgeführt werden; und das Interesse der gründlichen Kenntniſs vielmehr als der künstlerischen Production muſs die Untersuchung leiten. Die Metaphysik endlich muſs ganz entfernt gehalten werden. (§. 74—78.)

Viertes Capitel.

Von den Künsten und den Kunstlehren.

§. 90.

Iede Kunst bedarf eines Stoffes, an welchem sie das Schöne darstellt, und es giebt für sie Bedingungen, unter welchen ihre Darstellungen aufgefasst und gewürdigt werden. Ist der Stoff zu spröde, sind die Bedingungen zu schwer zu erfüllen, so entsteht für die meisten Künste die Frage, wozu denn überhaupt die Existenz des Kunstwerks nöthig sey? Es ist erlaubt, darauf verneinend zu antworten, und die Kunst liegen zu lassen.

§. 91.

Hier aber scheidet sich die erhabenste der Kunstlehren, die *Tugendlehren*, ganz und gar von den übrigen.

Ihr Stoff, der Mensch, ist einmal vorhanden; die Auffassung des Werks geschieht mindestens im eigenen Gewissen; das Misfallen schon an der mangelnden Tugend ist unvermeidlich; und dieses Misfallen ist das bleibendste unter allen Motiven menschlicher Handlungen und Gesinnungen.

Die Kenntniſs des Stoffes wird hier theils durch Erfahrung gewonnen, theils durch Psychologie. In so fern also bekommt die Metaphysik einen Einfluſs auf die Kunstlehren, den sie auf die allgemeine Ästhetik nicht haben durfte.

Ein paar Hauptzweige der Tugendlehre sind die *Politik* und *Pädagogik*. Für jene ergeben sich aus den ursprünglichen praktischen Ideen (§ 80—84.) eben so viele abgeleitete, welche mit der Erwägung menschlicher Schranken und Hülfsmittel müssen verbunden werden. Die Idee des Rechts (§. 85.) macht dabey die Grundlage, weil ohne sie gar keine vernunftmäſsige Anordnung der Gesellschaft kann gedacht werden. Die Pädagogik beruhet unmittelbar auf den ursprünglichen praktischen Ideen; unter denen jedoch die Idee der Vollkommenheit (§. 81.) besonders herauszuheben ist; nicht zwar wegen gröſserer Wichtigkeit, sondern weil der durch sie bestimmte Theil des Zwecks der Erziehung (Belebung eines vielseitigen Interesse) den gröſsten Aufwand mannigfaltiger Bemühungen erfordert, und weil hiedurch zugleich die Grundlage der übrigen sittlichen Bildung gewonnen wird.

(Die Religionslehre gehört gewissermaaſsen auch hierher, in sofern die *Idee* von Gott aus den einfachen praktischen Ideen muſs zusammengesetzt werden. Allein die Grundlage des Wissens und Glaubens hängt hier dennoch von der Metaphysik ab; daher auch das Weitere von diesem Gegenstande bis dahin wird verschoben werden.)

§. 92.

Alle übrigen Künste beruhen in der Ausübung auf dem willkührlichen Entschlusse, einen gewissen Stoff zu bear-

bearbeiten; und erst hintennach folgt die ästhetische Beurtheilung, durch welche der Mensch sich angetrieben findet, das Schöne zu suchen, und das Häſsliche zu meiden. So werden selbst Werke, deren Verfertigung eine ganz andre Absicht hat, als Darstellung des Schönen, dennoch den ästhetischen Forderungen unterworfen. Aber wenn der Verfertiger bloſs in der Absicht, ein Kunstwerk zu liefern, an die Arbeit ging, so bedarf die Willkühr dieses Entschlusses, (wofern nicht vom bloſsen Zeitvertreibe die Rede ist) einer Gunst, welche selten durch das Schöne allein, und den darauf gelegten Werth, kann erreicht werden. Wenigstens wo uns zur Betrachtung des Werkes eine länger anhaltende Aufmerksamkeit angemuthet wird, da fordern wir, im Aufmerken unterstützt zu werden durch Abwechselung; wir fordern *Unterhaltung*.

Deshalb mischt sich in allen gröſsern Kunstwerken das Unterhaltende als ein beträchtlicher Zusatz zum Schönen. So pflegt sich die Poësie an eine Fabel zu lehnen, und der Maler und Bildhauer wählt gern einen recht ergreifenden Moment aus der Mitte der Fabel, besonders wo er nicht durch den Reichthum seiner Darstellung (wie in der Landschaft, in welcher das Auge lustwandelt) die Beschauer zu fesseln hofft.

Hieraus nun entspringen in allen Kunstlehren eine Menge von Regeln, wie das Unterhaltende zu erzielen, wie seine Gegentheile, das Langweilige, das Anstöſsige, das Unfaſsliche, das Unwahrscheinliche, zu vermeiden seyen. Z. B. die drey Einheiten im Drama, welche offenbar nicht auf Production des Schönen, sondern auf Faſslichkeit und Concentration der Aufmerksamkeit berechnet sind.

§. 95.

Aber nicht bloſs Unterhaltendes, sondern auch Reizendes, Theilnahme Weckendes, Imponirendes, — Lächerliches, — wird dem Schönen beygemischt, um dem Werke Gunst und Interesse zu schaffen. So erlangt das Schöne gleichsam verschiedene Farben; es wird anmuthig, prächtig, tragisch, komisch, — und es *kann* alles dieses werden, denn das für sich ruhige ästhetische Urtheil erträgt gleichwohl die Begleitung mancher, ihm fremdartiger Aufregungen des Gemüthes. Die Formen der Kunstwerke werden hiedurch vervielfältigt; und die verschiedenen Denkungsarten und Stimmungen zur Aufnahme des Schönen empfänglicher gemacht. Aber die Kunst kann durch Misbrauch der genannten Zuſätze entarten; dann nämlich, wenn sie über dem bloſs Interessanten das Schöne vergiſst; welches sich durch den Mangel eines bleibenden Eindrucks, einer bleibenden Hochschätzung verräth. Denn alles fremdartige Interesse erkaltet sehr bald; ja die Gunst, die es Anfangs schaffte, verwandelt sich gar leicht in den Verdruſs über das willkührliche Machwerk, welches sich anmaaſste mit unsern Gefühlen sein Spiel zu treiben. Die ästhetischen Urtheile allein besitzen den Vorzug der unveränderlichen Dauer, und ertheilen ihn dem Gegenstande, der ihnen entspricht.

§. 91.

Der Stoff und das ihm eigene Interesse, dient in der Regel zum Verbindungsmittel (gleichsam zum Gerüste) für ein sehr mannigfaltiges, daran gefügtes Schönes. Die Einheit eines Kunstwerks ist nur selten, vielleicht niemals, eine ästhetische Einheit; und man würde in sehr falsche Speculationen gerathen, wenn man sie dafür halten wollte. Ein Gemälde enthält ästhetische Verhältnisse der Farben: diese bestehen für sich. Es enthält ästhetische Verhältnisse der Gestalt, der Zeichnung; diese bestehen wieder für sich; sie hätten selbst ohne bunte Färbung (in getuschter Manier, oder im schwarzen Kupferstich) erscheinen können. Es enthält endlich ästhetische Verhältnisse in dem dargestellten Gedanken; diese sind poëtischer Art; viel leicht vom Dichter entlehnt, oder sie können doch durch Worte, abgesondert von dem begleitenden räumlichen Schönen, ausgesprochen werden. Nun beruht allerdings der Werth des Gemäldes nicht bloſs auf der *Summe* jener verschiedenartigen Schönheiten, sondern auch auf deren schicklicher Verbindung. Z. B. dem tragischen Gedanken entspricht das düstere Colorit, und der kühne Wurf in der Zeichnung; dem heitern, lachenden Gedanken schmiegt sich an, die Helligkeit der Tinten, die zierliche Ausarbeitung aller Theile, vielleicht selbst die niedliche Kleinheit des Formats. Allein dies Schickliche ist dennoch, ästhetisch betrachtet, etwas höchst Untergeordnetes, und welches vielmehr an der Beschaffenheit des Stoffes hängt als an irgend einer Gattung des in ihm dargestellten mannigfaltigen Schönen. Die Farbe konnte nicht hinweisen auf die Zeichnung; die gefällige Form noch weniger auf den Gedanken; der Gedanke eben so wenig auf das Ebenmaaſs der Figuren; der vielseitig gebildete Geist des Künstlers war es, welcher alle diese Schönheiten an Einer Stelle versammelte.

Am auffallendsten ohne Zweifel ist diese Aggregation eines mannigfaltigen Schönen in der Oper. Hier wirken Musik, Malerey, Poësie zusammen zur Erregung gewisser Empfindungen der Theilnahme an den handelnden Personen. Aber dieser Vereinigungspunct der verschiedenen Künste ist selbst gar nicht von ästhetischer Art; noch mehr, die bloſse dramatische Poësie, ohne Musik, ohne ſo lebhafte Beschäftigung des Auges, würde denſelben Haupt-Effect viel sicherer erreicht haben, denn das Gemüth wäre weniger zerstreut worden. In der That aber ist das, was hier die Einheit bildet, Nebensache; die Fabel ist der bloſse Träger aller der Eindrücke, deren Summe man für dasmal zu einem Maximum hat steigern wollen. Daher ist auch alle ängstliche Genauigkeit im Zusammenfügen der heterogenen Schönheiten übel angebracht. Die Malerey bildet hier doch eine Reihe von Kunstwerken für sich; die Musik entwickelt ihre Gedanken vielemal schneller, und ist daher in einem gegebenen Zeitraum ungleich gedankenreicher, als die sylbenweise abgesungene Poesie; und so ist es ganz vergeblich, diese Künste einen gleichen Schritt lehren, sie zu einer wahren ästhetischen Einheit verbinden zu wollen.

Die Hauptabsicht dieser Bemerkungen aber ist, den falschen Deutungen zuvorzukommen, zu welchen so sehr zusammengesetzte Kunstwerke Anlaſs zu geben pflegen, und wodurch vielfältig die Aufmerksamkeit vom Aufsuchen der wahren, einfachen ästhetischen Elemente ganz abgelenkt wird. —

Zum Schluſſe muſs noch angezeigt werden, daſs die hier gegebene Ansicht der Ästhetik, insonderheit der praktischen Philosophie, von der gewöhnlichen betrachtlich abweicht; daher diejenigen, welche mit der gegenwartigen zuerst bekannt werden, Ursache haben, sich eine unbefangene Prüfung auch anderer Meinungen vorzubehalten.

Vierter Abschnitt.

Einleitung in die Metaphysik.

Erstes Capitel.

Nachweisung der gegebenen, und zugleich widersprechenden, Grundbegriffe.

§. 95.

Die gleich zu Anfange aufgestellten Zweifel (§. 19—23.) haben schon den Glauben wankend gemacht, als ob unsre Erfahrung, so wie sie im gemeinen Verstande vorgefunden, und durch empirische Wissenschaften erweitert wird, ein zuverlässiges Wissen darböte. Es ist jetzt nothwendig, einen schärfern Blick auf das Obige zurückzuwenden, damit fürs erste der Zweifel sich in eine bestimmte Kenntniſs der metaphysischen Probleme verwandele.

Dieses nun würde sich auf einem kürzeren Wege, als dem jetzt einzuschlagenden, erreichen lassen. Die drey Hauptprobleme wenigstens, an deren Auflösung das Übrige sich von selbst anschlieſst. — die Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen, der Veränderung, und des Ich, —

ssen sich in ihrer doppelten Eigenschaft, erstlich als gegeben, zweytens als mit innern Widersprüchen behaftet, einem vorurtheilsfreyen, natürlich hellen Kopfe ohne Schwierigkeit kenntlich machen.

Allein auſser der Kenntniſs der Probleme soll auch noch eine Leichtigkeit gewonnen werden, den langen Weg der Untersuchung, wodurch die Probleme gelöst werden, ohne Ermüdung zurückzulegen; und eine Kraft, die allmählig zu erwerbenden Aufschlüsse in eine veste und wohl verbundene Überzeugung zusammenzudrängen. Schon deshalb würde eine vorbereitende, mehrseitige Beschäfftigung mit den metaphysichen Gegenständen anzurathen seyn; wenn es auch nicht Pflicht wäre, die beschränkende Angewöhnung an die Vorstellungsarten eines einzigen Systems zu vermeiden.

§. 96.

Die erhobenen Zweifel waren von zweyerley Art. Die ersteren traten der Meinung entgegen, als ob wir durch die Sinne eine Kenntniſs von der wahren Beschaffenheit der Dinge zu erlangen hoffen dürften. Die folgenden betrafen die Form der Erfahrung, und es wurde der Verdacht erregt, daſs diese Form überhaupt nicht gegeben, sondern ersonnen sey.

In Ansehung des Ersten wird sich leicht der Zweifel in die Gewiſsheit verwandeln lassen, daſs wir das *Was* der Dinge nicht erkennen, wenigstens nicht auf dem Wege einer, auch noch so weit fortgesetzten Erfahrung und Beobachtung. Dazu gehört nur eine bestimmtere Erneuerung der schon oben angedeuteten Reflexionen.

Was hingegen die Formen der Erfahrung betrifft: so ist eben die Consequenz, mit welcher oben die sämmtlichen Formen zugleich angegriffen sind, das sicherste Heilmittel wider diese Art des Zweifels. Man erträgt es allenfalls, die eine oder die andre Form, z. B. der Causalität, oder der Zweckmäſsigkeit, ernstlich in Verdacht zu nehmen:

wer aber sich auf einen Augenblick überwinden wollte, sich alle seine einfachen Empfindungen als eine völlig formlose, chaotische Masse vorzustellen, den würde sehr bald die Nothwendigkeit, ihnen die längst bekannten Formen von neuem beyzulegen, von allen Seiten ergreifen; und es würde von dem vorigen Zweifel nichts anders als die sehr gerechte Verwunderung übrig bleiben: *wie es möglich sey*, so mannigfaltige Formen jeden Augenblick wirklich wahrzunehmen, die doch in der That weder für sich allein, noch in der Materie des Gegebenen können angetroffen werden. — Indem man nun diese, allerdings höchst schwierige, aber *die Grundlage der Metaphysik gar nicht berührende*, vielmehr lediglich psychologische Frage noch auf langehin bey Seite setzt; indem man zugleich zur vesten Anerkennung der Thatsache zurückkehrt, *daſs* die Formen gegeben, und *und für jeden einzelnen sinnlichen* Gegenstand auf eine *ihm eigne, bestimmte Weise* gegeben sind: findet man sich dadurch zuvörderst wieder auf den Standpunct der gemeinen Welt-Ansicht zurückversetzt; man kann aber dennoch, einmal aufmerksam gemacht, jetzt schwerlich umhin, die *Begriffe*, welche wir in Hinsicht jener Formen gemeinhin hegen, ein wenig genauer anzusehn und zu prüfen. — Es wird sich zeigen, daſs diese Begriffe, während sie uns durch die Erfahrung wirklich aufgedrungen werden, sich dennoch *nicht denken lassen*; daſs wir das Gegebene nicht als ein solches *behalten* können, als welches es sich vorfindet, daſs wir folglich, da das Gegebene sich nicht wegwerfen läſst, es im Denken umarbeiten, es einer nothwendigen Veränderung unterwerfen müssen: welches eben die Absicht der Metaphysik ist.

Ietzt soll eins nach dem andern genauer durchgegangen werden.

§. 97.

Das *Was* der Dinge wird uns durch die Sinne nicht bekannt. Denn

Erstlich: die sämmtlichen, in der Wahrnehmung gegebenen Eigenschaften der Dinge sind *relativ.* Die Umstände mischen sich nicht bloſs *ein* in die Wahrnehmung, (wie im §. 20. bemerkt ist) sondern *bestimmen* sie *dergestalt,* daſs offenbar die Dinge diese Eigenschaften ohne diese zufälligen Umstände gar nicht haben würden. Ein Körper hat Farbe; aber nicht ohne Licht; was ist nun diese Eigenschaft im Dunkeln? Er klingt; aber nicht ohne Luft: was ist diese Eigenschaft im luftleeren Raume? Er ist schwer; aber nur auf der Erde; auf der Sonne wäre seine Schwere gröſser; im unendlichen leeren Raume wäre sie nicht mehr vorhanden. Er ist zerbrechlich, wenn man ihn bricht; hart oder weich, wenn man in ihn eindringen will; schmelzbar wenn Feuer dazu kommt; — und so giebt keine einzige Eigenschaft dasjenige an, was er, ganz ruhig gelassen, für sich selbst ist.

Zweytens: die Mehrheit der Eigenschaften verträgt sich schlechterdings nicht mit der Einheit des Gegenstandes. Wer auf die Frage: *was* ist dies Ding? antworten will, der antwortet durch die Summe seiner Kennzeichen; nach der Formel: dies Ding ist *a* und *b* und *c* und *d* und *e.* Wollte man diese Antwort buchstäblich nehmen, so wäre sie ungereimt, denn die Rede war von Einem, also nicht von Vielem, das bloſs in eine Summe sich zusammenfassen, aber zu keiner Einheit sich verschmelzen läſst. Aber man soll die Antwort so verstehen, das Ding sey der Besitzer jener Eigenschaften, und an denselben zu erkennen. Eben darum nun, weil man es erkennen muſs an dem was es *hat* und nicht durch das, was es *ist:* sieht man sich gezwungen zu gestehen, daſs das Ding selbst, der Besitzer jener Kennzeichen, unbekannt bleibt.

Diese Betrachtung aber ist selbst nur die Vorbereitung zu einer andern, welche bald folgen wird, (im §. 101.)

§. 98.

So unbegreiflich es auch ist (nach §. 23. und 24.) wie wir von der Gestalt, Gröſse, Solidität der Körper, von dem Vorher und Nachher der Ereignisse, auch nur das Geringſte erkennen mögen: so steht dennoch Alles in bestimmten räumlichen und zeitlichen Begränzungen vor uns, die wir zwar wohl durch Abstraction ganz hinwegheben, aber durch kein willkührliches Vorstellen so umwandeln können, daſs uns jetzt andre und entgegengesetzte Begränzungen statt der vorigen erschienen. Auch ist uns unmöglich, die Körper für bloſse Oberflächen zu halten, denn sie erscheinen uns als *Etwas* (das Erscheinende ist positiv bestimmt); unter einer Fläche aber verstehen wir eine bloſse Grenze (die sich nur durch Negation denken läſst); so daſs wir genöthigt sind, das Etwas als ein Ausgedehntes, Solides, zwischen die Oberflächen hineinzudenken.

Wären wir nun nur in diesem Denken einig mit uns selbst! Das Ausgedehnte soll sich dehnen durch viele, verschiedene, auſser einander liegende Theile des Raums; hier erinnert schon der Ausdruck, daſs Eins, welches sich dehnt, dasselbe seyn soll mit dem Vielen, worin es durch die Dehnung zerreiſst. Indem wir *Materie* denken, beginnen wir eine Theilung, die wir ins Unendliche fortsetzen müssen, weil jeder Theil noch als ein Ausgedehntes soll gedacht werden. Eine bestimmte Angabe dessen, was wir eigentlich gedacht haben, ist hier unmöglich; denn unſre Vorstellung der Materie ist jederzeit noch im Werden begriffen, sie wird niemals fertig. Wir begnügen uns also mit der allgemeinen Formel, und erklären die Materie für das, was immer noch weiter getheilt werden könne.

Nun ist zwar offenbar, daſs wir im Denken von der Einheit (dem Theilbaren) angefangen haben, und zu dem Vielen (den Theilen) allmählig fortgeschritten sind. Dennoch liegt es nicht im Begriffe der Materie, daſs das wirkliche

Ding, der Körper, auch so aus einer zerflieſsenden Einheit erst erzeugt werde, sondern daſs es vorhanden sey ohne Vermehrung der Theile; vorhanden als die Summe *aller* Theile, deren jeder für sich bestehen könne, unabhängig von den übrigen Theilen; welches gerade die Theilung selbst beweisen werde. Denn man kann theilen wo und wie vielfach man will; immer wird das Getrennte gerade dasselbe seyn und bleiben, wie zuvor in der ihm völlig zufälligen Anhäufung.

Dieses unabhängige Daseyn aller materiellen Theile nun erreichen wir im Denken niemals, so lange wir die Theile erst durch die Theilung aus dem Theilbaren hervorgehn lassen; wie es doch der Begriff des Ausgedehnten, des Raum-Erfüllenden mit sich bringt. Wir erreichen demnach niemals das, was, unserer Meinung nach, an der Materie wahrhaft Ist; denn wir kommen nie zu *allen* Theilen, nie zu den *letzten* Theilen, weil wir die Unendlichkeit der aufgegebenen Theilung sonst überspringen müſsten.

Wollen wir rückwärts versuchen, von dem Einfachen auszugehn, und aus ihm die Materie eben so im Denken zusammenzusetzen wie sie aus ihm wirklich bestehn mag: so fragt sich, wie viele Einfache wir wohl zusammen nehmen müſsten, um von ihnen einen *endlichen* Raum anzufüllen? Offenbar müſste die vorige Unendlichkeit jetzt rückwärts übersprungen werden; denn wir haben hier nur Zusammensetzung anstatt der vorigen Theilung. — Aber die Geometrie verbietet uns sogar, den Raum aus Puncten, also das Raum-Erfüllende aus einfachen Theilen zu construiren. Es kann also die Materie gar nicht aus dem Einfachen bestehen, denn es giebt überall keinen Übergang von dem Einfachen zum Ausgedehnten.

Wenn dieses wahr ist, und sich hier in die Anwendung der Geometrie nicht irgend ein Misverständniſs einmischt: so haben wir nun in der Materie den doppelten, vollständigen Widerspruch: erstlich, einer endlichen Gröſse, welche ist eine Menge unendlich vieler Theile; zweytens, ein Etwas, welches wir uns als ein Reales vorstellen, obgleich wir das wahrhaft für sich bestehende Reale (die letzten Theile) nie erreichen, vielmehr immer an der ihm zufälligen, nichtigen Form der Aggregation kleben bleiben, ja sogar aus dem vorausgesetzten Realen zu dem erscheinenden Etwas im Denken niemals zurückkehren können. — Ein endliches Reales meinten wir zu haben, indem wir Materie sahen und fühlten; die Unendlichkeit schiebt sich in das Endliche hinein, und doch kann sie den endlichen Umfang nicht im geringsten vergröſsern; die Realität weicht zurück, sie verliert sich im Unendlich-Kleinen, und wenn sie selbst da noch wäre, wir könnten sie eben so wenig als Grundlage des vor uns stehenden Realen gebrauchen, als wenig wir geneigt sind, diese Realität fahren zu lassen, und die Materie für bloßen Schein zu erklären.

Wenn nun auch *die* Philosophen Recht hätten, welche der Materie eine endlose Fülle von Theilen ernstlich zugestanden, sie selbst aber dagegen für bloſse *Erscheinung* (einen beständigen, gesetzmäſsigen Schein) erklärt haben: so wäre eben damit bewiesen, daſs man den gemeinen Erfahrungsbegriff der Materie einer Veränderung im Denken habe unterwerfen müssen.*)

---

*) Die wahre Construction des Begriffs der Materie, und zwar aus dem Einfachen, habe ich zu leisten versucht in meiner Abhandlung: *theoriae de attractione elementorum principia metaphysica:* wobey meine Hauptpuncte der Metaphysik vorausgesetzt werden. — Wer jedoch das Problem selbst noch ausführlicher beleuchtet sehn will, wird für diesen und die nächstfolgenden Gegenstände vor allen Dingen die Lehre von den Antinomien in Kants Kritik der reinen Vernunft zu vergleichen haben.

§. 99.

Dieselben Betrachtungen, wie von dem Realen im Raume, gelten von dem Geschehen in der Zeit.

Zuvörderst: wenn in Ansehung der *Zeit selbst*, uns Iemand fragte, wie viele Theile ein gegebenes Quantum derselben in sich fasse: wir würden darauf eben so wenig zu antworten wissen, als auf die Frage, wie viele auſser einander liegende Stellen ein gegebenes Quantum des Raums in sich schlieſse? Die Geometer antworten, daſs Zeit und Raum ins Unendliche theilbar seyen. — Ferner, die Erfüllung der Zeit durch das Geschehen und durch die Dauer erfordert noch offenbarer, als beym Raume, daſs auf das Erfüllende die Unterscheidung der unendlich vielen Zeittheilchen übertragen werde; denn der Raum zwar gestattet dem Körper der ihn erfüllt, leere Zwischenräume, aber ähnliche leere Zwischenzeiten würden Vernichtung und Wieder-Entstehen dessen bezeichnen, was in der Dauer und dem Geschehen begriffen ist.

Was geschieht, nimmt die Zeit ein; es ist in derselben gleichsam ausgedehnt. Was geschehen ist, zeigt sich im Erfolge als ein endliches Quantum der Veränderung. Dies Endliche soll die unendliche Menge dessen in sich fassen, was in allen Zeittheilchen nach einander geschah. Das wirkliche Geschehen, aus dem sich der Erfolg zusammensetzt, zerflieſst, wie klein wir es fassen mögen, immer wieder in ein Vorher, ein Nachher, eine Mitte zwischen beyden; es ist immer selbst schon Erfolg, also *kein* wirkliches Geschehen. Aus einfachen Veränderungen die ganze Veränderung zusammenzusetzen, verbietet man uns, wie aus einfachen Zeitpuncten die Zeit zu construiren. Unsre Vorstellung vom Geschehen also ist ein Wahn; denn je mehr wir sie zergliedern, desto deutlicher sehn wir, daſs sie ihren eigentlichen Gegenstand nicht enthält, sondern vergebens sucht; und nur darum sucht, damit Unendlich-Vieles in endliche Gränzen eingeschlossen werde.

§. 100.

Wie das Unendlich-Kleine, so hat auch das Unendlich-Groſse in Zeit und Raum seine Schwierigkeiten. Zwar in Hinsicht der Zeit und des Raumes selbst sind dergleichen Schwierigkeiten nur eingebildet, und sie können höchstens entstehen, wenn man sich selbst die gemeine und richtige Vorstellungsart verdirbt, nach welcher Zeit und Raum, als leere Formen, bloſs die Möglichkeit anzeigen, daſs in beliebigen Distanzen ein Daseyn und Geschehen könne angetroffen werden. Das Leere kann dieser Möglichkeit keine Gränzen setzen; daher müssen Zeit und Raum als unendliche Gröſsen, jene von Einer, dieser von drey Dimensionen, gedacht werden, jedoch mit gutem Bewuſstseyn, daſs es Gedankendinge sind, die nur entstehen, indem *wir* jene Möglichkeit in ihrer ganzen Weite zu umfassen suchen; und die nichts mehr bedeuten, wenn abstrahirt wird von der Absicht, das Daseyende und das Geschehende in seinen gegebenen und denkbaren Gränzen aufzufassen.

Aber von der Welt hat man die Frage aufgeworfen, ob sie endlich oder unendlich sey in Zeit und Raum? Und hier kann es eben so schwer scheinen, Gränzen anzunehmen, jenseit deren nur das Leere, also kein Begränzendes, mehr läge, als die wirklich vorhandenen Dinge, die wirklich geschehenden Ereignisse, in unendliche, also unbestimmbare Weiten hinaus zu verfolgen. Doch die Misverständnisse, welche sich dahinter verstecken, sind minder bedeutend; und liegen überdies auſser dem Kreise des Gegebenen, also der metaphysichen Principien, mit denen wir es hier allein zu thun haben.

§. 101.

Im §. 97. haben wir die Betrachtung der Dinge mit mehrern Merkmalen so weit geführt, daſs der Begriff von dem Dinge selbst, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, zum Vorschein kam. Dahin treibt uns die, zwar räthselhafte, aber dennoch unläugbare Form des Gegebenen, nach welcher die Materie desselben (die einfachen Empfindungen) nicht einzeln, sondern in bestimmten Gruppen angetroffen wird. (§. 25, vergl. §. 96.) Denn obgleich gar kein *Band*, das die Merkmale zusammenhielte, weder für sich allein, noch in und mit den Merkmalen wahrgenommen wird; so finden wir es dennoch unmöglich, das Gegebene so anzuschauen, als ob die Merkmale, aus ihren Gruppen heraustretend, andre neue Verbindungen eingingen, und dadurch neue sinnliche Dinge bildeten, in denen die Kennzeichen der gegenwärtigen Dinge unter einander vertauscht wären. Wir finden es schon schwer, von aller Gruppirung zu abstrahiren, und statt der Dinge die bloſse Materie dessen wodurch Dinge gegeben werden, uns vorzustellen; aber wenn wir vollends im willkührlichen Denken andre Complexionen dieser Materie, als die bekannten und für gegeben gehaltenen, aussinnen wollen, dann empfinden wir den Widerstreit dieses willkührlichen Denkens mit der Anschauung; die letztere will sich jene ersonnenen Complexionen nicht unterschieben lassen; wir finden uns gebunden, *nur* die bisherigen Complexionen für gegeben gelten zu lassen, und dies heiſst eben so viel, als, sie sind wirklich gegeben.

Ohne nun uns weiter mit der Frage zu beschäfftigen, *wie* sie gegeben seyen; kommt es hier vor allem darauf an sich zu besinnen, daſs wir die Dinge nur durch ihre Merkmale kennen, daſs aber die mehrern Merkmale nur zusammen Ein Ding bezeichnen, daſs wir also gar nicht von Dingen reden, und nichts davon wissen würden, wenn nicht die Merkmale in ihren Complexionen vor uns lägen. Es muſs demnach der obige *Begriff* des Dinges, als des unbekannten Besitzers der mehrern Eigenschaften, sich doch wenigstens mit der Mehrheit der Merkmale vertragen; damit der Anfang und das Ende unserer Vorstellung von dem Dinge nicht mit einander in Streit gerathen.

Nun ist es schon ein schlimmes Zeichen, daſs, wie wir gesehen haben (§. 97.), dieselben Merkmale, vermöge deren wir wissen, *daſs* ein Ding da sey, gar nicht angeben können, *was* dasselbe Ding sey. Dadurch schon entfernt sich das Ding, (welches Eins seyn soll,) von den vielen Merkmalen. — Aber aus der Forderung, das Ding solle die vielen Merkmale *besitzen:* entwickelt sich gar ein klarer Widerspruch. Das *Besitzen* oder *Haben* der Merkmale muſs auf was immer für eine Weise doch am Ende dem Dinge *als etwas seiner Natur eigenthümliches, als eine Bestimmung seines Was, zugeschrieben werden;* denn *von ihm selbst* wird gesagt, daſs es jene Vielen habe und besitze. Dieses Besitzen ist offenbar ein eben so vielfaches, und eben so verschiedenes, als die Eigenschaften, welche besessen werden. Es ist folglich eben so wenig als sie, fähig, zur Antwort zu dienen auf die einfache Frage: *was ist dies Ding?* Diese Frage erfordert eine einfache Antwort; sie stöſst jede Vielheit aus, mit der man sie würde beseitigen wollen; jeder Umschweif ist hier entweder eine Unwahrheit, oder doch eine Verzögerung der rechten Auskunft über dasjenige, *von dem* eigentlich gesagt wird, daſs es *sey,* und Eigenschaften *habe,* die es in sich *vereinige.* Können wir nun das vielfache Besitzen der vielen Eigenschaften nicht auf einen einfachen Begriff zurückführen, der sich ohne allen Unterschied mehrerer Merkmale denken lasse: so ist der Begriff von dem Dinge, dem wir doch diesen vielfachen Besitz als seine wahre Qualität beylegen müssen, weil wir es durch die vielen Merkmale kennen lernten, ein widersprechender Begriff; der einer Umarbeitung im Denken entgegen sieht, weil er, als aus dem Gegebenen stammend, nicht kann verworfen werden.

§. 102.

Es folgt die Betrachtung des Causalbegriffs, deren im §. 26. ist erwähnt worden; und in welcher gleich Anfangs verschiedene Grundgedanken müssen gesondert werden. — Es ist zwar gewiſs, daſs dieser *Begriff* nicht gegeben wird: er entsteht vielmehr in einem nothwendigen Denken, wovon tiefer unten ein Mehreres. Allein nichts desto weniger hat *alle* Kenntniſs *bestimmter* Ursachen von bestimmten Wirkungen ihre Grundlage im Gegebenen; welche das bloſse Auffinden einer Zeitfolge überschreitet. Die Zeitfolge ist nur Eine für Alles, was zugleich anfängt, geschieht, und aufhört; sie wiederhohlt sich niemals, denn es kann weder das Vergangene noch einmal gegenwärtig werden, noch verbinden sich jemals in einem folgenden Zeitpuncte *alle* Ereignisse genau so, wie in einem vorhergehenden. Aber die Erfahrung bringt uns dahin, daſs wir aus allem was zugleich geschieht, *einiges* Vorhergehende herausheben, um es mit *einigem* Folgenden zu verbinden; und daſs wir zwar alles *übrige*, gleichzeitig Vorhergehende, als für jenes bestimmte folgende unbedeutend, und mit ihm nicht zusammenhängend ansehen, dagegen aber das herausgehobene Vorhergehende und Folgende als *unzertrennlich* betrachten. Noch mehr: diese herausgehobene Folge von Erscheinungen finden wir wieder, und erwarten sie wieder in der Zukunft; wir sehen die *Regel* der Folge an als eine bleibende, zum Wesen der Dinge gehörige, wir behaupten sogar, daſs Nichts Neues geschehe, indem eine solche Regel ihre Erscheinung wiederhohlt. — Fragen wir nun nach dem wahrgenommenen *Bande*, welches die Unzertrennlichen zusammenhalte, während es die zufälligen Nebenumstände zur Seite lasse: so vermissen wir freylich dessen Erscheinung; es ist weder für sich allein, noch in den Verbundenen sichtbar. Versuchen wir aber, statt des bisher angenommenen Bandes ein anderes unterzuschieben, — versuchen wir also, aus gewissen Vorzeichen andre Erfolge statt der bisherigen zu erwarten, (als ob einerley wäre, *welche* Ursachen man *welchen* Wirkungen zueignen wolle,) — so finden wir uns auch hier

ge-

genöthigt, es beym Alten zu lassen. Denn die bisher beobachtete Stetigkeit in der Folge der Erscheinungen bleibt sich gleich; und die Möglichkeit eines verständigen und zweckmäſsigen Handelns in der Welt beruht nach wie vor auf der Bedingung, daſs wir diese Stetigkeit so genau als immer möglich von allem zufälligen Zusammentreffen der Ereignisse zu unterscheiden, und unsre Handelsweise darnach einzurichten uns bemühen. So müssen wir alſo auch hier das Band der Erscheinungen für ein gegebenes gelten lassen, wenn schon wir nicht begreifen, *wie* es könne gegeben seyn.

Eine andre Überlegung muſs mit der vorigen verbunden werden. Ganz abgesehen von Vorzeichen und Erfolgen (wie wir einstweilen statt Ursachen und Wirkungen, der Vorsicht wegen sagen können), entdeckt sich uns eine merkwürdige Form im Gegebenen, die *Veränderung*. So gewiſs uns Complexionen von Merkmalen, die wir *Dinge* nennen (§. 101.), erscheinen: eben so gewiſs nehmen wir wahr, daſs aus diesen Complexionen Merkmale verschwinden, andere, oft jenen entgegengesetzte, sich einfinden; so daſs das Ding, nach seinen Merkmalen beurtheilt, nicht mehr dasselbe ist, wie zuvor.

Diese Veränderungen nun sind es eben, zu welchen wir Ursachen nicht bloſs hinzudenken, sondern auch hinzusuchen; und nicht bloſs suchen, sondern sehr häufig auch angedeutet finden durch die vorbemerkte Stetigkeit in dem Zusammenhange der Vorzeichen und Folgen.

Hier muſs Zweyerley, leicht zu Verwechselndes, genau unterschieden werden. Erstlich eine gewisse, weiter zu erläuternde, Nothwendigkeit im Denken, vermöge deren wir die Ursache der Veränderung suchen, und voraussetzen, auch wenn sie unbekannt ist und bleibt. Zweytens jene gegebene Unzertrennlichkeit der Vorzeichen und Folgen. Es trifft nun häufig das Gegebene zusammen mit der Nothwendigkeit im Denken; wir halten alsdann die gefundenen Vorzeichen für die gesuchten Ursachen, die Erfolge für die Wirkungen, und so schmilzt der *gedachte* Zusammenhang mit dem *beobachteten* in Eins. Häufig aber fehlt zu der Voraussetzung die entsprechende Erfahrung; dann bleibt nichts destoweniger jene in Kraft, und nach dieser wird fortdauernd in der Beobachtung geforscht.

Jetzt werde aus dieser gesammten Exposition derjenige *Begriff* herausgehoben, an welchem die ganze Vorstellungsart sich lehnt. Es ist nicht der von dem Zusammenhange der Vorzeichen und Erfolge: dieser wird vielmehr gedeutet auf den der Ursachen und Wirkungen. Es ist auch nicht der Begriff der Causalität; dieser kommt erst hinzu, nachdem das Bedürfniſs, Wirkungen aus Ursachen zu erklären, erregt ist. Sondern es ist der, mit dem Gegebenen sich unmittelbar aufdringende, Begriff der Veränderung. Indem die Veränderung angesehen wird als eine Wirkung, wird die Ursache in den stets begleitenden oder stets vorhergehenden Umständen gesucht.

Daſs nun der Begriff der Veränderung einen Widerspruch enthält, läſst sich zwar leicht zeigen: allein die damit zusammenhängenden Betrachtungen sind so wichtig, daſs ihnen das ganze folgende Capitel soll gewidmet werden. Zuvor ist noch von der Verbindung aller Vorstellungen im Ich zu reden. Die Form der Zweckmäſsigkeit aber kann hier füglich übergangen werden, da alles, was darüber zu sagen ist, in einen ganz andern Zusammenhang gehört.

§ 103.

Unter den angegebenen skeptischen Vorstellungsarten wird diejenige scheinen die schwächste zu seyn, welche den gegebenen Zusammenhang der Vorstellungen im Bewuſstseyn leugnen will. (§. 28.) Es ist zwar gewiſs, daſs Vorstellungen äuſserer Dinge als solche nicht zugleich etwas inneres vorstellen; und daſs unter den Merkmalen ihrer Gegenstände sich in der Regel nichts findet, was auf ihre Verbindung in unserem Innern hinwiese. Allein unsre Vorstellungen selbst können wir uns von neuem vorstellen; wir können die Vorstellungen, die wir Uns zuschreiben, von den vorgestellten Dingen unterscheiden; wir sind uns mannigfaltiger Thätigkeiten, welche auf dieselben Bezug haben, bewuſst, als des Denkens, Wollens, der Aufregung unserer Gefühle, Begierden, Leidenschaften, durch die theils gegebenen, theils auch nur wiedererweckten Vorstellungen. Indem nun unser Inneres zum Schauplatze wird für so mancherley auf demselben vorgehende Veränderungen: haben wir von diesem Schauplatze wiederum eine Vorstellung, vermöge deren er nicht bloſs die Form des Beysammenseyns aller andern Vorstellungen, sondern selbst ein realer Gegenstand ist; nämlich die Vorstellung *Ich*, mit welchem Worte das eigenthümliche Selbstbewuſstseyn eines Ieden sich ausspricht.

Von der Realität dieses Ich besitzen wir eine so starke, unmittelbare Überzeugung, daſs, wie mit Recht bemerkt worden, dieselbe in der Betheurungsformel: *so wahr ich bin*, zum Maaſsstabe aller andern Gewiſsheit und Überzeugung gemacht wird.

Es kann sogar die nämliche Überzeugung noch sehr beträchtlich verstärkt, sie kann zum eigentlichen Mittelpuncte und Bevestigungspuncte aller andern Überzeugung erhoben werden. Dahin leiten gerade dieselben skeptischen Vorstellungsarten, welche oben sind entwickelt worden.

Zuvörderst fasse man die skeptische Nachweisung, daſs die Formen der Erfahrung in dem wahrhaft Gegebenen nicht angetroffen werden, zusammen mit der Überlegung, daſs wir dennoch in ihrer Auffassung gebunden sind, und daſs ohne sie unsere ganze Erfahrung sich in einen, nichtsbedeutenden Schein verwandeln würde. Wenn nun die Formen zwar nicht gegeben, aber dennoch vorhanden sind: woher könnten sie ihren Ursprung nehmen, als in unserm eignen Inneren? — Hieraus entsteht die

Ansicht, unser gesammtes Wissen beruhe zwar in Hinsicht der einfachen sinnlichen Empfindungen, auf etwas Auſserem, das heiſst, auf etwas uns Fremdem, von uns Unabhängigem; allein es beruhe eben so sehr auf den formalen Bestimmungen (des Raums, der Zeit, der Begriffe von Substanz und Ursache u. s. w.) welche Wir selbst nach gewissen Gesetzen unseres Auffassens und Denkens an jener Materie des Gegebenen unwillkührlich erzeugen. Das *Recht* zu dieser Art des Auffassens und Denkens liege in der *Nothwendigkeit* und *Gesetzmäſsigkeit* derselben: aber weil eben diese Nothwendigkeit gänzlich in uns selbst begründet sey, so könne man auch das auf diesem Wege entstandene Wissen gar nicht für eine Kenntniſs wirklich auſser uns vorhandener Gegenstände halten. Es sey deshalb keine Kenntniſs von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen möglich. Was aber jenes Auſsere, Fremde, von uns Unabhängige anlange, von welchem die Materie des Gegebenen herrühren möge, so müsse der Begriff desselben weiter nicht bestimmt werden, indem jeder Versuch, denselben im Nachdenken zu verfolgen, nur vergeblich ausfallen könne.

So scharfsinnig nun auch diese Ansicht, und so nachdrücklich sie unterstützt ist durch die Auctorität eines wahrhaft groſsen Denkers; so konnte doch nicht unbemerkt bleiben, daſs es ihr an innerer Vollendung mangelt. Es ist nämlich schon zuviel gesagt, daſs die Materie des Gegebenen von etwas Fremdem herrühren möge. Das Fremde ist keinesweges gegeben, es ist *hinzugedacht* auf eben die Weise, *wie wir überhaupt zu dem was geschieht, Ursachen hinzuzudenken pflegen.* Es gehört also selbst zu den Vorstellungsarten, die wir nach den Gesetzen unseres Denkens bilden, und die keine von uns unabhängige Realität haben. *Wir können überhaupt gar nicht aus unserem Vorstellungskreise herausgehn,* wir haben gar keinen Gegenstand des Wissens als unsere Vorstellungen und uns selbst; und die ganze Anstrengung unseres Denkens kann nur darauf gerichtet seyn, daſs uns der nothwendige Zusammenhang des Selbstbewuſstseyns mit den Vorstellungen einer äuſsern Welt in allen Puncten klar werde.

Diese Behauptung des strengen Idealismus hebt demnach das *Ich*, als das einzige Reale hervor, *dessen* Vorstellung alles das Übrige sey, was man für real gehalten habe oder noch halten werde. An die Stelle der Untersuchung über Dinge, deren Eigenschaften und Kräfte, setzt sie die Untersuchung, nach welchen Gesetzen des Anschauens und Denkens wir dazu kommen, Dinge und einen Zusammenhang derselben anzunehmen. Das Princip aber für diese Untersuchung ist der Begriff des Ich selbst, höchstens noch mit Beyfügung der ursprünglich vorgefundenen Bestimmung, daſs das Ich nicht bloſs Sich, sondern auch alles Nicht-Ich, *setze*, d. h. als real vorstelle.

Wie fremdartig nun diese Betrachtung den vorhergehenden scheinen mag: so gehört sie dennoch ganz in die gleiche Reihe mit jenen. Das Ich, sammt seinem Setzen des mannigfaltigen Nicht-Ich, ist ein unläugbares *Gegebenes*, d. h vor allem Philosophiren *vorgefundenes;* es ist ein Datum zur Untersuchung. Aber noch mehr: es ist auch ein *Princip* der Untersuchung in dem oben (§. 6. 12. 32.) angegebenen Sinne. Denn dieser gegebene Begriff ist voll der härtesten Widersprüche; er kann demnach so, wie er vorgefunden wird, im Denken nicht bestehen; vielweniger ist er im Stande, das System der Metaphysik, oder gar der ganzen Philosophie, nach der Absicht des Idealismus, zu tragen. Ohne die Widersprüche hier ganz auseinanderzusetzen, welches zu weitläuftig wäre,*) müssen wir als Probe folgendes bemerken:

---

*) Die vollständige Angabe und Auflösung findet sich in meinen Hauptpuncten der Metaphysik §. 11.

1) Wofern das Ich als Urquell aller unserer, höchst mannigfaltigen Vorstellungen angesehen wird, (welche Mannigfaltigkeit, ungeachtet des vorhandenen Zusammenhanges, doch auch ein absolut Vieles enthält): muſs dem Ich eine ursprüngliche Vielheit von Bestimmungen beygelegt werden; auf ähnliche Art, wie einem Dinge, als dem unbekannten Besitzer mehrerer Eigenschaften, ein vielfaches Besitzen zuzuschreiben ist. (§. 101.) Damit verfällt das Ich in dem nämlichen, oben nachgewiesenen Widerspruch; welcher hier sogar noch fühlbarer ist, weil das Selbstbewuſstseyn das Ich als ein völliges Eins darzustellen scheint.

2) Wenn wir uns genau fragen, *was* oder *wen* wir eigentlich vorstellen, indem wir Uns selbst denken: so muſs zuvörderst das Individuum von dem reinen Ich geschieden werden. Das Individuum, — der Mensch mit allen seinen Bestimmungen, — erscheint als ein Ding unter der Zahl der übrigen Dinge, als ein Theil der Welt. Von der ganzen Welt aber ist gesagt worden, sie sey nur Erscheinung im Ich. Dieses letztere Ich, welches das Vorstellende ist zu sich selbst, dem Individuum, gerade so wie zu der übrigen Welt; wie kennt es sich selbst? — Hier ist eine neue Unterscheidung nöthig. Es kennt sich theils als vorstellend die Welt, (zu welcher seine eigne Individualität mit gehört) theils aber als vorstellend sich selbst. Allein als vorstellend die Welt mag es eine vorstellende Kraft überhaupt seyn; es ist jedoch in so fern noch nicht wahrhaft Ich, welcher Begriff bloſs das in sich zurückgehende Selbstbewuſstseyn bezeichnet. Das reine Selbstbewuſstseyn nun also, *wen* stellt es eigentlich vor? Das Ich stellt vor Sich, d. h. sein Ich, d. h. sein, Sich vorstellen; d. h. sein Sich als Sich vorstellend vorstellen; u. s. w. Dies läuft ins Unendliche. Man erkläre jedesmal das *Sich* durch *sein Ich*, und dieses *Ich* wiederum durch das *Sich vorstellen*, so wird man eine unendliche

Reihe erhalten, aber nimmermehr eine Antwort auf die vorgelegte Frage, die sich vielmehr bey jedem Schritte wiederhohlt. Das Ich ist also ein Vorstellen ohne Vorgestelltes; ein offenbarer Widerspruch.

Wollte man demselben dadurch ausweichen, daſs man sagte, das Ich stelle Sich vor als vorstellend die Welt: so wäre der Begriff des Ich schon aufgehoben. Denn in dieser Antwort dient zum Gegenstande diejenige vorstellende Thätigkeit oder Kraft, welche die Welt vorstellt; das ist aber nicht dieselbe mit dem Vorstellen seiner selbst; also würde hier das Ich sich vorstellen als das was nicht Ich ist. Oder wollte man dennoch sagen, beydes sey dasselbe, nämlich es sey nur Eine Kraft, welche sowohl sich als auch die Welt vorstelle: so würde auf die Frage: *was* ist die Eine? eine zwiefache Antwort erfolgen; man würde zu einer *unbekannten* Einheit, gleichsam einer gemeinschaftlichen Wurzel für beyderley Vorstellen, seine Zuflucht nehmen, — und am Ende dennoch bekennen müssen, daſs also das Ich für sich selbst unbekannt sey, daſs es keinesweges die Vorstellung von sich selbst besitze, — mithin kein Ich sey.

Weit entfernt also, daſs der Idealismus eine veste Grundlage für alles Wissen abgeben sollte, fehlt es vielmehr ihm selbst an der Grundlage. Er dient aber dazu, uns mit neuen Problemen bekannt zu machen, nämlich mit denen, die im Begriff des Ich liegen und an denselben geknüpft sind.

Nachdem diese Ansicht einmal gefaſst worden, wird es nicht nöthig seyn, in der gegenwärtigen Einleitung noch weiterhin, auſser bey vorkommender Gelegenheit, des Idealismus zu erwähnen. Wie verführerisch derselbe aber für diejenigen habe seyn müssen, welche die mannigfaltigen Schwierigkeiten realistischer Behauptungen wohl kannten: dies wird aus dem Folgenden immer mehr erhellen.

Zweytes Capitel.

Veränderung, als Gegenstand eines Trilemma.

§. 104.

Der Begriff der Veränderung liegt so sehr in der Mitte unseres gesammten Vorstellungskreises, und es haben sich von den ältesten Zeiten her an denselben so mancherley philosophische Versuche angeknüpft: daſs es nothwendig wird, ihn unter den übrigen metaphysischen Problemen besonders hervorzuziehn, und von ihm aus einen längern Faden von Untersuchungen fortlaufen zu lassen.

Gleich bey der Exposition dieses Begriffs (im §. 102.) ist bemerkt worden, daſs schon im gemeinen Denken sich ein Bedürfniſs fühlbar mache, zu den Veränderungen, als Wirkungen, Ursachen zu suchen; ein Bedürfniſs, dessen Grund nachzuweisen gleich hier möglich wäre, doch wird sich dazu am Ende dieses Capitels die bequemere Stelle finden. Für jetzt nehmen wir die Meinung, daſs alle Veränderung eine Ursache und zwar eine *äuſsere* Ursache habe, zuerst vor uns, eben darum, weil dies die am meisten populäre, die gewohnte Ansicht ist, mit der Ieder zur Philosophie zu kommen pflegt.

Weiterhin aber müssen wir noch zwey andere Vorstellungsarten beleuchten; eine von der Selbstbestimmung, oder der sogenannten transscendentalen Freyheit; die andere vom absoluten Werden. Zur vorläufigen Erklärung dient folgendes: Iede Veränderung hat entweder eine Ursache, oder sie hat keine; im ersten Falle hat sie entweder eine äuſsere oder innere Ursache. Veränderung ohne Ursache ergiebt absolutes Werden; Veränderung aus einer innern Ursache ergiebt Selbstbestimmung; endlich Veränderung aus äuſsern Ursachen könnte man Mechanismus nennen, im weitesten Sinne des Worts.

Da die Disjunction dieser drey Glieder vollständig ist: so wird ein Trilemma entstehn, wenn man beweisen kann, daſs die Veränderung in keinem der drey Fälle sich denken lasse; daſs es also überhaupt keine Veränderung geben könne. Dieses Satzes, über welchen zwar erst die Metaphysik den wahren Aufſchluſs leistet, werden wir uns hier bedienen, um den Weg zum strengen und eigentlichen Begriff des *Seyn* zu finden, welches über allem Werden erhaben ist.

§. 105.

Um die Untersuchung vorzubereiten, können wir einen Blick auf die Frage werfen, welche wir am Eingange der Geschichte der Philosophie aufgestellt finden: woraus ist Alles geworden? Aus dem Wasser, antwortete *Thales;* und gab dadurch zu erkennen, daſs er einen bestimmten und bekannten Stoff glaubte angeben zu können, als denjenigen, aus dessen Verwandlung die übrigen Dinge hervorgegangen seyen.

Nun liegt es allerdings im Begriff der Veränderung, daſs Eins aus dem Andern werde; und es scheint daraus zu folgen, das Gewordene, welchem keine neue Realität sondern nur eine neue Beschaffenheit zukomme, sey eigentlich noch das Alte, nur in neuer Verkleidung. Allein es ist eben so wenig das Alte wie das Neue. Denn wenn es seine frühere Beschaffenheit eben sowohl ablegen, als ohne die nachmalige Beschaffenheit zuvor bestehen konnte: so sind beyde, sowohl die frühere als die nachmalige, ihm gleich zufällig, und weder durch die eine noch durch die andre kann beantwortet werden, *was* es eigentlich sey. Da wir es nun nicht anders, als durch die wechselnden Gestalten, kennen: so bleibt es unbekannt und unbestimmt; es ist *Stoff* in der eigentlichen Bedeutung des Worts, welches den Begriff von einem Etwas bezeichnet, das noch darauf warte, Was aus ihm werden solle. Vielleicht war dies der Sinn, welchen die Nachfolger des Thales mit dem *απειρον* verbanden.

§. 106.

Dem Begriff des Stoffes steht gegenüber der Begriff der *Kraft*. Wie weit die Vorstellungsart herrschen mag, daſs den Dingen eine todte Masse zum Grunde liege, aus der sie geformt seyen, eben so weit verbreitet muſs auch die von einem hinzukommenden Princip seyn, welches aufrege, belebe, und bilde. Denn auf dieses Princip hat der Stoff gewartet, da er selbst, in seiner Trägheit, sich keine Gestalt geben, vollends in keinen Wechsel der Gestalten sich hineinwerfen konnte.

Wir finden uns also hier bey dem Begriffe der Causalität; und zwar auf eine Weise, welche scheint über den Ansichten des gemeinen Lebens erhaben zu seyn. Denn es war von einem wirkenden *Princip* die Rede! wo wir aber im täglichen Erfahrungskreise von Ursachen reden, da pflegen dieselben nicht Principien, d. h. Anfangspuncte des Wirkens zu seyn, sondern sie selbst, diese Ursachen, sind zu ihrer Wirksamkeit durch andre Ursachen angetrieben worden. Es war eine Veränderung in ihrem eignen Zustande, daſs sie wirkten; wie nun zu aller Veränderung eine Ursache hinzugedacht wird, so auch zu dieser; und wie zu der Veränderung des Zustandes der nächsten Ursache, so auch bey der entferntern Ursache; und so rückwärts fort ins Unendliche. Allein hier entsteht eine Ungereimtheit. Keine der Ursachen wird gedacht als eine solche die von selbst wirke, jede nur als eine solche, die da wirken *würde*, *wenn* sie einen Anstoſs bekäme. Die ganze, wenn gleich unendliche Reihe, ist daher in Ruhe, es geht aus ihr keine Wirkung hervor, und kann aus ihr keine erklärt werden. Und dennoch hatte man nur zum Behuf solcher Erklärung die ganze Reihe angenommen.

Giebt es dagegen ein wirkendes Princip: so fällt die Schwierigkeit weg. Bey diesem gehört das Wirken zu seiner Natur, und ist keinesweges eine Veränderung in ihm, die einer äuſsern Ursache bedürfte.

Allein der Gewinn ist nur scheinbar. Bey dem wirkenden Princip so gut als bey der unendlichen Reihe muſs ein Eingreifen des Thätigen ins Leidende gedacht werden; dieses Eingreifen ist widersinnig. Das Thätige geht dabey aus sich heraus; das Leidende nimmt etwas fremdartiges in sich auf; dabey gerathen beyde in Widerspruch mit sich selbst. — Das Thätige wird zuvörderst an und für sich selbst irgend etwas seyn; man wird eine bestimmte Qualität als die seinige, als das, Was es ist, ansehn müssen. Nun soll es aus sich herausgehn; es soll eine Wirkung vollziehen in einem Anderen und Fremden. Bey diesem Wirken wird das Fremde vorausgesetzt; es ist ein Begriff der sich durch die *eigne* Qualität des Thätigen allein, nicht denken läſst. Gleichwohl soll auf die Frage, Was das Thätige sey, geantwortet werden, es sey ein Wirkendes; denn *ihm* wird das Wirken zugeschrieben. Hier entsteht der Widerspruch, *daſs der Qualität des Wirkenden das Nämliche beygelegt, und auch abgesprochen wird.* Das Thätige erscheint als ein solches, welches, um das zu seyn, was es ist, sich selbst nicht genügt; welches eine fremde, d. h. ihm *nicht eigene,* Bedingung, als *Eigenschaft* seiner Natur in sich einschlieſst; und gerade von eben demselben Fremden scheint es bedingt, was von ihm leiden, seinem Einflusse unterworfen seyn soll.

Nicht besser geht es dem Leidenden. Auch dieses soll, unabhängig von dem Leiden, und selbst im Gegensatze gegen die Veränderung die es erfährt, für sich selbst etwas seyn. Aber durch die Veränderung soll etwas Neues, vielleicht selbst dem Vorigen Widerstreitendes, in ihm werden. Beyde verschiedenen Bestimmungen sollen dem Leidenden, und zwar eben in so fern es *leidet, was wider seine Natur ist,* zusammengenommen beygelegt werden. Auf die Frage, Was es sey, erfolgt also eine vollkommen widersprechende Antwort. *Es ist im Leiden dasselbe und auch nicht dasselbe was es ist.*

Schon an diesem Orte nun ist es Zeit, eine Erinnerung beyzufügen, welche eigentlich bey allem Nachfolgenden erneuert werden müſste. Es giebt nämlich Personen, welche in dem Augenblick, wo sie das Ungereimte eines metaphysischen Begriffs erblicken, ins Staunen gerathen, und sich dadurch für die wahre Metaphysik ganz und gar abstumpfen. Sie glauben eben in der Ungereimtheit die wahre, hoch erhabene Weisheit zu erblicken, und freuen sich ihrer fortgeschrittenen Einsicht um so mehr, je weiter aller Sinn und Verstand von ihnen weicht. Wer die Geschichte der Philosophie noch nicht kennt, wird sich nimmermehr vorstellen, wie viele hochberühmte Denker der verschiedensten Zeiten, von solchem verkehrten Erstaunen, bald über diesen, bald über jenen Begriff, sind gefaſst und gleichsam starr und blind gemacht worden, so daſs sie über einen gewissen Punct nicht mehr hinwegkommen konnten. — Einmal ergriffen, *wollen* die Meisten nicht mehr geheilt seyn. Die aber deshalb Philosophie studiren, um einen so hartnäckigen, und wie sie meinen, angenehmen Rausch sich zuzuziehn, — diese werden zwischen mancherley philosophischen Systemen die Wahl haben, denn es giebt auf dem Wege zur Metaphysik der Ungereimtheiten, welche das Gemüth verfinstern können, mehrere und verschiedene.

Das Staunen bey Seite gesetzt, wird man einsehn, daſs die Begriffe des Thätigen und Leidenden nicht denkbar sind, daſs sie also aus unserm fernern Nachdenken weichen müssen, falls sie nicht einer Verbesserung fähig sind, — die noch nicht genug vorbereitet ist.

§. 107.

Das erste Glied des aufzustellenden Trilemma (§. 104.) ist nachgewiesen; es folgt das zweyte, nämlich der Versuch, die Veränderung auf Selbstbestimmung zurückzu-

führen, also eine innere Ursache statt der äuſseren anzunehmen.

Sogleich kommt uns hier eine unendliche Reihe entgegen, ähnlich der im vorigen §. verworfenen. Das Veränderte soll sich selbst zu dieser Veränderung bestimmen; es ist demnach zu betrachten als das *bestimmte*, und auch als das *bestimmende.* Ienes findet die Ursache seiner Bestimmtheit in diesem. Aber das Bestimmende, in so fern es eine Thätigkeit anwenden muſste, weil sonst die Bestimmung nicht zu Stande gekommen, vielmehr ein anderer Zustand vorhanden gewesen und geblieben wäre, — würde *selbst,* falls es sich unthätig verhalten hätte, in einem andern Zustande, als dem der Thätigkeit, sich befunden haben; seine Thätigkeit ist daher schon eine Veränderung in ihm, auch abgesehen von *jener* Veränderung, die *als Wirkung aus* der Thätigkeit hervorgeht. Was mag die Ursache seyn von der eben bemerkten Veränderung, die schon bloſs in dem Thätig-seyn liegt? — Wir haben keine Wahl mehr zwischen innern und äuſseren Ursachen; diese letztern sind verworfen, jene bleiben allein übrig. Also der Actus des Sich-selbst-Bestimmens hat selbst eine tiefer liegende, innere Ursach; die Selbstbestimmung ist selbst-Wirkung einer Selbstbestimmung. — Nun erneuert sich die Frage. Diese tiefer liegende Selbstbestimmung ist ebenfalls ein Heraustreten aus einem andern Zustande, der, *ohne* sie, *würde gewesen seyn,* und *vor* ihrem Beginnen (wenn wir anders die unnöthige Vorstellung der *Zeit* einmengen wollen,) wirklich mag Statt gefunden haben. Dieses Heraustreten, wodurch ist es bewirkt worden? — Befänden wir uns schon bey dem Begriff des absoluten Werden, so stünde hier (und schon bey der vorigen Frage) allenfalls frey zu antworten: das Heraustreten in dem activen Selbstbestimmen *geschieht absolut.* Allein wir suchen das absolute Werden möglichst lange zu vermeiden; dagegen den Begriff der Ursachen möglichst lange vestzuhalten. Wir antworten also noch einmal: die Ursache der Selbstbestimmung ist wiederum eine Selbstbestimmung. Nun ist aber offenbar, daſs die nämliche Frage uns immer weiter verfolgen wird; daſs die Reihe der Selbstbestimmungen eine innerliche Unendlichkeit, *in* dem Sich-selbst-Bestimmenden, erlangen wird: endlich, daſs selbst die unendliche Reihe *ganz* untauglich ist, indem sie aus lauter bedingten Gliedern besteht. Iede Selbstbestimmung *würde* vorgehn, *wenn* eine andre vorangegangen wäre: damit kommt keine einzige zu Stande, und wird keine Veränderung erklärt.

Diese unbrauchbare Vorstellungsart ist aber auch darum völlig widersinnig, weil sie Eins und dasselbe, das Sich-Bestimmende, eben in dem Actus der Selbstbestimmung, mit sich selbst entzweyt, durch den Gegensatz der Activität und Passivität. — Dürfte man sich in irgend einem Sinne gestatten, diese Zweyheit in Einem gelten zu lassen, so würde in dem nämlichen Sinne die Ungereimtheit des vorigen §. wiederkehren, indem nun das Bestimmende aus sich heraus, in das von ihm unterschiedene Bestimmte hineinginge, das Bestimmte aber dieses Eingreifen erduldete. — Allein jene Spaltung in zwey Entgegengesetzte ist so wenig zulässig, daſs schon die bloſse Zweyheit, wären auch die Zwey *nicht entgegengesetzt*, den Widerspruch des §. 101. herbeybringen würde.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daſs die Masse dieser Ungereimtheiten noch wächst, wenn die Selbstbestimmung in dem hier erörterten Sinne, oder die transscendentale Freyheit, dem Willen endlicher Vernunftwesen beygelegt wird; wie sehr gewöhnlich geschieht, weil theils die absoluten ästhetischen Urtheile (§. 80—84.) mit Selbstbestimmungen verwechselt werden, theils der Begriff der Zurechnung in einer Gefahr geglaubt wird, die für ihn nicht vorhanden ist. — Es soll nämlich dem Willen die freye Wahl zustehn, zwischen dem Guten und Bösen;

welches in so fern vollkommen wahr ist, als das Gute und Böse auf keine andre Weise an den Menschen kommen kann, auſser nur durch seinen eignen Willen, in welchem dasselbe einzig und allein seinen Sitz hat; so, daſs auch gerade so weit die *Handlungen* des Menschen ihm zugerechnet werden, als sie die gute oder böse Beschaffenheit *seines Willens* ausdrücken. Nun aber sieht man den Willen an als eine Selbstbestimmung mit Bewuſstseyn, — woraus, wenn nicht dieser Selbstbestimmung ein absolutes Werden zum Grunde gelegt werden soll, sogleich folgen wird (laut obiger Entwickelung) daſs zu jedem Wollen eine unendliche Reihe innerer Selbstbestimmungen gehöre, wovon das Selbstbewuſstseyn eben so wenig etwas weiſs, als diese Erklärung des Wollens an sich brauchbar seyn würde. — Ferner soll es dem Willen möglich seyn, die entgegengesetzte Wahl von derjenigen vorzunehmen, die er wirklich vollzieht. Dies füllt das Maaſs der Widersprüche. Fragen wir jetzt, *was* das Wollen sey? so enthält die Antwort nicht bloſs den Gegensatz des Bestimmens und Bestimmt-Werdens, sondern auch noch die andern Gegensätze des wirklichen Bestimmens und des möglichen Bestimmens, des wirklichen Bestimmt-Werdens und des möglichen Bestimmt-Werdens; ja es wird das wirkliche Wählen aus einer Wirklichkeit und einer entgegengesetzten Möglichkeit zusammengesetzt, wobey nicht bloſs die Ungereimtheit der Summe, Wirkliches *plus* Möglichem, sondern noch das, auch sonst häufige, Unternehmen zu bemerken ist, eine Möglichkeit, die als solche *nicht* real ist, unter die Prädicate eines Realen zu mengen. — Eine solche Masse des Widersinnigen, wie dieser Begriff der vorgeblichen Willensfreyheit sie in sich schlieſst, vermag schon allein, denjenigen, der sie unentwickelt annimmt, um alle zum Philosophiren nöthige Besonnenheit zu bringen; ihm das Bewuſstseyn deſsen, *was* er eigentlich denkt, völlig zu verdunkeln.

§. 108.

Das absolute Werden ist noch übrig; eine zwar nicht sehr populäre, aber desto mehr unter den Philosophen aller Zeiten verbreitete Vorstellungsart; welche in den Systemen vielerley Formen und Ausschmückungen erhalten hat. Sie war darum willkommen, weil sie die Widersprüche der äuſsern und innern Ursachen vermeidet; und sie besitzt wenigstens den Vorzug, einfacher zu seyn, und eben darum, wenn sie nur von fremdartigen Zusätzen rein gehalten wird, auch klärer, als die vorhergehenden.

Hier muſs zuerst der *Zufall* beseitigt werden. Diesen würde das absolute Werden darstellen, wenn eine Veränderung, wie ohne Grund, so auch ohne Regel sich ereignete. Aber dann würde der Widerspruch sogleich zu Tage liegen. Was eine Zeitlang sich ruhig verhielte, dann sprungweise die vorige Beschaffenheit mit einer neuen verwechselte, das wäre offenbar nicht mehr dasselbe wie zuvor. Schon die Ruhe und der Wechsel würden in her Bestimmung seiner Qualität einander widerstreiten. Nicht anders, wenn es in einem verschiedenartigen Wechsel bald ein solches bald ein anderes würde. — Man kann auch die Zeitbestimmung weglassen. Was ohne alle Regel ein solches ist, während es in anderem Zustande seyn könnte; auch dies stellt in seiner Beschaffenheit den Zufall dar.

Vielmehr, in einem vesten und sich selbst gleichen Begriffe muſs das absolute Werden sich auffassen lassen, damit man versuchen könne, *den Wechsel selbst als die Qualität dessen anzusehen, was ihm unterworfen ist.* — Dazu gehört, zuvörderst, daſs es nicht einmal sich ändere, ein andermal beharre; sondern daſs der Wechsel beständig fortgehe, *aus aller Vergangenheit in alle Zukunft,* ohne Anfang, ohne Absatz, ohne Ende. Ferner, daſs er *mit gleicher Geschwindigkeit continuirlich* anhalte; also daſs in gleichen Zeiten allemal ein gleiches Quantum der Umwandlung vollbracht werde. Endlich daſs die *Richtung* der

der Veränderung stets die gleiche sey und bleibe; wodurch das Rückwärts und wieder Vorwärts-Gehen, das Wiederhohlen früherer Zustände, gänzlich ausgeschlossen ist. —

Die erste Schwierigkeit, welche sich zeigt, ist nun sogleich diese, daſs eine solche strenge Gleichförmigkeit des Wechsels in der Natur der Dinge nicht angetroffen wird. Wohl bezeugt die Erfahrung einen Kreislauf der Dinge; aber auch diesen nur ungefähr, und nicht mit der Genauigkeit, welche der obige Begriff schlechterdings fordert.

In der That kann man hier nur mit Ausflüchten antworten. Man kann annehmen, daſs Verschiedenes auf verschiedene Art wechsele, in verschiedener Richtung, Geschwindigkeit und Zeit. Man muſs alsdann hinzusetzen, es möge dieses Verschiedene einen Einfluſs, wenigstens scheinbar, auf einander ausüben, sich gegenseitig stören und hemmen: — wobey man aber schon auf irgend eine Weise in deu oben verworfenen Causalbegriff verfällt. Man kann noch die Bemerkung geltend machen, der Wechsel sey ohne Zweifel auch in unserm Gemüthe, (welches ja als veränderlich in seinen Zuständen sich unmittelbar im Bewuſstseyn ankündigt;) dadurch werde uns, den in eigner Umwandlung fortgerissenen, die klare Auffassung des von uns unabhängig Wechselnden getrübt, und die Gleichförmigkeit des Werdens entziehe sich, wenn schon wirklich vorhanden, unserer Kenntniſs: — wobey nur der Fehler wird begangen werden, daſs von einer *trüben* Auffassung die Rede ist, wo *gar keine* statt findet, wenn durch kein Causal-Verhältniſs zwischen uns und dem Ausseren, Vorstellungen in uns erzeugt werden.

Die erwähnten Ausflüchte treffen ungefähr zusammen mit den Vorstellungsarten des *Heraklit* und *Protagoras,* von denen jener, vielleicht der älteste entschiedene Verkündiger des beständigen Flusses aller Dinge, die Freundschaft und Feindschaft bey der Welterklärung zu Hülfe rief; dieser den Menschen für das Maaſs aller Dinge erklärte. Von neueren Wendungen wird im folgenden Capitel noch etwas vorkommen.

Im Vorbeygehen sey hier erwähnt, daſs der Begriff des absoluten Werden genau mit dem ächten Begriffe des *Schicksals* (*εἱμαρμένη*) zusammentrifft. Von allen Gottheiten ist das Schicksal scharf unterschieden, und über sie hinausgestellt, wie das absolute Werden über aller Causalität und Freyheit hervorragt, denen es, wenn man sie übrigens zulassen will, *wenigstens ihre Reihen anfangen muſs*, damit der Anfang nicht selbst im Unendlichen vergeblich gesucht werde. Von einem *gütigen* und *grausamen* Schicksal kann deshalb nicht die Rede seyn; nicht einmal von einem Zwange, den es ausübe; welches Causalität wäre: sondern nur von der *vorbestimmten Gewiſsheit* der Erfolge, die keine Klugheit noch Gewalt abwenden könne.

Abgesehen nun von allen möglichen Nebenbestimmungen, durch welche man versuchen kann, diesen Gedanken der Erfahrung anzupassen; ist der Begriff des absoluten Werden in sich selbst widersprechend; so daſs er in allen Gestalten, worin bisherige oder künftige Systeme ihn erscheinen lassen, muſs verworfen werden. Denn *was* ist das Werdende? Seine Qualität soll im Werden selbst bestehen; aber dieser Begriff läſst sich nicht anders denken, als durch die wechselnden Beschaffenheiten, welche in der Umwandlung durchlaufen werden. Man muſs also diese, unter einander entgegengesetzten Beschaffenheiten, welche in der unendlichen Reihe des Wechsels vorkommen sollen, zusammenfassen, und sowohl durch die verschwundenen, welche als Vorläufer zu der jetzigen gehören, als durch die zukünftigen, welche in der jetzigen prädestinirt liegen, die Qualität des Werdenden bestimmen. Hiebey werden alle in eine Einheit concentrirt, worin sie sich aufheben; denn sie werden eigentlich alle zugleich dem Werdenden beygelegt. Will man dagegen sich auf die

Succession berufen, wodurch der Widerspruch vermieden werde, indem jedesmal von zweyen entgegengesetzten die vorige weiche, ehe die folgende eintrete, folglich das Werdende in jedem Zeitpuncte nur eine einzige Qualität wirklich besitze: so hat man sich den Begriff verdorben, und dabey gar nichts gewonnen. Der Begriff erfordert, daſs nicht irgend eine unter den einzelnen Beschaffenheiten, sondern das gesammte Werden, welches sie alle durchläuft, als Qualität des Werdenden gelte; und dabey wird nur der Fehler begangen, daſs man an dem *abstracten Gedanken des Werdens* sich vesthält, der freylich keinen Widerspruch in sich enthalten *würde, wenn er nur ohne die Beziehung auf die mannigfaltigen, wechselnden Beschaffenheiten, überall Sinn und Bedeutung hätte.* Wer nun lieber von der Höhe des abstracten Gedankens herabsteigen, das Werdende in seinen einzelnen Zuständen näher betrachten, und zusehn will, wie die nächstfolgende Beschaffenheit aus der nächstvorhergehenden hervortritt: der hat gar nichts mehr, woran auch nur eine Täuschung sich anlehnen lieſse. Denn nun soll die Vorhergehende *sich selbst aufheben,* und überdies *ihr eigenes Gegentheil erzeugen.* Das Werdende war etwas bestimmtes; eben darum weil es dieses war, soll es dasselbe nicht mehr seyn, sondern das Gegentheil werden. Das heiſst, *A*, weil es *A* ist, soll nicht *A* seyn, sondern ein Gegentheil von *A* werden! Ferner, in dem Augenblicke des Überganges soll die eine Beschaffenheit aufhören, die andre eintreten. Läſst man jene *ganz* aufhören, bevor diese eintritt, so zerreiſst die Continuität des Werdens; ein Ding verschwindet, ein völlig Anderes, Fremdes, mit dem vorigen nicht zusammenhängendes entsteht in dem nächsten Augenblicke. Läſst man, damit Eins *aus* dem Andern werde, die vorige Beschaffenheit noch *nicht ganz* aufhören, indem die andre, entgegengesetzte schon eintritt: so faſst *ein* Zeitpunct die widersprechenden zusammen; er enthält Aufhören und Anfangen, wovon jenes, Seyn und doch nicht mehr Seyn, dieses, Seyn und doch noch nicht Seyn bedeutet.

Diese letztere, offenbar ungereimte Vorstellungsart, wird bey geübten Denkern sich höchstens als Übereilung einschleichen; die erste tritt um so dreister auf; besonders wenn noch hinzugesetzt wird, der gesammte Wechsel sey nur *Erscheinung* eines nicht wechselnden, aber in so fern auch nicht erscheinenden, Grundes. Doch dies ist kaum Verhüllung, es ist Verschlimmerung des Widerspruchs. Besäſse der Grund, das wahrhaft Seyende hinter dem Werden, eine einfache Qualität: so würde aus dem einfachen Grunde gar nichts weiteres werden, er würde sich selbst gleich seyn und bleiben; — am wenigstens würde er *erscheinen*, welches eine Relation zu der Auffassung dieses Erscheinens in sich schlieſst. Diese Auffassung mag nun was immer für einem auffassenden Subjecte zugeschrieben werden: so ist damit allein schon ein doppelter Widerspruch zugelassen. Erstlich, daſs zu demjenigen, *was* das Erscheinende (welches nicht *bloſse Erscheinung*, d. h. ein nichtiges Bild seyn kann) selber *Ist*, noch das *Erscheinen* hinzukommt, dies bringt Zweyerley in die Qualität desselben hinein; womit der Widerspruch des §. 101. herbeygeführt wird. Zweytens, daſs dasselbe Erscheinende für ein auffassendes Subject vorhanden seyn soll, welches Subject wenigstens *in so fern* von jenem unterschieden, und ihm entgegengesetzt werden muſs, — dieser Umstand fordert zu ähnlichen Betrachtungen auf, wie oben (§. 106.) über das Thätige angestellt wurden. Es wird nämlich auch hier ein Solches gedacht, welches, um das zu seyn was es ist, sich selbst nicht genügt, sondern die Voraussetzung eines ihm entgegengesetzten in die Bestimmung seiner eigenen Qualität aufnimmt. — — In diese Ungereimtheiten nun sich zu verstricken, ist völlig unnütz für den Begriff des absoluten Werden; es mildert dessen Widersprechendes nicht im mindesten. Denn immer bleibt die Menge, es bleiben die Gegensätze der wechselnden Beschaffenheiten; wenn schon dieselben nur Erscheinungen seyn sollen. Indem sie alle aus Einem und-demselben Grunde erwartet werden, *tritt es nur deutlicher hervor, daſs in diesem, nicht wechselnden, Grunde alle Mannigfaltigkeit und aller Widerspruch concentrirt sey, woraus das Viele und Entgegengesetzte der Erscheinung sich entfalten soll.* Der Grund würde nicht *Grund* seyn, wenn man *in ihm* nicht alles das unentwickelt, also zusammengedrängt, voraussetzen sollte, was aus ihm hervorgehn wird. Es käme alsdann nicht *aus* ihm, sondern *zu* ihm; es würde nicht von ihm getragen, sondern es flöge ihm an; und selbst wenn man dies, im höchsten Grade widersinnige, *zufällige Ankleben des Wechselnden an das Beharrliche,* ernstlich annehmen wollte, würde nicht einmal in dem Ankleben, nicht einmal in der Berührung zweyer so völlig Heterogenen, ein Sinn angetroffen werden.

§. 109.

Die Aufstellung des Trilemma, wodurch die Veränderung als etwas ganz Undenkbares erkannt wird, ist vollendet. Bevor wir erwägen, welche Richtung unser Nachdenken durch diese Einsicht erhalten müsse: finden einige Nebenbetrachtungen hier ihre rechte Stelle.

Der gemeine Verstand pflegt sich zwar alle drey Vorstellungsarten zu erlauben, sowohl die der äuſsern Ursachen, als der Selbstbestimmung, als des absoluten Werden oder des Schicksals. Er bedient sich der ersten in Hinsicht der Körperwelt, der zweyten in Ansehung des Willens, der dritten da, wo vom Laufe der Dinge im Allgemeinen die Rede ist. Allein offenbar versteckt sich im gemeinen Leben bey der Erwähnung des Schicksals nur die Unwissenheit über die Reihe der Ursachen: und was den Willen anlangt, so pflegen selbst Philosophen den Begriff der Selbstbestimmung nicht in die obige Reihe hinaus zu verfolgen, sondern sie lassen die *erste* Selbstbestimmung *absolut werden*, und meinen dadurch die Zurechnung zu sichern; — obgleich eine solche sogenannte intelligible That, die nicht einmal ein regelmäſsig fortlaufendes Thun darstellt, die sogar ohne alle Succession gedacht werden soll, und eben deshalb gar keine weitere Entwickelung, noch *Verbesserung*, zuläſst, — nicht mehr noch weniger als der klare *Zufall* selbst ist. — Man sieht hieraus, daſs in der Regel der gemeine Verstand (und mit ihm die Naturforscher und Historiker) sich mehr zum Mechanismus, die Philosophen sich mehr zum absoluten Werden hinüberneigen; während mit der Selbstbestimmung, so hoch sie unter dem Namen der Freyheit auch gepriesen wird, es Niemandem wahrer und strenger Ernst ist.

Da nun eigentlich alle drey Vorstellungsarten völlig gleich ungereimt sind: so muſs es befremden, daſs dennoch einer vor der andern ein Vorzug könne ertheilt werden. Dieser hängt in der That nur davon ab, daſs einige der entwickelten Widersprüche fühlbarer sind, andre weniger. Am unmittelbarsten dringt sich die Undenkbarkeit des Zufalls auf. Ein Ding, welches im nächsten Augenblicke nicht mehr dasselbe ist, was es im vorigen war, fällt selbst dem gemeinen Verstande als etwas Widersprechendes auf. Da nun das Ding gleichwohl in der Wirklichkeit vor ihm steht, so nimmt er sogleich die nothwendige Richtung des Denkens, welche auch die Metaphysik (nach der Methode der Beziehungen) verfolgen muſs: er verbessert den gegebenen Begriff; er bleibt bey der Anschauung nicht stehen, sondern erhebt sich darüber im Denken.

Das Veränderte ist ihm gegeben; er aber ladet die Schuld der Veränderung auf etwas Anderes und Fremdes, welches als Ursache *müsse* herbeygekommen seyn, um das Neue zu stiften, was in dem Alten von selbst nicht habe werden können. So entspringt der Causalbegriff; er wird *erzeugt* in einem nothwendigen Denken, dessen Nothwendigkeit *nicht innerlich im Gemüth ihren Sitz* hat, sondern in dem Gegebenen so vielemal *entsteht*, als vielemal die widersprechende Form, Veränderung genannt, in der Sinnenwelt vorkommt.

Es ist aber der Causalbegriff nicht gleich bey seiner ersten Erzeugung auch schon vollendet: sondern er wird als ein roher Gedanke, welchem eine viel weitere Ausbildung bevorsteht, von den Philosophen vorgefunden, die sich auf allerley Weise an ihm versuchen. So lange sie nun den Begriff des *Eingreifens* des Thätigen ins Leidende nicht zu vermeiden wissen: können sie nicht anders, als sich in dem vorgefundenen Gedanken verwickeln; der ihnen endlich verdächtig werden muſs, so daſs sie ihn aufgeben, und auf mancherley Wegen zum absoluten Werden zurückkehren. Dieses nämlich läſst hoffen, es werde einer Veredelung fähig seyn, indem man ihm selbst, dem Wechsel und Wandel, die Unwandelbarkeit eines Gesetzes, die Gleichförmigkeit des Verlaufs zueigne, und ihn dadurch dem Zufall gerade entgegensetze. Nun mischen sich mancherley ästhetische und idealistische Vorstellungsarten mit ein, welche schon allein die Verwirrung aufs äuſserste treiben würden, wenn auch nicht das religiöse Interesse, ja gar allerley kirchliche Meinungen, sich anmaaſsten, über diesen rein speculativen Gegenstand mitzusprechen.

§. 110.

Unter jenen Einmischungen soll hier nur die wesentlich in der Sache liegende Beziehung zwischen dem absoluten Werden und dem strengen Idealismus (§. 103.) angezeigt werden. Sie ist wechselseitig; so daſs der Idealismus das absolute Werden in sich schlieſst, und rückwärts dieses, verbunden mit strenger Verwerfung des Causalbegriffs, nur den Idealismus übrig läſst.

Wendet man nämlich die obigen drey Vorstellungsarten auf die Frage vom Ursprunge unserer Erkenntniſs an: so bietet sich zuvörderst die gemeine Meinung dar, von dem Einwirken der äuſsern Dinge auf die Sinne, dem fernern Einwirken der Sinne aufs Gehirn, endlich dem Einwirken des Gehirns auf die Seele, wobey die Bewegungen in jenem den nächsten Grund der Vorstellungen in dieser ausmachen sollen. Leibniz richtete seine Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Eingreifens des Körpers in die Seele, und rückwärts; er verwarf den physischen Einfluſs, und setzte die vorbestimmte Harmonie an die Stelle; ohne die Frage, was uns denn überall für eine Gewiſsheit vom Daseyn unseres Leibes und der Auſsenwelt übrig bleibe, gehörig zu beantworten; und ohne die Undenkbarkeit der Seele, als des Einfachen, das zu einer ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit von Vorstellun- die Gründe enthalten sollte, anzuerkennen.

Die zweyte Vorstellungsart, nach welcher Selbstbestimmung den Ursprung der Erkenntniſs ausmachen soll, kann nur bey denen vorkommen, welche eine intellectuale Anschauung annehmen; falls sie nämlich dieselbe als ein Werk, nicht des Glücks, noch einer höhern Eingebung, sondern der Freyheit, des eignen Aufschwunges ansehn. Wegen der gewöhnlichen Inconsequenz, womit die Selbstbestimmung, statt der Entwickelung in eine unendliche Reihe, vielmehr selbst auf ein absolutes Werden gestützt wird, (§. 107. 109.) findet sich eine solche Annahme auch bey denen, welche eigentlich dem absoluten Werden anhängen.

Verwirft man den Causalbegriff: so ist eben damit die gesammte sinnliche Erkenntniſs verworfen, welche als Wirkung der unsere Sinne afficirenden äuſsern Dinge angesehen ward. Man kommt demnach, falls keine Inconsequenz dazwischen tritt, auf den strengen Idealismus, nach welchem wir nur selbsterzeugte, das heiſst hier, in uns absolut gewordene, Vorstellungen haben, und rückwärts diesen Vorstellungen keine von uns unabhängige Realität beylegen dürfen.

Eben so nun führt die Voraussetzung des Idealismus auf das absolute Werden unserer Vorstellungen, indem dieselben unwillkührlich, aber ohne alle äuſsere Beyhülfe, in uns entstehn. Diesem Grundgedanken ist es alsdann ganz angemessen, mit *Fichte'n* das ruhende Seyn und Bestehen der *Seele*, als etwas Todtes (nicht im Werden begriffenes) zu verwerfen; und dem Ich nur in sofern Realität beyzulegen, als es lauter innere Thätigkeit, lauter Leben, (lauter absolutes Werden) sey; welchem gleichwohl die *zeitliche* Entwickelung müsse abgesprochen werden, indem die Zeitlichkeit nur zur Erscheinung gehöre; — nach der am Ende des §. 108. erwähnten Vorstellungsart.

Das absolute Werden und der Idealismus stehen und fallen demnach Eins mit dem andern: und die Widerlegung eines jeden von beyden trifft beyde zugleich.

Drittes Capitel.

Vom absoluten Seyn.

§. 111.

Wo der Ausweg aus dem nachgewiesenen Trilemma zu suchen sey, ist schon hinlänglich angedeutet worden. Den Begriff der äuſsern Ursachen haben wir oben nach einer mehr populären Vorstellungsart, nicht vermöge einer wissenschaftlich strengen Ableitung, in die Prüfung genommen; dadurch ist dieser Begriff zu eng geworden. Das Eingreifen des Thätigen ins Leidende ist zwar unstatthaft befunden, gleichwohl ist an dieser Stelle eine Lücke in dem Trilemma, weil der Beweis von der Unrichtigkeit des ersten Gliedes der Disjunction nicht den wahren Begriff dieses Gliedes in seinem ganzen Umfange trifft. Die Auseinandersetzung hievon muſs dem systematischen Vortrage der Metaphysik überlassen werden;*) unſer gegenwärtiges Geschäfft aber ist, demselben noch ferner in allen Puncten vorzuarbeiten.

Zu solchem Zwecke nutzen wir nun zuvörderst das schon bekannte Trilemma; welches vollständig ist in Hinsicht eines Begriffs, dessen nähere Bestimmung durch alles Bisherige ist vorbereitet worden; nämlich des Begriffs von demjenigen, was als seyend könne gedacht werden.

Wenn man dem Seyenden einen ursprünglichen inneren Wechsel beylegen will: so hat ein solcher Wechsel entweder, noch auſserdem daſs er geschieht, eine Wirkung, oder keine. Hat er eine Wirkung, so ist dieselbe entweder eine innere Wirkung, oder eine äuſsere. — Keine Wirkung, sondern bloſses Geschehen des ursprünglichen innern Wechsels, ist absolutes Werden; Wirken im Innern ist active Selbstbestimmung; Wirken nach auſsen ist die Thätigkeit einer äuſsern Ursache. — Alle drey Glieder sind aufgehoben, durch die obigen Beweise: *also giebt es im Seyenden keinen ursprünglichen inneren Wechsel*.

Man darf sogleich hinzusetzen: es giebt auch keinen abgeleiteten, von Auſsen hineingetragenen Wechsel, *wofern* derselbe nicht anders als unter Voraussetzung einer

---

*) Man kann die Auskunft finden im §. 4 und 5 der Hauptpuncte der Metaphysik. Auch gehören §§. 11—14 der Abhandlung *de attractione elementorum* hieher; wo aber der dortigen Absicht gemäſs, die Probleme viel weniger vollständig entwickelt sind, als in diesem Buche.

ursprünglich nach Auſsen gerichteten Thätigkeit möglich ist, welche schon zurückgewiesen worden.

Die letztere Clausel allein hält noch die Pforte zur Metaphysik (als der zur Natur-Erklärung gehörigen Wissenschaft) offen; denn angenommen, man könne keinen andern Begriff von äuſsern Wirkungen gewinnen als den bisher bekannten, so fügt sich an das obige Trilemma noch folgendes Dilemma:

Der Wechsel im Seyenden ist entweder ursprünglich oder abgeleitet. Nun ist der ursprüngliche durch jenes Trilemma verworfen; und eben dadurch auch dem abgeleiteten seine Bedingung, die nach auſsen gehende Thätigkeit, geleugnet worden. *Folglich giebt es gar keinen Wechsel im Seyenden; d. h. es ist nichts wechselndes vorhanden.*

Der letzte Satz nun muſs so lange als gültig angesehen werden, wie lange nicht nachgewiesen ist, daſs es eine andere Art von äuſserlicher Causalität gebe, als die oben untersuchte.

§. 112.

Hier erhebt sich ein groſser Streit zwischen der Speculation und der Erfahrung. Nicht nur einige, sondern alle unsere innern und äuſseren Erfahrungen zeigen uns Gegenstände, die dem Wechsel unterworfen sind. Die Speculation auf ihrem jetzigen Standpuncte muſs den Wechsel geradezu leugnen. Daſs hier die *Gewalt* auf Seiten der Erfahrung ist, als welche sich durch alle Sinne unaufhörlich einem Ieden aufdringt, kann dem *Recht* der Speculation nichts benehmen; noch die Schwäche deren entschuldigen, welche, obschon unfähig die Speculation weiter zu bringen, dennoch der Erfahrung anhängen.

Sehr würdige Männer des Alterthums, die *Eleatischen* Philosophen und *Platon* (vielleicht vor dem letztern schon Sokrates) suchten sich mit reiner Wahrheitsliebe in dem

Gedanken zu bevestigen, daſs nur ein unwandelbares Seyn den Gegenstand des Wissens ausmachen, und daſs von allem Wechsel nur als von einem Wahn, auſs gelindeste als von einer Meinung, die jedoch vom Wissen streng zu scheiden sey, geredet werden könne. Auch schlieſsen sich die Grundgedanken der Eleaten und des Platon zu einem solchen Ganzen, daſs sie *die beyden nächsten Vorstellungsarten*, welche nach Verwerfung des Wechsels möglich sind, *vollständig* angeben. Beyde sollen hier vorgelegt werden; die Ansicht der Eleaten zur Bevestigung des richtigen Begriffs vom Seyn, die Lehre des Platon in ihren speculativen Grundzügen als Probe eines alle Theile umfassenden Systems der Philosophie.

§. 113.

Die Eleaten können angesehen werden als die Erfinder des höchst wichtigen metaphysischen Hauptsatzes:

> *Die Qualität des Seyenden ist schlechthin einfach; und darf auf keine Weise durch innere Gegensätze bestimmt werden.*

Der zweyte Theil dieses Satzes, obgleich im ersten schon enthalten, ist dennoch demselben ausdrücklich beygefügt worden, um anzudeuten, daſs die gewöhnlichen Erfahrungsbegriffe vom Seyn müssen abgehalten werden.

Der Beweis liegt schon im §. 101, wo bemerkt worden, daſs jeder Versuch, eine Mehrheit von Bestimmungen in die Qualität des Seyenden hineinzubringen, immer die Frage nach dem Einen aufrege, *welchem*, als dem Seyenden, das an sich Viele, da es doch nicht als Vieles Seyendes soll gedacht werden, eigentlich zuzuschreiben sey. Indessen mag noch folgende Auseinandersetzung hinzukommen.

Gesetzt, das Seyende *A* enthalte in seiner Qualität die, gegenseitig unabhängigen, Merkmale *a* und *b*; so sind diese schon durch bloſse Verschiedenheit, vollends aber, wenn sie einen conträren Gegensatz bilden, die Urheber des contradictorischen Gegensatzes *a* und *non a*, *b* und *non b*. Nun entsteht zwar dieser Gegensatz nur im Denken, welches *a* mit *b* vergleicht; ohne daſs darum die Prädicate *non a*; und *non b* dem *A* beyzulegen wären. Aber es verhelfen uns dieselben zu der Bemerkung, daſs, wenn dem *a* das Seyn zugeschrieben wird, es darum noch nicht dem *b*, und rückwärts, wenn dem *b*, es darum noch nicht dem *a* zugeschrieben ist. Da nun beyde, *a* und *b* in *A* befaſst sind, so sollen beyde verschiedene Behauptungen, *a* sey, und *b* sey, zugleich Statt finden. Dieses heiſst zunächst soviel, als, es giebt zwey Seyende, erstlich *a*, und zweytens *b*. Allein das ist gegen die Meinung. Nicht dem *a*, so fern es unverbunden mit *b* gedacht würde, noch dem *b*, als gesondert von *a*, vielmehr der Verbindung beyder, wird Ein Seyn beygelegt. Hier sind sowohl *a* als *b*, ihrer Verbindung entgegengesetzt worden. Auf die Frage: Was ist das Seyende? erfolgt demnach die Antwort: weder *a* als *a*, noch *b* als *b*, sondern die Verbindung beyder. Dieses hat, genau genommen, gar keinen Sinn, denn die Verbindung ist eine bloſse Form; und *ihr* das Seyn zuschreiben, heiſst gerade soviel als es dem *a* und dem *b* zuschreiben, welches wieder zwey Seyende statt eines einzigen giebt. Aber man denkt sich statt der Verbindung, der bloſsen Form, ein Etwas, — jenes *A*, — welches eigentlich Eins sey, obschon es durch die Merkmale *a* und *b* könne gedacht werden. Hier stehn einander entgegen die Einheit im Seyn, und die Vielheit im Gedacht-Werden. Dieses kann in der That sehr wohl mit einander bestehn, aber es darf das eine mit dem andern nicht verwechselt werden. *A*, sofern es gedacht wird, d. h. der Begriff von *A*, kann allerdings in mehrere und verschiedene Merkmale sich auflösen und gleichsam übersetzen lassen; diese Mehrheit aber muſs wieder verschwinden, sobald vom Seyn die Rede ist. Denn das Seyn wird Einem, folglich nicht Vielem als solchem zugeschrieben; und darin liegt die Forderung, daſs, wenn der Begriff *A* sich als Begriff in *a* und *b* übersetzen, (durch beyde zusammengenommen richtig ausdrücken) läſst, dann auch wieder *a* und *b* sich müssen in *A*, als einen *einfachen* Begriff, zurück übersetzen lassen, wofern das Seyn darauf soll bezogen werden, ohne daſs eine Mehrheit von Dingen herauskäme. *)

Es ist gleich Anfangs vorausgesetzt worden, *a* und *b* seyen gegenseitig unabhängig. Wären sie es nicht oder nicht *ganz*, so würden sie gerade *in so fern* auch keine wahre Mehrheit ausmachen, wie doch sollte angenommen werden.

§. 114.

Der vorstehende Beweis muſs sich auf einen Einwurf gefaſst halten, den manche für wichtig genug ansehn, um ihm bedeutenden Einfluſs auf ihr ganzes System zu gestatten.

Es ist nämlich offenbar, daſs in dem geführten Räsonnement alles auf den Begriff von dem, Was Ist, ankommt; welcher consequent soll vestgehalten werden, so daſs nicht der Voraussetzung Eines Seyenden die Angabe eines vielfachen Was, unvermerkt untergeschoben werde. Diese Consequenz *im* Denken, was kann sie helfen, um das *auſser* dem Denken, auſser uns vorhandene *Seyende selbst*, zu erkennen? Warum sollte das, was wahrhaft und an sich Ist, sich nach unserer subjectiv nothwendigen Vorstellungsart richten?

Die ganze Erwiederung ist eine Gegenfrage: *Wie kann man sich einfallen lassen, eine solche Frage auf-*

---

*) Vergl. Hauptp. der Metaphysik §. 1. u. 2; wo die Übersetzung des *A* in *a* und *b* eine *zufällige Ansicht* ist genannt worden.

zuwerfen? Der Fragende unternimmt, *sich vorzustellen*, daſs etwas sey, welches von unserer nothwendigen Vorstellungsart abweiche: er unternimmt also, *in sein eignes* Denken diejenige falsche Vorstellungsart *wirklich aufzunehmen*, welche er sich so eben verboten hatte. Dazu gebraucht er den Vorwand, von Dingen zu reden, die unabhängig vom Denken vorhanden seyn könnten; während es eben so ungereimt ist, Möglichkeiten anzunehmen, die für Unmöglichkeiten sind erkannt worden, als Dinge an sich zu sehen ohne Augen, und zu fühlen ohne irgend ein Organ des Fühlens.

Demnach muſs ein für allemal bemerkt werden, daſs die Gültigkeit und reale Bedeutung dessen, was wir über das Seyende in einem nothwendigen Denken vestsetzen, gar nicht kann bezweifelt werden, weil der Zweifel nichts anders ist, als ein Versuch, sich dem nothwendigen Denken zu entziehen. Wir sind in unsern Begriffen völlig eingeschlossen; und *gerade darum, weil* wir es sind, entscheiden Begriffe über die reale Natur der Dinge. Wer dies für Idealismus hält, (wovon es ganz und gar verschieden ist) der muſs wissen, daſs nach seinem Sprachgebrauche es kein anderes System giebt als Idealismus.

§. 115.

Aus dem Satze des §. 113. folgt unmittelbar, daſs dem Seyenden als solchem weder räumliche noch zeitliche Bestimmungen zukommen können.

Wäre das Seyende ausgedehnt: so enthielte es ein *Vieles;* und zwar *auſser einander;* und der Gegensatz in diesem Auſser, — daſs dieses hier, sich nicht dort, und jenes dort, sich nicht hier befinde, — wäre sogar ein Prädicat von dem Was des Ausgedehnten. Es bestünde also die Realität zum Theil in einer Verneinung, und die Setzung derselben in einer Aufhebung. — Hiemit wird nicht geleugnet, daſs *mehreres* Seyendes sich neben einander befinden könne. In diesem Falle liegen die Gegensätze des Auſsereinander bloſs im Denken, und zwar so, daſs sie gar nicht als Prädicate des einzelnen Seyenden in dasselbe hineingedacht, sondern als bloſse Form der Zusammenfassung im Vorstellen angesehen werden.

Wäre das Seyende dauernd, in dem Sinne nämlich, als ob die Dauer eine innere Eigenschaft desselben ausmachte: so enthielte es ein Vieles; und zwar Nacheinander; und der Gegensatz des Aufhörens und Wiederbeginnens, der sich in jedem Augenblick der Zeit wiederhohlt, wäre mit seinen Verneinungen ein Prädicat des Seyenden, wobey wiederum die reine Affirmation des Seyn durch Negationen verdorben wäre. — Hiemit wird nicht gefordert, daſs sich das Seyn auf einen Augenblick, einen Punct in der Zeit, beschränken solle. Vielmehr, wenn auf irgend eine Weise das Geschehen als etwas im Seyenden kann gerechtfertigt werden, folglich das Seyende *in dieser Beziehung* in die nämliche Zeit, welche dem Geschehen gehört, hineingedacht werden muſs: so ist es nothwendig, ihm die ganze unendliche Zeit einzuräumen, damit nicht die Negationen des Noch-nicht-seyn und Nichtmehr-seyn in das Seyende hineinkommen. — Es ist hier ein Unterschied zwischen dem Raume und der Zeit. Eine Stelle im Raume ist nicht nur bleibend, sondern sie kann auch unabhängig von ihren Gränzen, sie kann als Anfangspunct einer beliebig fortzusetzenden oder abzubrechenden Raumauffassung, und wenn man will als Mittelpunct des unendlichen Raums gedacht werden. Ein Zeitpunct dagegen ist als solcher ein Durchgang, ein Anfangen und Aufhören; er setzt das Vergangene voraus und das Zukünftige hinter sich, man muſs durch jenes zu ihm gelangen und in dieses von ihm fortschreiten. Daher kommt dem Seyenden im Raume eine einfache Stelle, ein mathematischer Punct, zu; in der Zeit aber die ganze Ewigkeit, jedoch ohne Unterscheidung der Momente; beydes damit das Seyn im Raume sowohl als der Zeit die ihm gebührende

Gleich-

Gleichheit mit sich selbst behaupte; aber keins von beyden als reales Prädicat, sondern nur in der Zusammenfassung theils mit anderem Seyenden im Raume, theils mit dem Geschehen in der Zeit.

§. 116.

Völlige Abwesenheit aller Negationen, vom Seyn, als dem rein Positiven, ist der Hauptgedanke bey den Eleaten, und namentlich beym Parmenides*). Um diesen vestzustellen, erinnert der letztere, das Nichtseyn sey nicht; als ob der Begriff des Nichts sich selbst aufhöbe; — eine unrichtige Meinung: deren Stelle dadurch ersetzt wird, daſs, wenn Nichts wäre, auch Nichts erscheinen sollte, denn ein bloſser, realer Schein ist ein Unding. — Um nirgends das Nichts zuzulassen, und um dem Seyenden keine Gränzen zu geben: versetzen die Eleaten das Seyende eben so continuirlich (ohne Absatz und Scheidung der verschiedenen Stellen) in den unendlichen Raum, wie es in der unendlichen Zeit ohne Unterschied der Momente muſs gedacht werden; wobey übersehen ist, daſs das Räumliche als eine Summe neben einander steht, während das Zeitliche keine Vielheit ergiebt, sobald der Wechsel der Momente, welcher sich nur auf das Geschehen bezieht, von dem keines Wechsels fähigen Seyn hinweggedacht wird. — Die Bedeutung der Raum-Ausfüllung aber, so wie der zeitlichen Ewigkeit; daſs sie nämlich nicht als reales Prädicat, sondern bloſs als ein Ausdruck der Freyheit von aller Negation soll angesehen werden: ergiebt sich aus der geforderten *Einheit, Untheilbarkeit*, und *Homogeneität* im Raume,**) und aus der

---

*) Man sehe dessen Fragmente bey *Fülleborn* im sechsten Stück der Beyträge zur Geschichte der Philosophie.

**) v. 76. ουδε διαιρετον εστιν, επει παν εστιν ὁμοιον — ουδε τι χειροτερον, παν δε πλεον εστιν εοντος.

Verneinung der Vergangenheit und Zukunft für das gleichwohl nicht entstehende noch vergehende.*) Ja man kann noch zweifeln, ob die Ausdehnung nicht bloſses Bild seyn soll, denn ein andrer Ausdruck scheint vielmehr *Intension* anzukündigen, und zwar um alle Vielheit abzuwehren, und reine Identität gelten zu machen.**) Ein reales Prädicat bekommt : das Seyende, und dieses ist das *Wissen:****) ohne Zweifel von sich selbst, denn alle gewöhnlichen Vorstellungsarten sind als bloſser Wahn aufs entschiedenste verworfen. Und eben hierin liegt die gröſste Vortrefflichkeit dieser alten Speculation, daſs sich das Bedürfniſs, den Widersprüchen der Erfahrungswelt zu entgehen, in seiner vollkommensten Reinheit zeigt, und zu einer Naturlehre auch nicht die geringste ernstliche Anstalt gemacht, vielmehr das unvermeidliche Meinen über die Natur, uls trüglicher Wortschmuck (κοσμος επεων απατηλος) von dem Vortrage der Wahrheit (πιστος λογος ηδε νοημα Αμφις αληθειης) gänzlich abgesondert wird.****)

---

*) v. 59. Ουδεποτ ην, ουδ' ἐϛαι. επει νυν εϛιν ὁμȣ παν, Ἑν συνεχες.

**) v. 83. Ταυτον τ' εν ταυτῳ θεμενον, καθ' ἑαυτο τε κειται.

***) v. 45. χρη τε λεγειν το νοειν το ον εμμεναι. d. h. nicht wie Fülleborn übersetzt: *das Sagen, Denken, und das Seyn hat also Realität*, sondern: *Das Denken und Erkennen muſs das Seyende seyn.* Die beygefügte Stelle des Simplicius selbst konnte zur Erklarung dienen. Es folgt aber noch weiter v. 89. Ταυτον δ' εϛι νοειν τε και ὁ ἑνεκεν εϛι νοημα. Ου γαρ ανευ τȣ εοντος — Ευρησεις το νοειν. ουδεν γαρ εϛιν η εϛαι Αλλο παρεξ τȣ εοντος.

****) Man nehme noch hiezu v. 92. παντ ονομ' εϛιν, Ὁσσα βροτοι κατεθεντο πεποιθοτες ειναι αληθη, Γινεσθαι τε και ολλυσθαι, ειναι τε και ουχι, Και τοπον αλλασσειν, δια τε χροα φανον αμειβειν.

Gar sehr muſs hieneben *Spinoza* in Schatten zurücktreten, der in neuern Zeiten auch auf die Vorstellungsart eines einzigen, ewigen, unendlich ausgedehnten, und denkenden Wesens kam. Denn bey ihm stehn Ausdehnung und Denken als *zwey* gleich reale Prädicate des Einen, neben einander, wodurch er schon in den Widerspruch des §. 101. verfällt. Vollends die Ausdehnung ist nicht homogen, sondern sie ist nicht mehr noch weniger als die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Materien und allen ihrem Wechsel. So ist das Endliche in das Unendliche, das absolute Werden in das absolute Seyn, Heraklit in den Parmenides ohne alle Umstände hineingeschoben, wodurch der, im übrigen seiner Consequenz wegen mit Recht berühmte Spinoza sichs freylich leicht gemacht hat, weiterhin folgerecht zu bleiben, nachdem die ärgste aller Inconsequenzen schon in das Princip selbst hineingelegt war. Man nennt den Spinoza ganz passend einen Pantheisten; auf die Eleaten kann diese Benennung gar nicht angewendet werden, denn das All ist hier keine Welt, (deren Daseyn vielmehr geleugnet wird,) sondern ein durchaus einförmiges Eins, welches statt aller andern Prädicate der Gottheit nur das reine Seyn und Selbstbewuſstseyn, dieses aber einzig und ausschlieſsend, besitzt.

§. 117.

Das Bestreben, der gemeinen Erfahrung gegenüber die Behauptung des reinen Seyn zu vertheidigen, hat die merkwürdigen Gründe des *Zeno* von Elea, gegen die *Bewegung* herbeygeführt. In dem nämlichen Zusammenhange wird der Gegenstand auch hier seine passende Stelle finden.

Das Bewegte kann nicht von der Stelle kommen; denn von jedem endlichen Raume muſs es eher die Hälfte als den ganzen Weg, von dieser Hälfte abermals zuerst die Hälfte, und so fort immer die Hälfte der Hälfte früher, als auch nur das kleinste Ganze durchlaufen. So kann es nie anfangen, weil kein Anfang klein genug ist. — Von zweyen Bewegten auf einerley Bahn durchläuft das vordere, langsamere, anstatt sich einhohlen zu lassen, immer noch einen Raum, während das hintere, schnellere zu dem Puncte vorrückt, wo nur eben zuvor jenes sich befand. — In jedem Augenblicke ruht das Bewegte in der Stelle seines Weges, wo es gerade jetzt sich befindet; also ruht es immer.

Dieser letztere Satz des Zeno ist offenbar irrig, aber eben durch den Irrthum geeignet, die wahre Natur des Gegenstandes ins Licht zu setzen. Ruhete wirklich das Bewegte jemals auch nur einen Augenblick an der Stelle wo es sich befindet; so würde es da liegen bleiben, nach dem Satze der Physiker, daſs kein Körper aus der Ruhe von selbst in Bewegung übergeht. Umgekehrt also, jede Stelle des Weges ist nur ein Durchgangspunct; das Bewegte ist unaufhörlich im Kommen und Gehen begriffen; man kann gar nicht sagen, daſs es während der Bewegung irgendwo *sey*, denn es ist, und ist auch nicht mehr in der Stelle, aus der es kommt, und es ist, und ist auch noch nicht in der Stelle, in die es eintritt. Dieser Widerspruch, der nämliche, welcher das absolute Werden trifft, ist aus dem Begriff der Bewegung nicht wegzubringen.

Die ersten beyden Zenonischen Gründe lassen sich ebenfalls benutzen, um tiefer in die Sache einzudringen. Sie beruhen auf der vorausgesetzten unendlichen Theilbarkeit des Raums; und man glaubt sie gewöhnlich zu heben durch die entsprechende unendliche Theilbarkeit der Zeit. Dadurch nun werden sie gar nicht gehoben, (so wenig als in der Metaphysik der Weg eines Körpers geradezu für unendlich theilbar darf genommen werden.) Sollen hier Zeit und Raum einander entsprechen: so muſs man zwey unendliche Gröſsen vergleichen. Wie viele wahrhaft auſser einander liegende Stellen dem Wege zukommen mögen, so viele gerade müssen auch der Zeit zugeschrieben werden; damit das Bewegte in jedem neuen Zeitpuncte eine neue Stelle erreiche. Nun habe ein anderes Bewegtes in derselben Zeit eine gröſsere oder kleinere Geschwindigkeit; z. B. die doppelte oder die halbe. Die *Zeit* soll allem dem Successiven entsprechen, was sich in ihr ereignet, aber das *Quantum der Succession, welches durch die Länge der zu durchlaufenden Wege gemessen wird,* zeigt sich hier als etwas von der Zeit völlig verschiedenes. Die Zeit, als Quantum des Nacheinander, müſste demnach nicht bloſs ins Unendliche theilbar, sondern *auf unendlich vielerley Weise* ins Unendliche theilbar seyn, wenn sie allen in ihr möglichen Bewegungen entsprechen sollte, deren jede auf eigne Weise ihre unendliche Theilbarkeit in Anspruch nähme. Da nun im Gegentheil die Zeit für alles, was in ihr vorgeht, dieselbe ist, so entspricht sie keiner einzigen von den verschiedenen möglichen Bewegungen. Sie wird zwar für die Form des Nacheinander gehalten, aber dieser Begriff geräth in Verwirrung, wenn zwischen den nämlichen Zeitgränzen ganz verschiedene Quanta des Successiven, mit gleich vollkommener Continuität liegen sollen; wenn ferner von dem Unterschiede dieser Quantitäten abstrahirt, und dennoch die Vorstellung einer *bestimmten* Zeit zwischen den gegebenen Gränzen soll vestgehalten werden. Die Zeit wäre auf die Weise gar nicht mehr *als Quantum* bestimmt, sondern nur durch die, gleichsam zufällig, und ohne ihren Verlauf in sie hineinkommenden, Abschnitte; ihr selbst könnte kein Ablaufen mehr zugeschrieben werden; und dennoch ist eben dieses Ablaufen, diese beständige Folge des Vorher und Nachher, welche zwischen bestimmten Gränzen als eine nicht gröſsere noch kleinere Menge gedacht wird, mit Abstraction bloſs von dem, *was* verläuſt und einander folgt, — die Zeit selbst!

Die Berichtigung dieser Schwierigkeiten geschieht in der Metaphysik vermittelst des Begriffs der *Geschwindig-*

*keit;**) welcher von der Zeit, die ihn multiplicirt, gänzlich muſs unterschieden werden. Er enthält aber selbst noch eine Bestimmung durch Succession ohne Zeit, und hiemit einen Widerspruch. Eine solche Auflösung würde beym absoluten Werden, welches qualitativ seyn soll, nicht hinreichen; hier genügt sie, weil Bewegung kein reales Prädicat des Bewegten ist.

§. 118.

Eben so, wie der Begriff der Bewegung, kann gegen die Erfahrung der von ihr gleichfalls gegebene, aber in Widersprüche sich verwickelnde, Begriff des *organischen Lebens* aufgestellt werden; während man gerade im Gegentheil in neuern Zeiten gehofft hat, durch ihn über die andern Schwierigkeiten erhoben zu werden.

Organismen (Pflanzen und Thiere) sind nicht unpassend mit Maschinen verglichen worden, an denen jeder Theil, bis ins Unendliche, wieder Maschine wäre. Man muſs aber, der Erfahrung gemäſs, (so weit hier Beobachtung möglich ist,) hinzudenken, daſs kein Theil sich gegen die in ihm vorgehende Bewegung und Veränderung bloſs leidend verhalte, sondern jeder selbstthätig mit einwirke — Schon in dem Begriff der Maschine liegt das Merkmal des Zusammenwirkens aller Theile zu Einem Totaleffect: im Organismus hat das Ganze nur Ein Leben; der abgesonderte Theil erstirbt.

Allein das Wirken der zerlegbaren Theile ist dennoch diesen Theilen nur fremd und geliehen. Denn man zerlege wirklich: so hört zwar das Leben auf, aber nichtsdestoweniger bleibt die todte Masse, der Stoff; und eben derselbe war auch zuvor schon in Form von Nahrungsmitteln vorhanden, *aus* denen erst der Organismus sich selbst seine lebendigen Glieder gebildet hat.

---

*) Hauptpuncte der Metaphysik §. 8.

Stoff und Leben sind demnach zweyerley in dem Organismus; und während dem einen die Mannigfaltigkeit und das zufällige Beysammenseyn zukommt, kann man nur das andre als Eins und als das Vereinigende betrachten.

Aus diesem Gegensatz entsteht vorläufig eine dualistische Ansicht; die aber schon ihre Schwierigkeiten hat. Fragt man: Was ist das Leben? so kann nicht eine einfache Antwort erfolgen, wie sich gebührte, wenn das Leben für sich etwas wäre (§. 101. 113.); sondern die Antwort setzt sich zusammen nach allen den vielen und verschiedenen, ja entgegengesetzten Thätigkeiten, welche das Leben in den verschiedenen Gliedern des lebenden Leibes, also in den verschiedenen Theilen des von ihm beherrschten Stoffes auszuüben scheint. Überdies bezieht sich die ganze Antwort auf den Stoff, also auf etwas vom Leben unterschiedenes, dergestalt, daſs wiederum das Leben nichts für sich, sondern nur etwas in einem Andern ist. (Vergl. §. 106.)

Da nun nicht einmal der *Begriff* des Lebens für sich allein kann gedacht werden: so wäre es vollends ungereimt, ihm ein selbstständiges Daseyn beylegen zu wollen, (so oft auch gemeinhin Dinge als mit allerley Vermögen und Kräften, die auf ein äuſseres Wirken zielen, ausgerüstet, und dennoch als für sich bestehend gedacht werden.)

Dasselbe gilt von dem Stoffe. Hat dieser Empfänglichkeit für die Belebung, und ist diese Empfänglichkeit wirklich eine reale Eigenschaft in ihm: so kann er, als das was er vermöge dieser Eigenschaft ist, nicht unabhängig von dem Leben gedacht werden, viel weniger von ihm unabhängig seyn.

Wir müssen also den obigen Dualismus aufgeben, und statt dessen dem Stoff und dem Leben ein einziges Seyn beylegen. — Aber hier verfallen wir in ganze Massen von Widersprüchen. Der mannigfaltige Stoff, zusammen genommen mit dem mannigfaltig sich offenbarenden Leben, sollen das Was zum Seyn hergeben, — ein Seyendes mit der buntesten Qualität, und voll von Gegensätzen. Statt der Thätigkeit und des Leidens kommt absolutes Werden zum Vorschein, indem der Organismus seine Regsamkeit in sich selbst besitzt, und das Thätige und Leidende jetzt in Eins verschmolzen sind. Aber nicht einmal ein consequent fortlaufendes Werden, wobey das Werdende wenigstens dem Scheine nach seine Identität behauptete: sondern Assimilation und Excretion, vermöge deren die trägen Massen der Nahrungsmittel für eine Zeitlang, in ein *anfangendes* und *aufhörendes* Werden sich versetzt finden; wider die erste Bedingung, unter welcher des absoluten Werdens überhaupt nur darf gedacht werden, (§. 108.) Es ist eine schwache Nothhülfe, wenn Einige, um wenigstens dem letztern Vorwurfe zu entgehen, das ganze Universum ins absolute Werden versetzen möchten, worin die sämmtlichen Bedingungen des Lebens einzelner Organismen eingeschlossen seyen: denn oben im §. 108. ist schon gezeigt, daſs die Ungleichförmigkeit des Lauſs der Erscheinungen sich gar nicht auf die strengen Forderungen von beständiger Geschwindigkeit und Richtung reimen lassen, ohne welche nicht einmal ein bestimmter Begriff vom absoluten Werden möglich ist. Macht man aber gar Anspruch darauf, das Werdende als ein sich selbst gleiches Seyendes darzustellen, so wird das widersprechende Werden mit dem nicht widersprechenden Seyn identificirt, nach Art des Spinoza (§. 116.

Das Phänomen des Lebens hätte demnach dem *Zeno von Elea* weit besser zur Unterstützung seiner Ansicht dienen können, als es dem *Iordan Bruno*,*) und den Neuern die mit ihm nach der *Weltseele* forschten, gedient hat, ein haltbares System zu entwerfen.

---

*) Man vergleiche die erste Beylage zum dem Werke von F. H. Iacobi: *Ueber Spinoza's Lehre.*

§. 119.

Noch eines speculativen Hauptgedankens aus dem Alterthume muſs ganz kurz Erwähnung geschehn, der von einer auffallenden Wahrheit ausgeht, sich aber sehr bald in Irrthümer verstrickt; und der während aller folgenden Zeiten sehr viel gewirkt, aber fast mehr durch sein Irriges geschadet als durch sein Wahres genützt hat. Er ist neuerlich als ein Versuch, das Eleatische System zu verbessern, angesehen worden; und er mag als solcher hier anhangsweise eine Stelle finden.

Offenbar nämlich wird die Eleatische Lehre von dem Vorwurf niedergedrückt, daſs sie das Seyn von der Erscheinung gänzlich losreiſse, und diese durch jenes nicht erkläre. So preiswürdig die Consequenz im Denken, während das Band zwischen beyden noch nicht gefunden war, so ungenügend ist jede Vorstellungsart, welche dieses Band nicht aufzuzeigen vermag. Denn die Erscheinung eben deutet aufs Seyn; und wenn nichts erschiene, würden wir vom Seyn nichts zu reden haben.

Aus dem wahrhaft Einen, sagte *Leukipp*, wird nie Vieles; aus dem wahrhaft Vielen nie Eins. Vieles aber ist gegeben; also muſs ein ursprünglich Vieles zum Grunde gelegt werden.

Sehr natürlich, und in gewissem Sinne nothwendig, (nämlich in Beziehung auf das zusammenfassende Denken) wird dies Viele in den Raum neben einander gestellt. Aber hier ist auch schon die Übereilung nahe, reale Prädicate jedes einzelnen Seyenden vom Raume abzuleiten: den verschiedenen Wesen Ausdehnung durch einen, wenn auch nur sehr kleinen Raum, verschiedene Figuren, und ursprüngliche Bewegung beyzulegen; alsdann aber alle Veränderung aus Anhäufung und Trennung der verschieden gestalteten *Atomen* zu erklären.

Daſs hiebey die räumlichen Gegensätze in das Was des Seyenden hineinkommen, daſs die angefochtene Bewegung ohne Vertheidigung wiederum zugelassen wird: braucht kaum einer Erinnerung. Zu erwähnen ist noch, daſs hier der Ursprung des *Materialismus* sich findet, nämlich der thörichten Meinung, daſs auch das Denken sammt allen geistigen Phänomenen, aus Bewegungen von Atomen zu erklären sey; die doch nur *an* einander, niemals *in* einander gelangen können, vielweniger aber die Einheit des Bewuſstseyn zu erzeugen vermögen.

Viertes Capitel.

Von den absoluten Qualitäten, oder den Platonischen Ideen.

§. 120.

Zwar ein beträchtlicher Schritt der Annäherung zur Wahrheit wird gewonnen, indem man den Begriff des reinen Seyns nach Anleitung der Eleatischen Philosophen auffaſst. Aber dieselbe, scheinbar unübersteigliche, Kluft, welche das Seyn von den Erscheinungen trennt, läſst auch keine Verbindung zwischen dem Wissen vom Seyn, und demjenigen Wissen zu, das sich auf *sittliche*, oder überhaupt auf *ästhetische;* und auf *mathematische* Wahrheiten bezieht. Vielmehr, diesen Wahrheiten ist ihr ganzes Gebiet weggenommen, wenn alles das, *wovon* sie gelten, in den Abgrund des Scheins versinken muſs; denn auf das einförmige, alle innere und äuſsere Verhältnisse ausstoſsende Seyn, können sie nicht angewendet werden. Aber die Evidenz dieser Wahrheiten ist zu groſs, und beschäfftigt gerade den speculativen Denker zu lebhaft, als daſs eine Vorstellungsart, die sich mit ihnen nicht verträgt, neben ihnen bestehen sollte. Ohne Zweifel hat dieser Grund mehr noch als der Andrang der Erfahrung, dazu beygetragen, die Lehre der Eleaten um den Beyfall der späteren Zeiten zu bringen.

Die Natur der Dinge, wie sie uns erscheint, wird theils durch das Schöne und Zweckmäſsige, was sie enthält, theils durch ihre mathematische Gesetzmäſsigkeit, so stark gegen die oben aufgezeigten, allerdings in ihr selbst liegenden, und gegen sie geltend gemachten Widersprüche, vertheidigt: daſs selbst vortreffliche Denker es sich lieber eine Inconsequenz haben kosten lassen, der Natur wenigstens irgend eine Art von Wahrheit zu erhalten, als daſs sie dieselbe gänzlich hätten verwerfen sollen. — Nun ist zwar der Irrthum die Folge der Inconsequenz gewesen; und auf ein ächtes Begreifen der Erfahrung ist nicht zu hoffen, so lange man nicht die nämlichen Begriffe, in welchen die Widersprüche liegen, auf eine methodische Weise verbessert, — zunächst nach Anleitung des oben angeführten logischen Satzes, daſs aus der Unrichtigkeit eines Gedankens allemal die Richtigkeit seines contradictorischen Gegentheils zu erkennen sey. — Dennoch belohnt es die Mühe, und gehört mit zu den Vorbereitungen auf eignes Forschen, daſs man wenigstens einen von den vielen geistreichen Versuchen, die verschiedenen Theile des philosophischen Wissens einander näher zu bringen, nach seinen Hauptzügen kennen lerne. Der Vorzug aber gebührt hier der Platonischen Lehre. Das Originelle und Paradoxe ihres Grundgedankens (welches vielfach verfälscht ist um es verständlicher zu machen) bedarf schon an sich der Erläuterung; aber es erläutert auch selbst die vorhergehenden Untersuchungen; indem es sie ergänzt, ja sogar auf den ersten Blick die Vorstellungsart der Eleaten unnöthig zu machen scheint. Dazu kommt der Einfluſs des Platon auf die spätern, und selbst auf die heutigen Philosophen.*)

---

*) Zu der nachfolgenden Darstellung finden sich die Belege meistentheils in meiner *commentatio de Platonici syste-*

Im Übergange zwischen Leukipp und Platon kann beyläufig noch des *Anaxagoras* gedacht werden; dessen *Homoiomerien*, in so fern sie nicht der Figur nach bestimmt waren, sondern andre eigenthümliche Qualitäten besitzen sollten, einen Irrthum weniger enthielten, als Leukipps und Demokrits Atomen; dessen νοῦς hingegen (der ordnende Weltgeist) schon die Auffassung der Welt als eines durch Weisheit und Macht gebildeten Ganzen verräth; eine ästhetische Auffassung, während die vorhergehenden Weltbetrachtungen rein metaphysisch waren. Übrigens zeigt der nackte Dualismus des Anaxagoras wenig Überlegung der früher schon erwogenen Schwierigkeiten; und ist deshalb hier weiter nicht merkwürdig.

§ 121.

Nach Platon besteht der Gegenstand des wahren Wissens in den *Ideen;* welches Wort aber nur durch einen sehr allgemeinen Misverstand der Platonischen Lehre, die Bedeutung von *Vorstellungen* irgend welches denkenden Wesens, bekommen hat. Cicero (in den Academischen

---

matis fundamento, (*Gottingae* 1805.), und den dort aus Platons Schriften ausgezogenen Stellen. — Diese Abhandlung hat mehrere Angriffe erfahren, meine Überzeugung aber ist dadurch nicht geändert worden. Vielleicht werde ich sie im gegenwärtigen Zusammenhange verstandlicher darstellen können. Für den jetzigen Zweck ist übrigens die Frage, ob Platons eigentliche Speculationen (denn von allem ubrigen was den Mann und seine Schriften merkwürdig macht, ist hier nicht die Rede) genau mit den hier aufzustellenden Wendungen im Denken zusammentreffen, nicht einmal von entscheidender Wichtigkeit. Neben der Eleatischen Ansicht liegt, *der Natur der Sache nach*, eine andre, die von den absoluten Qualitaten; diese nun haben so viel Ähnlichkeit mit den Platonischen Ideen, dafs man annehmen darf, Platon habe das, was zu finden vor ihm lag, wirklich gefunden.

Untersuchungen, im echten Capitel des ersten Buchs) übersetzt es durch *species*, und beschreibt die Ideen durch *id, quod semper est simplex, et uniusmodi, et tale, quale est.* Der Geist, sagt er, sieht *(cernit)* die Ideen; sie selbst sind folglich nicht Vorstellungen, sondern *Gegenstände* der Erkenntniſs; als Widerspiel der sinnlichen Gegenstände, welche durch ihre Untreue, (durch *das continenter labi et fluere*) ihre Unwahrheit dem Geiste verrathen, der sie durchschaut (als *index rerum*) Diese Andeutungen stimmen mit Platons eigenen, vielfältigen Äuſserungen eben so genau, als mit derjenigen, fast nicht zu verfehlenden Ansicht zusammen, welche sich aus dem Obigen von selbst ergeben muſs.

Man stelle sich auf den Standpunct, auf welchem die Veränderung, ihrer innern Ungereimtheit wegen verworfen wird; (oben §. 108. vergl. Platons *Timaeus* pag. 342. *ed. Bip* und *republ. VII.* pag. 144. und andre Stellen.) Man nehme hiezu die Evidenz des Schönen, Guten, Rechten, des mathematisch Wahren: so kann man das einförmige Seyn eben so wenig genügend finden, als die sinnlichen Wahrnehmungen. Die ästhetische und mathematische Erkenntniſs steht *als Factum* da; es kommt darauf an dies Factum gehörig zu deuten; wie mit *diesen* Erkenntnissen, so wird es sich ohne Zweifel mit noch mehrern verhalten. (Dies ist leitender Gedanke bey Platon wie bey Kant.) Wer nun erkennt, der erkennt Etwas; dieses Etwas Ist. (*de rep. V. pag.* 59. πως γαρ αν μη ον γε τι γνωσθειη;) Folglich sind zum wenigsten die Gegenstände der Geometrie und Arithmetik, so wie der sittlichen und überhaupt der ästhetischen Beurtheilung, *reale* Gegenstände. Wie verhalten sich nun diese zu den sinnlichen Dingen? Sie sind deren Vorbilder, Muster (παραδειγματα), oder dasjenige als *Qualität* (ειδη) an den Dingen zu bemerken seyn würde, wenn in der Erscheinung etwas anderes als eine unreine Nachbildung jener Vorbilder Platz finden könnte. Im Sinnlichen ist alles nur halb, und mit innern Widersprüchen das, *was* es ist. (*de rep. V. p.* 64 und an vielen Orten.) Der Arzt heilt Kranke, aber nicht alle; der Steuermann lenkt Schiffe, aber er läſst deren auch scheitern; der Regent leitet die öffentlichen Angelegenheiten; aber er hegt auch Privat-Absichten, u. s. w. *Man lasse also, um nun die Ideen vollständig zu finden, aus dem Sinnlichen die Widersprüche weg, indem man die einzelnen Qualitäten rein hervorhebt;* — dieselben Qualitäten, welche sich unter einander aufheben, so lange sie Einem und demselben Dinge zugleich oder im Wechsel zugeschrieben werden.

Man führe diese Qualitäten auf ihre allgemeinen Begriffe zurück; denn wie jeder allgemeine Begriff nur Einmal vorhanden ist (§. 35.), so auch jedes Muster als solches. *Man betrachte endlich diese allgemeinen Begriffe als Erkenntnisse realer Gegenstände,* nach Analogie jener ästhetischen und mathematischen Begriffe (der Zahlen, des Triangels, Cirkels, u. s. w.); *diese realen Gegenstände,* deren jeder in seiner Art, gleich dem entsprechenden Begriffe, nur einmal vorhanden ist, *sind die Platonischen Ideen.*

Kürzer: Man zerlege das Sinnliche in das Seyn und das Was. Das letztere so wenig wie das erstere wird einen Widerspruch enthalten, sobald man nur nicht mehr ein mannigfaltiges, und entgegengesetztes Was in Ein Ding zusammendrängt. Indem nun die Dinge verworfen werden, kann man entweder das Seyn (mit den Eleaten) oder das Was (mit Platon) absolut setzen; wodurch dort der Satz: *das Seyn ist;* hier: *die Qualitäten sind,* herauskommt. Beyde Vorstellungsarten zusammengenommen schlieſsen den Kreis des strengen Rationalismus, der die Erfahrung geradehin verwirft. Aber es wird sich bald zeigen, daſs hierin die zweyte Form nicht so consequent seyn kann wie die erste; und eben ihrer Inconsequenz wegen ist; sie mehrern Misverständnissen ausgesetzt wie jene.

§. 122.

Während die Eleatische Lehre auf einen einzigen positiven und ein paar negative Sätze ihrer Natur nach beschränkt ist; breitet sich die Lehre von den absoluten Qualitäten in eine unabsehliche Weite aus. Iedoch die Form der Untersuchung ist immer dieselbe; es ist die Frage nach der Definition des Begriffs, in welchem die Erkenntniſs der Idee enthalten seyn soll. (Was ist das Rechte? Was ist das Wissen? Was ist das Schöne? Was ist das Fromme? Was ist das Wissen? Was ist das Seyn? Was ist *Dasselbe?* [ταυτον] Was ist das Andere? [ἕτερον], und so weiter ohne Ende.)

Bey diesen Untersuchungen aber müssen sich alle logischen Verhältnisse der Begriffe fühlbar machen. Da die Ideen für real gehalten werden, so erscheint es nun als ein Wunder, und die Bemerkung als höhere Offenbarung, daſs Eine Idee in Vielen, ja rückwärts Unendlich-Viele unter einer einzigen enthalten, gemäſs den Verhältnissen der Begriffe nach Inhalt und Umfang, angetroffen werden. (Man sehe die prächtige Ankündigung im *Philebus* pag. 219.)

Der offenbare Widerspruch, daſs Viele Seyende in gewisser Rücksicht Ein Seyendes ausmachen sollen, ist unvermeidlich, nachdem einmal die logischen Verhältnisse der Arten zu ihrer Gattung, für reale Verhältnisse gehalten werden. Bedarf die Ideenlehre einer Widerlegung, so findet sie dieselbe in diesem Puncte. Den einmal befangenen Denker blendet hier das im §. 106. erwähnte Staunen.

Zum Verstehen der Platonischen Schriften ist indessen die Bemerkung nothwendig, daſs hier, wo an eigentliche Naturlehre gar nicht zu denken ist, (weil die Veränderung verworfen ist,) logische (und teleologische) Betrachtungen durchgängig den Platz der physikalischen einnehmen müſsen.

§. 123.

Für die logischen und moralischen, überhaupt ästhetischen Entwickelungen einzelner Hauptbegriffe, ist die Ideenlehre im hohen Grade vortheilhaft. Schon das längere Verweilen bey einem einzigen Begriffe, in der Voraussetzung daſs ihm ein realer Gegenstand entspreche, ist nützlich, um die Merkmale, Gegensätze, Beyspiele zu demselben zu finden. Aber vorzüglich das Herausheben des Begriffs aus allem Beschränkenden, was ihn in der Sinnenwelt verdunkeln kann, ist ganz unentbehrlich bey den moralischen Begriffen, welche in der Erfahrung kein einziges genaues Beyspiel antreffen, sondern im reinen Denken erzeugt werden müssen. Die Ansichten von der *Bestimmung des Menschen, der Liebe, der Erziehung, der Gesetzgebung,* (in Hinsicht deren beym Platon sehr viel höchst Vortreffliches gefunden wird, was kein Zeitalter wird vergessen dürfen,) können nicht eher berichtigt werden, als bis man den Ideen *Realität* (oder statt deren die *Gültigkeit der Musterbegriffe,* welche aber Anfangs sehr natürlich mit jener verwechselt wird) zugesteht. — Nicht minder wohlthätig wirkt die Ideenlehre auf Religion, indem sie zuerst einen vollkommen würdigen Begriff vom höchsten Wesen darbietet; wobey sie jedoch eine Veränderung ihrer eigenen Grundlage erleidet, wiewohl keine so groſse, daſs das gewöhnliche, in die Platonische Lehre hineingetragene Misverständniſs dadurch gerechtfertigt würde. (Diesem Misverständniſs zufolge sollen nämlich die Ideen weder *selbstständig* noch *real* seyn, obgleich Platon dieses an sehr vielen Stellen ausdrücklich fordert, z. B. im Symposium *pag.* 247.; sondern sie sollen lebendige Gedanken der Gottheit seyn; wodurch die Ideenlehre

ihren

ihren eigenthümlichen speculativen Charakter ganz und gar verlieren, und sich in einen Versuch verwandeln würde, die Ansicht des Anaxagoras ein wenig zu verbessern, ohne Kenntniſs der Schwierigkeiten, welche seit den Zeiten des Heraklit und Parmenides bekannt genug seyn muſsten. Bey der Lesung der Platonischen Schriften kann man diese Ansicht nur dann vesthalten, wenn man sich jeden Augenblick erlauben will, etwas in den Schriftsteller — der von *selbstständigen* Ideen redet, — hineinzutragen, was nicht da steht; und die nothwendigsten Äuſserungen der Ungewiſsheit in den zahlreichen Fällen, wo er über die Ideenlehre hinausgeht, für übergroſse, ja für angenommene Bescheidenheit zu nehmen*); die eines Platon höchst unwürdig wäre.)

Der Philosoph findet die Vorstellung von der Gottheit vor, als allgemein verbreitet unter dem Volke; ihm selbst ist es Anfangs ein Problem, in welcher Gestalt dieser noch ungeschliffene Edelstein ihm erscheinen solle; aus seinen eigenen Überzeugungen muſs diese Frage beantwortet werden; und dem erhabensten seiner Begriffe wird er den erhabensten Nameu nicht versagen wollen; vielmehr mit dem Namen zugleich von bekannten Vorstellungsarten so viel aufnehmen als sich aufnehmen läſst. Dieses ist der natürliche, ja unvermeidliche Gang der religiösen Vorstellungen eines denkenden Menschen; und so unrecht es ist, daſs Einer den Andern wegen der mit gleicher Wahrheitsliebe gebildeten Religionsbegriffe verketzere und

---

*) Ein auffallendes Beyspiel giebt die Wieder-Erinnerung, wodurch Wahrheiten *a priori* erkannt werden sollen. Diese ist bloſs eine annehmliche Hypothese beym Platon; keinesweges ein Lehrsatz des Systems An der Hauptstelle, im Menon, findet sich der Schluſs: *ουκ αν πανυ υπερ του λογου διισχυρισαιμην.* Die Bewunderer des Platon sind viel minder behutsam.

verfolge, eben so wenig schickt es sich, daſs Einer dem Andern wegen der Gleichheit des Namens auch die gleiche speculative Bedeutung unterschiebe.

Die Ideenlehre kann keine populären Begriffe von Gott, als einem Geiste nach Analogie der menschlichen Seele, als einem Wesen in nothwendiger Verbindung mit der Welt, zulassen. Sie muſs *unter den Ideen* Eine finden, welche hervorrage unter den andern; und dadurch, wenn überhaupt ein Übergewicht, dieses zu allererst in der Mitte *der Ideen selbst* sich erwerbe. Von einer Welt, ist hier überall noch nicht die Rede.

Nun findet sich die Idee des *Guten;* als diejenige, welche vermöge der Bedeutung des Wortes unmittelbar für die absolute Vortrefflichkeit erkannt wird. Die erste Frage ist hier wie bey allen Ideen: *was ist das Gute?* Und die erste Antwort setzt dasselbe in das ästhetische Gebiet, mit Hinzufügung einiger specifischen Merkmale. (Im Philebus wird das Gute definirt durch Schönheit, Maaſs und Wahrheit; aber es finden sich auch schon hier die Bestimmungen der Vollendung und absoluten Zulänglichkeit; — *ἱκανὸν τἀγαθὸν, καὶ πάντων γε εἰς τοῦτο διαφέρει τῶν ὄντων.* pag. 227.). Aber das Gute, so fern es noch mehr ist als das Würdige, führt eine Beziehung mit sich auf etwas anderes, *dem* es gut sey.*) Dies verbunden mit der Zulänglichkeit, die ihm zugestanden werden muſs damit nicht die Güte selbst von äuſsern Bedingungen abzuhängen scheine, führt auf den Begriff des Wohlthuns, und zwar des *absoluten Wohlthuns;* welches diejenigen selbst schafft, denen es wohlthut. So finden wir es wieder als die *Sonne im Gebiete der Ideen.* (Es kommt hinzu das *βασιλεύειν νοητοῦ γένους.*) Es übersteigt selbst die Realität an Würde, und ist der Ursprung der Realität; (*de rep. VI. pag.* 120.) Es trägt das Reale, es erhält es im Seyn. (Dazu paſst die Definition: *αγαθον, αιτιον σωτηριας τοις ουσι:* Definit. p. 296.) Mit einem Worte, das Gute ist Gott: so wie rückwärts, auf die Frage, warum schuf Gott die Welt? die Antwort erfolgt: *er ist gut.* (*Timaeus pag.* 305.)

---

*) Man kann hiebey das Ende des dritten Capitels im ersten Buche meiner allgemeinen praktischen Philosophie vergleichen.

§. 124.

So fern nun also von den Ideen geredet wird mit Rücksicht auf das Gute, (dessen letzte Bestimmung als ein zu der vorigen Theorie neu hinzukommender, und schon deshalb nicht überall durchgreifender Aufschluſs anzusehen ist,) besitzen sie nicht mehr, wie ursprünglich, ein selbstständiges Seyn; sie nehmen vielmehr jetzt ihre Realität zu Lehn von der aus ihrer Mitte emporgestiegenen höchsten Idee. Dennoch sind und bleiben sie real! sie verwandeln sich keinesweges in bloſse Gedanken; und brauchen nicht erst realisirt zu werden durch ihre Nachbilder in der Sinnenwelt.

Das System aber, welches auf diese Weise schon seine erste Veränderung erlitten hat, wird sich selbst noch viel mehr ungetreu werden, indem auch noch von der Weltbildung die Rede seyn soll. Es geräth bey diesem Puncte in groſse Verlegenheit wegen der Einstimmung mit sich selbst. Auf der einen Seite beruht es ursprünglich ganz und gar auf dem Gegensatze gegen das Wandelbare und Wechselnde; auf der andern Seite finden sich mitten im Wandelbaren zahllose Gegenstände, an welchen die Nachahmung der Ideen gar nicht zu verkennen, und eben so wenig gering zu schätzen ist; ja der Mensch, der die Ideen erkennt, und der Staat, der ihnen eine glänzende Darstellung bereiten soll, gehören selbst mit zu der wechselnden sinnlichen Welt. Da nun eine so harte Verurtheilung des Scheins, wie bey den Eleaten, hier gar nicht angebracht seyn würde; so muſs es zuvörderst ein *Mittel-*

ding geben zwischen *Seyn und Nichtseyn* (*de rep. V*, *p.* 56; ein Begriff, dessen völlige Ungereimtheit eben so offenbar ist als seine Unentbehrlichkeit an dieser Stelle.) Dieses Mittelding ist aber nur Gegenstand des *Meinens*, nicht des *Wissens;* und aller weitern Theorie wird sorgfältig der Satz vorangeschickt: *wie das Seyn zum Wechsel, so verhält sich die Wahrheit zum Glauben.* (*Timaeus pag.* 303.)

Es kann nun die Welt nicht *ohne* die Ideen, aber auch nicht bloſs *aus* Ideen (denen der Wechsel fremd ist,) zusammengesetzt werden. Schon indem die nöthigen Ideen mit einander verbunden werden, braucht es *Gewalt;* (*Timaeus p.* 312. την θατερου φυσιν δυσμικτον ουσαν εις ταυτο ξυναρμοττων βιᾳ); welche Gewalt wäre erspart worden, wenn die Welt, diese wunderliche Mischung des Sich-selbst-Gleichen und des Gegensatzes, nicht für etwas Halb-Reales hätten gelten sollen. Aber es bedarf nun auch noch der *Materie*, (μικτεον το της πλανωμενης ειδος αιτιας, χαλεπον και αμυδρον, *Timaeus pag.* 340. 341.) Genau gemäſs dem oben (§. 105) aufgestellten Begriffe des *Stoffes*. Also als etwas völlig Formloses (αμορφον), eigentlich als ein Seyn ohne Was, ist diese Materie ursprünglich noch auſser und neben den Ideen vorhanden; diese letztern werden alsdann darin nachgebildet durch die Gottheit; — wobey denn freylich weder eine gesetzmäſsige Natur, noch eine Theodicee, noch ein consequentes System gewonnen wird.

Alles Weitere muſs hier wegbleiben, nachdem das System auf seinen drey verschiedenen Stufen, als reine Ideenlehre (welche in allen Platonischen Schriften die Grundlage macht), als Lehre vom Guten, dem Haupte erstlich des Ideenreiches und dann der Sinnenwelt, (welche Vorstellung sich allmählig scheint ausgebildet zu haben, und nur an wenigen Stellen sich deutlich ausspricht), endlich als ein Versuch, von der Sinnenwelt eine annehmliche Meinung vorzubringen, (im Timäeus, der ausdrücklich *nur* für einen solchen Versuch will genommen seyn,) — in den einfachsten Grundzügen ist nachgewiesen worden. Belehrend ist das System in *speculativer* Hinsicht vorzüglich durch seine Inconsequenz, worin es sich mit vielen neueren und neuesten Systemen vergleichen läſst. Die allgemeinen Hauptgedanken zu solcher Vergleichung sollen hier folgen.

§. 125.

Iedes System, dessen Urheber nicht ohne vorgängigen Unterricht gearbeitet hat, sucht irgend welche Schwierigkeiten und Irrthümer zu vermeiden: in welche die Früheren verfallen waren. Zum Verstehen ist es die erste Bedingung, diese vermiedenen Klippen zu kennen. Daraus ersieht man nicht bloſs die *Bedeutung* der ersten Grundsätze, sondern man lernt auch die *Anfangspuncte* des Systems unterscheiden von den *Zusätzen*, welche späterhin, oftmals folgewidrig genug, hineingekommen sind, und welche, wenn sie vorangestellt werden, das Ganze unbegreiflich machen. (So ist durchs Voranstellen der Meinungen im Timäus, die Platonische Lehre von den Meisten ganz unverständlich vorgetragen worden.) Die Aufmerksamkeit hierauf ist um so nöthiger, je beschränkter bey den allermeisten Denkern die erste Auffassung der philosophischen Probleme zu seyn pflegt; und je mehrern, oft höchst dringenden, Rücksichten auf das zu spät bedachte sie weiterhin nachgeben.

Ferner, jedes System, das nur mit irgend einiger Kenntniſs der Probleme gearbeitet ist, entfernt sich Anfangs von der Erfahrung, und sucht sich ihr am Ende wieder zu nähern. Das erstere kann nicht fehlen, weil eben die Unmöglichkeit, es bey der Erfahrung bewenden zu lassen, das Philosophiren hervortreibt; das zweyte wird nicht leicht fehlen, weil jeder am Ende Bestätigungen und Rechnungsproben sucht. — Hieran sind nun wiederum die spätern Theile des Systems von den früheren zu unterscheiden. Die gezwungenen Erklärungen der Phänomene gehören immer ans Ende hin; und um so sicherer, je weniger Scharfsinn, je mehr Ermüdung im Denken, je mehr gespaltene Rücksichten auf Vielerley zugleich, sie verrathen.

Endlich und hauptsächlich: jedes System, welches seinen praktischen Theil nicht ganz bestimmt vom theoretischen sondert, hat verborgene Quellen, die der Urheber selbst nicht recht kennt; die aber bey der Prüfung aufgedeckt werden müssen. Es sind nämlich die ästhetischen Urtheile ihrer Natur nach unabhängig von aller Theorie; es ist eben so die Reihe der metaphysischen Probleme unabhängig von jenen Urtheilen. (Vergl. §. 75. 79.) Ieder Denker nun, der diese Unabhängigkeit nicht anerkennt, wird, sich selber unbewuſst, von zweyen Kräften getrieben, indem er zugleich erklären will, und Vorschriften geben; zugleich das Wahre sucht, und das Vortreffliche. Wie dem Platon das Gute zum Realprincip wurde, welches die Ideenlehre in ihren ersten Gründen verdarb: so sehen wir durchgängig die theoretische Philosophie von der praktischen verdorben; wir sehen in neueren Systemen, wider die Consequenz, Dinge an sich beybehalten, damit praktische Postulate Raum haben; wir sehen eben so folgewidrig eine Mehrheit von Vernunftwesen zugestanden, damit für Recht und Pflicht nicht der Boden verloren gehe. Nicht minder sehn wir umgekehrt das Praktische unter dem Theoretischen leiden; es wird der Musterbegriff des Guten im Dunkeln gelassen, weil eine strahlende *Sonne* allzuvoreilig sich daraus erhob; so wie anderwärts (bey *Spinoza*) sogar dem Recht und der Macht einerley *Gränzen* gesetzt werden, weil alle Macht, theoretisch betrachtet, für eine Auſserung des höchsten Wesens gehalten wird.

Iedes System der beschriebenen Gattung hat eben deshalb eine doppelte Einseitigkeit, eine praktische, und eine theoretische. Denn sobald die ästhetischen auf die metaphysischen Grundgedanken, und rückwärts, einen Einfluſs verlangen, so hindern sie sich unfehlbar gegenseitig in ihrer Entwickelung; und daher können sie am wenigsten zu derjenigen gesetzmäſsigen Vereinigung gelangen, zu der sie am Ende sollten verknüpft werden.

Fünftes Capitel.

Vorblick auf Resultate metaphysischer Untersuchungen.

§. 126.

Nachdem Aristoteles sich zu sehr an die Erfahrung gehalten hatte, um einem ernstlichen Mistrauen gegen sie Raum zu geben, und zu sehr der bloſs logischen Bearbeitung der Begriffe geneigt gewesen war, ohne doch selbst hierin etwas Vollendetes zu liefern: blieben lange Jahrhunderte beschäfftigt in dem einmal vorhandenen Gedankenkreise; sie mischten und modificirten den empfangenen Vorrath, ohne daſs recht bedeutende speculative Erfindungen zum Vorschein gekommen wären.

Auch selbst die glückliche Zeit, in welcher die Algebra sich erhob, die Rechnung mit veränderlichen, und mit Verhältnissen unendlich kleiner Gröſsen erfunden wurde, — ist für die Metaphysik nicht sehr fruchtbar gewesen. Wohl aber hat die, der empirischen Physik so nützliche Reform des *Baco*, bedeutenden Nachtheil für die Metaphysik gebracht, indem man verachten lernte, was man nicht erreichen konnte; und sich gewöhnte zufrieden zu seyn mit Erfahrungskenntnissen, zu denen ohne Metaphysik immerfort die Denkbarkeit der Begriffe fehlt.

Sehr natürlich zogen sich jetzt die Philosophen von der Naturbetrachtung, die einen kostbaren Apparat, oder weitläuftige Rechnungen erforderte, mehr zurück zu der Betrachtung *innerer* Thatsachen; und schon deshalb muſste allmählig alles Philosophiren einen vorherrschenden *psychologischen* Charakter annehmen. — Indem man nun das Erkennen selbst zum Gegenstande des Nachdenkens machte, entstand der Gedanke, mit Hülfe der zuvor bestimmten Gränzen des Erkenntniſs-Vermögens die Anmaaſsungen der Metaphysik immer weiter zurückzuweisen, damit nicht länger Zeit und Mühe mit Untersuchungen verdorben werde, welche auſser der Sphäre des menschlichen Verstandes lägen. — Daſs dieser Gedanke von einer gänzlich falschen Ansicht der Metaphysik ausging, muſs aus dem vorigen von selbst klar seyn. *Die Metaphysik hat keine andre Bestimmung, als die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung ihr aufdringt, denkbar zu machen.* Wenn nun das, was wir Verstand nennen, vorzüglich darin sich äuſsert, daſs wir das Ungereimte vermeiden, und diejenigen Begriffe, die wir nun einmal haben, und *nicht* vermeiden *können*, wenigstens von Widersprüchen säubern: so liegt keine Wissenschaft so sehr in der Mitte der Sphäre unseres Verstandes, als eben die Metaphysik. Der Ursprung derselben in den ältesten Zeiten, und aus den, in den vorigen Capiteln nachgewiesenen Problemen, muſste erst ganz und gar verkannt oder vergessen werden, ehe man den Rath geben konnte, Erfahrungen fort und fort anzuhäufen, die Begriffe aber, durch welche diese Erfahrungen müssen gedacht werden, ohne Ausbildung liegen zu lassen.

Was nun vollends das Unternehmen anlangt, *erst* die Gränzen des menschlichen Erkenntniſsvermögens auszumessen, und *dann* die Metaphysik zu kritisiren: so setzt dieses die ungeheure Täuschung voraus, als ob das Erkenntnissvermögen leichter zu erkennen sey, denn das, womit die Metaphysik sich beschäfftige. Es liegt aber vor Augen, daſs alle Begriffe, *durch die* wir unser Erkenntniſsvermögen denken, selbst metaphysische Begriffe sind. Erlauben wir uns, von unseren Geiste zu reden, als ob in ihm eine Mannigfaltigkeit von Vermögen (wenn auch nur der Sensation und Reflexion) vorhanden sey: so verfallen wir in den Widerspruch des §. 101. Sprechen wir von der *Wirksamkeit* dieser Vermögen, *von der Veränderung unserer Gedanken durch das Denken:* so gerathen wir in das Trilemma, welches der Veränderung überhaupt entgegen steht; und welches schon die Eleaten müssen durchschaut haben, da sie die Veränderung so entschieden läugneten. Halten wir unsere Seele für eine unbeschriebene Tafel, auf welche durch Hülfe der Sinne, Eindrücke von äuſsern Dingen gemacht werden: so stehn uns die Widersprüche in den Begriffen des Thätigen und Leidenden im Wege.

Zum Beweise der Schwäche ganzer philosophirender Zeitalter sind dennoch Versuche dieser Art von Beschränkung der Metaphysik, zu wiederhohlten malen nicht nur gemacht, (die Täuschung einzelner geistreicher Männer wäre nicht wunderbar,) sondern sie haben auch die Meinung verbreiten können, daſs durch sie über die Metaphysik entschieden sey. *Locke* in seinem Werke über den menschlichen Verstand, erklärte die Absicht, der menschlichen Erkenntniſs ihre Gränzen nachzuweisen, deutlich genug gleich auf den ersten Blättern. Bey ihm konnte ein scheinbarer Erfolg der Absicht um so leichter entsprechen, indem er die Leser zu keinem besonders scharfen Nachdenken anregte. Als aber ein ohne Vergleich tieferer Denker unter uns, als *Kant* denselben Weg noch einmal betrat: da erwachte die Metaphysik, anstatt einzuschlafen; denn eine so kräfge Aufregung war ihr seit Iahrhunderten nicht zu Theil geworden. Gerade darin liegt Kants Ruhm, daſs seine Nachfolger bey dem Ziele, wohin er sie führte, unmöglich still stehn konnten.

§. 127.

Schon oben (im §. 103.) ist angegeben worden, weshalb sich die Kantische Lehre zu dem strengen Idealismus

Fichte's hinüberneigt. Es kommen noch mehrere Gründe hinzu, warum jene Lehre, oder eine ihr ähnliche, nicht genügen kann; darunter lassen sich folgende hier kurz anzeigen, und dem im vorigen §. Gesagten beyfügen.

1) Der speculative Charakter des Kantischen Systems wird durch dessen Grundfrage bestimmt: woher kommen die Formen der Erfahrung? und mit welchem Rechte werden sie auf die Erscheinungen übertragen? — Allein es fehlt viel daran, daſs in dieser Frage die Auffassung der metaphysischen Probleme vollständig enthalten wäre. Das Motiv der Forschung ist zu beschränkt gewesen, um die Wissenschaft gehörig begründen zu können.

2) Die Grundfrage ist durch das System nicht aufgelöst. Man mag Raum und Zeit, Kategorien und Ideen als im Gemüth liegende Bedingungen der Erfahrung ansehn: damit erklärt sich nicht die *Bestimmtheit* jedes *einzelnen* Dinges in der Erscheinung. *Das Gemüth hält für alles Gegebene dieselben und die sämmtlichen Formen bereit.* Will man jedem Gegebenen überlassen, sich *nach seiner Art* diese Formen gehörig zu bestimmen oder *auszuwählen:* so müssen im Gegebenen *gerade so viele Beziehungen auf unsre Formen* vorkommen, als wir Figuren, Zeiträume, zusammengehörige Eigenschaften Eines Dinges, zusammengehörige Ursachen und Wirkungen, u. s. w. in der Erfahrung bestimmt finden. Da nun das Gegebene (die Materie der Erfahrung) am Ende von den Dingen an sich hergeleitet wird: so bekommen diese eine eben so groſse Mannigfaltigkeit von Prädicaten, als wir mannigfaltige Bestimmungen in der Erscheinung wahrnehmen; wider den Kantischen Satz, daſs wir die Dinge an sich nicht erkennen. — Das Unrichtige der Auflösung verräth sich aber auch dadurch, daſs der schwierigste Fragepunct dadurch gar nicht getroffen wird. *Wie* nehmen wir die Formen wahr, da wir diese Wahrnehmung weder *in* noch *auſser* der Materie des Gegebe-

nen nachzuweisen vermögen? *Daſs* wir sie wahrnehmen, ist sehr gewiſs, (man sehe das erste Capitel dieses Abschnitts,) aber es kommt noch darauf an zu erklären, daſs wir hier eine runde, dort eine viereckige Figur *darum* wahrnehmen *müssen*, *weil* in der Art und Weise, wie uns das Farbigte gegeben wird, *gewisse* (bis jetzt nicht aufgezeigte, aber aufzuzeigende) *Bedingungen* enthalten sind. Wie in diesem Beyspiel, so in den übrigen.

3) Es kann gar nicht zugestanden werden, daſs im Gemüth eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Formen enthalten sey; wegen §. 101.

4) *Die psychologischen Voraussetzungen*, nach welchen die verschiedenen Seelenvermögen angenommen sind, und worauf die ganze Kritik des Erkenntniſsvermögens gebaut wird, *sind selbst als Auffassungen der Thatsachen des Bewuſstseyns in jedem Puncte unsicher, und voll von Erschleichungen.* — Die *wahren* Thatsachen des Bewuſstseyns sind die ganz individuellen und momentanen innern Ereignisse in dem Gemüth eines Ieden; diese können nicht nur schlechterdings nicht *vollständig* angegeben werden (indem neue Culturzustände auch neue innere Erscheinungen hervorbringen,) sondern sie verdunkeln sich ohne Ausnahme schon während der Auffassung, so daſs alle innere Wahrnehmung nur *Bruchstücke* liefern kann, die um so mehr verstümmelt ausfallen, je absichtlicher die Selbstbeobachtung war. — In die hieraus gebildeten Begriffe von Seelenvermögen mischen sich die Erklärungen, welche wir hinzudenken, und der Wahrnehmung unvermerkt unterschieben. Dahin gehört Kants (erweislich falsche) Voraussetzung, daſs zur *Verbindung* des gegebenen Mannigfaltigen eigene Handlungen des Gemüths, mithin Seelenvermögen nöthig seyen, während die Erfahrung nur das schon Verbundene, aber niemals eine ganz rohe, formlose Materie des Gegebenen, noch weniger eine

Handlung des Verbindens eines noch formlosen Stoffes, zu erkennen giebt.

Über die unrichtige Behandlung der Aufgabe, synthetische Sätze *a priori* zu rechtfertigen, desgleichen über die damit zusammenhängenden Irrthümer in Hinsicht des Raums, der Zeit und der Kategorien, (unter andern namentlich über das so sehr leicht täuschende Argument, Raum und Zeit seyen *nothwendige* Vorstellungen, folglich *a priori* gegeben,) ferner über den unbehutsamen Gebrauch mancher in sich selbst widersprechenden Begriffe; als der ursprünglichen Repulsion und Attraction der Materie, des absolut-nothwendigen Wesens, der transscendentalen Freyheit; über die unrichtige Voraussetzung vom Sittengesetze als einem ursprünglichen *Gebote* (statt einer ursprünglichen Beurtheilung) vom Rechtsbegriff als einer Norm bloſs für äuſsere Handlungen (während er wesentlich zur Berichtungen der Gesinnungen gehört): über diese und viele andre Puncte läſst sich nicht füglich anders etwas deutliches sagen, als unter Voraussetzung eines systematischen Vortrags der Philosophie. —

Was aber die spätern Systeme seit Kant anlangt, so muſs es hier genügen, auf dasjenige zu verweisen, was über Idealismus, absolutes Werden und Organismus schon oben (§. 103. 108. 118.) ist gesagt worden.

§. 128.

Die Philosophie muſs (nach beyden vorhergehenden §§.) die in neuern Zeiten ihr fälschlich zum Verdienst angerechnete, psychologische Richtung, — in so fern durch Betrachtung des Erkenntniſsvermögens die *Grundlage* metaphysischer Untersuchungen gewonnen werden soll, — gänzlich wieder verlassen. Um dagegen ruhig auf dem Wege der Alten fortwandeln zu können, muſs sie anfänglich die Frage, ob wir die Dinge an sich, oder nur Erscheinungen erkennen können, unentschieden bey Seite setzen; und sich begnügen, einen *vorläufigen* Realismus erst in seiner Art zu vollenden, nämlich durch gehörige Bearbeitung der widersprechenden Erfahrungsbegriffe, wenigstens der allgemeinsten unter denselben, des Begriffs der Veränderung und des Dinges mit mehrern Merkmalen, an welche die Untersuchungen über Raum, Zeit, und Bewegung sich von selbst anschlieſsen. Nachdem hierüber erst eine *denkbare* Vorstellungsart auf dem Wege eines *nothwendigen* Denkens ist gewonnen worden: läſst alsdann das idealistische Problem sich auf eben dem Wege entscheiden wie die vorigen; nämlich durch gehörige Behandlung derjenigen Widersprüche, die in den Begriffen des Ich, und eines Subjects mit vielen Vorstellungen, gefunden werden.

§. 129.

Es entscheidet aber das idealistische Problem sich dahin: daſs es wirklich eine Menge von Wesen auſser uns giebt, deren eigentliches und einfaches Was wir zwar nicht erkennen, über deren innere und äuſsere Verhältnisse wir aber eine Summe von Einsichten erlangen können, die sich ins Unendliche vergröſsern läſst.

Und die Probleme von der Veränderung und den mehrern Eigenschaften Eines Dinges werden aufgelös't durch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen. Nämlich von dem an sich unerkennbaren, einfachen Was der Wesen, läſst sich so viel bestimmen, daſs dasselbe nicht bloſs bey verschiedenen verschieden sey, sondern daſs es auch conträre Gegensätze bilde. Diese Gegensätze sind nun an sich nicht reale Prädicate der Wesen; daher muſs noch eine formale Bedingung, das Zusammen mehrerer Wesen, hinzukommen, damit die Gegensätze einen realen Erfolg haben können. Der Erfolg ist Leiden und Thätigkeit zugleich, ohne Übergang irgend einer Kraft aus dem einen ins andre. Die Wesen erhalten sich selbst, jedes in seinem eignen Innern, und nach seiner eignen Qualität, gegen die Störung, welche erfolgen *würde*, wenn das Entgegengesetzte der mehrern sich aufheben könnte. Die Störung gleicht also einem Drucke, die Selbsterhaltung einem Widerstande.

Damit man im Denken die Begriffe hievon gehörig auseinandersetzen könne, sind zweyerley Hülfsbegriffe nothwendig, erstlich von zufälligen Ansichten, zweytens vom intelligibeln Raume, sammt der ihm entsprechenden Zeit und Bewegung.

Zufällige Ansichten gebraucht schon die Mechanik, wenn sie Kräfte zerlegt und zusammensetzt. Die Richtung der Schwere z. B. ist an jedem Orte nur Eine, aber sie kann und muſs auf unendlich verschiedene Weise in mehrere Richtungen zerlegt *gedacht* werden, damit die Phänomene der aus der Schwere entstehenden Bewegungen erklärt werden. So kann und muſs auch das einfache Was der Wesen zerlegbar gedacht werden in mehrere Begriffe, die gleichwohl keinesweges eine Vielheit in dem Seyenden bilden dürfen. Ohne die Voraussetzung einer solchen Zerlegbarkeit würde von den Gegensätzen, von den Störungen und Selbsterhaltungen nicht mit Bestimmtheit geredet werden können.

Der intelligible Raum ist ein Hülfsbegriff, welcher entspringt, indem von den nämlichen Wesen sowohl das Zusammen als Nicht-Zusammen soll gedacht werden. Dieses aber ist nothwendig, weil Bewegung der Veränderung muſs vorausgesetzt werden. Es giebt eine ursprüngliche Bewegung, bloſs darum, weil der Raum, und folglich die Ruhe an einem Orte, gar kein reales Prädicat der Wesen seyn kann; daher es ein Wunder ist, wenn sich nicht Alles gegen einander auf alle mögliche Weise (jedoch ein jedes gleichförmig) bewegt.

Die Widersprüche im Begriff der Bewegung bedürfen, anerkannt und gehörig entwickelt zu werden; sie schaden nichts, weil die Bewegung nichts reales ist. Eben dasselbe gilt von den Widersprüchen im Gebiete des Raums und der Zahlen, deren es verschiedene giebt, die mit den Begriffen der Continuität, der Irrationalität, der Auflösbarkeit in Factoren u. s. w. zusammenhängen; und welche der Gültigkeit der Mathematik so wenig Abbruch thun daſs vielmehr die sichersten Rechnungen mitten durch sie hindurch ihren Weg nehmen.

Alle diese Hülfsbegriffe sind eben so wenig real, als die Logarithmen, die Sinus und Tangenten, aber sie dienen, wie diese, zu Durchgängen für das Denken, welches seinen eignen Weg verfolgen muſs, um in den erkennbaren Hauptpuncten mit der Natur der Dinge wieder zusammenzutreffen.

§. 180.

Nachdem auf die angedeutete Weise die allgemeine Metaphysik ist bevestigt worden: kann man fortschreiten zur Psychologie und Naturphilosophie.

Alle unsere Vorstellungen sind Selbsterhaltungen der Seele; eines einfachen Wesens; dessen Unsterblichkeit so gewiſs ist, wie ein mathematischer Lehrsatz, indem dem Seyn keine Zeitgränze kann gesetzt werden. Daſs auch die einmal empfangenen Vorstellungen fortwirken werden, ist psychologisch gewiſs; in Hinsicht der künftigen äuſsern Verhältnisse der Seele aber kann man sich nur an teleologische Betrachtungen wenden.

Alle Gesetze des Denkens, Wollens, und Fühlens entspringen lediglich aus der Einheit der Seele, und den Gegensätzen unter ihren Selbsterhaltungen.

Der allgemeinste Erfolg dieser Gegensätze ist, daſs die Vorstellungen sich gegenseitig zum Theil, oder auch ganz in ein *Streben vorzustellen* verwandeln. Als solches dauern sie auch alsdann fort, wenn sie nicht im Bewuſstseyn sind. Bey weitem der allergröſste Theil unserer Vorstellungen ist in jedem bestimmten Zeitpuncte in demselben Zustande der Hemmung, worin sich alle Vorstellungen während des tiefen Schlaſs befinden.

Die Gesetze der Hemmung, so wie der Wiedererweckung der Vorstellungen sind mathematischer Bestimmungen fähig. Die ganze Psychologie muſs als ein Theil der angewandten Metaphysik und Mathematik behandelt werden.*) Bey der jetzigen hohen Vollkommenheit der mathematischen Analysis ist zu hoffen, daſs die Schwierigkeiten der Rechnung, worauf die psychologischen Probleme führen, wenigstens für die Meister im Calcul überwindlich seyn werden.

Mit Hülfe der mathematisch-psychologischen Betrachtungen ist man im Stande, die oft erwähnte Frage, wie uns die Formen der Erfahrung gegeben seyen, zu beantworten. Man sieht in dieser Antwort, wie es möglich ist, etwas *als* auſser einander und nach einander vorzustellen, — während in der Seele die Vorstellungen *selbst* weder räumlich geordnet seyn können, noch nach einander folgen *dürfen*, in so fern ein Successives und die ihm zugehörige Zeitstrecke auf einmal überschaut werden soll. Die psychologische Theorie von Raum und Zeit muſs aber gänzlich unterschieden werden von der allgemein metaphysischen; indem jene *erklärt*, was im gemeinen Bewuſstseyn unwillkührlich vorkommt; diese *vorschreibt*, wie man Raum und Zeit als Hülfsbegriffe im Denken construiren müsse.

In Hinsicht der Begriffe von Substanz und Ursache läſst sich zeigen, warum dieselben im gemeinen Bewuſstseyn Anfangs

---

*) Proben sind gegeben im zweyten und dritten Stück des *Königsberger Archivs für Philosophie*, *Theologie*, u. s. w. Mehr wird man finden in meiner, (noch nicht herausgegebenen) *Grundlegung zur speculativen Psychologie.*

Anfangs nicht anders als in der widersprechenden Gestalt erscheinen können, in welcher die Metaphysik sie antrifft. Das nämliche gilt von den übrigen Widersprüchen in den Formen des Gegebenen.

Wollen, Fühlen, Urtheilen mit Beyfall oder Miſsfallen, sind Zustände der zum Theil gehemmten und strebenden Vorstellungen. Es gehören dazu keine besondern Seelenkräfte, wodurch die Vorgestellten erst müſsten in Objecte der Begierden, der ästhetischen Urtheile, u. s. w. verwandelt werden. Eben darum, weil jede Vorstellung in dergleichen Zustände gerathen kann, findet sich das Denken, Wollen und Fühlen so innig verflochten, daſs es kein Vorstellen giebt, womit nicht etwas vom Wollen und Fühlen verbunden wäre.

Transscendentale Freyheit (§. 107.) kommt dem Willen eben so wenig als irgend einem Gegenstande in der Welt zu. Dennoch aber ist es möglich, einen hohen Grad von Gewalt und Vestigkeit des Charakters zu *erwerben*, welcher den auſsern Reizungen widerstehe. Es ist möglich, den Charakter nach derjenigen unfehlbaren, und sich immer gleich bleibenden Beurtheilung zu bilden, welche das Sittliche vom Unsittlichen scheidet. Ie mehr in dieser Hinsicht eine frühzeitige Erziehung vorgearbeitet hat, desto weiter reicht in der Folge die Kraft der Selbsterziehung. Es giebt demnach allerdings eine Selbstbestimmung, die man auch *Freyheit* nennen darf; eine Fähigkeit nämlich, sich über manche Wirkungen des psychologischen Mechanismus eben so wohl, als über die Aufregungen von aussen, zu erheben. Aber diese Selbstbestimmung ruht nicht auf einer unendlichen Reihe früherer Selbstbestimmungen, noch auf einem absoluten Werden; sondern in ihr wirkt vollkommen gesetzmäſsig die Kraft und die richtige Verbindung der zuvor erlangten und ausgebildeten Vorstellungen.

Jeder verkehrte Gebrauch der früheren Zeit wird gebüſst in der folgenden. Und es ist nicht nur möglich, sondern bestimmt zu erwarten, daſs die Zustände nach dem Tode ganz oder groſsentheils die Erfolge seyn werden von dem Grade der geistigen Gesundheit, welcher hier ist erworben worden.

§. 131.

Alle Naturkräfte sind einzutheilen in wahre und scheinbare. Die wahren sind bloſs innere Thätigkeiten der einfachen Wesen; es sind die Selbsterhaltungen der letztern in ihrem Zusammen; sie können auch nach dem Aufhören des Zusammen noch fortdauern, gleich den Vorstellungen in der Seele, welche selbst als eine Art in diese Gattung fallen. — Die scheinbaren Naturkräfte sind die räumlichen, die sogenannten bewegenden Kräfte, welche den unmittelbaren Gegenstand unsrer Beobachtung ausmachen; diese beruhen zunächst auf einer *formalen Nothwendigkeit*, z. B. daſs eine einmal angefangene Bewegung (die überall nichts reales, sondern eine relative Raumbestimmung ist), in gleicher Richtung und Geschwindigkeit fortgehe, (bloſs damit die einmal vorhandene Raumbestimmung sich selbst gleich bleibe.) Eben dahin gehört die Nothwendigkeit, *dass der äuſsere Zustand dem innern entspreche;* wobey sich jener nach diesem richten muſs, wenn dieser durch jenen nicht kann bestimmt werden; ein Fall, der bey der Attraction der Elemente (bey chemischen Auflösungen, bey der Cohäsion, u. d. gl.) vorkommt. *)

Von den scheinbaren Naturkräften auf die wahren zurückzuschlieſsen, und auf der andern Seite aus Voraus-

---

*) Die oben angeführte Abhandlung *de attractione elementorum* beschäfftigt sich hauptsächlich mit diesem Gegenstande.

setzung der wahren, mit Beyhülfe der Geometrie und der Rechnung die Erscheinungen abzuleiten: dies wird durchgängig die Aufgabe der Naturphilosophie seyn. Übrigens hat dieselbe die widersprechenden Begriffe aufzulösen, welche von speciellen Phänomenen ausgehn, z. B. den Begriff der Polarität (einer Kraft, die nie anders als zwiefach und sich selbst entgegengesetzt erscheint, und dennoch nur für eine einzige zu halten ist, weil Zwey die sich auf einander beziehen, nicht Zwey sind sondern Eins; vergl. §. 118.;) desgleichen den Begriff des Lebens, (ebenfalls §. 118.)

Zur Erklärung des Lebens gehört wesentlich der Begriff der *innern Bildung.* Was man Assimilation nennt in den Organismen, — wozu bey allen höheren Organismen fast nur solche Stoffe taugen, die nur kurz zuvor Bestandtheile anderer, meistens niederer lebender Wesen waren, — das kann nichts anderes seyn, als eine Reihe von Störungen und Selbsterhaltungen sowohl im Nahrungsstoff als im Organismus, wodurch dieser in Bewegung erhalten, jener innerlich gebildet wird. Man darf, ja man muſs hier die Vergleichung mit der Seele anwenden, welche ebenfalls nur durch geordnete Reihen von Eindrücken, das heiſst, von Selbsterhaltungen, zur Bildung gelangt. Die Reizbarkeit des Organismus ist der Totaleffect aller *innern* Reizungen der einfachen Elemente, verbunden mit den entsprechenden *äuſsern* Zuständen, also mit gewissen Bewegungen, und deren Folgen: — die innern Reizungen aber können nichts anders als wiedererweckte Zustände gewisser Selbsterhaltungen seyn, ganz analog den wieder erweckten Vorstellungen der Seele.

Wenn gleich Leibniz Unrecht hatte, indem er alle Monaden für vorstellende Wesen hielt: so kam er doch der Wahrheit in so fern nahe, als die Gesetze der Wirkungen und Gegenwirkungen der Vorstellungen unter einander, ganz auf ähnliche Weise auch unter solchen

Selbsterhaltungen (in den Elementen der Materie), welche nicht Vorstellungen sind, Statt finden können; wofern nur diese Selbsterhaltungen unter einander Gegensätze bilden.

Weil wir aber die Seele in ihren innern Zuständen unmittelbar durchs Bewuſstseyn kennen, (welches gar nichts anders ist als das Vorstellen selbst in seinen mannigfaltigen gegenseitigen Verhältnissen); während wir dagegen auf die innern Thätigkeiten andrer Wesen bloſs durch entfernte Andeutungen der Erfahrung hingewiesen werden; so wird es schicklich seyn, ja vielleicht nothwendig, die Psychologie der Naturphilosophie voranzustellen in der Reihe der Untersuchungen.

Was endlich den Zusammenhang der Seele und des Leibes anlangt: so verhält es sich damit eben so wie mit der Verbindung der Elemente eines Körpers unter einander. Dieselben befinden sich in einem vollkommnen oder unvollkommen, mittelbaren oder unmittelbaren Zusammen; vermöge dessen in keinem ein neuer Zustand hervorgehn kann, welcher nicht die Störungen und dadurch die Selbsterhaltungen in jedem der übrigen abänderte. Der Wirkung nach sind daher alle, auch die entferntesten Theile, einander gegenwärtig. In einem jeden Elemente aber gehn diejenigen Selbsterhaltungen vor, welche seiner ursprünglichen Qualität und seiner erlangten Bildung und Reizbarkeit angemessen sind. Wie ungleich diese Bedingungen, so ungleich werden die Selbsterhaltungen ausfallen; daher es gar kein Wunder ist, wenn mit Begierden und Gefühlen in der Seele sich solche Selbsterhaltungen in den Elementen der Nerven und Muskeln verknüpft finden, denen als entsprechende äuſsere Zustände gewisse Bewegungen zugehören.

§. 123.

Wunderbar ist überhaupt nicht der *Fortgang* einmal angefangener Reihen des Naturlaufes; weder in dem Innern der Seele, noch in der äuſseren Welt; weder im organischen Reiche, noch am Himmel.

Wunderbar ist eben so wenig der *Anfang irgend einer* Reihe von Begebenheiten *im allgemeinen;* dieser muſste hervorgehn aus den ursprünglichen Bewegungen. (§. 199.)

Aber wunderbar im höchsten Grade ist und bleibt das Beginnen eines *zweckmäſsigen* Naturlaufes.

Diese Verwunderung würde verschwinden, wenn es erlaubt wäre, der Seele eine inwohnende Vernunft, der Vernunft eine Reihe von ursprünglichen Maximen beyzulegen, und anzunehmen, daſs sie ihre eigene *Idee* der Zweckmäſsigkeit selbst in die Auffassung der Natur hineintrage.*) Vollends dem strengen Idealismus bleibt gar nichts übrig, als nur die Frage, nach welchen Gesetzen unseres Denkens wir uns die Natur als ein zweckmäſsiges Ganzes vorstellen. — In der That ist durch solche Untersuchungen die teleologische Welt-Ansicht in neuern Zeiten so sehr in ihrem Ansehen gesunken, daſs man sich nur wundern muſs, wie doch eine in der Vernunft liegende Idee so leicht könne in ihrer Wirksamkeit geschwächt werden, und das bloſs durch die Vorstellungsarten eines gewissen Systems?

Es gehört hieher die allgemeine Frage, welche schon oben in Beziehung auf alle vorgeblich der Seele inwohnenden Formen erhoben wurde; wie geht es zu, daſs nicht alles Gegebene auf gleiche Weise in die Formen fällt, welche wir zu jedem Gegebenen auf gleiche Weise mitbringen? — Wie geht es zu, daſs namentlich das Zweckmäſsig nur in einigen, verhältniſsmäſsig seltenen, Fällen sich mit unwiderstehlicher Evidenz ankündigt; daſs sehr vieles andre uns zwar anreizt, die Idee der Zweckmäſsigkeit anzuwenden, wir aber dabey in unauflösbaren Zweifeln stecken bleiben; daſs endlich ganze groſse Massen von Naturgegenständen uns eine bloſse Regelmäſsigkeit des Mechanismus, oder auch bloſse Thatsachen, ohne alle Gründe, darbieten? — Wäre die Vorstellung des Zweckmäſsigen eine inwohnende Form der Seele, so sollte sie *mindestens eben so allgemein* zur Anwendung kommen, als die Formen des Raums und der Zeit! Es fehlt also hier den Systemen, welche die teleologische Welt-Ansicht niederdrücken, sogar an der Consequenz.

---

*) Man sehe hauptsächlich den Schluſs von Kants Critik aller speculativen Theologie, in dessen Critik der reinen Vernunft.

Ist aber der Idealismus überhaupt widerlegt: so muſs die bekannte Betrachtung ihre vorige Stärke wieder erlangen, nach welcher man in der zweckmäſsigen Einrichtung den Finger Gottes in der Natur erkennt.

Die Voraussetzung, daſs das Zweckmäſsige nicht bloſs treffe zum Zweck, sondern ausgehe vom Zweck, welcher zuvor gedacht, gewollt, und ausgeführt wurde von einem wirksamen Geiste: mag man im Zusammenhange strenger Speculation immerhin eine Hypothese nennen, zum Unterschiede von der Demonstration. Wie stark aber diese Hypothese den Glauben zu tragen vermöge: das beweis't eine andre Anwendung derselben unwidersprechlich. Woher wissen wir, daſs *Menschen*, nicht bloſs menschliche Gestalten, uns umgeben? Wir erklären uns ihre zweckmäſsigen Handlungen aus vorausgesetztem Denken, Wollen und Handeln. Niemand kann sagen, er habe dieses Vorausgesetzte wahrgenommen; niemand kann leugnen, daſs er es hinzudenkt, es hineinträgt in die Wahrnehmung.

Aber freylich, nicht in jede Wahrnehmung menschlicher Gestalten wird das Gleiche hineingedacht. Wir unterscheiden den Wahnsinnigen vom Verständigen, und beyde vom Kinde; wir beurtheilen das Maaſs und die Art des Verstandes nach den Handlungen. Demnach ist wirklich das *Gegebene* die *Grundlage* dieser Vorstellungsart; und es wird dem Idealismus nie gelingen, auch nur zum Schein dieselbe durch Gesetze unseres Denkens (wozu Fichte Versuche machte) zu erklären.

So gewiſs nun unsre Ueberzeugung veststeht, daſs den Erscheinungen menschlichen Handelns auch menschliche Absicht, menschliches Wissen und Wollen vorangeht; eben so gewiſs muſs es erlaubt seyn, die teleologische Naturbetrachtung zur Stütze des religiösen *Glaubens* zu machen, welcher übrigens viel älter ist, und viel tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüthe hat, als alle Philosophie.

Freylich kann auf diese Weise nicht ein wissenschaftliches Lehrgebäude der natürlichen Theologie zu Stande kommen, welches als Erkenntniſs betrachtet sich dem vergleichen lieſse, was Naturphilosophie und Psychologie durch ihre, in der That ins Unendliche sich erstreckenden, möglichen Fortschritte zu werden bestimmt sind. Allein die Anmaaſsungen solcher Systeme, die von Gott als von einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu einem Wissen erheben könnten; *für welches uns nun einmal die Data fehlen,* — und vielleicht weislich versagt sind.

Es wäre überdies noch zu beweisen, daſs der Religion durch den Mangel eines solchen Wissens etwas wesentliches abgehe; daſs sie etwas gewinnen würde, wenn Gott in *scharfen speculativen* Umrissen, deutlich dem strengen und wahrheitliebenden Forscher, vor uns stünde. — Religion beruht auf Demuth, und dankbarer Verehrung. Die Demuth wird begünstigt durch das Wissen des Nicht-Wissens. Die Dankbarkeit kann nicht gröſser seyn, als gegen den Urheber der Bedingungen unseres vernünftigen Daseyns. Die Verehrung kann nicht höher hinaufschauen, als zu dem Unermeſslich-Erhabenen. Vielleicht wird man sagen, es fehle noch das Vertrauen auf die absolute Allmacht, die freylich zu ihrer Vestsetzung ein strenges Dogma erfordert. Allein eben hier ist eine Erinnerung auf jeden Fall sehr nothwendig. Nämlich auch die Allmacht kann nicht den viereckigen Cirkel erschaffen; sie ist der geometrischen Nothwendigkeit unterworfen. In ihren Zweckbegriffen muſs sie daher ungleich mehreres bloſs *zulassen,* indem sie anderes eigentlich *wählt* und *beschlieſst.* Der Mensch aber unterscheidet nur schwach das Erwählte vom Zugelassenen, er muſs sich hier immer mit unbestimmten Begriffen begnügen; und darf nie sein Vertrauen dahin ausdehnen, irgend welche Ereignisse mit Sicherheit zu erwarten. — Gerade wegen der Unbestimmtheit aber, welche überhaupt bey diesem erhabensten aller Gegenstände die Speculation übrig läſst, darf immerhin der Sitte, der Gewöhnung, der Tradition, ja selbst der Phantasie, einige Freyheit gestattet werden. Und vor allem müssen die praktischen Ideen benutzt werden, um die Idee von Gott in so fern mit vesten Strichen zu bezeichnen, als dieses nöthig ist zur Unterscheidung des *vortrefflichsten* der Wesen von dem bloſs mächtigen, ursprünglichen, Ersten, *dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrunde der Dinge.* Hiezu muſs nun die metaphysische Speculation mancherley Dienste leisten. Sie muſs Spinozismus und Idealismus entkräften, welche das auſserweltliche Wesen, und dessen *aus sich herausgehendes*, Uns, den Gegenüberstehenden, gewidmetes Wohlwollen, hinwegnehmen. Die göttliche Wohlthat darf nicht erscheinen als ein Nepotismus, der nur die Seinigen, die Angehörigen erhebt; denn die Liebe, welche als Selbstliebe in sich zurückläuft, verliert ihre Würde. Es genügt nicht zur Religion, daſs die Welt als ein groſses Cultursystem dargestellt werde, worin der Allein-Reale nur Sich selbst vervollkommne. Sondern es fördert die Religion, daſs Derjenige, der als Vater für die Menschen gesorgt hat, jetzt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überläſst, als ob er keinen Theil an ihr habe; ohne Spur aller solchen Empfindung, welche der menschlichen Sympathie, vollends dem Egoismus gleichen könnte.

Sind diese Bemerkungen gegründet, (welche zum Theil Beleuchtung von Seiten der praktischen Philosophie erfordern,) so folgt allerdings, daſs nicht jedes metaphysische System der Religion gleich gute Dienste leisten könne. Dennoch ist nicht zu verkennen, daſs von jeher das religiöse Bedürfniſs edler Menschen die Systeme mehr benutzt, als sich ihnen unterworfen hat. Ieder metaphysischen Ansicht läſst sich eine Seite abgewinnen, wodurch sie den Glanz der erhabensten Idee auf eine eigenthümliche Weise zurückstrahle. Die Furcht vor den Neuerungen in Systemen darf daher niemals groſs werden; viel wichtiger und gegründeter ist auch in religiöser Hinsicht die Sorge, daſs nicht die Forschung ihre Spannung verliere, eine bequeme Vorstellungsart sich als die beste geltend mache, — daſs nicht Dummheit die Köpfe verfinstern, und eigennütziger Trug die Gewissen nach Gefallen binden und lösen möge.

Ueber meinen Streit
mit
der Modephiloſophie
dieſer Zeit.

Auf Veranlaſſung zweyer Recenſionen in der
Jenaiſchen Literaturzeitung.

Von

Johann Friedrich Herbart,
Profeſſor der Philoſophie und Pädagogik.

Königsberg und Leipzig,
bey Auguſt Wilhelm Unzer.
1814.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Giebt es auch, möchte Jemand fragen beym Anblick des Titels dieſer kleinen Schrift, giebt es heut zu Tage eine Modephiloſophie? da doch das Philoſophiren ſelbſt mehr und mehr aus der Mode zu kommen ſcheint? da nach allem Andern eher, als nach Wahrheit um der Wahrheit willen, gefragt zu werden pflegt? — Und ich erwiedere: erſt ganz kürzlich noch begegnete mir die leibhafte Modephiloſophie in der Jenaiſchen Recenſion meines Lehrbuchs zur Einleitung in die Philoſophie. *) Was aus den verſchiedenen Schulen dieſer Zeit ſich zuſammen horchen läßt, floß aus ihrem Munde, eine Quinteſſenz aus allen den Irrthümern, die ich von jeher in meinem Nachdenken aufs ſorgfältigſte zu vermeiden geſucht habe. Mit dieſen wollte ſie mich widerlegen; und ſie erinnerte mich dadurch, daß nicht ſo-

---

*) J. A. L. Z. Auguſt 1814. No. 149

wohl ſie gegen mich, als ich gegen ſie, obwohl ohne mich gerade viel um ſie zu bekümmern, geſprochen hatte.

Daß ſie nun gegen mich, ihren Angreifer, ſich vertheidigt, iſt ihr nicht zu verdenken; da ſie aber dieſes durch das Organ der vielgeleſenen Jenaiſchen Literaturzeitung thut, ſo hat ſie in dieſer Zeit, wo wenig Bücher gekauft, und deſto mehr Zeitungen geleſen werden, einen nicht zu berechnenden Vortheil über mich; worauf ich, nach dem Urtheile einiger verſtändiger Männer, ſchon früher etwas aufmerkſamer hätte ſeyn ſollen.

Man erinnert ſich in meiner Umgebung bei dieſer Gelegenheit an eine frühere Recenſion in der nämlichen Zeitung, *) die ſchon vor drey Jahren unternahm, meine allgemeine Pädagogik — zu vernichten. Ein etwas ſeltſames Unternehmen, denn das Buch war damals ſchon ſechs Jahr alt, und unter den deutſchen Pädagogen ziemlich bekannt geworden. Ohnehin beſchäftigt mit pſychologiſchen Rechnungen, überhörte ich damals die Stimmen, welche mir riethen, zu antworten; ich ließ es bey einigen Zeilen im Königsberger Archiv für Philoſophie. u. ſ. w. **) bewenden.

---

*) J. A. L. Z. October 1811 No 234.

**) Drittes Stück, 1812.

Das weſentliche dieſer Zeilen lag in der Frage: „welches iſt die Philoſophie des Recenſenten?" Dieſelbe ſchien mir ſchon damals ein wenig nach Mackbeths Hexenküche zu ſchmecken. Jetzt will man zwiſchen den beyden erwähnten Recenſionen eine Art von Familienähnlichkeit bemerken. Dergleichen kann ſehr täuſchen, beſonders da alle Modephiloſophen Geiſtesverwandte ſind. Um ſo eher aber paßt es ſich, beyde in Eine Erwiederung zuſammenzufaſſen, und meine alte mit der neuen Schuld zugleich zu bezahlen.

Ungeübt in der Polemik, wie ich es bin, ſollte ich billig die Muſe anrufen, welche zu dieſer edlen Kunſt begeiſtert. Sie würde mich lehren, von den Perſonen und den Motiven meine Argumente herzunehmen, während ich jetzt nur an den Sachen mich werde halten wollen. Sie würde mich antreiben, auch die älteren Verdienſte der Jenaiſchen Literaturzeitung um mich nach Gebühr zu preiſen. Es iſt deren eine lange Reihe: ich habe, glaube ich, den Recenſenten an dieſer Zeitung ſchon viele rothe Tinte gekoſtet; leider, ohne die geringſte Belehrung für mich! Ob wohl Fichte und Bouterweck, nebſt einigen andern würdigen Männern, denen man ähnliche Zurechtweiſungen hat angedeihen laſſen, mehr auf ſolchem

Wege gelernt haben? — Natürlich iſt es übrigens, daß ein Redacteur einer gelehrten Zeitung, wenn er die Philoſophie nur aus ihrem Erſcheinen auf den literariſchen Markte kennt, die Polemik für das weſentliche an derſelben, und ſeine Zeitung für ſehr philoſophiſch hält, weil ſeine Gehülfen die Kunſt zu beißen mit vielem Anſtande auszuüben wiſſen. Ich, meines Orts, vergebe hiermit die ältern Sünden, die vor jener Recenſion meiner Pädagogik gegen mich begangen wurden; die Proben aber, welche ich jetzo von dem Zuſtande der Jenaiſchen Literaturzeitung in philoſophiſcher Rückſicht aus Licht ziehen werde, können vielleicht zu Veranlaſſungen dienen, den Zuſtand des heutigen Philoſophirens überhaupt zu überdenken. Ich fürchte, derſelbe iſt ſo beſchaffen, daß das neunzehnte Jahrhundert, wenn es fortfährt wie es anfing, mit dem von ihm geſchmäheten achtzehnten niemals den Beynamen des philoſophiſchen Jahrhunderts wird theilen müſſen.

Da nun der Streit zwiſchen dem Recenſenten und mir die Nebenſache, der Streit aber zwiſchen der Modephiloſophie und mir die Hauptſache iſt, worüber ich jetzo ſchreiben will: ſo wird es nöthig ſeyn, die ſtreitigen Gegenſtände erſt unabhängig von jenen Recenſionen zu betrachten, alsdann den Geiſt der Modephiloſophie mit einigen Zügen kennbar zu machen, und darnach erſt aus den Recenſionen die wichtigern Puncte heraus zuheben.

Zuvörderſt alſo eine kurze, möglichſt populäre,*) Angabe einiger Grundgedanken aus meinem Philoſophiren, die man fürs erſte immerhin als etwas bloß Hiſtoriſch-Mitgetheiltes wird betrachten können.

Der Menſch hält ſeine äußeren und inneren Anſchauungen für Erkenntniſſe deſſen, was außer ihm und in ihm iſt. Aber dieſe Anſchauungen ſind zunächſt für nichts anders als für Ereigniſſe in ihm ſelber zu halten. Daß ſie nicht Erkenntniſſe ſeyn können, verräth ſich bey genauer Betrachtung des vermeintlich durch ſie Erkannten. Die Motive und das Ich, der Wechſel der Dinge und der Wechſel der Vorſtellungen, löſen ſich bei ſorgfältiger Zergliederung der Begriffe, die wir von ihnen haben, in Ungereimtheiten auf; unſer Denken der Materie, des Ich, u. ſ. w. widerſpricht ſich ſelbſt. Es verſteht ſich, daß hier von dem gemeinen Denken, wie es dem nicht philoſophirenden Menſchen natürlich iſt, geredet wird. Es iſt ferner zu bemerken, daß die Widerſprüche nicht liegen in dem eigentlichen Actus des Denkens, ſondern in dem, was dadurch gedacht, und vermeintlich erkannt wird; woraus zu ſchließen iſt, daß weder das Ich noch die Materie, noch der innere und äußere Wechſel, als ſolches, wofür es nach den gemeinen Begriffen gehalten wird, wirklich exiſtire; und umgekehrt, daß dasjenige Reale, welches vielleicht hinter dem Ich, hinter der Materie, u. ſ. w. als Grund deſſelben liegt, auf keinen Fall etwas ſolches ſeyn könne, wofür die gemeinen Begriffe es ausgeben. Hingegen in wiefern das Anſchauen und Denken Ereigniſſe ſind, die ſich wirklich zutragen, in ſo fern liegt in ihnen nichts widerſprechendes; die Geſetze, nach denen ſie ſich in der Seele zutragen, laſſen ſich in der Pſychologie erkennen; es läßt ſich einſehn, daß unſer urſprüngliches Vorſtellen kein wahres Erkennen werden konnte, und daß die erſte vermeinte Erkenntniß ſich als etwas Verkehrtes und Irriges werde verrathen müſſen, ſobald der, welcher ſie hat, ſie ſeiner eigenen Reflexion unterwirft. Der Menſch iſt zum Irrthum beſtimmt; aber zu einem ſolchen Irrthum, den er ſelbſt finden und berichtigen kann. Das Finden iſt der Anfang des Philoſophirens, das Berichtigen das erſte Hauptgeſchäft der Philoſophie als Wiſſenſchaft. Wer die Widerſprüche in unſerer urſprünglichen vermeinten Kenntniß nicht vollſtändig kennt, der hat keinen vollſtändigen Anfang des Philoſophirens gemacht. Einem ſolchen iſt es natürlich, einen Theil der gemeinen Irrthümer mit in ſeine Philoſophie zu verweben. Hier nun vermehren ſie ſich, ſie erzeugen neue Irrthümer ohne Ende, vermöge des immer weiter fortſchreitenden Denkens. Es verwickeln ſich mit ihnen die moraliſchen Gefühle der Menſchen. Dieſe letztern leiden, ihrem pſychologiſch erkennbaren Urſprunge gemäß, ohnehin an Dunkelheit, ob ſchon nicht an innerer Unrichtigkeit. Durch ihre Verknüpfung mit den, aus der erſten vermeinten Erkenntniß herſtammenden Irrthümern, wird das zweite Haupt-Geſchäfft der Philoſophie noch erſchwert; dieſes nämlich, die moraliſchen *Gefühle* zurückzuführen auf die einfachſten moraliſchen *Urtheile*, von denen, in Verbindung mit andern Nebenvorſtellungen, die eben genannten Gefühle erregt werden; und alsdann die moraliſchen Urtheile, gehörig zuſammengefaßt, anzuwenden auf die im Leben vorkommenden Angelegenheiten zum Thun und Laſſen. Soll dieß zweite Geſchäft der Philoſophie wiſſenſchaftlich vollbracht werden, ſo darf man es nicht trennen von dem, ihm in den meiſten Hinſichten gleichartigen, die urſprünglichen, die völlig klaren und einfachen Urtheile über Schönes und Häßliches, im weiteſten Sinne dieſer Worte, mit möglichſter Vollſtändigkeit aufzuzählen; und alsdann ihre Anwendung auf zuſammengeſetzte Gegenſtände der Natur und Kunſt im Allgemeinen zu bezeichnen. Mit andern Worten: die praktiſche Philoſophie iſt ein Theil der Aeſthetik. Nur nicht ein untergeordneter Theil, ſondern den andern Theilen der nämlichen Wiſſenſchaft coordinirt. Die Scheidewand nun, welche man hier zu ziehen pflegt, ſo daß die Aeſthetik zur theoretiſchen Philoſophie gezogen, und dort mit der Metaphyſik in Geſellſchaft gebracht wird, rührt theils daher, daß die Aeſthetik, als Wiſſenſchaft, noch in der Kindheit iſt, indem man ſie aus allerley Reflexionen über Natur und Kunſt zuſammen webt, ohne an ihre einfachen Principien zu denken, theils ſtützt ſich die beſagte Scheidewand auf die Behauptung der transſcendentalen Freiheit des Willens. Eine Behauptung, die erſtlich theoretiſch falſch und ungereimt, und verwebt mit gemeinen, dem moraliſchen Bewußtſeyn ſich unterſchiebenden Erſchleichungen, — zweitens außer aller Verbindung mit ſittlichen Geſetzen, und völlig unnütz und müſſig für die Principien der praktiſchen Philoſophie, — drittens aber praktiſch ſchädlich iſt, indem ſie die Anwendung der ſittlichen Geſetze auf menſchliche Handlungen, weit gefehlt dieſelben zu vermitteln, vielmehr in allen Puncten undenkbar und unmöglich macht, beſonders indem ſie die Hoffnung auf moraliſche Beſſerung der Einzelnen, und des geſammten Menſchengeſchlechts, von Grund aus zerſtört,

---

*) Ich muß verbitten, daß jemals ein Kritiker die folgenden Zeilen als eine genaue Ausſage meiner Grundſätze betrachte. So kurze Andeutungen können keinen wiſſenſchaftlichen Werth haben.

Ueber den letztern Punct werde ich tiefer unten Gelegenheit haben, mehr zu ſagen. Für jetzt genüge das Vorgetragene zur Angabe des Streitigen; denn über logiſche Gegenſtände werde ich mich wenig einlaſſen; dieſe verſchwinden neben dem Wichtigern, was vorliegt.

Jetzt alſo kommen wir auf den Geiſt der Modephiloſophie. Dieſer iſt ſchon in ſeinem Urſprung dem wahren Geiſte der Wiſſenſchaft entgegengeſetzt. Er entſpringt nicht aus unmittelbarer Reflexion auf den Zuſtand unſrer vermeinten Erkenntniß, ſondern aus dem Leſen und Hören deſſen, was früher von Andern über unſre Erkenntniß iſt geſagt worden. Daher iſt in der Regel jede ſpätere Modephiloſophie ſchlechter, jemehr die Maſſe der Leſereyen anwächſt. Die Modephiloſophie iſt ein Auswuchs jener Thätigkeit, die, richtig geleitet, gute

Literatoren bildet. Wenn Leute, die zu ſolchen getaugt hätten, ſich vertiefen in den Platon, in Spinoza, in Fichte, wenn ſie ſich brüſten, um mehr zu ſeyn als andre arme Bücherwürmer, wenn ihre Eitelkeit zunimmt in dem Maaße, wie ſie die dort geſchöpften Begriffe weiter umher tragen können in allerley Gebieten der Künſte und der poſitiven Wiſſenſchaften, wenn ſie vor eingebildetem Wiſſen immer unfähiger werden, die urſprünglichen Mängel und Schwächen aller menſchlichen Erkenntniß wahrzunehmen, — wenn vollends irgend ein Anlaß ſie auf den höchſten Gipfel alles menſchlichen Dünkels hinaufträgt, dorthin, wo man die Gottheit unmittelbar anzuſchauen träumt: dann erzeugt ſich das hohle, flatternde, kecke, plauderhafte Weſen von ſchlüpfrigglänzendem Anſehen, was ich Modephiloſophie nenne. Ich brauche kaum zu ſagen, daß der Modephiloſoph, aller flatternden Lebendigkeit ungeachtet, niemals aus dem Kreiſe deſſen herauskommt, was er gehört und geleſen hat. Im Gegentheil, ſeine eigentliche Wohnung iſt im Schwerpuncte aller gegenwärtig in Umlauf geſetzten Meinungen. Während Jakobi und Schelling mit einander ſtreiten, liegt das wahre Abſolute des Modephiloſophen zwiſchen beyden Lehren irgendwo in der Mitte. Werden Platon und Spinoza zu einer gewiſſen Zeit beyde gleich ſehr empfohlen, ſo wird die abſolute Subſtanz des einen angefüllt von den Ideen des andern, und die Trümmer des Platonismus, auf einander gehäuft, dünken dem Modephiloſophen ein bequemes Haus. Wie glücklich aber für denſelben, daß in dieſer Zeit Herr Schelling ſelbſt ſich die Mühe genommen hat, das Amalgamirungs-Geſchäft der verſchiedenſten Syſteme beſorgen zu helfen. Es iſt nun zwar nicht Mode, Schellingianer zu ſeyn; ein ſolcher Name lautet nicht fein; dennoch aber iſt die Schellingiſche Lehre die Hauptgrundlage aller heutigen Modephiloſophie; denn ſie hat die großen Vorzüge, in ihren Begriffen möglichſt unbeſtimmt, von aller Methode möglichſt weit entfernt, an originellen Gedanken äußerſt arm, an zuſammen gemiſchtem fremden Gute ſehr reich, dabey anwendbar auf Alles in der Welt zu ſeyn, und die ausgedehnteſte Erlaubniß zum Plaudern ohne Gedanken zu geben, die noch je ein philoſophiſches Syſtem gegeben hat. Sagt man aber dem Modephiloſophen, daß weder bey Schelling noch Jakobi, weder bey Fichte noch bey Kant, die Wahrheit zu finden, daß ſie auch aus den Vorſtellungsarten aller dieſer Männer nicht zuſammenzuſetzen ſey; ſagt man ihm, (was der Erfolg, nämlich die heutige Verwirrung aller Philoſophie, diejenigen lehren kann, die es mir nicht glauben wollen,) daß ſchon der erſte Anſtoß, den Humes ſehr ſeichter Skepticismus der ganzen neuen Deutſchen Philoſophie gegeben, dieſelbe in ihrer Richtung verdorben habe; daß einzig in der kurzen, und hiſtoriſch dunkeln, Periode von Thales bis auf Ariſtoteles, ein *rein* philoſophiſches, den *urſprünglichen* Aufgaben der Wiſſenſchaft angemeſſenes, Streben nach Wahrheit zu bemerken ſey, daß dieſe, weder durch kirchliche Rückſichten beſchränkte, *) noch durch pſychologiſche Irrthümer geblendete Zeit *zwar nicht ausſchließend verehrt*, aber *zuerſt beachtet* werden müſſe, wenn einmal von fremden Syſtemen zu unſrer Belehrung ſolle Gebrauch gemacht werden: dann ſagt man jenem unerhörte und unbegreifliche Dinge; und es kann nicht fehlen, daß, wie zahm er ſich auch Anfangs ſtelle, er dennoch allmählig in Unwillen und Eifer gerathe, und mit Declamationen endige.

---

*) Die Kirche iſt eine unſchätzbare Wohlthat für den Menſchen; — nur nicht in Hinſicht der Speculation. Dieſer frommt einzig die völlige Unbefangenheit des Mathematikers; aber keinerley Beſtreben, *für* oder *wider* eine Sache zu reden.

Ob mir die jetzt vorzunehmende Beleuchtung der beyden vorerwähnten Recenſionen viel oder wenig Gelegenheit anbieten werde, die bisherigen allgemeinen Bemerkungen weiter auszuführen, wird ſich von ſelbſt ergeben.

Gleich die Ueberſchrift der Recenſion meines Lehrbuchs zur Einleitung in die Philoſophie, zeigt zwey Verſtöße gegen das Schickliche. Zuſammengeſtellt, und in Vergleichung gebracht in Einer Collectiv-Recenſion, wird mein Buch mit Herrn Hofrath Bouterwecks Lehrbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Gewiß bin ich da in ſehr gute Geſellſchaft geführt; aber von wem? von einem Recenſenten! Was will der Mann? will er die Spur des collegialiſchen Verhältniſſes, welche zwiſchen Herrn Hofrath Bouterweck und mir noch übrig ſeyn möchte, muthwillig antaſten; will er zwiſchen uns eine Bitterkeit aufzuregen ſuchen, dergleichen da zu entſtehen pflegt, wo zwey naheſtehende Perſonen öffentlich mit einander verglichen werden? Oder weiß er nicht, was ein Recenſent, und vollends ein Redacteur einer Literaturzeitung doch wiſſen ſollte, daß ich während mehr als ſechs Jahren neben Herrn Hofrath B. in Göttingen Philoſophie gelehrt habe? — Ferner, wo der Vergleichungspunct zwiſchen einer Einleitung in die Philoſophie und einer Darſtellung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu finden ſey, würde ſchwerlich Jemand errathen; denn daß eine Wiſſenſchaft und die Einleitung zu dieſer Wiſſenſchaft zweyerley ſind, weiß Jeder, deſſen Begriffe nicht in völliger Verwirrung durch einander laufen. Aber diesmal liegt der Vergleichungspunct wirklich vor den Füßen: das erſte Wort in den beyden Titeln iſt das nämliche; es heißt: Lehrbuch. Hätte nun der Rec. die beyden Bücher als Lehrbücher mit einander verglichen, ſo wäre eine Spur von Beſonnenheit anzutreffen. Und wirklich finden ſich ein paar Zeilen in der Recenſion des meinigen, die eine Erinnerung an mein Buch als an ein Lehrbuch enthalten, und noch obendrein als ein Lehrbuch zur Einleitung in die Philoſophie. Sie lauten ſo: „wir halten ein ſolches dialektiſches Verfahren für angehende philoſophiſche Zöglinge ſehr nützlich zur Weckung und Uebung ihres Verſtandes; aber für ſehr unzureichend, um die angeregten Schwierigkeiten zu beſeitigen.“ Von dieſer Stelle unterſchreibe ich nicht nur den Anfang, ſondern auch das Ende. Die Beſeitigung der Schwierigkeiten gehört in das Syſtem, nicht in die Einleitung.

Die

Die Recenſion ſelbſt beginnt mit einer Unwahrheit, die mir eine Unbeſonnenheit aufbürdet. Ich wolle, ſo wird erzählt, meiner Sache gewiß, *durch dieſe Einleitung ſie gegen alle Misverſtändniſſe ſicher ſtellen* —! Doch wohl nicht gegen die Misverſtändniſſe des Recenſenten? Der meinige berichtet gleich hinterher, und dies mit voller Wahrheit, daß ich von der öffentlichen Kritik nicht viel Brauchbares *erwartet* habe. Misverſtändniſſe in Menge habe ich erwartet; aber kein ſo arges, als ob durch die Einleitung auch nur dieſe Einleitung ſelbſt, vollends als ob dadurch die Theorie von den Störungen und Selbſterhaltung, vom intelligibeln Raume, u. ſ. w. gegen falſche Auslegungen hätte geſichert werden ſollen. Damit ein philoſophiſches Buch verſtanden werde, vollends ein gedrängt geſchriebenes Lehrbuch, das von der Heerſtraße abweicht, muß der Leſer einen Grad von Aufmerkſamkeit anwenden, den kein Modephiloſoph in ſeiner Gewalt hat.

Wir kommen näher zur Sache; zunächſt zur Definition der Philoſophie, die bekanntlich ſelbſt als etwas äußerſt ſchwieriges anzuſehen iſt, und die bey jedem Philoſophen von dem Ganzen ſeiner Ueberzeugungen abhängt. Darüber ſtreiten heißt in der Regel, über das ganze Syſtem ſtreiten. Ich habe ſie kurz ſo gefaßt: Philoſophie iſt Bearbeitung der Begriffe. Hier erwartete ich Anfechtungen von allen Seiten. Die einen mußten bemerken, daß dadurch die Mathematik nicht ausgeſchloſſen iſt, (welches auch meiner Abſicht gemäß nicht geſchehen ſollte;) die andern konnten den Ausdruck: Bearbeitung, viel zu unbeſtimmt finden, (obgleich die Art der Bearbeitung erſt bey jedem Theile der Philoſophie insbeſondere zu beſtimmen iſt;) am erſten aber, vermuthete ich, würden mir die ſehr Lebendigen unſerer Zeit entgegen ſtürmen mit dem Vorwurfe der Lebloſigkeit; denn man iſt neuerlich gewohnt, die Begriffe todt, und Ideen dagegen lebendig nennen zu hören. Mein Recenſent nun gehört wirklich zu den Sehr-Lebendigen, auch hat er den erwähnten Vorwurf, — der erſtaunlich bequem iſt, indem er ſchmähet ſtatt zu widerlegen, — weiterhin gar nicht geſpart. Diesmal aber begnügt er ſich mit einer Parentheſe. „Nicht ſowohl die Begriffe, als die von ihnen unabhängigen Gegenſtände, worauf jene ſich beziehen, intereſſiren die Philoſophie; und eine Hauptfrage iſt, in wieſern laſſen ſich dieſe durch jene beſtimmt erkennen?“ Dieſe Stelle war ohne Zweifel urſprünglich mit rother Tinte geſchrieben; denn in ſolchem Tone corrigirt man Schüler. Wenn denn nur der Unterricht brauchbar wäre! Aber die Rede war gar nicht von dem, was die Philoſophie intereſſire, ſondern was ſie ſey. Auch werden zwey ganze Haupttheile der Philoſophie, nämlich die Logik und die praktiſche Philoſophie, gerade zu damit verdorben, wenn ſie ſich unmittelbar für, von den Begriffen unabhängige, Gegenſtände intereſſiren. Es iſt hundertmal geſagt, daß die reine Logik vom Inhalte der Begriffe, alſo noch vielmehr von dem Realen, was dadurch mag erkannt werden, abſtrahire; und eben ſo oft, daß die Moral ſich mit dem beſchäftige, was ſeyn ſolle, unbekümmert fürs erſte um das, was ſey. Wenn es hie und da Perſonen giebt, die das nicht faſſen können, ſo muß man deren individuelle Beſchränktheit beklagen, nicht aber darum die Philoſophie in eine Definition einſchließen, die zu eng ſeyn würde. Auch ſelbſt die Metaphyſik, die allerdings alle ihre Unterſuchungen in Beziehung auf das Reale anſtellt, thut dieſes nicht aus beſonderm Intereſſe dafür, — welches Intereſſe diejenigen Individuen, die damit behaftet ſind, in der Regel untüchtig macht, das weite Gebiet der abſtracteſten Begriffe auch nur zu berühren, das zum Behuf metaphyſiſcher Einſichten ganz nothwendig muß durchwandert werden, — ſondern die Beziehung auf das Reale liegt hier urſprünglich in den vorliegenden Problemen, welche aus der erſten vermeinten Erkenntniß eines Realen hervor gehn. Die ganze Parentheſe des Kritikers iſt daher nur ein Symptom von Schwächlichkeit der Modephiloſophie, die nicht mehr ſtehen kann, wenn ſie nicht den veſten Boden des Realen unter ihren Füßen zu fühlen — ſich einbildet. Uebrigens iſt es eine bekannte Sache, daß wir durch unſre Vorſtellungen erkennen, falls es ja eine Erkenntniß für uns giebt; und daß wir durch alles Philoſophiren unmittelbar nur unſre Vorſtellungen bearbeiten. Wer, dieſes vergeſſend, ſich gleich in das Reale ſtürzt, der fällt in den alten Sumpf, aus welchem Kant mit Mühe ſeinen Zeitgenoſſen heraus zuhelfen ſuchte; und einem ſolchen ziemt es am allerwenigſten, an Andern die Abweichung von Kant zu tadeln. Unſer erſtes, größtes Intereſſe, unſre Hauptangelegenheit im Philoſophiren iſt das Zurechtſtellen unſerer eignen Gedanken; wie viel Erkenntniß des Realen wir damit erreichen, das findet ſich am Ende, als Lohn für gewiſſenhafte Vollführung derjenigen Geſchäfte, die uns zunächſt aufgegeben waren.

Wer es anders haben will, dem lohnt Irrthum ſtatt der Wahrheit.

In der zweyten Parentheſe tritt der Recenſent abermals als Lehrer auf für, ich weiß nicht welche, Schüler. Er unterweiſet ſie — ich weiß nicht zu welchem Zwecke — in dem, was man gewöhnlich Metaphyſik nenne, und was nach Andern alſo heiße; und nun wundert er ſich, daß damit meine Definition dieſer Wiſſenſchaft nicht ſtimmen wolle. Er vermißt bey mir die wichtige Frage, woher das Reale der Begriffe ſtamme, desgleichen den Beweiß für meine Beſtimmung der Metaphyſik. Und wo vermißt er dies alles? Er, der meinem Buche von Anfang bis zu Ende auf dem Fuße folgt? — In dem erſten Capitel des erſten Abſchnitts der Einleitung in die Philoſophie. Er vermißt dieſes trotz meinem ausdrücklichen Zuſatze: „die Thatſache, daß widerſprechende Begriffe im Gegebenen ihren Sitz haben, wird tiefer unten ausführlich nachgewieſen werden.“

Jetzo können wir die Eintheilung nach Parentheſen des Recenſenten fallen laſſen. Denn nachdem er mit Hülfe derſelben das erſte Capitel kritiſirt hat, „können wir,“ ſagt er, „zur Würdigung der einzelnen Theile fortſchreiten.“ Wer in der That etwas würdigen kann, der pflegt ſonſt in Recenſionen den Bericht vor der Würdigung voranzuſchicken; und in dieſem Puncte muß ich auch vom gegenwärtigen Recenſenten rühmen, daß die Ausführung nicht ſo ſchlimm iſt, als die Ankündigung. Er ſtellt zuvörderſt drey verſchiedene Beſtimmungen aus meinem Buche zuſammen, die das Weſen der Logik betreffen, mit der Bemerkung, er könne ſie nicht vereinigen. Ich begreife, daß es einen Augenblick ſchwierig ſcheinen kann, dieſelben in einander aufzulöſen; Erläuterung darüber gebe ich um ſo lieber, weil ich auf den §. 34 in meinem Buche einiges Gewicht lege.

Nach demſelben ſollen in der Logik diejenigen Formen der möglichen Verknüpfungen des Gedachten nachgewieſen werden, welche das Gedachte ſelbſt nach ſeiner Beſchaffenheit zuläßt. Dieſe Beſtimmung hat zur Abſicht, die Fragen nach dem denkenden Seelenvermögen abzuſchneiden, welche man ſonſt hierbey zu erheben pflegt, und welche die Folge haben, daß die logiſchen Regeln als Aeußerungen gewiſſer, im menſchlichen Verſtande nun einmal liegender, vielleicht von höherer Macht willkührlich in uns hineingepflanzter, Geſetze erſcheinen, die bey andern Vernunftweſen wohl auch anders ſeyn könnten. Dem gemäß wäre die ganze Logik nur die Aufſtellung eines pſychologiſchen Phänomens. Aber die Logik ſchreibt vielmehr vor, wie das Denken gehen ſollte, als wie es wirklich geht, dies zeigt ſich bey allen übereilten Schlüſſen, und ſchon bey falſchen Eintheilungen und Erklärungen, mit einem Worte, bey einer Menge von Irrthümern, die vollkommen pſychologiſch möglich, obgleich logiſch unerlaubt ſind. Auf die Pſychologie wirkt es ferner ſehr ſchädlich, wenn die Logik für eine Art von Naturwiſſenſchaft des Verſtandes gehalten wird. Die Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, ſind eben ſo viele mythologiſche Perſonen, die man erdichtet hat, wie das Alterthum die Götter des Donners, des Windes, des Regenbogens erdichtete; nach dem ganz ſeichten Schluſſe: wir haben Begriffe, alſo ein Vermögen der Begriffe; gleichwie: es giebt Regenbogen, alſo eine himmliſche Kraft, welche dergleichen hervorbringt. Da nun die Logik über pſychologiſche Fragen nicht die geringſte unmittelbare Belehrung geben kann: ſo war die Bemerkung nöthig, daß alle logiſchen Vorſchriften, von der Reflexion auf den Actus des Denkens unabhängig, ſich bloß auf das Gedachte beziehen, und aus deſſen Betrachtung unmittelbar entſpringen. Man denke den Cirkel und das

Viereck zuſammen; desgleichen das Weiße und Nicht-Weiße; man wird in dieſen und ähnlichen Beyſpielen unmittelbar, und ohne von dem Denken als einer Thätigkeit in uns das Mindeſte zu wiſſen, finden, daß jene Entgegengeſetzten ſich ausſchließen; man wird mit urſprünglicher Evidenz, wie bey Axiomen, dasjenige richtig finden, was die Logik von conträren und contradictoriſchen Gegenſätzen allgemein ausſpricht. Aber nachdem das, was zu finden war, einmal gefunden iſt, nachdem die Logik exiſtirt und gelehrt wird, erleichtert ſie alle diejenigen Reflexionen, aus denen ſie ſich ſelbſt erheben mußte. Die allgemeinen Formen, in welchen das Gedachte zuſammen paßt, ſind nun bekannt; mit ihrer Hülfe kann man weit geläufiger, als vor deren Aufſtellung, dasjenige Gedachte auseinander ſetzen, was ſich aufhebt, oder auch nur verſchieden iſt, — man kann Klarheit in die Begriffe bringen, wo die Gefahr der Verwechſelung drohte, — man kann bequemer das Auseinandergeſetzte zugleich zuſammenhalten, — Deutlichkeit in den Inhalt der Begriffe bringen, die, ob ſchon in ihre Merkmale zerlegt, doch auch zugleich, als aus denſelben beſtehend, betrachtet werden. Nun iſt ferner alles Denken klarer und deutlicher Begriffe ſchon ein Urtheilen, und rückwärts, das Urtheilen drückt das Entſtehen klarer und deutlicher Begriffe aus; indem es immer in einem Gegenſetzen oder Verbinden beſteht. Das Schließen aber iſt ein vermitteltes Urtheilen, und fällt in ſo fern ſelbſt in das Urtheilen, das heißt, in das Aufklären und Verdeutlichen der Begriffe hinein. Alles dieſes richtet ſich nach der Möglichkeit — nicht des Denkens, die bey der Unaufgelegtheit und beym Mangel an Uebung ſehr beſchränkt iſt, daher auch die Meiſten nur nach-denken, was Andre vordachten: — ſondern nach der Möglichkeit verknüpft zu werden, ſich die Verknüpfung gefallen zu laſſen, die im Gedachten ihren Sitz hat. In logiſcher Hinſicht iſt es völlig einerley, wie weit zu irgend einer Zeit dasjenige Wiſſen, was im Denken gefunden werden kann, ſchon gefunden, und unter wie viele Menſchen es verbreitet iſt, die es nun wirklich denken.

Dies nun iſt die Hauptbeſtimmung, daß die Logik die möglichen Verknüpfungen des Gedachten allgemein bezeichne. Soll ich aber dem Anfänger die erſte Nachricht geben, was für eine Art des Philoſophirens ihn die Logik lehren werde: ſo wähle ich die davon abgeleitete, aber leichter verſtändliche Beſtimmung: ſie helfe, Begriffe ſondern, und geſonderte als Merkmale zu Begriffen zuſammen halten; oder, klar und deutlich denken. Iſt endlich die Rede vom fortſchreitenden Räſonnement, von Principien und Methoden: ſo iſt hier der Ort, von der Logik zu ſagen, ſie ſey die allgemeinſte Methodenlehre.

Und an eben dieſem Orte macht der Recenſent, ich weiß nicht nach welcher Logik, folgenden Schluß: Wenn man die Beſchaffenheit des Gedachten berückſichtigen muß, und jedes beſondere Wiſſen ſeine eigene Methode fordert, ſo iſt die Logik als allgemeine Methode eben ſo unzureichend als überflüſſig (ſoll wohl heißen: eben ſo überflüſſig als unzureichend,) und als beſondere Methode behandelt (?) fällt ſie mit den beſondern Wiſſenſchaften zuſammen. — Wie? Das Einmaleins iſt unzureichend in der Aſtronomie: darum iſt es überflüſſig? — Die Logik vermag nicht, widerſprechende metaphyſiſche Grundbegriffe aufzulöſen (weil ſolche Widerſprüche, die man nicht geradezu verwerfen kann, etwas ſpecielles ſind, das die Logik nichts angeht,): darum iſt die Logik in der Metaphyſik überflüſſig? ? — Wer hat je geſchloſſen: Waſſer iſt unzureichend zur menſchlichen Nahrung, alſo iſt es überflüſſig? — Die Logik giebt allgemeine Methoden; dieſe müſſen überall befolgt werden, weil ſie ſich auf die allgemeinen Eigenſchaften des Gedachten, aus allen Klaſſen des Denkbaren, beziehen; weil ſie überall die Verknüpfung des Gedachten in gewiſſe Gränzen einſchließen. Damit aber reicht man nicht aus. Die beſondern Eigenthümlichkeiten gewiſſer Probleme fordern noch überdies beſondere Methoden. Und dieſe beſondern Methoden fallen in die beſondern Wiſſenſchaften; ſie würden in der Logik, die allgemein brauchbar ſeyn muß, ſich ſchlecht ausnehmen. Gerade die beſondern Methoden aber ſind das Vernachläſſigte, darum ſieht es in der praktiſchen Philoſophie und Metaphyſik ſo übel aus. Die einzige Mathematik iſt voll von beſondern Methoden, welche neben dem allgemeinen, was die Logik fordert, zur Anwendung kommen. Sollen etwa dieſe Rechnungs-Methoden mit in die Logik aufgenommen werden; damit alles, was nur Methode heißen mag, fein beyſammen ſey?

Doch ſchon zu lange verweile ich bey einerley Schwachheit. Der Recenſent will wiſſen, von welcher Wiſſenſchaft die Logik abſtrahirt ſey, um darnach ihren Gebrauch beym realen Erkennen zu beſtimmen. Hier mag Fichte einigen Antheil an ſeinem Irrthum haben, den die Vorliebe für ſeine Wiſſenſchaftslehre verleitet, auch die, ein paar tauſend Jahre ältere, Logik davon abhängig machen zu wollen. Er ermahnt mich, meiner hohen Achtung gegen das Griechiſche Alterthum getreu, aus der Logik eine allemeine Wahrheits- und Wiſſenſchaftslehre zu machen; und vergißt, daß meine hohe und beſondere Achtung ſich auf dasjenige Alterthum beſchränkt, was noch keine ausgearbeitete Logik hatte, auf das zwiſchen Thales und Ariſtoteles. Er tadelt, daß ich auf andre Lehrbücher verweiſe, wo ich mich in der Logik zu kurz gefaßt habe; — und ich würde wünſchen, noch mehr auslaſſen zu können, das Andre beſſer geſagt hätten als ich; auch wüßte ich eben nicht, wo ich mich zu kurz gefaßt hätte. Die Principien der Identität, vom zureichenden Grunde, vom ausſchließenden Dritten, werde ich niemals in die Logik aufnehmen, wo nicht als Antiquität, die der mündliche Vortrag dem Lehrbuche nachbringt. Meine Grundſätze in den Lehren von Urtheilen und Schlüſſen ſind, ſo viel ich ſehe, noch von Niemanden gehörig durchdacht worden; die flüchtigen Bemerkungen des Rec. darüber verdienen keine Rückſicht.

Der Recenſent geht jetzt über zum dritten Abſchnitt meiner Einleitung, der Einleitung in die Aeſthetik. Er geht dazu über — nicht anders, als hätten zwey Bücher neben ihm gelegen, eins über die Logik, das andre über die Aeſthetik; und als wäre er nun fertig mit dem erſten, legte es bey Seite, und käme jetzt zu der neuen Arbeit am zweyten. Daß der zu kritiſirende Verfaſſer wohl etwas dabey gedacht haben könne, wie die verſchiedenen Theile ſeines Buchs zuſammengefügt werden müßten, welches Verhältniß unter ihrer Größe herrſchen ſolle, ob eine plötzliche, und gerade eine ſolche Abwechſelung der Gemüthslagen, wie aus dem Studium des Buches hervor gehn wird, wenn man es wirklich ſtudirt, nun auch die rechte und wünſchenswerthe ſey: — das alles fällt meinem Recenſenten nicht ein. Pädagogiſcher Geiſt ſcheint dieſem Manne nicht beyzuwohnen, ſonſt würde er wohl ein Lehrbuch als ein Lehrbuch beurtheilt haben, zudem da dieſes hier einen Gegenſtand betrifft, der mehr als alles andre, was auf Univerſitäten gelehrt wird, pädagegiſche Rückſichten erfordert, und zwar Rückſichten dieſer Art im Großen, denn man will durch die Einleitung in die Philoſophie die Zuhörer den herrſchenden Meinungen des Zeitalters entweder zuführen oder dagegen ſichern. Wenigſtens habe ich einen ſolchen, reiflich und nach meinem beſten

Wiſſen und Gewiſſen überlegten Willen. Der ganze Ton meiner Einleitung arbeitet wider die modernen Schwärmereyen, von denen ich überzeugt bin, daß ſie das Gift des Zeitalters ſind, die einzelnen Lehren aber ſind ſo geſtellt und gewählt, daß dadurch das Verſtehen deſſen möglich wird, was jenen Schwärmereyen Vernünftiges zum Grunde liegt. Das Mehr oder Weniger in jedem Paragraphen iſt auf lange Uebung, auf vielfältig abgeänderte Verſuche im mündlichen Vortrage gegründet, vollends alſo die Länge jedes Capitels und jedes Abſchnitts. Logik, Metaphyſik, und Aeſthetik ſind drey Dinge; dieſe laſſen ſich ſechsfach verſetzen; welche von dieſen Verſetzungen für das Lehrbuch die rechte ſey, leuchtet nicht unmittelbar ein. Man könnte ganz füglich die Logik ans Ende hinſtellen, denn obgleich ſie den Wiſſenſchaften, Aeſthetik und Metaphyſik, voran gehen muß, da dieſe in ſyſtematiſchen Gange einherſchreiten, ſo gilt doch dies keinesweges von der Einleitung; indem die unvermeidliche Trockenheit der Logik für den Anfänger faſt noch zurückſchreckender iſt, denn die Schwierigkeiten der Metaphyſik. Solche Dinge hat der Recenſent mit ſeinem Autor zu überlegen, wenn ſein Recenſiren zu etwas nützen ſoll. Und wie gern würde ich einen verſtändigen Beurtheiler über jede der zahlreichen Rückſichten, die ich bey meinem Buche ſtillſchweigend genommen, Rede geſtanden haben! Wie viel hätte ich auf gegebene Veranlaſſung zu ſagen gehabt über die rechte Gymnaſtik des Geiſtes, welche der erſte akademiſche Unterricht in der Philoſophie beabſichtigen muß! Wie vieles über die Nothwendigkeit, das phiſophiſche Studium auf den Schulen vorzubereiten; dagegen jetzo die Unvorbereiteten großentheils meine Einleitung zu hoch finden, die doch nicht niedriger geſtellt werden kann, weil ſie auch den beſſer Ausgebildeten genügen muß, und beſonders, weil ſonſt zwiſchen ihr und den nachfolgenden ſyſtematiſchen Vorträgen ein Sprung ſeyn würde.

Mein Modephiloſoph, wie geſagt, geht über zur Aeſthetik. Ihm begegnet in meinem Buche die genaue Angabe, wie die allgemeine Aeſthetik ſich von den Kunſtlehren unterſcheide, denen ſie nothwendig vorangehn muß, wenn der Vorrath von gelegentlichen Reflexionen über ſchöne Natur und Kunſt, der bisher, verſetzt mit einer Doſis falſcher Metaphyſik aus irgend welchen Syſtemen, unſre Aeſthetiken ausfüllte, auf dasjenige ſoll zurückgeführt werden, was eigentlich das Gefallende und

Misfallende an Kunſt- und Natur-Werken ausmacht. Aber ſolche Genauigkeit iſt in der Aeſthetik heut zu Tage nicht Mode. Man nimmt das Schöne lieber maſſenweiſe; ja man will darin, als in einem uns rings umfangenden Elemente, – leben können. Gewiß ein glückliches Leben! nur kein philoſophiſches Denken. — Mein Recenſent, nachdem er die Vorwürfe der Leb- und Gehaltloſigkeit, ohne erläuternden Zuſatz, ausgeſpendet, erzählt weiter von dem, was Er nicht begreife. Er fügt auch gleich die Urſachen hinzu, die ihn hinderten, etwas zu begreifen. Er hat nämlich ſelbſt eine Art von Aeſthetik und Sittenlehre: dieſe nun will er nicht einen Agenblick von ſich thun; er ſtellt ſie mir vielmehr mitten in den Weg, und denkt mich aufzuhalten durch Dinge, an denen ich vor vielen Jahren, wohlwiſſend warum? vorbeygegangen bin. Was fängt man an mit einem Kritiker, der auch nicht einen Augenblick ſich nur zum Verſuch auf den Standpunct ſeines Autors verſetzen will? — „Rec. begreift nicht, aus welchem Grunde der Verfaſſer von äſthetiſchen Ideen ſpricht, da nicht eine Idee als ſolche, ſondern nur ihre Darſtellung und Verwirklichung äſthetiſch iſt." — Hier iſt die Frage, was das Wort, äſthetiſch, heißen ſolle. Wird einmal

mal der Recenſent ein Buch ſchreiben, ſo rede Er ſeine Sprache; für jetzt rede ich die meinige; wenig abweichend von der allgemeinen, wenigſtens in dieſem Puncte, denn man hört überall von ſchönen Ideen, und von der Idee des Schönen. Das Schöne aber iſt eine Art des Aeſthetiſchen, welches als Gattung, Schönes und Häßliches unter ſich faßt; auch iſt, nach meiner Logik, allemal der Name der Gattung wohl angebracht bey den Arten derſelben. — „Rec. begreiſt nicht, wie man lehren könne, aus welchen Elementen eine ſchöne Hymne, oder ein Luſt- und Trauer-Spiel zuſammenzuſetzen ſey.“ — Zuvörderſt habe ich Niemanden lehren wollen, Hymnen, Luſt- und Trauer-Spiele zu verfertigen; ſo wenig als ich unternehme, Jemanden die Tugend zu lehren. Nichts deſto weniger iſt an dem einen und dem andern ein nützlicher Unterricht gar wohl anzubringen; und wie ſich die ſämmtlichen Grundzüge der Tugend aufzählen laſſen, (ohne welche Aufzählung eine wiſſenſchaftliche Sittenlehre unmöglich wäre,) ſo wird auch der Aeſthetiker, der nichts von den Elementen der genannten Kunſtwerke angeben kann, am beſten thun, von ſeinem Wiſſen zu ſchweigen. Alle Elemente derſelben wird heutiges Tages auch der Beſte nicht finden — weil wir noch keine Poetik haben. Aber von einem Concert oder einer Symphonie laſſen ſich die harmoniſchen Elemente alle, vollſtändig angeben; — darum, weil in dieſem Fache die allgemeine Aeſthetik ihre Schuldigkeit gethan hat. Und wie die Lehren der Harmonie dem Muſiker helfen, ein guter Componiſt zu werden, obgleich ſie ihm nicht vorſchreiben, aus welchen Intervallen und Accorden er dieſe beſtimmte Sonate und jenes beſtimmte Concert zuſammenſetzen ſoll, — eben ſo ſollen alle Theile der allgemeinen Aeſthetik allen Fächern der Künſte vorarbeiten. Das iſt wenigſtens die Idee, nach deren Ausführung in der Aeſthetik muß geſtrebt werden. Und dieſe Idee würde man kennen und begreifen, wenn diejenigen, die da lernen wollen über Schakeſpeare und Dante reden, ſich zuvor bey irgend einem Capellmeiſter oder Organiſten in die Lehre gäben, um hier an dem Beyſpiele der Muſik zu erfahren, wie ſich allgemeine Aeſthetik und Kunſt zu einander verhalten. Doch ich ſchreibe unbegreifliche Dinge für die Sehr-Lebendigen dieſer Zeit!

Und wie viel unbegreiflicher, ja wie viel ſchrecklicher und ſündlicher muß für den, der nicht ſcharf nachdenkt, die Ketzerey lauten: die ganze praktiſche Philoſophie, alſo Moral, Naturrecht, reines Staats- und Völker-Recht, ſeyen Theile der Aeſthetik, derſelben Wiſſenſchaft, die auch von Opern und Comödien handelt. Hätte mein Recenſent, der einmal von Allem Nichts begreift, ſich hierüber etwas lebendiger geäußert, hätte er ermahnt und gewarnt, wie Männer von Charakter zu thun pflegen, wenn ihnen etwas, ihrer Meinung nach, ſittenverderbliches in den Weg kommt: — wahrlich! ich hätte mich durch ſolchen Eifer lieber zum Streit heraus fordern laſſen, als ich mich jetzt mit der vor mir ausgebreiteten Flachheit bemühe. Ziemlich kalt meldet mein Recenſent, ich habe das ſittliche Urtheil mit dem äſthetiſchen verwechſelt; dieſes letztere gehe auf die angemeſſene und gefällige Darſtellung, jenes auf die Geſinnungen und den Willen; nicht alles Sittliche, als ſolches, ſey äſthetiſch. Ich ſehe mich wieder nach den Schülern um, denen das vordocirt wird. Leute, die eine Literaturzeitung leſen, pflegen das Alles oft gehört zu haben; denn es wird in der That gemeinhin ſo geſagt. Niemand aber, und allerwenigſtens *ich*, ſagt oder räumt ein, was nun weiter folgt: *man könne nach meiner Vorausſetzung jede wahre Erkenntniß, ſie ſey philoſophiſch, hiſtoriſch oder mathematiſch, auch* ein äſthetiſches Element nennen. Nein! eine ſo wahnwitzige Vorausſetzung iſt mir nicht eingefallen. Vielmehr iſt für dieſe Plauderey des Recenſenten auch nicht der entfernteſte Anlaß in meinem Buche zu finden. Das Aeſthetiſche, wie ich ſchon im §. 8. geſagt habe, beruht auf Urtheilen des Beyfalls und Misfallens, ohne alle Rückſicht auf die Realität des Vorgeſtellten. Wahre Erkenntniß, und äſthetiſches Urtheil, ſind zwey ſo völlig verſchiedene Dinge, wie eine chemiſche Analyſe und ein Moment poetiſcher Begeiſterung. Daß dieſe zwey, die Erkenntniß und das Geſchmacksurtheil, einander in allen neuern Syſtemen viel zu nahe gerückt, ja daß ſie in einander gepfropft ſind, dies gerade iſt der allererſte, und einer von den wichtigſten Puncten meiner Klage gegen die heutige Unphiloſophie. Darauf eben beruht die ganze moderne Religions-Schwärmerey, daß man in einer Art von Entzückung ſich einbildet, zu erkennen und zu verehren in Einem ungetheilten Act der Vernunft; daß man die Idee von Gott für die unmittelbare Anſchauung des höchſten Weſens nimmt, und hierauf einen unbegränzten Dünkel vermeinter Einſichten gründet.

„Wozu dieſe Vermengung?“ ſo rufen diesmal der Recenſent und ich, mit Einem Munde. „Wozu ferner,“ fährt er allein fort, „die hehre Sittlichkeit in ein Spiel mit Verhältniſſen der — ziemlich ſchlecht bezeichneten — äſthetiſchen Elemente verwandeln?“ Gewiß, die Sittlichkeit in ein Spiel verwandeln, wäre ein eben ſo ſündliches als thörichtes Unterfangen. Das Spiel kommt in meinem Buche nicht vor. *Verhältniſſe der äſthetiſchen Elemente* kommen ebenfalls daſelbſt nicht vor; dagegen ſteht im Anfange des §. 79. der *Hauptſatz* der ganzen Aeſthetik: daß *alle einfachen äſthetiſchen Elemente ſelbſt Verhältniſſe ſeyn müſſen*, nämlich Verhältniſſe, deren einzelne Glieder, für ſich allein genommen, keinen äſthetiſchen Werth haben. Dieſer Satz, der nicht bloß für die Aeſthetik, ſondern auch für deren Verhältniß zur Metaphyſik, die durchgreifendſte Entſcheidung abgiebt, und in Hinſicht deſſen ich auf meine praktiſche Philoſophie verwieſen habe, welche zu vergleichen die Schuldigkeit des Recenſenten war, — ſteht in meiner Einleitung ſo gerade an der Spitze deſſen, was über die Sittenlehre ſoll geſagt werden, daß es ſcheint, als habe der Recenſent, der ihn wirklich überſah, nicht recht leſen können, —

ein Umſtand, über den ich mich zu wundern längſt verlernt habe, denn er iſt ſchon manchmal meinen Herrn Beurtheilern begegnet.

Nach ſolchen Proben der alleräußerſten Nachläſſigkeit, womit dieſer Theil der Recenſion hingeſchleudert iſt, bekümmere ich mich nun nicht weiter um das, was dem Rec. in meinen Anſichten der Aeſthetik neu oder alltäglich vorkommt, oder was für ihn gar veraltet iſt, weil es in der modernſten Literatur nicht alſo zu lauten pflegt. Kommt einmal ein Mann, der im Stande iſt, meine Grundſätze der praktiſchen Philoſophie mit Einſicht zu beſtreiten: dieſem werd ich über jede feinſte Beſtimmung der Begriffe Rede ſtehn, denn ich weiß, wozu jedes ſo und nicht anders geſtellt wurde; es findet ſich in meiner Darſtellung jener Wiſſenſchaft nichts auf gut Glück hingeworfenes. Etwas „ziemlich ſchlechtes“ kann demnach in derſelben kaum vorkommen, ſondern nur, entweder, große Verkehrtheit, oder, reine Wahrheit; auf allen Fall aber, entſchiedene und völlig ausgearbeitete Ueberzeugung: von der ich nur bedaure, daß ſie, verglichen mit Kant, Fichte, Schleiermacher, gar zu neu iſt, und mir meinen Wunſch, mich an dieſe würdigen Männer anzuſchließen, nicht gewähren will; da unterdeſſen zu der Ehre, etwas Neues zu ſagen, allgemeine Metaphyſik und Pſychologie mir Wege genug eröffnen.

Bevor ich jetzt meinem Recenſenten weiter nachfolge, der im Begriff iſt, zur Einleitung in die Metaphyſik hinüber zu gehn oder zu ſpringen, erlaube man mir einen Augenblick vom Nichtsthun auszuruhn, indem ich mich mit der Sache ſelbſt beſchäftige. Nach meiner philoſophiſchen Ueberzeugung zerfällt nicht blos die Wiſſenſchaft in drey völlig verſchiedenartige Theile, Logik, Metaphyſik, Aeſthetik; ſondern eben ſo verſchiedenartig ſind auch die Geiſtesrichtungen, die man beim Philoſophiren willkührlich entweder einzeln, oder in Verbindung, zu verfolgen in ſeiner Gewalt haben muß. Denn wer unabſichtlich, und gleichſam gezwungen, aus der einen in die andere verfällt, der weiß nicht mehr was er thut, und verunreinigt jede der genannten Wiſſenſchaften durch die andern, woraus längſt die größten Irrthümer auf allen Seiten entſtanden ſind. Es erhebt ſich nun die Frage: ſoll die Einleitung, oder die Vorübung zur Philoſophie, jene drey Geiſtesrichtungen gleich Anfangs ſondern, oder ſoll ſie die natürliche Verbindung unter ihnen noch ſchonen; und dem unwillkührlichen Zuge des menſchlichen Geiſtes nachgeben; der abwechſelnd, wie es kömmt, ſeine Gedanken ordnet, ſie mit Lob und Tadel begleitet, ſich in die Natur der Dinge vertieft? Ich hielt in frühern Jahren das Natürlichſte für das Beſte; nachmals hat es mir zweckmäßiger geſchienen, die Uebung gleich darauf einzurichten, daß ſie die nöthige Enthaltſamkeit herbeyführe, welche der Pfuſcherey aus einem Fach ins andere entgegen ſteht. Dem zufolge habe ich meinen anfänglichen Plan, nach welchem eine großentheils hiſtoriſche Einleitung alle Theile zuſammen hielt, wieder aufgegeben, und das Verſchiedenartige getrennt. Und deshalb kann jetzt die Einleitung erſcheinen als ein Aggregat mehrerer Einleitungen, vorzüglich weil die letzte Verbindung des mannigfaltigen zu dem Zwecke der allgemeinen Geiſtesbildung nicht genug ſichtbar iſt. In dieſem Puncte bin ich mit meiner eignen Arbeit wenig zufrieden; es iſt aber darum ſchwer hierin etwas zu beſſern, weil Alles dem vorgeſchriebenen Zeitmaaße halbjähriger Vorträge ſich anpaſſen muß; und noch mehr darum, weil bey den Anfängern die einzelnen Forſchungen nicht ſo ſchnell reifen, daß, was ſie im Laufe eines Halbjahres gehört haben, ſich ſchon am Ende deſſelben zur Verknüpfung in ein Ganzes eignete. Es iſt beſſer, die einzelnen Fäden erſt in den nachfolgenden ſyſtematiſchen Vorträgen weiter fortlaufen zu laſſen. Uebrigens geben die Vorleſungen über Pſychologie mannigfaltige Gelegenheit, das zuvor Getrennte zweckmäßig unter einander zu verknüpfen. Und die Einleitung kann überhaupt nur in Verbindung mit den nachfolgenden akademiſchen Vorträgen, auf welche ſie berechnet iſt, gehörig beurtheilt werden. Doch ich breche ab, um meinen Recenſenten, der auf das Alles nicht Achtung giebt, nicht zu lange allein zu laſſen.

An der Schwelle der Metaphyſik, wo es darauf ankommt, alle Beſonnenheit einzig und allein auf ſcharfes Denken zu richten, um auf dem bevorſtehenden, bekanntlich höchſt ſchlüpfrigen Wege, einen Schritt nach dem andern mit Sicherheit thun zu können: — hier nimmt mein Recenſent eine fromme Miene an, in der Hoffnung vermuthlich, ein Engel werde kommen ihn zu leiten. Seit jenen Alten vor Ariſtoteles, meint er, ſeyen die Hauptaufgaben der Philoſophie (ich dachte, es wäre von der Metaphyſik, und zwar von den Anfängen derſelben die Rede), weſentlich verändert. „Gott, Vorſehung, Freiheit des Willens, Beſtimmung der Menſchheit, Sünde, Verſöhnung und Unſterblichkeit ſind uns nun der Kern und Mittelpunct jeder philoſophiſchen Unterſuchung.“ Das klingt ganz vortrefflich, und bereitet uns herrlich vor zum Empfang einer Offenbarung, die gerades Weges vom Himmel beſcheert werden ſoll. Aber noch einmal: ich meinte, es wäre von Metaphyſik, einem Theil der Weltweisheit, einem Verſuche der ſchwachen menſchlichen Vernunft, die Rede. Dahin geht mein Weg, und ich möchte bitten, mich ungeſtört zu laſſen, wenn man mich nicht begleiten will. Aber nein! ſo gut ſoll es mir nicht werden; der läſtige Geſelle hängt ſich an meinen Arm und ich muß ihn ſchon ſchleppen.

Eben bin ich angelangt bey den bekannten Aufgaben, von dem was Raum und Zeit erfüllt, von dem was man Ding, und Urſache, und Ich zu nennen pflegt. Ich ſpreche davon als von Begriffen, welche die Erfahrung uns aufdringt; in der Meinung, daß noch heute, wie ſo lange die Welt ſteht, jedermann dieſe Begriffe in ſeiner gemeinen Erfahrungs-Kenntniß vorfinde. Da ertönt an meiner Seite folgendes Lied: „Begriffe ſind Erzeugniſſe der Reflexion, alſo des willkührlich-denkenden Verſtandes; welche Merkmale in Begriffe aufgenommen werden, hängt alſo vom freyen Denken ab; kommen daher in denſelben Widerſprüche vor, ſo hat der Verſtand ſie hineingelegt, und ſie taugen Nichts, er hat ſich geirrt.“

Bald glaube ich, es geht mir wie dem Wallenſtein beym Dichter, da er über dem Gerede von ſeinem Kriege den ganzen Krieg vergaß. — Wer iſt denn jener willkührlich denkende Verſtand, der Erzeuger der Begriffe? Ich beſinne mich; es iſt eins von den Hirngeſpinnſten der Pſychologen, die erſt zu den Begriffen den Verſtand hinzudichten, damit ſie hinterher diejenigen Begriffe, die ſie ſich aus ihrem Hirngeſpinnſten nicht erklären können, friſchweg ableugnen können. So erdichteten die Brownianer eine Sthenie und Aſthenie, um ſich gewiſſe Claſſen von Krankheitserſcheinungen begreiflich zu machen, und als hintennach noch einige Dinge am Krankenbette vorfielen, die dahinein nicht paßten, erklärten ſie die Erfahrungen für falſch. Dergleichen pflegt man, wenn es mit gutem Bewußtſeyn geſchieht, unverſchämt zu nennen; ich aber bin überzeugt, daß mein Modephiloſoph nicht weiter ſieht, als die Pſychologie, die er gelernt hat. — Luſtig dünkt es mich indeſſen doch, daß der Mann ſeine Begriffe von Dingen in Raum und Zeit, und vom Ich, für willkührliche Erzeugniſſe der freyen Reflexion hält. Denn, damit man mich wohl verſtehe, ich rede hier von ſolchen Dingen, wie z. E. von der Lichtflamme, die wir in räumlicher Hinſicht als ſpitzig, und als über der Kerze am Dochte ſchwebend, außerdem als hell, und als brennend wahrnehmen, ſo daß wir die erwähnten Merkmale ſämmtlich in den Begriff der Flamme hineintragen. Iſt denn dieſer Begriff willkührlich erzeugt, und läßt er ſich willkührlich abändern? Wohlan, mein Herr, verſuchen Sie, die Flamme oben breiter als unten zu ſehen, ſchauen Sie auch die Kerze als leuchtend, die Flamme dagegen als dunkel an; halten Sie überdies den Finger in die Flamme, und laſſen Sie nun vermöge der Freyheit Ihrer Reflexion das Merkmal der Hitze aus Ihrem Begriffe von der Flamme weg; während wir andern unfreyen Leute, wo wir das Licht der Flamme ſehen, uns vor ihrer Hitze hüten. — Oder betrachten Sie das Papier, was hier vor Ihnen liegt, und ſchaffen Sie den Erfahrungsbegriff, den Sie davon haben, ſo um, Kraft Ihres freyen Verſtandes, daß auf dieſem — ich ſage, auf dieſem nämlichen Papiere lauter Lobreden auf Ihre ſehr vortrefliche Recenſion meines Lehrbuchs zu leſen ſeyen. Wenn Sie das nicht können: ſo merken Sie Sich ein für allemal, daß ich von ſolchen Begriffen rede, die etwas als Gegeben vorſtellen; und deren Bildung in keines Menſchen Belieben ſteht; daß ich alſo auch von derjenigen Zudringlichkeit der Erfahrung ſpreche, welche macht, daß Sie die Flamme heiß, und dies Papier alſo bedruckt finden, wie Sie wohl wiſſen.

Doch jetzt wird mein Recenſent gelehrt! Er weiß was Fichte, was die Eleaten und Platon behauptet haben. Vermuthlich muß mir, der ich in den Jahren von 1794 bis 1797 Fichte's Zuhörer war, entfallen ſeyn, was derſelbe mich lehrte. Glücklicherweiſe giebts Bücher, die wir mit einander aufſchlagen können. — Sehr behutſam beginnt mein Mann: „Wenn (die Sache iſt noch zweifelhaft!) wenn dieſe in einem Begriffe Widerſprüche aufgedeckt haben: ſo behaupteten ſie nicht, daß dies nothwendige und aufgedrungene Begriffe ſeyen, ſondern ſie nahmen die Begriffe mit den Merkmalen an, die man gewöhnlich und willkührlich damit verbunden hatte, und zeigten die Unhaltbarkeit dieſer Verbindung.“ Ey! wir wollen doch ſehn! In Fichte's Sittenlehre S. 42. ſteht folgendes: Nicht das Subjective, noch das Objective, ſondern — eine Identität iſt das Weſen des Ich. Kann nun irgend Jemand dieſe Identität, als ſich ſelbſt denken? Schlechterdings nicht! denn um ſich ſelbſt zu denken, muß man ja eben jene Unterſcheidung zwiſchen Subjectivem und Objectivem vornehmen, die in dieſem Begriffe nicht vorgenommen werden ſoll. Weiter: Plato ſagt im ſiebenten Buche der Republik, wo er von der Einleitung in die Philoſophie ſpricht, folgendes: καθορᾳς τα μεν εν ταις αισθησεσιν, ου παρακαλουντα την νοησιν εις επισκεψιν, ὡς ἱκανως ὑπο της αισθησεως κρινομενα· τα δε παντάπασι διακελευομενα εκεινην επισκεψασθαι, ὡς της αισθησεως ουδεν ὑγιες ποιουσης. Ποια μην λεγεις; — Τα μεν ου παρὰκαλουντα, ὁσα μη εκβαινει εις εναντιαν αισθησιν ἁμα· τα δ᾽εκβαινοντὰ, ὡς παρακαλουντα τιθημι· επειδαν ἡ αισθησις μηδεν μαλλον τουτο ἡ το εναντιον δηλοι. *) Soviel über das Factum. Was das Ganze der Platoniſchen und der Fichteſchen Lehren anbetrifft, ſo liegt der Grund, warum beyde nicht verſtanden werden, gerade darin, daß die Modephiloſophie ihnen nicht glauben will, was ſie mit dürren Worten, wie die angeführten ſind, verſichern. Bey den Eleaten ſpricht der Erfolg deutlich genug; ſie verwarfen die Sinnenwelt und das menſchliche Ich ganz geradezu, wie allenfalls in den

---

*) De rep. VII. pag. 144. ed. Bip. Der letzte Zuſatz mag eine fremde Einſchiebung ſeyn, er erklärt aber das vorhergehende richtig.

Stellen kann nachgeſehen werden, die ich in der Einleitung ausgehoben habe aus den Fragmenten des Parmenides. Nun überlege der Recenſent, ob Fichte von willkührlichen Dingen rede, wo er *das Weſen* des Ich erklärt? ob Plato ſich mit willkührlichen Begriffen trage, wo er den Weg verzeichnet, wie die künftigen Weiſen und *Häupter ſeines Staates*, in frühern Lehrjahren ſollen aufmerkſam gemacht werden auf das Widerſprechende in der Sinnenwelt? Denn vom Diſputiren wider irgend einen Sophiſten iſt in dieſem Zuſammenhange im geringſten nicht die Rede.

Uebrigens iſt meine Meinung nicht, mich hinter Auctoritäten zu verſchanzen. Meine Zuſammenſtellung der verſchiedenen Probleme, die auf ſolchen Begriffen beruhn, wodurch das Gegebene unvermeidlich, und von Jedem, auch dem Leugner dieſer Begriffe, unaufhörlich gedacht wird, und die dennoch der darauf gerichteten zergliedernden Reflexion als klare Ungereimtheiten auffallen, — ferner meine Behandlung dieſer Probleme (worin Fichte ganz unglücklich war,) dieſe gehört mir allein; ich verlange ſie mit keinem Vorgänger zu theilen; und die Blindheit der Modephiloſophen um mich her dient bloß, mich allmählig ſtolz zu machen auf eine Einſicht, die ſo Viele nicht erreichen, ſelbſt nachdem man ihnen zeigt, was ſie überſehen hatten.

Wie weit eine ſolche Blindheit gehen könne, lehrt der Rec. an ſeinem eignen Beyſpiele, wo er den Satz nicht begreifen kann: *alle Eigenſchaften ſinnlicher Dinge ſind relativ; ſie ſind, was das Ding hat, nicht was, es iſt.* Dagegen ſetzt er keck und dreiſt den Satz: das Ding und ſeine Eigenſchaften ſind Eins, beyde können nur im willkührlichen Denken getrennt werden. Wohlan! Dem Golde gehören die Eigenſchaften gelb, ſchwer, dehnbar, u. ſ. w. Nach dem Rec. ſind dieſe Eigenſchaften Eins, nämlich das Gold. Jetzt tragt das Geld in eine Gegend des unendlichen Weltraums, wo nicht die Erde, nicht der Mond, nicht die Sonne, nicht die Sterne es merklich anziehen können; *) wohin auch kein Lichtſtrahl dringt; wo am wenigſten ein Hammer oder dergleichen ſich befindet, der das Gold ausdehne. Was heißt nun das, *gelb, ſchwer, dehnbar*, nachdem Licht, Gravitation, und der Hammer, weggenommen

---

*) Die geringe Gravitation der Theile des Goldes unter einander ſetze ich hier bey Seite. Sie würde noch einen äußerſt verminderten Grad von Realität übrig laſſen; mehr oder weniger nach der Maſſe des Goldes.

nommen ſind? Und was iſt nun das Gold? Nichts, gar Nichts iſt es, wofern nach dem Rec. dieſe Eigenſchaften das Gold conſtituirten. Aber wir brauchen es nicht ſo weit zu tragen, wir brauchen nur zu fragen, was es für ſich ſelbſt iſt, um das Geſagte ſogleich zu finden. So weit ſah auch Leibnitz, der die Monaden, um ihnen ein innerliches, nicht relatives Was anzuweiſen, zu vorſtellenden Weſen machte. Und Locke iſt ſehr ausführlich, und für Anfänger belehrend, in mehrern merkwürdigen Stellen ſeines Werks über den menſchlichen Verſtand, wo er die gänzlich zufällige Aggregation der ſinnlichen Eigenſchaften, und die Unmöglichkeit nachweiſt, dies Aggregat für die Subſtanz zu halten. *) Daran mögen ſich diejenigen üben, die noch nicht im Stande ſind, mir an dieſer Stelle zu folgen. Vielleicht daß ihnen nach ſolcher Uebung mit der Zeit ein Licht aufgehe.

Bey Gelegenheit des, mit jenem verwandten Problems von der Veränderung, giebt der Rec. eine ähnliche Probe ſeines Scharfſinns. Er weiß, daß ich die Erſcheinung der Veränderung für betrüglich erkläre; eben dieſe Betrügerin ſoll gegen mich als Zeugin auftreten.

---

*) Z. B. im 6ten Capitel des 4ten Buchs.

Sie ſoll ein Zeugniß, und zwar das offenbarſte, ablegen von der actuellen Unendlichkeit des Weſens der Dinge in endlichen Formen. Eben ſo gut kann der viereckige Cirkel bezeugen, daß zweymal zwey fünf iſt.

Meine Nachweiſung der Widerſprüche im Gegebenen ſonderbar zu finden, ſie erkünſtele zu nennen, das hat der Recenſent mit Vielen gemein. Vermuthlich ſoll ich dagegen auf mein Gewiſſen betheuern, daß ich von keinem Künſteln etwas weiß, daß ich die Dinge zeige, wie ich ſie ſehe. Vorwürfe, denen man die Reinheit ſeines Herzens entgegenſetzen muß, ſind Schmähungen, nicht Widerlegungen. Schmähungen kann ich verzeihen: gegen jene Widerſprüche aber helfen ſie ſoviel, als die Berufungen auf den gemeinen Menſchenverſtand gegen Hume und Kant geholfen haben. Sie beweiſen, daß man in Teutſchland, nach manchem Wechſel der Syſteme, noch immer nicht gelernt hat, ein neues Syſtem mit Behutſamkeit anfaſſen, ſey es zur Annahme oder Widerlegung.

Indem ich mich anſchicke, dem Recenſenten noch weiter Antwort zu geben auf ſeine Einwürfe gegen das Trilemma von der Veränderung, gegen die Benutzung der Eleatiſchen, und Platoniſchen Lehre, — was von dieſen vorhin erwähnt wurde, bezog ſich auf die Vorrede, nicht auf diejenigen Capitel, die im Buche die Hauptſache ſind, — will es mir ſcheinen, daß in der Recenſion eine Lücke ſey, ausgefüllt mit ein paar leeren Worten von fremder Hand. Zwar, die Redaction braucht ſich deshalb nicht bey mir zu entſchuldigen, — aber, ſoviel iſt gewiß, was in meiner Recenſion meines Buchs am nothwendigſten hätte vorkommen müſſen, die Prüfung deſſen, worauf ich ſelbſt das meiſte Gewicht lege, und worauf ich in der Vorrede hinweiſe, — das fehlt!

Statt deſſen findet ſich etwas ſehr überflüſſiges. Ich habe meiner Einleitung ein paar kurze Notizen von meiner ſyſtematiſchen Metaphyſik angehängt, theils, um nicht mit bloßen Schwierigkeiten zu endigen, ſondern die Exiſtenz vorhandener Reſultate zu zeigen, theils, um etwas zu haben, worüber ſich im mündlichen Vortrage mehr oder weniger ſagen ließe, je nachdem die Zeit am Ende des Halbjahres, und der Grad von Vorbereitung, den die Zuhörer nach dem Grade ihrer Aufmerkſamkeit auf das Vorhergehende nun gewonnen haben, es mit ſich bringen möchte. Hieraus ſchreibt der Rec. eine lange Stelle ab, läßt dann einiges aus, und ſchließt ſeinen Auszug mit einigen, von mir durchgängig unterſtrichenen Zeiſen; dieſe giebt er, gleichfalls unterſtrichen, treulich wieder; nur Schade, ſie beziehen ſich auf das von ihm Ausgelaſſene. Er hat ſie nicht verſtanden; der Leſer wird ſie ſo noch weniger verſtehn: aus einer Recenſion hätte alles wegbleiben ſollen, was das letzte Capitel betrifft, das lediglich für diejenigen, die das ganze Buch aufs ſorgfältigſte ſtudirt haben, brauchbar ſeyn kann.

Aber mein Recenſent begnügt ſich mit Auszügen aus dem, was er hätte ganz unberührt laſſen ſollen. Er kann nicht umhin, zu urtheilen. Zwar, ſein Endurtheil über mein Syſtem will er gütigſt noch verſchieben. Aber mit einigen Wehklagen darüber muß er doch endigen. Ein Urtheil iſt im Anzuge; man will das menſchliche Gemüth der Rechnung unterwerfen! Man leugnet die transſcendentale Freyheit! Dieſelbe Freyheit, die zwar Leibnitz verwarf, die aber ſeit Kant, — aus Gründen, die mit der Eigenthümlichkeit des Kantiſchen Syſtems aufs genaueſte zuſammenhängen, und mit derſelben ſtehen und fallen, — für ein unentbehrliches Requiſit der Sittlichkeit gehalten wird. Trotz dem Leugnen der transſcendentalen Freyheit nun exiſtirt immerfort dasjenige im Menſchen, deſſen er ſich bey aller Selbſtüberwindung und Selbſtanklage bewußt iſt; und dies zu leugnen iſt mir niemals eingefallen. Die Frage iſt nur, wie dies Factum des Bewußtſeyns müſſe erklärt werden. Ich erkläre es ſo, daß dabey Charakterbildung und Beſſerung beſtehen können; daß von Erziehung die Rede ſeyn dürfe; von ſolcher, im ſtrengſten Wortverſtande ſittlichen Erziehung, welche das Inwendigſte im Menſchen, ſeinen Willen, und die Wurzeln ſeines Willens, treffe und veredele. Dazu nun gehört ſchlechterdings, daß dieſe Wurzeln bildſam ſeyen, und daß ſie die einmal angenommene Bildung auch behalten. Nach der Kantiſchen Freyheitslehre iſt an die geforderte Bildſamkeit auf keine Weiſe zu gedenken; denn da liegt die Wurzel des Willens, — eben die Freyheit ſelbſt — in der intelligibeln Welt, wohin keine Cauſalität reicht. Und nach den gemeinen Vorſtellungen derer, die von der zeitloſen intelligibeln Welt nicht viel begreifen, kann der freye Wille ſich jeden Augenblick ändern; daher beſteht kein Behalten, ſo wie bey der vorigen Lehre kein Annehmen der Bildung. Folglich wiſſen beyde Vorſtellungsarten nichts von der Charakterbildung. Und was noch das ärgſte iſt, wer die Erziehung leugnet, der muß aus denſelben Gründen auch jene große Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Vorſehung leugnen. Woraus denn gar bald weiter folgt, daß das ganze Erdenleben des Menſchen, mit ſeinen vielen Plagen und ſeinen kurzen Freuden, etwas rein zweckloſes iſt, da es nicht mehr als Bildungſchule kann betrachtet werden.

So begeiſternd iſt die Lehre von der transſcendentalen Freyheit! An ihrer Stelle habe ich geredet von einer ſolchen Freyheit, die erworben werden kann, mit Hülfe der Erziehung und Selbſtbildung. Darüber ſind dem Recenſenten ſchlimme Gedanken aufgeſtiegen. Es fällt ihm der Jagdhund ein, den man gewöhnen kann, ſeine Begierden zu beherrſchen.

Und mir fällt zuerſt die Frage ein, ob etwa die Pſychologie der Jagdhunde dem Rec. bekannt ſey? — Von ſeiner Kenntniß des menſchlichen Geiſtes hatten wir oben die Probe, da er die Erfahrungbegriffe für Erzeugniſſe des willkührlichen Denkens hielt. Es könnte ihm begegnen, daß er von den Hunden zu niedrig dächte. Platon vergleicht mit ihnen die Wächter ſeines Staats, diejenige gebildete Klaſſe, welche den Häuptern zunächſt ſtehen ſoll. Und wie vergleicht er ſie? So, daß er ſeine Bewunderung der Hunde ausdrückt, und ihnen eine philoſophiſche Natur zuſchreibt. *) Und wer kann der Treue der Hunde ſeine Bewunderung verſagen? Was hinter dem ſogenannten analogon rationis ſteckt, das man, in höchſter Unbeſtimmtheit, den Thieren zuzuſchreiben pflegt, wer hat das ermeſſen? Wer hat ergründet, was Menſchen ohne Hände und Sprache ſeyn würden?

Doch, wir wollen bey unſern gewöhnlichen Begriffen von den Thieren ſtehen bleiben. Dieſen gemäß iſt ihre Aehnlichkeit mit dem Menſchen, wenn beyde ſich der Befriedigung einer Begierde enthalten, klar genug. In beyden unterdrückt ein Gedanke das Streben, womit der andre ſich hervorarbeitet: Aber, — worauf hier alles ankommt — der Jagdhund verfährt hierbey gerade wie derjenige Menſch, der ſich zurück hält aus Furcht vor Strafe. Da paßt die Vergleichung. Wo hat mein Recenſent geleſen, daß, wenn ich von Erziehung rede, ich dieſelbe auf Furcht gründe? Wer berechtigt ihn, ſeine Vergleichung mit dem dreſſirten Hunde da anzubringen, wo ich von ſittlicher Bildung ſpreche? Alle Welt weiß, daß weder die Ruthe noch der Galgen die Werkzeuge einer ſolchen Bildung ſind, wo-

---

De rep. II. pag. 244. ed. Lip.

bey der Menſch ſich durch das Selbſturtheil über ſeinen eignen Willen beſtimmt. — Dem Recenſenten iſt zu rathen, daß er künftighin ſeinen eignen Willen ein wenig ſchärfer beurtheile, ehe er den Büchern, die ihm unter die Finger kommen, ein böſes Gerücht bereitet. Er wird an ſeiner Sittlichkeit keinen Schaden nehmen, wenn er ſich, troß der transſcendentalen Freyheit, die in der intelligibeln Welt wohnt, für dieſe Zeitlichkeit einigermaßen durch dieſe meine öffentliche Ermahnung beſtimmen läßt.

Soll ich mich bequemen, dieſem Manne zu gefallen, mich noch einzulaſſen auf das, was in der Philoſophie eine begeiſternde Lehre ſey, und was nicht? — Zum Philoſophiren taugt einzig eine ſolche Begeiſterung, die, vor allen Dingen in und außer der Welt, nach Wahrheit ſtrebt. Kann irgend etwas, das im menſchlichen Gemüthe vorgeht, berechnet werden, ſo ſoll es berechnet werden; — wer anders denkt, deſſen Wort bewegt mich nicht. — Und die Weisheit, nach welcher die Philoſophie ſtrebt, was iſt ſie anders, als eine Lenkerin der mannigfaltigen Arten von Begeiſterung, die ſie in den Menſchen und in der Geſellſchaft ſchon vorfindet? Sie ſelbſt kann den zum Schwindel geneigten Enthuſiasmus, den ſie hüten ſoll, daß er nicht fanatiſch werde, nicht in ſich aufnehmen. Sie muß mehr als Einen Gedanken ertragen können, der dem gewöhnlichen Menſchen ſchrecklich vorkommt, weil er ihn nicht zu durchdringen vermag. —

Noch über die Gränzen der Recenſion meines Buchs zieht mich der Mann mit ſich fort, dem ich das Prädicat des Modephiloſophen beygelegt habe. Seine Anzeige des Werks von Herrn Hofrath Bouterweck iſt von Vergleichungen mit dem meinigen ſo hinten und vorn eingeklammert, daß ich beynahe nicht umhin kann, auch ein wenig in die Mitte hineinzuſehen, — bloß um zu erfahren, ob ihm jenes Prädicat durchgehends anpaſſe. — Man ſollte meinen, eine ausführliche Collectiv-Recenſion zweyer Bücher, deren jedes den ganzen Umfang der Philoſorhie durchläuft, müßte die Frage beantworten, deren ich oben erwähnte: welches iſt die Philoſophie des Recenſenten? Zwar nicht vollſtändig, aber doch ſo, daß irgend welche veſte Puncte ſeiner eignen Ueberzeugung zum Vorſchein kämen. Denn ſo etwas muß er doch haben, um darnach das Fremde beurtheilen zu können. — Aber hier vermag ich von einem ſolchen Etwas nichts zu erkennen, als daß der Mann zwiſchen Kant und Schelling umherflattert. Vornehme Worte gegen Herrn B. daß er nicht mehr wiſſe; —

eignes Schwanken in allen Aeußerungen! Charakteriſtiſch iſt die Stelle: „Rec. will aber deswegen nicht behaupten, es (das Abſolute) müſſe als ein zuſammengeſetztes und ausgedehntes Weſen gedacht werden, weil ihm die Beſtimmung der Einfachheit misfällt, ſo wenig als er glaubt, daß das Subſtantielle Weſen der endlichen Dinge einfach oder ausgedehnt dürfe genannt werden.“

Nun, mein Herr, wofern Sie wirklich *hier noch beym Glauben und nicht behaupten wollen* ſtehn, wofern Sie demnach noch gar keine Grundlagen Ihrer eignen Metaphyſik haben, ſo iſt es noch nicht Zeit für Sie, Andern in den Weg zu treten, die langſt wiſſen, was ihnen als Wahrheit gilt. Gehn Sie in Ihr Kämmerlein, oder beſſer, gehn Sie in Sich ſelbſt hinein; da haben Sie zu thun, nicht auf dem Literariſchen Markte. Können Sie aber durchaus die Tinte nicht halten, ſo hüten Sie Sich, mir, den Sie gereizt haben, Ihre Blößen zu zeigen!

Nachdem wir nunmehr ein ſehr inſtructives Exemplar von einem Modephiloſophen in Betracht gezogen haben: gebührte es ſich wohl, unſern Streit mit dieſem Geſchlechte nach allen Puncten, die er betrifft, zu beſchreiben, und deſſen möglichen Verlauf anzugeben; wenn nur ein ſo unſtetes und glattes Weſen, wie das, womit wir ſtreiten, ſich irgend wollte veſthalten laſſen. Soviel können wir indeſſen davon ſagen: es iſt ein Streit auf Leben und Tod! Denn eben das Leben des Modephiloſophen iſt ſeine Sünde. Nicht ſein wirkliches Leben, — wer wollte ihm das misgönnen? — ſondern die eingebildete, anmaaßliche Lebendigkeit in dem, was er ſein Wiſſen nennt, und die nichts anders iſt, als Schwäche im Denken.

Der Modephiloſoph erlaubt ſich auf Herrn Schellings Auctorität, bey jedem Einzelnen an Alles zu denken, auf jedem Puncte der Peripherie zugleich im Centrum ſtehn zu wollen; er ſpricht vom Unendlichen und Ewigen in Einem Athem; ja er glaubt ſchon zu ſterben, wenn er nicht das Endliche zugleich als unendlich, und rückwärts, denken ſoll. Ich dagegen fordere, daß jeder Gedanke ſeine eigne Stelle im Syſteme habe, daß man die Anfänge des Syſtems nicht im Unendlichen, ſondern im Allbekannten ſuche, weil nur aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden iſt; ich behaupte, daß das Ewige, als ſolches, weder endlich noch unendlich ſey, und daß man dieſe drey Begriffe eben ſo wenig durch einander miſchen, als das organiſche Leben, die chemiſche Attraction, die Polaritäten, aus den hinterſten Gemächern der Metaphyſik in die Vorhöfe bringen ſoll. Mit einem Worte, ich verlange, daß man im ſtrengen Sinne ein Syſtem habe, oder wenigſtens methodiſch ſuche; und falls man ſich deſſen weigert, daß man auf Philoſophie als Wiſſenſchaft verzichte.

Hiemit hängt weſentlich meine zweyte Forderung zuſammen, dieſe: daß man die Principien der Wiſſenſchaft nicht für unmittelbare Erkenntniſſe eines Realen halte; denn das Reale iſt das Streitige, das Allbekannte aber ſind die Erſcheinungen. Dagegen ſehen wir oben, daß der Modephiloſoph ſogar die Logik mit dem Realen zuſammenkleben wollte.

Und mit der nämlichen erſten Forderung hängt auch die dritte zuſammen, die dem Modephiloſophen unmittelbar ans Leben geht; dieſe, daß man Achtung haben ſoll für fremde Syſteme, die ſich nicht wollen unter einander mengen laſſen; dargeſtellt, daß man entweder teleologiſche Betrachtungen anſtelle mit Platon, oder dergleichen für thörigt erkläre mit Spinoza, oder daß man die Dinge an ſich, ſammt der abſoluten Subſtanz, als dem Träger zugleich des Natürlichen und Geiſtigen, verwerfe mit Fichte, u. ſ. w. — *oder*, daß man ein eignes Syſtem habe, *und deſſen Unterſchied von jedem fremden genau angebe*, damit Anderer geiſtiges Eigenthum unberührt bleibe. — Die Modephiloſophen aber können nichts, als durch einander mengen. Die negative Seite erblicken ſie an keinem der berühmten Syſteme, aus denen ſie ihren Schmuck hohlen; nur an denen, die nicht Mode ſind, und an denen zu meiſtern ihrer Eitelkeit ſchmeichelt. Doch werden ſie dieſe ſo gut als jene müſſen in Ruhe laſſen, wenn einmal der Lehrer und Meiſter, der ihre höchſte Auctorität iſt, das unendliche Syſtem erfindet, in welchem alle endlichen Eins ſind, und in dieſer Einheit unzertrennlich zuſammengehören. *) — —

Meine drey allgemeinen Hauptforderungen habe ich hiemit angegeben; daß die Modephiloſophen ſie mir ſämmtlich abſchlagen werden, verſteht ſich von ſelbſt. Sie werden noch mehr thun, nämlich mir die Mühe abnehmen, meine

---

*) Indem ich mein Geſchriebenes wieder durchſehe, fällt mir ein, daß manche Leute Ernſt und Scherz nicht unterſcheiden können. Es mag alſo noch bemerkt werden, daß das unendliche Syſtem dann wird erfunden werden, wenn das Lamm den Wolf frißt, und die Flüſſe aus dem Meer in die Quellen ſich ergießen. Aber in der Einbildung wird daſſelbe vielleicht früher vorhanden ſeyn.

Anſprüche mehr zu detailliren. Denn indem ſie mich kritiſiren, wird das Publicum, durch eine leichte Umkehrung, ſchließen, in welchen Puncten ſie mich unbefriedigt gelaſſen haben. Dabey ſpare ich Zeit und Papier. Man wolle ſo gefällig ſeyn, zu bemerken, daß mein Streit mit den Modephiloſophen unfehlbar ſo lange dauert, als ich lebe; denn daß dieſer Streit mit einem entſcheidenden Siege auf einer von beyden Seiten endigen ſollte, dazu iſt gar keine Hoffnung. Nun werde ich aber den Krieg nicht immer durch ſolche Schriften führen, wie die gegenwärtige, ſondern vielleicht durch ähnliche, wie meine Einleitung, meine Hauptpuncte der Metaphyſik, meine allgemeine Pädagogik und praktiſche Philoſophie. Alsdann kann, wen es intereſſirt, dieſer nur acht geben, was darüber in öffentlichen Blättern geſagt wird. Mit einiger Uebung wird man aus den Angriffen der Recenſenten gegen mich, leicht herausfinden, in welchen Puncten jene ſich von mir angegriffen fühlten.

Sollte es aber zuweilen nöthig ſcheinen, mich ſo direct und deutlich auszudrücken, wie diesmal: ſo werde ich mir allemal erlauben, nachzuhohlen, was ich etwa in frühern Terminen meines Proceſſes könnte verſäumt haben. Dergleichen zu thun, bin ich jetzt im Begriff, indem ich die oben erwähnte Recenſion meiner *Pädagogik* vornehme.

Vor nunmehr neun Jahren wurde das Buch geſchrieben; um Neujahr 1806 kam es in den Buchhandel. Im October 1811 erſchien die Recenſion. Sie erſchien, um, wie es am Ende heißt, *die Hülle, mit welcher dieſes Buch bisher bedeckt ſchien, zu lüften, und es in ſeiner wahren Geſtalt vor Augen zu ſtellen.* Das maaßte ſich der Recenſent an, nachdem längſt die übrigen gelehrten Zeitungen, und die Leipziger mit aller gehörigen Ausführlichkeit, über das Buch geſprochen hatten. Der Mann wollte ſich ferner der jungen Studirenden erbarmen, welche meine Vorträge über Pädagogik anhören: es iſt ausdrücklich, unmittelbar vor jener Stelle, von deren gewöhnlicher *Leichtgläubigkeit für die Worte ihrer Lehrer* die Rede. Mit andern Worten, die Recenſion ſollte nicht bloß mein Buch, ſondern meine pädagogiſche Profeſſur treffen. — Ich bin zu keiner ſchnellen Antwort genöthigt worden, — jetzt aber, da ich *bey Gelegenheit jenes* jüngſten Ausfalls der Jenaer Zeitung gegen mich, auch dieſe alten Sünden aufdecken will, muß ich meine höchſte Befremdung über die Redaction derſelben Zeitung ausdrucken, darüber fürs erſte, daß ſie ein ſechs Jahr alt gewordnes Buch vor dem Publicum und unter den Augen der Regierung, die den Verfaſſer beamtete, aufs heftigſte verklagen ließ, als ob während einer ſo langen Zeit der Autor auf demſelben Flecke müſſe ſtill geſtanden ſeyn, und als ob er genöthigt wäre zu dulden, daß man ein ſo altes Product noch jetzt förmlich zum Maaßſtabe ſeiner Fähigkeit und amtlichen Tüchtigkeit aufſtelle? Wie viele Bücher mögen denn in Deutſchland geſchrieben werden, die ſich nicht unbedingt noch nach ſechs Jahren als treue Abdrücke des Geiſtes ihrer Verfaſſer bewähren? Die Frage darnach ſollte dem Recenſenten und der Redaction jedesmal einfallen, ſo oft die letztere eine ſechsjährige Verſäumniß wieder gut zu machen, und jener ſich wider die frühern Urtheile anderer Literaturzeitungen aufzulehnen gedenkt. Bey dem allen hat der Recenſent die Dreiſtigkeit gehabt, ſich öffentlich zu nennen. Und ich habe heute die Dreiſtigkeit, mein Buch gegen ihn zu vertheidigen, obgleich es mir jetzt ſchwerlich begegnen würde, noch einmal alſo zu ſchreiben, wie vor neun Jahren.

Damals ſtand ich am Ende einer ziemlich langen, und für mich erfreulichen pädagogiſchen Thätigkeit. Ich wünſchte meine Reſultate aufzubewahren und dem Publicum mitzutheilen; das war aber ſchwierig, weil ſie ſich innigſt verknüpft fanden mit meinen philoſophiſchen Ueberzeugungen, und weil meine wiſſenſchaftlichen Forſchungen einen Weg gegangen waren, der von den öffentlich in Umlauf geſetzten Lehrmeinungen ſich längſt weit entfernt hatte, und alle Tage mehr entfernte. Meine Pädagogik war nichts ohne meine Anſichten der Metaphyſik und praktiſchen Philoſophie; dieſe aber wurden damals nur noch mündlich mitgetheilt. Was war zu thun? die Pädagogik mußte jetzt niedergeſchrieben werden; denn ſie war bey meinen übrigen Beſchäftigungen eine Nebenſache, und um ſo ſicherer würde beym Aufſchieben auch die Friſche der Erinnerung an meine Praxis verloren gegangen ſeyn. — Die Pädagogik ſollte vor allem für meine Zuhörer ſeyn, überhaupt aber für diejenigen, die ſich um meine philoſophiſchen Grundſätze bekümmern würden. Doch mußte auch jeder andre Leſer darin etwas für ſich brauchbares finden. Alſo – das Buch mußte vieles enthalten, das Viele anſprechen könnte; der Plan und eigentliche Kern aber mußte in vielen Puncten ein öffentliches Geheimniß bleiben, das nur die nachfolgenden philoſophiſchen Schriften aufklären konnten.

Wäre nun vor Erſcheinung der letztern ein Recenſent gekommen, der, zuerſt über den Titel, allgemeine Pädagogik, nach ſeiner Art philoſophirend, ſich ein Schema eines ſolchen Buches ausſinnend, und von *ſeinem* Schema bey mir nichts antreffend, für gut befunden hätte, ſich in laute Klagen zu ergießen: „es ſey in dem Buche kein Princip aufgeſtellt; man vermiſſe die wiſſenſchaftliche Ableitung; das Ganze ſey ein Aggregat von allerley pſychologiſchen, anthropologiſchen, moraliſchen, und pädagogiſchen Bemerkungen und Rathſchlägen, unlogiſch geordnet, ohne die nöthigen Definitionen, in dunkler unverſtändlicher Sprache;" — hätte der Mann übrigens mir eine gute Meinung von *ſeinen* pädagogiſchen Einſichten beygebracht, ſich in den Gränzen der Mäßigung gehalten, und vor allem die Leichtgläubigkeit meiner Zuhörer aus dem Spiele gelaſſen; ſo würde ich ihm geſagt haben: Geduld, lieber Herr! Sie haben den Schlüſſel zu dem Buche nicht, daher Ihre ſehr natürlichen Klagen; warten Sie ein wenig, ich werde gehn den Schlüſſel hohlen.

Aber mein Recenſent trat auf zu einer Zeit, wo Jedermann wußte, daß, meiner öffentlichen Stellung gemäß, an mir nothwendig *erſt* die philoſophiſche, *dann* die pädagogiſche Einſicht beurtheilt werden müſſe; und wo meine praktiſche Philoſophie nebſt den Hauptpuncten der Metaphyſik längſt in allen Buchläden zu haben waren.

Es ſtand alſo dem Recenſenten frey, über den Zweck der Erziehung, aus welchem, laut dem Titel, meine Pädagogik abgeleitet werden ſollte, das Buch aufzuſchlagen, worin allein die ausführliche Beſtimmung und Erörterung dieſes Zwecks, — der, mit einem Worte, die Tugend iſt, — Raum hatte finden können; nämlich die allgemeine praktiſche Philoſophie. Dieſe nun konnte auf den erſten Blick zeigen, was die Worte: Wohlwollen und Vollkommenheit, die S. 83 der Pädagogik nicht ohne Abſicht groß gedruckt ſind, zu bedeuten hatten. Es ſind das zwey von den urſprünglichen praktiſchen Ideen, die zu den Grundbeſtimmungen der Tugend gehören. Ferner ſteht auf der Seite 86 der Pädagogik: die ſittliche Erziehung habe nicht eine gewiſſe Aeußerlichkeit der Handlungen, ſondern die Einſicht ſammt dem ihr angemeſſenen Wollen im Gemüthe des Zöglings hervorzubringen. Die letzten Worte ſind nichts anders als die Real-Definition der Tugend, wie ich dieſelbe auf S. 266 der praktiſchen Philoſophie, das heißt, an der Stelle gegeben habe, wo ſie in allem Vorhergehenden ihre vollſtändige Entwickelung und Rechtfertigung findet. Denn ich pflege für meine Definitionen, mit denen ich überhaupt, aus wohlüberlegten Gründen, ſparſam umgehe, ſolche Plätze zu ſuchen, wo deren Gültigkeit einleuchten kann, und wo alle Fragen, die man darüber zu erheben hat, ſich aus dem Zuſammenhange von ſelbſt beantworten. — Mit Hülfe deſſen nun, was ich ſo eben nachgewieſen, und was auch ohne meine Hülfe ſehr leicht zu finden war, mußte ſich dem Recenſenten ungefähr folgender Aufſchluß über den Plan der Pädagogik ergeben:

Zweck der Erziehung iſt die Tugend. Tugend iſt Verbindung zwiſchen der Einſicht und dem ihr entſprechenden Willen. Die Einſicht umfaßt fünf, unter ſich unabhängige, praktiſche Ideen, nebſt einer unbeſtimmten Menge desjenigen Wiſſens, welches die Anwendung der Ideen auf das menſchliche Leben betrifft. Der entſprechende Wille ſetzt ſich zuſammen aus einigen ſehr heterogenen Beſtandtheilen. Urſprüngliche, unbeſtimmt mannigfaltige Kraft. Natürliches Wohlwollen. Aufmerkſamkeit auf die Ideen, und in allen nöthigen Fällen angeſtrengtes Zurückhalten der innern Beſtrebungen, welche den Ideen zuwider wirken könnten. — Das einzige Wort Tugend alſo ſtellt der Erziehung ein höchſt zuſammengeſetztes Ziel vor Augen; ein zuſammengeſetztes um ſo mehr, da in den Menſchen keine ſolche einfache Grundkraft iſt, wie man wohl vorgiebt, die nur nöthig hätte ſich organiſch zu entwickeln um die Tugend hervorzubringen. Aus der Verlegenheit, in welche die mancherley Merkmale des Begriffs der Tugend den Pädagogen ſetzen, zieht ihn zuerſt der Blick auf den Zögling. Dieſer, noch ſehr unbeſtimmt in allen andern Rückſichten, bietet ſich dar als ein nach allen Richtungen ſtrebendes, kräftiges Weſen. Dadurch fällt er, der für die übrigen praktiſchen Ideen noch wenig Bedeutung hat, zunächſt unter die Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit, welche dreyfach iſt, indem ſie die Intenſion, Extenſion und Concentration der Kraft betrifft, (Zu vergleichen prakt. Philoſ. S. 90, 91. Pädagogik S. 84.) Die Intenſion der Kraft im Zöglinge iſt großentheils Naturgabe; die Concentration auf einen Haupt-Gegenſtand iſt erſt im ſpätern Alter möglich und zweckmäßig; und es bleibt alſo übrig die Extenſion, oder Ausbreitung der Kraft auf eine unbeſtimmte Menge von Gegenſtänden, — je mehr, deſto beſſer! Dieſer Begriff, der einer Menge von nähern Beſtimmungen und Einſchränkungen entgegen geht, indem die Idee der Vollkommenheit nicht die ganze Tugend bezeichnet, vielmehr die ſämmtlichen praktiſchen Ideen ſich in allen Puncten ihrer Anwendung gegenſeitig beſchränken, — iſt nichts deſtoweniger der erſte, den die Erziehungslehre verfolgen muß. Von den Einſchränkungen ergiebt gleich der erſte Blick auf den Begriff der Tugend dieſe, daß die Ausbreitung der Kraft in eine Mannigfaltigkeit von Strebungen nicht eine eben ſo große Vielheit von Begierden und Forderungen erzeugen darf; denn der Tugendhafte darf gar kein Aeußeres unbedingt begehren. (Prakt. Philoſ. S. 272.) Daher iſt die Aufgabe ſo zu faſſen, daß Vielſeitigkeit des Intereſſe beabſichtigt werde. (Pädag. S. 85. 136.) Und da die Ausbreirung der Kraft dadurch geſchieht, daß man dem Zöglinge eine Menge von Gegenſtänden darbieter, die ihn reizen und in Bewegung ſetzen, ſo muß, um die Aufgabe zu erfüllen, etwas Drittes zwiſchen Erzieher und Zögling in die Mitte geſtellt werden, als ein ſolches, womit dieſer von jenem beſchäftigt wird. So etwas heißt unterrichten; das Dritte iſt der Gegenſtand, worin unterrichtet wird; der hieher gehörige Theil der Erziehungslehre iſt die Didaktik.

Dem gemäß wird die Didaktik vorangeſtellt vor den übrigen Lehren vom Benehmen des Erziehers gegen den Zögling. Hierbey kann ſie unmöglich gleich in ihrer ganzen Würde erſcheinen; aber es findet ſich hintennach, wenn die Aufgabe, die *ganze* Tugend hervorzubilden, nun wieder in ihrer Größe *zurückgerufen* wird, *daß die Hauptſachen ſchon durch den Unterricht, nach jener erſten Rückſicht, geleiſtet ſind*, und daß man nur noch einige Vorſchriften nachzutragen hat. Hierüber iſt das lange vierte Capitel des dritten Buchs meiner Pädagogik zu vergleichen, welches der höchſte Punct iſt, von wo das ganze Buch überſchaut ſeyn will, und wo der Kritiker hätte verſtehn ſollen, ehe er zur Recenſion die Feder anſetzte. Von hieraus iſt zu ſehen, daß die Anordnung meines Buchs die möglichſt bequeme für eine allgemeine Pädagogik iſt, wenn ſie ſchon von Anfang an nicht alſo erſcheint. —

Wir haben jetzt zwey Theile der Erziehungslehre unterſchieden: die Didaktik, welche auf einer ſpeciellen Aufgabe aus dem Umfange des ganzen Erziehungsproblems beruht; und die Lehre von der ſittlichen Charakterbildung, welche, nachdem der ſchwerſte und weitläuftigſte Theil ſchon fertig iſt, *nun noch einmal* das Ganze des Problems behandelt, um der Didaktik noch die nöthigen Vorſchriften beyzufügen, die das Benehmen des Erziehers gegen den Zögling betreffen: welches ich Zucht genannt habe, in ſo weit nämlich dies Benehmen unmittelbar durch die Forderung, den Zögling zur Tugend zu bilden, beſtimmt wird.

Aber in der Ausführung alles bisher betrachteten kann der Erzieher nicht umhin, noch in ein andres Verhältniß mit dem Zöglinge zu gerathen, als in das, was eigentlich aus dem Hauptproblem hervorgeht. Dies letztere bezieht ſich auf das, was der Zögling einſt werden ſoll, ein tugendhafter Mann oder ein tugendhaftes Weib; aber ſchon jetzt, da er noch Knabe oder Mädchen iſt, giebt es eine Menge von Dingen in Hinſicht ſeiner zu beſorgen, die da nöthig ſeyn würden, auch wenn an keine Bildung zur Tugend gedacht würde. Dieſe Dinge müſſen überall vorher abgemacht werden, ehe man bilden kann. Die Knaben in der Schule müſſen ſtill ſitzen, ehe ſie dem Lehrer zuhören; die Kinder müſſen nicht über des Nachbars Zaun klettern, denn der Nachbar will ſeine Blumen und ſein Obſt behalten; dieſe Betrachtung kommt erſt an die Reihe, ehe an die Ausbildung des Rechtsgefühls der

Kinder zu denken iſt. Alle dieſe Dinge nun faſſe ich zuſammen unter dem Namen: **Regierung der Kinder.** Und ich finde höchſt nöthig, daß die Lehre hievon abgeſondert werde von den eigentlichen pädagogiſchen Betrachtungen, weil der Erzieher nicht weiß, was er will, und ſich in ſeinem eignen Plane verwirrt, wenn ihm nicht klar iſt, wieviel von ſeinem Thun auf Bildung hinwirkt, wie viele und welche Modificationen und Zuſätze in dieſem nämlichen Thun dagegen durch die erſten Forderungen der Gegenwart beſtimmt werden. Man frage nun nicht nach einer poſitiven Definition, welche den Zweck der Regierung der Kinder veſtſtelle. **Bildung** und **Nicht-Bildung**, das iſt der contradictoriſche Gegenſatz, welcher die eigentliche Erziehung von der Regierung ſcheidet. Und zwar iſt dies eine Scheidung, nicht der Maaßregeln des Erziehers, ſondern ſeiner Begriffe, durch die er ſich ſoll Rechenſchaft geben von ſeinem Thun. Die Maaßregeln laufen vielfältig in einander; wie in allem menſchlichen Handeln, wo mehrere Motive zugleich wirken.

Regierung, Unterricht, und Zucht, das ſind demnach die drey Hauptbegriffe, nach welchen die ganze Erziehungslehre abzuhandeln iſt. Das erſte der hieraus entſtehenden drey Fächer auszufüllen, iſt für den, der mit Kindern umzugehn weiß, ziemlich leicht, nachdem einmal der Begriff ſelbſt gehörig gefaßt iſt: ich kann mich hier nicht dabey aufhalten. Bey weitem größere Schwierigkeiten erheben ſich bey der Unterrichtslehre. Dieſelbe kann nicht eingetheilt werden nach den auszubildenden Seelenvermögen, denn das ſind Undinge; noch auch nach den zu lehrenden Wiſſenſchaften, denn die ſind hier nur Mittel zum Zweck, welche, wie die Nahrungsmittel, nach den Anlagen und Gelegenheiten müſſen gebraucht, und überall wie ein völlig geſchmeidiger Stoff nach den pädagogiſchen Abſichten geſtaltet werden. Es war mein weſentliches Augenmerk bey meinem Buche, eine Pädagogik aufzuſtellen, die frey wäre von den Irrthümern der alten Pſychologie, und frey von den Gewöhnungen der Gelehrten, die ihr Wiſſen unbedingt ſo wiederzugeben pflegen, wie ſie es ſich zum gelehrten Gebrauche geordnet und geformt haben. Wäre die Graſerſche Divinitäts-Lehre ſchon erſchienen geweſen, ſo würde ich ſagen können, es ſey auch mein Zweck geweſen, die Pädagogik frey von den neueſten Einbildungen religiöſer Anſchauung darzuſtellen. — Das weſentliche nun, was in der Unterrichtslehre Abtheilungen machen kann und muß, und welches beym pädagogiſchen Gebrauche der Wiſſenſchaften überall die Zweifel entſcheidet, iſt, zuvörderſt, eine Unterſcheidung der Gemüthszuſtände, in die man durch den mannigfaltigen Unterricht den Zögling zu verſetzen trachtet, oder der verſchiedenen Arten des Intereſſe, die man ihm abgewinnen will, jene Unterſcheidung des empiriſchen, ſpeculativen, äſthetiſchen, theilnehmenden Intereſſe, die ich in meiner Pädagogik weiter ausgeführt habe. Hierüber ſtreite, wer dieſelbe anfechten will; denn ich verlange vom Pädagogen vor allen Dingen, daß er ſich in dieſer Unterſcheidung aufs ſorgfältigſte orientire, und ſich übe, darauf alles Lehren und Lernen zu beziehen. Wer das nicht thut, der mag ein trefflicher Empiriker ſeyn, ein Theoretiker iſt er in meinen Augen nicht; und das Maaß des Gebrauchs jeder Wiſſenſchaft, die Anordnung des Unterrichtes in Gymnaſien und in Bürgerſchulen, bey verſchiedenem Umfange der Hülfsmittel, zu einerley Zweck, — desgleichen die rechte Auswahl des Unterrichtes bey ſehr vorzüglichen und bey ſchwachen oder vernachläſſigten Subjecten, — dies, und noch manches Andre, wird der Empiriker ſchwerlich zu treffen wiſſen. Es hängt Alles davon ab, daß man ſtets das nämliche Gleichmaaß in den verſchiedenen Arten des Intereſſe zu erreichen ſuche, bey aller Verſchiedenheit der Umſtände und des darnach eingerichteten Verfahrens. Dieſe Regel iſt ſo allgemein, daß ſie die Bildung des weiblichen wie des männlichen Geſchlechts umfaßt, obgleich die Gegenſtände, wodurch man jedes der genannten Intereſſen aufregen ſoll, z. E. beym ſpeculativen Intereſſe, ſehr verſchieden ausfallen.

Alle dieſe Intereſſen ſollen ferner bey dem Menſchen ſo viel als möglich ſtets im Gleichgewichte ſeyn; daher taugt die gemachte Abtheilung zwar für das Mannigfaltige, was in jedem lehrfähigen Alter des Zöglings neben einander muß beſorgt werden; aber es iſt damit noch gar nichts veſtgeſetzt für das Succeſſive, für die Fortſchreitung des Unterrichts. Dazu gehört eine ganz andre Art von Abtheilung, welche zu finden man ſich in die Weiſe hineinverſetzen muß, wie das menſchliche Gemüth in ſeinen Zuſtänden wechſelt, und einen aus den andern entwickelt. Die allgemeinen Beſtimmungen hierüber ſind für jede Art des Intereſſe die nämlichen; hat man alſo die jetzt geſuchte Art der Abtheilung (wohin der Unterſchied der Vertiefung und Beſinnung gehört) aufgefunden, ſo wird dieſe und jene Theilung eine die andre durchkreuzen, die Theilungen werden ſich unter einander verflechten, indem auf jedes Theilungsglied der einen Art, alle Glieder der andern Art müſſen bezogen werden.

Daraus kann man nun ſehen, daß der Plan einer allgemeinen Pädagogik einer *Tafel mit mehrern Eingängen*, wie die Mathematiker ſagen, gleichen müſſe; und daß hier mit der gewöhnlichen Tabellen-Form wornach A in a, b, c, und dieſe wieder in α, β, γ, zerfallen, ohne nähern Zuſammenhang der Glieder von A mit denen von B, hier nichts würde auszurichten ſeyn. Dies um ſo weniger, da noch eine dritte Art von Eintheilung, nämlich die nach den eigentlichen Lehrformen, (bloß darſtellende, analytiſche, ſynthetiſche Lehrform,) ſich mit der vorigen durchkreuzen muß; daher denn der Plan der Didaktik kein anderer als dieſer werden kann: 1) Erörterung jeder Art von Eintheilung für ſich; 2) logiſch-combinatoriſche Verbindung aller Eintheilungen unter einander; nach der Methode, die ich am Ende des erſten Capitels meiner Logik (im Lehrbuch zur Einleitung in d. Philoſ., und in der Beylage zu den Hauptp. d. Metaphyſik) angegeben habe.

Soviel habe ich hier ſagen wollen über die Natur des Plans, der meiner Unterrichtslehre zum Grunde liegt. Ganz ähnlich iſt der, nach welchem die Lehre von der Charakterbildung angeordnet iſt. Wer die ſämmtlichen Eintheilungen ſich einprägt, und ihre Verflechtungen zu durchdenken ſich geübt hat, der wird, beym Ueberblick über das Ganze, eine Landcharte oder einen Grundriß vor ſich zu haben glauben, in welchem ſich für jede Art von pädagogiſcher Betrachtung ſehr leicht die Stelle finden läßt, wohin ſie gehört, ſofern ſie nicht höhere Pſychologie erfordert; als welche von keiner Pädagogik heut zu Tage kann verlangt werden, — welche aber dereinſt zu begrunden ich mir ſchon vorher zum Ziel geſetzt hatte, ehe ich daran dachte, eine Pädagogik zu ſchreiben. Dieſer *wahren* Pſychologie (denn die gemeine iſt durchgehends falſch, weil ſie nicht einmal reine Empirie enthält, ſondern überall erſchleicht, auch wo ſie bloß zu erzählen vorgiebt,) konnte ich in meiner Pädagogik nur als einer Sache erwähnen, die noch gar nicht exiſtire. Denn an die Proben, die ich neuerlich davon gegeben habe, war damals noch nicht zu denken. — Der Plan zur Pädagogik aber war, nach vorgängiger praktiſcher Uebung, Jahre lang erwogen worden, und hatte manche Ausfeilung erfahren, ehe die Feder zum Niederſchreiben angeſetzt wurde. Deſto ſchneller ging das Niederſchreiben ſelbſt. Der Plan wurde nur unvollkommen bekleidet, einiges blieb beynahe nackt und räthſelhaft ſtehen, anderes wurde weitläuftiger ausgeführt, je nachdem mehr oder weniger Hoffnung vorhanden war, dem Publicum, das meine philoſophiſchen Grundſätze nicht kannte, deutlich werden zu können. Heute wäre es mir leicht, demſelben Skelett ein ganz anderes Fleiſch zu geben; aber wie das hätte vor neun Jahren möglich ſeyn ſollen, wo mir keine Berufung auf irgend eine philoſophiſche Schrift zu Hülfe kommen konnte, wo vielmehr die Philoſophie des Zeitalters mir in jedem Puncte im Wege ſtand, — das weiß ich noch heute nicht zu ſagen. —

Und nun urtheile man, wieviel von dem ganze Buche derjenige begriffen haben möge, der daſſelbe als ein Aggregat von allerley Bemerkungen und Rathſchlägen, unlogiſch (das heißt, nicht nach A und a und α) geordnet, ankündigte. Weder mir noch den Leſern will ich Pein anthun, das langweilige, leere Gerede dieſes Mannes, das ſich durch vier Stücke der Jenaiſchen Zeitung fortſchleppt, — und nun größtentheils vergeſſen iſt, — ſo zu zergliedern, wie vorhin jene neuerliche Recenſion, die noch geiſtreich iſt in Vergleich mit jenem! Das Dociren, man weiß nicht für welche Schüler, haben beyde mit einander gemein. Nur ein

Beyſpiel: „Wir ſind der Meinung, daß ſich ohne Philoſophie von der allgemeinen Pädagogik gar nicht ſprechen laſſe, und halten dieſelbe in ihren Principien ſelbſt für Philoſophie." Ja wohl! und deshalb eben ſollte der Rec. nicht ſeine Philoſophie, ſondern die meinige, als die Quelle meiner Pädagogik aufgeſucht, und ſich die letztere daraus erklärt haben.

„Warum," heißt es weiter, „machte ſich der Verfaſſer nicht zuvor an dieſe Pſychologie, da er ihre Möglichkeit, und Schwierigkeit kennt, welches ja ſchon die halbe Arbeit iſt?" — Die halbe Arbeit! O Modephiloſoph! iſt Deine Pſychologie ſo leicht! —

„Der Verfaſſer benimmt den Erziehern alle Luſt, Erfahrungen anzuſtellen." Behüte der Himmel! Ich will nur, daß man wirklich die Erfahrungen anſtelle, wovon, wie es zu machen ſey, die Pädagogik redet; nicht aber, daß man nach einigen Jahren unüberlegter pädagogiſcher Geſchäftigkeit ſeine Routine für Erfahrung ausgebe.

„Zu bedauern iſt nur, daß der Verfaſſer nicht das richtige Verhältniß der Erziehung zum Unterricht feſtſtellte. Die Abgränzung dieſer Begriffe findet ſich weder hier (in der Einleitung) noch anders wo." Und ich bedaure, re, daß der Rec. den Wald vor den Bäumen nicht ſah. Nichts anderes iſt ſo ſorgfältig und und ausführlich als eben dies von mir nachgewieſen, das ganze Buch handelt davon, und man könnte faſt ſagen, *nur* davon. Concentrirt aber, und mit möglichſtem Nachdruck vorgetragen iſt dieſer Gegenſtand in dem erwähnten vierten Capitel des dritten Buchs. Namentlich gehört ganz unmittelbar hieher der zweyte Paragraph, überſchrieben: *Einfluß des Gedankenkreiſes auf den Charakter*, — wobey der Rec., um zu wiſſen, daß hier vom Verhältniß des Unterrichts und der Erziehung die Rede iſt, beliebe hinzuzudenken, daß der Unterricht zunächſt den Gedankenkreis, die Erziehung den Charakter bilden will. Das letzte iſt nichts ohne das erſte — darin beſteht die Hauptſumme meiner Pädagogik.

„Welche Sprache in einer Pädagogik!“ declamirt der Recenſent, wo ich von Leuten rede, die ſich verurtheilt ſehn, mit Kindern zu leben. Und welcher Verſtand eines Kritikers, rufe ich dagegen, der nicht begreift, daß hier jene unpädagogiſchen Söldlinge bezeichnet werden, die das edelſte Geſchäft für eine leidige Nothwendigkeit halten. Das ganze Folgende iſt ein Muſter von Verdrehung aus Einfalt, die zu jedem Buche einen Commentar nöthig hat, der ſie Ernſt und Ironie unterſcheiden lehre. Und dieſe Art von Einfalt — einen gelindern Namen weiß ich dafür nicht — iſt mir ſchon mehr als einmal in den Weg getreten, zum Theil mit groben Anſchuldigungen.

„Der Erzieher wird nie Polizeydiener.“ Dieſe Bemerkung könnte vielleicht hie und da nützlich ſeyn, wo man das Erziehungsgeſchäft unter einer Maſſe von polizeylichen Formen zu Boden drückt, die in der Kinderwelt einen ſehr beſchränkten Nutzen haben. Gegen mich iſt dieſelbe Bemerkung darum gerichtet, weil der Rec. nicht zuſammenreimen kann, wie die Motive des Regierers und die Motive des Erziehers ſich zu Einer pädagogiſchen Thätigkeit verbinden laſſen, ſondern ſich in den Kopf ſetzt, es ſolle eine Regierungs- und eine Erziehungs-Hälfte“ geben. Dieſer Unſinn iſt geworden aus meinem, gar nicht neuen, ſondern jedem Pädagogen bekannten Gedanken (wenn auch der Ausdruck fremd klingen ſollte): daß in früheren Jahren die Regierung, in den ſpäteren jene feinere Behandlung, die ich Zucht nenne, das Uebergewicht habe.

„Der Verfaſſer hat gar keinen veſten Punct, von dem er ausgeht.“ Ich beziehe mich auf die vorangeſchickte Rechenſchaft über den Plan meines Buchs.

„Wie kann der Erzieher, ohne allwiſſend zu ſeyn, wiſſen, welche Zwecke der Zögling künftig ſich ſelbſt als Mann ſetzen wird!“ — Und wie populär iſt die Weisheit, womit der Recenſent ſeinen Autor zu Boden ſchlagen will! Uebrigens kann dieſer Recenſent nicht beſſer leſen, als jener des Lehrbuchs zur Einleitung in d. Philoſ. Sonſt hätte er S. 83 meines Buchs geleſen, daß ich dort eine Frage, die jene ſchon ſtillſchweigend vorausſetzt, aufwerſe und beantworte. Das Objective dieſer Zwecke, ſo lautet die Antwort, als Sache der bloßen Willkühr, hat für den Erzieher gar kein Intereſſe. Das Wollen ſelbſt, die Activität, kommt in Betracht, — und die pünctliche Auflöſung der Frage giebt die Lehre von der Idee der Vollkommenheit, in der praktiſchen Philoſophie.

„Es kann keinen unglücklichern Gedanken geben als dieſen,“ — den der Recenſent nicht verſteht, indem ihm nicht einfällt, daß es ein Gedanke ſey, dem nähere Beſtimmungen noch den übrigen praktiſchen Ideen vorbehalten ſind.

„Wir hören, im geraden Widerſpruche mit dem Vorigen (?) daß das Objective dieſer

Zwecke für den Erzieher kein Intereſſe habe.“ — O Wunder! der Recenſent hat wirklich geleſen, und doch ſeinen vorigen grundloſen Tadel nicht wieder ausgeſtrichen? ? ? Wohlan! ſo bleibt auch meine Gegenbemerkung ſtehn! Im übrigen gebe ich hiemit die authentiſche Erklärung über mein Buch, daß ich die Idee der Vollkommenheit niemals anders, als auf die angegebene Weiſe gedacht, und auf Pädagogik bezogen habe.

„Hätte der Verfaſſer den alleinigen Zweck ins Auge gefaßt, und daraus die ganze Erziehungslehre entwickelt: ſo würde Anlage und Ausführung ganz anders ausgefallen ſeyn.“ Umgekehrt! der Verfaſſer hatte den alleinigen Zweck, die Tugend, ſehr ſorgfältig ins Auge gefaßt; und gerade darum, nämlich weil er dieſen Einen Zweck äußerſt vieltheilig und vielbefaſſend fand, wurde Anlage und Ausführung ſo, wie ſie iſt.

Mit der Recenſion bin ich nun über die Hälfte derſelben gekommen; dieſe aber iſt mit dem Buche noch nicht über die vorbereitenden Betrachtungen hinaus. Zwey volle Stücke der Jenaer Zeitung ſind angefüllt mit einem klaren Nichts. Die erſte Seite des dritten Stücks ſagt auch Nichts, als daß der Recenſent Nichts verſtanden hat. Warum denn recenſirte der Mann? Ohne Zweifel, weil ſein Verſtehen der Maaßſtab der Dinge iſt! Uebrigens, ſollte ich denken, wäre ohne Mühe zu verſtehen, daß, wo Vielſeitigkeit ſeyn ſoll, da ein vielfältiges Uebergehn von Gegenſtand zu Gegenſtand, ein vielfältiges Wechſeln der Gemüthslage vorkommen muß; daß aber dieſer Wechſel, um nicht Zerſtreuung zu werden, zur Sammlung des Geiſtes, — daß die Vertiefungen in vieles Verſchiedene, zur Beſinnung an alles mit einander zurückkehren ſollen; — daß alſo die verlangte Vielſeitigkeit des Intereſſe ſowohl der Vertiefungen als der Beſinnung bedarf. Und dies iſts, was der Recenſent nicht begreift, obgleich es in meinem Buche deutlicher entwickelt iſt, als hier in der Kürze geſchehen kann.

Das Nichts und wieder Nichts verlängert ſich in der Recenſion dermaaßen, daß ich mich wohl an den alten Spruch erinnern muß: Aus Nichts wird Nichts; und ich könnte mich hiemit in der That verabſchieden, wenn ſich nicht für die abſolute Nichtigkeit dieſer Recenſion noch ein ſchöner Beweis in folgender Stelle fände:

„Die Reſultate werden auf folgende Art angegeben: „„Allgemein ſoll der Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philoſophiren.

In Sachen der Theilnahme ſey er anſchaulich, continuirlich, erhebend, in die Wirklichkeit eingreifend."" „Warum er ſo und nicht anders, und nicht weniger oder mehr thun und ſeyn ſoll, wird wieder nicht bewieſen, ſondern es wird bloß geſagt, daß man dieſe Worte leicht deuten werde. Heißt das aber einen Gegenſtand wiſſenſchaftlich behandeln?"

Dieſe Probe von Recenſion dient ſtatt aller.

Die Worte: zeigen, verknüpfen, lehren, philoſophiren beziehen ſich auf: Klarheit, Aſſociation, Syſtem, Methode, welche im erſten Capitel entwickelt waren. Die Worte: anſchaulich, continuirlich, erhebend, und in die Wirklichkeit eingreifend, ſind hier Zeichen der vier Begriffe: Merken, Erwarten, Fordern, Handeln, welche im zweyten Capitel ihre Stelle gefunden hatten. Daß ſie hier als Zeichen von denſelben ſollen gebraucht werden, iſt zu ſehen aus S. 176, wo geſagt iſt, daß bey der Bildung der Theilnahme auch die höhern Stufen, zu welchen ſich eine menſchliche Regung erheben kann, nämlich Fordern und Handeln, in Betracht kommen; während für andre Theile der Bildung es beym Merken und Erwarten ſein Bewenden hat.

Nun ſind die angegebenen Worte die ganz nothwendigen *Zeichen der Verknüpfung deſſen*, was in den Tabellen von S. 232 bis S. 261 vorkommt, wo alles vorhergehende unter ſich combinatoriſch verarbeitet wird, — *mit* den erſten beyden Capiteln, welche die allgemeinſten formalen Beſtimmungen des Unterrichts enthalten. Z. E. S. 232 ſteht: das *Zeigen* der Dinge geht allem voran. Hier ſoll bey dem Worte *zeigen* alles hinzugedacht werden, was im erſten Capitel über Klarheit der Auffaſſungen, in welche der Zögling ſich vertiefen ſoll, iſt geſagt worden.

Wer alſo dieſe Worte nicht zu deuten weiß, — das heißt, wer ſo nachläſſig geweſen iſt, ſich um den Plan des Buchs gar nicht zu bekümmern, ſondern ſchlechthin zu entſcheiden: *wo ſich meinen blöden Augen nicht gleich ein Plan aufdringt, geſtaltet nach meinen alten Angewöhnungen, da iſt auch kein Plan:* — wer, ſage ich, dieſe Brücke nicht zu betreten weiß, welche das nöthige Communicationsmittel aller Theile unter einander darbietet;

Der hat hiemit als Recenſent ſein eignes Urtheil geſprochen!

Wenn es nöthig wäre, dieſem Urtheil noch etwas hinzuzuſetzen, ſo würde ſich dazu der Umſtand darbieten, daß jenes eben erwähnte vierte Capitel des dritten Buchs, dasjenige, welches ganz eigentlich dazu beſtimmt iſt, Licht auf das Ganze zu werfen, — von dieſem Recenſenten, der alle die vorbereitenden Betrachtungen im erſten Buche aufs gewaltſamſte auseinanderzerrt, um plaudern zu können, — bloß den Rubriken nach iſt angeführt worden; mit der einzigen Bemerkung, die das Ganze krönt: es ſeyen das Begriffe, die der Pſychologie und Moralphiloſophie anzugehören ſchienen, und welche hier größtentheils in gar keiner Beziehung auf Pädagogik aufgeſtellt ſeyen.

Und nun frage ich noch einmal: wie hat die Redaction der Jenaiſchen Literaturzeitung eine Recenſion können abdrucken laſſen, aus der von allen Seiten nur der eine, einzige, durchdringende Laut in die Ohren tönt: ich verſtehe den Verfaſſer nicht! ! !

Doch, mit der Redaction habe ich bey dieſer Gelegenheit noch ein Wörtchen zu reden, das nicht nur mich, ſondern auch meinen wackern, ehemaligen Univerſitäts-Genoſſen Köppen in Landshut, und, wenn man will, ſämmtliche Profeſſoren der Philoſophie auf allen Deutſchen Univerſitäten betrifft. — Aus dem Schluſſe der Recenſion habe ich oben ſchon angeführt, daß in demſelben von Vorträgen auf öffentlichen Lehrſtühlen die Rede iſt, und von der Nachbeterey der jungen Studirenden, und von Abwendung jedes nachtheiligen Einfluſſes, der eine ſo wichtige Wiſſenſchaft, wie die Pädagogik, treffen könnte. Dies, ſollte man denken, ſey das Höchſte in ſeiner Art. Nein! die Jenaiſche Literaturzeitung ſchreitet fort, ſie übertrifft ſich ſelbſt. Man ſehe den May 1814 No. 83. Da iſt die Rede von einem Herrn Friedr. Schafberger, welcher die „höchſt nachtheiligen Folgen der Köppenſchen Lehre“ ſoll auseinandergeſetzt haben. Der Recenſent fährt fort: „Sie ſind eben ſo traurig, als wahr; und wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluß die öffentlichen Lehrer der Philoſophie auf die ganze künftige Denk- und Handlungs-Weiſe ihrer Zöglinge ausüben: ſo kann man nicht umhin, von Herzen zu wünſchen, daß bey der Auswahl derſelben nur allein die durch Wiſſenſchaft und Charakter beſtimmte Würdigkeit entſcheide, und jeder untüchtig Befundene abgewieſen, oder ſchleunigſt wieder entfernt werde.“

Man ſieht, es handelt ſich hier um Amt und Brod! Es iſt Zeit, daß die Profeſſoren der Philoſophie, wenn ſie des Verhältniſſes mit ihren Obern nicht recht ſicher ſeyn ſollten, ſich bey ihren Rechts-Conſulenten erkundigen, unter welchen Umſtänden, und in welchen Formen ſie nöthigenfalls den Herrn Redacteur der Jenaiſchen Litteraturzeitung mit einer Diffamations-Klage, oder etwas ähnlichem, belangen könnten.

Was mich anlangt, ſo mag immerhin nächſtens ein Recenſent in jenem Blatte mit unverblümten, dürren Worten auf meine Abſetzung vom Amte antragen: ich werde den Herrn geheimen Hofrath Eichſtädt darum doch nicht mit einem gerichtlichen Handel beſchweren. Des Schutzes meiner hohen, erleuchteten Obern halte ich mich verſichert: und der eben genannte Herr, dem das Urtheil des Publicums ohne Zweifel auch etwas gilt, wird nun wohl im Stillen etwas behutſamer darauf achten, daß nicht ſeine Beurtheilung des literariſch Schicklichen durch den Eifer der Recenſenten in ein zweifelhaftes Licht geſtellt werde. Nur darum möchte ich denſelben ergebenſt bitten, künftig etwas feinere Künſte gegen mich ſpielen zu laſſen, damit der Federkrieg, zu dem man mich nöthigt, mir ſtatt der Langenweile doch etwas Unterhaltung gewähre. Geiſtreiche Recenſionen werde ich allemal verdanken, und bittere Kritiker niemals fürchten; denn alle Welt weiß, daß dieſelben von Männern herrühren, die ihr eignes Syſtem lieb haben, und ſich gegen ein neues ſo lange ſträuben wie ſie können.

Herr Regierungs-Rath Jachmann zu Gumbinnen, ehedem Director eines Gymnaſiums zu Jenkau bey Danzig, der ein großes und leeres Gefäß öffentlich hingeſtellt hat, welches der Aufſchrift gemäß eine Recenſion meiner Pädagogik enthalten ſoll, wird nun vermuthlich, nachdem die nöthigen Aufſchlüſſe ihm dargeboten worden, das Gefäß auszufüllen ſorgen, — mit andern Worten, er wird mein Buch zum zweytenmal recenſiren. Dieſes iſt in der That ſehr wohl thunlich, aus zweyen Gründen: Erſtlich, ich erkläre hiemit, — was man vorauszuſetzen nicht berechtigt war, — daß ich meine Pädagogik, in Hinſicht ihres weſentlichen Inhalts, völlig wie ein nur eben jetzt erſt aus meiner Feder gekommenes Buch zu betrachten bitte, und daß mich der Tadel, welcher die Diction und Darſtellung in manchen Puncten treffen kann, im geringſten nicht verdrießen ſoll. Zweytens, der Herr Regierungs-Rath wird hierin die beſte Gelegenheit finden, jene Unbehutſamkeit zu verbeſſern, die in dem Selbſtvertrauen lag, als werde die Beurtheilung meines Buchs ihm zu eben der Zeit gelingen, da er noch die Empfindlichkeit über die Herausgabe eines Theils der Krauſiſchen Manuſcripte im Herzen trug. Zwar, derſelbe hat im geringſten nicht Urſache, mir darüber zu zürnen, indem ich nichts erbeten hatte, ſondern bloß einem höhern Winke ehrfurchtsvoll gehorchte. Allein der Herr Regierungsrath weiß ſehr wohl, daß hieraus ihm der Verdacht der Partheylichkeit erwachſen iſt; und der Verdacht war eben ſo natürlich wie die Sache ſelbſt: denn es kann dem ſoliden Manne begegnen, unter ſolchen Umſtänden nur eine windige und aufgeblaſene Recenſion zu Stande zu bringen. —

Der Modephiloſophie im Allgemeinen wünſche ich noch mit ein paar Worten zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, ihr Unrecht zu thun. Sie iſt eine natürliche menſchliche Schwäche, und gutartig in ihrem Urſprunge. Dem Total-Eindruck der gangbaren Syſteme giebt der, welcher vor Allem mit ſeinem Zeitalter fortzugehen wünſcht, eben ſo nach, wie wir im täglichen Leben den ſinnlichen Eindrücken nachgeben. Und wenn derſelbe aus der modernen Literatur ſich gerade die philoſophiſchen Schriften mit Vorliebe auswählt, ſo liegt dabey ohne Zweifel eine, wenn auch noch ſo dunkle

Ahndung von der Würde der Wiſſenſchaft zum Grunde. Demnach iſt das Philoſophiren nach der Mode immer noch beſſer als der leidige Empirismus, der ſich um das Ueberſinnliche gar nicht kümmert, und als die entſchiedene Schwärmerey, die ſich von allem Nachdenken losſagt. —

Das Publicum endlich bitte ich dieſe kleine Streitſchrift nicht mit gar zu ungünſtigem Auge zu betrachten. Jede Lebensart hat ihr Ungemach; die meinige ſetzt mich unaufhörlichen Anfechtungen aus, bey denen ich nicht ganz müſſig bleiben kann. Die Wahrheit zeigt ſich überall begleitet von Misverſtändniſſen, und wir können den Kern der Weisheit nicht erlangen, wenn unſre gar zu zarten Ohren ſich vor dem Geräuſch fürchten, was das Aufbrechen der Schalen unvermeidlich verurſacht.

Beym Verleger dieſes ſind in der vorigen Oſtermeſſe noch folgende Schriften erſchienen:

Blochmann, C. E. E., Begleitungen zum Leben, oder Verſuche im Dichten und Denken. 8. 1811. 1 thlr. 18 gr.

Herbarts, Joh. Fried., Lehrbuch zur Einleitung in die Philoſophie, gr. 8. 1814 20 gr.

Hüllman, K. D., Anfänge der griechiſchen Geſchichte. gr. 8. 1814 1 thlr. 8 gr.

Kochbuch, Preußiſches, für Frauenzimmer, die Hausweſen und Küche mit mögligſt geringer Mühe und Koſten ſelbſt verwalten wollen. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. 1814. 1 thlr. 12 gr.

Metzger, Joh. Dan., Syſtem der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft. 4te vom Geh. Hofrathe und Prof. Gruner vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. gr. 8. 1814. 2 thlr.

Druckfehler.

Seite 7 Zeil: 8 von unten: ſtatt Motive leſe man Materie.
— 11 — 10 am Ende: ſtatt des Comma ein Punctum.
— 12 — 4 ſtatt um l. nun.
— 16 — 5 — das l. daß.
— 17 — 7 — des l. der.
— — — 15 — Selbſterhaltung l. Selbſterhaltungen.
— 28 — 5 v. u. ſt. Niemanden l. Niemandem.
— 30 — 9 v. u. ſt. in l. im.
— — — 1 v. u. ſt. einen l. einem.
— 34 — 12 v. u. ſt. Schakeſpeare l. Shakeſpeare.
— 39 — 13 ſt. Verbindung l. Verbindung.
— 41 — 2 v. u. ſt. nno l. uns.
— 43 — 12 ſt. Hirngeſpinſten l. Hirngeſpinſte.
— 45 — 5 von unten, und
— 46 — 4. fehlen die Häckchen, wodurch die dazwiſchen eingeſchloſſenen Worte als Anführung aus einem andern Buche ſollten bezeichnet werden.

Seite 47 Zeile 4 ſt. vom willkührlichen Dingen lies vom willkührlichen Denken.
— 51 — 7 ſt. meiner l. einer.
— 52 — 10 — ſich l. ſich nicht.
— — — 16 — Urtheil l. Unheil.
— 53 — 17 — Kämmtrlein lies Kämmerlein.
— — — 22 — geigen l. zeigen.
— 60 — 6 v. u. ſt. dargeſtellt l. dergeſtalt
— 64 — 12 muß das Wort: nicht, ausgelöſcht werden.
— 90 — 2 ſtatt Diffammation l. Diffamation.
— 91 — 1 ſt. Kritiker l. Kritiken.
— 92 — 12, zwiſchen kann und dem iſt auch einzuſchalten.
— 93 letzte Zeile, ſt. verurſucht l. verurſacht.

Die Menge der Druckfehler iſt der Entfernung des Druckortes (Leipzig) von dem Wohnorte des Verfaſſers zuzuſchreiben.

Ueber die
Möglichkeit und Nothwendigkeit,
Mathematik auf Psychologie
anzuwenden.

Von

Johann Friedrich Herbart,

Professor der Philosophie zu Königsberg.

Königsberg, 1822.
Bey den Gebrüdern Bornträger.

Vorwort.

Es trifft sich zuweilen, dass leicht hingeworfene Aufsätze glücklicher sind im Publicum, als gründliche Abhandlungen, besonders wenn es darauf ankommt, von neuen Theorien die ersten Grundbegriffe bekannter und geläufiger zu machen. Auf ein solches Gerathewohl hin lasse ich diese Blätter abdrucken, deren Haupttheil in der letzten Sitzung der hiesigen königl. deutschen Gesellschaft mit gefälliger Aufmerksamkeit angehört wurde. Meine ursprüngliche Absicht war dies, eine zur wissenschaftlichen Unterhaltung bestimmte Stunde passend auszufüllen; hiedurch fand ich mich in Form und Materie beschränkt. Allein man lieset schneller, als ein mündlicher Vortrag gesprochen wird; um nun den Lesern ebenfalls für eine Stunde Beschäftigung darzubieten, habe ich Anmerkungen hinzugefügt; und dies gewährte mir zugleich den Vortheil, mich über manches ausführlicher äussern zu können. Unter die Anmerkungen hat der Zufall eine polemische gemischt, die meine allgemeine praktische Philosophie betrifft; ein schon im Jahre 1808 herausgegebenes Buch, das aber noch heute meine Ueberzeugung treulich ausspricht, und das ich in eben dem Maasse deutlicher und vollständiger werde vertheidigen können, wie meine psychologischen Darstellungen weiter vorrücken. Praktische Philosophie und Psychologie stehn in solcher Verbindung, dass jede von den Fehlern der andern leiden muss, und beyde nur wechselsweise davon können gereinigt werden. Zuerst muss man wissen, dass die Principien der erstern nicht in Geboten, sondern in willenlosen Urtheilen bestehn; sonst sucht man in der zweyten nach einer gebietenden praktischen Vernunft als einem Grundvermögen der menschlichen Seele, welches die Psychologie nicht nachweisen kann, weil es nicht existirt. Dann muss man in der Psychologie den menschlichen Geist in seinem Fortschreiten von den niedrigsten bis zu den höhern Stufen gleichsam beobachtet haben; sonst behalten die sittlichen Urtheile, Gefühle, Ueberlegungen, Entschlüsse, Regeln, Grundsätze und Systeme immer etwas Geheimnissvolles, welches so lange die Ueberzeugung stört und irrt, wie lange man nicht ein Jedes von dem Allen an seinem rechten Orte erblickt, wo es sich natürlich bildet, und eben darum sich in seinem wahren Werthe behaupten kann. Kein Wunder, dass Theologen, die von den wissenschaftlichen Untersuchungen über diese Gegenstände keinen Begriff haben, sich in ängstliche

Grübeleyen über den Ursprung des Bösen verlieren; wenn sie aber bis zu dem anmaassenden Klageruf fortschreiten, „unkräftig sey alles, was die Philosophen statt des Christenthums geben,“ so bleibt nichts übrig, als sie ernstlich zurechtzuweisen; denn ihre Gespensterfurcht ist nicht blos ansteckend, sondern sie kann selbst die Quelle von vielem Bösen werden. Indessen sind sie in so fern zu bedauern, als zu ihren andern Träumen auch noch der von Philosophen kommt, die statt des Christenthums Etwas (ich weiss nicht was) geben wollen; finden sie einen, dem ein solches Project im Kopfe steckt, so dürfen sie ihn sicher für einen Phantasten halten;

denn als Philosoph würde er ganz andere Geschäfte zu besorgen haben.

Mit der reifsten Ueberzeugung und dem tiefsten Gefühle, dass gerade dasjenige Geschäft, welchem ich nicht blos dies Büchlein, sondern seit Jahren meine besten Kräfte gewidmet habe, zu den nothwendigsten und dringendsten gehört, die jemals in der wissenschaftlichen Welt können unternommen werden, verbinde ich zugleich das, manchmal niederschlagende, Bewusstseyn, dass ich mich glücklich schätzen muss, wenn ich es nur so weit bringe, anzufangen, was ich Andern zur Vollendung werde überlassen müssen. Und zu meinem grossen Schmerze sehe ich: unsre Zeit hat zwar Kräfte genug zum Vollbringen, aber diese Kräfte sind zersplittert, statt dass frühere Jahrhunderte sie wenigstens zuweilen vereinigt sahen. Jetzt sind hier Mathematiker, und dort sind Philosophen; — als ob man, ohne beydes zugleich zu seyn, ein ächter Wahrheitsforscher seyn könnte! Unsre heutige Mathematik ist so reich, so ausgedehnt, dass sie ihren Verehrern nicht Zeit gönnt, noch etwas Anderes zu bedenken. Von unsern philosophischen Schulen hat die eine so viel zu phantasiren, zu combiniren, zu deuten, und zu polemisiren, dass sie zum Untersuchen nicht kommt; eine andre schwelgt in Gefühlen, und wiegt sich mit Einbildungen von der

Nichtigkeit aller Demonstration in einen süssen Schlaf; eine dritte, freyer von Urtheilen als jene beyden, ist so ungelenkig, so steif und starr, dass sie immer dasselbe wiederholt und nie von der Stelle kommt. Unterdessen wächst der Empirismus wie Unkraut; und wo ein Streben nach dem Höhern rege wird, da fehlt die rechte Zucht, und alle Verführung der Schwärmerey findet leichtes Spiel mit Köpfen voll ungeordneter Gedanken.

Man kann das Zeitalter nicht wählen, in dem man leben und wirken möchte; ich gebrauche meine Tage nach Gelegenheit und Kraft; wie Andre das benutzen werden, was ich darbiete, das fällt ihrem Willen und ihrer Verantwortung anheim.

Ueber die

Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden.

Vorgelesen in der Königl. Deutschen Gesellschaft
am 18. April 1822.

Höchstgeehrte Anwesende!

Da uns die Königliche Deutsche Gesellschaft den bequemsten und schicklichsten Vereinigungspunct darbietet, um uns von der Richtung unserer wissenschaftlichen Nachforschungen gegenseitig in Kenntniss zu setzen: so habe ich geglaubt, für die heutige Sitzung, in welcher mir die Ehre Ihrer geneigten Aufmerksamkeit zu Theil wird, von der günstigen Gelegenheit Gebrauch machen, und einen Gegenstand ankündigen zu dürfen, der freylich abstract scheinen mag, der jedoch gewiss von allgemeinem

Interesse ist. Sokrates wird von allen Jahrhunderten gelobt, dass er die Philosophie vom Himmel zur Erde und zu den Menschen herabgerufen habe; wenn er aber heute, wieder erstanden und bekannt mit dem Zustande unserer Wissenschaften, noch einmal zum Himmel hinaufblickte, um von dort etwas heilsames für die Menschen herunter zu holen, so würde er da oben weit weniger die heutige Philosophie, als die Mathematik, geschäftig, und in ihren Bemühungen mit dem glücklichsten und glänzendsten Erfolge gekrönt finden. Da möchte es ihm denn wohl einfallen zu fragen: „Saget mir, o ihr Vortrefflichen, was ist besser, die Seele oder das Körperliche? Was ist Euch wichtiger, die Nutation der Erdaxe oder das Schwanken Eurer Meinungen und Neigungen? Was ist Euch nöthiger, die Stabilität des Sonnensystems oder die Befestigung Eurer Grundsätze und Sitten? Wovon leidet Ihr mehr, von den Perturbationen der Planeten oder von den Revolutionen Eurer Staaten? — Und wenn die Mathematik ein so vortreffliches Werkzeug Eurer Nachforschungen ist, warum versucht Ihr denn nicht, es zu brauchen bey dem, was Euch das Wichtigste und Nöthigste ist? Oder wenn die Mathematik bey Euch im höchsten Ansehen steht, so dass Ihr geneigt seyd, sie allen andern Wissenschaften vorzuziehen: warum verurtheilt Ihr sie denn, entweder solche Gegenstände zu bearbeiten, die Euch so ferne stehen, dass sie noch kaum die Neugierde einiger wenigen Gelehrten reizen können, oder so nahe bey Euren gemeinsten sinnlichen Bedürfnissen und Wünschen, dass die Beschäftigung damit fast zu der niedrigen Klasse der banausischen Künste herabsinkt?“ Wenn Sokrates so fragte: wollten wir ihm etwa antworten, die Mathematik arbeite ja auch in unsern Zeughäusern, und vor den Wällen belagerter Städte? Sie lehre uns, den menschlichen Kunstfleiss nicht blos zu beleben, sondern auch zu zerstören? So möchten wir doch wohl nicht wagen, uns dem Spotte des bekanntlich sehr ironischen Mannes Preis zu geben. Doch mit welchem Netze von Fragen er uns umstricken, und wie künstlich er uns aus unsern gewohnten Vorstellungsarten heraus winden und ziehen würde: wer möchte es wagen, geehrteste Anwesende, das darzustellen? Wenigstens ich wage es nicht; und um desto weniger, da etwas Anderes mir näher liegt, als die Art, wie sich etwa Sokrates über unsere beschränkte Anwendung der Mathematik wundern würde. Mir ist es nämlich nicht unbekannt geblieben, dass man sich über meine Versuche, der Mathematik ein Geschäft in der Psychologie zu geben, gewundert hat, und dass diese Verwunderung ganz kürzlich durch die von mir herausgegebene Abhandlung, über das Maas und die allgemeinsten Bedingungen der Aufmerksamkeit *), von neuem ist angeregt worden. Je geringer nun die Anzahl der Leser eines Aufsatzes seyn wird, der eine verwickelte Differentialgleichung behandelt: desto mehr muss ich darauf gefasst seyn, dass man es dabey lassen wer-

---

*) De attentionis mensura causisque primariis. Regiomonti, 1822.

de sich zu wundern, ohne sich genauer um die Sache zu bekümmern. Deshalb habe ich mich entschlossen, einmal in anderer Sprache, als in algebraischen Zeichen, einen kurzen Bericht über mein Unternehmen abzustatten; ein Unternehmen, dessen erste Anfänge noch in die letzten Monate des achtzehnten Jahrhunderts fallen, ja dessen Keim ich eigentlich noch früher, in der Fichteschen Schule fand; (1) und womit ich seitdem, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, beschäftigt war, (2) jetzt aber von neuem mit der ernstlichen Absicht beschäftigt bin, nicht eher abzulassen, als bis ich meine Vorarbeit geübtern Mathematikern zur Fortsetzung darbieten kann. In dem Bericht über dieses mein Unternehmen werde ich die Scheingründe, von denen die vorerwähnte Verwunderung herrührt, voranstellen; und erst nach deren Beantwortung hoffe ich geneigtes Gehör für die Nachweisung, dass Mathematik auf Psychologie anzuwenden, möglich, und dass es nothwendig sey. (3) Eine kurze Bemerkung darüber, dass diese meine Untersuchung sich in der That nicht blos auf Psychologie beschränkt, sondern dass sie entferntere Beziehungen auf Physiologie und auf die gesammte Naturwissenschaft hat, soll den Beschluss machen.

Der erste von den Scheingründen, die mir entgegenstehen, ist seiner wahren Natur nach nichts anders, als die alte Gewohnheit; den Worten nach aber lehnt er sich an eine völlig unwahre Behauptung. Man hat nie gehört, dass die Mathematik anders angewendet sey, als auf Gegenstände, die entweder selbst räumlich sind, oder sich doch räumlich darstellen lassen; z. B. auf Kräfte, die mit gewissen Entfernungen wachsen oder abnehmen, und deren Erfolge man messen und scharf beobachten kann. Man sieht aber nicht ein, welches Maassstabes sich Jemand bedienen könnte, um das Geistige in uns, das Wechselnde in unsern Vorstellungen, Gefühlen und Begierden, seiner Grösse nach zu bestimmen und zu vergleichen. Unsre Gedanken sind schneller, wie der Blitz; wie sollten wir ihre Bahn beobachten und verzeichnen? Die menschlichen Launen sind so flüchtig wie der Wind, die Stimmungen so ungewiss wie das Wetter; wer kann hier gegebene Grössen finden, die sich unter das Gesetz einer mathematischen Regelmässigkeit bringen liessen? Wo man nun aber nicht messen kann, da kann man auch nicht rechnen; folglich ist es nicht möglich, in psychologischen Untersuchungen, sich der Mathematik zu bedienen. — So lautet der Syllogismus, welcher sich aus dem Kleben an dem Gewohnten und aus einer augenscheinlichen Unwahrheit zusammensetzt. Es ist nämlich, um beym letzten anzufangen, ganz falsch, dass man nur da rechnen könne, wo man zuvor gemessen hat. Gerade im Gegentheil! Jedes hypothetisch angenommene, ja selbst jedes anerkannt unrichtige Gesetz einer Grössenverbindung lasst sich berechnen; und man muss bey tief verborgenen, aber wichtigen Gegenständen sich so lange in Hypothesen versuchen, und die Folgen, welche aus denselben fliessen würden, so genau durch Rechnung untersuchen, bis man findet, welche von den verschiedenen Hypothesen mit der Erfahrung zusammen trifft. So versuchten die ältern Astronomen excentrische Kreise, und Kepler versuchte die Ellipse, um darauf die Bewegungen der Planeten zurückzuführen, der nämliche verglich die Quadrate der Umlaufszeiten mit den Würfeln der mittlern Entfernungen, ehe er deren Uebereinstimmung fand; desgleichen versuchte Newton, ob eine Gravitation, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, hinreiche, den Mond in seiner Bahn um die Erde zu erhalten; hätte aber diese Voraussetzung nicht genügt, so würde er eine andre Potenz, etwa den Würfel oder die vierte oder fünfte Potenz der Entfernung zum Grunde gelegt, und die Folgen daraus abgeleitet haben, um sie mit den Erfahrungen zu vergleichen. Das eben ist die grösste Wohlthat der Mathematik, dass man lange vorher, ehe man hinreichend bestimmte Erfahrungen besitzt, die Möglichkeiten überschauen kann, in deren Gebiet irgendwo die Wirklichkeit liegen muss: daher man denn auch sehr unvollkommene Andeutungen der Erfahrung benutzen kann, um sich mindestens von den gröbsten Irrthümern zu befreyen. Lange vorher, ehe ein Vorübergehn der Venus vor der Sonne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe diente, suchte man den Augenblick zu treffen, wo der Mond von der Sonne halb erleuchtet ist, um aus gemessenem Abstande beyder Himmelskörper die Entfernung der Sonne zu finden. Das war nicht möglich; denn alle unsre Zeitmessung ist aus psychologischen Gründen viel zu grob, als dass der verlangte Augenblick hätte können genau genug bestimmt werden; allein dennoch gewann man hiedurch die Einsicht, dass die Sonne ein paarhundert mal so weit zum wenigsten entfernt seyn müsse, als der Mond. Dies ist ein sehr einleuchtendes Beyspiel, dass auch eine höchst vollkommne Grössenschätzung, da wo keine scharfe Beobachtung möglich ist, sehr belehrend werden kann, wenn man sie nur zu benutzen weiss. Und war es etwan nothwendig, für unser Sonnensystem den Maassstab zu besitzen, um seine Ordnung im Allgemeinen kennen zu lernen? War es (dass ich aus einer andern Gegend ein Beyspiel nehme) nicht eher möglich, die Gesetze der Bewegung zu erforschen, ehe man die Fallhöhe in der Sekunde an einem bestimmten Orte auf der Erde genau kannte? Nichts weniger. Solche Erforschungen der Grundmaasse sind an sich sehr schwierig, aber glücklicherweise bilden sie Untersuchungen von eigener Art für sich allein, auf welche die Kenntniss der wichtigsten Grundgesetze gar nicht nöthig hat zu warten. — Einladend freylich ist das Messen zum Rechnen, und jede leicht bemerkliche Regelmässigkeit gewisser Grössen ist ein Reiz für die mathematische Untersuchung. Umgekehrt, je weniger Symmetrie in den Erscheinungen, desto mehr verspätet sich der wissenschaftliche Fleiss. Bewegten sich die Himmelskörper in merklich widerstehenden Mitteln, oder wären die Massen nicht so klein gegen die Distanzen, so wäre vielleicht die Astronomie nicht weiter, wie jetzt die Phychologie; und jene würde sich alsdann nicht einmal, gleich dieser, wegen des Mangels an Schärfe der Beobachtungen durch die Menge derselben zu entschädigen hoffen können.

Ein zweyter Einwurf soll sich darauf gründen, dass die Mathematik nur Quantitäten behandelt; die Psychologie aber Zustände und Thätigkeiten von sehr verschiedener Qualität zum Gegenstande hat. Wollte ich diesen Scheingrund ganz ernsthaft widerlegen, so würde ich davon ausgehen, metaphysisch nachzuweisen, dass die wahren, eigentlichen, ursprünglichen Qualitäten der Wesen uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung sind; (4) dass dagegen, wo wir in der gemeinen Erfahrung Qualitäten wahrzunehmen glauben, der Grund davon oft blos quantitativ ist; wie z. B. wir ganz verschiedene Töne hören, aus denen sich noch weit mehr verschiedene Consonanzen und Dissonanzen zusammensetzen lassen, während blos längere oder kürzere Saiten schneller oder langsamer schwingen. Aber so tief will ich mich für jetzt nicht einlassen. Denn es liegt mir hier Nichts daran, den Satz zu beweisen, dass in der menschlichen Seele gar keine Mannigfaltigkeit ursprünglicher Vermögen existirt; das Vorurtheil von innerer qualitativer Vielheit in Einem Wesen mag hier ganz unangefochten bleiben, obgleich es zu den ersten Bedingungen wahrer Erkenntniss gehört, dass man sich davon losgerissen habe. Für jetzt genügt es zu sagen, dass, wie viel eingebildete Qualitäten auch Jemand in der Seele unterscheiden möchte, er dennoch nicht abläugnen könne, dass es ausserdem eine unendliche Menge von quantitativen Bestimmungen des Geistigen gebe. Unsere Vorstellungen sind stärker, schwächer, klärer, dunkler; ihr Kommen und Gehen ist schneller oder langsamer, ihre Menge in jedem Augenblick grösser oder kleiner, unsere Empfänglichkeit für Empfindungen, unsere Reizbarkeit für Gefühle und Affecten schwebt unaufhörlich zwischen einem Mehr oder Weniger. Diese und unzählige andere Grössenbestimmungen, welche bey den geistigen Zuständen augenscheinlich vorkommen, hat man sehr mit Unrecht für Nebenbestimmungen des Wesentlichen gehalten, und dies ist der wahre Grund, weshalb man die strenge Gesetzmässigkeit dessen, was in uns vorgeht, nicht entdecken konnte. Dass die vermeinten Nebenbestimmungen gerade die Hauptsache sind, kann ich hier in der Kürze nur an einem einzigen auffallenden Beyspiele deutlich machen. Jedermann kennt den Schlaf; jeder weiss, dass derselbe in einer Unterdrückung unserer Vorstellungen besteht, die im tiefen Schlafe vollkommen, im Traume unvollständig ist. Aber die Wenigsten denken daran, dass auch selbst während des hellsten Wachens in jedem einzelnen Zeitpuncte uns nur äusserst wenige von unsern Vorstellungen gegenwärtig sind; dahingegen die sämmtlichen übrigen uns gerade so wenig beschäftigen, wie im Schlafe; oder, wie man es bestimmter ausdrücken kann, dass unsre meisten Vorstellungen latent, und nur wenige jedesmal frey sind. Hier bitte ich, einen Blick in die Physik zu werfen, um sich an die latente und freye Wärme zu erinnern. (5) Was war die Physik, bevor man dieses gehörig unterschied und in Betracht zog? Gerade das ist heut zu Tage noch die Psychologie. Alle geistigen Zustände und Erzeugnisse hängen zu allererst von der Grundbedingung ab, dass diese oder jene Vorstellungen in uns wach seyen; denn der Schlaf, er sey nun ein totaler oder partialer, hindert Alles, so weit er reicht; oder mit andern Worten: diejenigen Vorstellungen, welche nach den Gesetzen ihres Gleichgewichts in uns latent sind, wirken für so lange gar nichts im Bewusstseyn. Anders verhält es sich mit solchen latenten Vorstellungen, welche nur nach den Gesetzen ihrer Bewegung in diesem unterdrückten Zustande sind; diese wirken sehr stark auf die Gemüthszustände, auf Affecten und Gefühle:

doch der Unterschied zwischen Statik und Mechanik des Geistes lässt sich hier nicht entwickeln. (6)

Noch andre Einwürfe gründen sich auf die gangbaren Meinungen von den sogenannten obern Vermögen des Geistes; und ich weiss wohl, ja ich habe es längst erfahren, dass ich hier gerade an die mächtigsten Vorurtheile stosse; an Vorurtheile, die darum unüberwindlich sind, weil man sie nicht ablegen will; und weil man sich gewaltsam sträubt, dasjenige, was ihnen widerspricht, auch nur zu überlegen. Die Hauptpuncte sind hier das Genie und die Freiheit. Was ist das Genie? Lassen Sie mich der Kürze wegen durch ein Gleichniss antworten: das Genie ist ein Planet. Es geht keine gerade Strasse, sondern seine Bahn ist eine krumme Linie; auf dieser steht es zuweilen still, um rückwärts zu wandern; anfangs langsam, dann geschwind, dann wieder langsam; darauf geht es vorwärts, nun taucht es sich in die Strahlen der Sonne, und durchwandelt mit ihr in Gemeinschaft den Himmel; doch nur kurze Zeit, denn bald wiederum zieht es vor, in dunkeler Nacht zu leuchten, und sich desto grösser zu zeigen, je vollkommener die Opposition ist, in welche es sich setzt gegen das Gestirn des Tages. Diese Worte passen, ich gestehe es, besser auf einen Planeten, als auf das Genie; doch die Aehnlichkeit wird deutlich genug seyn. Das Wort Planet bezeichnet einen Irrenden, und wenn man will, mit Rücksicht auf die Träume der Astrologie, einen irrenden Ritter, der recht romantisch auf schreckliche oder liebliche

Abenteuer ausgeht; und wie sich's eben trifft, bald Tod und Verderben dräut, bald Heil und Segen bringt. Wer möchte die Kreuz und Querzüge eines Abenteurers auf eine feste Regel bringen? Und doch, was ist geschehn? Die irrenden Ritter sind verschwunden wie Gespenster, seitdem die Unwissenheit ist verdrängt worden von der Wissenschaft. Jetzt richten sich die Planeten nach dem Kalender; und das geht sehr natürlich zu, denn die Kalender haben gelernt, sich nach den Planeten zu richten. Gerade eben so und in demselben Sinne würde sich das Genie nach der Psychologie richten, wenn schon jetzt unserer Psychologie so viel wahre Wissenschaft zum Grunde läge, als unsern Kalendern. Soviel über das Genie, welches zwar seine Regel nicht kennt, aber darum doch nicht abläugnen darf, eine solche zu haben, denn das Nicht-Wissen ist kein Beweis vom Nicht-Seyn. Aber was soll ich nun von der Freyheit sagen? Zuerst dies, dass ich in der That müde bin, darüber zu reden. Denn längst habe ich die Gründe der Verwirrung und des Irrthums in diesem Puncte angezeigt, und in allerley Formen dargestellt; ich habe die ursprünglichen Urtheile, aus denen das moralische Gebot hervorgeht, gesondert und jedes einzeln bestimmt; ferner nachgewiesen, dass diese Urtheile, welche den Unterschied des Löblichen und Schändlichen, des Guten und Bösen festsetzen, nothwendig ganz willenlos, und selbst das vollkommenste Gegentheil alles Wollens seyn müssen, indem sie durch jede Vermischung mit demselben sogleich verfälscht werden, und eine unlautere moralische Gesinnung erzeugen würden. Von dem Augenblicke an, da mir diese Grundsätze klar wurden, habe ich die vermeintliche Unbegreiflichkeit der Willensfreyheit wie einen Nebel zerfliessen gesehen; indem das Würdige und Hohe, was man darin sucht, einen ganz andern Platz hat, das Gemeine und Schlechte aber, was nun von der Freyheit, als Quelle der Möglichkeit des Bösen, noch übrig bleibt, nicht sicherer unter die ihm gebührende Zucht kann gestellt werden, als nachdem man ihm die blendende Larve der Freyheit abgerissen, und es als eine After-Organisation erkannt hat, die gleich Molen und Warzen nach Gesetzen der psychologischen Nothwendigkeit nicht blos wachsen, sondern auch abnehmen, und unter gegebenen Umständen zerstört oder verhütet werden könne. Was ich hier sage, das trifft in gewissen Puncten zusammen mit den frommen Gefühlen, die den Menschen warnen, in seinem eignen Selbst, (das heisst hier, in seinem Willen,) den Ursprung, oder gar das Gesetz, des Guten und Bösen zu suchen; und es besteht vollkommen mit der Zurechnung, die erstlich die That auf den Willen, dann den Willen auf den beharrlichen Charakter der Person zurückführt, ohne über den tiefer liegenden Grund irgend eines Charakters auch nur das Mindeste zu entscheiden, oder darauf irgend eine Rücksicht zu nehmen. — Doch alle Schwierigkeiten der Freyheitslehre würden bald verschwinden, wenn man sich nicht von dem Willen der übrig bleibe, wenn die bekannte Freyheitslehre weggenommen werde, die allerseltsamsten Vorstellungen machte. Wer da sagt: ich kann mir keinen Willen denken, der nicht als solcher schon frey wäre, dem muss man antworten: behalte die Freyheit, denn in dem Sinne, worin du das Wort nimmst, ist sie wirklich vorhanden. Die menschliche Seele ist kein Puppentheater; unsere Wünsche und Entschliessungen sind keine Marionetten; kein Gaukler steht dahinter, sondern unser wahres eigenes Leben liegt in unserm Wollen, und dieses Leben hat seine Regel nicht ausser sich, sondern in sich; es hat seine eigne, rein geistige, keineswegs aus der Körperwelt entlehnte Regel; aber diese Regel ist in ihm gewiss und fest, und wegen dieser ihrer festen Bestimmtheit hat sie mit dem sonst ganz Fremdartigen, den Gesetzen des Stosses und Drucks, immer noch mehr Aehnlichkeit, als mit den Wundern der vorgeblich unbegreiflichen Freyheit. (7)

Um nun die Möglichkeit, dass Mathematik auf Psychologie angewendet werde, nachweisen zu können: muss ich zuvörderst die materiale Möglichkeit unterscheiden von der formalen. Jene beruht auf den Grössen selbst, die sich dem Psychologen darbieten; diese auf dem Verfahren, welches in der Untersuchung zu befolgen ist. Es scheint mir zweckmässig, die Grössen selbst einstweilen noch bey Seite zu setzen, und vor allem die Form des Verfahrens etwas näher zu bezeichnen. Ich besorge nämlich, dass man sich entweder an ältere verfehlte, oder an neuere ganz leichtsinnige

Versuche erinnern werde, der Mathematik in der Philosophie theils etwas nachzuahmen, theils mit den Zeichen und Ausdrücken derselben ein unnützes und thörichtes Spiel zu treiben; welches beydes von dem Gebrauch der Mathematik, den ich unternommen habe, völlig verschieden ist. An jenen Verkehrtheiten ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Unbekanntschaft mit der wahren Natur der metaphysischen Probleme Schuld, welche die Mathematik aufzulösen so unfähig ist, dass sie vielmehr zu allen Zeiten denselben mit grosser Kunst aus dem Wege gegangen ist, um nur ja nicht dadurch in Verlegenheit gesetzt zu werden. Wer sich der metaphysischen Untersuchungen mächtig fühlt, der wird in manchen Puncten nachzuholen finden, was die Mathematik geflissentlich versäumt, oder nie zu Ende gebracht hat; wie bey den Parallelen, beym Unendlichen, beym Irrationalen, und bey allem, was mit dem Begriffe der Continuität zusammenhängt. Weit gefehlt, in den eigentlich metaphysischen Untersuchungen der Mathematik nachahmen zu können, muss man hier mit andern Hülfsmitteln und Kräften auch andere Anstrengungen verbinden, und sich andere Uebungen für neue Verfahrungsarten verschaffen. Die Mathematik vermag wirklich Nichts ausser dem Gebiete der Grössen; bewunderungswerth aber ist die Kunst, womit sie sich dieser allenthalben bemächtigt, wo sie sie antrifft. Erinnern wir uns nur gleich der Netze, womit sie Himmel und Erde umsponnen hat; jenes Systems von Linien, die sich auf Azimuth und Höhe, Declination und Rectascension, Länge und Breite beziehn; jener Abscissen und Ordinaten, Tangenten und Normalen, Krümmungskreise und Evoluten; jener trigonometrischen und logarithmischen Functionen, welche alle im Voraus bereit liegen, und nur darauf warten, dass man sich ihrer bediene. Ueberblickt man diesen Apparat: so sieht man freylich, dass die Mathematiker keine Zauberer sind, sondern dass bey ihnen alles natürlich zugeht; man empfängt vielmehr den Eindruck wie von einer Menge künstlicher Maschinen; zahlreicher Zeugen einer mannigfaltigen und höchst lebendigen Industrie, die ganz dazu gemacht ist, um wahren und bleibenden Reichthum zu erwerben. Aber was ist nun dieser Apparat? Besteht er aus wirklichen

Dingen? Wir wollen uns einzelne Beispiele vergegenwärtigen. Was ist die Himmelskugel? Ist sie ein wirkliches Gewölbe, eine wahre Hohlkugel, auf der man sphärische Dreyecke zeichnen könnte? Nein! sie ist eine nützliche Fiction, ein Hülfsmittel des Denkens, eine bequeme Form der Zusammenfassung aller Gesichtslinien, die zu den Sternen hingehn, und bey denen man blos ihre Lage, nicht ihre Länge in Betracht zieht. Was ist der Schwerpunct? Ist er wirklich ein Punct in einem Körper? Was der Mittelpunct des Schwungs, sammt den Momenten der Trägheit für willkührlich anzunehmende Umdrehungsaxen? Warum redet die Statik vom mathematischen Hebel, der in der Natur nicht vorkommt? warum die Mechanik von Bewegungen der Puncte, von einfachen Pendeln, vom Fall geworfener Körper im luftleeren Raume? Warum nicht gleich vom körperlichen Hebel, von bewegter Materie, und von den Wurflinien in der Atmosphäre? Mit einem Worte, warum bedient sie sich so vieler fingirten Hülfsgrössen; warum berechnet sie nicht unmittelbar das, was in der wirklichen Welt sich vorfindet und geschieht? — Die Antwort liegt schon in der Frage: jene Fictionen sind nämlich wirkliche Hülfen; jene angenommenen Grössen sind solche, auf welche die wirklichen erst müssen zurückgeführt, oder zwischen denen sie müssen eingeschlossen werden, wenn man sich diese letzteren, die wirklichen Grössen, entweder genau oder doch annäherungsweise will zugänglich machen. Hier ist nun zwar nichts, was die Psychologie der Mathematik nachahmen könnte; aber desto gewisser bringt die letztere ihr eigenthümliches Verfahren allenthalben hin mit, wohin sie selbst kommt. Demnach, in wiefern die geistigen Zustände und Thätigkeiten wirklich von Quantitäten abhängen, in so fern kann man sicher voraussehn, die Berechnung dieser wirklichen Quantitäten werde ebenfalls nur durch Zurückführung derselben auf einfachere, bequemere Hülfsgrössen geschehn, zwischen welchen jene gleichsam einzuschalten, oder auch, von welchen sie abhängig zu machen seyen, damit man ihnen so nahe als möglich auf die Spur kommen könne. Man mache sich demnach darauf gefasst, nur einen allgemeinen und sehr vereinfachten Typus des Begehrens, und eben so allgemeine Typen gewisser Hauptklassen von Gefühlen, Imagimaginationen u. dergl. wissenschaftlich nachgewiesen zu sehn; während die individuelle Wirklichkeit sehr sicher ist, sich der mathematischen Bestimmung und Begrenzung auf immer entziehen zu können. Nichts wäre lächerlicher, als wenn Jemand fürchten wollte, durch irgend eine Mantik von Zahlen und Buchstaben seiner Geheimnisse beraubt, oder in den verborgenen Regungen seines Herzens beschlichen und belauscht zu werden; in dieser Hinsicht wird die gemeine Weltklugheit immer weit schlauer und furchtbarer seyn, als alle Mathematik und Psychologie zusammen genommen.

Es ist nun Zeit, die Grössen selbst, welche sich der Berechnung darbieten, genauer anzugeben. Man muss vom Einfachsten ausgehn, und beym ersten Anfange noch alle Verbindung der Vorstellungen unter einander bey Seite setzen. (8) Alsdann bleiben nur zwey Grössen, auf die man Rücksicht zu nehmen hat: die Stärke jeder einzelnen Vorstellung, und der Grad der Hemmung zwischen je zweyen. (9) Hier ist schon Stoff genug für die Rechnung, um von zweyen ganz allgemeinen psychologischen Phänomenen den ersten Hauptgrund zu entdecken; nämlich erstlich von dem oben erwähnten Umstande, dass die allermeisten unserer Vorstellungen in jedem bestimmten Augenblicke latent sind; und zweytens von der eben so merkwürdigen Thatsache, dass, so lange nicht physiologische Gründe den Zustand des Schlafs bewirken, niemals alle Vorstellungen zugleich latent werden, auch niemals alle bis auf eine, sondern dass stets, während des leiblichen Wachens, irgend etwas, und nie etwas ganz einfaches, sondern etwas einigermaassen zusammengesetztes, vorgestellt wird. (10) Hierüber würde man sich längst gewundert, und nach der Ursache gefragt haben, wenn nicht das Gewohnte und Alltägliche sich in den Augen der Menschen immer selbst verstünde.

Die Rechnungen, zu welchen die Stärke jeder einzelnen Vorstellung und der Grad der Hemmung zwischen je zweyen Anlass geben können, sind noch sehr einfach; sie werden aber schon weit verwickelter, wenn man nunmehr auch die dritte Grösse, den Grad der Verbindung unter den Vorstellungen, in Betracht zieht. Alsdann ändern sich die früher erhaltenen Resultate, und neue kommen hinzu. Ueberdies bietet sich jetzt noch eine vierte Grösse dar, um in die Rechnung einzugehn, nämlich die Menge der verbundenen Vorstellungen. Besonders merkwürdig aber sind die längern oder kürzeren Vorstellungsreihen, welche bey unvollkommner Verbindung dann entstehn, wann eine Vorstellung mit der andern, die zweyte mit der dritten, diese mit der vierten, und so fort, in gewissem Grade verknüpft sind, während die erste mit der dritten, die zweyte mit der vierten, und den folgenden, entweder gar nicht, oder doch weit schwächer verschmelzen. Solche Vorstellungsreihen sind gleichsam die Fasern oder Fibern, woraus sich grössere geistige Organe zusammensetzen; und sie tragen dabey ganz bestimmte Gesetze ihrer Reizbarkeit in sich, auf deren genauere Kenntniss in der Psychologie eigentlich alles ankommt. Entfernte, aber höchst unzulängliche Andeutungen davon liegen in dem, was man unter dem Namen der Ideen-Association längst kennt; alles bestimmtere Wissen muss jedoch von der Rechnung ausgehn; und diese ist von den wichtigsten Folgen nicht blos für die Theorie des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes, sondern auch für die Lehre von den Gefühlen, Begierden und Affecten. Nichts hindert mich, es unverhohlen zu sagen, dass hier die Mathematik eine grenzenlose Unwissenheit aufdeckt, in welcher sich die Psychologie bisher befunden hat. Sogar das räumliche und zeitliche Vorstellen hat hier, nicht aber in vermeinten Grundformen der Sinnlichkeit, seinen Sitz und Ursprung.

In Ansehung schon gebildeter Vorstellungsreihen entstehen ferner neue Quantitätsbestimmungen daraus, ob dieselben von irgend einem Reize in einem oder in mehrern Puncten zugleich getroffen werden; desgleichen, ob sie sich mehr oder minder in einem Zustande der Evolution oder Involution befinden; weiter, ob aus diesen Reihen, die ich vorhin Fasern oder Fibern nannte, sich schon grössere oder kleinere Gewebe gebildet haben, und wie diese Gewebe construirt sind; ein Gegenstand, der zwar bey verschiedenen Menschen, wegen der gemeinschaftlichen Sinnenwelt, in der wir leben, und auf deren Veranlassung sich unsre Vorstellungen eben so wohl verknüpfen als erzeugen, grösstentheils gleichartig seyn muss; doch so, dass bedeutende Modificationen eintreten, die von dem geistigen Rhythmus jedes Individuums, zufolge seines Nervenbaues und seiner ganzen leiblichen Constitution, abhängen; und andre Modificationen, welche der Erfahrungskreis und die Gewöhnungen des Individuums bestimmen, und welche man durch Erziehung und Unterricht suchen kann zweckmässig einzurichten. Dieser letztere Punct muss besonders sorgfältig bemerkt werden. Bekanntlich wird die eigentliche Humanität dem Menschen nicht angeboren, sondern angebildet; der ganz wilde Mensch ist nichts als ein Thier, wiewohl ein solches Thier, in welchem die Menschheit durch Hülfe der Gesellschaft könnte entwickelt werden. Daher hat man schon oft die Hypothese vernommen, ein höheres Wesen müsse sich der ersten Menschen angenommen und sie geistig veredelt haben; eine Meinung, die wenigstens nicht so gewaltig gegen die Erfahrung verstösst, als die von einem allmähligen Herabsinken der Menschheit aus einem ursprünglich höhern Zustande in den nachmaligen niedern, statt dass die ganze Länder und Völkerkunde uns den ungeselligen Menschen roh und thierisch, folglich die eigentliche Menschheit von der Gesellchaft abhängig zeigt. Dies wird sehr schlecht beachtet von denjenigen Psychologen, welche Vernunft und innern Sinn, Ueberlegung und Selbstbeschauung für ursprüngliche Vermögen der menschlichen Seele halten; man muss sie aber damit entschuldigen, dass sie aus Unkunde in der Mathematik und der davon abhängenden Mechanik des Geistes, die Wege nicht errathen können, auf welchen die allmählige Veredelung des menschlichen Geistes fortschreitet. So viel indessen lässt sich leicht bemerken, dass in dem Geiste nicht alle Vorstellungen gleichmässig verbunden, und dass sie in sehr verschiedenem Grade beweglich sind; dass sie ähnlich den höhern und niedrigern Wolkenschichten in der Atmosphäre, in verschiedenen Richtungen theils langsam, theils schneller und flüchtiger umherschweben; dass eben deshalb unter diesen verschiedenen Vorstellungsmassen, bey ihrem mannigfaltigen Zusammentreffen, sich grossentheils dieselben Verhältnisse wiederholen müssen, die zwischen neuen Anschauungen und ältern dadurch reproducirten Vorstellungen sich erzeugen; dass es folglich nicht blos eine äussere Apperception, sondern auch ein inneres Vernehmen, oder eine Vernunft geben müsse, bey welcher das, was man Ueberlegen und Schliessen nennt, nur nach vergrössertem Maassstabe denselben Process wiederholt, der schon beym Zueignen sinnlicher Empfindung durch Anschauung und Urtheil vollzogen wird. Doch welches ist dieser Process? Ich glaube es zu wissen, aber ich kann es hier nicht entwickeln. Nur so viel kann ich sagen: die höhern Thätigkeiten des Geistes können unmöglich nach ihren wahren Gründen und Gesetzen erforscht werden, so lange man die niedrigern noch nicht kennt, denen sie ähnlich, und von denen sie abhängig sind; wiewohl man nun die mathematische Betrachtung schwerlich jemals bis in die obersten Regionen des vernünftigen Denkens und Wollens fortführen wird, so ist dieselbe dennoch als Grundlage der Erkenntniss auch dieser höchsten Gegenstände ganz unentbehrlich, damit wir, wenn die Wahrheit in ihren genauesten Bestimmungen uns vielleicht verborgen bleibt, wenigstens nicht die Lücken unseres Wissens, so wie es bisher geschieht, mit groben Irrthümern ausfüllen, und durch unnützen Zank von Partheyen, die alle gleich Unrecht haben, uns am Ende die Philosophie selbst verleiden.

Und hier findet sich der Uebergang zu dem letzten Theile meiner Betrachtung. Es ist nicht blos möglich, sondern nothwendig, dass Mathematik auf Psychologie angewendet werde; der Grund dieser Nothwendigkeit liegt, mit einem Worte, darin, dass sonst dasjenige schlechterdings nicht kann erreicht werden, was durch alle Speculation am Ende gesucht wird; und das ist — Ueberzeugung. Die Nothwendigkeit aber, dass wir den Weg zur festen Ueberzeugung endlich einschlagen, ist um desto dringender, je grösser täglich die Gefahr wird, dass die Philosophie in Deutschland bald in denselben Zustand gerathe, in welchem sie längst in Frankreich und England sich befindet. Es gehört mit zu der grossen Verblendung der meisten heutigen Philosophen Deutschlands, dass sie diese Gefahr nicht sehen. Verstünden sie Mathematik, (dazu gehört aber mehr, als einige geometrische Elemente, und allenfalls quadratische Gleichungen zu kennen, oder einmal mit den Zeichen der

Differentiale und Integrale gespielt zu haben), verstünden sie, sage ich, Mathematik: so würden sie wissen, dass ein unbestimmtes Reden, wobey jeder das Seinige denkt, und welches eine täglich wachsende Spaltung der Meinungen erzeugt, trotz aller schönen Worte und selbst ungeachtet der Grösse der Gegenstände, doch auf die Länge schlechterdings kein Gleichgewicht behaupten könne gegen eine Wissenschaft, die durch jedes Wort, was sie ausspricht, wirklich belehrt und erhebt, während sie zugleich — nicht etwa durch ungeheure ausgemessene Räume, — sondern durch das, alle Beschreibung übertreffende, Schauspiel des ungeheuersten menschlichen Scharfsinns, ein nie ermüdendes Staunen für sich gewinnt. Die Mathematik ist die herrschende Wissenschaft unserer

Zeit; ihre Eroberungen wachsen täglich, wiewohl ohne Geräusch; wer sie nicht für sich hat, der wird sie dereinst wider sich haben.

Jetzt muss ich bestimmter angeben, worin der Grund liege, dass nicht blos die Mathematik Ueberzeugung in sich trägt, sondern sie auch auf die Gegenstände überträgt, auf die sie angewendet wird. Dieser Grund findet sich zwar zu allererst in der vollkommenen Genauigkeit, womit die mathematischen Elementarbegriffe bestimmt sind; und in dieser Hinsicht muss jede Wissenschaft ihr eigenes Heil besorgen; keine kann es von der andern leihen oder geschenkt bekommen; die Psychologie eben so wenig von der Mathematik, als die letztere von jener. Aber das ist nicht Alles. Sobald das menschliche Denken sich in langen Schlussfolgen, oder überhaupt an schwierigen Gegenständen versucht, deren inneres Mannigfaltiges sich gegenseitig verdunkelt: so tritt nicht nur die Gefahr, sondern auch der Verdacht des Irrthums ein; weil man nicht alles Einzelne mit gleichzeitiger Klarheit überschauen kann, und sich daher am Ende begnügen muss, daran zu glauben, dass man Anfangs nichts verfehlt habe. Jedermann weiss, wie sehr dieses selbst beym Rechnen, also beym ganz elementaren Gebrauche der Mathematik der Fall ist. Niemand wird sich einbilden, dass es damit in den höhern Theilen der Mathematik besser gehe; im Gegentheil, je verwickelter die Rechnung, desto höher steigt, in sehr schneller Progression, die Unsicherheit und der Verdacht verborgener Fehler. Wie macht es nun die Mathematik, um dieser, ihr selbst im höchsten Grade beywohnenden Unbequemlichkeit abzuhelfen? Schärft sie ihre Beweise? Giebt sie wohl gar neue Regeln, wie man die vorigen Regeln anwenden solle? Nichts weniger! Jede einzelne Rechnung, für sich betrachtet, bleibt in dem Zustande einer sehr grossen Unsicherheit. Aber es giebt ja Rechnungsproben! Es giebt auf dem Boden der Mathematik zu jedem Puncte hundert verschiedene Wege; und wenn man auf allen hundert Wegen genau dasselbe findet, so überzeugt man sich, den rechten Punct getroffen zu haben. Eine Rechnung ohne Controlle ist so viel wie gar keine. Gerade so verhält es sich mit einem jeden, einzeln stehenden, Beweise in irgend welcher speculativen Wissenschaft: mag er noch so scharfsinnig, mag er vollkommen wahr und richtig seyn, er gewährt doch keine bleibende Ueberzeugung. Wer daher in der Metaphysik, oder in der von ihr abhängenden Psychologie hoffen wollte, seine höchste Sorgfalt in der schärfsten Bestimmung der Begriffe und im folgerechten Denken, schon durch Ueberzeugung, — wohl gar durch allgemein mittheilbare Ueberzeugung — belohnt zu sehen: der würde gar sehr getäuscht werden. Nicht blos die Schlüsse müssen sich gegenseitig, ungezwungen und ohne den leisesten Verdacht der Erschleichung, bestätigen: sondern bey allem, was von Erfahrung ausgeht, oder über Erfahrung urtheilt, muss die Erfahrung selbst, und zwar in unzähligen speciellen Fällen, das Resultat der Speculation genau, und nicht blos obenhin, bekräftigen. Und jetzt bin ich beynahe am Ziele, denn ich habe nur noch nöthig, auf eine einzige Bedingung aufmerksam zu machen, ohne deren Erfüllung Erfahrungen und Theorien gar nicht können mit irgend einiger Sicherheit verglichen werden. Alle Erfahrung ist quantitativ bestimmt; und sie ist den grössten Veränderungen ausgesetzt, wenn die Grössen, von denen sie abhängt, verändert werden. Soll ich dies noch durch Beyspiele belegen? Soll ich etwan erinnern an die berühmte Frage der Aerzte: was ein Gift sey? ein Begriff, der bekanntlich deshalb Schwierigkeit macht, weil für unsre Gesundheit das Heilsamste im Uebermaasse schädlich, das Schädlichste in rechter Quantität heilbringend wird. Doch wozu mich bey so leichten Gegenständen aufhalten? Das, was ich zeigen wollte, liegt schon am Tage; nämlich dies, dass jede Theorie, die man mit der Erfahrung vergleichen will, erst soweit fortgeführt werden muss, bis sie die quantitativen Bestimmungen angenommen hat, die in der Erfahrung vorkommen oder bey ihr zum Grunde liegen. So lange sie diesen Punct nicht erreicht, schwebt sie in der Luft, ausgesetzt allem Winde des Zweifels, unfähig, sich mit andern, schon befestigten Ueberzeugungen zu verbinden. Alle quantitativen Bestimmungen aber sind in der Hand der Mathematik, und man kann daraus sogleich übersehen, dass alle Speculation, welche auf Mathematik nicht Achtung giebt, sich mit ihr nicht in Gemeinschaft setzt, nicht mit ihrer Hülfe die mannigfaltigen Modificationen unterscheidet, welche durch Veränderung der Grössenbestimmungen entstehen müssen, entweder ein leeres Gedankenspiel, oder im besten Falle eine Anstrengung ist, die ihr Ziel nicht erreichen kann. Vielerley wächst auf dem Boden der Speculation, das nicht von Mathematik ausgeht und sich um sie nicht kümmert; und ich bin sehr weit davon entfernt, alles, was solchergestalt wächst, für Unkraut zu erklären; wachsen kann wohl manch edles Gewächs, aber zur letzten Reife gelangen kann keins ohne Mathematik. Selbst über diesen Punct giebt es jedoch eine empirische Art von Ueberzeugung, die sich nicht anders als durch eigne Uebung im Gebrauch der Mathematik erwerben lasst. Man muss es gleichsam mit

Augen gesehen haben, wie die Rechnung Folgerungen aus den vorhandenen Vordersätzen ableitet, die man nicht erwartet, Umstände hervorhebt, an deren Wichtigkeit man nicht gedacht, schiefe Ansichten zerstört, deren man bey aller Behutsamkeit sich doch nicht erwehrt hatte.

Es wird Ihnen, höchstgeehrte Herren, von selbst aufgefallen seyn, dass meine letzte Behauptung sich gar nicht auf Psychologie beschränkt, sondern ganz allgemein alle Speculation trifft; denn überall ist eine mannigfaltige Controlle, und überall genaue Vergleichung mit der Erfahrung nöthig. Diese Ueberschreitung meines Gegenstandes würde mir jedoch vielleicht, als hieher nicht gehörig, zum Vorwurfe gereichen, wenn nicht der Gegenstand selbst die Tendenz zur Erweiterung auf die Naturwissenschaft in sich trüge. Damit dies klar werde, bitte ich die Erinnerung zurückzurufen an diejenigen Grössen, welche die Psychologie der Rechnung darbietet. Es waren: Stärke der Vorstellungen, Hemmungsgrad, Innigkeit der Verbindung, Menge der Verbundenen, Länge der Vorstellungsreihen, Reizbarkeit derselben an verschiedenen Puncten, das Mehr oder Weniger der Involution oder Evolution, der Verwebung oder Isolirung, — und, was bey aller geistigen Bewegung sich von selbst versteht, die Geschwindigkeit oder Langsamkeit in der Veränderung der wechselnden Zustände. Bey allen diesen Grössen, — an deren vollständiger Aufzählung hier nichts gelegen ist, — kommt das, was eigentlich vorgestellt wird, weiter nicht in Betracht, als nur in so fern davon Hemmung und Verbindung unter den Vorstellungen abhängt. Wir können daher gar nicht sagen, dass Rechnungen dieser Art sich gerade auf Vorstellungen, als solche, ausschliessend bezögen; im Gegentheil, wenn es andre, innere Zustände irgend welcher Wesen giebt, die theils unter einander entgegengesetzt, theils der Verbindung fähig sind, (dies letztere folgt aber unmittelbar aus der Voraussetzung, sie seyen in Einem Wesen,) so passen darauf alle die nämlichen Rechnungen; und es kommt blos noch auf die Frage an, ob wir Ursache haben, innere Zustände der beschriebenen Art noch in andern Wesen, ausser in uns selbst, anzunehmen. Doch hier, höchstgeehrte Herren, würde ich wirklich Ihre Zeit und Geduld über das mir gestattete Maass ausdehnen, — ich würde selbst bestimmter, als bisher, die verschwiegenen metaphysischen Voraussetzungen meines Vortrags andeuten müssen, wenn ich etwas mehr sagen wollte als dieses: dass alle organische Reizbarkeit, weit entfernt sich aus blossen Raumverhältnissen erklären zu lassen, auf innere Zustände, ja selbst auf einen Grad von innerer Ausbildung hinweiset; und dass, wenn nicht diese letztere, so doch jene, die innern Zustände, schon bey allen chemischen, electrischen und magnetischen Verhältnissen, — und, was dasselbe sagt, bey aller Construction und Constitution der Materie müssen vorausgesetzt werden; dergestalt, dass die Psychologie den Naturwissenschaften überall wird vorangehen müssen, wofern es unserm Zeitalter Ernst ist, den letzteren eine feste philosophische Stellung und Gestaltung zu geben.

Anmerkungen.

(1.) „**Ein Unternehmen, dessen Keim ich in der Fichteschen Schule fand.**"

Diese Worte sollen nicht so ausgelegt werden, als ob Fichte selbst den Gedanken gefasst hätte, Psychologie als einen Theil der angewandten Mathematik zu betrachten. Davon war Er, ein so entschiedener Verfechter der transcendentalen Freyheit, gewiss weit entfernt. Aber Fichte hat mich hauptsächlich durch seine Irrthümer belehrt; und das vermochte er, weil er im vorzüglichen Grade das Streben nach Genauigkeit in der Untersuchung besass. Mit diesem Streben, und durch dasselbe, wird jeder Lehrer der Philosophie seinen Schülern nützlich werden; ohne Genauigkeit bildet der Unterricht in der Philosophie nur Phantasten und Thoren.

Fichte machte bekanntlich das Ich zum Gegenstande seiner Forschung; oder mit andern Worten, er suchte nach den Bedingungen des Selbstbewusstseyns. Hiedurch bereicherte er die Philosophie mit einem bis dahin so gut als unbekannten Probleme; denn dasselbe war früherhin sehr wenig beachtet worden; und Kant, der die Vorstellung Ich für ganz arm und leer an Inhalt erklärte, hatte durch diese falsche Behauptung vollends die Aufmerksamkeit davon abgewendet. Von Fichten, der sich immer von neuem mit diesem Gegenstande beschäftigte, und doch nie damit fertig wurde, lernte ich einsehen, dass hier eine eben so reiche als tiefe Fundgrube verborgen liegen müsse, die aber nur den grössten Anstrengungen sich öffnen könne. — Das Erste, was sich mir enthüllte, war dies, dass die Ichheit schlechterdings nichts Primitives und Selbstständiges, sondern das Abhängigste und Bedingteste seyn müsse, was sich nur irgend denken lasse; und hiemit lag es am Tage, dass Fichte's Meinungen das vollkommenste Widerspiel der Wahrheit sind: ein lehrreicher Warnungsspiegel für die, welche ihn zu benutzen wissen. Das Zweyte, was ich fand, war: dass die ursprünglichen Vorstellungen eines intelligenten Wesens, wenn sie jemals bis zum Selbstbewusstseyn sollen ausgebildet werden, (da sie, wie so eben gesagt, das Ich nicht als ein Fertiges in sich schliessen können,) entweder alle, oder doch theilweise einander entgegengesetzt seyn, und in Folge dieses Gegensatzes einander hemmen müssen; so, dass die Gehemmten nicht verloren gehen, sondern als Strebungen fortdauern, welche in den Zustand des wirklichen Vorstellens von selbst zurückkehren, sobald aus irgend einem Grunde die Hemmung entweder ganz oder doch zum Theil unwirksam wird. Diese Hemmung nun konnte und musste berechnet werden; und hiemit war es klar, dass die Psychologie eines mathematischen sowohl als eines metaphysischen Fundaments bedürfe.

(2.) **„womit ich seitdem, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, beschäftigt war.“**

Schon in meinen Hauptpuncten der Metaphysik, die im Jahre 1806 zuerst für einen engern Kreis von Bekannten gedruckt wurden, sind die ersten und leichtesten Elemente der Statik des Geistes angegeben. Im Königsberger Archiv (1811 und 1812) wurneue Ausführungen versucht; die erste vollständige mathematisch - psychologische Abhandlung ist jedoch die ganz kürzlich herausgegebene, de attentionis mensura.

(3.) „dass Mathematik auf Psychologie anzuwenden möglich, und dass es nothwendig sey.“

Der beste Beweis der Möglichkeit pflegt immer der durch die Wirklichkeit zu seyn; aber man muss nicht vergessen, dass bey allen Beweisen auch auf die Personen, denen etwas soll bewiesen werden, sehr viel ankommt. Im gegenwärtigen Falle werden Personen erfordert, die im Differentiiren und Integriren geübt sind. Und dies nicht allein: sondern sie müssen auch metaphysische Argumente und Begriffe fassen können, und vor allem: sie müssen sich für Psychologie interessiren. Wo soll ich diese Personen suchen, unter den heutigen Mathematikern? oder unter den Philosophen?

Das Beste, was ich mir selbst darauf antworten kann, ist dies, dass doch nicht alle psychologischen Berechnungen so besonders schwer und abschreckend sind. Mag freylich eine Formel wie

$$\frac{m+n(1-u)^{\frac{1}{\beta}-1}}{pu-qZ+r}=\frac{dZ}{du}$$

die Mehrzahl derer, welche von einer Theorie der Aufmerksamkeit wohl etwas hören möchten, wenn es sich mit ihrer Bequemlichkeit vertrüge, — zurückschrecken: aber ein so leichter Ausdruck wie

$$c=b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$$

kann doch wohl kaum demjenigen anstössig seyn, welcher übrigens wünscht, sich mit dem Unterschiede der latenten von den freyen Vorstellungen bekannt zu machen.

(4.) **„Die wahren, ursprünglichen Qualitäten der Wesen sind uns völlig verborgen, und gar kein Gegenstand irgend einer Untersuchung.“**

Hiemit soll nicht das Bekannte: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist,“ in Schutz genommen werden. Dieser Spruch findet nur darum so viel Beyfall, weil er der **Faulheit im Denken** — einer heutiges Tags epidemischen Krankheit, — das Wort redet. Aber das Aeusserste, was wir über die wahren Qualitäten der Wesen bestimmen können, ist dies, dass jede dieser Qualitäten, einzeln und für sich allein betrachtet, mit Beyseitsetzung aller Relationen, schlechthin einfach, — die verschiedenen Qualitäten mehrerer Wesen aber grossentheils unter einander in conträrem Gegensatze seyen. Wenn diese metaphysischen Sätze der gegenwärtigen Abhandlung als Amulete wider Einmischung des modernen Spinozismus dienen können, so leisten sie hier, was sie sollen; übrigens gehören sie nicht zur Sache.

(5.) „Latente und freye Wärme."

Bekanntlich verbirgt sich in den Flüssigkeiten, besonders den elastischen, eine solche Menge unfühlbarer Wärme, dass die höchsten Grade der Hitze entstehn, wenn man neue chemische Verwandtschaften schnell in Wirksamkeit setzt, um jene Flüssigkeiten zu einer Aenderung ihrer Form, — das heisst hier, zu einer Verdichtung, — zu nöthigen. Allein das Gleichniss, welches ich von da entlehnt habe, darf nicht zu weit ausgedehnt werden. Die unfühlbare Wärme ist gebunden; und kein Physiker wird ihr ein Streben beylegen, sich von selbst aus dieser Gebundenheit zu befreyen; vielmehr sind entgegengesetzte chemische Kräfte nöthig, um sie herauszutreiben. Hingegen die Vorstellungen sind verdunkelt, indem sie gehemmt werden, grösstentheils durch ihren Gegensatz unter einander. Wider diese Gewalt, die sie leiden, streben sie fortwährend zurück in ihren ursprünglichen Zustand; und sobald der Druck weicht, erheben sie sich durch dieses ihr Streben von selbst ins Bewusstseyn, so weit sie können. Man denke sich vorläufig einmal die Vorstellungen unter dem Bilde elastischer, gegen einander gedrängter Stahlfedern, deren Spannung vom gegenseitigen Drucke abhängt. Wäre ein System von vielen solchen, theils stärkeren, theils schwächeren, und einander theils mehr, theils weniger nahe gerückten Federn vorhanden; und würde bald hier, bald dort eine neue Feder zwischen die übrigen hineingeklemmt, so würde sich, so oft dies geschähe, der Zustand des Gleichgewichts unter den Federn abändern; auch würde nach jeder Abänderung das ganze System noch lange fortschwingen. Dies mag das beste Gleichniss seyn, was man aus der Körperwelt entlehnen kann, um das System unsrer Vorstellungen, zu welchem die Erfahrung immer neue hinzufügt, dadurch abzubilden. Aber auch hier darf die Vergleichung nicht zu weit ausgedehnt werden. Die Ungleichartigkeit des Körperlichen und Geistigen ist bekannt. Für nachdenkende Leser dienen jedoch Gleichnisse eben so sehr durch ihr Unpassendes als durch ihr Treffendes zur Belehrung und Uebung.

(6.) „Unterschied zwischen Statik und Mechanik des Geistes.“

Es giebt eine Menge von Leuten, die über Mechanismus sehr geläufig plaudern, obgleich sie nicht einmal Statik, vielweniger Mechanik studirt haben. Die Erinnerung daran veranlasst mich, hier etwas tiefer in die Sache einzugehen.

Statik heisst die Lehre vom Gleichgewichte, Mechanik die Lehre von den Veränderungen, welche dem Gleichgewichte entweder vorhergehn, ehe es sich bilden kann, oder ihm nachfolgen, wenn es aufgehoben wurde. Bey dem Worte Gleichgewicht denkt Niemand an Gewichte, die Kräfte und deren Richtungen mögen seyn, welche sie wollen; es kommt nur darauf an, ob ihre Wirksamkeit sich dergestalt gegenseitig aufhebt, dass kein weiterer Erfolg daraus entstehen kann, und dass der gange Zustand so bleiben muss, wie er ist. Eben so wenig ist es nöthig, bey den Worten Statik und

Mechanik an die Körperwelt zu denken; blos der Umstand, dass die Principien der Körper-Mechanik leichter zu finden sind, als die mehr verborgenen der Mechanik des Geistes, — dieser Umstand ist Schuld, dass es eher eine Mechanik der ersten als der zweyten Art gegeben hat. Kennten wir noch eine dritte Art von Kräften ausser den körperlichen und den geistigen: so würde es ganz unstreitig auch dafür eine Statik und Mechanik geben; denn diese beyden Wissenschaften finden überall Platz, wo es ein System von Kräften giebt, die einander entgegenwirken, so dass sie einander entweder aufheben oder nicht. Und immer werden die Bedingungen, unter denen sie sich vollkommen am weitern Erfolge hindern, die ersten festen Puncte der Untersuchung darbieten; das heisst, immer wird die Statik vorangehn vor der viel schwerern und weitläuftigern Mechanik; gesetzt auch, es fände sich, dass das vollkommene Gleichgewicht eigentlich ein idealer, niemals ganz erreichbarer Zustand sey; wie es bey den geistigen Kräften, laut Zeugniss der Erfahrung, wirklich ist, und laut Zeugniss der Rechnung nothwendig seyn muss. Es ist nämlich gerade die immerwährende Bewegung und Beweglichkeit des Geistes, die wir in uns wahrnehmen, — und deren Mangel oder Uebermaass ein Haupt-Kennzeichen von Geisteszerrüttung ausmacht, — einer der ersten Puncte, worüber die Mathematik Rechenschaft darbietet, und Einsicht in die Gründe verschafft.

(7.) „Wunder der vorgeblich unbegreiflichen Freyheit.“

Die Wunder-Gläubigen selbst werden vermuthlich einräumen, dass Wunder die Ausnahme, natürliche Ereignisse aber die Regel bilden. Wie wäre es, wenn sie, um der Bewunderung recht voll zu werden, sich einmal entschlössen, erst die Regel, — die sie wahrlich noch sehr wenig kennen, — aufmerksam zu studiren? Der Contrast würde doch vermuthlich desto auffallender hervortreten! Dass aber des Natürlichen in uns, so wie ausser uns, weit Mehr geschieht, als des Wunderbaren; dass auch die grosse Zahl der Menschen, von denen hauptsächlich die Volks-Menge im Staate abhängt, uns des Gemeinen unendlich viel mehr als des Ausserordentlichen und des Erhabenen zu schauen giebt, weiss Jedermann. Wüsste nur auch Jedermann, wie viel dazu gehört, um von dem Gemeinen, z. E. vom Fallen der Steine, oder vom Mondwechsel, oder vom Auswendig-Behalten des Gelernten, oder vom

Schreck und vom Zorn, — Grund und Ursach anzugeben! Nachdenkenden Menschen ist es bekanntlich schon oft begegnet, dass das Gemeine selbst für sie zum Wunder geworden ist.

Doch ich muss ernster sprechen über den höchst ernsten Gegenstand. Freyheit — dies Wort hat Wunder gewirkt; und sie sie selbst, die Freyheit, sollte kein Wunder seyn? So wird Mancher fragen, und sich dabey der Männer, welche gross waren durch Selbstbeherrschung, mit Achtung, ja mit Ehrfurcht erinnern. Diese Ehrfurcht ist und bleibt gerecht, man mag nun ihren Gegenstand in seiner Tiefe, oder nur oberflächlich erkennen. Aber gegründet ist auch die Furcht vor den Vorurtheilen, die an das Wort Freyheit sich zu hängen pflegen; — und jede Gemüthsbewegung, sey sie nun ihrem Gegenstande günstig oder ungünstig, wirkt immer nachtheilig da, wo es auf kaltblütige Untersuchung ankommt.

Als die Kantische Lehre von der transscendentalen Freyheit des Willens sich in Deutschland gelten machte: da war die Zeit des ersten Enthusiasmus für die Revolution in Frankreich. Wer jene Zeit erlebt hat, der wird nicht läugnen können, dass auf die philosophischen Untersuchungen eine politische

Stimmung Einfluss hatte, die gar sehr der Unbefangenheit des Nachdenkens zuwider war. Jetzt ist es um nichts besser. Zwar die politischen Meinungen sind gemässigter, denn sie gingen durch eine schmerzliche Schule der Erfahrung; aber den Schutz der wieder erwachten religiösen Stimmung misbraucht ein düsterer Geist des Grübelns über veralteten Dogmen; ja wenn wir Herrn geheimen Kirchenrath **Daub** in Heidelberg glauben wollen, — der Teufel selbst ist los und spukt, wo nicht in den Gemüthern, so doch in den Köpfen.

Die Heidelbergische Theologie hat schon einmal meine Feder in Bewegung gesetzt; jetzt eben, da ich dieses schreibe, finde ich in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, Januar 1822, eine persönliche Veranlassung, noch etwas deutlicher zu sprechen, als in meinen Gesprächen über das Böse schon geschehen war. Es heisst daselbst:

„Herbart zeigt, dass die Moral als Güter-
„Tugend- und Pflichten-Lehre un-
„wirksam sey, und macht zur Grund-
„lage seines Moralsystems den sittlichen
„Geschmack für die eigenthümliche
„Schönheit der sittlichen Verhält-
„nisse des innern Menschen. Allein da
„der Geschmack des Individuums doch

„nur der Geschmack seiner Vernunft
„ist, und Herbart selbst auch unrichtige
„Charaktere annimmt, so ist nicht
„zu sehen, wie dieser Geschmack zur
„herrschenden Kraft werde, und man
„müsste immer wieder einen Geschmack
„an diesem Geschmack und so bis ins
„Unendliche voraussetzen, ohne je
„auf einen lebendigen Grund zu
„kommen."

Wie vielen Antheil an diesen Worten der, mir nicht näher bekannte, recensirte Verfasser habe, weiss ich nicht; mir ist der Recensent, (ich will ihn nicht nennen, obgleich er sich selbst genannt hat.) verantwortlich, der so Etwas auf meine Kosten abdrucken liess, ohne es zu verbessern! Da ich die Stelle eben jetzt zu lesen bekomme, so gewinnt sie das zufällige Verdienst, mich zu erinnern, dass ich vergebens über Möglichkeit und Nothwendigkeit einer verbesserten Psychologie schreiben würde, wenn ich unterliesse, zugleich über praktische Philosophie das Nöthige zu sagen, die mit jener in der engsten Gemeinschaft, theils der Wahrheit, theils noch weit mehr des Irrthums steht.

Wenn es wahr ist, dass ich gezeigt habe, Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre sey unwirksam, — welches unstreitig so viel heisst als, diese Lehren können nichts wirken, und haben folglich nie etwas gewirkt, — so muss ein böser Dämon sich meiner Person bedient haben, um ein unheilvolles, entsetzliches Wunder zu vollbringen, wodurch alle die segensreichen Früchte vernichtet sind, welche die stoische Tugendlehre, die Kantische Pflichtenlehre, und selbst die Glückseligkeitslehre so vieler edlen Männer von richtigem Ueberblick über das Ganze der menschlichen Natur, theils in alten, theils in neuern Zeiten ganz unstreitig hatte heranreifen lassen. Zu meinem Troste über eine so schreckliche Verwüstung, die ich in der moralischen Welt angerichtet habe, gereicht es indessen, dass mein persönliches Ich, mein Selbstbewusstseyn, ganz frey und rein ist von allem Mitwissen um die That des besagten bösen Dämons; ja sogar mein Buch, — meine allgemeine praktische Philosophie, enthält nicht Einen Buchstaben, welcher, mit wachenden Augen und mit Besinnung an den Zusammenhang des Ganzen gelesen, als Mitschuldiger an jener Unthat könnte zur Rechenschaft gezogen werden. Vielmehr bezeugt das Buch schon auf Seite 17. (und bis zur siebenzehn-Seite pflegen ja wohl auch diejenigen zu kommen, die zwar nicht die Bücher, aber in den Büchern lesen,) folgendes deutlich und wörtlich:

> „dass nun die bisher vorhandenen Lehren
> „von Pflichten, Tugenden, und Gütern,
> „vom Herzen zum Herzen gesprochen,
> „das Bessere in den Menschen zum Noch-
> „Besseren vielfältig erhöht haben, dies zu
> „verkennen sey ferne! Gleichgesinnte
> „Gemüther verstehen einander trotz dem
> „unrichtigen Ausdruck.“

Ja vollends S. 270, nachdem von der Freyheitslehre die Rede gewesen, heisst es daselbst:

> „Möchte nun die innere Möglichkeit der
> „Tugend für die Theorie noch so räth-
> „selhaft seyn: die gegenwärtige Untersu-
> „chung (das heisst: die praktische Philo-
> „sophie in ihren Haupttheilen,) igno-
> „rirt das Räthsel ganz und gar.“

Diese Stelle möchte wohl eines Commentars bedürfen, besonders für Leute, die alles durch einander mengen, und von der, dem besonnenen Forscher höchst nöthigen, Fertigkeit, jede Untersuchung in ihre eigenthümliche Sphäre einzuschliessen, ja die verschiedenartigen Betrachtungen so streng zu sondern, als ob jede für die andre ein Geheimniss wäre, — keinen Begriff haben.

Als ich meine praktische Philosophie schrieb, da wusste ich sehr gut, dass meine Metaphysik die transscendentale Freyheit verwirft, und dass in meiner Pädagogik, (denn dahin gehört die Frage,) von den Bedingungen, unter welchen die sittlichen Urtheile wirksam fürs Leben werden, vielfältig geredet werde. Ich wusste das, aber meine praktische Philosophie durfte es nicht wissen. Nicht ihre Sache war es, der Psychologie vorgreifend, von dem Wirken und wirklichen Geschehen im menschlichen Geiste Lehrsätze aufzustellen. Ausdrücklich bekannte meine praktische Philosophie, dass sie nur

> „über Bilder des möglichen Wollens zu ur-
> „theilen, den Willen selbst hingegen, und
> „sein wirkliches Thun ganz ungebunden
> „zu lassen habe.“

Es mag seyn, dass eine solche Beschränkung in den Augen mancher Menschen die praktische Philosophie vernichte. Sie freylich würden es viel besser machen, sie würden den Himmel und die Unterwelt in Bewegung setzen, — um Effect zu machen. Mir liegt am Effect überhaupt wenig, in der praktischen Philosophie vollends beynahe Nichts; aber alles liegt mir an der Wahrheit.

Die Reden von der Tugend, von der Pflicht, von den Gütern, von der Freyheit, von der Erbsünde u. s. w. sind eine wirksame Rhetorik; denn sie fassen das menschliche Gemüth an seinen empfindlichsten Stellen; sie regen die Affecten auf; und sie stiften auf diese Weise viel Gutes und viel Böses. Will man aber wissen, was der wahre und ächte Gehalt aller dieser Reden sey, so müssen die Affecten ruhen, und die Rhetorik mit allen ihren Künsten muss schweigen. Was vorzuziehn, was zu verwerfen sey, muss ohne irgend eine Regung des Willens, erkannt werden; — so dass nicht blos die Schönheit, sondern auch das Hässliche, — nicht blos des innern, sondern auch des in geselliger Gemeinschaft lebenden Menschen, offenbar werde; und zwar ohne im logischen Cirkel schon sittliche Verhältnisse vorauszusetzen, die vielmehr als sittlich erst durch die willenlose Beurtheilung selbst bezeichnet und ursprünglich unterschieden werden können. Wer hiebey nicht sein individuelles Begehren, Meinen, und einseitiges Auffassen, durch die Kraft der Selbstbeherrschung, welche die Grundbedingung der Speculation ist, zu unterdrücken vermag; wer nicht versteht, seine Gedanken so zu stellen und zu halten, wie sie durch die ersten leitenden Principien der Untersuchung gefordert werden; wer überhaupt nicht sein objectiv nothwendiges Denken von seinem subjectiven, und in so fern zufälligen Gedankenlauf zu unterscheiden geübt ist: der ist nicht reif weder für *diese* noch für irgend eine Speculation; und *er* wird sich nicht über seinen *individuellen* Geschmack erheben. Wer aber gar noch in Frage stellen wollte, ob *unrichtige Charaktere anzunehmen* seyen oder nicht: der würde eine grenzenlose Unwissenheit verrathen; denn die unrichtigen Charaktere sind eine allbekannte Thatsache. Dass *nicht zu sehen sey, wie der sittliche Geschmack zur herrschenden Kraft werde*, ist wahr in der praktischen Philosophie; denn in *diese* Wissenschaft, wenn man nicht schon die Psychologie als bekannt voraussetzen will, gehört die ganze Frage nicht; die praktische Philosophie bringt den sittlichen Geschmack zur Sprache; sie sondert und begrenzt die durch ihn erzeugten Begriffe; sie selbst ist ein Denken, aber nicht ein Herrschen. Dass der sittliche Geschmack für sich selbst ein Gegenstand der Beurtheilung wird, ist wahr, in so fern er in ein Verhältniss mit dem Willen eingeht; wer aber diese Wahrheit verstanden hat, der wird hiebey nicht an ein Fortschreiten ins Unendliche denken, und noch viel weniger die Frage vom Wirken und Herrschen des sittlichen Urtheils dahinein mengen.

Die oben dargelegte Stelle der Heidelberger Jahrbücher steht nicht allein, sondern in der Mitte von Xenien an Kant, Fichte, Schelling, Schulze, Bouterweck, Fries und Köppen; der Epilog dazu lautet folgendermaassen:

> „Also unkräftig ist alles, was die „Philosophen statt des Christen-„thums geben.“

Man sieht: die Philosophen haben undankbare Schüler; das ist indessen nichts Neues, und kein Unglück: der Undank lässt sich ertragen; aber die Misverständnisse sind ein Unkraut, das man ausraufen muss, so oft sich Gelegenheit findet. In dieser Hinsicht sind mathematische Darstellungen eine treffliche Sache; sie werden entweder verstanden oder nicht; ein Drittes ist bey ihnen kaum denkbar.

Da mir einmal die Heidelberger Jahrbücher vor Augen liegen, will ich zum Schluss noch ein paar Zeilen von Hrn. Kirchenrath Paulus daraus abschreiben, die ich zugleich bereit bin zu unterschreiben: „Unendlich und absolut an sich ist gewiss unsre Freyheit nicht. Dennoch ist sie in Beziehung auf die Gewalt der sinnlichen Begierde, im besonnenen Zustande, kräftig genug. Wir sind frey, um immer freyer zu werden. Es giebt Grade der Freyheit, wie Grade der Einsicht und Vollkommenheit.“ Das war von jeher meine Lehre, und sie ist es noch heute. Um diese Lehre zu begreifen und begreiflich zu machen, braucht man nicht alte Streitfragen wieder zu wecken, nicht alte Streitigkeiten wieder zu entzünden, nicht den Fanatismus wieder in Gährung zu versetzen; man braucht nicht die unermesslichen Gefahren über das bürgerliche Leben nochmals herbeyzurufen, von denen die Kirchengeschichte so traurige Kunde giebt. Diejenigen, die solches thun, sind verantwortlich für die Folgen, und die leere Ausflucht: das hatten wir nicht gedacht, nicht beabsichtigt, kann ihnen nicht zur Entschuldigung gereichen. Sie mussten wissen, dass die menschliche Natur sich zu allen Zeiten gleicht, und dass furchtbare Ausbrüche des Fanatismus auch in unsern Tagen leider! nicht ohne Beyspiel sind. Die Folgen solcher Lehren, wie Herr K. R. Paulus, S. 37 und

38 des erwähnten Journals, warnend und mit gerechter Besorgniss, anführt, lassen sich nicht berechnen; wenn aber der theologische Uebermuth, der jetzt die Philosophie unkräftig schilt, auf gerader Bahn fortschreitet, so bereitet er sich selbst eine Zeit der schmerzlichen Reue, wodurch er der geschmähten und verachteten eine unverlangte Genugthuung geben wird.

(8.) „Man muss vom Einfachsten ausgehn, und beym ersten Anfange „noch alle Verbindung der Vor„stellungen unter einander bey „Seite setzen.“

Wollte ich dies mit Rücksicht auf die nächstvorhergehende Anmerkung erläutern: so würde ich auseinandersetzen, dass man überhaupt die Kunst verstehen müsse, eine Untersuchung anzufangen, und dass einer der schwersten Theile dieser Kunst darin bestehe, das bey Seite zu setzen, was zum Anfange nicht gehört. Ich würde hinzufügen, dass diejenigen Leser philosophischer Schriften, denen es Ernst ist, daraus lernen zu wollen, vor allen Dingen die Sonderung der verschiedenartigen Probleme daraus lernen müssen, damit

Licht und Ordnung in ihre Köpfe komme, und ihnen nicht etwa die Ungereimtheit begegne, auf den ersten Seiten einer praktischen Philosophie nach den Bedingungen zu suchen, unter denen moralische Vorstellungen im menschlichen Gemüthe wirksam und kräftig werden können. Die Psychologie ist nun noch ungleich schwerer als die praktische Philosophie; und wer hier die voreiligen Fragen nicht zurückhalten kann, wer nicht Geduld hat, *beym Anfange anzufangen*, dem muss man ohne Schonung zurufen: odi profanum vulgus, et arceo.

Es ist nun die Verbindung der Vorstellungen, welche beym Anfange der Psychologie muss bey Seite gesetzt werden, damit man erst die Wirkungsart *einfacher Vorstellungen* kennen lerne. *Giebt es denn einfache Vorstellungen?* So höre ich fragen. Ich antworte, dass ich beym Anfange der Psychologie diese Frage bey Seite setze, weil erst die Psychologie selbst, in ihrem Fortgange, sie beantworten kann; und weil man, um anfangen zu können, gar nicht nöthig hat darüber zu entscheiden. Die Probleme müssen vereinfacht werden; das ist das Bedürfniss der Untersuchung; und dies Bedürfniss muss man befriedigen, wie weit man sich auch dadurch fürs erste von der

Wirklichkeit entfernen möchte; sonst kommt die Untersuchung nicht in Gang, und wir wir lernen nichts, sondern bleiben stecken in der alten Finsterniss. Die Frage: giebt es einfache Vorstellungen? bedeutet für den Psychologen gerade so viel, als für den Mechaniker, der von der Bewegung der Puncte handelt, die Frage: giebt es denn einfache Puncte? Darauf würde der Mechaniker ohne Zweifel antworten, er verlange einen gelehrigen Schüler, der Geduld habe zu warten, bis der Nutzen und die Anwendung des Vorgetragenen an die Reihe komme.

Allerdings aber muss man von Anfang an die Länge des Weges einigermaassen zu schätzen wissen, den man wird zurückzulegen haben. Indem wir mit der Untersuchung über die Wirkungsart einfacher Vorstellungen beginnen, stehn wir noch ganz ausser dem Kreise dessen, wovon unser wirkliches Bewusstseyn uns die Beyspiele darbietet. In uns sind alle Vorstellungen in unermesslich mannigfaltiger Verbindung, und dieser Umstand ist höchst entscheidend für deren Energie und Wirkungsart. Nur allmählig, und immer mehr, und immer genauer, wie sie weiter fortschreitet, kann die Psychologie uns über dasjenige belehren, was in uns vorgeht. Darüber würde man jedoch dem geübten Mathematiker gar nicht nöthig haben, etwas zu sagen. Dieser weiss sehr gut, dass in der Astronomie die Erde erst wie eine Kugel, dann wie ein Ellipsiod, — die Erdbahn erst wie ein Kreis, dann wie eine Ellipse, — die Kometenbahn erst wie eine Parabel, und späterhin wie eine Ellipse betrachtet wird; und eben so in unzähligen andern Fällen. Die Correctionen kommen nach; aber erst muss man Umrisse entwerfen, ehe man das Gemälde auszeichnen kann.

Niemand tadele hier meine Weitläuftigkeit; ich habe aus Erfahrung gelernt, wie nöthig sie ist. Irgendwo hatte ich den Satz ausgesprochen, dass von zweyen Vorstellungen niemals eine die andre ganz unterdrückt, dass hingegen von dreyen Vorstellungen sehr leicht die schwächste durch die beyden stärkeren könne völlig aus dem Bewusstseyn verdrängt werden. Dieser Satz gilt von einfachen Vorstellungen, und das war ausdrücklich dabey bemerkt worden. Sollte man für möglich halten, Jemand könne auf den Einfall kommen, zu versuchen, ob wohl von den Vorstellungen dreyer Menschen sich der Satz in der Erfahrung bestätigen werde? dergestalt, dass die Vorstellung eines dieser Menschen in uns unterdrückt werde durch die beyden Vorstellungen der andern Menschen? Es liegt ja am Tage, dass die Vorstellung eines jeden Menschen eine ungeheuer vielfache und verwickelte Vorstellung ist; und dass wegen der höchst vielfältigen Aehnlichkeit der Menschen unter einander, jede solche Vorstellung die andre vielmehr reproducirt, als verdrängt! Nichtsdestoweniger ist ein Psychologe, ein nahmhafter Schriftsteller, mit diesem Einwurfe gegen mich öffentlich aufgetreten. Gewiss haben die Mathematiker, in deren Kreis solche Gedankenlosigkeit niemals kommt, keinen Begriff davon, mit welcher Dreistigkeit sich die unbesonnensten, lächerlichsten Plaudereyen einem philosophischen Vortrage in den Weg stellen.

(9.) „Die Stärke jeder einzelnen Vor„stellung, und der Grad der Hem„mung zwischen je zweyen."

Jetzt komme ich auf einen Punct, den selbst Mathematiker vielleicht misverstehen könnten, wenn sie nicht aufmerksam gemacht würden. Ich meine nicht die Stärke jeder einzelnen Vorstellung; der Unterschied zwischen stärkeren und schwächeren Vorstellungen ist aus der Erfahrung bekannt genug. Aber schwerer zu fassen ist der Begriff vom Gegensatze, oder vom Hemmungsgrade der Vorstellungen.

Wenn man zu dem Mathematiker von entgegengesetzten Kräften spricht: so denkt er sich zunächst solche Kräfte, die, wenn sie *gleich* stark sind, einander auf Null reduciren. Wollte man dieses auf Vorstellungen anwenden: so würde der falsche Gedanke herauskommen, als wäre eine Vorstellung das Negative der andern; so dass, wenn ihrer zwey gleich starke auf einander *wirkten*, sie sich gegenseitig vernichteten, und alles Vorstellen aufhörte. Nun giebt es aber unter Vorstellungen gar kein solches Verhältniss. Keine ist an sich das Negative der andern; jede für sich genommen ist rein positiv, sie ist das Vorstellen ihres Vorgestellten. Zum Beyspiel: die Vorstellung *Blau* ist nicht *Minus Roth*, und eben so rückwärts: die Vorstellung *Roth* ist nicht *Minus Blau*. Daher können sie mit einander auch nicht Null machen. Gleichwohl sind sie entgegengesetzt, und zwar dergestalt, dass ihr Gegensatz das Extrem ist für ein ganzes Continuum schwächerer Gegensätze. Denn zwischen Blau und Roth läuft eine Linie des Violetten in allen seinen Abstufungen. Mischt man blau und roth zu gleichen Theilen, so hat man ein Violett, welches dem reinen Blau und dem reinen Roth gleich stark entgegengesetzt ist, nämlich halb so stark, als die beyden reinen Farben unter einander. Die Vorstellung eines solchen Violett kann daher zum Beyspiele dienen, wenn es darauf ankommt, den Begriff des Hemmungsgrades unter den Vorstellungen deutlich zu machen.

Wenn nun die Vorstellungen sich nicht vernichten, und doch entgegengesetzt sind, so werden sie wohl — möchte Jemand meinen, — ein drittes mittleres hervorbringen; so wie zwey Kräfte, deren Richtungen einen Winkel bilden, den Körper, auf den sie wirken, nach der Diagonale treiben. Aber dieses ist eben so falsch wie das Vorige. Die Erfahrung lehrt aufs bestimmteste, dass die beyden Vorstellungen des Rothen und des Blauen sich in unserm Geiste keineswegés dergestalt mischen, wie die Pigmente im Farbentopfe. Die beyden Vorstellungen gehn nicht zusammen in eine Vorstellung des Violetten, sondern sie bleiben völlig rein und gesondert.

Man sieht demnach, dass hier alle Analogien mit dem, was von räumlich entgegengesetzten Kräften bekannt ist, irre führen würden, und dass man sich solcher Analogien gänzlich zu enthalten habe.

Böte nun die Erfahrung *unmittelbar* den Grundbegriff von dem *Gesetze der Kraft*, womit Vorstellungen einander entgegenwirken, dar: so wäre ohne Zweifel schon seit Jahrhunderten die mathematische Psychologie eine bekannte Wissenschaft; und man würde sie viel früher gefunden haben, als die physische Astronomie; denn für diese ist das Gesetz der Gravitation auch nicht unmittelbar gegeben; es hat müssen errathen werden, und dies ist spät genug geschehen.

Mittelbar ist indessen die Erfahrung auch für die Psychologie das Erkenntnissprincip; aber das Medium der Ableitung ist hier die Metaphysik, welche, vom Begriff des Ich, als dem durchs Bewusstseyn unmittelbar Gegebenen, ausgehend, die Bedingungen erforscht, unter denen allein ein vorstellendes Wesen zur Vorstellung *Ich* gelangen könne. Da findet sich denn, dass die ursprünglichen Vorstellungen entgegengesetzt seyn müssen, ohne sich zu vernichten, und ohne in ein Mittleres zusammen zu laufen, wie die Erfahrung es bestätigt. Aber es findet sich nun auch der bestimmte Begriff, den man der weitern Untersuchung zum Grunde legen muss, nämlich dieser: *die unter zwey Vorstellungen entstehende, für beyde ganz zufällige, Hemmung ist eine gemeinsame Last für beyde, die nicht grösser, aber wohl kleiner seyn kann, als die schwächste von beyden Vorstellungen; diese Last vertheilt sich unter beyde nach dem umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke.*

Das ist der Begriff, welchen die Metaphysik an die Mathematik abliefert, und welchen die letztere so nehmen muss, wie er gegeben wird. Zum Behuf der Rechnung besitzt der Begriff eine vollkommne zulängliche Bestimmtheit. Will aber der Mathematiker nicht daran glauben, dass die Metaphysik ihm einen wahren Begriff, angemessen der Natur des menschlichen Geistes, darbiete: so steht ihm nun noch frey, den Begriff als eine Hypothese zu betrachten, ihn als solche der Rechnung zum Grunde zu legen; alsdann aber so weit im Calcul fortzuschreiten, bis er auf solche Puncte trifft, wo sich die Erfahrung bestimmt genug vergleichen lässt, um über die Wahrheit oder Falschheit des Princips zu entscheiden.

Man begreift leicht, dass selbst ein verfehlter Versuch nicht ein vergeblicher seyn würde. Denn sobald die Erfahrung erst anfängt eine Theorie zu widerlegen, so beginnt sie auch hiermit schon, einen Wink zu geben, wie man eine bessere Theorie an die Stelle setzen soll. Der Fehler wird irgend eine Grösse haben; aus mehrern solchen Fehlern werden Verbesserungen entstehen; und wo es darauf ankommt, aus Fehlern die Wahrheit zu finden, da sind die Mathematiker in ihrem Elemente.

Solcher Puncte, wo die Erfahrung im Allgemeinen, ohne scharfe Bestimmung der Quantitäten, mit der Rechnung zusammentrifft, lassen sich manche, und darunter sehr auffallende und bedeutende nachweisen, aber keine Untersuchung, wenigstens von dem leichteren, scheint mir geschickter zu dem Zwecke, die Theorie an der Erfahrung zu prüfen, als die über die consonirenden und dissonirenden Intervalle und Accorde in der Musik. Denn hier giebt es bekannte und längst bestimmte Zahlenverhältnisse; und dieser Gegenstand ist daher für die Psychologie eben so wichtig, als die Lehre vom Pendel, nach Theorie und Erfahrung, zur Bestimmung der Fallhöhe. Daher habe ich vor vielen Jahren schon die psychologischen Gründe der Musik untersucht und bekannt gemacht, aber, wie es scheint, ohne Leser zu finden, die eine solche Untersuchung zu schätzen wussten. Zu bemerken ist übrigens hier, dass die Erfahrung doch ziemlich weite Gränzen, nach mathematischer Schätzung, offen lässt, innerhalb deren das, was man die Beobachtungsfehler nennen kann, liegen bleibt; und thöricht genug ist die Meinung, als ob die Musik auf dem Unterschiede rationaler und irrationaler Tonverhältnisse beruhete. Kein menschliches Ohr vermag diesen Unterschied so genau zu fassen, dass man darauf bauen könnte; im Gegentheil, selbst wenn die falschen Töne schon anfangen, das Ohr zu beleidigen, bleibt die Musik dennoch verständlich; und das ist ein Glück; denn vollkommen reine Musik hören wir niemals; und an wahrhaft rationale Verhältnisse ist in der Wirklichkeit nicht zu denken.

(10.) „Von der merkwürdigen That-
„sache, dass niemals alle Vorstel-
„lungen zugleich latent werden,
„sondern stets irgend Etwas, nie
„ganz einfaches, vielmehr eini-
„germaassen zusammengesetztes,
„vorgestellt wird.“

Diese Stelle kann ohne Rechnung nicht erläutert werden, so wenig wie das darauf Folgende; aber sie veranlasst mich, einige Resultate von Rechnungen herzusetzen. Geübten Mathematikern mag es vielleicht einige Unterhaltung gewähren, sich zu den Zahlen die Formel selbst zu suchen, die sie theils aus dem eben zuvor angegebenen Gesetze, von der Hemmung als einer gemeinsamen Last für die wider einander strebenden Vorstellungen, leicht finden, theils durch Induction aus den gleich folgenden Zahlen eben so leicht errathen können. Minder geübten Rechnern wird hier freylich keine Unterhaltung, aber eine desto nützlichere Gelegenheit, ihr Nachdenken anzustrengen, dargeboten werden; — doch kaum darf ich bey einer so leichten Sache von Anstrengung reden. Nur darauf kommt es an, dass man eine kleine Ueberwindung nicht scheue, um seine Aufmerksamkeit auf die Grössenverhältnisse zu richten, die unter Vorstellungen Statt finden können.

Die allerleichteste und einfachste Voraussetzung, welche man machen kann, ist diese: zwey vollkommen entgegengesetzte Vorstellungen, auf die keine andere Kraft wirkt als eben nur ihr Gegensatz, seyen gleich stark.

Die Folge wird seyn, dass eine jede zur Hälfte gehemmt, also verdunkelt wird; und dass von beyden die Hälfte im Bewusstseyn gegenwärtig bleibt.

Gesetzt aber, die eine sey doppelt so stark wie die andre: so wird von der stärkeren fünfmal so viel als von der schwächeren, im Bewusstseyn als ein wirkliches Vorstellen übrig bleiben, nachdem die Hemmung geschehen ist. — Man konnte wohl schon ohne Rechnung vermuthen, die schwächere würde von der Hemmung am meisten zu leiden haben; aber dass der Unterschied so gross ausfalle, wird man Mühe haben zu glauben. Allein man vergleiche diesen Fall mit dem vorigen. Da ist denn zuerst zu bemerken, dass die gemeinsame Last, oder die Hemmungssumme, welche aus dem Gegensatze der Vorstellungen entsteht, und welche unter ihnen muss vertheilt werden, hier nicht im mindesten grösser ist als zuvor. Denn es ist zwar eine der Vorstellungen jetzt doppelt so stark, als sie vorhin war; aber eine Vorstellung allein macht keinen Gegensatz; hätte die Hemmung sich auch verdoppeln sollen, so hätte die andre Vorstellung ebenfalls und um eben so viel stärker werden müssen; dies ist nicht geschehn; also bleibt die Hemmungssumme wie vorhin. Ganz anders steht es um das Verhältniss, in welchem diese gemeinsame Last vertheilt werden muss unter beyde Vorstellungen, die daran zu tragen haben. Die schwächere muss sich doppelt so viel gefallen lassen als die stärkere: wir wollen demnach die gemeinsame Last in drey gleiche Theile theilen; zwey davon wollen wir derjenigen Vorstellung auflegen, welche nur einfache Stärke hat; einen Theil aber soll die doppelt so starke Vorstellung übernehmen. Nun müssen wir uns erinnern, dass der Ausdruck: *eine Last tragen*, hier blos bildlich ist. Eine Vorstellung trägt eine Last, — das heisst soviel, als: ihr Vorgestelltes, oder das durch sie uns vorschwebende Bild, wird *verdunkelt*; es entsteht ein Verlust, — nicht an der Thätigkeit des *Vorstellens*, sondern am Erfolge, am *Vorgestellt-Werden*. Also: das Vorstellen verwandelt sich zum Theil in eine *vergebliche Anstrengung, vorzustellen*. Jedoch bleibt einiger Erfolg dieser Anstrengung; sonst würde unter den beyden Vorstellungen wenigstens *eine*, *ganz* verdunkelt werden, da sie beyde, der Voraussetzung nach, *ganz* entgegengesetzt seyn sollen. Demnach: um unsre Rechnung zu vollenden, müssen wir das, was wir vorhin eine Last nannten, die wir einer Vorstellung auflegen wollten, jetzo als einen Verlust des wirklichen Vorstellens von ihr abziehn; alsdann ist das Abgezogene anzusehn als eine völlig vergebliche Anstrengung, und der Rest als ein völlig ungehemmtes, völlig wirkliches Vorstellen; obgleich eigentlich die ganze Vorstellung nicht in zwey Theile, die man einen vom andern abschneiden könnte, zerfällt, sondern nur der Grad des wirklichen Vorstellens vermindert, und die ganze Vorstellung in einen Zustand der Anstrengung oder des Strebens versetzt wird. Wenn wir jetzo die beyden Vorstellungen in Hinsicht ihrer Stärke, ausdrücken durch die Zahlen Eins und Zwey; wenn wir uns überdies erinnern, dass die Hemmungssumme so gross ist wie die schwächste der beyden Vorstellungen (da ja der Ueberschuss der stärkeren über die schwächere, wie vorhin gezeigt, die gemeinsame Last oder die Hemmung nicht vermehrt): so haben wir Zweydrittel abzuziehen von Eins, und ein Drittheil von Zwey. Der Rest vom ersten Abzuge ist nur ein einziges Drittheil, — so viel beträgt das wirkliche Vorstellen, was nach der Verdunkelung von der schwächeren Vorstellung noch übrig ist; aber der Rest vom zweyten Abzuge ist $2 - \frac{1}{3}$, oder Fünfdrittel; also verhält sich dieser Rest zu jenem wie Fünf zu Eins.

Hätten wir Anfangs die stärkere Vorstellung $= 10$, die schwächere $= 1$ gesetzt: so wäre die Hemmungssumme auch jetzt noch, wie vorhin, $= 1$; diese zerfiele nun in $10 + 1 = 11$ gleiche Theile; jeder solche Theil wäre $= \frac{1}{11}$; zehn derselben abgezogen von 1 lässt $1 - \frac{10}{11} = \frac{1}{11}$; einer der nämlichen Theile hinweggenommen von 10 giebt zum Rest $10 - \frac{1}{11} = \frac{109}{11}$; also sind die Reste jetzt sogar im Verhältniss wie 1 zu 109. Man sieht daraus, wie wichtig für den Erfolg die Unterschiede der ursprünglichen Stärke der Vorstellungen sind.

Jetzt wollen wir einmal die Hemmungssumme vergrössern. Die ursprüngliche Stärke der Vorstellungen soll seyn Zwey und Drey. Nun ist die Hemmungssumme $= 2$; das Hemmungsverhältniss $= \frac{1}{2} : \frac{1}{3} = 3 : 2$. Die Hemmungssumme zerfällt in $2 + 3 = 5$ gleiche Theile; jeder dieser Theile ist $= \frac{2}{5}$; die stärkere Vorstellung verliert zwey solche Theile; die schwächere deren drey. Es findet sich $3 - \frac{4}{5} = \frac{11}{5}$, und $2 - \frac{6}{5} = \frac{4}{5}$; also das Verhältniss der Reste ist $11 : 4$.

Noch ein paar Beyspiele zur Uebung im Rechnen! Die Vorstellungen seyen 3 und 5; die Hemmungssumme $= 3$, das Hemmungsverhältniss $\frac{1}{3} : \frac{1}{5} = 5 : 3$, aber $5 + 3 = 8$, also $8 : 5 = 3 : \frac{15}{8}$, und $8 : 3 = 3 : \frac{9}{8}$; $3 - \frac{15}{8} = \frac{9}{8}$ und $5 - \frac{9}{8} = \frac{31}{8}$.

Es seyen die Vorstellungen 4 und 5; die Rechnung steht kurz so:

$$9 : \begin{Bmatrix} 5 \\ 4 \end{Bmatrix} = 4 : \begin{Bmatrix} \frac{20}{9} \\ \frac{16}{9} \end{Bmatrix}; \quad \begin{matrix} 4 - \frac{20}{9} = \frac{16}{9} \\ 5 - \frac{16}{9} = \frac{29}{9} \end{matrix}$$

Wer nun alle diese Beyspiele, die man leicht nach Belieben vermehren kann, in Gedanken zusammenfasst und überlegt: der wird sogleich finden, dass ungeachtet des grossen Vortheils, welchen die ursprünglich stärkere Vorstellung behauptet, doch auch die schwächste von der stärksten niemals wird *ganz und völlig* unterdrückt werden können; denn die Hemmungssumme muss sich immer vertheilen; und da sie niemals grösser seyn kann als die schwächere Vorstellung, so bleibt von dieser letztern allemal *so viel übrig, als wieviel von der stärkeren gehemmt wird.*

Dieses wichtige Resultat aber darf man nicht zu weit ausdehnen; denn es gilt nur von zweyen Vorstellungen. Sobald drey oder mehrere Vorstellungen zusammentreffen, ergiebt sich, dass die dritte und die folgenden sehr leicht ganz unterdrückt werden. Jedoch wir wollen auch hier vom Leichtesten anfangen.

Drey gleich starke Vorstellungen, jede = 1, seyen vollkommen entgegengesetzt, und in voller Wirksamkeit wider einander ohne Einfluss einer fremden Kraft. Die beyden letztern Bedingungen sind die nämlichen wie oben; allein ich wiederhole sie absichtlich, theils damit man sie sich einpräge, theils damit man auch die Möglichkeit andrer Fälle (die eine andre Rechnung erfordern) nicht ganz aus den Augen verliere. Es ist nun klar, dass in diesem Falle nur eine der drey Vorstellungen könnte ungehemmt bleiben, wenn die andern beyden ganz gehemmt würden. Denn nach der Voraussetzung sind alle drey einander vollkommen zuwider; das heisst, die erste der zweyten, die zweyte der dritten, und die dritte der ersten; jede muss demnach weichen vor den beyden übrigen. Man nehme zwey heraus, welche man will; die Hemmungssumme unter ihnen ist nach dem Vorigen = 1; das Uebrigbleibende demnach ebenfalls = 1; kommt hinzu die dritte Vorstellung, so bildet sich eine neue Hemmungssumme, wiederum $= 1$; also ist die ganze Hemmungssumme $= 2$. Diese zerfällt in drey gleiche Theile für die drey gleich starken Vorstellungen, folglich verliert jede $\frac{2}{3}$ und behält jede $\frac{1}{3}$.

Nun wollen wir die Voraussetzung abändern. Die Stärke der drey Vorstellungen werde angezeigt durch die Zahlen 1, 2, 3. Für die beyden schwächern wäre die Hemmungssumme, wie oben gezeigt, $= 1$, und das Uebrigbleibende $= 2$; kommt dazu die stärkste $= 3$, so ist die neue Hemmungssumme $= 2$, wie ebenfalls schon nachgewiesen wurde; also beydes addirt giebt die ganze Hemmungssumme $= 1 + 2 = 3$. Die Hemmungsverhältnisse sind die umgekehrten der Zahlen selbst; also $1, \frac{1}{2}, \frac{1}{3}$; oder schicklicher ausgedrückt: 6, 3, 2. Man wird demnach die Hemmungssumme in 11 gleiche Theile zerlegen, damit hievon 6 der schwächsten, 3 der mittlern, und 2 der stärksten Vorstellung als Verlust angerechnet werden. Allein hier stossen wir auf ein unerwartetes Hinderniss! Die Hemmungssumme war $= 3$, davon könnten wir nun zwar leicht $\frac{2}{11}$ nehmen, welches $\frac{2 \cdot 3}{11} = \frac{6}{11}$ Verlust gäbe für die Vorstellung 3; und eben so $\frac{3 \cdot 3}{11} = \frac{9}{11}$ Verlust für die mittlere $= 2$; aber wenn wir nun auf ähnliche Weise $\frac{6}{11}$ von 3 oder $\frac{18}{11}$ Verlust für die schwächste Vorstellung, die nur = 1 ist, berechnen: was soll das bedeuten? Der Mathematiker wird hier eine Minusgrösse anzutreffen glauben; dergleichen kann aber hier gar nicht Statt finden; denn dass eine Vorstellung negativ werde, hat schlechterdings keinen Sinn. Vielmehr entdeckt es sich, dass wir eine unpassende Rechnung geführt haben, weil wir nicht zuvor die **Bedingung berechnet** hatten, unter welcher auf die zuvor beschriebene Weise drey Vorstellungen in Wirkung und Gegenwirkung treten können.

Dieser Gegenstand ist nun schon ein klein wenig schwerer, wie das Vorhergehende; und er lässt sich nicht füglich so ganz im Tone des Unterrichts für Anfänger vortragen. Doch will ich einen Versuch nicht scheuen.

Man hat aus der vorigen Rechnung so viel gesehen, dass, wenn zwey Vorstellungen = 2 und 3 vorhanden sind, alsdann eine dritte Vorstellung merklich grösser seyn muss als 1, wenn von ihr auch nur das Mindeste neben jenen übrig bleiben soll. Es wird nun irgend eine Grösse geben, welche diese dritte, um der eben ausgesprochenen Forderung zu genügen, zum wenigsten besitzen muss. Oder bestimmter und wissenschaftlich gesprochen: es muss eine Gränze geben, die den Unterschied festsetzt zwischen solchen Vorstellungen, welche hinzukommend zu jenen beyden stärkern, von ihnen ganz, oder nicht ganz, verdunkelt werden. Diese Gränze nenne ich die Schwelle des Bewusstseyns. Sie zu bestimmen, erfordert nichts als eine höchst leichte algebraische Rechnung; wer Algebra versteht, wird sie ohne die geringste Mühe selbst finden, und daraus schliessen, dass z. B. für zwey Vorstellungen, beyde $= 1$, die gesuchte Gränze sey $= \sqrt{\tfrac{1}{2}} = 0{,}707\ldots$, allein hierum bekümmere ich mich für jetzt nicht; vielmehr will ich blos die Frage beantworten, was für eine Rechnung nun in die Stelle jener treten solle, die wir eben vergeblich geführt haben?

Da die Vorstellung $= 1$ nicht bestehen konnte neben den beyden andern $= 2$, und $= 3$: so wird sie ohne allen Zweifel ganz unterdrückt; aber mehr Leides kann ihr nicht geschehn. Sie ist nun in eine ganz vergebliche Anstrengung zum Vorstellen verwandelt worden; sie richtet nichts mehr aus; kann aber auch von der Hemmungssumme nicht das Geringste mehr zu tragen übernehmen, sie trägt davon nur gerade so viel, als wieviel ihre eigne Grösse ausmacht; oder mit andern Worten: wieviel sie selbst zur Hemmungssumme beygetragen hatte, so viel nimmt sie jetzt, da sie verschwindet, mit sich hinweg. Wo bleibt denn das Uebrige der Hemmungssumme? Dieses müssen die beyden stärkeren Vorstellungen unter sich vertheilen. Aber das hätten sie auch gethan, wenn die schwächste gleich Anfangs gar nicht zugegen gewesen wäre; sie hätten alsdann gerade eben so viel, nämlich ihre Hemmungssumme unter sich, zu vertheilen gehabt, wie jetzt, nachdem die dritte Vorstellung der Hemmungssumme zwar einen Zusatz gegeben, aber das diesem Zusatze gleiche Quantum auch wieder mit sich genommen hat. Also müsste man die dritte gar nicht mit in die Rechnung einführen, sondern sie völlig ignoriren; und das richtige Resultat ist schon dort gefunden, wo wir den Verlust für die Vorstellungen = 2 und = 3 bestimmten, in der Voraussetzung, dass nur diese beyden allein vorhanden seyen.

Jetzt brauche ich kaum noch zu sagen, dass latente Vorstellungen diejenigen sind, welche unter die Schwelle des Bewustseyns fallen; so wie hier die Vorstellung $= 1$ neben den beyden $= 2$ und $= 3$. Allein man muss nicht unbeachtet lassen, dass hier blos von dem Zustande des Gleichgewichts, also von der Statik des Geistes, die Rede war. Die Bewegungsgesetze führen auf eine ganz andre Art von Schwellen des Bewusstseyns. Und das hier Vorgetragene ist bey Verminderung des Hemmungsgrades und bey eintretender Verbindung der Vorstellungen, den mannigfaltigsten Abänderungen unterworfen. Aber man muss, wie schon oben gesagt, beym Anfange anfangen, und darum allein war es hier zu thun.

Psychologie als Wissenschaft,

neu gegründet

auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.

Von

Johann Friedrich Herbart,

Professor der Philosophie zu Königsberg.

Erster, synthetischer Theil.

Königsberg, 1824.
Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey
August Wilhelm Unzer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Philosophie stand in ihrer Blüthe zu **Kants** und **Fichte's** Zeiten; jetzt welkt sie, allein ihre Wurzeln sind unvergänglich, und sie kann sich wieder aufrichten, wenn dem Untersuchungsgeiste neue Nahrung dargeboten wird. Damit mir dieses mein Vorhaben erleichtert werde, bitte ich den Leser, sich in jene Periode des eifrigen Strebens, der unglücklicherweise eine zweyte des Schwindels, und eine dritte der Abspannung gefolgt ist, zurückzuversetzen; über alles, was nachkam, aber fürs erste einen Schleyer fallen zu lassen. Es ist kein Wunder, wenn eine Kraft sich verzehrt und erschöpft, indem sie arbeitet, ohne die nothwendigen Hülfsmittel zu besitzen. Aber es ist zu wünschen, und vielleicht zu hoffen, daſs, nachdem die Hülfsmittel gefunden sind, nun auch der Wille zurückkehre, sich ihrer zu bedienen.

Kant wurde Idealist wider seinen Willen; er hat seine Anhänglichkeit an die Dinge an sich nie verleugnet, obgleich er die Unmöglichkeit behauptete, sie zu erkennen. **Fichte** ergab sich dem Idealismus williger, wiewohl auch noch mit einigem Widerstreben; aber ihm geschah es wider seine Absicht, daſs er ein von tausend

Bedingungen umwickeltes Ich zum Vorschein brachte, obgleich er das absolute Ich auf den Thron zu heben gedachte. Ein absolutes Urwesen, Grund der Welt und Grund des Ich, lieſs sich Schelling gefallen; er wurde Spinozist vielleicht eben so sehr wider sein Wollen und Meinen, als Kant Idealist gewesen war. — Wenn nun die Geschichte der Philosophie diese Ereignisse kurz erzählen will, so wird sie sagen: die Begriffe verwandeln sich den Philosophen unter den Händen unwillkührlich, während sie sie bearbeiten. Wenn aber die Philosophie selbst zu dieser Geschichte hinzukommt: so muſs sie in dem scheinbar zufälligen Ereigniſs das Nothwendige, und in den besondern Fällen das Allgemeine nachweisen, was sich in jenen Beyspielen nur unvollkommen abspiegelt.

Richtige Erkenntniſs dieser nothwendigen und allgemeinen Umwandlung gewisser Begriffe im Denken, ist das erste Hülfsmittel, welches bisher gefehlt hat.

Mathematische Untersuchungen über den Zusammenhang und den Lauf unserer Vorstellungen sind das zweyte. Die Seelenvermögen waren ein Surrogat, dessen sich bisher nicht bloſs die empirische Psychologie, sondern auch Kant bey seinem kritischen Unternehmen bediente. Freyer von Vorurtheilen in diesem Puncte zeigte sich Fichte: er wollte zu den Producten des menschlichen Geistes die Acte des Producirens finden. Warum hat man diese nothwendige Untersuchung vernachlässigt? Ohne Zweifel aus zwey Gründen. Erstlich, weil Fichte in dieser Hinsicht wirklich bloſs gewollt, aber nichts geleistet hat, auch bey seinem Verfahren nichts leisten konnte: kein Wunder, daſs nun die Fortsetzung unterblieb, da gar kein Anfang gegeben war. Zweytens, weil man sich blenden lieſs von der Kehrseite des Fichteschen Unternehmens, nämlich von dem gigantischen Project, aus dem Ich die Welt zu deduciren. Man verlieſs zwar das Ich, aber man behielt die weltumspannende Tendenz. Kennen wir denn unsern Standpunct auf dieser Erde noch so wenig, um uns kosmologischen Träumen hinzugeben? Ist etwa der Himmel noch jetzt für uns eine Kugel, in deren Mitte wir auf einer unermeſslichen Ebene veststehn? Welt-Ansichten gehören dem Glauben; aber die wahre Philosophie sagt nicht mehr als sie weiſs. Und um etwas zu wissen, prüft sie die Anschauungen jeder Art, die ihr gegeben sind, ohne irgend einer unbedingt zu vertrauen.

Man wird mich nun fragen, wie denn mathematische Untersuchungen über den menschlichen Geist möglich seyen? Und welchen Gewinn sie bringen? Auf die erste Frage kann nicht die Vorrede, sondern nur das Buch antworten; über die zweyte sollen hier einige Worte Platz finden.

Die Psychologie hat einige Aehnlichkeit mit der Physiologie; wie diese den Leib aus Fibern, so construirt sie den Geist aus Vorstellungsreihen. Und wie dort die Reizbarkeit der Fibern ein Hauptproblem, so ist hier die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen gerade das, wovon alle weitere Erkenntniſs der geistigen Thätigkeiten abhängt. Man wird aber dieses Buch nicht halb, sondern ganz lesen müssen, um hievon unterrichtet zu werden. Dem zweyten Theile dieses Werks, welcher die psychologischen Thatsachen auf ihre Gründe zurückführen soll, ist es vorbehalten zu zeigen, daſs die Spannung in den Vorstellungsreihen eben so wohl der Grund der Gemüthszustände, als die Ordnung, in welcher jede Vorstellung auf die übrigen mit ihr verbundenen wirkt, der Grund aller Formen ist, welche wir in unserm Anschauen und Denken bemerken. Aber die Ordnung beruht hier auf einem Mehr oder Weniger der Verbindung; die Spannung auf einem Mehr oder Weniger der Hemmung; beydes hängt innig zusammen; jedoch Niemand hoffe davon etwas zu begreifen, wenn er nicht rechnen will. Kann er doch ohne dies Hülfsmittel nicht einmal die Gestalt und die Spannung einer Kette begreifen, wie wollte er die Gestalt und die Wirksamkeit seiner unermeſslich vielfach verwebten Vorstellungen aus ihren Gründen erkennen? Aber gerade so wie eine an zwey vesten Puncten aufgehängte Kette dem gemeinen Beschauer ein gemeines Ding zu seyn scheint, das er gedankenlos ansieht, ohne sich um die ungleiche Spannung, um das Gesetz ihres Wachsens und Abnehmens, um die Abhängigkeit der Krümmung von der Spannung, das heiſst, der äuſseren Erscheinung des Ganzen von der Wechselwirkung der einzelnen Theile, zu bekümmern: gerade so gedankenlos steht seit Jahrhunderten die empirische Psychologie vor dem Schauspiel, was die von ihr sogenannte Association der Ideen ihr darbietet; sie erzählt, daſs sich die Vorstellungen nach Raum und Zeit associiren; und es fällt ihr nicht einmal ein, daſs alle Räumlichkeit und Zeitlichkeit eben nur die näheren Bestimmungen dieser Association sind, die in der Wirklichkeit nicht so schwankend vorhanden ist, wie die gangbare Beschreibung davon lautet, sondern mit der strengsten mathematischen Regelmäſsigkeit sich erzeugt und fortwirkt. Wo nun die allerersten Elemente von Kenntniſs der geistigen Natur noch so unbekannt und ungeahndet liegen: da wolle man von Verstand und Vernunft doch ja lieber schweigen als reden! Man kennt davon Nichts, als die Auſsenseite; und alles, was vermeintlich darauf gebaut worden, ist nichts als ein Wunsch, der künftig einmal kann erfüllt werden, wenn man erst einen Begriff haben wird von der Arbeit, die dazu nöthig ist.

Was ich hier gesagt habe, kann nicht hart klingen für wahrheitliebende Männer; und es kann dem Publicum nicht unerwartet seyn, welches so viele Jahre lang Zeuge war vom endlosen Streite der Schulen; vielmehr wird man hieraus längst geschlossen haben, daſs es allen Partheyen an den entscheidenden Gründen fehlte. Und gerade dieser Umstand ist der Ursprung der Partheylichkeit. Wenn die Mathematiker streiten, so rechnen sie; und die Rechnung bindet dergestalt alle Willkühr, daſs der Versuch jeder Widerrede aufhören muſs. Die Philosophie wird nicht alles berechnen können, aber sie wird groſse Schritte thun können, damit sich in ihr das Gewisse vom Ungewissen sondere; und wenn der Streit der Schulen fortdauert, so wird er sich doch mäſsigen, und nicht mehr, wie jetzt, zu unheilbarem Zwiespalt führen, der ein noch weit gröſseres Uebel ist, als selbst der lauteste Streit, so lange er mit der Aussicht auf künftige Vereinigung geführt wird.

Hiemit sind meine Ansichten und Gesinnungen hinreichend angedeutet; besonders wenn man das hinzudenkt, was ich in Ansehung der heutigen Schulen, worüber ernst und ausführlich zu reden ich mich dringend veranlaſst finden könnte, — hier verschweige, und selbst im Buche nur selten berührt habe; weil ich lieber will, daſs die Knoten sich allmählig lüften und lösen, als daſs sie durch eine heftige Behandlung sich noch mehr zusammenziehn. Aussprechen muſs ich jedoch, daſs während eines vollen Viertel-Jahrhunderts ankämpfend wider Wind und Strom, ich nur mit äuſserster Anstrengung meine Richtung habe behaupten können, und daſs ohne die Stütze der Mathematik ich sicherlich hätte unterliegen müssen. Auf den Schwierigkeiten, die mir ein widerwärtiges Zeitalter in den Weg legte, beruht mein Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung von Seiten des competenten Richters, welchem früher oder später mein Werk begegnen wird. Sorgfältige Vergleichung desselben mit meinen frühern Schriften darf ich in Fällen, wo etwas dunkel scheinen möchte, wohl von jedem aufmerksamen Leser erwarten.

Noch ein Wort habe ich zu sagen über den Gang der vorliegenden Untersuchungen in Beziehung auf die Verschiedenheit der Leser. Für Manchen würde es ohne Zweifel bequemer gewesen seyn, wenn ich die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes gerade zu auf den empirischen Boden gestellt hätte. Da es hiebey nur auf die Hemmung unter entgegengesetzten Vorstellungen ankommt, welche sich ziemlich deutlich unmittelbar in der Erfahrung zu erkennen giebt: so hätte ich recht füglich im Geiste der Mathematiker an ein Gegebenes die Rechnung knüpfen können; man würde mir den Satz: daſs entgegengesetzte Vorstellungen sich zum Theil in ein Streben vorzustellen verwandeln, entweder als Thatsache zugegeben, oder, Falls jemand seiner innern Wahrnehmung nicht so viel zugetraut hätte (und das wäre allerdings auch bey mir der Fall gewesen), wenigstens die Hypothese gestattet haben, die sich alsdann durch ihre Fruchtbarkeit hätte rechtfertigen müssen. Allein hiemit wäre der geschichtliche Gang meiner Untersuchungen verdeckt worden. Diesen habe ich gerade im Gegentheil ganz offen dargestellt. Von der Untersuchung des Ich bin ich wirklich ausgegangen; die nothwendigen Reflexionen über das Selbstbewuſstseyn haben sich von ihrer besondern Veranlassung späterhin losgemacht; daraus ist ein allgemeiner Ausdruck derselben entstanden, den ich Methode der Beziehungen nenne, und auch für andre metaphysische Grund-Probleme passend gefunden habe; zugleich ergab sich aus jenen Reflexionen der Begriff des Strebens vorzustellen mit einer solchen Bestimmtheit und Nothwendigkeit, daſs nunmehr auch seine Fähigkeit, sich der Rechnung zu unterwerfen, vor Augen lag; und erst viel später (als ich das Lehrbuch zur Psychologie niederschrieb) bemerkte ich, daſs zum Behuf des Vortrags für Solche, die man mit Metaphysik nicht behelligen darf oder will, das nämliche Princip auch als Hypothese konnte dargestellt werden. — Wenn sich ein Individuum lange Jahre hindurch auf einer und der nämlichen Linie des Forschens mit möglichster Behutsamkeit fortbewegt: so entsteht daraus für dieses Individuum Ueberzeugung, für Andre zunächst nur eine Thatsache auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Denkens, die ihnen rein und vollständig, nur von zufälligen Nebenumständen gesondert, muſs vorgelegt werden. Die Thatsache nach ihrer Art zu betrachten, ist ihre Sache; als ihre Pflicht aber kann man ihnen zumuthen, daſs sie dieselbe aufbewahren, und unverfälscht weiter mittheilen, damit sie noch in späterer Zeit von anderen Augen könne gesehen, und vielleicht anders ausgelegt werden.

Nichts verhindert übrigens, daſs jeder Leser sich nach seinem Bedürfniſs einen Anfangspunct in diesem Buche aufsuche, der ihm bequemer ist, als der meinige. Man kann immerhin die metaphysische Untersuchung über das Ich, fürs erste wenigstens, ignoriren; man kann die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes gleich Anfangs aufschlagen; es wird nicht gerade schwer seyn, auch hievon ausgehend, das Nachfolgende zu verstehen; und man wird sich hiemit unmittelbar in den Besitz des Vortheils setzen, den mathematische Entwickelungen durch ihre natürliche Deutlichkeit gewähren.

Eine andre Classe von Lesern kann ich mir denken, die wegen ihrer vorhandenen Angewöhnungen beynahe nur von hinten anfangend sich einen Zugang zu diesen Untersuchungen zu schaffen aufgelegt seyn dürften. Dahin gehören die, welche in ihrem System, und eben deshalb in dessen Gedankenkreise vesthängen; so daſs ein Buch, worin nicht von denselben Gegenständen unmittelbar die Rede ist, die sie zu bedenken gewohnt sind, für sie eine Wüste ohne Ruhepunct ist. Für solche Leser kann ich nicht schreiben! Sollte mir gleichwohl ein Besuch von ihnen zugedacht seyn, so müſste ich bedauern, daſs nicht der zweyte Theil meines Werks zugleich mit dem ersten hat erscheinen können; wäre dies der Fall, so würde es leichter als jetzt geschehen, daſs man sich zuerst bey den Anwendungen orientirte, und von da rückwärts zu den Gründen fortginge. Indessen enthält auch dieser erste Band am Ende Einiges, das für Manche zur Einleitung gehören würde.

Will endlich Jemand versuchen, sich auf meine Schultern zu stellen, um weiter zu sehen wie ich: so darf er wenigstens nicht besorgen, daſs unter mir der Boden einbreche. Denn ich stehe nicht (wie man bey oberflächlicher Ansicht etwa glauben könnte) auf der einzigen Spitze des Ich: sondern meine Basis ist so breit wie die gesammte Erfahrung. Zwar habe ich gesucht, einem einzigen Princip so viel als möglich abzugewinnen; aber auſserdem habe ich auch die andern Quellen des menschlichen Wissens benutzt; in welcher Hinsicht meine Einleitung in die Philosophie mag nachgesehn werden. Personen, die aufgelegt waren mir Unrecht zu thun, haben zwar wider den klaren Augenschein, den meine Einleitung darbietet, mich in den Ruf gebracht, als suchte ich einen Ruhm darin, der Erfahrung zu widerstreben und zu widersprechen; allein nicht alle Nachreden haften; und meine Versicherung wird doch auch einigen

Glauben finden: es sey in der theoretischen Philosophie meine Hauptangelegenheit, die Erfahrung mit sich selbst zu versöhnen. Uebrigens kenne ich die Macht der Vorurtheile; und wenn man aus dem hier vorliegenden Buche eben so deutlich herauslieset, ich sey ein vollkommener Empirist, als aus jenem, ich sey Gegner aller Erfahrung, so werde ich mich darüber nicht mehr wundern, und nicht sehr betrüben. Misdeutung ist für jede neue Lehre das alte Schicksal; und jetzt, da ich diese Blätter aus meinen Händen lasse, darf ich mich ruhig darin ergeben. Bereit fühle ich mich zu dieser Resignation; allein indem ich mir alle Umstände nochmals vergegenwärtige, glaube ich nicht, daſs sie nöthig ist. Deutlich gesprochen habe ich in diesem Buche. Und die Philosophie der letzten zwanzig Jahre ist ein Baum, den man im Grunde längst an seinen Früchten erkannt hat. Diese Philosophie ist keinesweges das Werk eines übeln Willens, oder geistloser Köpfe; aber sie ist auch eben so wenig das Werk ächter Speculation; sondern das Kind eines Enthusiasmus, der es unterlieſs, sich selbst die kritischen Zügel anzulegen. Kant besaſs den Geist der Kritik; aber welcher Mensch hat je sein Werk vollendet? — Unvollendet blieb das Werk der Kritik. Darum konnte die Philosophie sich mit dem Wissen des Zeitalters, wie es in andern Fächern fortwächst, nicht ins Gleichgewicht setzen. Vergebens sucht man Rath bey ältern Zeiten; sie wuſsten nicht mehr wie wir. Des-Cartes, Locke, Leibniz, Spinoza, selbst Platon und Aristoteles taugen bey uns nur zur Vorbereitung; in noch frühere Zeiten müſsten wir wissentlich hineindichten, was die Documente nicht enthalten. Unsre Mathematiker und Physiker verachten die Philosophie der Zeit, und sie haben nicht Unrecht. Die Kirche weiſs, daſs sie auf einem antiken, und in seiner Art vollkommen klassischen Fundamente beruht; für die allgemeinen Bedürfnisse der Menschheit ist längst gesorgt. Nicht so für die Angelegenheiten des Wissens und für das, was davon abhängt. Darum wolle man den neuen Versuch gefällig aufnehmen, und ihn sorgfältig prüfen.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung.

I. Von den verschiedenen Weisen, wie die gemeine Kenntniſs der Thatsachen des Bewuſstseyns gewonnen wird. §. 1 — 6.

II. Von einer allgemeinen Eigenschaft alles dessen, was innerlich wahrgenommen wird. §. 7 — 9.

III. Weshalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen? §. 10.

IV. Allgemeine Angabe des Verfahrens, um Thatsachen des Bewuſstseyns zu Principien der Psychologie zu benutzen. §. 11 — 13.

V. Vom Verhältnisse der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik. §. 14 — 16.

VI. Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit Des-Cartes. §. 17 — 22.

VII. Plan und Eintheilung der bevorstehenden Untersuchungen. §. 23.

Erster, synthetischer Theil.

Erster Abschnitt. Untersuchung über das Ich, in seinen nächsten Beziehungen.

Erstes Capitel. Ueber die philosophische Bestimmung des Begriffs vom Ich. §. 24 — 26.

Zweytes Capitel. Darstellung des im Begriffe des Ich enthaltenen Problems, nebst den ersten Schritten zu dessen Auflösung. §. 27 — 30.

Drittes Capitel. Vergleichung des Selbstbewuſstseyns mit andern Problemen der allgemeinen Metaphysik. §. 31 — 35.

Viertes Capitel. Vorbereitung der mathematisch-psychologischen Untersuchungen. §. 36 — 40.

Zweiter Abschnitt. Grundlinien der Statik des Geistes.

Erstes Capitel. Summe und Verhältniſs der Hemmung bey vollem Gegensatze. §. 41 — 43.

Zweytes Capitel. Berechnung der Hemmung bey vollem Gegensatze, und erste Nachweisung der Schwellen des Bewuſstseyns. §. 44 — 51.

Drittes Capitel. Abänderungen des Vorigen bey minderem Gegensatze. §. 52 — 56.

Viertes Capitel. Von den vollkommenen Complicationen der Vorstellungen. §. 57 — 62.

Fünftes Capitel. Von den unvollkommenen Complicationen. §. 63 — 66.

Sechstes Capitel. Von den Verschmelzungen. §. 67 — 73.

Dritter Abschnitt. Grundlinien der Mechanik des Geistes.

Erstes Capitel. Vom Sinken der Hemmungssumme. §. 74 — 76.

Zweytes Capitel. Von den mechanischen Schwellen. §. 77 — 80.

Drittes Capitel. Von wiedererweckten Vorstellungen nach der einfachsten Ansicht. §. 81 — 85.

Viertes Capitel. Von der mittelbaren Wiedererweckung. §. 86 — 93.

Fünftes Capitel. Vom zeitlichen Entstehen der Vorstellungen. §. 94 — 97.

Sechstes Capitel. Ueber Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit. §. 98 — 99.

Siebentes Capitel. Von den Vorstellungsreihen niederer und höherer Ordnungen; ihrer Verwebung und Wechselwirkung. §. 100 — 102.

Einleitung.

Die Absicht dieses Werkes geht dahin, eine Seelen-
orschung herbeyzuführen, welche der Naturforschung glei-
he; in so fern dieselbe den völlig regelmäſsigen Zusam-
nenhang der Erscheinungen überall voraussetzt, und ihm
achspürt durch Sichtung der Thatsachen, durch behut-
ame Schlüsse, durch gewagte, geprüfte, berichtigte Hy-
othesen, endlich, wo es irgend seyn kann, durch Erwä-
ung der Gröſsen und durch Rechnung. Daſs die Seelen-
ehre sich von mehrern Seiten der Rechnung darbietet,
iese Bemerkung hat mich auf die Bahn der jetzt vorzu-
egenden Untersuchungen gebracht; und je weiter ich sie
erfolge, um desto mehr überzeuge ich mich, daſs nur
uf solchem Wege das Misverhältniſs zwischen unsern
enntnissen von der äuſseren Welt, und der Ungewiſs-
eit über unser eigenes Innere, kann ausgeglichen, nur
uf solche Weise der Stoff, welchen Selbstbeobachtung,
mgang mit Menschen, und Geschichte, uns darbieten,
ehörig kann verarbeitet werden.

Von den Meinungen derer, die auf innere, auf in-
llectuale Anschauungen eine Naturlehre gründen, werde
h freilich mich weit entfernen müssen. Ihre Naturlehre
t nicht das passende Gleichniſs für die Psychologie;
re Anschauungen sind der Selbsttäuschung mehr als
rdächtig, denn es sind offenbar nur unrichtige Begriffe,
e aus speculativen Verlegenheiten entsprangen; hätte es
er auch mit diesen Anschauungen, als Thatsachen,

seine Richtigkeit, so würde dabey noch vergessen oder verkannt seyn, daſs alle Anschauung, innere sowohl als äuſsere, um sichere Ueberzeugung zu begründen, erst die Probe machen muſs, ob sie sich im Denken halten könne? oder ob sie ein bloſser Stoff für Kritik und Umarbeitung werde, sobald der Denker sie ernstlich angreift? Des leichten Beyspiels, welches die Astronomie uns liefert, indem sie die scheinbaren Bewegungen auf die wahren zurückführt, ist kaum nöthig, zu erwähnen.

Um nichts besser werde ich zusammenstimmen mit Denen, welche durch das Dogma von der sogenannten transscendentalen Freyheit des Willens einen groſsen Theil der psychologischen Thatsachen der allgemeinen Gesetzmäſsigkeit entweder geradezu entziehen, oder doch diese Gesetzmäſsigkeit für bloſse Erscheinung erklären. Diese häufen irrige Ansichten der praktischen Philosophie auf psychologische Vorurtheile; indem sie die Selbstständigkeit des sittlichen Urtheils mit einer Selbstständigkeit des Willens verwechseln; die Zurechnung, welche den Willen treffen sollte, über ihr Ziel hinaustreiben, und sich dabey in müssige Fragen nach dem Ursprunge des Willens verlieren; endlich das Urtheil mit dem Gebote zusammenschmelzend sich eine praktische Vernunft erfinden, deren Verhältniſs zu der theoretischen sie in die unnützesten Streitigkeiten verwickelt. Das Gewebe dieser Täuschungen aufzulösen, ist zum Theil die Sache der praktischen Philosophie, und in so fern muſs ich mich auf eine frühere Schrift beziehen *); damit aber auch die Psychologie von ihrer Seite zu Hülfe komme, muſs erst sie selbst mit vorurtheilsfreyem Geiste bearbeitet werden.

Abweichen muſs ich endlich von allen Denen, welche die innern Thatsachen zu erklären glauben, indem sie sie classificiren, und nun für jede Classe von Thatsa-

---

*) Nämlich auf meine allgemeine praktische Philosophie

en eine besondere, ihr entsprechende Möglichkeit an-
ehmen, diese Möglichkeiten aber in eben so viele Ver-
ögen übersetzen; wobey die logischen, zur vorläufigen
ebersicht der Phänomene brauchbaren Eintheilungen,
ider alles Recht, für Erkenntnisse realer Vielheit und
erschiedenheit ausgegeben werden; und wodurch statt
es ächten Systems, der, unter sich nothwendig zusam-
enhängenden psychologischen Gesetze ein bloſses Ag-
regat von Seelenvermögen herauskommt, ohne Spur ei-
er Antwort auf die Frage: warum doch gerade solche,
nd so viele Vermögen in uns beysammen, und warum
e in dieser, und keiner andern Gemeinschaft begriffen
yn mögen? — Die sogenannte empirische Psychologie,
elche aus solcher Behandlung des Gegenstandes ent-
eht, ist bekannt genug, es wird auch noch jetzt hie
nd da daran gekünstelt, obgleich das Interesse dafür
ch groſsentheils verloren hat. Hier aber entsteht ein
reislauf von Uebeln. Unrichtiges Verfahren giebt schlech-
n Erfolg; das Mislingen bricht den Muth und hemmt
en Fleiſs; je nachlässiger nun gearbeitet wird, desto we-
ger bessert sich das Verfahren; und der Irrthum, des-
n man längst müde geworden, fährt gleichwohl fort zu
uschen. —

Nach den vorstehenden Erklärungen werden Manche
es Buch für immer bey Seite legen; möchten nun die
Venigen, welche noch nicht abgeschreckt sind, sich zu-
st der längst anerkannten, höchsten Wichtigkeit einer
hten Wissenschaft von Uns selbst, von unserem Geiste
nd Gemüthe, erinnern! Einer Wissenschaft, die wir
Grunde immer, als ob wir sie schon beſäſsen, im
illen voraussetzen, wo wir von uns etwas fordern, oder
ir uns etwas wünschen, wo wir mit unsern Kräften et-
as unternehmen, oder daran zweifelnd etwas aufgeben,
wir im Wissen oder im Handeln oder im Genieſsen
rwärts streben oder rückwärts gleiten. Uns selbst
hauen und denken wir in Alles hinein, darum weil wir
it unsern Augen sehen, und mit unserm Geiste den-

ken; in unsern eigenen Zuständen liegt das Glück und das Uebel, welches wir empfinden, und dessen Vorstellung wir auf Andere übertragen; nach dem Standpuncte, auf welchem der Mensch steht, richtet sich sein Begriff von Gott und vom Teufel, so wie von der Erde aus und mit irdischen Werkzeugen wir in das Licht der Sonnen und in die Nebel der Kometen hineinblicken. Können wir nun das, was wir in unser Wissen und Meinen selbst hineintrugen, wieder abrechnen? Und bleibt alsdann noch ein wahrhaft objectives Wissen übrig? Oder ist die Abrechnung unmöglich, und ist die ganze Welt, die ganze Natur, bloſs für uns und in uns? Oder sind wir selbst dergestalt in der Welt, daſs in der Selbstanschauung der Welt auch die Geister der Menschen, wie Theile im Ganzen, enthalten sind? — Solche Fragen ohne alle Psychologie zu beantworten, wird wohl Niemand versuchen. Dadurch aber, daſs man in die Lehren vom Ich oder von der Weltseele die gemeinen Vorstellungsarten der empirischen Psychologie einwickelt, ohne sie zu verbessern, kommt die Wissenschaft nicht von der Stelle. Und gleichwohl, wo wäre die Wissenschaftslehre oder die Naturphilosophie, die nicht auf der Einbildungskraft, der Urtheilskraft, der Vernunft, dem Verstande, dem freyen Willen, als auf eben so vielen unentbehrlichen Krücken sich gelehnt hätte und einhergegangen wäre? die nicht, obgleich undankbar, dennoch Dienste von der empirischen Psychologie angenommen, und dadurch ein mittelbares Bekenntniſs von der Wichtigkeit unseres Gegenstandes abgelegt hätte?

Möchten ferner die Leser, die sich entschlossen haben, mir ernstlich und beharrlich auf meiner Bahn zu folgen, in der Ueberlegung dessen, wornach sie zuerst zu fragen haben, mir zuvorkommen! Dieses aber sind die Principien, die ich zum Grunde, und die Methoden, deren ich mich bedienen werde. Wobey sogleich zu bemerken, daſs hier lediglich von Principien der Erkenntniſs, das heiſst, von Anfangspuncten des Wissens die Rede seyn kann; keineswegs aber von Real-Principien, das heiſst, Anfangspuncten des Seyns und Geschehens. Denn wie, und ob überhaupt, wir die letztern zu erkennen vermögen? das ist eben die Frage; es ist keine Gewiſsheit, von der man ausgehn könnte. Und den Lehren, nach welchen es irgend ein Reales geben soll, das man unmittelbar und ursprünglich erkenne, steht die Thatsache entgegen, daſs sie bezweifelt werden, da doch kein Zweifel möglich wäre, wenn durch irgend ein Princip des Wissens geradezu ein realer Gegenstand gewuſst würde. Meinerseits benachrichtige ich den Leser, daſs ich alle vorgebliche Identität von Ideal- und Real-Principien schlechthin leugne, und jede Behauptung der Art als einen Schlagbaum betrachte, wodurch der Weg zur Wahrheit gleich Anfangs versperrt wird. Alles unmittelbar-Gegebene ist Erscheinung; alle Kenntniſs des Realen beruht auf der Einsicht, daſs das Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn das Reale nicht wäre. Die Schlüsse aber von der Erscheinung auf das Reale, beruhen nicht auf eingebildeten Formen des Anschauens und Denkens; — dergleichen Manche in dem Raume und der Zeit, ja sogar in dem Causal-Gesetze, oder noch allgemeiner in einem sogenannten Satze des Grundes zu finden glauben; dergestalt, daſs sie diese Formen für zufällige Bedingungen halten, auf welche nun einmal das menschliche Erkenntniſsvermögen beschränkt sey, während andre Vernunftwesen wohl eine andre Einrichtung ihres Denkens haben könnten. — Wer dieser Meinung zugethan ist, der verfährt consequent, wenn er die Schlüsse von der Erscheinung auf das Reale für ein bloſses Ereigniſs in unserm Erkenntniſsvermögen hält; der Fehler liegt aber daran, daſs er die Formen des Denkens bloſs empirisch kennt, ohne Einsicht in deren innere und unabänderliche Nothwendigkeit. Wäre ihm diese klar, so würde er auch richtigen Schlüssen vertrauen; und das Suchen nach einem höhern Standpuncte, auf welchem die einmal erkannte Wahrheit wohl wieder Irrthum werden möge, würde er als eine Träumerey betrachten, deren Ungereimtheit daraus entsteht, daſs die Evidenz des Wachens verloren geht und vergessen wird. Diejenigen, welche auf verschiedenen Standpuncten Verschiedenes wahr fanden, hatten auf keinem richtig gesehen.

Eine zweyte Bemerkung, die gleich hier nöthig scheint, betrifft das Verhältniſs der Principien und Methoden. Beyde bestimmen einander gegenseitig. Nämlich ein Princip soll die doppelte Eigenschaft besitzen, eigene Gewiſsheit ursprünglich zu haben, und andere Gewiſsheit zu erzeugen. Die Art und Weise, wie das letztere geschieht, ist die Methode. Daher richtet sich aber auch die Methode nach dem Princip, auf welches sie paſst; und ihm selbst muſs sie abgewonnen werden. Der Denker, welcher in der Mitte seiner Beschäftigung mit einem (nicht willkührlichen, sondern gegebenen) Begriffe, gewahr wird, daſs dieser Begriff ihm nöthige neue Begriffe an jenen anzuknüpfen, die zu ihm wesentlich gehören: derselbe findet, und erfindet eben dadurch die Methode, welche zu jenem Begriffe, als dem Princip, gehören wird. Ueber ein solches Verhältniſs zwischen Methoden und den entsprechenden Principien lassen sich allgemeine Untersuchungen anstellen; aber in der reinen formalen Logik muſs man dergleichen nicht suchen; denn eben weil diese von allem Inhalte der Begriffe abstrahirt, kann sie das Eigenthümliche besonderer Erkenntniſsquellen, und die besondere Art, wie daraus geschöpft werden muſs, nicht erreichen. Daher kann auch die Frage, wie vieles aus einem einzigen Princip könne abgeleitet werden? nicht durch die allbekannte Bemerkung, daſs zu einer logischen Conclusion wenigstens zwey Prämissen gehören, zurückgewiesen werden. Wer in der Philosophie gute Fortschritte machen will, der muſs sich vor allen Dingen hüten, in der Form seines Denkens nicht einseitig zu werden, und sich keiner beschränkten Angewöhnung zu überlassen. Fast jede Classe von Problemen hat ihr Eigenthümliches, sie verlangt neue Uebungen und Anstrengungen.

Hieraus erklärt sichs, daſs oft die fruchtbarsten Principien lange Zeit ungenutzt liegen bleiben. Man kennt sie in ihrer ersten Eigenschaft, nämlich daſs sie an sich gewiſs sind; aber man ist noch nicht aufmerksam geworden auf die zweyte, vermöge deren sie neue Gewiſsheit erzeugen können. Und warum nicht? Weil man die dazu nöthige Methode nicht hat, und die derselben angemessene Geistesrichtung und Uebung nicht besitzt.

Die Gefahr aber, daſs vorhandene Principien ungenutzt bleiben, ist um desto gröſser, je mehr unsre Aufmerksamkeit getheilt wird, je mehr die Menge der Principien uns zerstreut; je unbestimmter sie vor unsern Augen gleichsam herum schweben; endlich je mannigfaltiger wir noch auſser dem speculativen Interesse von ihnen beschäfftigt werden.

In solchem Falle nun sind wir mit den Principien der Psychologie. An ihnen haben wir einen Reichthum, den wir nicht zählen können; ein Wissen, das, wie ein Irrlicht, uns stets begleitet, und stets flieht; eine Ueberzeugung, deren Stärke zwar die gröſste, deren Bestimmtheit aber die allerkleinste ist; eine Basis von Untersuchungen, welche als Ganzes völlig vest liegt, und doch in jedem einzelnen Puncte schwankt; endlich eine Aufforderung zum Nachdenken, die so dringend und auf so mannigfaltige Weise einladend, die mit so vielerley Angelegenheiten unsers Lebens und unserer Geschäffte verflochten ist, daſs wir vor lauter Interesse zu derjenigen rein speculativen Gemüthsfassung, deren es zur Untersuchung einzig bedarf, kaum gelangen können.

Welches sind denn die Principien der Psychologie? Diese Frage hoffe ich mit allgemeiner Zustimmung so zu beantworten: es sind diejenigen Thatsachen des Bewuſstseyns, aus welchen die Gesetze dessen, was in uns geschieht, können erkannt werden. — Die Thatsachen des Bewuſstseyns sind ohne Zweifel die Anfangspuncte alles psychologischen Nachdenkens; abgesehen von ihnen, was hätten wir von der Seele zu sagen oder zu fragen? Nun soll auch aus den Principien etwas weiteres erkannt werden; und hier möchte man sich vielleicht nicht mit den Gesetzen der geistigen Ereignisse begnügen wollen, sondern auch noch Aufschluſs über das reale Wesen der Seele verlangen. Allein ob dieses erkennbar sey? wird wohl der Leser das vor der Untersuchung entscheiden wollen? Wir suchen ein speculatives Wissen; also freylich kein bloſses Register von Thatsachen, sondern eine gesetzmäſsige Verknüpfung derselben; darüber hinaus grundlose Behauptungen aufzustellen, würde Nichts helfen; ergiebt sich aber auf rechtmäſsigem Wege noch etwas Mehr, so ist dies als eine willkommene Zugabe zu betrachten.

Wenn nun gleich die gegebene Antwort einleuchtend ist, so hat sie doch nur den Werth einer Nominal-Definition. Denn wir sehen noch nicht, ob es denn solche Thatsachen des Bewuſstseyns wirklich gebe, die zu Erkenntniſsgründen der aufzusuchenden Gesetze dienen können? Welche es seyen? Wie man sie herauswählen könne aus der Fülle der innern Wahrnehmungen? Wie aus ihnen etwas folge, und wie Vieles? Ob man mehrere solche Thatsachen verbinden müsse, oder nicht? Ob man sich aller deren, welche die Würde von Principien behaupten können, nothwendig bedienen müsse; oder ob sie den mehrern Thoren Einer Stadt zu vergleichen seyen, unter denen man wählen darf, weil jedes den Eingang zu der ganzen Stadt darbietet, obgleich vielleicht Eines schneller und bequemer als die andern, uns in den Mittelpunct der Stadt würde gelangen lassen?

Diese Fragen, ohne Zweifel schwer genug zu beantworten, setzen alle schon voraus; daſs man die Thatsachen des Bewuſstseyns, so wie die innere Wahrnehmung sie darbietet, wenigstens kenne und übersehe. Aber hat uns die empirische Psychologie auch nur so weit vorgearbeitet? Sie erzählt vom Vorstellungsvermögen, Gefühlvermögen, Begehrungsvermögen; sie ordnet diesen Vermögen, als ob es Gattungsbegriffe wären, andere Vermögen unter, zum Beyspiel, Gedächtniſs, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft; ja in dieser Unterordnung geht sie noch weiter, indem sie ein Ortgedächtniſs, Namengedächtniſs, Sachgedächtniſs, einen theoretischen und praktischen Verstand, u. dgl. aufweist. Ist nun wohl hier ein Ende der Unterordnung? Und ist das Allgemeine, dem etwas subsumirt wird, eine Thatsache? Gewiſs nichts weniger; alle Thatsachen sind etwas individuelles, sie sind weder Gattungen noch Arten. Die letztern aber müssen durch eine regelmäſsige Abstraction aus der Auffassung des Individuellen entspringen. Wie nun, wenn das Individuelle nicht still genug hielte, um sich zu einer regelmäſsigen Abstraction herzugeben?

Wer auch nur einen Versuch macht, die hier aufgeworfenen Fragen ernstlich zu überlegen: der wird bald inne werden, daſs der Stoff, den wir behandeln wollen, äuſserst schlüpfrig ist. Daher können wir diejenigen Untersuchungen, welche den wesentlichen Inhalt dieses Buchs ausmachen, nicht gleich vornehmen, sondern es sind einige vorbereitende Betrachtungen nöthig. Zuerst über die Auffassung und Benutzung der psychologischen Principien. Ferner über das Verhältniſs der Wissenschaft, die wir Psychologie nennen, zur allgemeinen Metaphysik. Dann werden wir uns in der Kürze an die neuere Geschichte der Psychologie erinnern; und erst am Ende dieser ganzen Einleitung kann über den Plan des Buchs eine nähere Auskunft gegeben werden. Die Leser aber werden gebeten, sich einen ruhigen Schritt gefallen zu lassen; und vest zu glauben, daſs in der Philosophie allemal der Weg, den man in scheinbaren Geniesprüngen vorwärts macht, langsam wieder rückwärts gegangen wird.

I.

Von den verschiedenen Weisen, wie die gemeine Kenntniſs der Thatsachen des Bewuſstseyns gewonnen wird.

§. 1.

Die Thatsachen des Bewuſstseyns (unter welchen die psychologischen Principien sich befinden müssen) werden entweder unwillkührlich gefunden, oder sie werden absichtlich gesucht. Man könnte hinzufügen, entweder durch Beobachtung unserer selbst, oder Anderer: allein es ist bekannt, daſs die Aeuſserungen Anderer nur mit Hülfe der Selbstbeobachtung ihre Auslegung erhalten können; daher es rathsam seyn wird, zunächst bey der Selbstbeobachtung stehen zu bleiben.

Die Absicht, unser Inneres wahrzunehmen, kommt zwar im gemeinen Leben nicht gar häufig vor. Desto mehr aber wird man durch psychologische Beschäfftigungen dazu veranlaſst, und selbst angetrieben, indem man den Gegenstand, wovon die Rede ist, unmittelbar auffassen möchte. Aus diesem Grunde wird es hier ganz passend seyn, von der absichtlichen Betrachtung der Thatsachen des Bewuſstseyns anzufangen.

§. 2.

Den Versuch, in sein Inneres zu blicken, kann man jeden Augenblick anstellen. Immer wird sich etwas finden, woran gerade jetzt gedacht wurde; immer auch ein körperliches Gefühl sich entdecken lassen, wäre es auch nur das, welches mit dem Stehen, Sitzen, Liegen, überhaupt mit der nothwendigen Unterstützung des Körpers verbunden ist. Ferner wird das, woran gedacht wurde, nicht einfach seyn; auf seiner Mannigfaltigkeit wird die Selbstbetrachtung umherlaufen, und es einigermaaſsen verdentlichen. Aber nicht nur das Hervorgehobene wird alsbald wieder schwinden; sondern alles, was die innere

Wahrnehmung gefunden hatte, wird sich gar bald verdunkeln, und irgend eine Veränderung in dem Schauspiele sich zeigen. Am gewöhnlichsten ist es die Selbstbeobachtung selber, von der eine neue Gedankenreihe anhebt, die wenige Augenblicke später aufs neue zum Object einer wiederhohlten Reflexion sich darbietet.

Das eben Beschriebene wird sich mannigfaltig abändern, wenn mitten im Geschäfft, in der Leidenschaft, während des Sprechens mit Andern, wir uns selber belauschen. Das Geschäfft geräth dadurch ins Stocken, die Leidenschaft mäſsigt sich, und macht gar oft einem Affecte Platz, der aus dem Urtheil über uns selbst entspringt. Das Zuhören bey der eignen Rede hemmt ihr rasches Fortströmen; und es regt sich ein Bestreben, den Gedanken zu concentriren. den die Worte aus einander legen; den Ausdruck entsprechender, ja den Ton der Stimme anklingender zu machen.

Will man verhüten, daſs nicht der Zuschauer in die Handlung eingreife? Will man sich absichtlich gehen lassen; um rein aufzufassen, was von selbst innerlich geschehe? Nur um so eher wird alles, was zu sehen war, sich verdunkeln, und gar bald wird nur noch der Zuschauer sich und sein eignes Warten beschauen. Eine Stunde lang, wohl gar einen Tag lang unablässig und streng sich selbst beobachten, um in jedem Augenblick den eben vorhandenen inneren Zustand unmittelbar wahrzunehmen: dies könnte als eine der stärksten Selbstpeinigungen denen empfohlen werden, die darin ein Verdienst suchen.

§. 3.

Unabsichtlich ist Jeder sein eigner Zuschauer während seines ganzen Lebens, und eben dadurch gewinnt er seine eigene Lebensgeschichte. Auch bringt er diese Geschichte, und die aus ihr geschöpfte Kenntniſs seiner Person, zu jeder Selbstbeobachtung mit; jene ergiebt das Subject, zu welchem diese nur die Prädicate liefern soll. Und schon aus diesem Grunde kann die absichtliche

Selbstbetrachtung niemals reine Resultate liefern; der Beobachter kennt sich, den er kennen lernen will, schon viel zu gut im Voraus.

Die eigne Lebensgeschichte ist jedoch weder eine völlig zusammenhängende Kenntniſs, noch aus bestimmt begränzten Theilen zusammengesetzt. Ihre Parthieen treten durch Anstrengung sich ihrer zu erinnern, oder durch zufällige Veranlassungen, heller und ausführlicher hervor; wie viele aber der übrig gebliebenen Lücken sich noch möchten ausfüllen lassen, das leidet keine genaue Angabe.

Der Faden der Lebensgeschichte ist überdies sehr vielfältig der Faden äuſserer Begebenheiten, die in ihrem Zusammenhange mit Interesse betrachtet wurden, und wozu nur hinterher hinzugedacht ist, daſs man dieses Alles erlebt habe. Wiewohl nun auch die äuſsere Begebenheiten innerlich muſsten aufgefaſst werden, und alle innere Auffassungen zu den Thatsachen des Bewuſstseyns zu rechnen sind: so kann man doch keinesweges behaupten, daſs das Auffassen selbst wiederum innerlich wahrgenommen sey, — eben so wenig, als daſs dieses Wahrnehmen des Auffassens abermals Gegenstand einer höhern Wahrnehmung geworden sey, — welches ins Unendliche laufen würde! Demnach ist der Gegenstand der Wahrnehmung keinesweges immerfort Wir selbst; vielmehr wird die innere Wahrnehmung häufig durch die äuſsere, oder auch durch andere Gemüthsbewegungen unterbrochen. Ueberdies läſst sich das Eintreten einer erneuerten, also früher erloschen gewesenen, Aufmerksamkeit auf uns selbst, oft genug deutlich wahrnehmen.

§. 4.

Was aber in solchen Zeiten in uns vorging, da wir weder willkührlich noch unwillkührlich auf uns achteten: das erfahren wir sehr häufig aus dem Munde Anderer, oder wir schlieſsen es aus den Producten unserer eigenen Thätigkeit; und dieses giebt eine dritte Art, wie wir zur Kenntniſs der Thatsachen unseres Bewuſstseyns gelangen. Wir sind zum Beyspiel eine Strecke gegangen; ganz in Gedanken vertieſt; aber die Stelle, wo wir uns jetzo befinden, verräth, wie weit unsre Schritte uns getragen haben. Oder wir haben Jemanden die Zeitung vorgelesen, ohne Interesse und Aufmerksamkeit; so wissen wir vielleicht Nichts von mehrern Zeilen, die doch der Zuhörer gar wohl vernommen hat. Oder, mitten im Phantasiren an einem Instrumente sind unsre Gedanken von der Musik abgekommen; und während wir mit ganz andern Gegenständen uns lebhaft beschäfftigen, stört uns ein Anwesender mit Bemerkungen über das was wir so eben gespielt haben. So erfahren wir hintennach, was alles durch unsern Kopf gegangen ist. — Es ist hier der Ort, einer Zweydeutigkeit zu gedenken, an welche der Leser schon kann gestoſsen seyn. Thatsachen des Bewuſstseyns würden im engsten Sinne nur die innerlich beobachteten seyn. Durch diese Bestimmung des Begriffs wären nicht bloſs diejenigen Vorstellungen ausgeschlossen, welche wegen ihrer Dunkelheit unbemerkt bleiben: sondern auch das active Beobachten, sofern es nicht wiederum in einer höhern Reflexion ein Beobachtetes wird. Aber das active Wissen gehört gewiſs mit zum Bewuſstseyn, wenn es nicht selbst ein Gewuſstes wird. Und die dunkeln Vorstellungen verdunkeln sich so allmählig, daſs das innerlich Beobachtete von dem, was sich der Beobachtung entzieht, nicht kann scharf abgeschnitten werden. Ueberdies wird Niemand bezweifeln, daſs das Beobachtete mit dem Nicht-Beobachteten in einem unzertrennlichen Zusammenhange fortlaufender Gemüths-Thätigkeit stehe. Daher rechnen wir zu den Thatsachen des Bewuſstseyns alles wirkliche Vorstellen; und folglich zu den Arten, sie zu erfahren, auch die Beobachtung der Producte unserer vorstellenden Thätigkeit, sollte auch die innere Wahrnehmung unseres Thuns gemangelt haben.

Bekannte Beyspiele zu häufen, wäre unnütz. Aber desto nothwendiger muſs bemerkt werden, daſs ganze Massen unserer geistigen Thätigkeit uns nicht eher als solche bekannt werden, als bis die Betrachtungen über unser inneres Produciren, von wo die idealistischen Systeme ausgehn, uns darauf führen. Ein Reisender erzählt wohl von dem was er gesehn hat; aber indem er seines Sehens erwähnt, und was er dabey empfunden, beschreibt, fällt ihm nicht ein, von denjenigen Thätigkeiten seines Geistes zu sprechen, vermöge deren er das, an sich intensive, Wahrnehmen, in ein räumliches Vorstellen ausgedehnter Gegenstände verwandelt hat. Und in unsern Psychologien lesen wir zwar von der Form der Anschauung und des Denkens, welche die gegebene Materie der Empfindung in sich aufgenommen habe; allein man unterläſst die eben so wichtige als weitläuftige Erörterung, durch welche Stufenfolge die sogenannten reinen Formen des Anschauens allmählig zum klaren Bewuſstseyn gelangen; wie die Unterscheidung bestimmter Figuren möglich geworden sey; wie das Augenmaaſs, wie das rhythmische Gefühl sich ausbilde.

Man kann die Frage, was für eine Bewandniſs es mit den behaupteten Formen des Anschauens und Denkens haben möge, hier noch ganz unentschieden lassen: gleichwohl steht der Satz vest, daſs in den Anwendungen und dem deutlichen Vorstellen dieser Formen eine Menge psychologischer Thatsachen verborgen liegen, die ohne Zweifel in wesentlichem Zusammenhange mit den übrigen Thatsachen des Bewuſstseyns stehen, und schon deshalb der Aufmerksamkeit der Psychologie keineswegs entgehen dürfen. Allein, sowohl diese, als überhaupt die ganze Classe derjenigen Thatsachen, welche nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern aus den Producten unserer Thätigkeit erst geschlossen werden, entfernen sich eben dadurch von der Eigenschaft der Principien; sie sind vielmehr Probleme, welche die Wissenschaft durch Lehrsätze zu lösen hat, und wobey wir uns

wohl hüten müssen, den *Erschleichungen* Thür und Thor zu öffnen!

§. 5.

Ueber Beobachtung Anderer, als ein Mittel zur Auffindung psychologischer Thatsachen, läſst sich wohl kaum etwas sagen, das nicht in die vorstehenden Erörterungen zurücklieſe. Denn, abgesehen von der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, wird alles darauf ankommen, wieviel und wie genau jene Anderen von sich selbst auffassen und erzählen, und wie richtig wir theils ihre Erzählungen verstehen, theils die äuſsern Zeichen ihrer inneren Zustände auslegen. Mit ihren eignen Auffassungen nun sind jene in eben der Lage, wie wir mit den unsrigen: um aber ihre Beschreibungen zu verstehen, können wir nur unsre eignen innern Wahrnehmungen zu Hülfe rufen. Daher beurtheilt denn auch Jeder die Andern nach sich selbst; und die seltnern Zustände der Leidenschaft oder Begeisterung, die zarteren Regungen empfindlicher Gemüther, werden von der bey weitem gröſseren Menge der Menschen nicht verstanden.

Die erste Bemerkung, die sich hier aufdringt, ist wohl diese, daſs die Unsicherheit in den, auf dem Wege der Ueberlieferung erworbenen psychologischen Kenntnissen, in einem zusammengesetzten Verhältnisse stehe, und deshalb gröſser sey, als bey der Selbstbeobachtung. Denn hier vereinigen sich die Mängel und die Erschleichungen in der überlieferten Nachricht mit denen in unserer Auslegung, und so laufen wir die Gefahr einer doppelten Täuschung. Sie kann auch noch gröſser werden, wenn die Ueberlieferung durch eine ganze Reihe von Menschen fortläuft, deren Jeder das Seinige hinzuthut. Sollte wohl dieser Fall da statt finden, wo Einer von seiner intellectualen Anschauung redet, und die Tradition davon ihren Weg durch Kopf und Mund verschiedentlich gestimmter Schwärmer nimmt, die Alle in sich selbst das wiederfinden wollen, was sie vernahmen?

Zu einer zweyten Bemerkung veranlaſst die Neigung einiger Psychologen, bey den seltenen und sonderbaren Erscheinungen der Nachtwandler und Wahnsinnigen länger zu verweilen, als bey denen, die sich im gewöhnlichen Zustande ereignen; oder auch nur, sich über die Träume und ihre Sprünge mehr zu verwundern, als über den regelmäſsigen Gedankengang der Wachenden. Natürlich ist es zwar, daſs auſserordentliche Erscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit wecken und auf sich ziehen; allein schon aus der Physik weiſs man, daſs von den gewöhnlichsten Begebenheiten (z. B. von den Veränderungen des Wetters) die Gründe oft am tiefsten verborgen liegen. Und in der Psychologie finden sich die gröſsten Schwierigkeiten eben da, wo man am schnellsten mit einem Worte fertig zu werden glaubt. Ich erinnere nur an das Wort Vernunft; dieses allbekannte Wort, dessen Erklärung gewiſs Jeder in seinem eignen Bewuſstseyn anzutreffen, behauptet, während er die psychologischen Curiosa meistens bey Andern aufsucht. — Es dürfte sich finden, daſs wir nicht so sehr Ursache hätten, die Nachrichten von ungewöhnlichen Gemüthszuständen zu sammeln. Der Reichthum von Auffassungen, die wir täglich an uns selbst machen können, ist eben so groſs, als dessen Verarbeitung schwierig und weitläuftig; und in dem Maaſse, als wir für die Erscheinungen in uns, die allgemeinen Gesetze erkennen, muſs es uns auch möglich werden, aus den nämlichen Gesetzen viel besser, als aus bloſser Uebertragung eigner Gefühle, die Gemüthszustände Anderer, selbst in ihren weitesten Abweichungen vom Gewöhnlichen, zu verstehen und zu erklären. So braucht der Astronom nur den Lauf der bekanntesten Planeten auf die Kegelschnitte zurückgeführt zu haben, um seinen Calcul gar bald auch den neuesten und fremdartigsten Phänomenen am Himmel anpassen zu können.

Hiemit leugne ich jedoch keinesweges irgend einer ächten psychologischen Beobachtung ihren Werth ab. Für alle Erfahrungen muſs sich irgendwo eine Stelle in den Wissenschaften finden, wo sie willkommen seyn können.

nen. Nur ist ein sehr groſser Unterschied zwischen dem, was am meisten auffällt, und dem, was die tiefsten Untersuchungen fordert; so wie zwischen dem, was am weitesten hergehohlt wird, und dem, was die reichsten, oder die ersten und nöthigsten Aufschlüsse darbietet.

§. 6.

Es kann von Nutzen seyn, wenn der Leser die vorhin gewiesenen Wege, wie wir zur Kenntniſs der inneren Thatsachen gelangen, weiter verfolgen will; besonders um sich Rechenschaft davon zu geben, wie der Vorrath psychologischer Kenntnisse, den man schon zu besitzen glaubt, aus absichtlicher oder unabsichtlicher Selbst-Auffassung, aus Deutung der vorgefundenen Producte eigner Thätigkeit, aus Zeugnissen und aus Beobachtung Anderer, allmählig sich zusammengesetzt habe. Diese Ueberlegung soll nicht auf einen Lehrsatz hinführen; aber sie soll heraushelfen aus dem Glauben an die Abstractionen der Schulen; sie soll das unmittelbare Bewuſstseyn dessen zurückführen, was den Erklärungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Begehrungsvermögen und Gefühlvermögen, und wie diese Gedankendinge weiter heiſsen, eigentlich an ächter Erfahrung zum Grunde liegt.

Gesetzt nun, der Vorrath der psychologischen Thatsachen sey beysammen: welche Art von Regelmäſsigkeit läſst sich im Allgemeinen an ihnen erkennen oder doch vermuthen? Dies ist die erste Frage der speculativen Psychologie.

II.

Von einer allgemeinen Eigenschaft alles dessen, was innerlich wahrgenommen wird.

§. 7.

Erinnert man sich der Veränderlichkeit des Schauspiels, was die absichtliche Selbstbeobachtung antrifft, ohne es in einerley Zustande vesthalten zu können, und überdies der Abwechselungen in einander überflieſsender Gemüthslagen, welche den Stoff unserer eigenen Lebensgeschichte ausmachen: so zeigt sich Alles als kommend und gehend, als schwankend und schwebend; mit einem Worte, als etwas, das stärker und schwächer wird.

In jedem der eben gebrauchten Ausdrücke liegt ein Gröſsenbegriff. Also ist in den Thatsachen des Bewuſstseyns entweder keine genaue Regelmäſsigkeit, oder sie ist durchweg von mathematischer Art; und man muſs versuchen, sie mathematisch auseinanderzusetzen.

Warum ist dies nicht längst unternommen worden? Darauf könnten die älteren Zeiten, sich entschuldigend, antworten: die Mathematik sey, vor Erfindung der Rechnung des Unendlichen, noch zu unvollkommen gewesen. Allein folgende Bemerkungen sind allgemeiner.

§. 8.

Erstlich: die psychologischen Gröſsen sind nicht dergestalt gegeben, daſs sie sich messen lieſsen; sie gestatten nur eine unvollkommne Schätzung. Dies schreckt ab von der Rechnung; jedoch mit Unrecht. Denn man kann die Veränderlichkeit gewisser Gröſsen, und sie selbst, in so fern sie veränderlich sind, berechnen, ohne sie vollständig zu bestimmen; hierauf beruht die ganze Analysis des Unendlichen. Man kann ferner Gesetze der Gröſsenveränderung hypothetisch annehmen, und mit den berechneten Folgen aus den Hypothesen die Erfahrung vergleichen. Sind die einzelnen Erfahrungen wenig genau, so ist dagegen ihre Menge in der Psychologie unermeſslich groſs, und es kommt nur darauf an, sie geschickt zu benutzen. Uebrigens werden wir keiner Hypothese bedürfen, sondern auf einem vesten Wege der Untersuchung diejenigen Voraussetzungen finden, deren Kreis zum Behufe der Psychologie mathematisch durchlaufen werden muſs.

Die Schwierigkeit des Messens kommt daher fürs Erste nicht in Betracht; aber wichtiger ist das Folgende.

§. 9.

Zweytens: Gerade das Schwanken und Flieſsen der psychologischen Thatsachen, welches eine mathematische Regelmäſsigkeit derselben im Allgemeinen vermuthen läſst, erschwert gar sehr den Anfang der Untersuchung. Denn hiezu sind veste, genau bestimmte und begränzte Principien die erste Bedingung; was aber soll man aus jener allgemeinen Schwankung dergestalt herausheben, daſs man es mit Sicherheit gesondert betrachten könne? Muſs man nicht fürchten, Zusammengehöriges auseinander zu reiſsen, und Bruchstücke eines untheilbaren Ganzen als selbstständig zu behandeln? — Man sagt z. B. vom Menschen: er habe Verstand und Willen; man handelt in den Psychologien zuerst vom Erkenntniſsvermögen, dann vom Begehrungsvermögen. Wie wenn man von einem Dreyecke sagte: es habe Seiten und Winkel? und wenn man dem gemäſs die Trigonometrie in zwey Abschnitte zerlegen wollte, deren einer von den Seiten, der andere von den Winkeln handele? Wer bürgt uns dafür, daſs unsre Psychologien weniger ungereimt seyen, als eine solche Trigonometrie seyn würde? Stehen nicht vielleicht diejenigen Thatsachen des Bewuſstseyns, die wir zu trennen pflegen, durch gewisse unbemerkte Mittelglieder in eben so genauer Beziehung, als Seiten und Winkel im Dreyecke?

Diese Betrachtung müssen wir erst weiter führen, ehe von Principien der Psychologie, und von deren wissenschaftlicher Behandlung die Rede seyn kann.

III.

Weshalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen?

§. 10.

In andern Wissenschaften ist die Abstraction ein absichtliches Verfahren; wobey man weiſs, was man zurücklegt, und warum man anderes hervorhebt. Die Reflexion hält gerade diejenigen Begriffe vest, unter welchen gewisse merkwürdige Relationen statt finden; und nachdem dieselben untersucht sind, steht es der Determination frey, die gesetzmäſsige Anwendung davon auf den Umfang der Begriffe zu machen. — In der Psychologie sind dagegen unsre Aussagen von dem innerlich Wahrgenommenen schon unwillkührlich Abstractionen, ehe wir es wissen, und sie werden es noch immer mehr, je bestimmter wir uns darüber erklären wollen.

Sie sind schon Abstractionen, ehe wir es wissen. Denn die genaue Bestimmung des Flieſsenden unserer Zustände (durch Ordinaten, zu denen die Zeit als Abscissenlinie gehören würde,) fehlt schon, indem wir dieselben zum Object unsers Vorstellens machen. Sie verliert sich immer mehr, je länger wir die Erinnerung an ein innerlich Wahrgenommenes aufbehalten wollen. Sie verfälscht sich, je mehr wir uns anstrengen, sie vest zu halten; denn eben dadurch mischt sie sich mit dem übrigen Vorrathe unserer verwandten Vorstellungen.

Aber auch je bestimmter wir uns darüber erklären wollen, desto weiter kommen wir ab von der Wahrheit dessen, was eigentlich wahrgenommen wurde, und desto tiefer gerathen wir in die Abstractionen hinein. Aus einem zwiefachen Grunde.

Erstlich, je mehr wir uns bemühen, recht getreulich nur Das zu berichten, was wir erfahren haben: desto lieber verschweigen wir Alles was wir nicht genau bemerkten, was wir nicht gewiſs verbürgen können; wir heben demnach nur das Gewisseste heraus. Daher lassen wir in der Erinnerung an die inneren Wahrnehmungen absichtlich los von dem, dessen Schwankung wir fühlen, dessen bestimmte Angabe wir nicht zu erreichen hoffen. Was wir übrig behalten, ist ein Abstractum. — Dies Verfahren herrscht sichtbar in allen Psychologien. Die Verfasser derselben sprechen z. B. recht gern vom Gedächtniſs; denn daſs es überhaupt ein solches gebe, daran zu zweifeln fällt ihnen nicht ein; jeder Mensch muſs ja unzählige Thatsachen dafür anführen können! Aber schon von den nächsten Arten, welche der Gattung: Gedächtniſs, untergeordnet sind, als von dem Ortgedächtniſs, dem Namengedächtniſs, dem Zahlengedächtniſs, dem Gedächtniſs für Begriffe und Lehrsätze, für Urtheile und Schlüsse, für die Empfindungen während des Denkens, Ueberlegens und Beschlieſsens, für das Wünschen und Wollen, für das was man gethan oder gelitten hat: hievon getrauen sich die Psychologen nicht, uns viel zu sagen. — Warum denn nicht? Doch wohl nicht darum, weil das Gedächtniſs schon beym niedern Vorstellungsvermögen abgehandelt wird, und es an diesem Orte in den Büchern ein ὕστερον πρότερον seyn würde, schon auf Begriffe, Urtheile, Schlüsse, auf Fühlen und Wollen, Rücksicht zu nehmen? Denn hieraus würde bloſs folgen, daſs die Stellung der Lehre vom Gedächtniſs eine Veränderung erleiden müsse. Aber daran liegt der Fehler, daſs beym genauern Eingehn auf das Specielle, und auf die einzelnen Thatsachen, sich das Gedächtniſs nicht so bequem würde losreiſsen und abgesondert als eine eigene Seelenkraft hinstellen lassen; indem in jedem einzelnen Falle sich eine Menge von schwer zu bemerkenden, und noch schwerer zu beschreibenden, — daher gern mit Stillschweigen übergangenen — Nebenumständen geltend machen, die theils auf das erste Auffassen, theils auf das Merken, theils auf das Verknüpfen mit andern Vorstellungen, theils auf den Vorsatz des Behaltens und das Interesse des Gegenstandes, theils auf die Zeit, während welcher das Gemerkte noch vor dem ersten Verschwinden im Bewuſstseyn gegenwärtig blieb, theils auf die Gemüthszustände in der Zwischenzeit bis zur Reproduction, theils auf die Reproduction selbst, ihre Geschwindigkeit, Lebhaftigkeit und Treue, — Einfluſs gehabt haben, und die bey jenen Arten des Gedächtnisses sehr verschieden zu seyn und zu wirken pflegen. Der Erste, der dies Alles gehörig in Erwägung zieht, und dabey mit der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers zu Werke geht, wird finden, daſs die vermeinten Nebenumstände die Hauptsache sind, und daſs von dem sogenannten Gedächtniſs nichts als der leere Name übrig bleibt.

Jede andere Seelenkraft würde auf gleiche Weise zum Beispiel dienen können. Ueberall werden die obersten Gattungsbegriffe mit der gröſsten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Specielle, und die genaue Beschreibung des Einzelnen; und doch ist es eben dies, worauf in einer *empirischen* Wissenschaft Alles ankommt! Oder hat schon Jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern, in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren, äuſsere? Was den Verstand der Frauen, der Künstler und der Logiker unterscheide? Welche Abstufungen die Vernunft in ihrer Entwickelung zeige, bey Kindern und Erwachsenen, bey Wilden, Barbaren, Gebildeten, bey Bauern, Handwerkern, und bey den höhern Ständen? Doch die Erwähnung des Verstandes und der Vernunft, zweyer Namen, die neuerlich so verschiedene Auslegungen erhalten haben, daſs kaum noch etwas Gemeinsames übrig bleibt, — erinnert mich, fortzugehen zu dem zweyten Grunde, der uns in den psychologischen Abstractionen vesthält, und uns immer mehr darin vertieft.

Nachdem einmal die Seelenvermögen da sind, sollen sie auch gebraucht werden zur Erklärung dessen was in uns vorgeht. Aber je weniger von den nähern Bestimmungen der Thatsachen in den Begriffen jener Vermögen enthalten ist: desto schlechter gelingt die Erklärung. Es fehlen die Mittelglieder zur Verknüpfung. Es entstehen unbeantwortliche Fragen über das Causalverhältniſs der Seelenvermögen unter einander, wodurch sie beym Zusammenwirken eins in das andere eingreifen, und sich gegenseitig zur Wirksamkeit auffordern, oder veranlassen, oder nöthigen. Jede solche Frage, indem sie mit einem Geständniſs der Unwissenheit endigt, bringt den Schein hervor, als liege eine dunkle, unübersteigliche Kluft zwischen den Seelenvermögen, die nun gleich Inseln aus einem unergründlichen und unfahrbaren Meere herausragen. Was Wunder, wenn man es endlich müde wird, um das Zusammenwirken der Seelenvermögen sich zu bekümmern; wenn man vielmehr sich darin gefällt, die weite Trennung derselben durch recht groſse Unterschiede des einen Vermögens vom andern, deutlich zu beschreiben? Und hierin hat man es in der That weit gebracht. Die Seelenvermögen scheinen in einem wahren *bellum omnium contra omnes* begriffen zu seyn.

Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome; aber die Sinne verscheuchen sie; doch manchmal auch lassen sie sich von jener bethören, so daſs wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniſs findet sich bey schwachem Verstande, und umgekehrt; die Ausbildung des einen läſst Nachtheil besorgen für das andere. Noch weniger Friede hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug, er zeigt, daſs die Sonne still steht, und das Ruder auch im Wasser gerade ist; er erblickt einfache Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung sahen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beyde dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wuſste nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bey diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müssig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand; der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich seyn kann, aber sie verweisen ihm seine *difficiles nugas*, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet seyn; doch er muſs weichen oder fröhnen, da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren, und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust; und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, und das Schöne mit dem Häſslichen in den Rang bloſser Erscheinungen zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! Ja es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Partheyen!

Wird man dieses im Ernste glauben? — Und doch stützt sich alles zuvor Gesagte auf bekannte Thatsachen. Die Frage ist bloſs, ob eine wirkliche Vielheit von Kräften, die mit einem beharrlichen Daseyn in uns bestehen und wirken, und einander bald helfen, bald anfeinden, aus den Thatsachen solle geschlossen werden? Ob man immer fortfahren wolle, dem augenscheinlich flüssigen Wesen aller Gemüthszustände Trotz zu bieten; und, je mehr dieselben jeder Auffassung in harten und starren Formen widerstreben, desto hartnäckiger und eifriger ihnen dergleichen aufzudringen? Unseres Wissens hat die bisherige, auch die neuere und neueste, Psychologie, durchaus nichts anderes geleistet, als immer neue, vergröſserte, schärfer gezeichnete Spaltungen und Gegensätze unter den vermeinten Seelenkräften. — Jedoch, unsere Philosophen fangen schon an sich zu entschuldigen, wenn sie aus Noth, wie sie meinen, und weil man sich doch müsse ausdrücken können, von Seelenvermögen reden; sie wollen es schon nicht Wort haben, daſs sie wirklich und im Ernste jene Trennungen vorgenommen hätten; sie verehren die unbekannte Einheit aller jener Vermögen. Damit haben sie nun zwar an wirklicher Kenntniſs der Seele noch nichts gewonnen, und die eigentliche

Physik des Geistes mag wohl so bald noch nicht neben der falschen Freyheitslehre der neuern Zeit aufkommen können; doch sind die Zeichen vorhanden, daſs die alten Götter nicht mehr lange bestehen, und daſs ihre Orakel bald verstummen werden. Denn in der That ist es, beym Lichte besehen, nicht so sehr übler Wille, noch unbeugsames Vorurtheil, — sondern es ist Ungeschick, und Mangel an Kenntniſs der Möglichkeit einer bessern Auffassung der Thatsachen, was der bessern Psychologie im Wege steht. Unsre Philosophen sind nicht Mathematiker; darum kennen sie nicht die Geschmeidigkeit, womit die mathematischen Begriffe sich dem Flieſsenden anpassen; vielmehr pflegen sie sich bey den mathematischen Formeln etwas recht Steifes, Starres und Todtes zu denken; — in diesem Puncte aber kann man ihre Unwissenheit lediglich bedauern.

IV.

Allgemeine Angabe des Verfahrens, um Thatsachen des Bewuſstseyns zu Principien der Psychologie zu benutzen.

§. 11.

Wollten wir schon hier einen bestimmten, schmalen, systematischen Pfad anzeigen, auf welchem man in die Psychologie eingehn könne: so würde dem nächsten und dringendsten Bedürfniſs nicht Genüge geschehn. Dieses Bedürfniſs besteht darin, eine richtige Ansicht im Allgemeinen von der Umwandlung zu fassen, welcher unsre Vorstellungsart muſs unterworfen werden; und es rührt her von der Menge der psychologischen Abstractionen, an die wir gewöhnt sind. Wir finden nun einmal uns selbst bald anschauend, bald denkend, bald wollend und so ferner; und ohne uns unter dergleichen Abstracta, wie Anschauen, Denken, Wollen, zu subsumiren, wissen wir kaum, uns über unsre eignen Zustände und Bestrebungen Rechenschaft zu geben. Die ganze Masse unserer Meinungen von uns selbst und von dem was in uns vorgeht, bedarf einer Totalreform; und sie muſs dazu in Bereitschaft gesetzt werden. Eben deshalb ist vorhin die unvermeidliche Mangelhaftigkeit aller unserer unmittelbaren Kenntnisse von den inneren Thatsachen, und die daraus entstehende Neigung, dieselben in abgezogenen Begriffen, und zwar in den weitesten am liebsten, vorzustellen, hinterher aber diese Begriffe, sammt ihren Substraten, den Seelenvermögen, so gut oder so schlecht es gehn will, wieder an einander zu fügen, — in Betracht gezogen worden: damit es einleuchten möge, daſs hier ganz andere Operationen des Denkens zur Verbesserung erfordert werden, als die bloſse Classification, Induction, Analogie, oder welche andre Zusammenstellung eines Vorraths von Kenntnissen da angebracht seyn würde, wo das erste Material mit Bestimmtheit gegeben wäre, und wo die Abstractionen stufenweise von unten auf, mit aller Besonnenheit, und beliebiger Verweilung auf jeder Stufe, würden vollzogen werden können.

Diejenige Operation des Denkens, wodurch die Mangelhaftigkeit verbessert wird, heiſst Ergänzung. Und wo die Mangelhaftigkeit der empirischen Auffassung unvermeidlich ist, da muſs die Ergänzung auf speculativem Wege unternommen werden. Dieses aber ist nur möglich durch Nachweisung der Beziehungen; das heiſst, derjenigen Relationen, vermöge deren eins das andere nothwendig voraussetzt, und, was das Zeichen davon ist, eins ohne das andere nicht kann gedacht werden.

Dergleichen Beziehungen liegen zum Theil offenbar durch den Begriff selbst vor Augen, (wie zwischen einem Logarithmus und der Basis sammt dem Modulus des Systems, oder zwischen dem Differential und seinem Integral, nämlich abgesehen von der wirklichen Berechnung,) und alsdann brauchen sie nur nachgewiesen zu werden. Zum Theil können sie leicht bey einiger Aufmerksamkeit, und auf dem Wege logischer Schlüsse gefunden werden, (wie zwischen einem Paar unmöglicher Wurzeln einer Gleichung). Zum Theil aber verräth sich die Nothwendigkeit, den Beziehungen nachzuforschen, erst durch das Widersprechende eines von seinen nothwendigen Voraussetzungen entblöſsten Begriffes: welcher letztere Fall in den ersten Grundbegriffen der allgemeinen Metaphysik vorkommt. Alsdann muſs die Aufsuchung der Beziehungen nach derjenigen Methode eingeleitet werden, welche ich in den Hauptpuncten der Metaphysik angegeben, und Methode der Beziehungen genannt habe. Hievon wird tiefer unten noch etwas vorkommen.

Die ganze Psychologie kann nichts anders seyn, als Ergänzung der innerlich wahrgenommenen Thatsachen; Nachweisung des Zusammenhangs dessen was sich wahrnehmen lieſs, vermittelst dessen was die Wahrnehmung nicht erreicht; nach allgemeinen Gesetzen.

Während die Beobachtung nur dann erst und nur so lange die im Bewuſstseyn auf und niedersteigenden Vorstellungen erblickt, wann sie in einem gewissen höhören Grade von Lebhaftigkeit sich äuſsern: müssen sie der Wissenschaft immer gleich klar vor Augen liegen, sie mögen nun wachen und das Gemüth erfüllen, oder in den Vorrathskammern des Gedächtnisses ruhig schlafen, und auf Anlässe zum Hervortreten warten. Denn von den geistigen Bewegungsgesetzen sind sie hier so wenig ausgenommen wie dort.

Während die moralische Selbstkritik bekennt, die Falten des eignen Herzens nicht durchforschen zu können: muſs die Wissenschaft eben so wohl von der Möglichkeit des Einflusses der schwächsten Motive unterrichtet seyn, als von der Gewalt, welche die stärksten ausüben, und von der Klarheit, wodurch die überdachtesten sich auszeichnen.

Aber was die Wissenschaft mehr weiſs als die Erfahrung: das kann sie nur dadurch wissen, daſs das Erfahrene ohne Voraussetzung des Verborgenen sich nicht denken läſst. Denn nichts anders als eben die Erfahrung ist ihr gegeben: in dieser muſs sie die Spuren alles dessen antreffen und erkennen, was hinter dem Vorhange sich regt und wirkt.

In diesem Sinne also muſs sie die Erfahrung überschreiten: welches übrigens von jeher jede Philosophie gethan hat; auch jene, die zwar das Ueberschreiten verbot, aber gleichwohl von einem noch unverbundenen, in der Receptivität anzutreffenden Mannigfaltigen redete; das in der Erfahrung niemals vorkommen kann, vielmehr erst, indem es die Formen der Spontaneität annähme, sich ins Bewuſstseyn erhoben finden müſste: — anderer Beyspiele nicht zu gedenken!

Wo nun und in wie vielen Puncten der ganzen Masse aller innern Wahrnehmungen sich Beziehungen entdekken lassen, die auf Voraussetzungen, auf Ergänzungen, auf nothwendigen Zusammenhang mit anderem, das entweder im Bewuſstseyn oder hinter dem Bewuſstseyn vorgegangen seyn muſs, hindeuten, und nach was immer für einer Methode mit Sicherheit darauf zu schlieſsen erlauben: da, und so vielfach sind die Principien der Psychologie.

§. 12.

Ein Paar Beyspiele von Beziehungen in der Psychologie, wenn auch nur von den offenbarsten, sind vielleicht nicht überflüssig; sie können wenigstens einigermaaſsen dienen, um von der Gestalt psychologischer Nachforschungen einen vorläufigen Begriff zu fassen.

Das Begehren steht in offenbarer Beziehung zu dem Vorstellen; denn es hat einen Gegenstand, auf welchen, als auf sein Ziel, es sich richtet. Denselben in Vergessenheit bringen, ist das sicherste Mittel, die Begierde zu beschwichtigen. Wiewohl nun diese Beziehung vor Augen liegt: so ist sie doch bey weitem noch nicht hinreichend bestimmt. Denn es fragt sich: unter welchen Bedingungen wird das Vorgestellte ein Begehrtes? Welche Beschaffenheit des Vorgestellten, und des Vorstellens, muſs man voraussetzen, wenn es unter der Form des Begehrens im Bewuſstseyn erscheinen soll? Läſst sich die Antwort finden, indem man von dem Begehren, als dem Bedingten, zu seinen bis jetzt unbekannten Bedingungen fortschlieſst: so ist die Thatsache, daſs wir begehren, zum Princip einer psychologischen Untersuchung erhoben.

Das Gedächtniſs bezieht sich offenbar auf den Gegenstand, welcher behalten wird; folglich auch auf die Production oder erste Auffassung dieses Gegenstandes. Demnach bezieht es sich auf die Sinnlichkeit; denn was es aufbewahrt, das sind groſsentheils Anschauungen. Es bezieht sich eben so offenbar auf die Phantasie, das heiſst, wir behalten viele von den Bildern, die wir selbst entworfen haben. Es bezieht sich nicht minder auf den Verstand, denn wir behalten auch die Resultate unsrer Speculationen; auf das Gefühl, denn wir erinnern uns an Lust und Schmerz; endlich auf den Willen, denn auch unsre Entschlieſsungen halten wir vest, und ihre Wirksamkeit erneuert sich nach Unterbrechungen. Mit gutem Bedacht habe ich in der Pädagogik vom Gedächtniſs des Willens geredet; einem für die Erziehung höchst wichtigen Gegenstande, denn darauf beruhet die Möglichkeit des Charakters und des consequenten Handelns. Ohne Gedächtniſs des Willens bleiben angefangene Arbeiten liegen, und aus entworfenen Plänen entweicht das Feuer, das sie zur Reiſe bringen sollte. Am meisten Gedächtniſs des Willens zeigt die Rache, und kann dadurch auch den, welcher an der Existenz desselben zweifeln möchte, zur Ueberzeugung bringen. — Aber das Gedächtniſs bezieht sich vor allen Dingen auf das Vergessen, im weitern Sinne dieses Worts, da es nämlich nicht den vergeblichen Versuch, sich an etwas zu erinnern, sondern überhaupt die Entweichung einer gehabten Vorstellung aus dem Bewuſstseyn bedeutet. Denn eben in so fern schreiben wir uns ein Gedächtniſs zu, in wiefern eine Zeit verflieſsen kann, in welcher wir an einen gewissen Gegenstand gar nicht denken, ohne daſs doch darum uns die Kenntniſs desselben verloren ginge, die vielmehr auf gegebene Veranlassung wieder hervortritt. — Wer nun aber alle diese Beziehungen des Gedächtnisses, welche nur im Allgemeinen bekannt sind, dadurch gehörig zu bestimmen und vollständig zu machen wüſste, daſs er auch noch die Bedingungen, sowohl bey der Erzeugung, als bey der Entweichung, als auch endlich bey der Erneuerung einer Vorstellung, (ohne welche Bedingungen die Reproduction ausbleibt,) angäbe und bewiese: der hätte die bekannten Facta ergänzt, indem er die Vorstellungen bis in den Hintergrund des Bewuſstseyns, wohin sie sich zurückziehn, und von wo sie wiederkehren, gleichsam würde begleitet haben. Und wer diese Kenntniſs sich auf solchem Wege verschafft hätte, daſs von dem Gedächtniſs, als einem Inbegriff bekannter Thatsachen, auf dessen nothwendige Voraussetzungen wäre geschlossen worden: der würde dadurch diese Thatsachen zu psychologischen Principien gestempelt haben. Wer aber vom Gedächtniſs nur in Namenerklärungen, und in Distinctionen, und in einigen Sätzen redet, die Jeden die Erfahrung längst gelehrt hat, der misbraucht ein vielsagendes Wort, wenn er sich eine Theorie des Gedächtnisses zuschreibt.

Nicht zu den offenbaren Beziehungen gehört die des Selbstbewuſstseyns auf die Individualität eines Jeden. Daher hat man den Gedanken fassen können, das Ich als Absolutum aufzustellen; ein sehr groſser Fehler, der aber zu seiner Aufdeckung schon wissenschaftlicher Reflexionen bedarf. Und die Geschichte der neuern Philosophie hat nur zu gut gelehrt, wie leicht diese Reflexionen verfehlt werden können.

Nichts desto weniger sind Fichte's ältere Werke voll von Bestrebungen, die weitgreifenden Beziehungen des Selbstbewuſstseyns aufzufinden; und ohne allen Zweifel wird die Nachwelt, sehr ungleich den Zeitgenossen, diesen Werken, selbst abgesehen von dem Verdienst, den Idealismus mit einer bis dahin unbekannten Consequenz zu verfolgen, schon deshalb Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil darin das Ich als Mittelpunct von Beziehungen aufgestellt, und der erste Versuch gemacht ist, ein weitläuftiges System von Beziehungen nach allen Richtungen hin zu durchsuchen. Fichte's gröſster Fehler bestand darin, daſs er der einmal angenommenen Gewohnheit, das Ich absolut zu setzen, auch dann noch anhing, als ihn schon die Untersuchung in ihrem Verlauf durch jeden Schritt aufmerksam machte, daſs er nicht mit einem Absoluten, sondern mit einem vielfach Bedingten zu thun habe; welcher Folgerung er dadurch zu entgehn meinte, daſs er alle die gefundenen Bedingungen in das Ich selbst einschloſs. Aber die unrichtige Ansicht verdarb selbst die Kenntniſs dieser Bedingungen, und daher konnte freylich nur eine unhaltbare Theorie herauskommen. Dieselbe Art der Untersuchung über denselben Gegenstand, aber nach einer ganz entgegengesetzten Methode, (welche trennt, wo Fichte verbinden wollte,) und zu ganz entgegengesetzten Resultaten hinführend, wird einen Theil dieses Buches ausmachen; und das eben Gesagte mag als entfernte Vorbereitung dazu dienen.

§. 13.

Wenn es Methoden giebt, durch welche man verborgene Beziehungen aufdecken kann, so ist eben der Umstand, welcher zuvor der wahre Ursprung psychologischer Schwierigkeiten zu seyn schien, und welcher in der That eine empirische Naturgeschichte des Geistes unmöglich macht, — für die speculative Psychologie eher vortheilhaft als nachtheilig. Der Umstand nämlich, daſs alle psychologische Wahrnehmung, um vestgehalten zu werden, sich unwillkührlich in eine Abstraction verlieren muſs; und daher von den wirklichen Thatsachen nur Bruchstücke liefert. Dieses ist nicht nachtheilig:

Denn der abstracte Begriff kann durch seine Beziehungen wieder ergänzt werden; und je allgemeiner er ist, um desto eher ergiebt er in Verbindung mit den Ergänzungen eben das, was in allen Wissenschaften zuerst gesucht wird, nämlich eine allgemeine Theorie, durch deren Hülfe eine groſse Mannigfaltigkeit von Thatsachen gleich Anfangs überschaut werden kann. Ueberdies ist ein Begriff für die speculative Behandlung allemal um so bequemer, je allgemeiner, das heiſst, je ärmer an Inhalt er ist; so lange nur die Abstraction nicht den Keim der Beziehungen in ihm zerstört hat. Im letztern Falle freylich wird er unbrauchbar; allein alle Ueberladung mit Merkmalen, welche die Untersuchung nicht fördern, bringt nur Verwirrung hervor.

Ein neuer Zuwachs an Bequemlichkeit aber ist es, wenn, der Allgemeinheit unbeschadet, ein Begriff uns nicht nöthigt, sogleich in seinen Umfang hinabzusteigen, und specielle Fälle zu durchlaufen, um uns seiner Gültigkeit, und seiner wesentlichen Merkmale zu versichern. Um dies deutlich zu machen, nehme man zuvörderst ein Paar Beyspiele des Gegentheils. Der Begriff des Willens ist sehr allgemein; aber um uns seiner Gültigkeit zu versichern, (daſs er aus dem Gegebenen entsprungen, nicht willkührlich gemacht ist,) müssen wir Beyspiele dazu in der innern Wahrnehmung unseres eigenen Wollens aufsuchen. Was finden wir nun hier? Sehr verschiedene, continuirlich in einander flieſsende Grade des Wollens! Entschlüsse, aber auch Neigungen, Launen, unbestimmte Aufregungen; freye Wahl, aber auch das erzwungene Wollen wider Willen, womit der Wehrlose sich entschlieſst, den Räuber abzukaufen. Was heiſst nun eigentlich Wollen? Die innere Wahrnehmung muſs es lehren, aber ihre Belehrung ist zu weitläuftig für einen Begriff, der mit Präcision aufgefaſst, und der Speculation überliefert, zum Princip einer Untersuchung dienen soll. — Desgleichen, der Begriff des Gedächtnisses ist sehr allgemein; wenden wir aber den Blick einwärts, um uns genau an das Gegebene zu erinnern, was dem Begriffe seinen Inhalt bestimmt, so kommen uns die An-

schau-

schauungen, Einbildungen, Begriffe, Urtheile, Gefühle, Entschlieſsungen, — entgegen, welche alle das Gedächtniſs aufbewahrt; aber es ist dessen zuviel; und wiederum in dem abstracten Begriffe eines Gemüthszustandes überhaupt, den das Gedächtniſs erneuere, zu wenig unmittelbare Klarheit, als daſs man sich einem solchen Princip gern anvertrauen könnte. Ist schon von andern Seiten her Licht genug vorhanden, dann mag man auch solche Principien gleichsam zu Rechnungsproben benutzen; allein für die Haupt-Untersuchung bedarf es eines helleren Anfangspunctes; eines Punctes, der nicht zerflieſse, indem man ihn in der Wahrnehmung aufsucht.

Solch ein Punct nun ist ganz vorzüglich das Ich. Dieses läſst sich in einer vollkommnen Abstraction vom Individuellen noch deutlich machen, nämlich als Identität des Objects und Subjects; ohne daſs darum das Selbstbewuſstseyn aufhörte, sich für den Begriff zu verbürgen. Nun sind zwar im Selbstbewuſstseyn die Bedingungen nur verdunkelt, unter denen er Realität besitzt, und man würde sich sehr täuschen, wenn man ihn darum an gar keine Bedingungen geknüpft glauben wollte. Allein die methodische Speculation, indem sie den Begriff des Ich bearbeitet, findet gar bald seine innere Unzulänglichkeit; und weis't ihm dann ferner seine Ergänzungen mit einer Bestimmtheit und Sicherheit nach, welche die innere Wahrnehmung nie zu erreichen vermöchte.

Da nun der Begriff des Ich zugleich der allgemeine Begleiter aller Gemüthszustände ist, in so fern wir sie uns selbst zueignen: so vereinigt er im hohen Grade die Eigenschaften eines bequemen Princips, nämlich Allgemeinheit und Präcision. Und deshalb werden wir von diesem Princip in der Folge vorzüglich Gebrauch machen; ohne jedoch die übrigen ganz zu vernachlässigen, und besonders ohne solche Vernachlässigung wohl gar einem künftigen Bearbeiter der ganzen Wissenschaft zu empfehlen.

V.

Von dem Verhältniſs der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik.

§. 14.

Bisher sind wir so viel möglich in der Nähe dessen geblieben, was unmittelbare Klarheit besitzt, indem es an die innere Wahrnehmung sich anschlieſst; jetzt muſs auch von den systematischen Verhältnissen der Psychologie als Wissenschaft die Rede seyn.

Die Psychologie wurde in der Wolffischen Periode als der dritte Theil der Metaphysik angesehn. Die Kosmologie ging ihr voran, die natürliche Theologie folgte nach; die Ontologie stand an der Spitze aller drey Wissenschaften, um ihnen die allgemeinsten Begriffe vorzubereiten. Die ganze Metaphysik trat der praktischen Philosophie gegenüber; denn man war auf den, aller Etymologie widerstreitenden Ausdruck Metaphysik der Sitten noch nicht gekommen *). Leider paſst dieser Ausdruck, der das verderbliche Vermengen der theoretischen und praktischen Philosophie bedeutet, nur gar zu nahe auf die neuesten Versuche, die Ethik im Geiste des Spinoza zu behandeln, wodurch der wahre Sinn der Billigung und Misbilligung, kraft welcher Löbliches und Schändliches ursprünglich unterschieden wird, ganz und gar zu Grunde geht **).

Ich erkläre mich für jene ältere Weise, die Metaphysik zu unterscheiden und einzutheilen; mit einigen Veränderungen, welche hier folgen.

---

*) Neuerlich hat man dagegen sogar eine Metaphysik des Civil-Processes erfunden; ja ich erinnere mich in einem französischen Buche von einer Metaphysik des Violinspielens gelesen zu haben.

**) Man kann hier meine Gespräche über das Böse vergleichen.

Erstlich dasjenige, wovon, als dem andern groſsen Haupttheile der Philosophie, die Metaphysik muſs unterschieden werden, (um der Logik, die nur einen Vorhof ausmacht, nicht zu erwähnen,) ist nicht allein die praktische Philosophie, sondern die gesammte Aesthetik. Von dieser ist die praktische Philosophie ein Theil; aber kein untergeordneter; denn in der allgemeinen Aesthetik sind die Haupttheile nur neben einander geordnet, weil die verschiedenen ästhetischen Beurtheilungen der Farben, Figuren, Töne u. s. w., und so auch der Willens-Verhältnisse, alle ursprünglich für sich bestehn, und durch keine gegenseitige Abhängigkeit verknüpft sind. Daher bilden die verschiedenen Kunstlehren, von denen die Tugendlehre Eine ist, lauter selbstständige Disciplinen, die nur wegen der Gleichartigkeit ihrer Principien (Beurtheilung durch Beyfall oder Misfallen, ohne Rücksicht auf das was ist und seyn kann,) unter den allgemeinen Classennamen Aesthetik, logisch zusammengestellt werden. Hierüber habe ich an andern Orten ausführlicher gesprochen, und werde mich jetzt nicht dabey aufhalten.

Zweytens, die Eintheilung der Metaphysik würde klärer seyn, wenn zuvörderst allgemeine Metaphysik von der speciellen oder angewandten getrennt wäre. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daſs die allgemeine Metaphysik den Platz der Ontologie einnehmen muſs, welcher letztre Name um so eher aufgegeben werden kann, weil die vormals durch ihn bezeichnete Lehre ohnehin einer völligen Umschaffung bedurfte. Zur angewandten Metaphysik aber sind ferner zu rechnen: Psychologie, Naturphilosophie, und philosophische Religionslehre. Daſs der Name Kosmologie passender in Naturphilosophie übersetzt werde, schlieſse ich daraus, weil wir die Probleme dieser Wissenschaft aus der Erfahrung nehmen müssen, welche dem Menschen auf der Oberfläche der Erde zugänglich ist, während der Begriff der Welt als eines Ganzen, mit dem unser Erfahrungskreis kaum verglichen werden kann, vielmehr in der allgemeinen Metaphysik seinen Platz hat.

Die Religionslehre würde mit der Ontologie verschmolzen, an der Spitze der ganzen Metaphysik treten, wenn eine unmittelbare Erkenntniſs Gottes, als des Absoluten, vorhanden wäre: worüber mit verschiedenen Systemen zu rechten hier nicht der Ort ist.

Die nämliche Ehre aber, an die Spitze der Metaphysik gestellt zu werden, müſste vielmehr der Psychologie widerfahren, wenn anders das berühmte Unternehmen der Vernunftkritik, ich will nicht sagen richtig ausgeführt worden, sondern nur in der ersten Anlage ein richtiger Gedanke gewesen wäre oder jemals werden könnte. — Eine Vernunftkritik hat zu ihrem Gegenstande die Vernunft, oder besser das gesammte Erkenntniſsvermögen; diesen Gegenstand muſs sie als bekannt voraussetzen; und hierin liegen Irrthümer, die sich durch gar Nichts wieder gut machen lassen. Vom Erkenntniſsvermögen wissen wir als von einer Summe von Thatsachen des Bewuſstseyns. Noch glücklich, wenn uns diese durch innere Wahrnehmung, oder wenn man lieber will, durch Anschauung des innern Sinnes bekannt geworden sind. Alsdann aber fragt sich sogleich, wie viel Glauben die innere Anschauung verdiene? Eine Frage, welche die Anschauung selbst, nimmermehr beantworten kann. — Allein es ist nicht einmal wahr, daſs wir eine so unmittelbare Kenntniſs von dem sogenannten Erkenntniſsvermögen besäſsen, dessen Begriff wir vielmehr aus den vorgefundenen Producten unserer geistigen Thätigkeit herausgedeutet haben. Jedoch was darüber vom §. 4. an schon ist gesagt worden, darf hier nicht wiederholt werden: auf die entgegenstehende Täuschung werde ich weiterhin noch zurückkommen.

Wofern nun die Psychologie, weit entfernt der allgemeinen Metaphysik eine Grundlage geben zu können, an ihren Platz in der angewandten Metaphysik zurücktritt (wo sie übrigens aus Gründen, die hier noch nicht klar seyn können, der Naturphilosophie muſs vorangestellt werden): so beruhet sie selbst auf der allgemeinen

Metaphysik, und kann, ohne diese voranzuschicken, weder abgehandelt noch auch nur begründet werden.

In der That, wenn ich tiefer unten behaupten werde, daſs die Seele ein einfaches Wesen, und daſs sie eben aus diesem Grunde nicht ursprünglich Kraft ist: so muſs ich dabey nothwendig auf die allgemeine Metaphysik (und zunächst, bis eine ausführlichere Darstellung erscheint, auf meine Hauptpuncte der Metaphysik,) hinweisen.

Um jedoch den Hauptstamm meiner gegenwärtigen Untersuchung genugsam bevestigen zu können, werde ich mir erlauben, das Nöthigste aus der allgemeinen Metaphysik, nämlich die Untersuchung über das Ich, hier einzuschalten; und auch auf andere Puncte jener Wissenschaft so viel Licht werfen als hier geschehen kann; wozu sich die Gelegenheiten häufig genug darbieten werden. Und um möglichen Misverständnissen zuvor zu kommen, bemühe ich mich sogleich, das Verhältniſs der Principien von beyden, der allgemeinen Metaphysik, und der Psychologie, deutlich auszusprechen.

§. 15.

Die allgemeinsten Formen der Erscheinungen, so wie sie vor allem Philosophiren vorgefunden werden, sind die Principien der allgemeinen Metaphysik. Könnten diese Formen, so wie sie vorgefunden (oder, im wissenschaftlichen Sinne des Worts, gegeben) sind, eben so auch gedacht werden, so bliebe es bey der ersten Auffassung oder Anschauung; dieser würde man glauben, und eben deshalb würde keine Wissenschaft, Metaphysik genannt, entstehen; es sey denn als ein Spiel müssiger Köpfe, das man gerade so ignoriren, und von aller soliden Erfahrungs-Erkenntniſs hinwegscheuchen müſste, wie gegenwärtig die Metaphysik von ihren Verächtern in der That ignorirt, und aus der Naturforschung wirklich verbannt wird. Diese Verächter und Widersacher können nur dadurch widerlegt werden, daſs man ihnen die Widersprüche nachweist, in denen sie aus Mangel an Metaphysik unvermeidlich befangen sind. Sie können nur dadurch versöhnt werden, daſs sie einsehn lernen, wie die Metaphysik gerade dasselbe Geschäfft nur fortführt und zu Ende bringt, was der gemeine Verstand, nothgedrungen durch das Widersprechende in den Formen der Erscheinung, von selbst beginnt, indem er die Begriffe von Substanz und Ursache erfindet. Denn diese Begriffe sind keine angeborne, sondern erfundene; sie sind nicht Kategorien, die unbeweglich vest stünden, und die man darum so lassen müſste, wie sie stünden; sondern es sind halbvollendete Productionen, die man ganz zu Stande bringen muſs, damit die Knoten, welche der gemeine Verstand nur vorläufig zur Seite geschoben hat, zu einer vollständigen Auflösung gelangen mögen.

Jene Formen der Erscheinungen aber sind keine andern, als die Complexionen, welche wir für die Verknüpfungen mehrerer Merkmale Eines Dinges ansehn; die Veränderungen dieser Complexionen, welche wir für Veränderungen der Dinge nehmen; ferner der Raum, die Zeit, und das Ich. Nachdem die Einsicht gewonnen ist, daſs keine dieser, in der Anschauung gefundenen Formen für sich denkbar ist, sucht die Metaphysik die Beziehungen derselben auf, wodurch die vorigen Widersprüche verschwinden *).

Wie verhalten sich nun dazu die Principien der Psychologie?

Unter den vorhin genannten Formen ist eine, nämlich das Ich, welche eben sowohl zur Psychologie als zur allgemeinen Metaphysik gerechnet werden kann; ja das Ich scheint nicht eine Form, sondern gerade der eigentliche Gegenstand der Psychologie zu seyn. Daſs nun gleichwohl die Untersuchung desselben in die allgemeine

---

*) Was hier behauptet ist, müssen fürs erste meine schon oben genannten Hauptpuncte der Metaphysik verantworten. Man vergleiche auch unten, §. 33—35., und mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im vierten Abschnitte.

Metaphysik gezogen werden muſs, rührt her von dem untrennbaren Zusammenhange der ersten metaphysischen Nachforschungen mit der eben erwähnten; welches schon die leichteste Erinnerung an den Idealismus kann vermuthen lassen. Allein wenn auch in einem vollständigen Systeme der Philosophie dasjenige nicht in der Psychologie darf wiederhohlt werden, was die allgemeine Metaphysik schon vorweggenommen hat: so bleibt doch der Gegenstand selbst psychologisch, und bezeichnet die innige Verbindung der allgemeinen Wissenschaft mit der ihr untergeordneten besonderen.

Auſserdem nun hat die Psychologie an den mannigfaltigen Thatsachen des Bewuſstseyns, wie schon oben bemerkt worden, ein unermeſsliches Eigenthum, welches die allgemeine Metaphysik unangetastet läſst; so daſs auch diejenigen unter diesen Thatsachen, welche die Eigenschaften eines Princips an sich tragen, der Psychologie allein gehören.

Aber die wissenschaftliche Behandlung dieser bloſs psychologischen Principien, die Auflösung der in ihnen enthaltenen Probleme *), diese muſs immer mit Zuziehung der allgemein metaphysischen Lehrsätze bewerkstelligt werden, damit alles gehörig zusammenstimme; und sie kann auch einer solchen Hülfe nicht entbehren, weil in allen speciellen Problemen sich immer die allgemein metaphysischen, wie die Gattung in der Art, wiederfinden.

Man sieht nämlich auf den ersten Blick: daſs alle psychologischen Principien, so wie sie aus der innern Wahrnehmung geschöpft werden, *zwey Umstände* an sich tragen, um derentwillen sie unfehlbar in die allgemein metaphysischen Haupt-Probleme zurückfallen. Sie befinden sich alle unter der Mehrheit von Bestimmungen, die dem Gemüth als einer Einheit zugeschrieben werden; dadurch rufen sie die allgemeine Frage herbey, wiefern überhaupt Mehreres Einem zukommen könne? und diese Frage wird durch die Lehre von der Substanz entschieden. Ferner ist alles innerlich Wahrgenommene im beständigen Kommen und Gehen begriffen, es bezeichnet veränderliche Zustände des Gemüths; dadurch gehört es in das Gebiet des Veränderlichen überhaupt, und die Theorie der Veränderung wird dabey unentbehrlich.

---

*) Wer sich nicht gleich erinnert, wie die Principien Probleme enthalten, nämlich vermöge ihrer Beziehungen, welche vollständig aufzusuchen eine Aufgabe ist: der beliebe in die §§. 11 — 13. zurückzublicken.

Wie nun Jemand die Möglichkeit der Veränderung sich denkt; ob er sie aus äuſsern Gründen, oder aus inneren, durch Selbstbestimmung, erklärt, oder ob er ein absolutes Werden annimmt *): dieses entscheidet über die möglichen psychologischen Vorstellungsarten, denen er zugänglich ist. Eben so ist es mit den angenommenen Meinungen über die Substanz.

Deshalb ist es völlig vergeblich, Jemanden für eine Psychologie gewinnen zu wollen, die seinen metaphysischen Vorstellungsarten widerstreitet; es sey denn, daſs man seine Metaphysik zugleich mit umbilden könne. Dürfen aber die Seelenlehrer, welche durch bloſse Erfahrung sich berechtigt halten, die metaphysischen Begriffe von Vermögen, Kräften, Thätigkeiten anzuwenden, um dem Gemüth eine Mehrheit davon beyzulegen, dürfen sie erwarten, denjenigen zu überzeugen, der eine Metaphysik entweder hat, oder auch nur für nöthig hält darnach methodisch zu suchen? Es werden weiterhin historische Beyspiele vorkommen, welche dies erläutern können.

§. 16.

Auſser dem richtigen Verhältniſs der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik muſs auch noch ein scheinbares in Betracht gezogen werden; eben dasjenige, welches die

---

*) Vergl. mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, Abschn. 4, Cap. 2.

Versuche veranlaſst hat, der Metaphysik eine psychologische Grundlage zu geben.

Um sich hierin desto leichter zu finden: bemerke man, daſs ursprünglich die Metaphysik von Naturbetrachtungen anhebt, daſs sie dabey sogleich auf die Unzuverläſsigkeit und Undankbarkeit der sinnlichen Erfahrung stoſsen muſs, daſs es ihr aber nicht so leicht wird, das Bessere an die Stelle zu setzen. Nachdem die ältesten Philosophen bald, mit Heraklit, ein absolutes Werden; bald, mit den Eleaten, ein absolutes Seyn; bald, mit Leukipp, das Volle und das Leere und die kleinsten Körperchen; bald, mit den Pythagoräern, die Zahlen, oder mit Platon, die Ideen zum Grunde gelegt hatten: wuchs immer mehr der Verdacht heran, den die Sophisten aussprachen, den Sokrates begünstigte, den die Akademiker und Skeptiker fortdauernd ernährten, daſs nämlich jene älteren in eine Tiefe hätten blicken wollen, wo hinein das menschliche Auge nicht reiche; und daſs die eigentliche Weisheit darin bestehe, die Schranken unserer Erkenntniſs wohl einzusehen *). Hierin nun liegt offenbar schon die Weisung, erst das: *quid valeant humeri, quid ferre recusent*, zu erwägen, das heiſst, erst das Vermögen unserer Erkenntniſs genau zu schätzen, ehe man sich in Untersuchungen über die Natur der Dinge verliere. Und was ist natürlicher, als daſs man über einem Sprunge, über einer Vernachläſsigung des Zunächstliegenden, sich zu ertappen glaube, wenn man bemerkt, man habe in den Sternen geforscht, ohne das eigne Herz zu kennen?

Nichts destoweniger ist unsre Kenntniſs der Himmels-Mechanik gegenwärtig ohne Vergleich vollkommner, als die Kenntniſs des Gesetzmäſsigen in unserm Innern.

---

*) In Hinsicht der Sophisten ist hoffentlich nicht nöthig, die Hauptsätze des Gorgias und Protagoras hier anzuführen; welche in der That auf das angegebene Resultat hinauslaufen, so weit auch übrigens ihre Lehrart von der des Sokrates entfernt war. Das: παντων χρηματων μετρον ανθρωπος, ist eigentlich eine Ermahnung, alles Wissen sey relativ und subjectiv.

Und wenn Sokrates wirklich glaubte, mit dem γνωθι σαυτον leichter fertig zu werden, als mit jenen Nachforschungen, die ihm zu verwegen schienen, so war er in einer mächtig groſsen Täuschung befangen.

Er hatte vergessen, daſs es nicht sowohl auf die Distanz eines Gegenstandes von uns, sondern auf das Auge ankommt, welches wir für ihn haben. Das sinnliche Auge sieht mit einer Genauigkeit, die sich einer mathematischen Bestimmtheit nahe bringen läſst, und es pflegt seinen Gegenstand nicht selbst zu entstellen; aber die innere Wahrnehmung unterliegt diesem Vorwurfe und entbehrt jenes Vortheils. Es ist wahr, die sinnlichen Gegenstände wechseln, sie entstehn und vergehen; aber wir selbst mit unsern Gemüthszuständen sind noch weit unbeständiger als irgend ein äuſserer Wechsel. Man muſs gestehen, daſs die sinnlichen Merkmale der Dinge keinesweges für reale Qualitäten gelten können; aber wenn die Dinge nur in so fern sie uns erscheinen, sich mit Merkmalen bekleiden, so ist es eben so wahr, daſs auch wir selbst nur erkennen, wollen und fühlen, in wie fern uns Objecte gegenüber treten, als Zielpuncte unseres Anschauens und Begehrens; Objecte, von deren Jedem einzeln genommen wir schon im gemeinen Leben bekennen, daſs es uns nur zufällig begegne. Denn wir lassen dieselben Gegenstände gar nicht für Bedingungen unseres Daseyns gelten, von denen doch nicht zu leugnen ist, daſs sie unser ganzes Wissen um uns selbst bedingen. Und während nun dieses Wissen von uns selbst eben so durch Relationen auf das Aeuſsere afficirt ist, wie das Erkennen der Auſsendinge durch die Relation auf uns: vermischt sich jenes sehr leicht mit Einbildungen aller Art, von denen dieses viel freyer ist. Das Brüten über sich selbst erzeugt Schwärmer; die Beschäfftigung mit dem was drauſsen vorgeht, vermag Schwärmer zu heilen.

Allen diesen bekannten Wahrheiten zum Trotz nun hat man dennoch gemeint, und meint noch heute, man könne wohl mit groſser Sicherheit Lehren über die Formen und Gränzen des Erkenntniſsvermögens aufstellen, und diese zum Maaſsstabe aller Wahrheit machen; ohne daſs man nöthig habe genau zu prüfen, wie das Erkenntniſsvermögen selbst erkannt werde; ob die Wahrnehmung desselben zuverlässig und bestimmt, ob die Begriffe, die man darauf überträgt, deutlich, ob sie auch nur denkbar seyen? Da nun in der allgemeinen Metaphysik nachgewiesen wird, daſs ein Gemüth, als Einheit mit allerley Vermögen, daſs schon ein reales Vermögen, welches auf Anlässe zum Handeln wartet, daſs endlich das Ich, dieser vermeintlich gehaltlose und unschuldige Begleiter aller unserer Gedanken, lauter undenkbare Begriffe und vollständige Widersprüche sind: so muſs das Psychologische, auf welches eine Kritik der Metaphysik sollte gegründet werden, vielmehr sich selbst einer Kritik von Seiten der Metaphysik unterziehen; und jene Lehren, die das Unterste oben gekehrt haben, müssen sich eine neue Umkehrung gefallen lassen, auf daſs die alte gute Ordnung wieder hergestellt werde.

Weil aber nun einmal eine Abweichung von der alten guten Ordnung Statt gefunden, und Beyfall gewonnen, und selbst vielfältigen, nicht zu verkümmernden Dank verdient hat, wegen neuer Aufregung der gesammten speculativen Thätigkeit: so ist es nun nothwendig geworden, vor einer ausführlichen allgemeinen Metaphysik, die Beleuchtung der Psychologie, und der Grundlage, die sie haben oder nicht haben kann, vorhergehn zu lassen. Und das gegenwärtige Buch hat wirklich, abgesehen von seinem positiven Inhalte, die Tendenz, eine durchgeführte Ableugnung dessen darzustellen, wovon Andre, als von dem Ersten was man ihnen zugestehen müsse, auszugehn gewohnt sind.

VI.

Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit Des-Cartes.

§. 17.

Wir haben neuerlich eine Geschichte der Psychologie von **Carus** erhalten, ohne Zweifel ein verdienstliches Werk. Doch wäre eine Kritik der Psychologie, im Geiste von **Schleiermachers** Kritik der Sittenlehre, etwas weit wünschenswertheres.

Es kann mir nicht einfallen, hier auch nur den geringsten Versuch dieser Art machen zu wollen. Damit meine weitläuftige Einleitung ein Ende finde, muſs ich mich begnügen, bis auf diejenigen Vorstellungsarten zurückzugehn, welche noch jetzt von Einfluſs sind, und ich werde sie nur in so fern in Betracht ziehn, als dadurch für meinen jetzigen Zweck etwas gewonnen wird.

Der erste, den ich hier achtungsvoll nennen muſs, ist **Des-Cartes**; selbstständig und reif in seiner Art als Denker, und geistreich, ohne Künsteley, als Schriftsteller. Seine *meditationes de prima philosophia* sind noch heute höchst empfehlungswerth für Anfänger; besonders wenn ein tüchtiger Lehrer hinzukommt. Das groſse Verdienst des **Des-Cartes** besteht nicht bloſs in scharfer Scheidung des Geistes von der Materie, sondern darin, daſs er für die ganze Philosophie den rechten Ton angab, indem er in das Gebiet des Zweifels vorläufig die ganze Körperwelt, und alle unsre Vorstellungen von derselben verwies; hingegen das Ich als den Lichtpunct der ersten Gewiſsheit hervorhob; wodurch jene Besonnenheit möglich wurde, die **Kant** unter uns erneuerte, und die man niemals wieder hätte verlieren sollen; die Besonnenheit an das eigne **Denken**, welches auch der **Gegenstand** unseres Denkens seyn möge. — Und welches ist sein Beweis für das Daseyn Gottes? Nicht ursprünglich jenes bekannte Sophisma, nach welchem die Existenz eine der göttlichen Vollkommenheiten seyn soll; dieses rief er freylich zu Hülfe; allein erst, nachdem die groſse Frage: woher kommt die Erhebung meines Geistes zu solchen Gedanken, deren Gegenstand in der Erfahrung nicht angetroffen wird? — ihn dahin gedrängt hatte, den übersinnlichen Ursprung derselben in Gott zu suchen. Seine Lehre von den angebornen Ideen ist übrigens nicht im mindesten schwärmerisch, sondern unvermeidlich für den, welcher nicht schon alles dasjenige weiſs, was ich in diesem Buche erst vorzutragen gedenke; *nunquam iudicavi,* sagt er (in den *notis in programma quoddam in Belgio editum), mentem indigere ideis innatis, quae sint aliquid diversum ab eius facultate cogitandi: sed cum adverterem, quasdam in me esse cogitationes, quae non ab obiectis externis, nec a voluntatis meae determinatione procedebant, sed a sola cogitandi facultate, illas innatas vocavi; eodem sensu, quo dicimus, generositatem esse quibusdam familiis innatam, aliis vero quosdam morbos: non quod istarum familiarum infantes morbis istis in utero matris laborent, sed quod nascantur cum quadam dispositione sive facultate ad illos contrahendos.*

Eine eigentliche Untersuchung über das Ich, muſs man jedoch bey Des-Cartes eben so wenig, als bey so vielen Späteren, suchen. Auch liegen bey ihm zu viele metaphysische Irrthümer im Wege, als daſs er die wahre Psychologie hätte finden können. Zwar nicht das kann ihm zum Vorwurf gereichen, was vermuthlich unsre heutigen Anthropologen zuerst an ihm tadeln würden, daſs er die Seele zu weit vom Körper trenne: denn von der engen Verbindung beyder war er so überzeugt, daſs er sogar, auf der entgegengesetzten Seite übertreibend, meint, die Verbesserung des Menschengeschlechts müsse in der Medicin gesucht werden *). Eben so wenig hat ihn eine falsche Freyheitslehre — der Punct,

---

*) In der *dissertatione de methodo*, gegen das Ende.

an welchem so Viele scheitern, geblendet; er lehrt sehr richtig: *indifferentia, quam experior, cum nulla me ratio in unam partem magis quam in alteram impellit, est infimus gradus libertatis; et nullam in ea perfectionem, sed tantummodo in cognitione defectum testatur; nam si semper, quid verum et bonum sit, clare viderem, nunquam de eo quod esset iudicandum vel eligendum, deliberarem* [*]. Aber sehr nachtheilig muſsten ihm solche Irrthümer werden, wie die Anknüpfung des Seyn an die Zeit, und die Meinung, daſs die Zeittheile von einander unabhängig wären; daher denn aus unserm Daseyn in einem Augenblicke noch nicht das Daseyn im nächsten Augenblicke folgen soll [**]. Wichtiger noch sind die Fehler in seiner Lehre von der Substanz; er läſst eine Mehrheit von Attributen zu; läſst die Substanzen afficirt und verändert werden; glaubt deren Natur zu erkennen, indem Ausdehnung das Wesen des Körpers, Denken das des Geistes ausmache; nimmt gleichwohl eigentlich nur eine wahre Substanz an, nämlich Gott, welcher allein zu seinem Daseyn keines andern Gegenstandes bedürfe [***]: — kurz, man erblickt hier den ganzen Spinozismus im Keime. Mögen alle Anhänger des Spinoza sorgfältig den Des-Cartes studiren; sie werden ihn dann weniger anstaunen; — so wie die Gegner desselben eine Lehre in milderem Lichte erblicken werden, die nichts als ein natürlicher Auswuchs aus Des-Cartes Irrthümern ist. Doch dieser Gegenstand kann hier nicht ausgeführt werden; ich gehe über zu dem berühmten Widersacher des Des-Cartes im Puncte der angebornen Ideen; zu Locken, dem eine länger dauernde Wirksamkeit beschieden war.

Locke nannte sein Werk einen Versuch über das Denkvermögen [†]. Jemand, der von unsern neuern Psychologien zu demselben käme, würde sich über den Plan des Werks wundern können. Die Erwartung einer Abhandlung der verschiedenen Vermögen, die man dem Erkenntniſsvermögen (als ob die Vermögen wie Arten unter Gattungen enthalten wären) unterzuordnen pflegt, also die Erwartung einer Lehre von der Sinnlichkeit und so ferner bis zur Vernunft, würde sehr getäuscht werden. Nicht nur hat Locke, wie Tennemann (in der Uebersetzung von Degerando's Geschichte d. Philos. 1. Band, S. 226. in der Note) bemerkt, die vollständige Aufzählung der Geistesvermögen nicht zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht: — sondern er erscheint auf den ersten Anblick äuſserst nachlässig in der Stellung dieser Geistesvermögen. Mitten im zweyten Buch, das überschrieben ist von den Ideen, handeln das neunte, zehnte und elfte Capitel von Wahrnehmung, Gedächtniſs, Witz, Scharfsinn, Abstractionsvermögen; vorher und nachher ist von einfachen und von zusammengesetzten Ideen die Rede. Dann aber findet sich viel weiter hin, nämlich im vierten Buch, das vierzehnte Capitel von der Beurtheilungskraft, und nach eingeschobenen Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit, das siebenzehnte Capitel von der Vernunft. Man erräth sogleich, daſs diese scheinbare Unordnung von einem Plane herrührt, der die Aufzählung der Geistesvermögen ausschlieſst; und das erhellt auch aus dem Satze: alle unsre Ideen kommen von Sensation und Reflexion, welche beyde Thätigkeiten bey Locke noch so ziemlich dem ähnlich sehen, was Andre Geistesvermögen nennen; aber auch groſsentheils die Stelle der übrigen Vermögen vertreten.

---

[*] *Meditatio quarta.*

[**] *Princ. philos. I,* 21.

[***] *Ibid.* 51 — 56.

[†] Er sagt im zweyten Buch, *c. VI.* §. 2: *the power of thinking*

Jedoch die Hauptsache ist, daſs Locke der ächten Erfahrung, um einen guten Schritt näher blieb, als Jene, die uns von ihren Abstractionen, und deren hinzugedach-

---

is called the understanding: und um so weniger habe ich das Wort *understanding*, wie gewöhnlich, durch Verstand übersetzen wollen.

ten Substraten, den Seelenvermögen, unterhalten. Locke durchsucht unsern ganzen Gedankenvorrath, und er unternimmt, sich darauf zu besinnen, wie wir zu jeder Art von Gedanken mögen gekommen seyn. Er hat hier wenigstens in so fern vesten Grund, daſs die Gedanken und Vorstellungsarten, von denen er redet, wirklich vorhanden sind; diese kann man nicht, gleich den Seelenvermögen, für Hirngespinnste erklären, denn man ist sich ihrer wirklich unmittelbar bewuſst. Auch das, was er über die Entstehung dieser Gedanken sagt, kann dienen, uns an Vieles zu erinnern, was wir, mehr oder minder bestimmt, von den geistigen Bewegungen innerlich wahrzunehmen vermögen. Freylich verräth sich dabey auch oft genug die allgemeine Neigung, die Erfahrung durch Erschleichungen zu verunstalten, und besondere Anlagen nach Bequemlichkeit zu erdichten. Ein Beyspiel giebt das Gedächtniſs. Dieses ist auch dem Locke eine *„ability in the mind, when it will to revive them* (die Vorstellungen) *again“* *). Und wenn man ja geneigt wäre, diese *ability* nicht für ein erdichtetes Vermögen, sondern für die bloſse allgemeine Bezeichnung einer Classe von Thatsachen, ohne Erklärung derselben, zu halten: so verdirbt Locke alles an der Stelle, wo er des höchst merkwürdigen und ganz allgemeinen Phänomens erwähnt, daſs wir nur eine sehr kleine Anzahl von Vorstellungen auf einmal im Bewuſstseyn gegenwärtig haben können. Hier spricht er von einer *narrowness of the human mind*, als von einer besondern Eigenthümlichkeit der menschlichen Anlage, und erlaubt sich die Hypothese, daſs bey andern endlichen Vernunftwesen dies wohl anders seyn könne! Wie gänzlich darin jede Ahndung einer richtigen psychologischen Ansicht verfehlt ist, wird hoffentlich tiefer unten klar genug werden. Und doch ist dies völlig gemäſs der gewohnten Weise, die Phänomene, die man

---

*) *Book II. Chap. X.* §. 2.

man als Principien benutzen sollte, durch Erdichtung verborgener Qualitäten für alle weitere Forschung zu verderben.

Im Allgemeinen jedoch ist Locke's Ansicht dem Fehler, den er in Ansehung des Gedächtnisses beging, gerade entgegengesetzt. Als eifriger Bestreiter der angebornen Ideen, wollte er die Seele von der Mannigfaltigkeit dessen, womit man sie ursprünglich ausgesteuert glaubte, vielmehr befreyen; um für eine, auf Erfahrung gebaute, Theorie Raum zu gewinnen, die, wenn nicht einer mathematisch-physikalischen Demonstration, so doch einer pragmatischen Geschichtserzählung mag verglichen werden. Schade, daſs ihm das Haupt-Argument seiner Gegner, das von den allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten hergenommen ist, und das Leibniz in den *nouveaux essays* gegen ihn gelten macht, nicht in seiner ganzen Stärke scheint vorgeschwebt zu haben. Dies Argument beginnt mit triftigen Gründen, und endigt mit einer Erschleichung. Man sagt mit Recht, Erfahrung gebe nur das Einzelne, Wirkliche, nicht das Allgemeine und Nothwendige. Man schlieſst auch noch richtig, es müsse das letztre auf der Eigenthümlichkeit des erkennenden Subjects beruhen. Aber man erschleicht die Mehrheit verschiedener Formen des Erkenntniſsvermögens, oder auch die Mehrheit der angebornen Ideen; mit einem Wort, man erschleicht die vorausgesetzte Mannigfaltigkeit der Anlage und die besondre Natur des Subjects, woraus man erklären will, daſs dieses Subject, der Mensch, gerade diese und gerade so viele nothwendige Wahrheiten, und keine andern, in seinem Denken antreffe. Denn man hat nicht untersucht, ob nicht die Nothwendigkeit in allen jenen Wahrheiten nur von einerley Art sey; und ob nicht der Eine Grund dieser Nothwendigkeit unmittelbar in der Einheit des erkennenden Wesens, ohne irgend eine weitere Bestimmung seiner Qualität, vollends ohne irgend eine Mannigfaltigkeit von Einrichtungen in demselben, vollständig enthalten sey. Dieses nun ist meine Behauptung, und das gegenwärtige Buch, in Verbindung mit der allgemeinen Metaphysik, soll den Beweis davon führen.

Ich behaupte dem gemäſs ferner, daſs Locke und Leibniz in dem Puncte, von wo ihre Streitigkeit ausging, beyde Recht hatten; und nur in so fern Unrecht, als sie ihre Meinungen nicht zu vereinigen wuſsten.

Locke hat vollkommen Recht, die Seele eine *tabula rasa* zu nennen; Leibniz ihm gegenüber Unrecht, wenn er die Seele einer mit Adern durchwachsenen Marmorplatte vergleicht. Hinwiederum Leibniz hat vollkommen Recht, wenn er (im Anfange des zweyten Buchs der *nouveaux essays*) dem Satze: *nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu*, die Erinnerung beyfügt: *nisi ipse intellectus*. Nur daſs in diesem *intellectus* nichts Präformirtes, von welcher Art es immer sey, angenommen werde! Die bloſse Einheit der Seele, welche nicht einmal eine Eigenschaft derselben, sondern nur eine Bestimmung unseres Begriffs von der Seele ist, — diese reicht hin, alles das zu erklären, was Leibniz aus der Erfahrung nicht wollte abgeleitet wissen.

An dem Locke'schen Werke aber müssen wir noch eine Hauptseite auffassen; gerade die, worüber er selbst gleich im Anfange sich am ausführlichsten und nachdrücklichsten erklärt. Den ersten Antrieb zu seiner Arbeit hat er in dem Gedanken gefunden, daſs wir überlegen müssen, wie weit unsre erkennenden Kräfte reichen, ehe wir uns auf den weiten Ocean der Dinge wagen dürfen; und daſs wir unsre Aussicht und Hoffnung auf Erkenntniſs nach unsern Fähigkeiten zu beschränken haben. Ursprung, Gewiſsheit und Ausdehnung der menschlichen Erkenntniſs, das ist's was Locke ermessen will. Ein solches Unternehmen sind wir heutiges Tages gewohnt eine Vernunftkritik zu nennen. Aber es ist weit leichter zu begreifen, wie Locke, als wie Kant seinen philosophischen Nachforschungen eine solche Form geben konnte. Locke, der Weltmann, verlieſs sich weit vester auf seine unmittelbare gesunde Ansicht aller Dinge, als auf irgend eine schulmäſsige Untersuchung; wie weit er darin geht, sieht man unter andern aus seinen harten Erklärungen gegen die Syllogismen *). Ihm konnte es daher am wenigsten in den Sinn kommen, sich die Frage: wie macht man es, das Erkenntniſsvermögen zu erkennen, ernsthaft vorzulegen; denn die Reflexion, der Blick in sich selbst, schien ihm diejenige Erkenntniſsart zu seyn, über welcher eine zuverlässigere sich gar nicht denken lasse. Er traute also der innern Wahrnehmung geradehin; und hätte sich z. B. nie einfallen lassen, die Verstandesbegriffe aus den logischen Functionen im Urtheilen erst noch ableiten zu wollen. Er hatte auch keinen kategorischen Imperativ; sondern der Satz: *no innate practical principles!* gehörte wesentlich zu seiner ganzen Ansicht. Worin das Wesen des Geistes bestehe, wiefern unsre Gedanken von der Materie abhängen, sind ihm: *speculations, which, however curious and entertaining, I shall decline, as lying out of my way.* So sprechen die Weltleute; aber nur ein Mann von Locke's ernstem, wahrheitliebendem, frommen Charakter, konnte sich ein Geschäfft daraus machen, durch ausführliche Musterung unsers ganzen Gedankenvorraths diejenigen Warnungen gegen die Speculation zu unterstützen, welche Andre leicht angedeutet und lächelnd hinzuwerfen pflegen. So entstand seine Vernunftkritik, und in ihr passen Form und Inhalt, Principien, Methoden und Resultate vollkommen wohl zusammen. Will man sich über sie erheben, so ist zu wünschen, daſs man es ganz thue, — daſs man vor allen Dingen die Unzulänglichkeit der innern Wahrnehmung, welche zu jeder Vernunftkritik das Object der Untersuchung herbeyschaffen muſs, vollständig erwäge.

---

*) *Book IV. Chap. XVII. § 4. Their chief and main use is in the schools, where men are allowed without shame to deny the agreement of ideas, that do manifestly agree etc.*

§. 18.

Genügen wird Keinem das Locke'sche Werk, der metaphysische Ueberzeugungen besitzt. Gleich die erste Erkenntniſsquelle, die Sensation, muſste Leibniz ableugnen, der bey seiner Einsicht in die Unmöglichkeit jedes physischen Einflusses, alle Vorstellungen der Seele ohne Ausnahme, von ihrer eignen Entwickelung erwartete. Und es ist nur Gefälligkeit (die aber die Untersuchung erschweren dürfte,) wenn sich Leibniz schon beym ersten Paragraphen auf einen Standpunct herabläſst, wo er von Vorstellungen, die durch die Sinne gegeben werden, reden kann, im Gegensatz gegen die nothwendigen Wahrheiten. Daſs die Leibniz'schen *nouveaux essays* dem Locke'schen Versuche Schritt für Schritt folgen, hindert vielfältig die freye und vollständige Entwickelung der Gedanken. Wie die Erfahrungslehre des Engländers gegen die Metaphysik des Deutschen anstieſs, übersieht man besser auf einen Blick in den kurzen *reflexions sur l'essay de Mr. Locke* *); wo Leibniz unter andern das wahre Wort spricht: *la question de l'origine de nos idées n'est pas préliminaire en philosophie, et il faut avoir fait de grands progrés pour la bien resoudre.* —

Eine erhabene Phantasie, unterstützt von einigen tiefgegriffenen speculativen Hauptgedanken, hatte Leibnizen dahin gebracht, überall in der Welt und in der Seele, lauter Fülle und Continuität, gesetzmäſsige und harmonische Entwickelung zu erblicken. Daraus entsprang ein psychologischer Hauptsatz, der hoch hervorragt, über die Verbindung der beyden so genannten Hauptvermögen des Verstandes und Willens. *Les qualités et actions internes d'une monade ne peuvent être autre chose que ses perceptions — et ses appétitions, c'est-à-dire, ses tendances d'une perception à l'autre* **). Deutlicher noch: *actio principii interni qua fit mutatio, seu transitus*

---

*) *Leibnitii op. ed. Dutens. Vol. II. pag.* 218.

**) A. a. O. S. 32.

ab una perceptione ad alteram, appetitus appellari potest. Verum quidem est, quod appetitus non semper prorsus pervenire possit ad omnem perceptionem, ad quam tendit; semper tamen aliquid eius obtinet, atque ad novas perceptiones pervenit *). Die Seele, in stetiger Entwickelung fortschreitend, erzeugt Vorstellungen; die Erzeugung selbst, die Handlung des innern Princips, als noch nicht vollendet sondern eben jetzt im Streben zum Vorstellen begriffen, ist das Begehren. Hier ist zwar leicht zu sehen, daſs noch genauere Bestimmungen fehlen; denn das bloſse Aufstreben einer Vorstellung, für sich allein, und wenn es ungehindert vollzogen werden kann, giebt so zu sagen die Befriedigung vor der Begehrung, und eben darum weder eins noch das andre; indem in jedem Augenblicke dem Streben vorzustellen auch das realisirte Vorstellen entspricht. Es muſs also noch eine Hemmung hinzukommen, welche das Streben zu überwinden habe; — doch an diesem Orte ist es uns nicht um eine Theorie der Begierde, sondern darum zu thun, daſs man den Keim einer solchen Theorie bemerke, welcher gemäſs die Beziehung des Begehrens auf das Vorstellen (§. 12.) begreiflich, und der Uebelstand vermieden werde, daſs dieser offenbaren Beziehung ungeachtet, die Psychologien das Begehrungsvermögen neben dem Erkenntniſsvermögen hinstellen, und jedes besonders abhandeln, ohne sich um die Umstände zu bekümmern, unter denen das Vorstellen unfehlbar in ein Begehren übergehen muſs. Leibnizens richtigen Gedanken hoffe ich am gehörigen Orte bestätigen und ausführen zu können; obgleich die dahin gehörigen Ueberzeugungen viel früher, bevor ich die Werke jenes Philosophen studirte, bey mir vest standen. Es ist die Untersuchung über das Ich, welche mich hier, wie in mehrern Puncten, auf **Leibnizens** Spur geführt hat, wie man tiefer unten *) sehen wird.

---

*) A. a. O. S. 22. Mit Hülfe dieser Stelle des Leibniz würden vielleicht Einige das besser verstanden haben, was ich in meiner praktischen Philosophie S. 28 — 31. über das Begehren gesagt habe.

Wie das Begehren sammt dem Vorstellen nach **Leibniz** zu den Qualitäten der Seele **als einer Substanz** gehört: so heftet sich bey ihm an denselben Punct auch noch der Satz, daſs die Seele stets denkt. Die Substanz kann nicht ohne Wirkung, und in der Seele kann keine geistige Leerheit seyn. Wiewohl ich nun hier so wenig, als in dem Grundbegriff der Substanz selbst mit **Leibniz** einstimme, so muſs ich doch auf einige Folgerungen aufmerksam machen, die er aus jenen Sätzen zieht. Die Seele hat eine Menge von **kleinen Vorstellungen**; verbinden sich dieselben zu stärkeren, so wird man sich ihrer bewuſst; auſserdem kann man sich von ihnen keine Rechenschaft geben; und man muſs demnach die Perceptionen von der Apperception wohl unterscheiden. *L'Apperception est la conscience, ou la connaissance réflexive de l'état intérieur* **). Das Geräusch des Meeres entsteht aus dem Geräusch jeder Welle; die einzelne Welle würde keine bemerkbare Vorstellung darbieten; gleichwohl muſs aus der Summe aller einzelnen kleinen Vorstellungen das gesammte Geräusch entspringen, welches zu vernehmen wir uns bewuſst sind ***). — Daſs dieser wichtige Gegenstand, über welchen neuerlich **Plattner** und **Reinhold** verschiedener Meinung gewesen sind †), wieder in Frage genommen werde, muſs mir für meine Untersuchungen wünschenswerth seyn. Schon anderwärts ††) habe ich gezeigt, daſs die momentanen Auffassungen durch die Dauer einer Wahrnehmung zu einer Totalkraft erwachsen, wofern nicht die momentane Auffassung zu schwach ist; ich habe versucht, dieses mathematisch zu bestimmen. Hierher aber gehört vorzüglich die Bemerkung, daſs zwey beynahe gleichklingende Ausdrücke einen ganz verschiedenen Sinn haben: *ins Bewuſstseyn kommen*, und, *den Gegenstand ausmachen, dessen man sich bewuſst wird*. Die zuvor genannten kleinen Vorstellungen kommen ohne Zweifel ins Bewuſstseyn; gleichwohl werden *wir uns* ihrer nicht bewuſst, wir können es uns *nicht sagen*, daſs sie ins Bewuſstseyn gekommen seyen. Dieses, was schwer zu verstehen scheint, muſs am gehörigen Orte vollkommen klar werden; indessen wird es Gewinn seyn, die Sache schon hier so weit als möglich ins Licht zu setzen. Zuvörderst: die Seele hat viele Vorstellungen, die dennoch nicht im Bewuſstseyn sind. Dieses sind die völlig gehemmten, oder nach gewöhnlicher Benennung, die im Gedächtniſs ruhenden Vorstellungen. Ferner, diese gehemmten Vorstellungen *waren* früher im Bewuſstseyn, und *kehren in dasselbe zurück*, wenn die Hemmung nachläſst. Allein um nun auch noch *sich ihrer bewuſst zu werden*, (sie zu appercipiren,) — dazu gehört, daſs sie selbst Objecte eines neuen Vorstellens werden; welches niemals durch sie selbst, sondern allemal nur durch eine *andre* Vorstellungsreihe geschehn kann. Dieses aber hängt gewöhnlich von ihrer Stärke, zuweilen von ihrer Neuheit, überhaupt von den Umständen ab, unter denen eine Vorstellungsreihe auf eine andere Einfluſs hat, und ein Object derselben wird.

---

*) §. 36. 37. 101.

**) A. a. O. S. 33.

***) *Nouveaux essays* im Anfange.

†) **Plattners** philos. Aphorismen §. 63. 65. **Reinholds** Theorie des Vorstellungsvermögens, drittes Buch §. 38.

††) Königsberger Archiv für Philosophie u. s. w., drittes Stück, und *de attentionis mensura*.

Leibnizens Aufmerksamkeit auf die kleinen Vorstellungen, durch deren Hülfe er die *Continuität* der geistigen Phänomene verfolgt, und denen er „*mehr Kraft als man denken sollte*,“ zuschreibt, verräth das Auge des Metaphysikers, dem es nicht genügt, nur das anzuschauen, was auf dem Vorhange der Wahrnehmung zu sehn ist, sondern der hinter den Vorhang blickt, und dort — nicht etwan erdichtete Seelenvermögen, sondern die *wahren Kräfte* aufsucht, aus denen die sämmtliche Thätigkeit des Gemüths erklärt werden muſs. Denn eben die Vorstellungen selbst sind die Kräfte der Seele. Vorstellungen sind nicht etwan bloſse Bilder, ein nichtiger Widerschein des Seyenden, sondern sie sind das wirkliche Thun und Geschehen, vermöge dessen die Seele ihr Wesen aufrecht hält, und ohne welches sie aufhören würde zu seyn was sie ist. Um aber die Art, wie die Vorstellungen zusammenwirken, genau kennen zu lernen, muſs man nicht die groſsen Massen von Vorstellungen, welche die innere Wahrnehmung vorfindet, noch die ganzen Classen von Gemüthszuständen, an welchen der logische Scharfsinn der meisten Psychologen sich übt, — sondern man muſs gerade wie Leibniz die kleinen Vorstellungen ins Auge fassen, — und ich kann hinzusetzen, man muſs auch durch Leibnizens Erfindung, die Rechnung des Unendlichen, das Auge schärfen, um die kleinen Vorstellungen in ihrer Wirksamkeit beobachten zu können.

Nehme ich noch hinzu, daſs schon Leibniz den vollkommen richtigen Gedanken verbreitete, die Seele erzeuge alle ihre Vorstellungen aus sich selbst: so könnte ich mich einen Augenblick der Verwunderung hingeben, daſs so treffliche Vorarbeiten dennoch keine tüchtige Psychologie erzeugt haben! — Aber die prästabilirte Harmonie — nach welcher die Seele nicht bloſs aus und durch sich selbst, sondern auch von selbst, ohne äuſsere Veranlassung, ihre Vorstellungen erzeugen soll, — hat ihre schwachen Seiten; sie ist mit theologischen und naturphilosophischen Meinungen verwickelt; sie wurde dadurch vielmehr ein Gegenstand, als eine Quelle neuer Nachforschungen; sie wurde verworfen, und vielleicht beynahe vergessen. Leibnizens Lehre wurde niedergedrückt, theils durch die auf den ersten Anblick klärere Lehre des Locke, welcher sie noch mehr zu widerstreiten schien, als sie ihr wirklich entgegen ist, (denn die Sätze, daſs die Seele ursprünglich eine *tabula rasa* ist; und, daſs sie ihre Vorstellungen aus sich selbst erzeugt, können und müssen vereinigt werden,) theils durch den scheinbar befreundeten Einfluſs des Wolffischen Systems.

§. 19.

Wenn das imposante Ansehen eines, in viele Fächer getheilten, von Definitionen und Divisionen angefüllten, Lehrgebäudes eben so geschickt wäre, ächtes Denken zu erwecken, als es fähig ist, Schüler anzulocken: so müſste die Wolffische Periode in der That die Blüthezeit der Philosophie gewesen seyn. Aber je gröſser die Menge des eingebildeten Wissens, desto geringer ist die Spannung des Forschungsgeistes; und dieser wird durch einen kurzen Aufsatz von Leibniz mehr angeregt, als durch einen ganzen Band von Wolff.

Der Wolffischen Philosophie wird manchmal so erwähnt, als ob sie zu der Leibnizischen beynahe wie die Form zum Inhalte gehörte. Aber wer Leibnizens Lehre vollends ausarbeiten und systematisch vortragen wollte (womit ihr vielleicht kein groſser Dienst geschähe, denn als System betrachtet, dürfte sie manche Blöſsen zeigen, und als eine Summe von geistreichen Räsonnements ist sie von Leibniz selbst in sehr ansprechende Formen gebracht worden,) der müſste doch vor allen Dingen die prästabilirte Harmonie, auf deren Erfindung Leibniz selbst überall so vieles Gewicht legt, oder eigentlich den Grundgedanken dieser Lehre, daſs keine Substanz in die andre eingreifen könne *), zum Haupt- und Mittelpunct des Ganzen machen; er müſste also wohl vor allen Dingen selbst recht vest davon überzeugt seyn. Aber es ist bekannt, wie Wolff diesen Punct zu umgehen, wie er davon alles übrige möglichst unabhängig zu machen sucht. *Mea parum refert, quid de causa commercii animae cum corpore statuatur;* sind seine eignen Worte **). Wie verträgt sich diese Gleichgültigkeit mit

---

*) *Leibnitii op. ed. Dutens. Vol. II. pag.* 21. §. 7.

**) *Wolfii psychol. rationalis in praefatione.*

dem Unternehmen, in der Psychologie, in der Metaphysik, Hauptwerke zu schreiben!

Auf Wolffs Versuch einer Trennung der rationalen und empirischen Seelenlehre weiter einzugehn, verbietet schon der Umstand, daſs eben in seiner empirischen Psychologie, wo er reine Erfahrung verspricht, der Hauptsitz der Seelenvermögen sich befindet. Die Art, wie er diese Vermögen einführt, die Rechtfertigung aber verschiebt, ist auffallend genug. *Quotnam sint animae facultates, et quales sint, in Psychologia empirica declaramus; quid vero proprie sint et quomodo animae insint, in Psychologia rationali demum declarabitur* *). Wir sollen also in der empirischen Psychologie zuvörderst uns an die Seelenvermögen gewöhnen; wir sollen auch vorläufig allen Erschleichungen überlassen bleiben, die sich damit verbinden möchten; ein andermal will man unsre Begriffe berichtigen! Doch wir wenden uns sogleich an die *Psychologia rationalis:* was werden wir finden? *Facultates animae — cum sint nudae agendi possibilitates: animae tribuere diversas facultates idem est ac affirmare, possibile esse ut diversae eidem inexistant actiones* **). Woraus folgt, daſs die Seele so vielerley Vermögen habe, als nur immer Handlungen in ihr vorgehn; so daſs alles auf die Richtigkeit und Zulänglichkeit der Abstractionen ankommt, durch welche man die Arten und Gattungen dieser Handlungen vestsetzt. Wie sicher und genau nun das Geschäfft des Abstrahirens da vollbracht werden könne, wo man nichts als flieſsende und schwindende Zustände vorfindet; wie viel alsdann ferner die gemach-

---

*) *Wolfii psych. empirica.* §. 29.

**) *Wolfii psych. ration.* §. 81. — Wie es aber eigentlich gemeint sey, das erfährt man nicht so wohl wenn man die Psychologen fragt, als wenn man sie ertappt. So läſst sich Wolff ertappen im §. 601. der *psych. empir.* Zuerst sagt er recht gut: *appetitus mutatur in aversationem;* dann verbessert er sich: *appetitus dicitur mutari in aversationem, quando loco facultatis appetendi sese exerit facultas aversandi!*

ten Abstractionen helfen können, um die Erfahrung von diesen flieſsenden Zuständen, nicht etwan zu erklären, sondern nur treulich aufzufassen; wie wohl oder übel demnach die empirische Psychologie mit dem Register von Seelenvermögen berathen sey: darüber ist oben geredet worden. Wir wollen uns daher nicht damit bemühen, diejenigen Abstractionen, welche Wolff wirklich verzeichnet hat, näher anzusehen. Und wenn die Neuern ihm zu seinem Erkenntniſs- und Begehrungsvermögen noch ein ganzes Hauptvermögen, das Gefühlvermögen, hinzugefügt haben: so wollen wir darum eben nicht glauben, die Neuern hätten es besser verstanden wie Er, sondern wir wollen diese Mishelligkeit lieber aus der Unsicherheit des ganzen Unternehmens, die nahe an Unbrauchbarkeit gränzt, zu begreifen suchen. Dagegen aber begleiten wir Wolffen, den Metaphysiker, noch ein Paar Schritte in seine Ontologie hinein. Er selbst weiset uns dahin. Denn in dem schon angeführten §. sagt er weiter: *necesse est ut detur ratio sufficiens, cur talia in anima possibilia sint. Quare cum in essentia contineatur ratio eorum, quae praeter eam enti vel constanter insunt, vel inesse possunt, — per vim animae intelligi debet, cur talia in anima possibilia sint.* Man spanne aber die Erwartung ja nicht zu hoch! Denn es heiſst gleich weiter: *Tribuuntur itaque animae tales facultates, quia possibile est ut talia per vim eiusdem diversis legibus obtemperantem actuentur.* Man lege also nur die verschiedenen Möglichkeiten in die Eine Kraft hinein, damit man sie alsdann wieder daraus begreifen könne! Es folgen aber noch Beyspiele. Die Luft läſst sich verdichten; also hat sie ein Vermögen verdichtet zu werden. Der Stein kann warm werden; also hat er ein Vermögen warm zu werden. „*Haec calefiendi potentia quo modo inest lapidi, eodem modo facultas quaelibet inest animae.*“ Da wir aber noch nicht wissen, wie eigentlich der Stein und die Luft allerley Vermögen enthalten können, vielmehr diese gar nicht geringen physikalischen Fragen noch eher an den Seelenvermögen, welche wenigstens scheinbar durch ein Gefühl des Könnens sich innerlich kund thun, Beyspiel und Erläuterung finden möchten: so werden wir am Ende in die Ontologie geschickt; und zwar in das Capitel *de notione entis;* wo wir unter andern folgende Offenbarung empfangen: *Si ens quoddam concipiendum, primo loco in eo ponenda sunt, quae sibi mutuo non repugnant* *). Hier muſs nothwendig derjenige bestürzt werden, der bisher von dem Seyenden den Begriff hatte, daſs es eine völlige Einheit, ohne alle Mannigfaltigkeit, ausmache. Bey Wolffen scheint es nicht einmal einer Frage werth, ob, und in wiefern eine innere Mehrheit sich mit der *notione entis* vertrage? Auch giebt es dann gleich weiter so viele *essentialia, attributa, modi,* die alle geraden Weges durch Namenerklärungen eingeführt werden; daſs wir schon darauf gefaſst seyn müssen, diese Fülle auch bey dem *ens simplex* nicht los zu werden, von welchem keine andre Verneinungen vorkommen, als die sich auf die Ausdehnung beziehen **). Und auch in dem langen Capitel mit dem vielversprechenden Titel: *de modificationibus rerum, praesertim simplicium,* wird man schwerlich eine tüchtigere Aussage finden, als die im §. 712.: *Praesupponi debent in ente essentialia, antequam attributa et modi sequi possunt.* — Doch es ist bekannt, wie Wolff durchgängig über dem *ens,* (dem was seyn kann) das *Esse* vergaſs, wie er die Möglichkeit und die Namenerklärungen voranschickte, die Realität aber, man weiſs nicht recht wie, hintennach dazu kommen lieſs; wie er vor lauter logischer Deutlichkeit die eigentlichen Dunkelheiten gar unsichtbar machte. Ein solcher Mann konnte der Psychologie nicht aufhelfen; wohl aber den Winken des Leibniz die nöthige Aufmerksamkeit entziehen.

---

*) *Wolfii ontologia.* §. 142.

**) *Ibid.* §. 683.

§. 20.

Seit Wolffs Zeiten haben zwar Materialisten, Skeptiker, Physiologen, die Seelenlehre in mancherley Schwankungen zu setzen, die Freunde der Erfahrung dagegen sie vestzuhalten und durch Beobachtungen zu bereichern versucht. Allein erst die Kant'sche Lehre gewann, wenigstens in Deutschland, eine allgemeinere Herrschaft, und damit einen entscheidendern Einfluſs auch auf die Psychologie. Und ungeachtet des Zwischenraums zwischen Wolff und Kant, erinnert doch der letztere oft genug an jenen, wie auch an dessen Vorgänger. Die ersten Worte der Kritik der reinen Vernunft scheinen zu Locken geredet; die Erwähnung der nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten unterstützt Leibnizen; und vielfältig in dem Kant'schen Hauptwerke werden Locke und Leibniz einander gegenüber gestellt. Ohne Vergleich lebendiger ist der Ausdruck der Speculation bey Kant als bey Wolff; aber die Namenerklärungen, aus denen Wolff groſsentheils sein Lehrgebäude aufführte, finden doch einen Nachklang in der Terminologie, womit Kant, über den Bedarf, sein Werk ausschmückte. Die rationale Psychologie, welche sich Wolff als sein verdienstliches Werk zuschrieb, fand ihren Gegner in Kant; aber den Seelenvermögen, die jener systematisch abhandelte, widerfuhr die Ehre, von dem letztern noch weit mehr auseinander gesetzt zu werden.

Erinnert man sich der starken Gegensätze, welche Kant zwischen der Sinnlichkeit und dem Verstande, zwischen dem Verstande und der Vernunft, zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft, zwischen der praktischen Vernunft und dem niedern Begehrungsvermögen, endlich zwischen den beyden Arten der Urtheilskraft bevestigte: so mag man wohl überlegen, ob jemals ein Philosoph die Einheit unsrer Persönlichkeit so gewaltsam behandelt; das flieſsende unserer Zustände, das Ineinander-Greifen aller unsrer Vorstellungen, das allmählige Entstehen eines Gedankens aus dem andern, so wenig in Betracht gezogen; hingegen an der Verschiedenheit einiger Haupt-Resultate der geistigen Bewegungen, und an dem Widereinanderstoſsen einiger Vorstellungsreihen sich so einzig gehalten haben möge? — Und welches ist das Band, durch welches jene weitgetrennten Vermögen zusammengehalten werden sollen? Um es zu finden, müssen wir bemerken, daſs Kant für die Vereinigung des Mannigfaltigen in der Anschauung weit mehr besorgt war, als für die Einheit des Geistes selbst; und daſs er zu diesem Behufe eine ursprünglich synthetische Einheit der Apperception, nebst einer objectiven Einheit des Selbstbewuſstseyns aufstellte, indem er das: Ich denke, allen unsern Vorstellungen zum (möglichen) Begleiter gab. Aber dieses Ich erklärt er weiter hin für die ärmste und gehaltloseste Vorstellung unter allen; ein Gegenstand, auf den wir weiterhin zurückkommen müssen. Was Wunder indessen, wenn das Gefühl des Mangels an Verbindung, schon von den nächsten Nachfolgern Kants Einige antrieb, eben an dieser Stelle, wo noch eine Spur von Zusammenhang sich zeigte, sich anzubauen? Das Bewuſstseyn und das Selbstbewuſstseyn zum Princip der Kantschen Philosophie, und damit der Philosophie selbst, — als zu dem Einen was Noth thue, zu erheben? An diesen Versuch haben Mehrere der scharfsinnigsten Männer ihre Kräfte gewendet, und zum Theil verschwendet; in der That aus zu groſsem Vertrauen auf die Kant'sche Lehre, welche sie dadurch besser zu stützen gedachten. Gegenwärtig ist es Zeit, es laut zu sagen, daſs dieser Weg irre führt; obgleich die Kant'schen Schriften einen Schatz von Belehrungen enthalten, den Niemand verschmähen soll.

Was nun insbesondre Kants Kritik der rationalen Psychologie anlangt: so sind darüber zwey Bemerkungen zu machen. Die eine ist nur Anwendung einer allgemeinen Betrachtung auf einen speciellen Fall. Kant hat nämlich überhaupt nicht genug dafür gesorgt, an den Stellen, wo er die ältere Metaphysik widerlegen will, sich Metaphysik von der besten Art zu verschaffen. So nun auch schiebt er die Schuld des Irrthums in der rationalen Psychologie auf einen Paralogismus, der wohl schwerlich fähig seyn oder gewesen seyn möchte, irgend Jemanden unter den besseren und sorgfältigeren Denkern zu täuschen. Oder sollte wohl Leibniz darum die Seele für Substanz gehalten haben (man weiſs wie viel Gewicht er eben hierauf legt), weil: „ein denkendes Wesen, bloſs als ein solches betrachtet, nicht anders, denn als Subject kann gedacht werden“ —? *) Schlagen wir den Leibniz auf, so finden wir alles was wir brauchen in folgenden Worten beysammen: *Il faut bien qu'il y ait des substances simples par-tout, parceque sans les simples il n'y auroit point de composées: et par conséquent toute la nature est pleine de vie* **). Hier finden wir früher Substanzen als Seelen; früher die Ueberzeugung von einfachen Bestandtheilen des Zusammengesetzten, als von der Einfachheit der Seele; mit einem Worte, früher allgemeine Metaphysik als Psychologie. Und so ist es natürlich. Erst überlegt man, ob Substanzen als einfache Wesen anzunehmen seyen? Dann folgt die Frage, was diese Substanzen seyn mögen? Worauf Leibniz, in der That voreilig, aber in der Absicht, ihnen eine nicht bloſs relative, sondern rein-innerliche Qualität anzuweisen, antwortete: sie sind vorstellende Wesen, eben darum, weil sie Substanzen sind. Leibnizens Satz heiſst nicht, die Seelen sind Substanzen, sondern: die Substanzen sind Seelen. Wer aber diese Vorschnelligkeit vermeidet, der fängt freylich in Hinsicht der Seele von der innern Wahrnehmung an; aber er schlieſst nicht von dem: Ich denke, als dem allgemeinen Subjecte zu allen vorgestellten Objecten, auf eine Existenz eines Subjects, das nie Prädicat seyn könne; — sondern von der gegenseitigen Durchdringung aller unserer Vorstellungen, und ihrer Concentration in dem Einen Bewuſstseyn, schlieſst er auf die Unmöglichkeit, dieser Durchdringung und Einheit ein zusammengesetztes Substrat zu geben, als in dessen Bestandtheilen die Vorstellungen zerstreut liegen würden; und nun folgt die Nothwendigkeit, die Einfachheit zu erwählen, weil die Zusammengesetztheit verworfen werden muſste; endlich aber die Einfachheit auf eine Substanz zu beziehen *), weil die wirklich vorhandenen Vorstellungen etwas Reales erfordern, dem sie beygelegt werden können. Wer diese Art zu schlieſsen widerlegen will, der muſs entweder das Mittel erfinden, wie man alles realen Substrats entbehren könne, — welches Fichte versuchte, aber ohne Gewinn für Kant, denn das Fichtesche Ich ist in der That Substanz, nur eine solche, deren Qualität in einem System nothwendig verbundener Handlungen besteht; — oder er muſs nachweisen, wie das zusammengesetzte Substrat eine wahre Einheit des Bewuſstseyns besitzen könne, welches man wohl eine offenbare Ungereimtheit nennen darf **). Mit der Angabe eines Paralogismus aber, dessen sich Niemand schuldig macht, ist hier gar nichts gewonnen; und am wenigsten dann etwas gewonnen, wenn noch obendrein die Begriffe selbst, aus denen der vorgebliche Paralogismus seinen Ursprung nehmen soll, im höchsten Grade mangelhaft aufgefaſst sind. Dies ist die zweyte Bemerkung, welche hier gegen Kant gemacht werden muſs. Es kann gar nicht zugegeben werden, daſs Kant den Begriff des Ich richtig gefaſst habe. Dieser Begriff ist der Anfangspunct einer weit-

---

*) Kants Kritik d. r. V. S. 411.

**) *Leibnitii op. Vol. II. pag.* 32.

---

*) Ich lasse hier unentschieden, ob die Seele Substanz für sich allein, oder ob nur Eine Substanz für mehrere Individuen anzunehmen sey? welche Frage übrigens die Psychologie nicht berühren darf, weil das Letztere schon aus Gründen der allgemeinen Metaphysik entschieden zu verneinen ist.

**) Bloſs um zu erinnern, daſs dieser Gedanke längst bekannt ist, citire ich, was mir zuerst in die Hände fällt, Poley's 140ste Anmerkung zu seiner Uebersetzung des Locke.

weitläuftigen Untersuchung, auf deren Bahn uns Fichte geholfen hat; ein nicht genug zu schätzendes Verdienst, zu dessen Anerkennung ich durch das gegenwärtige Buch etwas beyzutragen wünsche.

§. 21.

Unter den Psychologen, welche jünger sind als Kant, befindet sich Einer, der leider schon zu den Verstorbenen gehört. Es ist der vortreffliche, auch von mir sehr hochgeschätzte Carus. Ich wünschte sehr, nicht bekennen zu müssen, daſs dessen Psychologie mich die darin gesuchten Aufklärungen hat vermissen lassen. Was ich gefunden, brauche ich hier nicht zu beurtheilen, da meine Ansicht sehr leicht aus demjenigen kann geschlossen werden, was bereits über die Seelenvermögen, und die auf sie gedeuteten Abstracta, ist gesagt worden.

Von den noch Lebenden werde ich mir nur erlauben, die Herren Professoren Hoffbauer, Fries und Weiſs zu nennen.

Der Grundriſs der Erfahrungsseelenlehre von Hoffbauer kann meiner Meinung nach nicht bloſs als Beyspiel, sondern beynahe als Muster einer klaren und verständig geordneten Uebersicht bisheriger Psychologie betrachtet werden. Das Streben, sich vor Erschleichungen zu hüten, ist in sorgfältiger Wahl der Ausdrücke überall sichtbar. Als Methode wird sogleich im §. 10. die Induction angegeben. Auffallend aber ist es, daſs nun gleichwohl das ganze Buch den gewöhnlichen Weg vom Allgemeinen zum Besondern hinabsteigt, während die Induction den gerade entgegengesetzten Gang erfordert. Sollen Leser und Zuhörer von den letzten Resultaten zu der Erkenntniſsquelle geführt werden? Sollen sie mit dem Glauben anfangen, und mit dem Schauen endigen? So giebt es auch Vorträge der Chemie, worin mit dem Sauerstoff angefangen, mit den bekannten und sichtbaren Körpern geendigt wird; anstatt dem Zuhörer zuerst die Experimente bekannt zu machen, aus welchen auf den Sauerstoff und seines Gleichen zu schlieſsen ist. — Aber ich bin weit entfernt, hier einen eigenthümlichen Fehler jenes Grundrisses erblicken zu wollen; da ich vielmehr selbst gezeigt habe, wie unwillkührlich die Psychologie wegen der Schlüpfrigkeit ihres Stoffs in Abstractionen hineingleitet, worin sie nicht eher vesten Fuſs gewinnt, als bis sie bey den äuſsersten Abstractionen angekommen ist, von denen sie alsdann wieder rückwärts den Weg der Determination versucht, und ihn fortsetzt, wie und soweit sie eben kann. Wir schlieſsen also aus dem genannten Buche nur soviel, daſs auch ein vorsichtiger und vorzüglicher Denker durch dieselben Schwierigkeiten, welche seine Vorgänger drückten, noch jetzt bewogen werden mag, eine seiner eignen Angabe gerade zuwiderlaufende Richtung zu verfolgen. Wollten wir tiefer eintreten, so würden uns gleich bey der Theorie der Sinnlichkeit einige Untersuchungen der schwierigsten Art, die hier viel zu leicht genommen sind, entgegenkommen; nämlich wie die Auffassung der räumlichen und zeitlichen Bestimmungen möglich sey, welche in der eigentlichen Materie der Empfindungen (den Tönen, Farben u. s. w.) schlechterdings nicht enthalten sind. Aber hier nur die Frage zu verstehen und gehörig zu würdigen, erfordert schon ein Nachdenken, das sich über die Sphäre der sogenannten Erfahrungsseelenlehre weit erhebt; und welches leider eben dadurch pflegt erdrückt zu werden, daſs man den Anfängern die schwersten Sachen so leicht vorstellt. —

Bey Herrn Prof. Fries finden wir manche eigenthümliche Ansichten eingewebt in eine, der Hauptsache nach Kantische, Lehre. Jene scheinen vorzüglich in der Polemik gegen Fichte und Schelling entsprungen zu seyn. Da die Absicht der gegenwärtigen Schrift nichts weniger als polemisch ist, so wollen wir uns mit einigen Proben begnügen, die sich am leichtesten aus der Schrift: System der Philosophie als evidente Wissenschaft, herausheben lassen, weil diese in kurzen Sätzen abgefaſst ist.

Im §. 41. des genannten Werkes finden wir, im Widerspruch gegen Fichte's erste Grundgedanken, die Behauptung: „Unsere Vernunft besitzt ein reines Selbstbewuſstseyn, welches wir aussprechen: Ich bin. Dieses ist aber nicht zugleich mit der innern Anschauung gegeben, vielmehr ist es gar keine Anschauung, sondern nur ein unbestimmtes Gefühl.“ Es folgt ein Beweis, der in zweyen Gliedern mit richtigen Bemerkungen anhebt, und mit Erschleichungen endigt. Zuerst die Bemerkung, daſs das reine Selbstbewuſstseyn kein Object hat *); woraus gefolgert wird, es sey keine Anschauung, sondern ein unbestimmtes Gefühl. Das erste ist wahr, und das zweyte falsch. Weil das reine Selbstbewuſstseyn eine Vorstellung ohne Gegenstand seyn soll, so ist es ein klarer Widerspruch; und man kann davon gar nichts, auch nicht ein unbestimmtes Gefühl übrig behalten; welches ein Gefühl ohne Gefühltes seyn würde, während das Selbstbewuſstseyn seinem Begriffe nach überall kein Gefühl, sondern eine Vorstellung seyn soll. Vielmehr muſs man anerkennen, daſs unsre Behauptung, es gebe ein reines Selbstbewuſstseyn, eine von jenen Abstractionen ist, die wir von den besondern Selbstanschauungen hergenommen, dann aber, der Einheit unsrer Persönlichkeit wegen, für etwas angesehen haben, das wohl ohne die besondern Anschauungen für sich bestehen, oder, wie Herr Fries im zweyten Gliede seines Beweises meint, zum Grunde liegen könne. Wir sind nun allerdings genöthigt, uns einen solchen Begriff von uns selbst zu machen; wir sind aber eben so wohl genöthigt einzugestehen, daſs dieser Begriff ohne allen Sinn, folglich auch keine wahre Erkenntniſs eines realen Gegenstandes sey: — daſs es kein reines Selbstbewuſstseyn, keine bloſse Ichheit wirklich gebe; — sondern daſs wir den erwähnten Begriff vielmehr als Anfangspunct einer Theorie, als einen wissenschaftlichen Stoff gebrau-

---

*) Man vergleiche unten §. 27. im Anfange.

chen müssen, den wir zu verarbeiten haben, bis die Widersprüche (deren er noch mehrere in sich trägt) verschwinden werden. Weil aber Herr Fries mit seiner Polemik gegen Fichte nicht zu Ende gekommen ist: darum läſst er von dem reinen Selbstbewuſstseyn noch das unbestimmte Gefühl stehen; darum auch redet er von einem Bewuſstseyn des Gegenstandes, nicht wie er ist, sondern daſs er ist. Dieser Widersinn einer Realität ohne Qualität, ist aber eben so wenig eine Wahrheit, als er eine Behauptung des Herrn Fries seyn würde, wenn derselbe den Muth gehabt hätte, dem Probleme gerade ins Gesicht zu schauen, und, alle Halbheiten und Ausflüchte bey Seite setzend, das Unding, welches der Begriff des Ich uns vorspiegelt, so ernstlich anzufassen, wie man es fassen muſs, um es zu zerstören.

Weiterhin mischt sich nun bey Herrn Fries die Erdichtung des innern Sinnes und einer Empfänglichkeit desselben, mit richtigen Ahndungen von dem Gedächtniſs, und mit dem völlig wahren Satze: die Vorstellungen im Gemüthe werden von selbst fortdauern, bis sie durch etwas anderes verdrängt werden. Eben so wahr ist der §. 51., nach welchem der allgemeine Grund der Association in der Einheit des Subjects und seiner Thätigkeit enthalten ist. Neben so richtigen Ansichten hätte die transscendentale Einbildungskraft (§. 57.) verschwinden sollen, die abermals erdichtet wird, damit die, für ursprünglich gehaltenen, formalen Anschauungen, zur Erkenntniſs (soll heiſsen: zur Materie der Empfindung, welche allerdings die formalen Bestimmungen keinesweges in sich schlieſst) hinzukommen mögen. Der Kantianismus aber, als Gewöhnung an ein System, mit Uebergehung ganz nahe gelegter Fragen, welche die Ruhe der angenommenen Meinungen hätten stören sollen, zeigt sich auffallend beym §. 59 — 62.; wo die figürliche synthetische Einheit als Erfolg der Selbstthätigkeit beschrieben wird, während die Gegenstände in der Anschauung uns unter der Bedingung einer jederzeit möglichen Construction gegeben werden. Was mögen doch das für Bedingungen seyn, vermöge deren die selbstthätige transscendentale Einbildungskraft gewisse Auffassungen von Farben lieber in die Form eines Vierecks, als in die Form eines Cirkels bringt? Gegebene Bedingungen sind es ohne Zweifel; denn wir können nicht willkührlicher Weise das Runde als viereckigt, oder das Viereckigte als rund anschauen. In der Form des Sinnes, dem Raume, kann der Grund des Unterschiedes nicht liegen, denn diese Form ist für alle sinnliche Anschauungen als Eine und dieselbe Bedingung vorhanden. Wenn nun etwa die Vorstellungen ihrem Stoffe nach von den Dingen an sich herrühren, wie sie denn in der Kantschen Lehre ohne Zweifel thun: so müssen diese Dinge an sich, trotz dem, daſs sie von Raum und Zeit nichts wissen, sich doch auſserordentlich genau auf diese Formen des innern Sinnes beziehen, damit ein Unterschied in jene figürliche synthetische Einheit hineinkomme. Wir erkennen also von den Dingen an sich, daſs in ihnen gerade so viel Verschiedenheit Statt findet, als nöthig ist, um die mannigfaltigen Bedingungen herzugeben, deren wir für die figürliche synthetische Einheit der Einbildungskraft in ihren bunten Abwechselungen bedürfen. Dieses wäre denn eine nicht unbedeutende Kenntniſs von den Dingen an sich, welche die Kant'sche Lehre eben so wenig vermeiden, als leiden kann; und worüber sich die bessern Anhänger derselben längst hätten erklären sollen, wenn sie es vermöchten. Das Wahre an der Sache aber ist, daſs diese ganze Theorie auch keine leiseste Ahndung der Gründe enthält, aus denen die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen psychologisch erklärt werden müssen. Nicht einmal das Problem ist hier vollständig aufgefaſst; denn es fragt sich eben so sehr, was für Bedingungen uns bestimmen, einer Substanz gerade solche und keine andern Eigenschaften zusammengenommen anzuweisen; z. B. dem Wasser die Flüssigkeit neben der Durchsichtigkeit; dem Quecksilber aber weder die Nässe noch die Durchsichtigkeit des Wassers, sondern neben der Flüssigkeit den Glanz und die vorzügliche Schwere. Auch hier liegt in der Materie der Empfindung keineswegges die Gruppirung derselben; und in den vorgeblichen Formen des Verstandes kann sie eben so wenig liegen, weil diese sich gegen alle die verschiedenen Vorstellungen verschiedener Substanzen *auf gleiche Weise* verhalten müssen.

Eine beynahe unbegreifliche Mischung der richtigen Ansichten, nach welchen die Vorstellungen selbst die Kräfte in der Seele sind, und des falschen Bestrebens, Seelenvermögen zu spalten (nämlich wenn die vorige richtige Erklärungsart irgendwo nicht ganz leicht von selbst sich darbietet): geht nun bey Herrn Fries immer weiter fort. Er findet §. 79. den ersten Grund der Abstraction darin, daſs in ähnlichen Vorstellungen, welche im Gemüth zugleich verstärkt werden, die ihnen gemeinschaftliche Theilvorstellung mehr verstärkt wird, als die unterscheidende Nebenvorstellung. Dieses reicht zwar nicht hin zur Erklärung; denn die angehängte Clausel: das Gemeinschaftliche könne also abgesondert vorgestellt werden, ist eine groſse Uebereilung und Unwahrheit. Dennoch ist der erstere Gedanke richtig, und in der That um so mehr zu schätzen, weil wir damit das Abstractionsvermögen, als ob es etwas Besonderes und für sich zu Betrachtendes in der Seele wäre, beseitigen können; und weil hier die Verbindung zwischen der sogenannten Einbildungskraft und dem sogenannten Verstande anfängt hervorzuleuchten.

Die Psychologie des Herrn Fries würde nach solchen Proben sich ohne Zweifel besser dabey befinden, wenn er sie einmal zum Mittelpuncte eines wissenschaftlichen Strebens machte, als so lange er sie nur als den Vorhof der Philosophie betrachtet *). Ohne Zweifel verdient es Dank von Seiten derjenigen, welche den unhaltbaren Grund der Kant'schen Lehre für sich allein nicht entdecken können, daſs ein Mann aufgetreten ist, der in eine sogenannte philosophische Anthropologie alles das Schwankende zusammengestellt hat, worauf Kant, als auf gutem Grunde, vesten Fuſs fassen wollte. Dies erleichtert die Prüfung; und wer in den Darstellungen des Herrn Fries noch nicht sehen kann, wie in den ersten Voraussetzungen Wahres und Falsches gemischt, und wie selbst das Wahre als roher Stoff unausgearbeitet daliegt, der wird sich schwerlich je darauf besinnen. Mir ist es wahrscheinlich, daſs wenn Kant, mit alter rüstiger Kraft des Denkens, noch lebte, Niemand besser als Herr Fries ihn zu einer Revision seines Systems würde vermögen können. Denn ohne Zweifel bedurfte ein so vortrefflicher Geist nichts anderes, als nur eine Zusammenstellung seiner eignen Voraussetzungen, nur eine Richtung seiner Aufmerksamkeit, welche in den Humeschen Problemen zu sehr befangen war, um alle die verschiedenen Anfangspuncte der Speculation gehörig zu benutzen. — Soll aber nicht von Beleuchtung der Kant'schen Lehre, sondern von Psychologie die Rede seyn, so bedarf diese der allgemeinen Metaphysik zu ihrer Unterstützung; und Herr Prof. Fries hat das Hinterste nach vorn gewendet, indem er der Metaphysik seine Anthropologie voranschickt *). (Man sehe oben §. 15. gegen das Ende.)

---

*) Man sieht leicht, daſs diese Stelle vor vielen Jahren ist niedergeschrieben worden.

Diesem Verfahren gerade entgegengesetzt ist das des Herrn Prof. Weiſs; in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Er legt eine dynamische Natur-Ansicht zum Grunde, — und macht es mir eben dadurch unmöglich, mich hier, wo für ausführliche Betrachtungen aus allgemeiner Metaphy-

---

*) Auf die neuern Werke des Herrn Prof. Fries wird hier aus denselben Gründen keine Rücksicht genommen, derentwegen hier alles vermieden wird, was als Persönlichkeit könnte ausgelegt werden. Der Leser hat nun die Freyheit, anzunehmen, der Gegenstand meines Tadels sey schon verschwunden, und das Neueste sey davon weit verschieden

sik kein Platz ist, anders als nur sehr kurz über sein Werk zu erklären. Die ursprüngliche und nothwendige Duplicität in der Kraft, die das Daseyn eines jeden Dinges constituiren soll (S. 27.), muſs ich gänzlich ableugnen. Und eine solche Duplicität zuletzt aus einer absoluten Einheit abzuleiten, kann meiner Meinung nach keine Aufgabe für die Speculation seyn, weil umgekehrt es zu den Aufgaben derselben gehört, alle dergleichen undenkbare Einheiten, aus denen eine Vielheit entspringen soll, (zu deren Annahme manche Phänomene des Geistes und der Natur allerdings verleiten), gänzlich hinwegzuschaffen, und die Wissenschaft von ihnen zu reinigen. So kann ich denn auch in keine Gemeinschaft treten mit einer Philosophie, welche das Unendliche als Grund des Endlichen, und dieses als Erscheinung von jenem betrachtet (S. 5.). Dergleichen Philosophie muſs ich dem Spinoza und seinen Erneuerern überlassen; indem ich überzeugt bin, daſs von dem, was wahrhaft Ist, sowohl die Unendlichkeit als die Endlichkeit muſs verneint werden; und daſs die Endlichkeit noch überdies auf eine ungeschickte Weise in die Unendlichkeit hineingeschoben wird, von denen, die sich mit diesen Vorstellungsarten tragen; welches Ungeschickte zu verbessern jeder Versuch vergeblich ist, weil die Unendlichkeit, wenn sie selbst den Keim enthielte, aus dem die Endlichkeit könnte abgeleitet werden, mit sich selbst im Widerspruche stände. — Wäre nicht nach diesen Erklärungen jedes weitere Wort überflüssig: so würde ich noch hinzusetzen, daſs ich in dem genannten Buche die vorläufige Erörterung dessen, was die innere Wahrnehmung geben und nicht geben kann, und die genaue Angabe der Art und Weise vermisse, wie an die Wahrnehmung, und die von ihr dargebotenen Erkenntniſs-Principien, die Speculation sey angeknüpft worden.

§. 22.

Noch Einer ist übrig, zu welchem wir näher hinzutreten müssen, nämlich **Fichte**. Nicht zwar, um von seiner realen und idealen Thätigkeit weitläuftig zu reden; den heterogenen Elementen, woraus er das für real gehaltene Ich, nicht glücklicher zusammensetzt, als nach ihm Herr Prof. Weiſs aus Sinn und Trieb die Seele. Eben so wenig wird uns die unbegreifliche Schranke im Ich, beschäfftigen können, welche die Unmöglichkeit, einen haltbaren Idealismus aufzustellen, klar an den Tag legt. — Wohl aber ist es die erste Behandlung des Begriffs des Ich, die uns hier interessirt. Ich schlage Fichte's Sittenlehre auf, welche ich noch jetzt für seine Hauptschrift halte *). Den schon sonst gezeigten Schluſsfehler, S. 14. 15., wo statt des Denkens der allgemeinere Begriff des Handelns, statt dieses wiederum der ihm untergeordnete des realen Handelns eingeschoben wird, werde ich hier nicht genauer ins Licht setzen; aber die Anmerkung S. 18. 19. ist von der höchsten Wichtigkeit für Fichte's Lehre, und wir müssen sie auch hier erwägen. Sie beginnt so: „Daſs das Wollen in der erklärten Bedeutung, als absolut erscheine, ist Factum des Bewuſstseyns; — daraus aber folgt nicht, daſs diese Erscheinung nicht selbst weiter erklärt, und abgeleitet werden müsse, wodurch die Absolutheit aufhörte, Absolutheit zu seyn, und die Erscheinung derselben sich in Schein verwandelte: — gerade so, wie es allerdings auch erscheint, daſs bestimmte Dinge in Raum und Zeit unabhängig von uns da sind, und diese Erscheinung doch weiter erklärt wird. — Wenn man sich nun doch entschlieſst, diese Erscheinung nicht weiter zu erklären; und sie für absolut unerklärbar, d. i. für Wahrheit, und für unsre einige Wahrheit zu halten, nach der alle andre Wahrheit beurtheilt, und gerichtet werden müsse, — wie denn eben auf diese Entschlieſsung unsre ganze Philosophie aufgebaut ist, — so geschieht dies nicht zufolge einer theoretischen Einsicht, sondern zufolge

---

*) Von Fichte's späteren Schriften braucht hier eben so wenig die Rede zu seyn, als von einigen neuern Schriftstellern, die in denselben Irrthümern befangen sind, wie die oben bezeichneten.

„eines praktischen Interesse; ich will selbstständig seyn, „darum halte ich mich dafür.“

Diese Aussage enthält den einzigen denkbaren Erklärungsgrund, weshalb Fichte, dem die Unmöglichkeit des Ich deutlich genug vor Augen lag, dennoch dabey beharrte, dasselbe als real, als absolut, und in dieser Gestalt als Princip der Philosophie zu betrachten. Ein wenig weiter hin (S. 42.), sagt uns Fichte: „Nicht das „subjective, noch das objective, sondern — eine Identität ist das Wesen des Ich; und das erstere wird nur „gesagt, um die leere Stelle dieser Identität zu bezeichnen. Kann nun irgend Jemand diese Identität, als sich „selbst, denken? Schlechterdings nicht; denn um sich „selbst zu denken, muſs man ja eben jene Unterscheidung zwischen subjectivem, und objectivem, „vornehmen, die in diesem Begriffe nicht vorgenommen werden soll. — So kann man sich allerdings nicht „wohl enthalten, zu fragen: bin ich denn darum, weil „ich mich denke, oder denke ich mich darum, weil „ich bin? Aber ein solches Weil, und ein solches „Darum, findet hier gar nicht statt; du bist keins von „beyden, weil du das Andre bist; Du bist überhaupt nicht „zweyerley, sondern absolut einerley; und dieses undenkbare Eine bist du, schlechthin weil Du „es bist.“

Daſs ein Undenkbares nicht seyn kann, — daſs derjenige sein eignes Denken aufhebt, welcher von dem Undenkbaren denken will, Es sey, — daſs also, wenn der Lauf der Speculation auf einen solchen Punct geführt hat, man denselben schlechterdings verlassen müsse: dieses leuchtet unmittelbar ein. Nachdem also Fichte sich den Begriff des Ich dergestalt analysirt hatte, daſs er einsah, derselbe sey undenkbar: muſste schon dieses, noch ohne vollständigere Entwickelung aller Widersprüche im Ich, ihn bestimmen, die zuerst angenommene Realität des Ich, sammt der vermeinten intellectualen Anschauung desselben, völlig zu verwerfen. Jede Art von Täuschung in der Auffassung eines so ungereimten Wesens war eher zu vermuthen, als an die Wahrheit einer solchen Auffassung konnte geglaubt werden. Und wenn dennoch die Ueberzeugung veststand, das Selbstbewuſstseyn lasse sich durch keinen andern Begriff, als nur gerade durch jene Identität des Subjects und Objects rein aussprechen: so folgte eben daraus, man habe ein Gegebenes vor sich, das, weil es nicht gleich einer zufälligen Täuschung verworfen, doch aber auch nicht im Denken beybehalten werden könne, zu einer Umarbeitung des Begriffs auffordere und nöthige; und auf diese Weise zwar keinesweges ein Real-Princip, wohl aber ein Erkenntniſs-Princip für die Speculation abgebe.

Aber Fichte hatte einmal seinem Wollen Einfluſs auf das Denken verstattet. Er glaubte in dem Ich die Freyheit zu finden, und von der Freyheit wollte er nicht lassen. Er behielt also den undenkbaren Gedanken; er gab ihm Auctorität durch das Vorgeben einer intellectualen Anschauung, denn dafür hielt er den Zustand der Anstrengung, mit welcher das Undenkbare als ein Gegebenes der innern Wahrnehmung vestgehalten wurde; und so wurde einer der gröſsten Denker, die je gewesen sind, zum Urheber einer Schwärmerey, die in der Folge, als sie sich die sogenannte absolute Identität zum Mittelpuncte erkoren, und diese mit Spinozismus, Platonismus, Physik und Physiologie amalgamirt hatte, in einem weiten Kreise die Stelle der Philosophie besetzte, und aus einem noch viel weitern Kreise die Philosophie verscheuchte, weil man über der intellectualen Anschauung nicht den Verstand verlieren wollte.

Dieses letztere ist nun das einzige Wollen, welches in die Forschung einzulassen ich mir erlaube. Da ich einmal denke, und nicht umhin kann, alles Angeschaute zu denken und in Begriffe zu fassen, so will ich weiter nichts als nur, daſs das Angeschaute denkbar seyn, oder, falls es dieses nicht von selbst wäre, denkbar werden solle, wozu denn freylich eine solche Umwandlung der unmittelbar aus der Anschauung gewonnenen Begriffe gehört, die sich als nothwendig, und nicht willkührlich, in jedem Puncte rechtfertigen könne. Ich stehe demnach in der Mitte zwischen denen, welche wollen, daſs es bey der Anschauung, bey der Erfahrung wie sie unmittelbar gegeben wird, sein Bewenden haben solle, weil sie das Widersprechende in dem Gegebenen nicht erblicken, — und zwischen jenen, welche gar wohl Augen haben für dieses Widersprechende, aber davon nicht lassen wollen, vielmehr ins Erstaunen, ins Entzücken über alle die Wunder sich versenken, die ihnen um so vortrefflicher scheinen, je ungereimter sie sind. Ich gebe den erstern Recht, daſs sie um ihre Nüchternheit nicht mögen gebracht seyn, und daſs sie von keiner intellectualen Anschauung wissen wollen, welche die ächte Anschauung nur entstellen würde; ich gebe den zweyten Recht, daſs sie die gemeinen Ansichten der Dinge, welche alles lassen wie es zuerst gefunden wird, für unzulänglich erkennen, und auf eine Veränderung, auf eine Schärfung des Blickes selbst antragen, wodurch in der That alles viel wunderbarer erscheinen muſs, als jenen ersteren gelegen ist zu glauben. Aber den einen und den andern muſs ich Unrecht geben, weil sie beyderseits zur eigentlichen Untersuchung zu träge sind, sowohl jene, die im Aufsammeln und Registriren gewisser äuſserer oder innerer Wahrnehmungen verweilen, als diese, die es freut, hochtönende Reden zu erfinden, um das Seltsame, was sie gesehen haben, anzupreisen statt es besser zu bedenken. —

VII.

Plan und Eintheilung der bevorstehenden Untersuchungen.

§. 23.

Wir machen uns nun auf den Weg in das vor uns liegende Gebirge, wohin uns diejenigen sicher nicht folgen werden, die immer nur in lachenden Ebenen gemächlich zu lustwandeln gewohnt sind. Der Leser überlege, ob er gehörig gerüstet sey; was er mitnehmen, was zu Hause lassen wolle. Viel schweres Gepäck frommt dem Reisenden nicht, am wenigsten solches, was ihm, nach seiner Eigenthümlichkeit, besonders lästig fallen würde. Geduld und frischer Muth ist die Hauptsache.

Ganz ohne mathematisches Werkzeug darf der Wanderer nicht seyn. Aber groſse Anmuthungen mache ich in dieser Hinsicht nicht; sie würden mit verdoppeltem Gewicht auf mich zurückfallen. Der Leser vergegenwärtige sich nur die leichteren Rechnungen mit veränderlichen Gröſsen, und deren Symbole, die bekanntesten Curven; er überlege, daſs diese Curven eben nur Symbole für gewisse Regeln sind, wornach jede mögliche, intensive sowohl als extensive, Gröſse wachsen und abnehmen kann; er rufe, wenn es nöthig ist, einen Freund zu Hülfe, der ihm die einfachsten Grundlehren und Formeln der höhern Mechanik erkläre; und er wird finden, daſs es nicht viel schwerer ist, das Sinken einer Hemmungssumme, als das Fallen eines Steins zu begreifen. Hat er aber erst dies gefaſst, so kann er auch von den Grundlehren der Reproductionsgesetze, (worauf Alles ankommt) das Wesentlichste verstehn; und eben so den Hauptsatz über die Abnahme der Empfänglichkeit. Das Schwerere ist weniger nöthig; nicht Jeder braucht mir auf allen meinen Wanderungen zu folgen; man kann sich dennoch wieder zusammen finden.

Ablegen muſs der Leser die metaphysischen Vorurtheile, die er, wer weiſs unter welchen Namen, etwan bey sich tragen möchte. Meine Metaphysik wird er, mit Hülfe dieses Buchs, allmählig verstehen lernen. Er durchdenke nur recht sorgfältig den ausführlichen Vortrag über das Ich, welchen er hier finden wird; vergleiche, nachdem dieses geschehen, meine Einleitung in die Philosophie, um sich mit den metaphysischen Problemen, theils im Allgemeinen, theils mit jedem einzeln genommen, vertraut zu machen; präge sich nun vest ein, daſs die befremdende Gestalt, worin die metaphysischen Probleme Anfangs erscheinen, nichts anderes ist als ein psychologisches Phänomen, welches aus psychologischen Gründen erklärbar seyn muſs, die wir im zweyten Theile dieses Buchs aufsuchen wollen; die aber Niemand finden kann, wenn er die Knoten ungeduldig zerhauen will, die er höchst behutsam durch unbefangenes Nachdenken auflösen sollte. — Daſs man der leichtern Uebersicht wegen mein Lehrbuch zur Psychologie benutzen könne, brauche ich kaum zu bemerken. Aber sehr dringend muſs ich den Leser an die Fragen erinnern: ob er mit seiner praktischen Philosophie im Reinen sey? und ob er die meinige kenne? Das erste ist an sich nothwendig; das zweyte fordere ich, so gewiſs ich nicht will misverstanden seyn. Wessen praktische Philosophie noch schwankt: dessen Gemüth kann bey speculativen Untersuchungen nicht in Ruhe seyn; am wenigsten bey solchen, die den menschlichen Geist betreffen; ohne Gleichmuth aber gelingt keine Speculation, sondern sie erzeugt Wahn und Trug. Wer meine praktische Philosophie nicht kennt, der begreift nicht was ich will, und muthet mir an, Dinge zu wollen, die ich verwerfe. Ein Beyspiel hievon: ich will keine angebornen Rechte; nicht bloſs, weil ich weiſs, daſs alle angebornen Formen psychologisch unmöglich sind, sondern auch, weil ich weiſs, daſs, wenn es dergleichen Rechte gäbe, sie Streit, und hiemit Unrecht erzeugen würden. Ein anderes Beyspiel: ich will kein ursprünglich gesetzgebendes moralisches Gefühl, und eben so wenig einen kategorischen Imperativ, nicht bloſs, weil auch dieses angeborne Formen seyn würden, sondern weil ich das moralische Gefühl, sammt der aus ihm entstehenden Bereitwilligkeit zum moralischen Gehorsam, ableiten gelernt habe als Gesammtwirkung aus den verschiedenen praktischen Ideen, die wiederum durch eben so viele verschiedene ästhetische Urtheile erzeugt werden. Wenn ich nicht jedes einzelne von diesen Urtheilen genau kennte, nicht geübt wäre, die vorgeblichen Aussprüche des moralischen Gefühls auf sie zurückzuführen, nicht aus den nämlichen Gründen die Tugend als ein Ganzes verschiedener Bestandtheile erkannt hätte, die zum Theil gelehrt, zum Theil geübt werden, zum Theil vor aller Lehre und Uebung voraus, unter Begünstigung einer glücklichen Organisation im Menschen entstehn müssen; wenn ich nicht auf diese Weise einer Menge von psychologischen Fragen, mit denen Andre sich quälen, im Voraus überhoben gewesen wäre: so möchte leicht der psychologische Mechanismus mich mit eben dem Schrekken erfüllt haben, mit welchem so Viele vor ihm die Augen verschlieſsen, die eben so wenig vertragen, ins Innere des menschlichen Geistes zu schauen, als sie das Innere des Leibes ohne Grauen betrachten können. —

Nach diesen Erinnerungen kehre ich zur Hauptsache zurück.

Von der Grundlegung zu einer Wissenschaft erwartet man, daſs sie die dahin gehörigen Untersuchungen in Gang setze; und weit genug fortführe, um die Möglichkeit der Wissenschaft, und das in derselben zu beobachtende Verfahren, vor Augen zu stellen. Sie soll demnach die verschiedenen Erkenntniſsgründe dieser Wissenschaft, wofern es deren mehrere giebt, durchmustern, und an jedem derselben den Anfang der Forschung zeigen; sey es nun, daſs jedes eigne Aufschlüsse ertheile, oder daſs die verschiedenen auf einerley Resultat führen, in welchem Falle sie immer noch dienen, die Intension der Ueberzeugung zu verstärken.

Von der Psychologie ist nach 11—13. anzunehmen, daſs sie mehrere Erkenntniſsgründe besitze, und zwar nicht eben in dem Sinne, als ob dieselben gleich Vordersätzen zu Schlüssen unter einander zu verknüpfen wären; sondern so, daſs jedes für sich ein Factum des Bewuſstseyns darstelle, wovon, als dem Bedingten, auf die Bedingungen, mit Zuziehung der allgemeinen Metaphysik, (§. 15.) geschloſsen werde.

Wenn nun die Grundlegung zur Psychologie auf solche Weise mit einem oder dem andern der Erkenntniſsgründe dieser Wissenschaft verfährt: so ist zu hoffen, daſs bald einige der Realprincipien erkannt werden mögen, aus welchen, als Ursachen, die Phänomene des Bewuſstseyns ihren Ursprung nehmen. In diesem Falle läſst sich von einer solchen, einmal gewonnenen Kenntniſs weiterer Gebrauch machen; die Realprincipien werden zwar niemals eigentliche *principia cognoscendi*, denn das Wissen von denselben ist immer ein Abgeleitetes; aber die Forschung verändert von hier an ihre Richtung, in so fern sie jetzt von der Bedingung auf das Bedingte, — mit dem Strom der Ereignisse, nicht mehr, wie zu Anfange, wider den Strom, vom Bedingten zur Bedingung fortgeht.

Darum aber, daſs aus einem oder dem andern der Erkenntniſsgründe dergleichen Realprincipien, vielleicht selbst die wichtigsten Hauptgesetze der geistigen Bewegungen, entdeckt seyn mögen: verlieren die übrigen Erkenntniſsgründe noch nicht ihren Werth. Es muſs auch an sie die Reihe kommen, benutzt zu werden: jedoch kann man nun die Untersuchung abkürzen, indem man, anstatt sich noch ganz unwissend zu stellen, vielmehr die schon vorhin gewonnenen Aufschlüsse, sobald dieselben gehörig gesichert sind, zum Grunde legt, und nur noch fragt, wie sich darauf die jetzt in Betracht genommenen Phänomene zurückführen, wie sie sich daraus begreifen lassen?

Man wird geneigt seyn, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäſs, solche Untersuchungen, die mit dem Laufe der Ereignisse, also von Realprincipien zu realen Folgen fortschreiten, synthetisch zu nennen; dagegen werden die andern, vermöge deren die noch nicht erklärten Phänomene auf jene Realprincipien zurückgeführt werden sollen, analytisch heiſsen.

Streng genommen freylich beginnt jede Untersuchung ohne Ausnahme mit einer Analysis, indem sie zuerst den Erkenntniſsgrund logisch klar und deutlich macht; und dann geht sie über zu einer Synthesis, indem sie dem Princip seine Beziehungen, dem Phänomen seine Bedingungen oder nothwendigen Voraussetzungen nachweist. Dieses letztere ist ganz eigentlich Synthesis *a priori;* weil die Angabe der nothwendigen Voraussetzungen in dem Erkenntniſsgrunde selbst noch nicht enthalten war. Allein hier ist nicht der Ort, dergleichen dialektische Betrachtungen im Allgemeinen anzustellen; im Verfolg werden sie an dem Beyspiel unserer Untersuchung selbst soweit entwickelt werden, als zu unserer jetzigen Absicht nöthig ist. —

Es soll nun die Untersuchung über das Ich, als über denjenigen Erkenntniſsgrund, welcher am nächsten und bestimmtesten zu psychologischen Realprincipien hinleitet, den Anfang machen. Daraus werden sich sogleich mathematisch bestimmbare Gesetze des Bewuſstseyns ergeben, und so weit entwickelt werden, daſs die Möglichkeit, hier eine neue Bahn zu brechen, und namentlich ohne die angenommenen Seelenvermögen in der Psychologie fortzukommen, im Allgemeinen erhelle. Diese Untersuchungen zusammengenommen wollen wir *(a potiori)* den synthetischen Theil unserer Abhandlung nennen. Darauf wird der analytische Theil folgen, welcher die wichtigsten der noch übrigen Phänomene des Bewuſstseyns auf die vorhin gewonnene Kenntniſs von den Gesetzen des Geistes zurückführt.

Es ist offenbar, daſs der synthetische Theil keine veste Gränze hat, wie weit er in der Wissenschaft, — vielweniger, wie weit er hier, in unserer Grundlegung, auszudehnen sey. Die Folgen aus Realprincipien sind endlos in der Natur der Dinge, unabsehlich in der Wissenschaft. Und für den gegenwärtigen Zweck, Andern die Theilnahme an den begonnenen neuen Untersuchungen möglich zu machen, könnte ziemlich willkührlich ein

Mehr oder Weniger geschehn, wenn nicht eben die Neuheit der Sache hierin noch Gränzen setzte. Der analytische Theil aber muſs sich nach dem synthetischen richten, in so fern in ihm keine Untersuchung ganz selbstständig, sondern jede unter Voraussetzung des zuvor Bekannten soll geführt werden.

Um nun diesem Buche Rundung und Ganzheit zu geben: wählen wir das Ich, damit es nicht bloſs den Anfang, sondern auch das Ende der Abhandlung bezeichne. Denn es muſs hier vorausgesagt werden, daſs aus diesem Erkenntniſsprincip viel früher die mathematische Betrachtungsart der gesammten Psychologie hervortritt, als die vollständige Auflösung des in ihm enthaltenen Problems sich gewinnen läſst. Daher wird es nothwendig, dieses Problem, nachdem die ersten Schritte zu seiner Erklärung geschehn sind, auf langehin bey Seite zu legen; und so kann es, wenn nicht das Vehiculum, doch den Rahmen bilden, der alle die übrigen hier anzustellenden Untersuchungen einschlieſse.

Indessen wird man bald wahrnehmen, daſs nicht die Lehre vom Ich, sondern von den Gegensätzen und Hemmungen unserer Vorstellungen unter einander, den Hauptstamm der Forschung ausmacht. Diese Gegensätze finden sich unmittelbar in der Beobachtung; und in so fern hängt ihre Betrachtung nicht einmal nothwendig ab von der vorgängigen Untersuchung des Ich; jedoch bringt die letztere den Vortheil, jene mit mehr Bestimmtheit, und mit mehr Einsicht in ihre groſse Wichtigkeit, einzuführen. Auch lassen sich auf solchem Wege die nöthigen Erörterungen aus der allgemeinen Metaphysik bequem hinzufügen; welche gegen das Ende des ersten Abschnittes ihre Stelle finden sollen.

Erster,
synthetischer Theil.

Erster Abschnitt.

Untersuchung über das Ich, in seinen nächsten Beziehungen.

Erstes Capitel.

Ueber die philosophische Bestimmung des Begriffs vom Ich.

§. 24.

Wer bin ich? — Diese Frage wirft der gemeine Mensch nicht auf, denn er glaubt sich selbst sehr gut zu kennen. Wer sie aufwirft, der sucht etwas Unbekanntes in sich. Gesetzt nun, er fände dieses Unbekannte, wem würde er es zuschreiben? Ohne Zweifel sich selbst. Also scheint es, er kenne sich schon, in so fern er überhaupt ein Ich ist. Was aber ist denn dieses Ich? Kann man es losreiſsen von der individuellen Persönlichkeit? Oder bin ich, um nur überhaupt von Mir reden, Mich denken zu können, nothwendig ein bestimmtes Individuum? — Diese Frage wird uns zuerst beschäfftigen.

Es ist schon nicht ganz leicht, nur die Frage zu verstehen; wir wollen also langsam gehn.

Fichte erklärte das Ich als: Identität des Objects und Subjects; und hiemit stimmt der grammatische Begriff des Ich, im Gegensatze gegen das Du und das Er, wohl zusammen, denn die erste Person ist die, welche von sich selbst redet.

Finden wir denn jemals im Selbstbewuſstseyn Uns Selbst bloſs und lediglich als ein solches Wissen von Sich? Keineswegs. Immer schiebt sich irgend eine individuelle Bestimmung ein; man findet sich denkend, wollend, fühlend, leidend, handelnd; mit bestimmter Beziehung auf das, was so eben gedacht, gewollt, gefühlt, gelitten, gehandelt wird. Ist nun diese individuelle Bestimmung etwas Fremdes im Ich, wodurch es verfälscht, verunreinigt wird?

Man kann wohl Gründe finden, diese Frage zu bejahen. Zuvörderst: in der obigen Erklärung des Ich, es sey Identität des Objects und Subjects, kommt gar keine individuelle Bestimmung vor. Ferner: im gemeinen Leben selbst betrachten wir das, was wir eben jetzo thun oder leiden, als etwas Uns Zufälliges. Der Augenblick, in welchem wir uns also finden, ist nur ein Durchgang, aus welchem wir höchstens, wenn es ein bedeutender Lebens-Moment wäre, einen bleibenden Eindruck mitnehmen könnten, so wie wir in ihn hineinbrachten, was in früheren Lebenslagen stark auf uns wirkte. Aber in der Zeit, und durch die Zeit, konnten wir anders gebildet oder verbildet werden; gleichwohl wären wir dieselben Personen geblieben, die wir jetzt sind. Daher kann der ganze Zwischenraum zwischen Geburt und Tod, mit Allem, was er aus Uns macht, überall nicht die entscheidende Antwort auf die Frage geben: Wer bin ich denn eigentlich? Und das heiſst denn eben so viel, als: in der *zeitlichen* Wahrnehmung kann ich überhaupt nicht Mich finden, als denjenigen, der ich eigentlich bin. Diese Wahrnehmung, obschon eine innere, hängt doch an lauter Aeuſserlichkeiten; und kann daher bis zu dem wahren Kern unseres eigentlichen Selbst nicht durchdringen.

Allein es möchte Jemand einwenden, die Frage sey lediglich von dem Ich, wie es als ein Gegebenes gefunden werde; man könne nicht leugnen, daſs man jederzeit sich selbst als denjenigen erblicke, der ein Geschöpf zwar nicht des Augenblicks sey, wohl aber der ganzen früheren Lebenszeit; und auf solche Weise bilde sich das Selbstbewuſstseyn derer, die in Pecking, und die am Orinoko, wie deren, die bey uns leben. Wolle man fragen, wer würde ich seyn, wenn ich da oder dort geboren wäre? so sey dieses widersinnig, denn es setze voraus, daſs eben derselbe Ich, welcher bey uns dieser bestimmte Mensch geworden ist, auch ein ganz Anderer hätte werden können, und daſs der Andere und Ich einerley seyen. Vielmehr könne die Identität der Persönlichkeit an gar Nichts vestgehalten werden, wofern die Bedingungen einer bestimmten Persönlichkeit mit andern vertauscht gedacht würden. Sogar die Meinung, daſs die nämliche Seele unter verschiedenen Umständen einen verschiedenen Gedanken- und Begehrungs-Kreis erlange, könne zugelassen werden, ohne darum das Selbstbewuſstseyn in dem einen Gedankenkreise und das in einem andern dem nämlichen Subject zuzuschreiben; denn die Seele sey weder das Subject noch das Object des Selbstbewuſstseyns, da sie im Bewuſstseyn gar nicht vorkomme. Sonach möge immerhin von der Seele gesagt werden, daſs die ihr angebildete Ichheit ihr zufällig sey, beynahe eben so zufällig aber sey auch der Ichheit die Seele, dem Selbstbewuſstseyn das unbewuſste Substrat; daher dürfe man die innere Wahrnehmung nicht verlassen, als welche allein einen Jeden lehren könne, wer er sey; und welche mit Hülfe der Erinnerung aus dem früheren Leben ihn dieses auch bestimmt genug lehre.

Wir haben hier zwey verschiedene Ansichten einander gegenüber gestellt, deren jede wir noch genauer prüfen müssen, und zwar — welches wohl zu merken, — hier noch nicht in der Absicht, zu entscheiden, welche von beyden der Wahrheit am nächsten komme, sondern, welche jetzo zunächst müsse vestgehalten werden, um von dem Gegebenen in unserm Nachdenken auszugehn, ohne einen Sprung zu machen.

§. 25.

Käme es darauf an, die erstere Behauptung annehmlich vorzustellen: so würden sich viele bekannte Meinungen von der Vernunft und Freyheit, nebst ihren Formen und Gesetzen, als von unserer höhern, unzeitlichen, durch intellectuale Anschauung zu erkennenden Natur, im Gegensatze gegen die empirische Auffassung unserer Individualität, hiebey benutzen lassen. Ich erwähne derselben nur, um zu erinnern, daſs dergleichen Lieblingsmeinungen mancher Personen auf den Gang der Speculation nicht den geringsten Einfluſs haben dürfen.

Demjenigen, was in der innern Wahrnehmung unzweydeutig gegeben ist und unwillkührlich gefunden wird, scheint ohne Zweifel die zweyte Behauptung angemessener als die erste.

Fragt man im gemeinen Leben jemanden, wer er sey, so nennt er Stand und Namen, Wohnort und Geburtsort. Diese und andre äuſserliche Bestimmungen seiner selbst leiten ihn auch im Handeln. Er erfüllt seinen individuellen Beruf, seine Familienpflichten; und je mehr er seiner besondern Stellung in der Welt gemäſs sich beträgt, um desto verständiger finden wir ihn. Wollte er einen andern Begriff von sich selbst bey seinen Entschlieſsungen zum Grunde legen, wollte er einen Augenblick von seiner Individualität abstrahiren: wir würden bald sagen, er vergesse sich, er sey ein Thor.

Haben wir denn nun auſser dieser individuellen Ichheit noch eine andre? Wenn wir einmal eingestehen müssen, daſs unser zeitlich bestimmtes Individuum Wir selbst ist, und wenn wir rückwärts, so oft wir unbefangen von uns selbst reden, Niemanden sonst, als eben dieses Individuum im Auge haben: wozu soll es denn führen, daſs man in der Philosophie von diesem nämlichen Individuum zu abstrahiren versucht? Und ist es nicht schon im gemeinen Leben ein Irrthum, wenn man die Umstände des Lebens, die freylich hätten anders kommen können, als etwas unserer Persönlichkeit zufälliges betrachtet; da wir doch gerade nur unter diesen Umständen, und in Beziehung auf dieselben, unsre eigene Person kennen lernen? —

Gewiſs würde diese Vorstellungsart den Sieg davon tragen: wenn es möglich wäre, sie in sich selbst zu vollenden. Aber

Erstlich: in keiner augenblicklichen Wahrnehmung finde ich Mich, auch nur als Individuum; vielmehr muſs die Erinnerung zu Hülfe kommen. Ich setze mich als bekannt aus voriger Zeit in jedem neuen Moment voraus. Nun ist dieses als bekannt Vorausgesetzte eben so unbestimmt, wie eine Summe von halberloschenen Erinnerungen aus verschiedenen, zum Theil entfernten Zeiten, nur immer seyn kann. Daraus würde folgen, daſs ich nicht genau wüſste, Wen ich eigentlich meinte, falls ich von mir als Individuum redete.

Zweytens: die individuellen Bestimmungen meiner selbst sind ein Aggregat, welches allmählig angewachsen, und noch jetzt im Fortwachsen begriffen ist. Richtet sich die Ichheit nach diesem Aggregat: so wird sie unaufhörlich verändert, und niemals vollendet. Aber im Selbstbewuſstseyn sehen wir uns an als ein Bekanntes, Bestehendes, und schon Vorhandenes.

Drittens: ein Aggregat besitzt keine reale Einheit; es ist Vieles; von Mir aber rede ich als von Einem, und einem Realen.

Viertens: die ganze Summe meiner Vorstellungen, Begehrungen, und individuellen Zustände, würde keine Persönlichkeit bilden, wofern nicht das Subject vorhanden wäre, welchem jene individuellen Bestimmungen zum innerlichen Schauspiele dienen.

Fünftens: für dieses Subject, für das Wissen um uns selbst, ist es zufällig, was als Gewuſstes sich darbieten möge; darum abstrahirt man von den besondern Bestimmungen des Gewuſsten, und faſst bloſs das Verhältniſs des innerlichen Wissens zu irgend einem beliebigen inneren Verlauf von objectiven Erscheinungen, als Charakter der Ichheit auf.

Sechstens: die eben erwähnte Abstraction reicht noch nicht hin. Das Ich fände sonst Sich als eine Reihe wandelbarer Erscheinungen, wenn schon ohne nähere Bestimmung, was für eine Reihe dies seyn möge. Das Subject kann aber sich selbst nichts gleich setzen, was nicht eben so einfach ist, als es selbst. Folglich muſs nicht bloſs die Mannigfaltigkeit individueller Bestimmungen, sondern auch der allgemeine Begriff dieser Mannigfaltigkeit, aus der Ichheit ausgeschieden werden. Und so bleibt denn für das reine Ich nichts übrig, als die bloſse Identität des Objects und Subjects.

Da sind wir denn wieder angelangt bey dem oben erwähnten grammatischen Begriff der ersten Person; nur noch mit der negativen Bestimmung, daſs diese erste Person als Sich selbst nichts von allen dem denken könne, was ihr auf individuelle Weise anzuhängen scheint.

Man bemerke wohl, daſs wir von der Einheit des Subjects, des innerlichen Wissens, ausgegangen sind, um die Mannigfaltigkeit des objectiven auszustoſsen. Wir haben dabey angenommen, daſs in dem activen Wissen um sich selbst Niemand eine Vielheit finde, daſs er vielmehr sich als Einen Wissenden betrachte, wenn schon eine Mannigfaltigkeit dessen, was er von sich wisse, ihm vorschwebe. — Selbst unsere Träume eignen wir uns selbst zu, so sehr wir über das Object lachen, was wir selbst darstellen würden, wenn wir wachend dieselben wären, als die wir uns im Traume gebehrden. Wie wir nun von dieser erträumten Individualität abstrahiren, um wachend den Begriff von uns selbst zu bilden; — wie jeder, nachdem er sich übereilt hat, vollends der Reuige, der Büſsende, indem er Vergebung der Sünden bittet, sehr gern von den individuellen Zügen seiner Persönlichkeit abstrahiren mag, die ihn als einen Thoren, oder als einen Sünder bezeichnen; wie er einen Kern seines wahren Wesens annimmt, aus welchem bald das Bessere hervortreten werde: so sollen wir in der Speculation von aller Individualität abstrahiren, weil wir dem letzten, inwendigsten Kern unserer selbst, der Selbstbeschauung, nichts buntes und vielfältig wandelbares gleich setzen können, und weil ein mannigfaltiges Objective im Ich, vermöge der Gleichheit mit dem, sich selbst betrachtenden Subject, auch dieses in ein Aggregat von allerley Handlungen des Wissens zerspalten würde; wobey die Einheit des Ich gänzlich verloren ginge, für welche doch die eigne Selbstauffassung eines Jeden sich verbürgt.

§. 26.

Faſst man die vorstehenden Ueberlegungen, welche Jeder für sich durch ursprüngliche Besinnung auf Sich selbst, zur Reife bringen muſs, — nochmals zusammen, so ergiebt sich:

Die philosophische Bestimmung des Ich, als Identität des Objects und Subjects, scheint sich dadurch vom Gegebenen zu entfernen, daſs sie die zeitliche Wahrnehmung zurückstöſst. Aber hiedurch vollendet sie nur das, und spricht rein aus, was wir im gemeinen Selbstbewuſstseyn unbestimmt beginnen. Nämlich wir setzen in jedem Augenblick Uns als bekannt voraus; und betrachten die neuen Bestimmungen, welche der Augenblick bringt, als zufällig; so daſs wir vollkommen Dieselben geblieben wären, wenn schon ganz andre Begegnisse uns widerfahren seyn möchten. Daraus entsteht ein Begriff von uns selbst, der sich, näher betrachtet, mit gar keinen Zufälligkeiten, weder vergangenen, noch künftigen verträgt.

Weil nun die zeitliche Wahrnehmung, oder der innere Sinn, von der eigentlichen Selbstauffassung hinweggewiesen worden ist: so scheint es allerdings, als hätten wir zu dieser Selbstauffassung ein ganz eigenes Grundvermögen. Und weil es denn doch etwas schwer ist zu sagen, was eigentlich für einen Gegenstand die reine

Selbstanschauung erblicke (hier nämlich wird eine Verlegenheit gefühlt, welche von den, im nächsten Capitel zu entwickelnden, Widersprüchen im Begriff des Ich herrührt): so entsteht eine Neigung, das reine Ich mit allerley Prädicaten zu begaben, welche die Quelle vieler Fehlschlüsse (unter andern bey Fichte) geworden ist.

Hier nun ist der Ort, an Kants Behauptung zu erinnern, das Ich sey eine rein intellectuelle Vorstellung, aber zugleich die ärmste unter allen. Durch die erste Hälfte der Behauptung wird zugegeben, daſs man den Begriff des Ich nicht durch innere Wahrnehmung bestimmen könne. Die zweyte Hälfte mag diejenigen warnen, welche glauben, den Inhalt der Vorstellung des reinen Ich ohne Schwierigkeit angeben zu können. Uebrigens ist hier ein doppelter Fehler begangen; theils in der übereilten Annahme eines reinen intellectuellen Vermögens *); theils in dem Vergessen des grammatischen Begriffs des Ich, welcher durch den Gegensatz und die Einerleyheit des Objects und Subjects, der Speculation mehr zu thun giebt, als zahllose andre, an Inhalte viel reichere Begriffe.

Wer aber die vorhin bemerkten Schwierigkeiten, sich von den individuellen Bestimmungen des Ich zu trennen, wohl im Auge hat, und überdies bedenkt, daſs in dem speculativen Begriffe vom Ich jene Abstraction vom Individuellen allerdings noch weiter getrieben wird, als sie im gemeinen Bewuſstseyn vorkommt: der kann schon errathen, daſs die Beziehungen der Ichheit auf die Individualität sich nur verbergen, nichts destoweniger aber vorhanden sind; und daſs der Erfolg der Speculation kein andrer seyn kann, als eben diese Beziehungen in ihrer Nothwendigkeit zu offenbaren, womit denn das Grundvermögen der reinen Selbstauffassung verschwindet, und der innere Sinn seine gehörige Erklärung erhält. So nun ist es in der That. Die philosophische Bestimmung treibt

---

*) Krit. d. r. V., S. 423. ganz unten.

nur die gemeine Vorstellung vom Ich auſs äuſserste, um sie an offenbare Unmöglichkeiten anstoſsen zu machen; woraus sich ergiebt, daſs der Begriff des Ich, der ein täuschendes Erzeugniſs unseres Denkens war, einer Verbesserung bedarf, und daſs die zum Irrthum führende Dunkelheit des gemeinen Bewuſstseyns hier, wie in andern Fällen, durch Philosophie erleuchtet werden muſs.

Wir bleiben also für jetzt bey der Erklärung: das Ich ist die Identität des Objects und Subjects; nachdem wir gesehn haben, daſs dieselbe für den Anfang der Untersuchung einzig zulässig ist. Wir werden die Widersprüche entwickeln, die hierin liegen. Wir werden aus diesen Widersprüchen erkennen, was in dem Begriffe des Ich muſs verändert, und was hinzugedacht werden. Die Leser mögen sich hüten, sich bey dieser Untersuchung nicht von angenommenen psychologischen Vorstellungsarten beschleichen zu lassen. Das Problem ist viel zu schwer, als daſs es durch bisher gewohnte Meinungen zu bezwingen wäre; wohl aber kann es durch Einmengung derselben verdunkelt und entstellt werden.

Zweytes Capitel.

Darstellung des im Begriff des Ich enthaltenen Problems, nebst den ersten Schritten zu dessen Auflösung.

§. 27.

Das Problem entsteht aus den Widersprüchen im Begriff des Ich; und es ist kein anderes, als, diejenige nothwendige Umwandlung dieses Begriffs zu finden, wodurch die Widersprüche verschwinden.

Die erwähnten Widersprüche lassen sich auf zwey zurückführen (ungerechnet diejenigen, welche durch das Nicht-Ich, in Fichte's Sprache, herbeygeführt werden).

1) Das Ich erscheint als ein im Bewuſstseyn Gegebenes, und der Begriff dieses Gegebenen wird für den vollständigen Ausdruck desselben gehalten. Aber es fehlt ihm sowohl am Objecte, als am Subjecte, mithin an seiner ganzen Materie.

2) Die vorgegebene Identität des Objects und Subjects widerstreitet dem unvermeidlichen Gegensatze zwischen beyden; mithin ist der Begriff der Form nach ungereimt.

Die Erläuterung des ersten Punctes zerfällt wiederum zwiefach; es muſs sowohl der Mangel des Objects, als des Subjects nachgewiesen werden.

Zuvörderst: Wer, oder Was ist das Object des Selbstbewuſstseyns? Die Antwort muſs in dem Satze liegen: das Ich stellt Sich vor. Dieses Sich ist das Ich selbst. Man substituire den Begriff des Ich, so verwandelt sich der erste Satz in folgenden: das Ich stellt vor das Sich vorstellende. Für den Ausdruck Sich wiederhohle man dieselbe Substitution, so kommt heraus: das Ich stellt vor das, was vorstellt das Sich vorstellende. Hier kehrt der Ausdruck Sich von neuem zurück; es bedarf der nämlichen Substitution. Dieselbe ergiebt den Satz: das Ich stellt vor das, was vorstellt das Vorstellende des *Sich*-Vorstellens. Erneuert man die Frage, was dieses Sich bedeute? Wer denn am Ende eigentlich der Vorgestellte sey? so kann wiederum keine andere Antwort erfolgen, als durch die Auflösung des Sich in sein Ich, und des Ich in das Sich vorstellen. Dieser Cirkel wird ins Unendliche fort durchlaufen werden, ohne Angabe des eigentlichen Objects in der Vorstellung Ich. — Der Genauigkeit wegen kann man noch bemerken, daſs in den nachgewiesenen Umwandlungen des ersten Satzes eine Bestimmung ausgelassen ist, die hier nichts zur Sache thut; nämlich daſs das Ich nicht überhaupt irgend ein Ich, sondern Sich, mithin nicht bloſs das Sich vorstellende, sondern sein eignes Sich-Vorstellen zum Gegenstande hat. Allein dieses gehört zu der geforderten Identität, folglich zu dem zweyten formalen Widerspruch. Hier kommt es uns darauf an, daſs jede Angabe dessen, was das Ich eigentlich vorstelle, wiederum die Frage nach demselben in sich schlieſse; folglich die Frage schlechterdings unbeantwortlich ist. Statt der Antwort entsteht eine unendliche Reihe, die sich niemals nähert, sondern von ihrer gesuchten Bedeutung immer gleich weit entfernt bleibt. Diese Reihe ist nun schon darum fehlerhaft, weil das Selbstbewuſstseyn von einer solchen Entwickelung in viele Glieder, oder von einer solchen vielfachen Einschaltung in sich selbst, nichts weiſs. Aber überdies ist sie widersinnig, weil anstatt des wirklich vollbrachten Sich-Selbst-Setzens nichts anderes herauskommt, als eine ewige Frage nach sich selbst.

Nicht besser ergeht es auf der Seite des Subjects. Das Ich muſs seinem Begriffe nach, von sich wissen; was in ihm als Subjectives gedacht wird, muſs wiederum objectiv, muſs ein Vorgestelltes werden für ein neues Wissen. (Ein Umstand, den Fichte in seinen ältern Schriften, ohne ihn vollständig zu erwägen, vielfältig zur Methode des Fortschreitens in der Nachforschung benutzt hat.) Man nehme also an, das Ich sey objectiv gegeben; so ist es Sich selbst, und keinem Anderen, gegeben; es wird von Sich selbst vorgestellt. Der Actus dieses Vorstellens darf aber auch nicht ausbleiben; was das Ich ist, das muſs es, seinem Begriffe nach, auch wissen; was es nicht weiſs, das ist es nicht. Es ist nun wirklich: Sich vorstellend; als ein solches Sich vorstellendes muſs es demnach abermals vorgestellt werden. Aber auch das neue Vorstellen, welches hiezu erfordert war, muſs, so gewiſs es ein wirkliches Handeln des Ich ist, wiederum Object werden, für ein noch höheres Wissen. Und dieses Wissen verlangt, um ein Gewuſstes zu werden, ferner einen Actus derselben Art. Diese Reihe läuft offenbar ebenfalls ins Unendliche; und sie sollte es eben so wenig wie die vorige; denn auch hier weiſs das Selbstbewuſstseyn, zwar in seltenen Fällen von einigen wenigen Wiederhohlungen der Reflexion, die das Wissen selbst zum Gegenstande einer neuen Betrachtung macht, aber es weiſs nichts von der Nothwendigkeit solcher Wiederhohlung, um von uns selbst zu reden; viel weniger kennt es eine unendliche Fortsetzung der Reihe. Noch mehr; die wiederhohlte Rückkehr zu uns selbst, wobey wir immer wiederum Gegenstand des Bewuſstseyns werden, verbraucht Zeit; aber der Begriff des Ich läſst uns gar keine Zeit; ihm gemäſs muſs das Ich, falls es überhaupt gedacht wird, alles dies Denken des Denkens vollständig in sich schlieſsen; sonst ist es kein Ich, denn es fehlt ihm an irgend einer Stelle das Wissen um sich selbst. Wir sehn also, wie das Ich nach dieser Betrachtungsart, wenn es auch sein Object wirklich gefunden hätte, dennoch für sich selbst eine unendliche, und eben deshalb eine niemals vollbrachte und nimmer zu vollbringende Aufgabe seyn würde. —

Hat nun schon die doppelte Unendlichkeit, in welche das Ich sich hinausstreckt, deutlich genug gezeigt, daſs durch diesen Begriff, so wie er gefaſst ist, wirklich nichts begriffen wird: so treibt vollends die Forderung der Identität aller Glieder der unendlichen Reihen, die Ungereimtheit aufs höchste. Zwar hier möchte Jemand sich die Sache leicht machen wollen. Es ist ja so schwer nicht, sich ein Ding zu denken, das mit dem Wissen von sich selbst begabt sey! Auf die Weise lassen die Dichter etwan einen Baum von Sich sprechen. Dieser, seiner selbst bewuſste Baum, was ist er denn eigentlich? Erstlich ein Baum, und dann zweytens die Vorstellung eines solchen Baums; auch, wenns hoch kommt, noch eine Vorstellung von der Vorstellung des Baums. Aber der Baum ist nicht die Vorstellung von dem Baume, und, rückwärts, die Vorstellung eines solchen Baumes ist nicht der Baum! Gleichwohl soll die erwähnte Vorstellung, wenn sie sich ausspricht, von dem Baume reden als von Sich selbst. Die zwey völlig verschiede-

nen,

nen, und bloſs in Gedanken zusammengeklebten, der Baum, und ein gewisses Vorstellen von demselben Baume, werden für Eins ausgegeben. Diese Einheit ist ein leeres Wort ohne allen Sinn; und daraus sieht man, daſs es unüberlegt war, dem ersten besten, durch seine eigenthümliche Qualität schon bestimmten, Gegenstande, Selbstbewuſstseyn zuschreiben zu wollen. Man setze statt des Baumes die Seele, als ein Wesen mit allerley Kräften, das unter andern auch Selbstbewuſstseyn habe. Man wird gerade den nämlichen Fehler begangen haben. Die Seele, als ein solches und kein anderes Wesen, soll ein Bild von sich selbst mit sich tragen; und damit ein Bild der Art vorhanden seyn könne, wird ein eignes Vermögen angenommen, welches sey ein Vermögen ein solches Bild zu tragen oder vorzustellen. Nun meint man, die Seele wisse von sich, weil man in Gedanken eine Summe gemacht hat aus der Seele und aus dem Vermögen, welches ein Bild von der Seele bereitet. Man dringt wohl gar darauf, daſs beydes zusammen nur Ein reales Wesen seyn solle. Und jetzt beantworte man nur noch die Frage, was für ein Wesen das sey? Man gebe die Qualität desselben an. Die Antwort wird sich in zwey Theile spalten; die Seele, und das Vorstellen dieser Seele. Daraus wird nimmermehr Eins, so wenig wie aus der Person, die sich malen läſst, und dem gegenüber sitzenden Maler. — Zum Glück weiſs unser Selbstbewuſstseyn auch gar nichts von dem Wesen unserer Seele zu sagen; und um so eher dürfte man in der Psychologie jenes Grundvermögen der Selbstauffassung sparen, vor welchem das, was wir wahrhaft sind, sich doch nicht sehn läſst.

Nach dieser Digression kehren wir zurück zum Begriff des Ich. Derselbe ist weit entfernt, uns in die eben erwähnte Verlegenheit zu setzen. Ganz ein anderes ist, was er erheischt. Das Object soll keineswegs ein Ding an sich, es soll das wahre Subject selbst seyn. Da nun auch das Subject nichts für sich allein, sondern lediglich das Vorstellen seiner selbst ist, so soll eben dieses Vorstellen, als ein Erzeugen des Bildes, auch das Vorgestellte, das Bild seyn. Die That soll selbst das Gethane, die Bedingung soll das Bedingte, der wirkliche Actus des Vorstellens soll das, als solches nichtige, Bild selber seyn! Will man der Strenge dieser, offenbar ungereimten, Forderung sich entziehen? Wohlan! so ist das Object erstlich ein Reales für sich, und nun kommt zweytens das Subject mit einer Abspiegelung jenes Realen dazu. Da hat man das Ich entzweyet, und ist gerade in das vorhin gerügte Widersinnige des selbstbewuſsten Baumes verfallen. Es bleibt also dabey, daſs das Abgespiegelte ohne alle Vermittelung der Spiegel selbst sey; daſs Ich Mich nur alsdann finde, wann das Vorstellen, anstatt von seinem Vorgestellten unterschieden zu werden, vielmehr eben als actives Vorstellen sein eignes Vorgestelltes ist; folglich die Entgegengesetzten eben als Entgegengesetzte Einerley sind: — wobey denn alle jene Begriffe, von der That und dem Gethanen, der Bedingung und dem Bedingten, dem Wirklichen und seinem Bilde, die nur in ihren Gegensätzen einen Sinn hatten, in Unsinn übergehen müssen. Und die vorhin entwickelten unendlichen Reihen wiederhohlen diesen Unsinn ins Unendliche. —

Wäre die Rede vom viereckigten Cirkel: so würde sich niemand über dessen Möglichkeit den Kopf zerbrechen. Aber die Rede ist vom Ich, das wir jeden Augenblick aussprechen; von uns selbst, so fern wir uns das Bewuſstseyn unsrer selbst zuschreiben. Die Frage ist, Wen wir eigentlich meinen, indem wir von uns reden? Und wenn wir diesen Wen gefunden hätten, was wir denn beginnen, indem wir ihm das Wissen von sich selbst beylegen? Er, der dieses Prädicat empfangen soll, muſs ohne Zweifel dafür empfänglich seyn. Er muſs also kein Ding an sich, er kann aber auch nicht das Von-Sich-Wissen selber seyn. Denn wir sehen nun endlich deutlich genug, daſs dieses Von-Sich-Wissen auf etwas

Vorauszusetzendes, und bis jetzt Ausgelassenes, sich bezieht; und daſs man die Auslassung durch eine Ergänzung verbessern muſs. Erst müssen gewisse objective Prädicate herbeygeschafft werden; diese aber dürfen nicht von der Art seyn, daſs sie für sich allein bestünden, und uns am Ende in die beschämende Nothwendigkeit setzten, das Darum-Wissen wie ein Fremdes nur gerade daranfügen zu müssen. Sondern aus der objectiven Grundlage muſs jenes wunderbare, in sich zurücklaufende Wissen von selbst hervorkommen; und zwar dergestalt, daſs vor diesem Wissen sich das Objective gleichsam zurückziehe, damit das Ich nicht Sich als irgend ein bestimmtes Anderes, sondern als Sich selbst antreffen möge.

Diese vorläufigen Vermuthungen werden wir nun genauer auszuführen haben.

Anmerkung.

Es wird erlaubt, und beynahe nothwendig seyn, daſs ich hier meinen Vortrag unterbreche. Denn der Leser muſs hier anhalten; er muſs sich das Vorgehende vollkommen überlegen und einprägen; sonst kann er nicht Einen Schritt weiter gehen. — Daſs ich ihn bisher nicht zum Lichte, sondern vielmehr in die dunkelste Nacht geführt habe, weiſs ich sehr wohl. Das muſste geschehen; die Natur der Sache bringt es mit sich; und für Denjenigen, der hier ungeduldig wird, rede ich kein Wort weiter. Wohl aber könnte auch der Geduldigste ermüden, und sich in einen Zustand versetzt fühlen, der eine Art von Krankheit ist; ich kenne diesen Zustand aus Erfahrung, und weiſs, wie schwer es ist, ihn zu ertragen, wenn man nichts destoweniger in der Zeit fortleben und forthandeln soll. Daher werde ich auf die dunkle Stelle schon jetzt ein Licht fallen lassen, das von Untersuchungen ausgeht, die erst viel später an die Reihe kommen können.

Die Frage: wer bin ich? ist für den gewöhnlichen Menschen in jedem Augenblick auf individuelle Weise zulänglich beantwortet; nimmt man aber die individuellen Bestimmungen hinweg, so bleibt nichts übrig, als eine leere Stelle, und diese läſst sich schlechterdings nicht auf eine allgemeingültige Weise ausfüllen. Daher fasse man die Frage nun so: wie kommt der Mensch dazu, jene Stelle, die für sich allein leer seyn würde, zu setzen, sie mit individuellen Bestimmungen auszufüllen, sie als die erste in seinem ganzen Vorstellungskreise zu betrachten, für die alles Andre ein Zweytes, Drittes, kurz, ein Aeuſseres ist; und endlich sie als den Punct anzusehn, worin Wisser und Gewuſstes unmittelbar zusammenfallen?

Diese Frage zielt, wie es seyn muſs, nicht mehr auf ein Reales, sondern lediglich auf ein Formales; und sie fällt nun zurück in das weite Gebiet der Untersuchung über den Ursprung der Formen in unserem gesammten Vorstellen. Eine Untersuchung, die sich ohne Mechanik des Geistes nicht einmal anfangen läſst.

Der formalen Constructionen, in welchen das Ich eine Stelle — nicht hat, sondern ist: giebt es mancherley; verschieden an Einfluſs und Werth; mehr oder minder zahlreich nach dem erreichten Grade der Cultur. Die bekannteste dieser Constructionen, und, wenn man den zeitlichen Ursprung des Ich betrachtet, die wichtigste, ist der sinnliche Raum.

Wenn die Anschauung dahin gelangt, Objecte zu begränzen und zu sondern, so zieht sie auch Linien von diesen Objecten gegen den Mittelpunct hin, worin der Mensch (oder das Thier) sich befindet. Nahe diesem Mittelpuncte sieht der Mensch wenigstens einige Theile seines Leibes; durchläuft ein Object die Linie dahin, so endet die Zeitreihe der Wahrnehmungen mit einer neuen Empfindung (etwa des Stoſses oder Schlages); bewegt sich der Mensch, so verändert sich das ganze System seiner Gesichtslinien; begehrt er und handelt, so wird die Vorstellung des Begehrten der Anfangspunct einer Reihe, die mit einer Veränderung in der Anschauung des

Aeuſsern endigt. Demnach fallen Glieder des Leibes, Empfindungen, und Anfänge des Wirkens in jenen beweglichen Punct; von welchem an, jedem Auſsendinge seine Entfernung bestimmt wird; in welchen hinein er späterhin die Bilder abwesender Gegenstände, die ihm vorschweben, verlegen muſs, weil sie ihn begleiten, und drauſsen keinen Platz haben. So wird der Mensch in seinen eignen Augen ein vorstellendes Wesen; und von da zu der Bemerkung, daſs unter den Vorstellungen auch eine des Vorstellenden vorkomme, ist nur noch ein leichter Schritt.

Es möchte nun scheinen, als klebe die Vorstellung des Ich an dem sinnlichen Raume; allein nichts weniger! Es giebt eine Menge ähnlicher, nur nicht so ausgebildeter Constructionen, wie der Raum. Sich findet der Bürger mitten in bürgerlichen Verhältnissen; er hat dort einen Rang und Namen; Sich findet der thätige Mann in der Mitte andrer Kräfte; der Gelehrte in dem Kreise andrer Gelehrten; der sittlich und religiös fühlende Mensch findet Sich in einer höhern Ordnung der Dinge; aber hier ist der Platz, den sein, schon sonst bekanntes Ich darin einnimmt, nicht so leicht zu bestimmen; hier nimmt die Frage: wer bin ich? eine ernste Bedeutung an; auf die wir jedoch jetzt nicht eingehn können.

Je nachdem die Reihen von Vorstellungen beschaffen sind, welche im Ich zusammentreffen und sich kreuzen; und je nachdem sie in jedem bestimmten Augenblick aufgeregt sind: darnach richtet es sich, wie der Mensch Sich in diesem Augenblick sieht. Wirklich schwankt das Ich unaufhörlich; es ist bald ein sinnliches, bald ein vernünftiges, bald stark, bald schwach; es scheint bald auf der Oberfläche, bald in einer unergründlichen Tiefe zu liegen. Diese Wechsel erklären sich sämmtlich aus der angedeuteten Lehre; und ebenso der sonderbare Umstand, daſs die gewöhnliche Art zu reden Alles dem Ich zueignet, selbst das, was der denkende Mensch als den eigentlichen Gehalt, das wahre Wesen des Ich ansehen möchte. Wir sagen nicht bloſs mein Leib, sondern auch mein Geist, meine Vernunft, mein Wille, ja sogar: mein Selbstgefühl, mein Selbstbewuſstseyn, mein Leben, und mein Tod. Denn alle diese Bestimmungen fallen in den Punct, welcher Ich heiſst.

Der Leser kann nun vermuthen, daſs diese Ansicht vom Ich wohl die richtige seyn möge, aber er weiſs von dem Allen noch nichts; versteht auch noch nicht, wie die Vorstellung eines Puncts in einer Reihe möglich ist; begreift also von der gegebenen Erläuterung noch sehr wenig. Um weiter zu kommen, ist es nöthig, diese ganze Anmerkung bey Seite zu setzen, und den Faden des frühern Vortrags wieder aufzunehmen. Derselbe blieb liegen in der tiefsten Finsterniſs; wir müssen daher sehr langsam fortschreiten.

§. 28.

Irgend etwas, wenn auch noch so dunkel vorgestellt, hat ohne Zweifel Jeder im Auge, der von Sich redet; denn ein Vorstellen ganz ohne Gegenstand kann doch die Aussage des Ich nicht seyn. Wir müssen also zuerst dem Begriff des Ich ein unbekanntes, und noch zu bestimmendes Object leihen; und nachsehn, was weiter daraus werde.

Sogleich nun wird das Geständniſs unvermeidlich, daſs wir von der eigentlichen Bedeutung des Begriffs abgewichen sind. Denn nicht ein unbekanntes Object sollten wir annehmen, sondern uns damit begnügen, daſs das Subject zugleich die Stelle des Objects vertrete; daſs das Ich nicht etwas Anderes, sondern Sich setze.

Dieses Geständniſs darf jedoch nicht im geringsten befremden. Denn es versteht sich von selbst, daſs ein widersprechender Begriff, wenn er nicht ganz verworfen werden kann, wenigstens eine Veränderung erleiden muſs. Und die gemachte Veränderung war nothwendig; denn daſs in dem gegebenen Begriff das Object fehlt, haben wir oben gesehn.

Nichts destoweniger bringt die Abweichung vom Gegebenen uns in Verlegenheit. Vo~~m~~ dem Vorstellen eines n unbekannten Objects lieſse sich gar viel reden, ohne daſs dies mit dem vorliegenden Problem nur den mindesten Zusammenhang hätte. Wir finden uns in Gefahr, in ein willkührliches Denken hineinzugerathen, sobald wir den Begriff des Ich nicht in seiner Strenge vesthalten.

Dieses also darf nicht vernachlässigt werden. Und wir können demnach dem Ich nur unter der Voraussetzung ein Object leihen, daſs es aus der Selbst-Auffassung wieder verschwinde.

Verschwindet es aber: so entsteht von neuem das Bedürfniſs eines Objects; obgleich nicht gerade des nämlichen, welches wir zuerst eingeschoben hatten.

Es steht uns also frey, mehrere und verschiedene Objecte abwechselnd dem Ich zum Grunde zu legen. Und nicht bloſs steht es frey, sondern bey näherer Ueberlegung findet sich dieses durchaus nothwendig.

Wir würden nämlich im Denken gar nicht von der Stelle rücken, und die Auflösung des Problems nicht im mindesten fördern, wofern wir uns fortdauernd im Kreise jener beyden Reflexionen herumtreiben wollten: der einen, daſs das Ich eines von ihm zu unterscheidenden Objects bedürfe; der andern, daſs das Ich kein von ihm unterschiedenes Object als Sich selbst ansehn könne. Diese Betrachtungen würden uns dahin bringen, das geliehene Object wieder abzusondern, und es dann nochmals herbeyzubringen, um es nochmals wegzunehmen; eine Oscillation ganz ohne Ende und ohne Gewinn. Wollten wir dabey das Successive unseres Nachdenkens aufheben, und nach dem Resultat fragen, so wäre es der klare Widerspruch: zum Ich gehört ein fremdes Object, und gehört auch nicht zu ihm. Ein Widerspruch, den man, so wie er vorliegt, durch keine Distinction lösen kann; denn so lange wir nur von einem einzigen fremden Object reden, ist gar nicht abzusehen, woher eine Modification kommen sollte, vermöge deren dasselbe in einer Rücksicht dem Ich angehören, und in einer andern Rücksicht von ihm ausgeschieden werden könne.

Hingegen sobald wir uns besinnen, daſs, indem ein geliebenes Object wieder ausgesondert werde, dagegen ein anderes und wieder ein anderes eingeschoben werden könne: geht uns ein Licht auf. Es zeigt sich nämlich jetzt soviel, daſs die Ichheit auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage beruht, wovon jeder Theil ihr zufällig ist, sofern die übrigen Theile noch immer dem Ich zur Stütze dienen würden, falls jener weggenommen wäre. Ich setze mich als dies oder jenes, aber ich bin an keines gebunden, so lange ich wechseln kann. So ruhet ein Tisch, der viele Füſse hat, zwar eigentlich auf allen zugleich, doch könnte er wechselnd jeden einzelnen entbehren, weil ihn die übrigen noch tragen würden.

Daſs dieses zwar bey weitem nicht die vollständige Auflösung des Räthsels, aber doch der nächste nothwendige Schritt zu derselben ist, zeigt sich noch klärer durch folgendes: Jedes fremde Object, was als das letzte Vorgestellte im Selbstbewuſstseyn angesehen wird, bedarf durchaus der vorhin erwähnten Modification; es muſs in gewisser Rücksicht für dasjenige gelten können, was vorgestellt wird, indem wir uns selbst vorstellen; in anderer Rücksicht aber wiederum als dasjenige zu erkennen seyn, was nicht Wir selbst ist. Woher soll nun diese Modification, diese Verschiedenheit der Rücksichten ihren Ursprung nehmen? Sollen wir etwan selbst, sie willkührlich erdenken, willkührlich gebrauchen? Aber auf dieser Modification beruht das Selbstbewuſstseyn, als Gegebenes, welches keinesweges unserer Willkühr Preis gegeben ist. Soll ein Gesetz, eine ursprüngliche Form unseres Geistes erdacht werden, wornach wir unwillkührlich, und unserer eignen Thätigkeit uns nicht bewuſst, ein Fremdes in die Bestimmung unseres Selbst bald aufnehmen, bald ausstoſsen? oder auch in verschiedener Rücksicht aufnehmen, und ausstoſsen? Aber so lange dieses fremde Object nur ein einziges ist, kann keine Form unsres Geistes den Widerspruch erzwingen, daſs Ich dasjenige sey, was eben nicht Ich selbst, sondern ein Fremdes ist. Auf gar keine Weise kann die eigne Qualität des Fremden in die Ichheit eingelassen werden! Erst dann, wenn mehrere Objecte vorgestellt werden, gehört Etwas an ihnen dem Vorstellenden; nämlich ihre Zusammenfassung in Ein Vorstellen; und was aus dieser weiter entspringt. Daraus muſs also auch die gesuchte Modification hervorgehn, durch welche an den verschiedenen Objecten etwas zu bemerken sey, das keinem von ihnen einzeln genommen zukommen würde, das also eben darum vielleicht Uns angehören könnte. Dabey bleibt denn die Vorstellung Meiner selbst zwar abhängig von der Vorstellung der Objecte, — sie bezieht sich auf dieselben, — aber sie fällt dennoch nicht damit zusammen *).

Wir wollen uns erlauben, diese ersten Anfänge der Speculation sogleich mit der Erfahrung zu vergleichen. Irgend eine Aehnlichkeit muſs doch schon zu bemerken seyn. Ich finde mich denkend, wollend, fühlend. Aber Denken ist das Uebergehen von Gedanken zu Gedanken, Wollen das Fortstreben aus einer Lage der Vorstellungen in eine andere; hier bezieht sich das Uebergehen auf eine Mannigfaltigkeit im Objectiven, das Fortstreben desgleichen; nicht das Objective selbst, wohl aber das Umherwandeln unter seiner Mannigfaltigkeit schreiben wir Uns zu. Was das heiſse, Ich finde mich fühlend, mag etwas schwerer zu erklären seyn; doch ist hier soviel sichtbar, daſs keinesweges das Gefühlte (das Objective

---

*) Der §. 34. wird die Sache noch mehr ins Licht setzen; durch ein Verfahren, welches bisher absichtlich ist im Dunkeln gehalten worden.

in eigner Qualität), diese Lust oder jener Schmerz, dasjenige abgiebt, was wir als unser eignes Ich ansehen.

§. 29.

Noch Ein Schritt, und zwar ein sehr wichtiger, ist nöthig, bevor wir unseren Betrachtungen eine neue Richtung, und zugleich einen neuen Schwung geben können.

Die mehrern Objecte (wie sich versteht nicht reale Gegenstände, sondern bloſse Vorgestellte, als solche), welche zusammengenommen leisten sollen, was sie einzeln gar nicht vermögen würden, nämlich der bodenlosen Ichheit den Boden bereiten: taugen offenbar dazu, als bloſse Summe oder als Aggregat, um gar nichts besser, wie die einzelnen für sich. Modificiren sollen sie einander gegenseitig; so viel wissen wir schon. Aber wie sie sich modificiren sollen, das läſst sich aus den nämlichen Gründen noch bestimmter angeben.

Denken wir uns ein Subject, begriffen im Vorstellen mehrerer Objecte, und hierin noch ohne Selbstbewuſstseyn befangen: so sehn wir sogleich, daſs dasselbe, um zum Ich zu gelangen, nothwendig aus jener Befangenheit in gewissem Grade herauskommen müsse. Da möchte nun Mancher ihm zurufen: hilf Dir selber! Brich die vorigen Gedanken ab, und komme zu Dir! Aber noch ohne Rücksicht auf die hier geforderte Freyheit der Reflexion, welche gar nicht dazu paſst, daſs das Ich als ein Gegebenes gefunden wird, hieſse ein solcher Zuruf soviel, als: tritt aus dem Denkbaren hinüber in das Undenkbare, — nämlich in jenen widersprechenden Begriff des Ich; welcher, um von dem Widerspruche geheilt zu werden, nicht einer Losreiſsung, sondern einer Anknüpfung an die Objecte bedurfte.

Von den Objecten aus, und durch sie selbst geleitet, müssen wir zu Uns kommen; denn ohne sie ist das Selbstbewuſstseyn eine Ungereimtheit; und eine Sache der Freyheit ist es ganz und gar nicht. Wer sich findet in Schmerz und Elend, wer sich seine Schwäche gesteht, wer an sich selbst verzweifelt: der findet allerdings Sich, aber so wie er nicht will, und nicht würde, wenn er anders könnte. Hier ist also auch nicht einmal für die Erschleichungen Platz, welche man sonst an das Bewuſstseyn des Wollens anzuheften pflegt. Wer sich über sich selbst wundert, wer sich mit Selbstgefälligkeit beschaut, der ist wo möglich noch weiter als jene von einem Zustande des freyen Wollens entfernt, aber seiner selbst sich bewuſst ist er dennoch.

Alle Jene aber befinden sich gleichwohl vermöge des Selbstbewuſstseyns herausgehoben aus der Befangenheit in den Objecten ihres Vorstellens. Denn die Prädicate zwar, welche sie in den erwähnten Zuständen sich selbst beylegen, sind etwas objectives; aber das Subject, dem sie dieselben beylegen, wird dabey als schon bekannt vorausgesetzt. Die Urtheile: ich bin beschämt, ich bin traurig, ich bin fröhlich, sind insgesammt synthetisch, denn ihre Prädicate werden keinesweges angesehen als inhärirend dem Subjecte. Und selbst solche Urtheile, wie: ich bin klug, ich bin ein Thor, welche eine beständige Eigenschaft bezeichnen, sind dennoch synthetisch, denn sie stützen sich auf eine Reihe von Erfahrungen und Selbstbeobachtungen, aus denen ihr Prädicat erst durch Induction abgezogen ist. Dem gemäſs liegt die Ichheit nicht in den Auffassungen des objectiven, wie sie denn auch ihrem Begriffe nach nicht kann; sondern sie bildet einen Gegensatz selbst gegen die, dem Ich beygelegten Prädicate, vermöge deren sie mitten in der Verknüpfung noch von ihnen zu unterscheiden ist.

Da wir nun, so fern wir uns selbst vorstellen, gewiſs nicht in dem Vorstellen des fremden objectiven begriffen sind; und wir doch gleichwohl aus diesem nämlichen Vorstellen des fremden objectiven, und durch dasselbe, haben zu uns selbst kommen müssen: so kann nur in diesem objectiven der Grund liegen, weshalb wir aus dem Vorstellen desselben herausgehoben werden. Das Vorgestellte selbst in seiner Mannigfaltigkeit muſs von solcher Beschaffenheit seyn, daſs es die Fesseln lös't, in welchen ein Subject befangen seyn würde, das nur bloſs Gegenstände, aber niemals Sich, kennen lernte.

Die Forderung, unser Vorgestelltes müsse uns über sich selbst hinausheben, damit wir zu Uns kommen, ist eine besondere, enthalten unter einer allgemeinern, welche so lautet: unser Vorgestelltes muſs uns auf gewisse Weise aus dem Vorstellen seiner selbst herausversetzen.

Nun ist es ein Widerspruch, daſs irgend ein bestimmtes Vorgestelltes *A*, selbst den Actus des Vorstellens von *A* zu verändern, oder zu vermindern geeignet seyn sollte. Auf die Weise müſste *A* sich selbst entgegengesetzt seyn.

Da nun kein Vorstellen, für sich einzeln genommen, als das Vorstellen eines bestimmten *A*, oder *B*, oder *C*, und so weiter, uns aus sich selbst herausversetzen kann: so bleibt nichts übrig, als daſs verschiedenes Vorstellen, so fern es durch seine verschiedenen Vorgestellten als ein solches und anderes bestimmt ist, sich gegenseitig vermindere; daſs eins uns aus dem andern herausversetze.

Es müssen also die mannigfaltigen Vorstellungen sich unter einander aufheben, wenn die Ichheit möglich seyn soll.

Dieser Satz ist das Resultat, bey welchem wir verweilen werden. Daſs ihn die Erfahrung bestätigt, läſst sich sogleich zeigen; daſs er im höchsten Grade fruchtbar ist, wird sich tiefer unten ergeben.

Die innere Wahrnehmung lehrt, daſs gleich unsre einfachsten sinnlichen Empfindungen verschiedene Reihen bilden, deren jede eine zahllose Menge solcher Vorstellungen einschlieſst, die in allen möglichen Graden von Gegensätzen stehn. Die verschiedenen Farben verdrängen einander im Bewuſstseyn, die Gestalten desgleichen; nicht minder die verschiedenen Töne, Gerüche, Geschmacks- und Gefühls-Empfindungen. Wir können die

Vorstellung des Blauen nicht vollkommen vesthalten, wenn die des Rothen dazu kommt; die Contraste beschäfftigen uns, indem sie uns anstrengen; aber eine bedeutende Menge des Contrastirenden macht, daſs die Auffassung erliegt. Auf solche Weise kommt Bewegung ins Gemüth; und nicht bloſs Bewegung, sondern auch Bildung. Diese flüchtige Erwähnung der Thatsachen muſs vorläufig genügen.

§. 30.

Bey der allgemeinen Gewöhnung, in dem Subjecte des Bewuſstseyns alle die nöthigen Vermögen, Thätigkeiten, Formen und Gesetze anzunehmen, welche die Erklärung psychologischer Thatsachen nur immer fordern möchte, läſst sich auch erwarten, daſs man das nächstvorhergehende Räsonnement eines Sprunges beschuldigen werde; indem es in den Gegensätzen des Vorgestellten dasjenige suche, was man in der Natur des denkenden Subjects viel besser voraussetzen könne. Wir wollen demnach, um den Grund unserer Untersuchung genugsam zu bevestigen, uns auf das vermeinte Vermögen der Selbst-Anschauung noch einmal einlassen, um zu überlegen, was für ein Vermögen es denn eigentlich seyn solle.

1) Ein Vermögen, Sich schlechthin zu setzen, oder auch, das: Ich denke, zu allen unsern Vorstellungen schlechthin von selbst hinzuzusetzen; ein solches verlangt man nun hoffentlich nicht mehr, da wir im §. 27. die Masse von Ungereimtheiten gezeigt haben, welche für real, ja für sein eignes Wesen zu halten, demjenigen würde angemuthet werden, welcher also Sich selbst setzen sollte. (Man vergleiche noch §. 26.)

2) Ein Vermögen, erst etwas objectives, etwas anderes als das Ich, zu denken, dann aber durch einen absoluten Aufsprung sich selbst in diesem Denken zu ergreifen, — würde um nichts weiter führen. Zugegeben, daſs in dem Subjecte ein Vermögen zu einem solchen Aufsprunge seyn könne (welches aus allge-

mein metaphysischen Gründen schon unmöglich ist): s möchte immerhin zu der Vorstellung des objectiven noch die Vorstellung von dieser Vorstellung hinzukommen; damit aber der Vorstellende sie als sein Vorstellen Sich zueignete, müſste er zuvor *Sich* gefunden haben welches zeigt, daſs die Erklärung das Erklärte voraussetzt. Das aber der Vorstellende nicht das Objective, und dessen Vorstellung, unter einander gleich setzen, und daraus ein Ich bereiten könne, springt offenbar in die Augen, da jene zwey nichts weniger als identisch sind.

3) Aber, nachdem man eingesehen hat, daſs in einer gegenseitigen Modification mehrerer objectiven Vorstellungen allein der Grund des Selbstbewuſstseyns gesucht werden könne: ist nun noch zu besorgen, man werde sich die Sache leicht machen, und das Modificiren der mehrern Vorstellungen einem *deus ex machina*, einem hinzutretenden Geistesvermögen von eigends dazu erfundener Beschaffenheit auftragen wollen. Einen Verdacht dieser Art dürfen wenigstens Diejenigen gar nicht übelnehmen, welche ganz auf gleiche Weise zu den Vorstellungen des Erkenntniſsvermögens das Begehrungsvermögen hinzubringen, damit es die bis jetzt nur noch erkannten äuſsern Dinge in Gegenstände der Begierden umpräge!

Die nun von dem Geiste der Naturforschung so ganz und gar abweichen, mögen denn überlegen, was wohl für eine Modification der vorhandenen Vorstellungen jenes hinzutretende Vermögen bewirken solle? Eine solche muſs es offenbar seyn, wobey das eigenthümliche Was einer jeden dieser Vorstellungen beseitigt, und etwas von ihnen allen verschiedenes, nämlich die Ichheit, aus ihnen herausgezogen werde. Nun hat man zwar wohl in der Naturlehre Beyspiele, daſs gewisse Stoffe, vermöge ihrer innern Gegensätze, wenn sie zusammenkommen, mit einander ein Drittes bilden, worin die Eigenschaften, welche jedes zuvor allein genommen zeigte, verschwinden, um ganz neuen Platz zu machen. Da äuſsern sich diese Stoffe selbst als Kräfte; — und es mag wohl erlaubt seyn, dieses Gleichniſs als eine entfernte Andeutung dessen zu benutzen, was unser mannigfaltiges Vorgestelltes, indem es sich in Einem Vorstellen zusammenfindet, mit einander macht; um so mehr, da wir an den Harmonien und Disharmonien, nicht bloſs zusammentreffender Töne, sondern aller Arten von Gegenständen, welche ästhetischer Verhältnisse fähig sind, die klaren Beyspiele davon haben. — Aber nimmermehr ist erhört gewesen, daſs aus Stoffen, die sich passiv verhalten, eine hinzukommende Thätigkeit etwas gemacht hätte, das der Beschaffenheit dieser Stoffe selbst entgegengesetzt gewesen wäre. Dazu gehört eine innere Verwandlung; und diese ist einer neuen Production gleich zu achten. Kann irgend ein Geistesvermögen aus Vorstellungen, die zum Nicht-Ich zu zählen sind, die Ichheit bereiten: so mag dasselbe Vermögen immerhin auch ein Ich absolut constituiren. Da aber das letzte, laut den geführten Beweisen, ein völliger Ungedanke ist, so ist es auch das erste.

Man lasse also endlich die Geistesvermögen, wodurch unser Vorgestelltes, als ob es ein todter Vorrath wäre, soll umgebildet werden, ein- für allemal gänzlich fahren! Dagegen besinne man sich auf das Leben und Streben in jeder einzelnen Vorstellung; welches Leben genau zusammenhängt mit der Qualität des Vorgestellten, und sich daher mit andern Vorstellungen nur in so fern verträgt, als zwischen den Vorgestellten keine Gegensätze sind. So verträgt sich der Ton mit der Farbe; aber die Töne unter einander, die Farben unter einander, als Vorstellungen in uns, widerstreben sich nach dem Maaſse ihrer Gegensätze und ihrer Stärke.

Uebrigens würde dieser ganze Paragraph in einer, auf allgemeine Metaphysik mit streng systematischer Kürze aufgebauten Psychologie, völlig unnöthig seyn, weil dieselbe des Begriffs von einem Wesen mit allerley Vermögen gar nicht mehr erwähnen dürfte.

Drittes Capitel.

Vergleichung des Selbstbewuſstseyns mit ander Problemen der allgemeinen Metaphysik.

§. 31.

Dieses Capitel wäre eine bloſse Episode, wenn nich die vorstehende Untersuchung selbst uns in ein Gebie allgemeinerer metaphysischer Fragen hineintriebe.

Auf ein Subject mit mannigfaltigen, zusammen und wider einander wirkenden Vorstellungen, sind wir geführt worden. Ist dieses Subject Substanz? Und erzeugt es seine Vorstellungen von selbst, oder unter äuſsern Bedingungen? Sind diese Vorstellungen ursprünglich Kräfte? oder kommt ihnen ihre Wirksamkeit, mit der sie wider einander streben, nur zufälliger Weise, nur unter Umständen zu?

Um leichter verstanden zu werden, will ich es wagen, meine Antwort auf diese Fragen, fürs erste ohne Beweis, herzusetzen.

Das vorstellende Subject ist eine einfache Substanz, und führt mit Recht den Namen *Seele.* Die Vorstellungen enthalten nichts von auſsen aufgenommenes; jedoch werden sie nicht von selbst, sondern unter äuſsern Bedingungen erzeugt, und eben so wohl von diesen, als von der Natur der Seele selbst, ihrer Qualität nach bestimmt. Die Seele ist demnach nicht ursprünglich eine vorstellende Kraft, sondern sie wird es unter Umständen. Vollends die Vorstellungen, einzeln genommen, sind keinesweges Kräfte, aber sie werden es vermöge ihres Gegensatzes unter einander.

Sollen nun diese Behauptungen bewiesen werden, so bedarf es dazu offenbar der allgemein-metaphysischen Lehren von Substanz und Kraft.

Aber sollten dieselben Behauptungen bestritten werden: so bedarf es dazu etwas mehr als der bisher bekannten kritischen oder idealistischen oder naturphilosophischen Systeme. Denn keins von diesen allen ist darauf gefaſst, mit den Widersprüchen im Begriff des Ich zu kämpfen. Keins hat dieselben genau erwogen; überall sehen wir mit gleichem Leichtsinn das Ich entweder absolut hingestellt, oder von anderem abgeleitet, oder an anderes angeknüpft; immer zum Verderben der Systeme, und immer um so mehr, je mehr sie die Betrachtung des erkennenden Subjectes selbst, zum Mittelpuncte ihrer Untersuchungen machen.

Anmerkung.

Wer die idealistischen und naturphilosophischen Lehren, von denen hier die Rede ist, noch nicht kennt, der muſs Anstalt machen, sie wenigstens aus einigen Proben kennen zu lernen. Auf Fichte's Wissenschaftslehre, und die darauf gebaute Sittenlehre, als auf die eigentlichen Hauptwerke dieser Art, sollte ich ihn hinweisen, wenn von gründlichem historischen Studium die Rede wäre; allein, wer es wagt, diese Schriften ernstlich zu studiren, der wird viel Zeit daran verlieren, und er darf nur auf geringen Gewinn rechnen. Kürzer gelangt man in der Hauptsache zum Ziele durch Schellings Schrift über das Ich, vom Jahre 1795. Hier zeigt sich der falsche Enthusiasmus, welcher seitdem der Philosophie so viel Schaden zufügte, schon mit aller seiner Verkehrtheit, aber noch in jugendlicher Liebenswürdigkeit; und was, in Hinsicht seiner, eigentlich allein wissenswürdig ist, man lernt hier sein Entstehen begreifen. Hier sieht man zugleich das Kleben an Auctoritäten, und das Streben, sich über sie hinauszuschwingen; man sieht ein Klettern an der Kantischen Kategorien-Leiter, ungeachtet der sehr wahren Bemerkung, die Kategorien seyen zwar nach einer Tafel der Urtheilsformen, diese aber nach gar keinem Princip geordnet; welches freylich so viel heiſst, als, sie sey unzuverlässig, und von keinem sichern Gebrauche; — man findet eine Art von Versprechen, ein Gegenstück zu Spinoza's Ethik aufzustellen, woraus bekanntlich ein Seitenstück geworden ist, weil der nüchterne Geist Spinoza's mit allen seinen Fehlern, denn doch mächtiger war, als der phantastische, der ihm entgegen treten wollte; man findet endlich eine bewundernswerthe Leichtigkeit, sich in Fichte's Redensarten einzuüben, um das Ich, dessen Tiefe Fichte zu ergründen suchte, nach der Dimension der Breite auseinander zu ziehen. Schon hier erwacht die Begeisterung für jene unglückliche Einheit, in welcher das Wesen des Menschen bestehen, und darum das Sollen mit dem Seyn in ein Chaos zusammengeworfen werden soll; das Vorspiel des bekannten Satzes:

Was vernünftig ist, das ist wirklich,
und was wirklich ist, das ist vernünftig;

eines Satzes, für den glücklicherweise die Menschheit nicht träge genug ist; denn nach dem Vernünftigen, welches noch nicht ist aber werden soll, strebt sie wirklich; nur oftmals mit verkehrtem Ungestüm, weil ihr das Vernünftige so vorschwebt, als wäre es schon ganz nahe, und lieſse sich mit ein paar raschen Schritten erreichen. Von diesem verkehrten Ungestüm, der das verdirbt, was er gewinnen will, giebt gleich der Anfang des vorhin genannten Buchs ein Beyspiel, das statt aller dienen kann. Man vernehme die enthusiastische Rede:

„Wer etwas wissen will, will zugleich, daſs sein „Wissen Realität habe. Ein Wissen ohne Realität „ist kein Wissen. Was folgt daraus?

„Entweder muſs unser Wissen schlechthin ohne „Realität — ein ewiger Kreislauf (?), ein beständi-

„ges wechselseitiges (?) Verflieſsen aller einzelnen „Sätze in einander, ein Chaos seyn, in dem kein „Element sich scheidet, oder —

„Es muſs einen letzten Punct der Realität geben“ (warum nur einen letzten? Ist die Realität nicht in allen Puncten real?) „an dem alles „hängt, von dem aller Bestand und alle Form unseres Wissens ausgeht, der die Elemente scheidet, „und jedem den Kreis“ (wieder einen Kreis! Wunderbare Vorliebe für die Figur der Kreislinie!) „seiner fortgehenden Wirkung im Universum des „Wissens beschreibt.“

„Es muſs etwas geben, in dem und durch welches alles was ist, zum Daseyn, alles was gedacht wird, zur Realität (!), und das Denken selbst „zur Form der Einheit und Unwandelbarkeit gelangt. „Dieses Etwas müſste das Vollendende im ganzen „System des menschlichen Wissens“ (des ewig unvollendeten!) „seyn, es müſste die ganze Sphäre, „die unser Wissen durchmiſst, beschreiben, und „überall, wo unser letztes Denken und Erkennen „noch hinreicht, — im ganzen κόσμος unseres Wissens, — als Urgrund aller Realität herrschen.“

Wohin strebt dieser Wortprunk? Dahin, daſs im Ich das Princip des Seyns und des Denkens zusammen falle, daſs es durch sein Denken sich selbst hervorbringe. Eine Täuschung, die jetzt für Jedermann veraltet ist! Daſs das absolute Ich durchaus Nichts wissen würde, eben weil es Sich wissen soll, und nur Sich wissen darf, (um nicht ins Nicht-Ich zu verfallen) dieses Sich aber eben nichts anderes seyn darf als nur sein Sich-Wissen, — ein Wissen dessen Gegenstand bis ins Unendliche gesucht und nie gefunden wird; — daſs ferner das absolute Ich, eben darum weil es nichts weiſs, auch nichts ist: diese höchst leichten Ueberlegungen konnten recht füglich im Jahre 1795 angestellt werden; ich selbst habe die ganze Entwickelung derselben in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gefunden; und bin dadurch wenigstens für meine Person gegen unzählige nachmalige Thorheiten gesichert worden.

Warum haben diese Ueberlegungen sich dem Herrn Schelling nicht aufgedrungen; damals, als es für ihn Zeit war, sie anzustellen und anzuerkennen? Weil sein falscher Enthusiasmus ihnen Widerstand leistete. Er forderte, die Wahrheit solle sich wenigstens in Einem Puncte unmittelbar offenbaren. Thäte sie dieses, so müſste es allerdings im Ich geschehen; dies ist der einzige Punct, worin man Seyn und Wissen unmittelbar vereinigt glauben kann; und alsdann wäre die älteste Lehre Schellings gerade die beste. Allein auf ein Fordern und Sollen läſst sich die Wahrheit nicht ein; sie erscheint nicht wie ein Dämon auf irgend eine Beschwörungsformel. Unmittelbar offenbart sie sich dem Philosophen in gar keinem Puncte. Und was folgt daraus? Vermuthlich dieses, daſs es für uns gar keine Wahrheit gebe! Wir wollen dies für einen Augenblick annehmen. Unser vermeintes Wissen mag also ein bloſses Meinen seyn, das entweder gerade fort flieſst, von hypothetischen oder irrigen Vordersätzen zu deren Consequenzen, oder auch, falls Jemand gern von krummen Linien reden will, — unser Wissen mag hyperbolisch, parabolisch, spiralförmig, oder endlich kreisförmig in sich zurück flieſsen, nach Belieben! Wenn aber Jemand schon dahin gelangt, die Nullität des vermeinten Wissens zu erkennen: so besitzt er gerade hierin den Anfang des wahren Wissens; und er braucht jetzt nur noch Geduld und Anstrengung, um dahin zu gelangen. Denn eben die unumstöſsliche Gewiſsheit, daſs es für uns ein scheinbares Wissen giebt, und als Gegenstand desselben eine groſse und weite Erscheinungswelt in uns und auſser uns: diese Gewiſsheit ist das vollkommen veste Fundament, die eben so groſse und eben so breite Basis des wahren Wissens. Es ist nämlich nur nöthig, die Bedingungen zu finden, unter welchen allein die Erscheinungswelt erscheinen kann; dergestalt, daſs sie nicht erscheinen würde, wenn diese Bedingungen nicht wären. Hiebey ist von einem letzten Puncte, von einem einzigen Princip, — von einem Talisman, dessen Besitz uns zur Herrschaft über das gesammte Universum des Wissens verhelfen würde, nicht aufs entfernteste die Rede. Weiſs Jemand die Bedingungen anzugeben, unter denen allein es möglich ist, daſs Materie erscheine: so findet er hiemit die allgemeine Grundlehre der Naturphilosophie. Weiſs Jemand die Bedingungen anzugeben, unter denen allein es möglich ist, daſs ein Magnet, sammt seiner Polarität, erscheine: so findet er hiemit einen besondern Theil der Naturphilosophie. Weiſs Jemand anzugeben, unter welchen Bedingungen es allein möglich ist, daſs die Totalität eines Gedankenkreises in der Form der Ichheit eingeschlossen erscheine: so findet er hiemit die Anfänge der wahren Psychologie. Weiſs er von allen dem Nichts: so beharrt er in der Welt des Scheins, die für ihn nur gröſser und trüglicher wird, wenn er neben der sinnlichen Anschauung sich auch noch intellectuale Anschauungen einbildet.

Uebrigens wird man mir sagen: es sey beynahe die erste, früheste Schrift Schellings, gegen die ich hier gesprochen. Ich weiſs das, und weiſs auch, wie der erste Fehlgriff die folgenden erzeugt hat; die Verirrungen des Meisters und die Thorheiten seiner Schüler.

Seit diese Thorheiten in Umlauf kamen, ist die Philosophie mit einer Geschwindigkeit rückwärts gegangen, die selbst mir, dem Zeitgenossen, beynahe unbegreiflich vorkommt; künftige Literatoren, wenn sie die nüchternen Werke Kant's so nahe beysammen finden mit der Deuteley, die heute Philosophie heiſst, werden den Jahrszahlen auf den Büchertiteln nicht trauen. Auch sucht mehr und mehr die Gelehrsamkeit sich ohne Philosophie zu behelfen; sie weiſs, daſs Ansichten, deren Wandelbarkeit die Geschichte bezeugt, ihr wenig nützen können. Die Schwärmerey kommt im Gefolge des Empirismus; und ihre Fortschritte sind reiſsend. Der Respect, welchen ehedem die Wissenschaft dem Staate und der Kirche einflöſste, wird nicht gröſser sondern kleiner. — Wäre das Publicum stärker gewesen, so hätten einige Schriftsteller nicht so viel schaden können.

---

§. 32.

Um über den Begriff eines Subjects mit mannigfaltigen und wider einander wirkenden Vorstellungen etwas zu entscheiden: kann man sich theils an seinen höhern Gattungsbegriff, den einer Einheit, welche ein gegenseitig widerstrebendes Mannigfaltiges einschlieſse, theils an das specifische Merkmal wenden, daſs von Vorstellungen, und einem Subjecte derselben die Rede sey. Die eine wie die andre Betrachtungsart erfordert allgemein-metaphysische Reflexionen.

Der Begriff der Vorstellung bezeichnet das Vorgestellte als etwas Nicht-Reales, als ein bloſses Bild; welches, um vorhanden zu seyn, einer fremden Realität bedarf, nämlich des realen Subjects. Kann man nun die Qualität desjenigen Wesens, welches das Subject der Vorstellung ausmacht, unmittelbar darin setzen, daſs es ein Vorstellendes (die Existenz zu gewissen Bildern) sey? Um diese Frage zu beantworten, müſste man überlegen, ob der Begriff einer solchen Qualität eine absolute Position vertrage? (Man sehe in meinen Hauptpuncten der Metaphysik die §§. 1. und 2.) Im Fall einer verneinenden Antwort wird folgen, daſs dem Wesen das Vorstellen zufällig sey; und es wird weiter nachzusehn seyn, in wiefern einem Wesen überhaupt Accidenzen zugeschrieben werden können; welches auf die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen zurückkommt. (Hauptp. der Metaph. §. 5.)

Eben dahin weiset die andere Reihe von Betrachtungen. Einheit eines widerstrebenden Mannigfaltigen ist ein Begriff, der, mit innern Gegensätzen behaftet, eine absolute Position geradezu ausschlägt *). In solchen Gegensätzen steht schon das Mannigfaltige als solches; dann die Mannigfaltigkeit überhaupt wider die Einheit, endlich vollends das Widerstreben in diesem Mannigfaltigen. Also auch hier ist an Qualität eines Seyenden nicht zu denken; sondern nur an ein Zusammen mit andern und andern Wesen, sammt den Folgen davon, den Störunrungen und Selbsterhaltungen.

Nun sind die Selbsterhaltungen innere Thätigkeiten eines Wesens; sie sind aber nichts äuſseres, oder nach auſsen hin gerichtetes. Sollen deren mehrere unmittelbar zusammen oder wider einander wirken (wie hier die Vorstellungen): so müssen sie die verschiedenen Selbsterhaltungen eines einzigen Wesens seyn. Daraus erhellet die Einfachheit der vorstellenden Substanz, oder der Seele.

Hiermit wäre nun in der Kürze der Weg der allgemein-metaphysischen Untersuchungen nachgewiesen, welchen man gehen muſs, um die Beweise der vorhin aufgestellten Behauptungen zu finden. Begreiflicher Weise kann ich mich hier nicht auf ausführliche Erörterungen dessen einlassen, was an seinem rechten Orte ohne alle unmittelbare Beziehung auf Psychologie entwickelt wird. Wohl aber kann ich denjenigen Lesern, welche neben der gegenwärtigen Schrift meine Hauptpuncte der Metaphysik nicht bloſs anzusehen, sondern ernstlich zu durchdenken geneigt seyn möchten, durch die, in der Ueberschrift dieses Capitels angekündigte Vergleichung zwischen den Untersuchungen über das Ich, und denen, die zu den Begriffen von Substanz und Ursache führen, zu Hülfe kommen; denn eine solche Vergleichung wird eben so sehr zur genauern Einsicht in das Räsonnement des vorigen Capitels, als zum leichtern Verständ-

---

*) Bequemere Dienste, als die äuſserst gedrängten Hauptpuncte der Metaphysik, wird für manche der hier berührten allgemein-metaphysischen Gegenstände mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie leisten können. Man vergleiche daselbst §§ 97. 101. und besonders §. 113.

niſs der angedeuteten metaphysischen Lehrsätze beytragen.

§. 33.

Die anzustellende Vergleichung geht theils auf die Materie der Probleme, theils auf die Form der Untersuchung.

Der Materie nach sind die beyden ersten Hauptprobleme der allgemeinen Metaphysik (Hauptp. d. Metaph. §§. 3. 4.) dem hier abgehandelten darin ähnlich, daſs sie Principien sind; in der gleich Anfangs bestimmten zwiefachen Eigenschaft eines Princips, welches erstlich an sich gewiſs, zweytens eine abgeleitete Gewiſsheit zu ergeben geschickt seyn muſs.

Erstlich, es ist gewiſs, daſs wir uns Dinge mit verschiedenen, und veränderlichen Merkmalen vorzustellen genöthigt sind; denn dergleichen sind uns in der äuſsern Erfahrung eben so wohl, als das Selbstbewuſstseyn innerlich, gegeben.

Zweytens, die Begriffe solcher Dinge sind Anfangspuncte eines fortlaufenden Räsonnements gerade so, wie seinerseits das Ich: denn sie enthalten Widersprüche, welche aufgelös't werden müssen; und deren Auflösung zu neuen Lehrsätzen führt.

Am auffallendsten ist der Widerspruch im Begriffe des veränderlichen Dinges; der nämliche, über welchen die Eleaten, und nachmals Platon vielfältig geklagt, den aber die Neuern, theils ganz sorglos, theils im Besitz eingebildeter Aufschlüsse vernachlässigt haben. — Da der Begriff des Seyn nur in Beziehung auf ein Was, auf eine Qualität, Sinn und Bedeutung hat: so muſs vor allem die Qualität des Seyenden bestimmt können angegeben, oder falls sie unbekannt wäre, doch wenigstens als eine bestimmte vorausgesetzt werden. Ist nun im Gegentheil die Qualität, welcher das Seyn zugeschrieben wird, veränderlich, so entsteht der Begriff von anderem und anderem Seyenden; eben so vielfach, als die Angabe dessen wechselt, was da sey. Wird aber endlich Solches und wieder Anderes Seyendes für Eins und dasselbe ausgegeben, — wie denn dieses durch die Behauptung, daſs ein Veränderliches immerfort ein und dasselbe Ding bleibe, wirklich geschieht, — so liegt der Widerspruch, daſs Entgegengesetztes einerley seyn solle, klar am Tage.

Statt diesem Widerspruch abzuhelfen, hat man in unsern Zeiten den Begriff der Substanz zur Kategorie gestempelt und uns versichert, ein solcher Begriff läge nun einmal in unserm Verstande.

Der Begriff nämlich von dem beharrlichen Substrat der wechselnden Erscheinungen. Wobey zuvörderst anzumerken, daſs das Beharrliche ohne Widerspruch beharren, und die Erscheinungen ohne Widerspruch wechseln möchten, wofern nur zwischen jenem und diesen gar keine Gemeinschaft wäre, und die wechselnden, gleich fliegenden Schatten, die Qualität des Beharrlichen ganz unangetastet lieſsen. Wenn aber das Wasser (um ein altes Platonisches Beyspiel zu brauchen) bald flüssig, bald vest, bald dampfförmig erscheint *), so meint niemand, die Flüssigkeit, Vestigkeit, Dampfförmigkeit, ginge das beharrliche Substrat des Wassers nichts an: sondern, die entgegengesetzten Möglichkeiten dieser entgegengesetzten Erscheinungen legt man zusammen genommen dem Einen und sich selbst gleichen Beharrlichen, als inwohnende Eigenschaften, bey; und giebt ihm dadurch denn freylich eine beharrliche, aber zugleich widersprechende Qualität. Klagt nun Jemand, daſs für das Platonische ἕτερον und ταὐτὸν der Sinn unter uns verloren scheine: so hilft man sich mit der Versicherung, es sey ja nur von Phänomenen die Rede! Und alsdann macht man das Hauptgeschäfft unseres Verstandes daraus, dergleichen ungereimte Phänomene ernstlich, ja gar wissenschaftlich aufzustellen und abzuhandeln.

---

*) *Plat. Timaeus pag.* 342. Man wolle den Ausruf beherzigen: οὕτω δὴ τούτων οὐδέποτε τῶν αὐτῶν ἑκάστων φανταζομένων, ποῖον αὐτῶν, ὡς ὂν ὁτιοῦν τοῦτο καὶ οὐκ ἄλλο, παγίως διισχυριζόμενος, οὐκ αἰσχυνεῖ γέ τις αὐτόν; οὐκ ἔστιν.

Wäre wirklich unser Verstand von Natur mit jener widersinnigen Kategorie behaftet: alsdann eben bestünde die wahre Philosophie in einer Kritik des Verstandes; nämlich damit er lernen möchte, sich seiner misgebornen Natur zu schämen, und, falls er nach andern Formen nicht denken könnte, das Denken lieber gar aufzugeben.

Dagegen nun findet sich, daſs die Form der unvermeidlichen Auffassung sinnlicher Erscheinungen uns einen widersprechenden Begriff aufbürden will, den glücklicherweise der menschliche Verstand nur braucht gewahr zu werden, um ihn zu verabscheuen und auszustoſsen: wie denn die Alten die kräftigsten Mittel sich haben gefallen lassen, um nur jene ungereimten Erscheinungen aus dem Gebiet des Wissens zu verbannen; und sie entweder (wie die Eleaten) geradezu für Trug und Täuschung, oder (wie Platon) für Gegenstände schwankender Meinungen erklären zu können. Weil sich nun hiebey die Alten offenbar zu weit von der Erfahrung entfernt haben, so müssen wir andre Wege einschlagen, um nämlich für die Erfahrung andre und bessere Begriffe zu gewinnen, die in dem Kreise der erwähnten Kategorien nicht liegen können. Und dieses ist denn das Hauptgeschäfft der allgemeinen Metaphysik. —

Was hier von dem Begriffe des veränderlichen Dinges gesagt worden, dasselbe gilt im Wesentlichen von dem Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen. Nämlich es brauchen nicht entgegengesetzte, noch successive Merkmale zu seyn, um jenen Widerspruch in der Qualität des Seyenden zu erzeugen; er entsteht schon aus der Summe derjenigen Eigenschaften, die man im gemeinen Leben einem Dinge ganz unbedenklich neben einander einräumt. Das Quecksilber ist weiſs und flüssig und schwer; — wird wohl hierin ein Widerspruch liegen? Allerdings! sobald das Eine Ding durch eine vielfältige Qualität bezeichnet wird. Man lege sich die Frage vor: Was ist das Quecksilber? Diese Frage verträgt nicht die Antwort: das Quecksilber ist weiſs und flüssig und schwer. Die Verkehrtheit läſst sich fühlbar machen durch eine neue Frage: Ist denn das Weiſse, flüssig und schwer? Oder ist das Flüssige, weiſs und schwer? Oder ist das Schwere, weiſs und flüssig? — Will man nun die erste falsche Antwort verbessern, so wird man das Quecksilber als den Stoff bezeichnen, welcher die mehrern Eigenschaften hat, und in sich vereinigt. Könnte man nur dieses Haben, dieses In-sich-vereinigen, deutlich machen! Unglücklicherweise ist das Haben eines Mannigfaltigen selbst mannigfaltig, und es will scheinen, als müſste dies vielfältige Haben, um die Qualität des Einen Seyenden nur berühren zu können, erst wiederum gehabt werden, durch ein neues, — ohne allen Zweifel wiederum vielfältiges Haben! Bey dem In-sich-vereinigen sagt es nun gar der Klang des Wortes, daſs man eben ein Wort eingeschoben, wo der Sinn mangelte. Denn gerade von der Einigung des Mannigfaltigen war die Frage, indem bey den bekannten sinnlichen Kennzeichen des Quecksilbers dennoch von dem Was desselben als von einem unbekannten geredet wurde. Nun beruhigen sich die Meisten dabey, daſs sie nicht wissen, wie das Eine zu mehrern Eigenschaften komme? Und freylich wissen sie es nicht. Denn setzen wir irgend ein *A* als die Qualität des Seyenden, so ist dies Eine und sich selbst gleiche weit entfernt, eine Mehrheit zu ergeben. Haben wir aber in *A* gleich Anfangs eine Mannigfaltigkeit einzuschlieſsen uns erlaubt: so dürfen wir nun schon gar nicht wagen, uns die Frage vorzulegen, was eigentlich sey? Denn die Antwort enthält sogleich das Geständniſs, daſs wir Mehrern das Seyn beygelegt, und dennoch für diese Mehrern eine Einheit, — wir wissen nicht Welche? angenommen haben.

Der Widerspruch ist nun hoffentlich klar genug. Man nimmt an, das Seyende sey Eins; und auf die Frage: Was für eins? antwortet man durch eine Mehrheit von Bestimmungen. Mehrerley nun ist nicht Einerley. Und es ist völlig vergeblich, eine unbekannte Qualität anzunehmen, von der nur soviel bekannt sey, daſs sie die mehrern Bestimmungen zulasse. Denn immer ist es schon Mehrerley in ihr selber, daſs sie gestattet, von jenen mehrern Bestimmungen auf was immer für eine Weise behelligt zu werden.

Das Gesagte beruhet übrigens auf der Voraussetzung: man habe die Qualität eines Seyenden anzugeben. Daraus eben entspringt die Gefahr, Vieles Seyendes einem einzigen unterzuschieben. Wird der Begriff des Seyn bey Seite gesetzt, so ist für ganz andre Betrachtungen Raum, die wir aber hier nicht verfolgen können.

Statt dessen möchte es beynahe erlaubt seyn, die Warnung gegen das andächtige: die Dinge an sich kennen wir freylich nicht! nochmals zu wiederhohlen; und zu erinnern, daſs widersprechende Begriffe auf das, was zu seyn scheint, eben so wenig passen, als auf das was ist. Hiezu aber kommt noch, daſs, wie oben gezeigt, die für vest gehaltene Burg des Idealismus (das Selbstbewuſstseyn) eben sowohl auf einem Vulkan erbaut ist, als jede Naturlehre, welche die Begriffe von Substanz und Kraft nicht im voraus berichtigt hat; daher denn die gangbare Theorie von Phänomenen und Noumenen schwerlich noch einen vesten Punct besitzen möchte, auf welchen sich verlassend, sie die Umarbeitung der vorliegenden widersprechenden Erfahrungs-Begriffe für unnütz erklären dürfte.

Anmerkung.

Eine historische Erinnerung kann behülflich seyn, daſs man den Gegenstand des vorstehenden Paragraphen leichter ins Auge fasse. Bekanntlich ist es gerade der Begriff der Substanz, um welchen die Spitzfindigkeiten der aristotelisch-scholastischen Philosophie sich vorzugsweise drehen. Nun sind zwar diese Spitzfindigkeiten an sich keine Erkenntniſs der Wahrheit; aber sie geben in so fern ein lehrreiches Schauspiel, als sie aufmerksam machen auf einen Punct, der die Denker nothwendig in

Verlegenheit setzen muſste. Ich will aus Baumgartens Metaphysik ein paar Paragraphen hierher setzen.

§. 40. *Complexus essentialium in possibili est essentia, (esse rei, ratio formalis, natura, quidditas, forma, formale totius, ουσια, τισοτης, substantia, conceptus entis primus.)* Hier zeigen schon die vielen Synonymen, wie viel Mühe man sich gegeben hat, den *complexus*, die Einigung des Vielen, aufzufassen.

§. 196. *Id in substantia, cui inhaerere possunt accidentia, sive substantia, quatenus est subiectum; id, cui accidentia inhaerere possunt, substantiale vocatur; nec accidentia existunt extra substantiale.*

Welche monströse Erfindung! So möchte man hier ausrufen. — Wie? Braucht denn die Substanz noch ein *substantiale*, damit Accidenzen in ihr wohnen können? Heiſst sie nicht gerade in dieser Beziehung Substanz, in wiefern sie Accidenzen trägt? Muſs und kann und darf denn zwischen sie selbst, und ihre Accidenzen — die ja eben die ihrigen sind, — noch ein Mittelglied, das *substantiale*, eingeschoben werden? Was ist denn damit gewonnen? Wollen wir nicht noch einen neuen Kitt erfinden, vermöge dessen das *substantiale* mit der Substanz zusammen hänge? Und abermals einen andern Kitt, um die Accidenzen in das *substantiale* hinein zu leimen? Wird denn dieser Kitt nicht nochmals an die Glieder, die er verknüpfen soll, angeheftet werden müssen? Wird man nicht auf diese Weise die Mittelglieder ins Unendliche vervielfältigen müssen?

Oder was ist das für ein *quatenus,* in dem Ausdrucke: *substantia, quatenus est subiectum?* Soll die Substanz sich selbst entgegengesetzt werden? Will man sie auffassen, einmal in so fern, als sie ein Subject für Prädicate ist, ein andermal in so fern, in wie ferne sie nicht Subject für ihre Prädicate ist? Darf sie denn jemals anders gedacht werden, als eben in so fern, in wie ferne sie ihre *essentialia*, ihre *attributa*, in sich vereinigt?

Hier habe ich die Sprache einer Verwunderung angenommen, wie sie demjenigen natürlich ist, der — noch nicht tief ins metaphysische Denken eingedrungen ist.

Denn allerdings mufsten die Scholastiker die Substanz sich selbst entgegensetzen. Allerdings soll sie selbst gedacht werden als Eins; ihr *substantiale* aber soll empfänglich seyn für das vielfache Haben der vielen Accidenzen und Attribute. Allerdings sind hier nothwendig zwey Gedanken, die aber freylich Einer seyn sollten, — und nicht können. Die Substanz ist jener homerische Herkules, der selbst bei den seligen Göttern wohnt, während sein Schatten in der Unterwelt wandelt.

Mit einem Worte: das *substantiale* ist der Widerspruch im Begriff der Substanz, wodurch sie ein metaphysisches Problem wird.

Was wird nun derjenige thun, dem dies Problem, das allgemeinste der ganzen Metaphysik, eine Anregung zum Denken gegeben hat? Eine dreyfache Wahl liegt vor ihm. Entweder sich in scholastische Grübeley zu versenken, oder mit dem Verslein: grau, Freund, ist alle Theorie, sich tröstend, aus der Schule ins freye Leben sorglos hinüberzutreten (wobey er nicht vergessen darf, dafs sich alsdann die Pforte der Schule hinter ihm schliefst), oder endlich, die Kraft seines Denkens anzustrengen, damit er den Grund des Widerspruchs genau erkenne, ihn hinweghebe, und nachsehe, welche Veränderung hiedurch in dem vorliegenden Begriffe entstehe. Hierüber giebt das Folgende weitere Auskunft.

---

§. 34.

Wenn die drey Begriffe, des Ich, der Veränderung, und des Dinges mit mehrern Merkmalen, undenkbar erfunden werden, so ist gewifs schwer zu sagen, was denn noch denkbares in dem ganzen Kreise unserer realen Erkenntnisse übrig bleibe? Wenn aber einem von diesen Begriffen durch irgend eine Art von Reflexion eine Hülfe hat geleistet werden können, so ist wohl zu vermuthen, daſs eine ähnliche Hülfe für alle bereit seyn werde. Haben wir demnach zur Auflösung der Widersprüche im Ich wenigstens einige Schritte thun können, so wäre es schon der Mühe werth, der Analogie nachzugehn, um zu versuchen, ob nicht das Nachdenken über die andern Probleme dieselbe Richtung nehmen dürfte?

Aber diese Analogie würde sich zu einer Methode erheben, sobald man fände, daſs im Allgemeinen auf der Natur eines widersprechenden Begriffes ein gewisser Gang des Denkens beruhe, welchen zu nehmen man gezwungen sey, falls man den Widerspruch los werden wolle.

Bey diesem zweyten formalen Theile unserer Vergleichung der verschiedenen Probleme, kommt uns nun sogleich die Logik mit einer allgemeinen, und höchst einfachen Bemerkung zu Hülfe; nämlich das von zweyen contradictorischen Gegentheilen gewiſs eins wahr sey, wenn das andre falsch ist. Demnach, wenn es falsch ist, daſs Entgegengesetztes einerley sey, so ist wahr, daſs Entgegengesetztes nicht einerley ist. Wenn es falsch ist, daſs im Ich, Object und Subject dasselbe seyen, so muſs es wahr seyn, daſs Object und Subject nicht dasselbe sind. Wenn es undenkbar ist, daſs ein Ding mit veränderter Qualität eins und dasselbe sey, so muſs man zugeben, daſs es nicht dasselbe ist. Wenn es keinen Sinn hat, daſs der Stoff eines Dinges, und die Realitäten, welche man wegen der mehrern Merkmale dieses Dinges annimmt, ein und dasselbe seyen, so muſs anerkannt werden, daſs die genannten Realitäten von jenem Stoffe zu unterscheiden sind. Mit einem Worte, die Identität, welche den Widerspruch verursacht, muſs geleugnet werden.

So klar nun dieses ist, so haben wir dennoch in den neuesten Zeiten manchmal von Widersprüchen gelesen, die man vereinigen wollte. Die entgegengesetzten sollten Eins und dasselbe werden. Das heiſst mit andern Worten: der Widerspruch solle, wenn er etwa noch nicht vorhanden wäre, jetzt eben gestiftet werden! Denn die Entgegengesetzten, die er einschlieſst, fechten einander gar nicht an, wenn sie nicht für Eins ausgegeben werden. Weiſs und schwarz bestehen vollkommen neben einander, nur daſs man das Weiſse nicht selbst für schwarz erklären wolle. Jene Vereinigung aber sieht einer Versöhnung ähnlich, wobey man den Charakter der Feinde nicht gehörig erforscht hat. Der Streit dauert im Verborgenen fort, und verdirbt die Systeme wie die scheinbaren Freundschaften. — Im Grunde beweis't ein solches Verfahren, daſs man an das Widersprechende in den aufgestellten Problemen nicht ernstlich glaubt. Und dies ist soviel, als daſs man das Bedürfniſs metaphysischer Untersuchungen nicht in seiner ganzen Stärke empfindet. Es ist eine Schwachheit der neuern Zeiten, speculative Schwierigkeiten durch alle ersinnlichen Künste, bald schöner Worte, und aufgeregter Phantasien und Gefühle, bald harter Machtsprüche, und vorgegebener Anschauungen und Offenbarungen, — zu bedecken, zu verhüllen, aus den Augen zu rücken, aus dem Sinn zu schlagen. Was Wunder, daſs die Speculation nicht von der Stelle kommt, da ihr erstes Gesetz Aufrichtigkeit ist, nämlich Aufrichtigkeit gegen sich selbst!

Waren die oben entwickelten Begriffe nicht widersprechend? Dann brauchte man sie nicht als solche aufzustellen. Eine bloſse Künsteley, ein gesuchter Schein des Mühsamen der Nachforschung, ist der Philosophie ganz und gar unwürdig. Sind sie aber in der That, so wie sie gegeben und gefunden werden, mit sich selbst im Streit: so muſs man damit anfangen, das Streitende zu sondern; ja man muſs diese nämliche Operation so vielemal wiederhohlen, als noch eine neue Spur widerstreitender Bestimmungen sich entdeckt.

Dieses nun gerade ist der allgemeine Charakter derjenigen Methode, welche ich Methode der Beziehungen genannt, und in den Hauptpuncten der Metaphysik gleich

im

im Anfange vorgetragen habe. An dem Faden derselben läuft auch das Räsonnement im §. 28. dieses Buches fort, obgleich daselbst von keiner Methode ist gesprochen worden.

Diese Methode hat verschiedene Misverständnisse erlitten; man würde aber dieselbe sehr bald, entweder verstehen und annehmen, oder aber verstehen und verbessern, wenn man nur erst von der widersprechenden Natur der metaphysischen Principien überzeugt wäre. So lange es daran fehlt, wird die Methode für ein Hirngespinnst gehalten werden. Inzwischen wird mir erlaubt seyn zu sagen, daſs dieselbe gröſstentheils durch Abstraction aus den Reflexionen über die erwähnten Probleme ist gewonnen worden; daſs sie demnach von dem Gefühl der Nothwendigkeit, von welcher das Nachdenken über jene Probleme getrieben wird, eingegeben, und nichts weniger als willkührlich ersonnen ist. Ihren Platz aber bekam sie in den Hauptpuncten der Metaphysik deshalb ganz vorne, weil sie als allgemeine Methode jeder ihr unterzuordnenden Untersuchung vorangestellt werden muſste. Dabey ist nun unvermeidlich, daſs sie dem nicht gehörig vorbereiteten Leser früher entgegentritt, als er das Bedürfniſs darnach empfunden, und hiemit die Möglichkeit der Einsicht in dieselbe sich verschafft hat.

Die Methode beruht auf folgenden Momenten: Ein widersprechender Begriff A enthalte die entgegengesetzten Glieder M und N, welche er für identisch ausgiebt; so muſs zuvörderst, wie schon auseinandergesetzt, deren Identität geleugnet werden. Soweit sind wir beym Ich, indem wir ihm ein fremdes Object leihen, welches gerade soviel heiſst, als, das Object ist ein anderes als das Subject. Nun ferner entsteht allemal die Schwierigkeit, daſs die Glieder M und N, welche in dem widersprechenden, aber gegebenen Begriffe als Eins und dasselbe aufgefaſst waren (wie Object und Subject in dem gegebenen Begriffe des Ich) ihre Gültigkeit verlieren, sobald sie gesondert werden: denn als gesondert sind sie nicht gegeben. Ein Object, welches dem Subjecte nicht gleich ist, kommt im Begriff des Ich nicht vor, und ist eben deshalb ein Begriff ohne Bedeutung, wenn wir ihn nicht wieder an das Gegebene anzuknüpfen wissen. Folglich müssen wir jedes der gesonderten abermals identisch setzen dem andern; z. B. M, welches von N gesondert war, muſs dem N wiederum gleich gesetzt werden. Dies verwickelt uns in einen secundären Widerspruch; M nicht $= N$, und M dennoch $= N$. Im §. 28. entsprechen dieser Formel die beyden Reflexionen: zum Ich gehört ein Object, das ihm fremd, — und dennoch nicht fremd, sondern dem Subjecte gleich sey. — Da nun hier M mit sich selbst im Widerspruch erscheint, so muſs wiederum, wie vorhin, nach der angeführten allgemeinen logischen Regel, die Identität verneint werden. Dem gemäſs ist es nichtdasselbe M, dessen Identität mit N gefordert und doch auch geleugnet wurde; sondern man muſs dafür mehrere M annehmen. So sind im Ich mehrere Objecte angenommen worden. Will man nun die Methode nach aller Strenge beschreiben, so ist hiebey zu bemerken, daſs zwar Anfangs die mehrern M so auftreten, als ob eins die Identität mit N besäſse, das andre nicht; daſs aber jenes im alten Widerspruch befangen, dieses vom Gegebenen abweichend und folglich ein ungültiger Begriff seyn würde; daſs demnach beyden beydes, Identität und Nicht-Identität mit N, zukomme; wodurch jedes in den vorigen Widerspruch verwickelt, und abermals in eine Mehrheit zerschlagen werden muſs. Kurz, der secundäre Widerspruch steigt gleichsam auf Potenzen ins Unendliche fort (nur nicht gerade auf Potenzen der Zahl zwey, denn die Leugnung der Identität ergiebt nicht bestimmt zwey M, sondern überhaupt mehrere). Dieses nun ist in der Betrachtung des Ich übergangen worden, weil man bey einem bestimmt vorliegenden Probleme sich gleich auf der Stelle sehr leicht besinnt, worauf es ferner ankomme. Nämlich, sobald mehrere M angenommen sind, bietet sich die Betrachtung dar, daſs jedes derselben einzeln genommen die alte Schwierigkeit der Identität mit *N*, welche nicht denkbar und doch durchs Gegebene gefordert ist, erneuern werde; daher man voraussetzen muſs, daſs sie zusammengenommen eine gewisse Modification erlangen werden, aus welcher dasjenige hervorgehe, was dem andern Gliede des Hauptbegriffs gleich zu setzen sey. Eine solche Modification müssen die mehrern Objecte, welche einem und demselben Vorstellenden vorschweben, sich gegenseitig schaffen. — Die fernere Untersuchung des §. 29., welcher gemäſs die Vorstellungen jener Objecte als Kräfte wider einander wirken müssen, geht schon über das Allgemeine hinaus, was bey allen gegebenen Widersprüchen einerley Gang des Denkens, oder einerley Methode erfordert. Das Resultat der Methode ist allemal die Vervielfältigung eines von den beyden Gliedern des gegebenen Widerspruchs; welches das zu vervielfältigende Glied sey, muſs man aus der Eigenthümlichkeit des Problems beurtheilen. Z. B. beym Ich wird es Niemandem einfallen, eine Mehrheit der Subjecte anzunehmen, um diese dem Objecte gleich zu setzen; weil dies geradezu die Einheit des Bewuſstseyns aufheben würde.

Zu dem nämlichen Resultate führt ein anderer, kürzerer Weg, der aber gleich Anfangs durch eine Hypothese betreten wird. Da *M* für sich nicht gleich *N* seyn kann: so werde *M* durch irgend ein *X* modificirt, und in so fern gleich *N*. Nun enthält der Hauptbegriff nur *M* und *N*. Um sich also vom Gegebenen so wenig als möglich zu entfernen, und keine fremdartigen Merkmale eines beliebig angenommenen *X* zuzulassen: setze man *X* gleich *M*; so hat man mehrere *M*, wie zuvor. Das Object im Ich werde durch irgend ein *X* modificirt, um dem Subjecte gleich seyn zu können. Aber was für ein *X* wird man in den Begriff des Ich einlassen dürfen, der nichts anderes kennt, als nur Object und Subject? Die geringste mögliche Abweichung von dem gegebenen Begriff besteht darin, ein Object durch ein anderes modificiren zu lassen. So wird *X* selbst ein Object, ein Vorgestelltes; oder, wenn es nöthig seyn sollte, eine unbestimmte Menge von Vorgestellten und folglich von Vorstellungen wird sich gegenseitig dahin bringen, daſs, wer sie unter ihrer nun gewonnenen Modification sich denkt, dieser in ihnen das Vorstellende selbst erblickt.

Worin sich diese zweyte Form des Räsonnements von der ersten unterscheide, ist leicht zu sehen. Was bey der ersten den Beschluſs machte, wird hier zuerst angenommen. Dort fand sich am Ende, daſs auf dem Zusammen, auf der gegenseitigen Modification der *M*, die Auflösung beruhen müsse; hier wird die Modification gleich Anfangs gefordert. Dabey aber wird der Fehler begangen, den allgemeinen Begriff irgend eines modificirenden *X* so einzuführen, als ob es erlaubt wäre, das Problem wie ein Räthsel zu behandeln, und frey umherzusinnen, was wohl für ein *X* taugen möchte um *M* zu modificiren? Dieser Fehler wird hintennach verbessert, indem *X* gleich *M* gesetzt wird. So erscheint die Auflösung als beruhend auf der kleinsten möglichen Veränderung des gegebenen Begriffs. Derselbe war Anfangs: Identität von *M* und *N*. Er ist am Ende: Identität von *N* mit *M* modificirt durch *M*; nämlich mit einem *M*, modificirt durch ein anderes, das der Art nach auch ein *M* ist. Dabey kommen keine neuen Merkmale in den Begriff, auſser nur das der Vielheit der *M*, und diejenigen, welche in der Modification der *M* entspringen, oder wegen derselben angenommen werden müssen. So bleibt der Hauptbegriff in seinen nothwendigen Beziehungen eingeschlossen, die sich aus ihm selbst ergeben. Wäre *X* aber nicht = *M*, sondern ein Begriff mit fremden Bestimmungen: so käme das Fremde am Ende in der Auflösung als Abweichung vom Gegebenen zum Vorschein. Die Auflösung ergäbe nämlich: Identität von *N* mit *M*, so fern das letztere modificirt würde durch etwas solches, wovon im Gegebenen nichts zu finden wäre. Dergleichen möchte höchstens als Hypothese zu dulden seyn, falls zuvor die Auflösung nach unserer Methode vergebens versucht wäre.

Es möchte aber Jemand fragen, warum nicht $X = N$ gesetzt werden könne, da doch diese Bestimmung nichts auſser dem gegebenen Begriffe liegendes herbeyführen würde *). Versucht man dieses, so lautet die Auflösung: N ist identisch mit M modificirt durch N. Da kommen zwey verschiedene N vor; eins, welches in der Modification des M erst entspringen, welches das modificirte M seyn soll; ein anderes, welches dieser Modification vorausgesetzt wird, da es sie selbst vollbringen soll. Hier wird offenbar N in verschiedenem Sinn genommen; und das modificirende N wäre in der That für den gegebenen Begriff, der nur von dem mit M identischen N Kunde gab, ein Fremdes.

Im Beyspiel: Das Subject werde gleich gesetzt dem Object modificirt durchs Subject. Diese Auflösung des Problems vom Ich möchte wohl Jemand unterstützen, indem er sie so auslegte: Wir erkennen uns selbst, indem das Denkende in uns die ihm vorschwebenden Objecte modificirt; sie, die bisher als Dinge erschienen, jetzt (durch einen Sprung) als bloſse Bilder auffaſst, und einsieht, daſs die Realität dieser Bilder nur die des Denkenden seyn könne. Da wäre also dem Denkenden gerade jene Spontaneität der Reflexion zugeschrieben, welche wir oben verwarfen; jener absolute Aufsprung, wodurch das Vorstellende in seiner Thätigkeit sich selbst ergreifen sollte. Aber der Begriff des Ich macht uns mit einem solchen selbstthätigen Subjecte, welches in seine eignen Vorstel-

---

*) In meiner Abhandlung: *theoriae de attractione elementorum principia metaphysica*, hat sich in die Note zum §. 9., wo die zweyte Formel der Methode kurz angegeben ist, ein Fehler eingeschlichen, den ich hier berichtigen muſs. Es heiſst nämlich dort: *accedente autem τῷ N ad M, pristina redit contradictio.* Allein dies paſst nicht; denn die Meinung würde seyn, daſs M durch N modificirt werden, nicht daſs es ihm gleich seyn solle; und das bloſse Modificiren würde keinen Widerspruch in sich schlieſsen.

lungen eingriffe, und sie dadurch in Spiegel seiner selbst aus eigner Macht verwandelte, — keinesweges bekannt. Der Begriff des Ich setzt nicht das Subject als ein Thätiges dem Selbstbewuſstseyn voran: sondern er setzt es in das Selbstbewuſstseyn hinein, und bindet es an die Identität mit dem Objecte. Wenn wir aber gleichwohl in der Auflösung ein Subject überhaupt vorauszusetzen scheinen: so geschieht dieses in dem Sinne, als wir bey jedem Object ein Subject voraussetzen, für jedes Vorgestellte ein Vorstellendes annehmen müssen. Diesen Begriff würden wir überschreiten, wenn wir dem nämlichen Subject, welchem irgend ein Bild vorschwebt, nun noch auſser dem Vorstellen dieses Bildes sprungweise das Modificiren desselben Bildes zuschreiben wollten, wodurch es bey Gelegenheit desselben seiner selbst gewahr werden sollte. Ein solches Gewahr-werden ereignet sich zwar wirklich, es geschieht aber nicht sprungweise, sondern im natürlichen Laufe objectiver Vorstellungen. Besäſse hingegen das Subject erstlich eine Thätigkeit allerley Fremdes vorzustellen, und zweytens eine andre Thätigkeit, sich selbst absolut über dem Vorstellen zu ertappen: so geriethe es in den allgemeinen Widerspruch des Dinges mit mehrern Merkmalen hinein, welchen wir in der letztern Hälfte des §. 33. entwickelt haben.

Fragt man nun endlich noch, was für eine Gewiſsheit unserer Methode denn eigen sey, daſs vermöge ihrer Bearbeitung die Widersprüche weichen müſsten? so ist die Antwort: eine solche Gewiſsheit ist der Methode ganz und gar nicht eigen, und eben so wenig ihr jemals zugeschrieben worden. Die Gewiſsheit der Auflösbarkeit müssen die Probleme selbst mit sich führen; und das ist allemal der Fall, wenn ein gegebener Begriff, durch welchen ein *Reales* gedacht werden soll, einen Widerspruch verräth. Daſs im Begriff des Ich keine Widersprüche stecken bleiben dürfen, fordert das Selbstbewuſstseyn; und es verbürgt den Erfolg der Untersuchung noch vor dem Beginn. Die Methode aber bezeichnet nun dem Denker die ersten Schritte, welche er, durch das Problem selbst getrieben, wird nehmen müssen; und dadurch erleichtert sie es, gleich Anfangs die rechte Bahn zu finden. Gesetzt jedoch, es käme ein Fall vor, wo die Methode sich aus irgend einem Grunde unbrauchbar zeigte bey einem Widerspruch, dessen Auflösbarkeit nicht bezweifelt werden könnte: was würde daraus folgen? Etwa daſs die Methode falsch sey? Keinesweges! Sondern dieses, daſs die ersten Schritte im Denken, welche man auf allen Fall versuchen muſste, nicht hinreichten; daſs man vielmehr seinen Weg werde weiter fortsetzen müssen. Es könnte seyn (um die vorige zweyte Formel wieder zu gebrauchen), daſs *M* in der That durch ein *X*, welches nicht gleich *M* wäre, modificirt werden müſste, um der Identität mit *N* zu entsprechen. Allein in diesem Falle wäre der gegebene Begriff kein Princip (und überdies im hohen Grade mangelhaft gegeben oder aufgefaſst); weil er die fremden Bestimmungen des einzuführenden *X* nicht angeben, daher auch den Gang des Nachdenkens nicht leiten könnte. Der beste Rath bestünde hier darin, eine solche Untersuchung, welche keinen bestimmten Weg finden könnte, so lange bey Seite zu setzen, bis aus andern erlangten Kenntnissen sich Hülfsbestimmungen darböten. Gewiſs ist es der Fall, daſs man oftmals Probleme zu früh ergreift, und sich Gegenstände des Nachdenkens wählt, welche die nothwendigen Eigenschaften der Principien nicht besitzen.

§. 35.

Um die Vergleichung der verschiedenen Probleme, und ihrer Behandlung, zwar nicht Schritt für Schritt zu verfolgen (welches nun dem Leser kann überlassen werden), — aber doch zu einer Uebersicht zu bringen, erinnern wir an den berühmten Satz des zureichenden Grundes; welcher oft als Axiom aufgestellt, zuweilen auch mit Beweisen versehen worden ist, die aber fehlerhaft waren. Leibniz trieb den Gebrauch dieses Satzes so weit, daſs er fragte: warum vielmehr Etwas sey als Nichts? *) Wir wollen uns beschränken, vom zureichenden Grunde der Veränderungen zu reden; und alsdann wird sich die Nothwendigkeit, einen solchen Grund anzunehmen, und damit der gesuchte Beweis jenes Satzes, in dem Widerspruche finden, der nach §. 33. in dem Begriffe eines veränderlichen Dinges enthalten ist.

Wenn eine Sache, die man als eine solche und keine andre zu kennen glaubte, sich vor unsern Augen verändert: so bleibt schon der gemeine Verstand nicht bey dem Ungedanken stehn, dieses Neue und jenes Alte sey Eins und dasselbe; sondern er nimmt an, ein Zusammen der Sache mit irgend einer andern Sache sey entweder eingetreten oder aufgehoben. Das flüssige Wasser, in Eis verwandelt, habe Wärme verloren; dasselbe als Dampf verflüchtigt, habe Wärme in sich genommen. So wird die Schuld des anscheinenden Widerspruchs auf etwas Fremdes geschoben. Dieses Fremde wird gedacht als eingreifend, als sich verbindend mit dem, was die Veränderung leidet; es wird also gedacht, wegen einer Nothwendigkeit, die im Denken entsteht; es wird nicht angeschaut, denn die Erfahrung begnügt sich vielmehr, uns in der sinnlichen Erscheinung das widersprechende veränderliche Ding vor die Augen zu stellen. Uns selbst bleibt es überlassen, getrieben vom Bedürfniſs des Denkens, unter den begleitenden Umständen der Erscheinung dasjenige aufzusuchen, auf welches wir die Schuld des Widerspruchs abladen, welches wir als das Hinzukommende oder Entweichende ansehen können.

Eine völlig fertige Kategorie der Ursache aber ist hier eben so wenig zu finden, als vorhin eine Kategorie der Substanz. Vielmehr wird das Zusammen der Mehrern, in so fern daraus eine neue Erscheinung an einem sonst wohlbekannten Gegenstande soll verstanden werden, uns sogleich zum Räthsel, sobald wir uns fra-

---

*) *Leibnit. op. ed. Dutens. Tom. II. pag.* 35. §. 7.

gen, wie denn die Wirkung in dem Einen habe erfolgen können, vermöge des andern? Wobey nur so viel klar ist, daſs dazu Mehr gehöre, als bloſses Nebeneinander seyn, daſs das Zusammenkommen der Ursache und des leidenden Gegenstandes die bloſs räumliche oder zeitliche Nähe überschreiten, und etwas dabey vorgehn müsse, welches vorläufig mit den Worten Eingreifen, Verwandtseyn und sich gegenseitig binden, bezeichnet werden könne.

Hier nun muſs der gemeine Verstand, wie er unter andern in der, so eben gebrauchten, metaphorischen Sprache der Chemiker sich äuſsert, in Schutz genommen werden gegen die unrichtigen Ansichten der Kantischen Schule, welche aus der Verlegenheit entstanden, dem Causalbegriffe, der allerdings nicht im Gegebenen unmittelbar gefunden, sondern in dasselbe hineingetragen wird, seinen Ursprung nachzuweisen. Kant lehnte in dieser Verlegenheit die Causalität an die Zeit, — mit der sie gerade gar nichts gemein hat! Es ist längst bemerkt, daſs zwischen Ursache und Wirkung sich kein Vorher und Nachher einschieben darf, als ob die Wirkung noch dürfte auf sich warten lassen, nachdem sie schon vollständig begründet ist. Die Priorität der Ursache liegt bloſs im Begriffe; man muſs das Zusammen der Mehrern voraussetzen, damit die neue Erscheinung nicht die Identität dessen verletze, an dem sie erscheint. — Ueber der Betrachtung der Zeit-Verhältnisse geht bey Kant das wesentliche Merkmal des Eingreifens ganz verloren; und je schlechter nun eben in diesem Puncte der allgemein vorhandene Begriff der Ursache aufgefaſst ist, um desto weniger hätte ein so misverstandener, seiner Bedeutung und seinem Ursprunge entfremdeter Gedanke, unter dem Namen einer Kategorie für eine Form des Denkens ausgegeben werden sollen.

Statt einer vesten Form des Denkens zeigen sich in der Annahme einer Ursache zu der Veränderung vielmehr die ersten nothwendigen Schritte der Untersuchung;

eben dieselben, welche sich nach der Methode der Beziehungen ergeben müssen, und sich folglich aus ihr erläutern lassen. Das in der Veränderung entstandene Neue wird als eine Modification des Schon-Vorhandenen mit Hülfe eines Dazutretenden angesehn. Zwey Stoffe (die mehrern M) zusammengenommen sollen das Neue (N) ergeben. Hier ist die Untersuchung über die Möglichkeit der Veränderung gerade so weit gediehen, als die Untersuchung über die Möglichkeit des Ich an der Stelle, wo mehrere Objecte für dasselbe Vorstellende angenommen werden. Aber so wenig man nun hieraus das Ich begreift, so gewiſs vielmehr noch eine weitläuftige Untersuchung bevorsteht, zu der man nur den ersten Anlauf genommen hat: eben so sicher ist der Begriff der Ursache auch nur der Anfang und die Eröffnung einer weitaussehenden Nachforschung, welche die Metaphysik vollenden muſs, während der gemeine Verstand schon bey den ersten Schritten ermattet.

Eine wichtige Bemerkung über diese ersten Schritte muſs noch hinzugefügt werden, wodurch sich unsre Vergleichung der verschiedenen Probleme am Ziele finden wird. Wir haben oben im §. 33. gesehn, daſs nicht bloſs die successiven Merkmale des Veränderlichen, sondern auch die gleichzeitigen, — überhaupt die mehrern Bestimmungen Eines und desselben Dinges, einen Widerspruch erzeugen. Dieser seltener bemerkte Widerspruch zieht gleichwohl eine ganz ähnliche Untersuchung nach sich, als jener; und es findet sich, daſs kein einziges, in der gemeinen Erkenntniſs vorkommendes Merkmal der Dinge, als wahre Eigenschaft des Wesens angesehen werden könne, sondern daſs jedes Element der Erscheinung als Andeutung einer Modification eines Wesens durch ein anderes betrachtet werden müsse. Dieses giebt der Untersuchung, auf welche der Causalbegriff führt, eine auſserordentliche Erweiterung; und es wird Ein und dasselbe Geschäfft, den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen, und den zwischen Accidenzen und Substanzen zu erklären. —

Der äuſserste Punct, bis zu welchem die Vergleichung, die uns beschäfftigt, kann getrieben werden, und von wo schon die fernere Divergenz anhebt, zeigt sich bey der Auflösung des Problems vom Ich, an jener Stelle, wo die verschiedenen Objecte, auf deren Zusammen das Selbstbewuſstseyn beruhen soll, als Entgegengesetzte, und deren Vorstellungen als einander aufhebend nachgewiesen werden. Dem entspricht bey der Untersuchung über Substanz und Causalität der Gegensatz unter den Qualitäten der Wesen, auf deren Zusammen theils die successiven, theils die simultanen Merkmale der sinnlichen Dinge zurückgeführt werden *). Nämlich gerade so, wie eine bloſse Summe von Objecten die Untersuchung über das Ich nicht fördern würde, eben so vermag eine bloſse Summe von Wesen nichts zur Erklärung der Veränderungen, noch überhaupt der Eigenschaften sinnlicher Dinge. Die Wesen, wie die Vorstellungen der Objecte, müssen einander auf irgend eine, näher zu bestimmende Weise afficiren.

Aber in der nähern Bestimmung tritt nun auch sogleich der Unterschied hervor, daſs bey den Vorstellungen ein wirkliches Weichen der einen vor der andern denkbar und zur Erklärung des Ich nothwendig ist. Hingegen die Wesen würden sich in vollkommne Undinge verwandeln, wenn sie, entweder, in ihrer Qualität eine Abänderung erlitten, und dennoch, nachdem sie schon andere geworden wären, dieselben blieben wie zuvor, — oder, in ihrem Seyn sich vermindern lieſsen, während das Seyn gar keine Grade zuläſst, die sich vermehren oder vermindern könnten **). Daher kann der Gegensatz

---

*) Hauptpuncte der Metaphysik §. 3.

**) Die Elanguescenz der Substanz, womit Kant (Krit. d. r. V. pag. 414.) gegen Mendelssohn auftritt, ist nichts als ein Beweis mehr, wie gänzlich der berühmte Kritiker seinen metaphysischen Scharfder Wesen höchstens die Folge haben, daſs sie demselben innerlich widerstehen, und sich selbst erhalten; wobey die Art des Widerstandes sich nach der Art der Anfechtung, oder Störung, richtet, und deshalb eben so mannigfaltig ist, als diese nur immer seyn mag. Daſs aber der Gegensatz der Wesen (der keinesweges ein reales Prädicat derselben ist) die bezeichnete Folge oftmals (obschon bey weitem nicht immer) wirklich habe, dieses und nichts anderes macht den Begriff des Zusammen der Wesen aus; welches, wo es vorkommt, nicht aus den Wesen, denen es zufällig ist, sondern aus den Erscheinungen geschlossen wird, zu deren Erklärung es muſs vorausgesetzt werden.

---

sinn in die Frage nach dem Ursprunge der Form unserer Erkenntniſs versenkt, wie wenig er dagegen die eigenthümliche Bedeutung mancher Hauptbegriffe, und besonders des Begriffs vom Seyn, erwogen hatte. (Ein paar andre Beyspiele haben wir oben an den Begriffen von Substanz und Ursache gehabt.) Dem Seyenden eine reale Mehrheit von Graden beyzulegen, welche wirklich ab- und zunehmen könnten; oder ihm eine reale Mehrheit von Attributen beylegen, die sich (wie in Spinoza's Gott) unabhängig von einander entwickeln könnten; oder ihm eine Ausdehnung durch wirklich verschiedene Theile des Raums, oder eine reale Dauer in der Zeit, oder endlich gar eine Veränderlichkeit in der Zeit zuschreiben: alles dies sind gleich arge, klare Ungereimtheiten; denn sie setzen immer Ein Seyendes als ein Mehreres, und das Mehrere wiederum durch wer weiſs welches Band zu einer unbekannten Einheit verbunden; von welcher Einheit gleichwohl so viel bekannt ist, daſs eben sie die wahre Qualität jenes Seyenden ausmachen würde (indem von dem Mehrern nur als von Einem gesagt wird, daſs es sey); womit denn das Geständniſs abgelegt wäre, daſs die vorgebliche Mehrheit, in ihrem Gegensatze gegen die Einheit, nicht real, nicht die wahre Qualität des Wesens sey, sondern aufs Höchste (falls sie sich dazu schickt) für eine zufällige Ansicht des Wesens gelten könne. — Wie dergleichen zufällige Ansichten als Hülfsmittel unseres Denkens gebraucht werden müssen, wenn Wir von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen eine Theorie aufstellen wollen (so wie der Astronom seine Logarithmen und Integralformeln beym Rechnen braucht, ohne dergleichen für reale Prädicate der Gestirne zu halten), dies ist in meinen Hauptpuncten der Metaphysik a. a. O. angegeben worden.

Und so wären wir nun wiederum bey denselben Puncten angelangt, auf die wir schon im Anfange dieses Capitels durch die aufgestellte Behauptung geführt wurden, daſs die Vorstellungen nichts anderes als Selbsterhaltungen der Seele seyen. Weitere Erörterungen des Allgemein-metaphysischen, worauf dieser Satz sich stützt, sind hier nicht am rechten Platze, und können demjenigen kaum Bedürfniſs seyn, welcher mit dem schon Gesagten die oft angeführten Hauptpuncte der Metaphysik, das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im vierten Abschnitte, und allenfalls noch das erste Capitel der oben genannten Abhandlung *de attractione elementorum*, gehörig vergleichen will.

Anmerkung.

Ueber die Kunst des metaphysischen Denkens.

Die Behandlung eines jeden metaphysischen Problems hat Anfang, Mittel und Ende; man muſs den Knoten so, wie unsere geistige Natur, ihren Verhältnissen gemäſs, ihn schürzt, erkennen; man muſs alsdann die verschiedenen Operationen, welche zusammen die Auflösung ausmachen, richtig durchführen; und endlich die gefundenen Resultate genau vesthalten und richtig anwenden.

1) Um die Probleme richtig aufzufassen, muſs man wissen, daſs sie allemal Begriffe sind, und weder etwas Höheres noch etwas Niedrigeres. Nicht Ideen, in welchen ein ästhetisches Urtheil verborgen liegen würde, wodurch sich der Denker in einen bestochenen Richter verwandelt; (so verdarb sich Fichte das Ich, indem er die von ihm hoch verehrte Freyheit darin zu sehen glaubte). Nicht Wahrnehmungen, denn über sie hat das Denken keine Gewalt, sie müssen bleiben wie sie sind. — Von den Begriffen ist nun immer zuerst eine logische Analyse nöthig, und in Folge derselben eine gute Namen-Erklärung, wie jene des Ich, es sey Identität des Objects und Subjects, oder die alte der Substanz, sie sey das

Subject, was nie Prädicat werden könne. Hier ist gegen die falsche Genialität derer zu warnen, die sich über logische Pünctlichkeiten erhaben wähnen. Dann aber muſs die Namen-Erklärung verglichen werden mit denjenigen Wahrnehmungen, durch welche der Begriff gegeben ist. So haben wir oben lange gezweifelt, ob wir die individuelle Persönlichkeit in den Begriff des Ich aufnehmen sollten oder nicht; und endlich gefunden, die Wahrnehmung selbst verbiete uns dies, weil im Selbstbewuſstseyn das Ich als ein Beharrliches betrachtet wird, die Individualität aber sich vom zufällig Wechselnden nicht rein abscheiden läſst. So muſs in Ansehung der Substanz gezweifelt werden, ob sie als Eins gegeben sey? — Dieses Eine wird sich unter dem Vorrath des Gegebenen nicht unmittelbar finden. Oder ob man die vielen Merkmale bloſs als Vieles betrachten, deren Einheit aber aufgeben wolle? Dagegen wird sich die Wahrnehmung abermals sträuben; und es wird dabey bleiben, daſs man genöthigt sey, den vielen gegebenen Merkmalen ein unbekanntes Eins zum Grunde zu legen. — Ist man nun so weit gekommen, durch Vergleichung mit der Wahrnehmung den Begriff so zu bestimmen, wie er als durchs Gegebene uns aufgenöthigt, das heiſst, als ein gültiger Begriff zu denken ist: alsdann folgt abermals eine Analyse, die ihn als einen widersprechenden bezeichnen wird, wenn er ein metaphysisches Problem ist, denn träfe dieses nicht ein, so könnte er bleiben wie er ist, und die Metaphysik brauchte keine Kunst an ihn zu verschwenden; der bloſsen logischen Ueberlegung würde es anheim fallen, ihm in dem Systeme der übrigen Begriffe seinen Platz anzuweisen.

2) War es schon schwer, in sich selbst das Geständniſs zur Reife zu bringen, daſs ein durchs Gegebene unvermeidlich aufgedrungener Begriff widersprechend sey: so wird es nun noch schwerer, in der Klemme zwischen den beyden widersprechenden Gliedern des Begriffs so lange auszudauern, ja, sich von ihnen so lange hin- und

hertreiben zu lassen, so vielen anscheinend unnützen Versuchen des Denkens sich hinzugeben, als die regelmäſsige Auflösung erfordert. Manche glauben nicht zu denken, sondern zu phantasiren, wenn sie ihre Gedanken nicht gleich in gerader Linie fortführen können; und hier begegnet selbst Männern dasselbe, was man sonst an Jünglingen bemerkt: sie können sich zuweilen schlechterdings nicht enthalten, schnell abzuurtheilen; sie fühlen nicht die Nothwendigkeit, sich erst auf Untersuchung einzulassen. Wie man von unerfahrnen jungen Königen erzählt, die den Richterstuhl bestiegen hatten, und nun erst von einer Parthey, dann von der andern sich überreden lieſsen, unfähig, sich das: *audiatur et altera pars*, einzuprägen; so geht es auch denen, welche in der Betrachtung eines metaphysischen Problems nicht geübt sind. Die Einheit des Ich, die Einheit der Substanz, ist ihrer Meinung nach so vollkommen klar, daſs dagegen gar kein Einspruch statt finde; aber die Vielheit im Ich (Object und Subject) ist ihnen eben so klar; desgleichen die Vielheit der Attribute und Accidenzen. Daher lassen sie unbedenklich ein ganzes Universum aus dem Ich oder aus der Substanz hervorgehn; sind sie eben mit der Vielheit beschäfftigt, so achten sie nicht auf die Einheit; diese muſs sich nun gefallen lassen, ein intensives Vieles zu seyn, so voll und so groſs als eben nöthig ist, damit sich eine Welt daraus entwickele; sind sie hingegen mit der Einheit beschäfftigt, so kostet es sie nichts, dem Vielen zu gebieten, daſs es nur dem Scheine nach für ein Vieles gelten solle, der Wahrheit nach aber Eins seyn müsse. Woher der Schein in der Wahrheit? Diese Frage drückt sie so wenig, daſs sie vielmehr den Wirbel ihrer Gedanken, wie ein wirkliches Hervorgehn aus der Einheit, und Rückkehren in dieselbe beschreiben. — Gerade umgekehrt muſs der wahre Metaphysiker nicht bloſs die widersprechenden Glieder seines Problems, sondern auch den doppelten Anspruch der Denkbarkeit und der Gültigkeit, streng vesthalten, keinem etwas vergeben, keinem mehr einräumen als ihm zukommt. Er muſs die nothwendige Bewegung seines Denkens nicht als einen vorübergehenden Wechsel von Gedanken selber durchlaufen, sondern jeden Schritt in dieser nothwendigen Bewegung als ein Vestes und Unveränderliches sich einprägen; gleichsam wie eine Reihe von historischen Gemälden, deren jedes einen Moment des Handelns fixirt, so daſs alle zusammen auch die sämmtlichen Puncte des Uebergangs, woraus die ganze Begebenheit besteht, zur beständigen Anschauung aufbewahren. Dieses Stehen mitten im nothwendigen Wechsel ist allerdings schwer, weil alle Puncte des Wechsels von der Art sind, daſs man auf ihnen nicht stehen bleiben kann. Aber gerade dieses: Nicht stehen bleiben können, hat der Metaphysiker ein- für allemal darzustellen, so daſs er den Proceſs des Denkens, wodurch ihm seine Resultate gewiſs wurden, in jedem Augenblick erneuern könne. Wem der Kopf leicht schwindelt, der kann die metaphysischen Steige nicht gehn; wer, um den Schwindel zu vermeiden, mit verschlossenen Augen herübergehn will, der findet die Steige nicht, und nur in seiner Einbildung kommt er hinüber.

3) Ist endlich ein Punct erreicht, wo man stehen bleiben kann, so folgt daraus nicht, daſs man hier lange stehen und ausruhen müsse. Die Auflösung eines metaphysischen Problems zeigt unmittelbar noch nichts, als nur eine allgemeine Bedingung der Denkbarkeit des aufgestellten Begriffes; wer mehr verlangt, der muſs weiter fort arbeiten. Er muſs nicht bloſs seine Kräfte, sondern auch seine Ueberlegung sammeln für eine, vielleicht völlig veränderte, Art des Fortschreitens, die ganz neue Vorübungen erfordern kann. — Im Allgemeinen ergeben sich aus metaphysischen Auflösungen sehr bald mathematische Probleme; denn alle Erscheinungen sind Quanta; alles, was als Wirkung von Kräften erscheint, hat Gesetze, die an ein Mehr und Weniger in diesen Kräften gebunden sind; daher die metaphysischen Principien unmittelbar gar nichts bestimmtes in der Erscheinungswelt er-

erklären können, sondern allemal auf die hinzutretenden Gröſsenbestimmungen muſs Rücksicht genommen werden. Dies wird sich nun im Nachfolgenden gar bald zeigen.

Am schwersten übrigens ist die negative Bedingung des metaphysischen Denkens zu erfüllen; das Verhüten fremdartiger Einmischungen. Je schwerer die Probleme, desto mehr muſs man sich bemühen sie gesondert zu halten, um sie einzeln und deutlich zu betrachten. Nirgends muſs mehr Metaphysik angehäuft werden, als der Gegenstand fordert. Aus den Grundlehren der praktischen Philosophie muſs sie ganz wegbleiben. Und obgleich zum vollständigen Aufschluſs über das Ich, auch die Untersuchung über den Raum, und seine Analoga, nöthig ist: so würde doch, wenn ich den Raum, oder gar die Materie und den Leib, schon hier hätte einmischen wollen, die Finsterniſs undurchdringlich geworden seyn.

Viertes Capitel.

Vorbereitung der mathematisch-psychologischen Untersuchungen.

§. 36.

Es sind die Betrachtungen des §. 29., deren Faden wir wieder aufnehmen müssen. Dort fand sich der Satz, daſs die mannigfaltigen Vorstellungen eines Subjects, welches zur Ichheit gelangen soll, unter einander entgegengesetzt seyn müssen; und dieses zwar in dem Sinne, daſs ein Vorstellen das andere vermindere, oder gar aufhebe. Was das heiſsen solle, ist jetzt noch näher zu überlegen.

Man denke sich zuvörderst ein Vorstellendes, noch ohne Selbstbewuſstseyn; auch, um nichts willkührlich anzunehmen und voreilig vorauszusetzen, noch ohne alle formalen Bestimmungen durch Begriffe, oder durch Raum und Zeit: lediglich hingegeben der Materie der Empfindung, wie den Tönen, oder den Auffassungen des Geschmacks, Geruchs, Gefühls. (Der Gesichtssinn würde kein ganz passendes Beyspiel liefern, oder wenigstens wäre ein solches einem Misverständniſs ausgesetzt, weil man bey den Farben immer sogleich irgend etwas von Gestalt und Gröſse hinzudenkt.) Die Forderung ist nun, daſs dies unser Vorstellendes übergehe zum Vorstellen seiner selbst; aber, wie wir gesehen haben, nicht durch einen absoluten Act, sondern einzig und allein bestimmt durch die Beschaffenheit derjenigen Vorstellungen, welche wir bey ihm schon vorausgesetzt haben.

Da also die Vorstellung Ich nicht hinzukommen, sondern werden soll aus dem was schon da ist, so kann dieses Vorhandene nicht ein solches Vorgestelltes bleiben, dergleichen es jetzt ist, sondern es muſs auf allen Fall ein Anderes werden.

Allein hier würde es uns nichts helfen, wenn eine objective Bestimmung überginge in eine andere. Man setze, die Vorstellung Roth gehe über in die Vorstellung Blau, oder die eines hohen Tons verwandele sich in die eines tiefen Tons, so ist das Blaue und der tiefe Ton für die Vorstellung Ich (welche entstehen soll) eben so fremdartig, als die Vorstellungen des Rothen und des höheren Tones. Mit einer solchen Abänderung wäre also nichts gewonnen.

Oder wollte man sagen, die objectiven Vorstellungen müſsten ganz aus ihrer Art herausgehn, um statt eines Nicht-Ich vielmehr das Ich darzubieten: so wäre dieses, auch abgesehen von der Frage nach der Möglichkeit, dem Probleme gar nicht angemessen. Denn wir haben gesehen, daſs die nackte Ichheit ein Widerspruch ist; und jene Forderung hieſse demnach nichts anderes als, die Vorstellungen sollten aus der Art des Vorstellbaren hinübergehen in die Art des Undenkbaren und Ungereimten.

Vielmehr, da die Ichheit (nach §. 28.) sich nothwendig bezieht auf eine Mannigfaltigkeit solcher Objecte, die Nicht-Ich sind: so müssen jene objectiven Vorstellungen in ihrer eignen Art bleiben; weil sonst gar der Beziehungspunct für das Ich wieder verloren ginge.

Wenn wir ihnen nun ihre Qualität lassen: so kann ihre Veränderung zunächst nur die Quantität des Vorstellens betreffen.

Allein auch hier ist ein Misverständniſs zu verhüten; nämlich als ob es zuviel wäre an der Menge oder an dem Grade des Vorstellens; da doch nichts Zuviel seyn kann in demjenigen, was wir eben als Bedingung der Ichheit angenommen haben. Es muſs also in einem gewissen Sinne auch die Quantität des Vorstellens die nämliche bleiben.

In einem anderen Sinne aber soll sie gleichwohl vermindert werden; denn so befangen in fremdem Objectiven, wie wir unser Subject uns bis jetzt denken, darf es offenbar nicht bleiben, wofern es zu sich selbst kommen soll.

Hier kommt es darauf an, einen neuen Begriff zu erzeugen, der allen Rücksichten Genüge leiste.

Wenn wir sagen, das Objective, was es auch sey, tauge nicht einzugehn in das Selbstbewuſstseyn, indem wir sonst uns selbst als ein Anderes und Fremdes vorstellen würden: so richten wir da unsre Aufmerksamkeit auf die Objecte, auf die Bilder, welche dem Vorstellenden vorschweben; nicht aber auf das Vorstellen, welches wir als eine Thätigkeit dem Subjecte selber beylegen. Jenen ersten Punct also trifft unsre Forderung, daſs eine Veränderung in der Quantität des Vorgestellten sich ereignen soll; und wenn wir dabey die Quantität des Vorstellens, subjectiv genommen, unverändert vesthalten können, so sind die verschiedenen Rücksichten vereinigt, ohne daſs wir hiebey auf einen wahren Widerspruch gestoſsen wären.

Also die Thätigkeit des Subjects im Vorstellen, soll unvermindert beharren, aber ihr Effect, das vorgestellte

Bild, soll geschwächt oder gar aufgehoben werden; und hierin soll dasjenige bestehen, was mehrere Vorstellungen vermöge ihres Gegensatzes untereinander bewirken.

Aber eine Thätigkeit, welche fortdauert, während ihr Effect, den sie vermöge ihrer Eigenthümlichkeit hervorbringen würde, durch etwas Fremdes zurückgehalten wird, eine solche kann man nur mit dem Namen eines Strebens bezeichnen.

Aus Vorstellungen wird demnach ein Streben vorzustellen, wenn entgegengesetzte Vorstellungen in einem und demselben Subject, das zum Selbstbewuſstseyn gelangen soll, vereinigt sind.

§. 37.

Den eben gefundenen Gedanken können wir sogleich mit der Erfahrung vergleichen. Diese lehrt, daſs unsre Vorstellungen sich verdunkeln, schwinden, wiederkehren. Ueber den Zustand, in welchem sie, so fern sie aus dem Bewuſstseyn verschwunden sind, sich befinden mögen, kann keine Erfahrung belehren, denn Erfahrung haben wir nur, so fern wir wirklich vorstellen; und die eignen Vorstellungen in ihrem Schwinden beobachten zu wollen, wäre gerade so viel, als sein eignes Einschlafen wahrnehmen zu wollen. Wohin die Erfahrung nicht reicht, das läſst sich gleichwohl sehr häufig durch Speculation erreichen: und wir haben so eben gesehn, daſs unsre, aus dem Bewuſstseyn zurückweichenden Vorstellungen, sich in ein Streben vorzustellen verwandeln; und daſs sie als ein solches Streben unvermindert fortdauern; daher auch ihr Vorgestelltes wiederkehren muſs, sobald die Hindernisse, von denen sie gedrängt wurden, überwunden sind.

So wenig nun die Erfahrung diesen Aufschluſs unmittelbar geben konnte, so brauchbar ist derselbe zur Erklärung der Phänomene. Auf zwey der allerwichtigsten psychologischen Gegenstände, das Gedächtniſs und den Willen, fällt hier ein unerwartetes Licht. Daſs beyde sich auf das Vorstellen beziehen, ist schon im §. 12. vorläufig bemerkt worden. Daſs sie allein aus dem Vorstellen abgeleitet werden müssen, und ganz und gar nicht als besondre Seelenkräfte angesehen werden dürfen, folgt schon aus der allgemein-metaphysischen, in der letztern Hälfte des §. 33. angedeuteten, Untersuchung, aus welcher hervorgeht, dafs überhaupt Ein Seyendes keine ursprüngliche Mehrheit von Bestimmungen, — ein Vorstellendes keine ursprüngliche Mehrheit von Gemüthskräften, — enthalten könne. Wie aber das Vorstellen in ein Wollen übergehe, kann jetzt nicht mehr zweifelhaft seyn, da wir gesehen haben, dafs Vorstellungen, vermöge gegenseitiger Hemmung, sich in ein Streben vorzustellen verwandeln. Modificationen dieses Strebens müssen alle diejenigen Phänomene seyn, welche unter dem Namen des Willens, im weitesten Sinne des Worts, begriffen werden. Denn alles Wollen trachtet nur dahin, sein Vorgestelltes entweder vollkommen ins Bewufstseyn zu bringen, oder vollkommen hinauszuschaffen; (das letztre ist der Fall beym Verabscheuen.) Mehr aber als eine Vorstellung ihres Gegenstandes kann keine Begierde erreichen; denn keine Dinge, sondern nur Vorstellungen, haben Platz in einem Vorstellenden; auch wird jede Begierde befriedigt, nicht durch die Realität, sondern durch neues Gegeben-Werden der Vorstellung ihres Gegenstandes, welches aber freylich in der Regel nur durch sinnliche Gegenwart desselben vollständig erreicht werden kann. Hier bestätigt sich nun der oben angeführte Gedanke von Leibniz: die Seele begehre, so fern sie von einer Vorstellung zur andern strebe. (Man vergleiche §. 18.) Genauer aber besteht jedes Wollen in dem Streben gewisser Vorstellungen; und zwar das Begehren in dem Streben eben derselben Vorstellungen, durch welche früherhin der begehrte Gegenstand ist aufgefafst worden (denn diese nämlichen Vorstellungen dauern fort im gehemmten Zustande, und wirken in der Seele unaufhörlich gleich elastischen Stahlfedern), hingegen das Verabscheuen besteht im Streben anderer Vorstellungen, welche der des Verabscheueten entgegengesetzt sind. Dunkel bleibt hiebey für jetzt noch, wie es zugehe, daſs nicht alle gehemmten Vorstellungen sich unaufhörlich als Begierden, und, in Beziehung auf dieselben, ihre entgegengesetzten sich als Verabscheuungen äuſsern? Diese Frage aber kann nur dienen uns zu erinnern, daſs der Begriff des Strebens vorzustellen, ein viel weiterer ist, als der des Begehrens und Verabscheuens, und daſs zu jenem noch viele nähere, bis jetzt unbekannte, Bestimmungen hinzukommen müssen, um diesen zu ergeben. So wissen wir auch noch nichts von den Gesetzen, nach welchen Vorstellungen, erst bis zum Vergessen gehemmt, dann als ein Eigenthum des Gedächtnisses wieder hervorgehoben werden. Die Aufschlüsse hierüber können erst durch Vergleichung der Erfahrung mit den Lehrsätzen der Mechanik des Geistes herbeygeführt werden. Allein schon die Kenntniſs des *genus*, noch ohne die genauere Einsicht in das Eigenthümliche der *species*, hilft eine Menge von Irrthümern zu entfernen, denen man in Hinsicht des Gedächtnisses und des Willens sich gemeinhin zu ergeben pflegt.

§. 38.

Während nun die eben erwähnten Gegenstände eine unerwartete Aufhellung empfangen haben: bleibt dagegen das Hauptproblem noch sehr im Dunkeln liegen, und wird auch noch lange nicht aus demselben hervorgehoben werden können. Was das Streben vorzustellen, für die Ichheit leiste? das ist bis jetzt nur noch in dem höchst allgemeinen Räsonnement zu erkennen, daſs die fremden Vorstellungen bleiben, ihre Objecte aber weichen müssen, wenn das Ich, das sich auf sie bezieht, und dennoch ihnen allen entgegengesetzt ist, hervortreten soll. Doch um wahrzunehmen, daſs wir der Auflösung um etwas näher gerückt sind, wolle man zurückblicken in den §. 28. Dort kam der Satz vor: „Erst „dann, wenn mehrere Objecte vorgestellt werden, gehört „etwas an ihnen dem Vorstellenden; nämlich ihre Zu„menfassung in Ein Vorstellen; und was aus dieser wei-

„ter entspringt.“ Jetzt ist uns gestattet, dieses, was aus der Zusammenfassung in Ein Vorstellen entspringt, näher anzugeben, nämlich in so fern es die Grundlage der Ichheit bildet. Die Objecte der Vorstellungen sind es nicht, wohl aber die Regsamkeit des Vorstellens selbst in seiner Hemmung, wovon sich einsehn läſst, daſs es dasjenige ausmachen werde, worin wir Uns Selbst erkennen. Eben das, was zum Gedächtniſs und zum Willen gerechnet werden kann, dieses mag auch Uns bezeichnen; es mag helfen, jenes bisher vergeblich gesuchte Object im Begriff des Ich (§. 27.) allmählig aufzufinden.

Gleichwohl, wie weit sind wir noch vom Ziele! Wir begreifen noch nicht einmal so viel, wie denn ein Vorstellen, vollends ein Streben vorzustellen, zum Gegenstande einer höhern Vorstellung werden könne. Und dieses wäre doch die erste Voraussetzung für jedes Finden seiner selbst. Absolute Acte des Aufspringens zur Reflexion auf sich selbst, haben wir anzunehmen uns vielfältig untersagt; wollen wir aber dergleichen Wunder entbehren, und den schwierigen Weg einer ächten Natur-Erklärung einschlagen: so müssen wir uns schon gefallen lassen, das Gesuchte eine Zeitlang aus den Augen zu setzen, um andere Spuren desjenigen, was seiner Natur nach leichter und früher erkannt werden kann, zu verfolgen, und auf solche Weise uns erst mit den nöthigen Hülfs-Kenntnissen für die unternommene Nachforschung zu versorgen.

Demnach sey nun auf langehin die Frage nach dem Ich verabschiedet; der Begriff aber von dem Streben vorzustellen, dieser Hauptgewinn unserer bisherigen vom Begriff des Ich ausgegangenen Nachforschungen, wird uns einen reichlichen, ja unerschöpflichen Stoff zu fernern Untersuchungen darbieten, welche selbst wiederum (im §. 132.) zu der Betrachtung des Selbstbewuſstseyns zurückführen werden.

§. 39.

Daſs unter mehrern, einander entgegengesetzten Vorstellungen, die Hemmung gegenseitig seyn, folglich die Objecte sämmtlich in gewissem Grade verdunkelt, und die Thätigkeiten des Vorstellens in eben dem Grade in Strebungen verwandelt werden müssen: dies leuchtet so unmittelbar ein, daſs der Beweis überflüssig seyn würde. Zu dem weiſs die innere Wahrnehmung nichts von solchen Vorstellungen, die gar keiner Verdunkelung unterworfen wären; vielmehr ist unleugbar, daſs alle uns bekannten Empfindungen, Gedanken, Gesinnungen, Motive, mit einem Worte alles was im Bewuſstseyn angetroffen wird, eben so wohl von anderem verdrängt wird, als es selbst anderes zu verdrängen vermag. Jeder Gegenstand, der das Gemüth beschäfftigt, steht nicht, sondern schwebt im Bewuſstseyn; er schwebt in beständiger Gefahr, vergessen zu werden über etwas neuem, — wenn auch nur auf Augenblicke.

Dennoch bedarf der Begriff der gegenseitigen Hemmung mancher Erläuterungen. — Wir erblicken hier die Vorstellungen als wider einander wirkende Kräfte. Aber gerade wie in der allgemeinen Metaphysik sich findet, daſs das Merkmal der Kraft gar kein reales Prädicat irgend eines Wesens seyn kann, sondern daſs die Wesen nur zufälliger Weise Kräfte werden, und daſs sie dies auf unendlich verschiedene Weise werden können, ohne alle reale Mannigfaltigkeit in ihnen selber *): eben so ergiebt auch die gegenwärtige Betrachtung der Vorstellungen, daſs ihnen alle Kraftäuſserung nur zufällig, und in dem Maaſse entsteht, als sie gehemmt werden. Jede einzelne Vorstellung ist zuerst und für sich allein nur durch ihr Object, durch das was vorgestellt wird,

---

*) Ueber diesen so höchst wichtigen Punct werden aufmerksame Leser vielleicht nicht bloſs den §. 5. meiner Hauptpuncte der Metaphysik, sondern auch die schon angeführte Abhandlung *de attractione elementorum* vergleichen, worin ich ausführlich die Unmöglichkeit realer bewegender Kräfte gezeigt, und die Anziehung der Elemente auf eine bloſs formale Nothwendigkeit zurückgeführt habe, welche in der Art der Raumerfüllung durch einfache Wesen ihren Sitz hat.

hiedurch aber vollständig, bestimmt als eine solche und keine andre. So gewiſs sie nun dieses Object wirklich vorstellt, eben so gewiſs ist sie keinesweges ein Streben vorzustellen; denn die Eigenschaft des Strebens geht erst hervor in der Hemmung durch ein hinzukommendes entgegengesetztes. Es ist auch in ihr gar keine Activität, die auf etwas Fremdes, und gleichsam Aeuſseres gerichtet wäre; denn ihrem Begriffe nach besteht eine Vorstellung nur im Erzeugen und Vesthalten ihres vorgestellten Bildes; darin erschöpft sie sich, und auſserdem ist in ihr nichts zu finden. — Erst indem sie in einem und demselben Subject mit einer andern ihr entgegenstehenden Vorstellung zusammentrifft, kommt ihr die Activität, wodurch sie über sich selbst hinausgeht. Sie drängt die andre, weil sie von der andern gedrängt wird; beyde aber drängen einander vermöge des unter ihnen entstehenden Gegensatzes. Dieser Gegensatz ist wiederum kein Prädicat weder der einen noch der andern, einzeln genommen; sondern eine formale Bestimmung, welche nur in Beziehung auf beyde zusammen genommen, Sinn und Bedeutung hat. Wer den Ton *c* hört, der hört ihn für sich und durch sich selbst, nicht aber als entgegengesetztes von *d*. Desgleichen, wer den Ton *d* hört, der hört den einfachen Klang *d* ohne Gegensatz gegen *c*. Aber wer die Töne *c* und *d* beyde hört, oder beyder Vorstellungen zugleich im Bewuſstseyn hat, der vernimmt nicht bloſs die Summe *c* und *d*, sondern auch überdem den Contrast beyder, und sein Vorstellen ist der Wirkung des Gegensatzes beyder unterworfen. Eben so, wer sich in das Anschaun des ungetrübten Himmels versenkt, der sieht reines Blau ohne Gegensatz, und diese Vorstellung ist für sich vollständig; aber dasselbe reine Blau ist fähig in unendlich viele Contraste einzugehn, gegen andre und andre Farben. Wollte man diese Contraste, und die dazu gehörigen hemmenden Kräfte der Vorstellungen, für inwohnende Bestimmungen derselben Vorstellungen halten, so wäre keine Vorstellung etwas für sich; es stünde auch niemals eine in einem bestimmten Contraste gegen eine einzelne andre; sondern sie enthielte zugleich alle die zahllosen möglichen Contraste als Eigenthümlichkeiten in sich; und am Ende wären gar in jede Vorstellung alle übrigen Vorstellungen, als Bedingungen dieser sämmtlichen Contraste, mit eingeschlossen, und die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Vorstellungen würde unmöglich.

Diesen Hauptgedanken, daſs nur im Zusammentreffen die entgegenstehenden Vorstellungen Kräfte werden, wollen wir nun näher bestimmen. Schon die Beyspiele der Farben, der Töne u. s. w., erinnern uns, daſs der Gegensatz zweyer Vorstellungen gradweise verschieden seyn könne. Dem Blau steht das Roth, aber weniger das Violet, in seinen verschiedenen Nüancen, entgegen; dem Tone *c* mehr der Ton *d*, als *cis*; mehr *g*, als *e*. Die Hemmungen, als unmittelbare Erfolge der Gegensätze, müssen sich wie diese, gradweise abstufen. Daſs also Vorstellungen Kräfte werden, dies hat sein Maaſs; und zwar ein veränderliches Maaſs, weil die Gröſse des Gegensatzes Veränderungen zuläſst.

Neben dieser Gröſsenbestimmung werden wir sogleich noch eine andre als möglich erkennen. — Der Erfolg der Hemmung ist Verdunkelung des Objects, und Verwandlung des Vorstellens in ein Streben vorzustellen. Kann ein gewisser Grad des Gegensatzes totale Verdunkelung eines Objects bewirken: so wird ein geringerer Gegensatz nur partielle Verdunkelung zur Folge haben; gradweise verschieden nach den Graden der minderen Gegensätze. Diese partielle Verdunkelung läſst also noch einen Grad des Vorstellens übrig. Auch das Vorstellen der Objecte also hat Grade, wie die Erfahrung bestätigt.

Offenbar aber ist nicht nöthig anzunehmen, daſs ein gewisses Vorstellen, um, verglichen mit einem andern, ein schwächeres zu seyn, erst eine partielle Verdunkelung erlitten haben müsse: auch ohne alle Hemmung kann es ursprünglich ein schwächeres oder stärkeres seyn *). Dieses ist wiederum in der Erfahrung völlig bekannt; wir schreiben allen unsern Auffassungen ursprünglich einen Grad zu.

Verbinden wir nun diese Gradbestimmung mit jener, also den Unterschied der Vorstellungen ihrer Stärke noch mit der Gröſse ihres Gegensatzes unter einander: so muſs sich daraus ergeben, wie groſs in jedem Falle die Verdunkelung, die Hemmung, das Streben, und auch das noch übrige wirkliche Vorstellen seyn werde. Hier findet die Rechnung einen ihr angemessenen Stoff; und es kommt darauf an, uns von der Form solcher Rechnung einen allgemeinen Begriff zu bilden; womit die Uebersicht über die nachfolgenden Untersuchungen zusammenhängt.

§. 40.

Die Verdunkelung der Vorstellungen, vollends wenn sie successiv durch verschiedene Grade fortläuft, hat so viel Aehnlichkeit mit einer Bewegung, daſs es gar nicht befremdend seyn kann, wenn die Theorie von den Gesetzen der Verdunkelung, und der ihr entgegenstehenden Erhellung, oder dem Wieder-Hervortreten der Vorstellungen ins Bewuſstseyn, sich der Theorie von den Bewegungsgesetzen der Körper im Ganzen ähnlich gestaltet. Wenigstens die Sprache muſs von da her ihre Ausdrücke entlehnen, falls nicht eine neue, und deshalb unverständliche Sprache unnützer Weise soll erfunden werden. Nur einige Benennungen, welche als Metaphern neu sind, wird man sich müssen gefallen lassen, damit die neuen Begriffe eine Bezeichnung erhalten können.

Zu allererst werden wir den Unterschied der Statik

---

*) Es ist jedoch nur die logische Möglichkeit verschiedener Grade der Stärke und des Gegensatzes, welche hier nachgewiesen worden. Bey einem Gegenstande, worüber die Erfahrung so deutlich spricht, mag dies zum Beginnen der Untersuchung hinreichen. Die reale Möglichkeit folgt aus allgemein-metaphysischen Betrachtungen über die zufälligen Ansichten der Wesen, und über das Zusammen derselben, als Bedingungen der Störungen und Selbsterhaltungen.

und Mechanik, welcher die Lehre von den räumlichen Kräften beherrscht, auch hier wieder finden. Denn das Gleichgewicht, im Gegensatze der noch fortgehenden Bewegung vermöge des Uebergewichts einiger Kräfte über die andern, — ist dasjenige, was auch in Hinsicht der wider einander wirkenden Vorstellungen sich zuerst darbietet, und sich am leichtesten bestimmen läſst. Die obige Frage, wie groſs, bey gegebener Stärke und gegebenem Gegensatze mehrerer Vorstellungen, die Verdunkelung einer jeden seyn werde, ist offenbar eine statische Frage; denn es wird eine solche Hemmung einer jeden gesucht, bey welcher dem Gegensatze Genüge geschieht, und die Kräfte nicht weiter gegen einander etwas ausrichten können. Allein falls ein solcher gehemmter Zustand einer jeden Vorstellung nicht etwan plötzlich, sondern, wie schon zu vermuthen, allmählig eintritt, so entsteht nun noch eine ganz andre Untersuchung, nämlich mit welcher, sey es gleichbleibenden, sey es veränderlichen Geschwindigkeit, die Verdunkelung fortdauernd geschehen, und in welcher Zeit sie geendigt seyn werde. Diese letztre Frage erkennt man ohne Zweifel sogleich für eine mechanische Frage.

Die angeführten Beyspiele können hinreichen, um die Aehnlichkeit einer Mechanik des Geistes mit der Mechanik der Körperwelt im Allgemeinen wahrzunehmen. Allein über der Aehnlichkeit darf die Verschiedenheit nicht übersehen werden. Wir haben hier keine räumliche Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte; wir haben keine Winkel, also keine Sinus und Cosinus, und keine drehende Bewegung; wir haben keinen unendlichen Raum, sondern alle Bewegung der Vorstellungen ist zwischen zwey vesten Puncten eingeschlossen, ihrem völlig gehemmten, und ihrem völlig ungehemmten Zustande; wir haben endlich gar kein beharrliches Fortgehen des Bewegten, folglich auch keine ähnliche Beschleunigung, wie in der Mechanik der Körper, denn jede augenblickliche Bewegung einer Vorstellung ist das unmittelbare Resultat der treibenden Kräfte. Wir haben dagegen hier eine Menge ganz andrer Grundbegriffe, welche die Mechanik der Körper nicht kennt, und auch dann nicht kennen würde, wenn sie, um sich der Analogie der Geistes-Mechanik anzubequemen, die gegenseitigen Drückungen einer Menge von elastischen Körpern untersuchen wollte, (denn dergleichen lieſse sich mit den Vorstellungen noch am ersten vergleichen). Statt der Schwere, welche die Körper nach unten drängt, haben wir hier das natürliche und beständige Aufſtreben aller Vorstellungen, um in ihren ungehemmten Zustand zurückzukehren; dieses jedoch ist vielmehr eine Aehnlichkeit als eine Verschiedenheit, indem es einen inwohnenden Trieb nach einer bestimmten Richtung anzeigt, welcher in jedem Augenblick so viel wirkt, als ihm die Umstände gestatten.

Doch wir wollen diese vorläufigen und oberflächlichen Vergleichungen nicht weiter fortsetzen, sondern zur Sache kommen. Im Begriff, die ersten Linien der Statik und Mechanik des Geistes vorzulegen, kann ich nicht unterlassen, die Nachsicht der Leser anzurufen, welcher das Unternehmen eines bloſsen Liebhabers der Mathematik, bey einer so neuen Untersuchung, ohne Zweifel bedürfen wird.

Zweyter Abschnitt.

Grundlinien der Statik des Geistes.

Erstes Capitel.

Summe und Verhältniſs der Hemmung bey vollem Gegensatz.

§. 41.

Der Gegensatz zweyer Vorstellungen ist voll, oder so groſs als möglich, wenn eine von beyden ganz gehemmt werden muſs, damit die andre ungehemmt bleibe. Dieser Fall tritt zwar niemals ein; denn eine Vorstellung wird nur gehemmt, indem sie widersteht; und ihr Widerstand muſs allemal auch in der entgegengesetzten eine gewisse Hemmung hervorbringen. Aber man kann sich die Fiction erlauben, daſs die ganze Stärke des Gegensatzes, folglich die ganze Nöthigung zum Sinken nur auf eine der beyden falle: alsdann ist das höchste, was geschehn kann, völliges Sinken dieser einen, oder völliges Erlöschen ihres Vorgestellten, bey Verwandlung ihrer ganzen Thätigkeit in ein bloſses Streben wider die entgegengesetzte. Mehr als Sinken kann sie nicht, und es würde keinen Sinn haben, wenn man sich das Quantum des wirklichen Vorstellens noch über Null hinaus abnehmend, folglich negativ, denken wollte.

Wohl aber läſst sich ein minderer Gegensatz denken. Diesem zufolge würde eine Vorstellung ganz ungehemmt bleiben können, wenn von der andern nur ein bestimmter Bruch, das heiſst eigentlich, wenn die andere nur in einem bestimmten Grade gehemmt würde.

Der Unterschied des vollen und des minderen Gegensatzes ist von der Stärke der Vorstellungen unabhängig. Es sey die eine $=a$, die andere $=b$, wo a und b Zahlen bedeuten, vermittelst deren die Stärke beyder verglichen wird; der Gegensatz aber $=m$, wo m einen Bruch bedeutet, oder höchstens die Einheit: so muſs bey vollem Gegensatze (für welchen $m=1$), eben sowohl a ganz sinken, wenn b soll ungehemmt bleiben, als b ganz sinken muſs, damit a ungehemmt bleibe. Denn das Hemmende muſs ganz und gar weichen, wofern für das entgegenstehende alle Hemmung verschwinden, und volle Freyheit wiederkehren soll; und dies ist ganz auf gleiche Weise nothwendig, es mag nun jenes oder dieses das stärkere oder schwächere seyn. Bey minderem Gegensatze muſs mb sinken, falls a, oder es muſs ma sinken, falls b ungehemmt bleiben soll. Denn je mehr von dem Hemmenden vorhanden ist, in demselben Verhältnisse mehr muſs weichen, wofern das gegenüberstehende unangetastet bleiben soll. Bestünde b aus unendlich vielen kleinen Theilen: so würde jedem derselben das Merkmal, einen Gegensatz gegen a zu bilden, zuzuschreiben seyn, und zwar in dem Grade m; mit der Menge der Theile in b aber würde sich diese Entgegengesetztheit vervielfältigen, und deshalb in dem Producte mb ihren Ausdruck finden.

Die Voraussetzung des vollen Gegensatzes wird die nächstfolgenden Untersuchungen erleichtern; deshalb machen wir mit ihr den Anfang.

§. 42.

Die Summe der Hemmung ist das Quantum des Vorstellens, welches von den einander entgegenwirkenden Vorstellungen zusammengenommen, muſs gehemmt werden.

Diese Hemmungssumme muſs nothwendig zuerst bestimmt seyn, wenn die Hemmung jeder einzelnen Vorstellung soll gefunden werden. Denn, wie schon im §. 39. bemerkt, das Widereinanderstreben ist den sämmtlichen Vorstellungen zufällig, und sie äuſsern sich demnach nur in so fern als Kräfte, als das Quantum des Gegensatzes, welcher sich zwischen ihnen bildet, es mit sich bringt. Je stärker nun der Grad des Gegensatzes (das obige m) und je Mehr des entgegenstehenden (wegen der Stärke der einzelnen Vorstellungen): um desto gröſser ist das Quantum dessen, was weichen muſs aus dem Bewuſstseyn. Dieses Quantum bildet alsdann gleichsam die Last, welche sich vertheilt unter den verschiedenen Vorstellungen, die daran zu tragen haben; und das sind die sämmtlichen wider einander strebenden. Aber nicht eher können wir füglich von der Vertheilung sprechen, als bis wir die Last kennen, die vertheilt werden soll.

Für vollen Gegensatz nun, und für zwey Vorstellungen a und b, liegt gleich so viel klar vor Augen, daſs entweder a, oder b die Hemmungssumme seyn müsse. Denn es wird zwar von beyden gewiſs Etwas gehemmt werden, und daſs irgend eins von beyden gänzlich weiche, ist eine bloſse Fiction, der die Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen kann, weil nothwendig jedes von der ihm entgegenstrebenden Kraft etwas leiden muſs: allein in welchem Verhältnisse auch die Last sich vertheile, sie bleibt doch an sich immer dieselbe; wir haben aber schon im vorigen §. bemerkt, daſs diese Last, oder das Zu-Hemmende a seyn würde, wenn b ungehemmt bleiben sollte; hingegen b, wenn a von der Hemmung frey gedacht würde. Gesetzt also, die Hemmungssumme wäre der Gröſse nach gleich a: so würde zwar darum nicht die ganze Vorstellung a gehemmt, aber der Grund hievon läge nur darin, daſs ein Theil dieser Hemmungssumme auf b fiele, und gerade so viel, als auf b käme, dürfte nun von a ungehemmt bleiben. Gesetzt im Gegentheil, die Hemmungssumme wäre der Gröſse nach $=b$, so würde nur so viel von b ungehemmt bleiben können,

nen, als dagegen von a aus dem Bewuſstseyn verdrängt würde.

Wir schwanken demnach nur zwischen zweyen denkbaren Bestimmungen der Hemmungssumme; allein die Entscheidung, welche unter diesen beyden die richtige sey, kann einen Augenblick schwierig scheinen.

Der entscheidende Grund zwar bietet sich leicht genug dar. Nämlich man muſs sich die Hemmungssumme so klein als möglich denken; weil der natürliche Zustand der Vorstellungen der ungehemmte ist, und sie sich diesem, zu welchem sie sämmtlich zurückstreben, gewiſs so sehr nähern als sie können. Daraus folgt, daſs wenn a die stärkere, b die schwächere Vorstellung ist, die Hemmungssumme der Gröſse nach nicht $=a$, sondern $=b$ seyn werde.

Auch wenn man auf die Vertheilung der Hemmungssumme einen Vorblick wirft, so leuchtet gleich so viel ein, daſs zwar die stärkere Vorstellung das Uebergewicht haben müsse, doch aber unmöglich mehr, als die schwächere ganz, gehemmt werden könne; und daſs dieses Aeuſserste völlig das nämliche bleibe, wenn schon die stärkere wie sehr immer wachsen möchte. Z. B. es sey $a=10$, $b=1$: so wird zwar gewiſs b beynahe ganz gehemmt werden; aber mehr als das ganze b kann auch dann nicht zu unterdrücken seyn, wenn schon a anstatt $=10$, vielmehr $=100$ wäre. Es ist einmal nicht mehr vorhanden als nur b, was dem a entgegengesetzt wäre! Folglich durch Vergröſserung der stärksten unter den Vorstellungen wächst die Hemmungssumme nicht. Hingegen es sey $a=10$, $b=2$: so ist nun des entgegengesetzten gewiſs mehr geworden. Denn indem b von 1 bis 2 gewachsen ist, muſs a einer stärkern Kraft widerstehen, als vorhin, es wird dadurch mehr ins Streben versetzt; und dasselbe ist der Fall bey b, wenn schon dieses nun verhältniſsmäſsig nicht so viel leidet, wie vorhin.

Da nun die Hemmungssumme nicht gröſser seyn kann als *b*; aber auch nicht kleiner (denn bey vollem Gegensatz ist *b* ganz und gar dem *a* zuwider): so ist sie gewiſs $=b$. Dasselbe erhellet auch aus folgender Betrachtung: man setze *a* ungehemmt, so ist *b* ganz gehemmt; nun verbessere man die Vertheilung, so daſs auf *a* auch ein Theil der Last falle, und *b* dagegen steige: so kann unmöglich durch die veränderte Vertheilung das Quantum des wider einander Wirkenden wachsen oder abnehmen, denn das Wirksame, und seine eigenthümliche Beschaffenheit, vermöge deren es einen bestimmten Gegensatz mit einander macht, bleibt genau das nämliche wie zuvor; also muſs die Summe der Hemmung $=b$ seyn und bleiben.

Allein gerade diese letzte Betrachtungsart möchte man benutzen, um daraus einen Einwurf zu bilden. Setzet umgekehrt, (möchte man sagen), es sey *b* ungehemmt, folglich *a* ganz gehemmt; bey verbesserter Vertheilung kann nun das Quantum der Hemmung nicht abnehmen, eben darum weil dies Quantum von der Vertheilung unabhängig ist; folglich ist die Hemmungssumme $=a$ und nicht *b*. Oder, wenn auf gleichem Wege bewiesen wird, sie sey *a*, und auch, sie sey *b*: so verräth sich dadurch die Schwäche der Beweisart, die sich selbst widerstreitet.

Wenn man jedoch das vorhin entwickelte zurückruft, so sieht man offenbar, daſs in der Voraussetzung, *a* sey ganz gehemmt, das Quantum der Hemmung gröſser angenommen ist, als es nach der Beschaffenheit von *a* und *b* zu seyn braucht. Diese beyden können unleugbar eine Stellung gegen einander annehmen, worin weniger von ihnen gehemmt wird; und eben darum werden sie es unfehlbar thun, sobald die Vertheilung sich ändert; wiewohl dieses nicht von der neuen Vertheilung herrührt. Vielmehr dasselbe Aufstreben beyder Vorstellungen, welches eine bessere Proportion in die Vertheilung bringen wird, eben dieses widersetzt sich auch dem Uebermaaſse der Hemmung, und führt sie auf das Nothwendige zurück. —

Es scheint demnach unsre Bestimmung der Hemmungssumme hinreichend gesichert zu seyn.

Die gleiche Bestimmung aber wird sich, unter Voraussetzung des vollkommenen Gegensatzes, sehr leicht von zwey Vorstellungen auf mehrere in beliebiger Anzahl ausdehnen lassen. Es seyen auſser a, der stärksten, noch vorhanden b, c, d, $\ldots n$: so ist die Hemmungssumme $=b+c+d+\ldots+n$. Denn b und die übrigen stehn dem a ganz und gar entgegen; kleiner also als ihre Summe kann das Quantum der Hemmung nicht seyn; aber auch nicht gröſser, denn wenn jene alle völlig unterdrückt wären, bliebe die stärkste ganz ungehemmt. — Will man dagegen versuchen, sich b ungehemmt zu denken, so ist die Summe des Gehemmten $=a+c+d+\ldots+n$; also gröſser wie vorhin, und so bey jeder andern ähnlichen Voraussetzung. Folglich ist die obige Angabe allein zulässig. —

Bevor wir indessen die Betrachtung der Hemmungssumme verlassen, muſs noch einem möglichen Misverständnisse begegnet werden, welches aus der Vergleichung jener Summe mit einer zu vertheilenden Last, entstehen könnte. Es wird nämlich dem Geiste unsrer vestgestellten Sätze ganz gemäſs gefunden werden, daſs die Vorstellungen sämmtlich in eben dem Grade, wie sie leiden, auch in wirksame Kräfte verwandelt, daſs sie durch den Druck angespannt werden, und daſs das Gleichgewicht eintrete, sobald Spannung und Druck einander gegenseitig aufheben. Hieraus nun scheint zu folgen, daſs die Summe des wirklich Gehemmten weit weniger betragen müsse, als die ursprüngliche Nöthigung zum Sinken erfordert. Denn diese Nöthigung, und die Spannung der Vorstellungen, werden wider einander wirken; und die erstere kann also den Punct nicht erreichen, wohin sie strebt. — Dieses ist scheinbar, aber gleichwohl unrichtig. Es wird nämlich dabey vorausgesetzt, die Vorstellungen könnten der Hemmungssumme widerstreben. Aber die

Vorstellungen widerstreben vielmehr eine der andern. Die Hemmungssumme ist nichts von ihnen Verschiedenes; sie ist keine, ihnen gleichsam von auſsen her aufgelegte Last, an der sie gemeinschaftlich zu tragen hätten; sondern sie ist nur der Ausdruck von dem Quantum des Widerstreits, der sich unter ihnen erhebt, und unter ihnen bleibt, so fern sie im Bewuſstseyn zusammentreffen. Was daher eine Vorstellung durch ihre Spannung gewinnt, das kann nicht Verminderung des ursprünglichen, in der Beschaffenheit der Vorstellungen gegründeten Widerstreits seyn (sonst müſsten sie ihre Natur ändern), sondern jede Vorstellung gewinnt, so viel sie vermag, über die andern Vorstellungen, die sie um gerade so viel hemmt, als um wie viel sie die Verdunkelung ihres eignen Objects im Bewuſstseyn abhält. Und weit entfernt, daſs die Hemmungssumme in der Spannung eine Gegenkraft finden sollte, ist sie vielmehr gerade der Ausdruck dieser Spannung selbst, die mit dem Widerstreite identisch ist, so fern derselbe als Summe des activen Streitens der einzelnen Vorstellungen betrachtet wird. Tiefer unten wird sich Gelegenheit finden, dieses sowohl, als die entgegenstehende unrichtige Ansicht in mathematischen Formeln auszusprechen; da sich denn zeigen wird, daſs ganz verschiedene Gesetze des allmähligen Sinkens der Hemmunsgsumme daraus hervorgehn.

Endlich wolle man nicht fragen, ob wir uns denn solcher Spannung unsrer Vorstellungen auch bewuſst seyen? Nach unsrer ganzen vorstehenden Entwickelung sind die Vorstellungen in so fern kein wirkliches Vorstellen, als sie sich in ein bloſses Streben vorzustellen verwandelt haben, — das heiſst mit andern Worten, als sie in Spannung versetzt sind. Unmöglich also kann man diese Spannung im Bewuſstseyn unmittelbar antreffen; oder es müſste ein Bewuſstseyn dessen geben, was kein Vorstellen, sondern gerade die Abwesenheit desselben ist. — Unsre Bestrebungen, Begierden u. s. w., deren wir uns wirklich bewuſst sind, dürfen demnach nicht zu voreilig aus jener Spannung erklärt werden, obgleich sie damit wesentlich zusammenhängen.

§. 43.

Daſs Verhältniſs der Hemmung ist dasjenige Verhältniſs, in welchem sich die Hemmungssumme auf die verschiedenen, wider einander wirkenden Vorstellungen vertheilt.

Jede Vorstellung behauptet sich, so gut sie kann, unter allen übrigen; sie darf aber nicht als eine ursprünglich angreifende, sondern nur als eine widerstehende Kraft betrachtet werden. Es ist hier gleich Anfangs ein möglicher Irrthum abzuhalten, der zu falschen Berechnungen verleiten würde. Man könnte nämlich glauben: jede Kraft wirke im Verhältniſs ihrer Stärke auf die übrigen. Wäre also z. B. die Vorstellung $a=2$, die Vorstellung $b=1$, und was von b gehemmt würde $=x$: so müsse für $a=4$, das von b Gehemmte $=2x$ werden, indem die hemmende Kraft verdoppelt sey. Dies ist darum unrichtig, weil $a=4$ verhältniſsmäſsig weniger von $b=1$ angegriffen wird, als $a=2$ von dem nämlichen b. Aber a kann nur wirken in so fern es durch das entgegengesetzte dazu getrieben wird. Hätte, zugleich mit a, sich auch b verdoppelt: dann erst wäre mit der Kraft auch die Reizung, folglich der Effect verdoppelt worden.

Gewiſs aber widersteht jede Vorstellung dem, zwischen den mehrern entstandenen, Gegensatz um so besser, je stärker sie ist. Sie leidet also im umgekehrten Verhältniſs ihrer Stärke.

Und jetzt können wir leicht den Gegenstand völlig ins Klare setzen. Drey Betrachtungen müssen gesondert, und wieder verbunden werden.

Erstlich: jede Vorstellung wirkt im Verhältniſs ihrer Stärke $=i$.

Zweytens: sie wirkt in dem Verhältniſs, in welchem sie leidet, $=\frac{1}{i}$.

Drittens: sie leidet im umgekehrten Verhältniſs ihrer Stärke, das heiſst, im Verhältniſs $\frac{1}{i}$.

Das Verhältniſs des Wirkens ist zusammengesetzt aus i und $\frac{1}{i}$, es ist also allemal $=1$; und folglich kann man es aus der Rechnung weglassen. Das Verhältniſs des Leidens $=\frac{1}{i}$ bleibt allein übrig, und bestimmt die Vertheilung der Hemmungssumme.

So ist es bey vollem Gegensatze, wovon wir jetzt reden. Bey minderem Gegensatze bringt dieser noch einen Zusatz in das Verhältniſs des Wirkens, wovon tiefer unten.

Bey vollem Gegensatze wirken auf jede einzelne Vorstellung alle andern gleich viel, sie mögen wie immer ungleich seyn an Stärke.

Um diesen Satz ganz einleuchtend zu machen, wollen wir von der leichtesten Voraussetzung anfangen. Es seyen also zuvörderst nur zwey Vorstellungen mit einander im Conflict, die stärkere $=a$, die schwächere $=b$. Die Hemmungssumme, welche die Stärke des Conflicts angiebt, ist nun dasjenige, wovon beyde Vorstellungen leiden. Und zwar leidet a im Verhältniſs $\frac{1}{a}$, b im Verhältnisse $\frac{1}{b}$. Beyde wirken auf dieses Leiden zurück (nur nicht etwan erst hintennach, sondern indem und in so fern sie die Wirkung erleiden,) im zusammengesetzten Verhältnisse ihres Leidens und ihrer eignen Stärke, welches $=a.\frac{1}{a}$ und $b.\frac{1}{b}$ ist, oder $=1$. Diese Rückwirkung von a trifft b, und die Rückwirkung von b trifft a; allein beyde Rückwirkungen sind gleich, und heben sich auf; daher das erste Verhältniſs, des Leidens von der Hemmungssumme, allein entscheidet.

Es seyen jetzt drey Vorstellungen im Conflict; a,

b, c, und $a>b$, auch $a>c$. Von der Hemmungssumme leidet a im Verhältnisse $\frac{1}{a}$, b im Verhältnisse $\frac{1}{b}$, c im Verhältnisse $\frac{1}{c}$. Alle Rückwirkungen sind $=1$. Jede derselben mag sich gleich vertheilen auf die entgegenstehenden (denn eine besondre Richtung, wider eine vielmehr als wider die andre, kann sie nicht haben), so wird jeder Theil aufgehoben durch einen ihm gleichen entgegengesetzten.

Um noch sorgfältiger zu gehn, wollen wir die Betrachtung darin ändern, daſs wir die Hemmungssumme bey Seite setzen, die Vorstellungen aber paarweise ins Auge fassen, um nicht bloſs jede gegen alle übrigen zusammen, sondern jede gegen jede einzelne im Conflict zu beobachten.

Erstlich: in dem Conflicte zwischen a und b leiden beyde, wie vorhin gefunden, in den Verhältnissen $\frac{1}{a}$ und $\frac{1}{b}$. Wir wissen noch nicht wie viel sie leiden; es sey aber das Leiden von $a=\frac{x}{a}$, so ist das von $b=\frac{x}{b}$. Zweytens: mit a ist auch c im Conflict. Wofern nun c von a mehr oder weniger leidet als b, so kann dieses nur von dem Verhältnisse $b:c$ herrühren; welches das Verhältniſs des Widerstandes bestimmt, den beyde der gleichen Kraft a, und ihrer gleichen Spannung, entgegensetzen. Nach der Proportion

$$c:b=\frac{x}{b}:\frac{x}{c}$$

ist $\frac{x}{c}$ dasjenige, was c von a leidet. Folglich a von c leidet $\frac{x}{a}$. Drittens: in dem Conflict zwischen b und c findet man auf doppeltem Wege die Bestimmung für das

Leiden eines jeden. Nämlich man weiſs schon, wie viel a leidet von b; daraus findet sich, wie viel c leiden müsse von der nämlichen und gleichgespannten Kraft. Man weiſs auch wie viel a leidet von c: daraus findet sich, wie viel b leiden müsse von der nämlichen Kraft. Endlich müssen beyde Resultate einander gegenseitig erproben. Es ist aber

$$c:a=\frac{x}{a}:\frac{x}{c},$$

$$\text{und } b:a=\frac{x}{a}:\frac{x}{b};$$

wo die vierten Glieder im umgekehrten Verhältnisse von c und b stehen, wie gehörig. — Faſst man nun alles zusammen: so ist das Leiden von $a=\frac{2x}{a}$,

$$\text{von } b=\frac{2x}{b},$$

$$\text{von } c=\frac{2x}{c},$$

welche Gröſsen zusammen der Hemmungssumme gleich seyn müssen, so daſs man daraus x finden kann. Zugleich ist der obige Satz bewiesen, denn a leidet von b und von c gleich viel, b von c und von a gleich viel, c von b und von a gleich viel.

Es würde unverzeihlich seyn, eine so leichte Sache auch noch für vier und mehrere Vorstellungen weitläuftig darthun zu wollen, da der Gang des Beweises klar vor Augen liegt.

Es seyen nun Vorstellungen a, b, c, ...n gegeben, so sind die Hemmungsverhältnisse $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{c}$....$\frac{1}{n}$. Der Rechnung wegen ist nur zu bemerken, daſs hier etwas Combinatorisches eintritt, weil man diese Gröſsen auf ganze Zahlen wird bringen müssen. Daraus entstehn für a, b, c, die Binionen bc, ac, ab; für a, b, c, d, die Ternionen bcd, acd, abd, abc, u. s. f.

Zweytes Capitel.

Berechnung der Hemmung bey vollem Gegensatz, und erste Nachweisung der Schwellen des Bewuſstseyns.

§. 44.

Die Berechnung dessen, was von jeder Vorstellung gehemmt werde, geschieht ohne allen Zweifel durch Proportionen, zu welchen die Hemmungssumme das dritte Glied liefert, und deren erste beyde Glieder aus den Hemmungs-Verhältnissen hervorgehn.

Es seyen die Vorstellungen *a* und *b* gegeben, als wider einander wirkend im Bewuſstseyn, und stehend im vollen Gegensatze: so ist, laut voriger Entwickelungen, die Hemmungssumme gleich der schwächeren, oder $=b$; das Hemmungsverhältniſs wie $b:a$. Folglich wird man schlieſsen: wie die Summe der Verhältniſszahlen zu jeder einzelnen Verhältniſszahl, so das zu Vertheilende (die Hemmungssumme) zu jedem Theile; oder

$$(a+b)\begin{cases} :b \\ :a \end{cases} = b\begin{cases} :\dfrac{b^2}{a+b} \\ :\dfrac{ab}{a+b} \end{cases}$$

Die Verhältniſszahl *b* gehört (wegen der Umkehrung des Verhältnisses) zu *a*; folglich

$$\text{der Rest von } a = a - \frac{b^2}{a+b}$$

$$\text{und der Rest von } b = b - \frac{ab}{a+b} = \frac{b^2}{a+b}$$

Diese Reste sind natürlich nicht abgeschnittene Stücke der Vorstellungen *a* und *b*, sondern es sind die Grade der noch übrigen Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nachdem durch die Hemmung der zuvor berechnete Theil des wirklichen Vorstellens ist aufgehoben, und in ein bloſses Streben vorzustellen ist verwandelt worden.

Es seyen auf eben die Art drey Vorstellungen gegeben, nämlich a, b, c, worunter a die stärkste, c die schwächste: so ist die H. S. $=b+c$, das H. V. $=\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{c}$, oder bc, ac, ab; und die Proportionen:

$$(bc+ac+ab):\left\{\begin{array}{l} bc \\ \\ ac \\ \\ ab \end{array}\right. =(b+c):\left\{\begin{array}{l} \frac{bc(b+c)}{bc+ac+ab} \\ \frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab} \\ \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab} \end{array}\right.$$

woraus die Reste

$$\text{von } a, =a-\frac{bc(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$\text{von } b, =b-\frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$\text{von } c, =c-\frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}.$$

Man sieht leicht, wie dies für vier und mehrere Vorstellungen fortgeht.

Hier einige Berechnungen in Zahlen. Zuerst für zwey Vorstellungen.

Es sey $a=1$, $b=1$, so ist der Rest
von a, $=\frac{1}{2}$
von b, $=\frac{1}{2}$

Es sey $a=2$, $b=1$, so ist der Rest
von a, $=\frac{5}{3}$
von b, $=\frac{1}{3}$

Es sey $a=10$, $b=1$, so ist der Rest
von a, $=\frac{109}{11}$
von b, $=\frac{1}{11}$

Es sey $a=11$, $b=10$, so ist der Rest
von a, $=\frac{131}{21}$
von b, $=\frac{100}{21}$.

Man sieht, daſs die Reste in einem weit gröſseren Verhältnisse verschieden sind, als die Vorstellungen selbst.

Doch kann der Rest von b niemals $=o$ werden, denn erst für $a=\infty$ wird der Werth der Formel $\frac{b^2}{a+b}$ unendlich klein.

Jetzt für drey Vorstellungen.

$a=1$, $b=1$, $c=1$, giebt den Rest
von a, $=\frac{1}{3}$; von b, $=\frac{1}{3}$; von c, $=\frac{1}{3}$
$a=2$, $b=1$, $c=1$, giebt den Rest
von a, $=\frac{8}{5}$; von b, $=\frac{1}{5}$; von c, $=\frac{1}{5}$

Wäre hier, statt b und c, eine einzige Vorstellung von der Stärke $b+c$ vorhanden gewesen: so würde von dieser ein gleicher Rest, wie von a, nämlich von jeder der Rest $=1$ geblieben seyn. Im gegenwärtigen Falle bleibt achtmal so viel von a, als von b und von c. So wichtig ist der Unterschied, ob das nämliche Quantum des Vorstellens als Eine Gesammtkraft wirkt, oder ob es in zwey wider einander wirkende Vorstellungen vertheilt ist. — Es sey endlich noch

$a=6$, $b=5$, $c=4$, so ist
von a der Rest $=\frac{132}{37}$
von b „ „ $=\frac{77}{37}$
von c „ „ $=\frac{13}{37}$

Eine Gesammtkraft $=b+c$, anstatt der beyden Kräfte b und c, hätte hier eine viel kleinere Hemmungssumme ergeben; sie wäre $=6$, anstatt jetzt $=9$, geworden. Auch würde von a nur wenig, von der Gesammtkraft desto mehr übrig geblieben seyn.

Der Rest von b kann auch für drey Vorstellungen nicht $=o$ werden; sonst müſste $bbc+abb-acc=o$ seyn können, welches nicht angeht, weil b nicht kleiner als c seyn soll, folglich entweder $abb>acc$, oder doch $abb=acc$; so daſs immer das Positive überwiegt.

Hingegen der Rest von c kann allerdings $=o$ werden; ein sehr wichtiger Umstand, wovon bald ein Mehreres.

§. 45.

Der Zweck der allgemeinen Formeln kann bey den gegenwärtigen Untersuchungen kein anderer seyn, als, eine Uebersicht über ein ganzes Feld von Möglichkeiten, oder noch genauer, von Erfolgen möglicher Voraussetzungen, zu erlangen. Dieser Zweck wird gar sehr durch kleine Tafeln befördert, welche die Werthe der Formeln für angenommene Grundgröſsen in Zahlen berechnet darstellen. Um aber die Arbeit abzukürzen, die solche Tafeln kosten, ist es rathsam, einige, für die Rechnung leichte Fälle herauszuheben, und wo möglich so, daſs die übrigen Fälle als zwischen jene einzuschaltende können gedacht werden.

Wir wollen damit hier den Anfang machen. Für drey Vorstellungen sey der Rest von $a=p$, von $b=q$, von $c=r$. Man setze erstlich $b=c$, woraus $q=r$ folgen muſs. Man setze zweytens $b=a$, woraus $p=q$ folgen muſs. So findet sich nach gehöriger Rechnung aus den Formeln des vorigen §.

für $b=c$,

$$p=a-\frac{2b^2}{b+2a}$$

$$q=r=\frac{b^2}{b+2a}$$

für $b=a$,

$$p=q=a-\frac{c(a+c)}{2c+a}$$

$$r=\frac{2c^2-a^2}{2c+a}$$

Im ersten Falle sey $b=10$, im zweyten $c=10$; so kommt

1) $$p=a-\frac{200}{10+2a}$$

$$q=r=\frac{100}{10+2a}$$

2) $$p=q=a-\frac{10(10+a)}{20+a}$$

$$r=\frac{200-a^2}{20+a}$$

$b=c=10$

	p	$q=r$
$a=10$	3,33..	3,33..
$a=11$	4,75..	3,12..
:	:	:
$a=15$	10	2,5
:	:	:
$a=20$	16	2
:	:	:
$a=40$	37,77..	1,11..

$a=b$, und $c=10$

	$p=q$	r
$a=b=10$	3,33..	3,33..
$a=b=11$	4,22..	2,54..
$a=b=12$	5,17..	1,75
$a=b=13$	6,03..	0,93..
$a=b=14$	6,94..	0,11..
$a=b=15$	7,5	0
:	:	
$a=b=20$	10	0

Die letzten Werthe des zweyten Täfelchens hängen mit den Schwellen zusammen, wovon weiterhin.

§. 46.

Es mag nicht unnütz seyn, auch noch der Aufgabe zu erwähnen, rückwärts aus den Resten als gegebenen Gröſsen die Vorstellungen selbst zu finden. In den Gleichungen

$$p = a - \frac{bc(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$q = b - \frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$r = c - \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}$$

seyen demnach, a, b, c, unbekannt; so bietet sich zuvörderst, sowohl aus der Natur der Sache als auch aus den Formeln, die Gleichung dar: $a = p + q + r$.

Ferner sey $\frac{b+c}{bc+ac+ab} = f$; so hat man

$$a - p = bcf;\ b - q = acf;\ c - r = abf;$$

folglich

$$\frac{a-p}{b-q} = \frac{b}{a};\ \frac{a-p}{c-r} = \frac{c}{a}$$

oder $a^2 - ap = b^2 - bq = c^2 - cr$.

Man setze die schon bekannte Gröſse $a^2 - ap = h$, so ist

$$b = \tfrac{1}{2}q + \sqrt{\tfrac{1}{4}q^2 + h};\ \text{und}\ c = \tfrac{1}{2}r + \sqrt{\tfrac{1}{4}r^2 + h}.$$

Daſs man vor der Wurzelgröſse nur das Zeichen $+$ gebrauchen kann, ist offenbar, indem b und c gröſser seyn müssen als ihre halben Reste.

§. 47.

Aus der Bemerkung, daſs der Rest von c negativ werden kann, entwickelt sich der Keim zu sehr weitgreifenden Nachforschungen.

Die Frage: was ein negativ gewordenes Vorstellen bedeuten könne, ist leicht beantwortet. Es kann gar nichts bedeuten; denn nach vorigen Erörterungen ist das

Aeuſserte, was einer Vorstellung begegnen kann, dieses, daſs sie ganz und gar in ein bloſses Streben vorzustellen verwandelt, oder daſs der Rest des wirklichen Vorstellens $= o$ werde. Die Gleichung $r = o$ setzt daher der Anwendbarkeit der vorigen Rechnungsart eine Gränze; denn ein negatives r ist in unserm Falle so gut als eine unmögliche Gröſse.

Aus $r = o$ folgt $c = b\sqrt{\frac{a}{b+a}}$. Wofern c im Verhältniſs zu b und a kleiner ist, als nach dieser Formel: so ist jede nähere Bestimmung seiner Gröſse für die obige Hemmungsrechnung ganz gleichgültig; denn es wird auf allen Fall ganz gehemmt; daher ist sein Antheil an der Hemmungssumme gerade gleich seinem Beytrage zu derselben, und die stärkeren Vorstellungen theilen ihren Beytrag gerade so, als ob c gar nicht vorhanden gewesen wäre. Der Zustand des Bewuſstseyns also, in wiefern er statisch bestimmt werden kann, hängt gar nicht ab von c; — noch viel weniger aber von was immer für noch schwächeren Vorstellungen, deren eine unendliche Anzahl vorhanden seyn möchte, ohne daſs sie im geringsten im Bewuſstseyn zu spüren seyn würden, so lange dasselbe im Zustande des Gleichgewichts aller Vorstellungen wäre und bliebe.

Dieser Satz, der sich hier mit der höchsten mathematischen Evidenz ergiebt, bietet uns nun den Aufschluſs dar über das allgemeinste aller psychologischen Wunder. Wir alle bemerken an uns, daſs von unserm sämmtlichen Wissen, Denken, Wünschen, in jedem einzelnen Augenblicke eine unvergleichbar kleinere Menge uns wirklich beschäfftigt, als diejenige ist, welche auf gehörige Veranlassung in uns hervortreten könnte. Dieses abwesende, aber nicht entlaufene, sondern in unserm Besitz gebliebene und verharrende Wissen, in welchem Zustande befindet es sich in uns? Wie geht es zu, daſs es, obschon vorhanden, dennoch nicht eher zur Bestimmung unseres Gemüthszustandes etwas beyträgt, als bis es uns wieder einfällt? Was kann unsre lebhaftesten Ueberzeugungen, unsre besten Vorsätze, unsre ausgebildeten Gefühle, manchmal auf lange Zeiten, verhindern wirksam zu werden; was kann ihnen die unglückliche Trägheit beybringen, durch die sie uns der vergeblichen Reue so oft Preis geben? — Andre Gedanken haben uns zu lebhaft beschäfftigt! Dies wissen wir schon aus der Erfahrung. Und dennoch hat man sich lieber bis in die, alle gesunde Metaphysik zerstörenden, Irrlehren, von der transscendentalen Freyheit, und vom radicalen Bösen, verlieren, als den psychologischen Mechanismus, an welchem offenbar die Schuld liegen muſs, genauer untersuchen wollen. —

Der eben aufgestellte Lehrsatz ist der erste, obgleich noch sehr beschränkte, Anfang der Einsicht in diesen Mechanismus. Zwey Vorstellungen reichen hin, um eine dritte aus dem Bewuſstseyn völlig zu verdrängen, und einen von ihr ganz unabhängigen Gemüthszustand herbeyzuführen. Eine allein vermag dies nicht gegen die zweyte; wie wir oben sahen, indem wir bemerkten, daſs der Rest von b niemals $= 0$ werden kann. Was aber zwey gegen die dritte vermögen, das leisten sie auch gegen eine wie immer groſse Anzahl von noch schwächern Vorstellungen. Fernere Untersuchungen werden lehren, daſs ganz ähnliche psychologische Ereignisse auch unter gewissen Umständen Statt haben können, ohne daſs die aus dem Bewuſstseyn verdrängten Vorstellungen gerade schwächer zu seyn brauchen, als die verdrängenden.

Indessen wollen wir schon hier das Allgemeine dieser Ereignisse mit einem Kunstworte bezeichnen, dessen Gebrauch in der Folge noch oftmals nöthig seyn wird. So wie man gewohnt ist, vom Eintritt der Vorstellungen ins Bewuſstseyn zu reden, so nenne ich Schwelle des Bewuſstseyns diejenige Gränze, welche eine Vorstellung scheint zu überschreiten, indem sie aus dem völlig gehemmten Zustande zu einem Grade des wirklichen Vorstellens übergeht. Berechnung der Schwelle ist ein verkürzter Ausdruck für Berechnung derjenigen Bedingungen, unter welchen eine Vorstellung nur noch vermag, einen unendlich geringen Grad des wirklichen Vorstellens zu behaupten; unter welchen sie also gerade an jener Gränze steht. Wie wir vom Steigen und Sinken der Vorstellungen reden: so nenne ich eine Vorstellung unter der Schwelle, wenn es ihr an Kraft fehlt, jene Bedingungen zu erfüllen. Zwar der Zustand, in welchem sie sich alsdann befindet, ist immer der gleiche der vollständigen Hemmung; aber dennoch kann sie mehr oder weniger weit unter der Schwelle seyn, je nachdem ihr mehr oder weniger Stärke fehlt, und noch zugesetzt werden müſste, um die Schwelle zu erreichen. Eben so ist eine Vorstellung über der Schwelle, in so fern sie einen gewissen Grad des wirklichen Vorstellens erreicht hat.

Ist von den Bedingungen die Rede, unter welchen im Zustande des Gleichgewichts eine Vorstellung gerade an der Schwelle steht: so nennen wir die letztere die statische Schwelle. Tiefer unten werden sich auch mechanische Schwellen zeigen, die von den Bewegungsgesetzen der Vorstellungen abhängen. Unter den statischen Schwellen befinden sich einige, die von Complicationen und Verschmelzungen mehrerer Vorstellungen abhängen: zum Unterschiede von denselben sollen die, welche bloſs durch die Stärke und den Gegensatz einfacher Vorstellungen bestimmt werden, gemeine Schwellen heiſsen. Die erste Art der gemeinen Schwellen ist die bey vollem Gegensatze, welche wir bisher betrachtet, und durch die Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ bestimmt haben.

§. 48.

Es ist hier der Ort, auf ein paar früher vorgekommene Bemerkungen zurückzublicken. Schon im §. 4. ward angegeben, was unter dem Ausdruck: Thatsachen

des

des Bewuſstseyns zu verstehen sey. Im §. 18. war die Rede von dem Unterschiede dessen, was ins Bewuſstseyn kommt, von demjenigen, dessen man sich bewuſst ist. Zu dieser Unterscheidung nöthigt der Mangel an Sprache, welchem der Mangel an psychologischen Einsichten zum Grunde liegt. Viele nämlich halten das Vorstellen und das Selbstbeobachten dieses Vorstellens für unzertrennlich; oder sie verwechseln wohl gar eins mit dem andern. Daher wird der Ausdruck: Bewuſstseyn, zweydeutig; indem er bald das gesammte wirkliche Vorstellen, — also das Hervorragen einiger Vorstellungen über die Schwelle, die Erhebung derselben über den ganz gehemmten Zustand, — bald aber die Beobachtung dieses Vorstellens als des unsrigen, die Anknüpfung desselben an das Ich, zu bezeichnen gebraucht wird. Wir nehmen hier das Wort Bewuſstseyn überall in der ersten Bedeutung; bedienen uns aber für das zweyte der Wendung: man ist Sich einer Sache bewuſst.

Hiemit soll zwar noch nicht über die Frage von den sogenannten bewuſstlosen Vorstellungen entschieden werden, oder, wie wir uns ausdrücken würden, von den Vorstellungen, die im Bewuſstseyn sind, ohne daſs man sich ihrer bewuſst ist. Aber, erstlich liegt nach allem Vorstehenden klar vor Augen, daſs die Gesetze, nach welchen Vorstellungen ins Bewuſstseyn treten, viel früher anfangen sich uns zu entdecken, als diejenigen, nach welchen das Ich als das Vorstellende mag aufgefaſst werden. Die Selbstbeobachtung ist ohne Zweifel etwas ungleich mehr Verwickeltes, als das bloſse Hervortreten über die Schwelle; und muſs daher, in der Untersuchung, von diesem ganz gesondert werden. Zweytens bedürfen wir eines Namens für die Gesammtheit des jedesmal gleichzeitig zusammentreffenden Vorstellens; und diese ist es, für welche kaum ein passenderer Ausdruck als das Wort Bewuſstseyn möchte gefunden werden. Sie ist darum so wichtig, weil sie, für jede in ihr zu einem bestimmten Zeitpuncte enthal tene Vorstellung, die Wirkungssphäre ausmacht; indem alle gleichzeitig in Activität befindliche Vorstellungen sich auf irgend eine Weise gegenseitig afficiren, und zusammengenommen den eben jetzt vorhandenen Gemüthszustand ergeben. Sollte es übrigens den Sprachgebrauch zu verletzen scheinen, wenn wir von Vorstellungen im Bewuſstseyn reden, deren wir uns gleichwohl nicht bewuſst seyen: so wolle man sich erinnern, daſs auch selbst die ganz gemeine Sprache durch den Ausdruck: Er ist ohne Bewuſstseyn, einen Zustand bezeichnet, der weit verschieden ist von dem, welchem ein Denker oder Dichter sich in dem Maaſse nähert, als er, seiner selbst vergessend, sich in seinen Gegenstand wissenschaftlich oder künstlerisch vertieft. —

Im §. 17. bot sich die Gelegenheit dar, an Locke's gerechte Verwunderung über die „*narrowness of the human mind*" zu erinnern. Schon jetzt ist soviel sichtbar, daſs diese scheinbare Eigenschaft der Seele, nur eine sehr kleine Anzahl von Vorstellungen gleichzeitig in Thätigkeit setzen zu können, und bey dem Wechsel der Vorstellungen, immer die alten über den neuen fahren zu lassen, ohne sie doch zu verlieren, — gar keine Eigenschaft der Seele, sondern bloſs ein nothwendiger Erfolg der Gegensätze unter unsern Vorstellungen ist. In welche Hypothesen würde man wohl gerathen, wenn man dem Gemüthe gleichsam eine enge Pupille beylegen wollte, vielleicht mit irgend einer Iris versehen, die sich nach ihren eignen Gesetzen erweiterte und zusammenzöge? — Aus dem obigen ist klar, daſs das Quantum dessen, was im Gleichgewichte beysammen seyn kann im Bewuſstseyn, gar kein allgemeines Gesetz hat, sondern in jedem einzelnen Falle von der Stärke und den Gegensätzen der zusammentreffenden Vorstellungen abhängig ist. Von physiologischen Einflüssen, welche dieses einigermaaſsen modificiren, und der Aehnlichkeit mit jener Pupille um ein weniges näher bringen können, reden wir hier noch nicht.

§. 49.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert uns auf, einige berechnete Werthe der so einfachen Schwellenformel $c=b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ vorzulegen. Wir verbinden damit eine Betrachtung über die zugehörigen Reste von a und von b.

Aus der Gleichung des §. 46.

$$r=c-\frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}=o$$

ist bekanntlich die Formel $c=b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ gefunden worden. Anstatt diesen Werth von c in die dortigen Gleichungen für p und für q zu substituiren: nehme man die weiterhin im angeführten §. vorkommende Gleichung

$$c=\tfrac{1}{2}r+\sqrt{\tfrac{1}{4}r^2+h}$$

wo $h=a^2-ap$.

Für $r=o$ ergiebt sich hieraus $c=\sqrt{h}=\sqrt{a^2-ap}$, oder $c^2=a^2-ap$, oder $ap=a^2-c^2=(a+c)(a-c)$. Ferner ist jetzo $a=p+q$, und $p=a-q=a-\frac{c^2}{a}$, woraus

$$q=\frac{c^2}{a},\ \text{oder}\ aq=c^2.$$

Dies giebt eine sehr faſsliche Relation zwischen q, dem Rest von b, und a, der stärksten der drey Vorstellungen, und c, wenn es seinen Schwellenwerth hat. Man kann sich q als beständige Gröſse, als den Parameter einer Parabel vorstellen, so gehört eine stetige Folge von Werthen für c und a zusammen, wie Ordinaten und Abscissen vom Scheitel auf der Axe genommen. Da a nicht $<b$, so fängt dies an von $a=b$, wofür a einen Werth erhält, der von q abhängt (nämlich $a=2q$, aus einer gleich folgenden Formel), und alsdann geht es fort bis $a=\infty$ (wofür b und c unendliche von der Ordnung $\frac{1}{2}$ werden, indem $b=\frac{1}{2}q+\sqrt{\frac{1}{4}q^2+qa}$).

Aus $a=p+q$ und $\frac{a-p}{b-q}=\frac{b}{a}$ wird ferner $\frac{q}{b-q}=\frac{b}{a}$, oder $q=\frac{bb}{a+b}$; gleich der Formel im §. 44.; wie gehörig, weil a und b nur die Hemmungssumme b zu theilen haben, sobald c auf der Schwelle ist.

Will man also alle zusammengehörige Gröſsen auf einmal berechnen: so ist es bequem, für willkührlich angenommene a und b zuerst $\frac{bb}{a+b}=q$, dann $p=a-q$ und $c=\sqrt{aq}$ zu berechnen.

Beyspiele können wir anknüpfen an die im §. 44. berechneten Reste für zwey Vorstellungen, indem wir nur die Schwellenwerthe für eine dritte Vorstellung hinzufügen dürfen.

a	b	p	q	c
1	1	$\frac{1}{2}=0{,}5$	$\frac{1}{2}=0{,}5$	0,707..
2	1	$\frac{5}{3}=1{,}666..$	$\frac{1}{3}=0{,}333..$	0,816..
10	1	$\frac{109}{11}=9{,}909..$	$\frac{1}{11}=0{,}090..$	0,953..
11	10	$\frac{131}{21}=6{,}236..$	$\frac{100}{21}=4{,}761..$	7,237..

Eine etwas mehr zusammenhängende Reihe von Schwellenwerthen für c folgt in diesem Täfelchen; welches unter der beständigen Voraussetzung $b=1$ berechnet ist:

a	c
1	0,7071
1,1	0,7237
1,2	0,7385
1,3	0,7518
1,4	0,7637
1,5	0,7745
1,6	0,7844
1,7	0,7934
1,8	0,8017
1,9	0,8094

a	c
2	0,8164
3	0,8660
4	0,894
5	0,912
6	0,925
7	0,935
8	0,942
9	0,948
10	0,953
∞	1

Es versteht sich, daſs wenn statt der Zahl 1 ein andrer Werth für b gesetzt wird, dann die übrigen Zahlen in gleichem Verhältnisse wachsen müssen. So wenn $b=10$, wird $a=11$ anstatt 1,1; und $c=7{,}237$ anstatt 0,7237; wie das vorige Täfelchen zeigt.

§. 50.

Will man nun die Hemmungsrechnung des §. 44. auf angenommene Gröſsen von drey Vorstellungen anwenden: so muſs man zuvor nachsehn, ob nicht die Anwendbarkeit der Rechnung dadurch verändert wird, daſs die schwächste der drey Vorstellungen neben den andern unter die Schwelle sinken muſs? in welchem Falle die Rechnung gleich Anfangs bloſs auf die beyden stärkeren zu beziehen ist.

Z. B. es mögen sich die Vorstellungen ihrer Stärke nach verhalten wie 1, 2, 3. Um hier das vorstehende Täfelchen anzuwenden, dividire man die gegebenen Zahlen durch 2, damit $b=1$ werde. So ist $a=\frac{3}{2}=1{,}5$; und $c=0{,}5$. Nun zeigt das Täfelchen, daſs schon $c=0{,}77\ldots$ neben a und b zur Schwelle sinken würde; es fehlt also viel, daſs $c=0{,}5$ hier in Rechnung kommen könnte. Die Hemmungsrechnung geht nach der Formel für zwey Vorstellungen, sie giebt den Rest von $a=\frac{11}{5}$, und von $b=\frac{4}{5}$.

Das Beyspiel zeigt den Nutzen, ja beynahe die Unentbehrlichkeit von Schwellentafeln. Zum Unglück hängen in der Wirklichkeit die Schwellen von so manchen, höchst verwickelten Bestimmungen ab (wie sich bald mehr und mehr zeigen wird), ja auch die allgemeinen Formeln, die sich noch finden lassen, sind so zahlreich und zum Theil so schwer zu gebrauchen, daſs nicht wenig Geduld dazu gehören wird, wenn jemals der speculativen Psychologie diese Art von Hülfsmitteln soll geschafft werden.

Indessen ist es schon ein groſser Gewinn, sich nur richtige Begriffe über diese Gegenstände zu erwerben, und im Allgemeinen die Möglichkeit und die Gesetze zu überschauen, nach denen in der Seele sich etwas ereignet und ereignen kann.

In der gegenwärtigen Grundlegung können wir überdies an vollständige Ausführungen nicht denken. Nur erwähnen wollen wir daher der Schwellen für mehr als drey Vorstellungen.

§. 51.

Es seyen gegeben die Vorstellungen a, b, c, d, geordnet, wie wir stets annehmen, nach ihrer Stärke von der stärksten zur schwächsten. So ist die Hemmungssumme $= b+c+d$, die Hemmungsverhältnisse sind $bcd : acd : abd : abc$, und der Rest von d:

$$s = d - \frac{abc(b+c+d)}{bcd+acd+abd+abc}$$

Aus $s = o$ folgt $d = \sqrt{\frac{abc(b+c)}{bc+ac+ab}}$.

Eben so würde man für fünf Vorstellungen a, b, c, d, e, den Rest von e, oder t finden.

$$t = e - \frac{abcd(b+c+d+e)}{bcde+acde+abde+abce+abcd}$$

und aus $t = o$, $e = \sqrt{\frac{abcd(b+c+d)}{bcd+acd+abd+abc}}$.

Der Vergleichung wegen wollen wir die schon bekannte Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ so schreiben: $c = \sqrt{\frac{ab.b}{a+b}}$; so wird das Gesetz des Fortgangs so klar vor Augen liegen, daſs jeder Zusatz überflüssig wäre.

Es seyen nun alle Vorstellungen, auſser der jedesmaligen schwächsten, $= 1$. So geben die Schwellenformeln

$$c = \sqrt{\tfrac{1}{2}} = 0{,}707..$$
$$d = \sqrt{\tfrac{2}{3}} = 0{,}816..$$
$$e = \sqrt{\tfrac{3}{4}} = 0{,}866..$$

welche Reihe sich der Zahl 1 unendlich nähert. Also jemehr Vorstellungen, desto weniger darf die schwächste, um nicht auf die Schwelle zu sinken, von den stärkeren entfernt seyn. Dies gilt um so gewisser, wenn die übrigen Vorstellungen verschieden sind. Denn es wachse a, so bleibt die Hemmungssumme gleich, aber *a* trägt weniger davon, und wirft desto mehr auf die schwächeren Vorstellungen. Es wachse auch *b*, so vermehrt sich sogar die Hemmungssumme, und die schwächeren müssen um so eher unterliegen.

Die Möglichkeit, daſs mehr als drey Vorstellungen im Bewuſstseyn zusammen bestehen könnten, scheint hiernach in sehr enge Gränzen eingeschlossen. Allein dies gilt bloſs für vollen Gegensatz, und wird überdies noch durch manche Umstände modificirt.

Drittes Capitel.

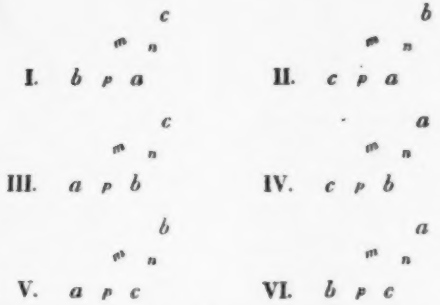
Abänderungen des Vorigen bey minderem Gegensatze.

§. 52.

Zwar das Princip zur Bestimmung der Hemmungssumme, dessen wir uns im §. 42. bedient haben, wird uns auch hier nicht verlassen, wo wir die erleichternde Voraussetzung des vollen Gegensatzes entbehren, und zwischen jedem Paare von Vorstellungen jeden möglichen Grad des Gegensatzes gestatten sollen. Immer werden wir Eine Vorstellung als ganz ungehemmt denken müssen, um nachzusehn, wie viel nun von den übrigen zusammengenommen müsse gehemmt werden; und immer werden wir diejenige Vorstellung auszuwählen haben, welche, damit sie selbst ungehemmt bleibe, den übrigen die kleinste Hemmung auferlege. Allein das Geschäfft dieser Auswahl führt eine lästige Weitläuftigkeit mit sich; die wir jedoch der Genauigkeit wegen wenigstens kenntlich machen müssen.

Zuvörderst ist zu bemerken, daſs die frühere sehr einfache Weise, die bey vollem Gegensatze ausreicht, immer anwendbar ist, so oft alle Vorstellungen in allen Paaren, die aus ihnen genommen werden können, nur einerley Grad des Gegensatzes haben. — Unter zwey Vorstellungen a und b, wo $a > b$, sey der Gegensatz $= m$, welches, wenn nicht $= 1$, allemal ein ächter Bruch ist (§. 41.), so ist die Hemmungssumme $= mb$; welches man findet, indem a ungehemmt gedacht wird. Denn b ungehemmt, hätte ma zur Hemmungssumme gegeben, welches gröſser ist als mb. — Unter drey Vorstellungen, a, b, c, wenn die Paare a und b, b und c, a und c, immer einerley Gegensatz m mit sich führen, denke man die stärkste, a, ungehemmt, so ergiebt sich die H. S. $= mb + mc$. b ungehemmt, gäbe $ma + mc$; c ungehemmt, gäbe $ma + mb$; immer eine gröſsere Hemmung, als die Vorstellungen ihrer Natur nach nothwendig fordern, und als ihr Aufstreben zulassen wird. — Wie viele nun der Vorstellungen seyn mögen, — es seyen ihrer $a + b + c + \ldots + n$, — immer denke man die stärkste, a, ungehemmt, so ist, für den durchgängigen Hemmungsgrad $= m$, die H. S. $= m(b + c + \ldots + n)$.

Bey verschiedenem Grade der Hemmung aber, für drey Vorstellungen a, b, c, giebt es drey Paare, ab, ac, bc, und folglich drey Hemmungsgrade, deren stärksten wir m, den mittlern n, den schwächsten p nennen wollen. Es soll noch nicht entschieden werden, welchem unter den Paaren jeder von ihnen zugehöre; vielmehr, da jeder in jedem Paare statt finden kann, giebt es Versetzungen der Hemmungsgrade zwischen den Vorstellungen, oder, wenn man will, der Vorstellungen zwischen den Hemmungsgraden. Dieser Versetzungen sind an der Zahl sechs; und jede von ihnen bildet einen besonderen Fall zur Untersuchung der H. S. Man kann diese Fälle bequem durch Dreyecke andeuten, in deren Winkelpuncte man die Verhältniſszahlen für die Vorstellungen setzt, und deren Seiten den Hemmungsgraden proportional sind.



Die beyden ersten Fälle haben den stärksten Gegensatz zwischen den schwächsten Vorstellungen; die beiden folgenden zwischen der stärksten und schwächsten; die beyden letzten zwischen den stärksten.

Was die Hemmungsgrade selbst betrifft, so gilt für sie ein ähnliches Gesetz, wie für die Seiten eines Dreyecks. Ihrer zwey zusammengenommen dürfen nicht kleiner seyn als der dritte. Denn der Uebergang aus einer Vorstellung zu einer andern durch alle zwischenliegenden Verschiedenheiten kann wohl kleiner, aber er braucht nicht gröſser zu seyn, als die Summe zweyer Uebergänge von der ersten zu einer dritten, und von dieser zu jener andern; jeder gröſsere Weg ist gewiſs ein Umweg, der den wirklich zwischenliegenden Verschiedenheiten etwas fremdartiges beymischt. — Ich finde nicht nöthig, die Begriffe über diesen Punct, der eine Art von geometrischer Evidenz besitzt, hier mehr aufzuklären; welches in die allgemeine Metaphysik zurückführen würde, indem es mit der Construction des intelligibelen Raums zusammenhängt. Beyspiele werden kaum nöthig seyn; man wird nicht in Versuchung gerathen, etwan $p = \frac{1}{4}$, $n = \frac{1}{2}$, und daneben m, welches höchstens $= \frac{3}{4}$ seyn kann, $= 1$ zu setzen. Wichtiger ist es vielleicht, an die Natur unserer einfachen sinnlichen Vorstellungen zu erinnern.

Die Töne bilden ein Continuum von nur Einer Dimension, welches wir die Tonlinie nennen wollen *). Ist von ihnen die Rede, so ist allemal $p+n=m$. Hingegen schon die Vocale bilden ein Continuum von wenigstens zwey Dimensionen, denn der Uebergang vom *U* zum *I* geht gewiſs nicht nothwendig durch *A*, sondern gerade durch *Ü*; obgleich auch der Umweg durch *O*, *A* und *E* möglich ist. Die Farben haben ebenfalls zum wenigsten zwey Dimensionen, indem schon Roth, Blau und Gelb, paarweise genommen, eine Folge von Nüançen in gerader Linie zwischen sich einschlieſsen, und alle drey in der That ein gleichseitiges Dreieck zu bilden scheinen, in welchem jedoch weder Weiſs noch Schwarz, noch selbst, wie es scheint, das reine Braun mit eingeschlossen liegt. Für Farben daher kann man gewiſs $p=n=m$ setzen, welches bei Tönen unmöglich ist. — Hingegen wird man, wofern vier Vorstellungen von Farben zusammen zu nehmen sind, sich hüten müssen, der vierten ihre Gegensätze gegen alle drey andre willkührlich anzuweisen, indem auch hier, wie beim vierten Puncte auf einer Fläche, aus zweyen Gegensätzen und gleichsam Distanzen, der dritte von selbst folgt. Dies unter der Voraussetzung, daſs man nicht noch eine dritte Dimension für die Farben rechtfertigen könne, oder daſs man wenigstens in dem vorhandenen Falle von dieser dritten Dimension nicht Gebrauch gemacht habe. Es scheint zwar eine dritte Dimension vorhanden zu seyn, nämlich in dem Gegensatz des Hellen und Dunkeln, welches, auf die Mitteltinte aller übrigen Farben bezogen, Weiſs, Grau und Schwarz ergeben dürfte; während doch auch alle reinen Farben bei den Extremen der Verdunkelung oder Erhellung in Schwarz und Weiſs überzugehn pflegen. Allein eben aus diesem letztern Grunde laufen wir hier Gefahr, die Intensität der Vorstellungen (den Unterschied des *a*, *b*, *c*) zu verwechseln mit ihrer specifischen Verschiedenheit (dem *m*, *n*, *p*).

---

*) Nicht zu verwechseln mit Tonleiter, die nur einzelne Puncte jener Linie enthält.

Indem wir nun die Hemmungssumme für die unterschiedenen sechs Fälle aufsuchen, werden uns die ersten beyden nicht lange zweifelhaft lassen. Offenbar ist

für den Fall I. die Hemmungssumme $= pb + nc$,
″ ″ ″ II. ″ ″ ″ $= pc + nb$.

Beydemale wird hier *a* ungehemmt angenommen, welches nicht bloſs selbst am stärksten, sondern hier zugleich von den schwächsten Gegensätzen umgeben ist.

Aber für den Fall III. ist die H. S. $\begin{cases} \text{entwed. } pa + nc, \\ \text{oder } mc + pb. \end{cases}$

Jene findet sich unter der Voraussetzung, daſs *b* ungehemmt, diese, daſs *a* ungehemmt sey. Zwischen beyden kann man nicht im Allgemeinen, sondern nur in besondern Fällen entscheiden, weil zwar $pa > pb$, aber zugleich $nc < mc$.

Für den Fall IV. ist die H. S. $\begin{cases} \text{entweder } pc + na \\ \text{oder } mc + nb \end{cases}$

wo zwar $pc < mc$, aber $na > nb$.

Für den Fall V. ist die H. S. $\begin{cases} \text{entweder } pa + nb \\ \text{oder } mb + pc \end{cases}$

wo zwar $pa > pc$, aber $nb < mb$.

Der letzte Fall endlich ist der schwierigste. Denn

für den Fall VI. ist die H. S. $\begin{cases} \text{entweder } pb + na \\ \text{oder } ma + pc \\ \text{oder } mb + nc \end{cases}$

wo keine der drey Angaben vor der andern einen im Allgemeinen zu erkennenden Vorzug besitzt. Sind die Gröſsen in Zahlen gegeben, so versteht sich, daſs man in allen Fällen die kleinste sogleich herausfinden werde. In allgemeinen Rechnungen aber entsteht hieraus eine Unbequemlichkeit, indem sie oft nur bis auf einen gewissen Punct vollführt werden können, über welchen hinaus man sich auf die Unterscheidung der möglichen Fälle einlassen muſs. — Diese Unbequemlichkeit vermindert sich um etwas durch die Bemerkung, daſs nur in zweyen Angaben, beym Fall V. und VI., *c* in der Hemmungssumme fehlt. Diese kann man als Ausnahmen betrachten, und dagegen als Regel annehmen, daſs *c* sich in der H. S. befinde.

Wer noch Erläuterungen wünscht, der versuche im Fall III. anzunehmen, daſs *c* ungehemmt bleibe. Daraus wird folgen, daſs *a* und *b* so weit sinken müssen, als es ihr Gegensatz gegen *c* mit sich bringt. Also wird die Hemmungssumme $= ma + nb$. Man vergleiche hiemit die obigen Angaben. Die erste, unter der Voraussetzung, *b* sey ungehemmt, war $pa + nc$; diese ist allemal kleiner als jene, denn $pa < ma$, und $nc < nb$. Schon hieraus folgt, daſs die Angabe $ma + nb$ ganz unstatthaft ist; und die andre Vergleichung mit $mc + pb$ ist nicht mehr nöthig. Auf ähnliche Weise ist im Fall V. die Annahme, *b* sey ungehemmt, ausgeschieden; sie hätte gegeben: H. S. $= ma + nc$, welches verglichen mit $mb + pc$ allemal gröſser, und also unbrauchbar ist. Und so sind auch die übrigen unstatthaften Annahmen ausgeschlossen worden.

Auf die Hemmungssummen für mehr als drey Vorstellungen werden wir uns nicht einlassen. Die abschreckende Weitläuftigkeit der Untersuchung, auf die man aus dem Vorstehenden schlieſsen kann, einerseits, und die mindere Wichtigkeit der Sache andrerseits, wird dies entschuldigen. Natürlich kommt bey mehr als drey Vorstellungen das Meiste immer auf die drey stärksten an. Sucht man für diese die Hemmungssumme, und addirt dazu, für jede der schwächeren, denjenigen ihrer Gegensätze gegen jene drey, welcher der stärkste ist, und also die geringeren in sich faſst: so wird man schwerlich einen bedeutenden Rechnungsfehler begehn können. Auſserdem giebt die oben erwähnte Voraussetzung eines durchgängig gleichen Hemmungsgrades aller Vorstellungen unter einander, immer einen Gesichtspunct ab, von wo aus man sich unter den übrigen möglichen Fällen orientiren kann. Diesem analog ist der Fall, wo alle Vorstellungen gleich stark, aber die Hemmungsgrade verschieden sind. Hier hebe man zuvörderst diejenigen drey Vorstellungen heraus, welche unter einander die gröſste Hemmungssumme bilden. Eine darunter wird bey Bestimmung der H. S. als ungehemmt betrachtet werden; dieser gegenüber denke man sich die sämmtlichen übrigen als sinkend nach ihrem Hemmungsgrade, und addire, was herauskommt, zur Hemmungssumme der herausgehobenen drey. Das Gesagte wird für unsre gegenwärtigen Zwecke völlig hinreichen.

§. 53.

Die Bestimmung des Hemmungsverhältnisses bey minderem Gegensatz ist noch bey weitem schwieriger, als die der Hemmungssumme, falls dabey auf alle Umstände, die vorkommen können, soll Rücksicht genommen werden. Die Angabe derselben gehört in die folgenden Capitel; hier werden wir nur das Leichteste, Allgemeinste, und was die Grundlage der Untersuchung bildet, in Betracht ziehn.

Zuerst müssen die Ueberlegungen des §. 43. zurückgerufen werden. An der Stelle, wo dort gesagt wurde, jede Vorstellung wirke im Verhältniſs ihrer Stärke, ist jetzt hinzuzufügen: und im Verhältnisse ihres Gegensatzes. Daher leidet nun auch jede Vorstellung nicht bloſs im umgekehrten Verhältniſs ihrer Stärke, sondern sie leidet von jeder andern nach dem Hemmungsgrade, den sie gegen diese andre bildet. Bey zweyen Vorstellungen hebt dieses sich auf, aber nicht so bey mehrern. Für a und b, und den Hemmungsgrad m, sind die Hemmungsverhältnisse $\frac{m}{a}$, $\frac{m}{b}$, oder $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$. Aber für drey Vorstellungen, und drey Hemmungsgrade, müssen wir die Sache etwas genauer betrachten.

Wir gehn zurück zu den oben unterschiedenen sechs Fällen, wiewohl nur, um uns der dortigen Bezeichnung zu bedienen, denn der Unterschied der Fälle selbst kommt hier nicht in Anschlag. Beyspielshalber nehme man den Fall I. Hier leidet a von b und von c. Laut §. 43. würde es von beyden gleich viel leiden, wenn der Gegensatz voll wäre. Jetzt leidet es weniger, von b im Verhältniſs p, und von c im Verhältniſs n. Also ist sein Leiden überhaupt durch die Verhältniſszahl $\frac{p+n}{a}$ zu bestimmen, wenn wir auf ähnliche Weise das Leiden von b durch $\frac{p+m}{b}$, und das von c durch $\frac{m+n}{c}$ ausdrücken. Es ist nun leicht, die sechs Fälle zu durchlaufen. Jeder bekommt sein eignes Hemmungsverhältniſs, aber nur nach einerley Regel, indem man für jede Vorstellung die nebenstehenden Hemmungsgrade addirt, und daraus den Zähler eines Bruches bildet, welchem die eigne Stärke der Vorstellung zum Nenner dient. Dies ist alles, was für jetzt von den Hemmungsverhältnissen kann gesagt werden; auch ist es auf mehr als drey Vorstellungen leicht auszudehnen.

§. 54.

Wir dürfen nur das Vorhergehende zusammenstellen, um die Hemmungsrechnung anzuordnen. Es seyen gegeben die beyden Vorstellungen a und b, der Hemmungsgrad m, so hat man

$$(a+b):\begin{cases} b \\ a \end{cases} = mb:\begin{cases} \dfrac{mb^2}{a+b} \\ \dfrac{mab}{a+b} \end{cases}$$

$$p=a-\frac{mb^2}{a+b} \text{ ist der Rest von } a,$$

$$q=b-\frac{mab}{a+b} \text{ ist der Rest von } b.$$

Beyde Reste zusammen sind $=a+(1-m)b$, wovon man, wenn der eine in Decimalbrüchen schon berechnet ist, denselben nur abziehn darf, um den andern zu finden.

Beyspiele:

$a=1$, $b=1$, $m=\frac{1}{2}$, giebt $p=\frac{3}{4}$, $q=\frac{3}{4}=0{,}75$

$a=1$, $b=1$, $m=\frac{1}{4}$, giebt $p=\frac{7}{8}$, $q=\frac{7}{8}=0{,}875$

$a=1$, $b=1$, $m=\frac{3}{4}$, giebt $p=\frac{5}{8}$, $q=\frac{5}{8}=0{,}625$

$a=2$, $b=1$, $m=\frac{1}{2}$, giebt $p=\frac{11}{6}=1{,}833\ldots$, $q=\frac{2}{3}=0{,}666\ldots$

$a=2$, $b=1$, $m=\frac{1}{4}$, giebt $p=1{,}916\ldots$, $q=0{,}833\ldots$

für $a=\infty$ wird $p=a$, $q=(1-m)b$.

Für drey Vorstellungen nehme man die Hemmungssumme aus §. 52., und nenne sie S; die Hemmungsverhältnisse aus §. 53.; auch nenne man die Zähler der Brüche, wodurch die Verhältnisse bezeichnet werden, ε, η, ϑ; so sind ganz allgemein die Verhältniſszahlen $=\frac{\varepsilon}{a}$, $\frac{\eta}{b}$, $\frac{\vartheta}{c}$; oder $bc\varepsilon$, $ac\eta$, $ab\vartheta$; und die Rechnung steht so:

$$(bc\varepsilon+ac\eta+ab\vartheta):\begin{cases}bc\varepsilon\\ \\ ac\eta\\ \\ ab\vartheta\end{cases}=S:\begin{cases}\dfrac{bc\varepsilon S}{bc\varepsilon+ac\eta+ab\vartheta}\\ \dfrac{ac\eta S}{bc\varepsilon+ac\eta+ab\vartheta}\\ \dfrac{ab\vartheta S}{bc\varepsilon+ac\eta+ab\vartheta}\end{cases}$$

woraus sich die Reste durch gehörigen Abzug ohne Mühe finden. — Man weiſs schon, daſs für den Fall I., $\varepsilon=p+n$, $\eta=p+m$, $\vartheta=m+n$; für den Fall II., $\varepsilon=p+n$, $\eta=m+n$, $\vartheta=m+p$; für den Fall III., $\varepsilon=p+m$, $\eta=p+n$, $\vartheta=m+n$, u. s. f. Die Werthe von ε, η, ϑ, liegen zwischen 0 und 2.

Für durchgängig gleiche Hemmungsgrade, oder für $p=m=n$, folglich $\varepsilon=\eta=\vartheta$, fallen diese Gröſsen aus den Verhältniſszahlen heraus, und bleiben nur noch in der Bestimmung von S zurück; daher verhalten sich alsdann die Theile, welche gehemmt werden, zu den entsprechenden im §. 44., gerade wie $S:(b+c)$.

§. 55.

Die Berechnung der Schwelle für die schwächste der drey Vorstellungen stützt sich hier auf die Gleichung:

$$c = \frac{ab\vartheta S}{bc\varepsilon + acn + ab\vartheta}$$

oder $c^2(b\varepsilon + an) + ab\vartheta c = ab\vartheta S$,

wobey man nicht vergessen darf, daſs S in der Regel noch c enthält, also die Gleichung nicht so geradezu kann aufgelöset werden.

Wir wollen hier $c = 1$ setzen, indem wir es als den beständigen Maaſsstab der übrigen Gröſsen ansehn, und aus ihm die zugehörigen b und a berechnen. Auch sey $\frac{a}{b} = x$, welches also das Verhältniſs zwischen a und b andeutet, und uns die Substitution $a = xb$ verschafft, wodurch die Gleichung zur Division mit b vorbereitet wird. So kommt

$$\varepsilon + xn + xb\vartheta = xb\vartheta S$$

oder $\frac{\varepsilon + xn}{x\vartheta} = b(S - 1)$.

Bekanntlich liegen die Werthe von a zwischen b und ∞, also die von x zwischen 1 und ∞. Und da S, nach §. 52., meistens b und c, jedes mit einem Hemmungsgrade multiplicirt, enthält, so sey $S = \sigma b + \tau c$, oder weil $c = 1$, $S = \sigma b + \tau$; alsdann ergiebt sich

für $a = b$, oder $x = 1$, $\frac{\varepsilon + n}{\vartheta} = b(\sigma b + \tau - 1)$

$$\text{woraus } b = \frac{1 - \tau}{2\sigma} + \sqrt{\frac{(1 - \tau)^2}{4\sigma^2} + \frac{\varepsilon + n}{\vartheta\sigma}} \qquad (A)$$

für $a = \infty$, also $x = \infty$, $\frac{n}{\vartheta} = b(\sigma b + \tau - 1)$

$$\text{woraus } b = \frac{1 - \tau}{2\sigma} + \sqrt{\frac{(1 - \tau)^2}{4\sigma^2} + \frac{n}{\vartheta\sigma}}. \qquad (B)$$

Diese Gleichungen sind für die Bestimmung der Schwellen wichtig, indem sie dieselben in ihre Gränzen einschlieſsen. Wenn $a = b$ beyde kleiner sind, als die Gleichung A anzeigt, so sey übrigens ihre Gröſse welche sie wolle, sie können $c = 1$ nicht auf die Schwelle bringen. Wenn b allein, kleiner ist als die Gleichung B angiebt, so sey a so groſs es wolle, es bringt doch nicht

nicht $c=1$ auf die Schwelle. Wenn endlich b (folglich auch a) gröſser ist, als die Gleichung A bestimmt, so ist $c=1$ allemal unter der Schwelle, b und a mögen übrigens seyn was sie wollen.

Die beyden Gränzen für b liegen, wie die Formeln zeigen, sehr nahe beysammen. Ihr ganzer Unterschied hängt ab von ε, welches in dem zweyten Theile der Wurzelgröſse einmal zugegen ist, das andremal fehlt. Da ε, als Summe zweyer ächten Brüche, höchstens $=2$ seyn kann, so müſste ϑ oder σ sehr klein seyn, wenn der Unterschied bedeutend werden sollte.

Wir haben die Gültigkeit dieser Formeln auf die Voraussetzung beschränkt, daſs b und c in der Hemmungssumme sich befinden. Falls statt dessen a und c in ihr vorkommen, behält dennoch S die Form $\sigma b+\tau$, nur muſs alsdann σ zugleich $\varkappa$ einschlieſsen. Nämlich es sey die H. S. $\pi a+\tau c$, so ist dieses $=\pi\varkappa b+\tau c$, wegen $a=\varkappa b$; nun lasse man in diesen Fällen $\pi\varkappa=\sigma$ seyn, so passen auch jetzt die nämlichen Formeln. — Man denke aber nicht, daſs σ darum eine groſse Zahl werden könne. Denn obschon $\varkappa$ bis zum Unendlichen wachsen kann: so wird doch a, wenn es einigermaaſsen groſs ist, niemals in der Hemmungssumme vorkommen.

Nur die beyden Fälle, wo c in der Hemmungssumme fehlt, nöthigen uns zu einer neuen Rechnung. Für dieselben sey $S=\pi a+\tau b=b(\pi\varkappa+\tau)$, so wird, wenn $\pi\varkappa=\sigma$),

$$\text{aus } \frac{\varepsilon+\varkappa n}{\varkappa\vartheta}=b(S-1)$$

$$\text{jetzt für } \varkappa=1,\ \frac{\varepsilon+n}{\vartheta}=bb(\sigma+\tau)-b$$

$$\text{woraus } b=\frac{1}{2(\sigma+\tau)}\cdot\left(1+\sqrt{1+\frac{4(\varepsilon+n)(\sigma+\tau)}{\vartheta}}\right).$$

Es ist aber in beyden hieher gehörigen Fällen $\sigma+\tau=p+n=\vartheta$, daher die eben gefundene Formel noch einfacher so zu schreiben ist:

$$b=\frac{1}{2\vartheta}\cdot\left(1+\sqrt{1+4(\varepsilon+\eta)}\right). \qquad (C)$$

Dies ist die eine Gränze, über welche b nicht steigen darf, wofern $c=1$ nicht auf jeden Fall unter der Schwelle seyn soll. Die andre Gränze, unter welcher b nicht seyn darf, mufs aus den vorigen Formeln entnommen werden. Denn wenn $a=\infty$, gehört es gewifs nicht selbst zur Hemmungssumme.

Demnach ist die Formel B ganz allgemein, und zwar in der ersten Bedeutung von σ; nur die Formel A erleidet zuweilen die angegebene Abänderung des Werths von σ, und in seltnen Fällen tritt in ihre Stelle die Formel C.

§. 56.

Nimmt man durchgängig gleiche Hemmung an, also $p=n=m$, und $\varepsilon=\eta=\vartheta$, auch $\sigma=\tau=m$, so verschwindet aller Unterschied der sechs Fälle; a kann in der H. S. nicht vorkommen, und die Gleichungen A und B verwandeln sich in folgende:

für $a=b$, $\quad b=\dfrac{1-m+\sqrt{(1-m)^2+8m^2}}{2m}$

für $a=\infty$, $\quad b=\dfrac{1}{m}$

Hieraus ergiebt sich in Zahlen folgendes: soll $c=1$ auf die Schwelle gebracht werden, so ist

für $m=1$

b höchstens = 1,414.. b wenigstens = 1

$m=0,9$

.... 1,547.. .... 1,111..

$m=0,8$

.... 1,711.. 1,25

$m=0,7$

.... 1,918.. 1,428

$m=0,6$

.... 2,180.. 1,666

$m=0,5$

.... 2,561.. 2

für $m=0{,}4$

b höchstens $=$ 3,108.. b wenigstens $=$ 2,5

$m=0{,}3$

.... 4 .... 3,333..

$m=0{,}2$

.... 5,740.. 5

$m=0{,}1$

.... 10,840.. 10

$m=0{,}01$

.... 100,98.. 100

Hier nimmt die Differenz der zusammengehörigen Werthe zwar immer zu; aber im Verhältniſs gegen die Zahlen selbst sehr stark ab.

Wie die Voraussetzung des durchgängig gleichen Gegensatzes in der Mitte aller Fälle liegt, und zugleich für die Rechnung eine Bequemlichkeit mit sich führt: so giebt es noch ein paar andre Arten, etwas Mittleres zwischen zwey Fällen hervorzuheben. Man kann $\nu=\vartheta$, und zugleich $\sigma=\tau$ setzen, wodurch sich die Gleichung B in $b=\frac{1}{\sigma}$ verwandelt: Erstlich, wenn man in den Fällen I. und II., $p=n$ setzt, wodurch der Unterschied dieser Fälle aufgehoben wird. Denn

im Fall I. ist $\nu=p+m$, $\vartheta=m+n$, $\sigma=p$, $\tau=n$,
im Fall II. ist $\nu=m+n$, $\vartheta=m+p$, $\sigma=n$, $\tau=p$.

Zweytens, wenn man in den Fällen IV. und VI., $m=n$ setzt, wodurch der Unterschied dieser Fälle, wenigstens in Beziehung auf $a=\infty$, also auf die Gleichung B verschwindet. Denn hier kann nur diejenige Angabe der H. S. brauchbar seyn, in welcher kein a vorkommt. Dies vorausgesetzt, findet sich

im Fall IV., $\nu=p+n$, $\vartheta=m+p$, $\sigma=n$, $\tau=m$,
im Fall VI., $\nu=p+m$, $\vartheta=n+p$, $\sigma=m$, $\tau=n$,

wo wiederum für $n=m$ der Unterschied wegfällt.

In den Fällen I. und II. wird also $b=\frac{1}{p}$, in den

Fällen IV. und VI. aber $b=\frac{1}{m}$ für $a=\infty$. Beydes sind die niedrigsten Werthe, welche b haben darf. Aber jener ist gröſser als dieser. Sehr natürlich, denn die Hemmungssumme ist in jenen Fällen kleiner, daher muſs b mehr Kraft besitzen, um c zur Schwelle zu treiben. —

Aber die Gleichung $p=n$ macht auch die sämmtlichen Fälle I. II. III. und IV. einander gleich in Hinsicht der Gränzformel A. Denn diese Formel beruhte auf der Annahme $a=b$; dafür aber werden die Hemmungssummen alle $=p(b+c)$, also wiederum $\sigma=\tau$, und auch die Summe $\iota+\eta$ bleibt sich gleich, während ϑ für sich überall gleich ist.

Ob es sich belohnen könne, den verschiedenen Werthen, welche die gefundenen Formeln anzunehmen fähig sind, noch genauer nachzugehn: dies läſst sich im Allgemeinen nicht entscheiden. Vielleicht wird man künftig entdecken, daſs zur Erklärung gewisser, in der Erfahrung vorkommenden Phänomene, auch die feinsten Unterschiede, deren Möglichkeit in den Formeln liegt, müssen berücksichtigt werden.

Hier mag noch ein kurzes Rechnungs-Beyspiel Platz finden. Man nehme, der Bequemlichkeit wegen, die Hemmungsgrade als gegeben an; es sey $p=\frac{1}{4}$, $n=\frac{1}{2}$, $m=\frac{3}{4}$; und hieraus für den ersten Fall $\iota=\frac{3}{4}$, $\eta=1$, $\vartheta=\frac{5}{4}$; auch $\sigma=\frac{1}{4}$, $\tau=\frac{1}{2}$. Nun suche man zuerst die Gränzen für b. In §. 55. giebt die Gleichung A, $b=3{,}57\ldots$ die Gleichung B giebt $b=3{,}05$. Zwischen diesen beyden Werthen muſs man b annehmen, damit $c=1$ auf der Schwelle sey; welches für ein kleineres b nicht möglich wäre, wie stark auch a seyn möchte; für ein gröſseres sich von selbst verstände, oder eigentlich wäre dann c nicht auf, sondern unter der Schwelle. Gesetzt demnach, b sey $=3{,}1$; so giebt die Formel $\frac{\iota+x\eta}{x\vartheta}=b(S-1)$, $x=11{,}4$; folglich $a=35{,}3\ldots$ Hingegen sey $b=3{,}5$, so wird $x=1{,}19\ldots$ und $a=4{,}16\ldots$ Länger wollen wir hiebey nicht verweilen; indem wichtigere Untersuchungen bevorstehn.

Viertes Capitel.

Von den vollkommenen Complicationen der Vorstellungen.

§. 57.

Die Voraussetzungen, deren Folgen wir bisher aufgesucht haben, waren so einfach, daſs die mannigfaltig verwickelten Zustände des Bewuſstseyns ihnen selten genau entsprechen können. Aber eben so hebt auch die Statik der Körperwelt von Untersuchungen an, die auf die Wirklichkeit nicht vollkommen passen. Der einfache Hebel, ohne eigne Masse und Schwere, die Bewegung fallender und geworfener Körper im luftleeren Raume, der Schwerpunct von mathematischen Flächen und Curven, — alles dies sind Gedankendinge, die dennoch in der Wissenschaft den Vortritt haben vor den realen Gegenständen, weil sich an jenen besser als an diesen die Elemente der Wissenschaft nachweisen lassen. — In der Psychologie können wir bey dem Mangel oder doch der Schwierigkeit bestimmter Beobachtungen weniger darauf ausgehn, irgend ein wirkliches und individuelles geistiges Ereigniſs genau zu erkennen und zu erklären: als die einfachen Gesetze einzusehen, deren höchst mannigfaltige Verflechtung die Wirklichkeit bestimmt. Doch es ist nicht nöthig, über das Voranstellen der abstractesten Voraussetzungen demjenigen ein Wort zu sagen, der von irgend einem Theile der angewandten Mathematik auch nur oberflächliche Kenntniſs hat. —

Das groſse Princip, welches minder offenbar schon die bisherigen Untersuchungen leitete, und immer klärer die folgenden bestimmen muſs, ist die Einheit der Seele. Darum, weil die Vorstellungen alle in Einem Vorstellenden als Thätigkeiten (Selbsterhaltungen) desselben beysammen sind, müssen sie Ein intensives Thun ausmachen, sofern sie nicht entgegengesetzt und nicht gehemmt sind. Eben darum auch müssen sie sich hemmen, in so weit ihr Gegensatz es mit sich bringt. Weder unangefochten, noch unvereinigt können sie bleiben; das erste haben wir bisher betrachtet, das zweyte müssen wir jetzt suchen, allmählig in seinen nähern Bestimmungen kennen zu lernen. Eben dadurch werden wir die abstracten Voraussetzungen mehr und mehr dem Wirklichen anzupassen im Stande seyn.

Zuerst muſs hier hingewiesen werden auf die verschiedenen Continua, welche durch ganze Classen von Vorstellungen gebildet werden. Die sämmtlichen Farben ergeben Ein Continuum, die Gestalten ein anderes; die Töne machen ein drittes; die Vocale ein viertes, selbst die Consonanten können wenigstens zusammengestellt werden; an Gerüche, Geschmäcke, Gefühle ist kaum noch nöthig zu erinnern. Auch lehrt die Erfahrung, daſs zwar verschiedene Vorstellungen aus Einem Continuum einander entgegengesetzt sind, aber nicht Vorstellungen aus verschiedenen Continuen. Die Farbe hemmt nicht die Vorstellung des Hörbaren, vielmehr das hörbare Wort, die sichtbare Schrift, und ein von beyden ganz verschiedener Gedanke, der aus mancherley, durch verschiedene Sinne wahrgenommenen Eigenschaften irgend eines Dinges zusammengesetzt ist, alles dies tritt in eine Verbindung, die unerklärlich wäre, wenn die groſsen Verschiedenheiten so heterogener Vorstellungen für hemmende Gegensätze zu halten wären.

Aus dieser Erfahrung, deren genauere Prüfung und gehörige Beschränkung nicht dieses Orts ist, wollen wir hier bloſs den, schon *a priori* wenigstens möglichen, Gedanken herausheben, daſs es mehrere Continuen von Vorstellungen geben könne, aus deren einem in das andere kein hemmender Gegensatz hinübergreife, während innerhalb eines jeden alles Mannigfaltige in bestimmten Hemmungsgraden einander im Bewuſstseyn verdunkele.

Nun muſs alles gleichzeitige wirkliche Vorstellen, wegen seiner Durchdringung in der Einheit des Vorstellenden, sich vereinigen, so weit die Hemmung es nicht hindert. Hier ist sogleich offenbar, daſs es zwey ganz verschiedene Arten der Vereinigung geben müsse, je nachdem ein paar Vorstellungen entweder aus einerley Continuum sind, oder aus verschiedenen. Im ersten Falle werden sie nach dem Grade ihrer Ungleichheit sich hemmen, und sich nur so weit vereinigen, als die Hemmung es zuläſst. Im andern Falle ist zwischen ihnen keine gegenseitige Hemmung, sie können sich also gänzlich verbinden.

Zwar auch im letztern Falle wird eine zufällige Hemmung die Verbindung beschränken können. Es seyen die Vorstellungen a und α gleichzeitig im Bewuſstseyn, wo die Verschiedenheit der zur Bezeichnung gewählten Alphabete auf Vorstellungen aus verschiedenen Continuen hinweist: sind nun noch andere Vorstellungen, b, c, β, γ, gegenwärtig, so wird a durch b und c, α durch β und γ gehemmt; und um so viel als die Hemmung beträgt, die Möglichkeit der Vereinigung von a und α vermindert. Denn das Streben einer gehemmten Vorstellung ist ausschlieſsend wider die hemmenden gerichtet; und da die Vorstellung einzig in diesem Streben noch besteht, so hat sie nun nur ein isolirtes Daseyn, und ungeachtet der Einheit der Seele, worin sie immer noch mit allen andern Vorstellungen ein intensives Eins ausmacht, kann sie sich doch nicht mit irgend einer andern, selbst nicht mit einer ihr gleichen, zu einer Totalkraft verbinden. Wenn daher a und α zum Theil gehemmt, zum Theil aber noch als wirkliches Vorstellen, gleichzeitig im Bewuſstseyn zusammentreffen: so entsteht eine unvollkommne

Verbindung beyder; der Grad der Verbindung aber hängt nicht von ihnen selbst, sondern von den zufällig mitwirkenden Kräften ab.

Jetzt wird die Eintheilung verständlich seyn, welche den weitern Untersuchungen muſs vorangestellt werden. Vorstellungen aus verschiedenen Continuen können sich gänzlich verbinden, so daſs sie nur Eine Kraft ausmachen, und als solche in Rechnung kommen; dergleichen Verbindung nenne ich eine vollkommene Complication. Vorstellungen aus einerley Continuum können sich, wegen des unter ihnen statt findenden Gegensatzes, nicht gänzlich verbinden (Falls sie nicht gänzlich gleichartig sind, wie die Wiederhohlungen der nämlichen Wahrnehmung); alsdann ergiebt sich aus ihrer Stärke und ihrem Gegensatze das Gesetz, wie genau ihre Vereinigung werden kann; dergleichen Vereinigungen nenne ich Verschmelzungen. Endlich wegen zufälliger Hindernisse kann es sowohl unvollkommne Complicationen als unvollkommne Verschmelzungen geben.

§. 58.

Es seyen zwey vollkommene Complexionen gegeben, $A=a+\alpha$, und $B=b+\beta$. Welches wird die Summe und das Verhältniſs ihrer Hemmung seyn?

Die Summe macht bey vollkommenen Complicationen keine besondere Schwierigkeit. Denn das Widerstreitende, Unvereinbare gewisser Vorstellungen, welches einmal in ihrer Natur liegt, kann durch ihre Verbindungen nicht gröſser noch kleiner werden. Sowohl a und b bilden unter sich, als α und β unter sich, eine Hemmungssumme nach den obigen Bestimmungen; beydes addirt, ergiebt die H. S. der Complexionen A und B. Es sey also der Hemmungsgrad zwischen a und b, $=p$; zwischen α und β, $=\pi$: so ist nur noch zu bedenken, daſs, obgleich $A>B$, dennoch $\alpha<\beta$ seyn kann, wofern nur um so mehr $a>b$. Angenommen, daſs sich dies also verhalte: so ist die H. S. $=pb+\pi\alpha$.

Mehr Mühe macht das Hemmungs-Verhältniſs. Man wolle hier zurückblicken in die §§. 43. und 53. — So fern die Complexionen als widerstehende Kräfte betrachtet werden, sind sie Totalkräfte; sie leiden im umgekehrten Verhältnisse dieser Totalkräfte, sie wirken auch der dadurch erhaltenen Spannung gemäſs zurück. Aber so fern die Wirkung einer jeden unmittelbar von ihrer Stärke und ihrem Hemmungsgrade abhängt, entsteht eine Schwierigkeit oder wenigstens eine Weitläuftigkeit aus dem Umstande, daſs die Bestandtheile der Complexionen einen verschiedenen Hemmungsgrad haben können, und daſs in so fern auch die Kräfte als aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt betrachtet werden müssen. Wir wollen nun die drey Ueberlegungen des §. 43. erneuern.

Erstlich: A wirkt im Verhältnisse $ap+\alpha\pi$.

Zweytens: A wirkt im Verhältnisse seiner Spannung $=\frac{1}{A}$.

Drittens: A leidet im Verhältnisse $\frac{1}{A}$.

Dasselbe läſst sich leicht auf B anwenden.

Wofern nun hier, so wie oben, $\frac{ap+\alpha\pi}{A}$ und $\frac{bp+\beta\pi}{B}=1$ wäre (denn wenn man ein gleichartiges Vorstellen von der Stärke A, als aus Theilen a und α bestehend, und eben so ein andres gleichartiges Vorstellen von der Stärke B, als aus Theilen b und β bestehend, betrachten wollte, so wäre $p=\pi$, und bey vollem Gegensatze $=1$, $\frac{a+\alpha}{A}$ und $\frac{b+\beta}{B}$ aber $=1$), so würde bloſs das Verhältniſs des Leidens, $\frac{1}{A}:\frac{1}{B}$, übrig bleiben. Jetzt aber ist nur in speciellen Fällen $p=\pi$, und deshalb muſs das Hemmungsverhältniſs aus allen den angegebenen Gröſsen zusammengesetzt werden.

Indem nun die Hemmungssumme die Spannungen in den Verhältnissen $\frac{1}{A}$ und $\frac{1}{B}$ bewirkt *), muſs sie zugleich in dem Verhältniſs der wirkenden Kräfte $\frac{bp+\beta\pi}{B}$ und $\frac{ap+\alpha\pi}{A}$ vertheilt werden. Die erste Kraft nämlich ist diejenige, die A durch B erleidet, die andre Kraft ist die, mit welcher A auf B einwirkt. Also dieses zusammengenommen sind die Verhältniſszahlen:

---

*) Diese anspannende Wirkung der H. S. bleibt während der

$\frac{1}{A}\cdot\frac{bp+\beta\pi}{B}$, $\frac{1}{B}\cdot\frac{ap+\alpha\pi}{A}$, oder $bp+\beta\pi$, $ap+\alpha\pi$.

Für $p=\pi$ wird daraus B, A; wie gehörig nach §§. 43. und 53.

§. 59.

Wir schreiten fort zu drey Complexionen, $A=a+\alpha$, $B=b+\beta$, $C=c+\gamma$, wo A die stärkste, C die schwächste, während die Bestandtheile mancherley Gröſsenverhältnisse haben können. Auch seyen die Hemmungsgrade

zwischen a und b, p; zwischen α und β, π
„ a „ c, n; „ α „ γ, ν
„ b „ c, m „ β „ γ, μ.

Um nun zuerst bloſs die wirkenden Kräfte zu betrachten, so fern sie von der Stärke der Vorstellungen und den Hemmungsgraden unmittelbar abhängen, so wirkt

A auf B im Verhältniſs $ap+\alpha\pi$,
„ auf C „ „ „ $an+\alpha\nu$,
B auf A „ „ „ $bp+\beta\pi$,
„ auf C „ „ „ $bm+\beta\mu$,
C auf A „ „ „ $cn+\gamma\nu$,
„ auf B „ „ „ $cm+\gamma\mu$.

Mit jedem dieser Verhältnisse ist zusammenzusetzen die Spannung der wirkenden Vorstellung. Endlich ist mit der Summe der Kräfte, von denen eine jede Com-

---

ganzen Zeit ihres Sinkens immer in denselben Verhältnissen, denn bey jedem neuen Element, welches sinkt, fragt sich gleichsam von neuem, wie es vertheilt werden solle? und es regt dadurch die widerstrebenden Kräfte auf. Auch widerstehen dieser Vertheilung immer die ganzen Vorstellungen, folglich die nämlichen Kräfte.

plexion leidet, zusammenzusetzen das umgekehrte Verhältniſs ihrer Totalkraft, nach welchem sie sich den einwirkenden Kräften unterwirft. Auf diese Weise entspringen folgende Verhältniſszahlen:

$$A \text{ leidet im Verhältniſs } \left(\frac{bp+\beta\pi}{B} + \frac{cn+\gamma\nu}{C}\right)\cdot\frac{1}{A};$$

$$B \text{ — — — } \left(\frac{ap+\alpha\pi}{A} + \frac{cm+\gamma\mu}{C}\right)\cdot\frac{1}{B};$$

$$C \text{ — — — } \left(\frac{an+\alpha\nu}{A} + \frac{bm+\beta\mu}{B}\right)\cdot\frac{1}{C}.$$

Kürzer: $C(bp+\beta\pi)+B(cn+\gamma\nu)$; $C(ap+\alpha\pi)+A(cm+\gamma\mu)$; $B(an+\alpha\nu)+A(bm+\beta\mu)$.

Zwey Bemerkungen können hier sogleich hinzugefügt werden.

Erstlich: es sey $p=\pi$, $n=\nu$, $m=\mu$: so wird $\frac{bp+\beta\pi}{B}=p$, weil $\frac{b+\beta}{B}=1$; eben so bey den folgenden ähnlichen Gröſsen; daher werden die Verhältniſszahlen

$$\frac{p+n}{A},\quad \frac{p+m}{B},\quad \frac{n+m}{C}$$

ganz ähnlich jenen im §. 53.

Zweytens: es sey $b=\beta$, $c=\gamma$, $a=\alpha$, so ist $A=2a$, $B=2b$, $C=2c$; und die Verhältniſszahlen werden:

$$\frac{p+\pi+n+\nu}{A},\quad \frac{p+\pi+m+\mu}{B},\quad \frac{n+\nu+m+\mu}{C}.$$

Zur Abkürzung kann man auch hier wieder die zu A, B, C gehörigen Zähler mit ϵ, η, ϑ bezeichnen. Nur dürfen die Bedeutungen dieser Buchstaben dann nicht mit den obigen verwechselt werden. Dieselbe Erinnerung trifft auch p, m und n. —

Was die Hemmungssumme für drey Complexionen anlangt: so ergiebt schon der vorige §, daſs dieselbe auch hier die beiden Hemmungssummen für die Bestandtheile der Complexionen in sich schlieſse.

Uebrigens muſs es hier genügen, daſs drey binomische Complexionen zur Untersuchung gezogen werden.

In das Detail, welches mehrere und vieltheilige Complexionen verursachen würden, können wir uns nicht einlassen.

§. 60.

Die Berechnungen, welche aus den bisherigen Bestimmungen folgen, werden den groſsen Einfluſs der Complicationen unserer Vorstellungen ins Licht setzen. — Für zwey Complexionen ist die Rechnung im Allgemeinen diese:

$$[(a+b).p+(\alpha+\beta).\pi]:\left\{\begin{matrix} bp+\beta\pi \\ \\ ap+\alpha\pi \end{matrix}\right. =(S+\Sigma):\left\{\begin{matrix} \frac{(bp+\beta\pi).(S+\Sigma)}{(a+b)p+(\alpha+\beta)\pi} \\ \frac{(ap+\alpha\pi).(S+\Sigma)}{(a+b)p+(\alpha+\beta)\pi} \end{matrix}\right.$$

Durch S und Σ deute ich nämlich die beyden Theile der Hemmungssumme an, deren einer aus a und b, der andere aus α und β entspringt.

1) Wir wollen annehmen, A und B seyen ähnliche Complexionen, d. h. $a:\alpha=b:\beta$; also $\beta=\frac{\alpha b}{a}$, und $bp+\beta\pi=b(p+\frac{\alpha}{a}\pi)=\frac{b}{a}(ap+\alpha\pi)$; daher beyde Verhältniſszahlen ganz kurz $=b$ und a; demnach

$$(a+b):\left\{\begin{matrix} b \\ \\ a \end{matrix}\right. =(S+\Sigma):\left\{\begin{matrix} \frac{b(S+\Sigma)}{a+b} \\ \frac{a(S+\Sigma)}{a+b} \end{matrix}\right.$$

das heiſst: zwey ähnliche Complexionen hemmen sich im umgekehrten Verhältnisse ihrer analogen Theile.

Beyspiel: die Vorstellung eines Klanges von der Stärke $=2$ sey complicirt mit der Vorstellung einer Farbe von der Stärke $=3$; die Vorstellung eines andern Klanges von der Stärke $=8$ sey complicirt mit der Vorstellung einer andern Farbe von der Stärke $=12$; die Verschiedenheit der Farben sowohl als der Klänge sey welche sie wolle: so wird von der ersten Complexion viermal so viel gehemmt als von der zweyten.

2) Die Hemmungsgrade seyen gleich, oder $p=\pi$;

so lassen sich dadurch die Verhältniſszahlen dividiren, und die Rechnung bekommt folgende Form:

$$(A+B):\begin{cases} B \\ A \end{cases} = (S+\Sigma):\begin{cases} \dfrac{(S+\Sigma)B}{A+B} \\ \dfrac{(S+\Sigma)A}{A+B} \end{cases}$$

Das heiſst: wenn unter den Bestandtheilen zweyer Complexionen nur einerley Grad der Hemmung herrscht: so ist die Gröſse dieser Bestandtheile von keinem Einfluſs auf das Verhältniſs der Hemmung, wofern nur die ganzen Complexionen gleich bleiben, als von welchen nun allein das Hemmungsverhältniſs abhängt.

Der Gröſse nach aber sind die zu hemmenden Theile um so kleiner, je ungleicher an Gröſse die Bestandtheile der Complexionen. Dieses folgt aus der Hemmungssumme, welche von jedem Paar entgegengesetzter Vorstellungen nur die kleinste in sich faſst.

Beyspiele: Ein Klang $=2$ sey complicirt mit einer Farbe $=3$, ein andrer Klang $=2$ mit einer andern Farbe $=4$; überdies voller Gegensatz sowohl zwischen den Klängen unter einander als zwischen den Farben: so ist die H. S. $=2+3=5$, das H. V. wie $6:5$, also leidet die erste Complexion die Hemmung von $\frac{30}{11}$, die andre von $\frac{25}{11}$. — Es sey aber ein Klang $=1$ complicirt mit einer Farbe $=4$, und ein andrer Klang $=3$ mit einer Farbe $=3$; der Gegensatz wie vorhin: so ist die H. S. $=1+3=4$, das H. V. wie $6:5$, also wird von der ersten Complexion gehemmt $\frac{24}{11}$, von der andern $\frac{20}{11}$.

3) Es sey $bp+\beta\pi=ap+\alpha\pi$, oder $p(b-a)=\pi(\alpha-\beta)$, oder

$$p:\pi=(\alpha-\beta):(b-a),$$

so ergiebt sich der Satz: von beyden Complexionen wird gleich viel gehemmt, wenn die Hemmungsgrade sich umgekehrt verhalten wie die Differenzen der ihnen zugehörigen Vorstellungen.

Damit dieses möglich sey, müssen die Complexionen unähnlich seyn in dem Grade, daſs jede bestehe aus der stärksten des einen Paares entgegengesetzter Vorstellungen, und aus der schwächsten des andern. Denn kein Hemmungsgrad kann negativ seyn.

Beyspiel: Zwischen zwei Klängen sey der Gegensatz $=1$, zwischen zwey Farben $=\frac{3}{4}$; ein Klang $=2$ complicirt mit einer Farbe $=6$, der andre Klang $=5$ complicirt mit der andern Farbe $=2$: so ergiebt sich das H. V. $(5+2.\frac{3}{4}):(2+6.\frac{3}{4})=\frac{20+6}{4}:\frac{8+18}{4}=26:26=1:1$.

Das Auffallende in diesem Beyspiel, daſs eine Complexion $=7$ und eine andre $=8$ sich gegenseitig gleich stark hemmen, wird noch mehr hervortreten in dem folgenden Satze.

4) Es sey $\pi=o$, so ist das H. V. wie $b:a$, und die Rechnung giebt die vierten Glieder $\frac{bS}{a+b}$ und $\frac{aS}{a+b}$, α und β mögen seyn was sie wollen.

Das heiſst: wenn von zweyen entgegenstehenden Vorstellungen jede complicirt ist mit einer solchen die nichts ihr entgegengesetztes im Bewuſstseyn antrifft: so geschieht die Hemmung lediglich im Verhältniſs jener entgegengesetzten; obgleich die ganzen Complexionen derselben unterworfen sind.

Beyspiel: Mit der Vorstellung eines Farbigten von der Stärke 3, sey complicirt ein Klang $=1$, mit der Vorstellung eines andern Farbigten von der Stärke 1, sey complicirt eine Gefühlsvorstellung $=11$: so erleidet die letztre Complexion $=12$ eine dreymal so starke Hemmung wie die erstere $=4$. Wie sehr die Farben entgegengesetzt seyn mögen, wirkt nur auf die Hemmungssumme.

Das Seltsame, daſs die stärkste Kraft hier am meisten leidet, ist leicht zu erklären. Die Gefühlsvorstellung kann nur widerstehen; aber ihr ist kein Gegensatz eigen, durch den sie für sich etwas aus dem Bewuſstseyn verdrängen könnte. Dagegen erhält sie etwas im Bewuſstseyn, das vor einer andern stärkern Vorstellung weichen sollte. Deshalb leidet sie unter derselben Einwirkung, der jenes ausgesetzt ist. Nicht anders ereignet sich dies selbst dann, wenn die gegenüberstehende Vorstellung einfach ist. Es sey $\alpha = o$, oder im Beyspiel, der Klang fehle gänzlich: so übt dennoch die Vorstellung $=3$ die nämliche Gewalt gegen die Complexion $=12$. Nur mit dem Unterschiede, daſs nun diejenige Hemmung, welche sonst die Vorstellung des Farbigten $=3$ mit der des Klanges $=1$ gemeinschaftlich getragen hätte, allein der ersteren zur Last fällt. —

Es ist der Mühe werth, nachzusehen, in wie fern diese bey zwey Complexionen sich so leicht darbietenden Sätze, auch auf drey derselben Anwendung finden mögen.

Damit erstlich drey Complexionen einander ähnlich seyen, muſs $a:\alpha = b:\beta = c:\gamma$ gesetzt werden. Hieraus ist im §. 59. $bp + \beta\pi = \frac{b}{a}(ap + \alpha\pi)$; $cn + \gamma\nu = \frac{c}{a}(an + \alpha\nu)$; $cm + \gamma\mu = \frac{c}{a}(am + \alpha\mu)$, $bm + \beta\mu = \frac{b}{a}(am + \alpha\mu)$. Auch ist $C = c + \frac{c\alpha}{a} = c(1 + \frac{\alpha}{a})$, $B = b(1 + \frac{\alpha}{a})$, $A = a(1 + \frac{\alpha}{a})$; daher sich die Verhältniſszahlen sämmtlich durch $1 + \frac{\alpha}{a}$ dividiren lassen. Demnach sind dieselben, wenn noch mit a multiplicirt wird:

$$cb(ap + \alpha\pi) + bc(an + \alpha\nu)$$
$$ca(ap + \alpha\pi) + ac(am + \alpha\mu)$$
$$ba(an + \alpha\nu) + ab(am + \alpha\mu).$$

Damit ein leicht faſsliches Verhältniſs gewonnen werde, bedarf es hier noch eines Zusatzes, der bey zwey Complexionen nicht bemerklich werden konnte. Es sey nämlich $p:\pi = n:\nu = m:\mu$, folglich $an + \alpha\nu = an + \alpha\frac{n\pi}{p}$

$=\frac{n}{p}(ap+\alpha\pi)$, und $am+a\mu=\frac{m}{p}(ap+\alpha\pi)$, so werden jene Zahlen:

$$bc(p+n),\quad ac(p+m),\quad ab(n+m);$$

oder

$$\frac{p+n}{a},\quad \frac{p+m}{b},\quad \frac{n+m}{c};$$

wo das umgekehrte Verhältniſs der analogen Theile allerdings vorhanden, nur noch durch die zugehörigen Hemmungsgrade afficirt ist.

Ueber den zweyten Satz erhellt schon aus §. 59., daſs für $p=\pi$, $n=\nu$, $m=\mu$, die Verhältnisse sind

$$\frac{n+p}{A},\quad \frac{m+p}{B},\quad \frac{n+m}{C}.$$

Was den dritten Satz anlangt, so scheint es nicht, daſs die Bedingung der gleichen Hemmung für drey Complexionen auf einen schicklichen Ausdruck zu bringen sey.

Auch die vierte Voraussetzung, $\pi=o$, veranlaſst hier nur die Bemerkung, daſs, wenn von den drey Vorstellungen α, β, und γ, eine zu einem andern Continuum gehört als die übrigen beyden, dann zugleich zwey Hemmungsgrade $=o$ werden, also mit $\pi=o$ zugleich $\nu=o$ oder $\mu=o$.

§. 61.

Zu den sämmtlichen hier geführten Rechnungen kommt nun der Satz: daſs bey vollkommenen Complexionen sich stets das Gehemmte auf die Bestandtheile in demselben Verhältnisse vertheilen muſs, in welchem sie zur Complexion beytragen. Es sey von der Complexion $A=a+\alpha$ gehemmt die Gröſse u, so ist $\frac{au}{a+\alpha}$ gehemmt von a, und $\frac{\alpha u}{a+\alpha}$ gehemmt von α. Dies versteht sich von selbst aus der Natur einer Totalkraft, deren Theile gleichmäſsig widerstehen und leiden, und deren ungleiche Theile eben deshalb einem gerade so ungleichen Leiden unterworfen seyn müssen.

Hieraus geht zugleich hervor, daſs vollkommne Compleplexionen sich in allen ihren Zuständen (d. h. bey jedem Grade der Verdunkelung im Bewuſstseyn) doch immer ähnlich bleiben. Denn die Reste müssen ähnlich seyn, wenn das Gehemmte immer dieselbe Proportion beobachtet.

Merkwürdig ist ferner, daſs von den Elementen der Complexionen bald mehr bald weniger als die aus ihnen resultirende Hemmungssumme sinken wird. Denn die partiellen Hemmungssummen vereinigen sich hier zu einer allgemeinen Last, deren Vertheilung nun andern Regeln folgt, als jenen, die in dem Widerstreit der Elemente ursprünglich gegründet waren. — Gehn wir zu dem ersten Beyspiele des §. 60. zurück: so sey dort für die beyden Klänge der Hemmungsgrad $=\frac{1}{2}$, für die Farben $=1$: so ist $S+\Sigma=1+3=4$; von der ersten Complexion wird gehemmt $\frac{8.4}{2+8}=3{,}2$; also für den Klang $=2$ beträgt die Hemmung $\frac{2.3{,}2}{5}=1{,}28$; für die Farbe $=3$ beträgt dieselbe $\frac{3.3{,}2}{5}=1{,}92$; von der zweyten Complexion wird gehemmt $\frac{2.4}{10}=0{,}8$; also für den Klang $=8$ ergiebt sich das Gehemmte $=\frac{8.0{,}8}{20}=0{,}32$, und für die Farbe $=12$ kommt $\frac{12.0{,}8}{20}=0{,}48$. Denken wir die Complication hinweg: so haben wir für den Klang $=2$ das Gehemmte $=0{,}8$; für den Klang $=8$ kommt $0{,}2$; für die Farbe $=3$ findet sich das Gehemmte $=2{,}4$; und für die Farbe $=12$ beträgt dasselbe $0{,}6$. Offenbar verursacht hier die Complication einen Nachtheil für die Klänge, und einen Vortheil für die Farben, indem der gröſsere Hemmungsgrad der letztern auf jene mit einflieſst. Die Hemmungssumme für die Klänge ist $=1$; aber wegen der Complication wird von ihnen gehemmt $1{,}28+0{,}32=1{,}6$; die H. S. für die Farben ist $=3$, die Complication vermindert dies bis auf $1{,}92+0{,}48=2{,}4$. Aber auch nur in der Hemmungssumme liegt der Grund hievon, wie man aus der hieher gehörigen Formel des §. 60. sehr leicht sehn wird. Setzt man nun bey ähnlichen Complexionen auch noch die Hemmungsgrade gleich: so geschieht die Hemmung gänzlich so, als ob keine Complication Statt gefunden hätte. Denn hiedurch bekommt die ganze Hemmungssumme zu den ganzen Complexionen dasselbe Verhältniſs, wie es bey den einzelnen Vorstellungen gewesen wäre. — In jedem hievon abweichenden Falle entsteht ein *Gefühl des Contrastes* unter den zu wenig gehemmten Vorstellungen, weil sie mit dem Drange, sich zu hemmen, im Bewuſstseyn bleiben. Davon tiefer unten im §. 104

§. 62.

Welche Arbeit es kosten werde, Schwellentafeln für die vollkommnen Complexionen zu berechnen, läſst sich aus den verwickelten Hemmungsverhältnissen für drey Complexionen nur gar zu leicht erkennen. Denn für zwey Complexionen kann es keine Schwellen geben, da die Hemmungssumme niemals gröſser seyn kann, als die schwächere Complexion, diese aber nicht völlig sinken wird, ohne einen Theil der Hemmungssumme auf die stärkere zu werfen.

Nur in den vorbemerkten Fällen, wo die Hemmungsverhältnisse auf die Form $\frac{\varepsilon}{a}$, $\frac{\eta}{b}$, $\frac{\vartheta}{c}$, oder auch $\frac{\varepsilon}{A}$, $\frac{\eta}{B}$, $\frac{\vartheta}{C}$, können gebracht werden, bieten sich die Wendungen der Rechnung abermals dar, welche schon bey einfachen Vorstellungen mit verschiedenen Hemmungsgraden gebraucht sind. Denn die Formel des §. 55.,

$$\frac{\varepsilon + x\eta}{x\vartheta} = b(S-1)$$

wird mit gehöriger Veränderung, und besonders mit gehöriger Bestimmung von ε, η, ϑ, S, auch jetzo passen.

Wir zeichnen hier einen Fall aus, der sehr einfach und zugleich sehr abweichend ist von den Bestimmungen der Schwellen in den vorigen Capiteln. Es sey nur eine Complexion im Bewuſstseyn gegenwärtig, allein zugleich zwey einfache Vorstellungen, deren jede einem Elemente der Complexion widerstreite. Also $\alpha + a$, b, und γ. Alsdann sind $\beta = o$, $c = o$, $C = \gamma$, $B = b$, auch $\pi = \mu = n = m = o$; indem bloſs zwischen a und b der Hemmungsgrad p, und zwischen α und γ der Hemmungsgrad v noch übrig bleibt. Dem gemäſs sind aus §. 59. die Hemmungsverhältnisse

für $a + \alpha$,	für b,	für γ,
$\gamma bp + b\gamma v$;	γap;	$b\alpha v$.

Ferner wegen der Hemmungssumme, da γ auf der Schwelle seyn soll, ist am natürlichsten anzunehmen daſs $\gamma < \alpha$, folglich daſs $v\gamma$ zur Hemmungssumme gehöre. Unentschieden mag es bleiben, ob $a > b$; wir wollen den Buchstaben h einführen, der a bedeuten soll, wenn $a < b$, aber b, wenn $a > b$; so ist auf allen Fall ph der andre Theil der Hemmungssumme; also dieselbe $= ph + v\gamma$. Was nun von γ gehemmt wird, findet sich so:

$$[\gamma(bp + bv + ap) + b\alpha v] : b\alpha v = ph + v\gamma : \frac{b\alpha v(ph + v\gamma)}{\gamma(bp + bv + ap) + b\alpha v}$$

und γ ist auf der Schwelle, wenn

$$\gamma = \frac{b\alpha v(ph + v\gamma)}{\gamma(bp + bv + ap) + b\alpha v}$$

woraus

$$\gamma^2(bp + bv + ap) + \gamma b\alpha v - \gamma b\alpha v^2 = phb\alpha v$$

oder $$\gamma^2 + \gamma \cdot \frac{b\alpha v(1 - v)}{bp + bv + ap} = \frac{phb\alpha v}{bp + bv + ap}.$$

Die Auflösung der Gleichung versteht sich nun von selbst. Der Coefficient von γ wird $= o$ für $v = 1$; und alsdann

$$\gamma = \sqrt{\frac{phb\alpha}{b(p + 1) + ap}}.$$

Die Zweydeutigkeit, ob $h = a$ oder $h = b$, wird wegfallen wenn $a = b$, alsdann ist

$$\gamma = \sqrt{\frac{pa\alpha}{2p+1}}$$

und für $p=1$, $\gamma = \sqrt{\frac{a\alpha}{3}}$. Ist endlich auch $\alpha = a = b$, so kommt $\gamma = a\sqrt{\frac{1}{3}}$. Mit dieser Complicationsschwelle vergleiche man nach §. 47. die gemeine Schwelle, welche entstehn würde, wenn aus einem einzigen Continuum von Vorstellungen die stärkste $= a + \alpha$, zwey andre $= b$ und $= \gamma$ genommen wären, auch $a = \alpha = b = 1$, da denn $\gamma = \sqrt{\frac{2}{3}}$ auf der Schwelle seyn würde. Es leuchtet ein, daſs hier das ganze $a + \alpha$ im Streite wäre mit jeder der beyden einfachen Vorstellungen; während in unserm Falle nur a wider b, und α wider γ streitet, daher ein schwächeres γ hinreicht, um noch die Schwelle des Bewuſstseyns zu behaupten.

Fünftes Capitel.

Von den unvollkommnen Complicationen.

§. 63.

Schon der Anfang des vorigen Capitels erklärt den Ausdruck **unvollkommne Complicationen**. Die Untersuchung der statischen Gesetze für dieselben ist schwerer, als die zunächst vorhergegangene für die vollkommenen Complicationen; auch die Mannigfaltigkeit der Fälle ist hier unendlich gröſser, weil die Innigkeit der Verbindung jeden beliebigen Grad haben kann. Daher läſst sich alles bisher über die Complicationen Vorgetragene ansehn als gehörig zu einem speciellen Fall aus einem sehr weiten Gebiete, in welchem wir uns jetzo umsehen wollen. Doch nur das Allgemeinste und Leichteste können wir hier angeben. —

Eine Vorstellung $=a$ sey durch irgend welche Kräfte gehemmt bis auf den Rest $=r$; desgleichen eine Vorstellung $=\alpha$, aus einem andern Continuum, gehemmt bis auf den Rest $=\varrho$. Wenn sie also zusammentreffen im Bewuſstseyn: so verbinden sich die Reste r und ϱ zu Einer Totalkraft, die aber unabtrennlich ist von den ganzen, wiewohl nicht durchaus verbundenen Vorstellungen a und α. Wird nun eine dieser beyden noch mehr gehemmt, so widersteht nicht nur sie selbst mit ihrer ganzen untheilbaren Kraft, sondern mit ihr und für sie wirkt noch eine gewisse Hülfe, welche die andre Vorstellung ihr leistet. Diese Hülfe zu bestimmen, ist unsre erste Aufgabe. Es ist klar, daſs die Hülfe vollkommen seyn würde wenn $r=a$ und $\varrho=\alpha$, welches eine vollkommene Complication ergeben hätte. Um wie viel nun dem r fehlt zu a, und dem ϱ zu α, beydes muſs die zu leistende Hülfe vermindern.

Erstlich, wenn a die Hülfe empfängt: so ist das helfende Quantum $=\varrho$.

Zweytens, die ganze Hülfe $=\varrho$ wird dadurch vermindert, daſs nicht das ganze α, sondern nur ein Bruch von ihm, sich dieselbe aneignen kann. Dieser Bruch ist $=\frac{r}{a}$.

Beydes zusammen ergiebt die Hülfe $=\frac{r\varrho}{a}$. Desgleichen diejenige Hülfe, welche α erhalten kann, $=\frac{\varrho r}{\alpha}$.

Demnach bilden sich aus den ganzen Vorstellungen und den ihnen zukommenden Hülfen, Totalkräfte, deren eine $=a+\frac{r\varrho}{a}=\frac{a^2+r\varrho}{a}$, die andre $=\alpha+\frac{r\varrho}{\alpha}=\frac{\alpha^2+r\varrho}{\alpha}$.

§. 64.

Um nun die Wirkungsart dieser Complicationshülfen näher kennen zu lernen, wollen wir annehmen, mit der unvollkommnen Complication zugleich sey eine einfache Vorstellung im Bewuſstseyn, die mit einem Bestandtheile jener im Widerstreite stehe. Sie heiſse b.

Zwischen a und b sey der Hemmungsgrad $=m$; a mit α complicirt, vermöge der Reste r und ϱ. So steht dem α unmittelbar keine Kraft entgegen, sondern nur b wirkt auf dasselbe vermittelst a, und vermittelst der Reste r und ϱ. Die Wirkung von b auf α ist beschränkt durch den Hemmungsgrad m; dieser muſs auch die vermittelte Einwirkung auf α beschränken. Auſserdem bezeichnet der Bruch $\frac{r}{a}$ das Verhältniſs, in welchem die ganze Vermittelung jener Einwirkung, welche das ganze a hätte leisten können, vermindert wird. Und überdies ergiebt der Bruch $\frac{\varrho}{\alpha}$, in welchem Verhältnisse die Fähigkeit von α verringert ist, sich dieselbe Einwirkung zuzueignen.

Also b wirkt auf α als eine Kraft $=m.\frac{r}{a}.\frac{\varrho}{\alpha}.b$. Aber b wirkt nur, in so fern es durch die Hemmungssumme gespannt wird; diese Spannung ist im Verhältnisse $\frac{1}{b}$. Endlich α leidet im umgekehrten Verhältnisse seiner Kraft; diese Kraft mit der Complicationshülfe verbunden, ist $=\frac{\alpha^2+r\varrho}{\alpha}$. Also erhalten wir, alles zusammengenommen, für das Leiden von α die Verhältniſszahl

$$m.\frac{r}{a}.\frac{\varrho}{\alpha}.b.\frac{1}{b}.\frac{\alpha}{\alpha^2+r\varrho}=\frac{mr\varrho}{a(\alpha^2+r\varrho)}.$$

Ferner auf a wirkt die Kraft mb, in der Spannung $\frac{1}{b}$; und a leidet sammt seiner Hülfe im umgekehrten Verhältnisse von $\frac{a^2+r\varrho}{a}$. Dieses zusammengenommen findet sich für das Leiden von a die Verhältniſszahl $mb.\frac{1}{b}.\frac{a}{a^2+r\varrho}=\frac{ma}{a^2+r\varrho}$.

Endlich auf b wirkt nur die Kraft am; es entsteht aber die Frage, welches die Spannung dieser Kraft seyn werde? Für a allein wäre sie $\frac{1}{a}$, für eine vollkommne

Complexion $a+\alpha$ wäre sie $\frac{1}{a+\alpha}$; für die unvollkommne Complexion ist sie wegen der Hülfe ohne Zweifel $=\frac{a}{a^2+r\varrho}$. Das Leiden von b verhält sich überdies wie $\frac{1}{b}$; also findet man für das Leiden von b die Verhältniſszahl $\frac{am.a}{b(a^2+r\varrho)}$.

Alle gefundene Verhältniſszahlen lassen sich durch m dividiren, daher setzen wir

$$\frac{r\varrho}{a(\alpha^2+r\varrho)}=M;\quad \frac{a}{a^2+r\varrho}=N;\quad \frac{a^2}{b(a^2+r\varrho)}=P.$$

Nun ist wohl zu bemerken, daſs in diesen Verhältnissen unmöglich die Hemmungssumme könne vertheilt werden. Denn die Totalkräfte $a+\frac{r\varrho}{a}$, $\alpha+\frac{r\varrho}{\alpha}$, sind nicht, wie die Kräfte in allen unsern bisherigen Berechnungen, *rein verschiedene* Kräfte, sondern der Theil $\frac{r\varrho}{a}$ steckt in α, welches dem a diese Hülfe giebt; und der Theil $\frac{r\varrho}{\alpha}$ steckt eben so in a. Was daher diese Totalkräfte an Hemmung erleiden, das ist eben so wenig rein gesondert; sondern es liegt auf ähnliche Weise in einander verschränkt, wie die Kräfte. Wollte man das alles, was die Totalkräfte zusammengenommen leiden, addiren, so bekäme man mehr als die Hemmungssumme beträgt; denn man bekäme das alles doppelt, was der Wahrheit nach in einem andern enthalten ist, obgleich die Rechnung es neben dem andern aufstellt.

Demnach sey das, was von der Totalkraft $a+\frac{r\varrho}{a}$ gehemmt wird, $=u$: so muſs dieses u zuvörderst zwischen a und $\frac{r\varrho}{a}$ getheilt werden. Nur der erste Theil, der sich für a ergeben wird, gehört wahrhaft zur Hemmungssumme; der andre Theil, welcher auf $\frac{r\varrho}{a}$ kommt, ist ein Leiden für das helfende α. Dessen ungeachtet darf er diesem nicht besonders angerechnet werden, denn er liegt versteckt in dem wirklichen Leiden des α, welches man findet, indem man diejenige Hemmung, die zur Totalkraft $\alpha+\frac{r\varrho}{\alpha}$ gehört, nach dem Verhältniſs $\alpha:\frac{r\varrho}{\alpha}$ eintheilt, wo denn wiederum nur der erste Theil zur Hemmungssumme gehört, der andre aber in dem eben gefundenen Leiden von a versteckt liegt, und keineswegs zu demselben zu addiren ist.

Nach diesen Prämissen wird folgender Gang der Rechnung klar seyn: man denke sich irgend ein X, als ob es dasjenige wäre, was nach den zuvor bestimmten Verhältnissen getheilt würde. Die vierten Glieder der Proportionen zerlege man durch neue Proportionen, um dasjenige, was wirklich zur Hemmungssumme gehört, herauszusondern; man addire dasselbe, und setze es der zuvor bestimmten Hemmungssumme gleich; daraus finde man X, und substituire seinen Werth in die zuvor mit Hülfe desselben bestimmten wahren Theile der Hemmungssumme; diese Theile sind nun wirklich das, was die einzelnen Vorstellungen leiden, und die Aufgabe ist dadurch aufgelöst.

Durch die Rechnung mag diese Vorschrift vollends klar werden. — Zuerst werde X getheilt nach den obigen Verhältnissen M, N, P.

$$(M+N+P):\left\{\begin{array}{l}M\\ \\ N\\ \\ P\end{array}\right. = X:\left\{\begin{array}{l}\frac{MX}{M+N+P}\\ \frac{NX}{M+N+P}\\ \frac{PX}{M+N+P}.\end{array}\right.$$

$\frac{MX}{M+N+P}$ ist das Leiden für die Totalkraft $\alpha+\frac{r\varrho}{\alpha}$; es zerfällt nach dem Verhältnisse $\alpha:\frac{r\varrho}{\alpha}$ in zwey Theile. Nur der erstre wird zur Hemmungssumme gehören; man sondere ihn ab durch die Proportion

$$\frac{\alpha^2+r\varrho}{\alpha}:\alpha=\frac{MX}{M+N+P}:\frac{\alpha^2 MX}{(\alpha^2+r\varrho)(M+N+P)}.$$

Ferner $\frac{NX}{M+N+P}$ ist das Leiden für die Totalkraft $a+\frac{r\varrho}{a}$; es zerfällt nach $a:\frac{r\varrho}{a}$ in zwey Theile; den ersten sondere man ab durch die Proportion

$$\left(\frac{a^2+r\varrho}{a}=\frac{1}{N}\right):a=\frac{NX}{M+N+P}:\frac{aN^2X}{M+N+P}.$$

Endlich $\frac{PX}{M+N+P}$ ist das Leiden für b; welches keine Hülfe bekommen hat, sondern seine Hemmung allein trägt. Daher ist hier keine Absonderung anzubringen, sondern dieses Leiden gehört ganz zur Summe der Hemmung.

Jetzt müssen die gefundenen Theile addirt, und der Hemmungssumme $=S$ gleich gesetzt werden; also

$$\frac{X}{M+N+P}\left(\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\varrho}+aN^2+P\right)=S$$

und folglich $X=\frac{S(M+N+P)}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\varrho}+aN^2+P}$.

Dieser Werth von X ist zu substituiren in die gefundenen Theile, welche gehemmt werden von α, a, und b; demnach:

$\frac{\alpha^2 MS}{(\alpha^2+r\varrho)\left(\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\varrho}+aN^2+P\right)}$ wird gehemmt von α

$\frac{aN^2S}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\varrho}+aN^2+P}$ wird gehemmt von a

$\frac{PS}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\varrho}+aN^2+P}$ wird gehemmt von b.

Hieraus sieht man nun die wahren Verhältniſszahlen, nach denen die Hemmungssumme sich wirklich theilt. Sie sind $\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2+r\rho}$, aN^2, und P.

und weil $M=\frac{r\rho}{a(\alpha^2+r\rho)}$, $N=\frac{a}{a^2+r\rho}$, $P=\frac{a^2}{b(a^2+r\rho)}$,

so wird die erste Verhältniſszahl $=\frac{\alpha^2 r\rho}{a(\alpha^2+\rho r)^2}$,

die zweyte wird $=\frac{a^3}{(a^2+r\rho)^2}$,

die dritte ist und bleibt $=\frac{a^2}{b(a^2+r\rho)}$.

In dieser Bestimmung der Verhältnisse müssen zwey andre, aus dem Vorigen schon bekannte, mit enthalten seyn, an denen wir ihre Richtigkeit erproben können. Für $r=a$ und $\rho=\alpha$ muſs die unvollkommne Complexion in eine vollkommne übergehn. Dafür wird die Verhältniſszahl für α, $\frac{\alpha^3 a}{a(\alpha^2+a\alpha)^2}=\frac{\alpha}{(\alpha+a)^2}$,

die „ „ für a, $\frac{a^3}{(a^2+a\alpha)^2}=\frac{a}{(a+\alpha)^2}$,

die „ „ für b, $\frac{a^2}{b(a^2+a\alpha)}=\frac{a}{b(a+\alpha)}$,

oder mit $b(a+\alpha)^2$ multiplicirt, αb, ab, $a(a+\alpha)$. Nach §§. 60. und 61. aber würden wir folgende Rechnung geführt haben: erstlich hätten wir β und $\pi=o$ gesetzt; daraus wäre das Hemmungsverhältniſs $b:a$ gefunden; demnach von der Complexion würde gehemmt $\frac{bS}{a+b}$; dieses müſste zerlegt werden nach dem Verhältniſs der Bestandtheile der Complexion; und die vierten Glieder würden seyn $\frac{\alpha bS}{(a+\alpha)(a+b)}$ und $\frac{abS}{(a+\alpha)(a+b)}$, daher wäre gehemmt

von α, $\frac{\alpha bS}{(a+\alpha)(a+b)}$, von a, $\frac{abS}{(a+\alpha)(a+b)}$,

von b, $\frac{aS}{a+b}$,

welche Gröſsen sich verhalten wie $\frac{\alpha b}{a+\alpha}$, $\frac{ab}{a+\alpha}$, und a; oder wie αb, ab, $a(a+\alpha)$; dieses aber sind die nämlichen Verhältnisse, welche sich aus den obigen Formeln ergeben haben. —

Für $\alpha = o$, folglich auch $\varrho = o$, sind bloſs a und b im Widerstreit; nun werden jene Verhältniſszahlen o, $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, wie gehörig.

§. 65.

Mit der nunmehr geschehenen Bestimmung des Hemmungs-Verhältnisses begnügen wir uns hier, weil die nach demselben zu erwartende wirkliche Hemmung allemal noch von andern beygemischten Umständen abhängen wird. Denn wir müssen wegen der angenommenen unvollkommenen Complexion voraussetzen, daſs die Elemente derselben, a und α, beyde von irgend welchen, hier unerwähnt gebliebenen, Kräften, gehindert werden sich im Bewuſstseyn höher zu heben, wodurch sogleich auch ihre Verbindung inniger werden, folglich r und ϱ sich vergröſsern, und deren Wirkung wachsen würde. Eigentlich haben wir im Vorigen nur die Vertheilung des Drucks bestimmt, der aus dem Gegensatze des a und b entsteht.

Jetzt suchen wir uns die Bedeutung der gefundenen Formeln klärer zu machen. Der Schluſs des vorigen §. zeigt, daſs wenn die Complication sich der Vollkommenheit nähert, α beynahe in dem Verhältniſs seiner eignen Stärke die ihm fremde Hemmung zwischen a und b, tragen hilft. Am weitesten hievon verschieden ist der Fall einer sehr unvollkommenen Verbindung zwischen a und α. Gesetzt, das Product $r\varrho$ sey so klein, daſs man es neben a^2 und

α^2 vernachläſsigen könne: so werden die Verhältniſszahlen nahe

$$\frac{1}{\alpha}\cdot\frac{r\rho}{a\alpha},\ \frac{1}{a},\ \frac{1}{b}.$$

Das heiſst, die Hemmung zwiſchen a und b wird durch das complicirte α, nun wenig verändert; α leidet deſto weniger, je ſtärker es iſt, und je weniger r gegen a, und ρ gegen α beträgt. Zwiſchen dieſen beyden äuſserſten Fällen liegt in der Mitte die Annahme $r=\frac{1}{2}a$ und $\rho=\frac{1}{2}\alpha$; und nun werden jene Zahlen

$$\frac{\alpha}{4(\alpha+\frac{1}{4}a)^2},\ \frac{a}{(a+\frac{1}{4}\alpha)^2},\ \frac{a}{b(a+\frac{1}{4}\alpha)};$$

für $a=\alpha$ wird hieraus

$$\frac{1}{5a},\ \frac{4}{5a},\ \frac{1}{b}.$$

Man kann auch dieſe Annahme $a=\alpha$ gleich in die allgemeinen Ausdrücke ſetzen; alsdann laſſen ſich dieſe durch $\frac{a^2+r\rho}{a}$ dividiren, und man findet

$$\frac{r\rho}{a^2+r\rho},\ \frac{a^2}{a^2+r\rho},\ \frac{a}{b}.$$

Hier iſt merkwürdig, daſs die Summe der erſten beyden Zahlen $=1$ iſt. Demnach verhält ſich das, was von der ganzen Complexion $a+\alpha$ gehemmt wird, zu dem Verluſte von b, im angenommenen Falle wie b zu a; die Reſte r und ρ aber, die niemals einzeln, ſondern immer zu einem Producte verbunden in Betracht kommen, beſtimmen dann ferner die Vertheilung deſſen, was von der Complexion zu hemmen iſt, auf die Elemente derſelben.

§. 66.

Die höchſt wichtige Verſchiedenheit der unvollkommenen Complexionen von den vollkommenen liegt nun klar vor Augen. Wir haben im vorigen Capitel geſehen, daſs unſre Vorſtellungen, ſo weit ſie vollkommen verbunden ſind, trotz allen Hemmungen ſtets ihren Zuſammenhang unverſehrt behaupten; denn vollkommene Complexionen bleiben ſich ſtets ähnlich (§. 61.). Ganz anders verhält es sich, sobald eine Verbindung unvollkommen ist. Da wird durch jede, auch die kleinste Hemmung, die das eine Element der Complexion stärker trifft, als das andre, auch die Verknüpfung lockerer gemacht, indem eins dem andern um so viel entzogen wird, als dies minder wie jenes unter dem vorhandenen Drucke leidet. Noch mehr! die vorhandene Verknüpfung wird verfälscht durch eine entgegengesetzte. Denn nach geschehener Hemmung complicirt sich b mit α in eben dem Maaſse stärker, als von a mehr verdrängt wurde; dergestalt, daſs nunmehr α nicht bloſs mit a, sondern auch mit b, dem Widerspiel von a, verbunden ist. — Allein hiebey besteht nichts desto weniger in α das Streben, a bis auf den vorigen Punct der Verbindung wieder mit sich zu vereinigen. Denn die ganze Stärke dieser Verbindung wird fortwährend als Bedingung des vorhandenen Gleichgewichts vorausgesetzt; wäre sie schwächer, so würde b noch mehr als schon geschehen, von a hemmen. Hiedurch kommen wir weiter in der Lehre von den Gefühlen. Denn der Zustand einer Vorstellung, — wie hier α, — da sie eine andre, gegen die Gesetze des Gleichgewichts, höher ins Bewuſstseyn zu heben bemüht ist, verändert das Vorgestellte um gar nichts, kann also auch nicht zu dem sogenannten Vorstellungsvermögen gerechnet werden. Es ist ein *Sehnen*, welches befriedigt werden würde, wenn die angestrebte Vorstellung (hier a) von neuem gegeben würde; jedoch so, daſs darauf sehr bald ein entgegengesetztes Sehnen, nach b, folgen würde, sobald nämlich dies durch das neue a merklich gehemmt, und dadurch seiner Verbindung mit α entzogen wäre. Jedoch dergleichen Betrachtungen lassen sich hier noch nicht ausführen; sie gehören sammt der obigen, am Ende des §. 61., in den zweyten Theil dieses Werks.

Sechstes Capitel.

Von den Verschmelzungen.

§. 67.

Die ersten Vorbegriffe von den Verschmelzungen der Vorstellungen finden sich im Anfange des vierten Capitels. Die Vereinigung solcher Vorstellungen, die zu einerley Continuum gehören (wie roth und blau, welches beydes Farben sind, — oder wie ein paar Töne, od. dgl.), soll Verschmelzung heiſsen. Sie führt einen besondern Namen, weil der Grad der Verbindung hier nicht, wie bey den Complicationen ungleichartiger Vorstellungen (wie Ton und Farbe), bloſs von zufälligen Umständen abhängt, sondern durch den Hemmungsgrad der verschmelzenden Vorstellungen selbst, beschränkt wird. Während nun diese Art der Vereinigung verschiedener Vorstellungen zu einer Gesammtkraft, niemals vollständiger werden kann, als der Hemmungsgrad derselben es gestattet: können recht füglich noch zufällige Hemmungen dazu kommen, um derentwillen die Vereinigung noch geringer wird. Allein solche Nebenumstände setzen wir hier bey Seite.

Es ist aber nöthig, zweyerley Verschmelzung zu unterscheiden, eine nach der Hemmung, eine andre vor der Hemmung *).

Zuvörderst nämlich ist klar, daſs wegen der Einheit der Seele, Alles, was sich nicht widerstrebt, ein intensives Eins werden muſs; daher die Verschmelzung nach der Hemmung. Diejenigen entgegengesetzten Vorstellungen, deren Hemmung geschehn ist, verschmelzen gerade so weit, als sie sich nun nicht mehr hemmen. Die Reste bilden eine Totalkraft, ähnlich jener bey den unvollkommenen Complicationen; jedoch mit dem Unterschiede, daſs die Complication vollkommener wird, wenn die complicirten Vorstellungen zugleich steigen; hingegen, wenn die verschmolzenen ihren Verschmelzungspunct übersteigen, die Hemmung von neuem beginnt; (mit einer Einschränkung, die im §. 93. erst vorkommt).

---

*) Beydes ist eigentlich Verschmelzung während der Hemmung; allein die obige Unterscheidung befördert die Faſslichkeit.

Verschieden hievon ist die Verschmelzung vor der Hemmung. Diese hängt ab von einem gewissen Grade der Gleichartigkeit der Vorstellungen. Bey völlig entgegengesetzten kann sie nicht Statt finden, welche gleichwohl jener andern, nach der Hemmung, unterworfen sind. — Man denke sich zuvörderst zwey vollkommen gleichartige Vorstellungen, z. B. beym Sehen zweyer gleich gefärbter Puncte, oder beym Hören zweyer gleich gestimmter Saiten. Daſs diese gleichartigen völlig (und augenblicklich) in eine einzige Intension des Vorstellens verschmelzen werden, wofern sie gleichzeitig ungehemmt im Bewuſstseyn sind, versteht sich ganz von selbst. Was wird aber daraus werden, wenn ein paar unendlich nahe Vorstellungen, daſs heiſst, zwey fast gleichartige, und deren Gegensatz unendlich klein ist, sich gleichzeitig ungehemmt zusammenfinden? Natürlich kann der Erfolg nur unendlich wenig von dem vorbemerkten abweichen. Dennoch hindert der Gegensatz eine völlige Vereinigung. Und — was die Hauptsache ist — er läſst sich von dem Gleichartigen nicht absondern. Nur in Gedanken kann man eine Vorstellung, verglichen mit einer andern, zerlegen in Gleiches und Entgegengesetztes; der Wirklichkeit nach aber sind dieses nicht wahre Bestandtheile der einfachen und sich selbst gleichen Vorstellungen. So ist die Wahrnehmung der violetten, oder der grünen Farbe, — desgleichen die irgend eines musikalischen Tones, — gewiſs eine einfache Wahrnehmung; wenn schon die Zerlegung jener in Roth und Blau, u. s. w. als eine zufällige Ansicht zulässig ist. — Da nun das Gleichartige gewiſs, und sogleich, verschmelzen sollte; da es aber nicht losgerissen von dem Entgegengesetzten, für sich allein verschmelzen kann; da es vielmehr das letztere in seine

Verschmelzung mit sich hineinziehen muſs, — so wird der wirklichen Vereinigung ein Kampf vorangehn, dessen Entscheidung bestimmt, wie innig die wirkliche Vereinigung seyn werde. Also äuſsert sich das Gleichartige der Vorstellungen (man vergesse nie, daſs wir von einfachen Vorstellungen reden, und nicht etwa von Complexionen) zuerst als ein Streben zur Verschmelzung; dergleichen bey den völlig Gleichartigen nicht vorkommen konnte. Dieses Streben wird nun bey unendlich Nahen nur unendlich geringen Widerstand finden.

Nehmen wir hingegen jetzt Vorstellungen, deren Gegensatz eine endliche Gröſse hat: so kann, erstlich, die Verschmelzung nur allmählig zu Stande kommen, in dem Maaſse nämlich, als die Gegensätze dem Streben zur Vereinigung allmählig nachgeben; zweytens, aus dem Grade des Gegensatzes und der Gleichartigkeit muſs die Stärke des Strebens zur Vereinigung, und hieraus weiter berechnet werden, wie viel dieses Streben über die Gegensätze vermögen, wie viel wirkliche Vereinigung, und folglich welche Totalkräfte es am Ende erzeugen werde.

So viel zur vorläufigen Aufklärung der Begriffe; wir suchen jetzt die allgemeine Methode aller Verschmelzungs-Rechnung; welche der Rechnung für unvollkommne Complicationen im wesentlichen ähnlich ist.

§. 68.

Für die drey Vorstellungen a, b, c, gebe es drey Verschmelzungshülfen, h, h', h''; welche nach was immer für einem Gesetze bestimmt seyn mögen, nur aber nicht von fremden Einflüssen herrühren, sondern aus gegenseitiger Wirkung von a, b, und c auf einander entsprungen seyn müssen. Auch sey $a+h=\alpha$, $b+h'=\beta$, $c+h''=\gamma$. Der Hemmungssumme widerstehen nun diese Totalkräfte nach dem umgekehrten Verhältniſs ihrer Stärke, und vielleicht noch im geraden Verhältnisse irgend welcher Hemmungsgrade oder Summen von Hemmungsgraden, um deren Bestimmung wir uns hier nicht bekümmern, deren Stelle wir aber, nach Analogie der Untersusuchungen im dritten Capitel, mit ε, $\varkappa$, ϑ, bezeichnen. So werden die Hemmungsverhältnisse

$$\frac{\varepsilon}{\alpha},\ \frac{\varkappa}{\beta},\ \frac{\vartheta}{\gamma};\ \text{oder}\ \varepsilon\beta\gamma,\ \varkappa\alpha\gamma,\ \vartheta\alpha\beta.$$

Weil aber die Totalkräfte zum Theil in einander enthalten sind, so wird auch das Gehemmte nach eben denselben Verhältnissen in einander verschränkt seyn (gerade wie im fünften Capitel). Wenn z. B. *b* dem *a* eine Verschmelzungshülfe leistet, so ist das Leiden der hieraus entsprungenen Totalkraft nur zum Theil ein Leiden von *a*; der andre Theil steckt in dem Leiden von *b*. Daher darf man nicht das Gehemmte der Totalkräfte zusammengenommen der Hemmungssumme gleich setzen. Vielmehr sey dasselbe $=X$; eine noch unbekannte Gröſse. Nun hat man die Proportionen:

$$(\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta):\left\{\begin{array}{l}\varepsilon\beta\gamma\\[2ex] \varkappa\alpha\gamma\\[2ex] \vartheta\alpha\beta\end{array}\right. = X:\left\{\begin{array}{c}\dfrac{\varepsilon\beta\gamma X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta}\\ \dfrac{\varkappa\alpha\gamma X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta}\\ \dfrac{\vartheta\alpha\beta X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta}\end{array}\right.$$

Aus den vierten Gliedern hat man abzusondern das Leiden von *a*, *b*, und *c*, durch folgende drey Proportionen:

$$\alpha : a = \frac{\varepsilon\beta\gamma X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta} : \frac{a\varepsilon\beta\gamma X}{\alpha(\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta)}$$

$$\beta : b = \frac{\varkappa\alpha\gamma X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta} : \frac{b.\varkappa\alpha\gamma X}{\beta.(\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta)}$$

$$\gamma : c = \frac{\vartheta\alpha\beta X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta} : \frac{c\vartheta\alpha\beta X}{\gamma.(\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta)}$$

Die Summe der gefundenen vierten Glieder ist die wirkliche Hemmungssumme, also

$$\frac{X}{\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta}\cdot\left(\frac{a\varepsilon\beta\gamma}{\alpha}+\frac{b\varkappa\alpha\gamma}{\beta}+\frac{c\vartheta\alpha\beta}{\gamma}\right)=S,$$

woraus $X=\dfrac{S.(\varepsilon\beta\gamma+\varkappa\alpha\gamma+\vartheta\alpha\beta).\alpha\beta\gamma}{a\varepsilon\beta^2\gamma^2+b\varkappa\alpha^2\gamma^2+c\vartheta\alpha^2\beta^2}$.

Durch Substitution dieses Werthes von X findet sich nun das Leiden von $a=\frac{S.ai\beta^2\gamma^2}{ai\beta^2\gamma^2+bn\alpha^2\gamma^2+c\vartheta\alpha^2\beta^2}$

das „ „ $b=\frac{S.bn\alpha^2\gamma^2}{ai\beta^2\gamma^2+bn\alpha^2\gamma^2+c\vartheta\alpha^2\beta^2}$

das „ „ $c=\frac{S.c\vartheta\alpha^2\beta^2}{ai\beta^2\gamma^2+bn\alpha^2\gamma^2+c\vartheta\alpha^2\beta^2}$

Oder ganz kurz: $ai\beta^2\gamma^2$, $bn\alpha^2\gamma^2$, $c\vartheta\alpha^2\beta^2$, sind die Verhältniſszahlen wornach die Hemmungssumme sich vertheilt. Man übersieht diese Verhältnisse noch leichter, wenn man sie so schreibt:

$$\frac{ai}{\alpha^2},\ \frac{bn}{\beta^2},\ \frac{c\vartheta}{\gamma^2}.$$

Und weil $\alpha=a+h$, so ist $\frac{a}{\alpha^2}=\frac{a}{a^2+2ah+h^2}$; oft aber wird h ein so kleiner Bruch seyn, daſs man im Nenner h^2 weglassen kann. Alsdann ist beynahe $\frac{a}{\alpha^2}=\frac{1}{a+2h}$; welche Abkürzung auch auf die übrigen Verhältniſszahlen paſst.

Sind nur zwey Vorstellungen a und b gegeben: so ist $c=o$; man kann durch γ^2 dividiren; und es ist das Leiden von $a=\frac{S.ai\beta^2}{ai\beta^2+bn\alpha^2}$

„ „ „ $b=\frac{S.bn\alpha^2}{ai\beta^2+bn\alpha^2}$.

Für mehr als drey Vorstellungen würde man die Rechnung nach Analogie der hier gezeigten anzuordnen haben.

§. 69.

Um von den gefundenen Formeln eine leichte Anwendung zu machen, wollen wir die Verschmelzung nach der Hemmung mit der Einschränkung in Betracht ziehn, daſs wir zunächst volle Hemmung aller Vorstellungen untereinander annehmen. Dieses befreyt uns von den Rücksichten, welche die Verschmelzung vor der Hemmung sonst erfordern würde; indem die letztere nicht eintreten kann, wo gar keine Gleichartigkeit der Vorstellungen vorhanden ist.

Es seyen demnach von *a* und *b*, nach vollendeter Hemmung, die Reste verschmolzen. Darauf komme plötzlich die Vorstellung *c* hinzu; (plötzlich, damit nicht der Zeitverlauf einer länger anhaltenden Wahrnehmung es nöthig mache, über die Statik des Geistes zur Mechanik hinauszugehn.) Man sucht für die Hemmung zwischen *a*, *b*, und *c* den Punct des Gleichgewichts; (also nur das Ende der Hemmung, nicht ihr allmähliges Werden, welches wiederum in die Mechanik hineingehört.)

Offenbar müssen wir hier zuerst die Verschmelzungshülfe bestimmen, welche *a* und *b* einander gegenseitig leisten, indem sie von *c* zum weitern Sinken gedrängt werden. Für *c* selbst giebt es hier noch keine solche Hülfe, dergleichen es erst nach geschehener Hemmung bekommen wird. So viel liegt vor Augen, daſs *a* und *b* nun dem *c* stärker widerstehen werden, als wenn sie noch unverschmolzen wären, denn sie wirken ihm jetzt zum Theil als Eine Totalkraft entgegen.

Zuvörderst ist im Allgemeinen die Bestimmung der Verschmelzungshülfe hier dieselbe, wie im vorigen Capitel. Es sey der Rest von a, $=r$, der von b, $=\varrho$, so hilft r dem b, in so fern der Bruch $\frac{\varrho}{b}$ die Aneignung der Hülfe gestattet; desgleichen ϱ dem a, in so weit der gedrückte Zustand von a, gemäſs dem Bruche $\frac{r}{a}$, für die Hülfe empfänglich ist. Mit einem Worte: a bekommt die Hülfe $\frac{\varrho r}{a}$; und b die Hülfe $\frac{r\varrho}{b}$.

Ferner müssen wir in das erste Capitel zurückgehn, um dort die Werthe von r und ϱ zu finden. Denn diese hängen ab von der Hemmung zwischen b und a. Es ist aber nach §. 44. $r = a - \frac{b^2}{a+b}$, und $\varrho = \frac{b^2}{a+b}$.

Folglich $r\varrho = \frac{ab^2}{a+b} - \frac{b^4}{(a+b)^2}$.

Es sey $b=xa$; so wird $r\varrho=\frac{a^2x^2(1+x-x^2)}{(1+x)^2}$

also $\frac{\varrho r}{a}=\frac{a(x^2+x^3-x^4)}{(1+x)^2}$

und $\frac{\varrho r}{b}=\frac{a(x+x^2-x^3)}{(1+x)^2}=\frac{1}{x}.\frac{\varrho r}{a}$.

Wir werden einen Augenblick verweilen bey diesen Gröſsen, die man offenbar als Functionen von x, d. h. von dem Verhältnisse zwischen a und b, ansehn kann. Für $x=1$ wird $\frac{\varrho r}{a}=\frac{1}{4}a$, und $\frac{\varrho r}{b}=\frac{1}{4}a$. Ist x ein kleiner Bruch, so kann man die höchste Potenz als unbedeutend weglassen, und es wird $\frac{\varrho r}{a}=\frac{ax^2}{1+x}$, und $\frac{\varrho r}{a}=\frac{ax}{1+x}$. Wird von der Function $\frac{x^2+x^3-x^4}{(1+x)^2}$ das Differential $=0$ gesetzt, so kommt man auf die Gleichung $x^3+\frac{3}{2}x^2-\frac{3}{2}x-1=0$, deren einzige positive Wurzel $=1$; desgleichen von der Function $\frac{x+x^2-x^3}{(1+x)^2}$ das Differential $=0$ gesetzt, führt zur Gleichung $x^3+3x^2-x-1=0$, deren einzige positive Wurzel etwas kleiner ist als 0,7. Dieser letztere Werth von x giebt ohne Zweifel ein Maximum; eigentlich auch für jene erste Function der Werth $x=1$, doch dieser ist zugleich der höchste brauchbare Werth von x, denn die Formeln für r und ϱ setzen voraus, daſs $a>b$. — Daſs es für die Verschmelzungshülfe, welche b erhält, ein Maximum giebt, verdient bemerkt zu werden.

Hier folgen einige berechnete Werthe der Verschmelzungshülefn, für $a=1$.

$x=1$

$\frac{r\varrho}{a}=0{,}25$ $\frac{r\varrho}{b}=0{,}25$

$x=0{,}9$

0,244 0,2717

	$x=0{,}8$	
$\frac{r\varrho}{a}=0{,}228$		$\frac{r\varrho}{b}=0{,}286$
	$x=0{,}7$	
0,205		0,293
	$x=0{,}6$	
0,174		0,291
	$x=0{,}5$	
0,139		0,278
	$x=0{,}4$	
0,101		0,253
	$x=0{,}3$	
0,064		0,215
	$x=0{,}2$	
0,032		0,161

Für kleinere x findet man sehr leicht $\frac{r\varrho}{b}=\frac{ax}{1+x}=ax(1-x)$ näherungsweise; also z. B. für $x=0{,}1$ ist $\frac{r\varrho}{b}$ nahe $=0{,}09$; folglich $\frac{r\varrho}{a}=0{,}00\dot{9}$. Man sieht, daſs die Verschmelzungshülfe für b hier sehr bedeutend ist, indem sie die Stärke desselben beynahe verdoppelt, während dagegen die Hülfe für a nicht in Betracht kommt.

Jetzt können wir in den Formeln des vorigen §. α und β bestimmen. Die Hemmungscoëfficienten ε, η, ϑ, werden herausfallen; denn wir haben volle, also gewiſs gleiche Hemmung angenommen, und die Verschmelzungshülfen müssen in eben den Graden gehemmt werden wie die Vorstellungen denen sie helfen, und vermittelst welcher die Hemmung zu ihnen übergeht. Ferner ist $c=\gamma$, weil es für c noch keine Hülfe giebt, wie schon erinnert worden. Daher läſst sich durch $c=\gamma$ dividiren; und die Formeln geben nun einfacher

das Leiden von a, $=\frac{Sa\gamma\beta^2}{a\gamma\beta^2+b\gamma\alpha^2+\alpha^2\beta^2}$

das Leiden von b, $= \frac{Sb\gamma\alpha^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$

" " " c, $= \frac{S\alpha^2\beta^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$

wobey noch zu bemerken, daſs hier c jede beliebige Gröſse haben kann, indem zu a und b, den schon verschmolzenen, jede starke oder schwache dritte Vorstellung hinzutreten mag. Nur in der Bestimmung der Hemmungssumme muſs hierauf gehörige Rücksicht genommen werden.

Es sey zuvörderst $a=b=c=1$. Demnach $S=2$; $\alpha=\beta=1{,}25$; $\alpha^2=1{,}5625$; $\alpha^2\beta^2=2{,}4414\ldots$ und hieraus

das Leiden von $a=0{,}5614..$
" " " $b=0{,}5614..$
" " " $c=0{,}8772..$

woraus die starke Wirkung der Verschmelzung zu erkennen ist; denn ohne sie hätte das Leiden von allen dreyen gleich groſs, und $=\frac{2}{3}=0{,}666..$ seyn sollen.

Es sey ferner $a=1$; $b=0{,}7$; $c=1$; also $S=1{,}7$; $\alpha=1{,}205$; $\beta=0{,}993$; $\alpha^2=1{,}4520$; $\beta^2=0{,}98605..$; $\alpha^2\beta^2=1{,}4317..$, woraus

das Leiden von $a=0{,}48814$
" " " $b=0{,}50317$
" " " $c=0{,}7087$

Dieses Beyspiel zeigt noch weit auffallender die groſse Veränderung, welche aus der Verschmelzung hervorgeht. Denn nach §. 49. hätte b unter die Schwelle sinken sollen, weil neben zweyen Vorstellungen, deren Stärke $=1$, die dritte schwächere $=\sqrt{\frac{1}{2}}=0{,}707..$ seyn muſs, um sich nur auf der Schwelle behaupten zu können. Jetzt hingegen tritt an die Stelle von b nicht nur die Totalkraft 0,993; sondern selbst was diese leidet, ist zum Theil enthalten in dem Leiden von a; daher denn a fast so stark als b selbst, von der Hemmung ergriffen wird. Dennoch gewinnt auch a durch den Schutz der Verschmelzung. Denn ohne diesen wäre zwischen c und a die Hemmungssumme $=1$ gleich getheilt worden, folglich hätte das Leiden von $a=0{,}5$ seyn müssen. Desto gröſser wird die Last für die neu hinzukommende Vorstellung; und, was wohl zu bemerken, auch die Verschmelzungshülfen, welche sie selbst für die Zukunft erlangt, werden um so kleiner, je kleiner ihr Rest ausfällt. Nichts desto weniger verursacht sie für eine kurze Zeit den ältern Vorstellungen groſse Beschwerde, wie der folgende Abschnitt zeigen wird; und nicht ohne bedeutende Bewegung des Gemüths wird der hier gefundene Zustand des Gleichgewichts gewonnen. Dieses eben so wohl als jenes ist der Erfahrung vollkommen gemäſs.

§. 70.

Wir können hier die Fragen nach den Schwellen nicht mit Stillschweigen übergehn, deren zwey verschiedene aus der Verschmelzung folgen müssen. Denn entweder soll b, ungeachtet der Hülfe, die ihm zu Theil wird, von a und c auf die Schwelle getrieben werden; oder c selbst, welches jetzt stärkern Widerstand findet, soll zur Schwelle sinken.

Die erstere Schwelle wird bestimmt durch die Gleichung

$$b=\frac{Sb\gamma\alpha^2}{a\gamma\beta^2+b\gamma\alpha^2+\alpha^2\beta^2}$$

$$\text{oder } a\gamma\beta^2+b\gamma\alpha^2+\alpha^2\beta^2=S\gamma\alpha^2.$$

Es ist hier am leichtesten, γ zu finden, also die übrigen Gröſsen nach Gefallen anzunehmen. Daher stellen wir die Gleichung so:

$$\alpha^2\beta^2=\gamma(S\alpha^2-a\beta^2-b\alpha^2).$$

Für S finden zwey Fälle statt. Entweder das hinzukommende c muſs der Schwelle wegen, auf die es b treiben soll, gröſser seyn als a; dann ist $S=a+b$; oder b ist so klein, daſs zur Schwelle ein kleineres c hinreicht, nämlich $c<a$; dann ist $S=b+c$, oder $=b+\gamma$, weil hier $c=\gamma$. In jenem Falle fällt $b\alpha^2$ aus den Klammern weg, und man hat

$$\frac{\alpha^2\beta^2}{a(\alpha^2-\beta^2)}=\gamma.$$

Dies wird unendlich für $\alpha=\beta$, welches, wie man aus dem obigen leicht übersieht, nur möglich ist für $a=b$; auſserdem ist allemal $\alpha>\beta$, demnach immer ein positiver Werth für γ zu finden. Die Rechnung ergiebt zum Beyspiel

für $a=1$, $b=0{,}9$; $\gamma=12{,}16..$
„ $a=1$, $b=0{,}7$; $\gamma=\ 3{,}07..$
„ $a=1$, $b=0{,}5$; $\gamma=\ 1{,}13..$

Hier nähern wir uns schon dem andern Falle; es ist vorauszusehn, daſs ein noch kleineres b auf ein $\gamma<1$ hinweisen werde. Demnach nehmen wir nun $S=b+\gamma$, und ändern die Formel. Es fällt auch jetzt $b\alpha^2$ aus den Klammern weg, und man findet

$$\gamma^2-\gamma.\frac{a\beta^2}{\alpha^2}=\beta^2$$

$$\gamma=\frac{a\beta^2}{2\alpha^2}+\sqrt{\frac{a^2\beta^4}{4\alpha^4}+\beta^2}$$

wo man vor der Wurzelgröſse nur das positive Zeichen nehmen darf, weil sonst γ negativ würde, welches keinen Sinn hat. Des Beyspiels wegen sey $a=1$, $b=0{,}1$; so ergiebt sich $\gamma=0{,}208..$ — Es versteht sich, daſs, um dieses und die vorigen Beyspiele mit §. 49. zu vergleichen, man überall die Gröſse im Auge haben muſs, welche durch die beyden andern auf die Schwelle getrieben wird, diese ist hier b, aber im §. 49. war sie c. Ferner war dort die mittlere der drey Gröſsen $=1$ gesetzt, dieses muſs also auch hier geschehn, um in der Vergleichung nicht anzustoſsen. In den drey ersten Beyspielen ist $a=1$, und zugleich die mittlere Gröſse; in dem letzten Beyspiele ist γ oder c diese mittlere Gröſse, und sie sollte hier zur Einheit, oder zum Maaſse für die andern Gröſsen genommen werden.

Doch wir eilen zu der zweyten Aufgabe. c soll auf die Schwelle getrieben werden durch die verschmolzenen a und b. Dafür gilt die Gleichung

$$c=\frac{S\alpha^2\beta^2}{a\gamma\beta^2+b\gamma\alpha^2+\alpha^2\beta^2}$$

oder, weil $c=\gamma$, und $S=b+c$, indem c, wenn es die stärkste der Vorstellungen wäre, nicht zur Schwelle sinken würde:

$$c^2(a\beta^2+b\alpha^2)=b\alpha^2\beta^2$$
$$c=\alpha\beta\sqrt{\frac{b}{a\beta^2+b\alpha^2}}$$

Es sey $a=b$, folglich $\alpha=\beta$, so ist $c=\alpha\sqrt{\tfrac{1}{2}}=0{,}884$, wenn $a=1$ und folglich $\alpha=1{,}25$. Ohne Verschmelzung ist $c=\sqrt{\tfrac{1}{2}}$, nach §. 49. Für ein sehr groſses a, und sehr kleines x (man sehe §. 69.) ist $\frac{r\varrho}{b}$ nahe $=ax=b$, folglich $\beta=2b$; ferner $\alpha=a$, und $c=2ab\sqrt{\frac{b}{4ab^2+ba^2}}$, oder, indem für ein sehr groſses a füglich $4ab^2$ neben ba^2 kann weggelassen werden, $c=2b$. Dies ist zwar nur ein Gränzwerth, der nicht völlig erreicht wird; allein man sieht daraus, daſs vermöge der Verschmelzung, selbst eine stärkere Vorstellung neben einer schwächeren kann aus dem Bewuſstseyn verdrängt werden. — Uebrigens muſs nun auch für irgend ein Verhältniſs von a und b, $c=b$ auf der Schwelle seyn. Es ist schwer, dieses Verhältniſs genau zu finden. Man müſste α und β durch a und b ausdrücken; oder für $a=1$ durch x, nach §. 69. Allein schon $\alpha=a+\frac{\varrho r}{a}$ enthält die vierte Potenz von x im Zähler, und die zweyte im Nenner; β die dritte im Zähler und die zweyte im Nenner; daher würde die Gleichung, worin $\alpha^2\beta^2$ vorkommt, auf einen so hohen Grad steigen, daſs die Auflösung so gut als unmöglich fiele. Durch Entwickelung von $(1+x)^{-2}$ in eine Reihe, durch Multiplication der zugehörigen Zähler, und Berechnung der daraus entstehenden Gröſsen bis auf die dritte Potenz von x, finde ich aus einer cubischen Gleichung x oder b nahe $=\frac{1}{2}$; eine Verbesserung mit Hülfe der Annahme $x=\frac{1}{2}+u$, giebt $u=\frac{1}{10}$, $x=0{,}6$. Dieses trifft bey der Probe ziemlich nahe zu; doch ist für x oder $b=0{,}6$ schon $c=0{,}63$..

auf der Schwelle, also ist es hier schon gröſser als *b*; daher muſs der gesuchte Werth von *b* etwas gröſser seyn als 0,6. Der Gegenstand würde eine sorgfältigere Rechnung, durch Auflösung einer biquadratischen Gleichung und Verbesserung vermittelst höherer Potenzen von *u*, wohl kaum belohnen.

§. 71.

Der am mindesten schwierige Fall der Verschmelzung nach der Hemmung, nämlich der Fall worin alle Hemmungsgrade $=1$, ist jetzt, so weit es hier nöthig schien, abgehandelt worden. In den übrigen Fällen ist eine Verschmelzung schon vor der Hemmung, im Allgemeinen zu erwarten; wir müssen daher jetzt hieher unsre Aufmerksamkeit wenden.

Schon im §. 67. ist erinnert worden, daſs zwischen völliger Identität und völligem Gegensatze zweyer Vorstellungen, ein Continuum möglicher Fälle liege; und daſs diesem ein Continuum möglicher Erfolge entspreche, die aus dem Zusammentreffen zweyer Vorstellungen entspringen müssen. Nun hat die völlige Identität eben so gewiſs ein völliges Zusammenflieſsen, also vollständige Bildung einer Totalkraft, als völliger Gegensatz die volle Hemmung zur Folge. Zwischen den Extremen können demnach nicht bloſs mindere Hemmungen, es müssen dazwischen auch mindere Grade des Zusammenflieſsens, das heiſst, Verschmelzungen vor der Hemmung, statt finden. Lieſse sich nun das Verschmelzende zweyer Vorstellungen absondern von ihrem Gegensatze: so wären die Begriffe hierüber von selbst im Klaren; wir hätten aber alsdann auch gleich im dritten Capitel die Totalkräfte, welche aus der Verschmelzung entstehen, gehörig in Rechnung bringen, und nicht bloſs auf die Grade der Hemmung sehen sollen. — Allein Gleichheit und Gegensatz sind keinesweges Bestandtheile der Vorstellungen, sondern Prädicate, die erst im zufälligen Zusammentreffen der Vorstellungen entstehn. Daher kann man die Rechnung nicht so führen, als ob ohne weiteres das Gleiche verschmelze und das Entgegengesetzte sich hemme: sondern man muſs die Verschmelzung ansehen als etwas, das wegen eines gewissen Grades von Gleichartigkeit der Vorstellungen sich ereignen sollte, das aber in dem Gegensatze ein Hinderniſs antreffe. Alsdann wird eine vorläufige Berechnung nöthig, in wie weit dies Hinderniſs überwunden werden, und dem gemäſs die Verschmelzung wirklich vor sich gehen könne.

Ehe wir uns auf die eben erwähnte Berechnung einlassen, wollen wir überlegen, was der Erfolg einer wirklichen Verschmelzung seyn möge? Keinesweges eine Verminderung der Hemmungssumme; sondern bloſs eine Verrückung des Hemmungsverhältnisses: dies ist schon aus dem obigen klar. Denn die Verschmelzung bringt gewisse Totalkräfte hervor, die nun in einem andern Verhältnisse, als es die Stärke der Vorstellungen ursprünglich mit sich brachte, der Hemmung entgegenwirken, — derselben Hemmung, welche in dem Widerstreitenden der Vorstellungen einmal liegt, und welche sich nicht verändern kann, weil sonst diese Vorstellungen nicht mehr die nämlichen bleiben würden. — Allein das Hemmungsverhältniſs kann auch nicht plötzlich verrückt werden. Sonst müſste das Hinderniſs, welches durch das Streben zur Verschmelzung erst soll überwunden werden, plötzlich entweichen; ein unmöglicher Sprung, wie durch Betrachtungen des folgenden Abschnittes noch klärer werden wird, und wie man hier einstweilen als wahrscheinlich einräumen mag. Nun hat die Hemmungssumme ihr Gesetz, nach welchem sie fortdauernd sinkt; ein Umstand, der ebenfalls in den folgenden Abschnitt gehört. Man denke sich also die Hemmungssumme fortwährend im Sinken begriffen; aber in der nämlichen Zeit das Hemmungsverhältniſs unaufhörlich verändert: so wird man einsehn, daſs, wofern eine wirkliche Verschmelzung zu Stande kommt, die Frage nach dem Quantum des Gehemmten für jede einzelne Vorstellung nicht mehr eine statische Frage, wie bisher, sondern eine mechanische ist. Denn nun hängt dies Quantum des Gehemmten, und der Gleichgewichtspunct, bey welchem die Hemmung still steht, davon ab, wie weit die Bewegungsgesetze der Vorstellungen die Verschmelzung zur Reife gelangen lassen. Folgendes sind die Puncte, worauf es hier ankommt.

Erstlich, die Hemmungssumme sinkt allmählig.

Zweytens, in der nämlichen Zeit ändert sich das Hemmungsverhältniſs allmählig, indem das Streben zur Verschmelzung wider die Gegensätze sich aufarbeitet.

Drittens, hieraus folgt, daſs in jedem Augenblicke die bis dahin vollbrachte Hemmung von dem jetzigen Hemmungsverhältniſs um etwas abweicht, und daſs also jene sich diesem gemäſs berichtigt.

Viertens, diese Berichtigung muſs zwar damit endigen, daſs die Vorstellungen sich nach demjenigen Hemmungsverhältniſs ins Gleichgewicht setzen, welches nach gesunkener Hemmungssumme sich zuletzt ausbildet. Aber eben das letzte Hemmungsverhältniſs hängt von dem Grade der Verschmelzung ab, welchen die fortschreitende Hemmung gestattete. Denn die Vorstellungen können nicht verschmelzen, in so fern sie schon gehemmt sind; (ein Punct, über den wir schon im §. 57. gesprochen haben.) Je schneller sie also von Anfang an niedergedrückt werden, desto mehr geht von derjenigen Verschmelzung verloren, welche entstehen würde, wenn es möglich wäre, daſs von der doppelten Wirkung der Gegensätze, nämlich die Vorstellungen sinken zu machen und ihre Verschmelzung aufzuhalten, die erste so lange aufgeschoben würde, bis die zweyte ihr Ende erreicht hätte.

Am gegenwärtigen Orte können diese Betrachtungen nur dazu dienen, den Gegenstand in die Mechanik des Geistes zu verweisen.

Hier aber ist besonders zu bedenken, was schon vorhin angedeutet wurde, daſs die nämlichen Betrachtungen in die Nachforschungen der vorigen Capitel zurückgreifen müssen. Schon im dritten Capitel durften wir, Falls die Untersuchuug vollständig seyn sollte, das Hemmungsverhältniſs nicht bloſs von den Hemmungsgraden und von der Stärke der Vorstellungen abhängig machen. Dort, und dann ferner bey den Complexionen, deren Elemente aus einerley Continuum ebenfalls der Verschmelzung schon vor der Hemmung (oder vielmehr, wie wir nun sehen, während derselben), unterworfen sind, muſste auf die daraus hervorgehende Abänderung des Hemmungsverhältnisses Rücksicht genommen werden.

Würde dieses als ein Vorwurf gegen den bisherigen Vortrag angesehen: so läge die Antwort in der einzigen Erinnerung, daſs die Aufstellung der Elementarbegriffe nicht mit so verwickelten Fragen belastet werden durfte, wie die vom Einfluſs der Verschmelzung auf die Hemmung.

Ueberdies aber ist der Einfluſs der Verschmelzung nicht von so groſsem Umfange, als es Anfangs scheinen muſs. Und die gehörige Begränzung dieses Einflusses ist nun das nächste, was zu bestimmen uns obliegt.

§. 72.

Zuvörderst: die Stärke des Strebens zur Verschmelzung ist von dem Hemmungsgrade zweyer Vorstellungen, und von der schwächeren, nicht aber von der stärkeren unter beyden, abhängig.

Der Hemmungsgrad sey m, ein ächter Bruch; so ist $1-m$ das Gleichartige beyder Vorstellungen. Gleichartigkeit aber ist nichts, was einer für sich allein zukäme, sie ist nur Eine für beyde Vorstellungen, während das Entgegengesetzte allemal zweyerley Verschiedenes ist, indem es auf zweyen Eigenthümlichkeiten zweyer Vorstellungen beruht. Die Gleichartigkeit, und mit ihr das Streben nach Verschmelzung, wächst nun ohne Zweifel in demselben arithmetischen Verhältnisse, in welchem der Hemmungsgrad abnimmt. Sie wächst auch, wenn zwey gleich starke Vorstellungen gleichmäſsig wachsen oder abnehmen; nämlich die Gleichartigkeit ist alsdann gleichsam in einer gröſseren oder geringeren Masse realisirt, daher auch das Streben nach Verschmelzung in einer gröſseren Masse des Vorstellens sich wirksam äuſsern wird. — Aber wenn von zweyen, zuvor gleich starken Vorstellungen, jetzo eine sich verstärkt, die andre gleich stark bleibt wie vorhin: so ist hier ein ähnlicher Fall wie schon oben im §. 42. bey der Hemmungssumme vorkam. Nämlich die Nothwendigkeit der Verschmelzung wächst hier eben so wenig, wie dort die Nothwendigkeit der Hemmung. Denn die Zerlegung der stärkeren Vorstellung in Gleiches und Entgegengesetztes wächst nicht darum, weil die Vorstellung selbst wächst, sondern sie bleibt in der nämlichen Kraft und Bedeutung, so lange die schwächere, zerlegende Vorstellung sich gleich bleibt. Die Spannung ist nun geringer, sowohl die, welche zur Verschmelzung antreibt, als die welche der Verschmelzung entgegenwirkt. — Dieses hindert aber nicht, daſs die Totalkräfte, welche die wirkliche Verschmelzung hervorbringt, von der Stärke einer jeden verschmelzenden abhängen. Man muſs die Energie des Verschmelzens sehr wohl unterscheiden von den Kraft-Verhältnissen der verschmolzenen Vorstellungen.

Ferner: dem Einen, aus der Gleichartigkeit entspringenden Streben zur Verschmelzung, wirken beyde entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten gerade in so fern zuwider, als sie sich unter einander anfechten, und dadurch das Sinken der Vorstellungen bewirken. Denn derselbe Widerstreit, welcher die Hemmungssumme hervorbringt, macht auch die Vereinigung in Eine Totalkraft unmöglich, oder doch schwierig und unvollkommen. — Demnach sind hier bey zweyen Vorstellungen drey Kräfte vorhanden; die eine zur Verschmelzung wirkende, $=1-m$, und die beyden entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten, oder mit einem verkürzten Ausdrucke, die beyden Gegensätze, jeder $=m$, dem Hemmungsgrade, weil die ungleiche Stärke der Vorstellungen hier aus den Augen zu lassen ist. Diese drey Kräfte stehn unter einander in voller Hemmung; denn erstlich ist das Entgegengesetzte zweyer Vorstellungen, so fern es aus ihnen herausgehoben gedacht wird, gewiſs völlig entgegengesetzt; zweytens ist eine jede der entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten eben so gewiſs in vollkommenem Widerstreit gegen die Verschmelzung.

Wie nun mit dreyen, einander völlig entgegengesetzten Kräften zu rechnen sey, wissen wir aus dem ersten und zweyten Capitel dieses Abschnitts. Eben so wie dort, muſs auch hier theils ein Quantum Kraft, welches gehemmt wird, — also eine Hemmungssumme — theils ein Verhältniſs angegeben werden, nach welchem die vorhandenen Kräfte den Verlust unter sich theilen. Die drey Kräfte m, m, und $1-m$, seyen fürs erste so bestimmt, daſs $m > 1-m$. Alsdann ist nach den ersten Grundsätzen die Hemmungssumme $=1-m+m=1$. Und das Hemmungs-Verhältniſs wie $1-m$, $1-m$, m. Die Summe der Zahlen, welche das Hemmungsverhältniſs ausdrücken, $=2-m$. Daher die Rechnung folgende:

$$(2-m):\left\{\begin{array}{c}1-m\\[1em]1-m\\[1em]m\end{array}\right\}=1:\left\{\begin{array}{c}\dfrac{1-m}{2-m}\\[0.5em]\dfrac{1-m}{2-m}\\[0.5em]\dfrac{m}{2-m}\end{array}\right.$$

Hier muſs es etwas der Schwelle des Bewuſstseyns Analoges geben, wenn $1-m=\dfrac{m}{2-m}$, woraus $m=2-\sqrt{2}$, und $1-m=\sqrt{2}-1$; daher $m:(1-m)=\sqrt{2}:1$; wie sich gebührt, wenn neben zwey gleichen Kräften eine dritte auf der Schwelle seyn soll. Es ergiebt sich hieraus folgender Satz:

Wenn der Hemmungsgrad zweyer Vorstellungen nicht kleiner ist als $2-\sqrt{2}=0{,}585\ldots$, so wird die, zur Verschmelzung vor der Hemmung wirkende Kraft, gänzlich gehemmt; es geschieht also keine solche Verschmelzung, sondern für alle Fälle dieser Art bleiben die früher gezeigten Rechnungen unverändert. Aber dieses ist noch nicht die engste Gränze, worin die Abänderung des Hemmungs-Verhältnisses durch die Verschmelzung vor der Hemmung, muſs eingeschlossen werden.

Die Vorstellungen sind ursprünglich unverschmolzen. Wenn sie nun auch einander nahe genug, oder gleichartig genug, sind, damit nicht, nach der eben geführten Rechnung, die Energie des Verschmelzens gänzlich überwunden werde von dem entgegengesetzten Eigenthümlichen einer jeden einzelnen Vorstellung: so fragt es sich dennoch, ob irgend etwas von wirklicher Verschmelzung zu Stande kommen könne? Dazu gehört, daſs die Energie der Gleichartigkeit, welche ursprünglich in beyden Vorstellungen nur Eine ist, sich in zwey gleiche Kräfte theile. Denn sie muſs die eine Vorstellung mit der andern, und auch die andere mit jener, verschmelzen.

Nun sind aber die Vorstellungen nicht einerley; und es kann auch in keiner von beyden das Gleichartige vom Entgegengesetzten wirklich losgerissen werden, um sich mit der andern zu vereinigen. Also bleibt nichts übrig, als daſs mit jeder von beyden sich die andre in einem gewissen, beschränkten Grade verbinde. Jede einzelne Vorstellung wird gleichsam ein Subject, mit welchem sich die andre, so weit sie kann, als Prädicat vereinigen soll. Demnach giebt es nicht eine, sondern zwey Verknüpfungen; und die eine, verschmelzende Kraft theilt sich nicht bloſs in zwey Kräfte, sondern diese beyden Kräfte sind auch unter einander in vollem Widerstreite, in so fern sie auf umgekehrte Weise eine der beyden Vorstellungen als eine solche setzen, mit welcher die andre unvollkommen verbunden werde. Fragt man aber, wie sich die eine, verschmelzende Kraft theilen könne? so ist die Antwort: sie liegt ursprünglich eben so wohl in der einen als in der andern der beyden Vorstellungen, da zur Gleichheit derselben gewiſs beyde nöthig sind; und nur in ihren beyden Aeuſserungen ist sie mit sich selbst im Streite. — In dieser Beziehung sind nun offenbar vier Kräfte

Kräfte in eine Hemmungsrechnung zusammen zu faſsen; nämlich m, m, $\frac{1-m}{2}$, $\frac{1-m}{2}$. Die Hemmungssumme umfaſst die drey schwächern, und ist folglich $=1$. Von $\frac{1-m}{2}$ wird gehemmt $\frac{m}{1+m}$. Dieses sey $=\frac{1-m}{2}$, so wird jede der schwächern Kräfte völlig gehemmt, und es findet sich $m=\sqrt{2}-1=0{,}414\ldots$

Wenn nun der Hemmungsgrad auch kleiner ist als 0,585... aber gröſser als 0,414... so hindert noch immer das Entgegengesetzte der Vorstellungen ihre Verbindung, denn es können die beyden Verknüpfungen, welche jede mit der andern eingehn sollte, nicht zu Stande kommen. Erst für niedrigere Hemmungsgrade tritt die Verschmelzung vor der Hemmung wirklich ein. Und auch da kann ihre Wirkung, in so fern dadurch die Hemmungs-Verhältnisse verändert werden, nicht sehr beträchtlich werden; da nicht bloſs die verschmelzende Kraft immer in zwey gleiche Theile zerfällt, sondern diese auch nur mit derjenigen Stärke wirken können, welche ihnen aus dem Streite mit einander und mit den Gegensätzen übrig bleibt. Für sehr kleine Hemmungsgrade endlich fällt die Verschmelzung vor der Hemmung mit der nach der Hemmung beynahe zusammen, indem es fast keine Hemmung mehr giebt.

In einer ganz andern Hinsicht aber muſs der Faden dieser Untersuchung weiter verfolgt werden. Wir sind nämlich hier wieder unvermerkt, so wie schon im §. 61. und 66., auf das Feld der Gefühle gerathen; und zwar diesmal auf das der ästhetischen Gefühle. Denn der Zustand des Strebens und Gegenstrebens der Vorstellungen, in Ansehung ihrer Verschmelzung, ist etwas ganz Anderes als eine Bestimmung des Vorgestellten; vielmehr lassen sich die vorgefundenen Zustände ganz genau mit den musikalischen Auffassungen gewisser Intervalle vergleichen; wovon jedoch hier nicht der Ort ist weiter zu reden.

§. 73.

Wir sehen jetzt, daſs es für die gröſsere Hälfte der möglichen Hemmungsgrade nur bloſs eine Verschmelzung nach der Hemmung, und keine vor der Hemmung, giebt; nämlich für die Hemmungsgrade zwischen 1 und 0,414... Es sey nun derselbe $=\frac{1}{2}$, auch $\frac{b}{a}=x$, wie oben, die Reste r und ϱ aus §. 54 jetzt $=a-\frac{b^2}{2(a+b)}$ und $b-\frac{ab}{2(a+b)}$, ihr Product durch x ausgedrückt $=a^2.\frac{x(1+2x)\{3-(1-x)^2\}}{4(1+x)^2}$; daraus findet sich für $a=1$ folgende Reihe von Verschmelzungshülfen:

Wenn $x=1$, wird	$\frac{r\varrho}{a}=0{,}5625\ldots$ und	$\frac{r\varrho}{b}=0{,}5625\ldots$
$x=0{,}9$	0,522	0,580
0,8	0,474	0,593
0,7	0,423	0,604
0,6	0,366	0,61016
0,5	0,305	0,61067
0,4	0,242	0,6061
0,3	0,178	0,594
0,2	0,1148	0,574

Es leuchtet ein, daſs diese beträchtlichen Verschmelzungshülfen groſsen Einfluſs haben müssen, insbesondere auf die Schwelle des Bewuſstseyns. Uebrigens hat die Gröſse $\frac{r\varrho}{b}$ auch hier wieder ein Maximum, ungefähr für $x=0{,}5$.

Hiemit sey dieser Abschnitt beschlossen. Es scheint nicht, daſs die Statik des Geistes, so weit sie unabhängig von der Mechanik ist, noch andere Hauptclassen von Untersuchungen enthalten könne, als die, von welchen die ersten Begriffe in den vorstehenden Capiteln sind aufgestellt worden [*]. Wir gehen nunmehro an das schwerere Werk, den Bewegungen nachzuspüren, durch welche der Geist sich dem Gleichgewichte der Vorstellungen annähert, oder davon entfernt.

---

[*] Man vergleiche jedoch unten §. 100. gegen das Ende.

Dritter Abschnitt.

Grundlinien der Mechanik des Geistes.

Erstes Capitel.

Vom Sinken der Hemmungssumme.

§. 74.

Wenn schon ein Gleichgewicht vorhanden ist, dann kann es nur durch neue, hinzutretende Kräfte gestört werden. Allein da wir von Vorstellungen reden, so dringt sich zuerst die Bemerkung auf, daſs in Ansehung ihrer es nicht erlaubt ist, das Gleichgewicht als ihren anfänglichen Zustand vorauszusetzen. Vielmehr sind sie ursprünglich alle ganz ungehemmt; eben in diesem ihren natürlichen Zustande bilden sie auch (wofern nur ihrer mehrere entgegengesetzte beysammen sind) eine Hemmungssumme; diese nun muſs sinken, und hiemit ist sogleich eine Bewegung der Vorstellungen vorhanden. In der Reihe der Untersuchungen muſsten wir zuerst das Gleichgewicht bestimmen; in der Wirklichkeit geht die Bewegung dem Gleichgewichte voran.

Indem die Hemmungssumme sinkt: hat sie in jedem Augenblicke eine bestimmte Geschwindigkeit, und in der bis dahin abgelaufenen Zeit ist ein bestimmtes Quantum gesunken. Beydes haben wir zu berechnen.

Oder wird das Sinken keine Zeit verbrauchen? Wird mit unendlicher Geschwindigkeit, plötzlich, das ungehemmte Vorstellen zu dem gehörig gehemmten überspringen? — Die innere Erfahrung, so fern sie sich hierüber befragen läſst, antwortet: daſs allerdings jeder Wechsel unserer Gemüthslagen Zeit verbrauche. Aber auch *a priori* ist dasselbe mit groſser Bestimmtheit zu erkennen. Zwischen dem ungehemmten und dem gehörig gehemmten Zustande liegt ein Continuum von Mittelzuständen; durch jeden derselben würde selbst ein unendlich schneller Uebergang, wenn ein solcher statt fände, successiv herdurch gehn müssen. Aber bey jedem dieser Mittelzustände ist die Nothwendigkeit des ferneren Sinkens geringer, als bey dem vorhergehenden einer, noch weiter vom Ziele entfernten, Hemmung. Folglich werden die Vorstellungen weniger gedrängt, um aus dem Bewuſstseyn zu entweichen. Demnach muſs das Sinken der Hemmungssumme mit abnehmender Geschwindigkeit von Statten gehn, und damit die Geschwindigkeit abnehmen könne, muſs Zeit verflieſsen. — Dieses nun mag sich Jeder auf beliebige Weise in seine metaphysische Sprache übersetzen. Der Idealist, und schon der Kantianer, mag immerhin vorläufig sagen, es sey hier nur von Phänomenen die Rede; und zu dem Sinken der Vorstellungen gehöre Zeit in demselben Sinne, als worin die Bewegung der Körper Zeit und Raum verbrauche. Es ist hier nicht der Ort, in der Lehre von Raum und Zeit Falsches und Wahres zu scheiden; oder den, höchst dürftigen, Gegensatz zwischen Phänomenen und Noumenen näher zu beleuchten.

In jedem beliebigen Augenblicke ist die Nothwendigkeit des Sinkens der Hemmungssumme so groſs, als das noch ungehemmte Quantum derselben. Was wirklich sinkt in diesem Augenblicke, ist zugleich dem Augenblicke und dieser Nothwendigkeit proportional. Es sey S die Hemmungssumme, σ das Gehemmte nach Verlauf der Zeit t, so ist

$$(S-\sigma)\,dt = d\sigma$$

Kaum wird es nöthig seyn, zu erinnern, daſs man sich nicht durch die Analogie mit der Mechanik der Körper verleiten lassen solle, auch hier an ein Fortgehen mit einmal erlangter Geschwindigkeit zu denken. Die Vorstellungen streben ihrer Natur nach immer aufwärts ins Bewuſstseyn; und ihr Sinken ist keine räumliche Bewegung, sondern eine erzwungene Verdunkelung des Vorgestellten. Jedes augenblickliche Sinken ist immer der unmittelbare Ausdruck der Nöthigung zum Sinken. Während also in der Mechanik der Körper die Kraft nur das Differential der Geschwindigkeit bestimmt, ergiebt sie hier geradezu die Geschwindigkeit selbst. Dagegen haben wir hier gar keine gleichförmig wirkende, sondern nur veränderliche Kräfte.

Die Gleichung $dt = \frac{d\sigma}{S-\sigma}$ integrirt giebt

$$t = log.\frac{Const.}{S-\sigma}$$

Für $t=0$ auch $\sigma=0$ giebt $Const. = S$, also

$$t = log.\frac{S}{S-\sigma}$$

Das Gehemmte, oder $\sigma = S(1-e^{-t})$

Noch zu hemmen $S-\sigma = Se^{-t}$

Wegen der groſsen Wichtigkeit dieser Formeln setze ich für diejenigen, denen eine Gröſse wie e^{-t} und $1-e^{-t}$ nicht geläufig seyn möchte, folgende Werthe derselben her:

Für $t=\frac{1}{4}$ ist $e^{-t}=0{,}7788..$; $1-e^{-t}=0{,}2211..$
„ $t=\frac{1}{2}$, „ $e^{-t}=0{,}6065..$; $1-e^{-t}=0{,}3934..$
„ $t=1$, „ $e^{-t}=0{,}3678..$; $1-e^{-t}=0{,}6321..$
„ $t=2$, „ $e^{-t}=0{,}1353..$; $1-e^{-t}=0{,}8646..$
„ $t=3$, „ $e^{-t}=0{,}0497..$; $1-e^{-t}=0{,}9502..$

Hiezu nehme man, was auf den ersten Blick offenbar ist, daſs für $t=0$, oder im Anfange des Zeitverlaufs, $e^{-t}=1$, $Se^{-t}=S$, oder die Hemmungssumme noch ganz ungehemmt; für $t=\infty$, oder nach einem unendlich langem Zeitverlauf (der, wie sich versteht, nur eine Fiction seyn kann, die man sich erlaubt anstatt einer äuſsersten

Gränze), $e^{-t}=\frac{1}{\infty}$, $Se^{-t}=S.\frac{1}{\infty}$, oder die Hemmungssumme bis auf einen unendlich kleinen Rest gehemmt, folglich in gar keiner Zeit die Hemmung schlechthin gänzlich vollbracht ist. So sieht man nun das Fortschreiten der Hemmung deutlich vor Augen. Anfangs verdoppelt sich dieselbe beynahe, wenn die Zeit verdoppelt wird; aber wenn die Zeit $=\frac{1}{4}$ achtmal verlaufen ist, oder für $t=2$, hat sich das Gehemmte jener ersten Zeit noch nicht vervierfacht, denn 0,86.. ist noch nicht völlig viermal 0,22.. Weiterhin rückt selbst bey der längsten Dauer die Hemmung nur äuſserst wenig, ja nur ganz unmerklich, dennoch aber unablässig vor, so daſs das Gemüth sehr bald *beynahe*, aber nimmermehr *völlig* in Ruhe ist *).

§. 75.

Die Hemmungssumme ist bekanntlich nichts für sich bestehendes, noch irgend einer Vorstellung insbesondre angehöriges; damit also die vorstehenden Formeln eine reale Bedeutung erlangen, müssen wir weiter nachsehen, welche Verdunkelungen der wider einander wirkenden Vorstellungen es sind, die zusammengefaſst dem Ausdruck: Sinken der Hemmungssumme, entsprechen.

Es seyen die Hemmungsverhältnisse der Vorstellungen ausgedrückt durch die Zahlen f, g, h; so sinkt von derjenigen Vorstellung, der die Zahl f zugehört, der Bruch $\frac{f}{f+g+h}=q$, nämlich bezogen auf das Ganze, was überhaupt sinkt. In dem Zeittheilchen dt nun sinkt überhaupt $d\sigma=(S-\sigma)dt=Se^{-t}dt$, folglich von jener Vorstellung sinkt $qSe^{-t}dt$; wovon das Integral $=-qSe^{-t}+C$. Für $t=0$ ist dieses $=0$, also $C=qS$, und das vollständige Integral $=qS(1-e^{-t})=X$; woraus

$$t=log.\frac{qS}{qS-X}.$$

---

*) Wegen des Zeitmaaſses, oder der Zeit-Einheit, welche bey den Rechnungen hinzuzudenken ist, vergleiche man unten §. 144.

Gestattet nun das Verhältniſs der Vorstellungen, daſs man sie alle in einerley Hemmungsrechnung bringe: so ist am Ende der Hemmung $X = qS$, also t unendlich. Das heiſst, jede Vorstellung sinkt in einerley Proportion mit der Hemmungssumme, und gelangt daher sehr bald beynahe, aber nie völlig zur Ruhe.

Allein ganz anders verhält es sich mit Vorstellungen die unter die Schwelle fallen. Es sey eine solche Vorstellung $= c$, so muſs sie ganz und gar gehemmt werden, oder es ist zuletzt $X = c$, und die Zeit, während welcher sie völlig sinkt, ist

$$t = log. \frac{qS}{qS - c}.$$

Der Nenner ist hier immer positiv, weil das, was von ihr hätte sinken sollen, immer gröſser ist als sie selbst. Demnach die Zeit des völligen Sinkens allemal endlich; obschon niemals $= 0$, so lange nicht c selbst $= 0$.

Beyspiele: Bey voller Hemmung sey $a = 3$, $b = 2$, $c = 1$; wofür, wenn nicht c unter die Schwelle fiele, das Hemmungsverhältniſs auszudrücken wäre durch die Zahlen 2, 3, 6; also $q = \frac{6}{11}$; ferner $S = 2 + 1 = 3$, $qS = \frac{18}{11}$, und $t = log.nat. \frac{18}{7} = 0{,}944..$

Es sey ferner bey voller Hemmung $a = 4$, $b = 3$, $c = 2$; woraus die Hemmungsverhältnisse 3, 4, 6; und $q = \frac{6}{13}$; $S = 5$; $qS = \frac{30}{13}$; also $t = log.nat. \frac{15}{2} = 2{,}015$.

Es sey endlich bey voller Hemmung $a = 10$, $b = 10$, $c = 7$, also c, wie bekannt, beynahe auf der Schwelle: so ist das Verhältniſs der Hemmung wie 7, 7, 10; $q = \frac{10}{24} = \frac{5}{12}$; $S = 17$; $qS = \frac{85}{12}$; $t = log.nat. 85 = 4{,}4426..$

Wäre in dem letzten Beyspiele $c = 7{,}07.. = 10\sqrt{\frac{1}{2}}$ genommen worden, so würde die Zeit unendlich groſs geworden seyn. Man sieht also, daſs, wenn c seinem Schwellenwerthe auch schon sehr nahe ist, doch eine kurze Zeit hinreicht, um es aus dem Bewuſstseyn zu verdrängen. —

Merkwürdig ist hiebey noch die **Veränderung in der Geschwindigkeit der übrigen Vorstellungen, welche in dem Augenblicke vorgeht, da die schwächste zur Schwelle sinkt.** Die Hemmungssumme muſs ihrem Gesetze gemäſs continuirlich sinken; verschwindet nun plötzlich diejenige Vorstellung, welche bisher von der Hemmungssumme am meisten zu leiden hatte, so müssen in diesem Augenblicke die stärkeren einen weit beträchtlichern Druck erleiden, als sie bisher zu tragen hatten.

In dem ersten Beyspiele ist nach Verlauf der Zeit $=0,944..$ noch zu hemmen übrig $Se^{-t}=3.e^{-0,944..}=1,17...$; dieses drückt, unmittelbar vor dem völligen Sinken von c, mit der $1,17..\times\frac{2}{11}$ auf a, und mit der Kraft $1,17..\times\frac{3}{11}$ auf b; hingegen unmittelbar darnach ändert sich das Hemmungsverhältniſs; a und b müssen den Rest der Hemmungssumme allein theilen; es drückt auf a die Kraft $1,17..\times\frac{2}{5}$, auf b die Kraft $1,17..\times\frac{3}{5}$. Die Geschwindigkeit des Sinkens ist, wie oben gesagt, allemal der unmittelbare Ausdruck der zum Sinken nöthigenden Kraft, und derselben proportional. Sie wird demnach in unserm Falle plötzlich mehr als verdoppelt.

Sind mehr als drey Vorstellungen im Spiele: so können sich dergleichen plötzliche Aenderungen mehrmals ereignen; denn jede der schwächeren hat ihren Zeitpunct, wo sie zur Schwelle sinkt, und den übrigen die Theilung der Hemmungssumme überläſst.

Dies ist ein leichtes Beyspiel von dem, was keine empirische Psychologie jemals hätte wissen können. Ueber den Gegensatz der plötzlichen und der continuirlichen Veränderungen im Bewuſstseyn kann sie sich nur wundern, nicht sie erklären.

§. 76.

Die Anwendung des Bisherigen auf Complexionen und Verschmelzungen kann wohl kaum Schwierigkeit finden. Immer beharrt die Hemmungssumme bey dem gleichen Gesetze des Sinkens. Aber die Elemente der Verbindungen erleiden mancherley Beschleunigungen und Verzögerungen; auf ähnliche Art, wie deren Gleichgewicht durch die Complication verändert wird.

Die plötzlichen Aenderungen der Geschwindigkeit bey stärkeren Vorstellungen, indem schwächere zur Schwelle sinken, werden gemildert durch Verschmelzungen und unvollkommne Complicationen. Denn indem die schwächeren zur Schwelle getrieben sind, haben auch die Hülfen, durch welche sie unterstützt waren, völlig gehemmt werden müssen. Diese Hülfen rühren von den stärkeren Vorstellungen her, welche schneller sinken, um die schwächern verschmolzenen oder complicirten länger im Bewuſstseyn verweilen zu machen. Also kann der Abstand der Geschwindigkeiten jetzt nicht so groſs seyn, als bey unverbundenen Vorstellungen, wo in Einem Augenblick der Druck der Hemmungssumme sich ganz auf die stärkeren wirft, nachdem er unmittelbar zuvor diese in eben dem Verhältniſs weniger, als die schwächern stärker, angegriffen hatte.

Demnach, je weniger Verbindung noch unter den Vorstellungen statt findet, desto mehr gehen die Bewegungen des Gemüths stoſsweise, und mit harten Rückungen; je mehr die Verbindungen zunehmen, desto gleichmäſsiger und sanfter wird der Fluſs der Vorstellungen. —

Wesentlich ist noch die Bemerkung, daſs alle Verschmelzungen nach der Hemmung, in ihrer Ausbildung eben so fortschreiten müssen, wie die Hemmung abnimmt. Sollten sie erst bey völliger Ruhe entstehn, so entstünden sie niemals, weil die Hemmungssumme nie gänzlich sinkt. Aber in wie fern ein paar Vorstellungen einander noch widerstreben, können sie sich nicht vereinigen. — Demnach seyen die Reste zweyer Vorstellungen, welche nach der Hemmung überbleiben werden, und also sich verbinden können, $=r$ und ϱ; so ist die wirkliche Verbindung am Ende der Zeit t, nach dem obigen $=r\varrho(1-e^{-t})$. Und so tritt denn auch die Verbindung sehr bald beynahe, aber niemals völlig ein. Für Vorstellungen, die zur Schwelle sinken sollen, giebt es keine Reste, also keine Verschmelzung nach der Hemmung. — In Hinsicht der Verschmelzung vor der Hemmung müssen wir uns die Uebergänge der Zustände, die aus dem Streben zur Vereinigung und den dawider streitenden Gegensätzen hervorgehn, eben so allmählig geschehend denken, wie die bisher betrachtete Hemmung.

Zweytes Capitel.

Von den mechanischen Schwellen.

§. 77.

Bey den höchst einfachen Voraussetzungen, nach denen wir bis jetzt gerechnet haben, und wornach das Vorstellende nur von äuſserst wenigen Vorstellungen beschäfftigt wird, können wir nichts anders erwarten, als daſs sehr bald von der eben vorhandenen Hemmungssumme nur noch wenig übrig seyn, daſs also ein der Ruhe ganz nahe kommender Zustand eintreten werde; aus welchem nur neu hinzukommende Vorstellungen das Gemüth aufzuregen vermögen.

Zu einem Paar im Gleichgewichte befindlicher Vorstellungen komme demnach eine dritte, und zwar plötzlich, d. h. schnell und stark genug, damit wir den Zeitverlauf und das verwickelte Gesetz allmähliger Wahrnehmung hier als unbedeutend bey Seite setzen können: es wird gefragt nach den Bewegungen der Vorstellungen, die daraus entstehen müssen.

Die hinzukommende wird eine Hemmungssumme bilden, welche sinken muſs. An diesem Sinken werden auch die früher vorhandenen Theil nehmen; und zwar werden sie dabey unter ihren statischen Punct hinabsinken, bald aber wieder zu demselben hinaufsteigen. Hiebey können sie für eine Zeitlang auf die Schwelle des Bewuſstseyns getrieben werden, welche wir für einen solchen Fall schon oben (im §. 47.) mechanische Schwelle genannt haben.

Um dies leichter aufzuklären: nehmen wir zuvörderst an, zu schon im Gleichgewichte befindlichen, und nach der Hemmung verschmolzenen, a, und b, komme ein so schwaches c, daſs es neben jenen auf die längst bekannte statische Schwelle sinken müsse. Alsdann kann es in statischer Hinsicht auf a und b keinen Einfluſs haben. Aber ehe es aus dem ungehemmten Zustande in den gehemmten übergeht, muſs es durch a und b zum Sinken gebracht werden; dabey wirkt es auf diese zurück, und zwingt also auch sie, die schon auf ihrem statischen Puncte waren, unter denselben hinab zu sinken. Dieses wird so fortgehn, bis die durch c entstandene Hemmungssumme völlig niedergedrückt ist. Aber hiezu wird keine unendliche Zeit nöthig seyn, denn das Streben jener, auf ihren statischen Punct zurückzukehren, wirkt mit, und beschleunigt alle Bewegungen. Indem nun a und b wieder steigen, wird c zur Schwelle getrieben werden. Man bemerke aber, daſs hier die Bewegung nicht nach einerley Gesetze fortdauernd geschehn kann. Ein Bewegungsgesetz wird statt finden, so lange a und b sinken, ein anderes wird eintreten, indem sie anfangen sich wieder zu erheben. Dazwischen kann es noch ein drittes geben, wofern etwa b bis zur Schwelle hinabgedrückt, daselbst eine Zeitlang verweilen müſste, also nur einen gleichförmigen Druck gegen die übrigen, ferner sinkenden Vorstellungen ausüben könnte.

Nehmen wir nun die Voraussetzung zurück, daſs c neben a und b unter der statischen Schwelle seyn solle: so wird zwar der statische Punct von a und b erniedrigt, und die anfängliche Bewegung kann von keinem Zurückstreben dieser Vorstellungen zu ihrem statischen

Puncte beschleunigt werden. Aber sobald derselbe erreicht ist, entsteht ein solches Streben, und wächst bey fortgehendem Sinken; von da an ist der Verlauf des Ereignisses im Allgemeinen wie oben, nur daſs c nicht auf die Schwelle, sondern bis zu seinem statischen Puncte getrieben wird.

Dieses muſs jetzo durch Rechnung näher bestimmt werden. Wir knüpfen dieselbe an den §. 69., wegen der unfehlbar vorhandenen Verschmelzung nach der Hemmung; und nehmen auch hier die abkürzende Voraussetzung voller Hemmung an; zwar nicht eben, um der ziemlich eng begränzten Verschmelzung vor der Hemmung auszuweichen, sondern weil über die Einführung verschiedener Hemmungsgrade in die Rechnung, nach den frühern Auseinandersetzungen wohl kein Zweifel mehr walten kann.

Es sey zuerst c neben a und b auf der statischen Schwelle. So ist bey voller Hemmung die neu entstehende Hemmungssumme gewiſs $=c$. Die Verhältnisse, worin sie vertheilt wird, sind aus §. 69., (wo $\gamma=c$) $ac\beta^2$, $bc\alpha^2$, $\alpha^2\beta^2$. Ist also nach Verlauf der Zeit t das Gehemmte $=\sigma$, so wird alsdann

von a gehemmt seyn $ac\beta^2\sigma:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$
„ b „ „ $bc\alpha^2\sigma:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$
„ c „ „ $\alpha^2\beta^2\sigma:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$.

Im Zeittheilchen dt drängt zum Sinken erstlich der Rest der Hemmungssumme, $c-\sigma$, dann aber auch das Wieder-Aufstreben von a und b. Dieses zwar wirkt zunächst nur gegen c, allein dadurch wird die Spannung von c vermehrt, und durch seinen Widerstand wirft es den erlittenen Druck auf a und b zurück. Ueberhaupt kann das Sinken von c wohl beschleunigt werden, aber dann muſs auch das Sinken von a und b rascher gehn, denn die einmal in den Kräften gegründeten Hemmungsverhältnisse können nicht verletzt werden. Nun beträgt das Wieder-Aufstreben von a und b so viel als ihr Gehemmtes unter dem statischen Puncte; und da sie von

Anfang an schon auf dem Puncte waren, zu dem sie zurückkehren müssen, so ist ihr ganzes Gehemmtes gleich ihrem Wieder-Aufstreben. Folglich kommt hinzu die Kraft $\frac{(ac\beta^2+bc\alpha^2)\sigma}{ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2}$, und wir haben die Gleichung $\left(c-\sigma+\frac{(ac\beta^2+bc\alpha^2)\sigma}{ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2}\right)dt=d\sigma$.

Es sey $1-\frac{ac\beta^2+bc\alpha^2}{ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2}=\frac{\alpha^2\beta^2}{ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2}=q$,
so ist $(c-q\sigma)dt=d\sigma$
woraus $t=\frac{1}{q}log.\frac{c}{c-q\sigma}$
und $\sigma=\frac{c}{q}(1-e^{-qt})$

Wofern keine mechanische Schwelle eintritt: so geht nach diesem Gesetze das Sinken fort, bis die ganze Hemmungssumme niedergedrückt ist. Denn so lange sich von ihr noch etwas vorfindet, muſs dasselbe auf alle Vorstellungen vertheilt werden. Erst wann nichts mehr zu vertheilen ist, können a und b um so viel steigen, als um wie viel sie c sinken machen.

Man setze also in dem Ausdrucke für t, $\sigma=c$; so kommt

$$t=\frac{1}{q}log.\frac{1}{1-q}$$

für die Zeit, während welcher jenes Gesetz bestehen kann. Es ist $\frac{1}{q}log.\frac{1}{1-q}=1+\frac{1}{2}q+\frac{1}{3}q^2+\frac{1}{4}q^3+\ldots$ daher man leicht übersieht, wie diese Zeit um so kleiner ist, je kleiner q, das heiſst, je gröſser c, denn der Zähler von dem Bruche q ist die Verhältniſszahl der Hemmung für c. Da q nie $=1$ seyn kann, so ist auch diese Zeit allemal endlich. Es ist merkwürdig, daſs sich die früher vorhandenen Vorstellungen nur um so kürzere Zeit niederdrücken lassen, je stärker der Druck ist.

Nachdem nun der Hemmung Genüge geschehn, kann c nicht länger a und b zum Sinken zwingen. Das heiſst, sie steigen, wie wenn c nicht wäre, nach ihrem eigenen Gesetze; um wie viel aber beyde zusammengenommen steigen, um so viel muſs c sinken. (Nämlich sie steigen zu ihrem statischen Puncte; dieser aber freylich hängt von c ab, wofern nicht, wie hier angenommen, c auf der statischen Schwelle, oder darunter ist.)

Die Entfernung vom statischen Puncte bestimmt in jedem Augenblicke die Kraft und Geschwindigkeit des Steigens. Die anfängliche Entfernung ergeben die Ausdrücke für das Gehemmte von a und b, wenn darin $\sigma = c$ gesetzt wird. Also für a ist diese Entfernung $= ac^2\beta^2 : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$. Sie heiſse S'; und nach einer Zeit des Steigens $= t'$, habe sich von a wieder erhoben das Quantum σ'. So ist jetzt die Entfernung vom statischen Puncte $= S' - \sigma'$, und hieraus die Zunahme des Steigens

$$d\sigma' = (S' - \sigma')\,dt'$$

$$\text{woraus } t' = log.\frac{S'}{S' - \sigma'},\ \sigma' = S'(1 - e^{-t'}).$$

Es muſs nun auch b nach einem ganz ähnlichen Gesetze steigen, c aber nach demselben sinken. Folglich tritt auch hier, wie die Formeln zeigen, das Gleichgewicht nie vollkommen ein, obgleich sehr bald beynahe; die frühern Vorstellungen behalten immer noch eine geringe Bewegung des Steigens, die späteren des Sinkens. —

Zu einem Beyspiele sollen einige Zahlen aus §. 69. verhelfen. Es sey $a = b = 1$, also $\alpha^2 = 1{,}5625$; $\alpha^2\beta^2 = 2{,}4414..$; auch sey $c = \frac{1}{2}$, also $q = \frac{2{,}4414..}{1{,}5625 + 2{,}4414..} = 0{,}61..$ und $t = 1{,}54..$ Um diese Zeit ist von a gehemmt $\frac{0{,}39..}{4}$, nahe $0{,}1$; von b eben so viel; von c wenig über $0{,}3$. Jetzt erheben sich a und b, um das verlorne Zehntel wieder zu gewinnen; unterdessen wird c zwey Zehntel (beynahe) verlieren, und dann auf der Schwelle seyn, wohin es jedoch nie völlig gebracht wird; obgleich es in statischer Hinsicht unter der Schwelle ist, und selbst von noch nicht verschmolzenen *a* und *b* sehr bald würde zur Schwelle getrieben seyn, wäre es gleichzeitig mit *a* und *b* ins Bewuſstseyn gekommen. (Man sehe §. 75.) — Vielleicht ist nicht überflüssig zu erinnern, daſs *a* und *b* ein Zehntel verlieren, nachdem schon ihre eigne gegenseitige Hemmung so gut als vollbracht war; das heiſst, nachdem sie schon halb gehemmt waren. Also ihr niedrigster Stand ist $=0{,}4$; von da an erheben sie sich wieder auf den vorigen Stand $=0{,}5$.

§. 78.

Auf die mechanische Schwelle wird *b* getrieben werden, wofern das, was von *b* zu hemmen ist, dem Reste von *b* aus der frühern Hemmung eher gleich wird, als die Zeit $t=\frac{1}{q}\,log.\frac{1}{1-q}$ abgelaufen ist. Es sollte von *b* gehemmt werden die Gröſse $bc\alpha^2\sigma:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$. Nach Ablauf der eben erwähnten Zeit ist $\sigma=c$. Gesetzt nun, es sey $bc^2\alpha^2:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$ gerade gleich dem Reste von *b* aus der frühern Hemmung: so wird dieser Rest eben in dem Augenblicke völlig gehemmt seyn, da *b* sammt *a* wiederum beginnt zu steigen. Also stöſst gleichsam *b* nur augenblicklich an die Schwelle, ohne auf derselben zu verweilen. Dieser Fall liegt in der Mitte zwischen den beyden, da die Schwelle nicht berührt wird, und da die Verweilung auf derselben ein neues Gesetz für den Fortgang der Hemmung herbeyführt. Von hier also müssen die genauern Betrachtungen der mechanischen Schwelle ausgehn.

Der Rest von *b* aus der frühern Hemmung ist $=\frac{bb}{a+b}$ nach §. 44. Ihm soll die Gröſse $bc^2\alpha^2:(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)$ gleich seyn. Wir haben also

$$\frac{b}{a+b}=\frac{c^2\alpha^2}{ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2}$$

und daraus

$$c^2-c\,.\,\frac{b(a\beta^2+b\alpha^2)}{(a+b)\alpha^2}=\frac{b\beta^2}{a+b}$$

Um

Um sich unter den Bedeutungen, welche diese Formel annehmen kann, eher zu orientiren, setze man für c^2 den Werth $\frac{b^2a}{a+b}$, wegen der Voraussetzung, daſs es auf der statischen Schwelle oder unter derselben sey. Alsdann läſst sich durch $\frac{b}{a+b}$ dividiren; und man sieht auf den ersten Blick so viel, daſs $ab > \beta^2$ seyn muſs. Bey Vergleichung des Täfelchens im §. 69. zeigt sich, daſs diese Bedingung ungefähr bey $\frac{b}{a} = x = 0{,}3$ anfängt in Erfülllung zu gehn.

Es sey nun des Beyspiels wegen $a=10$, $b=2$; demnach $\alpha=10{,}32$; $\beta=3{,}61$; $\alpha^2=106{,}5$; $\beta^2=13{,}032$; so findet sich $c=1{,}766..$, welches der Forderung entspricht, neben a und b unter der statischen Schwelle zu seyn. Denn man nehme b zum Maaſse der Gröſsen, so ist $b=1$, $a=5$, $c=0{,}883..$; aber nach §. 49. würde schon $c=0{,}91..$ zur Schwelle sinken.

Demnach ist es möglich, und es kann selbst ziemlich viele Fälle geben, da die dritte, hinzukommende Vorstellung, neben zwey frühern (sogar wenn sie unverschmolzen wären) zur statischen Schwelle getrieben wird, und dennoch im Stande ist, während ihres Sinkens, die schwächere der frühern zuvor auf die mechanische Schwelle zu bringen; und selbst sie dort eine kurze Zeit lang aufzuhalten. Denn während das berechnete c, nur b an die Schwelle anstoſsen macht, würde ein anderes, um ein weniges stärkere, z. E. $c=0{,}9$, eine kurze Verweilung auf der mechanischen Schwelle bewirkt haben. — In der That ist die Sphäre dieser Möglichkeit noch um Etwas gröſser, als wir sie hier obenhin bezeichnet haben. Denn die Schwellenformel $c=b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ gilt für unverschmolzene Vorstellungen; aber a und b sind verschmolzen, und neben ihnen ist auch ein etwas gröſseres c auf der statischen Schwelle; welches wir annahmen, damit durch das Hinzukommen des *c* der statische Punct von *a* und von *b* nicht möge verrückt werden.

§. 79.

Zweyerley ist noch übrig: erstlich, das Gesetz zu bestimmen, nach welchem sich während der Zeit, da eine Vorstellung auf der mechanischen Schwelle verweilt, die übrigen bewegen; zweytens, die beschränkende Voraussetzung, daſs *c* auf der statischen Schwelle oder darunter sey, zurückzunehmen, und die Folgen davon zu erörtern.

Ruhet *b* auf der mechanischen Schwelle, so liegt eben darin der Unterschied dieser Schwelle von der statischen, daſs nun gleichwohl *b* nicht aufhört, Einfluſs zu haben auf das was im Bewuſstseyn vorgeht. Denn wie weit es von seinem statischen Puncte entfernt ist, um so weit vermag es, sich wieder zu erheben, wenn schon nicht plötzlich, sondern erst nach vorgängigem ferneren Sinken der übrigen Vorstellungen. Der ganze Unterschied seiner jetzigen Wirksamkeit von jener, da es noch selbst im Sinken begriffen war, ist nur dieser, daſs es zuvor an Spannung zunahm, indem es tiefer sank; jetzt hingegen übt es einen gleichbleibenden Druck, so lange bis es sich von der mechanischen Schwelle wieder erheben kann.

Um hiernach die Formel des §. 77., nämlich

$$(c-q\sigma)\,dt=d\sigma,$$

abzuändern, bedenke man, daſs *q* aus drey Theilen besteht, unter welchen einer die Wirksamkeit von *a*, ein andrer die von *b* ausdrückt. Der letztre wird offenbar jetzt constant, und hängt nicht mehr von σ ab. Alles Constante (welches näher zu bestimmen noch vorbehalten bleibt) mag mit *c* zu Einer Gröſse zusammengefaſst werden, welche *C* heiſse. Auch sey das übrigbleibende Veränderliche $=q'\sigma$, so wird die Formel

$$(C-q'\sigma)\,dt=d\sigma$$

woraus man sieht, daſs das Bewegungsgesetz mit geringer Veränderung dasselbe ist wie zuvor. Um aber zuerst die Zeit zu finden, wann *b* auf die mechanische Schwelle gesunken, nehme man erst aus §. 77. das von *b* Gehemmte; dieses dem Rest $\frac{bb}{a+b}$ gleich gesetzt, giebt $\sigma=\frac{b^2(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)}{(a+b).bc\alpha^2}$, welcher Werth von σ zu substituiren ist in die Formel $t=\frac{1}{q}\log.\frac{c}{c-q\sigma}$. Hiedurch beschränkt sich die Anwendung des vorigen Bewegungsgesetzes, und ergiebt sich der Anfang des jetzigen.

Diejenige Zeit, welche von diesem Anfangspuncte verläuft, wollen wir, zum Unterschiede von der vorigen, mit t' bezeichnen, und daher die schon gegebene Formel nun so schreiben

$$(C-q'\sigma)dt'=d\sigma$$

woraus zunächst $t'=-\frac{1}{q'}\log.(C-q'\sigma)+Const.$

Damit die Constante bestimmt werde, setzen wir zuvörderst den Werth von σ für $t'=0$, nämlich

$$\frac{b^2(ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2)}{(a+b).bc\alpha^2}=\Sigma,$$

so wird $0=-\frac{1}{q'}\log.(C-q'\Sigma)+Const.$, und folglich

$$t'=\frac{1}{q'}\log.\frac{C-q'\Sigma}{C-q'\sigma}.$$

Hieraus erfährt man das Ende des jetzigen Bewegungsgesetzes, oder die Zeit, wann *b* sich wiederum von der Schwelle erhebt, indem man $\sigma=c$ setzt. Denn nicht eher kann sich *b* erheben, als bis nichts mehr zu hemmen da ist; indem, hätte sich vorher *b* nur im geringsten gehoben, es sogleich wiederum durch ein endliches Quotum der Hemmungssumme würde niedergedrückt seyn. Nachdem aber diese gesunken, steigt nothwendig *b*, wie schon gezeigt, zu seinem statischen Puncte, als ob ihm keine Kraft entgegenwirkte. Dasselbe gilt von *a*; sie beginnen ihre Erhebung zugleich, und können sie niemals ganz vollenden. —

Nun haben wir noch C und q' zu bestimmen. Man überlege, wie σ vertheilt wird, während b auf der mechanischen Schwelle verharrt. Nur unter a und c kann es vertheilt werden; also entsteht hier eine ähnliche Beschleunigung plötzlich, wie im §. 75. bemerkt. Ferner, die Verschmelzungshülfe des b kann dem a nicht mehr zu Statten kommen, da von b nichts mehr zu hemmen ist, allemal aber das Helfende einen Theil des Leidens von dem, welchem es hilft übernehmen muſs. Also a und c theilen ganz nach ihrem ursprünglichen Hemmungsverhältnisse das Quantum der Hemmungssumme, welches in diesem Zeitraume sinkt. Dadurch wird a verhältniſsmäſsig mehr und schneller angespannt, als vorhin; und die Kraft seines Wiederaufstrebens folgt jetzt einem neuen Gesetze. Aber von dieser Kraft ist derjenige Theil constant, der durch das Sinken des a, bevor b die Schwelle erreichte, gebildet worden. Diesen finden wir, indem wir Σ statt σ in den Werth des von a Gehemmten setzen (§. 77.); es ist also derselbe $= \frac{a\beta^2 b}{(a+b)\alpha^2}$. Dazu muſs addirt werden das gleichfalls constante Gehemmte von b, nämlich der ganze Rest aus der fühern Hemmung, $= \frac{b^2}{a+b}$; dies giebt $\frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2}$. Hiezu kommt endlich noch c, als Hemmungssumme; so bilden diese drey Theile zusammen die constante Kraft, welche die Bewegung verursacht, $= c + \frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2}$. Mit dieser constanten Kraft ist nun noch die veränderliche verbunden; und sie ist = der hinzukommenden Spannung von a seit völliger Hemmung von b, weniger σ. Wegen der Vertheilung des Gehemmten zwischen a und c, finden wir die hinzukommende Spannung von a, wenn wir mit dem Bruche $\frac{c}{a+c}$ dasjenige multipliciren, was gehemmt worden, seit b die Schwelle erreicht hat; nämlich $\sigma - \Sigma$. Die so entstehende Gröſse $\frac{(\sigma-\Sigma)c}{a+c}$ zerlegen wir noch in den constanten Theil $\frac{-\Sigma c}{a+c}$ und den veränderlichen $\frac{c\sigma}{a+c}$. Jener muſs der obigen constanten Kraft beygefügt werden, dieser dem veränderlichen $-\sigma$. So kommt endlich

$$C = c + \frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2} - \frac{\Sigma c}{a+c}$$

$$\text{und } q' = 1 - \frac{c}{a+c} = \frac{a}{a+c}.$$

§. 80.

Drey verschiedene Zeiträume, jeden mit einem eigenen Bewegungsgesetze, haben wir schon unterschieden; einen vor dem Sinken auf die mechanische Schwelle, den zweyten während der Verweilung auf derselben, den dritten, unendlich langen, während der Wieder-Erhebung von dieser Schwelle. Diesen Zeiträumen allen geht ein vierter, oder, wenn man will, ein erster voran, wofern c nicht neben a und b auf, oder unter der statischen Schwelle ist. Alsdann wird allemal der statische Punct von a und b erniedrigt; und so weit sinken diese Vorstellungen, ohne durch ihr Aufstreben in das Hemmungsgesetz auf die vorhin beschriebene Art einzugreifen.

Man muſs also damit anfangen, diesen ersten Zeitraum zu berechnen. Das geschieht mittelst der Formel $t = \log.\frac{S}{S-\sigma}$, (§. 74.), indem für σ dasjenige Quantum der Hemmungssumme gesetzt wird, welches von allen Vorstellungen zusammengenommen muſs gesunken seyn, wann a und b bey ihrem statischen Puncte anlangen. Wir nehmen vorläufig an, beyde kommen zugleich auf diesen Punct; die Abänderungen wegen des Gegentheils sollen an einem Beyspiel gezeigt werden. Der erwähnte Werth von σ sey $= \Sigma^0$.

Hierauf beginnt die zweyte, jetzt mit t' zu bezeichnende Zeit, bis b die mechanische Schwelle erreicht. War die anfängliche Hemmungssumme $= S$, so ist jetzt von derselben noch übrig $S-\Sigma^0$. Was aber in der Zeit t' sinken wird, ist auszudrücken durch $\sigma-\Sigma^0$. Dasselbe wird sich in den gehörigen Verhältnissen vertheilen; also wird (nach §. 77., nur $\sigma-\Sigma^0$ statt σ gesetzt) im Verlauf der Zeit t', wenn $ac\beta^2+bc\alpha^2+\alpha^2\beta^2=D$,

von a gehemmt seyn $ac\beta^2(\sigma-\Sigma^0):D$
„ b „ „ $bc\alpha^2(\sigma-\Sigma^0):D$
„ c „ „ $\alpha^2\beta^2(\sigma-\Sigma^0):D$

Demnach wird

$$\left[S-\Sigma^0-(\sigma-\Sigma^0)+\frac{(ac\beta^2+bc\alpha^2)(\sigma-\Sigma^0)}{D}\right]dt'=d\sigma$$

oder, indem völlig wie oben $q=\frac{\alpha^2\beta^2}{D}$,

$$\left(S-\frac{ac\beta^2+bc\alpha^2}{D}.\Sigma^0-q\sigma\right)dt'=d\sigma.$$

Es sey noch zur Abkürzung $S-\frac{ac\beta^2+bc\alpha^2}{D}.\Sigma^0=S'$,

so wird $t'=-\frac{1}{q}\log.(S'-q\sigma)+Const.$

und weil für $t'=0$, $\sigma=\Sigma^0$,

$$t'=\frac{1}{q}\log.\frac{S'-q\Sigma^0}{S'-q\sigma}=\frac{1}{q}\log.\frac{S-\Sigma^0}{S'-q\sigma}$$

woraus, Falls b nicht zur mechanischen Schwelle sinkt, die Zeit bis zum Steigen gefunden wird durch Substitution von S für σ.

Im entgegengesetzten Falle wird zuvor der frühere Rest von b, oder $\frac{bb}{a+b}=\frac{bc\alpha^2}{D}(\Sigma^0+\sigma-\Sigma^0)$, indem die Hemmung sowohl während t als während t' immer nach einerley Verhältniſs fortgeschritten ist; oder es ist

$$\sigma=\frac{bD}{(a+b)c\alpha^2}=\Sigma'.$$

Es schlieſst sich also die zweyte Zeit mit

$$t'=\frac{1}{q}\log.\frac{S'-q\Sigma^0}{S'-q\Sigma'}.$$

Nun beginnt die dritte Zeit $=t''$ während der Verweilung auf der mechanischen Schwelle. Von der Hemmungssumme ist noch übrig $S-\Sigma'$; in der Zeit t'' wird sinken $\sigma-\Sigma'$. Von a und b zusammengenommen ist in der Zeit t' gehemmt $\frac{(ac\beta^2+bc\alpha^2)(\Sigma'-\Sigma^0)}{D}$. Von a wird während t'' gehemmt $\frac{(\sigma-\Sigma')c}{a+c}=\frac{\sigma c}{a+c}-\frac{\Sigma' c}{a+c}$. Es sey nun $S+\frac{(ac\beta^2+bc\alpha^2)(\Sigma'-\Sigma^0)}{D}-\frac{\Sigma' c}{a+c}=S''$, und $1-\frac{c}{a+c}=q'$, so ist

$$(S''-q'\sigma)dt''=d\sigma,$$

und $$t''=-\frac{1}{q'}\log.(S''-q'\sigma)+Const.$$

weil aber für $t''=0$, $\sigma=\Sigma'$, so wird

$$t''=\frac{1}{q'}\log.\frac{S''-q'\Sigma'}{S''-q'\sigma}$$

Für das Ende der Zeit t'' ist hierin $\sigma=S$, und alsdann beginnt die vierte, unendliche Zeit der Annäherung zum statischen Puncte.

Um Beyspiele zu haben, vollenden wir die im §. 69. geführten statischen Berechnungen. Es sey $a=b=c=1$. Demnach hier $S=1$; (nämlich die Hemmungssumme zwischen a und b war schon gesunken, und die ganze jetzige Bewegung hängt ab von dem hinzukommenden c, — obgleich oben die statischen Puncte mit Hülfe des ganzen Gegensatzes zwischen a, b, und c muſsten bestimmt werden). Ferner Σ^0 zu finden, muſs man erst überlegen, wie weit a und b zu sinken hatten, um auf ihren jetzigen statischen Punct zu kommen. Der frühere war $=0{,}5$; der jetzige ist nach §. 69. eine Hemmung $=0{,}5614$; also um $0{,}0614$ muſsten sie sinken. Dies verhält sich zu dem, was gleichzeitig von c hat sinken müssen, wie $\alpha^2:\alpha^4$ (indem wegen $a=b$ auch $\alpha=\beta$) oder wie $1:\alpha^2=1:1{,}5625$. Also das Gehemmte von c bis dahin beträgt $0{,}0959\ldots$ Nun $0{,}0614+2+0{,}0959=\Sigma^0$, oder $\Sigma^0=0{,}2187\ldots$ Hieraus $S-\Sigma^0=0{,}7812\ldots$ und $t=\log.\frac{1}{0{,}7812}=\log.nat.10000-\log.nat.7812=0{,}2469\ldots$ Dies ist die erste Zeit. —

Weiter, $q=\frac{\alpha^2}{2+\alpha^2}=0{,}4386..$; $S'=1-\frac{2}{2+\alpha^2}\cdot\Sigma^0$ $=0{,}8772...$ Nun kann b nicht auf die mechanische Schwelle kommen; denn der Ausdruck des von b Gehemmten ist $\frac{\sigma}{2+\alpha^2}=\frac{\sigma}{3{,}5..}$, wird hierin $\sigma=S=1$, so ist jenes Gehemmte nahe $=\frac{2}{7}<\frac{1}{2}$, welches letztre den Rest von b aus der frühern Hemmung ausmacht. Also setzen wir gleich nebst dem gefundenen q und S' auch S für σ in die Gleichung für t', und erhalten $t'=1{,}316..$ Dies ist die zweyte Zeit. Eine dritte der Verweilung auf der Schwelle fällt hier weg, indem nun sogleich die unendliche Zeit des Steigens beginnt. Es ist $t+t'$ $=1{,}563$; in dieser Zeit sinkt jetzt die ganze Hemmungssumme, wozu sonst unendliche Zeit nöthig ist. Der niedrigste Stand von a und von b ist nach der obigen Bemerkung nahe $=1-(\frac{1}{2}+\frac{2}{7})=\frac{3}{14}$; ihm gleichzeitig ist von c noch $1-\frac{3}{7}=\frac{8}{14}$ im Bewuſstseyn; von hier an muſs aber c doppelt so schnell sinken, als a und b steigen.

Zweytens sey $a=1$; $b=0{,}7$; $c=1$; demnach $S=1$; um aber Σ^0 zu finden, müssen wir zuerst die frühere Hemmung von a und b betrachten. Von a war gehemmt $\frac{0{,}49}{1{,}7}$; von b $\frac{0{,}7}{1{,}7}$; jenes $=0{,}28823..$ dieses $=0{,}41177..$ Da nun c hinzukommt, so ist nach §. 69. von a zu hemmen 0,48814; von b, 0,50317... Die Differenzen sind, für a, 0,1999; für b, 0,0914. Hier zeigt sich, daſs nicht zugleich a und b auf ihren neuen statischen Punct von dem vorigen herabsinken; denn gewiſs verliert eher b die kleine Gröſse 0,0914, als a um 0,1999 herabsinkt. Deshalb erstreckt sich jetzt die erste Zeit nur bis dahin, wo b seinen statischen Punct erreicht; alsdann folgt eine einzuschaltende Zeit, bis auch a den seinigen antrifft. Was b verliert, verhält sich zu dem was a verliert, wie $b\alpha^2 : a\beta^2 = 1{,}016 : 0986$; also während von b, 0,0914, wird von a gehemmt 0,0887. Was a verliert, verhält sich zum Verluste von c wie $ac:a^2=1:1,452$; also während von a, 0,0887, wird von c gehemmt 0,1288. Demnach ist $\Sigma^0=0,0914+0,0887+0,1288=0,3089$; und $S-\Sigma^0=0,691$. Daraus $t=log.nat.\frac{1000}{691}=0,369..$ Dies ist die erste Zeit. In der nächsten einzuschaltenden Zeit ist die hemmende Kraft $=S-\sigma+\frac{bca^2(\sigma-\Sigma^0)}{D}$, daher setze man $S-\frac{bca^2}{D}\Sigma^0=S'$, und $1-\frac{bca^2}{D}=q$, so ist $S'=1-0,09143=0,9085..$ und $q=0,704..$ Am Schlusse dieser Zeit soll von a gehemmt seyn 0,1999, wofür füglich 0,2 kann gesetzt werden; gleichzeitig damit ist nach obigen Verhältnissen von b gesunken 0,2061.. und von c gehemmt 0,2904; zusammen $=0,6965$ $=\Sigma'$. Hieraus findet sich in Verbindung mit S' und q die einzuschaltende Zeit; sie ist $=0,714..$ Nach Verlauf derselben beginnt derjenige Zeitraum, in welchem a und b zusammen wirken, um die Hemmung zu beschleunigen; die obige zweyte Zeit, zu deren Berechnung wir nun noch einmal die Formel, wodurch die eingeschaltete bestimmt wurde, aber mit andern Bedeutungen von S' und q, von Σ^0 und Σ', anwenden. Was so eben Σ' war, wird jetzt Σ^0, also $\Sigma^0=6965$. Zu S' muſs jetzt das im verflossenen Zeitraume von b gehemmte mit gerechnet werden; denn es wirkt fortdauernd als eine constante Kraft. Dieses beträgt $0,2061-0,0914=0,1147$. Auſserdem können wir den Formeln folgen. Demnach wird $S'=0,7087$; und $q=0,4169$. Endlich $\Sigma'=0,974..$ Daraus $t'=0,777..$ Dies ist die zweyte Zeit, nach obiger Benennung. Um die dritte Zeit, oder t'' zu berechnen, muſs wiederum, und aus dem schon angegebenen Grunde, zu S'' die Gröſse 0,1147 addirt werden. Es findet sich $S''=0,790..$; $q'=0,5$; und hieraus $t''=0,087..$ Dies ist die dritte Zeit, die der Verweilung von b auf der mechanischen Schwelle; worauf die vierte, unendliche, des Steigens folgt. Um zu sehen, wie lange Zeit die Hemmungssumme braucht, um ganz zu sinken, addiren wir die verschiedenen Zeiten. Wir fanden

die erste Zeit = 0,369
die eingeschaltete = 0,714
die zweyte = 0,777
die dritte = 0,087
deren Summe = 1,947

Hiemit läſst sich das vorige Beyspiel vergleichen. Beydemal war die Hemmungssumme = 1, aber der Unterschied, daſs dort $b=1$, hier $b=0{,}7$; hat die Zeit des Sinkens der Hemmungssumme von 1,563 bis auf 1,947 verlängert. Der Grund ist nicht schwer zu finden. Die hemmenden Kräfte sind hier schwächer als oben. Gleich die erste Zeit findet sich hier in einem etwas gröſsern Verhältnisse gegen das Gehemmte vermehrt, als dort. In der eingeschalteten aber wirkte vollends nur *b* allein zum schleunigern Sinken, indem *a* noch nicht seinen statischen Punct erreicht hatte, also auch den Drang zum Sinken noch nicht vermehren konnte. Hingegen im ersten Beyspiele waren gleich am Ende der ersten Zeit *a* und *b* zugleich auf ihrem statischen Puncte, und widerstrebten gemeinschaftlich dem Uebermaaſse der Hemmung, wodurch sie unter derselben herabgedrückt wurden. Dazu kommt noch die Zeit der Verweilung auf der Schwelle, während welcher die Spannung von *b* nicht mehr anwachsen konnte. Dieses alles muſste in dem zweyten Beyspiele die Bewegung um etwas langsamer machen.

Vergleichen wir aber auch noch die Zeiten mit dem was in ihnen gehemmt wird! Dazu ist nur nöthig, die Differenzen $\Sigma'-\Sigma^0$ den Zeiten gegenüber zu stellen.

Zu der Zeit 0,369 gehört das Gehemmte 0,309
″ ″ ″ 0,714 ″ ″ ″ 0,387
″ ″ ″ 0,777 ″ ″ ″ 0,278
″ ″ ″ 0,087 ″ ″ ″ 0,025

Hier ist zwar im Allgemeinen noch immer etwas von allmählig verminderter Geschwindigkeit zu bemerken, aber auch etwas scheinbar unregelmäſsiges, welches von den verschiedenen Bewegungsgesetzen herrührt, die nach einander eintreten, und den gleichförmigen Lauf des Ereignisses nicht weniger als viermal abbrechen.

Man begreift leicht, daſs diese so merkwürdigen Abänderungen der einmal vorhandenen Regel der Bewegung, sich noch sehr vervielfältigen müssen, wofern mehr als drey Vorstellungen im Spiele sind. So oft eine davon ihren statischen Punct, oder die mechanische Schwelle erreicht, ändert sich das Gesetz des Fortgangs der Bewegung.

Wir wollen uns darüber eben so wenig in Untersuchung einlassen, als über die Frage: was geschehen müsse, wenn *c* früher eintrete, als *a* und *b* ihre Hemmung unter einander vollendet haben? Nämlich vollendet bis auf einen unbedeutenden Rest, da das eigentliche Ende nie eintritt, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. — Dergleichen Fälle liegen in der Mitte zwischen dem eben abgehandelten, und dem gleichzeitigen Zusammentreffen dreyer Vorstellungen. Die mechanische Schwelle wird alsdann seltener erreicht, und die Verweilung auf derselben verkürzt.

Endlich möchte man noch fragen, ob nicht ein hinreichend starkes *c* im Stande seyn könne, sowohl *a* als *b* auf die mechanische Schwelle zu treiben? Die Antwort hängt von der Betrachtung der Hemmungssumme ab. Ist *c* gröſser als *a*, so ist es in der Regel selbst nicht mit in der Hemmungssumme. Vielmehr ist diese alsdann $=a$; weil der frühern Hemmung die Summe $=b$ zugehörte. Nun kann *a* niemals ganz niedergedrückt werden; denn gesetzt, *a* und *b* seyen zugleich auf der mechanischen Schwelle, so tragen sie die ganze Hemmungssumme allein; aber dieses ist nicht möglich, da nothwendig auch von *c* etwas muſs gehemmt seyn.

Ganz anders jedoch wird sich dies verhalten, wenn man übergehn will zu der Annahme, daſs nach *c* noch eine Reihe anderer Vorstellungen, *d*, *e*, *f*, u. s. w. successiv hinzutrete. Dadurch wird die Hemmungssumme unfehlbar bedeutend wachsen; es muſs aber *a* von jeder neu hinzukommenden leiden; und da es vorhin schon der mechanischen Schwelle nahe war, kann es ohne Zweifel sehr leicht vollends auf dieselbe getrieben werden, gesetzt auch, daſs keine der hinzukommenden stark genug sey, um *a* und vielleicht selbst um *b* auf die statische Schwelle zu bringen. Während also jene Reihe von Vorstellungen noch in ihrem Verlauf begriffen ist, werden *a* und *b* fortwährend auf der mechanischen Schwelle bleiben; dennoch aber, nachdem die Reihe zu Ende ist, sehr bald sich von selbst wieder ins Bewuſstseyn erheben. So etwas ereignet sich zu jeder Stunde in jedem Menschen, nur nach einem weit vergröſserten Maaſsstabe, bey jeder Störung in einem Geschäffte, das man vergiſst, so lange die Störung dauert, und wieder ergreift, sobald sie beseitigt ist. Das unangenehme Gefühl der Störung, welches, wenn es heftig ist, im ersten Augenblicke gleich den Organismus in Mitleidenschaft zieht, und dann den Affect des Schrecks erzeugt, — rührt her von der Gewalt, womit die zur mechanischen Schwelle getriebenen Vorstellungen, deren man sich nicht bewuſst ist, sich denen widersetzen, durch welche sie verdrängt werden. Wirkten die Vorstellungen auf der statischen Schwelle eben so wie die auf der mechanischen: so würde der Mensch sein Daseyn nicht aushalten können.

Drittes Capitel.

Von wiedererweckten Vorstellungen, nach der einfachsten Ansicht.

§. 81.

Kaum bedarf es der Erinnerung, daſs das zuletzt betrachtete Ereigniſs noch von andern wichtigen Folgen begleitet seyn müsse, wofern man nur die sehr natürliche Voraussetzung hinzudenkt, daſs wohl mehrere ältere Vorstellungen, wo nicht im Bewuſstseyn, so doch im Gemüthe vorhanden seyn mögen. Um allzu groſse Schwierigkeiten zu vermeiden, wollen wir annehmen, es seyen dergleichen neben *a* und *b* auf der statischen Schwelle; die also nur durch *a* und *b* zurückgehalten sind, und sich sogleich regen müssen, wofern die entgegenwirkenden von einer fremden Gewalt leiden.

Es mögen sich drey Vorstellungen mit einander im Gleichgewichte befinden. Sinken zwey davon unter ihren Gleichgewichtspunct hinab: so kann die dritte gerade um so viel, als jene zusammengenommen verlieren, sich wieder erheben. Die Hemmungssumme wird dabey nur anders vertheilt. — Daſs eine Vorstellung, welche steigen kann, auch steigen werde, leidet keinen Zweifel; jedoch giebt es ein Gesetz, nach welchem sie sich allmählig erhebt, mit abnehmender Geschwindigkeit, weil, je höher sie sich schon gehoben, um so kleiner die Nothwendigkeit wird, ihren Zustand zu verändern, um sich vollends ins klare Bewuſstseyn aufzurichten. Plötzlich können die dazu nöthigen Uebergänge aus einem Zustande in den andern, eben so wenig geschehn, als eine Hemmungssumme plötzlich sinkt, das heiſst, als die gehörige Verdunkelung des Vorstellens sogleich vollständig eintritt, indem der Grund dazu vorhanden ist. — Angenommen, die Vorstellung H sey völlig niedergedrückt; auf einmal verschwinde alle Hemmung; nach einer Zeit t habe sich erhoben das Quantum h: so ist $dh=(H-h)dt$, also $t=log.\frac{H}{H-h}$; $h=H(1-e^{-t})$. Verschwindet aber nicht alle Hemmung: so giebt es für die Vorstellung H einen Punct, bis zu welchem ihr gestattet ist zu steigen. Derselbe sey H'; so ist $dh=(H'-h)dt$; $t=log.\frac{H'}{H'-h}$, $h=H'(1-e^{-t})$. Man bemerke wohl, daſs in diesen Ausdrücken die Stärke der

Vorstellung *H* gar nicht vorkommt; Falls daher H' nicht von *H* bestimmt wird, so ist das Steigen dieser Vorstellung von ihrer eignen Stärke völlig unabhängig.

In diesem Falle befindet sich die Vorstellung *H*, wenn sie darum, und so weit sich zu erheben sucht, weil und wie weit die andern, von denen sie gehemmt war, niedersinken. Das Gesetz eines solchen Steigens macht den Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung aus.

§. 82.

Neben den Vorstellungen *a* und *b* können viele Vorstellungen, die ehemals mit ihnen im Conflict waren, zur Schwelle gesunken seyn. Alle diese regen sich sogleich, wenn eine neu hinzukommende *a* und *b* sinken macht. Aber wie sie sich regen, treten sie theils unter einander, theils gegen die hinzukommende, in gegenseitige Hemmung; so daſs diejenigen kaum merklich steigen können, welche auf solche Weise bedeutenden Hindernissen entgegengehn. — Um das Einfachste, und zugleich für die aufstrebende Vorstellung Vortheilhafteste vorauszusetzen, wollen wir annehmen, es sey nur Eine, und zwar der neu hinzukommenden völlig gleichartige, neben *a* und *b* auf der statischen Schwelle; diese trete nun, frey von den erwähnten Hindernissen, wieder ins Bewuſstseyn. Also z. B. eine zuvor gesehene Farbe, ein früher gehörter Ton, woran eben jetzt nicht gedacht wurde, erscheint oder erklingt von neuem; die Frage ist, wie die ältere Vorstellung nun der gleichartigen neuen entgegenkommen werde?

Die ältere, sich erhebende Vorstellung heiſse *H*. Sie sucht nach dem, im vorigen §. angegebenen Gesetze den Punct zu erreichen, bis zu welchem sie ungehindert steigen kann. Aber dieser Punct ist veränderlich; denn er hängt ab vom Sinken jener beyden, *a* und *b*. Die veränderliche Entfernung dieses Punctes von der Schwelle, oder das, derselben gleiche, Sinken der beyden, *a* und *b* zusammengenommen, heiſse x; die zugehörige Zeit sey t;

und das Quantum von H, welches beym Ablauf von t sich schon erhoben hat, sey $=y$, so ergiebt sich die Gleichung

$$(x-y)dt=dy.$$

Nun ist x eine Function von t, welche fürs erste $=ft$ gesetzt werde. So folgt

$$ftdt=dy+ydt$$

woraus $y=e^{-t}\int e^{t}.ftdt.$

Aus dem vorigen Capitel läſst sich ft näher bestimmen. Ist die neu hinzukommende Vorstellung stark genug, um nicht neben a und b auf die statische Schwelle zu fallen, so gehn die Bewegungen, welche sie verursacht, nach §. 80.; wo in der ersten Zeit die Formel $t=log.\frac{S}{S-\sigma}$ gilt. Damit hängt zusammen $\sigma=S(1-e^{-t})$. Die beyden Theile von σ, welche, nach den Hemmungsverhältnissen, von a und b gehemmt werden, fasse man zusammen in den Ausdruck $m\sigma=mS(1-e^{-t})$, so ist dies $=x=ft$; denn um so viel Freyheit ist nun dem H eingeräumt, um sich zu erheben. Nun ist $mS.\int e^{t}(1-e^{-t})dt$ $=mS(e^{t}-t)+Const.$; und dieses mit e^{-t} multiplicirt $=mS(1-te^{-t})+Ce^{-t}$. Für $t=0$ ist $y=0$; also vollständig

$$y=mS[1-(1+t)e^{-t}]$$
$$mS[\tfrac{1}{2}t^{2}-\tfrac{1}{3}t^{3}+\tfrac{1}{8}t^{4}\ldots]$$

In dieser Formel ist S diejenige Hemmungssumme, welche beym Hinzutreten der neuen Vorstellung c zu a und b, sich zwischen diesen dreyen gebildet hat; bey voller Hemmung ist sie $=c$, wenn $c<a$, oder im umgekehrten Falle ist sie $=a$. Hiemit nun steht das Hervortreten der älteren, H, im einfachen geraden Verhältniſs; aber dasselbe richtet sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit. Und der Anfang ist hier das wichtigste; denn die erste Zeit ist gewöhnlich sehr kurz, wie schon die Beyspiele des vorigen Capitels vermuthen lassen. Es muſs c sehr groſs seyn, und den statischen Punct von a und b bedeutend herabsetzen können, wenn

die erste Zeit sich ansehnlich verlängern soll. Dadurc nämlich wächst Σ in der Formel $t = log. \frac{S}{S-\Sigma}$, und wi dem Werthe S nahe kommen können. In dieser Hinsic mag es nicht unnütz seyn, die Gröſse te^{-t}, welche m dem Minuszeichen in y vorkommt, näher anzusehn. Si ist $=0$ für $t=0$ und für $t=\infty$; und hat ihr Maximu für $t=1$, nämlich den Werth $\frac{1}{2,7..}=0,36..$; weiterhi wird sie bald ziemlich unbedeutend, und kann alsdan den Gang der Gröſse $1-e^{-t}$, mit der sie verbunden is nur wenig modificiren. Wo sie den meisten Einfluſs hat nämlich für $t=1$, erkennt man den Werth von y so-gleich aus der Reihe; es ist nämlich alsdann $y=mS(\frac{1}{2}-$ $+\frac{1}{8}-\frac{1}{30}+\ldots)$

In den darauf folgenden Zeiten erscheint immer t unter einer Form wie $t' = \frac{1}{q} log. \frac{Const.}{S'-q\sigma}$, woraus $\sigma =$ $\frac{S'-Ce^{-qt'}}{q}$, folglich $m\sigma = ft = \frac{m}{q}(S'-Ce^{-qt'})$. Hieraus

$$y = \frac{mS'}{q} - \frac{mCe^{-qt'}}{q(1-q)} + Ae^{-t'}$$

wo A eine noch zu bestimmende Constante ist. Für $t'=0$ sey $y=\Upsilon$, so ist nun vollständig

$$y = \frac{mS'}{q}(1-e^{-t'}) - \frac{mC}{q(1-q)}(e^{-qt'}-e^{-t'}) + \Upsilon e^{-t'}.$$

Hier wird zuerst die Gröſse $e^{-qt'}-e^{-t'}$ unsre Aufmerksamkeit anziehn. Sie ist $=0$ für $t'=0$ und für $t'=\infty$; und hat ein Maximum für $t' = -\frac{log. q}{1-q}$, welcher Ausdruck, wie man sogleich übersieht, nur scheinbar negativ ist.

Es ist nun leicht, nach Anleitung des vorigen Capitels für jeden Zeitraum nach dem ersten, die gehörigen Werthe von S', q, und C, in die gefundene Formel zu setzen. Allein der Gültigkeit der Formel kann die eigne Gröſse der Vorstellung H, wovon y ein Theil ist, eine Grän-

Gränze setzen. Man muſs sich erinnern, daſs $m\sigma$, oder das von a und b zusammengenommen Gehemmte, den freyen Spielraum ausdrückt, in welchem sich H ausdehnen kann. Nur gröſser als es ist, kann es durch die ihm gegebene Freyheit nicht werden, noch zu werden streben. Sobald daher $m\sigma = H$, hört in der Formel $(x-y)\,dt = dy$, von der wir ausgingen, x auf, veränderlich zu seyn; es wird $= H$; und

$$\text{aus } (H-y)\,dt'' = dy$$

$$\text{folgt } t'' = \log.\frac{H-\Upsilon'}{H-y},$$

wenn $y = \Upsilon'$ für $t'' = 0$. Zuvor muſs man wissen, wann $m\sigma = H$; das heiſst, man muſs das Ende von t' wissen. Aus dem Vorigen ergiebt sich sehr leicht die Formel dafür, nämlich

$$t' = \frac{1}{q}\log.\frac{mC}{mS'-qH}.$$

Oder sollte sich der Fall $m\sigma = H$ wegen groſser Schwäche der Vorstellung H schon früher ereignen, ehe noch die Zeit t' anfängt, so hätte man aus dem Obigen $H = mS(1-e^{-t})$ und hieraus alsdann

$$t = \log.\frac{mS}{mS-H}.$$

Bis nun diese, oder die vorbemerkte Zeit abgelaufen ist, erhebt sich jede schwache oder starke Vorstellung, die in dem Falle von H sich befinden mag, völlig auf gleiche Weise; erst in dem hier bestimmten Augenblicke, und zwar plötzlich, eignet sich eine solche Vorstellung ein Bewegungsgesetz zu, das ihrer Stärke (oder vielmehr ihrer Schwäche) angemessen ist. Die stärksten thun dies am spätesten. — Auſserdem sieht man hier noch ausdrücklicher, was eigentlich schon im vorigen §. klar wurde: daſs nämlich niemals eine wieder hervortretende Vorstellung zu einem völlig ungehemmten Zustande zurückkehren kann. Sollte dies geschehn, so müſste in dem obigen

Ausdrucke für t'', $y = H$ werden können, und dabey einen endlichen Werth für t'' ergeben; aber t'' wird unendlich für $y = H$.

Das erste Beyspiel des §. 80. wollen wir hier verfolgen. Dort ist $a = b = 1$, und beyde sind verschmolzen, ehe $c = 1$ hinzukommt. Hiezu fügen wir jetzt die Voraussetzung, eine ältere, dem c gleichartige Vorstellung $H = 0{,}88$ sey im Gemüthe vorhanden; sie kann von den verschmolzenen a und b auf die statische Schwelle gebracht seyn, laut §. 70. Es ist $m = \frac{ac\beta^2 + bc\alpha^2}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$ hier $= \frac{2}{2 + \alpha^2} = \frac{2}{3{,}56..} = 0{,}561$; und $S = 1$; also wenn in $m\sigma$ auch $\sigma = S$, dennoch $m\sigma = 0{,}561..$ immer noch viel kleiner als H; woraus folgt, daſs in keiner Zeit die Gröſse von H auf die aufstrebende Bewegung desselben Einfluſs haben wird. Alles jetzt zu berechnende gilt also eben so wohl für jedes $H > 0{,}561...$

Die erste Zeit ist bey ihrem Ablauf $= 0{,}2469$; also $e^{-t} = 0{,}782..$, dies multiplicirt mit $1 + t = 1{,}2469$ giebt $0{,}975$; daher $y = 0{,}561 \times 0{,}024.. = 0{,}013..$ am Ende der ersten Zeit; eine noch sehr kleine Gröſse; ungefähr der zehnte Theil dessen was von a und b zusammengenommen jetzt schon gehemmt ist; denn dies beträgt nach §. 80. 0,1228..

Für die zweyte Zeit ist $q = 0{,}4386$; $S' = 0{,}8772..$; $C = S' - q\Sigma^0 = 0{,}7812$; und die zweyte Zeit bey ihrem Ende $= 1{,}316$. Hieraus $\frac{mS'}{q}(1 - e^{-t}) = 0{,}8208$; $\frac{mC}{q(1-q)}(e^{-qt'} - e^{-t'}) = 0{,}5201$; $\Upsilon e^{-t} \doteq 0{,}0035$; demnach $y = 0{,}304..$ am Ende der zweyten Zeit. Höher steigt y nicht, weil von jetzt an sich a und b gegen c wieder heben. Es befindet sich aber auch jetzt in einem ganz andern Verhältnisse zu dem Spielraum, in welchen H sich ausdehnen konnte. Denn jetzt, da die Hemmungssumme zwischen a, b, und c, ganz gesunken, beträgt die hinzugekommene Hemmung von *a* und *b*, die obige Gröſse $=0{,}561$; aber $y=0{,}304$ ist hievon mehr als die Hälfte. Man sieht also in dem Beyspiel bestätigt, was aus dem Gesetze des Hervortretens vorauszusehen war, daſs die aufsteigende Vorstellung Anfangs weit von dem ihr gesteckten, oder vielmehr ihr voranschreitenden Zielpuncte, entfernt bleiben, nach einiger Zeit aber ihm bedeutend näher kommen, obschon immer noch eine gute Strecke zwischen sich und ihm, offen lassen werde.

Wir haben in diesem Beyspiele nur Eine plötzliche Veränderung des Bewegungsgesetzes der hervortretenden Vorstellung bemerken können; es ist jedoch offenbar, daſs jeder der im vorigen Capitel bemerkten Uebergänge, auch hier Einfluſs haben müsse. —

§. 83.

Da in den Bewegungen der Vorstellungen *a*, *b*, und *c* ein wichtiger Unterschied davon abhängt, ob *c* neben *a* und *b* auf die statische Schwelle fallen müsse oder nicht: so haben wir den Einfluſs dieses Umstandes auf das Hervortreten der ältern Vorstellung zu prüfen.

Es sey also jetzt *c* auf die statische Schwelle zu sinken bestimmt: so verrückt sich der statische Punct für *a* und *b* nicht; ihr Wideraufstreben beschleunigt von Anfang an das Sinken der Hemmungssumme; und für *t* gilt gleich Anfangs die Formel $t=\frac{1}{q}\,log.\frac{c}{c-q\sigma}$ nach §. 77. Diese aber kann für eine nähere Bestimmung der im §. 82. für die nachfolgenden Zeiten gebrauchten angesehen werden, wenn $C=S'=c$ gesetzt wird, wobey denn noch q seinen gehörigen Werth nach den Umständen des §. 77. bekommt. Hieraus wird

$$y=\frac{mc}{q}(1-e^{-t})-\frac{mc}{q(1-q)}(e^{-qt}-e^{-t}).$$

Denn Υ ist jetzt $=0$, weil beym Anfang der Zeit noch nichts hervorgetreten ist. Aber unsre Formel läſst sich jetzt besser als vorhin zusammenziehn; sie wird

$$y=\frac{mc}{q}\cdot\frac{1-q+qe^{-t}-e^{-qt}}{1-q}$$
$$=mc.\left[\tfrac{1}{2}t^2-\tfrac{1}{6}\cdot\frac{1-q^2}{1-q}t^3+\tfrac{1}{24}\cdot\frac{1-q^3}{1-q}t^4-\ldots\right]$$

Hier offenbart sich sogleich, daſs der Anfang des Hervortretens genau eben so geschieht, wie wenn c nicht auf der statischen Schwelle wäre; nämlich proportional der Hemmungssumme $=c$, und dem Quadrate der Zeit (wobey noch hier, und auch im vorigen §., hinzuzufügen ist, daſs auch m mit c oder S wächst und abnimmt.) Hingegen im Fortgange zeigt sich eine Abweichung, die von den Brüchen $\frac{1-q^2}{1-q}$, $\frac{1-q^n}{1-q}$, näher bestimmt wird. Es ist q ein ächter Bruch; sein Werth liegt also zwischen 0 und 1; für $q=0$ ist $\frac{1-q^n}{1-q}=1$, für $q=1$ wird $\frac{1-q^n}{1-q}=nq^{n-1}=n$. Für diese letzte Gränze wäre das allgemeine Glied der eingeklammerten Reihe

$$=\pm\frac{1}{2.3\ldots(n-2).n}.t^n,$$

wozu nämlich der Bruch $\frac{1-q^{n-1}}{1-q}$ gehören würde. Genau dasselbe allgemeine Glied folgt im §. 82. aus der Entwickelung von $1-(1+t)e^{-t}$; also wären beyde Reihen ganz dieselben. Nun aber ist q niemals $=1$, sondern allemal kleiner; auch $\frac{1-q^n}{1-q}=\frac{q^n-1}{q-1}=q^{n-1}+q^{n-2}\ldots+q+1$ um so kleiner, je kleiner q; also ist in der jetzigen Reihe jedes Glied nach dem ersten, kleiner als das entsprechende in der Reihe des vorigen §.; und unsre Reihe überhaupt convergenter als jene.

Im Beyspiele des §. 77. war $a=b=1$, $c=\frac{1}{2}$, $q=0{,}61$; und die Zeit des Sinkens von a und b, das heiſst hier, des Steigens von H, $=1{,}54\ldots$ Auch $m=1-q$. Hieraus $y=0{,}106\ldots$ Dies Beyspiel läſst sich mit dem des vorigen §. um so eher vergleichen, da die Zeiten des

Steigens beynahe gleich sind. Im Anfange des Steigens verhält sich das Hervortretende im vorigen Beyspiele zu dem im gegenwärtigen wie das dortige mS zu dem jetzigen mc, oder wie 0,561 : 0,195; jenes beynahe das Dreyfache von diesem; nahe so findet sichs am Ende wieder, indem dort $y=0{,}304$; hier $y=0{,}106$ wird. Aber der Unterschied beyder Beyspiele beruht blofs darauf, dafs dort $c=1$, hier $c=\frac{1}{2}$ gesetzt ist. — Im Verhältnifs zu dem ihm eröffneten Spielraum sehen wir II hier fast gerade so weit hervortreten wie dort; beydemal nämlich um ein wenig über die Hälfte dieses Raums. Denn a und b sinken im jetzigen Beyspiele zusammengenommen beynahe um 0,2. Noch wollen wir wegen des Fortgangs in der Zeit eine Vergleichung anstellen. Die erste Zeit im §. 62. war 0,2469, nahe $=\frac{1}{4}$; setzen wir diese in unsre jetzige Formel, so ist $\frac{1}{2}t^2=\frac{1}{32}$; $\frac{1-q^2}{1-q}=1+q=1{,}61$; $\frac{1}{6}\cdot\frac{1-q^2}{1-q}t^3$ $=\frac{1{,}61}{6.4.16}$ nahe $\doteq\frac{1}{6.4.10}=\frac{1}{240}$, etwas über 0,004, die Gröfse in der Klammer wird demnach nahe 0,027; dieses multiplicirt mit $\frac{1}{2}.0{,}39$ giebt $y=0{,}0053\ldots$, um so viel ist also II hervorgetreten in der Zeit $=\frac{1}{4}$. Aber diese Zeit hat sich mehr als versechsfacht, wann $t=1{,}54\ldots$ Dem Quadrate der Zeit gemäfs sollte sich y bis zum 36fachen erhoben haben; so wäre es bis 0,19.. hervorgetreten. Allein für $t>1$ gewinnen die höhern Potenzen von t, also die folgenden Glieder der Reihe einen zu bedeutenden Einflufs. Endlich der verschiedene Fortgang in dem jetzigen und dem vorigen Beyspiele wird nirgends klärer, als am Ende der Zeit $\frac{1}{4}$. Denn hier ist das jetzige y beträchtlich mehr als ein Drittheil des obigen (jenes war $=0{,}013$, dieses ist $=0{,}0053$). Ginge die Abweichung von dem Verhältnifs 3 : 1 so fort; so würde ein solches Verhältnifs am Ende nicht mehr zu bemerken seyn. Die Formeln zeigen, dafs Anfangs das jetzige y der Proportionalität mit dem Quadrate der Zeit näher bleibt als das obige; aber im vorigen Beyspiele trat sehr bald ein andres Gesetz des Fortgangs ein, während in dem letzte das ganze Steigen nach einerley Regel konnte vollbrach werden.

§. 84.

In den beyden vorhergehenden §§. haben wir absich lich einen wichtigen Umstand aus den Augen gesetzt, de die erhaltenen Resultate einer Correctur unterwirft, de wir aber erst jetzt ins Licht zu setzen unternehme können.

Da die ältere, wieder ins Bewuſstseyn tretende Vorstellung *H*, mit der neu hinzukommenden *c*, gleichartig seyn soll: so kann es nicht fehlen, daſs, in dem Maaſs wie ihr Zusammentreffen im Bewuſstseyn es möglich macht, beyde mit einander verschmelzen. Hiedurch entsteht eine wachsende Totalkraft gegen *a* und *b*, wodurch das Sinken derselben beschleunigt wird. Aber um desto mehr gewinnt die Vorstellung *H* an Freyheit hervortreten zu können; und wiederum desto schneller sinken *a* und *b*, getrieben durch das Zunehmen jener Totalkraft. Man braucht dieses nur auszusprechen, um fühlbar zu machen, welche Schwierigkeiten uns erwarten, indem wir diese Verschmelzung mit in die Rechnung bringen wollen.

Durch eine jede Verschmelzung entstehn eigentlich, aus der gegenseitigen Verstärkung beyder Verschmelzenden, zwey Totalkräfte, die zum Theil in einander verschränkt sind; wie dieses in den letzten Capiteln des vorigen Abschnittes hoffentlich wird klar genug geworden seyn. In unserm gegenwärtigen Falle wird die ältere Vorstellung verstärkt durch die neue, und gleichfalls die neue durch die ältere. Allein die erste dieser beyden Verstärkungen werden wir nicht in Rechnung zu bringen haben; aus folgendem Grunde. *H* ist nach der Voraussetzung unter der statischen Schwelle neben *a* und *b*; es bestimmt also für sich allein nichts an dem Zustande dieser beyden Vorstellungen. Es wird auch nichts daran bestimmen können, so lange es nicht durch die erhaltene Verstärkung über die statische Schwelle erhoben wird. Aber selbst wenn dies geschieht: was kann davon die Folge seyn? Es bekommt nun einen statischen Punct, zu welchem es aufstreben sollte, einwirkend auf *a* und *b*, damit diese sinken müſsten. Nun sind gegenwärtig *a* und *b* schon längst im Sinken begriffen; gedrängt durch *c*, haben sie dem *H* schon weitern Spielraum gegeben, als den es in seinem allmähligen Steigen benutzte. Denn es erhellt aus den vorigen Untersuchungen offenbar, daſs auch ohne Rücksicht auf die Verschmelzung zwischen *H* und *c*, sich *a* und *b* schneller bewegen, als *H* ihnen nachkommen mag. Folglich, was die Verstärkung des *H* durch *c* bewirken könnte bey *a* und *b*, das ist schon geschehn ehe es gefordert wird; und daher ist die eine jener beyden Totalkräfte für jetzt als unwirksam zu betrachten.

Es bleibt aber die andre; es bleibt die Verstärkung des *c* durch das allmählig mit ihm verschmelzende *y*; und dadurch wirkt jetzt *H* allerdings mit auf *a* und *b*. Dies ists, was wir bisher aus der Acht lieſsen, und jetzt in die Rechnung einführen müssen. Wie wird dieselbe dadurch abgeändert werden?

Die Gleichung des §. 82.,

$$(x-y)dt=dy$$

verbleibt in ihrer Kraft; auch ist noch ferner x eine Function von t, aber nicht von t allein, sondern zugleich von y selbst.

Nämlich x ist $=m\sigma$, dem, was von *a* und *b* zusammengenommen gehemmt wird. Nun war m bisher $=\frac{(a\beta^2+b\alpha^2)c}{(a\beta^2+b\alpha^2)c+\alpha^2\beta^2}$ nach §. 77. Jetzo bekommt *c* eine Verschmelzungshülfe, deren Quantum ursprünglich $=y$, die aber nur in dem Verhältniſs, in welchem *c* nicht gehemmt ist, sich mit *c* verbinden kann. (Man sehe §. 63.) Es sey $z=$ demjenigen, was am Ende der Zeit t von dem sinkenden *c* noch im Bewuſstseyn gegenwärtig ist, so kommt für die Verschmelzungshülfe zunächst der Ausdruck $\frac{yz}{c}$. Diese muſs dem c, wo es vorkommt, addirt werden. Demnach findet sich

$$x = \sigma . \frac{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{c}\right)}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{c}\right) + \alpha^2\beta^2}$$

Fragen wir nun nach dem Werthe von z, so hängt wiederum dieses selbst von y ab. Denn

$$z = c - \sigma . \frac{\alpha^2\beta^2}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{z}\right) + \alpha^2\beta^2}$$

Endlich ist auch σ selbst einer Abänderung zu unterwerfen; denn nach §. 77. ergiebt sich σ aus der Gleichung $(c - q\sigma)\,dt = d\sigma$, und $q = \frac{\alpha^2\beta^2}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\,c + \alpha^2\beta^2}$, wo ebenfalls für c zu setzen $c + \frac{zy}{c}$.

Wir sehen hieraus, daſs $z = \frac{d\sigma}{dt}$; welche Bemerkung uns den Weg der Rechnung bahnen muſs. Der Abkürzung wegen sey $a\beta^2 + b\alpha^2 = f$, $\alpha^2\beta^2 = g$.

Die Gleichung $x - y = \frac{dy}{dt}$ verwandelt sich in folgende:

$$\sigma - c + \frac{d\sigma}{dt} - y = \frac{dy}{dt}$$

und überdies ist $d\sigma = \left(c - \frac{g\sigma}{f\left(c + \frac{yd\sigma}{cdt}\right) + g}\right)dt$

Was die erste dieser Gleichungen betrifft, so fällt ins Auge, daſs sie von σ und $\frac{d\sigma}{dt}$ fast ganz auf gleiche Weise bestimmt wird, wie von y und $\frac{dy}{dt}$. Ohne Zweifel sind alle diese Gröſsen Functionen von t; setzen wir nun zuvörderst $y + \frac{dy}{dt} = ft$, so wird $y = e^{-t}\left(\int e^t ft\,dt + C\right)$, und aus $\sigma-c+\frac{d\sigma}{dt}=ft$ oder aus $\sigma+\frac{d\sigma}{dt}=ft+c$ wird $\sigma=e^{-t}\left(\int e^{t}(ft+c)dt+C'\right)=e^{-t}\int e^{t}ftdt+c+C'e^{-t}$; daher $\sigma=y-Ce^{-t}+c+C'e^{-t}$; weil aber sowohl σ als $y=0$ für $t=0$, so ist $c=C-C'$, daher endlich $\sigma=y+c(1-e^{-t})$.

Aus der zweyten Gleichung wird

$$fy\left(\frac{d\sigma}{dt}\right)^2+\frac{d\sigma}{dt}\cdot(fc^2+gc-fcy)=fc^3+gc^2-gc\sigma.$$

In diese Gleichung muſs der eben zuvor gefundene Werth von y substituirt werden; nämlich $y=\sigma-c(1-e^{-t})$.

Man setze $1-e^{-t}=u$, (welches für $t=0$ von selbst $=0$ wird) also $y=\sigma-cu$; überdies nehme man an:

$$y=Au+Bu^2+Cu^3+Du^4+\ldots$$

daher auch

$$\sigma=(A+c)u+Bu^2+Cu^3+Du^4+\ldots$$

$$\frac{d\sigma}{du}=(A+c)+2Bu+3Cu^2+4Du^3+\ldots$$

und wegen $dt=\frac{du}{1-u}$,

$$\frac{d\sigma}{dt}=\frac{d\sigma}{du}(1-u)=A+c+2Bu+3Cu^2+4Du^3+\ldots$$
$$-(A+c)u-2Bu^2-3Cu^3-\ldots$$

Bringt man nun alle Glieder der Gleichung auf eine Seite, und fängt an, die Coëfficienten zu bestimmen: so findet sich zuerst $fc^3+gc^2-(fc^2+gc)(A+c)=0$, oder $c-(A+c)=0$, das ist, $A=0$. Dies erleichtert die Rechnung. Es findet sich nämlich weiter, wenn $fc^2+gc=\pi$,

$$0=\left.\begin{array}{l}-gc^2\\-\pi(2B-c)\end{array}\right\}u\left.\begin{array}{l}-gcB\\-\pi(3C-2B)\\+fc^2B\\ \\-fBc^2\end{array}\right\}u^2\left.\begin{array}{l}-gcC\\-\pi(4D-3C)\\+fcB(2B-c)\\+fc^2C\\-fB(4Bc-2c^2)\\-fCc^2\end{array}\right\}u^3\ldots$$

Die fernere Rechnung mag sogleich an das Beyspiel des §. 77. geknüpft werden. In demselben waren $a=b=1$,

$c=\frac{1}{2}$. Hieraus $B=0{,}0976$; $C=0{,}0453$; $D=0{,}033$; $E=0{,}0225$; F ungefähr $=0{,}017$ und $G=0{,}014$. Da jedoch diese Coëfficienten nicht genug convergiren, so sey
$$\frac{100y}{u^2}=9{,}76+4{,}53u+3{,}3u^2+2{,}25u^3+1{,}7u^4+\ldots=\frac{1}{z'},$$
und man suche die Coëfficienten der Reihe
$$z'=A'+B'u+C'u^2+\ldots$$
so findet sich
$$z'=0{,}1024-0{,}0475u-0{,}0125u^2-0{,}0017u^3-0{,}002u^4,$$
und $y=\frac{u^2}{100z'}$.

Die Resultate dieser Rechnung, zusammengestellt mit denen des vorig. §., welche das gleiche Beyspiel ohne Rücksicht auf die Verschmelzung darbietet, sind nun folgende:

	nach §. 83.	verbessert wegen der Verschmelzung
für $t=\frac{1}{4}$,	$y=0{,}0053$	$y=0{,}0053$
„ $t=\frac{1}{2}$,	$y=0{,}01893$	$y=0{,}01897$
„ $t=1$,	$y=0{,}0584$	$y=0{,}05999$
„ $t=1{,}54$;	$y=0{,}106$	für $t=1{,}52$; $y=0{,}1088$

Es ist von selbst offenbar, daſs im Anfange die Verschmelzung der wieder hervortretenden Vorstellung mit der eben jetzt gegebenen keinen Einfluſs haben könne. Dieses zeigt sich in den Formeln dadurch, daſs, so wie oben y nur vom Quadrate und den höhern Potenzen der Zeit abhängend gefunden war, auf gleiche Weise auch hier die Reihe für y mit dem Gliede Bu^2 anhebt, indem $A=0$ ist. (Nämlich $u=1-e^{-t}=t-\frac{1}{2}t^2+\ldots$) Bis zu $t=\frac{1}{2}$ sind nun die Resultate beyder Rechnungen beynahe nicht zu unterscheiden (auch die Zahl 0,01897 ist in der letzten Ziffer nicht ganz sicher, weil die Coëfficienten hier nicht scharf genug berechnet sind). Weiterhin zeigt sich die Wirkung der Verschmelzung zwar merklich, doch, in diesem Beyspiele wenigstens, fast unbedeutend gering. Weder y erhebt sich beträchtlich mehr, noch auch die Zeit ist um vieles verkürzt. Wegen des letzten Puncts ist zu bemerken, daſs nach der Formel $\sigma=y+c(1-e^{-t})$, für $t = 1{,}52$ auch $\sigma = 0{,}4994\ldots$ also ganz nahe $= \frac{1}{2} = c$ wird; das heiſst, daſs hier das Ereigniſs aufhört, indem nun der Hemmung Genüge geschehn ist, und *a* und *b* wieder anfangen aufzustreben. Die Dauer des Ereignisses zeigt sich jetzo kürzer, weil die Verstärkung des *c* durch das ihm verschmelzende *y* mehr Spannung in die entgegengesetzten Kräfte bringt, wodurch die Hemmung beschleunigt, so wie das Leiden von *a* und *b* um ein geringes vermehrt, und das von *c* um ein geringes vermindert wird.

Um etwas beträchtlicher mag die Wirkung der Verschmelzung für ein gröſseres *c* ausfallen, welches *a* und *b* mehr niederdrückt, und dadurch die Vereinigung der ältern und der neuen Vorstellung befördert. Allein da die Rechnungen äuſserst beschwerlich werden würden, wenn man sie allen denen, in dem vorigen Capitel nachgewiesenen Abänderungen in dem Verlauf der Hemmung anpassen wollte, so muſs an diesem Orte die gegebene Probe genügen; aus der sich schlieſsen läſst, daſs man eine leidliche Uebersicht über den Gang der wiedererweckten Vorstellung auch ohne Rücksicht auf die Verschmelzung, schon durch das Verfahren der §§. 82. und 83., erlangen könne.

§. 85.

Bevor wir die weiteren Folgen des bisher betrachteten Ereignisses überlegen, ist es dienlich zur Vorbereitung, einer an sich geringfügigen Unrichtigkeit zu erwähnen, welche unter gewissen Umständen sich in die eben geendigte Berechnung einschleichen könnte.

Die Verschmelzungshülfe $\frac{yz}{c}$ war der Gegenstand dieser Berechnung; in so fern sie die Wirkung der Vorstellung *c* vermehrte. Da nun *y* zunimmt, während *z*, das im Bewuſstseyn übrige von dem sinkenden *c*, sich fortdauernd vermindert, so könnte für das Product *yz* ein Maximum entstehn. Alsdann wäre dieses Maximum die, ferner nicht mehr veränderliche Verschmelzungshülfe; die Unrichtigkeit der vorstehenden Rechnung aber bestünde darin, für die ganze Dauer des Ereignisses die Gröſse $\frac{y}{c}$ als Verschmelzungshülfe zu behandeln, welches sie doch nur bis zur Erreichung des Maximum hätte darstellen können.

Bedenkt man, wie langsam Anfangs y zunimmt, wie unwahrscheinlich es daher ist, daſs das Maximum bald eintrete; wie kurz die Zeit, auf welche der Irrthum seinen Einfluſs äuſsern könnte, endlich wie gering die Abweichung der Gröſsen selbst ausfallen würde: so wird man es schwerlich hier für zweckmäſsig halten, diesen Punct einer schärfern Bestimmung zu unterwerfen. —

Eine zweyte Bemerkung über die nämliche Verschmelzungshülfe betrifft nun schon die Folgen des Hervortretens einer ältern Vorstellung, während die gleichartige neue gegeben wurde.

Man hat gesehen, daſs die hervortretende bei weitem nicht den ganzen, ihr frey gegebenen Raum, während des Sinkens von a und b, wirklich ausfüllt. Was wird geschehen, indem nun a und b wiederum beginnen zu steigen? Der Punct, bis zu welchem y steigen konnte, bewegt sich rückwärts; und zwar mit einer Geschwindigkeit, die gleich Anfangs am gröſsten ist, gemäſs dem schon bekannten Bewegungsgesetze von a und b; es wird daher zwar y noch fortfahren, sich um etwas weniges zu erheben, bis es jenem ihm vorgehaltenen Zielpuncte gleichsam begegnet; allein sein Aufstreben erleidet gleich Anfangs eine plötzliche Verminderung, und der schnell verminderte Zuwachs muſs sehr bald in eine rückgängige Bewegung übergehen. — Hiezu kommt noch ein kleiner Verlust für y, in so fern es als zum Theil verschmolzen mit c, auch mit diesem zugleich zum Sinken genöthigt wird.

Aber die wichtigsten Folgen des Hervortretens von y zeigen sich jetzo, indem es wiederum sinken soll. Da nach §. 77. sich a und b zwar zu ihrem statischen Puncte erheben, aber mit abnehmender Geschwindigkeit, so daſs sie diesen Punct nie völlig erreichen: so würde schon deshalb y sowohl als c nie völlig durch a und b aus dem Bewuſstseyn verdrängt werden; vielmehr könnten beyde mit etwa hinzutretenden neuen Vorstellungen, so fern ihnen diese nicht entgegengesetzt wären, sich compliciren, und dadurch Schutz finden gegen die Nothwendigkeit zur Schwelle zu sinken. — Allein durch die Verschmelzung von y und c sind zwey Totalkräfte gebildet worden. Wir haben bis jetzt aus dem, im Anfange des §. 84. angegebenem Grunde nur diejenige Verschmelzungshülfe in Betracht gezogen, welche c erlangt. Die Wirkung derselben ward gering befunden; und sie wird selten viel bedeutender werden, weil die Hülfe sich nur vergröſsert, wenn c selbst schon gröſser ist; so daſs dadurch verhältniſsmäſsig nicht viel gewonnen wird. Nur wenn c gegen a und b sehr nahe den Werth hat, der es gerade zur statischen Schwelle bestimmt, dann wird auch eine geringe Verschmelzungshülfe bedeutend, indem dadurch c einen statischen Punct im Bewuſstseyn bekommt. Dieser Umstand nun ist in Hinsicht des y immer von Wichtigkeit. Wir haben angenommen, y sey ein Theil der Vorstellung H, deren Gröſse aber während des Steigens von y nicht in Betracht komme (§§. 81. 82.) Es ist uns erlaubt, vorauszusetzen, H sey zwar unter der statischen Schwelle neben a und b, aber nur um ein weniges; so wird die Verschmelzungshülfe $\frac{yz}{H}$, die es erlangt, es jetzo über die statische Schwelle erheben können. Oder, ist H für diesen Erfolg zu klein: so wächst dagegen der Werth des Ausdrucks $\frac{yz}{H}$, das heiſst, dem kleineren H wird eine gröſsere Hülfe zu Theil, durch welche es dem Werthe beträchtlich näher gebracht wird, den es haben müſste, um über der Schwelle hervorzuragen. Gewinnt also auch die wiedererweckte Vorstellung nicht so viel, daſs sie sich im Bewuſstseyn halten könnte, so gewinnt sie doch bedeutend an der Möglichkeit, dahin gebracht zu werden. Angenommen, es komme noch eine dritte, dem y und dem c gleichartige Vorstellung hinzu, oder wie wir im gemeinen Leben sagen würden, es werde die nämliche Wahrnehmung mehrmals, kurz hinter einander wiederhohlt (kurz hinter einander, damit nicht anstatt a und b andre widerstrebende Vorstellungen eintreten): so giebt die dritte Vorstellung eine neue Verschmelzungshülfe für y, die, nun wenigstens, leicht hinreichen kann, um dem H wieder eine Stelle im Bewuſstseyn zu versichern.

Auf diese Weise werden häufig schwächere Vorstellungen ergänzt, ältere angefrischt. Nur gar zu schwach dürfen sie nicht seyn. Wenn H so klein ist, daſs es von $m\sigma$ bald übertroffen wird (man sehe §. 82.), alsdann vermindern sich in dem Ausdrucke $\frac{yz}{H}$, y und H zugleich; und die ganz schwache Vorstellung erhält auch nur eine unbedeutende Hülfe. Während daher solche Vorstellungen, die ursprünglich eine gewisse Stärke besaſsen, immer fortleben, weil sie immer neue Nahrung durch jede Wiedererweckung bekommen: verschwinden andre, die nicht so viel Kraft haben, um sich die Nahrung zuzueignen; sie verschwinden, obgleich sie nicht ausgetilgt werden; das heiſst, sie dauern fort als Strebungen im Grunde der Seele, von denen aber im Bewuſstseyn keine Wirkung erscheint.

Merkwürdig ist, daſs die wiederhohlten Wahrnehmungen eines und desselben Objects keinesweges zu einer einzigen Vorstellung von dem Einen Objecte zusammenflieſsen. Wir haben nicht, wie man im gemeinen Leben wohl glaubt, von jedem Dinge nur Eine Vorstellung, sondern der Vorstellungen bleiben so viele, als der Wahrnehmungen. Denn nur ihrem kleineren Theile nach verschmelzen die frühern Wahrnehmungen mit den späteren; und nur das Verschmolzene kann für eine einzige, aus den mehrern Wahrnehmungen entsprungene Vorstellung gehalten werden. —

Noch mit einem Worte muſs hier der minderen Gegensätze und der Complicationen Erwähnung geschehn. — Falls *c*, und das ihm gleichartige *H*, nicht vollen Gegensatz gegen *a* und *b* bilden, so wird durch *c* nur ein geringeres Sinken von *a* und *b* bewirkt; also auch nur ein geringeres Hervortreten von *H* oder von *y*. Es scheint also, daſs die, unsern jetzigen Vorstellungen näher liegenden, schwerer wieder erweckt werden, als die entferntern. Dagegen bedenke man, daſs dergleichen näher liegende Vorstellungen bey weitem schwächer seyn müssen, wofern sie sich der Voraussetzung gemäſs neben *a* und *b* auf der statischen Schwelle befinden sollen.

In Hinsicht der Complicationen werde angenommen, es seyen anstatt *a* und *b* ein paar Complexionen *A* und *B* im Bewuſstseyn vorhanden; das hinzukommende *c*, eine einfache Vorstellung, widerstreite nur Einem Elemente von jeder Complexion; *H* und folglich *y* seyen dagegen aus einem andern Continuum von Vorstellungen; und mit den andern Elementen jener Complexionen im Widerstreite. Weil *A* und *B* sinken müssen, indem *c* eintritt, so entsteht für *H* ein ähnlicher Spielraum wie oben, und indem es sich erhebt, eine Complication mit *c*. Dieses Ereigniſs würde also dem zuvor betrachteten völlig ähnlich seyn, paſste nicht dasselbe auf gleiche Weise auf alle Vorstellungen des gleichen Continuum wozu *H* gehört. Also, zwar irgend welche frühere Vorstellungen dieser Reihe müssen wieder erweckt werden, falls sie nicht Hindernisse im Bewuſstseyn antreffen; welche es aber seyn werden, hängt von den gegenseitigen Verhältnissen ihrer Stärke ab. Immer werden sie zufälligen Gedanken und Einfällen gleichen, indem sie mit der erweckenden weder Aehnlichkeit noch Zusammenhang haben. Wo schon Aufmerksamkeit vermöge gewisser herrschender Vorstellungen gebildet ist, da kommen dergleichen Einfälle nicht weit; und machen sich kaum bemerklich, weil sie im Entstehen erdrückt werden. —

Endlich noch eine Erinnerung an die mechanischen

Schwellen. Wir haben am Schlusse des vorhergehenden Capitels bemerkt, daſs während eines fortdauernden Flusses neu eintretender Vorstellungen, die älteren eine Zeitlang auf der mechanischen Schwelle verweilen können. Wird eine solche wieder erweckt durch eine ihr gleichartige neue, so muſs ihr Hervortreten eine viel gröſsere Lebhaftigkeit zeigen, als beym Hervortreten von der statischen Schwelle vorkommen mag. Eigentlich aber ist das Phänomen von ganz andrer Art als das vorige. Dort wurde eine Vorstellung auf kurze Zeit hervorgerufen, die wieder sinken muſste; hier wird eine Vorstellung wieder hergestellt, die nur auf eine Zeitlang aus dem Bewuſstseyn verdrängt war. Dort, welches sehr merkwürdig ist, erschien die gerufene Vorstellung sogleich, aber schwach, und mit allmählig anwachsender Geschwindigkeit; hier kann sie nicht sogleich erscheinen; kommt sie aber, so geschieht es wie mit einem Stoſse, dessen Geschwindigkeit jedoch nicht anhält, sondern bald abnimmt. Dieses einzusehn, darf man nur die bekannten Bedingungen des Phänomens erwägen. Die auf der mechanischen Schwelle verweilende Vorstellung kann sich nicht eher erheben, als bis eine gewisse Hemmungssumme gesunken ist; sobald dieses geschehen, steigt sie von selbst mit einer Geschwindigkeit, die Anfangs am gröſsten ist und sich bald vermindert. Durch das Hinzukommen der gleichartigen neuen Vorstellung wird jene eigentlich nicht geweckt, es wird nur das Sinken derer beschleunigt, welche ihrem Hervortreten hinderlich waren. Also nicht eher, als bis dieses Sinken derjenigen Hemmungssumme genügt, um derentwillen jene Vorstellung auf der mechanischen Schwelle verweilt, kann die letztere hervortreten; die Verweilung dauert noch einige, wenn gleich sehr kleine und vielleicht unmerkliche Zeit; dann springt die nun befreyte Vorstellung hervor, und verschmilzt sehr schnell in einem bedeutenden Grade mit der neuen Wahrnehmung.

Anmerkung. Auf den schwierigsten Gegenstand dieses Capitels, die Untersuchung des §. 84., habe ich die

die Rechnung mit Reihen, die nach Potenzen mit irrationalen Exponenten fortschreiten, angewendet, welche man in meiner Abhandlung *de attentionis mensura* finden kann; bey dieser Methode lassen sich durch Zusammenziehung mehrerer Glieder in Eins, noch Vortheile anbringen, die ein Mathematiker leicht finden wird. Allein ich habe kein auffallendes Resultat erhalten, obgleich ich die Voraussetzung dahin abänderte, daſs statt einer einzigen, viele gleichartige Vorstellungen zugleich reproducirt werden. Die Gegenstände dieses, und der beyden folgenden Capitel müssen in besondern Monographien bearbeitet werden. Hier will ich die Aufmerksamkeit des Lesers nicht ermüden; sondern sie sparen für das folgende Capitel, worauf aller Fleiſs muſs gewendet werden, wenn man sich den Kern dieses ganzen Buchs zueignen will. Die feinern Rechenkünste werden von selbst ihren Platz einnehmen, wenn man erst begriffen hat, wozu sie dienen sollen.

Viertes Capitel.

Von der mittelbaren Wiedererweckung.

§. 86.

Eine Untersuchung von groſser Wichtigkeit steht bevor; die nicht bloſs dasjenige unter sich befaſst, was gewöhnlich mit dem Namen der Association belegt wird, sondern die mit ihren Folgen tief in die, durch falsche Metaphysik verdunkelten, Fragen von den Formen der Erfahrung hineingreiſt. —

Sey es nun, daſs eine Vorstellung von der mechanischen Schwelle sich von selbst erhebt, oder daſs ihr vergönnt ist, von der statischen Schwelle emporzukommen, indem eine hinzutretende ihr Freyheit schafft; immer wird sie dasjenige mitzubringen trachten, was mit ihr durch irgend welche Verschmelzungen und Complicationen verbunden ist. Dieses Verschmolzene oder Complicirte wird also mittelbar wiedererweckt; und hier ist der Ort, auch dieses Phänomen zu untersuchen, da es gewöhnlich die zuvor betrachteten begleiten wird.

Ein ganz einfaches Problem soll zur Vorbereitung dienen, das zwar in der Wirklichkeit niemals so frey von Nebenbestimmungen vorkommen kann, das aber die Hauptpuncte sogleich ins Licht setzen wird.

Von zweyen Vorstellungen P und Π seyen verschmolzen oder complicirt die Reste r und ϱ; beyde Vorstellungen mögen darnach auf irgend eine Weise zur Schwelle gesunken seyn. Auf einmal verschwinde für P alles Hinderniſs: so richtet sich P ins Bewuſstseyn auf nach dem im §. 81. angegebenen Gesetze. Aber Π empfängt von P eine Verschmelzungs- oder Complications-Hülfe $=\frac{r\varrho}{\Pi}$ (§§. 63. 69.). Diese Hülfe ist eigentlich ein Bestreben der Vorstellung P (oder der Seele, in so fern sie das Vorstellende von P ist), welches Streben dahin gerichtet ist, Π wieder auf den Verschmelzungs- oder Complicationspunct zu erheben, das heiſst, von Π wiederum das Quantum ϱ ins Bewuſstseyn zu bringen. So lange dies Ziel nicht erreicht ist, dauert das nämliche Streben fort. Die eigentliche Stärke desselben ist $=r$; aber nur in dem Grade $\frac{\varrho}{\Pi}$ kann es wirken auf Π, weil es nur in diesem Grade von dieser Vorstellung ist angeeignet worden. Ueberdas nimmt das Bestreben ab in dem Grade wie ihm Genüge geschieht; worüber die Betrachtungen der §§. 74. und 81. zu wiederhohlen sind.

Wäre es nun möglich, daſs die Vorstellung P für sich allein wirkte, nicht gehindert und nicht begünstigt von andern Kräften: wie würde das, aus dieser Wirksamkeit entspringende Ereigniſs beschaffen seyn?

Erstlich, wie schon erwähnt, P würde sich selbst ins

Bewuſstseyn erheben, nach einem Gesetze, welches, wenn p das wieder Hervorgetretene von P am Ende der Zeit t bedeutet, in folgender Gleichung liegt: $(P-p)\,dt=dp$; oder $t=\log.\frac{P}{P-p}$, $P(1-e^{-t})=p$.

Aber zweytens: die Hülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$ würde zugleich auf Π, welches wir hier als völlig träge und passiv ansehn, dergestalt einwirken, daſs, wenn das von Π hervorgetretene $=\omega$, folglich das bis zum Verschmelzungspuncte noch hervorzurufende $=\varrho-\omega$, alsdann diese Gleichung gelten müſste:

$$\frac{r\varrho}{\Pi}\cdot\frac{\varrho-\omega}{\varrho}\,.\,dt=d\omega.$$

Die Brüche $\frac{\varrho}{\Pi}$ und $\frac{\varrho-\omega}{\varrho}$ sind hier bloſse Zahlen, womit die Kraft r multiplicirt wird. Es ergiebt sich nun

$$\omega=\varrho\left(1-e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right).$$

Dieses Resultat zeigt uns vollkommen klar, wie ω von ϱ, r, t, und Π abhängt.

Erstlich: das von Π am Ende der Zeit t Hervorgetretene, nämlich ω, verhält sich gerade wie dasjenige Quantum von Π, welches mit P verschmolzen war; nämlich wie ϱ.

Zweytens: je gröſser der mit verschmolzene Theil von P, um so geschwinder nähert sich das Hervorgetretene seiner Gränze $=\varrho$.

Drittens: je gröſser Π selbst, um so langsamer wird es durch die Hülfe gehoben.

Viertens: die Wirkung der Hülfe endigt nie, obgleich sie ihrem Ziele bald sehr nahe kommen kann.

Wir wollen jetzt die Geschwindigkeiten vergleichen, jene, mit der sich P selbst erhebt, und diese, womit die Hülfe wirkt. Die Geschwindigkeiten sind bekanntlich in der Psychologie allemal gleich den Kräften, als deren unmittelbarer Abdruck; die beyden Kräſte aber sind $\frac{dp}{dt}$ und $\frac{d\omega}{dt}$. Nun ist

$$\frac{dp}{dt} = Pe^{-t}, \text{ und}$$
$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi} \cdot e^{-\frac{rt}{\Pi}}.$$

Man kann beydes gleich setzen, so findet sich

$$t = \frac{\Pi}{\Pi - r} log. \frac{P\Pi}{r\varrho}.$$

Nämlich um diesen Zeitpunct hat die Anfangs weit gröſsere Geschwindigkeit, mit der P sich selbst erhebt, so weit nachgelassen, daſs die geringere, aber gleichförmiger anhaltende, womit Π gehoben wird, jene einhohlen, und übertreffen kann. Aber dieser Zeitpunct rückt unendlich weit hinaus, Falls $\Pi = r$, und er findet gar nicht Statt, wofern $r > \Pi$.

Es sey $P = \Pi = 1$; $r = \varrho = \frac{1}{2}$; so kommt für die Zeit, da beyde Geschwindigkeiten gleich werden, $t = 2{,}77\ldots$ Um diese Zeit ist $p = \frac{15}{16}$, und $\omega = \frac{3}{8}$ beynahe. Aber die Gränze, oder das Ziel für p ist $= 1$, und für ω ist es $= \frac{1}{2}$; also fehlt dort noch $\frac{1}{16}$, hier noch $\frac{1}{8}$; daher die Hülfe nun mehr eilen muſs, zum Ziele zu gelangen; auch wird ihre Geschwindigkeit zuletzt unendlich gröſser, als die mit ihr verglichene. —

Um nun die Untersuchung fruchtbar zu machen, nehmen wir an, es seyen mit einer und derselben Vorstellung P viele andre verschmolzen und complicirt; von verschiedener Stärke; auch seyen theils mit dem gleichen Quantum von P verschiedene Quanta jener andern Vorstellungen, theils mit verschiedenen Theilen von P einerley oder verschiedene Theile der übrigen verbunden.

Sind die mit P Verbundenen von verschiedener Stärke, so bekommt Π verschiedene Werthe. Hier muſs man sich vor einem möglichen Misverständniſs hüten. Es würde eine falsche Auslegung der obigen Sätze seyn, wenn man glauben wollte, gröſsere Π würden überhaupt weniger und schwerer durch die Hülfen gehoben, als kleinere. Freylich werden sie das, wenn ihr Rest, der mit P verschmolzen ist, gleich geringfügig ausfällt, wie der von schwächeren Vorstellungen. Aber es ist längst gezeigt, daſs die Reste stärkerer Vorstellungen in einem weit gröſseren Verhältnisse die Reste der schwächeren zu übertreffen pflegen; als in welchem Verhältnisse die Vorstellungen selbst verschieden sind. Daher wird unter gleichen Umständen ein gröſseres Π auch ein viel beträchtlicheres ϱ bey sich führen. Und so muſs der dritte der obigen vier Sätze vielmehr so gedeutet werden: ein gröſseres Π wir durch die Hülfe gleichförmiger und anhaltender gehoben; eine schwache Vorstellung hingegen eilt mehr, und ersetzt für eine kurze Zeit durch ihre Geschwindigkeit den Mangel der Stärke.

Damit r verschiedene Werthe annehmen möge, oder, damit eine und dieselbe Vorstellung P sich in verschiedenem Grade mit verschiedenen verbunden finde: kann man voraussetzen, es sey P allmählig gesunken, und während der Zeit des Sinkens mit mehrern Vorstellungen, die nach einander ins Bewuſstseyn traten, verschmolzen. Es mögen aber auch die verschiedenen Grade der Hemmung und der Stärke bey gleichzeitigen Vorstellungen, den erwähnten Unterschied hervorgebracht haben. Immer wird dieses die Folge seyn: Jede der mit verschiedenen Quantis von P Verbundenen, hat ihre eigne Geschwindigkeit; das gröſsere Quantum ergiebt die gröſsere, aber auch schneller abnehmende Geschwindigkeit.

Unmittelbar aus der angegebenen Differentialgleichung ist

$$rt = \Pi \log. \frac{\varrho}{\varrho - \omega}.$$

Es können also Π, ϱ, und ω unverändert bleiben, alsdann stehen r und t unter einander im umgekehrten Verhältniſs.

Beyspiel: Es habe, wie vorhin, die Vorstellung P eine Stärke $=1$; ein Theil von ihr, $r=\frac{1}{2}$ sey verschmolzen mit $\varrho=\frac{1}{2}$, einem Theile von $\Pi=1$; aber ein andrer Theil von P, $r'=\frac{1}{4}$, sey verschmolzen mit $\varrho'=\frac{1}{2}$, einem Theile von einer andern Vorstellung $\Pi'=1$; man sucht ω für $r=\frac{1}{2}$ und $t=1$, desgleichen ω' für $r'=\frac{1}{4}$ und $t=2$. Es findet sich $\omega=\omega'=0{,}196\ldots$ In dem Zeitpuncte aber, da ω' diesen Werth erlangt, oder für $t=2$, und $r=\frac{1}{2}$, ist $\omega=0{,}316\ldots$

Mit $r'=\frac{1}{4}$ sey überdies noch verschmolzen $\varrho''=3$, ein Theil von $\Pi''=4$; so wird für $t=1$, $\omega''=0{,}1818\ldots$ Aber für $t=2$ wird $\omega''=0{,}352\ldots$ Vergleicht man ω mit ω'', so sieht man, daſs beyde Gröſsen in ihrem Laufe einander irgendwo durchkreuzen. Denn für $t=1$ ist $\omega>\omega''$, aber für $t=2$ findet sich $\omega<\omega''$.

Es kann also eine und die nämliche Vorstellung durch zwey verschiedene Hülfen auf zwey andre Vorstellungen dergestalt wirken, daſs von diesen eine, schneller im Bewuſstseyn hervortretende, nach einiger Zeit zurückbleibt hinter der andern, die Anfangs langsamer hervorgehoben wurde.

§. 87.

Die hervorgehobene Vorstellung wurde bisher als gänzlich passiv betrachtet. Diese Ansicht ist immer dann gültig, wann sich die erwähnte Vorstellung auf ihrem statischen Puncte, also auch, wann sie sich auf der statischen Schwelle befindet. Denn die Kraft, womit sie von diesem Puncte sich selbst höher heben möchte, wird völlig aufgewogen durch die entgegenstehenden Kräfte, mit denen sie sich ins Gleichgewicht gesetzt hat. Welches Widerstreben aber die Hülfe zu überwinden habe, davon bald ein Mehreres.

Setzen wir hingegen, die hervorgehobene Vorstellung werde zugleich mit der hebenden von aller Hemmung, oder auch nur von einem Theile derselben befreyt; sie steige daher mit jener zugleich, aber nicht bloſs durch ihre Hülfe, sondern auch durch eigene Kraft, von der statischen Schwelle empor: so kann man sehr leicht zu einem Irrthume verleitet werden, der mich wenigstens lange geblendet, und mir den Zugang zu einem Hauptpuncte in der Lehre von den Gefühlen versperrt hat.

Es scheint nämlich, man müſste nun zu dem obigen Differential $d\omega$ noch dasjenige addiren, welches das Steigen durch eigene Kraft ausdrückt; also wenn Π auf einmal von aller Hemmung frey wäre, folgendermaaſsen:

$$\frac{r}{\Pi}\cdot(\varrho-\omega)\,dt+(\Pi-\omega)\,dt=d\omega.$$

Die Folge hiervon wäre, daſs ω nun geschwinder als sonst, oder daſs ein gröſseres ω in bestimmter Zeit hervorträte.

Allein es ist falsch, daſs durch ein Zusammentreffen von Kräften, die nicht schon zuvor eine Gesammtkraft gebildet haben, die Geschwindigkeit könnte vermehrt werden. Denn jede von diesen Kräften, sey sie eine Hülfe, oder eigene Energie der steigenden Vorstellung, hat ihr Zeitmaaſs, in welchem sie wirkt; wie wir dieses aus dem vorigen §. kennen. Wenn nun das, was sie in diesem Zeitmaaſse zu vollbringen im Begriff war, durch eine andre, stärkere Kraft, geschwinder geschieht: so kann sie zum Mitwirken gar nicht gelangen; eben weil in jedem Augenblicke ihr Streben mehr als befriedigt wird. Wirken demnach mehrere solche Kräfte zusammen: so bestimmt die stärkste derselben für sich allein die Geschwindigkeit des Ereignisses; für alle übrigen aber ist eine Befriedigung ihres Strebens durch glücklichen Zufall vorhanden. Und dieser ihr Zustand muſs im Bewuſstseyn eine Bestimmung abgeben, die den Gefühlen anheim fällt, — ohne Zweifel als ein Lustgefühl, — während in Ansehung des Vorgestellten sich dadurch nichts verändert.

Wenn nun Π zugleich durch eigne Kraft steigt, indem seinem Reste ϱ die Hülfe des Restes r von P zukommt: so ist seine eigene Bewegung (Falls man nicht r, und folglich P, sehr groſs annimmt), ohne Zweifel die geschwindeste; und die Hülfe, anstatt hiezu mitzuwirken, wird der Sitz eines Lustgefühls, dergleichen sich allemal bey rasch fortschreitender und leicht gelingender Thätigkeit einfindet; besonders in solchen Fällen, wo das im Groſsen geschieht, hundertfach und tausendfach vervielfältigt, was wir hier im Kleinen, als ob nur zwey oder drey Vorstellungen in der Seele wären, elementarisch untersuchen.

§. 88.

An der Betrachtung des §. 86. fehlt noch etwas sehr Nöthiges, nämlich die Erwägung des Widerstandes, den die hervorgehobene Vorstellung finden wird.

Es sey Π auf der statischen Schwelle neben den im Bewuſstseyn gegenwärtigen Vorstellungen a und b, so kann es nicht ausbleiben, daſs eine Hemmungssumme entstehe, indem P auf Π wirkt, und es durch die Hülfe emporhebt. Diese Hemmungssumme sey $=\alpha\omega$, indem α den Hemmungsgrad des Π gegen a und b bezeichnet (der nach §. 52. zu bestimmen ist), und ω seine obige Bedeutung behält. Das Sinken der Hemmungssumme gleicht jenem im §. 77., dergestalt, daſs sie vertheilt werde, auf a, b, Π, und die Hülfe; daſs aber auch zugleich das Wieder-Aufstreben von a und b zu ihrem statischen Puncte (auf welchem sie Anfangs mögen gewesen seyn), den Verlauf der Hemmung beschleunige.

In wiefern Π und die Hülfe zusammen dahin wirken, daſs nicht Π von dem schon erreichten Puncte wieder herabsinke, in so fern sind sie anzusehn als eine einzige Kraft. Dieselbe heiſse $'\Pi$, also $'\Pi = \Pi + \frac{r\varrho}{\Pi}$. Weil a und b verschmolzen seyn werden, so sind die Hemmungsverhältnisse für die drey Kräfte $'\Pi$, a, und b, nach §. 68. zu bestimmen. Diese Verhältnisse sind constant, weil die Kräfte es sind; die

Hemmungssumme aber ist veränderlich. Was von $'\Pi$ zu hemmen ist, verhalte sich zu dem was a und b zusammengenommen verlieren müssen, wie $m:n$; so sind m und n beständige Gröſsen.

Da die Hemmungssumme $=a\omega$, so ist in jedem Augenblicke zu vertheilen $a\omega dt$. Auf $'\Pi$ komme $ma\omega dt$, auf a und b zusammen $na\omega dt$. Was von a und b aus dem eben angegebenen Grunde nach Verlauf der Zeit t gehemmt ist, wird $=na\int\omega dt$. Dies ist eine Kraft, welche die Hemmung beschleunigt *). Durch sie sinkt in jedem Augenblicke $dt\,.\,na\int\omega dt$. Vertheilt auf $'\Pi$, und auf a und b zusammen ergiebt sie, für jenes, eine Hemmung $= mdt.na\int\omega dt$; für diese, eine Hemmung $=ndt.na\int\omega dt$. Es ist also die augenblickliche Hemmung für a und b zusammen, nicht bloſs, wie vorhin angegeben, $=na\omega dt$; sondern dazu kommt noch $ndt.na\int\omega dt$. Folglich ist auch nach Verlauf der Zeit t die Kraft, wodurch die Hemmung beschleunigt wird, nicht bloſs $na\int\omega dt$, sondern noch darüber $n\int dt\,.\,na\int\omega dt$. Auch die letztre Gröſse bewirkt einen Druck, der zu vertheilen ist; der die Hemmung von a und b vermehren wird; der eben damit abermals einen Zuwachs an Hemmung ergeben wird. Sichtbar sind wir hier in einen Cirkel gerathen, der eine unendliche Menge in einander eingewickelter Integrale ergiebt, welche zu berechnen ganz unmöglich wäre.

Es ist also, fürs erste wenigstens, nothwendig, Annäherungen und Gränzbestimmungen zu suchen. Wenn wir annehmen, die Kraft $na\int\omega dt$ drücke nur bloſs auf $'\Pi$ allein, so machen wir ohne Zweifel $d\omega$ zu klein; alsdann aber vermeiden wir den Zuwachs der Hemmung für a und b, und wir bekommen eine Rechnung, die sich ausführen läſst. Nehmen wir hingegen Rücksicht auf die Vertheilung, so daſs wegen jener Kraft die augenblickliche Hemmung von $'\Pi$, $=mdt.na\int\omega dt$; und ignoriren wir alsdann den Zuwachs der Hemmung wegen des Druk-

---

*) Vergleiche §. 77.

kes, der auf *a* und *b* fällt: so machen wir $d\omega$ zu groſs, weil die Hemmung zu klein wird. Der wahre Werth von $d\omega$ muſs zwischen beyden Gränzen eingeschlossen seyn. Die Rechnung für beyde Gränzen ist nur Eine, bey welcher ein beständiger Factor zugesetzt und weggelassen wird. Für die erste Gränze ist die Gleichung

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega)dt - m\alpha\omega dt - dt\int n\alpha\omega dt = d\omega,$$

oder nach Wegschaffung des Integral-Zeichens

$$-\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)d\omega dt - dd\omega = n\alpha dt^2.$$

Es sey $\frac{d\omega}{dt}=p$; und nach der Division mit dt werde für das noch zurückbleibende dt gesetzt $\frac{d\omega}{p}$, so kommt

$$-\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)pd\omega - pdp = n\alpha\omega d\omega.$$

Durch die Substitution $p=u\omega$, $dp=ud\omega+\omega du$, wird nach gehöriger Rechnung

$$\frac{d\omega}{\omega} = -\frac{udu}{n\alpha+\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)u+u^2}.$$

Aus $\frac{d\omega}{dt}=p=u\omega$ ist $\frac{d\omega}{\omega}=udt$, und folglich

$$dt = -\frac{du}{n\alpha+\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)u+u^2}.$$

Weil die Gröſsen r, Π, m, n, kein vestes Verhältniſs unter einander haben, ist es im Allgemeinen zweifelhaft, ob dieses Differential durch Logarithmen, oder durch eine Circular-Function integrirt werden müsse. Im ersten Falle kommt das Integral auf die Form

$$-t = \frac{1}{\varepsilon}\log.\frac{u+\eta}{u+\vartheta}$$

wo $\varepsilon = 2\sqrt{\frac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)^2 - n\alpha}$

$$\eta = \frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right) - \sqrt{\frac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)^2 - n\alpha}$$

$$\vartheta=\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)+\sqrt{\tfrac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)^2-n\alpha}.$$

Man darf keine Constante beyfügen. Denn $u=\frac{d\omega}{\omega dt}$ ist unendlich für $t=0$, indem alsdann auch $\omega=0$; daher verschwinden n und ϑ neben u, und $log.\frac{u}{u}$ ist $=0$.

Es ergiebt sich nun $e^{-\iota t}=\frac{u+n}{u+\vartheta}$, daher

$$\frac{n-\vartheta e^{-\iota t}}{e^{-\iota t}-1}=u=\frac{d\omega}{\omega dt}.$$

Demnach $\frac{n-\vartheta e^{-\iota t}}{e^{-\iota t}-1}.dt=\frac{d\omega}{\omega}$.

Setzt man $e^{-\iota t}=x$, so ist $-\iota e^{-\iota t}dt=dx$, also $dt=-\frac{dx}{\iota x}$. Nun ist zu integriren $-\frac{ndx}{\iota x(x-1)}+\frac{\vartheta dx}{\iota(x-1)}$, oder $\frac{ndx}{\iota x(1-x)}-\frac{\vartheta dx}{\iota(1-x)}$. Weil $\frac{1}{x(1-x)}=\frac{1}{x}+\frac{1}{1-x}$, auch $n-\vartheta=-\iota$, aus den oben angegebenen Werthen dieser Gröſsen, so wird dies Differential $=\frac{ndx}{\iota x}-\frac{dx}{1-x}$, und das Integral

$$log.x^{\frac{n}{\iota}}.(1-x).Const.=log.\omega$$

das heiſst $x^{\frac{n}{\iota}}.(1-x).C=\omega=e^{-nt}.(1-e^{-\iota t}).C$

Um hier die Constante zu bestimmen, reicht die Forderung $\omega=0$ für $t=0$ nicht zu, denn der Factor $1-e^{-\iota t}$ erfüllt dieselbe, was auch C seyn mag. Allein man gehe zum Differential zurück. Für $t=0$ muſs nicht bloſs ω, sondern auch $\int n\alpha\omega dt=0$ seyn, also ist alsdann $\frac{r\varrho}{\Pi}=\frac{d\omega}{dt}$. Aber aus dem gefundenen Integral ist

$$d\omega=C.\left(\frac{n}{\iota}x^{\frac{n}{\iota}-1}dx(1-x)-x^{\frac{n}{\iota}}dx\right)$$

Das erste Glied ist $=0$ für $t=0$, denn es enthält den Factor $1-x$; das zweyte ist $=-Cdx=+C\epsilon dt$. Also $\frac{d\omega}{dt}=C\epsilon=\frac{r\rho}{\Pi}$; und hieraus $C=\frac{r\rho}{\Pi\epsilon}$. Demnach endlich

$$\omega=\frac{r\rho}{\Pi\epsilon}e^{-nt}(1-e^{-\epsilon t}).$$

Man kann ω noch bequemer durch ϑ ausdrücken, weil nach dem obigen $n+\epsilon=\vartheta$. Nämlich

$$\omega=\frac{r\rho}{\Pi\epsilon}(e^{-nt}-e^{-\vartheta t}) \qquad [4]$$

Diese Rechnung gilt der ersten Gränze; sie ergiebt aber auch die zweyte, wenn man für n setzt mn, und darnach die Werthe von ϵ, n, ϑ, abändert; doch ist dies nicht willkührlich, sondern ergiebt sich erst, wenn man bestimmte Zahlen in die Rechnung einführt.

Aus dem so sehr einfachen Ausdrucke für ω läſst sich überdies mit leichter Mühe $\int\omega dt$, ja auch $\int dt\int\omega dt$ finden; und man wird hieraus die Correcturen beurtheilen können, welche noch anzubringen wären. — Auch ohne genauere Untersuchung läſst sich, allenfalls durch Vergleichung mit den Differentialen der Linien, Flächen, und Körper, wohl vermuthen, daſs in der Reihe der ω, $\int\omega dt$, $\int dt\int\omega dt$, u. s. w. immer die nachfolgenden später als die vorhergehenden einen merklichen Werth erlangen werden.

Das erste Merkwürdige, was das gefundene Integral uns darbietet, ist, daſs $\omega=0$ sowohl für $t=0$ als für $t=\infty$; daher wir nach seinem gröſsten Werthe zu suchen haben. Derselbe tritt ein (wie man durch die Differentiation findet), für $t=\frac{1}{\epsilon}log.\frac{\vartheta}{n}$. Offenbar eine kurze Zeit, da ϑ nur wenig gröſser wie n; und ϵ nicht leicht ein sehr kleiner Bruch werden kann.

Wenn also eine und dieselbe Vorstellung mehrere andre hervorhebt, so hat nicht bloſs, wie vorhin schon gefunden, jede der hervorgehobenen ihre eigne Geschwindigkeit, sondern auch ihren eignen Zeitpunct, da sie im Bewuſstseyn ihr Maximum erreicht. Die Bestätigung durch die innere Erfahrung dringt sich von selbst auf.

Löset man ω in eine Reihe auf, so sind die ersten Glieder:

$$\omega=\frac{r\varrho}{\Pi}\left[t-\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)t^2+\ldots\right]$$

Da die verschiedenen Potenzen von t eine nach der andern bedeutend werden, so zeigt sich hier der Anfang der Erhebung von ω. Es bestätigen sich die Bemerkungen des §. 86. über die Abhängigkeit des ω von ϱ, r, Π. Es verhält sich ω gerade wie ϱ (abgerechnet den geringen Einfluſs, welchen ϱ auf die Gröſsen m und n haben kann); und je gröſser $\frac{r}{\Pi}$, um so gröſser, aber auch um so schneller abnehmend, ist die Geschwindigkeit, mit der ω hervortritt. Noch ist zu bemerken, daſs ω im ersten Anfang weder von m noch n, dann zuvörderst von m, und zuletzt von n abhängig wird; indem n erst bey t^3 und den folgenden Gliedern Einfluſs bekommt.

Noch bequemer läſst sich bey dem Werthe von t, der zum Maximum von ω gehört, die Auflösung in eine Reihe benutzen, um zu sehen, wie dieser Werth durch die beständigen Gröſsen bestimmt wird. — Man setze $\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)=f$; also $n=f-\sqrt{f^2-n\alpha}$, $\vartheta=f+\sqrt{f^2-n\alpha}$,

$$\iota=2\sqrt{f^2-n\alpha};\ \frac{\vartheta}{n}=\frac{1+\sqrt{1-\frac{n\alpha}{f^2}}}{1-\sqrt{1-\frac{n\alpha}{f^2}}},\ log.\frac{\vartheta}{n}=2\left[\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{1}{2}}\right.$$

$$\left.+\tfrac{1}{3}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{3}{2}}+\tfrac{1}{5}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{5}{2}}+\ldots\right],$$ so ist jener Werth von $t=\frac{1}{\iota}log.\frac{\vartheta}{n}=\frac{1}{f}\left[1+\tfrac{1}{3}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)+\tfrac{1}{5}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^2+\ldots\right]$. Wenn f^2 nahe $=n\alpha$, so ist sogleich offenbar, daſs die Zeit fürs Maximum, wächst, wenn f, und folglich auch wenn $\frac{r}{\Pi}$ abnimmt; und umgekehrt. Es sey nun weiter

$\frac{n\alpha}{f^2}=\frac{1}{2}$, so ist dieselbe Zeit $=\frac{1}{\sqrt{2n\alpha}}[1+\frac{1}{3}\cdot\frac{1}{2}+\frac{1}{5}\cdot\frac{1}{4}+\frac{1}{7}\cdot\frac{1}{8}+\ldots]=\frac{1}{\sqrt{n\alpha}}\cdot\frac{1,2\ldots}{1,4\ldots}$; aber wenn $f=\sqrt{n\alpha}$, ist $t=\frac{1}{\sqrt{n\alpha}}$, also indem f gewachsen, ist t kleiner geworden. Es sey ferner $\frac{n\alpha}{f^2}=2$, so ist jene Zeit $=\frac{\sqrt{2}}{\sqrt{n\alpha}}[1-\frac{1}{3}+\frac{1}{5}-\frac{1}{7}+\ldots]$. Die eingeklammerte Reihe ist aus der Kreisrechnung bekannt; sie ist $=\frac{1}{4}\pi=0,78\ldots$ wenn $\pi=$ dem Halbkreise für den Halbmesser $=1$. Also die gesuchte Zeit $=\frac{1}{\sqrt{n\alpha}}\cdot 1,11\ldots$ daher nun t gröſser geworden, indem f abnahm. So bestätigt es sich immer, daſs ein gröſseres $\frac{r}{\Pi}$ schneller, aber auch minder anhaltend wirkt.

Es sey eine und dieselbe Vorstellung P durch verschiedene ihrer Reste r, r', r'' u. s. w. verschmolzen mit verschiedenen Vorstellungen Π, Π', Π'' u. s. w. und der Gröſse nach $\Pi=\Pi'=\Pi''$ u. s. f. auch alle übrigen Umstände gleich: so ist die Folge der Zeitpuncte, worin Π, Π', Π'', durch die Hülfen zum Maximum gehoben werden, dieselbe, wie die Folge der Reste r, r', r'' u. s. w. vom gröſsten bis zum kleinsten.

Die Formel für jenes t, woraus wir diesen sehr folgenreichen Satz gefunden, ist um so brauchbarer, da sie allgemein ist, indem sie die unmögliche Wurzelgröſse nicht mehr enthält, welche oben durch die Integration vermittelst der Logarithmen in dem Falle entsteht, daſs $f^2<n\alpha$.

Nur für ω selbst müssen wir noch auf diesen Fall einen bequemen Ausdruck suchen. Oben ergab sich

$$-dt=\frac{du}{n\alpha+\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)u+u^2}.$$

Im erwähnten Falle kommt das Integral auf folgende Form:

$$Const.-t=\frac{1}{\iota}\,ang.\,tang.\frac{\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)+u}{\iota}$$

wo $\iota=\sqrt{n\alpha-\frac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)^2}$

also $\dfrac{\frac{1}{2}\cdot\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)+u}{\iota}=tang.\,(Const.-\iota t)$

und $u=\iota\, tang.\,(C-\iota t)-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)$.

Da $u=\frac{d\omega}{\omega dt}$ unendlich für $t=0$ und $\omega=0$, so ist C die Zahl, welche den Bogen von 90° für den Halbmesser $=1$ ausdrückt; oder es ist $C=\frac{1}{2}\pi$ in der gewöhnlichen Bedeutung von π. Aber $tang.\,(\frac{1}{2}\pi-\iota t)=cot.\,\iota t$; daher wird nun

$$\frac{d\omega}{\omega}=\iota dt\,.\,cot.\,\iota t=\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)dt$$

Es ist $cot.\,\iota t=\frac{cos.\,\iota t}{sin.\,\iota t}$, und $\iota dt\,cos.\,\iota t=d\,.\,sin.\,\iota t$, also

$$C+log.\,\omega=log.\,sin.\,\iota t-\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)t$$

oder $log.\,\dfrac{\omega}{C\,sin.\,\iota t}=-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)t$

woraus $\omega=C\,sin.\,\iota t\,.\,e^{-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)t}$.

Die Constante muſs wie vorhin aus $\frac{d\omega}{dt}$ für $t=0$ bestimmt werden. Es ist

$$d\omega=\omega\,.\left(\iota dt\,cot.\,\iota t-\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)dt\right)$$

worin man den gefundenen Werth von ω substituiren muſs. Derselbe ist $=C sin.\,\iota t$ für $t=0$, weil alsdann die Exponentialgröſse $=1$. Aber $C sin.\,\iota t$ ist selbst $=0$ für $t=0$; das Glied also, worin diese Gröſse keinen ihr gegenübertretenden Divisor antrifft, der zugleich auch $=0$ wird, muſs wegfallen. Hingegen $cot.\,\iota t=\frac{1}{tang.\,\iota t}$ ist ein solcher Divisor; daher findet sich

$$d\omega = \varepsilon dt \,.\, \frac{C \sin. \varepsilon t}{\operatorname{tang}. \varepsilon t} = \varepsilon dt \,.\, C \cos. \varepsilon t$$

Da $\cos. \varepsilon t = 1$, für $t = 0$, so ist endlich $\frac{d\omega}{dt} = C\varepsilon$; welches, verglichen mit dem schon bekannten Werthe $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi}$, endlich ergiebt $C = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}$. Demnach ist nun vollständig

$$\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon} \sin. \varepsilon t \,.\, e^{-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right)t} \qquad [B.]$$

Es kann nur zur Rechnungsprobe dienen, wenn wir auch hieraus die Zeit für das Maximum von ω suchen.

Aus $d\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}(\varepsilon dt \cos. \varepsilon t\, e^{-ft} - \sin. \varepsilon t\, e^{-ft} \,.\, f dt) = 0$

wird $\varepsilon \cos. \varepsilon t = f \sin. \varepsilon t$; also $\frac{\varepsilon}{f} = \operatorname{tang}. \varepsilon t$, oder $\varepsilon t = \operatorname{ang.tang}. \frac{\varepsilon}{f}$, welches in eine Reihe zu entwickeln ist. So findet sich $t = \frac{1}{f} - \frac{1}{3}\frac{\varepsilon^2}{f^3} + \frac{1}{5}\frac{\varepsilon^4}{f^5} - \frac{1}{7}\frac{\varepsilon^6}{f^7} + \ldots$

Da nun $\varepsilon = \sqrt{n\alpha - f^2}$, so ist $\frac{\varepsilon}{f} = \sqrt{\frac{n\alpha}{f^2} - 1}$, und

$t = \frac{1}{f}\left[1 - \frac{1}{3}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right) + \frac{1}{5}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)^2 - \frac{1}{7}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)^3 + \ldots\right]$, wo man nur nöthig hat, statt $-\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)$ zu schreiben $+\left(1 - \frac{n\alpha}{f^2}\right)$, um die vollkommene Identität dieses Ausdrucks für t mit jenem vor Augen zu haben, der sich aus dem obigen $t = \frac{1}{\varepsilon} \log. \frac{\vartheta}{n}$ ergab.

§. 89.

Die Berechnungen des vorigen §., wiewohl nur Gränzbestimmungen, haben uns die wichtigsten Aufschlüsse, über den Einfluſs von r, ϱ, Π, und über das Maximum, schon gegeben; und es mag scheinen, wir könnten uns damit für die jetzige Absicht begnügen. Allein

lein bey einer Untersuchung, worauf weiterhin so vieles gebaut werden soll, wäre es mindestens doch unschicklich, die schon nahe liegende Auflösung des Problems nicht vollends zu erreichen. Die gefundenen Gränzen sind zu weit aus einander, als daſs sie für eine Berechnung von ω gelten könnten; auch die Zeit für das Maximum ist noch nicht berechnet, denn die Formel dafür erhält zwey verschiedene Werthe, je nachdem man sie der einen oder der andern von den Gränzbestimmungen anpaſst, die für ω gemacht sind.

Zu der ursprünglichen Differentialgleichung müssen wir zurückgehn, und dieselbe genauer als zuvor angeben. Aus den oben bemerkten Gründen ist eigentlich

$$d\omega = \frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - m\alpha\omega dt - mn\alpha dt \int \omega dt$$

$$- mdt \,.\, n^2\alpha \int dt \int \omega dt - mdt \,.\, n^3\alpha \int dt \int dt \int \omega dt$$

$$- mdt \,.\, n^4\alpha \int dt \int dt \int dt \int \omega dt$$

und so weiter ins Unendliche.

Man ſasse die ersten drey Glieder zusammen; das Integral davon ergeben die Formeln des vorigen §, wenn in denselben mn statt n gesetzt wird. Man nehme ferner an (was aus obigen Gründen zu vermuthen, und was sich sogleich bestätigen wird), das Integral der ersten drey Glieder sey, besonders für eine kleine Zeit, von ω nicht weit verschieden; man setze dasselbe statt ω in $\int dt \int \omega dt$; so wird man die Integration des vierten Gliedes vollführen können, und dadurch eine Verbesserung des vorigen Werths von ω erhalten. Man verfahre eben so mit den folgenden Gliedern; man benutze, Falls es nöthig scheint, die schon gefundenen Verbesserungen jedesmal bey den noch zu suchenden.

Dieses, schon oben angedeutete Verfahren, müssen wir jetzt vollziehen, um zu sehen, wohin es führen möge.

Den, in der Formel [A] angegebenen Werth von ω lösen wir der Bequemlichkeit wegen in eine Reihe auf, und setzen $\frac{r\varrho}{\Pi t} = F$, so ist

$$\omega = F\left((\vartheta - n)t - \tfrac{1}{2}(\vartheta^2 - n^2)t^2 + \tfrac{1}{6}(\vartheta^3 - n^3)t^3 - \tfrac{1}{24}(\vartheta^4 - n^4)t^4 \ldots\right)$$

folglich

$$\int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{2}(\vartheta - n)t^2 - \tfrac{1}{6}(\vartheta^2 - n^2)t^3 + \tfrac{1}{24}(\vartheta^3 - n^3)t^4 - \tfrac{1}{120}(\vartheta^4 - n^4)t^5 \ldots\right]$$

$$\int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{6}(\vartheta - n)t^3 - \tfrac{1}{24}(\vartheta^2 - n^2)t^4 + \tfrac{1}{120}(\vartheta^3 - n^3)t^5 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{24}(\vartheta - n)t^4 - \tfrac{1}{120}(\vartheta^2 - n^2)t^5 + \tfrac{1}{720}(\vartheta^3 - n^3)t^6 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{120}(\vartheta - n)t^5 - \tfrac{1}{720}(\vartheta^2 - n^2)t^6 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int dt \int dt \int \omega dt = F.\left[\tfrac{1}{720}(\vartheta - n)t^6 \ldots\right] \text{ u. s. w.}$$

Die Integrale des vierten, fünften, und sechsten Gliedes von *dω* sind also zusammengenommen folgende:

$$F.\left\{\begin{array}{r} \dfrac{-mn^2\alpha(\vartheta - n)}{24}t^4 + \dfrac{mn^2\alpha}{120}(\vartheta^2 - n^2)t^5 - \dfrac{mn^2\alpha}{720}(\vartheta^3 - n^3)t^6 \ldots \\ - \dfrac{mn^3\alpha}{120}(\vartheta - n)t^5 + \dfrac{mn^3\alpha}{720}(\vartheta^2 - n^2)t^6 \ldots \\ - \dfrac{mn^4\alpha}{720}(\vartheta - n)t^6 \ldots \end{array}\right.$$

Und dieses ist die ganze Verbesserung für ω, Falls man nicht t^7 und noch höhere Potenzen von t in Rechnung bringen will. Denn erstlich, das siebente Glied von *dω* ergiebt eine Reihe, die mit t^7 anfängt. Zweytens, will man $\int dt \int dt \int \omega dt$ aus sich selbst verbessern, so hat man zu dem anfänglichen Werthe von ω, noch $\dfrac{F(\vartheta - n)}{24}t^4$ und das Folgende, mit gehörigem Zeichen und Coëfficienten hinzuzufügen, und daraus von neuem $\int dt \int dt \int \omega dt$ zu suchen; wobey denn außer dem vorigen Werthe noch ein Glied erscheinen wird, das t^7 enthält. Daraus ist auf die folgenden, dieser ähnlichen, Verbesserungen zu schließen.

§. 90.

Um nun den Sinn und die Absicht dieser Rechnungen deutlicher zu machen, wollen wir ein Beyspiel durchführen. Man wird sehen, daß die Formeln, so fern dadurch bestimmte Zahlen gesucht werden, noch sehr unvollkommen, aber für unsern Zweck, das Gesetz eines psychologischen Ereignisses im Allgemeinen kennen zu lernen, mehr als hinreichend sind.

Gemäß der Voraussetzung des §. 88. soll Π auf oder unter der statischen Schwelle seyn neben a und b. Es sey demnach $a = b = 1$, und $\Pi = 0{,}7$. Auch $r = \varrho = \frac{1}{2}$. Daraus ergiebt sich $'\Pi = \Pi + \frac{r\varrho}{\Pi} = 1{,}05714$. Die Hemmungsverhältnisse, also m und n, sollen nach §. 68.; oder, wenn wir $\alpha = 1$ setzen, indem zugleich nur a und b unter sich, nicht aber mit $'\Pi$ verschmolzen sind, nach §. 69. bestimmt werden. Demnach wird $m = 0{,}42496$; $n = 1 - m = 0{,}57504$; $nm = 0{,}24437$.

Nun theilt sich die Rechnung; denn es giebt für sie zwey Wege. Es ist $\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right) = f = 0{,}56962$, also $f^2 = 0{,}32446$. Folglich $f^2 > nm$ und $< n$; daher die Wurzelgröſse $\sqrt{f^2 - n}$ im ersten Falle, nachdem nm für n gesetzt worden, möglich, im andern, wo n allein stehn bleibt, unmöglich. Der erste Fall gehört für die Formel A, der zweyte für die Formel B. Wir müssen also beym Gebrauch der ersten Formel überall mn für n setzen.

Man weiſs aus den Entwickelungen des §. 88., daſs, wenn n stehn bleibt, $d\omega$ zu klein gemacht wird; oder, was dasselbe sagt, daſs wir uns alsdann die Hemmung, gegen welche die zu reproducirende Vorstellung aufsteigen muſs, ein wenig gröſser denken, wie sie wirklich ist. Diese Annahme giebt die leichteste Rechnung; man wird wohl thun, sie zuerst zu brauchen, um gleichsam den Umriſs des psychologischen Ereignisses zu erhalten. Es findet sich für diesen Fall $\varepsilon = 0{,}50058$. Daher aus $\varepsilon t =$ *ang. tang.* $\frac{\varepsilon}{f}$

die Zeit des Maximum $= 1{,}4403$
hieraus das Maximum selbst $= 0{,}20734$

Ferner wird in der Formel B, $\omega = 0$ für $\varepsilon t = \pi$, wo π wie gewöhnlich, den Bogen von 180° bedeutet. Hieraus ergiebt sich

für $\omega = 0$, $t = 6{,}276$.

Will man nun noch dem Steigen und Sinken des ω

genauer zusehn, so kann man dasselbe für willkührlich
Werthe von t berechnen. Z. B.

für $t=1$ findet sich $\omega=0,19374$
⸗ $1,4403$ hatten wir $\omega=0,20734$
⸗ 2 wird $\omega=0,19231$
⸗ 3 ⸗ $\omega=0,12889$
⸗ 4 ⸗ $\omega=0,06638$
⸗ 5 ⸗ $\omega=0,02465$
⸗ 6 ⸗ $\omega=0,00322$.

Allein dies ist nur die erste Gränzbestimmung. Denken wir uns die Hemmung kleiner, so werden wir gezwungen, die erste Formel A, sammt ihrer Verbesserung im §. 89., anzuwenden. Für die Zahlen unseres Beyspiels wird

$$(A) \ldots\ldots \omega=0,63105(e^{-0,28664\,t}-e^{-0,85260\,t})$$

und die Verbesserung $=-0,00209t^4+0,00023t^5-0,00005t^6$

Hieraus ergiebt sich z. B. für $t=1$, $\omega=0,20286$
⸗ $t=1,4403$, $\omega=0,22481$
⸗ $t=3$, $\omega=0,06908$

Nach dieser Rechnung steigt also ω etwas höher, und sinkt etwas schneller als nach der vorigen. Man darf sich darüber nicht wundern, denn die Integrale $\int\omega dt$, $\int dt\int\omega dt$, u. s. w. wodurch ω in den spätern Zeittheilen vermindert wird, müssen wachsen, wenn ω Anfangs gröſser genommen war.

Diese zweyte Rechnung ist nun der Wahrheit näher als die erste; aber sie läſst sich nicht füglich so ausführen, daſs man den Zeitpunct fürs Maximum und für $\omega=0$ mit Genauigkeit angeben könnte. Daran ist nun auch für jetzt wenig gelegen, genug, wenn wir wissen, daſs es für die reproducirte Vorstellung ein, von der Stärke der Vorstellungen, dem Grade ihrer Verbindung und Hemmung abhängendes Maximum giebt, und daſs sie, nachdem es erreicht worden, ungefähr noch einmal so viel Zeit braucht, um wieder völlig zu sinken. Aber für die Zukunft können wir nicht bestimmen, was in Dingen dieser Art wichtig oder unwichtig sey; denn oft ist Beachtung der kleinsten Umstände nöthig, um die Wahrheit zu finden. Daher will ich die Untersuchung noch einen Schritt weiter führen.

§. 91.

Auf unser Problem paſst in groſser Allgemeinheit eine Methode, welche Euler lehrt in den *institutt. calc. integralis Vol. II. Sect. 2. cap. 2.* Wir wollen uns indessen begnügen, das Verfahren an einer Differentialgleichung des dritten Grades zu üben; da wir von jener, im §. 89. auseinandergesetzten Formel für $d\omega$, so viel Glieder nehmen können als wir wollen. Denn ungeachtet die Methode schön ist durch ihre Einfachheit, so wird bey höhern Graden die Anwendung doch beschwerlich; theils wegen der Auflösung einer höhern Gleichung, theils besonders wegen der Bestimmung vieler Constanten.

Es sey aus §. 89.

$$d\omega = \frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - m\alpha\omega dt - mn\alpha dt \int \omega dt - mn^2 \alpha dt \int dt \int \omega dt$$

Das Uebrige lassen wir weg, um nicht über das dritte Differential hinauszugehn. Es wird nämlich hieraus

$$d^3\omega = -\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right) d^2\omega dt - mn\alpha dt^2 \,.\, d\omega - mn^2 \alpha dt^3 \,.\, \omega$$

oder wenn $\frac{d\omega}{dt} = p$, $\frac{d^2\omega}{dt^2} = q$,

$$mn^2\alpha\omega + mn\alpha p + \left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right) q + \frac{d^3\omega}{dt^3} = 0$$

Dieser Gleichung genügt die Form $\omega = e^{\lambda t}$; daraus nämlich wird $p = \lambda e^{\lambda t}$; $q = \lambda^2 e^{\lambda t}$; $\frac{d^3\omega}{dt^3} = \lambda^3 e^{\lambda t}$. Die Substitution dieser Werthe, nebst der Division der Gleichung durch $e^{\lambda t}$ giebt

$$mn^2\alpha + mn\alpha\lambda + \left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right)\lambda^2 + \lambda^3 = 0.$$

Jede der drey Wurzeln dieser Gleichung kann zur Bestimmung von λ dienen; doch jede einzeln würde nur ein particuläres Integral geben. Allein sie lassen sich auch alle drey verbinden. Es seyen die Wurzeln $= \lambda^0$, λ', λ'', so genügen der Gleichung die für ω zu setzenden Werthe $e^{\lambda^0 t}$; $e^{\lambda' t}$; $e^{\lambda'' t}$; aber auch der Werth

$$\omega = Ae^{\lambda^0 t} + Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t},$$

indem aus der Natur der aufgegebenen Gleichung klar ist, daſs, Falls die aus den drey Bedeutungen von λ entspringenden Werthe $\omega = P$, $\omega = Q$, $\omega = R$, einzeln genommen, derselben angemessen sind, dann auch gesetzt werden könne

$$\omega = AP + BQ + CR.$$

Es entsteht nämlich alsdann eine Summe dreyer Gleichungen, deren jede für sich, daher auch ihre Summe $= 0$ ist.

So entspringt hier aus dreyen particulären Integralen das vollständige; zu erkennen an den drey willkührlichen Constanten, deren gerade so viele zu einer Differential-Gleichung des dritten Grades gehören.

Hat die cubische Gleichung für λ zwey unmögliche Wurzeln, so muſs die Form der daraus entspringenden Glieder um etwas abgeändert werden. Es sey $\lambda' = \mu + \nu\sqrt{-1}$ und folglich $\lambda'' = \mu - \nu\sqrt{-1}$ so ist

$$Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}(Be^{\nu t\sqrt{-1}} + Ce^{-\nu t\sqrt{-1}}).$$

Es ist $Be^{\nu t\sqrt{-1}} = B\cos.\nu t + B\sin.\nu t\sqrt{-1}$

und $Ce^{\nu t\sqrt{-1}} = C\cos.\nu t - C\sin.\nu t\sqrt{-1}$.

Die Constanten B und C sind noch unbestimmt. Man nehme an, es sey $2B = B' - C'\sqrt{-1}$; $2C = B' + C'\sqrt{-1}$; so ist $B + C = B'$; $B - C = -C'\sqrt{-1}$; und

$$Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}(B'\cos.\nu t + C'\sin.\nu t)$$

Man kann die neuen Constanten abermals verändern. Es sey $B' = B''\sin.\varphi$, $C' = B''\cos.\varphi$, so folgt:

$$Be^{\lambda t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}\,.\,B''\sin.(\varphi + \nu t)$$

demnach $\omega = Ae^{\lambda^0 t} + e^{\mu t}\,.\,B''\sin.(\varphi + \nu t)$ .... [C]

Die Constanten A, B'', φ, müssen aus ω, $\frac{d\omega}{dt}$, $\frac{d^2\omega}{dt^2}$ für $t = 0$ bestimmt werden. Alsdann nämlich ist aus der gegebenen Gleichung

$$\omega = 0,\ \frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi},\ \frac{d^2\omega}{dt^2} = -\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right)\cdot\frac{r\varrho}{\Pi}$$

Aber aus der eben gefundenen ist alsdann

$$\omega = A + B'' \sin.\varphi;$$

$$\frac{d\omega}{dt} = \lambda^0 A e^{\lambda^0 t} + \mu e^{\mu t}.\, B'' \sin.(\varphi + vt) + e^{\mu t}.\, B'' v \cos.(\varphi + vt)$$

verwandelt sich alsdann in

$$\frac{d\omega}{dt} = \lambda^0 A + \mu B'' \sin.\varphi + v B'' \cos.\varphi$$

und endlich

$$\frac{d^2\omega}{dt^2} = \lambda^{0\,2} A e^{\lambda^0 t} + \mu^2 e^{\mu t}.\, B'' \sin(\varphi + vt) + \mu e^{\mu t}.\, B'' v \cos.(\varphi + vt)$$

$$- e^{\mu t}.\, B'' v^2 \sin.(\varphi + vt) + \mu e^{\mu t}.\, B'' v \cos.(\varphi + vt)$$

geht über in

$$\frac{d^2\omega}{dt^2} = \lambda^{0\,2} A + (\mu^2 - v^2) B'' \sin.\varphi + 2\mu v B'' \cos.\varphi$$

Also haben wir die drey Gleichungen

$$0 = A + B'' \sin.\varphi$$

$$a' = \frac{r\rho}{\Pi} = \lambda^0 A + \mu B'' \sin.\varphi + v B'' \cos.\varphi$$

$$b' = -\left(\frac{r}{\Pi} + \mu\alpha\right)\frac{r\rho}{\Pi} = \lambda^{0\,2} A + (\mu^2 - v^2) B'' \sin.\varphi + 2\mu v B'' \cos.\varphi$$

woraus $\dfrac{2\mu a' - b'}{\lambda^{0\,2} + \mu^2 + v^2 - 2\mu\lambda^0} = B'' \sin.\varphi = -A$

$$\frac{b' v - 2\mu v a'}{a'(\mu^2 - \lambda^{0\,2} - v^2) - b'(\mu - \lambda^0)} = \text{tang.}\,\varphi$$

$$\frac{-A}{\sin.\varphi} = B''.$$

Angewandt auf das obige Beyspiel, ist λ zu suchen aus der Gleichung

$$0{,}14055 + 0{,}2444\lambda + 1{,}1392\lambda^2 + \lambda^3 = 0$$

Die mögliche Wurzel ist nahe $= -1{,}03375 = \lambda^0$

die beyden unmöglichen sind $= -0{,}05272 \pm 0{,}36420.\sqrt{-1}$

also $\mu = -0{,}05272$, und $v = 0{,}36420$.

Es findet sich $A = -0{,}33682$

$$\varphi = 77^\circ\ 50'\ 45''$$

$$\text{arc.}\,\varphi = 1{,}35866$$

$$B'' = 0{,}34454$$

demnach

$$\omega = -0{,}33682 e^{-1{,}03375 t} + 0{,}34454 e^{-0{,}05272 t}.\sin.(1{,}35866 + 0{,}3642 t)$$

Für $t = 1$ ergiebt sich hieraus $\omega = 0{,}2032\ldots$ wozu man aus §. 89. die Verbesserung $-\frac{Fmn^3\alpha}{120}(\vartheta-n)t^5$ etc. nehmen mufs (denn die obere Reihe der Verbesserung ist jetzt in der Formel schon inbegriffen), um den Werth $\omega=0{,}2029$ zu erhalten, der oben schon gefunden wurde.

Für das Maximum und für $\omega=0$ die Zeit zu finden, ist wegen der Verwickelung transcendenter Gröfsen in ω und $d\omega$, nicht ganz leicht. Man kann jedoch entweder durch Versuche, oder nach Anleitung der obigen Formeln, und der aus ihnen gefolgerten für den Zeitpunct des Maximum, sich der Bestimmung der erwähnten Zeiten nähern, und alsdann mit Hülfe des Taylorschen Lehrsatzes die Näherung weiter treiben.

Was die Zeit fürs Maximum anlangt: so suche man im Beyspiele zuerst ω für $t=1{,}5$; wegen der Angabe im §. 90. Es findet sich $\omega=0{,}2264$; etwas gröfser als nach der obigen Berechnung; obgleich von der Verbesserung nach §. 89. das erste Glied mit zugezogen ist. Ferner gehört zu diesem Zeitpuncte $\frac{d\omega}{dt}=+0{,}0103..$, also ist hier das Maximum noch nicht erreicht. Nimmt man nun von der Reihe des Taylorschen Satzes nur die ersten beyden Glieder, und setzt $\frac{d\omega}{dt}=p=ft$, den Zuwachs der Zeit bis zum Maximum aber $=t'$, so kommt

$$f(t+t')=0=p+t'.\frac{dp}{dt}, \text{ also}$$

$$t'=-p.\frac{dt}{dp},$$

woraus $t'=0{,}075\ldots$ also die ganze Zeit bis zum Maximum $=1{,}575\ldots$ Dafür wird $\omega=0{,}2268$. Es würde leicht seyn, aus mehrern Gliedern der Taylorschen Reihe ein genaueres Resultat zu erhalten; hier kam es nur auf kurze Bezeichnung einer brauchbaren Methode an.

Um den fernern Gang der Gröfse ω kennen zu lernen, insbesondere um zu sehen, ob sie eben so schnell abnehme, als sie zunahm, verdoppeln wir die eben gefundene Zeit, und suchen ω für $t=3{,}15$. Es findet sich

$\omega = 0,11\ldots$ Also hat es noch ungefähr die Hälfte seines gröſsten Werthes.

Allein jetzt ist es in einem schnellern Abnehmen begriffen. Durch Versuche findet man es $=0$ ungefähr für $t = 3,7\ldots$ mit welcher Angabe wir uns hier begnügen können. Eine genaue Bestimmung dieses Zeitpuncts wird immer mühsam bleiben.

§. 92.

Was von a und b zusammengenommen gehemmt wird, das läſst sich, nach §. 88. so ausdrücken:

$$n\alpha\int\omega dt + n^2\alpha\int dt\int\omega dt + n^3\alpha\int dt\int dt\int\omega dt \quad \text{etc.}$$

Fragt man nach dem Maximum dieser Gröſse: so ist offenbar, daſs das Differential des ersten Gliedes $=0$ ist für $\omega = 0$, daſs aber alsdann die übrigen Glieder ihr Maximum noch nicht erreicht haben. Also bis $\omega = 0$ wächst die Hemmung von a und b immer fort. Hier aber ist sie wirklich am gröſsten, weil hier die Bedeutung der Formel aufhört, indem ω nicht negativ werden kann. — Auch ohne Formel folgt es so aus der Natur der Sache. Die hemmenden Vorstellungen, indem sie schon ω zum Sinken bringen, müssen doch auch allemal ihren Theil von der vorhandenen Hemmungssumme übernehmen. Nur erst, nachdem diese verschwunden, das heiſst hier, nachdem ω wieder den Nullpunct erreicht hat, können und müssen jene sich erheben.

Jetzt aber erhält auch die Bestrebung der Hülfe, wodurch ω gehoben wurde, wiederum ihre ganze Spannung, indem sie nun so unbefriedigt ist, wie zu Anfang. Es kommt daher wirklich, Falls nicht veränderte Umstände eintreten, zu einer Art von Oscillation, wie es die Formeln für ω andeuten. Eine kleine Zeit muſs verflieſsen, während welcher ω auf der Schwelle bleibt, weil die Gewalt, womit es dahin gebracht ist, und durch die es noch tiefer hätte sinken sollen, nicht eher nachlassen kann, als bis a und b sich wieder etwas erhoben haben. In dieser Zeit wird das helfende P, auf welches ein Theil der Hemmung fällt, der schon vorhandenen, nur nicht plötzlich befolgten, Nöthigung zum Sinken, noch fortdauernd nachgeben. Aber bald muſs der Moment eintreten, wo P gespannt genug, a und b nachgiebig genug sind, damit ω wieder gehoben werden könne. Es muſs jetzt abermals eine endliche Gröſse im Bewuſstseyn erreichen, denn nicht anders kann es als Hemmungssumme einen neuen endlichen Widerstand finden, durch den es wieder zum Sinken gebracht werde. Doch wird es nicht so hoch steigen wie das erstemal, weil es sich jetzo während einer noch vorhandenen Spannung der widerstrebenden Kräfte erhoben hat. So weit ungefähr mögen die Conjecturen reichen, die man hier ohne Berechnung wagen darf *). —

Wir sollten jetzo untersuchen, was erfolgen müsse, wenn mit einer Vorstellung P, sich mehrere, Π, Π', Π'' u. s. w. verschmolzen finden, ja auch wenn diese unter einander verbunden sind; oder, wenn Π' nicht mit P, wohl aber mit Π verbunden ist, u. dgl. Allein statt dessen müssen wir vielmehr in dem Geschäffte, zu neuen psychologischen Untersuchungen den Grund zu legen, fortfahren.

Nur eine Bemerkung, welche bey den eben angedeuteten Untersuchungen, und noch bey manchen andern in Betracht kommen wird, soll hier anhangsweise eine Stelle finden.

§. 93.

Mehrere Vorstellungen, die durch verschiedene Ursachen zur Schwelle gesunken waren, können entweder durch die Wirkung der Verschmelzungs- und Complications-Hülfen, oder weil sie zugleich frey von einer Hem-

---

*) Diese Untersuchungen mögen Andre fortsetzen. Sie können sehr wichtig werden in Hinsicht auf Alles, was sich mit zwischenfallenden Pausen im Gemüthe gleichmäſsig wiederhohlt; auf die Stöſse erneuerter Anstrengung; desgleichen auf Hebung und Senkung in der Metrik und Musik.

mung werden, gleichzeitig wieder ins Bewuſstseyn hervortreten. Man würde sich irren, wenn man die Hemmung welche sie jetzo wider einander ausüben, nach den ersten Grundsätzen der Statik ermessen wollte. Dieselbe ist beträchtlich kleiner; denn die Hemmungssumme entsteht jetzt nur allmählig durch das Steigen der entgegengesetzten Vorstellungen, während sie bey solchen, die zugleich aus dem ungehemmten Zustande sinken, gleich Anfangs vollständig vorhanden ist, und ihre volle Wirkung äuſsert. Eine ganz kurze Berechnung für zwey Vorstellungen, die mit einander steigen, kann dies genugsam erläutern.

Dieselben seyen a und b; was von ihnen hervorgetreten, heiſse α und β; der Hemmungsgrad sey $=m$. So ist, wenn $a>b$, die Hemmungssumme nach Verlauf der Zeit t, oder S, $=m\beta$. Davon sinkt im Zeittheilchen dt der Theil $m\beta dt$; und dieser ist zu zerlegen in $\frac{bm\beta dt}{a+b}$, welches von a, und in $\frac{am\beta dt}{a+b}$, welches von b gehemmt wird. Nun würde ohne Hemmung das Steigen von b ausgedrückt durch $d\beta=(b-\beta)dt$; also mit der Hemmung

$$\left(b-\beta-\frac{am\beta}{a+b}\right)dt=d\beta,$$

woraus $\beta=\frac{b}{\varkappa}\left(1-e^{-\varkappa t}\right)$ wenn $\varkappa=1+\frac{am}{a+b}$.

Also β nähert sich der Gränze $\frac{b}{\varkappa}$. Es sey $m=1$, $a=b$, so ist $\varkappa=1+\frac{1}{2}$, und b und a können zusammen steigen bis zu $\frac{2}{3}$ ihres Werths. Eben diese Vorstellungen, wenn sie aus dem ungehemmten Zustande mit einander sinken, müssen sich hemmen bis zur Hälfte ihres Werths. Der Unterschied, der sich hier zeigt, ist besonders merkwürdig wegen der innigern Verschmelzung, die aus dem gemeinschaftlichen Steigen hervorgehn muſs. Man denke an den Werth häufiger Wiederhohlung beym Lernen, erneuerter Versuche im Forschen; und ganz besonders an den Unterschied der spätern und der frühern Jahre in Ansehung dessen, was oftmals wiederkehrend bearbeitet wird.

Fünftes Capitel.

Vom zeitlichen Entstehen der Vorstellungen.

§. 94.

Es mag scheinen, daſs dieses Capitel hätte das erste dieses Abschnitts seyn sollen; indem die Vorstellungen erst entstehen müssen, ehe sie da seyn können. Aber es wird sich bald zeigen, wie schwierig die vorstehenden Untersuchungen ausgefallen wären, wenn wir in ihre Voraussetzungen den zeitlichen Ursprung der Vorstellungen aufgenommen hätten.

Der Gegenstand, den wir jetzt auffassen, gehört zunächst der allgemeinen Metaphysik. Man wolle zuvörderst das dritte Capitel des ersten Abschnitts wieder nachlesen; an dessen Ende der Satz vorkam, daſs die Vorstellungen nichts anderes sind als Selbsterhaltungen der Seele in ihrem eignen Wesen; wobey denn die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen von der Mannigfaltigkeit der Störungen herrührt, welchen die Seele in jeder Selbsterhaltung widersteht.

An den Begriff der Störung knüpft sich in der allgemeinen Metaphysik der Begriff des Zusammen; welches ein unvollkommenes seyn kann, und alsdann Grade hat, die auf das vollkommene Zusammen wie Brüche auf die Einheit müssen bezogen werden.

Dem vollkommenen Zusammen entspricht die vollkommene Störung und die vollkommene Selbsterhaltung, — welche letztere hier eine Vorstellung im Maximum der Stärke seyn würde, dergleichen sich in der Erfahrung nicht nachweisen läſst. Gleichwohl, indem die Grade des Zusammen auf Grade der Störung und auf Grade der Selbsterhaltung hindeuten, muſs das Maximum der Stärke, die eine Vorstellung erhalten könnte, als die ideale Einheit angesehen werden, wovon jedes wirkliche Vorstellen ein Bruch ist.

Wie die Seele gestört, und dadurch zu Vorstellungen gebracht werde, ist nicht bloſs eine einfache metaphysische, sondern zugleich eine höchst verwickelte physiologische Frage, über welche ich an diesem Orte gänzlich schweigen muſs.

Hier aber bemerke man vorzüglich, daſs einmal gebildete Vorstellungen in der Seele bleiben (sonst könnte, nach den obigen Untersuchungen, nimmermehr ein Selbstbewuſstseyn zu Stande kommen); daſs also, wenn eine gewisse Störung eine Zeitlang dauert, alsdann das in jedem Augenblick neu entstehende Vorstellen sich ansammelt, demnach ein Integral ergiebt, wovon das augenblicklich erzeugte Vorstellen das Differential ist.

Dies Differential nun wäre constant, und sein Integral verhielte sich gerade wie die Zeit, wenn die augenblickliche Zunahme des Vorstellens sich immer gleich bliebe. Alsdann aber ginge das ganze Quantum des anzusammelnden Vorstellens ins Unendliche, so wie die Zeit.

Giebt es hingegen ein Maximum der möglichen Stärke für jede Vorstellung, so sieht man auf den ersten Blick, daſs die augenblickliche Zunahme, oder jenes Differential, sich verhalten muſs wie die Entfernung vom Maximum. Alsdann nämlich ist ursprünglich die Möglichkeit, eine solche Vorstellung zu erzeugen, eine endliche Gröſse; und diese Möglichkeit nimmt um eben so viel ab, als wieviel das Quantum des schon erzeugten Vorstellens der nämlichen Art, beträgt. Wir werden dieselbe mit dem Namen der Empfänglichkeit bezeichnen. Sie sey ursprünglich $= \varphi$; und folglich φ eine Constante; im

Laufe der Zeit t werde erzeugt ein Quantum des Vorstellens $=z$, so beträgt am Ende von t die Empfänglichkeit noch $\varphi-z$. Ferner die Stärke der Störung sey $=\beta$ (hiebey denke man sich die Stärke, mit der ein sinnlicher Eindruck gegeben wird, also die Helligkeit einer Farbe, die Intensität eines Geruchs, eines Geschmacks, eines Tons); auch bleibe β der Kürze wegen unverändert: so haben wir die Gleichung

$$\beta(\varphi-z)\,dt=dz$$

woraus $z=\varphi(1-e^{-\beta t})$

In unendlicher Zeit wird $z=\varphi$, oder erreicht das fortdauernd anwachsende Vorstellen sein Maximum.

Ungeachtet der physiologischen Dunkelheiten der sinnlichen Wahrnehmung werden wir die eben gefundene Formel ferner zum Grunde legen. Sie enthält das einfachste Gesetz über den Anwachs eines gleichartigen Vorstellens während der Dauer einer sinnlichen Affection, was wir annehmen können, wenn wir nicht diesen Anwachs der Zeit proportional glauben wollen. Dem widerspricht aber, nicht bloſs der allgemein-metaphysische Grundsatz, daſs in jedem Wesen jede Selbsterhaltung, die aus dem vollkommenen Zusammen dieses Wesens mit einem andern Wesen hervorgeht, anzusehen ist als die Einheit und zugleich als das Maximum, wornach die minderen Selbsterhaltungen beym unvollkommnen Zusammen der nämlichen Wesen, abzumessen sind: — sondern auch die Erfahrung; welcher gemäſs, erstlich, zwar jede Wahrnehmung eine kleine Zeit erfordert, wenn das durch sie gewonnene Vorstellen einen endlichen Grad von Stärke unter den übrigen Vorstellungen erlangen soll; aber auch zweytens, eine Wahrnehmung, über eine gewisse mäſsige Zeit hinaus verlängert, keinen Gewinn für die dadurch entstandene Stärke des Vorstellens mehr spüren läſst. Beydes wird man durch die eben gefundene Formel ausgedrückt finden. — Man bemerke noch, daſs aus derselben die Stärke des augenblicklichen Anwachses des Vorstellens, oder $\frac{dz}{dt}=\beta\varphi e^{-\beta t}$.

§. 95.

Aus dem Vorigen versteht sich von selbst, daſs eine Vorstellung, die nicht gerade die erste ihrer Classe ist, für das vorstellende Wesen, schon andere entgegengesetzte im Bewuſstseyn antreffen wird; und daſs sie von der Hemmung durch dieselben zu leiden hat, schon während der Zeit ihrer allmähligen Erzeugung. Dieses ergiebt die wichtige Folge, daſs die successiv erzeugten Elemente des Vorstellens nicht vollständig verschmelzen können; daſs also die aus ihnen entspringende Totalkraft bey weitem nicht gleich kommt der ganzen Summe des Vorstellens.

Und hiemit haben wir nun den Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung. Es fragt sich nämlich: wie groſs ist am Ende der Zeit t der eigentliche Gewinn der Wahrnehmung, die aus den unendlich kleinen Elementen erwachsene endliche Stärke der gegebenen Vorstellung? — Um dieses zu beantworten, müssen wir vor Allem den Verlauf der Hemmung des Wahrgenommenen während der Wahrnehmung, näher betrachten.

Zunächst ist die veränderliche Hemmungssumme zu bestimmen. Dieselbe sey $=v$, so nimmt sie im Zeittheilchen dt, wegen der wirklichen Hemmung ab um vdt. Sie nimmt aber auch zu um $\pi\beta\varphi e^{-\beta t}dt$, wenn π der Hemmungsgrad des Wahrgenommenen gegen die schon vorhandenen Vorstellungen. Denn $\beta\varphi e^{-\beta t}$ ist die Stärke des augenblicklichen Anwachsens (§. 94.), und es ist kein Zweifel, daſs die erst entstehende Vorstellung, welche, Anfangs wenigstens, die schwächste von allen ist, selbst mit in die Hemmungssumme eingehe; obgleich dieses weiterhin sich ändern kann. (Man vergleiche §. 52.) Demnach

$$dv = \pi\beta\varphi e^{-\beta t}dt - vdt$$

woraus $v = \frac{\pi\beta\Phi}{1-\beta}e^{-\beta t} + Ce^{-t}$.

Es können nun die früher im Bewuſstseyn vorhandenen Vorstellungen beym Anfange der Wahrnehmung noch von ihrem statischen Puncte um etwas entfernt seyn *); alsdann ist für $t=0$ nicht $v=0$, sondern $v=S$ wo S den Rest bedeutet, der von einer frühern Hemmungssumme noch vorhanden ist. Folglich

$$S = \frac{\pi\beta\Phi}{1-\beta} + C$$

und $v = \frac{\pi\beta\Phi}{1-\beta} \cdot e^{-\beta t} + \left(S - \frac{\pi\beta\Phi}{1-\beta}\right)e^{-t}$

Nur für $\beta = 1$ ist $\frac{e^{-\beta t} - e^{-t}}{1-\beta} = \frac{0}{0}$, daher alsdann $v = \pi\beta\varphi te^{-t} + Se^{-t}$.

Das Hemmungsverhältniſs ist ebenfalls veränderlich; und zwar, wenn man die Sache genau nehmen will, auf eine höchst verwickelte Weise. Denn erstlich: die frühern Vorstellungen, noch in gegenseitiger Hemmung begriffen, sind in einem Mittelzustande angefangener und noch nicht vollendeter Verschmelzung. (Vergl. §§. 68. 69. und 76.) Zweytens: diese Verschmelzung wird aufgehalten, und selbst vermindert, durch die hinzukommende Wahrnehmung, welche den Conflict vermehrt. Drittens: das Wahrgenommene ist eine veränderliche Kraft, die gegen die Hemmung einen veränderlichen Widerstand leistet.

Unsre Aufmerksamkeit ist jedoch hier nur auf den letzten Umstand gerichtet; daher wir jene beyden ganz ignoriren, welches um so eher erlaubt ist, weil statt der schon geschehenen Verschmelzung die vorhandenen Vorstellungen etwas gröſser mögen gedacht werden; die während der Wahrnehmung noch zunehmende Verschmelzung

---

*) Dieses ist genau genommen immer der Fall, weil niemals die Hemmungssummen ganz sinken. Vergl. §. 74.

zung aber kaum bedeutend seyn kann, eben wegen des vermehrten Conflicts.

Bey nahe stehenden Vorstellungen hätten wir auch noch die Verschmelzung vor der Hemmung in Betracht zu ziehn (§. 72.). Allein wir können gröſsere Hemmungsgrade voraussetzen, um auch diesen Umstand zu beseitigen.

Da wir nun bloſs den veränderlichen Widerstand des Wahrgenommenen ins Auge fassen: so sey die Kraft, welche dasselbe dem Druck der Hemmungssumme entgegensetzt, vorläufig $=x$; alsdann läſst sich der Bruch, welcher das von dem Wahrgenommenen zu hemmende Quotum bezeichnet, durch $\frac{`c}{cx+`c}$ ausdrücken, wenn c und $`c$ ein paar Constanten sind, die man aus den frühern Vorstellungen und den zugehörigen Hemmungsgraden herleiten muſs. (Man vergleiche §. 54., und daselbst für drey Vorstellungen die Formel, welche das Gehemmte der schwächsten Vorstellung anzeigt. Dieses ist $=\frac{ab\vartheta S}{bc\iota+acn+ab\vartheta}$, das dortige $ab\vartheta$ heiſse hier $`c$, das dortige b [illegible] n, womit die schwächste Vorstellung, dort c, hier x, multiplicirt ist, — wird jetzo durch c bezeichnet.)

Nun aber tritt die gröſste Schwierigkeit hervor. Was soll x seyn? Es wäre $=z$ oder $=\varphi(1-e^{-\beta t})$, wenn am Ende der Zeit t alles während derselben Gegebene als eine Gesammtkraft wirken, und sich der Hemmung widersetzen könnte. Aber die Hemmung hat vom Anfang an das Wahrgenommene verdunkelt; sie hat nur eine mangelhafte Verschmelzung des später mit dem früher gegebenen gestattet. Hätte sie jedes Element des Vorstellens, so wie es erzeugt war, auch vollständig auf die Schwelle des Bewuſstseyns niederdrücken können, so wäre gar kein Widerstand vorhanden, denn die Summe aller vereinzelten, unendlich kleinen Elemente, vermag gar nichts wider die vorhandenen endlichen Kräfte. Irgend etwas von Totalkräften muſs durch Verschmelzung jener

Elemente gebildet worden seyn. Aber wiederum nicht Eine Totalkraft; denn auch was schon verschmolzen war zu einer endlichen Gröſse, das muſste dennoch fortdauernd sinken, wenn schon während des Sinkens noch in stets verminderten Grade verschmelzend mit dem Nachfolgenden.

Wir nehmen hier zu Gränzbestimmungen unsere Zuflucht. Nämlich x ist kleiner als z, aber gröſser als $z-Z$, wenn Z das Gehemmte vom Wahrgenommenen am Ende der Zeit t bedeutet. Es wäre $x=z-Z$, wenn bloſs $z-Z$ verschmolzen wäre, und eine Totalkraft gebildet hätte. Wegen der vor Ablauf der Zeit t schon zu Stande gekommenen, aber unter sich nicht vollkommen vereinigten endlichen Kräfte, die einen eben so unvollkommen concentrirten Widerstand gegen die Hemmung leisten, muſs x etwas gröſser seyn, denn es soll sie alle repräsentiren. Indessen ist offenbar die Voraussetzung $x=z-Z$ weniger unrichtig als $x=z$.

Nun würde die letztere Annahme geben:

$$\frac{{}^{\backprime}cvdt}{cz+{}^{\backprime}c}=dZ$$

hingegen die erstere giebt

$$\frac{{}^{\backprime}cvdt}{c(z-Z)+{}^{\backprime}c}=dZ$$

das heiſst

$${}^{\backprime}cvdt=czdZ-cZdZ+{}^{\backprime}cdZ$$

Nun läſst sich zwar $\frac{{}^{\backprime}cvdt}{cz+{}^{\backprime}c}=dZ$ am leichtesten integriren; allein bey der minder richtigen Annahme wollen wir uns hier gar nicht aufhalten *).

Die Differential-Gleichung könnte Glied für Glied integrirt werden, wenn nicht $czdZ$ bey gehöriger Substi-

---

*) Schon im dritten Heft des Königsberger Archiv für Philosophie u. s. w. habe ich die gegenwärtige Aufgabe behandelt, und dort die Rechnungen ausführlicher als hier dargestellt, auch einige Erörterungen und Folgerungen umständlicher enwickelt; indessen wolle man lieber die neue Bearbeitung in der Abhandlung: *de attentionis mensura*, vergleichen.

tution sich verwandelte in $c\varphi dZ - c\varphi e^{-\beta t}dZ$, in welchem letztern Gliede die veränderlichen Gröſsen vermengt sind.

Verlangt man keine groſse Genauigkeit (dergleichen die Rechnung ihrer ganzen Anlage nach nicht zuläſst), so kann man in $c\varphi e^{-\beta t}dZ$ anstatt dZ setzen $\frac{{}'cvdt}{cz + {}'c}$.

Folgendes ist alsdann der Gang der Rechnung.

Erstlich muſs man $c\varphi e^{-\beta t}\cdot\frac{{}'cvdt}{cz + {}'c}$ integriren. Durch Substitution der Werthe für y und z entsteht hieraus

$$c\varphi\cdot\frac{{}'c\pi\beta\varphi}{1-\beta}\cdot\frac{e^{-2\beta t}dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}'c} + c\varphi\cdot\frac{{}'c\left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right)e^{-(1+\beta)t}dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}'c}$$

Es sey $e^{-\beta t} = x$, woraus $dt = \frac{-dx}{\beta x}$; so folgt

$$\frac{e^{-2\beta t}dt}{c\varphi + {}'c - c\varphi e^{-\beta t}} = \frac{-xdx}{\beta[(c\varphi + {}'c) - c\varphi x]}$$

$$= \frac{-xdx}{\beta\cdot(c\varphi + {}'c)(1-rx)} \text{ wenn } r = \frac{c\varphi}{c\varphi + {}'c}.$$

Das Integral, so genommen, daſs es für $t = 0$ verschwinde, ist

$$\frac{1}{\beta\cdot(c\varphi + {}'c)}\cdot\left(\frac{x-1}{r} + \frac{1}{r^2}\log.\frac{rx-1}{r-1}\right)$$

ferner $\frac{e^{-(1+\beta)t}dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}'c} = \frac{-x^{\frac{1}{\beta}}dx}{\beta\cdot(c\varphi + {}'c)(1-rx)}$.

Hier muſs für β ein Werth in Zahlen angenommen werden. Es sey $\beta = \frac{1}{2}$. So wird das Integral

$$\frac{2}{c\varphi + {}'c}\cdot\left[\frac{x^2-1}{2r} + \frac{x-1}{r^2} + \frac{1}{r^3}\log.\frac{rx-1}{r-1}\right].$$

Nach dieser Vorbereitung nehme man die ganze vorgegebene Differentialgleichung. Sie ist

$$\frac{{}'c\pi\beta\varphi}{1-\beta}e^{-\beta t}dt + {}'c\left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right)e^{-t}dt =$$
$$(c\varphi + {}'c)dZ - c\varphi e^{-\beta t}dZ - cZdZ$$

Da nun $\int\beta e^{-\beta t}dt = 1-x$, und $\int e^{-t}dt = 1-x^2$, (das letztere wegen $\beta=\frac{1}{2}$); so kommt

$$\begin{aligned}(c\varphi+{}'c)Z-\tfrac{1}{2}cZ^2 &= \\ &2\,{}'c\pi\varphi(1-x)+{}'c(S-\pi\varphi)(1-x^2) \\ &+2\,{}'c\pi\varphi\left[(x-1)+\frac{1}{r}\,log.\frac{rx-1}{r-1}\right] \\ &+2\,{}'c(S-\pi\varphi).\left[\frac{x^2-1}{2}+\frac{x-1}{r}+\frac{1}{r^2}\,log.\frac{rx-1}{r-1}\right]\end{aligned}$$

oder nach Weglassung dessen was sich aufhebt:

$$(c\varphi+{}'c)Z-\tfrac{1}{2}cZ^2 =$$

$$\frac{2\,{}'c}{r}.\left[\left(\pi\varphi+\frac{S-\pi\varphi}{r}\right)log.\frac{1-rx}{1-r}-(S-\pi\varphi)(1-x)\right].$$

Um Beyspiele zu berechnen, setzen wir zuvörderst $\varphi=10$ (obgleich eigentlich φ als Einheit zu betrachten, die aber durch ihren zehnten Theil gemessen werden mag), auch sey $c=10$, ${}'c=25$ (welche Zahlen man unter andern erhalten kann, wenn man ein paar frühere Vorstellungen a und b, jede $=5$, und alle Hemmungsgrade gleich annimmt), endlich $S=1$, $\pi=1$; so wird $c\varphi+{}'c=125$; $\frac{1}{2}c=5$; $r=\frac{4}{5}$; $\frac{2\,{}'c}{r}=62{,}5$; $S-\pi\varphi=-9$; $\pi\varphi+\frac{S-\pi\varphi}{r}=-1{,}25$; $\frac{1-rx}{1-r}=5-4x$; endlich $\frac{c\varphi}{{}'c}=4$, und $log.nat.4=1{,}38629\ldots$ Demnach wird die Formel:

$$Z^2-25Z=12{,}5\left[1{,}25\,log.(5-4x)-9(1-x)\right].$$

Man sieht sogleich, daſs für $t=\infty$, Z einen endlichen, sehr mäſsigen Werth erlangt. Derselbe ist $=4{,}199\ldots$ Aber diesem Werthe nähert sich Z sehr bald. Schon für $t=3$ ist $Z=2{,}964\ldots$ Für $t=\frac{1}{10}$ findet sich $Z=0{,}1085$.

In der ersten der oben angeführten Abhandlungen habe ich aus der Differentialgleichung, ohne $dZ=\frac{{}'cvdt}{cz+{}'c}$ in dieselbe zu setzen, auf eine hievon ganz verschiedene, sehr mühsame Weise, ein kleines Täfelchen berechnet, worin die zusammen gehörigen Werthe von z, Z, und $z-Z$ sich bey einander finden. Es ist folgendes:

	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=3{,}125$ $\pi=0{,}78125$	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=0$ $\pi=0{,}78125$	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=1$ $\pi=1$	$\beta=1$ $S=3{,}125$ $\pi=0{,}78125$
$t=\frac{1}{2}$	$z=2{,}2119$ $Z=1{,}3824$	$z=2{,}212$ $Z=0{,}253$	$z=2{,}212$ $Z=0{,}652$	$z=3{,}93$ $Z=1{,}24$
	0,8295	1,959	1,560	2,69
$t=1$	$z=3{,}9347$ $Z=2{,}4592$	$z=3{,}935$ $Z=0{,}671$	$z=3{,}935$ $Z=1{,}330$	$z=6{,}32$ $Z=2{,}12$
	1,4755	3,264	2,605	4,20
$t=2$	$z=6{,}3211$ $Z=3{,}9507$	$z=6{,}321$ $Z=1{,}390$	$z=6{,}321$ $Z=2{,}530$	$z=8{,}65$ $Z=3{,}21$
	2,3704	4,931	3,791	5,44
$t=3$	$z=7{,}7686$ $Z=4{,}8554$	$z=7{,}77$ $Z=1{,}89$	$z=777$ $Z=3{,}33$	$z=9{,}50$ $Z=3{,}71$
	2,9132	5,88	4,44	5,79
$t=4$	$z=8{,}6466$ $Z=5{,}4041$	$z=8{,}65$ $Z=2{,}20$	$z=8{,}65$ $Z=3{,}84$	$z=9{,}81$ $Z=3{,}92$
	3,2425	6,45	4,81	5,89
. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
$t=x$	$z=10$ $Z=6{,}25$	$z=10$ $Z=2{,}7$	$z=10$ $Z=4{,}64$	$z=10$ $Z=4{,}1$
	3,75	7,3	5,36	5,9

Zu diesem Täfelchen, welches unter den oben erwähnten Gränzbestimmungen diejenige ergiebt, die der Wahrheit am nächsten kommt, gehört noch folgendes, minder vollständige, zur Andeutung der andern Gränze, aus $dZ=\frac{{}'cvdt}{cz+{}'c}$.

	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=3,125$ $\pi=0,78125$	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=0$ $\pi=0,78125$	$\beta=\frac{1}{2}$ $S=1$ $\pi=1$	$\beta=1$ $S=3,125$ $\pi=0,78125$
$t=\frac{1}{2}$	$Z=1,138$	$Z=0,244$	$Z=0,599$	$Z=1,066$
$t=1$	$Z=1,845$	$Z=0,614$	$Z=1,180$	$Z=1,756$
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
$t=4$	$Z=3,486$	$Z=1,918$	$Z=2,957$	$Z=3,177$
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
$t=\infty$	$Z=3,915$	$Z=2,334$	$Z=3,494$	$Z=3,333$

Vergleicht man mit beyden Täfelchen die vorhin gefundenen Werthe von Z: so sieht man, daſs dieselben zwischen den Gränzen liegen; wie natürlich, indem bey der hier gebrauchten Methode beyde Gränzen, vermöge der gemachten Substitution, $dZ=\frac{{}^{\backprime}cvdt}{cz+{}^{\backprime}c}$, gewissermaaſsen vermischt worden.

Diese Methode giebt also wahrscheinliche Werthe; nur ohne Bestimmung, wie weit man fehlen könne. In Hinsicht der letztern, und überhaupt wegen der sorgfältigern Behandlung dieses Gegenstandes, beziehe ich mich auf die angeführte Abhandlung.

§. 96.

Man kann fordern, die Gröſse β solle veränderlich seyn, d. h. die Wahrnehmung solle an Stärke zu oder abnehmen. Nur kurz wollen wir diesen Gegenstand hier berühren.

In der Gleichung $\beta(\varphi-z)dt=dz$ (man sehe §. 94.), sey $\beta=ft$, eine Function der Zeit; so kommt

$$dz+zftdt=\varphi ftdt$$

woraus $z=e^{-\int ftdt}.\left(\int e^{\int ftdt}\varphi ftdt+C\right)$

Nun kann man überlegen, welche Form man der Function von t geben wolle, damit nicht schon diese erste Integration erschwert werde.

Es sey $ft=\frac{p}{m+nt}$, welcher Form man durch Abänderung der Werthe von p, m, n, mannigfaltige Bedeutungen geben kann. (Die Buchstaben p, m, n, haben hier nicht mehr die Bedeutung, wie im vorhergehenden §.) So ist $\int \beta dt = \frac{p}{n} \log.(m+nt)$ und

$e^{\int \beta dt} = (m+nt)^{\frac{p}{n}}$; ferner $\varphi \int e^{\int \beta dt} \beta dt = \varphi (m+nt)^{\frac{p}{n}}$,

daher $z = (m+nt)^{-\frac{p}{n}} . \left(\varphi (m+nt)^{\frac{p}{n}} + C\right)$

$$= \varphi + C(m+nt)^{-\frac{p}{n}}$$

oder endlich, damit $z=0$ für $t=0$,

$$z = \varphi\left(1 - m^{\frac{p}{n}} . (m+nt)^{-\frac{p}{n}}\right)$$

für $p=n$ wird hieraus $z = \varphi . \frac{nt}{m+nt}$

für $p=2n$ wird $z = \varphi . \frac{2mnt+n^2t^2}{(m+nt)^2}$, u. s. w.

Wird $t=\infty$, so ist $\beta = \frac{p}{n\infty}$, und z gelangt zu seiner Gränze $=\varphi$. Das Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit bewirkt, daſs bey verminderter sowohl als bey gleichbleibender Stärke der Wahrnehmung in unendlicher Zeit doch einerley Quantum des Wahrgenommenen herauskommt.

Soll aber die Stärke der Wahrnehmung wachsen: so muſs n negativ seyn. Alsdann gilt die Formel $\beta = \frac{p}{m+nt}$ nur bis $m=-nt$, oder bis $t = -\frac{m}{n}$, wofür β unendlich wird. Es kann aber m groſs genug genommen werden, damit diese Zeit sich erstrecke so weit man will.

Setzt man nun $p=-n$, so wird $z = \frac{\varphi pt}{m}$. Für $t = -\frac{m}{n} = \frac{m}{p}$ ist wiederum $z=\varphi$. Zugleich ist $dz = \frac{\varphi p}{m} dt$. Demnach: unter der jetzigen Voraussetzung erreicht z

seine Gränze in einer endlichen Zeit, und sein Differential ist constant. Wir haben also hier auch rückwärts dasjenige Gesetz der anwachsenden Stärke der Wahrnehmung gefunden, vermöge dessen, ungeachtet der abnehmenden Empfänglichkeit, das Quantum des Wahrgenommenen der Zeit proportional bleibt.

Erneuern wir nun die obige Frage nach dem Verlauf der Hemmung des Wahrgenommenen während der Wahrnehmung: so ist allgemein

$$dv = \pi p \varphi m^{\frac{p}{n}} (m+nt)^{-\left(\frac{p}{n}+1\right)} dt - v\,dt$$

$$v = e^{-t}\left(\int e^{t} . \pi p \varphi m^{\frac{p}{n}} (m+nt)^{-\left(\frac{p}{n}+1\right)} dt + C\right)$$

Man setze $\frac{p}{n}+1=\varrho$, so kommt es nun darauf an, $e^{t}(m+nt)^{-\varrho}dt$ zu integriren. Zur Umformung sey $e^{t}=x$, so bekommt das Differential diese Gestalt: $\frac{dx}{(m+n\log.x)^{\varrho}}$.

Es ist $d . \frac{x}{(m+nlx)^{\alpha}} = \frac{dx}{(m+nlx)^{\alpha}} - \frac{\alpha n dx}{(m+nlx)^{\alpha+1}}$ folglich

$$\int \frac{dx}{(m+nlx)^{\alpha+1}} = -\frac{1}{\alpha n} . \frac{x}{(m+nlx)^{\alpha}} + \frac{1}{\alpha n}\int \frac{dx}{(m+nlx)^{\alpha}}$$

Hieraus kann eine Reductionsformel gebildet werden, die bis $\alpha=1$ herabläuft. Und

$$\int \frac{dx}{m+nlx} = \frac{1}{n} e^{-\frac{m}{n}} . li . e^{\frac{m}{n}+t}$$

Hier bedeutet *li* so viel als Integrallogarithmus *); und es ist $li . x = \int \frac{dx}{lx}$. Die eben angegebne Formel findet man auf folgende Weise: Es ist

---

*) Von den Integrallogarithmen sehe man Soldners *theorie et tables d'une nouvelle fonction transcendante*, *à Munic.* 1809; und Herrn Professor Bessels Aufsatz im ersten Stück des Königsberger Archiv's für Naturwissenschaft und Mathematik.

$\int\frac{dx}{m+nlx}=\int\frac{e^t dt}{m+nt}=\frac{1}{n}\int\frac{e^t dt}{\frac{m}{n}+t}$; und es ist zugleich

$$d.\,li.\,e^{\frac{m}{n}+t}=\frac{e^{\frac{m}{n}+t}dt}{\frac{m}{n}+t}=e^{\frac{m}{n}}.\frac{e^t dt}{\frac{m}{n}+t}$$

Doch genug um ermessen zu lassen, in welche Schwierigkeiten sich die Berechnung von Z und $z-Z$ für abnehmende Stärke der Wahrnehmung verwickeln würde. Hingegen der oben bemerkte Fall der zunehmenden Stärke, wo $z=\frac{\phi pt}{m}$, ist leichter zu behandeln. Für diesen ist

$$dv=\frac{\pi\phi p}{m}dt-vdt,$$

$$v=\frac{\pi\phi p}{m}(1-e^{-t})+Se^{-t}$$

Um nun der Differential-Gleichung ${}^{\backprime}cvdt=czdZ-cZdZ+{}^{\backprime}cdZ$ einen bequemen und wahrscheinlichen Ausdruck abzugewinnen, setzen wir, wie vorhin, in $czdZ$ wiederum $dZ=\frac{{}^{\backprime}cvdt}{cz+{}^{\backprime}c}$; und suchen zuerst $\int czdZ$.

Es ist $\frac{cz.\,{}^{\backprime}cvdt}{cz+{}^{\backprime}c}=\frac{c{}^{\backprime}c\phi pt\left(\frac{\pi\phi p}{m}+\left(S-\frac{\pi\phi p}{m}\right)e^{-t}\right)dt}{m\left(\frac{c\phi pt}{m}+{}^{\backprime}c\right)}$

wovon das erste Glied $\frac{c{}^{\backprime}c\pi\phi^2p^2tdt}{m(c\phi pt+m{}^{\backprime}c}$ leicht zu integriren ist. Denn $\int\frac{\lambda tdt}{\mu t+\nu}=\lambda\left[\frac{t}{\mu}+\frac{\nu}{\mu^2}log.\frac{\nu}{\mu t+\nu}\right]$ welches $=0$ für $t=0$. Mehr Mühe macht das zweyte Glied $\frac{c{}^{\backprime}c\phi p\left(S-\frac{\pi\phi p}{m}\right)e^{-t}tdt}{c\phi pt+m{}^{\backprime}c}$. Denn die Form $\frac{te^{-t}dt}{\epsilon t+n}$ führt auf Integrallogarithmen.

Nämlich anstatt $\frac{te^{-t}dt}{\varepsilon t+n}$ schreibe man zuvörderst $\frac{1}{\varepsilon}.\frac{te^{-t}dt}{t+\frac{n}{\varepsilon}}$. Nun ist ferner

$$d.t\,li.e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}=dt\,li.e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}+e^{-\frac{n}{\varepsilon}}.\frac{te^{-t}dt}{t+\frac{n}{\varepsilon}}$$

also

$$\int\frac{te^{-t}dt}{t+\frac{n}{\varepsilon}}=e^{\frac{n}{\varepsilon}}.\left[t\,li.e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}-\int dt\,li.e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}\right]$$

Die Exponentialgröſse $e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}=e^{-\left(t+\frac{m'c}{c\varphi p}\right)}$ ist äuſserst klein, sobald man, um t nicht in zu enge Gränzen einzuschlieſsen, m einigermaaſsen groſs nimmt (indem nach dem obigen t höchstens $=\frac{m}{p}$). Aber die Integrallogarithmen ganz kleiner Gröſsen verstatten einen sehr bequemen abgekürzten Ausdruck. Es ist allgemein $li\,.\,x=\int\frac{dx}{lx}=\frac{x}{lx}+\int\frac{dx}{(lx)^2}$; eine Auflösung, die man beliebig fortsetzen kann, und wobey für kleine x allemal das am Ende zurückbleibende Integral viel kleiner seyn muſs, als die entwickelten Glieder. (Man stelle sich, wie schon Herr **Soldner** erinnert, die Differentiale $\frac{dx}{lx}$, $\frac{dx}{(lx)^2}$, $\frac{dx}{(lx)^3}$, u. s. w. als Differentiale einer Fläche vor, welche bestimmt wird von den Ordinaten $\frac{1}{lx}$, $\frac{1}{(lx)^2}$, u. s. w. so ist offenbar die Fläche $\int\frac{dx}{lx}$ für ein kleines x eine sehr kleine negative Gröſse; aber $\int\frac{dx}{(lx)^2}$ ist noch viel kleiner, und kommt neben $\frac{x}{lx}$ wenig oder gar nicht in Betracht.) Es sey nun $e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}=y$, daher $\frac{dy}{y}=-dt$, so ist $\int dt\, li.\, e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}=\int-\frac{dy}{y}li.\, y$. Setzen wir hier abkürzend $li.\, y=\frac{y}{ly}$, so haben wir $\int-\frac{dy}{ly}$ oder $-li.\, y$; und dem zufolge

$$\int\frac{te^{-t}dt}{\varepsilon t+n}=\frac{e^{\frac{n}{\varepsilon}}}{\varepsilon}.(t+1)\, li.\, e^{-\left(t+\frac{n}{\varepsilon}\right)}$$

worin, wie bekannt, $\varepsilon=c\varphi p$, und $n=m{}^\backprime c$. Auch ist noch mit $c{}^\backprime c\varphi p\left(S-\frac{\pi\varphi p}{m}\right)$ zu multipliciren, um das zweyte Glied von $\int czdZ$ zu haben.

Jetzt ist $\int{}^\backprime cvdt$ zu bestimmen. Und es findet sich

$$\int{}^\backprime cvdt=\frac{{}^\backprime c\pi\varphi p}{m}(t+e^{-t})-{}^\backprime cSe^{-t}$$

Zusammen genommen ergiebt sich

$$\tfrac{1}{2}cZ^2-{}^\backprime cZ=\begin{cases}{}^\backprime cS(e^{-t}-1)-\frac{{}^\backprime c\pi\varphi p}{m}(t+e^{-t}-1)\\ +\frac{c{}^\backprime c\pi\varphi^2p^2}{m}.\left[\frac{t}{c\varphi p}+\frac{m{}^\backprime c}{c^2\varphi^2p^2}log.\,\frac{m{}^\backprime c}{c\varphi pt+m{}^\backprime c}\right]\\ +{}^\backprime c\left(S-\frac{\pi\varphi p}{m}\right).e^{\frac{m{}^\backprime c}{c\varphi p}}\left[(t+1)\, li.\, e^{-\left(t+\frac{m{}^\backprime c}{c\varphi p}\right)}-li.\, e^{-\frac{m{}^\backprime c}{c\varphi p}}\right]\end{cases}$$

Zum Gebrauche dieser Formel bedarf es zuvörderst einer Bemerkung über die Gröſse S. Nämlich die Stärke der Wahrnehmung, oder $\beta=\frac{p}{m-pt}$, ist während des gröſsten Theils der Zeit sehr gering, wenn m groſs ist gegen p. Allein im Anfange der Wahrnehmung, also für $t=0$ ist das Gehemmte $=Sdt$; während das Wahrgenommene $=\beta\varphi dt$. Jenes darf nicht gröſser seyn als dieses, also S nicht $>\beta\varphi$. Soll daher das Wahrgenommene von Anfang an zum Theil verschmelzen, und eine endliche Gröſse erlangen, so muſs bey der jetzigen Untersuchung S entweder sehr klein, oder $=0$ genommen werden. Der Kürze wegen geschehe hier das Letztere. Auch sey $p=1$, und $m=c\varphi$; überdies werde bey den Integrallogarithmen die obige Abkürzung $li.y=\frac{y}{ly}$ angewendet; so können wir die Formel auf folgende Weise zusammenziehn:

$$Z^2-\frac{2{}^{\backprime}c}{c}Z=\frac{2\pi{}^{\backprime}c}{c^2}\left[1-e^{-t}+{}^{\backprime}c\,log.\frac{{}^{\backprime}c}{t+{}^{\backprime}c}+\frac{(t+1)e^{-t}}{t+{}^{\backprime}c}-\frac{1}{{}^{\backprime}c}\right]$$

Setzt man, wie oben, $\varphi=10$, $c=10$, ${}^{\backprime}c=25$, $\pi=1$; so findet sich zusammen:

für $t=1$	für $t=4$	für $t=10$	für $t=15$
$z=0,1$	$z=0,4$	$z=1$	$z=1,5$
$Z=0,036$	$Z=0,294$	$Z=0,91$	$Z=1,57$
0,064	0,106	0,09	$-0,07$

Offenbar ist der letztere Werth von Z unbrauchbar, denn das Gehemmte kann nicht gröſser seyn als das Wahrgenommene. Aber er verräth, daſs irgendwo der Rest des Wahrgenommenen ein Maximum hatte, und weiterhin $=0$ wurde, ungeachtet die Summe der elementarischen Wahrnehmungen nicht bloſs zunimmt, sondern sogar die Stärke der Wahrnehmung im Wachsen begriffen ist. Dies erklärt sich aus der vermehrten Spannung der entgegenwirkenden Vorstellungen. Rückwärts, aus der anfänglich äuſserst geringen Spannung der letztern ist einzusehn, wie es überhaupt möglich war, daſs bey den angenommenen Gröſsen noch irgend ein positives $z-Z$ herauskommen konnte. Der Annahme $c=10$, ${}^{\backprime}c=25$, entsprechen ein paar gegenwirkende Vorstellungen a und b, jede $=5$; aber die Stärke der Wahrnehmung, oder β, ist bey $t=0$, nur $\frac{1}{100}$; bey $t=15$ noch nicht mehr als $\frac{1}{87}$ *).

§. 97.

Die Untersuchungen des zweyten und dritten Capitels beruheten auf der Voraussetzung, daſs eine neue

---

*) Die Untersuchung dieses §. gebe ich unvollendet, wie sie ist; weil sie, ohne mir besonders wichtig zu seyn, Andre veranlassen kann weiter zu gehn.

Vorstellung plötzlich zu den schon vorhandenen hinzutrete. Diese Voraussetzung kann der Wahrheit nahe kommen, da, wie wir jetzt sehen, bey etwas bedeutender Stärke der Wahrnehmung eine sehr geringe Zeit hinreicht, um eine mäſsig starke Vorstellung entstehen zu machen. (Man setze z. B. im §. 95., $\beta=3$, oder gar $=10$; und man wird sehen, wie wenig Zeit nöthig ist, damit sich eine Stärke des Vorstellens erzeuge, die den Beyspielen des zweyten und dritten Capitels entsprechen könne. Es versteht sich, daſs hier von Verhältnissen der neuen Vorstellung gegen die vorhandenen die Rede ist, da wir für das, was Wenig oder Viel sey, keinen andern Maaſsstab haben; was aber das Zeitmaaſs anlangt, so wird darüber erst im zweyten Theile etwas können gesagt werden, woraus zu erkennen ist, daſs man sich die Zeit-Einheit, im Vergleich mit unsern Minuten und Secunden, als eine nicht ganz kleine Gröſse zu denken hat.)

Es kann aber auch begegnen, und begegnet meistens, daſs eine schwächere Wahrnehmung erst durch längere Dauer eine Vorstellung zu ihrer Energie erhebt; und alsdann entsteht die Frage, welche Abänderungen daraus für jene früher betrachteten Ereignisse entspringen?

Zuvörderst, dasjenige Sinken der schon vorhandenen Vorstellungen, welches die Hemmung des Wahrgenommenen begleiten muſs, ist aus den vorhergehenden Formeln leicht zu berechnen. Die ganze Hemmungssumme war $=v$, das Gehemmte in jedem Augenblick $=vdt$; das Gehemmte am Ende der Zeit t ist $=\int vdt$; folglich $\int vdt-Z$ ist dasjenige, was von den früher vorhandenen Vorstellungen zusammengenommen gehemmt wird, und welches man nur nach den Hemmungsverhältnissen vertheilen muſs, um das Sinken jeder einzelnen von diesen Vorstellungen zu bestimmen.

Ferner, hieraus ergiebt sich auch das Gesetz für eine, dem Wahrgenommenen gleichartige, ältere Vorstellung, die sich jetzo, da sie von der Hemmung frey wird, wieder ins Bewuſstseyn erhebt. Wir verweilen hiebey wenigstens in so fern, als nöthig ist, um den Anfang dieser Wieder-Erhebung kennen zu lernen, der sich nach §. 82. verhält wie das Quadrat der Zeit. Die dortige Formel $(x-y)dt = dy$ wird uns auch hier leiten; jedoch ohne Rücksicht auf die im §. 84. erwogene, schwer zu berechnende, aber ziemlich unbedeutend gefundene, Wirkung der Verschmelzungshülfe. Auch werde eine gleichförmig beharrende Stärke der Wahrnehmung vorausgesetzt, also die Rechnung an jene des §. 95. angeknüpft.

Hier nun würden wir auf jeden Fall die Formel für Z viel zu verwickelt finden, um sie in einen fernern Calcül einzuführen, böte sich nicht ein Abkürzungsmittel dar. Man habe nämlich eine Reihe berechneter Werthe von Z vor sich, etwa wie das Täfelchen jenes §. sie angiebt. Alsdann ist leicht zu erkennen, daſs Z sich nahe durch z ausdrücken läſst; wenn man die Zeit t nicht zu groſs nimmt; hier aber kommt es uns bloſs auf den Anfang der Zeit an. Es sey $Z = C + {}'az + {}'bz^2$. So ist gewiſs $C = 0$, denn Z und z sind zugleich $=0$. Man braucht also nur eine paar berechnete Werthe von Z nebst den zugehörigen z, um hieraus die nöthigen Constanten ${}'a$ und ${}'b$ zu bestimmen, so wird die Formel sehr nahe auch die zwischenfallenden Werthe von Z aus den ohne Mühe zu findenden z herleiten helfen.

Dies vorausgesetzt, so ist nun $\int v\,dt - {}'az - b'z^2$ an die Stelle jenes x im §. 82. zu setzen, das die Entfernung desjenigen Punctes, wohin y strebt, von der Schwelle des Bewuſstseyns, bezeichnete; indem y, das Hervortretende der älteren Vorstellung, sich gleichsam in dem Raume auszudehnen strebt, welcher frey wird durch das Zurückweichen der Kräfte von denen es gehemmt war. Und so haben wir nun anstatt $(x-y)dt = dy$ folgende Gleichung:

$$\left(\int v\,dt - {}'az - {}'bz^2 - y\right)dt = dy$$

Zuerst folgt hieraus

$$y = e^{-t}\int e^{t}\left[\int v\,dt - {}'az - {}'bz^2\right]dt$$

Man nehme nun v aus §. 95.; nämlich

$$v=\frac{\pi\beta\phi}{1-\beta}e^{-\beta t}+\left(S-\frac{\pi\beta\phi}{1-\beta}\right)e^{-t}$$

daher $\int v dt=\frac{\pi\phi}{1-\beta}(1-e^{-\beta t})+\left(S-\frac{\pi\beta\phi}{1-\beta}\right).(1-e^{-t})$

ferner $z=\phi(1-e^{-\beta t})$, also

$${}^\backprime az+{}^\backprime bz^2={}^\backprime a\phi+{}^\backprime b\phi^2-({}^\backprime a\phi+2{}^\backprime b\phi^2)e^{-\beta t}+{}^\backprime b\phi^2e^{-2\beta t}$$

Hieraus wird nach gehöriger Rechnung:

$$y=\left.\begin{array}{l}\frac{\pi\phi}{1-\beta}\\ +S-\frac{\pi\beta\phi}{1-\beta}\\ -({}^\backprime a\phi+{}^\backprime b\phi^2\end{array}\right\}.(1-e^{-t})+\left.\begin{array}{r}-\frac{\pi\phi}{(1-\beta)^2}\\ \frac{{}^\backprime a\phi+2{}^\backprime b\phi^2}{1-\beta}\end{array}\right\}.(e^{-\beta t}-e^{-t})$$
$$-\frac{b\phi^2}{1-2\beta}(e^{-2\beta t}-e^{-t})-\left(S-\frac{\pi\beta\phi}{1-\beta}\right)te^{-t}$$

Es verlohnt sich, diesen Ausdruck in eine Reihe zu entwickeln, um zu sehen, wie die verschiedenen Potenzen von t mit ihren Coëfficienten nach einander bedeutend werden. Es ist

$$(1-e^{-t})=t-\tfrac{1}{2}t^2+\tfrac{1}{6}t^3-\ldots$$
$$e^{-\beta t}-e^{-t}=(1-\beta)t-\tfrac{1}{2}(1-\beta^2)t^2+\tfrac{1}{6}(1-\beta^3)t^3-\ldots$$
$$e^{-2\beta t}-e^{-t}=(1-2\beta)t-\tfrac{1}{2}(1-4\beta^2)t^2+\tfrac{1}{6}(1-8\beta^3)t^3-\ldots$$
$$te^{-t}=t-t^2+\tfrac{1}{2}t^3-\ldots$$

Man sieht nun sogleich, daſs der Coëfficient von t bey gehöriger Zusammenfassung $=0$ wird. Um den zweyten Coëfficienten näher kennen zu lernen, muſs man zu der Annahme: $Z={}^\backprime az+{}^\backprime bz^2$ zurückgehn. Aus derselben ist $dZ=({}^\backprime a+2{}^\backprime bz)dz$, also für $t=0$ ist $dZ={}^\backprime adz$. Aber aus der Grundformel $\frac{{}^\backprime cvdt}{c(z-Z)+{}^\backprime c}=dZ$ ist für $t=0$, $dZ=vdt=Sdt$, und ebenfalls für $t=0$ ist $dz=\beta\phi dt$; daher $\frac{dZ}{dz}={}^\backprime a=\frac{S}{\beta\phi}$. Vermittelst dieser Substitution wird auch der zweyte Coëfficient $=0$. Es heben sich unter einander alle Glieder desselben, welche S enthalten; ferner alle, welche π, und endlich alle, die $b\phi^2$ enthalten.

Erst der Coëfficient für t^3 bekommt einen realen Werth. Damit ist der merkwürdige Satz bewiesen, daſs die Bewegung der wieder hervortretenden Vorstellung sich Anfangs verhält wie der Cubus der Zeit; so daſs sie weniger scheinen muſs hervorzutreten als vielmehr hervorzuspringen.

Es ist übrigens sehr natürlich, daſs durch eine fortdauernde Wahrnehmung, die ihr gleichartige ältere Vorstellung mehr hervorgeschnellt wird, als durch den Stoſs, welchen eine plötzlich hinzukommende, dann gleich von der Hemmung ergriffene, neue Vorstellung, auszuüben vermag. Aus dem Stoſse erfolgt eine im ersten Zeittheilchen schnellere, aber nicht so sehr beschleunigte Bewegung (obgleich auch da noch eine Beschleunigung statt findet, da wir oben sahen, daſs die Bewegung sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit richtet). Die eben gefundene Erhebung der älteren Vorstellung, gemäſs dem Cubus der Zeit, geht in den ersten Zeittheilchen langsamer, weil die hervorrufende Wahrnehmung sich nur allmählig bildet; jedoch bald um so geschwinder, weil jeder Augenblick die Begünstigung vermehrt, vermöge welcher die zuvor unterdrückte Kraft sich jetzo in einem freyern Raume ausbreitet.

Sechstes Capitel.

Ueber Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit.

§. 98.

Jedes Continuum möglicher Vorstellungen ist zugleich ein Continuum möglicher Selbsterhaltungen der Seele. Und zu solchen Vorstellungen, die unendlich nahe sind, gehören Selbsterhaltungen fast von völlig gleicher Art, deren

eine also nur eine unendlich geringe Modification der andern ist. Etwas entfernteren Vorstellungen entsprechen minder gleichartige Selbsterhaltungen; doch nicht eher als beym vollen Gegensatz der Vorstellungen können völlig verschiedene Selbsterhaltungen Statt finden.

Um dieses gehörig zu verstehen, bedenke man, daſs Selbsterhaltungen der Seele, und Vorstellungen, völlig Eins und dasselbe sind, nur in verschiedenen Beziehungen; ungefähr so wie Logarithmen und Potenz-Exponenten.

Durch das Wort Vorstellungen deuten wir zunächst auf das Phänomen, sofern es sich im Bewuſstseyn antreffen läſst: hingegen der Ausdruck Selbsterhaltung der Seele, bedeutet den realen Actus, der unmittelbar das Phänomen hervorbringt. Dieser reale Actus ist nicht Gegenstand des Bewuſstseyns, denn er ist die Thätigkeit selbst, welche das Bewuſstseyn möglich macht. So gehören Selbsterhaltung der Seele und Vorstellung zusammen wie Thun und Geschehen. —

Dies vorausgesetzt: so ist offenbar, daſs die Abnahme der Empfänglichkeit, deren Gesetz im vorigen Capitel angegeben wurde, sich nicht bloſs auf völlig gleichartige, sondern auch auf zum Theil ungleichartige Vorstellungen erstrecken muſs. Eine Selbsterhaltung, sofern sie schon vollzogen ist, und fortdauernd geschieht, kann nicht noch einmal geschehn: darauf beruht die Abnahme der Empfänglichkeit. Folglich, wenn eine Selbsterhaltung oder Vorstellung der andern zum Theil gleichartig ist, so wird durch die erste auch die Empfänglichkeit der andern zum Theil erschöpft. Hieraus haben wir nun die nächsten Folgerungen zu ziehen.

Zwey Wahrnehmungen des nämlichen Continuums können entweder gleichzeitig statt finden, oder einander nachfolgen.

Sind die gleichzeitigen zum Theil gleichartig (wie roth und violett, oder wie ein paar Töne der nämlichen Octave), so ist die Empfänglichkeit, die sie erschöpfen, zum Theil die nämliche. Man muſs hier die Zerlegungen der Vorstellungen in Gleiches und Entgegengesetztes (nicht in der Wirklichkeit sondern im Denken) wieder anwenden, die schon oben in den §§. 67. 71. 72. vorkamen. Sofern die Wahrnehmungen gleichartig sind, in so fern geschieht in beyden nur einerley Selbsterhaltung Anfangs mit verdoppelter Intensität; die aber nur um so schneller abnimmt, je stärker sie im ersten Beginnen war. Hingegen wiefern die Vorstellungen einander entgegen sind, in so fern liegt in den Selbsterhaltungen etwas Verschiedenartiges; dieses beginnt mit geringerer Intension, und die Abnahme der Empfänglichkeit kann in Hinsicht dessen nicht so schnell fortschreiten. Daraus folgt, erstlich, daſs die Quantität des Vorstellens, gleichsam die Masse desselben, minder groſs ausfällt, als sie seyn würde, wenn jede der beyden Vorstellungen besonders, und mit unversehrter Empfänglichkeit gebildet werden könnte. Zweytens, daſs des Gleichartigen für beyde zusammengenommen, verglichen mit dem Entgegengesetzten, verhältniſsmäſsig weniger ist, als in der Summe beyder seyn sollte, wenn sie abgesondert entstanden wären. Drittens: nichts desto weniger sind beyde Vorstellungen genau die nämlichen, die sie abgesondert seyn würden. Denn des Gleichartigen entsteht während der gleichzeitigen Wahrnehmung beyder Vorstellungen nur in so fern weniger, als es schon vorhanden ist; vorhanden als Gemeingut für beyde Vorstellungen in der Einen Seele, und hinreichend vorhanden, damit beyde Wahrnehmungen in ihrer eigenthümlichen Qualität fortdauern können.

Hier muſs man zurückrufen, was schon im §. 72. bemerkt wurde. In den Rechnungen, welche sich auf das Verhältniſs des Gleichartigen zum Gegensatze in ein paar Vorstellungen beziehn, kommt das Gleichartige nur als Eins in Betracht, wenn es schon in beyden Vorstellungen, und also zweymal vorhanden ist. Denn Gleichartigkeit ist nichts was einer Vorstellung allein zukäme: sie liegt bloſs in dem Grade von Einerleyheit eines mannigfaltigen Thuns in der Seele. Eben darum auch ist es in dieser Hinsicht einerley, ob eine der beyden Vorstellungen stärker oder schwächer seyn möge: wovon sonst auch das Quantum des Gleichartigen, im Vergleich mit dem Entgegengesetzten, abhängen müſste.

Nur wenn von der Masse der Kraft die Rede ist, welche jene beyden, in gleichzeitiger Wahrnehmung entsprungenen Vorstellungen, einer andern Kraft im Bewuſstseyn entgegenzustellen haben, dann kommt es in Betracht, wie groſs die Stärke sey, die ihnen beyden zusammen, als einer unzertrennlichen Einheit, angehören möge. Diese Kraft wird, nach den eben aufgestellten Sätzen, gröſser ausfallen wenn die Vorstellungen weniger gleichartig sind. Allein es ist nicht ausser Acht zu lassen, daſs die minder gleichartigen, also mehr entgegengesetzten, sich schon während der Wahrnehmung um so mehr hemmen, daher die Elemente der Wahrnehmung sich weniger zu Totalkräften vereinigen können. Dieser Umstand mag sich mit jenem ungefähr aufheben. Es könnte hierüber eine Rechnung angestellt werden, die den Berechnungen des vorigen Capitels analog seyn würde, und die wir eben deshalb hier übergehen.

Eher mag es sich verlohnen, über successive Wahrnehmungen in Rechnungen einzutreten.

Die Wahrnehmung z' gehe voran der Wahrnehmung z''; ihr Hemmungsgrad sey $= 1 - \alpha$, damit wir den Grad der Gleichartigkeit $= \alpha$ setzen können. Man denke sich $z'' = u + \omega$, so, daſs u das Quantum des Gleichartigen, was die Vorstellung z'' enthalten wird, hingegen ω das Entgegengesetzte bedeute. So bieten sich folgende Gleichungen dar:

$$[\alpha(\Phi - z') - u]\beta dt = du; \quad [(1 - \alpha)\Phi - \omega]\beta dt = d\omega$$

Nämlich die Empfänglichkeit Φ zerfällt in die Theile $\alpha\Phi$ und $(1 - \alpha)\Phi$, sofern z'' zerlegt wird nach α und $1 - \alpha$; aber die Empfänglichkeit $\alpha\Phi$ ist vermindert um z', sofern darin Gleichartiges mit z'' liegt, d. h. um $\alpha z'$. Wie zuvor bedeutet hier β die Stärke der Wahrnehmung, die wir als beständig ansehn, daher β als eine Constante zu behandeln ist.

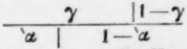
Aus den beyden Gleichungen ergiebt sich

$$u = \alpha(\varphi - z')(1 - e^{-\beta t}); \quad \omega = (1 - \alpha)\varphi(1 - e^{-\beta t})$$

$$u + \omega = z'' = (\varphi - \alpha z')(1 - e^{-\beta t})$$

welches letztere Resultat sich vorher sehn lieſs, da $z' = \varphi \cdot (1 - e^{-\beta t})$ nach §. 94.

Es folge weiter eine dritte Wahrnehmung $= z'''$, die wir in Gleichartiges und Entgegengesetztes auf doppelte Weise zerlegen müssen; sowohl im Vergleich mit z' als mit z''. Zur Erleichterung führen wir noch die Voraussetzung ein, daſs alle drey Vorstellungen in der gleichen Linie liegen (wie in der Tonlinie), oder daſs ihre Verschiedenheit bloſs auf dem Mehr oder Minder des Gegensatzes beruhe. Alsdann läſst sich z''' selbst durch eine Linie darstellen, die man nur nicht für eine Darstellung des linearischen Continuums halten muſs, von welchem z''' sowohl als z'' und z' nur einzelne Puncte sind.



Die ganze Linie bedeutet die Vorstellung z'''. Ihre Qualität sey in Rücksicht auf z' zu zerlegen in Gleichartiges $= \grave{\alpha}$ und Entgegengesetztes $= 1 - \grave{\alpha}$; in Rücksicht auf z'' aber in Gleichartiges $= \gamma$ und Entgegengesetztes $= 1 - \gamma$. Das Gleichartige $= \gamma$ zerfällt in gemeinsam Gleichartiges $= \grave{\alpha}$ und in besonderes Gleichartiges $\gamma - \grave{\alpha}$. Daher sind eigentlich drey Theile vorhanden, nämlich $\grave{\alpha}$, $\gamma - \grave{\alpha}$, und $1 - \gamma$; auch ist $\gamma z'' = \grave{\alpha} z'' + (\gamma - \grave{\alpha}) z''$. In Rücksicht auf den Theil $\grave{\alpha}$ ist nun an der Empfänglichkeit für z''' nicht nur durch z' sondern auch durch z'' etwas verloren gegangen; nämlich zusammengenommen $\grave{\alpha} z' + \grave{\alpha} z''$. In Rücksicht auf den Theil $\gamma - \grave{\alpha}$ ist nur verloren $(\gamma - \grave{\alpha}) z''$. In Rücksicht auf den dritten Theil $1 - \gamma$ ist die Empfänglichkeit noch unversehrt. Daher folgende drey Gleichungen, worin die drey quantitativen Theile von z, welche dem $\grave{\alpha}$, $\gamma - \grave{\alpha}$, und $1 - \gamma$ entsprechen, mit u, v, ω, bezeichnet sind:

$$[{}^{\backprime}\alpha(\varphi - z' - z'') - u]\beta dt = du;$$
$$[(\gamma - {}^{\backprime}\alpha)(\varphi - z'') - v]\beta dt = dv;$$
$$[(1 - \gamma)\varphi - \omega]\beta dt = d\omega.$$

Woraus nach der Integration $u + v + \omega$ oder

$$z''' = (\varphi - {}^{\backprime}\alpha z' - \gamma z'')(1 - e^{-\beta t})$$

Für eine vierte Wahrnehmung z'''' findet man

$$z'''' = (\varphi - {}^{\backprime\backprime}\alpha z' - {}^{\backprime}\gamma z'' - \delta z''')(1 - e^{-\beta t})$$

und so läſst sich die Reihe ohne Mühe fortsetzen.

Substituirt man die Werthe von z', z'', z''', und setzt für einen bestimmten Zeitabschnitt $(1 - e^{-\beta t}) = f$, so kommt

$z' = \varphi f$

$z'' = \varphi(f - \alpha f^2)$

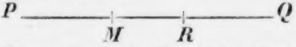
$z''' = \varphi(f - ({}^{\backprime}\alpha + \gamma)f^2 + \gamma\alpha f^3)$

$z'''' = \varphi(f - ({}^{\backprime\backprime}\alpha + {}^{\backprime}\gamma + \delta)f^2 + (\alpha{}^{\backprime}\gamma + {}^{\backprime}\alpha\delta + \gamma\delta)f^3 - \alpha\gamma\delta f^4)$

u. s. f.

§. 99.

Verwandt hiemit ist folgende mehr verwickelte Aufgabe: Eine Wahrnehmung durchlaufe unabgesetzt und im gleichförmigen Zuge ein Continuum von Vorstellungen; es soll das ganze Quantum des hiedurch entstandenen Vorstellens gefunden werden.



Hier soll nun die Linie PQ nicht, gleich jener vorhin gebrauchten Linie, eine einzige Vorstellung, sondern das zu durchlaufende Continuum möglicher Vorstellungen bedeuten; und zwar das ganze Intervall zwischen zweyen solchen Vorstellungen, die im vollen Gegensatze stehen. R sey fürs erste ein fester Punct an einer beliebigen Stelle. M dagegen ein Punct, der von P nach R hin vorrückt. Auch sey $PQ = A$, $MR = x$, $RQ = m$. T sey die Zeit, in welcher von der wandelbaren Wahrnehmung das ganze Intervall A durchlaufen wird. Während der veränderlichen Zeit t sey der Raum $PM =$

$A-x-m$ durchlaufen. Wegen gleichförmiger Bewegung ist nun

$$t:T=(A-x-m):A$$
$$x=A\left(1-\frac{t}{T}\right)-m$$

In dem Zeittheilchen dt, während welches die fortrückende Wahrnehmung sich im Puncte M befindet (d. h. diejenige Vorstellung hervorbringt, welche in dem ganzen Continuum die Stelle M einnimmt), wird zugleich ein Quantum von R gegeben (nämlich von der Vorstellung, welcher die Stelle R zukommt). Denn R hat gegen M den Hemmungsgrad x, folglich mit ihm einen Grad der Gleichartigkeit $=1-x$; oder $A-x$, in so fern die Einheit der Gleichartigkeit denselben Ausdruck ihrer Gröſse bekommt wie die Einheit des Gegensatzes. Da dieses in allen Zeittheilchen Statt gefunden, während welcher das von P ausgegangene Wahrnehmen bis zu der jetzigen Stelle gekommen ist: so giebt es ein Integral, welches ausdrückt, wieviel von R schon vorher, als enthalten in den frühern, dem R zum Theil gleichartigen Vorstellungen, gegeben ist, ehe der veränderliche Punct M, oder, wenn man will, ehe der veste Punct R selbst, erreicht wird. Dieses Integral zu bestimmen, ist eine nothwendige Vorbereitung zur Auflösung unserer Aufgabe.

Für bekannte Bedeutungen, von φ, β, z, haben wir folgende Gleichung:

$$(\varphi-z)\beta(A-x)\,dt=dz$$
$$\text{oder } \beta\left(\frac{At}{T}+m\right)dt=\frac{dz}{\varphi-z}$$
$$\text{woraus } \tfrac{1}{2}\beta A\frac{t^2}{T}+\beta mt=\log.\frac{\varphi}{\varphi-z}$$
$$\text{und } \quad z=\varphi\left(1-e^{-\left(\frac{1}{2}\beta A\frac{t^2}{T}+\beta mt\right)}\right)$$

Nun rücke der Punct M vor, bis er in R eintrifft; alsdann ist $t=(A-m)\frac{T}{A}$, und

$$z=\varphi\left(1-e^{-\frac{\beta T}{2A}(A^2-m^2)}\right)$$

So viel ist von derjenigen Vorstellung, die dem Puncte R entspricht, schon gegeben, ehe die fortrückende Wahrnehmung den Punct R selbst erreicht; um eben so viel ist also die Empfänglichkeit für diese Vorstellung schon im Voraus erschöpft. Dies abgezogen von der ursprünglichen Empfänglichkeit, läſst nun die Bestimmung zurück: wie viel an neuer Wahrnehmung eben in dem Augenblick erzeugt werden könne, da das wandelbare Wahrnehmen sich in dem Puncte R selbst befindet. Es ist nämlich dieses $=\beta(\varphi-z)dt$, wo z in der so eben gefundenen Bedeutung genommen wird. Allein hier war z eine Constante; statt dessen muſs es eine veränderliche Gröſse werden, indem nun der Punct R als wandelbar, und damit auch m als veränderlich, und zwar als eine Function von t betrachtet wird. Denn nur dadurch werden wir das verlangte ganze Quantum des allmählig entstandenen Vorstellens finden, wenn wir dessen Differential, das was durch jede augenblickliche Wahrnehmung in jedem Puncte des Continuums gegeben wird, integriren. Daher muſs jeder Punct durch R angedeutet seyn können, indem R das ganze Continuum von P bis Q durchläuſt.

Aus der Proportion $t:T=(A-m):A$ folgt $m=A\left(1-\frac{t}{T}\right)$; dadurch wird

$$\beta(\varphi-z)dt=\beta\varphi e^{-\beta A\left(t-\frac{t^2}{2T}\right)}dt$$

Wir können hier A wiederum $=1$ setzen; es war nur vorhin zu mehrerer Deutlichkeit besonders bezeichnet worden.

Die Integration scheint am leichtesten von Statten zu gehn, indem man $t-\frac{t^2}{2T}=\frac{1}{2}T(1-u^2)$ setzt. Daraus wird $t=T(1-u)$; $dt=-Tdu$, also das ganze Differential $=-T\beta\varphi e^{-\frac{1}{2}T\beta.(1-u^2)}du=-T\beta\varphi e^{-\frac{1}{2}T\beta}.e^{\frac{1}{2}T\beta u^2}du.$

Die Form $e^{\lambda u^2} du$ läſst sich bequem durch Entwickelun in eine Reihe integriren, sobald λ, hier $\frac{1}{2} T\beta$, nicht z groſs genommen wird. Denn aus

$$e^{\lambda u^2} = 1 + \lambda u^2 + \tfrac{1}{2}\lambda^2 u^4 + \tfrac{1}{6}\lambda^3 u^6 + \tfrac{1}{24}\lambda^4 u^8 + \ldots \text{ wird}$$

$$\int e^{\lambda u^2} du =$$

$$u + \tfrac{1}{3}\lambda u^3 + \tfrac{1}{10}\lambda^2 u^5 + \tfrac{1}{42}\lambda^3 u^7 + \tfrac{1}{216}\lambda^4 u^9 + \tfrac{1}{1320}\lambda^5 u^{11} \ldots$$
$$+ \mathit{Const.}$$

Das Integral muſs $=0$ werden für $t=0$; aber für $t=0$ ist $u=1$. Es sey $\beta=\frac{1}{2}$, $T=4$, also $\lambda=1$, so ist *Const.* $= -(1 + \frac{1}{3} + \frac{1}{10} + \frac{1}{42} + \ldots = 1{,}4626\ldots)$. Demnach das ganze Integral

$$= 7{,}3576\ldots \times (1{,}4626 - u - \tfrac{1}{3}u^3 - \tfrac{1}{10}u^5 - \tfrac{1}{42}u^7 \ldots)$$

wo $u = 1 - \frac{t}{T}$. Für $t=T$ aber ist $u=0$ also das ganze Quantum des gewonnenen Vorstellens, vermöge einer Wahrnehmung, die während der Zeit $T=4$ das Intervall voller Hemmung gleichförmig durchläuft, ist $=10{,}761$. Dies Resultat bleibt das nämliche, so lange das Product $T\beta$ unverändert bleibt, z. B. für $\beta=1$, $T=2$. Zur Vergleichung sey $t=\frac{1}{2}T$, so kommt 6,5446; mehr als die Hälfte, wie natürlich wegen der abnehmenden Empfänglichkeit, die in der zweyten Hälfte der Zeit nicht noch ein gleiches Quantum des Vorstellens hervorzubringen erlaubt. Noch halte man hiemit zusammen das erste Täfelchen des §. 95., wo für $\beta=\frac{1}{2}$, $z=8{,}646\ldots$ wenn $t=4$, und $z=6{,}321\ldots$ wenn $t=2$, oder $=\frac{1}{2}T$ nach unserer jetzigen Annahme, gefunden wird. Die jetzigen Werthe sind beydemal gröſser, weil die Empfänglichkeit bey veränderlicher Qualität der Wahrnehmung weniger leidet, als bey gleichbleibender.

So viel von der Abnahme der Empfänglichkeit. Da die Erfahrung dieselbe schon in einer Minutenlangen Wahrnehmung deutlich genug spüren läſst, indem das Gemüth sich bald unbeschäfftigt findet, und andre zurückgedrängte Vorstellungen sich wieder erheben, zum Zeichen, daſs die zurückdrängende Kraft nicht mehr wächst: so dürfen wir die noch unbestimmt gebliebene Zeit-Einheit gar nicht für besonders groſs nach unserem Zeitmaaſse halten; und daraus entsteht denn die wichtige Frage, ob die einmal erschöpfte Empfänglichkeit immer so schwach bleibe, oder ob es für sie eine Erneuerung gebe? Und wie eine solche sich denken lasse?

Daſs die Empfänglichkeit sich erneuere, muſs man schon der Erfahrung gemäſs höchst wahrscheinlich finden. Wenige Stunden, vollends Tage, müssen nach den bisherigen Betrachtungen, die ursprüngliche Empfänglichkeit zwar nicht im strengsten Sinne ganz erschöpfen (hievon lehren die Formeln das Gegentheil), aber doch sie auf einen äuſserst kleinen, mit ihrer ursprünglichen Stärke kaum vergleichbaren, Bruch herabbringen, der selbst noch immer abnimmt, und bald wiederum mit seiner eignen früheren Gröſse fast nicht zu vergleichen ist. Dies auf die menschliche Lebensdauer angewendet, so müſste die erste kindliche Empfänglichkeit schnell verschwinden, bis auf beynahe Nichts, der Empfänglichkeit reifer Jahre aber müſste man eine undenkbare Kleinheit beylegen, — wenn sie ein für allemal verbraucht wäre.

Allein auch wie die Empfänglichkeit sich erneuere, läſst sich begreifen und näher bestimmen, sobald man sich nur hütet, die metaphysischen Gründe ihrer Abnahme nicht über die gehörigen Schranken auszudehnen. Jede Selbsterhaltung der Seele, also jede Vorstellung, hat ein Aeuſserstes, bey welchem sie vollbracht seyn würde wenn sie es erreichte. Sie kann nur wachsen, wiefern sie zu diesem Aeuſsersten noch nicht gelangt ist. Die Empfänglichkeit nimmt ab, in wiefern das, was durch die Wahrnehmung in der Seele geschehen soll, schon geschehen ist. — Rückwärts also, die Empfänglichkeit nimmt *nicht* ab, in wiefern das, was geschehen soll, eben jetzt noch *nicht* geschieht.

Hieraus könnte man schlieſsen, die Empfänglichkeit erneuere sich schon dadurch, daſs die in früherer Wahrnehmung gebildeten Vorstellungen gehemmt werden; welches doch, ohne nähere Bestimmung ausgesprochen, zu viel geschlossen wäre. Denn so lange jene Vorstellungen nur zum Theil gehemmt, so lange sie noch in einer fortgehenden Hemmung begriffen sind, eben so lange wirken sie noch im Bewuſstseyn, und es richten sich nach ihnen die Zustände der übrigen Vorstellungen. Allein, wenn sich eine Vorstellung auf der statischen Schwelle befindet, alsdann ist, wie wir längst wissen, alles was im Bewuſstseyn vorgeht, von ihrem Einflusse unabhängig. Ja sogar in dem Augenblicke, wo sie die Schwelle erreicht, tritt ein neues Bewegungsgesetz für die noch im Bewuſstseyn vorhandenen Vorstellungen ein, welches der Ausdruck und Erfolg dieser Unabhängigkeit ist (§. 75.). Nun strebt zwar die Seele fortdauernd, auch diese Art der Selbsterhaltung, oder diese Vorstellung, wieder herzustellen. Allein sie ist in diesem Streben völlig gebunden; ja dieses Streben ist eine isolirte Modification der Seele, indem es die wirkliche Thätigkeit, die Zustände des Bewuſstseyns, nicht im mindesten abzuändern und nach sich zu gestalten vermag. Also ist hier wirklich der Fall, wo die Empfänglichkeit nicht vermindert seyn kann. Die frühere Vorstellung befindet sich nicht unter den wirklichen Thätigkeiten der Seele, weder unmittelbar als Vorstellung, noch mittelbar durch ihre Einwirkung auf die Zustände des Bewuſstseyns. Vielleicht noch einleuchtender wird dies durch die Vergleichung mit Vorstellungen auf der mechanischen Schwelle (§. 79.) Diese sind ebenfalls aus dem Bewuſstseyn völlig verschwunden, aber nur um so vollständiger ist auch die Spannung, mit der sie dasjenige bestimmen helfen, was im Bewuſstseyn vorgeht. Von ihnen also dürfen wir nicht sagen, daſs in Hinsicht ihrer die Empfänglichkeit unvermindert seyn werde.

Wohl aber dürfen wir den Satz aufstellen: die Empfänglichkeit für eine gewisse Wahrnehmung erneuert sich, indem die frühere, gleichartige Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben wird.

Und hiedurch muſs sich die Empfänglichkeit vollständig und plötzlich erneuern. Nichts desto weniger sind hiebey Umstände zu bemerken, welche dieser Behauptung nur eine augenblickliche Gültigkeit gestatten.

Indem eine neue Wahrnehmung eintritt, beginnt auch jede frühere gleichartige Vorstellung (ja selbst die nur zum Theil gleichartigen), sich zu erheben, weil die vorhandenen hemmenden Kräfte zurückwichen (§. 81. u. s. w.). Sogleich also verschwindet die Bedingung, unter der eine vollständig erneuerte Empfänglichkeit vorhanden seyn konnte.

Jedoch verschwindet dadurch die erneuerte Empfänglichkeit bey weitem nicht ganz. Man muſs hier die Untersuchungen des dritten Capitels zurückrufen. Diesen zufolge erhebt sich die ältere gleichartige Vorstellung im ersten Anfange nur langsam; sie übt dabey gar keine eigne Wirkung gegen die widerstrebenden Kräfte; bloſs als Verschmelzungshülfe verbindet sie sich mit der neu eintretenden Wahrnehmung in dem geringen Grade des wiedererweckten Vorstellens. Also ändert sich der Zustand, in welchem sich diese Vorstellung auf der statischen Schwelle befand, nur allmählig und nicht um gar Vieles. Dem gemäſs verliert auch die vollständig erneuerte Empfänglichkeit nur allmählig und nur ein mäſsiges Quantum.

Hierauf können nun wieder Nebenumstände Einfluſs haben. Gesetzt, die wiedererweckte Vorstellung sey durch eine Menge von Verschmelzungs- und Complications-Hülfen verbunden mit den im Bewuſstseyn vorhandenen Vorstellungen; sie sey nur so eben erst durch eine andringende entgegenwirkende Kraft aus dem Bewuſstseyn verdrängt: so läſst sich, wenn sie auch schon wirklich auf der statischen, und nicht etwa nur auf der mechanischen Schwelle sich befand, dennoch wohl denken, daſs die Zusammenwirkung vieler Kräfte ihr jetzt, da sie durch eine gleichartige Wahrnehmung wieder geweckt wird, eine Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit ertheilen, wodurch die erneuerte Empfänglichkeit schnell und beträchtlich leidet.

Aber nicht bloſs diese Nebenumstände, sondern ein allgemeiner Grund bewirkt eine Abänderung in dem, was zuvor über den geringen Verlust der erneuerten Empfänglichkeit bemerkt wurde.

Freylich, wenn nur Eine ältere, gleichartige Vorstellung in der Seele ruhet, deren Erwachen der neuen Wahrnehmung Abbruch thun kann: alsdann gilt das zuvor Gesagte; und es ist leicht zu übersehen, daſs die zwar verminderte Empfänglichkeit dennoch eine beträchtliche Stärke des Vorstellens durch die jetzige Wahrnehmung zu erzeugen vermag. Es geschehe nun wirklich also; und nicht bloſs einmal, sondern vielemal wiederhohlt: so werden bey jedem künftigen Eintreten einer neuen, gleichartigen Wahrnehmung, sich alle jene einzelnen, zuvor gebildeten Vorstellungen durch eigne Kraft, und zum Theil verstärkt durch ihre Verbindungen unter einander, zumal hervorheben. Offenbar bilden sie auf diese Weise eine Summe, die immer beträchtlicher wird, und wodurch die, zwar vollständig erneuerte, Empfänglichkeit doch immer schneller vermindert, ja endlich, bey sehr häufiger Wiederhohlung der nämlichen Wahrnehmung, beynahe plötzlich von ihrer ersten Stärke auf einen äuſserst geringen Grad kann herabgebracht werden. In diesem Falle befinden wir uns mit den Dingen, die wir täglich um uns sehn, und die eben deshalb keinen merklichen Eindruck auf uns machen.

Unter solchen Umständen ergiebt sich dann von selbst, daſs unmöglich die einzelnen, aus den wiederhohlten Wahrnehmungen gewonnenen, Vorstellungen, sich ins Bewuſstseyn hoch erheben können. Denn die Summe des wirklichen Vorstellens kann nicht jenen äuſsersten Grad übersteigen, in welchem die volle und ganze Selbsterhaltung dieser Art bestehen würde. Desto gröſser und anhaltender aber kann die Anstrengung seyn, mit welcher sich eine Gesammtheit gleichartiger Vorstellungen im Bewuſstseyn behauptet.

Siebentes Capitel.

Von den Vorstellungsreihen niederer und höherer Ordnungen; ihrer Verwebung und Wechselwirkung.

§. 100.

Wir dürfen jetzt freyere Blicke wagen. Bisher waren wir eng eingeschlossen durch die Nothwendigkeit, die Vorstellungen als einzelne zu betrachten, um die Elemente ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Jetzt fange der Leser damit an, sich alles Vorhergehende gleichsam nach einem gröſseren Maaſsstabe ausgeführt zu denken. Tausende oder Millionen von Vorstellungen, die auf einmal im Bewuſstseyn sind, und, sich gegenseitig hemmend, ins Gleichgewicht treten! Complexionen, die nicht entweder vollkommen oder unvollkommen seyen, sondern in welchen mit zehn oder zwanzigen völlig verbundenen, noch unzählige andere mit allen möglichen Abstufungen minder und minder zusammenhängen! Statt zweyer oder dreyer Töne, deren musikalische Intervalle wir in der Lehre von der Verschmelzung vor der Hemmung im Auge hatten, denke man sich jetzt eine Menge unendlich nahe stehender, zusammenflieſsender einfacher Empfindungen; so wird in der unauflöslichen Mischung aller, zwar nicht ein scharf bestimmtes ästhetisches Urtheil, aber ein Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen entspringen. Auch die Bewegungen der Vorstellungen bey ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Reproduction seyen dergestalt mannigfaltig, daſs die Hemmungssummen, während sie abnehmen, schon wieder neue Zusätze bekommen; und daſs, indem aus neuen Verbindunge stets neue Gesammtkräfte entstehn, auch die Gleichgewichts-Puncte, wohin das ganze System sich neigt, ste verrückt werden, folglich die Bewegung nie zur Ruh komme, sondern in immer neuen Richtungen fortlauf Doch dies letzte ist noch nicht verständlich genug; wi sind jetzt im Begriff, die Gründe davon anzuzeigen.

Man gehe zurück ins vierte Capitel, von der mittelbaren Reproduction. Dort haben wir (§. 88.) den groſsen Hauptsatz gefunden, aus welchem sich der Ursprun der Reihenbildung in den Vorstellungen erklärt.

Nun sey nicht bloſs, wie dort, eine Vorstellung Π mit verschiedenen Π, Π', Π'', u. s. w. verschmolzen: sondern es sey a mit b, c, d, e, ... und eben so b mit c d, e, ... und gleichfalls c mit d, e, ... u. s. w. verschmolzen: so wird das dort (a. a. O.) gefundene Gesetz der Reproduction nicht bloſs einmal, sondern so vielemal zur Anwendung kommen, als wie viele Vorstellungen zu der Reihe gehören. Dies wird sich vollständiger entwickeln lassen, wenn wir erst die beyden Bedingungen erwägen, unter denen sich eine solche Reihe bilden kann. Die eine hängt von der Zeit ab, die andre von der Qualität der Vorstellungen.

1) Wenn zuerst a, dann gleich darauf b gegeben (durch Wahrnehmung producirt) wird: so wird zuvörderst a sogleich von der Hemmung durch andre, eben vorhandene, ihm entgegengesetzte Vorstellungen ergriffen. Hiedurch sinke es bis auf den Rest r; jetzt trete b hinzu; so verschmilzt b mit dem Reste r von a (wir wollen nämlich hier die Hemmung zwischen a und b bey Seite setzen; denn wenn auch eine solche vorhanden ist, so wird dadurch nur die Gröſse r um etwas vermindert, und auch b verschmilzt dann nicht ganz mit r; dadurch wird die Sache nicht wesentlich verändert, sondern erhält nur eine leichte Modification). Es sinke weiter sowohl a bis auf den Rest r', als b bis auf den Rest R; jetzt komme c hinzu; so verschmilzt das ganze c mit r' und R. Nun

sinke a bis auf den Rest r'', B bis auf den Rest R', c bis auf den Rest ϱ, jetzt mögen alle diese Reste mit dem eben eintretenden d, verschmelzen. Man sieht wie dies fortgeht, nach folgendem Schema:

$$\begin{array}{lllll}
a & & & & \\
r & b & & & \\
r' & R & c & & \\
r'' & R' & \varrho & d & \\
r''' & R'' & \varrho' & \mathfrak{r} & \text{u. s. w.} \\
\cdot & \cdot & \cdot & \cdot & \\
\cdot & \cdot & \cdot & \cdot & \\
\cdot & \cdot & \cdot & \cdot & \\
r^{(n)} & R^{(n-1)} & \varrho^{(n-2)} & \mathfrak{r}^{(n-3)} & \text{u. s. w.}
\end{array}$$

Gesetzt, alle diese Vorstellungen werden, nachdem sie in solche Verknüpfung mit einander geriethen, auf die Schwelle des Bewuſstseyns gedrückt; nachmals aber finde sich Gelegenheit, daſs eine von ihnen sich wieder erheben könne: so wirkt sie auf alle übrigen reproducirend. Wie dies geschehe: ist in dem Falle, daſs a sich zuerst erhebe, unmittelbar klar aus §. 88.; es reproducirt nämlich nach der Reihe am schnellsten b, minder schnell c, noch langsamer d, u. s. f. Wäre es aber c, das sich zuerst erhöbe, so würde dieses mit seiner eignen ganzen Kraft und Geschwindigkeit die Reste R und r' reproduciren, und dann erst würde es die Reihe d, e, f, u. s. w. ablaufen machen.

2) Die Vorstellungen a, b, c, d, u. s. f. brauchen nicht nach einander gegeben zu werden; wenn sie dagegen in wachsenden Hemmungsgraden unter einander stehn, und einander an Stärke gleich sind, so wird ihre Verbindung und die davon abhängende Wirksamkeit gerade die nämliche wie vorhin. Ist nämlich c mehr als b, d mehr als beyde, u. s. f. dem a entgegengesetzt, und kann die Verschmelzung ungehindert dem Grade des Gegensatzes umgekehrt gemäſs erfolgen (d. h. so daſs je weniger Gegensatz, desto mehr Verschmelzung), so

entsteht eine Vorstellungsreihe, deren Anordnung durch die Qualität der Vorstellungen bestimmt ist.

Im analytischen Theile werden wir auf diesen Gegenstand seiner groſsen Wichtigkeit wegen, zurückkommen, und ihn dort nochmals in Verbindung mit seinen Anwendungen auf die Erklärung der psychologischen Phänomene in Betracht ziehn.

Hier wollen wir, damit der Leser sich in die Sache hineindenke, nur irgend eine Vorstellung aus der Mitte einer Reihe, ins Auge faſsen. Es gilt von ihr der merkwürdige Satz, daſs ihr ein Weiterstreben beywohnt, wodurch sie eine Wirkung wider sich selbst ausübt, um anderen Platz zu machen; unter der Voraussetzung, daſs zwischen den ihr in der Reihe vorhergehenden und nachfolgenden, Gegensatz vorhanden sey.

Man betrachte noch einmal das obige Schema, und in ihm die Vorstellung c. Es ist ihr, vermöge der eingegangenen Verbindung, wesentlich, daſs mit ihr der Rest R von b, und der Rest r' von a zugleich im Bewuſstseyn gegenwärtig sey; hierauf ist ihr Streben in demselben Grade gerichtet, womit sie sich selbst im Bewuſstseyn zu erhalten, oder sich in dasselbe zu erheben sucht; denn das ganze c ist mit R und r' verschmolzen. Aber es ist ihr auch, wenn gleich in abnehmendem Grade, wesentlich, daſs sie allmählig das ganze d, das ganze e, das ganze f, u. s. w. hervorrufe. Wenn nun d, e, f, dem b und a entgegengesetzt sind, so ist ein Streben, d, e, f zu erheben, zugleich ein Druck auf b und a, folglich auch auf das mit ihnen verbundene c selbst. Also wirkt c wider sich selbst; und man würde sich irren, wenn man glaubte, diese Wirkung zerstöre sich selbst. Denn angenommen, c sinke wirklich bis auf den Rest ϱ, so verliert es damit noch nichts an seinem Vermögen, d zu erheben; mit welchem es gerade nur durch seinen Rest ϱ verbunden war. Erst wenn es tiefer, als bis auf diese Gröſse ϱ niedergedrückt wird, kann seine Wirkung auf d abnehmen. Gesetzt: es sey nun bis

bis auf seinen zweyten Rest ϱ' gesunken: so wirkt es noch eben so stark wie Anfangs, um e zu heben; und eben so wird f von dem Reste ϱ'', g von ϱ''', u. s. w. immer gleich stark wider a und b gehoben, so lange nicht c unter ϱ', ϱ'', ϱ'''... successiv herabgedrückt ist.

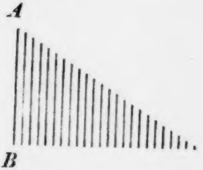
Was nun hier von c gesagt worden, das gilt eben so von d in Beziehung des ihm Vorhergehenden und Nachfolgenden, desgleichen von $e, f, \ldots$ mit einem Worte, von jedem mittlern Gliede einer Reihe; nur nicht vom ersten und vom letzten. Denn das erste Glied, indem es die nachfolgenden successiv hebt, überschreitet weder hierin den Grad von Verbindung, den es mit den nachfolgenden eingehn konnte (und darin gleichen ihm auch die mittlern Glieder), noch hat es solche Vorhergehende, denen die Nachfolgenden zuwider wären; das aber ist eben der Umstand, weswegen die mittlern sich selbst niederdrücken. Was das letzte Glied anlangt: so ist es der natürliche Ruhepunct für die ganze Reihe; es hat nichts mehr hinter sich, wodurch es wider das vorhergehende wirken könnte; und seinem inwohnenden Streben geschieht Genüge, so lange, bis alle vorhergehenden auf den Punct der mit ihm eingegangenen Verschmelzung herabgesunken sind; ist alsdann noch ein fremdartiger Grund zur fernern Hemmung vorhanden, so verliert sich allmählig die ganze Reihe aus dem Bewuſstseyn.

Sollte nun in dem, was hier vorgetragen worden, noch irgend etwas dunkel scheinen: so liegt es an mangelhafter Auffassung des vierten Capitels; welches man übrigens bey weitem noch nicht ganz zu verstehen braucht, um das gegenwärtige zu fassen. Alles kommt darauf an, daſs man vollkommen einsehe, weshalb eine Vorstellung ihre Nachfolgenden ganz, aber successiv, hingegen ihre Vorhergehenden partial und abgestuft, aber simultan, hervorzuheben trachtet. Hieraus ergiebt sich das Uebrige von selbst.

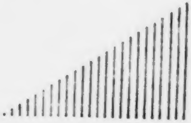
Jetzt ist noch ein wichtiger Umstand zu erwägen, der von der Länge der Reihen abhängt. Wir wollen hiebey die Reihe als gleichartig betrachten, das heiſst, die Reste r, R, ϱ, ... gleich setzen, desgleichen die Unterschiede $r'-r''$, $R'-R''$ u. s. f., so daſs die r, r', r'' ... u. dgl. eine gemeine arithmetische Reihe bilden; folglich in der Vorstellungsreihe die Distanz der Glieder allein den Grad der Verbindung bestimme. Alsdann kommt es nur noch auf die Gröſse der Differenz $r-r'$ an; sie wird bestimmen, mit wie vielen folgenden eine jede vorhergehende Vorstellung verschmelze; ob z. B. a schon ganz gesunken sey, ehe die Vorstellungen g, h, i, k, hinzukommen, während die Reihe sich bildet: oder ob vielleicht x, y, z, noch etwas von a im Bewuſstseyn antreffen, womit sie verschmelzen können. Wenn nämlich während des Entstehens der Reihe, sich a noch mit x, y, z, verbindet, so wird es sie auch bey der Reproduction wieder zu heben suchen; erreicht aber a nicht einmal g, h, i, k, so geht auch sein Streben andre hervorzurufen, nicht bis in diese Entfernung hinaus. Unterschiede dieser Art haben einen wesentlichen Einfluſs auf die Kraft der ganzen Reihe, sich geordnet zu reproduciren, oder kurz, auf ihr Evolutions-Vermögen; und dies ists, was wir jetzt untersuchen wollen.

Wir nehmen an, die Reihe sey eine Zeit lang ganz aus dem Bewuſstseyn verschwunden gewesen; jetzt könne sie sich wieder erheben; aber es sey gleich viel Grund zu dieser Erhebung für alle, in der Reihe enthaltenen, Vorstellungen vorhanden: nun fragt sich, ob dennoch die Reihe geordnet hervortreten werde? Es ist nämlich klar, daſs wenn auch nur das erste und das vierte — oder überhaupt das $m$te und das $n$te Glied — zugleich ins Bewuſstseyn kämen, alsdann Verwirrung entstehn müſste; denn das vierte würde die folgenden schon reproduciren, die vorigen schon herabdrücken, während das erste noch im Streben zur Reproduction des zweyten und dritten begriffen wäre.

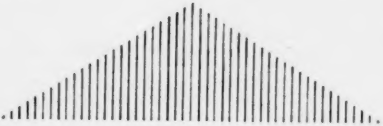
Um die Sache leichter zu übersehen, wollen wir uns abermals ein Schema entwerfen. Die einzelnen Vorstellungen in der Reihe sollen durch Linien angedeutet werden; und eben so die Verschmelzungshülfen, die sie von andern Vorstellungen empfangen. Man wird leicht folgende Bezeichnung verstehn:



Die Linie *AB* soll die erste Vorstellung oder das Anfangsglied in der Reihe bedeuten. Die erste Linie rechts neben ihr zeigt die Verschmelzungshülfe, welche ihr die zweyte Vorstellung derselben Reihe leistet; die folgenden Linien deuten auf die immer geringeren Strebungen der nachfolgenden Vorstellungen, wodurch sie das Anfangsglied ins Bewuſstseyn zu rufen wirken. Also die ganze Figur bezeichnet die Gesammtkraft, womit das Anfangsglied hervorgehoben wird. Dem ähnlich würden wir das Endglied so ausdrücken:



Dabey ist nun gleich zu bemerken, daſs, wenn auch das Endglied eben so viele Verschmelzungshülfen durch die ihm vorangehenden Vorstellungen bekömmt, wie das Anfangsglied durch die ihm nachfolgenden, die Wirkung dennoch nicht gleichartig ist; denn auf das Anfangsglied wirken alle Hülfen simultan; hingegen auf das Endglied dergestalt successiv, daſs es durch seine schwächere Hülfen langsamer, als durch die stärkeren gehoben wird. Eins der mittlern Glieder aber kann so bezeichnet werden:



Ein Glied in der Gegend der Mitte erhält nämlich, Falls die Reihe lang genug ist, eben so viele Hülfe von seinen vorhergehenden und nachfolgenden, als das Anfangs- und das Endglied zusammen genommen. Soll dies nicht geschehn: so muſs die Reihe kürzer seyn; und man sieht sogleich, daſs dies die Bedingung des Evolutions-Vermögens ist. Denn wenn die Mitte durch eine gleiche, simultan wirkende Kraft gehoben wird, wie der Anfang, so ist unmöglich, daſs die Reihe geordnet ablaufe, da alsdann Mitte und Anfang zugleich ins Bewuſstseyn kommen.

Wir wollen nun die Reihe kürzer nehmen; und zwar dergestalt, daſs sich das Anfangsglied gerade noch beym Verschwinden, also durch seinen kleinsten Rest, mit dem Endgliede verbunden habe. Alsdann muſs unsre Figur für das Mittelglied sowohl rechts als links etwas verlieren; denn die ganze Basis derselben muſs jetzt nicht doppelt, sondern nur einfach so lang seyn, wie die des Anfangs- oder Endgliedes. Die Figur besteht nunmehr nicht aus zwey an einander gestellten rechtwinklichten Dreyecken, wie vorhin, sondern aus zwey Trapezien. Der Inhalt eines jeden dieser Trapezien liegt sogleich vor Augen, wenn die Figur als ein Continuum, oder die Menge der Vorstellungen in der Reihe unendlich groſs, und die Verschmelzung continuirlich abnehmend gedacht wird. Die Höhe der Figur sey $= a$, ihre halbe Basis $= b$, so ist jedes Trapezium $= \frac{1}{2}ab - \frac{1}{2}a \,.\, \frac{1}{2}b \,.\, \frac{1}{2} = \frac{3}{8}ab$; und dies ist die ganze, simultan wirkende, Kraft zum Hervorheben der mittlern Vorstellung; die successiv wirkende, welche das andre Trapezium darstellt, kommt hier nicht in Betracht. Da nun das Anfangsglied mit der Gesammtkraft $\frac{1}{2}.ab$ simultan gehoben wird, wie unmittelbar einleuchtet: so hebt es sich um $\frac{1}{8}ab$ stärker als die Mitte; es tritt demnach hervor, und bestimmt das geordnete Ablaufen der Reihe.

Es ist leicht, dies allgemeiner zu fassen. Ein unbestimmter Theil der Linie b sey die Basis unseres Trapeziums; diesen Theil nennen wir bx; so findet sich die kleinere, auf der Basis senkrechte Seite des Trapeziums durch die Proportion

$$b : a = (b - bx) : a(1 - x).$$

Folglich das kleine Dreyeck, durch dessen Wegnahme vom gröſsern das Trapezium entsteht, ist nun $= \frac{1}{2}a.(1-x).b.(1-x) = \frac{ab(1-x)^2}{2}$; und das Trapezium selbst $= \frac{1}{2}ab(2x - x^2)$. Wenn nun die Reihe nicht zu lang ist: so entsteht das Ganze der Verschmelzungshülfe für das Anfangsglied aus allen ihm nachfolgenden Gliedern, in so weit es mit ihnen verschmolzen ist; aber für das mittelste Glied nur aus denen, die ihm folgen (so fern von der simultan wirkenden Kraft geredet wird). Die eben gefundene Formel gilt demnach zwar für beyde; allein x ist in ihr halb so groſs für das mittelste Glied als für das erste; dies giebt für die Mitte eine Kraft $= \frac{1}{2}ab(x - \frac{1}{4}x^2)$. Also verhält sich die Kraft für das Anfangsglied zu der für das mittlere wie $2 - x$ zu $1 - \frac{1}{4}x$. Und nimmt man x unendlich klein, oder die Reihe unendlich kurz: so hat man das Verhältniſs $2:1$, das heiſst, der Anfang besitzt zum Hervortreten doppelt so viel Kraft wie die Mitte.

Man sieht hieraus, daſs die Reihen desto mehr Evolutions-Vermögen besitzen, je kürzer sie sind.

Hat dagegen eine Reihe durch ihre Länge — oder durch irgend welchen andern Grund, — sich einmal dergestalt verwirrt, daſs ihre Glieder näher verschmelzen als es ihre Anordnung mit sich bringt, so ist die Reihe verdorben; weil sie jetzt verschiedenen in ihr entstandenen Reproductionsgesetzen, die unter einander unverträglich sind, zugleich Genüge zu leisten strebt. (Hieher gehören falsche Gewöhnungen in Allem, was durch Wiederhohlung und Uebung gelernt werden soll.)

Weit besser als lange Reihen, sind Reihen von Reihen, oder auch Reihen aus Reihen von Reihen u. s. f., dergleichen vielfältig und in sehr bunten Zusammensetzungen beym geordneten Denken vorkommen. (Auch gehört aller Rhythmus hieher; denn er beruht auf Hauptreihen mit weit entfernten Gliedern, deren jedes eine kurze, untergeordnete Reihe zwischen einschaltet.) Die Glieder solcher Reihen können selbst verwickelte Complexionen seyn.

Ganz vorzüglich wird die Verwebung mehrerer Reihen zu weitern Untersuchungen Stoff geben.

Es ist das Wesentliche der Verwebung, daſs in Einem Puncte mehrere Reihen sich kreuzen; oder auch, daſs man von demselben Puncte anfangend, mehrere Reihen zugleich durchlaufe; dieses Zugleich aber bedeutet, daſs diese Reihen nicht etwan successive Glieder einer höhern Reihe seyen, sondern wenn sie ja als ein Früheres oder Späteres gedacht würden, die Succession unter ihnen sich auch umkehren lieſse.

Gegen die psychologische Möglichkeit solcher Verwebung lassen sich Zweifel erheben. Mag a der gemeinsame Anfang zweyer Reihen seyn, die durch b, c, d, und durch β, γ, δ, fortlaufen: so scheint es, die Reihen könnten nicht zwey geschiedene bleiben, sondern es müſsten Complexionen $b\beta$, $c\gamma$, $d\delta$ entstehn, indem der Rest r von a sowohl b als β, der Rest r' von a sowohl c als γ, der Rest r'' von a sowohl d als δ durch einen untheilbaren Act der Reproduction hervorrufe.

Wir wollen uns nun hier nicht auf die Thatsache berufen, daſs zwey Radien eines Kreises, indem sie durch alle concentrische Kreise laufen, wirklich zwey solche Reihen darstellen: sondern es zeigt sich hier die Nothwendigkeit dessen was die Thatsache vor Augen legt; nämlich daſs *b* und *β*, wenn sie geschieden bleiben sollen, etwas zwischen sich schieben müssen, wodurch und um wie viel sie getrennt sind. Allerdings ist hier ein Streben zur Vereinigung vorhanden; und die Vereinigung muſs wirklich zu Stande kommen, wenn nicht ein Widerstreben wegen der Reproduction des Zwischenliegenden hinzutritt. Gerade hierin nun besteht die Verwebung der Reihen, daſs, indem ihrer mehrere ablaufen, zugleich nicht nur jedes Glied eine von ihm ausgehende Reihe anregt, sondern daſs auch die secundären Reihen sich nach einer Regel in andern Reihen Glied für Glied vereinigt finden; so daſs die Vereinigungspuncte jedesmal mehrfach gegeben sind, und daſs die Construction unendlich vielfach in sich selbst zurücklaufe, ohne mit sich selbst in Miſshelligkeit zu gerathen. Das Product solcher, sich gegenseitig hervorrufender Reihen ist allemal ein Räumliches, obgleich nicht nothwendig eins im sinnlichen Weltraum.

(Denkt man sich die drey Hauptfarben Roth, Gelb, Blau, sammt allen Zwischenliegenden, die aus ihnen gemischt oder in sie zerlegt werden können: so erscheint das ganze System nothwendig als ein gleichseitiges Dreyeck, — gleichseitig, weil gleichviel Verschiedenheit der möglichen Mischung zwischen Roth und Blau, Blau und Gelb, Roth und Gelb liegt *). Auf dem Inhalte dieses Dreyecks, der eine vollständige Fläche ausmacht, angefüllt von allen Mischungen aus dreyen Farben, kann man in Gedanken alle möglichen Figuren zeichnen, darunter auch ähnliche, oder gleiche, mit den bekannten geometrischen Eigenschaften. Dieses Farbendreyeck hängt mit dem sinnlichen Weltraum durchaus nicht zusammen; hat auch mit ihm kein gemeinsames Maaſs, sondern seine Maaſse müssen aus ihm selbst genommen werden; z. E. ein Zehntheil der Distanz zwischen Roth und Blau; dies ist eine völlig bestimmte Gröſse für das Farbendreyeck, und ein zulängliches Maaſs für alle darauf zu entwerfenden Figuren. Wollte man aber das Farbendreyeck aufs Papier zeichnen, so könnte es eben so gut ein Differential-Dreyeck seyn, als eine Quadrat-Meile im sinnlichen Weltraum einnehmen. — Es giebt noch andre Veranlassungen, Raum zu construiren; der intelligible Raum in der Metaphysik gehört hieher. Genau genommen, liegen auch die Gegenstände der reinen Geometrie nicht im sinnlichen Weltraum; dieser letztere ist theils von Körpern erfüllt, theils liegt es leer zwischen ihnen; die geometrischen Kreise, Quadrate, Polygone aber sind nirgends in ihm, haben in ihm nicht einmal Platz, wurden auch nicht durch Begränzung aus ihm herausgehoben, sondern der Geometer macht jeden von ihnen ganz von vorn an, und würde aus jedem derselben einen ganz vollständigen Raum, als dessen Umgebung, produciren, wenn ihm daran gelegen wäre, so daſs auch dieser Raum gar keine bestimmte Lage gegen oder in dem sinnlichen Weltraum hätte, sondern man einen davon sich aus dem Sinne schlagen müſste, um den andern zu denken. Bequemer ist es, die Constructionen, die nicht nothwendig geschieden bleiben müssen, in einander fallen zu lassen; eigentlich aber ist zwischen dem Kreise des Geometers und den sämmtlichen sinnlich wahrnehmbaren Kreisen das Verhältniſs einer platonischen Idee zu ihren Nachahmungen; wobey man sich erinnern wird, daſs eine solche Idee durchaus nicht selbst einen Platz in der Sinnenwelt hat, wo sie könnte gefunden oder auch nur dürfte gesucht werden. — Ja sogar der sinnliche Weltraum ist nicht ursprünglich nur Einer; sondern Auge, und Gefühl, oder Getast, haben unabhängig von einander Gelegenheit zur Production des Raums gegeben; später ist beydes verschmolzen und erweitert. — Man kann nicht oft genug gegen das Vorurtheil warnen, als gebe es nur Einen Raum, den des sinnlichen Weltalls. Es giebt ganz und gar keinen Raum; aber es giebt Veranlassungen, daſs Systeme von Vorstellungen ein Gewebe von Reproductions-Gesetzen durch ihre Verschmelzung erzeugen, dessen Vorgestelltes nothwendig ein Räumliches — nämlich für den Vorstellenden — seyn muſs, und solcher Veranlassungen finden sich mehrere, die nicht alle gleichen Erfolg haben; denn manche angefangene Raum-Erzeugung bleibt unvollendet im Dunkeln liegen. Das Vorurtheil aber, von dem hier die Rede ist, reicht schon für sich allein zu, alle Metaphysik zu verderben. Dagegen ist jeder Lichtstrahl, der auf die Lehren vom Raume fällt, der Metaphysik im Ganzen wohlthätig. Wie viel hat Kant nicht schon allein dadurch gewirkt, daſs er zu neuer Untersuchung über den Raum wenigstens die erste Anregung gab!)

---

*) Diese Voraussetzung gegen mögliche Einwürfe zu rechtfertigen, ist hier nicht nöthig. Andre Voraussetzungen werden andre Constructionen ergeben, auf deren Gestalt hier nichts ankommt.

Obgleich wir hier mehr und mehr auf Gegenstände kommen, die sich ohne Hülfe des analytischen Theils der Psychologie kaum deutlich machen lassen: so muſs doch wenigstens mit kurzen Worten angemerkt werden, daſs die Reihenbildung unter den Vorstellungen auch auf die Hemmung, und auf die Schwellen des Bewuſstseyns, einen sehr starken Einfluſs ausübt. Im Allgemeinen läſst sich dieses leicht einsehn. Gesetzt, eine Wahrnehmung reproducire eine früher gebildete Reihe, zugleich aber gebe sie Anlaſs zur Verknüpfung ihrer Partial-Vorstellungen in eine andre Reihe: so muſs nothwendig eins das andre stören. Allein hier ist an keine vestbestimmte Hemmungssumme, und eben so wenig an ein fixirtes Hemmungsverhältniſs, zu denken: denn die Reproductions-Gesetze wirken allmählig, und eben so allmählig gerathen sie in Conflict. Damit ist aber nicht gesagt, daſs sich Gegenstände dieser Art niemals würden der Rechnung unterwerfen lassen; vielmehr haben wir schon im fünften Capitel sowohl veränderliche Hemmungssummen als auch veränderliche Hemmungsverhältnisse in die Rechnung eingeführt.

Dies ist jedoch nicht Alles. Wo Hemmung wegen der Gestalt (so nenne ich kurz diesen Conflict der Reproductionen) Statt findet, da giebt es auch Begünstigung wegen der Gestalt, oder das Gegentheil; und wo dieser psychologische Proceſs durch die Auffassung eines gewissen Gegenstandes herbeygeführt wird, da heiſst in gewöhnlicher Sprache, die nur das Vorgestellte bezeichnet, von dem verborgenen Act des Vorstellens aber nichts aussagen kann, — der Gegenstand schön oder häſslich. Will man jemals über das Schöne im Raume nähere Kenntniſs erlangen: so wird man die Mechanik des Geistes bis hieher fortführen müssen.

Alle Vorstellungen im engern Sinne, das heiſst, solche, die ein Bild sind von irgend einem, gleichviel ob wirklichen, oder scheinbaren, oder erdichteten Gegenstande, sind Gewebe von Reihen, die in einer schnellen Succession unmerklich fortflieſsend, durchlaufen werden. Der Schwung durch die Partial-Vorstellungen läſst einen Gesammt-Eindruck zurück, der jeden Augenblick auf die geringste Veranlassung wieder in irgend eine innere Bewegung gerathen kann. Man betrachte drey Puncte; sollte die Anschauung gleichmäſsig auf diesem Bilde ruhen, so müſste das Auge auf den Mittelpunct des Kreises gerichtet werden, der das Dreyeck umschlieſst; allein dies geschieht gewiſs nicht bey solchen Dreyecken, die vom gleichseitigen bedeutend abweichen; hier giebt es einen andern Punct, in welchen das Maximum des Zugleich-Auffassens der sämmtlichen Winkelpuncte fallen würde. Aber auch da ruhet das Auge nicht, eben deswegen, weil hier noch immer Ungleichheit Statt findet, indem einer von den Puncten am meisten, ein anderer am wenigsten gesehen wird; nur ein successives Sehen kann dies ausgleichen. Was nun vom Vorstellen dreyer Puncte (aufs Sehen mit dem leiblichen Auge kommt hier nichts an), das gilt um so mehr von vielen Puncten, von ganzen Figuren und Körpern.

Durch diesen Schwung im Vorstellen wird nun die Hemmung zwischen den Theilen des Bildes bey weitem weniger merklich als sie sonst seyn würde. Was wir schnell (aber doch nicht ganz gleichmäſsig, sondern mit successivem Vorherrschen einzelner Theil-Vorstellungen) übersehen können, das gilt uns für eine silmultane Wahrnehmung; nur dürfen die darin enthaltenen Reihen sich nicht verwirren; sonst trübt sich das Bild wegen der wider einander strebenden Reproductionen, durch welche jeder Punct auf die übrigen führt.

Anmerkungen.

Gegen das Ende des vorhergehenden Paragraphen wird der Leser eine Dunkelheit bemerkt haben, die sich nicht hinwegräumen läſst. Sie liegt nicht in der Sache, aber in der nothwendigen Form des Vortrags. Wir nähern uns dem Ende des synthetischen Theils; es kommt darauf an, daſs derselbe sich mit dem folgenden, analytischen, gehörig verbinde. Wird dafür nicht im Voraus gesorgt: so steht der synthetische Theil zu nackt, und späterhin wird die Anknüpfung zu schwer. Hier muſs der Leser mit eignem Denken dem Buche, welches an diesem Orte nur Andeutungen der analytischen Betrachtung geben kann, zu Hülfe kommen. Er muſs sich dabey vor Uebereilungen hüten; sonst entstehen Deuteleyen, wodurch das Gegebene entstellt, und die Theorie auf falsche Wege geleitet wird; wovon die Beyspiele in unserer neuesten Philosophie (da, wo sie irgend welche Naturgegenstände deducirt zu haben glaubt) nur zu reichlich vorhanden sind.

Wollte man die Gegenstände, welche des analytischen Verfahrens zur deutlichen Darstellung bedürfen, im synthetischen Theile noch ganz unerwähnt lassen: so würde noch eine andre Unbequemlichkeit entstehn. Manches, das in den psychologischen Erscheinungen auf verschiedene Weise zum Vorschein kommt, und deshalb im analytischen Theile an verschiedenen Orten seinen Platz hat, ist gleichwohl einfach für die synthetische Betrachtung, denn es ist ein und derselbe Grund für eine Mehrheit von Folgen, die unter verschiedenen nähern Bestimmungen daraus entspringen. Um es in dieser Einheit darzustellen, muſs es im synthetischen Theile mit aufgeführt werden. Deshalb will ich hier noch nebenher ein paar wichtige Puncte berühren, die mit den übrigen Gegenständen dieses Capitels nicht in gerader Linie liegen, und daher in den Paragraphen selbst nicht füglich ihre Stelle erhalten konnten.

1. Involution der Vorstellungs-Reihen. Es ist im Vorhergehenden vom Ablaufen der Vorstellungs-Reihen, und von ihrem Evolutions-Vermögen gehandelt worden. Man weiſs, daſs hiebey alles auf die verschiedene Wirksamkeit der Reste r, r', r'', u. s. f. ankommt, wodurch jede einzelne Vorstellung in verschiedenem Grade mit den andern Vorstellungen verknüpft ist. Damit aber diese Verschiedenheit irgend eine Folge habe, muſs eine solche Vorstellung im Bewuſstseyn wenigstens so hoch hervorgehoben seyn, als der gröſste jener Reste anzeigt. Wäre z. B von der Vorstellung a wohl das kleinere Quantum r'' im Bewuſstseyn gegenwärtig, nicht aber der gröſsere Rest r' und noch weniger der gröſste, r: so würde die mit r'' verbundene Vorstellung d gerade so geschwind gehoben, als die mit r' verknüpfte c, und die mit r verschmolzene, b. Folglich könnten nun b, c, d, nicht als Glieder einer Reihe auseinander treten; und dieser Theil der Reihe a, b, c, d, e, f, g, wäre demnach eingewickelt; während die nachfolgenden Glieder e, f, g, zwar wohl unter sich zur Evolution bereit wären; aber deshalb einem andern Nachtheil unterworfen seyn würden, weil b, c, d nicht gehörig nach einander ihr Maximum erreicht hätten und von da wieder herabgesunken wären, also gewissermaaſsen noch im Wege stünden, und das Bewuſstseyn anfüllten.

Befinden sich nun die Vorstellungsreihen im Zustande der Involution (und das ist immer der Fall, wenn nicht ein besonderer Grund zu ihrer hinlänglichen Aufregung wirkt), so ist die Mehrheit und Verschiedenheit ihrer Glieder unbemerkbar; sie gelten alsdann für Einheiten, wie z. B. die Vorstellung eines Buches, eines Flusses, eines Beweises; wo die Mannigfaltigkeit der Beyspiele deutlich zeigt, dafs aus der Lehre von der Involution sich Folgerungen ergeben müssen, die an ganz verschiedene Orte des analytischen Theils hinzuweisen sind. Es ist übrigens von selbst klar, dafs unsre Vorstellung eines Buchs nichts anderes enthält, als die einzelnen Vorstellungen von dem, was auf den verschiedenen Blättern desselben nach einander zu lesen steht, sammt der entsprechenden Reihe von Gedanken und Gefühlen während des Lesens; und so auch in den andern Beyspielen, die man ohne Mühe vervielfältigen kann. Man denke nun an eine Bibliothek, eine Stromkarte, und eine systematische Theorie; so wird man sogleich gewahr, dafs hier Bücher, Flüsse, Beweise, wiederum einzelne Glieder von Reihen und von Geweben aus diesen Reihen geworden sind; gerade so, wie, noch weiter fortschreitend, wir einer Bibliothek einen Platz in der Reihe der Merkwürdigkeiten einer Stadt anweisen.

B. Wölbung und Zuspitzung der reproducirten Vorstellungen. Was ich durch diese figürlichen Ausdrücke bezeichne, das hat einen noch viel gröfsern Umfang als das Vorige, und ist in der Erfahrung nicht so leicht aufzufinden. Man erkennt es jedoch an dem so wichtigen Unterschiede der schärfern oder stumpferen Auffassungen, von denen der Grad der Bestimmtheit im Wahrnehmen und im Denken abhängt. Um von der synthetischen Seite her den Gegenstand deutlich zu machen, wollen wir uns fürs erste zurückversetzen zu ganz einfachen Vorstellungen, etwa zum Hören eines Tons, oder zum Sehen einer Farbe; die Anwendung auf die Vorstellungsreihen wird alsdann leicht seyn.

Wenn eine Vorstellung eben jetzt erzeugt, oder, wie man zu sagen pflegt, durch die Sinne als Empfindung gegeben wird: so reproducirt sie nicht bloſs die völlig gleichartigen, sondern man kann sie mit einem Lichte vergleichen, das einen Schein ringsumher verbreitet. Denn indem die neue Vorstellung alles ihr Entgegengesetzte zurückdrängt, was sich so eben im Bewuſstseyn findet, wird auch alles das, worauf dieses Entgegengesetzte hemmend wirkte, mehr oder weniger frey. Es erhebt sich also, wenn wir z. B. einen Ton hören, nicht bloſs die völlig gleichartige ältere Vorstellung eben dieses Tones, sondern beynahe in gleichem Falle mit ihm befinden sich die nächst höheren und niedrigeren Töne; daher streben sie gleichfalls empor ins Bewuſstseyn; und so geht das in abnehmendem Grade auf die entfernteren Töne fort. Also kommt eine ganze Tonmasse, oder in einem andern Beyspiele eine ganze Farbenmasse in Bewegung; nur nicht so merklich, als ob alle diese Töne und Farben wirklich wahrgenommen würden. — Jetzt kommt es aber darauf an, ob die Empfindung des wirklich gehörten Tones länger anhalte. Wenn das geschieht: so stöſst diese Empfindung mehr und mehr die nicht völlig gleichartigen Vorstellungen wieder zurück; und hiebey wird der innere Widerstreit um desto stärker, je mehr die älteren Vorstellungen unter sich verschmolzen, und je geneigter sie deshalb sind, alle in Gesellschaft ins Bewuſstseyn zu kommen. Vergleicht man nun die ganze aufgeregte Masse der Vorstellungen mit einem Gewölbe: so kann man fortfahren zu sagen, das Gewölbe werde vom äuſsern Umfange gegen die Mitte hin mehr und mehr niedergedrückt; und endlich müsse es sich dergestalt zuspitzen, daſs gerade nur die, der neuen Wahrnehmung völlig gleichartige ältere Vorstellung hervorrage. So geschieht es, so oft wir einen Gegenstand bestimmt als diesen und keinen andern auffassen; denn hierin liegt offenbar ein Actus der Ausschlieſsung dessen, was wegen der nähern oder fernern Aehnlichkeit ins Bewuſstseyn mit hervorgetreten war.

Die Uebertragung des hier Gesagten auf unvollkommene Complexionen und auf Reihen ist sehr leicht. Wird ein einzelnes Glied derselben neu gegeben: so regt sich der Verbindung wegen die ganze Complexion oder die ganze Reihe; und im letztern Falle ist nun die Reihe im Begriff abzulaufen. Damit aber tritt eine Hemmungssumme ins Bewuſstseyn, welche wieder sinken muſs; unter der Voraussetzung nämlich, die neue Auffassung dauere noch fort, und die gleichartige ältere Vorstellung könne daher ihrem Weiter-Streben nicht nachgeben.

Man erinnere sich hiebey des Gefühls, welches entsteht, wenn eine Folge von Vorstellungen langsamer als gewöhnlich, dargeboten wird. Z. B. wenn eine Reihe von Wagen vorüberfährt beym Leichenzuge; oder wenn Jemand sehr langsam spricht; oder wenn eine bekannte Melodie auffallend langsam gesungen wird. Alles Langsame, wenn es nicht aus andern Gründen widrig ist, nähert sich dem Feyerlichen; es stöſst die schneller forteilenden Vorstellungsreihen zurück. So gerathen wir ins Gebiet der ästhetischen Beurtheilung. Hier versteht sich von selbst, daſs das Langsame nicht matt und schwach seyn muſs, sondern energisch genug, um den Fluſs des Vorstellens wirklich anzuhalten, und das Vordrängende zurück zu zwingen.

Andererseits kommt es darauf an, ob der Mensch sich Zeit lasse, und ob in ihm der Drang der Vorstellungen von zufälligen Hemmungen frey sey. Schwache und langsame Köpfe sind nicht aufgelegt zu scharfen, wohlbegränzten Auffassungen. Der beschriebene Proceſs erfordert nämlich, daſs Energie in der Reproduction sey; sonst kommt es gar nicht zum Anstoſsen an eine Gränze, welches allemal das innere Streben voraussetzt, dieselbe zu überschreiten, es kommt also nicht zu dem Conflict von dem wir reden. Die Complexionen und Reihen müssen auf inniger Verbindung ihrer Glieder beruhen; sonst ruft nicht eine Vorstellung die andere so lebhaft auf, daſs dadurch eine starke Zurückstoſsung könnte veranlaſst werden. Aber auch deshalb kann die letztere unmerklich werden, weil ihr nicht Zeit gelassen wird. Uebereilung ist das Gegentheil des Scharfsinns, auch bei sonst lebhaften Naturen. Verweilung bei jedem einzelnen Puncte ist die psychologische Bedingung des genauen Denkens; sonst lassen sich Verwechselungen, sammt allen ihren Täuschungen, nicht vermeiden; die Vorstellungen wölben sich wohl, aber zum Zuspitzen gelangen sie nicht, das heiſst, die Gedanken kommen nicht zur Reife.

§. 101.

Da es an diesem Orte bloſs noch darauf ankommt, die Verbindung zwischen dem synthetischen und dem analytischen Theile der Psychologie zu vermitteln: so werde ich auch einige andre, an sich höchst wichtige Gegenstände, hier nur so betrachten, wie sie sich als Folgen aus dem bisher Vorgetragenen gleichsam aus der Ferne zeigen lassen.

Ursprünglich fällt jede Vorstellung, indem sie entsteht, in mehr als Eine Reihe. Sie verknüpft sich zum Theil mit denen, die sie eben im Bewuſstseyn vorfindet; theils mit gleichzeitig gegebenen; theils mit denjenigen, deren Reproduction sie, erst unmittelbar, dann mittelbar, veranlaſst. Geht man den reproducirten weiter nach, so sind diese ehemals auf ähnliche Weise, seltener oder öfter, Verbindungen mit anderen eingegangen. Daher finden sich in der dritten von jenen drey Arten der Verknüpfung mancherley nähere Bestimmungen, die nur allmählig entwickelt werden können. Vermöge der ersten Art bekommt die Vorstellung eine Stelle in der Zeit; vermöge der zweyten einen Ort im Raume; vermöge der dritten einen Platz im Reiche der Begriffe.

Bey jeder neuen Reproduction strebt die Vorstellung, alles Verbundene theils simultan, theils successiv (§. 100.) ins Bewuſstseyn zu bringen; hierin wird sie theils begünstigt, theils gehindert; und sofern die Reproduction wirklich zu Stande kommt, ist sie das Resultat des Zusammenwirkens vieler zugleich strebender Vorstellungen. In der Regel kehren diejenigen Vorstellungen am leichtesten wieder, die erst kurz vorher im Bewuſstseyn waren; denn die Zeitreihe, in der sie liegen, hebt sich von zwey Puncten aus, vom jetzigen und von jenem früheren; diese Zusammenwirkung wird bey längeren Zwischenzeiten unwirksam, wenn nicht gewisse hervorragende Momente in der Zeitreihe (die man Epochen nennen kann), unter sich eine stärkere Verbindung eingegangen waren.

Wir wollen nun annehmen, einerley Vorstellung sey schon sehr oft gegeben worden: so wird sie mit sehr Vielem verbunden seyn; und dies Viele wird in mancherley Gegensätzen stehn; daraus werden vielerley theils materiale Hemmungen (wegen der Beschaffenheit der einzelnen Partial-Vorstellungen), theils formale (Hemmungen wegen der Gestalt, nach vorigem §.) entspringen. Nun sollte zwar die oftmals gegebene Vorstellung eine groſse Gesammt-Kraft besitzen; allein ihr Verbundenes steht sich und ihr im Wege; es verdunkelt sich gegenseitig, und sie wird dadurch im Aufstreben gehindert.

Hiebey ist insbesondere zu merken, daſs wegen der successiven Reproductionen (nach §. 88.) das Verbundene jener Hauptvorstellung nur allmählig mehr und mehr ins Bewuſstseyn treten sollte; die Folge davon läſst sich leicht einsehn. Nämlich wenn die Hauptvorstellung mit vielen Reihen verbunden ist, diese Reihen aber unter einander entgegengesetzt sind, so muſs die Wirksamkeit, womit sie einander widerstreben, nothwendig wachsen, indem die Zeit verläuft; denn während dieses Zeitverlaufs sollen die Reihen sich im Bewuſstseyn entwickeln. Weil sie sich nun daran gegenseitig mehr und mehr hindern, je weiter ihre Entwickelung nach dem Reproductionsgesetze fortschreiten müſste: so leidet die Hauptvorstellung selbst hiedurch einen wachsenden Widerstand; sie kann sich im Bewuſstseyn nicht lange halten, sondern erliegt gar leicht unter der Last ihrer Verbindungen.

(Dies ist die eigenthümliche Schwierigkeit, welche sich bei Menschen ohne wissenschaftliche Bildung dann äuſsert, wann sie allgemeine Begriffe vesthalten sollen. Die Gedanken vergehn ihnen; sie wissen gar bald nicht mehr, wovon die Rede ist; sie werden müde und gähnen. Umgekehrt erhellet hieraus die Kraft der Beyspiele, das Denken zu unterstützen, indem jedes derselben eine bestimmte Reihe veststellt, und den Widerstand der übrigen abwehrt.)

Gleichwohl bereitet sich durch den eben erwähnten Hemmungs-Proceſs ein wichtiger Fortschritt in der geistigen Bildung. Ist nämlich die Hauptvorstellung nur gehörig gebildet worden, durch möglichst vollständiges Verschmelzen ihrer früheren Theile mit den späteren, so oft sie gegeben wurde (vergl. §. 85.), und hat nur nicht irgend ein physiologisches Hinderniſs diese Verschmelzungen verkümmert (wie bey Kranken, bey Blödsinnigen, oder schon bey schwachen Köpfen), so giebt ihr die häufige Wiederhohlung unter verschiedenen Umständen dennoch Kraft genug, um in der Mitte andrer Vorstellungen einen Platz zu behaupten. Zugleich erscheint sie nun beinahe isolirt, weil das Ablaufen der ihr anhängenden, sich unter einander hemmenden, Reihen nicht mehr merklich ist. Sie ist also abgelöset von ihren zufälligen Verbindungen nach Zeit und Ort. Mehrere Vorstellungen dieser Art können nun unter sich in solche Verbindungen treten, die von ihnen selbst, von ihrem Inhalte, ihrem Vorgestellten, abhängen; kurz, sie können sich nach ihrer Qualität verknüpfen. In so fern aber werden sie dem Verstande zugeschrieben, und heiſsen Begriffe.

Man kann von den Begriffen auch sagen, sie seyen die Vorstellungen in dem Zustande, worin sie unmittelbar an die Sprache geknüpft seyen; und von der Sprache: sie sey ganz eigentlich das, was verstanden oder nicht verstanden werde, so daſs hieraus sich die ursprüngliche, obgleich nicht die ganze Bedeutung des Wortes Verstand ergebe. Hierauf werden wir sogleich zurückkommen; zuerst müssen wir aus der Lehre von den Vorstellungsreihen noch eine andre Betrachtung ableiten.

Eine Complexion aus den Vorstellungen A und B sey im Begriff sich zu bilden. Wenn sie zu Stande kommen soll, so müssen die Reihen, welche von A ausgehn, und die, welche an B geknüpft sind, einander nicht dergestalt hemmen, daſs ihr ferneres Ablaufen dadurch unmöglich würde; sonst wirkt die Hemmung auf A und B zurück, und die Complication muſs unterbleiben. Aber gesetzt, die Evolution der Reihen bis zu dem Puncte ihres Zusammenstoſsens würde aufgehalten, so würde die Complexion sich dennoch, wenigstens vorläufig bilden, und so lange dauern, bis jene Gegenwirkung der Reihen hervorträte und sie zerstörte. Daſs diese Art der vorläufigen, aber unhaltbaren Complication, das Wesentliche des Traums ausmacht, läſst sich leicht übersehen; dasselbe ist beym Wahnsinn der Fall, nur so, daſs hier das Ablaufen der Reihen sich bis zur Heilung des Kranken verzögert, während die Träume nur des Aufwachens bedürfen, um ihrer Ungereimtheit überführt zu werden; so wie der Unverstand der Kinder, deren Vorstellungsreihen noch kurz, und mangelhaft verknüpft sind, durch zunehmende Erfahrung und durch reifere Gedanken-Verbindung allmählig verscheucht wird.

Erinnern wir uns nun der Sprache: so sehn wir sogleich, daſs jedes gesprochene Wort für den Hörer ein Anfangspunct von Reihen ist, welche sich alle in einander verweben müssen, wofern die Rede soll verstanden werden. Alles, was diesen Proceſs der Verwebung hindert, macht die Rede unverständlich.

Aber die Sprache liegt nicht bloſs in den Worten, sondern auch in den Dingen. Der Verständige erräth das Verborgene, indem er den Zusammenhang ergänzt; und er verwirft die thörichten Meinungen und Pläne, indem er den Lauf der Begebenheiten vorwärts und rückwärts in Gedanken verfolgt. Es ist klar, daſs hiebey alles auf das Zusammenwirken seiner Vorstellungsreihen ankommt; gleichviel ob vom praktischen oder vom theoretischen Verstande die Rede ist. Man kann dem Verstande zwey Dimensionen zuschreiben: Weite und Tiefe. Die Weite hängt ab von der Menge und Mannigfaltigkeit solcher Reihen, deren Partial-Vorstellungen möglichst genau, und ohne Verwirrung, verschmolzen und geordnet seyen; die Tiefe bezieht sich auf die Reproduction der gleichartigen Vorstellungen, wodurch sie Begriffe sind. Oberflächliche Menschen reproduciren heute nur das Gestrige und Vorgestrige; bey tiefen Charakteren bewegt jeder Gedanke den Stamm des ganzen frühern Lebens.

Für die Sprache sind alle Begriffe, als solche, Substantiva; das Gehen und Stehen eben sowohl als der Baum und das Haus; das Wenn und das Aber eben so gut wie das Süſse und das Kalte. Aber keine unserer Vorstellungen ist bloſs und ursprünglich ein Begriff; eine jede, wie sehr sie auch isolirt zu seyn scheine, hängt noch immer in allen ihren, wie sehr auch verdunkelten, Verbindungen; darum liegt in jeder ein mannigfaltiges Weiterstreben, so wie es oben (im vorigen §.) beschrieben wurde. In diesem Weiterstreben müssen die Gedanken sich gegenseitig tragen und halten; darum biegt die Sprache ihre Worte, und baut daraus Perioden. Hiezu dienen ihr vorzüglich ihre *verba activa* und *passiva;* ohne uns aber bey den Worten weiter aufzuhalten, müssen wir noch einen Blick werfen auf die Begriffe des Thuns und Leidens; und wir werden darauf sogleich kommen, nachdem wir noch zuvor angemerkt haben, daſs die Bildung der Perioden auf dem Gegensatze des Ja und Nein (auf der sogenannten Qualität des Urtheils) beruht, und dieses wiederum ein mögliches Schweben zwischen Ja und Nein voraussetzt. Das Nein, welches gewiſs kein Erfahrungsbegriff seyn kann, da alle Erfahrung nur Positives giebt, ist nichts anderes als eine veste Hemmung, wogegen eine Vorstellungsreihe anläuft. Absolut vest braucht die Hemmung nicht zu seyn; nur so vest, wie die Auſsenwelt sich uns zeigt, wenn sie, unsern Wünschen und Bemühungen trotzend, uns fortwährend einerley Wahrnehmung erneuert; so daſs dagegen unsre Wünsche vergeblich anlaufen, und hiedurch verneint werden. Daſs auch diese Art von relativer Vestigkeit nicht ursprünglich in den einzelnen Vorstellungen liegt: weiſs man aus den ersten Elementen der Statik des Geistes, bey fortschreitender Ausbildung aber kann sehr leicht in einem Systeme von Vorstellungen eine Wirksamkeit entstehn, die sich gegen ein anderes eben so fortwährend erneuert, wie die äuſsere Anschauung gegen die von innen hervordringenden Gedanken.

§. 102.

Die Lehren der Mechanik des Geistes sind so allgemein, daſs sie auch dann noch gelten müſsten, wenn wir in einer ganz anderen Natur, als in der wirklichen, lebten; so wie die Mechanik der vesten Körper sich, *mutatis mutandis,* ohne besondre Schwierigkeit auch auf eine Astronomie würde übertragen lassen, deren Grundgesetz eine Anziehung verkehrt wie der Würfel der Entfernung seyn möchte. Damit würden aber die Erscheinungen der Himmelskörper keinesweges zusammenstimmen; will der Astronom, während er rechnet, die Thatsachen nicht ganz aus den Augen verlieren, so muſs er innerhalb solcher Voraussetzungen bleiben, die zu den Thatsachen passen. Eben so: wollen wir allmählig uns vorbereiten, die Mechanik des Geistes mit dem zu verknüpfen, was wir in uns fühlen, und aus der Erfahrung von uns wissen: so ist es nöthig, daſs wir uns nun bestimmter, als zuvor, an unsre Welt, das heiſst, an die eigenthümlichen Beschaffenheiten solcher Vorstellungsreihen erinnern, die sich im menschlichen Geiste unter den vorhandenen menschlichen Verhältnissen, unwillkührlich bilden.

Hier kommen uns nun zuerst die Unterschiede des Thätigen und Leidenden entgegen. Viele Complexionen wahrgenommener Merkmale, — oder, in unserer gewöhnlichen Sprache, viele Dinge, — zeigen sich und ihre Veränderungen in der Regel nur als Endpuncte von Reihen, die von andern Dingen ausgehn; oder doch nur in so fern als Anfangs-Puncte, wie fern sie zuvor Endpuncte früherer Reihen waren. Weit seltener sind die andern Dinge, von denen eben so oft Reihen ausgehn, als bey ihnen anlangen. Jene erstern nun werden als Stoff, als Materie, die mit sich machen läſst, bezeichnet; diese letztern, so fern sie von vielen verschiedenen Reihen die möglichen Anfangspuncte sind, denkt man als thätig, als Quelle und Ursprung von Ereignissen.

Man unterscheide hier sorgfältig, was die Worte: Thun und Leiden, eigentlich bedeuten sollten, von dem, was sie in gemeiner Sprache wirklich bedeuten. Jenes ist eine metaphysische Frage, deren Gewicht der gemeine Verstand gar nicht empfindet, und deren Beantwortung nicht hieher gehört; aber die zweyte, psychologische Frage ist schon vollständig beantwortet durch das, was oben von den Vorstellungsreihen gelehrt wurde. Wer sich ein Thun denken will, der versetzt sich in einen Zustand, als ob in ihm eine Reihe dergestalt abliefe, daſs sie vorzugsweise durch das reproducirende Streben des Anfangsgliedes hervorgehoben würde; um den Verlauf der Reihe bekümmert er sich dabey nicht. Deshalb ist eine Quelle das natürliche Symbol des Thätigen; obgleich sich bey näherer Betrachtung finden würde, daſs auch hier alles, was das sinnliche Auge wahrnimmt, sich lediglich leidend zeigt, indem ja die Einfassung der Quelle ruhet, und das Wasser bloſs hervortritt, um fortzuflieſsen, ohne irgend etwas, wenn nicht zufällig, zu ergreifen und abzuändern. Aber unsern eigenen Gemüthszustand, indem eine Vorstellung die von ihr ausgehende Reihe hervorzuheben strebt, leihen wir der Quelle; darum belebt sie sich für uns, als ob auch in ihr etwas wäre, welches sich anstrengte, das Wasser zu heben und zu fördern. Ueberhaupt bedeutet im gemeinen Sprachgebrauche die Redensart: das kommt davon, genau so viel als: dies hier ist die Wirkung von jener Ursache dort; und wenn hiemit der gemeine Verstand noch ein dunkles Gefühl des Widerspruchs verbindet, der in dem Leidenden entstanden wäre, wenn es sich selbst verändert hätte, so geht er schon weiter als die Kantische Schule ihn führen würde, die, freylich seltsam genug, in dem Causal-Begriff auch nichts anderes zu finden wuſste, als den Anfang einer Reihe.

Ein zweyter Umstand, den wir aus unserm Verhältnisse zur Auſsenwelt hervorheben müssen, ist die Beweglichkeit des Menschen in seiner Umgebung. Ohne diese würden die Anschauungen der Dinge stets für die Dinge selbst gehalten werden; dadurch aber, daſs der Mensch einen Unterschied des Abwesenden und des Gegenwärtigen faſst, lernt er, daſs den Gegenständen ihr Erscheinen oder Nicht-Erscheinen zufällig ist. Die Gegenstände bekommen, so fern sie vest stehn, auch veste Plätze in seinen sich allmählig bildenden, ordnenden, und verknüpfenden Vorstellungsreihen, worin die Reihenfolge der Anschauungen aufbewahrt wird. Ihr Erscheinen aber (ihre Sichtbarkeit, Hörbarkeit u. dergl.) wird ihnen wie eine Art von Ausstrahlungs-Sphäre zugeschrieben, die mit wachsender Entfernung an Stärke abnimmt. Sie selbst, die Gegenstände, werden betrachtet als das, woher das Erscheinen kommt; und der Mittelpunkt, in welchem die Strahlen des Erscheinens sich von allen Seiten her vereinigen und kreuzen, legt den Grund des Ich, welches zu seiner Ausbildung noch der innern Welt bedarf, die in der Mitte der Auſsenwelt oder des Nicht-Ich sich umherbewegend, nicht bloſs Reihen in sich aufnimmt und endigt, sondern auch andre Reihen theils von sich aussendet, theils auszusenden im Begriff ist, durch welche sie den einströmenden begegnet; dergestalt, daſs man nicht sagen kann, ob das Ich mehr activ oder passiv erscheine, indem fast stets beydes zugleich und nahe in gleichem Maaſse Statt findet. Die innere Welt aber, oder die Welt der innern Wahrnehmung, ist in steter Fortbildung begriffen, und nach der Art ihrer Bildung höchst verschieden; sie erscheint anders dem Dichter, anders dem Philosophen, und beyden anders als dem schuldbewuſsten Sünder, oder als dem Tugendhaften, der sich in fromme Selbstbetrachtung versenkt. Jedesmal aber baut sie sich aus nach ähnlichen Formen wie die Auſsenwelt; so daſs auch in ihr das Ich wie ein umherwandelnder Punct erscheint, dem bald diese bald jene Gegend in ihr mehr sichtbar wird; und will man sie zerlegen, so wird man finden, daſs sie gerade so wie unsre Auſsenwelt, aus Vorstellungsreihen besteht; mit dem Unterschiede, daſs in ihr die Gesetze der Wirksamkeit und Reizbarkeit dieser Reihen mehr selbstständig regieren, als in der Auſsenwelt, in welche wir jeden Augenblick neue Vorstellungen aufnehmen müssen, weil unser Verhältniſs zu dem, was wirklich auſser uns existirt, sich unaufhörlich ändert.

Bey dieser Gränze wollen wir stehen bleiben. Nicht als ob die innere Wahrnehmung nicht in die Mechanik des Geistes gehörte. Unstreitig muſs eine Zeit kommen, wo man auch das Verhältniſs derjenigen Vorstellungs-Massen, die sich zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Umgebungen und Umständen bildeten, auf synthetischem Wege vollständiger untersuchen wird, wie es auf analytische Weise geschehen kann. Vielleicht wird man selbst mit der Genauigkeit der Rechnung einige von den Gesetzen erkennen, nach welchen von den stärkeren und älteren jener Vorstellungsmassen die schwächern appercipirt werden; ähnlich der Aneignung neuer Wahrnehmungen des äuſsern Sinnes durch die älteren Vorstellungen, während wir anschauen, und das Angeschaute beurtheilen. Die Aufforderung, Untersuchungen dieser Art anzustellen, ist von der dringendsten Art; denn es kommt darauf an, die Bedingungen der Selbstbeherrschung zu finden, von welcher offenbar die Apperception des eignen Inneren die erste Voraussetzung ist. Es kommt darauf an, die praktische Vernunft zu ergründen, welche man durch die praktische Philosophie allein noch nicht hinreichend kennen lernt. Denn die Vernunft ist kein bloſses Sollen, sie ist auch ein wirkliches Handeln; sie vollzieht allemal in einigem Grade das, was sie gebietet; es bewegt sich allemal durch sie der innere Mensch, wenn er auch nur erschüttert, und nicht von der Stelle gerückt wird.

Sollen aber die synthetischen Untersuchungen so weit fortgeführt werden: so müssen die Elemente, welche ich hier vortrug, erst geprüft, dann vollständiger ausgearbeitet werden. Diese Mühe, wer wird sie übernehmen? Ohne Zweifel der Erste, dem dies Buch begegnet, wenn er so viel Mathematik versteht, als nöthig ist, und wenn er sich in das Ganze meiner Lehre zu finden weiſs. Allein damit pflegt es nach meinen Erfahrungen etwas lange zu dauern. Manchmal habe ich bemerkt, daſs Zuhörer, die ungefähr auf dem Puncte standen, wohin ich den Leser jetzt geführt habe, nun erst irre wurden an dem Ich; nun erst bemerkten, mit welchem schwierigen Probleme sie von Anfang an beschäfftigt gewesen waren; nun erst in die Stimmung des Nachdenkens geriethen, worin sie vom ersten Anfang an hätten seyn sollen. Wohl denen, die, wenn auch spät, doch wenigstens irgend einmal dazu gelangen, sich zum ernstlichen Forschen aufgeregt zu fühlen!

Nun erst werden auch diejenigen Untersuchungen gelingen können, mit welchen sich das philosophische Publicum in den letzten Zeiten vergebens beschäfftigt hat.

Kant begann ein preiswürdiges Unternehmen, indem er den frühern Dogmatismus durch Kritik des Erkenntniſsvermögens, — das heiſst: durch die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens, — erschütterte, und neue Anstrengungen des Denkens hervorrief. Aber in so fern er damit ein neues System begründen wollte, fehlte es ihm selbst am Grunde und Boden. Dem starken Geiste fehlten die nothwendigen Hülfsmittel und Vorarbeiten.

Es liegt mir ob, im zweyten Theile dieses Werks die Möglichkeit des Erkennens aus psychologischen Principien zu erklären und zu begränzen. Dort aber wird sich diese Absicht meiner Bemühungen vielleicht zu sehr unter den übrigen verlieren; daher, und um einigen Lesern mehr Anknüpfungspuncte darzubieten, will ich hier noch anhangsweise einige Bemerkungen über die Kantsche Lehre, sofern sie Kritik seyn soll, hinzufügen. Dabey könnte ich mich auf den Erfolg berufen, und diesen gegen Kant gelten machen. Die Sätze, daſs Räumliches und Zeitliches bloſse Erscheinung, Substanzen und Ursachen nur unsre Gedanken, Einheit und Regierung der Welt nur Ideen der Vernunft seyen, haben bekanntlich die Nachfolger verleitet, sich die Welt *a priori* zu construiren; und sich in sich selbst zu versenken, um die Dinge wie sie sind, aus der Idee hervorgehen zu lassen. Diese ganz unkritische Art zu philosophiren setze ich fürs erste bey Seite, denn sie war nicht Kants Absicht, der vielmehr das Wissen vom Glauben trennen, und es auf Erfahrung beschränken wollte. Was aber mich eigentlich beschäfftigt, das ist das Unkritische der Kantschen Kritik selbst.

Kann man das Erkenntniſsvermögen kritisiren, wenn man den Proceſs des Erkennens ganz und gar verkennt? wenn man nicht einmal nach diesem Processe fragt; wenn man unterläſst, die Nachforschung auf ihn zu richten?

„Was sind Raum und Zeit?“ So stellt Kant die Frage seiner transscendentalen Aesthetik. Er macht also den Raum und die Zeit zu Objecten seines Denkens. Kein Wunder, daſs seine Antworten sich auf den Weltraum beziehn, der übrig bleibt, wenn die Körper weggedacht werden; und auf die Zeit, worin die Weltbegebenheiten geschehn; dergestalt, daſs dieser Raum und diese Zeit die nothwendigen Voraussetzungen der Sinnenwelt selbst auszumachen scheinen. So wird das Leere dem Vollen vorausgeschickt; das Nichts wird zur Bedingung des Etwas. Gewiſs die seltsamste und ungereimteste aller Täuschungen!

In der That aber ist der Raum nur die Möglichkeit, daſs Körper da seyen, und die Zeit nur die Möglichkeit, daſs Begebenheiten geschehen. Diese Möglichkeiten lassen sich nicht mehr ableugnen, nachdem einmal wirkliche Körper wirklich als ein Räumliches, Ausgedehntes und Begränztes aufgefaſst, und nachdem einmal wirkliche Begebenheiten als dauernd eine bestimmte Zeit, und als solche, die gerade nicht früher eintraten und nicht später endigten, sind vorgestellt worden. Gerade dasselbe gilt von allem, was sich jemals in der Wirklichkeit vorgefunden hat. Man denke einmal alle wirklichen Töne und Laute, alles Hörbare hinweg! Das kann man; aber die Möglichkeit, daſs Töne gehört werden könnten, kann man nicht leugnen. Folglich bleiben auch alle Regeln der Musik gerade so unwandelbar stehn, wie die Geometrie ohne Körperwelt. Das Verhältniſs der Terzen, Quinten, Octaven; die Nothwendigkeit, den Leitton nach oben, die kleine Septime aber nach unten hin aufzulösen, dies alles steht vest *a priori*, ob nun in diesem Augenblick wirkliche Saiten und Ohren vorhanden sind oder nicht. Desgleichen denke man alle Farben hinweg; aber die Möglichkeit der Farben kann man nicht leugnen; folglich auch nicht den Satz, daſs das Farbendreyeck zwey Dimensionen, hingegen die Tonlinie nur eine Dimension habe. Nichts desto weniger beziehen sich alle diese Sätze auf vorausgesetzte Töne und Farben, die wirklich gehört und gesehen werden könnten; und eben so bezieht sich das Auſser-Einander auf irgend ein *a* und *b*, welches könnte eins hier und das andre dort seyn; und das Nach-Einander auf ein *α* und *β*, wovon eins früher und ein andres später kommen soll. Die Form der Zusammenfassung ist freylich losgerissen vom Zusammengefaſsten; sie ist über dasselbe hinaus, ins Unendliche erweitert worden, weil die Erweiterung, nachdem sie einmal in Gang kam, durch keine Gränze aufgehalten wurde; das heiſst, weil eine Unmöglichkeit des weitern Auſser- und Nach-Einander nirgends anfängt. Gerade so fanden wir oben das Ich losgerissen von allen individuellen Bestimmungen. Aber nichts desto weniger bezieht sich das Ich auf die Individualität, der Raum auf das Räumliche, die Zeit auf das Zeitliche; und die Kantische Untersuchung, die eher vom Raum als vom Räumlichen redet, behandelt die leere Form als eine Sache, zerreiſst Beziehungspunct und Bezogenes; kehrt das Hinterste nach vornen, und klebt an nichtigen Hirngespinnsten.

Was geschieht in mir, indem ich *a*, *b*, *c*, *d* neben und auſser einander denke? Denn vom Anschauen mit dem leiblichen Auge ist hier nicht nöthig zu reden. Welche Modification erleidet mein Vorstellen des *a* dadurch, daſs sich mit ihm das Vorstellen des *b*, *c*, *d* durch die Bestimmung verbindet, *b* liege zwischen *a* und *c*, und wiederum *c* zwischen *b* und *d*? Warum ist mein Vorstellen im Uebergange von *a* zu *d*, oder von *d* zu *a* begriffen, und warum geschieht dieser Uebergang nicht sprungweise? Da alle diese Vorstellungen in mir sind, nehmen sie denn auch in mir einen Raum ein? Etwa so, wie die eingebildeten materialen Ideen, das heiſst, Gehirn-Eindrücke, in verschiedenen Theilen der Gehirnmasse neben einander liegen sollten? Wenn dies eine lächerliche Hypothese ist, wie geht es denn zu, daſs mein Vorgestelltes sich auſser einander, und reihenförmig darstellt, während doch die Acte des Vorstellens hiebey schlechterdings nicht auseinander gerissen werden dürfen?

Das sind die Fragen, die beantwortet werden müssen. Sie passen auf die Landkarte von Utopien eben so gut, als auf die von Europa; und, mit gehöriger Abänderung auf die Zeit übertragen, eben so wohl auf die Geschichte von Udepoten, als auf die vom Erdball und vom Sonnensystem. Die Antworten darauf müssen eben so wohl die Raumvorstellungen des Hundes und des Hasen erklären, als die des Menschen, obgleich von den Thieren schwerlich jemand glauben wird, sie stellten Raum und Zeit als unendliche gegebene Gröſsen vor. Wo und wie irgend ein Räumliches oder Zeitliches gedacht, oder gedichtet, oder geträumt, oder gesehen, oder gefühlt, oder als Symbol gleichniſsweise zur Erläuterung unsinnlicher Gegenstände gebraucht und gestaltet wird, in diesen und allen erdenklichen Fällen muſs das Vorgestellte darum geordnet auseinander treten, weil in dem Vorstellen ein geordnetes Streben ist, vermöge dessen jede kleinste Partial-Vorstellung alle die andern in bestimmter Reihenfolge nach sich zieht, und in sie hinüberflieſst. Zu erklären, wie dieses Streben und Wirken in die Vorstellungen komme, das war die Aufgabe; aber ein paar unendliche leere Gefäſse hinzustellen, in welche die Sinne ihre Empfindungen hineinschütten sollten, ohne irgend einen Grund der Anordnung und Gestaltung, das war eine völlig gehaltlose, nichtssagende, unpassende Hypothese.

Eben so unkritisch war die Uebereilung, darum, weil Raum und Zeit Formen unseres Anschauens sind, zu behaupten, sie wären nicht Formen der Auffassung unsinnlicher Gegenstände, oder mit andern Worten, sie kämen den Dingen an sich nicht zu. Gerade umgekehrt! Dieselben Gründe, derentwegen das Farbige und das Fühlbare sich räumlich ordnet, kehren mit geringer Veränderung auch dort wieder, wo eine Mannigfaltigkeit des unsinnlichen Realen im zusammenfassenden Denken soll überschauet werden. Wir schauen freylich bloſs mit den Sinnen, wenn Schauen eine formale Modification des

Empfindens seyn soll. Aber die Form des Anschauens hat eine viel weitere Sphäre; sie ist Form des geordneten Zusammenfassens überhaupt, der Gegenstand sey welcher er wolle. Nur allein da, wo alle Zusammenfassung wegfälllt; da, wo man das primitive Reale einzeln betrachten will: hier gilt auch keine Form der Zusammenfassung; hier müssen Raum und Zeit verneint werden. Räumliches und Zeitliches ist seinem Begriffe nach ein Relatives; jedes Reale an sich betrachtet ist ein Absolutes; darum, und aus keinem andern Grunde, ist das Reale an sich unzeitlich und unräumlich.

Ungeachtet aller Mängel behält gleichwohl die Kantsche transscendentale Aesthetik immer noch ihr groſses Verdienst durch die einfache Bemerkung, daſs Raum und Zeit Formen des Vorstellens sind. Dasselbe Verdienst besitzt auch die transscendentale Logik in Ansehung der sogenannten Kategorien; indessen ist längst bemerkt worden, daſs dieser Theil der Kantschen Lehre noch viel hohler und verworrener ist als jener. Man würde ein weitläufiges Werk schreiben müssen, um die ungeheure Masse von Fehlern aller Art, welche sich hier aufgehäuft findet, auseinander zu setzen; und niemals hat sich die Blindheit der Sectirer auffallender gezeigt, als an den Kantianern, die viele hundertmal diese Fehler nachgebetet, und der Welt als hohe Weisheit angepriesen haben *). Nichts in diesem ganzen Abschnitte der Vernunftkritik ist gesund; von dem eingebildeten Leitfaden zur Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe, der in einer falschen Tabelle der logischen Functionen bestehn soll, bis zu der dreisten und völlig grundlosen Behauptung einer Wechselwirkung aller Substanzen, wobey das Zugleichseyn der Dinge für eine objective Bestimmung

---

*) Die Starrheit mancher Kantianer ist so groſs, daſs sie als Gröſse etwas Achtungswerthes bekommt. Auch haben diese Männer darin Recht, daſs sie nicht mit den rüstigen Führern der Zeit vorwärts eilen wollten; aber sehr unrecht, wenn sie vom Standpuncte Kants auch nicht weiter rückwärts gehen wollen.

derselben ausgegeben wird (als ob daraus, daſs der Jupiter im Zeichen der Zwillinge steht, und dort mit den Sternen dieses Zeichens zugleich wahrgenommen wird, ein Causalverhältniſs zwischen diesem Planeten und jenen Fixsternen folgte), ist hier Alles leere System-Künsteley, und Mishandlung der wichtigsten metaphysischen Grundbegriffe. Von dieser meiner Behauptung, die ich im Nothfalle durch einen ausführlichen Commentar belegen werde, kann ich hier nur den einen Punct näher beleuchten, welcher den obigen Fehlern der transscendentalen Aesthetik analog ist.

Was ist Einheit und Vielheit? Was Realität und Negation? Was Substanz und Ursache? Was Möglichkeit und Nothwendigkeit? Sind es leere Gefäſse, aufgestellt im menschlichen Verstande, in welche die Erfahrung ihre Anschauungen hineinschütten und bunt durch einander werfen soll? Auf welche Anschauung (die als solche allemal positiv ist) paſst die Kategorie der Negation; und wann ist von irgend einem anschauenden Wesen ein Negatives unmittelbar wahrgenommen worden? Welche Substanz, in ihrem Gegensatze als letztes Subject gegen ihre Prädicate, Attribute und Accidenzen, und als Beharrliches gegen das Mancherley was an ihr wechselt, ist jemals ins Reich der Erscheinungen eingetreten? Welche Kraft hat je die Nothwendigkeit, womit aus ihr die Wirkung folgt, den Sinnen dargeboten? Welche Möglichkeit, in ihrem Gegensatze gegen das Wirkliche, hat jemals ihren Platz mitten unter den Erfahrungen, die als solche lauter Wirklichkeiten sind, eingenommen und behauptet? — Wenn nun die Anschauung, unmittelbar und für sich allein, ganz unfähig ist, sich der zu ihr gehörigen Kategorien zu bemächtigen: wie kommen denn diese dazu, sich jener zu bemächtigen? Durch den Verstand? Also hat der Verstand die Realität früher als das Reale, die Substantialität früher als bestimmte Substanzen, die Causalität eher als bestimmte Ursachen, die Wirklichkeit eher als wirkliche

Dinge! Gerade so hatte die Sinnlichkeit eher die leeren Undinge, Raum und Zeit, als das Räumliche und das Zeitliche! Aber Realität, Substantialität, Wirklichkeit u. s. f., sind nichts als abstracte, und, wie die Geschichte der Metaphysik bezeugt, sehr dunkle Begriffe, die, wenn sie zu den Anschauungen gleichsam als eine fremde Zuthat hinzukämen, ihnen den sehr schlechten Dienst leisten würden, sie zu verfinstern und zu verwirren, anstatt sie zu ordnen und verständlich oder verständig zu machen. Ist der Verstand ein Vermögen, die Anschauungen zu verderben? Ihrer Klarheit ein trübes Element beyzumischen? Daſs für ihn zu fürchten sey, er werde im Vergleich mit der Sinnlichkeit verlieren, scheint Kant gefühlt zu haben; denn sonst lag ihm die Versuchung sehr nahe, seine transscendentale Logik und Aesthetik ganz analog und parallel abzufassen. Den bekannten vier Sätzen der metaphysischen Erörterung über Raum und Zeit wären dann folgende vier Behauptungen gegenüber getreten:

1) Damit gewisse Empfindungen als Attribute auf eine Substanz, als Wirkungen auf eine Kraft u. s. w. bezogen werden, dazu müssen die Vorstellungen von Substanz, Kraft u. s. f., schon zum Grunde liegen.

2) Substanz, Kraft, Reales, Nothwendiges u. s. f., sind nothwendige Vorstellungen *a priori*. Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, daſs gar Nichts sey und wirke, obgleich man sich ganz wohl denken kann, daſs jedes einzelne Ding, jede einzelne Thätigkeit aufgehoben würde.

3) Substanz, Realität, Kraft u. s. w., sind keine discursiven, allgemeinen Begriffe, sondern reine Anschauungen. Denn erstlich kann man sich nur eine einzige Substanz vorstellen; und wenn man von vielen Substanzen redet, so verstehet man darunter nur Theile einer und derselben alleinigen Substanz. Diese Theile können auch nicht vor der einigen allbefassenden Substanz gleichsam als deren Bestandtheile (daraus ihre Zusammensetzung möglich

lich sey), vorhergehen, sondern nur in ihr gedacht werden. Sie ist wesentlich einig; das Mannigfaltige in ihr, mithin auch der allgemeine Begriff von Substanzen überhaupt, beruhet lediglich auf Einschränkungen. Hieraus folgt, daſs in Ansehung ihrer eine Anschauung *a priori* allen Begriffen von derselben zum Grunde liegt. So werden auch alle naturphilosophische Grundsätze, z. E. daſs alle Substanzen in der Welt in Wechselwirkung stehn, niemals aus allgemeinen Begriffen von Substanz und Welt, sondern aus der Anschauung, und zwar *a priori*, mit apodictischer Gewiſsheit abgeleitet.

4) Die Substanz wird als eine unendliche gegebene Gröſse vorgestellt. Diese Unendlichkeit bedeutet Nichts weiter, als daſs alle bestimmte Gröſse von Substanzen nur durch Einschränkungen einer einzigen zum Grunde liegenden Substanz möglich sey. Daher muſs die ursprüngliche Erkenntniſs der Substanz als uneingeschränkt gegeben seyn.

Wer Kants Kritik aufschlägt, wird sehn, daſs ich hier mit geringer Veränderung wörtlich abgeschrieben habe. In diesen Sätzen spiegelt sich aber die heutige sogenannte Naturphilosophie so klar, daſs Niemand mir die veränderte Lesart als meine Erfindung zurechnen wird.

Nun hat Kant, obgleich er die Symmetrie, die er hier so leicht erlangen konnte, nur gar zu sehr liebte, doch nicht für gut befunden, sich selbst in der Lehre von den Kategorien also abzuschreiben. Er läſst es sich vielmehr eine saure Mühe kosten, seine Kategorien als Formen der Verknüpfung darzustellen, wodurch das Mannigfaltige der Erfahrung, nicht bloſs so, wie es in der Zeit zufällig zusammenkomme, sondern wie es in der Zeit objectiv sey, zu einer Erkenntniſs von Objecten zusammentrete. Die Substantialität ist daher bey ihm keine Substanz, die Realität kein Reales, die Causalität keine Kraft, sondern es sollen erst Substanzen, reale Gegenstände, Kräfte u. s. w., in der zeitlichen Erfahrung gefunden werden; und nach seiner ausdrücklichen Versicherung „hat die Kategorie keinen andern Gebrauch zur Erkenntniſs der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung.“

Kant sahe also ein, daſs in Ansehung der wahren Bedeutung der Kategorien alles auf die Frage ankomme: wie bildet sich unsre Erfahrung?

Wenn er nun dies einsah: wie mag es zugegangen seyn, daſs er in einer so wichtigen Untersuchung die einfachsten Zeugnisse der Erfahrung selbst überhörte?

Es ist nämlich klare Thatsache: daſs in Ansehung des Gebrauchs, den wir von den Kategorien zu machen haben, die Erfahrung noch bey weitem nicht vollständig bestimmt, daſs sie nichts Fertiges, sondern im Werden und im Schwanken begriffen ist.

Das Universum, ist es Eins? Oder ist die Welt nur eine Summe von ursprünglich Vielem? Darüber ist Streit! Das geistige Erdenleben des Menschen, ist es eine Realität, oder eine Negation, und bloſse Einschränkung eines höheren Daseyns. Darüber ist Streit! Die Imponderabilien, Licht, Wärme, Elektricität u. s. w., ja die Seele selbst, sind es Substanzen oder Accidenzen? Darüber ist Streit! Die sogenannten freyen Handlungen der Menschen, sind sie zufällig oder nothwendig? Darüber ist Streit!

Wie sollen diese Streitfragen zu ihrer Beantwortung gelangen? Durch die Kategorien? Allerdings müſste es so geschehen, wenn dieselben den vollständigen Grund ihrer Anwendung auf Erfahrungsgegenstände in sich selbst enthielten. Warum aber, wenn die Kategorien in jedem menschlichen Verstande, die nämlichen, wenn die Verfahrungsarten und Gesetze des Verstandes in uns Allen die gleichen sind, warum finden wir nicht alle die Beantwortung dieser Fragen auf gleichlautende Weise? Ohne Zweifel darum, weil weder unser Nachdenken vollendet, noch unsre Wahrnehmung und Beobachtung vollständig ist.

Noch weit weniger vollendet ist die Erfahrung des gemeinen Mannes, so wie er sie sich denkt. Er empfindet jeden Augenblick Wärme oder Kälte; aber die Fragen: Ist die Wärme eine Substanz? Muſs man die Kälte als bloſse Negation der Wärme, oder umgekehrt die Wärme als Aufhebung der Kälte betrachten? — Diese Fragen fallen ihm nicht ein. Er hält von Jugend auf das Wasser für eine Substanz; aber bey weiterer Ausbildung läſst er sich geduldig belehren das Wasser sey nur eine Verbindung des Eises mit der Wärme, das Eis aber nur eine Form, wie Sauerstoff und Wasserstoff verbunden sich in der Erscheinung darstellen. Seine Kategorien haben ihn nicht belehrt, und widersetzen sich der Belehrung nicht; sie verhalten sich bloſs passiv!

Die kritische Untersuchung des Verstandes, was will sie nun eigentlich wissen? Die Anzahl der ursprünglich vorhandenen Kategorien? Angenommen, es gäbe dergleichen ursprüngliche Denkformen wirklich: so sind dieselben für sich allein nur leere Begriffe, aber kein wirkliches Denken und Erkennen; dasjenige aber, was wir kritisiren wollten, um es besser zu leiten, war eben das wirkliche Erkennen. Die Bewegung, welche in uns vorgeht, während wir denken, die Aufregung, die Erregbarkeit selbst, welche dabey vorausgesetzt wird, diese muſste untersucht werden.

Hat aber diese Bewegung bestimmte Gesetze, denen sie mit Nothwendigkeit folgt: so können auch die Kategorien Erzeugnisse des Denkens seyn; und zwar unvollendete Erzeugnisse eines noch weiter fortzusetzenden Denkens. Die Nothwendigkeit, welche einigen Lehrsätzen über dieselben beywohnt, ist alsdann zwar nicht empirisch, sondern *a priori*; jedoch auf eine Weise, die mit präformirten Begriffen nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Hierüber schweigen aber die Argumente der Kantschen Schule gänzlich, und das ist sehr natürlich, denn sie hat vom Mechanismus des Denkens keine Kenntniſs.

Kant dachte sich seine Kritik als Propädeutik zu einem künftigen System. Hinwiederum seine Lehre von den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sollte die Vorbereitung ausmachen zur Kritik der Vernunft im engern Sinne. Allein ich glaube jetzt hinreichend gezeigt zu haben, daſs noch etwas ganz anderes, nämlich die Hauptansichten der Statik und Mechanik des Geistes, vorausgehn müssen, wenn selbst das, was Kant als seine Elementarlehre betrachtete, zum Gegenstande einer gründlichen Untersuchung soll gemacht werden. Im Allgemeinen hat man längst erkannt, daſs der Kantschen Kritik irgend etwas vorangeschickt werden müsse. Aber man wird sich nicht verhehlen können, daſs Reinhold, Fichte und Schelling sich in ihren Bemühungen, die Kantschen Untersuchungen besser zu begründen, sehr weit von diesem Gegenstande entfernten; während Fries, Krug u. a. der Darstellung ihres Meisters so nahe blieben, daſs eigentlich nur die Form des Vortrags geändert wurde. Die deutsche Philosophie befindet sich nun noch immer in einer solchen Lage, daſs Kants Schriften die Hauptwerke sind, welche Jeder lesen muſs, um sich zu orientiren; daſs also auch der Gang, welchen Kant einmal eingeschlagen hat, eine ganz entschiedene historische Wichtigkeit behauptet, wie man auch übrigens darüber urtheilen möge. Daher können wir diese Lehren von den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes weder bey Seite setzen, noch sie mit allen ihren Fehlern so lassen wie sie sind; es bleibt nichts anderes übrig, als sie genauer zu prüfen. Wollen nun einige Leser dieses Buchs sich vorläufig selbst versuchen, ob sie aus dem, was hier vorgetragen worden, sich Rechenschaft über den Ursprung unserer Vorstellungen von Raum, Zeit, und den Kategorien herleiten können: so wird dies für sie eine zweckmäſsige Vorbereitung auf den zweyten Theil dieses Werks seyn; obgleich meine Absicht, indem sie die ganze Psychologie umfaſst; sich beträchtlich weiter erstreckt.

Durch Fichte, und ganz unstreitig schon durch seinen

nen Vorgänger Kant, war die Philosophie auf den Weg des Idealismus gerathen; hier stand ihr ein theoretischer, höchst durchgreifender Irrthum im Wege, und sie konnte nicht von der Stelle kommen. Später sind die Dinge des Wissens und des Glaubens, die Kant sorgfältig geschieden hatte, wieder durch einander gemengt worden; daher ist der Untersuchungsgeist gelähmt; der Nebel der Mystik hat sich überall ausgebreitet; und die Philosophie liegt wiederum still. Den Idealismus zerstört die Untersuchung über das Ich, schon in der noch unvollendeten Gestalt, wie ich sie hier (mit dem Vorbehalte, sie im zweyten Theile dieses Werkes wieder aufzunehmen) fürs erste liegen lasse. Damit die Mystik sich von der Wissenschaft zurückziehe, braucht nur die Verbindung zwischen Mathematik und Philosophie, die ich hier wieder angeknüpft habe, gehörig benutzt zu werden. Daher schliefse ich diesen Theil mit der Ueberzeugung, schon jetzt das Nothwendige geleistet zu haben, um die Wissenschaft von ihren Hindernissen zu befreyen. Nur guter Wille mufs hinzukommen; diesen kann ich nicht schaffen, ich kann ihn nur wünschen, nicht mir sondern der Wissenschaft. Wenn man nicht nachdenken will, so gehn nicht blofs meine Bemühungen verloren, sondern jeder Andere, der Aehnliches versucht, wird gleiches Schicksal haben. Glaubt dies heutige Geschlecht, es dürfe nur mit alten Formen und Gebräuchen auch alte Meinungen und Irrthümer wieder auf die Bahn bringen; versinkt es in den Wahn von einer goldenen alten Zeit, die Einige in die Jahre unserer Väter, Andre ins Mittelalter, noch Andre in eine vorhistorische Periode hineindichten; kennt es keine andre Weisheit als den Empirismus, und liebt es kein geistiges Wohlseyn aufser Träumen und Ahnungen: so wird der psychologische Mechanismus, der in der Weltgeschichte wie im Einzelnen wirkt, die nächsten Jahrhunderte so fortführen, wie er die vorhergehenden geführt hat; man wird abwechselnd von Freyheit und von Gesetzmäfsigkeit reden, und weder Eins noch das Andere erreichen; die Literatur wird die Bibliotheken sprengen; aber aus allem Schreiben und Lesen, ja aus allem Beobachten und Versuchen wird kein wahres Wissen hervorgehn. Einer spätern Zeit aber ist es alsdann vorbehalten, sich das Licht, was man hatte ausgehn lassen, noch einmal anzuzünden. Was geschehen kann, das geschieht irgend einmal gewiſs. Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen; darum wird er sie erkennen; alsdann werden die Wege des Lebens sich erhellen; der Mensch wird wissen was er thut, er wird seine Kräfte nutzen, und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören.

Gedruckt bey AUGUST WILHELM SCHADE, in Berlin.

Psychologie als Wissenschaft,

neu gegründet

auf Erfahrung, Metaphysik, und
Mathematik.

Von

Johann Friedrich Herbart,
Professor der Philosophie zu Königsberg.

Zweyter, analytischer Theil.

Königsberg, 1825.
Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey
August Wilhelm Unzer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Man wird sich erinnern, daſs gleich im Anfange des ersten Theils von einer natürlichen Umwandlung gewisser Begriffe gesprochen wurde, welche den Philosophen unwillkührlich begegne, während sie dieselben bearbeiten. Mit Recht erwartet man im vorliegenden zweyten Bande genauere Auskunft darüber, wie die Möglichkeit solcher Umwandlung, so fern sie nicht absichtlich vollzogen wird, in den allgemeinen psychologischen Gesetzen gegründet ist. In der That werden wir die Formen der Erfahrung, — welche bloſs darum *a priori* in uns zu liegen scheinen, weil sie, von der Materie der Empfindung unabhängig, die Resultate der Complicationen und Verschmelzungen ausdrücken, — allmählig vor unsern Augen hervortreten, und der Wissenschaft zu fernerer methodischer Umarbeitung gleichsam entgegenkommen sehen. Aber ein besonderer Fall, wiewohl er nur dem Gebiete der Meinungen angehört, verdient schon hier, in der Vorrede, die sich natürlich an das jetzige Publicum wendet, eine Erwähnung.

Als **Jakobi** sich entschloſs, sein berühmtes Gespräch mit **Lessing** bekannt zu machen: da muſste er darauf gefaſst seyn, daſs die Leser sich in zwey Partheyen theilen würden, je nachdem seine, oder Lessings Auctorität bey ihnen gröſser, und sie selbst entweder mehr dem Denken, oder dem Fühlen geneigt wären. Die beyden Partheyen haben sich gebildet; und stehn bis heute einander gegenüber. Nun muſs jede neue Lehre sich gefallen lassen, bey Allen, die von ihr hören, irgend eine Befangenheit in diesen Streit anzutreffen; und das ist **hier** um desto gewisser der Fall, weil die Partheyen gar wohl wissen, daſs die Psychologie, deren Zustimmung nicht fehlen darf, wofern die von ihnen angegebenen Erkenntniſsweisen als zulänglich betrachtet werden sollen, für sie keineswegs gleichgültig seyn kann. Daher so verschiedene Lobreden auf die Vernunft; die fast klingen, als wäre sie ein Orakel, das man bestechen muſs, damit es weissage wie man verlangt. Die Psychologie war schwach genug, logische Klassenbegriffe der innern Ereignisse für reale Seelenvermögen zu halten; darum hofft man noch einmal auf ihre Schwäche; man spart keine Zudringlichkeit, sie auch noch für intellectuale Anschauungen und Ahndungen zu gewinnen, die freylich noch etwas weiter als jene von der Wahrheit entfernt seyn würden.

Was aber war der Gewinn, welchen die gelehrte Welt erlangte, als sie erfuhr, **Lessing** sey Spinozist gewesen? Dies, wenn das **Gewinn** heiſsen kann, daſs der Spinozismus allgemeiner bekannt wurde. Früher war er, wie ein Gespenst, von Wenigen im Dunkeln mit Grauen gesehen worden; jetzt zeigte es sich, daſs er bey hellem Mittage gewissen kirchlichen Lehrsätzen nachfolgt wie ihr Schatten. Diejenige Umwandlung der Begriffe nun, welche hiebey unwillkührlich vorgeht, könnte heutiges Tages, wo der Spinozismus für die Religion der Aufgeklärten gilt, und wo Jeder entweder klug wie Lessing, oder doch unterrichtet wie Jakobi seyn will, ohne Bedenken ausführlich vorgetragen werden; allein um eindringlicher zu reden, verweise ich lieber auf die Geschichte. Man weiſs, daſs Spinoza durch Des-Cartes seine philosophische Bildung empfing. Wer nun die Werke des Des-Cartes lieset, der sieht, daſs derselbe, nachdem er seine ersten Zweifel überwunden hat, gar bald wiederum sich den gewohnten Jugend-Eindrükken überläſst, und daſs er ganz auf ähnliche Weise, wie die Kirche zu thun pflegt, die ersten Religionsbegriffe entwickelt. Anfangs wird Gott als auſserweltliches Wesen vorausgesetzt. Wie könnte man anders?

Den Menschen, der eignen Willen hat, und der stolz darauf ist, den eignen Sinn durchzusetzen, weiset ja die Kirche hin zu Gott; sie sucht dabey durch die stärksten Motive auf den Willen zu wirken: also ist sie weit entfernt, zu glauben, dieser Wille, so roh wie sie ihn antrifft, sey schon ein göttliches Leben im Menschen. Um aber den Sünder zu demüthigen, um den Gläubigen zu stärken, ist ihr kein Ausdruck zu hoch, kein Geheimniſs zu wunderbar; einzig beschäfftigt mit ihrem Zwecke, bemerkt sie nicht, daſs es für sie eine Gefahr der Uebertreibung giebt. Und doch, wie leicht wäre es, einen überspannten Theismus aufzustellen, aus welchem sich geradezu ergäbe: eine solche Sinnenwelt, wie die unsrige, mit ihrer Zeitlichkeit, Vergänglichkeit, Schwäche, mit ihrem unsichern, von Manchen ganz abgeleugneten Fortschritte zum Bessern, — der, wenn er auch geschieht, doch nur allmählig, vielfach unterbrochen, mit steter Gefahr der Rückfälle, zu Stande kommt, und niemals vollbracht wird, — könne gar nicht existiren; dürfe nicht einmal in der Erscheinung vorkommen. Denn die Allmacht und Weisheit, ganz abgewendet vom Todten und vom Schlechten, schaffe nur vollkommen reine Geister; auch diesen aber lasse sie nichts übrig zu thun; indem sie nichts Fehlendes dulde, vielmehr alles selbst vollbringe, damit es richtig vollbracht werde. — Ein solcher Theismus ist consequent! Aber wachend kann man ihn nicht vesthalten; denn es ist das Wesen des Wachens, daſs man empfänglich sey für die Erfahrung; die ihn widerlegt. Eben so leicht nun kann es geschehen, daſs man die Schöpfung und Erhaltung der Welt so stark sublimire, bis die Welt sich von ihrem Urheber nicht mehr sondern läſst. Sind die Dinge nichts ohne ihn, so verliert in Hinsicht ihrer, (wie Des-Cartes bemerkte) das Wort Substanz seinen wahren Sinn. Man braucht alsdann nur noch, mit Spinoza, denselben Gedanken anders auszusprechen: so ist Gott die einzige Substanz. Folglich sind die Dinge nur eine Form seines Daseyns; und aus der Weltschöpfung wird eine bloſse Umwandlung des einzig wahren Seyns. Dahin ging ganz und gar nicht die Absicht der Lehre; aber das findet in ihr unwillkührlich die erste Reflexion, die sich auf sie richtet!

Noch ohne Rücksicht auf den Streit, der sich hier erhebt, und, achtlos auf fremdes Eigenthum, auch über die Fluren der Psychologie sich fortwälzt, kann man nicht umhin zu bedauern, daſs sich das wahre Verhältniſs der Kirche zur Religions-Philosophie so sehr verschoben hat. Was wollte denn eigentlich die Kirche? Gewiſs wollte sie mehr ermahnen, als lehren; wenigstens wollte sie einen sehr allgemeinen Unterricht für Jedermann ertheilen, um die Menschen in der Gesinnung zu vereinigen, wenn sie auch im Denken von einander abgingen. Hier nun befindet sie sich in dem Falle des Redners; der den Affect, welchen er aufregen will, zwar allerdings selbst empfinden muſs, doch aber sich von ihm nicht darf überwältigen und fortreiſsen lassen, sondern vor allen Dingen für die Aufrechthaltung seiner eigenen Besonnenheit zu sorgen hat. Diese Besonnenheit, dieser Verstand der Kirche sollte die Religionsphilosophie seyn. Sie ist es aber freylich nicht, wenn sie das Alles, was die Kirche in ihrer Begeisterung geredet hat, buchstäblich vesthält, statt es auf seine ursprüngliche Absicht und Meinung zurückzuführen. — Schon Platon wuſste das Princip der Endlichkeit, dessen auch der reinste Theismus nicht entbehren kann, wenn er für diese Erde taugen will, — so zu fassen, daſs dadurch keine andern, keine engeren Schranken, als nur diejenigen, welche das sichtbare Universum nun einmal unwiderleglich darthut, herbeygeführt wurden; er hielt die Dinge, (wie man gegen Spinoza durchaus thun muſs.) dem Seyn nach auſser Gott; und doch in Hinsicht dessen, was sie sind, wenigstens was sie für uns sind, bedeuten, und werth sind, — unterwarf er sie der Vorsehung. So war der Pantheismus, dieser gefährliche Feind, den die Kirche unvermerkt in ihrem eignen Schooſse hervorbringt und ernährt, vermieden. Nun wird zwar wohl die Kirche niemals die Sprache des Platon reden; sie kennt aus der Geschichte die Misdeutungen, welche daraus entstehn können. Aber wenn einmal nicht gefragt wird, was man in Reden, die sich an Viele wenden, sagen solle, sondern was die Denkenden denken werden, dann findet es sich, daſs die Lehre des Platon besser ist, während die des Spinoza besser klingt. Und dieses findet sich um desto gewisser, da die Kirche nicht bloſs dem Pantheismus abgeneigt ist, welcher das Princip der Endlichkeit in Gott hineinversetzt, sondern auch, und zwar nicht minder, demjenigen überspannten Theismus, der, um jenes für lästig gehaltene Princip zu verflüchtigen, oder vielmehr zu ignoriren, (denn das Verflüchtigen gelingt nicht.) sich von der Erfahrung absichtlich hinwegwendet, und in allerley Formen sich durch eine vorgeschützte Unwissenheit zu helfen sucht. Kann die Kirche eine solche Hülfe annehmen? Sie will ja leben und wirken in unserer Welt! Sie weiſs sehr gut, daſs sie auf dem irdischen Boden steht; ja noch mehr, sie hat eine alte, noch jetzt nicht ganz erloschene Neigung, das Princip der Endlichkeit sogar zu idealisiren und zu personificiren. Daher die Hölle und der Teufel. Der Magnetismus im menschlichen Geiste — kein neues, magisches, sondern ein natürliches und wirksames Princip, nämlich das bekannte Streben nach Effect, welches nicht eher ruht, als bis die Gegensätze zu ihrem Maximum gesteigert sind, — macht sich überall Pole, auch wo man keine sieht: wie hätte er den Gegenpol des Himmels weglassen können? Platons Lehre nun ist nichts als die äuſserste Milderung dieser Polarität. Hingegen der freye Abfall der bösen Geister, (eine förmliche Rebellion im Reiche Gottes,) ist deren schärfste und härteste Spitze; nicht bloſs Gegensatz, sondern Trotz wider den Allerhöchsten! Gewiſs ein poetischer Trotz! Aber consequent ist dessen Zulassung für den Begriff des heiligsten Wesens eben so wenig, als der Pantheismus: vielmehr muſs man eingestehen, daſs die Langmuth gegen den Fürsten der Finsterniſs, um das Gelindeste zu sagen, die unbegreiflichste aller göttlichen Eigenschaften, das geheimste der Geheimnisse seyn würde.

Wir blicken jetzt zurück auf jene streitenden Partheyen, und überlegen, welches Schicksal sie wohl der Philosophie bereiten mögen? Jede von beyden will siegen; aber schon der erste Anfang des Streits konnte zeigen, daſs die Burg des Pantheismus eben so vergeblich belagert als vertheidigt wurde. Vergebens schmeichelt man sich, die Schellingische Schule werde allmählig verstummen; denn lange vor Schelling, und unabhängig von Lessing, haben sehr ausgezeichnete Köpfe das vergötterte Weltall des Spinoza für den erhabensten Gedanken gehalten, dessen die menschliche Vernunft mächtig werden könne. Für die bloſse Contemplation ist Gott ohne Welt ein völliges Dunkel; sie will Etwas erblicken: sie will Vieles umfassen: sie will Alles vereinigen. Sie sucht für die schon anderwärts erworbenen Kenntnisse einen Ruhepunct des Wissens. Sie verlangt auch eine Art von Gefühlsphilosophie: aber das Gefühl der bloſsen Betrachtung will sich nicht vermengen mit den andern, dem menschlichen Leben entsprossenen Gefühlen, denen die Vorsehung Bedürfniſs und Linderung ist. Dennoch lassen auch diese Gefühle sich nicht hinwegschaffen; das Leben erzeugt sie jeden Augenblick von neuem. Daher wird der Streit fortdauern; und die Philosophie wird in diesem Falle schwach bleiben durch innern Krieg! Oder wollen wir annehmen, eine von beyden Partheyen besönne sich auf ihr eigenes Unrecht, und ginge freywillig über zu der andern? Vielleicht fühlen die in der Burg, daſs sie Unrecht haben; daſs sie engherzig einem lediglich contemplativen Wohlbehagen sich hingaben; vielleicht erweitert sich ihr Gemüth, und sie lassen nun das wärmere Gefühl gelten für das wahre. Was wird daraus entstehn? Man verbannt die Klarheit der Reflexion, unterjocht den kalten Verstand; es giebt alsdann nur positive Auctoritäten im geistigen Gebiete; man glaubt und ahndet, weil man glauben und ahnden will. Die Philosophie wird in diesem zweyten Falle unvermeidlich eine alte Geschichte, eine veraltete Sitte. Redekünste treten an ihre Stelle; man disputirt höchstens noch zum Schein; der klügste

Redner überlistet den, welcher sich weniger auf die Kunst versteht, den Geist durchs Gemüth zu beherrschen. Oder endlich, setzen wir den dritten Fall, daſs die Belagerer der Burg freywillig die Hand zum Frieden bieten, weil sie einsehn, daſs sie, für ihre Personen, Unrecht haben zu streiten, während ihre innersten Gedanken, bey aufrichtiger Entwickelung, dem Pantheismus zustreben. Dann wird in der Burg ein Versöhnungsfest gefeyert werden, wobey der gefährlichste Feind vergessen ist; nämlich der Boden selbst, auf welchem die Burg erbauet wurde. Dieser Boden ist vulkanischer Natur. Auch der Pantheismus hat seine innere Gährung, seine nothwendige Umwandlung; er ist nicht das Palladium des Wissens. Denn ein Urwesen, das sich ohne Noth und Zweck aus einer Form in die andere wirft, ist ein ungereimtes Ding; es existirt nicht; es kann nicht einmal gedacht werden. Da jedoch die nothwendigsten Umwandlungen der Begriffe oft gerade diejenigen sind, welche die menschliche Trägheit am spätesten vollzieht: so wollen wir uns für jetzt den Pantheismus als Sieger denken, und nur fragen, was alsdann die Philosophie zu erwarten habe? Was anderes werden die Sieger thun, als ihre Ansicht überall anbringen, durchführen, die ganze Natur derselben unterwerfen, und in den Metamorphosen der Dinge, wovon uns ohnehin die Erfahrung belehrt, lauter offenbare Bestätigungen ihrer Lehre erblicken? Aber die Lehre wird alsdann den Punct erreicht haben, wo sie, gleich Fichtes Staate, sich selbst überflüssig macht und aufhebt. Denn um die Dinge so veränderlich, und in der Veränderung dennoch beharrend, zu sehen, wie sie sich wirklich den Sinnen darstellen, dazu braucht man keine Lehre; das bloſse Auge verbunden mit witzigen Combinationen, die sich von selbst darbieten, sieht davon genug für Den, welchem so etwas genügen kann. Also auch in diesem Falle ist es mit der Philosophie zu Ende; denn ihr Werk ist abgethan, und man kann sie weiter nicht gebrauchen.

Wer wird sich verhehlen, daſs alle drey Fälle schon längst wirklich neben einander statt finden, weil ihre Voraussetzungen theilweise zugleich erfüllt wurden? Schon während man noch stritt, hatte man zugleich den Empirismus und der Schwärmerey Thür und Thor geöffnet; man hatte nach allen Seiten hin Blöſsen gegeben. Jetzt wird die philosophirende Symbolik von den Philologen, das Naturrecht von den Rechtshistorikern, die Naturgeschichte Gottes *) von den Supernaturalisten, die Naturphilosophie von den Physikern zurückgewiesen und überflügelt! Es fehlte nur noch, daſs eine philosophische Schule selbst auf den Einfall kam, alles Denken sey bloſse Wiederhohlung des unmittelbaren Wissens, und könne die Erkenntniſs nicht im Geringsten erweitern; auch diese Behauptung, die bloſs die Frage übrig läſst, warum denn nicht Alles sich von jeher von selbst verstand? wird jetzt laut gepredigt! — Das ist die Geistesnahrung, wovon das Publicum lebt, welchem nunmehr dieses Buch muſs übergeben werden! Und zwar in einem Zeitpuncte, wo es an allen Orten Psychologien und Anthropologien geregnet hat.

---

*) So nannte der treffliche Krause (früher in Königsberg, dann in Weimar, wo er starb,) die Schellingsche Religionslehre.

Daſs die Schulen ihren alten Irrthum in allerley Formen gieſsen, und ihm unter andern, zur Abwechselung, einmal solche Namen geben, die von der Seele, und vom Menschen, hergenommen sind, dies ist eine gleichgültige Sache. Daher ist nicht nöthig, hier einzelne Beyspiele anzuführen. Wiewohl, was könnte mich hindern, ein paar Bücher, die mit jenen Titeln versehen sind, näher zu bezeichnen, worin die Unkenntniſs des geistigen Thuns und Wesens sich versteckt hinter transscendentalen Kosmogonien, und hinter Hypothesen über den Kern der Erde? Und ein drittes, worin die Psychologie verbogen ist durch den Zweck, sie einem längst fertigen Systeme, dessen Vorurtheile sollten beybehalten werden, als Grundlage unterzuschieben? Und ein viertes, dessen Verfasser sich mit seinem Recensenten in der unvermeidlichen Amphibolie der transscendentalen Freyheitslehre herumdreht, vermöge welcher in einem Augenblicke der freye und der gute Wille identisch gesetzt werden, im nächsten aber, wann man das Böse erklären will, die Freyheit sich in ein völlig gesetzloses Vermögen verwandelt, welchem zwar die Vernunft ein Gesetz vorhält, aber dergestalt, daſs der Erfolg rein zufällig bleibt. Und ein fünftes, sechstes, siebentes, deren Verfasser zwar mit Recht auf die Seite durchgängiger Naturordnung treten, aber keinen Begriff haben von geistiger Natur, nichts kennen als Materie, und selbst diese verkennen; daher sie um so mehr den Geist verletzen und beleidigen. Und ein achtes, worin mein Lehrbuch der Psychologie nachgeahmt und entstellt, aber nicht angeführt wird. Und ein neuntes, zehntes, und wer weiſs wie viele sonst, worin die Abtheilung der Seelenvermögen (die freylich Niemandem genügen kann) zwar verändert wird, aber mit erkünstelten Theilungsgründen; und mit Beybehaltung der Meinung, Alles komme auf innere Wahrnehmung an, — als hätten wir heute einen schärfern innern Sinn, wie Kant oder Locke! Den guten Willen aller dieser Schriftsteller bezweifle ich nicht: wenn aber dereinst ein Geschichtschreiber ein hartes Urtheil fällt, und etwa von ihnen sagt: sie wuſsten, daſs die Psychologie schwach war; darum gingen sie statt behutsamer, desto dreister mit ihr um, dann fragt es sich, ob ihre Werke sie vertheidigen können, worin das Schwerste und Wichtigste leicht genommen ist?

Das einzige Bedeutende, was der Psychologie neuerlich begegnet ist, besteht in jenen vorerwähnten, ihr zugemutheten Anschauungen, Offenbarungen, Ahndungen, die jede Parthey nach ihrer Art näher bestimmt, um ihre Religionsansichten dadurch zu sichern. Diese Zumuthungen sind für jede nüchterne, wenn auch nur empirische Psychologie, so durchaus unerträglich, daſs man hoffen kann, sie werden nützlich seyn durch Hervorrufung einer kräftigen Reaction *).

---

*) Daſs überhaupt die Psychologie, so sehr sie auch durch das von ihr ausgehende Licht alle andern, zur Metaphysik im

Man glaube nicht, daſs die Kirche sie dagegen beschützen werde! Ihr sind die Vernunftoffenbarungen oft genug angeboten worden; sie kennt deren wandelbare Natur, und empfindet sehr stark das Bedürfniſs der Vestigkeit in diesen ohnehin wandelbaren Zeiten. Man glaube eben so wenig, daſs der innere, selbstständige Werth der Gefühle, aus welchen jene Zumuthungen hervorgehn, ihnen Nachdruck geben werde. Denn dieser Werth wird gar nicht angefochten, vielmehr sehr gern anerkannt; aber geleugnet wird, daſs er der Werth eines Beweises sey. Sehr gut gemeint, sehr schön empfunden ist Manches, was gleichwohl nur einen poetischen, keinen wissenschaftlichen Werth besitzt. Sehr tiefe Gefühle kann ein Individuum in sich erzeugen, ohne daſs darum die Lehre vom Gefühlvermögen, oder gar die vom Anschauen und Erkennen nur den geringsten Zusatz bekäme. Die subjective, individuale Natur der Gefühle, ihr inniger Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, und mit den Partheyungen, die sie herbeyführt, ist eben so bekannt, als die eigenthümliche Weichheit derjenigen Charaktere, die sich darin gefallen, Gefühle zu Grundlagen ihrer Ueberzeugung zu machen.

Der Leser weiſs übrigens schon aus dem ersten Theile dieses Werks, daſs es viel zu alt

---

weitesten Sinne gehörigen Untersuchungen erleichtert, doch nicht die Stelle derselben vertreten kann: dies wird der Leser vielfältig wahrzunehmen Gelegenheit haben. Ganz umsonst sucht man in Lehren über Sinn, Verstand und Vernunft, den Ersatz für das, was man anderwärts versäumte und verdarb.

ist, viel zu lange im Pulte gelegen hat, um die Absicht einer Reaction gegen die heutige Zeit in sich zu tragen. Der Schluſs dieses Buchs wurde im Jahre 1814 geschrieben. Seitdem sind allmählig manche Zusätze gemacht worden; so daſs ein kritischer Geist, wie sie heute sind, wohl auf den Einfall kommen könnte, verschiedene Federn nachzuweisen, die daran geschrieben und interpolirt hätten. Wohl nicht sicherer, als eine solche Kritik, ist das Vorgefühl des Verfassers, dieses Buch werde nach einem oder ein paar Jahrzehenden anfangen zu wirken, wann die Umwandlung dessen was jetzt die Köpfe trübt, soweit wird vorgeschritten seyn, daſs die Natur der Sache einen und den andern von selbst auf die Bahn hinleiten kann, die man hier zuerst betreten, und soweit es gelingen wollte, verfolgt sieht. So späte Ereignisse können den Verfasser für seine Person wenig interessiren. Nichts desto weniger hegt er den Wunsch, daſs die seltenen Menschen, welche im Stande sind, sich von den Einflüssen des Zeitalters frey zu erhalten, die zuvor beschriebene Lage der Philosophie, — worin sie durch Diejenigen, die ihre Pfleger seyn wollten, nun einmal ist versetzt worden, — vest ins Auge fassen, und wohl beherzigen mögen; denn ihre Pflichten sind um desto gröſser, je schwerer ihnen die Erfüllung derselben von allen Seiten gemacht wird! Sie sollen bedenken, daſs jedes System, je weniger es von der nothwendigen Umwandlung der Begriffe erkennt, desto weniger dieselben leiten kann, und desto sicherer von ihr ergriffen und fortgerissen wird. Sie sollen ferner bedenken,

daſs

daſs ein Publicum, welches die Nothwendigkeit solcher Umwandlung nicht einsieht, gerade deshalb die wechselnden Systeme für bloſs spielende Erscheinungen hält. Sie sollen durch die Geschichte belehrt seyn, daſs der Faden dieser Umwandlungen Gefahr läuft, vor der Zeit seiner Abwickelung zerrissen zu werden, sobald ein öffentlicher Unglaube an Systeme als solche, dahin strebt, dieselben im Entstehen zu vernichten. Griechenland verlor den Faden, als seine besten Köpfe Skeptiker wurden: sie wurden es aber, als die Anregung, welche die Natur dem Denken giebt, überwogen wurde von dem Abschreckenden, welches der Streit der Lehrmeinungen mit sich bringt. Deutschland steht jetzt auf demselben Puncte! Und die Fluth der Journale, welche den Tag beherrschen, weil es für die Jahrzehende keine sichere Herrschaft mehr giebt, steigert bey uns das Uebel noch weit höher. — Die Philosophie gilt in solchen Zeiten für einen geistigen Luxus: und es finden sich Menschen genug, deren rasche Federn sich zu Dienerinnen dieses Luxus herabwürdigen. Diese geben der Philosophie den letzten Stoſs. Sie werden sie auch bey uns vernichten, wenn nicht der reinste Wille, verbunden mit ächter speculativer Kraft, sich entgegenstemmt, und in demselben Geiste fortarbeitet, welcher die groſsen Denker der Vorzeit getrieben hat.

Ganze Jahrhunderte können philosophiren, und mit allem Fleiſs und Eifer sich streiten und Schulen bilden, ohne daſs darum die Philosophie selbst (die nur Eine ist, soviel auch von Philosophieen in der Mehrzahl geplaudert wird,) nur einen Schritt weiter käme. Hätte der ächte Tiefsinn der Eleaten sich mit dem richtigen Geschmack des Platon und der logischen Uebung und Gelehrsamkeit des Aristoteles vereinigt: so würden die Griechen die wahre Philosophie gefunden haben. Statt dessen ging nach Aristoteles die Wissenschaft stets rückwärts. Die Stoiker predigten und die Epikuräer conversirten nur, um die Skepsis zu ernähren; Arkesilaus und Carneades waren die eigentlichen Häupter ihrer Zeit; ihr Saamen wuchs auf, wie Cicero und Sextus Empiricus es bezeugen; die frühern richtigen Anfänge waren unwiederbringlich verloren. Die Skepsis fand endlich ihr Grab in der Schwärmerey. So verwandelt sich der bis zur Demokratie verdorbene Staat endlich in die Tyranney: wie Platon längst gelehrt hat. In diesem Spiegel mag auch die heutige Zeit sich beschauen. Das Ende des vorigen Jahrhunderts erzeugte eine hohe Fluth, welche das Schiff hätte über die Klippen tragen können; aber ungeschickte Lootsen trieben es aus dem Fahrwasser. Der rechte Augenblick ist verloren gegangen. Gleichwohl besitzt dieses Zeitalter unermeſsliche Hülfsmittel, wie kein früheres; und der rechte Augenblick würde sogleich wieder da seyn, wenn man sich ernstlich anstrengen wollte! Aber die Faulheit, nach Fichten das Grundlaster des Menschen, läſst es dahin nicht kommen. Deutschland ist nur für positive Gelehrsamkeit regelmäſsig fleiſsig; für eigentliche Kunst oder Wissenschaft hat es Anwandlungen, welche kommen und wieder gehn.

Hätte nun bey den Griechen zu jener Zeit, da die Stoiker mit angenommenem Ernst, in der That aber nach Art der Modephilosophie aller Zeiten, ein Gemenge aus Reminiscenzen bereiteten, indem sie Weltseele und Vorsehung, Naturphilosophie und Divination, magere Trugschlüsse und aufgeblasene Paradoxa durcheinander wirrten, — hätte damals Einer versuchen wollen, ein ächtes, in sich zusammenhängendes Denken zurückzuführen: welcher Weg würde ihm zu diesem Versuche offen gestanden haben? Doch wohl kaum ein anderer, als Zurückweisung zu den alten, zwar noch verehrten, aber doch grofsentheils vergessenen, Denkern; nicht um ihre Lehrsätze (denn die waren nicht verloren, sie waren vielmehr das Metall, was man fortwährend umprägte, um die neuen Münzen zu verfertigen,) sondern um die Art ihres Forschens, die Antriebe ihres Strebens zu erneuern; und um eben in den Puncten durchzudringen, wo sie mitten in den Schwierigkeiten stecken geblieben waren. Damit möchte sich denn ganz natürlich die Ermahnung verknüpft haben, den Glauben an die gütige und gerechte Vorsehung lieber in seiner sokratischen Einfachheit und Natürlichkeit zu lassen, als ihn durch dialektische Künste zu ängstigen, und in Streitigkeiten zu verwickeln; das Lob des philosophischen Erfindungsgeistes dagegen lieber auf den Feldern des eigentlichen Wissens zu suchen, wo noch genug Arbeit zu verrichten, genug zu säen und zu ärndten sey.

Was diese Andeutung sagen will: wird ohne grofsen Commentar verständlich seyn. Schon die Vorrede des ersten Theils enthielt die Bitte, der Leser wolle sich zurückversetzen in die Periode, da Kant, Reinhold, und Fichte blüheten; den gegenwärtigen zweyten Theil wird schwerlich Jemand verstehen, ohne diese Bitte zu erfüllen! Insbesondere mit Kant wird man den Verfasser so lebhaft beschäfftigt finden, als ob es noch nie Jemanden hätte einfallen können, zu behaupten, daſs heut zu Tage Kants Schriften wenig mehr gelesen würden, und der jetzigen Generation nur noch obenhin bekannt seyen. Gute Beobachter wollen zwar so etwas bemerkt haben; vielleicht aber ist es noch eben Zeit, sich zu stellen, als ob man davon nichts wüſste. Fortdauernde Beschäfftigung mit den Werken eines groſsen Mannes ist die Art von Ehrenbezeugung, die ihm gebührt; jede andre kann er entbehren. Sehr leicht wäre es sonst gewesen, die häufige Polemik gegen Kant, den Worten nach weit mehr zu mildern, als für nöthig ist erachtet worden; ohne dabey der Aufrichtigkeit im mindesten Abbruch zu thun. Zum Ueberflusse sey indessen hier noch bezeugt, daſs, indem der Verfasser während der letzten Ueberarbeitung dieses Buchs die Kritik der reinen Vernunft von neuem durchlief, die Gröſse des mit Recht hochberühmten Werks so deutlich, wie noch niemals zuvor, in den einfachen, würdevollen Umrissen desselben vor ihn hintrat. Weit mehr, als der Inhalt verlieren konnte, gewann die Form. Und selbst die Seelenvermögen ertheilten nun dem Ganzen einen ähnlichen Reiz, wie durch einen Mythenkreis das darauf gebauete Epos zu erhalten pflegt. Leser, welche im Stande sind, diesen Reiz zu empfinden, werden das vorliegende Buch nicht darum der Verkleinerungssucht beschuldigen, weil es, seinem Hauptzwecke gemäſs, der Vernunftkritik beynahe Schritt für Schritt auf dem Fuſse folgen muſste.

Im Allgemeinen wird dieser zweyte Theil meiner Arbeit einer weit gröſsern Menge von Lesern zugänglich seyn, als der erste, dessen Metaphysik und Mathematik nur auf einen kleinen Kreis rechnen kann. Wenn man es nicht verschmäht, durch Seiten- und Hinter-Thüren in ein Gebäude einzugehen, dessen Haupteingang eine etwas steile Treppe unvermeidlich forderte: so wird man solcher Nebenthüren hier eine groſse Menge antreffen. Denn hier ist von sehr bekannten Gegenständen die Rede; und man wird die Bemühung des Verfassers nicht verkennen, durch auffallende, aus der Mitte der Erfahrung gegriffene Züge dasjenige deutlich vor Augen zu stellen, was der Analyse sollte unterworfen werden. Freylich verträgt auch dieser Theil nicht das gedankenlose, halb träumende Lesen, woran Manche durch eine Unzahl von schlechten Büchern, die nicht anders gelesen werden können, sich gewöhnt haben; wie sie durch ihre ewigen Misverständnisse verrathen. Aber hinweggesehen von Denen, die von philosophischen Schriften nur die äuſsern Umrisse sehn, und den Ton hören wollen: giebt es doch immer noch eine Menge von achtungswerthen Männern, welche zum Verstehen sowohl den Willen als die Kraft besitzen, und denen an der Sache gelegen ist! Diese nun ersuche ich, zu bedenken, daſs die natürliche Verwickelung der psychologischen Erfahrungen durch keinen wissenschaftlichen Vortrag auf einmal kann dargestellt werden; sondern dafs man sich bald unbequeme Trennungen, bald auch ein Hinübergreifen aus einem Gegenstande in den andern mufs gefallen lassen; wobey freylich bald die Sache, bald die logische Ordnung scheinen kann, verletzt zu werden. So habe ich es nicht vermeiden können, die Lehre von den Begierden gleich Anfangs zwar zu berühren, aber sehr viel weiter nach hinten erst fortzusetzen; und dagegen von den Gefühlen ausführlich schon in den ersten Paragraphen zu handeln. Denn jene mufsten vorzugsweise in ihrem Gegensatze gegen die sogenannte praktische Vernunft betrachtet werden; hingegen bey den Gefühlen kam es hauptsächlich darauf an, die räthselhafte Verbindung zwischen Gemüth und Vorstellungsvermögen zu erklären; und diese Erklärung hielt ich für ein so dringendes Bedürfnifs, dafs ich, um die innere Erfahrung klar genug zu vergegenwärtigen, gleich Anfangs den ganzen Gefühlszustand des Menschen zu schildern suchte, ohne mich darum zu bekümmern, ob hiebey von den Gefühlen des höher-gebildeten Menschen, oder von den niedern gesprochen werde, die eigentlich allein in diesen Vordergrund gehören. Bey solchen Licenzen wird natürlich auf die Gefälligkeit des Lesers etwas gerechnet; der, wenn er die Sache aus andern Gesichtspuncten betrachten, z. B. den Zusammenhang der Begierden mit den Gefühlen genauer verfolgen will, sich alsdann die im Vortrage getrennten Theile nach dieser seiner Absicht näher zusammenrücken mufs. Das Haupt-

Augenmerk des Verfassers konnte kein anderes seyn, als überall die psychologische Analyse in die Bahn der synthetischen Untersuchung zurückzulenken; aus weicher, sobald man sie anzuwenden weiſs, die Erfahrung begreiflich wird. Der Selbstthätigkeit solcher Leser, die dem Buche von vorne herein nicht überall folgen konnten, bleibt es überlassen, sich das ganze Werk nach ihrem Bedürfnisse umzuwenden; dergestalt, daſs sie aus der Analyse auf die dazu gehörige Synthesis zurück schlieſsen, und aus jener sich diese, soweit sie können, verständlich machen. Dies wird ihnen groſsentheils gelingen; denn man braucht weniger die Rechnung selbst, als den allgemeinen Begriff derselben, um wenigstens von dem gröbern Theile der bisher herrschenden Irrthümer sich zu befreyen. Hingegen vollkommenere Ausführung des Ganzen wird durchaus einen sehr gebildeten mathematischen Geist erfordern; der sich aus den synthetischen Principien mancherley mögliche Fälle zu construiren vermöge, um diejenigen auszuwählen, die zu gegebenen psychologischen Phänomenen passen. Der Verfasser hat sich nie für einen Mathematiker gehalten; er weiſs nur zu gut, wieviel er Andern zu thun übrig läſst.

Was der Aufmerksamkeit des Lesers am meisten muſs empfohlen werden, ist das Studium der Lehre von den Reihenformen; auf welche, gewiſs gegen die allgemeine Erwartung, beynahe die ganze Untersuchung über die sogenannnten Kategorien zurückführt *); und ohne

---

*) Man hätte dies gleichwohl schon längst vor der ge-

welche selbst über Verstand und Vernunft sich nichts Deutliches sagen läſst. — Die Abhandlung über diese vermeinten Seelenvermögen wird dem minder geübten Leser auf den ersten Blick sehr zerrissen scheinen; denn, abgesehen von den vorbereitenden Betrachtungen der Einleitung, findet sich ein Theil derselben im vierten Capitel des ersten Abschnitts, ein anderer Theil erst im dritten und vierten Capitel des zweyten Abschnitts. Allein wenn dies Unordnung scheint, so liegt die Schuld an der bisherigen übeln Gewohnheit der Psychologen. Die Erklärung des gemeinen Denkens, und seiner Hauptbegriffe, ist ein durchaus verschiedener Gegenstand von der Frage nach der Möglichkeit des eigentlichen Wissens, und schon des Strebens nach diesem Wissen mit Gefahr eines mannigfaltigen Irrthums. Die gewöhnlichen Lehren, welche dies und jenes vermengen, stellen den gemeinen Verstand zu hoch; den wissenschaftlichen zu niedrig. Daraus entsteht erstlich eine zu groſse Kluft zwischen Mensch und Thier, die zwar unserm Stolze schmeichelt, aber von der Erfahrung nicht bestätigt wird; — zweytens eine ganz ungebührliche Erniedrigung des menschlichen Wissens, dessen speculativer Aufschwung sich in eine nicht bloſs lächerliche, sondern geradezu unmögliche Thorheit verwandeln würde, wenn nichts anderes, als ein Kategorien-Verstand

---

nauern Untersuchung erwarten sollen. Denn die Sprache verräth die Sache. Die Worte: Substanz und Inhärenz, sind vom Raume entlehnt; und eine Logik zu liefern ohne räumliche Metaphern, wie Umfang, Inhalt, u. s. w. ist ganz unmöglich.

stand und eine glaubende Vernunft dabey zum Grunde läge. Die gemeine Psychologie hat den Menschen zugleich nach Oben und nach Unten gezerrt; ihn mit eben soviel Unmuth als Uebermuth erfüllt, die wahre Psychologie muſs das doppelte Unheil dieser falschen Selbstbetrachtung wieder gut machen. Insbesondere muſs der Metaphysik, die so wenig zum Dogmatismus erstarren, als in sublimer Schwärmerey davon fliegen darf, ein, zwar bescheidener, jedoch vester Muth zu einer regelmäſsigen Bewegung zurückgegeben werden. Für den Glauben wird immer noch ein unendlich weiter Raum übrig bleiben, wohin jene Bewegung des Wissens gar nicht einmal gerichtet ist.

Soll ich endlich noch einige Worte sagen über den Anstoſs, den Mancher nehmen könnte, weil in der Einleitung dem Herrn v. Haller, der jetzt das allgemeine Vorurtheil wider sich hat, einige Auctorität in seiner Sphäre, der Politik, ist eingeräumt worden? Wohl eher hätte man Ursache zufrieden zu seyn, daſs hier auf ein merkwürdiges psychologisches Phänomen hingewiesen wird; denn Herr v. Haller ist ein solches. Nicht eifrige Kunstliebe, nicht Frömmeley, nicht politischer Egoismus erklärt die bekannten Schritte dieses Mannes. Das aber ist gewiſs, daſs die Vaterlandsliebe des Schweizers schwer verwundet wurde durch jene Staatsumwälzung, welche Frankreich mit Arglist und Gewalt erzwang. Und womit endete die Bitterkeit, die sich, auf gerechte Weise veranlaſst, seitdem in ihm vestsetzte? Nicht bloſs damit, ihn der Römischen Kirche zuzuführen; sondern sie hat ihn dahin gebracht, sein Vaterland zu mei den; und selbst französisches Bürgerrecht an zunehmen, wenn anders eine neuerlich gedruckt Notiz ganz sicher ist. — Möchten doch Dieje nigen, die es nicht fassen können, daſs de Mensch sich theoretisch widersprechende Vor stellungsarten bildet, indem er auf nothwendig Beziehungen nicht achtet, — sich vorläufig ein mal darin üben, die häufig vorkommenden Fäll im praktischen Leben genau zu betrachten, w sich Einer mit offenen Augen Schicksale bereitet, denen zu entgehen, vermöge der ursprünglichen Natur seiner Motive, durchaus seine gröſst Sorge hätte seyn müssen. Solche Fälle wir man natürlich finden; aber nicht minder natürlich sind jene ersteren. Die Erfahrung hat Manches längst gesagt, was die Theorie nur deutlicher ausspricht. Aber wie Viele sind wohl Deren, die mit vollem Rechte den Vorwurf ablehnen dürften, daſs sie ihre Vorurtheile mehr lieben, als Theorie und Erfahrung? Mag dahe auch immerhin dies Buch nur für Wenige lesbar seyn; wer es darauf ankommen läſst, ma solle ihm seine Vorurtheile gewaltsam entreiſsen der mag sie behalten!

Inhalt des zweyten Bandes.

Einleitung.

Zweyter, analytischer Theil.

Erster Abschnitt. Vom geistigen Leben überhaupt.

Erstes Capitel. Ueber die Verbindung der sogenannten drey Hauptvermögen der Seele. §. 103 — 105.

Zweytes Capitel. Von den Affecten und den Leidenschaften, nebst Rückblicken auf das Vorige. §. 106 — 108.

Drittes Capitel. Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen. §. 109 — 116.

Viertes Capitel. Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntniſsvermögens. §. 117 — 124.

Fünftes Capitel. Von der Apperception, dem innern Sinne, und der Aufmerksamkeit. §. 125 — 128.

Zweyter Abschnitt. Von der menschlichen Ausbildung insbesondere.

Erstes Capitel. Von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind; und von deren Erfolgen, den Kategorien der innern Apperception. §. 129 — 131.

Zweytes Capitel. Vom Selbstbewuſstseyn. §. 132 — 138.

Drittes Capitel. Von unserer Auffassung der Welt, und den damit verbundenen Täuschungen. §. 139 — 145.

Viertes Capitel. Von der höhern Ausbildung. §. 146 — 152.

Dritter Abschnitt. **Von den äuſsern Verhältnissen des Geistes.**

Erstes Capitel. Von der Verbindung zwischen Leib und Seele. §. 153 – 159.

Zweytes Capitel. Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluſs hat. §. 160 – 168.

Schluſs.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

Von der Erfahrung sind wir ausgegangen, zur Erfahrung kehren wir zurück. Denn alle Speculation, die nicht auf einem vesten, das heiſst, unbestreitbar gegebenen Grunde beruht, ist leeres Hirngespinst; und selbst als Uebung im Denken nur von zweydeutigem Werthe. Allein in der Behandlung der Erfahrung zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen dem synthetischen, und dem jetzt folgenden analytischen Theile der Psychologie.

So wie die mathematische Physik, wollte sie gleich Anfangs die ganze Masse der Erfahrungen, die wir über die Körperwelt besitzen, zu ihrem Gegenstande machen, — wollte sie von chemischen, elektrischen, magnetischen, Kräften, von Licht und Wärme, von tropfbaren und elastischen Flüssigkeiten auf einmal reden, — sich in die unheilbarste Verwirrung stürzen würde; wie sie dagegen fürs erste sich begnügt, unter allen bewegenden Kräften nur Eine, die Schwere nämlich, in Untersuchung zu nehmen: eben so haben wir aus dem unermeſslichen Vorrath empirisch-psychologischer Thatsachen das einzige Factum des Selbstbewuſstseyns herausgehoben, und in ihm den Stoff und die Aufforderung zu einer langen, noch jetzt nicht geendigten Arbeit gefunden. Es kommt nicht allein darauf an, die Erfahrung aufzufassen, sondern sie zu verarbeiten. Die Speculation muſs nicht bloſs Grund haben, sondern sie muſs in dem Grunde kräftig wurzeln, und die Wurzel muſs einen fruchtbaren Baum erzeugen. Dazu gehört Zeit; in der That mehr Zeit als die Lebensdauer eines einzelnen Menschen. Mag indessen der Baum ferner wachsen; für mich ist es nöthig, meine Bemühungen nunmehr auf andre Weise fortzusetzen.

Dem analytischen Theile der Psychologie, der sich, was die Tiefe der Untersuchung anlangt, auf den synthetischen verläſst, kommt es zu, sich einen Werth von anderer Art zu verschaffen, nämlich durch die Weite des Gesichtsfeldes, das er umspannt. Er muſs das geistige Leben im Ganzen auffassen; daher gehört eigentlich das ganze Thierreich in seine Sphäre; und es ist das erste Kennzeichen mangelhafter psychologischer Darstellungen, wenn man ihnen ansieht, daſs sie bei Gegenständen, in Ansehung deren sich Menschen und Thiere gleichartig zeigen, doch von der Beobachtung jener erstern allein abgezogen sind, und auf die letztern nur mit Zwang übertragen werden können. Andererseits ist freylich alle Beobachtung der Thierwelt so beschränkt, so unsicher, und besonders so innig mit physiologischen Dingen verwebt: daſs ich wenigstens für mich darauf Verzicht thue, einen positiven Gewinn aus dieser groſsen Klasse von Thatsachen zu ziehen; genug wenn es mir glückt, einer natürlichen Auslegung dessen, was die Thiere uns zeigen, nicht durch übereilte Behauptungen in den Weg zu treten.

Je gewisser ich nun in dieser Hinsicht eine Unvollständigkeit meiner Arbeit voraussehe: desto mehr wünschte ich, nach einer andern Richtung hin die psychologische Untersuchung zu erweitern. Der Mensch ist Nichts auſser der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, daſs die Humanität ihm fehlen würde. Noch mehr: wir kennen eigentlich nur den Menschen in gebildeter Gesellschaft. Der Wilde ist uns nicht viel klärer wie das Thier. Wir hören und lesen von ihm; aber wir fangen sogleich unwillkührlich an, unser eignes Bild in ihm, als einem Spiegel, wieder aufzusuchen. Eine schlechtere Art, zu beobachten, kann es nun gar nicht geben; denn wenn das

Wort Erschleichen irgend einen Sinn hat, so hat es diesen: in ein fremdes, gegebenes Phänomen sogleich die alten bekannten Dinge wieder hineinzudenken. Uebrigens, wenn wir auch diesen Fehler zu vermeiden stark genug wären: wie Viele von uns, die wir uns mit Psychologie beschäftigen, sind in Neu-Seeland gewesen? Wie Viele haben Gelegenheit, die Wilden in ihren Wohnsitzen zu beobachten? —

Wir müssen uns begnügen, den heutigen gebildeten Menschen zum unmittelbaren Gegenstande unserer Betrachtung zu machen. Aber diesen wenigstens müssen wir so vollständig als möglich auffassen. Er ist ein Product dessen, was wir Weltgeschichte nennen. Wir dürfen ihn nicht aus der Geschichte herausreiſsen.

In ihm setzt sich eine geistige Production fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Anregungen, die jetzt allgemein an Jeden gelangen, der nicht etwa zu den Zigeunern gehört, waren ursprünglich höchst seltene Erzeugnisse der auſserordentlichsten Geister, oder auch groſser Massen von Menschen, die sich innig berührten, oder heftig zusammenstieſsen. So kann es wenigstens seyn, und schon auf die bloſse Möglichkeit müssen wir Rücksicht nehmen.

Dieser Umstand macht, daſs man sich einer richtigen Auffassung der psychologischen Thatsachen nicht auf einmal, und auf einem geraden Wege fortgehend, sondern nur allmählig, mit abwechselnd hin und her gelenkten Schritten wird annähern können. Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefaſst ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen. Allein wir können die Erfahrungsgegenstände nicht aus ihren einfachen Bestandtheilen zusammensetzen; und wie der Krystall zuerst seine Gestalt in einer gröſsern Masse offenbart, aus welcher dann auf die Grundform der kleinsten Theile geschlossen wird, eben so zeigen sich manche psychologisch Gesetze wirklich deutlicher in den groſsen Umrissen de Geschichte als bey dem einzelnen Menschen; und manch irrige Vorstellungen, deren Widerlegung nicht leicht is so lange sie den Einzelnen treffen, entblöſsen sich vo selbst, wenn sie auf ein gröſseres Ganzes angewend werden. So ist z. B. das Gleichgewicht von Europa ein längst bekannter Gegenstand, obgleich die Untersuchung über das Gleichgewicht der Vorstellungen in uns, manchem neu und fremd klingen mag Auch hat, meines Wissens, noch niemand daran gedacht einer Familie, oder gar einem Staate, die transscendentale Freyheit beyzulegen; während dieser Irrthum in Ansehung des einzelnen Menschen sich unter de Philosophen des Zeitalters in Deutschland allgemein verbreitet hat. — Wir werden daher den einzelnen Menschen nicht bloſs vollständiger auffassen, wenn wi ihn als einen Theil des Menschengeschlechts ins Auge nehmen, sondern wir werden ihn auch leichter erkennen, wenn wir zuerst sein vergröſsertes Bild im Staate beschauen.

Wem wird hier nicht Platons Republik einfallen? Bekanntlich ist dies Werk eigentlich keine Staatslehre, sondern eine Untersuchung über den Begriff dessen, was Recht sey. Allein nachdem im ganzen ersten Buche, und in einem Theile des zweyten, die Schwierigkeit, das Recht zu bestimmen und in seiner unbedingten Würde darzustellen, ist erwogen worden: wendet sich Platon zum Staate wie zu einer gröſsern, und leichter lesbaren Abschrift dessen, was im Original für schwache Augen mit allzukleinen Buchstaben ausgedrückt sey.

Es ist nun auch meine Absicht, einige Grundzüge der Politik zu benutzen, um dadurch den entsprechenden psychologischen Gesetzen, die im ersten Theile dieses Werkes entwickelt worden, mehr Deutlichkeit zu verschaffen; weil ich keine lichtvollere Anwendung derselben zu finden weiſs, und gleichwohl sehr viel daran gelegen ist, daſs sich der Leser erst jene psychologischen Gesetze, wie sie durch Rechnung gefunden worden, geläufig mache, ehe ich nach Art der Vernunft-Kritiken unternehme, die Psychologie zur Aufhellung der Metaphysik zu benutzen. Dies Letztere ist mein eigentlicher Hauptzweck in dem vorliegenden zweyten Theile; jenes erstere ist nur das Mittel zum Zwecke. Daher werde ich keinesweges, dem Platon nachahmend, mich in die Staatslehre vertiefen; sondern bloſs soviel aus diesem Gebiete entlehnen, als mir zur Einleitung, und zur Vorbereitung auf schwierigere Gegenstände nützlich seyn kann.

Jedoch darf ich mich nicht so eng beschränken, daſs aus der Kürze Dunkelheit entstehen könnte, die leicht zu irrigen Auslegungen Anlaſs geben möchte. Um Misdeutungen zu begegnen, schicke ich zwei Bemerkungen voran.

Erstlich: ich werde hier nur eine Seite der Staatslehre in Betracht ziehn; die rein theoretische, welche vielleicht Mancher die Kehrseite nennen möchte. Diese Einseitigkeit darf ich mir erlauben, weil ich längst die andre Seite, die der praktischen Ideen, beleuchtet habe; nämlich in meiner praktischen Philosophie; und zwar auf eine Weise, wodurch Niemand zum politischen Schwärmer verbildet, wohl aber vielleicht hie und da Jemand vor Schwärmerey ist gehütet worden.

Zweytens: um jeden Gedanken, als ob ich versteckter Weise auf die heutigen Staaten zielte, rein abzuschneiden: will ich offen anzeigen, wie ich, falls dies meine Absicht wäre, zu Werke gehn würde. Alsdann nämlich wäre nach meiner Ueberzeugung zuerst von dem Umstande zu reden, daſs die heutigen europäischen Nationen zu ihrer Sicherheit einer stehenden Kriegsmacht bedürfen. Daher würde ich den Grad der militärischen Spannung eines jeden Staates untersuchen; und hiebey unterscheiden, welche Staaten in einer solchen Spannung sich ihrer Lage nach befinden müssen, welche andre dies nicht nöthig haben, und wiederum welche zu schwach sind, um dadurch etwas Wesentliches erreichen zu können. Hieraus würde sich der natürliche innere Zustand der verschiedenen Staaten groſsentheils entwickeln lassen; besonders wenn man hinzunähme, daſs zur Kriegsmacht nicht bloſs Truppen, sondern auch Geld und Verstand gehört; und daſs der Erwerb dieser drey Requisite an sehr verschiedene Bedingungen geknüpft ist. So fruchtbar nun diese Betrachtungen werden könnten, so wird man sie doch in dem Nachfolgenden nicht finden. Sie gehören nicht hieher; und ich empfinde kein Bedürfniſs, Alles zu sagen, was ich denke; am wenigsten über Dinge, die hundert Andre besser verstehn.

Platon muſste seiner Absicht gemäſs, den Staat von der Seite der praktischen Ideen auffassen; und wirklich hat er eine der Ideen, die der Harmonie zwischen Einsicht und Wille, (die nämliche, welche ich innere Freyheit nenne,) trefflich entwickelt.

Sein Hauptgedanke ist, daſs die Einsichtsvollen regieren, die Starken sie unterstützen, und das Volk gehorchen solle; so daſs Jeder das Seinige thue, und sich auf seinen Beruf beschränke. Hingegen Vielgeschäftigkeit ist beym Platon soviel als Ungerechtigkeit. Darüber ist nun die eigentliche Idee des Rechts bey ihm im Dunkeln geblieben; desgleichen die übrigen praktischen Ideen, welche alle gleichmäſsig ins Licht zu setzen, und gehörig zu verknüpfen, eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre. Jedoch, so fern er nicht den Staat in der Wirklichkeit, sondern nur die Idee desselben zeichnen wollte, (freylich ist er diesem Vorsatze nicht ganz getreu geblieben, sondern hat mit angenehmer Nachlässigkeit sich gehen lassen,) kann man ihn nicht sowohl einseitig, als unvollständig nennen; denn die Idee der innern Freyheit ist wirklich die erste von allen; und diejenige, welche sich auf alle übrigen bezieht, um sich in ihnen zu realisiren, so fern man von Realität in der Ideenwelt überhaupt reden kann. Ueber dies Alles bitte ich meine praktische Philosophie nachzusehn, und gehörig zu vergleichen.

Meiner jetzigen Absicht gemäſs sollte ich am nächsten mit einem andern Manne, dem bekannten Anti-Protestanten, Herrn von Haller, zusammentreffen; in dessen Handbuche der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts, und der allgemeinen Staatsklugheit, von religiöser Schwärmerey eben so wenig als von eigentlichem Staatsrechte, etwas zu finden ist; der aber dagegen näher, als irgend ein andrer mir bekannter Schriftsteller, dabey war, den wirklichen Staat im Allgemeinen richtig darzustellen; ein groſses Verdienst, wenn er wenigstens dieses Ziel völlig erreicht hätte. Für einen Schmeichler muſs man ihn nicht halten; sein Patrimonial-Fürst soll kein Recht einer directen willkührlichen Beschatzung der Unterthanen haben, sondern in der Regel seine Ausgaben aus eigenem Vermögen bestreiten; die Beyhülfe der Unterthanen muſs gesucht und bewilligt werden *). Die Conscription ist nach ihm ein Geschenk des philosophisch genannten Jahrhunderts, des erdichteten speculativen Staatssystems, das sich für Freyheit-bringend verkündigte, und Sclaverey gebracht hat; er will dagegen, daſs die Hülfsleistung von Seiten der Unterthanen im Kriege des Fürsten nur auf moralischer Pflicht, auf eigenem Interesse, und auf besondern Dienstverträgen beruhen soll **). Sein Fürst ist eigentlich ein sehr reicher Herr, an den sich die Dürftigen freywillig angeschlossen haben, so daſs sie nun zu seinem Hause gehören. „Jeder Mensch, den Glück und Um„stände *vollkommen frey* machen, wird *eo* „*ipso* ein Fürst. Das *aliis imperare* ist, um sich nach „Art der Logiker auszudrücken, nur das *genus proxi*„*mum*, das *nemini parere* der *character specificus* eines „Fürsten oder einer Republik. Es ist daher unrichtig, „und führt zu gefährlichen Verirrungen, beyde nur Re-

---

*) Handb. der Staatenk. §. 25. Auf dies Buch allein beziehn sich die nachfolgenden Bemerkungen.

**) A. a. O. §. 22.

„genten und Regierungen zu heiſsen, und so die „Benennung nur von einem einzelnen Nebenumstande, „und nicht, wie ehemals, von dem Wesen der Sache herzunehmen *).“ Es scheint doch, daſs die Fürsten und die Republiken anderer Meinung sind. Denn warum führen sie Löwen, Adler, Leoparden und andere drohende Zeichen in ihren Wappen, — warum ging schon bey den alten Deutschen der freye Mann stets in Waffen, als deshalb, weil die Unabhängigkeit behauptet seyn will durch Gewalt, und durch die Anstrengung des Herrschens? Vollkommene Unabhängigkeit, die keiner Gewalt bedürfte, und von der kein Theil der Kraft durch die Anstrengung des Herrschens gebunden oder verbraucht würde, ist überirdisch, so lange es wahr bleibt, daſs ein Mensch den andern fürchtet, und des andern bedarf. Schon diese Probe kann zeigen, daſs auch Herr von Haller, bey allem Schelten auf die Philosophen, doch immer noch ein wenig in den Lüften schwebt, und sich noch nicht ganz auf den rauhen Boden der Erde herabgelassen hat. So gehts, wenn Einer, der über Staatsklugheit schreibt, sich vom Staatsrechte nicht lossagen will! Das unselige Vermengen der theoretischen und der praktischen Philosophie hat von jeher beyde zugleich verdorben; und deshalb ist an gesetzmäſsige Verbindung beyder nun vollends nicht zu denken. Eine solche Unabhängigkeit und vollkommene Freyheit, wobey das Regieren und Herrschen zum Nebenumstande herabsänke, wäre freilich eine schöne moralische Aufgabe; aber sie kann auch nur durch moralische Kräfte gelöset werden. Unter guten und gebildeten Menschen ist sie längst gelöset; gegen sie bedarf es keiner Anstrengung des Herrschens.

Jedoch an den Fragepunct, der mir hiebey im Sinne liegt, und den man in meiner Untersuchung über die Wirkungsart roher, nicht moralischer Kräfte, wie

---

*) Ebendaselbst §. 14.

sie etwa in den Zeiten des Faustrechts waren, weiterhin leicht erkennen wird, — hat vielleicht Herr von Haller nicht einmal gedacht. Seine Aufmerksamkeit ist eigentlich auf einen andern, wiewohl mit jenem eng verbundenen Gegenstand gerichtet. Er nennt seine Fürsten und Republiken darum vollkommen unabhängig, damit ihre Gewalt ursprünglich sey, und nicht erst übertragen. In diesem Puncte, über welchen er eifrig gegen die von ihm sogenannten Philosophen streitet, werde ich ihm nicht widersprechen. Vielmehr, wenn vom wirklichen Staate die Rede ist, bin ich völlig der Meinung, daſs übertragene Macht nicht veststehn, folglich nicht Macht seyn würde. Und selbst vom Standpuncte der praktischen Philosophie aus betrachtet, kann man sagen: es ist im Allgemeinen, und hinweggesehen von Orten und Zeiten, für den Staat gleichgültig, woher die Macht stammt, wenn sie nur da ist, und richtig gebraucht wird. Der Bürger, der Unterthan, gehorcht der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; er beurtheilt nicht das Recht des Herrschers; ihm liegt nur an der Wirkung der Herrschaft. Und warum sollte man Herrn von Haller widersprechen, wenn er behauptet: „der Mächtigere „herrschet, sobald man seiner Macht bedarf;“ ja wenn er sogar ausdrücklich hinzusetzt: „Die Macht „allein giebt nur Ansehen, und noch keine „Herrschaft; zur Bewirkung der letztern muſs „ein Bedürfniſs hinzukommen [*]). Diese Worte sind zwar keine scharfe Bezeichnungen eines Rechts-Verhältnisses; und noch weniger genügen sie als Aussagen dessen, was, laut Zeugniſs der Geschichte, sich zu ereignen pflegt: jedoch können sie kein Motiv abgeben, um Herrn von Haller in Hinsicht seines groſsen Eiferns wider die Philosophen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Vielmehr könnte daraus leicht ein Streit entstehn, der am Ende nicht viel mehr als Wortstreit wäre.

---

[*]) A. a. O. §. 10.

Das bisher Angeführte zeigt ein Schwanken zwischen Staatsrecht und Staatsklugheit; es ist billig und nützlich, ein paar andre Züge bemerklich zu machen, woraus die richtige Beurtheilung des wirklichen Staats hervorgeht.

Nachdem Herr von Haller den Misbrauch der Macht darein gesetzt hat, daſs sie Bedürfnisse schaffe, statt sie zu befriedigen: fährt er fort: „Allein den „möglichen Misbrauch der höchsten Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über sich hat, durch menschliche Einrichtungen hindern zu wollen, ist ein Problem, welches sich selbst widerspricht.“ Genau dieses Nämliche habe ich gleichzeitig mit Herrn von Haller, und unabhängig von ihm, gelehrt, und noch etwas weiter ausgeführt *). Ueber das bekanntlich vorgeschlagene Mittel, die Theilung der Macht, urtheilt Herr von Haller folgendes: „Es ist unbegreiflich, wie die von „Montesquieu erdichtete Idee von einer Theilung der „Gewalten in gesetzgebende und vollziehende (und „richterliche) so sehr in alle Köpfe hat eindringen „können. Allein bey der Unwissenheit von den Dingen „selbst, sucht man sich mit dergleichen, bloſs logischen, Distinctionen, herauszuhelfen, die ohne Realität einen leeren Schein von Wissenschaft an sich tragen.“ Vollkommen wahr! Die Politik befindet sich mit dieser Theilung der Gewalt genau in demselben Falle, wie die Psychologie mit ihren Seelenvermögen; sie kann die drey Gewalten nicht als eine vollständige Theilung deduciren; sie kann die Grenzen zwischen ihnen nicht vestsetzen; sie kann das Causalverhältniſs unter denselben weder seiner Möglichkeit nach begreiflich machen, noch angeben wie es seyn sollte; sie kann daher das Getrennte nicht wieder vereinigen. Sie hat bloſs zerrissen, und keinesweges getheilt. Denn es ist sonnenklar, daſs eine bloſs gesetzgebende Macht, wenn sie nichts ausführen soll, gar keine Macht ist, weil sie gar nichts wirkt. Es ist eben so klar, daſs eine bloſs ausführende Macht, ganz abhängig von der ihr entfremdeten Gesetzgebung, nichts anders ist, wie die Armee ohne den König; diese ist bekanntlich keine Macht; und es ist viel daran gelegen, daſs sie es niemals werde! Es ist wiederum klar, daſs der Richter abhängt von dem, welcher ihn einsetzt, so wie von dem, welcher seinen Richterspruch vollziehen wird; ja daſs er überhaupt nur durch die Duldung und den guten Willen Dessen existirt, der wirklich die Macht, — die eine und untheilbare, — in Händen hat.

---

*) In meiner praktischen Philosophie, S. 348.; wo aber der ganze Zusammenhang muſs nachgesehen werden.

Auf einem Boden kann nur eine Macht seyn; das ist der evidenteste Satz der ganzen Politik. Sind ihrer mehrere, so kann man sich auf keine verlassen; ihr Streit steht bevor, oder bricht aus, vernichtet eine, oder die andre, oder beyde.

Die Unbegreiflichkeit, welche Herr von Haller darin findet, daſs so viele sonst gute Köpfe sich mit jener offenbaren Ungereimtheit getragen haben, läſst sich näher beleuchten; und indem ich es thue, wird der Leser meine Absicht, weswegen ich gerade hier — scheinbar am unrechten Orte — von diesen Dingen rede, deutlich einsehen.

Zuvörderst: der Begriff des Staats, als einer Gesellschaft, die geschützt sey durch eine in ihr selbst liegende Macht, ist ein vollkommener Widerspruch. Denn die Macht kann eben so gut zerstören, als schützen. Sollte die Gesellschaft dagegen gesichert seyn, und zwar durch eine in ihr selbst liegende Macht, so wäre diese Macht, *a*) nothwendig sehr viel stärker als die erste, denn sonst entstünde ein Kampf mit zweifelhaftem Ausgange, also kein Schutz; *b*) dadurch würde die vorige Macht gebunden, also unnütz, und *c*) die zweyte Macht wäre nun noch gefährlicher, als die erste; und das Bedürfniſs des Schutzes wäre nicht befriedigt, sondern gesteigert.

Zweytens: Wenn der Staat, schon seinem Begriff nach, unmöglich ist, so kann er nicht existiren, und ha niemals und nirgends existirt.

Drittens: Hier widerspricht die Erfahrung! Es gab und giebt Staaten; wir alle leben in ihnen, und empfinden keinesweges eine solche Furcht, wie wir nach obiger Entwickelung nothwendig müſsten.

Also viertens: Der obige widersprechende Begriff des Staats ist kein richtiger Ausdruck des Wirklichen. Er muſs sich versteckter Weise *beziehen* auf Merkmale, die in ihm nicht gedacht wurden, die ihm aber gleichwohl zukommen und das Widersprechende in ihm aufheben.

Derjenige, welcher den ersten Theil dieses Werkes aufmerksam gelesen hat, weiſs nun ohne Zweifel, was ich will. Nicht Politik zu lehren, ist meine Absicht, sondern eine Wiederholung dessen zu veranlassen, was ich oben, in dem ganzen ersten Abschnitte des ersten Theils, gelehrt habe.

Der Begriff des Staats ist nur ein neues, sehr auffallendes Beyspiel von solchen Begriffen, die gegeben sind in der Erfahrung, und die sich gleichwohl widersprechen.

Daſs man die Ungereimtheit dieses Begriffs, so lange er seine nothwendigen Beziehungspuncte noch nicht gewonnen hat, und durch sie ist ergänzt worden, nicht wahrnimmt, nicht eingesteht, nicht entwickelt, nicht hinwegräumt; — daſs man sich dagegen in unnütze Streitigkeiten verwickelt, sich in Partheien theilt: — das ist nichts als ein neues Beyspiel zu jenen metaphysischen Streitigkeiten, über das Ich, über die Substanz, über die Causalität, über das Continuum, ja selbst über das Universum. Alte Gewohnheit, und alte Gemächlichkeit, das ist die nächste, und allgemeinste Erklärung, nicht bloſs jener Unbegreiflichkeit, wie man sich bey der bloſs logischen Distinction der drey Gewalten habe beruhigen können, (worüber Herr von **Haller** klagt,) sondern der noch viel weiter reichenden Unbegreiflichkeit, wie man, mit und ohne Logik, eine Metaphysik Jahrtausende lang hat suchen können, ohne auch nur den ersten, einzig nothwendigen Schritt zu thun, durch welchen man sich ihr hätte nähern können.

Indessen findet sich doch ein sehr wichtiger Unterschied zwischen dem Begriffe des Staats, und den metaphysischen Begriffen. Der Staat ist ein unendlich wichtiger praktischer Gegenstand; er ist von den gröſsten, rechtschaffensten, würdigsten und klügsten Männern nicht bloſs besprochen, sondern auch behandelt worden; und zwar bey den verschiedensten Verfassungen, in ruhigen sowohl als in unruhigen Zeiten. Die Ansichten dieser Männer waren freylich höchst verschieden; aber wie unzulänglich auch ihre Theorieen im Allgemeinen seyn mochten, in der Praxis konnten sie nicht dasjenige, worauf die ganze Möglichkeit des Staats überhaupt beruht, verfehlen; sie müssen es im Einzelnen erkannt haben, wenn sie es auch nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgesprochen haben.

Fragt man den gemeinen, verständigen Bürger, warum er nicht den Wahnwitz des Caligula, nicht die Grausamkeit des Nero, — und überhaupt keinen orientalischen Despotismus fürchte; so wird er antworten: „das „kommt bey uns nicht vor! Es ist nicht Sitte. Es fällt „dem Fürsten nicht ein; oder setzen wir den äuſsersten „Fall, es fiele ihm, wie ein böser Traum, so etwas ein, „so würde er sich dennoch enthalten, die Nation in Versuchung zu führen.“

Und fragt man den groſsen, vom Herrn von **Haller** so hart angeklagten, Montesquieu, wie denn seine vertheilten Gewalten zusammen wirken sollen: so antwortet er in dem berühmten Capitel von der englischen Verfassung *), *Ces trois puissances devroient former un*

---

*) *Esprit des loix, liv. XI., chap. VI.*, gegen das Ende.

repos, ou une inaction. Mais comme, par le mouvement nécessaire des choses, elles sont contraintes d'aller, elles seront forcées d'aller de concert.

In beyden Aussagen liegt die Andeutung derjenigen psychologischen Kräfte, worauf der Begriff des Staats sich versteckter Weise bezieht; dergestalt, daſs er in dem Grade realisirt wird, als in welchem Grade diese Kräfte in ihm sind und wirken. Die Beziehungs-Puncte aber sind: theils die Sitte, theils die Nothwendigkeit, daſs die Geschäfte gehen, sammt der Anerkennung und Einsicht, daſs sie gehen müssen. Diese Nothwendigkeit selbst aber ist theils eine innere, theils eine äuſsere. Es wird am deutlichsten seyn, wenn ich von der letztern zuerst rede.

Viele Staaten können gar nicht begriffen, und ihrer Möglichkeit nach erklärt werden, wenn man nicht ihre äuſsern Verhältnisse zugleich mit in Betracht zieht. Von der Art war das alte republicanische Rom. In ihm war in der That die Gewalt getheilt; und eben darum erblickt man in seinem Innern während ganzer Jahrhunderte nichts als einen Staat, der in jedem Augenblick im Begriff steht, sich durch bürgerliche Unruhen aufzulösen. Man preise nur ja nicht die Verfassung des alten Roms; sie taugte gar nichts; denn sie ernährte fortwährend zwey Partheyen, deren jede beständig auf gelegene Zeiten hoffte, um das Uebergewicht zu erlangen. Diese Partheyen waren auch nicht in Ruhe, wie Montesquieu meint oder will, sondern sie regten sich, wann sie konnten; und das werden alle Partheyen zu allen Zeiten thun. Aber es gab dort eine sehr nothwendige „Bewegung der „Dinge"; wodurch die streitenden Kräfte „gezwungen" wurden, (*forcées!*) eine gemeinsame Richtung zu nehmen; welches sich denn zum Theil in Sitte und Gewohnheit verwandelte. Rom war nämlich der allgemeine Feind aller Nachbarn. Und die glücklichen Krieger waren Eins in dem Stolze des Sieges, wie in der Noth vorübergehender Unfälle. Der Baum lebte, so lange er wuchs. Als der Druck, der von auſsen her Alles zusammenhielt, nachlieſs, brach das Unheil los. Blutvergieſsen in den Straſsen Roms wurde nun Sitte. Die Imperatoren setzten die Sitte fort, so lange sie sich fürchteten. Die Furcht hörte späterhin auf, Ruhe trat ein, (für eine Zeitlang,) aber kein wahrer Staat. Ein solcher war auch nie vorhanden gewesen. Die erste Probe des wahren Staates ist die, daſs er den Frieden ertragen könne.

Will man nun die Geschichte der Staaten begreifen: so fange man vor allen Dingen damit an, die Kriege, welche sie geführt haben, abgesondert zu betrachten, und so genau als möglich die Wirkung des Druckes zu schätzen, die dadurch angezeigt wird. Man gehe weiter, und überlege die Furcht vor dem äuſsern Drucke, welche mitten im Frieden, mitten im gröſsten Glanze noch übrig bleibt. Und man wird finden, daſs die meisten Staaten eigentlich gar nicht wissen, was sie seyn würden, wenn sie ganz allein stünden, ganz sich selbst überlassen wären. Eben so, wie der Mensch nicht weiſs, wer er seyn würde auſser aller Gesellschaft.

Es steht uns nun allerdings frey, in der Idee einen ganz allein stehenden Staat auszusinnen. Wollen wir uns ein speculatives Vergnügen machen, — und uns dabey vor übereilten Anwendungen auf die Wirklichkeit hüten, — so können wir auch überlegen, wie wohl eine Kraft beschaffen seyn müſste, die gegen den Misbrauch der Macht den gesuchten Schutz leistete. Eine solche Kraft müſste gar nicht von selbst activ seyn (wie die Römischen Tribunen so oft gegen den Senat wirkten,) sondern nur auf auſserordentliche Reizungen müſste sie einen Gegendruck leisten, der seiner Natur nach nicht über den vorgeschriebenen Punct hinausgehn könnte. — Hiebey fallen mir die Gesetze der Verschmelzungshülfen ein, die ich im ersten Theile beschrieben habe. Aber wenn es auch gelingen könnte, daraus die psychologische Natur der Sitte begreiflich zu machen: so ist doch der

Leser noch lange nicht genug vorbereitet, um eine solche Untersuchung anzustellen.

Nachdem ich über den Begriff des Staats, als einen widersprechenden, gleichwohl in der Erfahrung gegebenen, und in so fern auflösbaren Begriff, der durch Nachweisung seiner verborgenen Beziehungen mufs ergänzt werden, so viel gesagt habe, als zur Erinnerung an die ähnlichen metaphysischen Probleme des ersten Theils dienlich war: setze ich meinen Weg weiter fort zu den Grundsätzen der Statik und Mechanik; die es wohl noch mehr, als jene, bedürfen werden, durch eine auffallende Anwendung geläufiger gemacht zu werden, ehe ich sie für die eigentliche Psychologie benutze.

A. Bruchstücke der Statik des Staats.

Die im zweyten Abschnitt des ersten Theils aufgestellten Lehren sind nicht unmittelbar aus dem Begriff eines erkennenden Wesens abgeleitet; sie passen vielmehr auf alle innern Bestimmungen irgend welcher Gegenstände, so fern dieselben unter einander entgegengesetzt sind, und dergestalt zusammentreffen, dafs sie nach dem Maafse ihres Gegensatzes einander hemmen, dafs ihr Gehemmtes sich in ein Zurückstreben zum vorigen Zustande verwandle, und dafs die noch ungehemmten Reste zu Gesammtkräften verschmelzen.

Die in der Gesellschaft wirksamen Kräfte sind unstreitig ihrem Ursprunge nach psychologische Kräfte. Sie treffen zusammen, so fern sie sich darstellen durch Sprache, und durch Handlungen in der gemeinsamen Sinnenwelt. In der letztern hemmen sie einander; das ist das allgemeine Schauspiel streitender Interessen, und gesellschaftlicher Reibungen. Auch die Verschmelzung ist ohne Zweifel vorhanden; doch um diese kümmern wir uns für jetzt noch nicht.

Das Zusammentreffen hängt hier von sehr verschiedenartigen Bedingungen ab, unter denen die räumliche

Nähe

Nähe oder Entfernung der Menschen am auffallendsten ist. So gewiſs, wie das Zusammenwirken der Vorstellungen im Bewuſstseyn, ereignet es sich niemals. Und man muſs deshalb darauf gefaſst seyn, die Resultate nach den Umständen mannigfaltig beschränkt zu finden.

Auch der Hemmungsgrad ist hier sehr veränderlich. Und wo physische Gewalt ins Spiel kommt, da geht die Hemmung nicht bloſs bis zur Unterdrückung, sondern manchmal bis zur Vernichtung der Kraft. Alles dies hat Einfluſs; aber indem man sich vorbehält, denselben in Abrechnung zu bringen, kann man dennoch im Allgemeinen die Statik des Geistes auch dann zur Grundlage der Betrachtung machen, wann es darauf ankommt, das Gleichgewicht in der Gesellschaft zu bestimmen. Man lernt dadurch wenigstens beobachten, wenn sich auch sehr wenig *a priori* erkennen läſst; man lernt fragen; und die Erfahrung wird antworten.

Wir nehmen also an, daſs unter zusammenlebenden Menschen dieselben Verhältnisse eintreten, die nach dem Obigen unter Vorstellungen in Einem Bewuſstseyn statt finden. Wir untersuchen die Folgen der gegenseitigen Hemmung.

Diese Hypothese ist von dem bekannten *bellum omnium contra omnes* eben so weit entfernt, als von ihrem Gegenstücke, dem ursprünglichen Gesellschafts-Vertrage. Man wird die Resultate am leichtesten finden, wenn man die Menschen nicht mehr ganz einzeln stehend, sondern durch die natürliche Geselligkeit schon in verschiedene, gröſsere und kleinere Gruppen vereinigt, annimmt. Alsdann werden viele, sehr ungleiche Kräfte in Conflict gerathen. Doch eben dies findet, wiewohl nicht in dem Grade, auch schon da statt, wo leibliche und geistliche Anlagen, Vortheile und Beschwerden des verschiedenen Lebensalters, des Geschlechts, der Glücksumstände, vorhanden sind.

Das Erste nun, was dem Leser einfallen wird, sind die bekannten Schwellen des Bewuſstseyns; die sich hier in Schwellen des geſellſchaftlichen Einfluſſes verwandeln. Es leuchtet nämlich unmittelbar ein, daſs wenige ſtärkere, oder von Anhängern unterſtützte Perſonen, eine wie immer groſse Zahl von ſchwächern, einzeln ſtehenden Individuen, bey nur einigermaaſsen ſtarkem Conflicte aller Kräfte gegeneinander, nach den oben entwickelten Rechnungen, völlig unwirkſam machen können und müſſen. Alsdann bleibt aber zwiſchen den ſtärkern Perſonen oder Partheyen ein Druck und Gegendruck, wie wenn jene Schwachen gar nicht vorhanden geweſen wären. Von der Thätigkeit eines Jeden wird ein Theil gebunden; Niemand bleibt ganz frey von der Hemmung. (Der völlig und abſolut-Unabhängige des Herrn von Haller iſt nirgends in der Rechnung zu finden.) Auch kann Einer, oder Eine Parthey, die ganz allein aus der Menge hervorragt, die Schwächern, wenn ſie einander nahe gleich ſind, niemals ganz zu Boden drücken, ſondern es müſſen der Mächtigern Mehrere, einander entgegenſtrebende, vorhanden ſeyn, wofern das Angegebene erfolgen ſoll.

Die mathematiſchen Beweiſe dieſer Sätze liegen, unter Vorausſetzung unſerer Hypotheſe (welche mehr oder weniger zutreffen wird) vollſtändig, und ohne irgend einer Erläuterung zu bedürfen, in den §§. 41—56.

Man muſs aber die Hypotheſe nicht unbehutſam dem heutigen geſellſchaftlichen Zuſtande europäiſcher Länder anpaſſen wollen; denn von unſern ausgebildeten geſellſchaftlichen Verknüpfungen, welche als das Gebäude über dem Grunde errichtet ſind, und ihn gleichſam bedecken, und verbergen, iſt hier durchaus nicht die Rede. Vielmehr iſt das Vorſtehende ein Hülfsmittel, um von dem Zuſtande ſolcher Zeiten einen Begriff zu erlangen, in welchen es eine Menge ganz kleiner Ortſchaften und Gemeinden gab, die einander fremd waren, und für die Fremder und Feind gleich galten; — oder beſſer, in welchen ſelbſt die kleinſten Gemeinden noch fehlten, und eben im Begriff waren zu entſtehen.

Sie entstanden aber aus der Verschmelzung nach der Hemmung. Es vereinigten sich die, welche nicht bis zur Schwelle herabgedrückt waren. Hingegen die völlig Unterdrückten konnten an der Vereinigung keinen Theil nehmen. Und die Vereinigung unter jenen war weder eine gleiche, noch eine vollständige; sondern ihr Werth für jeden Einzelnen bestimmte sich nach den Producten aller Reste, paarweise genommen. (Vergleiche §. 63—70.)

Zu diesem einfachen Grundtexte der Statik des Staats mögen nun noch einige Bemerkungen kommen.

1) Das Wort Staat bezeichnet einen vesten Stand der gegenseitigen Lage der Menschen. Die Vestigkeit ist das Gegentheil der Schwankung; der Staat ist Gleichgewicht, im Gegensatze der Unruhe. Daſs aber das Gleichgewicht niemals vollkommen, jedoch sehr bald beynahe eintreten könne: wissen wir aus der Mechanik des Geistes. (§. 74.)

2) Die vorausgesetzte Ungleichheit der Kräfte, ein Werk der Natur, des Glücks, der Umstände — kann auf die verschiedenste Weise angenommen werden. In den allermeisten Fällen wird sie so groſs seyn, daſs, wenn man successiv die stärkste Kraft, und die nächste, und so fort, hinwegdenkt, doch immer noch die Uebrigbleibenden unter einander in ein solches Gleichgewicht treten würden, wodurch eine Menge der Schwächeren unter die Schwelle des gesellschaftlichen Einflusses fallen müſste. Man erinnere sich hiebey an solche Perioden der Geschichte, wo das Oberhaupt fiel, und mit ihm die edelsten Geschlechter untergingen.

3) Diejenigen, welche unter die Schwelle fallen, müssen ihrer Bedürfnisse wegen, sich aufs Bitten legen, sie werden sich zum Dienen gebrauchen lassen. Sie schlieſsen sich also bestimmten Personen an, die auf ihre Dienste zählen. So lange nun nicht die Gemeinde (die nach der Hemmung Verschmolzenen sich ihrer annimmt, gehören sie jenen, als ihren Herrn; sie werden von den-

selben als ein nutzbares Eigenthum betrachtet; und hiegegen haben sie kein Mittel, als den Versuch, zu entfliehen, ohne zu wissen, wohin. So entsteht das Verhältniſs der Freyen und Unfreyen.

4) Vermöge eines psychologischen Grundes entsteht unter denen, welche die Gemeinde bilden, eine neue Abtheilung. Die Mitglieder derselben beobachten einander; das heiſst, jeder erzeugt in sich die Vorstellungen aller Andern. Gesetzt, diese Vorstellungen seyen ihrer Stärke nach ursprünglich in demselben Verhältnisse, wie die, nach der Hemmung noch frey gebliebene, und daher noch sichtbare, Kraſt der vorgestellten Personen: so beginnt nunmehr in dem Geiste eines jeden Beobachters eine neue Hemmung unter diesen Vorstellungen. Auch hier ereignet es sich abermals, daſs die Reste der Vorstellungen bey weitem ungleicher ausfallen, als die Vorstellungen ursprünglich waren; und daſs Viele unter die Schwelle des Bewuſstseyns fallen, neben wenigen Hervorragenden. So scheiden sich diese Wenigen, die Angesehenen, von denen, die nicht beachtet werden, den Gemeinen.

5) Da jedoch die Kräfte nicht wirklich so ungleich sind als sie scheinen: so fühlt Jeder für seine Person, daſs er mehr ist, als er gilt. Hingegen täuscht er sich über die, welche ihm gleich sind, er hält sie für schwächer, als er sich fühlt. Daher verschmilzt, in seinem Bewuſstseyn, sein Selbstgefühl viel näher, als es der Wahrheit nach sollte, mit der Vorstellung Dessen, der in der Gemeine das höchste Ansehn hat. Für diesen Angesehensten nun, dem Alle sich nähern, entsteht hieraus ein neuer Vortheil; sie richten sich nach seinen Bewegungen; er ist Fürst, selbst noch ehe er es wollte. Mit ihm sind Alle mehr verschmolzen, als unter einander; sie hängen an ihm; er findet sie lenksam. Das ist die älteste, die natürliche Monarchie; keine absolute, denn die Lenksamkeit hat ihren bestimmten Grad, und sie kann sehr leicht durch Unbehutsamkeit verdor-

ben werden; keine beschränkte, denn es giebt noch keine Gesetze. Man denke an Odysseus, oder Nestor, oder an die Häuptlinge der schottischen Clane.

6) Der Fürst steht nun in zweyen merkwürdigen Verhältnissen zu seinem Adel — denn das sind die Angesehenen neben ihm, so fern er sie dafür erkennt, — und zu den Gemeinen. Am lenksamsten für ihn sind die Gemeinen; denn bey ihnen weicht die scheinbare Kraft am meisten ab von der wahren; ihr Selbstgefühl erhebt sie am weitesten über ihre Geltung, und nähert sie dadurch am entschiedensten dem Fürsten. Aber die Gemeinen würden in ihrer Geltung nicht so herabgedrückt seyn, und folglich der Fürst nicht so hoch über ihnen stehn, ohne den Adel. Daher sind Adel und Gemeine auf ganz verschiedene Weise wichtig für den Fürsten. Es kann nicht fehlen, daſs er dies im Laufe der Zeit wahrnehme, und dem Adel eine gewisse mittlere, vortheilhafteste Stellung zu geben suche. — Man vergleiche hier im §. 55. die beyden Gleichungen *A* und *B*; welche zeigen, daſs die mittlere Kraft *b* zwischen zweyen ziemlich nahen Gränzen liegen muſs, um nicht unnöthig groſs, und doch stark genug zu seyn, damit *c* neben *a* und *b* auf der Schwelle verharre.

7) Der natürliche Gegenstand der Besorgniſs für den Fürsten sind die Ersten neben ihm; denn sie können durch die kleinste Veränderung ihm gleich werden. Das natürliche Hülfsmittel ist, daſs er diejenigen, welche er am lenksamsten und am wenigsten gefährlich findet, — die Gemeinen, — nicht zu heben, aber in eine nähere Verbindung unter einander zu bringen sucht. Ruft er sie nun zusammen, giebt er ihnen gemeinsame Angelegenheiten: so verschmelzen sie weit inniger; sie werden Bürger. Man denke an die Geschichte; an das, von den Fürsten begünstigte Emporkommen der Städte.

Anmerkung.

Wie man dem Gebirge ansieht, es sey ehedem Meeresboden gewesen: so kann man es dem Bürgerverein ansehn, daſs er sich unter einem Drucke stärkerer Kräfte gebildet hat. Die bürgerliche Gleichheit ist kein ursprüngliches Natur-Product; die natürlichen Ungleichheiten sind nicht bloſs an sich zu groſs, sondern sie wachsen durch die angegebenen psychologischen Gründe in ihren Folgen immer höher; und es findet sich keine Gegenkraft, welche eine rückgängige Bewegung hervorbringen könnte. Republiken sind nur möglich, wenn ein Druck vorhanden war, der zwar späterhin verschwunden ist, aber erst, nachdem er die Ungleichheiten zurück gedrängt, und den Boden gleichsam geebnet hatte; also wenn der Bürgerverein bleibt, nachdem das regierende Haus entweder unterging, oder sonst irgendwie von ihm getrennt wurde. Auch muſs die bürgerliche Gleichheit immer mit Absicht, mit gutem Willen oder mit Kunst, erhalten werden, oder sie hört bald auf; denn sie hat stets den inneren Widerstand zu überwinden, den die wahre, noch vorhandene oder neu entstandene Ungleichheit der Bürger entgegensetzt, die sich ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Darum ist das Leben in Republiken an gar manche Beschränkungen gebunden, die in Monarchien wegfallen. Man vergleiche z. B. Montesquieu im *esprit des loix*, *liv. V.*, *chap.* 3. u. s. w.

8) Wird aber der Bürgerverein dem Fürsten zu mächtig: so ist natürlich, daſs er nun auch dem Adel eine innere Verknüpfung zu geben, ihn in ein *Corps* zu verwandeln sucht. Es ist aber diese Verknüpfung nicht bloſs die spätere, sondern auch weit weniger innig. Denn persönliches Selbstgefühl des Individuums liegt in der Natur des Adels; auch sind seine Glieder weniger zahlreich, und der Gewinn der Verbindung nicht so groſs als bey den Bürgern durch ihre Menge.

Anmerkung.

Wenn der Fürst beyde *corpora* hatte bilden helfen, und er alsdann verschwindet: so sollte die Aristokratie an seine Stelle treten. Aber aus obigem Grunde wird sie schwerlich verhindern, daſs nicht neben ihr die Demokratie sich erhebe; wie in Rom, nachdem die königliche Macht sich durch ihren eignen Misbrauch vernichtet hatte. — Man weiſs, wie viel Anstrengung sie aufbot, um sich in Venedig zu erhalten. Indessen versteht sich von selbst, daſs besondere Umstände dies alles sehr stark modificiren können. Alle psychologischen Kräfte sind höchst beweglich; kommt eine fremde Kraft hinzu, so verrückt sie das Gleichgewicht wenigstens für den Augenblick; unterdeſs kann sich leicht etwas ereignen.

9) Eine völlige Umänderung des Vorstehenden entsteht oftmals durch Krieg und Eroberung. Doch muſs man hier drey Fälle unterscheiden. Der Krieg wird entweder geführt als eine Jagd im Groſsen, aus bloſser Lust, das Leben zu zerstören, und den Raub zu genieſsen. Oder ein Volk sucht bessere Wohnsitze, um dieselben anzubauen; sein Kriegszug ist eine Wanderung. Oder endlich, es strebt, seine Macht zu erweitern und zu bevestigen. Der erste dieser drey Fälle gehört gar nicht hieher; denn die Wuth des Zerstörungsgeistes, wie sie sich im Orient zu zeigen pflegt, erlaubt den Kräften nicht, ins Gleichgewicht zu treten, sondern vernichtet sie; oder läſst sie höchstens so lange fortarbeiten, bis zum neuen Raube die Beute reif und beysammen ist. Weit eher können wir die andern Fälle mit den psychologischen Grundsätzen vergleichen.

10) Ein wanderndes Kriegsvolk hat einen gemeinsamen Zweck; dadurch bildet es eine Gesellschaft im eigentlichen Sinne; und die Einzelnen sind hier nicht erst nach, sondern vor der Hemmung verschmolzen. (§. 67 und 71.) Wenn diese Gesellschaft sich als Gefolge oder Geleite eines Heerführers darstellt, so ist dies einestheils die Wirkung des Umstandes, daſs der Heerführer den Aufwand vorläufig bestreitet, theils davon, daſs die Gefahr in dem fremden Lande, welches erobert werden soll, zur Einheit der kriegerischen Maaſsregeln zwingt, mithin nur Ein Oberbefehl kann anerkannt werden. Ist

aber der Zweck erreicht: dann verschwindet das Band der Gesellschaft: oder es muſs von neuem geknüpft werden. Sind die neuen Wohnsitze gewonnen: so will Jeder bequem wohnen; der Heerführer theilt den Gewinn, die Einzelnen nehmen ihre Loose in Empfang; und die Gesellschaft würde aufgelös't seyn, nachdem Jeder mit *seinem* Antheil an der Beute davon ging, — wenn man in dem neuen Lande gefahrlos wohnen könnte. Man kann es nicht, die Gesellschaft sollte also erneuert werden, mit verändertem Zweck, nämlich dem des Schutzes wider die besiegten Feinde. Sie erneuert sich wirklich; unter dem nämlichen Oberhaupte, dem noch stets kriegerisch gerüsteten Heerführer; aber sie kann nicht wieder die vorige Innigkeit der Verbindung erlangen; denn das Kriegsheer ist verändert. Wer auf seinem Loose, (dem *Allodial*-Gute) wohnen will, der muſs sich halten gegen die Feinde, mit denen er getheilt hat; dahin geht die Richtung seiner Kraft. Das Oberhaupt hat das gröſste Loos, folglich die meisten Feinde, nämlich an der alten Bevölkerung; seine Spannung ist schon deshalb die gröſste; überdies kommt ihm zu, für Alle zu wachen. Auf Jene, die mit ihren eignen Loosen beschäftigt sind, kann er nicht mit Sicherheit zählen. Sein eignes Besitzthum, und seine nächsten Getreuen, müssen ihm aushelfen. Diesen Getreuen, die sich dergestalt an ihn angeschlossen haben, daſs sie nicht *neben* ihm als Glieder der Gesellschaft zu gelten, sondern, *ohne alle Hemmung*, seiner Person anzugehören, und dieselbe unmittelbar zu verstärken begehren, — diesen *Dienern*, oder *dienstwilligen Freyen*, theilt er von seinem Gute mit, doch unter Bedingungen, wie es die Umstände erfordern. In diesem Kreise seiner *Vasallen* ist er nicht bloſs *Fürst*, sondern *Herrscher* in strengem Sinne. — Die Diener ahmen nun allmählig dem Herrn nach; sie selbst werden Herren. Die Allodien weichen den *Lehnen*; und gegen die zu hoch gestiegenen Lehnsträger erheben sich aus dem Schooſse der Macht, jüngere Kinder, nämlich **Ministerialen** und **Briefadel**. Die Geschichte lehrt dies ausführlicher.

11) Bey weitem einfacher ist der dritte Fall. Hat sich der Sitz der Macht nicht verändert durch die Eroberung: so wird zwar der fortdauernd zu besorgende Widerstand die Spannung der Macht um etwas vermehren; doch bey weitem weniger als im vorigen Falle, wo Freunde und Feinde vermischt wohnten. Der Machthaber wird dadurch nur mehr Herrscher als zuvor, denn der Vortheil der Eroberung ist für ihn. Es versteht sich, daſs von so verwickelten Verhältnissen, wie wir heute kennen, nicht die Rede ist; sonst müſste überlegt werden, ob nicht manchmal die wachsende Spannung bedeutender sey als der Vortheil?

12) Die allgemeinste Wirkung des Krieges ist die, daſs er **groſse Staaten** bildet. Denn nur durch seine heftigen Bewegungen kommen die Kräfte, welche in entfernten Gegenden erzeugt wurden, in Berührung. Allein obgleich nach der Hemmung allemal Verschmelzung der Reste folgt, so reicht doch dieser Begriff nicht zu, um die Verbindung weit getrennter Provinzen zu bezeichnen, die in spätern Zeiten darum noch zu Einem Staate gehören, weil einst der Krieg sie zusammengedrückt hat. Vielmehr paſst hier, wo keine gegenseitige Hemmung statt findet, der Begriff der Complication (§. 57. u. s. f.) die jedoch theils mit der wachsenden Entfernung im umgekehrten Verhältnisse steht, theils durch sehr viele andre Umstände veränderlich ist. In Zeiten, wo es für ein Wagestück galt, funfzig Meilen weit zu reisen, *) konnte die Kraft der Complication kaum vergleichbar seyn mit der in unsern Tagen, wo nicht bloſs Chausseen und Ei-

---

*) Vergl. Herrn v. Rotteck's Allgemeine Geschichte, Bd. 5., S. 491. 492. »In einigen Ländern waren die Fremden völlig rechtlos. Fremd aber war der Genosse desselben Staates; kam er nur aus einer andern Provinz. Als unter den schwachen Karolingern die Küstenbewohner Frankreichs, von den wilden Normännern gedrängt, schaarenweise ins innere Land flohen, machte man sie da zu Sklaven!« —

senbahnen, sondern auch ein gleichartiger Unterricht, und eine durchgehends ähnliche conventionelle Bildung, den geistigen wie den leiblichen Verkehr unterhalten. Dennoch verlangt man offenbar zuviel, wenn man hofft, der Bürgersinn, wie ihn eine Stadt erzeugt, solle in einem groſsen Reiche gleichmäſsig verbreitet seyn. Jede Stadt behält ihren Radius, in dessen Weite ihre Anziehung merklich ist. Aus den Städten sammt ihren Umgebungen, besteht jede Provinz, aus den Provinzen der Staat. Und das Oberhaupt des Staats ist vermöge der Geschäfte weit inniger mit jeder einzelnen Provinz verbunden, als diese unter einander. Im Mittelpuncte der Geschäfte aber erzeugt sich eine ganz andre Art von Complication und von Trennung; es ist die logische, nach den verschiedenen Verwaltungszweigen, unter den Räthen, welchen dieselben zugetheilt werden.

Dies erinnert an denjenigen Theil der Politik, welchen ich hier zu berühren keine Veranlassung habe. Er begreift alle künstlichen, absichtlich gemachten Verhältnisse, die ganze Wirkung der Gesetze, die aus der Reflexion, aus dem Selbstbewuſstseyn des Staats hervorgehn; sammt denjenigen Verfassungen, die sich vertragsmäſsig mögen gebildet haben. Meine Absicht war, an die Hauptbegriffe der Statik des Geistes zu erinnern, ich komme jetzt zur Mechanik.

B. Bruchstücke der Mechanik des Staats.

Wir haben im §. 74. das allgemeine Grundgesetz gefunden, nach welchem die Hemmungssumme allmählig sinkt. Dieses heiſst hier soviel als: Die Ungleichheit im Staate nimmt immer zu, so lange ein gegebenes System von Kräften, die zugleich anfingen ins Gleichgewicht zu treten, unverändert das nämliche bleibt. Dabey sinkt eine der schwächern Kräfte nach der andern zur statischen Schwelle;

und so oft dies geschieht, beschleunigt sich die Bewegung für jede der übrigen plötzlich. Im Ganzen aber wird die Bewegung stets langsamer, und nähert sich ins Unendliche einer Gränze, die niemals vollkommen erreicht wird*). — Es wird nicht nöthig seyn, historische Belege anzuführen. So viele Modificationen auch das Gesagte durch hinzukommende Umstände leidet, so bin ich doch überzeugt, daſs man es ohne Mühe in der Geschichte wieder erkennen wird.

Anders verhält es sich, wofern das System der Kräfte nicht das Nämliche bleibt. Kommt zu denen, die schon nahe im Gleichgewichte waren, eine neue: so sieht man die Regel der nunmehr entstehenden Bewegung in dem Capitel von den mechanischen Schwellen. (§. 77. bis 80.) Die älteren Kräfte scheinen Anfangs groſsen Verlust zu erleiden, allein sie gerathen in stärkere Spannung; dadurch erheben sie sich wieder; und oftmals können sie, nachdem sie schon völlig unterdrückt zu seyn schienen (auf der mechanischen Schwelle waren) sich vollkommen wieder zu ihrem alten Stande erheben, mit wirklicher Unterdrückung der neu hinzugekommenen Kraft. Es mag der Mühe werth seyn, ein paar leichte Corollarien hier beyzufügen.

1) Man täuscht sich leicht, wenn man politische Kräfte schätzen will, die sich mit andern entgegengesetzten schon ins Gleichgewicht gesetzt hatten. Sie sind dann allemal weit stärker als sie scheinen. Man sieht nämlich nur ihre Reste nach der Hemmung; gleichsam den über der Oberfläche des Wassers hervorragenden, nicht aber den eingetauchten Theil; und doch richtet sich ihre Wirksamkeit nach ihrer ganzen Stärke, die sogar noch

---

*) Ich setze Leser voraus, die Mathematik genug verstehn, um sich hier nicht an den Worten zu stoſsen; und die wenigstens die Reihe $\frac{1}{X}, \frac{1}{X^2}, \frac{1}{X^3}, \ldots$ *in infinit.* zu summiren wissen

durch Verschmelzungshülfen (wegen Verbindung d
Reste aus früherer Hemmung,) vergröſsert seyn wird.

2) Man kann sich abermals täuschen, und noc
leichter wie zuvor, — wenn man die erste groſse Nacl
giebigkeit wahrnimmt, mit welcher sie auf den Impu
der neu hinzukommenden Kraft anfangen zu sinken. G
rade dann, wann sie ganz unterdrückt scheinen, habe
sie ihre gröſste Spannung.

3) Eine Täuschung von anderer Art würde erfolge
wenn man die Geschwindigkeit der anfänglichen Bewe
gungen, sey es des Steigens oder des Sinkens, für gleich
förmig halten wollte. Alle psychologischen Kräfte, dere
Wirkungsart nicht besonders verwickelt ist, bringen solch
Veränderungen hervor, deren Lauf eine kurze Zeit lan
nahe gleichförmig ist, aber sehr bald langsamer wird
wiewohl niemals völlig zum Stillstande kommt.

Bevor ich weiter gehe, müssen ein paar allgemein
Bemerkungen Platz finden.

Es ist der beständige Fehler der falschen Politik, Kräfte niederzudrücken, mit denen man sich besser verbinden sollte. So macht es nicht bloſs die türkische Despotie, sondern auch die häſsliche Demokratie zu Athen (die weder dem Xenophon noch dem Platon gefiel,) wuſste nichts besseres als ihren Ostracismus. Klüger wenigstens war Napoleon, der seine Herrschaft durch Verbindung mit allen Partheyen bevestigte; so jedoch, daſs Er selbst der allgemeine Mittelpunct blieb. — Wird eine Kraft niedergebeugt, so wird sie entweder vernichtet; dann schwächt sich der Staat, denn er kann die Kräfte nicht nach Belieben schaffen, sondern nur benutzen; oder sie geräth in Spannung; dann ist ein verborgener Feind geschaffen, mit dem man irgend einmal wird streiten müssen.

Da nun der Staat an seiner Gesammtstärke alle die, gewöhnlich sehr zahlreichen, Kräfte verliert, welche, vermöge der Ungleichheit, unvermeidlich auf die statische Schwelle fallen, (denn seine Stärke resultirt nur aus der

Verschmelzung nach der Hemmung,) was soll geschehn? Will man, daſs die stärkeren Kräfte geschwächt werden, um mit den andern ins Gleichmaaſs zu treten? Das ist jener Berührungspunct der Extreme, des revolutionären und despotischen Geistes. Will man, daſs die schwächeren sich stärken? Das läſst sich zum Theil bewirken, oder wenigstens veranlassen, durch Hinwegräumung von Hindernissen; aber man bekommt es niemals ganz in seine Gewalt. Die natürlichen Ungleichheiten bleiben, und wirken fort. Jedermann weiſs, daſs Weiber und Kinder niemals mit den Männern, Lohnknechte und Fabrik-Arbeiter niemals mit den Herrn auf dieselbe Linie können gestellt werden; anderer Beyspiele nicht zu gedenken; die meistens darauf hinaus laufen, daſs die Arbeit vollbracht werden muſs durch Menschen die sich ihr widmen.

Man kann also nur die schwächern Kräfte mit den stärkern in Verbindung setzen; man muſs suchen, den Hemmungen durch die Complicationen und Verschmelzungen zu begegnen; indem man zugleich die Hemmungsgrade (die streitenden Interessen) möglichst vermindert; und die Berührungen der zu stark und zu entschieden entgegengesetzten Kräfte zu vermeiden sich bestrebt. (Das letztere geschieht vorzüglich, indem man Jedem eine eigenthümliche Sphäre seines Wirkens anweiset; wovon die Beschützung der Rechts-Gränzen durch gute Justizpflege das bekannteste Beyspiel ist.)

Dahin nun streben längst alle geordnete Staaten; aber es läſst sich nicht ganz vollbringen. Nicht Alles kann sich mit Allem compliciren und verschmelzen. Es bleibt die Entfernung durch weite Räume in groſsen Staaten; Verschiedenheit der Gewohnheiten und Meinungen in verschiedenen Ständen, u. s. w.

Also erzeugt sich, anstatt Einer allgemeinen Verbindung Aller mit Allen, eine Menge von kleineren Gruppen; anstatt einer unmittelbaren Verknüpfung giebt es einen Zusammenhang durch Mittelglieder; die Menschen ordnen sich in *Reihen* und in *Gewebe* vo *Reihen*; so daſs Jeder seinen Platz habe in einem kle nen Kreise, dessen Radien jedoch weiter fortlaufen, un einen Weg zeigen, den man durch das Ganze der G sellschaft verfolgen könne.

Dies nun ist der Punct, den ich erreichen wollte.

Der wichtigste Theil der ganzen Mechanik des Gei stes ist die Lehre von den *Vorstellungsreihen*. (§. 8 bis 92. und §. 100.) Dort ist der Grund aller *Ord nung* im menschlichen Geiste nachgewiesen; die An wendung davon auf die Gesellschaft würde zeigen, wi es zugeht, daſs jeder Mensch sich an einer bestimmte *Stelle* unter den übrigen findet, die ihm in den verschiedenen Reihen der Unterordnung und Nebenordnung zukommt. Wohlgeartete Bürger im wohl eingerichteten Staate halten sich selbst an dieser ihrer Stelle; sie wirken an ihrem Platze, sie wirken das, was sie zu thun haben, indem sie zugleich das erreichen, erwerben, genieſsen, was dieser ihrer Stelle zukommt. Sie greifen Andern nicht vor; allein sie setzen voraus, daſs die frühern Glieder in der Reihe, so weit sie dieselbe übersehen können, schon gehandelt haben, und es ist in ihnen ein Streben, daſs zu den nachfolgenden Gliedern die allgemeine Thätigkeit, wozu sie ihren Beytrag geben, weiter fortlaufen möge. Vermöge dieses Zusammenhangs wirkt der Reiz, welcher an irgend einem Puncte in der Gesellschaft angebracht ist, dergestalt fort, daſs er sich durch das Ganze verbreitet; die vorhandenen Reihen und deren Verwebungen sind die Conductoren, an denen er fortläuft.

Jenes merkwürdige *Weiterstreben*, das wir im §. 100. gefunden haben; jenes *Wirken wider sich selbst, um andern Platz zu machen*, läſst sich hier, wo vom wohlgearteten Staatsbürger die Rede ist, leichter anschaulich machen, als dort, wo es in den Vorstellungen, den Gliedern der Reihen, gefunden wurde. Dem Menschen in der Gesellschaft ist zwar von Natur ein eben solches vordringendes Streben eigen, wie den Vorstellungen; aber theils will er nicht allein vordringen, sondern in Verbindung mit Anderen, die ihm nahe stehn, — theils, was hier die Hauptsache ist, richtet sich sein Streben dergestalt auf das Gesammtwirken Aller, welche mit ihm in Verbindung stehn, dafs er selbst zurücktritt, wenn an den Andern die Reihe ist, sich hervorzuthun. Man könnte in Versuchung gerathen, darin eine Aeufserung der Moralität zu suchen; allein dies Zurücktreten ist nichts mehr als das Pausiren des Musikers, welcher voraussetzt und will, dafs die übrigen Stimmen fortfahren, damit das Tonstück, was ihm vorschwebt, vollständig, im rechten Tacte und Vortrage, herauskomme. Weder in dem Musiker, noch in dem Staatsbürger, könnte ein solches Streben seyn, wäre es nicht zuvor, nach den, im ersten Theile entwickelten, mathematisch-psychologischen Gesetzen, in den Vorstellungen begründet. Denn der Musiker spielt seine Noten in solcher Ordnung, solchem Rhythmus, wie er sich die Töne denkt; sein Vortrag ist der unmittelbare Ausdruck des Strebens in seinen Vorstellungen. Der Bürger fühlt sich auf gleiche Weise getrieben zum regelmäfsigen Handeln mit Andern, und in Uebereinstimmung mit Andern; dergestalt, dafs, wenn sie säumten, er sie ermahnen würde, das Ihrige zu thun; darum, weil für ihn in dem Gedanken seines eignen Thuns schon das dazu gehörige Thun der ihm nahe Stehenden mit inbegriffen, mit einbedungen ist. Der Lauf seiner Vorstellungen wird aufgehalten, das darin wirksame Streben erleidet eine Hemmung, wofern er seine Nächsten nicht vollführen sieht, was ihnen zukommt.

Was nun hier, als ob es die Wirkung eines Naturtriebes wäre, vor Augen liegt, das mufs erklärt und begriffen werden aus jenen Gesetzen der Mechanik des Geistes.

Die Kraft der Ordnung im Staate ist nun die Gesammtkraft aus allen den einzelnen Kräften, welche sich in den einzelnen Staatsbürgern regen, um ein Theilchen der allgemeinen Ordnung im nächsten Kreise, worin Jeder steht, zu erzeugen oder zu erhalten. Unmöglich könnte von einem, oder von wenigen Puncten aus, eine so groſse Masse von Menschen in Ordnung gehalten werden, wenn nicht in Allen, oder doch in den Meisten ein solches Streben wäre. Der geringste Wind würde diese Masse, wenn sie nicht durch sich selbst verbunden wäre, aus einander stäuben; und bey der geringsten entstandenen Unordnung würde das Gebäude, da es aus so beweglichen Steinen besteht, wie die Köpfe und die Gemüther der Menschen sind, in allen Puncten aus einander fahren. Statt dessen zeigt bekanntlich jeder, nur leidlich geordnete Staat, eine ungeheure Kraft, sich nach den heftigsten Erschütterungen wieder herzustellen.

Aber diese Kraft ist bey weitem nicht in allen Staaten und zu allen Zeiten die nämliche; sie ist gerade so verschieden an Art und Gröſse, wie die Structur der Reihen, die sich im Staate aus Menschen, — in den Köpfen der Menschen aus Vorstellungen gebildet haben. Schon im ersten Theile ist erwähnt worden, daſs die Reihen, und so auch die Reihen von Reihen, ja die Reihen von Complexionen, und deren Verwebungen, höchst mannigfaltige Gestalten haben, daſs sie verdorben werden können, und daſs sie in ihrem Ablaufen sehr häufig wider einander anstoſsen. Dies erwartet die Kunst des Staatsmannes! — Wohl zusammen gefügte Reihen sind der Sitz des Lebens und der Gesundheit für den Geist und für den Staat; das Gegentheil droht Krankheit und Tod.

Man redet von der Organisation des Staats; hier hat man das rechte Wort; aber darum noch nicht den rechten Begriff. Denn was ist ein Organismus? Worin besteht das organische Leben? Wem es Ernst ist, dies erforschen zu wollen: der fange damit an, sich umzusehn im Staate! Hier kann er weit mehr lernen, als jemals der Staatsmann lernen wird vom Anatomen und vom Physiologen. Denn der Staat besteht ganz deutlich aus einer endlichen Zahl von Menschen; diese sind zufällig in demselben beysammen; man kann auch Jeden, einzeln genommen, befragen um seine Gesinnung, und beobachten in seinem Handeln. Hingegen die lebendigen Leiber bestehn aus Materie; diese ist nach dem *irrigen Vorgeben* fast aller Physiker und Metaphysiker ins Unendliche theilbar; aus diesem Irrthume hilft keinesweges die Erfahrung; man kann die einzelnen Theile nicht beobachten; man sieht zwar, daſs die Nahrungsmittel zufällig hineinkommen, aber es ist schwer, diesen Wink der Erfahrung zu verstehen; und unsre Zeit hat sich nun vollends in die Unwahrheit verliebt: im Organismus gehe das Ganze den Theilen voran.

Sollte sich jemals ein Staatsmann dahin verlieren, diesen Irrthum auf den Staat zu übertragen, so wird er wenigstens den Zwang fühlen müssen, den ihm unaufhörlich die Erfahrung entgegensetzt.

So gewiſs aber, allen falschen Auslegungen zum Trotz, die Analogie zwischen dem Staate, dem Organismus, und dem System der Vorstellungen im denkenden Geiste, wirklich vorhanden ist: eben so gewiſs wird auch dereinst die wahre Psychologie bis dahin durchdringen, wo jetzt noch, im Scheine von Irrlichtern, Gespenster umherschweben. Das heiſst: die nämlichen Grundsätze der Mechanik des Geistes, welche die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen erklären, werden auch das organische Leben, als eine Verkettung einfacher Wesen, und die lebendige Kraft des Staats, als einer Verbindung von einzelnen Menschen, auf ähnliche Weise begreiflich machen. Dann wird man die Kunst des Staatsmanns besser schätzen, — aber auch die unendlich höhere Kunst, welche das organische Leben schuf, reiner verehren als heute.

Ungeachtet der erwähnten Analogie zwischen dreyen Gegenständen, die beynahe das Wichtigste sind, was in die Sphäre der menschlichen Untersuchung fällt, muſs man sich doch hüten, die Aehnlichkeit zu übertreiben. Dahin gehören folgende Bemerkungen:

1) Weder der menschliche Geist noch der Staat haben ursprünglich die Beschaffenheit eines bestimmten organischen Keims *). Hätten sie ihn: so würden Erziehungskunst und Staatskunst sich in eine Art von Gärtnerey verwandeln, die nur dem Keime Gelegenheit giebt, sich zu entwickeln, ihn aber nicht umschaffen kann. Aber beyde, der Geist und der Staat, nähern sich allmählig der Natur eines organischen Wesens; indem jeder Grad von schon empfangener Bildung dazu beiträgt, die Art von Assimilation zu bestimmen, wodurch das Neue vom Alten angeeignet wird.

2) Der lebende Organismus hat seine Perioden des Wachsens und Abnehmens; man hat dies oftmals auf Staaten übertragen, als ob sie schwach würden vor Alter. Da ich hier die Grundsätze der Mechanik des Geistes angewandt habe, so könnte ich in Versuchung gerathen, eben dieselbe Behauptung anzuknüpfen an die Lehre von der abnehmenden Empfänglichkeit (§. 94—99.). Allein

---

*) Diesen Satz will ich hier nicht beweisen; in Ansehung des menschlichen Geistes geht er sehr leicht aus der allgemeinen Metaphysik, und mit vermehrter Evidenz aus dem Ganzen dieses Werks hervor. — Vor nicht langer Zeit erscholl gegen mich von zweyen, oder gar von mehrern Seiten der Vorwurf: »Nichts bewiesen!« Diejenigen, welche den Ruf ertönen lieſsen, führten durch den ganzen Zusammenhang den factischen Beweis, daſs sie sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, meine längst geführten Beweise in meinen frühern Schriften aufzusuchen, und verstehen zu lernen. Wer wissen will, was ich bewiesen oder nicht bewiesen habe, der muſs meine praktische Philosophie, meine Hauptpuncte der Metaphysik, die Abhandlungen *de attractione elementorum* und *de attentionis mensura*, nebst meiner Einleitung in die Philosophie, und dem gegenwärtigen Werke, genau kennen. Er versuche, zu widerlegen! — Uebrigens dienen deutlich ausgesprochene Behauptungen, ohne Beweis, zwar nicht statt der Beweise; wohl aber zum Verstehen; auch ist das Vertrauen, der Leser werde sehr nahe liegende Mittelglieder eines Beweises selbst finden, in mathematischen Schriften längst üblich.

dazu ist kein Grund vorhanden. Die Einheit des Staats ist zusammengesetzt aus den Individuen, den absterbenden und heranwachsenden. Hingegen die Einheit der Seele ist die strengste, die es geben kann, und gerade daher rührt, wie am gehörigen Orte gezeigt worden, die Abnahme der Empfänglichkeit. (Jede vollkommene Selbsterhaltung, um dies nochmals kurz zu wiederhohlen, ist einfach, wie das einfache Wesen, das sich selbst erhält; denn es ist in ihr sich selbst vollkommen gleich. Darum ist sie eine absolute Einheit, die eben so wenig wachsen kann, als sie aus Theilen besteht. Wenn aber ihre Bedingung, das Zusammen, nur unvollkommen eintritt: dann erzeugt sie sich Anfangs in minderem Grade; und dieser Grad kann erhöht werden, bis er der Einheit gleich wird, nur nicht weiter. Die Möglichkeit der Erhöhung bis zur vollen Einheit ist die in jedem Augenblicke noch übrige Empfänglichkeit. Das Gesetz, nach welchem dieselbe continuirlich abnimmt, findet sich im §. 94.)

Was in der Gesellschaft, folglich mittelbar im Staate, altert und sich abstumpft, das ist die Empfänglichkeit für öfter angewendete Formen der Kunst und der Wissenschaft. Die lebhafte, allgemeine Aufregung, welche ehedem Wieland und Klopstock hervorbrachten, kann sich auf die nämliche Weise nicht wiederhohlen. — Wenn der Staat die neuen Eindrücke fürchtet (wie die Alten den neuen Tonweisen der Musiker eine gefährliche Wichtigkeit beylegten,) so kann ihn die Abstumpfung trösten.

Kunst und Wissenschaft wirken weder so viel, als der erste Eifer, der erste Stoſs neuer Eindrücke, zu versprechen scheint; noch so wenig, als die nachmalige Kälte glauben macht, denn theilweise gehemmte Kräfte wirken noch immer in dem Verhältnisse ihrer vollen Stärke, nur ruhiger.

Wenn aber im Staate die Ungleichheit dergestalt anwächst, daſs ganze Klassen unterdrückt werden, weil ihnen Niemand half, und weil das Glück freyes Spiel fand, Güter und Vorrechte auf wenigen Puncten anzuhäufen: dann freylich befällt den Staat die Auszehrung; aber man muſs darum nicht sein höheres Alter anklagen. Nicht die Jahre schaden ihm, sondern Mangel an Vorsicht in den wichtigsten Puncten.

Diese Bruchstücke der Mechanik des Staats schlieſse ich mit derselben Erinnerung, wie jene der Statik; ich habe nämlich nicht vom künstlichen, sondern vom kunstlosen Mechanismus des Staats zu sprechen Veranlassung gehabt. Alle Wirkung der Reflexion, folglich der positiven Gesetze, muſste bey Seite gesetzt werden, weil die psychologischen Vorarbeiten des ersten Theils darüber noch kein Licht geben. Nur die allgemeine Bemerkung will ich beyfügen: daſs die Gesetze, indem sie den natürlichen Neigungen der Menschen einen Zügel anlegen, die Continuität unterbrechen, womit der Natur-Mechanismus, sich selbst überlassen, fortwirken würde. Aber er gleicht dem Strome, der anschwillt vor dem Damme. Hat er dessen Höhe erreicht, so stürzt er hinüber, und reiſst ihn fort. Der kluge Staatsmann läſst es dahin nicht kommen; seine Kunst gleicht der des Wasserbaues.

Das Vorstehende konnte dienen, durch eine auffallende Anwendung auf vielbesprochene Gegenstände die Erinnerung an den ersten Theil zu beleben und zusammenzudrängen. Aber noch eine andre Vorbereitung ist nöthig für diesen zweyten Theil; der bey seinen Hauptgegenständen nur in so fern die Anwendung der frühern Lehren auf die Erfahrung gestattet, als diese letztere durch Analyse dafür empfänglich gemacht wird.

Wenn ein Kasten vor uns stände, in welchem etwas eingepackt läge, das wir einzeln besehen wollten: so würden wir es unmöglich in der Ordnung auspacken können, in der es hineingekommen war; sondern nur in der umgekehrten. Oben auf liegen würde das, was zuletzt hineingelegt war; und wollten wir nicht Alles durch einander werfen, und es mannigfaltiger Beschädigung aussetzen, so müſsten wir das, was beym Einpacken seinen Platz am Boden gefunden hatte, nicht zuerst herausreiſsen, sondern zuletzt herausnehmen.

Die Erfahrung zeigt den Menschen in zeitlicher Entwickelung begriffen. Als reife Männer beobachten wir uns zum Behuf der Psychologie; aber für diejenigen Zustände, in welchen wir als kleine Kinder die ersten räumlichen und zeitlichen Sinnes-Anschauungen bildeten, die Muttersprache uns aneigneten, uns selbst von den Dingen unterschieden, die Begriffe von Ursachen und Wirkungen in uns erzeugten, u. s. w. haben wir die Erinnerung völlig verloren. Und doch beginnen die empirischen Psychologien von dem, in Hinsicht dessen für Jeden die einzig ächte, nämlich seine eigne unmittelbare Erfahrung, unwiederbringlich entflohen ist! Die Sinnlichkeit, meint man, sey das gemeinste, darum das leichteste!

Freylich jetzt und hier, da wir die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes schon haben, ist es auch richtig, von dem auszugehn, was sich zuerst durch den psychologischen Mechanismus bildet; und so werden wir tiefer unten wirklich verfahren. Aber wo hätten Diejenigen anfangen sollen, die nun einmal das undankbare Geschäft, mathematische Gegenstände ohne mathematisches Auge zu betrachten, über sich nahmen? Unstreitig da, wo die hellste Gegend der Erfahrung ist; da, wo die Dichter sich am freyesten bewegen; mitten im Leben, worin der Mann sich mit seines Gleichen vereinigt findet; und bey den obersten der sogenannten Seelenvermögen am liebsten; denn was man ihnen zuschreibt, das ist das Neueste, was entstand; und im Kasten liegt es oben auf.

Auch von Vernunft und Verstand ist zwar genug geredet worden; aber es ist nicht überflüssig, auch hier noch davon zu reden. Der Weg muſs gezeigt werden, der für Andre offen lag; wir brauchen zu dem Ende nur wenige Schritte auf diesem Wege zu gehn, und wenn er gleich zunächst nur zu Namen-Erklärungen, und zu Erläuterungen von nicht gröſserem Werthe führt, so wird doch dadurch gar mancher Irrthum, der späterhin blenden könnte, im Voraus abgelehnt. Wir versetzen uns demnach für eine kleine Weile auf den Standpunct der empirischen Psychologie; um von dort aus die obern Vermögen zu betrachten.

Beruft man sich auf Erfahrung: so muſs man sie in sinnlicher Klarheit hinstellen; wenige scharfe Züge reichen zu. Verstand hat der Mann; Unverstand zeigt das Kind und der Knabe; ihm ähnlich ist der, welcher den Verstand verlor.

Dort schlägt das kleine Mädchen ihre Puppe mit der Ruthe; denn die Puppe ist unartig! Dort spielen die kleinen Knaben mit bleyernen Soldaten; die gröſseren tragen selbstgeschnitzte Weidenzweige statt der Degen an der Seite, einige spielen Pferde; sie haben den Bindfaden in den Mund genommen, um Zaum und Zügel vorzustellen. Wenn der Mann das thäte: so würde man sagen, er habe den Verstand verloren.

Die Scheiterhaufen der Inquisition nennt man nicht unverständig, sondern vernunftwidrig; denn der Verstand des Egoismus leuchtet hervor neben der Schwärmerey; aber diese Art des Cultus ist gerade so vernünftig wie der Dienst des Moloch, in dessen glühende Arme das Kind von der Mutter geworfen wurde. Auch wer die Lehren der Astronomie leugnet (um ein rein theoretisches Beyspiel anzuführen), ist unvernünftig. Und nicht minder unvernünftig Jeder, der wissentlich, und unberufen, in sein Verderben rennt. Am empörendsten für die Vernunft ist eine vollendete, vorbedachte Schandthat eines gleichwohl nicht schändlichen Menschen. Mit Entsetzen und Schaudern denke ich an den unglücklichen Sand. Man fühlt sich zerrissen, wie man seine That auch überlegen möge. Doch hinweg von diesem Bilde! Zurück zu gewöhnlichen, zu gemeinen Dingen! — —

In Gesellschaft findet man unverständig denjenigen, der sich bekannter Beziehungen, wodurch sein Gespräch doppelsinnig wird, nicht erinnert; hingegen den, welcher ohne Grund wissentlich Andere reizt, nennt man unvernünftig.

Die unartige Puppe, die bleyernen Soldaten, wodurch verstoſsen sie wider den männlichen Verstand? Durch ähnliche Ungereimtheit, wie der Traum wider das Wachen. Diese Ungereimtheit sieht das Kind nicht; es sieht nicht Bley, nicht Holz; es denkt nicht an die Weichheit des Metalls; von dem harten Krieger und seiner Spannung weiſs es noch wenig; es ist ihm nicht geläufig, Holz und Mensch wie Stoff und Kraft gegen einander zu stellen. Es ist vertieft in die Bedeutung seines schlechten Symbols, so weit es sie kennt; und bedarf nicht mehr zur Illusion und zur Unterhaltung. Es betrachtet nicht die wahre Qualität des Gegenstandes; so wenig wie derjenige, der Unkluges redet, indem er Ort und Zeit und Gesellschaft aus den Augen verliert. Thäten die Vorstellungen ihre volle Wirkung, erhielten sie ihre ganze Entwickelung, so wie es den vorgestellten Gegenständen angemessen ist, so würde der Unverstand fühlbar werden. Kluge Maaſsregeln gehn aus von der Umsicht, berichtigen sich durch Beobachtung, erweitern sich durch Berechnung der möglichen Erfolge, gelangen zur Ausführung durch stete Besonnenheit und Gegenwart des Geistes.

Darum stellte ich längst die Definition auf: Verstand ist das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten *).

---

*) Man vergleiche den Anfang der Logik, in meiner Einleitung in die Philosophie; desgleichen mehrere hieher gehörige Stellen meines Lehrbuchs der Psychologie.

Hingegen Vernunft ist das Vermögen, dasjenige z vernehmen, wofür der Unvernünftige taub ist; und da sind — Gründe. Also: Vernunft ist das Vermögen, zu überlegen, und nach dem Ergebniſs de Ueberlegung sich zu bestimmen.

Dem Unvernünftigen (z. B. dem Inquisitor muthen wir an, daſs er *anderen* Betrachtungen *Gehör gebe;* dem Unverständigen, daſs er seine eigenen, *schon vorhandenen* Gedanken *vollends entwickele.*

Kein Wunder, daſs man Begriffe dem Verstande zueignet, und Schlüsse der Vernunft. Jene bestimmen die Qualität des Vorgestellten; diese fügen eins zum andern, den Untersatz zum Obersatze. Aber dadurch allein würde noch keine brauchbare Namenerklärung gewonnen seyn; wie tiefer unten ausführlicher soll gezeigt werden. Hier kümmern wir uns nicht um die Bestimmungen der Schulen, sondern um den Sprachgebrauch; denn wir reden nicht von wirklichen Dingen, sondern vom Sinn der Worte, von den allgemein vorhandenen Auffassungen, die durch sie angezeigt werden. Wir meinen demnach nicht, es gebe nun wirklich ein besonderes Vermögen, das dazu bestellt sey, die Gedanken nach der Qualität des Gedachten zurechtzustutzen; auch nicht, es sey wirklich die Sache eines eignen Vermögens, zur Ueberlegung, zur innern Berathschlagung die sämmtlichen stimmfähigen Meinungen und Absichten zu berufen, während ihres Votirens und Streitens das Protokoll zu führen, und das letzte Resultat in die innere Gesetzsammlung einzutragen: wohl aber bemerken wir, daſs etwas dem ähnliches wirklich in uns vorgeht; wir fassen es auf, heben es weg, und sehen nach, was tiefer darunter verborgen liegen möge?

A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

Da der Verstand die Fähigkeit ist, sich im Vorstellen nach der Qualität des Vorgestellten zu richten; da ferner der Verstand spät erwacht, sich langsam entwikkelt, bey den Thieren fast ganz zu fehlen scheint: so richten sich nicht immer, nicht ursprünglich und von selbst, die Vorstellungen nach der Qualität des Vorgestellten.

Nun ist zuvörderst klar, daſs hier nicht von jenen *einfachen* Vorstellungen die Rede seyn kann, die wir im ersten Theile meistens betrachteten, und etwa mit *a, b, c,* bezeichneten; um sie als Gröſsen in der Rechnung zu behandeln. Denn diese einfachen Vorstellungen, — die man *Empfindungen* nennt, wenn man auf den Augenblick ihres ersten Entstehens hinweisen will, — *haben kein Vorgestelltes auſser sich selbst*, mit dessen Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben.

Demnach sind wir in der Region der *zusammengesetzten* Vorstellungen. Und es wird noch überdies ein Unterschied angenommen zwischen dem zusammengesetzten *Vorgestellten*, wie es sey, unabhängig vom Vorstellen; und dem wirklichen Geschehen eben dieses *Vorstellens*, das mit jenem übereinstimmt oder auch nicht.

Nach diesem Unterschiede brauchen wir nicht weit zu suchen. Die Erfahrung erinnert uns fürs erste an unzählige Gegenstände, denen es zukommt, auf bestimmte Weise *vorgestellt zu werden*, indem sie sich zur Wahrnehmung darbieten; so daſs, wenn einmal Einer sie anders vorstellt, ihm sogleich hundert andre Menschen zurufen, er habe sich geirrt.

Aber zweytens wissen wir aus der Lehre von den Complicationen und Verschmelzungen, daſs der wirkliche Actus des Vorstellens allemal von bestimmten Reproductions-Gesetzen abhängt, die sich sogleich bilden, indem die einfachen Empfindungen zusammenkommen, und sogleich wirken, indem, sey es auch nur nach der geringsten augenblicklichen Hemmung, die Vorstellungen sich wieder heben. Wir wissen, daſs hier alles auf die Ordnung und Stärke der Auffassungen ankommt; und überdies, daſs zufällige Hemmungen die Reproduction der Reihen, und ihrer Verwebungen, sehr leicht verkürzen und verkümmern, — ja daſs eine Reihe, an welcher einige Glieder fehlen, neue falsche Verbindungen eingehn kann, die sie nicht würde zugelassen haben, wenn sie sich im Bewuſstseyn vollständig entwickelt hätte. (So gehts im Traume.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn ein zerstreuter Mensch, der nicht recht zuhört und zusieht, abweicht von der Qualität des Vorgestellten, wie der genaue Beobachter es findet; oder wenn ein Trunkener oder Träumender, dessen Vorstellungsreihen einer ungewöhnlichen Hemmung unterworfen sind, Zeichen des Unverstandes giebt.

Was aber die Kinder angeht, so können sie mitten in Kinderspielen doch für ihre Jahre verständig genug seyn. Nur den Verstand der Männer muſs man von ihnen nicht fordern, aus dem einfachen Grunde, weil es bey den Männern eine Menge von Verbindungen, und gerade deshalb von Gegenkräften unter den Vorstellungen giebt, welche zu erwerben jene noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Dasselbe gilt von den Thieren, die auch in ihrer Art verständig genug seyn können, obgleich sie dem Menschen, der sie mit fremdem Maaſse miſst, unverständig dünken.

Der Verstand bezieht sich also auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproductions-Gesetzen; und das Verständig-Werden bezieht sich auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Vorstellungsreihen. Bey jeder solchen Berichtigung muſs ein Stoſs erfolgen, denn die ablaufende Reihe wird dadurch in dem Puncte gehemmt, wo die Berichtigung eintritt; sie wird genöthigt, hier ein neues Glied aufzunehmen.

Wir kennen diese Stöſse aus der Erfahrung; es sind die Urtheile, wodurch den Subjecten wider Erwarten Prädicate gegeben werden.

Wäre hiebey kein Stoſs erfolgt, so würde die Vorstellung, welche das Prädicat ausmacht, ohne Weiteres mit der des Subjects verschmolzen seyn. Das heiſst: man könnte die Fuge oder den Kitt zwischen beyden nicht wahrnehmen, welchen man gewöhnlich die *copula* nennt; sondern es wäre ganz unmerklich eine solche Verbindung eingetreten, wie wir sie unzählig oft zwischen den Partial-Vorstellungen einer Anschauung finden. Wie wenn Einer sich das Gesicht eines Andern merkt, ohne sich die Verbindung der Nase, der Augen, des Mundes, u. s. w. in eben so vielen Urtheilen auseinanderzusetzen, als wie viele Combinationen darin liegen.

Also in jedem Falle, in welchem der sogenannte Actus des Urtheilens merklich wird, muſs ein solcher Stoſs, wie zuvor beschrieben, statt finden. Das Subject, welches ein Prädicat eben jetzt bekommt, muſs zuvor eine anders bestimmte Vorstellung gewesen seyn; jedoch pflegen wir dieselbe in den meisten Fällen eine unbestimmte zu nennen, nämlich wenn die Bestimmung im Dunkeln blieb.

Hier kann wiederum die Erfahrung zu Hülfe kommen. Sie versorgt uns mit unzähligen Vorstellungen, denen Unbestimmtheit, das heiſst, eine Frage nach Bestimmungen, anklebt, darum, weil sie vielfach und entgegengesetzt sind bestimmt worden. Aus einer Menge groſsentheils gleichartiger Anschauungen, erzeugt sich eine Gesammt-Vorstellung, welcher das Streben inwohnt, alle ungleichartigen Nebenbestimmungen mit sich hervorzuheben, die den einzelnen Fällen eigen waren. Dies Streben ists, welches den Stoſs des Prädicats auffängt, sobald die Gesammtvorstellung von Neuem Subject eines Urtheils wird. Man kann das Gesagte unmittelbar anknüpfen an den §. 101.

Es ist dort gezeigt, daſs gerade das Uebermaaſs entgegengesetzter Verbindungen es ist, wodurch eine Vorstellung dahin gelangt, daſs sie für isolirt gelten kann, und nunmehr für neue Verbindungen bereit liegt, wobey bloſs ihre Qualität die bestimmende Ursache ausmacht; welches denn bey den logischen Anordnungen der Begriffe geschieht. Davon wird weiter unten ausführlich geredet werden. Aber es ist einer der ärgsten, wie der gemeinsten, Misgriffe, deren sich die empirische Psychologie schuldig gemacht hat, den Verstand für das Vermögen der Begriffe (oder auch, Vermögen, durch Begriffe die Gegenstände zu denken) zu erklären (wobey noch obendrein, um einen zweyten Fehler zu begehn, Begriffe für allgemeine Vorstellungen ausgegeben werden, als ob es keine einzelnen Begriffe gäbe). Diese Definition ist viel zu eng; und sie taugt deshalb Nichts; auch dann noch, wann wir von dem Vorurtheil der Seelenvermögen ganz hinwegsehn. Die empirische Psychologie muſs dem Sprachgebrauche genügen; und dieser erlaubt schlechterdings nicht, nach der Cultur der Begriffe die Gröſse des Verstandes abzumessen. Frauen, Staatsmänner, Feldherrn, Künstler, Kaufleute, suchen den Verstand in keiner logischen Schule; obgleich sie hier allerdings diejenige, zwar wichtige, aber ziemlich eng beschränkte *species* des Verstandes suchen sollten, welche von der Anordnung und scharfen Bestimmung der Begriffe abhängt.

Der logische Zuschnitt der Gedanken ist nicht ihre Bewegung, und doch ist diese noch nöthiger als jener, wenn sie sich nach der Qualität des Gedachten richten sollen. Wenigstens im Leben; denn anders verhält sichs in der Wissenschaft, der nicht vorgeschrieben ist, sie solle an einem bestimmten Tage fertig seyn. Daher sind die Köpfe, welche viel Verstand in einer gegebenen Zeit haben, weit verschieden von grofsen Denkern, denen er leicht fehlen kann in dem Augenblick, wo man ihn fordert; denn die Vertiefungen des wissenschaftlichen Denkens richten sich zwar nach den Begriffen, aber nicht nach der Uhr.

Man gewöhne sich endlich gleich hier an eine Unterscheidung, die öfters nöthig ist; die des Absichtlichen und Unabsichtlichen. Es giebt ohne allen Zweifel eine starke Selbstbeherrschung, durch welche man sich zwingt, seine Gedanken nicht von der Qualität des Gedachten abschweifen zu lassen; diese Selbstbeherrschung ist der Nerv des Philosophirens. Aber sehr mit Unrecht würde man den ganzen Verstand auf diese Absicht zurückführen. Die natürliche Leichtigkeit, womit kluge Köpfe das Verwickelte richtig durchschauen und behandeln, ist auch Verstand; und darüber können sich nur diejenigen wundern, welchen im Ernste jedes Seelenvermögen Eins und ein Ganzes ist, das man denn freylich nicht zerstückeln und zersplittern darf!

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

Die Analyse der Vernunft ist merklich schwerer, als die des Verstandes. Zum Theil schon deswegen, weil man sich leicht versucht fühlt, die Betrachtung sogleich auf die *species*, theoretische und praktische Vernunft, zu richten, und darüber den allgemeinen Charakter dessen, was Vernunft heifst, nämlich Ueberlegen und Entscheiden zu verfehlen.

Das erste Merkmal der Ueberlegung nun ist, dafs sie Zeit braucht, damit sich eine Reihe von Vorstellungen entwickeln. Also bezieht sich die Vernunft (nämlich die endliche, die ein empirischer Gegenstand ist,) wiederum auf die Reproductionsgesetze, die wir aus der Mechanik des Geistes kennen.

Allein es kommt etwas hinzu, wodurch das Ueberlegen sich vom Reproduciren des Gedächtnisses und der Phantasie unterscheidet.

Zuvörderst: die Reproduction wird innerlich beobachtet. Nun beruht alle Beobachtung auf einem unbestimmten Erwarten dessen, was kommen könnte. Also ist hier ein unbestimmtes Vorstellen zugegen, dergleichen nur eben zuvor beym Verstande, und seinem Uebergange ins Urtheilen, bemerkt wurde. In der That kann man den Gegenstand, welcher überlegt wird, — den Fragepunct, — ansehn als ein noch unbestimmtes Subject, dem ein Prädicat bevorsteht.

Die Vernunft bezieht sich also auf eine Theilung des geistigen Thuns in wenigstens zwei Theile, die sich verhalten wie Beobachtetes und Beobachter; oder kürzer, wie Object und Subject.

Zweytens: der Ueberlegende beobachtet nicht bloſs in sich die Reproduction einer bekannten, oder einer zufällig neu entstehenden Reihe, — wie wenn er das früher Memorirte wiederhohlen, oder dem Spiele seiner Phantasie zuschauen wollte, — sondern er erwartet ein Ereigniſs, das sich innerlich zutragen soll, wodurch eine noch nicht vorhandene Bestimmung seiner Gedanken eintreten wird. Dazu kann eine Reihe allein nicht hinreichen; es müssen deren zwey, oder mehrere seyn, die auf einander treffen; die irgendwie zusammenstoſsen.

Die Vernunft bezieht sich also nicht bloſs auf die Theilung des Objects und Subjects, sondern auch auf eine Theilung in dem Objectiven, welches zusammenstoſsen soll.

Hieraus sieht man, daſs der Syllogismus eins der leichtesten Beyspiele für das Thun der Vernunft darbietet, aber das Beyspiel ist nicht der Begriff selbst; und es war eine sehr enge Definition, da man die Vernunft für das Vermögen zu schlieſsen erklärte.

Indem wir die Erfahrung zurückrufen, und uns der oftmals langen und zweifelnden Ueberlegungen erinnern, sehn wir, daſs die Entscheidung keinesweges immer so rasch erfolgt, wie in einem gewöhnlichen Schulbeyspiele der Logiker. Dies liegt zum Theil an der Länge der Reihen, die sich nur allmählig entwickeln, und oft rückwärts und seitwärts sich ausbreiten, (wie wenn Beweise und Beläge der Prämissen gesucht werden;) oftmals aber tritt der Beobachter hervor; er ist afficirt worden von dem Zusammenstoſs; er nimmt Parthey, weil Streit unter den Reihen war, und es erfolgt ein Machtspruch statt der Entscheidung. Oder er sondert die Partheyen, um sie zu vereinigen. Kurz, es geht im Innern, wie in berathschlagenden Versammlungen. Auch bleibt oft der Mensch selbst nach der Ueberlegung noch innerlich in Zwiespalt; besonders wenn dieselbe nicht vollständig war; das heiſst, wenn nicht alle Gedankenreihen, die zusammenstoſsen konnten, sich entwickelt haben, und die säumigen erst später nachkommen.

Ist nun die Vernunft ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt? Ich glaube, sie begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Präsidenten, oder beständigen Secretairs. Bestimmter darf ich hier nicht sprechen, denn ich befinde mich im Felde der Namen-Erklärungen, und davon abhängiger Analysen, wodurch Untersuchungen nur vorbereitet, aber nicht abgeschlossen werden können.

Zum mindesten aber ist hier der Sprachgebrauch dergestalt beobachtet worden, daſs nun alles Gesagte mit gleicher Leichtigkeit bezogen werden kann auf die theoretische, wie auf die praktische Vernunft.

Denn die Beschaffenheit der Reihen, welche sich entwickeln sollen, ist unbestimmt geblieben. Und die Vernunft, als solche, bezieht sich demnach *nicht* auf bestimmte Reihen, noch auf einen bestimmten Ursprung derselben. Wir haben freylich etwas vernommen von einer reinen Vernunft, die einen Vorrath von Ideen und Befehlen in sich trage; aber die Thatsache gehört zu den bestrittenen; und dergleichen muſs man in empirischen Untersuchungen nicht mit den unbestrittenen vermengen; auch können wir dieselben für jetzt noch nicht füglich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes in Verbindung bringen; viel weniger die Erklärung zulassen: die Vernunft sey das Vermögen der Principien.

Aus dem Vorstehenden wird der Leser nun ohne Zweifel den Satz klärlich einsehn: der Verstand hat Vernunft. Denn wie könnte man immer seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten einrichten, ohne manchmal Ueberlegung zu Hülfe zu nehmen? — Eben so klar ist ein zweyter Satz: die Vernunft hat Verstand. Denn wie könnte die Ueberlegung zur richtigen Entscheidung führen, wenn die Gedankenreihen, die in der Ueberlegung sich entwickeln, nicht der Beschaffenheit des Gedachten gemäſs wären? Eben so leicht würde man beweisen können, daſs beyde, Verstand und Vernunft, auch ein Gefühlvermögen und ein Begehrungsvermögen haben; da beyde sich bestreben, zu denken; und es fühlen, wenn sie zum Ziele ihres Strebens gelangen. Wer wird sich darüber wundern? Jedes Seelenvermögen ist längst in unsern Psychologien gewohnt, als eine vollständige Person handelnd aufzutreten; es fehlt nur noch, daſs der Verstand neben den andern Vermögen, die er schon hat, auch noch Verstand — die Vernunft neben den übrigen Vermögen, die sie schon längst besitzt, auch noch Vernunft bekomme!

Doch ich würde den Leser beleidigen, wenn ich diesen Scherz verlängern wollte. Die nächste Absicht der zuvor gegebenen Analysen des Verstandes und der Vernunft, — das heiſst, der Begriffe, welche der Sprachgebrauch mit diesen Worten verknüpft, um ein paar natürliche Ansichten des geistigen Lebens damit zu bezeichnen,

nen, — wird erreicht seyn, wenn man aus der kurzen Probe gesehn hat, wie eine bloſse Zergliederung des empirisch-Gegebenen dann aussieht, wann sie ohne Einmischung von Hypothesen angestellt wird; und wie wenig auf diesem Wege kann gewonnen werden. Sie giebt nämlich dann keinen Irrthum, aber auch wenig Wahrheit; nichts besseres und nichts schlechteres ist von der eigentlichen empirischen Psychologie zu sagen. Die Analysen der übrigen sogenannten Vermögen sind leichter, bey einiger Aufmerksamkeit kann Jeder sie selbst finden, es mag auch nützlich seyn, sie von den obern Vermögen zu den niedern fortschreitend (aus dem oben angedeuteten Grunde,) weiter zu vollführen; allein ich werde mich nicht dabey aufhalten. Es wird jetzt schon soviel Licht auf einige wichtige Puncte des bevorstehenden Weges gefallen seyn, als nöthig ist, um ihn anzutreten; insbesondre liegt uns nunmehr als Thatsache vor Augen, daſs in unserm Geiste mehrere Vorstellungsmassen zusammen wirken, wenn wir auch noch nicht einsehn, in wie fern sie gesondert, oder verknüpft seyn mögen. Die eigentlichen Aufschlüsse hierüber lassen sich nicht anders erlangen, als indem wir mit der Analyse allemal sogleich bey ihrem Anfange diejenige Hülfe verbinden, die wir uns im synthetischen Theile bereitet haben. Und dies nun ist unser Vorsatz.

Wie schon oben bemerkt, können wir mit unserm vollen Rechte die Analyse da anfangen, wo wir die frühesten Producte des, seinen Grundgesetzen nach uns schon bekannten, geistigen Mechanismus erwarten dürfen. Die obige Analyse des obern Vermögens, — womit jede nackte, von keiner synthetischen Nachforschung unterstützte, empirische Psychologie anfangen sollte — gehört demnach nicht mit in die Reihenfolge der bevorstehenden Untersuchungen; welche dort, wo sie auf Verstand und Vernunft zurückführen, schon mit mehrern Hülfsmitteln ausgerüstet seyn müssen. Sondern wir beginnen in der gewöhnlichen Ordnung von dem, was man das Unterste im menschlichen Geiste nennt, nur nicht von dem bloſsen sinnlichen Vorstellungsvermögen, welches eine Abstraction ist, sondern von der Gesammt-Erscheinung des Vorstellens, Fühlens, und Begehrens, wie sie bey allen lebenden Wesen, so fern wir sie beobachten können, angetroffen wird. Man wird in dem gegenwärtigen Werke, welches die Psychologie neu begründen, aber nicht bis ins kleinste Detail verfolgen soll, keine Abhandlung über die einzelnen Sinne und sinnlichen Gefühle erwarten, — wir können überall nur die gröſsern Parthien, und deren gegenseitige Verhältnisse im Auge haben. So werden wir nun auch an jene Gesammt-Erscheinung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, zwar sogleich eine Betrachtung der wichtigsten Klassen der Gemüthszustände anknüpfen; aber nur das Allgemeinste erwägen, ohne uns um die Arten der Affecten, der Leidenschaften, u. s. w. zu bekümmern. — Fast gleichzeitig mit den ersten Gefühlen und Begehrungen beginnt auch der psychologische Mechanismus schon die Reihen der Vorstellungen zu produciren, deren Formen unter den Benennungen Raum und Zeit am meisten bekannt sind; sie werden uns ziemlich lange beschäftigen, und uns sehr bestimmt an die Mechanik des Geistes erinnern; ohne mehr als die ersten Elemente einer unabsehlichen Untersuchung darzubieten, welche auf andere Arbeiter wartet. Darauf wenden wir uns zu denjenigen Anfängen des obern Vermögens, von denen man nicht hinreichenden Grund hat, sie ausschlieſsend dem Menschen beyzulegen; und wir rechnen hieher auch den innern Sinn, dessen Verwandtschaft mit der Vernunft schon oben, bey der vorläufigen Analyse der letztern, wird aufgefallen seyn. Vom Gedächtniſs und der Phantasie werden wir aber nicht besonders sprechen; denn die Reproduction ist in Hinsicht ihrer ersten Gründe und Gesetze sehr sorgfältig im ersten Theile behandelt worden; und das Detail müssen wir überall weglassen.

Die erwähnten Untersuchungen zusammengenommen nun geben die Hauptumrisse eines Bildes vom geistigen Leben überhaupt; ohne Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Thieren. Und ein solches Bild muſs der bestimmteren Schilderung des menschlichen Geistes nothwendig vorausgehn, wenn man aus der Verwunderung über den Menschen, in welchem soviel Ungleichartiges beysammen zu wohnen scheint, jemals herauskommen will. Es ist eine alte Bemerkung, daſs sich das Thier einer weit vollkommenern Einheit mit sich selbst zu erfreuen scheint, als der Mensch; auch sind die Thiere von einer Art einander sehr ähnlich, während beym Menschen beynahe jedes Individuum seine eignen Kennzeichen hat, und die Menschheit, in Hinsicht des Geistigen, nur ein Abstractum ist, das man aus den verschieden gearteten Exemplaren kaum herauszufinden vermag. Daher scheint der Mensch das Product einer neuen Gährung zu seyn, welcher der psychologische Mechanismus sich nicht nothwendig zu unterwerfen braucht; und deren wichtigste Ursachen wohl in den geselligen Reibungen liegen dürften. Könnte man nun die Ruhepuncte finden, bey welchen, ohne Aufregung durch das gesellschaftliche Leben, der psychologische Mechanismus stehen bleiben würde; so hätte man den Begriff einer sich selbst genügenden geistigen Existenz, ohne thierische Instincte, welche aber als das Urbild, als das Beste angesehen werden möchte, was dem Thiere erreichbar wäre, ohne in die Unruhe des Menschen hineinzugerathen. *) Und eine solche Existenz müſste sich aus den Principien der Statik und Mechanik ableiten lassen, für welche dann die hinzutretenden Bedingungen des Lebens, wie sie bey den einzelnen Thiergeschlechtern sich finden, nur Beschränkungen wären. Der erste Abschnitt dieses zweyten

---

*) Für diesen Begriff giebt es keine Erfahrung. Die edlern Thiere, die wir kennen, haben eine so frühzeitige Pubertät, und die Entwickelung derselben ist bey ihnen so gewaltsam, daſs eine rein psychologische Vergleichung mit dem Menschen unmöglich ist.

Theils, welche die angedeuteten Untersuchungen in sich faſst, mag als Vorarbeit dazu angesehen werden.

Dem unruhigen Daseyn des Menschen ist alsdann der zweyte Abschnitt gewidmet. Nach den ersten Betrachtungen über die natürlichen Vorzüge des Menschen folgt daselbst die erneuerte Untersuchung über das Ich, wodurch der erste Abschnitt des ersten Theils ergänzt wird. Man wird eine sehr unruhige, sehr wandelbare Ichheit darin finden. Hieran knüpfen sich eben so wandelbare Auffassungen der Welt, die sich, wie schon am Ende des ersten Theils bemerkt, in keine veste Kategorien einschlieſsen lassen; so wenig, als die höhere Ausbildung, von der zuletzt gesprochen wird, eine veste Richtung und Begränzung in sich trägt. Hiemit schlieſst der zweyte Abschnitt, und mit ihm die eigentliche Psychologie. Glücklich, wenn auch das Buch damit schlieſsen dürfte! Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht. Durch eine Physiologie, die nicht bloſs empirisch ist, und die neuerlich einen wundernswürdig raschen Lauf genommen hat, wird die Psychologie in Gefahr gesetzt, umgerannt zu werden, wenn sie sich nicht hütet. So lange als möglich habe ich gesucht, ihr auszuweichen; und schon dies allein würde mich abgehalten haben, meinem Buche den jetzt üblichen Titel einer psychischen Anthropologie zu geben, wenn ich auch nicht andre Gründe dagegen hätte.*) Aber am Ende fand ich doch nöthig; die allgemeinen Untersuchungen, welche ich über die Materie angestellt habe, hier zu benutzen, um den heutigen Biologen wenigstens etwas mehr Vorsicht zu empfehlen; indem es noch Ansichten — und auch Gründe dafür — in Ansehung des materiellen Daseyns und des leiblichen Lebens giebt, an die sie in der That nicht aufs entfernteste gedacht haben. Indeſs mache ich mir wenig Hoffnung, diese Herrn zu überzeugen. Die Metaphysik ist so oft todt gesagt worden, daſs sich das Leben längst ihrer Aufſicht entbunden glaubte, und um desto williger, in der Theorie wenigstens, mit sich spielen lieſs. Nun ist zwar schon Mancher des Spiels müde geworden; aber man findet in der Regel, daſs Diejenigen, die sich einmal das Geständniſs ablegen muſsten, in der Theorie geirrt zu haben, von diesem Zeitpuncte an bloſs noch auf reine Erfahrung hören mögen; für jede neue Theorie aber taub sind. Und dies ist einer von den Gründen, weshalb ich den letzten Abschnitt dieses Buchs nicht ausführlicher bearbeitet habe. Die Leser, für welche ich schrieb, wissen ohne Zweifel, daſs man den Geist nicht herleiten kann aus dem Leibe; und um der Versuchung, in welche sie durch falsche Theorien gerathen könnten, Widerstand zu leisten, dazu werden sie am Ende dieses Buchs mehr Hülfe finden, als sie brauchen. Eine philosophische Beleuchtung der Physiologie erfordert durchaus die genaueste metaphysische Auseinandersetzung der Lehre von der Materie und vom intelligibeln Raume; diese aber ist den psychologischen Untersuchungen völlig fremdartig; und wer sie in einem Anhange zu den letztern vollständig verlangt, der weiſs nicht, was er fordert.

---

*) Der Titel würde passen, wenn eine wissenschaftliche Psychologie aus der Anthropologie als ein Theil derselben könnte herausgehoben werden. Aber die Psychologie ist ein Theil der Metaphysik; und die Somatologie ist es auch; die Anthropologie aber besteht aus beyden, in ihrer Beschränkung auf den Menschen.

Anmerkung.

Die Anmaaſsung der Physiologie gegen die Psychologie, als ob sie dieselbe ihren höchst schwankenden Meinungen, die im besten Falle mit den offensten Bekenntnissen der Unwissenheit gerade in den wichtigsten Puncten zu endigen pflegen, — unterordnen könnten: ist heut zu Tage so allgemein, daſs man sie nicht etwa bloſs bey den sogenannten Naturphilosophen, sondern auch bey solchen Schriftstellern findet, welche sich durch kritischen Geist und geordnete Schreibart eben so sehr als durch groſse Gelehrsamkeit und Erfahrung auszeichnen. Ihre Entschuldigung liegt freylich in der Schwäche der Anthropologien, die sie vorfanden; allein ich kann mich damit nicht begnügen; wer sich von jenen Anmaaſsungen imponiren läſst, für den habe ich umsonst geschrieben. Daher werde ich sogleich dieser Einleitung ein paar Worte beyfügen, die wenigstens dazu dienen können, mich mit jenen Herrn auseinanderzusetzen.

Herr Professor Rudolphi spricht in der Vorrede zu seiner Physiologie folgendes merkwürdige Wort: „Wenn alle Verfasser physiologischer Werke befragt „werden sollten, welches darunter sie für das Erste hiel„ten, so kann Niemand etwas dagegen haben, wenn sie „das ihrige nennen; allein, wenn man sie weiter fragt, „welches sie für das zweyte halten, so bin ich überzeugt, „daſs sie alle ohne Ausnahme Hallers Physiologie nen„nen werden. Was allen Verfassern aber das zweyte „schein, ist gewiſs das Erste.“

Demnach wird es ja wohl nicht unschicklich seyn, wenn ich Hallers Phyſiologie in Beziehung auf das Verhältniſs zwischen Seele und Leib hier anführe. In den *primis lineis phyſiol. Cap. VII.*, §. 556., sagt er von der Fortpflanzung der Empfindung des Nerven in die Seele: *Nihil ultra ſcitur, niſi nasci in anima cogitationem novam, quotiescunque mutatio, in quocunque ſenſorio nata, ad primam eius nervi originem perfertur, qui patitur.* Und im §. 569.: *aliam naturam animae eſſe a corpore, infinita demonſtrant, maxime ideae, et adfectiones animae, quibus nihil in ſenſu reſpondet. Quis enim ſuperbiae color, aut quaenam magnitudo eſt invidiae? curioſitatis? cuius nihil ſimile in animalibus eſt; neque id bonum, quod concupit, gloria, novarum idearum quaſi adquiſitio, ad aliquam corpoream voluptatem referri poteſt. Poteſtne corpus ita duplices vires adipiſci, ut eius infinitae particulae in unam maſſam coalescant, quae non ſuas adfectiones ſolas conſervent, ſibique repraeſentent, ſed in* *unam, communem, totalem cogitationem conſentiant, quae ab omnium attributis differat, omnia tamen ea attributa recipiat, et comparet? Eſtne aliquod exemplum corporis, quod absque externa cauſa ex quiete in motum transeat, motus directionem absque occurrente alia cauſa mutet, reflectat, ut in anima obſervatu facillimum eſt? — Et tamen haec anima, adeo diverſa a corpore, arctiſſimis cum eo ipſo conditionibus religatur.* Und wie endet der groſse Mann sein Werk? *Mortui hominis cadaver putredini traditur. Ita adeps et aqua, et gluten, reſoluta avolant; terra ſuis deſtituta vinculis ſenſim dilabitur, et ad humum se admiscet: Anima eo abit, quo Deus iuſſerit, quam in morte non deſtrui vel ex frequente phaenomeno arguas: plurimi enim mortales, quando nunc corporis vires diſſolutae dilabuntur, ſereniſſimae et vegetae, et laetae demum mentis ſigna edunt.*

Mit dieser, nicht von mir aufgestellten, Auctorität mögen nun ein paar entgegengesetzte Meinungen verglichen werden; man sehe zu, welche von beyden ihr am nächsten kommt!

Herr Prof. Rudolphi sagt in seiner Physiologie,

§. 3. folgendes. „Der Organismus ist nicht nur die Quelle der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeit. — Sollte jedoch die psychische Seite des Lebens hier eben so ausführlich behandelt werden, wie die physische, so würde es die Gränzen einer — Vorlesung überschreiten!“

§. 225. dagegen lautet: „Auſser der geistigen Kraft, die ganz für sich steht, scheint es mir hinreichend, von der allgemeinen Erregbarkeit die Spannkraft, Muskelkraft, und Nervenkraft zu unterscheiden.“

§. 227. „Das Daseyn oder *Hinzutreten* eines Geistes oder einer Seele zum Körper erklärt uns das Leben nicht im Geringsten.“ (Sehr wahr! Die Seele ist nicht zum Dienste der Physiologie vorhanden.)

Blicken wir nun in den zweyten Theil jenes Werkes hinein: so sehen wir sogleich, daſs das Versprechen, die geistige Kraft allein für sich hinzustellen, nicht gehalten worden, vielmehr dieselbe wirklich wie eine psychische Seite des Lebens (das heiſst, wie ein Stückchen Modephilosophie,) der Physiologie eingemengt ist. Denn es wird dort der Plan der Untersuchung so angelegt, daſs die Lehre von dem Empfindungsleben zerfällt in die vom Nervensystem, von der Empfindung, von den äuſsern Sinnen, und — viertens! — von dem Seelenleben. Da ist denn wirklich in bunter Reihe, *untergeordnet* dem *Empfindungs*-Leben, die Rede von der Urtheilskraft so gut als von den Thierseelen, und von dem Willen ebensowohl als vom Schlaf-Wandeln!

So lange die Physiologie so aussieht, kann die Psychologie mit ihr in keine Gemeinschaft treten.

Das Seelenleben ist — ein verführerisches Wort, aber kein Begriff, der ein wissenschaftliches Gepräge hat. Freylich beginnt hier der Sprachgebrauch die Verwirrung, indem er den Ausdruck Leben für zwey ganz und gar — nicht entgegengesetzte, — sondern disparate, keiner Vergleichung fähige, Begriffe, zugleich anwendet. Alle physiologischen Erscheinungen, sowohl jene, vermöge deren die Nerven als Leiter der Sinnes-Affectionen und der Willens-Regungen betrachtet werden, als die der Irritabilität und der Ernährung, fallen in den Raum. Aber alle Fragen, wie Materie, gleichviel ob todt oder belebt, im Raume existiren und wirken könne, fallen in die Metaphysik. Wenn dieses *forum* seine Schuldigkeit nicht thut, so haben das die Physiologen nicht zu verantworten; wollen sie aber über jene Fragen nicht bloſs mitreden, sondern mit untersuchen, so müssen sie — das ist unerlaſslich! — erst Metaphysiker werden. Alles, was sie, ohne diese Bedingung zu erfüllen, darüber vorbringen, ist so beschaffen, daſs statt dessen nichts anderes als ein ganz reines, unumwundenes Bekenntniſs der völligen Unwissenheit am rechten Platze gewesen wäre. Vollends aber die *psychologischen* Untersuchungen mit den physiologischen vermengen, ist nicht bloſs ein metaphysischer, sondern ein logischer Fehler. Die psychologischen Erscheinungen fallen *nicht* in den Raum; sondern der Raum selbst, mit allem, was in ihm wahrgenommen wird, ist ein psychologisches Phänomen; und zwar eins der ersten und zugleich der schwersten für die Psychologie, die sich in der Behandlung desselben sehr ungeschickt benehmen würde, wenn sie dabey von der Nervenkraft zu reden anfinge. Denn ihre Frage ist nicht, woher die Empfindungen kommen? sondern, wie die Empfindungen, *wenn sie da sind*, gleichviel woher? ja sogar gleichviel was auch das *Empfundene* sey? — *alsdann* die räumliche Form annehmen mögen.

Nun aber behaupte ich weiter, daſs der Unterschied zwischen todter und belebter Materie, das heiſst, zwischen Physik und Physiologie, nicht eher begriffen werden könne, als bis man den Geist durch Hülfe der Psychologie kennt. Denn in jedem der unzählbaren (nicht unendlich-vielen) Elemente des organischen Leibes — sowohl in der Pflanze als im Thiere, — ist ein Analogon der geistigen Ausbildung, welches man unmöglich auf der Oberfläche der Erscheinungen finden kann. Ein Fragment *unserer eignen* geistigen Bildung nehmen wir innerlich wahr; dieses Fragment ergänzt die speculative Psychologie, gestützt auf Metaphysik, zu einer wissenschaftlichen Einsicht; alsdann kommt ihr eine andre, gleichfalls metaphysische Wissenschaft, die Naturphilosophie, mit dem Begriffe der Materie entgegen; einer solchen Materie nämlich, wie man sie durch Chemie und Mechanik kennt; nun erst läſst sich weiter fragen, wie wohl eine Materie beschaffen seyn würde, deren einzelne Elemente nicht bloſs durch ihre ursprüngliche Qualität, sondern auch durch eine, der geistigen analoge, Bildung, bestimmt wären? Nun läſst sich einsehen, daſs eine so geartete Materie im Raume durch Bewegungen erscheinen müsse, die nicht bloſs nach mechanischen und chemischen Gesetzen geschehen können. Und dann endlich tritt die Erfahrung hinzu mit ihrer Aussage, es gebe wirklich solche Materie, an der die Erklärungen der Mechanik und Chemie nothwendig scheitern müssen; es gebe aber sehr verschiedene Stufen, in welchen sich dieselbe über die chemischen und mechanischen Gesetze erhebe; diese Stufen seyen nicht bloſs an den Pflanzen und Thieren überhaupt, sondern an den einzelnen Theilen und Systemen derselben verschieden; auch steige in der sogenannten Assimilation solche Materie, die als Nahrungsstoff aufgenommen worden, continuirlich höher in ihrer Bildung; wie denn dieses Alles nach jenen, *a priori* gefundenen, Gründen nicht anders zu erwarten war.

Aber der Sprachgebrauch benennt mit dem Worte *Leben* — erstlich die innern Erscheinungen der geistigen Bildung, welche wir in uns wahrnehmen; zweytens die räumlichen Erscheinungen, wodurch Pflanzen und Thiere sich über Metalle und Steine, Luft und Wasser erheben. Wenn nun diese räumlichen Erscheinungen (wie so eben gesagt) nichts anders sind als Resultate der innern Bildung; die nicht erscheinen kann, auſser in unserm Bewuſstseyn von dem, was in uns vorgeht: so ist in dem Worte *Leben* die schlimmste Vermengung, die nur irgend sich denken läſst. Nicht anders, als ob Einer die Gedanken *eines* Individuums verwechseln wollte, mit den Worten *anderer* Individuen; oder genauer, das Innere des Einen mit den äuſsern Zeichen vom Innern nicht bloſs Eines Andern, sondern Vieler, ja unzählig vieler *zusammenwirkender* Andern. Diese Verwechselung ist um desto ärger, je unvollkommner einerseits unser Wissen von uns selbst, so wie die dunkele innere Wahrnehmung es darbietet; je mangelhafter andererseits unsre Kenntniſs der physiologischen Thatsachen; je entfernter endlich die Analogie unseres Innern mit dem, was in den einzelnen Elementen der Thiere und

Pflanzen auf allen den unzähligen Bildungsstufen derselben vorgeht. Ja! kennten wir dieses letztere genau, dann erst würde die ungeheure Schwierigkeit hervortreten, aus den innern Zuständen die äuſsern, räumlichen Veränderungen zu erklären. Und das gröſste Unglück ist, daſs unsre Physiker von dieser Aufgabe nicht einmal den ersten Begriff haben. Sie wissen gar nicht, daſs Materie überhaupt, gleichviel ob todte oder lebende, nichts anders ist als *das Resultat der innern Zustände, worein sich die einfachen Elemente gegenseitig versetzen.* Sie wissen es nicht, obgleich es ihnen schon Chemie und Mineralogie so deutlich vor Augen legen, als die Erfahrung dergleichen Dinge aussprechen kann. Ein paar dürftige Hypothesen von Polaritäten, elektrischen Kräften, — und das allmächtige Wort *Leben,* — diese sollen alle jene ungeheuren Klüfte und Lücken unseres Wissens bedecken; damit ja Niemand sich einfallen lasse, zu Fleiſs und Genauigkeit im speculativen Denken aufzufordern! Aber ich lasse mich dadurch nicht abhalten.

Herr Professor Rudolphi wird mir nach diesen Erklärungen verzeihen, wenn ich den Streit, den er in seinem §. 324. mit mir angefangen hat, nicht fortsetze. Es gereicht mir zur Ehre, daſs er auf mein Lehrbuch der Psychologie einige Rücksicht hat nehmen wollen; allein so sehr ich wünschte, mit einem so ausgezeichneten Gelehrten in Untersuchung gemeinschaftlich eintreten zu können, so müſsten doch die Anfangspuncte unserer Discussion ganz anders gewählt werden, wenn einige Hoffnung des Erfolgs vorhanden seyn sollte. Auf jeden Fall aber ist gerade Herr Prof. Rudolphi derjenige unter den Physiologen, (so weit ich sie kenne,) dem ich noch am ersten mich nähern könnte; denn jene Puncte, worin er von meiner Ansicht sich freylich weit entfernt, charakterisiren, wie es mir scheint, nicht sowohl ihn, als vielmehr die jetzige Lage der Wissenschaft, der jeder einzelne Gelehrte natürlich mehr oder weniger nachgeben wird.

Diejenigen aber, welche dem Empirismus zugethan sind, könnten, wenn sie wirklich für die Lehren der Erfahrung Empfänglichkeit besitzen, aus dem heutigen Zustande der Physiologie lernen, wie viel, oder vielmehr wie wenig, die bloſse Erfahrung leiste. Als empirische Gelehrsamkeit steht die Physiologie auf einer Höhe, die Niemand verachten wird, sie wandelt überdies im Lichte der heutigen Physik; gleichwohl hat sie begierig, wie der Schwamm das Wasser, jene Naturphilosophie in sich gesogen, die eben deswegen nichts weiſs, weil sie damit anfing, das Universum *a priori* zu construiren. Gegen diesen Irrthum hat keine andre Wissenschaft sich so schwach, so zu allem Widerstande unfähig gezeigt, als eben die Physiologie. Das Gerede vom Leben ist das todte Meer geworden, in welchem der philosophische Untersuchungsgeist ertrunken liegt, so daſs er jetzt, wofern überhaupt eine Art von Auferstehung für ihn zu hoffen ist, sich in ganz unbefangenen Köpfen von neuem erzeugen muſs.

Zweyter,
analytiſcher Theil.

Erster Abschnitt.

Vom geistigen Leben überhaupt.

Erstes Capitel.

Ueber die Verbindung der sogenannten drey Hauptvermögen der Seele.

§. 103.

Vorstellen, Fühlen, und Begehren, sind bekanntlich die drey obersten Klassenbegriffe, durch deren Zusammenfassung man das geistige Leben, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren (welchen wir in diesem ersten Abschnitte noch bey Seite setzen,) glaubt bezeichnen zu können. Allein, wie man sie zusammenfassen müsse, um die Einheit des geistigen Lebens richtig zu erkennen? Das ist die Frage, welche man aus bloſser Erfahrung nicht beantworten konnte; und woran wir nun zuerst uns wagen wollen, um zu sehen, ob unsre synthetischen Untersuchungen etwas Brauchbares zur Verzeichnung der äuſsersten Umrisse der Psychologie geleistet haben? Denn hoffentlich wird für jetzt noch Niemand verlangen, daſs wir den Faden der Nachforschung über das Selbstbewuſstseyn, schon hier wieder aufnehmen sollten; die auſserordentlich groſsen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes, (den wir dem folgenden Abschnitte vorbehalten,) werden in frischem Andenken seyn; und es will sich noch nicht zeigen, daſs die Statik und Mechanik des Geistes dieselben erleichtert hätten.

Nothwendig aber müssen wir einen Augenblick bey der Vorfrage verweilen: ob wohl Jemand jetzt noch geneigt sey, die Seelenvermögen wieder herbeyzubringen, und sie mit den zuvor nachgewiesenen Kraft-Aeuſserungen der Vorstellungen selbst in Verbindung zu setzen. Die Lehren vom Gedächtniſs und von der Einbildungskraft, von der Sinnlichkeit und der Vernunft, werden ohne Zweifel noch lange ihre Liebhaber behalten; allein hier kommt es nur darauf an, ob wohl *mit* und *neben* den Gesetzen der Mechanik von der unmittelbaren und der mittelbaren Wiedererweckung der Vorstellungen, an eine Wirksamkeit solcher besondern Vermögen, wie Gedächtniſs und Einbildungskraft, könne gedacht werden? Hier möchte denn doch wohl Jedermann in Verlegenheit gerathen, wenn er angeben sollte, wie die Seelenvermögen eingreifen in die schon in vollem Gange begriffene Thätigkeit der Vorstellungen selbst! Nach welchen Gesetzen sollte es doch geschehen, daſs die, schon gesetzmäſsig wirkenden, Vorstellungen gestört würden von jenen, ihnen fremden, Gewalten? — Vermuthlich nach gar keinen Gesetzen; denn bekanntlich ist an genaue Bestimmung der Bedingungen, wann, wie, und wie stark sich irgend eins der Seelenvermögen rege oder nicht, noch niemals in den Psychologien zu denken gewesen; die Vermögen sind sammt und sonders lauter transscendentale Freyheiten.

Wenn man nun fürs erste auch nur soviel einsicht, daſs wenigstens einige Functionen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft ohne die dazu bestimmten Vermögen von Statten gehn; — und daſs sich der hierüber aufgestellten Theorie die genannten Vermögen nicht schicklich mehr anfügen lassen: so wird man ein gerechtes Miſstrauen auch gegen die andern Seelenvermögen, deren vermeinte Functionen noch nicht erklärt sind, zu fassen nicht umhin können.

In der That aber sind wir schon um ein Beträchtliches weiter vorgerückt. Denn wenn man die Statik und Mechanik aufmerksam durchläuft: so findet man darin nicht bloſs Spuren des sogenannten Erkenntniſsvermögens, sondern auch Nachweisungen solcher Gemüthszustände, die zu den Gefühlen müssen gerechnet werden. Hierüber sind nur noch einige Erläuterungen nöthig, welche der folgende §. enthalten soll.

Mit den Gefühlen hängen die Begierden sehr nahe zusammen. Auch von diesen werden wir die einfacheren Regungen bald kennen lernen.

Demnach ist die Frage: ob die Vermögen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens nur zufällig beysammen seyen, oder ob sie wesentlich zusammengehören? schon so gut als beantwortet; und es wird sehr bald einleuchten, daſs man dieselben bis zu den niedrigsten Thieren hinab stets verbunden zu finden erwarten müsse; wie dieses auch der Erfahrung entspricht.

Aber man findet auch durch das ganze Thierreich die Wahrscheinlichkeit, daſs alle geistig lebende Wesen etwas von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen besitzen. Man findet bey höheren Thieren sogar Spuren von allgemeinen Begriffen, wenigstens von Erwartung ähnlicher Fälle; desgleichen vom Verstehen der Zeichen, die man ihnen giebt; wobey zu bemerken, daſs nicht alle Sprache nothwendig Wortsprache seyn muſs; und, was den innern Sinn anlangt, so hat man keinen zureichenden Grund, ihnen diesen gänzlich abzusprechen. Die natürliche Vermuthung, daſs zu der ursprünglichen Verknüpfung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens auch die eben genannten Vorstellungsarten mit gehören, wird im Folgenden bestätigt werden.

Hingegen die eigentlich sogenannten oberen Vermögen, durch welche der Mensch sich über das Thier erhebt, werden wir zwar nicht als einen unabhängigen, selbstständigen Zuwachs zum niederen Vermögen, jedoch als eine weitere Entwickelung kennen lernen, die bey den

Thieren nicht genug begünstigt, vielmehr so sehr erschwert ist, daſs sie nicht merklich werden kann.

Bey allen Aufschlüssen hierüber wird dies der wichtigste Umstand seyn, daſs wir uns der Frage nach dem Causal - Verhältnisse der Seelenvermögen, nach ihrem Einflusse auf einander, im Voraus überhoben finden; indem jene, aus der innern Erfahrung bekannte, rasche und beständige Abwechselung des Vorstellens, Fühlens, Begehrens, mit allen dazu gehörigen Modificationen, wobey keins dieser Drey die andern ganz verdrängt, vielmehr jedes fast immer zugleich auch die übrigen beyden in sich schlieſst, so daſs eigentlich nur das Uebergewicht unter ihnen wechselt, — sich uns von selbst als der einzig natürliche und nothwendige Verlauf der geistigen Ereignisse wird zu erkennen geben.

In der That sind es nur Abstractionen, denen wir uns hingeben, — es sind Benennungen *a potiori*, mit denen wir uns behelfen, wenn wir sagen, ich fühle, oder ein andermal, ich begehre, oder wiederum ein andermal, ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannigfaltiges, als ein Vorgestelltes im Bewuſstseyn vorhanden seyn; so daſs dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt. Und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch dasjenige in Gedanken, was wir begehren; so wie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, wenn sie sich durch Hindernisse durchdrängen müſste, alsbald sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuhohlen, verrathen würde. Gedanken, kann man sagen, sind die Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden hingegen sind aufgehaltene Gedanken, die sich dennoch ins Bewuſstseyn drängen; Gefühle endlich sind zusammengewachsene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen. Doch in diesen Ausdrücken liegt keine wissenschaftliche Genauigkeit.

Bevor wir dies alles mit mehr Bestimmtheit erörtern, soll hier noch eine allgemeine Erinnerung statt finden, welche nicht vergessen werden darf, wenn man sich in psychologischen Untersuchungen wissenschaftlich orientiren will. Diese nämlich, daſs eine nicht geringe Vertrautheit mit den Ansichten des Idealismus nöthig ist, um die psychologischen Probleme richtig aufzufassen.

Es giebt überhaupt keinen gründlichen Realismus, als nur allein den, welcher aus der Widerlegung des Idealismus hervorgeht. Wer unmittelbar auf das Zeugniſs der Sinne sich beruft, wenn von der Realität der Auſsendinge die Rede ist, der ist unwissend in den ersten Elementen der Philosophie.

Die Welt, welche uns erscheint, ist unser Wahrgenommenes; also in uns. Die reale Welt, aus welcher wir die Erscheinung erklären, ist unser Gedachtes; also in uns. Dem gemäſs sollten wir unser eignes Ich, Allem zu Grunde legen. Aber hievon ist die Unmöglichkeit und völlige Ungereimtheit, im Anfange des ersten Theils dieses Buchs ausführlich nachgewiesen; und diese Ungereimtheit würde nur noch gröſser werden, wenn man (nach Fichte) das reine Ich zugleich denken wollte als ursprünglich setzend ein Nicht-Ich. Daraus entspringt die Ueberzeugung, daſs wir, um uns selbst, sammt unsern Vorstellungen von der Welt, denken zu können; und um hiebey nicht in eine bodenlose Tiefe des Unsinns zu gerathen, ein mannigfaltiges Reales in allerley Verhältnissen und Lagen, voraussetzen müssen; dessen Bestimmungen die allgemeine Metaphysik soweit beschreibt, als sie zur Denkbarkeit der Erfahrung nöthig sind.

So gewiſs nun solchergestalt die wahre Philosophie streng und vollkommen realistisch ist: so bleibt es dennoch wahr, daſs alle Gegenstände des gemeinen und des philosophischen Wissens lauter Vorstellungen sind; daſs alles Anschauen und Denken, alle Entbehrung und Befriedigung der Begierden, alle Lust und Unlust, in die

Eine groſse Klasse der psychologischen Ereignisse fällt, und also auch einer psychologischen Erklärung bedarf. Obschon die allgemeine Metaphysik lehrt, daſs man auch die von uns unabhängige, reale Welt durch Begriffe des Raums und der Zeit denken müsse, so darf man sich doch nicht einbilden, daſs dieser Raum und diese Zeit gleichsam von auſsen her in die Seele kämen, und in die Wahrnehmungen der Sinne hinübergingen; sondern in dem ganz unräumlichen Vorstellen müssen die räumlichen Bestimmungen des Vorgestellten sich von vorn an erzeugen. Obschon zur Befriedigung unserer Begierden wirkliche, reale Gegenstände nöthig sind: so dringen doch diese Gegenstände nicht in die Seele; was uns unmittelbar befriedigt, das ist eine bloſse Vorstellung, in einem psychologisch zu bestimmenden Verhältnisse zu andern, schon vorhandenen Vorstellungen. Obschon wirkliche Schwingungen von Körpern auſser uns nöthig sind, damit wir harmonische Verhältnisse von Tönen mit Lust vernehmen können: so geschieht doch nicht das Mindeste, was mit diesen Schwingungen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte, in der Seele selbst; sondern etwas ganz Heterogenes (Verschmelzungen vor der Hemmung) muſs in uns geschehn, woraus diese, und auf ähnliche Weise auch andere Lustgefühle, sich rein psychologisch erklären lassen. Mit einem Worte, die Psychologie hat mit dem Idealismus alle Fragen gemein; nur nicht die Antworten. Und die Seele wohnt zwar in einem Leibe, auch giebt es correspondirende Zustände des einen und der andern; aber nichts leibliches geschieht in der Seele, nichts rein-geistiges, das wir zu unserm Ich rechnen könnten, geschieht im Leibe; die Affectionen des Leibes sind keine Vorstellungen des Ich, und unsre angenehmen und unangenehmen Gefühle liegen nicht unmittelbar in dem begünstigten und gehinderten organischen Leben *).

---

*) Mangel an Uebung in den Ansichten des Idealismus ist gerade der Hauptgrund, weshalb selbst scharfſinnigen Physiologen die Be-

§. 104.

Wir gehn nunmehr an das Geschäfft, die Gefühle und Begehrungen in dem Kreise des Bewuſstseyns aufzusuchen; das heiſst, in der Mitte desjenigen Vorstellens, was in jedem Augenblicke von der schon geschehenen Hemmung noch übrig ist. Eine negative Bestimmung muſs vorausgehn, um die Gränzen abzustecken, innerhalb welcher man die positiven zu suchen hat.

Die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens, sind sämmtlich Zustände des Bewuſstseyns; folglich kann ihre unmittelbare Erklärung nicht liegen in demjenigen, was die Statik und Mechanik von Vorstellungen lehrt, sofern sie sich *nicht* im Bewuſstseyn befinden.

Dahin nun gehört zuvörderst alles dasjenige, was wir oben ein Streben vorzustellen genannt haben. Wenn demnach im gemeinen Leben, oder auch wohl in philosophischen Untersuchungen, von Bestrebungen gesprochen wird, deren man sich bewuſst sey, so sind diese niemals geradezu selbst jenes Streben vorzustellen, wenn sie schon darin ihre nächste Ursache finden können. Das wirkliche Streben vorzustellen, ist, wie wir längst wissen, nur in so fern vorhanden, als die Vorstellungen nicht wirklich von Statten gehn, als ihr Object verdunkelt ist, oder mit andern Worten, als sie aus dem Bewuſstseyn verdrängt sind, und folglich nicht mehr im Kreise der innern Wahrnehmung liegen. Hingegen die Bestrebungen deren man sich bewuſst ist, können überall nicht unmittelbar für wirkliche Bestrebungen gelten; sie sind Phänomene, über deren Realität erst ihre Erklärung den Ausspruch thun muſs.

Manche Philosophen stehn in dem Wahne, der eigentlich reale Begriff der Kraft komme uns im Selbst-

---

handlung psychologischer Gegenstände so schlecht gelingt. Sie kleben immerfort am Räumlichen; Uebersinnliches, und genaues Denken, sind ihnen entgegengesetzte Pole.

gefühle, im Gefühle des eignen Strebens, Wollens, und Handelns. Daraus entsteht eine heillose Pfuscherey in der allgemeinen Metaphysik, die an Psychologie nur gar nicht mehr erlaubt zu denken. Metaphysische Begriffe können überall nicht durch Gefühle bestimmt werden; in der Psychologie aber muſs man sich sehr hüten, die noch ungeläuterten metaphysischen Begriffe, die wir aus dem gemeinen Denken auf uns selbst zu übertragen pflegen, nicht in dieser rohen Gestalt für Offenbarungen des Selbstbewuſstseyns zu halten; da sie nicht einmal zu richtigen Ausdrücken der Phänomene taugen, welche sich der innern Wahrnehmung darbieten. Wir können von realen Kräften, Vermögen, Strebungen, gar Nichts unmittelbar in uns wahrnehmen; und alle Einbildungen der Art, von der rohen Leibeskraft bis zur transscendentalen Freyheit, sind nur Beweise, daſs es eben an der Wissenschaft fehle, die wir hier suchen.

Es folgt nun, zweytens, von selbst, daſs auch das Sinken unserer Vorstellungen nicht unmittelbar dasjenige seyn kann, worin die Zustände des Vorstellens, Wollens, und Fühlens bestehn. Denn die sinkenden Vorstellungen verschwinden aus dem Bewuſstseyn gerade in so fern und gerade um so viel, als sie sinken. — Schon oben ist daran erinnert worden, daſs man sein eignes Einschlafen nicht wahrnehmen kann; dasselbe gilt von dem Einschlafen jeder einzelnen Vorstellung auch während der Zeit, da der Mensch übrigens wacht. Ja es gilt von jedem Grade der Verdunkelung einer noch zum Theil wachenden Vorstellung. Und daher ist kein Uebergang zu einem mehr gehemmten Zustande für sich selbst fähig, eine Bestimmung dessen abzugeben, was in uns geschieht, in so fern dieses genau das nämliche seyn soll, was wir in uns wahrnehmen.

Es bleibt also zur nächsten Erklärung des Vorstellens, Begehrens und Fühlens nichts anderes übrig, als nur das Bestehen unserer Vorstellungen im Bewuſstseyn, und das Emporsteigen derselben zu einem kläreren Bewuſstseyn. Denn von den vier möglichen Bestimmungen der Vorstellungen, daſs sie entweder im Bewuſstseyn stehen, oder sich im gehemmten Zustande befinden, oder daſs sie steigen, oder daſs sie sinken, — hievon sind zwey abgewiesen; und wir müssen nun nachsehn, was die übrigen beyden leisten können.

Daſs eine Vorstellung im Bewuſstseyn bestehe, heiſst bekanntlich nichts anderes, als nur, daſs sie eben jetzt ihr Object wirklich vorstellt. Besteht eine Vorstellung des Blauen im Bewuſstseyn, so wird das Blaue nun wirklich vorgestellt. Desgleichen, daſs eine Vorstellung steige, heiſst nichts anderes, als, daſs sie ihr Vorgestelltes jetzo klärer, mit mehr Intension vorbilde, als unmittelbar zuvor, da sie noch in einem mehr gehemmten Zustande war.

Offenbar bezieht sich dieses alles bloſs auf das sogenannte Vorstellungsvermögen; und es möchte bald scheinen, als müſsten wir doch am Ende noch auf ein eignes Vermögen des Begehrens und Fühlens zurückkommen. Doch die scheinbare Verlegenheit verschwindet durch folgende Bemerkungen:

1) Wenn eine Vorstellung steht im Bewuſstseyn, so ist ein Unterschied, ob sie selbst mit den hemmenden Kräften im Gleichgewichte ruht, oder aber ob sich an ihr eine hemmende und eine emportreibende Kraft das Gleichgewicht halten. Im ersten Falle befindet sie sich in Hinsicht des vorhandenen Grades von wirklichem Vorstellen, in einem unangefochtenen Zustande; denn da sie im Gleichgewichte ruht, so muſs die Hemmungssumme gesunken, das heiſst, der Nöthigung zum Sinken Genüge geleistet seyn. — Hingegen im zweyten Falle ist der Nöthigung zum Sinken keinesweges Genüge geschehn; die Vorstellung besteht vielmehr wider diese Nöthigung, und trotz derselben, indem eine andre mitwirkende Kraft, z. B. eine Verschmelzungshülfe, oder eine ganze Summe solcher Hülfen, ihr nicht erlaubt, dem Drucke, von dem sie getroffen wird, nachzugeben. —

Dieser Unterschied ist kein Unterschied für das Vorstellen; vielmehr das Vorgestellte hat im einen und im andern Falle die gleiche Klarheit. Dennoch ist dieser Unterschied für das Bewuſstseyn vorhanden, denn er betrifft die Vorstellung gerade in wie fern sie wacht, und nicht gehemmt ist. Mit welchem Namen sollen wir nun die letztere Bestimmung des Bewuſstseyns, da ein Vorstellen zwischen entgegenwirkenden Kräften eingepreſst schwebt, benennen, zum Unterschiede von jener ersten Bestimmung, da dasselbe, nicht hellere und nicht dunklere Vorstellen, vorhanden ist, ohne eine Gewalt zu erleiden? Wie anders werden wir den gepreſsten Zustand bezeichnen, als durch den Namen eines mit der Vorstellung verbundenen *Gefühls*?

2) Wenn eine Vorstellung steigt: so ist ein Unterschied, ob sie sich selbst überlassen steige, (etwa nach dem Gesetze des §. 81.) oder ob ihr in diesem Steigen ein Hinderniſs begegnet, das nur nicht völlig stark genug ist, ihr das Steigen gänzlich zu verwehren; oder ob noch antreibende, vielleicht auch nur begünstigende Kräfte (nach §. 87.) mitwirken. Die nähern Modificationen hievon können sehr mannigfaltig seyn, wie schon die obigen, zur Mechanik des Geistes gehörigen Untersuchungen deutlich genug zeigen. Auch diese Unterschiede können nicht unbewuſst bleiben, denn sie betreffen das wirkliche Vorstellen. Aber sie sind nicht *Gegenstände* des Vorstellens, sondern Arten und Weisen, *wie* das Vorstellen sich ereignet; diese Bestimmungen des Bewuſstseyns, in so fern sie über das bloſse Vorstellen hinausgehn, können nur Gefühle heiſsen. Dabey nun sind sie die Begleiter *aufstrebender*, und eben deshalb *wirksamer* Vorstellungen, es verbinden sich also mit den schon erwähnten Bestimmungen des Bewuſstseyns noch Wirkungen und Abänderungen theils in andern Vorstellungen und Gefühlen, theils vielleicht in der Wahrnehmung, wenn nämlich ein äuſseres Handeln, also eine Thätigkeit des Organismus nach physiologi-

schen Gründen hinzugekommen ist. — Mit welchem Namen sollen wir nun die fortlaufenden Uebergänge aus einer Gemüthslage in die andre bezeichnen, deren hervorstechendes Merkmal das Hervortreten einer Vorstellung ist, die sich gegen Hindernisse aufarbeitet, und dabey mehr und mehr alle andern Vorstellungen nach sich bestimmt, indem sie die einen weckt, und die andern zurücktreibt? Man wird keinen andern Namen finden, als den des Begehrens.*) Denn dieses eben unterscheidet sich von dem Gefühle, so wie vom Vorstellen, dadurch, daſs es nicht als ein Zustand, sondern nur als eine Bewegung des Gemüths gedacht werden kann; wie daraus klar ist, daſs es bey gegebener Gelegenheit sogleich handelnd ausbricht, oder, wenn die Gelegenheit fehlt, wenigstens Pläne zum künftigen Handeln hervorruft. Diese Pläne aber sind nichts anders als zusammengetriebene Vorstellungen, welche wegen ihrer Verschmelzungen und Complicationen mit jener aufstrebenden, sich sämmtlich nach ihr richten, ja sich so zusammenfügen müssen, daſs aus ihnen keine, oder doch die geringste mögliche Hemmung, für jene vorherrschende, entspringe. — Will man aber, um hiegegen Einwürfe zu machen, den Versuch anstellen, sich eine unbewegte, völlig vestgehaltene Begierde zu denken, so wird man leicht bemerken, daſs hiebey Verwechselungen vorgehn. Zwar giebt es allerdings Stillstände im Begehren, (sobald die hemmenden Kräfte Spannung genug erlangen,) und nach denselben neue Ausbrüche, (durch neu gegebene oder erweckte Vorstellungen); aber die Stillstände sind unbehagliche Gefühle, und die neuen Ausbrüche sind neues Begehren. Jene sind Pausen im Begehren; und nur dann, wann sie von kurzer Dauer sind, werden sie so wenig bemerkt, daſs man die Begierde als fortdauernd ansieht.

---

*) Die Hauptsätze über das Begehren finden sich im §. 150.

3) Wenn eine Vorstellung sinkt: so ist ein Unterschied, ob sie ohne Weiteres den hemmenden Kräften nachgiebt; oder ob sie, zwar sinkend, und vielleicht durch immer zunehmende Hemmung fortgetrieben, doch durch Verbindungen gehalten, oder durch neue Wahrnehmungen verstärkt, noch zaudert, aus dem Bewuſstseyn vollends zu entweichen. Auch dieser Unterschied muſs sich im Gefühle verrathen; und überdies ist hieraus das Verabscheuen herzuleiten. Dieses ist eigentlich auch ein Begehren; aber nicht ein Begehren, das in irgend einer einzelnen, hervorragenden Vorstellung seinen Sitz hätte, wie die Begierde im gewöhnlichen Sinne. Vielmehr liegt es in dem ganzen Systeme zusammenwirkender Vorstellungen; die sich wider eine einzelne, sie alle drückende Vorstellung, in Freyheit zu setzen streben, und die damit aus irgend einem Grunde nicht sogleich zu Stande kommen können. Begierde und Abscheu kommen darin überein, daſs in beyden gewisse Vorstellungen gegen einander drängen. Aber sie unterscheiden sich durch das Object, das in ihnen am lebhaftesten vorgestellt wird. In der Begierde ist die Vorstellung des begehrten Gegenstandes zugleich die lebhafteste und die herrschende; im Abscheu ist die einzelne Vorstellung des verabscheuten Gegenstandes klärer als jede einzelne der gegenwirkenden Vorstellungen; aber alle gegenwirkenden zusammengenommen ergeben ein herrschendes Totalgefühl, und bilden eine Gesammtkraft, durch deren Thätigkeit die Gemüthslage auf ähnliche Art in einen continuirlichen Uebergang versetzt wird, wie beym Begehren.

Zu allem diesem kommt nun noch

4) die ganze Mannigfaltigkeit solcher Gemüthszustände, welche aus der Verschmelzung vor der Hemmung, oder dem dahin zielenden Streben, entspringen müssen. Man vergleiche hier die §§. 71. und 72. Man gehe ferner zurück zu §. 61; 66; und besonders zum §. 87. Allein um hierüber deutlicher zu sprechen, ist

eine Analyse nöthig, die wir dem Folgenden vorbehalten.

Genug, wenn man jetzt einsieht, nicht bloſs daſs die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens in der innigsten Verbindung stehn, und mit einander zum geistigen Leben gehören: sondern auch, wie sie verbunden sind, indem die Begierden und Gefühle nur Arten und Weisen sind, wie unsre Vorstellungen sich im Bewuſstseyn befinden.

Allein das Ungewohnte dieser Ansicht steht ihr im Wege. Es wird nöthig seyn, zu dem Gewohnten zurück zu gehn, und es mit dem so eben Vorgetragenen zu vergleichen.

Machen wir zu einer solchen Vergleichung einen kurzen Versuch, bloſs in einer kleinen Probe. Ich nehme eins der neueren, mit Achtung aufgenommenen, psychologischen Werke zur Hand; *Maaſs* von den Gefühlen; nicht in der Absicht, gegen dieses Werk zu polemisiren, da man in hundert älteren und noch neueren Schriften eben so groſse, und gröſsere, Fehler finden würde; sondern damit der heutige Zustand der Wissenschaft zu Tage komme; und weil die Gefühle in einem, ihnen insbesondere gewidmeten Werke doch am ersten erwarten können, mit Aufmerksamkeit behandelt zu werden.

Gleich im Anfange des ersten Abschnitts, S. 14. u. s. w. lese ich folgendes: „Die gröſste Stärke haben Gefühle, „(so wie alle Empfindungen überhaupt,) unter übrigens „gleichen Umständen, alsdann, wann sie uns noch neu „und ungewohnt sind.“

Schon hier ist eine starke Verwechselung ganz heterogener Dinge. Die Neuheit der Empfindungen, wenn die Rede ist von Wahrnehmungen, begünstigt darum ihre Stärke, weil die Empfänglichkeit (welches Wort in dem obern genau bestimmten Sinne zu nehmen ist,) dafür noch nicht erschöpft ist. (Vergleiche oben §. 94., wo wir diesen Gegenstand der Rechnung unterworfen haben.) Die Neuheit der Gefühle, nämlich von Lust und Unlust, ist deshalb für ihre Stärke wichtig, weil die Gemüthslage, die aus den wider einanderwirkenden Vorstellungen entspringt, nicht haltbar ist, sondern sich, eben durch die Thätigkeit dieser Vorstellungen selbst, insbesondre durch das Sinken der Hemmungssummen, allmählig in einen ruhigern Zustand verlieren muſs. Uebrigens kann Niemand behaupten, daſs die Gefühle gerade im Augenblicke des Entstehens ihr Maximum hätten, wie dieses von der Stärke der augenblicklichen Wahrnehmung gilt, nach obigen Lehrsätzen.

Herr Professor Maaſs fährt fort:

„Denn 1) Je mehr ein Gefühl noch neu und ungewohnt ist, desto weniger Fertigkeit hat das Gefühlvermögen schon erlangt, dasselbe aufzufassen, und desto mehr muſs es sich also dabey anstrengen. Je mehr dies aber der Fall ist, desto mehr beschäfftigt uns das Gefühl, und desto stärker ist es also.“

Sollen wir dies wörtlich nehmen: so ist das Gefühlvermögen nicht etwan ein Vermögen, Gefühle zu erzeugen, sondern irgend welche, vermuthlich schon vorhandene, Gefühle aufzufassen. Wir wollen nicht fragen, woher denn die aufzufassenden Gefühle kommen, und wie sie in das Gefühlvermögen hineinkommen mögen. Nur folgendes dringt sich auf: Eine Fertigkeit macht ihren Besitzer geschickter zu seinem Geschäfft, und das Werk dieser Fertigkeit wird durch sie selbst gröſser und vollständiger. Hier aber lernen wir ein Vermögen (nämlich das Gefühlvermögen,) kennen, das seine Sachen um so besser macht, je weniger Fertigkeit es hat; und dessen Product, (das Gefühl,) um so geringfügiger ausfällt, je mehr die Fertigkeit zunimmt!

„2) Alles Neue spannt die Aufmerksamkeit an, und setzt die Kräfte in Bewegung. Denn es giebt, oder verspricht, (wenn auch oft nur dem Scheine nach), eine Erweiterung unserer Erkenntniſs und eine Vermehrung

„von Gegenständen des Gefühls und des Begehrens. „Alle Kräfte aber haben ein angebornes Bestreben, sich „zu äuſsern, und regen sich, sobald sich nur Veranlas„sung darbietet. Daher muſs alles Neue, und folglich „auch ein neues Gefühl, bloſs darum, weil es neu ist, die „Aufmerksamkeit anspannen, und alle unsre Kräfte in „Bewegung setzen.“

Wir lernen hier, daſs nicht bloſs die Seele angeborne Kräfte besitzt, sondern daſs den Kräften wiederum Bestrebungen angeboren sind; daher vermuthlich abermals den Bestrebungen gewisse fernere Bestimmungen werden angeboren seyn. Es ist ein schlimmes Zeichen für eine Kraft, wenn sie, statt ohne Weiteres zu thun, was ihres Amts ist, erst noch ein Bestreben hat, und auf Veranlassungen wartet. Solche wartende Kräfte sind gar nicht, was ihr Name verheiſst; sie sind misgeborne Kinder einer falschen Physik oder Metaphysik; dergleichen freylich in der Bücherwelt genug herumlaufen. Das Scheidewasser im Glase wartet nicht, daſs ein Metall sich darbiete, um aufgelöset zu werden; sondern der Physiker ists, welcher die wartende Kraft in das Scheidewasser hineindichtet; die wahre Metaphysik aber könnte ihn eines Bessern belehren.

Warum denn mögen die neuen Gefühle stärker seyn, die älteren schwächer? Verliert sich etwa das angeborne Bestreben mit der Zeit? Gesetzt, der Magnet habe ein angebornes Verlangen nach Eisen: so wird dies Verlangen gewiſs stärker, je länger man ihm sein Eisen läſst; denn bekanntlich trägt er je länger desto mehr! Warum ist es anders mit dem Streben des Gefühlvermögens, Gefühle aufzufassen? — Man sieht, der zweyte Grund ist $= o$; daher bleibt es bey dem ersten; die Fertigkeit zu Fühlen wird gröſser, darum werden die Gefühle — schwächer!

Weiterhin kommt bey Herrn Maaſs noch die Bemerkung vor, das Gefühlvermögen halte die zu starken

Gefühle nicht lange aus, weil jede endliche Kraft, je stärker sie angespannt wird, um so eher wieder nachlassen und erschöpft werden muſs.

Wäre es mir um eine Instanz zu thun: so würde ich verschweigen, daſs meine Metaphysik alle räumlichen, anziehenden und abstoſsenden Kräfte verwirft; und alsdann fragen, ob denn die anziehende Kraft der Sonne gegen die Erde, oder die anziehende Kraft des Sauerstoffs gegen den Wasserstoff, etwan unendliche Kräfte, und darum ausgenommen sind von der Regel, daſs angespannte Kräfte nachlassen müssen? Jetzt aber will ich lieber fragen, was für ein Begriff hinter dem Worte Anspannung verborgen sey, — welches bekanntlich zunächst nur auf die Körperwelt, auf vergröſserte räumliche Ausdehnung paſst; und dessen Anwendung auf das Gefühlvermögen zwar vortrefflich ist im rhetorischen Gebrauche, aber sehr mislich an den Orten, wo es der empirischen Psychologie nach ihrer Laune beliebt, nun einmal nicht bloſs empirisch seyn, sondern auch etwas erklären zu wollen. Ich selbst habe mich oben des Ausdrucks Spannung auch für geistige Kräfte bedient; aber diesen Ausdruck schon im §. 42. genau erklärt, woraus unter andern hervorgeht, daſs die Spannung der Vorstellungen ihre Kraft im geringsten nicht vermindert, erschöpft, oder abnutzt, sondern stets auf gleiche Weise die Bedingung ihrer Wirksamkeit ausmacht. Und so gebührt sichs für Alles, was mit Recht den Namen der Kraft trägt.

§. 105.

Wir können nunmehr die Analyse der Gefühle unternehmen, so weit sie für diesen Abschnitt gehört. Dabey muſs aber vorausgesetzt werden, daſs der Leser sich in die Beobachtung seiner selbst versenke; das Fühlen ist seine eigne Sache; und nur zur Reflexion darüber, zur Sonderung des sehr verwickelten Mannigfaltigen, welches er finden wird, kann die Theorie ihn leiten.

Man erinnere sich zuerst der Bemerkung, welche schon in der Einleitung, den vorläufigen Analysen des Verstandes und der Vernunft voranging; daſs man nicht anfangen muſs bey dem Ersten und Frühesten, welches in unserer Kindheit entstand, als wir noch nichts in uns beobachten konnten; sondern bey dem Neuesten, eben jetzt im Werden Begriffenen, welches eben darum, weil es gegenwärtig geschicht, sich auch gegenwärtig beobachten läſst. Dies muſs erst gleichsam oben abgehoben werden, ehe man das tiefer Liegende, gleichsam Verschüttete, heraus hohlen kann, welches man verunstalten würde, wenn man es voreilig ergreifen wollte.

A. Nun findet sich jeder Mensch an irgend einem Platze in der Gesellschaft. Er gehört entweder zu den Dienenden, oder zu den gemeinen Freyen, oder zu den Angesehenen, oder er steht an der Spitze; (man vergleiche die Sätze über die Statik des Staats in der Einleitung;) welche Bestimmungen mancher Modificationen fähig sind, die Jeder für sich selbst aufsuchen kann. Hievon hängt der äuſsere Umriſs seines Gefühlszustandes ab. Er ist nämlich bis auf einen gewissen Grad eingetaucht in die allgemeine gesellschaftliche Hemmung. Gewisse Hoffnungen sind ihm abgeschnitten, und Aussichten versperrt; hiedurch ist die Möglichkeit solcher Gefühle, wie sie aus den ganz gehemmten, demnach für ihn so gut als nicht vorhandenen Vorstellungen, hätten entstehen können, aufgehoben. Der ganz Arme kennt nicht die Gefühle des Reichen als solchen; er ist frey von den Sorgen der Güterverwaltung; der Unwissende weiſs nichts vom literarischen Ehrgeize; dem Bauern kann nicht die Empfindlichkeit des Angesehenen für die Kränkungen der Ehre beywohnen. Es giebt zwar Einzelne, die sich in höhere Stände hinein phantasiren; allein die groſsen Dichter wären nicht so auſserordentlich selten, wie sie wirklich sind, wenn jenes Phantasiren, welches die gesellschaftliche Hemmung abzuwerfen scheint, in den wirklichen Zustand, in die wahren Gefühle der Höheren einzudringen fähig wäre, ohne sich den mannigfaltigsten Täuschungen zu unterwerfen.

Was die Hemmung übrig läſst, das bestimmt eben sowohl das Feld der Gefühle, als den Horizont der Vorstellungen.

Jeder fühlt sich mit der ihm noch übrigen Regsamkeit seiner Vorstellungen irgendwo, in bestimmten Puncten, geklemmt von der Gesellschaft. Man erinnere sich an das Stehen und Steigen der Vorstellungen wider eine Hemmung; wovon im vorigen §. die Rede war.

Man begreift nun sogleich, daſs diese groſse Klasse von Gefühlen in verschiedene Arten zerfällt, je nachdem das Streben, was gegen die Gränze drängt, an sich beschaffen ist. Anders fühlt sich der moralische Mensch gedrückt von der Last des Bösen in der Welt; anders der wagende Kaufmann von denen, die neben ihm speculiren; anders der Gelehrte und Denker in der Mitte entgegenstehender Theorien; anders der Feldherr, welcher zwischen Sieg und Niederlage schwebt. Aber genau besehen, ist das Gefühl, geklemmt zu seyn, in allen solchen Fällen von einerley Art; und die Verschiedenheit liegt nicht in diesem Gefühle selbst, sondern in der *Beymischung irgend eines andern Gefühls, was in der Vorstellungsmasse, die gegen die Hemmung drängt, schon an sich enthalten ist.* So liegt ein eigenthümliches Gefühl in dem sittlichen Gedankenkreise des Menschen, welches das nämliche bleibt, auch wenn die Gesellschaft der Guten und Bösen ganz weggenommen wird, ein anderes Gefühl in dem Suchen und Erlangen oder Verlieren des Reichthums, welches von der Reibung wider Andre, die eben dahin streben, nicht abhängt, eben so hat die wissenschaftliche Evidenz, und der Besitz der Kenntnisse, eigne, starke Gefühle, die (glücklicherweise!) von dem Getöse des literarischen Markts zwar für Augenblicke unterbrochen werden, aber in sich unverändert bleiben; und selbst der Feldherr, obgleich dessen Spannung ganz vom Kriege abzuhängen

scheint,

scheint, wird doch noch ein Gefühl der Zuneigung für den vaterländischen Boden, oder eine Abneigung gegen den fremden, in sich haben können, welches in das Gefühl der Krieg-Führung sich zwar einmischt, so lange der Krieg dauert, aber früher entstand und später nachbleibt. — Die Unterscheidung, welche wir hier gemacht haben, bietet uns eine sehr wichtige Analogie dar für das Folgende.

B. Den äuſsern Hemmungen in der Gesellschaft ähnlich sind die inneren zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen. Hier gehe man zurück zu der, in der Einleitung gegebenen, vorläufigen Analyse der Vernunft. Man vergegenwärtige sich den Zustand der Ueberlegung. Es sey z. B. ein ungerechter Angriff abzuwehren. Soll es mit Worten, soll es mit Gewalt geschehen? Was ist zu hoffen von der Gewalt? Wird sie nicht die Kräfte des Gegners noch mehr concentriren und spannen? Was ist zu erlangen durch Worte? Läſst sich der Gegner versöhnen? Kann man sogar den Feind umschaffen in den Freund? Könnte man ihn vielleicht bloſs durch Satyre demüthigen? Könnte man ihn durch Groſsmuth beschämen? Oder ist es rathsamer, ihn zu beschäfftigen, ihm anderwärts zu thun zu geben, seine Hülfsmittel zu theilen, ihn in neue Feindschaften zu verwickeln, ihm Freundschaft zu heucheln, und alsdann mit Arglist und Trug ihn im Netze zu fangen? — Aber hier erhebt sich das moralische Urtheil; und in die Ueberlegung mischt sich der Schreck! Konnte ein so schändlicher Gedanke in mir aufsteigen? Bin ich ein Neuling, ein Schwächling im Dienste der Tugend, so sehr, daſs die ersten Grundsätze des ehrlichen Mannes in mir wanken? Welche Abwesenheit des Geistes? Wohin könnte sie führen! Zurück zu andern Gedanken, andern Mitteln, Auswegen, Plänen! Sie müssen sicher, kräftig, aber tadelfrey, schicklich, würdig seyn, und vor allen Dingen den Streit nicht noch mehr aufregen, sondern ihn möglichst besänftigen. —

Nachdem nun solche Mittel und Maaſsregeln gefunde sind, welche allen Rücksichten Genüge leisten, endig die Ueberlegung in ein Gefühl der innern Harmoni und der Entschluſs stellt sich vest; auch beginnt nu von neuem das gewohnte Handeln in den Kreisen de täglichen Lebens, welches, so lange die Ueberlegun dauerte, war gehemmt worden; nicht ohne ein Gefüh eines Druckes wie von auſsen her; indem die täglichen gewöhnlichen Geschäffte gleichsam ungeduldig wurden, und nicht länger warten wollten.

Diese unvollkommne Skizze hat längst von den Dichtern ihre mannigfaltige Ausmalung erhalten. Aber hier kommt es nicht an auf den Schmuck, sondern auf Unterscheidung der verschiedenen, zusammenstoſsenden Gedankenzüge; deren jeder, in gewissem Grade, den andern widerstrebt; und zwar so, daſs jeder von den andern eine gewisse neue Aufregung und Lenkung annimmt; nur allein das moralische Urtheil ausgenommen, welches, so fern es wacht, unbiegsam vest steht; dagegen aber Gefahr läuft, mit Glimpf oder Gewalt — durch Sophisterey oder durch die Begierde, ja oftmals und ganz besonders, durch die groſse Geläufigkeit des weltklugen Handelns, niedergedrückt zu werden. Daſs der letztere Fall wiederum zwiefach ist, indem das moralische Urtheil entweder betäubt, oder verachtet wird (der Unterschied der Schwäche und des Bösen,) gehört nicht hieher.

Ueberhaupt ist die Gegenwart des moralischen Urtheils für unsre jetzige Untersuchung nichts Wesentliches, sie dient hier bloſs als ein bekanntes und vorzüglich passendes Beyspiel für den Stoſs, den eine Vorstellungsreihe von der andern erleidet, und für das Gefühl, welches daraus entsteht. Vergleicht man aber diesen Stoſs mit jener gesellschaftlichen Hemmung, von welcher vorhin die Rede war: so wird auffallen, daſs jetzt beyde wider einander wirkende Kräfte in Einem und demselben Bewuſstseyn vorhanden sind; während dort die Gesellschaft von auſsen her wirkte und klemmte. Welche von zweyen zusammenstoſsenden Vorstellungsreihen wollen wir nun vergleichen mit der äuſsern hemmenden Kraft; und welche andre mit dem Gegenstreben, worin, nach dem Obigen, das Gefühl der Klemmung enthalten war? Offenbar können wir sie beyde mit dem letzteren vergleichen. Also entsteht auch hier das nämliche Gefühl der Klemmung, aber nicht einmal, sondern zweymal. Und nun muſs noch bedacht werden, daſs jede der geklemmten Vorstellungsreihen, gerade so wie oben, ihr eigenthümliches Gefühl in sich selbst enthalten kann. Also haben wir ein vierfaches Gefühl, wenn zwey Vorstellungsreihen zusammenstoſsen, und ein schnell wechselndes, wenn, wie in der vorhin kurz bezeichneten Ueberlegung, ihrer viele schnell nach einander hervordringen.

In jenem Beyspiele war nun noch etwas mehr enthalten, nämlich nach der Klemmung während der Ueberlegung noch die Harmonie, worin sie sich auflöset. Darauf werden wir später zurückkommen.

C. Das Gegenstück zu der zwiefachen Klemmung, sowohl in der Gesellschaft, als in unserm eignen Innern, ist das Lebensgefühl, welches uns immer, wenn gleich oft bis zum unmerklichen geschwächt, begleitet. Ich rede hier nicht von dem organischen Gemeingefühl der Physiologen. Was den beschäfftigten und gesunden Mann nur selten so stark anwandelt, daſs es sich über der Schwelle des Bewuſstseyns halten könnte, während es freylich den Hypochondristen (und vielleicht nicht viel minder den sanguinischen Lüstling) unaufhörlich necken mag. Der Anfangspunct meiner Untersuchung liegt im Gebiete der Psychologie, und zwar im Capitel von der unmittelbaren Reproduction; (§. 81—85;) und auch die mittelbare Wieder-Erweckung hängt damit zusammen. Was wir geistiges Leben nennen, das ist ohne Zweifel jenes fast continuirliche Hervorquellen neuer Gedanken, die freylich auch der lebhafteste Kopf nicht aus sich selbst allein schöpft, die er aber doch veranlaſst, indem er die Anreizung dazu, die man Unterhaltun und Beschäfftigung nennt, in der Auſsenwelt aufsucht.

Auf den ersten Blick möchte man glauben, diese Hervorsteigen der Vorstellungen, die nach aufgehobene Hemmung sich in Freyheit setzen, und mit ihren Verschmelzungshülfen auch andre emporheben, — werde unmittelbar gefühlt. Allein das Gegentheil ist im vorigen § gezeigt. Aufhören der Hemmung ist Aufhören der Verdunkelung, also Vermehrung des wirklichen Vorstellens aber schlechthin nichts weiter. Um jenes Lebensgefüh zu begreifen, wollen wir ein ähnliches Verfahren anwenden, wie zuvor; nämlich zuerst ein äuſseres Verhältniſs in Betracht ziehn, um alsdann das innere analoge, leichter zu verstehen.

a) Wenn Jemand im äuſsern Handeln (dessen Möglichkeit wir hier nicht zu erklären haben) seine Gedanken realisirt, und ihm nun diejenigen Anschauungen zu Theil werden, die jenen Gedanken entsprechen: so verliert er darum nicht die Erinnerung an den frühern Zustand der Dinge. Vielmehr, die ganze Umgebung, und von den Merkmalen des behandelten Gegenstandes alle diejenigen, die unverändert geblieben sind, reproduciren ihm denselben Zustand seiner Vorstellungen, welcher zuvor, durch die frühere Lage der jetzt abgeänderten Dinge, war gebildet worden. Die Folge ist, daſs auch der Zustand des Begehrens, dessen Ausdruck die Handlung war, zurückgerufen wird. Dieses Begehren nun, so vielfältig und mannigfach wie es in den sämmtlichen frühern, jetzt reproducirten Zuständen war, löset sich auf in die Anschauung des Vollbrachten, oder glücklich Gewonnenen; und die Befriedigung, welche in dem Uebergange dieser Auflösung gefühlt wird, ist desto stärker, je weiter der Mensch zurückschaut zu einem länger vergangenen Zeitpuncte; je mehrere Bestrebungen, die seitdem sich realisirt haben, er zusammenfaſst. — Um dies richtig zu verstehn, muſs man in den vorigen §. zurückblicken, und das unter 1) und 2) dort Gesagte hier anwenden. Es kommt nämlich darauf an, daſs wir uns das Streben der Vorstellungen, welches zuerst gerade als derjenige Zustand derselben bezeichnet wurde, da sie aus dem Bewuſstseyn verdrängt sind, jetzt in das Bewuſstseyn herein versetzt denken. Sonst könnte es nicht ein Gefühl ergeben, welches ohne Zweifel im Bewuſstseyn ist. Nun wissen wir längst, daſs die Forderung sehr leicht, sehr stark, und sehr mannigfaltig kann erfüllt werden, wenn eine Vorstellung mit Vielen andern verbunden ist; weil alsdann der Druck, den sie leidet, sich jenen Verbundenen mittheilt, von welchen gleichsam getragen, sie unter dem Drucke besteht*). So gewiſs dieses Bestehen eine Bestimmung der Art und Weise abgiebt, wie die Vorstellung im Bewuſstseyn ist: eben so gewiſs macht auch die Erlösung aus dem nämlichen Drucke eine Bestimmung der Art und Weise aus, wie die Vorstellung im Bewuſstseyn ist. In dieser Erlösung liegt die Befriedigung des Begehrens. So oft, und so vielfach man sich in die frühere Lage des Begehrens zurückversetzt, eben so oft erneuert sich die Befriedigung. Und eben dies thut der Mensch unaufhörlich, weil ihm immer eine kürzere oder längere Strecke seines frühern Lebens vorschwebt; wäre es auch nur, daſs er einen Brief schriebe, dessen schon hingeschriebene Worte ihm beym Ueberblick über das nächstvorhergehende stets alle Momente des Begehrens, vermöge dessen er schrieb, gegenwärtig erhalten. — Daher fühlt sich der Mensch in jedem Augenblicke seines Daseyns als vorwärts oder rückwärts gehend; mit bestimmter Geschwindigkeit, und folglich auch mit entsprechender Intensität des frohen oder beklommenen Lebensgefühls. Hiezu jedoch giebt nun auch das Folgende einen höchst wichtigen Beytrag.

---

*) Dies ist schon am Ende des §. 61. erwähnt worden, und man wird wohl thun, ihn mit §. 104. zu vergleichen.

b) Wir versetzen jetzo wiederum das äuſsere Verhältniſs ins Innere. Wir wissen schon, daſs es im Innern verschiedene Vorstellungsmassen giebt, und Jeder kann sich dies durch Beobachtung seiner selbst leicht näher bestimmen. Wer im Begriff ist, irgend eine geistige Arbeit (etwa des Rechnens, oder des Denkens, oder des Dichtens,) zu unternehmen: der wartet nun auf die Gedanken, welche ihm kommen werden. Er hat sich im Allgemeinen durch den Zweckbegriff von seiner Arbeit bestimmt, zu welcher Klasse die Gedanken gehören sollen; er weiſs im Allgemeinen, wie und wozu er sie gebrauchen will. Dieses Wissen ist eine Vorstellungsmasse für sich allein. Nun kommen die Gedanken, oder sie bleiben aus. Das Kommen an sich, so fern es lediglich nach den Reproductionsgesetzen geschieht, ohne nähere Bestimmung, wird eben so wenig gefühlt, als das Ausbleiben. Aber aus den gesammelten und gefügten Gedanken entsteht allmählig ein Ganzes, welches den Umriſs ausfüllt, den der Zweckbegriff bestimmte. Dies geschieht mit bestimmten Graden von Geschwindigkeit und Genauigkeit. Dadurch befriedigt sich das Begehren, was im Zweckbegriffe lag. Der Mensch fühlt, daſs er in seinem Innern weiter kommt. Er wird es desto mehr fühlen, je weiter er zurück schaut, je mehr er sich in den Zustand seines frühern Wartens auf sich, seiner Ansprüche an sich, zurückversetzt. Ja er trägt oft genug ein solches Begehren, und solche Ansprüche, in späterer Zeit auf eine frühere hinüber, als ob er sie damals schon gemacht hätte, und sie nunmehr erfüllt fände. — Im Zusammenwirken mit Andern, und schon im Gespräch, wodurch auch eine Art von gemeinschaftlichem Werke entsteht, geht Alles schneller und leichter; das gesellige Lebensgefühl hat daher weit mehr Intensität als das des Einzelnen, allein das Phänomen ist mehr zusammengesetzt.

D. Sowohl für jene, unter *A* und *B* erwähnten Gefühle der Klemmung, als für diese, unter *C* bezeichneten, des Fortkommens, müssen nun die nähern Bestimmungen dadurch aufgesucht werden, daſs man die eigenthümlichen Gefühle unterscheidet, welche schon, unabhängig vom Zusammenstoſs oder von der Förderung, in den Partial-Vorstellungen liegen, aus denen die Massen und Reihen bestehn. Auf das Verdienst, dieselben vollständig aufzuzählen, mache ich nicht Anspruch; allein es ist offenbar, daſs dahin diejenigen Gefühle gehören, welche man Lust und Unlust, Angenehmes und Unangenehmes, und ästhetische Gefühle nennt. Was ich darüber im Allgemeinen sagen kann, besteht in Folgendem:

1) Jede Vorstellungsreihe, welche nach den im §. 100. angegebenen Gesetzen sich zu evolviren im Begriff ist, wird in der Regel unter den mannigfaltigen, gleichzeitig gegenwärtigen Vorstellungen und Zuständen irgend etwas antreffen, wodurch ihre Bewegung, wenn nicht ganz gehindert, so doch mehr oder weniger erschwert wird. Trifft es sich nun, daſs zugleich auch eine andre Reihe sich entwickelt, welche wider das nämliche Hinderniſs wirkt, so begünstigen sich beyde Reihen gegenseitig durch Besiegung dieses Hindernisses. Sie sind nämlich beyde in so fern als Begierden zu betrachten, wiefern sie sich gegen das Hinderniſs hervorarbeiten; und beyde Begierden werden hier eine durch die andre befriedigt, in so weit sie einander zu Hülfe kommen.

2) So oft ein paar Vorstellungen durch den Lauf der übrigen dergestalt zusammengeführt werden, daſs sie in ihrem Begegnen sogleich verschmelzen: so entsteht aus ihnen eine neue Gesammtkraft, wodurch das statische Gesetz, von welchem ihr Bestehen unter den Hindernissen abhängt, zu ihrem Vortheile verändert wird. Sogleich gewinnt also das Ablaufen der mit ihnen verbundenen Reihen eine neue Energie; und die, nach dem eben zuvor Gesagten, darin liegende Begierde, erhält eine Befriedigung. Dies erkennt man ohne Mühe in

dem erhöhten Lebensgefühl, welches mit jedem neu gebildeten Syllogismus, ja mit jeder neuen Combination jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden ist.

3) Es scheinen nun zuvörderst alle Gefühle der Lustigkeit und Munterkeit zu dem ersten, und theilweise auch zu dem zweyten der beyden hier angegebenen Fälle zu gehören, denn eine oft schnelle, manchmal auch langsamere, stets aber aus mehrern, correspondirenden Vorstellungsreihen zusammengesetzte Bewegung und neue Aufregung des Geistes ist leicht darin zu spüren. Diese Gefühle sind es, welche ich, sammt ihrem Gegentheile, ganz eigentlich durch die Worte Lust und Unlust, dem Sprachgebrauche gemäſs glaube bezeichnen zu müssen. Weiter unten mehr davon!

4) Es giebt eine Menge von Gegenständen, deren eigenthümliche Beschaffenheit es mit sich bringt, ja von denen ein Theil sogar künstlich darauf eingerichtet ist, daſs ein auffassender Geist, ein Zuschauer, wenn er sich ihnen hingiebt, und nicht schon von entgegenwirkenden Gedanken angefüllt ist, in mehrere Vorstellungsreihen eingeführt werden muſs, deren correspondirendes, sich gegen Hindernisse gemeinsam aufarbeitendes Ablaufen, die zuvor beschriebene gegenseitige Befriedigung mit sich bringt. Es giebt ferner Beschäfftigungen, die darauf eingerichtet sind, daſs sie mancherley, zum Theil dem Zufall überlassene, Combinationen von ähnlicher Wirkung, wie jene Gegenstände, hervorbringen können. Solche Beschäfftigungen, in so weit sie auſserdem keinen Zweck haben, nennt man Spiele; jene Gegenstände aber, in so fern sie von der Wirkung, auf die sie berechnet sind oder scheinen, ein Prädicat erhalten, gehören zu der Klasse der ästhetischen Gegenstände; und ihre Aehnlichkeit mit dem Spiele ist durch die Sprache längst anerkannt, denn man redet vom Spiele eines Künstlers, vom Schauspiele, u. d. gl.

5) Damit ist aber nicht gesagt, daſs Alles Aesthetische nur Spiel sey, wie Manche sich einzubilden

scheinen. Das Wort Spiel drückt nur die Abwesenheit des ernsten, vestgestellten, nothwendigen Zwecks aus. Aber die ästhetische Natur, selbst des Spiels, liegt nicht in dieser Negation, sondern sie ist rein positiv, und besteht eben so gut mit dem tiefsten, strengsten, heiligsten Ernste, als mit derjenigen Entfernung von Sorgen, worauf der Künstler bey seinem Zuhörer rechnet. Diese Beseitigung der Angelegenheiten und Pflichten des täglichen Lebens dient nur, um Platz zu gewinnen für den neuen Ernst, den die, keinesweges immer scherzende und schmeichelnde, Kunst, an die Stelle setzen will. Alle Künste weihen sich der Religion; und wenn sie nun in ihrer Zusammenwirkung den Menschen wirklich über das Irdische emporgetragen haben, wollen wir dann sagen, sie haben gespielt?

6) Im §. 71. und 72. war die Rede von der Verschmelzung vor der Hemmung. Es wurde gezeigt, daſs dieselbe von einer ganz eigenthümlichen Art des Strebens der Vorstellungen abhänge, wobey ihre Stärke ganz und gar nicht, sondern bloſs ihr Hemmungsgrad in Betracht kommt. Das Gegentheil desselben ist der Grad der Gleichartigkeit; und man wird sich erinnern, daſs Vorstellungen, in so fern sie als gleichartig zu betrachten sind, in ein völlig ungetheiltes Eins zusammenflieſsen müssen; daſs eben deshalb solche Paare von Vorstellungen, die sich, eine mit der andern verglichen, in Gleichartiges und Entgegengesetztes zerlegen lassen, in Hinsicht des Gleichartigen zusammenflieſsen sollten, welches sie jedoch nicht können, weil sich das Gleichartige vom Entgegengesetzten nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in Begriffen — durch zufällige Ansichten — trennen läſst *). Hieraus entsteht ein innerer Streit zwischen der Kraft, die zur Verschmelzung treibt,

---

*) Man hat Ursache, sich hiebey an die Metaphysik zu erinnern; aber man hüte sich vor Verwechselungen! Vorstellungen sind nicht einfache Wesen; und *vice versa*.

und den entgegengesetzten Kräften; und es giebt verschiedene Resultate dieses Streits, je nachdem die Kräfte gröſser oder kleiner, das heiſst, je nachdem der Grad der Gleichartigkeit, folglich der Hemmungsgrad, gröſser oder kleiner angenommen wird. Die Berechnung darüber ist in den angeführten Paragraphen, wenigstens zum Theil, geführt worden. Aber auf welchen Gegenstand soll sie angewendet werden? — Schon dort wurde erinnert, daſs sie auf die Intervalle einfacher Töne, auf die ersten Elemente der Musik paſst. Gleichwohl ist offenbar, daſs die Töne, als solche, gar kein besonderes Vorrecht haben, sich die Anwendung jener Rechnungen ganz allein zu vindiciren. Die Sphäre derselben muſs weit gröſser seyn; denn der Begriff des gröſsern oder kleinern Hemmungsgrades gehört zu den allgemeinsten, die es für die ganze Psychologie nur geben kann; und bloſs das ist dabey zu bedenken, daſs hier von einfachen Vorstellungen, die wir Empfindungen zu nennen pflegen, die Rede ist; also nicht von jenen Reihen und Geweben, wobey allemal die Reproductionsgesetze, und das in ihnen liegende Begehren, zunächst das Gefühl bestimmen.

Nun hat man zwar sehr Ursache, die Anwendung der allgemeinen Gesetze aller Verschmelzung vor der Hemmung, zuerst bey den Verhältnissen der Töne zu versuchen. Denn dieser Gegenstand ist bey weitem am einfachsten, und am bekanntesten. Es ist auch ganz unwidersprechlich, daſs die Unterschiede der Consonanz und Dissonanz in der Musik einzig und allein durch das Intervall jedes Paars von Tönen, das heiſst, durch den Hemmungsgrad, bestimmt wird; diese Thatsache liegt deutlich vor Augen. Man mag nachsehn, was ich in den Hauptpuncten der Metaphysik, und im zweyten Heft des Königsberger Archivs darüber gesagt habe.

Allein es ist nicht erlaubt, hiebey stehn zu bleiben. Die Farben sind ja auch einfache Empfindungen mit bestimmten Hemmungsgraden zwischen jedem Paare. Sollte es denn für sie keine Verschmelzung vor der Hemmung geben? — Man hat wohl von Farbenklavieren gehört; und es hat demnach gewiſs Menschen gegeben, welche den Farben-Contrast, der in der Malerey so unstreitig wirksam ist, nach Analogie der Tonkunst benutzen wollten. Warum das nicht gelingen konnte, liegt am Tage. Das Farbenklavier muſste irgend welche gefärbte Figuren abwechselnd dem Auge darbieten. Aber die Wahl dieser Figuren war in jedem Falle wichtiger als die Wahl der Farben; wegen der ästhetischen Beurtheilung des Räumlichen, welcher man nicht ausweichen konnte, und doch hätte ausweichen müssen, wenn die Farben hätten die Rolle der Töne in der Musik übernehmen sollen.

Also ist es die fremdartige Einmischung eines andern Aesthetischen, welches die, aus der Verschmelzung vor der Hemmung sonst entspringende, ästhetische Beurtheilung, im Gebiete der Farben verdunkelt; da man niemals Farben ohne Formen wahrzunehmen im Stande ist. Hiezu kommt nun allerdings noch der eigenthümliche Unterschied der Tonlinie, die nach zwey Seiten ins Unendliche geht, und der Farben, die nur ein begränztes, obwohl flächenförmiges, und in so fern gröſseres Continuum bilden; doch hieraus allein würde man die Unbedeutsamkeit der Farbenspiele im Vergleich mit den Tonspielen um so weniger begreifen, da ja auch die Musik eigentlich nur der Octave bedarf, innerhalb welcher sie alle ihre Verhältnisse beysammen findet. —

Wir müssen aber unsern Weg noch weiter fortsetzen. Denn es giebt auſser den Tönen und den Farben noch unzählig viele andre Empfindungen. Nur nicht einfache Empfindungen! wird man sagen, und dies gerade ist der Punct, auf den wir zielten. Geruch und Geschmack vermögen schon nicht mehr, die Empfindungen gesondert darzubringen; aus Essig und Zucker, aus dem Dufte der Lilie und Nelke, wird ein Mittleres für die Zunge und die Nase. Es ist also die Frage, ob sie je ein wahrhaft Einfaches dargeboten haben. War nicht schon der saure Geschmack, und eben so, der süſse, ein Zusammengesetztes? Desgleichen der Geruch der Lilie ein Gemisch aus Empfindungen, die wir nicht scheiden können; und der Duft der Nelke ein anderes Gemisch? — Diese Frage läſst sich aus einem metaphysischen Grunde bestimmt bejahen. Alle einfachen Selbsterhaltungen der Seele müssen gerade so einfach seyn, wie sie selbst. Dafür nun kann man wohl den einfachen Ton, die reine Farbe, annehmen; allein nicht den Geruch und Geschmack, sobald sie sich nicht mehr begnügen, irgend ein Empfundenes als dieses oder jenes, das man wieder zu erkennen und von andern zu unterscheiden vermöge, darzustellen, sondern es uns auch noch obendrein als ein Angenehmes oder Unangenehmes aufdringen. Hier ist schon Ueberfluſs, schon keine reine Einfachheit, sondern Mischung aus anderm Einfachen, das wir nicht kennen. — Wie aber, wenn es uns bekannt würde? Dann ohne Zweifel würden wir die Gesetze der Verschmelzung vor der Hemmung darauf anwenden. Dann würden, wie bey den Tönen, und minder deutlich bey den Farben, einige Zusammensetzungen uns gefallen, andre misfallen. — Dürfen wir uns denn wundern, wenn die Mischungen, welche Geruch und Geschmack aus unbekannten Ingredienzien zusammensetzen, uns bald angenehm sind, bald unangenehm? Was wir erwarten muſsten, trifft zu. Es fehlt bloſs die Möglichkeit, die Bestandtheile der Mischungen einzeln zu betrachten, die Hemmungsgrade derselben zu untersuchen, und darnach, wie in der Musik, mit eigner Wahl die Zusammensetzung anzuordnen. Darum verschmilzt bey diesem Angenehmen, und seinem Gegentheil, die Summe der einfachen Empfindungen mit dem Gefühl der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit *). Und da wir das Gefühl nicht Uns

---

*) Man vergleiche hier meine praktische Philosophie, in der Einleitung, S. 32—37.

gegenüber stellen können, findet sich auch hier kein vestbestimmter Gegenstand, den wir zum Subject eines Urtheils machen könnten; folglich tritt an die Stelle des ästhetischen Urtheils hier das bloſse Fühlen; und hiemit ist das Angenehme getrennt vom Gebiete des Schönen.

Ungeachtet nun auf diese Weise das sinnlich Angenehme und Unangenehme, mit allen dahin gehörigen körperlichen Sensationen, (denn das Gesagte ist nicht nothwendig auf Geruch und Geschmack eingeschränkt,) seine höchst wahrscheinliche Erklärung im Allgemeinen erhält: so zeigt sich doch auch eben hierin die Unmöglichkeit, demselben jemals näher auf die Spur zu kommen. Denn kein Rosengeruch und kein Zahnschmerz läſst sich analysiren; und kein Einfaches ist gegeben, woraus man unternehmen könnte, beydes zu construiren. Physiologische Erklärungen aber würden hier ganz am unrechten Orte seyn, da wir zuerst wissen wollen, was sich im Bewuſstseyn ereigne, ehe uns die Frage interessiren kann, wie die Bedingungen desselben, welche auſserhalb des Bewuſstseyns liegen mögen, beschaffen seyen. Diese zweyte Frage hat gar keinen Beziehungspunct, bevor die erstere beantwortet ist.

Also ist die Sinnlichkeit — zu welcher man das Entstehen der einfachen Empfindungen, der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, und die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen rechnet, — kein so leichter Gegenstand, daſs die Psychologen, welche ihre Analysen hier, als bey dem leichtesten Puncte, anfingen, besonderes Lob verdienten. Die Entstehung der einfachen Empfindungen muſs aus der metaphysischen Lehre von den Selbsterhaltungen erklärt werden. Die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen erfordern die, nicht eben leichte, Betrachtung über die Verschmelzung vor der Hemmung. Und die Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen, die wir bald näher ansehen wollen, beruhen auf der Verschmelzung nach der Hemmung, und den daraus entspringenden Reproductions-Gesetzen.

7) Die Verschmelzung vor der Hemmung kann nun zwar bey sinnlichen Empfindungen vorkommen, und dieselbe in ein Gefühl verwandeln: aber sie ist keinesweges an die Sinnlichkeit (als eine Receptivität, und Passivität gegen den Leib,) gebunden. Man gehe in den §. 72. zurück, und man wird finden, daſs durchaus Nichts auf die Frage ankommt, woher die verschmelzenden Vorstellungen stammen, sondern Alles lediglich darauf, daſs sie da seyen. Wären die Vorstellungen aller Töne in der Tonlinie dem Menschen angeboren, könnte er durch bloſse Spontaneität je zwei und je drei oder vier solcher Vorstellungen ins Bewuſstseyn bringen; hörte er dagegen niemals ein Instrument, niemals eine Singstimme: gleichwohl würde, gerade wie jetzt, für ihn die Octave das Verhältniſs des vollen Gegensatzes, die Quinte (deren Gleichartigkeit $=\sqrt{2}-1$ neben beyden Gegensätzen $=2-\sqrt{2}$ gerade auf die statische Schwelle fällt, also unwirksam gemacht wird,) das der Octave in Hinsicht der Consonanz am nächsten stehende Intervall seyn; die falsche Quinte, deren Gleichartigkeit den Gegensätzen gerade gleich ist, die stärkste Dissonanz ergeben, (wegen des stärksten möglichen, unausgeglichenen Widerstreits zwischen den drey durch die Zerlegung entstandenen Kräften;) ja es würden sich auch für ihn die Töne des reinen Accordes gegenseitig in drey Kräfte brechen, nahe im Verhältniſs der Zahlen 3, 4, und 5, oder genauer so, daſs auch hier die schwächste, in der Brechung entstehende Kraft, neben den andern auf der statischen Schwelle sey *); und auch für ihn würde es nicht mehr und nicht weniger als zwey reine

---

*) Die Art der Brechung, welche hier gemeint, und im zweyten Heft des Königsberger Archivs (von 1811) entwickelt ist, kann der Leser zunächst in gegenwärtigem Werke §. 98., gegen das Ende, nachsuchen.

Accorde geben können. Denn die Gründe, warum dies alles so seyn muſs, sind ganz allgemein, und für den körperlosen Geist genau die nämlichen wie bey uns sinnlichen Menschen; trotz allen den thörichten Versuchen, Dinge dieser Art von Schwingungen der Nerven, oder gar der Saiten und Luftwellen abhängig zu machen; damit ja die Psychologie auf immer die Sclavin der Physiologie und der Physik bleiben möge!

Dasselbe, was hier von den Gefühlen in der Verschmelzung vor der Hemmung bemerkt worden, gilt nun auch, und sogar noch auffallender, von jenen andern Gefühlen, deren Sitz in den zugleich ablaufenden Reihen, ihrer gegenseitigen Begünstigung oder Hemmung, zu suchen ist. So gewiſs diese bey sinnlicher Lust und Unlust, während aller rauschenden Vergnügungen, aller flüchtigen, aus vorübergehendem Kitzel entstehenden Genieſsungen, zutrifft; und so weit man auch das Symbol solcher Lust, nämlich Tanz nach der Musik, ausdehnen kann in seiner Bedeutung: eben so gewiſs können die zugleich und in Verbindung ablaufenden Reihen auch eben so wohl ganz unabhängig seyn von den Sinnen; und alsdann das reinste geistige Wohlseyn, oder sein Gegentheil erzeugen. Daher jene Harmonie nach geendigter Ueberlegung, oder beym Ueberblick wohldurchlebter Jahre, oder beym Durchdenken consequenter Systeme, zusammenstimmender Beweise, kluger, nützlicher, und wohlthätiger Anstalten und Einrichtungen.

8) Daher darf man sich gar nicht wundern, in der Reihe der, aus der letztern Quelle entspringenden Gefühle auch jene einfachen und ursprünglichen Billigungen und Misbilligungen zu finden, auf deren Hervorhebung und deutlichen speculativen Darstellung die praktische Philosophie beruht. Mehrmals hat man von mir die psychologische Erörterung des Ursprungs der praktischen Ideen gefordert; meist mit einem Vorurtheil, welches die mindeste Bekanntschaft mit ästhetischen Gegenständen

irgend einer Art hätte widerlegen können; nämlich als ob die ästhetische Evidenz durch psychologische Erklärung derselben irgend etwas an Sicherheit und Stärke gewinnen könnte; obgleich man längst weiſs, daſs ein Gedicht, wenn es nur verständlich ist, sich von Analysen und Commentaren keinesweges eine gröſsere Wirkung zu versprechen hat; und daſs Aufklärungen über die Entstehung und Verfertigung der Kunstwerke zwar wohl dem Künstler, aber nicht dem Werke, eine gröſsere Bewunderung schaffen können. Und wahrlich! die praktische Philosophie wird, in Ansehung ihrer ersten Gründe, der Psychologie niemals den geringsten positiven Zusatz an Kraft und Werth verdanken, aber sie ist den neugierigen Blicken der letztern einmal ausgesetzt; sie leidet überdies von hineingetragenen Irrthümern falscher Psychologie, die nur durch wahre Psychologie können fortgeschafft werden. Daher will ich es nicht vermeiden, Denjenigen, welche in diesem Puncte mehr Neugierde haben als ich, wenigstens meine Meinung zu sagen, wie sie ihre Untersuchung anzustellen haben, wenn sie sich nicht in Täuschungen über die wichtigsten Gegenstände verwickeln wollen.

Zuerst haben sie zu verhüten, daſs sie hier nicht die Frage von der wahren Natur des Willens einmengen. Diese müssen sie nothwendig ganz unbestimmt lassen; denn, wie Kant sehr richtig bemerkt hat, die Sittenlehre muſs nicht bloſs für Menschen gelten; sie muſs uns sogar in unserer Gottesverehrung Licht geben; der göttliche Wille ist aber sicherlich kein Gegenstand einer menschlichen Psychologie.

Auch liegt in den ersten Grundgedanken der praktischen Philosophie nicht der mindeste Anspruch, den wirklichen Willen zu lenken, und auf ihn zu wirken; welches, wenn es Statt fände, freylich die Forderung herbeyführen könnte, man müsse den Willen, um über ihn Gewalt zu erlangen, erst seiner wahren Beschaffenheit nach kennen. Allein die Grundgedanken der praktischen

tischen Philosophie sind keine Befehle, sondern Urtheile des Lobes und Tadels, über einen Gegenstand, nicht wie er ist, sondern wie er gesehen wird.

Darum muſs zuerst die Frage so gestellt werden: Wie wird der Wille gesehen? Wofür wird er allgemein gehalten? Welche Vorstellung von ihm liegt den Urtheilen zum Grunde, durch welche er gelobt und getadelt wird?

Nun ist offenbar, daſs der Wille als Anfangspunct von Reihen betrachtet, und daſs sein Sitz mitten im Wissen gesucht wird. Die Handlungen nämlich, welche man ihm zuschreibt, sind die ersten Glieder gewisser Reihen von Ereignissen. Der Anfangspunct von Reihen ist nach gemeinen Begriffen so viel als eine erste Ursache, worüber vorläufig §. 102. zu vergleichen ist; tiefer unten wird mehr davon vorkommen. Aber man sucht keinen Willen da, wo kein Wissen ist; und obgleich der Wille allerdings für einen Anfangspunct gehalten wird, so setzt man doch voraus, das Wissen sey der Boden, in dem er entspringe; und hiedurch unterscheidet man ihn von allen blind wirkenden, keiner Auswahl fähigen Kräften.

In diesem Begriffe wird sogleich ein Widerspruch gefühlt, wenn das Wissen einen andern Weg zeigt, als das Wollen geht. Eine solche Erscheinung bietet dem Zuschauer zwey Reihen dar, deren Ablaufen zu vereinigen ihm nicht gelingt; während im Gegentheil, wenn das Wissen sich gleichlautend ausspricht, wie die Handlungen den Willen verkündigen, alsdann die Reihen in der Beobachtung des Zuschauers einander begünstigen.

Ferner zieht der Wille selbst mehrere Linien; er tritt auch in Verhältnisse zu andern Willen, die gleichfalls dem Zuschauer als Anfangspuncte von Reihen vor Augen stehn. In allen Fällen dieser Art, (von denen die praktische Philosophie die allgemeinen Begriffe vollständig zur Beurtheilung vorlegt) entspringen für den Zuschauer gewisse bestimmte Gefühle, die von der eigen-

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK

thümlichen Art und Weise abhängen, wie in ihm die Reihen mit einander gehen oder wider einander ſtoſsen.

Daſs der Zuschauer völlig unbefangen sey, wird dabey vorausgesetzt. Es soll nicht an ihm, sondern lediglich an der jener ihm dargebotenen Reihen liegen, welches Gefühl sie in ihm erregen. Darum spricht er seine Gefühle in der Form einer Beurtheilung des Gegenstandes aus. Und der Gegenstand heiſst aus eben diesem Grunde mit Recht ein ästhetischer. Denn was ist ein ästhetischer Gegenstand? Nichts anderes als ein solcher, dessen bloſse Vorstellung geeignet ist, in dem ihm hingegebenen, affectlosen Zuschauer ein bestimmtes Gefühl zu erregen.

Uebrigens versteht sich von selbst, daſs in der Betrachtung der Willens-Verhältnisse, aus deren Beurtheilung die praktischen Ideen entspringen, der Wille nicht so erscheint, als ob wirkliche, bestimmt anzugebende Reihen, die aus einzelnen Gliedern bestünden, von ihm abliefen. Er ist nur der Anfangspunct möglicher Reihen; und Alles beruht hier auf dem ihm zugeschriebenen *nisus*, gewissen Reihen, die aus ihm hervorzutreten im Begriff sind, ihre Richtungen anzuweisen. —

Im gegenwärtigen Paragraphen muſste Mancherley berührt werden, das erst weiterhin mehr entwickelt werden kann. Der fühlende Mensch sollte sich in der gegebenen kurzen Darstellung so viel als möglich wieder erkennen, zu diesem Behuf war nöthig, das Knäuel so zu nehmen, wie es vorliegt; und nicht gar zu ängstlich diejenigen Gefühle abzusondern, die nur erst bey höherer Ausbildung entstehen können.

Zweytes Capitel.

Von den Affecten und den Leidenschaften; nebst Rückblicken auf das Vorhergehende.

§. 106.

Eine vollständige, und möglichst sichere, Analyse der Begehrung und des Gefühls würde sich nicht unmittelbar an die allgemeinen Begriffe vom Begehren und Fühlen wenden dürfen. Denn diese Begriffe sind aus Erfahrungen durch eine weit fortgesetzte Abstraction gewonnen worden. Sondern die Wissenschaft würde von unten auf steigend, zuerst die ganz speciellen Arten der Begierden und Gefühle aus den unmittelbar gegebenen Thatsachen, den ächten Erfahrungs-Principien, zu erkennen suchen; und alsdann die höhern abstracten Begriffe allmählig bilden, nicht aber dieses Geschäfft als vom gemeinen Verstande schon vollbracht, voraussetzen, wobey mancherley Fehler können mit untergelaufen seyn, wenigstens die Begriffe selbst keine völlige Bestimmtheit erlangen werden. Dies ist der Gang, der ganz besonders die weitläuftigen, ins Einzelne gehenden, Abhandlungen ziemen würde, dergleichen jener zuvor genannte Psychologe über die Leidenschaften und über die Gefühle geschrieben hat; dies das Verfahren, woraus man das Streben nach einer ächt analytischen Methode erkennen sollte, die vor allem Anderen dahin sehen muſs, daſs sie die zu analysirenden Begriffe unmittelbar aus der Quelle schöpfe. Eingestreute Beyspiele machen den Fehler nicht gut, der in der ganzen Anlage steckt, wenn die Analyse, anstatt gebührender Maaſsen von den eigentlichen Thatsachen zu den Begriffen und allgemeinen Sätzen, vielmehr gerade verkehrt vom Allgemeinen zum Besondern hin, gleich einer synthetischen Nachforschung über Gegenstände des reinen Denkens, ihre Richtung nimmt. —

Aber die Auffassung der einzelnen Thatsachen, woraus die allgemeinen Begriffe von Begierden und Gefühlen erhalten werden, ist vermischt mit physiologischen Beobachtungen; ja diese Thatsachen sind eben sowohl physiologische als psychologische Thatsachen, in so fern wir sie als Erkenntniſsgründe gebrauchen, und von ihnen auf ihre realen Bedingungen und Ursachen schlieſsen wollen. Daher führen sie in einen dichten Wald der mannigfaltigsten Nachforschungen; der schwerlich wird durchdrungen werden, wenn man nicht vorläufig das Bekannteste der Thatsachen des Bewuſstseyns nach seinen klärsten Merkmalen, mit den synthetischen Principien der Statik und Mechanik vergleicht, um nachzusehen, in wiefern man von diesen die Erklärung des Vorgefundenen erwarten kann, und wie sich mit ihnen die physiologischen Gründe verbinden lassen. Es ist wichtig, daſs man in schwierigen und verwickelten Untersuchungen immer von demjenigen anfange, welches am unmittelbarsten einleuchtet, und am wenigsten Zweifel aufregt. Einen solchen Punct von vorzüglicher Klarheit aber hoffen wir jetzt zu finden, indem wir zu den Affecten fortgehn, deren Erklärung aus den Gründen der Mechanik und Statik des Geistes sich beynahe nicht verfehlen läſst.

Bekanntlich sind es die Affecten und die Leidenschaften, die man als die stärksten Aeuſserungen des Fühlens und Begehrens betrachtet. Wir können also hoffen, in ihnen vorzüglich deutliche Merkmale für die Analyse und zur Vergleichung mit der Synthese anzutreffen.

Sogleich kommen uns die ersteren mit ihrer Eintheilung in rüstige und schmelzende Affecten entgegen; oder, wie Carus sie besser nennt, entbindende und beschränkende Affecten. Die Eintheilung selbst giebt hier das Hauptmerkmal des eingetheilten Begriffs zu erkennen; die Affecten nämlich sind Gemüthslagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewichte entfernt sind; und zwar dergestalt, daſs die rüstigen Affecten ein gröſseres Quantum des wirklichen Vorstellens ins Bewuſstseyn bringen, als darin bestehen kann, die schmelzenden ein gröſseres Quantum daraus verdrängen, als wegen der Beschaffenheit der vorhandenen Vorstellungen daraus verdrängt seyn sollte.

Sind aber wohl die Affecten, genau genommen selbst die Kräfte, von denen die Vorstellungen sich regieren lassen? — Nach unsern vielfältigen Erörterungen bedarf dies gar keiner neuen Widerlegung. Vielmehr liegt die Kraft in den Vorstellungen selbst; nicht die Affecten sind das Bindende und Entbindende, sondern, wenn durch gewisse Vorstellungen andere entbunden werden, so daſs sie ihre statischen Puncte weit übersteigen, dann bezeichnet man die hieraus entspringende Gemüthslage mit dem Namen des rüstigen Affects; wenn im Gegentheil durch einige Vorstellungen andere tief unter ihre statischen Puncte herabgedrückt werden, — wenn wohl gar eine Menge derselben auf der mechanischen Schwelle verweilen muſs, — alsdann bekommt die so entstandene Gemüthslage die Benennung des beschränkenden Affects.

Hieraus ergiebt sich augenblicklich das Vorübergehende aller Affecten. Die Gemüthslage muſs sich dem Gleichgewichte vermöge der allgemeinsten Gesetze des psychologischen Mechanismus wieder nähern, sobald die Spannung der Vorstellungen groſs genug wird, um die den Affect erregenden Ursachen zu überwinden.

Hieraus erklärt sich ferner das körperlich Angreifende aller Affecten, sobald überhaupt ein Zusammenhang zwischen Gemüthslagen und dem Organismus eingeräumt wird. Denn man bedenke die Gewalt, welche auf einer Seite eine auſserordentlich vergröſserte Hemmungssumme, (bey den rüstigen Affecten); oder auf der andern Seite eine Menge von Vorstellungen, die auf der mechanischen Schwelle, oder derselben nahe sind (bey den schmelzenden) ausüben muſs. Die Gesetze, nach welchen dadurch die Geschwindigkeit in der Veränderung der Gemüthslage zunimmt, sind in den obigen Untersuchungen zu erkennen; und von dieser Geschwindigkeit hängt ohne Zweifel die Anstrengung ab, welche dem Organismus in seinen begleitenden Bewegungen angemuthet wird.

Am alleroffenbarsten paſst die gegebene Erklärung auf den Schreck. Was hier durch eine plötzliche, den vorhandenen Vorstellungen fremdartige, neue Wahrnehmung im Gemüthe bewirkt werde, das wird sich beynahe gänzlich aus §. 77. u. s. f. erkennen lassen. Nicht minder verräth sich beym Zorne der Anwachs entbundener Vorstellungsmassen, bey der Furcht das Drängen verhaltener Vorstellungen gegen die wenigen noch im Bewuſstseyn vorhandenen. Es zeigt sich ferner eben in den angegebenen Merkmalen das Aehnliche des Zorns und der Begeisterung, so wie das Unterscheidende der Furcht von der Behutsamkeit.

Allein um die Affecten näher kennen zu lernen, müſsten wir ohne Zweifel die Qualität der verschiedenen Gefühle in Betracht ziehn, durch welche sich die Affecten unterscheiden.

Dieses erinnert an die oben erwähnte, den Psychologen gewöhnliche Ansicht, die Affecten seyen gesteigerte Gefühle. Verhält es sich also, alsdann muſs es so viele Affecten geben als Gefühle, und das Maaſs der Gefühle muſs zugleich das Maaſs der Affecten seyn.

Oben ist bemerkt worden, daſs die Gefühle in gewissen Arten und Weisen, wie unsre Vorstellungen sich im Bewuſstseyn befinden, ihren Sitz haben; indem andere hemmende und emportreibende Kräfte darauf einwirken. Hiebey kommt es nicht darauf an, wie viele Vorstellungen im Bewuſstseyn vorhanden seyen; auch nicht darauf, ob diejenigen Vorstellungen, welche die Einwirkung erleiden, sich gerade in einem mehr oder minder gehemmten Zustande befinden, welcher Unterschied sich vielmehr auf das Vorstellen als auf das Fühlen bezieht; sondern darauf, wie stark das Drängen der mit einander und wider einander wirkenden Kräfte ausfalle. Mit Beyseitsetzung mancher nähern Bestimmungen, die hier noch nicht eingesehen werden können, läſst sich das Wesentlichste durch folgendes Gleichniſs erläutern: man denke sich einen Hebel, und die Bedingungen seines Gleichgewichts. Gesetzt, dies Gleichgewicht wäre verletzt: so neigte sich derselbe nach der einen oder andern Seite; damit vergleiche man das Steigen und Sinken der Vorstellungen also die objectiven Bestimmungen des Bewuſstseyns, welche nicht Gefühle genannt werden. Aber das Gleichgewicht kann bestehn, während sehr verschiedene Gewichte, in sehr verschiedenen Entfernungen von der Stütze des Hebels, an ihm angebracht werden. Diese drehen den Hebel nicht; gleichwohl würde er sie fühlen, wenn er Bewuſstseyn hätte; und immer anders und anders fühlen, je nachdem gröſsere oder kleinere Gewichte an ihm so oder anders angebracht wären. Ja auch alsdann, wenn er wirklich gedreht würde, müſste mit jeder seiner Lagen ein gar mannigfaltig verschiedenes Gefühl verbunden seyn, je nachdem er von vielen oder wenigen, starken oder schwachen, mit oder wider einander wirkenden Kräften gedreht würde.

Also bey den Gefühlen soll es nicht vorzugsweise darauf ankommen, wie viele und wie weit gehemmte Vorstellungen sich im Bewuſstseyn befinden; ganz andre Umstände sollen die Stärke der Gefühle bestimmen. Hingegen bey den Affecten kommt es nach dem Obigen gar sehr darauf an, ob mehr oder weniger Vorstellungen wach seyen, als mit ihrem Gleichgewichte bestehen kann. Folglich ist es unrichtig, daſs die Affecte gesteigerte Gefühle seyen; es giebt ein verschiedenes Maaſs für Affecten und Gefühle; ja die ersten und die andern gehören gar nicht zusammen wie Art und Gattung; sondern es sind verschiedenartige, wiewohl sehr häufig und mannigfaltig verbundene, Bestimmungen der Seelenzustände.

Was hier mit Hülfe synthetischer Principien geschlossen wurde, das liegt schon bey bloſser Analyse so klar vor Augen, daſs es nie hätte können verfehlt werden, wären die allgemeinen Klassenbegriffe, Vorstellen, Wollen und Fühlen, denen alles sollte untergeordnet werden, nicht schon im Voraus hingestellt gewesen. Die Affecten sind freylich weder Vorstellungen noch Begehrungen; also (meinte man,) müssen sie wohl Gefühle seyn! — Anders schloſs Wolff; er hatte noch kein eignes Fachwerk für die Gefühle; darum sind seine Affecten, Begehrungen und Verabscheuungen *).

Wie sehr Unrecht thut man doch gerade den edelsten Gefühlen, indem man sie zu einem, noch obendrein unbestimmbaren, Mittelmaaſs verurtheilt, auf daſs sie nicht in Affect übergehn! Man betrachte das Selbstgefühl, mit welchem Jemand sich bey empfangener Kränkung vor Gegen-Beleidigungen hütet, indem er die Hoffnung faſst, seine Ehre werde vest genug stehn, und er dürfe verzeihen! Wenn dieses Selbstgefühl auch nicht ohne Affect ist, so wird doch Niemand den Affect für so stark halten, wie dieses höchst lebhafte Gefühl. Oder man nehme das reinste, zugleich äuſserst süſse, Gefühl der Freundschaft, besonders in Augenblicken, nicht der Noth und Dienstleistung, sondern des bloſsen Gesprächs, welches eine vollkommene Zusammenstimmung der innersten Gesinnungen entfaltet. Kein anderes Gefühl wird mehr als dieses, beglücken; aber der Affect, der es begleitet, ist äuſserst gelinde; die Seele kommt dadurch eher in Ruhe als aus der Ruhe. Man nehme endlich die Gemüthsstimmung aller charactervollen Männer, in den Augenblicken, da sie etwas wichtiges vest beschlieſsen: gewiſs ist der Entschluſs vom lebhaftesten Gefühle begleitet; aber Affecten konnten sich eher in die vorgängige Ueberlegung mischen; in den Abschluſs der Ueberlegung kann bey dem besonnenen Manne sich der Affect nur durch einen Rest menschlicher Schwäche einen geringen Einfluſs verschaffen.

§. 107.

Wie der Affect zum Gefühle, so soll sich die Leidenschaft zur Begierde verhalten **). Werden wir das zweyte Verhältniſs gesunder finden als das erste?

---

*) *Affectus ſunt actus animae, quibus quid vehementer vel appetit, vel averſatur; vel ſunt actus vehementiores appetitus ſenſitivi et averſationis ſenſitivae.* *Wolfii Pſych. empirica* §. 603.

**) Carus Psychol. S. 306.

Kant, so viel ich weiſs, war der erste, der überhaupt Affecten und Leidenschaften, die bis dahin verwirrt unter einander gelegen hatten, gehörig sonderte. Bey Wolff steht noch die Ruhmsucht zwischen der Reue und der Schaam; ja es heiſst bey ihm: *gloria eſt affectus*, u. s. w.

Seitdem nun sind die Leidenschaften zu den Begierden gezogen, und zwar zu den sinnlichen Begierden *), wodurch der Begriff der Sinnlichkeit eine Ausdehnung bekommt, die statt aller Widerlegung dienen sollte. Denn so gehören die Wahrnehmungen nach Verhältnissen des Raums und der Zeit in eine Klasse mit den Strebungen des Lüstlings, und zugleich mit dem, nur all zu oft leidenschaftlichen, Enthusiasmus für Freyheit und Vaterland, ja für Religion und Wissenschaft; und die Sinnlichkeit muſs sich in vielen Fällen geradezu in das Gebiet der Vernunft versteigen, um durch diese die Gegenstände der Leidenschaften nur erst kennen zu lernen, während sie sonst gewohnt ist, selbst die ersten Anfänge der Erkenntnisse darzubieten! —

Wie bey allen Erfahrungsbegriffen, wird auch hier die Analyse erleichtert werden, indem wir in den Umfang des Begriffs der Leidenschaft hinabsteigen, wodurch wir der Erfahrung, also der Erkenntniſsquelle, näher kommen.

Fassen wir auf der einen Seite die Leidenschaften für sinnliche Genüsse, die Spielsucht, die Sucht nach Neuigkeiten, Curiositäten, u. s. w. zusammen, auf der andern die Rachsucht, Eifersucht, Ruhmsucht, und ihres Gleichen: so fällt leicht der Unterschied ins Auge, daſs jene in etwas Aeuſseres versinken, diese das eigne Selbst hervorheben, und dagegen das Aeuſsere herabdrücken. Daneben findet sich alsdann eine dritte Klasse, die beyderley Kennzeichen vermengt. Der Geiz ist versunken in das Geld, und zugleich in das eigne Selbst, in die

---

*) Unter andern bey Maaſs über die Leidenschaften, S. 58., und überhaupt in diesem Werke.

Anschauung der eignen Person als des Besitzers; die Habsucht erhöht noch dazu das eigne Selbst vor Anderen, die sie beraubt; der Fanatismus aller Art ist versunken in Verehrung seines Götzen, und zugleich will er die Verehrer dieses Götzen, die Seinigen, allein glänzen sehn, und den Anblick eines andern Cultus nicht dulden.

Nehmen wir nun rückwärts den Weg der Abstraction, so sehen wir, daſs im Allgemeinen jeder Leidenschaft eine herrschende Vorstellung zum Grunde liegt, die nicht etwan nur einmal, nur auf Veranlassungen, sondern fortwährend, und vermöge einer bestehenden Disposition des Gemüths, sich als Begierde äuſsert. Wo die Vorstellung des begehrten Gegenstandes nicht selbst die herrschende ist, wo vielmehr ihr Hervorstreben groſsentheils durch andre, mit ihr verbundene bestimmt wird, da ist keine Leidenschaft.

Die Begehrungen des Sinnengenusses sind alsdann nicht Leidenschaften, wenn sie nur zu Zeiten, durch Naturbedürfnisse veranlaſst, hervortreten. Die Sorge für Ehre und Geld ist nicht an sich selbst Leidenschaft, wenn sie ausgeht von der Nothwendigkeit, Vertrauen zu besitzen für eine Wirksamkeit und für den Umgang unter Menschen, die Kosten bestreiten zu können für einen anständigen Lebensunterhalt. Die Regungen des Fanatismus werden sich legen, so bald die Untersuchung seines Gegenstandes beginnt; und derjenige wird nicht fanatisch verfahren, der aus Einsicht in die Gründe seines Cultus handelt.

Was ist es, das durch die Leidenschaften zunächst leidet? Es ist die Fähigkeit, sich nach Motiven zu bestimmen, sich nach den Umständen zu richten, in wiefern diese ein solches Handeln widerrathen, wozu die Leidenschaft antreibt. — Verwandelt man diese Fähigkeit in ein Gemüthsvermögen, etwan unter dem Namen des Verstandes oder der Vernunft, so kommt sogleich die Ungereimtheit zu Tage, daſs die Leidenschaften dasselbe Vermögen unterdrücken, welches sie doch auch zu ihrem Dienste gebrauchen; als ob die Metapher, der Verstand sey ein Sklave der Leidenschaften geworden, ein exacter philosophischer Begriff wäre, und als ob man dem Verstande, gleich dem Sklaven, einen Willen und einen zweyten Verstand beylegen könnte, vermöge deren er sich in die Sklaverey, in die er unglücklicherweise gerathen, nun auch zu schicken wisse!

Um den Begriff einer Leidenschaft gehörig fassen zu können, bedarf es keines Vermögens, wogegen die Leidenschaft sich stemme, und eben so wenig eines andern Vermögens, woraus sie selbst hervorgehe; denn ihre Gewalt ist offenbar und geradezu die Gewalt der herrschenden Vorstellung *) selbst, die sich gegen eine stets erneuerte Hemmung aufarbeitet. Wohl aber bedarf es der Voraussetzung einer richtigen Verbindung und eines richtigen Verhältnisses der verschiedenen Vorstellungen unter einander, welches vorhanden seyn sollte, so daſs im Gegensatze mit demselben die Leidenschaft aus einer übermäſsig starken und übel verbundenen Vorstellung oder Vorstellungsmasse entspringe.

Leidenschaften sind demnach nicht selbst Begierden (Acte des Begehrens,) sondern Dispositionen zu Begierden, welche in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben. Und aus diesem Grunde läſst sich begreifen, daſs es nicht bloſs einzelne Leidenschaften, sondern leidenschaftliche Naturen giebt, ja daſs überhaupt der Zustand der Rohheit in der Regel mit allgemeiner Leidenschaftlichkeit behaftet ist. Denn je mehr die Vorstellungen vereinzelt geblieben, je weniger sorgfältig und regel-

---

*) Es versteht sich von selbst, daſs hier nicht von einer einfachen Vorstellung, sondern von der ganzen Masse und Verbindung einfacher Vorstellungen die Rede ist, die den Gegenstand der Leidenschaft betreffen.

mäſsig sie unter einander verknüpft sind, desto gewaltsamer wirkt jede für sich allein, sobald sie aufgeregt ist; und erweckt und erträgt nur diejenigen, welche, ohne sie zu hemmen, mit ihr in Verbindung treten können. Man vergleiche hier den §. 76. Was Wunder, daſs wilde Völkerschaften der Leidenschaftlichkeit unterliegen; daſs in der Barbarey gerade die Leidenschaften zuerst anfangen verständig zu werden, indem die herrschenden, und selbst nicht beherrschten Vorstellungen sich allmählig die übrigen Vorstellungen unterwerfen, sie mit sich, und dadurch sie unter einander verbinden, und sie nach sich discipliniren?

Diesen Durchgang durch die Barbarey, dessen Uebergang in wahre Cultur höchst unsicher, und keinesweges nothwendig ist, erspart den Kindern gebildeter Menschen die Erziehung. Und eben darin unter anderm zeigt sich die gute Erziehung der frühesten Jahre, daſs sie den Kindern die Leidenschaftlichkeit unmöglich macht, indem sie jeder Spur davon sogleich Zwang entgegensetzt, und die ganze Masse der Vorstellungen schon während des Entstehens in einen solchen Fluſs bringt, daſs keine einzelne zu einer heftigen Aufregung gelangen kann.

Was Wunder endlich, daſs auch selbst die wahre Cultur, daſs die ächt moralische Gesinnung ihre Leidenschaften hat? Die Vorstellung der Gottheit, ja die abstracte Vorstellung der Tugend, oder des Rechts, der Freyheit, der Gleichheit, oder selbst jeder erste beste theoretische Begriff irgend einer Wissenschaft, habe eine vorzügliche Stärke erlangt; sey aber entweder gar nicht oder schlecht verbunden mit den Begriffen von den gesellschaftlichen Verhältnissen der einzelnen, wirklichen Menschen unter einander: alsbald wird man sehen, wie unvernünftig bey gegebener Gelegenheit die letztern gemishandelt, wie ungestüm die erstern durchgesetzt, und wie dabey den niedrigsten Affecten, diesen gewöhnlichen

Gesellen der aufgeregten Leidenschaften, so viele Freyheiten zugestanden werden!

§. 108.

Nachdem wir die Affecten von den Gefühlen unterschieden, die Leidenschaften vielmehr für Dispositionen zu Begierden als für stärkere Acte des Begehrens erkannt haben: bleibt in dieser Gegend der Untersuchung noch Einiges theils nachzuhohlen, theils zu ergänzen übrig, wodurch die vorigen Paragraphen, (besonders §. 105.) nicht noch mehr sollten angeschwellt werden. Zuerst muſs ich von dem Cirkel sprechen, in welchem bey manchen Schriftstellern Gefühl und Begierde sich zu drehen scheinen.

Fragen wir hierüber Herrn Maaſs, so antwortet er uns in seinem Werke über die Gefühle (Th. I. S. 39.) „Ein Gefühl ist angenehm, so fern es um sein selbst „willen begehrt, unangenehm, so fern es um sein selbst „willen verabscheuet wird.“ Aber in dem Werke über die Leidenschaften (Th. I. S. 2.) lernen wir, man begehre, was als gut, man verabscheue, was als böse vorgestellt werde; und weiterhin, (S. 7.) die Sinnlichkeit stelle das als gut vor, wovon sie angenehm afficirt werde, das Gegentheil als böse. So sind wir im Cirkel herumgeführt, das Angenehme ist das Begehrte, das Begehrte ist das Angenehme. Wobey wir billig fragen müssen, ob denn dieses oder jenes ursprünglich bestimmt sey? Ob das Begehrungsvermögen zuerst begehre, und sein Begehrtes nun angenehm empfunden werde; oder ob das Gefühl zuerst das Angenehme vom Gleichgültigen und vom Unangenehmen unterscheide, und alsdann sich die Begehrung zu dem Herausgefühlten hinlenke?

Es ist offenbar, daſs eben die Schwierigkeit dieser Frage den obigen Cirkel veranlaſst hat.

Carus, (in seiner Psychologie S. 399 u. s. w.) nachdem er mehrere irrige Meinungen geprüft hat, erklärt sich also: nur das Gefühl werde angenehm, was unser Selbstgefühl verstärke, und dies geschehe nur durch inniges Inne-Werden unsrer eignen im Fortschreiten begriffenen Verstärkung unsrer Kraft. Aber hier ist das Klärere durch das Dunklere erklärt; und man darf wohl von den angenehmen Gefühlen behaupten, daſs sie es sich nur gefallen lassen, von der Reflexion hintennach als Selbstgefühle in uns hinein versetzt zu werden, indessen sie selbst uns gar oft aus uns heraus versetzen.

Eberhard in seiner Preisschrift: allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens *), S. 78. der neuen Ausgabe, spricht von einer Vereinigung der geringeren Perceptionen, woraus das Angenehme entspringe. Hierbey bemerkt er Abstufungen der Vereinigung, mit deren Hülfe er aus dem nämlichen Princip die Auffassungen des Angenehmen, Schönen, Guten, und Wahren erklärt. Darin liegt eine richtige Ahndung, die wir mehr ins Licht zu setzen haben.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind specifisch verschieden vom Angenehmen und Unangenehmen. Nicht auf die erstern paſst die Zusammenstellung mit dem Schönen, Guten, und Wahren; wohl aber paſst sie auf das Letztere.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind es, welche von der Art und Weise abhängen, wie sich unsre Vorstellungen im Bewuſstseyn befinden; und zum reihenförmigen Ablaufen angeregt sind. Den Vorstellungen selbst, (insofern sie nicht etwa schon eine veste Construction erlangt haben,) ist eine solche Art und Weise zufällig; die daraus entspringenden Gefühle sind ihnen alsdann eben so zufällig.

---

*) Dies schätzbare Buch kommt in meinen Augen dem Geiste einer ächten psychologischen Forschung bey weitem näher, als das meiste Neuere, mir Bekannte. Es ist vom Jahre 1776; und hält sich an Leibnitzens Lehren; ein Umstand, der für Psychologie in mancher Hinsicht wohlthätig seyn muſs.

Wie es einer Vorstellung vermöge ihrer Verbindungen und der hinzukommenden Aufregungen begegnen kann, daſs sie sich als Begierde äuſsert, eben so trifft es sich wohl auch, daſs mit ihren verschiedenen Stellungen im Bewuſstseyn heute Lust, morgen Unlust verbunden ist, ohne daſs darum sie selbst etwas mehr als ein gleichgültiges Object ins Bewuſstseyn zu bringen hätte. Dergleichen bemerken wir bey allen Gegenständen unsrer Beschäfftigung; sie kommen uns bald gelegen, bald ungelegen, nach den Umständen.

Ganz anders verhält es sich mit dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen. Wem es in diesem Augenblicke völlig ungelegen ist, sich zu baden, der kann gleichwohl mit dem eingetauchten Finger prüfen, ob das schon bereitete Bad eine angenehme Wärme habe. Wer Wohlgerüche scheut, als ungesund, oder sie verachtet, der kann dennoch einen Ausspruch darüber thun, ob dies oder jenes angenehmer rieche. Wer einen körperlichen Schmerz höchst gelassen erduldet, wird ihn dennoch unangenehm nennen, so daſs der Schmerz ein Prädicat bekommt, was vom Erdulden desselben unabhängig besteht.

Auf diese Weise giebt es eine, nicht eben gar groſse, Anzahl von Gefühlen, denen ihre Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit wesentlich zugehört. Jede solche Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ist von eigner Art, jede hat ihren eignen Grad; der darum nicht gröſser noch kleiner wird, ob man ihr viel oder wenig Wichtigkeit beylege; wofern nicht etwa die Empfänglichkeit des Fühlenden sich ändert, welches nicht hieher gehört.

Es fehlt nicht viel daran, daſs die Aussage von solcher Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit die Form eines Urtheils bekomme. Wirklich spricht man oft: dieser Wind ist unangenehm, der elektrische Schlag ist unangenehm. Allein bey genauer Prüfung zeigt sich ein Fehler im Subjecte solcher Sätze. Nicht der bewegten Luft, nicht dem hervorspringenden Funken, kommt jenes

Prädicat zu; auch ist es nicht so gemeint, sondern unsrer eignen Empfindung beym Eindringen jener Luft oder dieses Funkens, schrieben wir die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu. Nun läſst sich aber die Empfindung gar nicht vorstellen, auſser als angenehm oder unangenehm. Sie, als das wahre Subject des Satzes, schlieſst dergestalt das Prädicat in sich, daſs nicht einmal Raum ist für einen analytischen Actus der Aufmerksamkeit, dergleichen sonst vorgeht, wo ein Subject unter eins seiner Merkmale subsumirt wird. Daher kann man jene Sätze beynahe tautologisch nennen; besonders da der Begriff des Unangenehmen, in seiner Allgemeinheit, äuſserst dunkel ist, und man sich fast nothwendig auf etwas unmittelbar Gefühltes besinnen muſs, um ihn zu verstehen; welches denn im Falle jener Sätze nichts anderes seyn wird als eben ihr Subject.

Merkwürdig aber bleibt immer die Neigung, den Begriff des Angenehmen oder des Unangenehmen als Prädicat zu gebrauchen. Gesetzt, es wäre möglich, das Subject für dies Prädicat anders aufzufassen, so, daſs in dem Denken des Subjects nur nicht unmittelbar das Prädicat schon läge, sondern daſs noch eine Fortrückung möglich bliebe vom Denken des Subjects zum Denken des Prädicats, daſs also in der That der Actus des Urtheilens könnte ausgeübt werden: alsdann käme eine Klasse von Urtheilen zum Vorschein, die in psychologischer Hinsicht den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen nahe verwandt wäre, wenn sie schon in ihren Folgen sich weit von ihnen entfernen möchte.

Dieses nun ist wirklich der Fall, und zwar bey den ästhetischen Urtheilen. Man prüfe das Urtheil: dieses Bild ist schön. Zuvörderst, nicht die Leinwand, oder die Pigmente, oder die dadurch reflectirten Lichtstrahlen sind schön, sondern unsre eigne Vorstellung, in welcher die Auffassungen aller Theile des Bildes sich vereinigen. Diese nähere Bestimmung ist ganz ähnlich jener, da wir das Unangenehme nicht dem Winde noch dem Funken, sondern unserem Gefühle zuschrieben. Allein nun tritt die Verschiedenheit hervor. Unsre Vorstellung des Bildes läſst sich zerlegen in die ganze Summe ihrer Theil-Vorstellungen; aber von allen einzelnen gefärbten Puncten, die wir sahen, ist kein einziger schön; also auch nicht ihre Summe, so lange sie bloſs als Summe gesehen wird. Nun kann man aber wirklich das Bild sehen als eine bloſse Summe sichtbarer Stellen; und ohne Zweifel wird es also gesehen von Thieren, von Kindern, vom rohen Volke, das, wie man zu sagen pflegt, keinen Sinn hat für das Schöne. Und auch der Kenner muſs einen Uebergang machen von dem Sehen des Aggregats von Farben zu dem Sehen des Schönen in dem Bilde; er muſs sich die Verhältnisse erst herausheben, er muſs der Vorstellung dieser Verhältnisse eine kleine Weile zu ihrer Ausbildung gönnen, ehe der Unterschied zwischen seinem Sehen und dem des Volkes fertig wird. Dieser Uebergang gleicht dem vom Subjecte zum Prädicate im ästhetischen Urtheile; jenes ist die bloſse Materie des Wahrgenommenen, dieses entspringt in der Auffassung der Form.

Was aber mag leichter seyn zu ergründen, das, was beym ästhetischen Urtheile, oder was bey den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen in der Seele vorgeht? Offenbar das erste. Denn beym ästhetischen Urtheile sind uns die Partial-Vorstellungen gegeben, die zusammen das Schöne ausmachen; auch können wir mit ihnen experimentiren, sie mannigfaltig abändern, und bemerken, wie dadurch das Schöne sich ins Schönere oder ins Häſsliche verwandelt. — Es giebt ja so einfache ästhetische Urtheile, daſs sich bey ihnen alles, was ihr Gegenstand ins Bewuſstseyn bringt, der Rechnung unterwerfen läſst; daher es möglich seyn muſs, alles aufs vollständigste kennen zu lernen, was bey diesen Urtheilen in der Seele sich ereignet. Dieses sind bekanntlich die Grund-Urtheile der Musik, über das Consonirende oder Dissonirende zweyer und dreyer Töne.

Die Vergleichung dieser ästhetischen Urtheile mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen wirft, wie schon oben gezeigt worden, ein Licht auf die Natur der letztern; nämlich in Rücksicht auf die Frage: was doch bey ihnen das Gefühlte vor einem bloſsen Vorgestellten auszeichnen möge? Worin der Grund des Vorziehens und Verwerfens liegen möge, welches bey ihnen Angenehmes vom Unangenehmen, so wie dieses beydes vom Gleichgültigen, dem bloſsen Vorgestellten, — unterscheide? Wir kennen schon folgende Antwort: Das Vorgestellte im Gefühl des Angenehmen oder seines Gegentheils, ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt aus Partial-Vorstellungen, die sich von einander im Bewuſstseyn nicht absondern lassen, die aber unter einander in ähnlichen Verhältnissen stehn, wie die Partial-Vorstellungen bey ästhetischen Gegenständen. Kennt man daher die letzteren, so wird man sich einen Begriff machen können von jenen. Dem gemäſs wird sich auch über die, anfangs aufgeworfene Frage wegen des Cirkels, worin das Angenehme und das Begehrte sich zu drehen scheinen, etwas bestimmteres sagen lassen. Nämlich das eigentlich Angenehme und sein Gegentheil gehen der darauf sich richtenden Begierde voran; (abgesehen davon, daſs auch dieses, so wie jedes Gleichgültige, zufälliger Weise ein Gegenstand der Begierde werden kann, wobey zu bemerken, daſs der Erfahrung gemäſs gar nicht selten sogar das an sich Unangenehme begehrt wird, z. B. wenn es den Reiz der Neuheit hat.) — Allein das bey weitem gröſste Quantum der Lust und Unlust, die im menschlichen Leben vorkommt, hängt nur in geringem Grade ab von dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen; indem darüber viel öfter die im §. 104. unter Nro. 1. 2. 3. bezeichneten Gemüthslagen entscheiden; aus denen Gefühle und Begierden zugleich entspringen, welche an gar keine Qualität des Vorgestellten gebunden

sind, sondern sich nach dem durch Umstände bestimmten psychologischen Mechanismus richten. Hier ist die Entbehrung mit Unlust verbunden; die Befriedigung aber darum mit Lust, weil die Begierde voranging, die ihrem Gegenstande einen ihm auſserdem nicht zukommenden Werth beylegte.

Hievon wollen wir nun eine kurze Anwendung machen auf die Leidenschaften, von denen wir wissen, daſs sie die Stämme sind, aus denen ein heftiges Begehren, sich gleichartig wiederhohlend, hervorwächst. Es kann uns nämlich jetzt nicht mehr wundern, wenn wir sehen, daſs die Leidenschaften den seltsamsten und widrigsten Contrast nicht bloſs mit dem bilden, was wirklich zum Wohlseyn des Menschen gehört, sondern auch mit dem, was er als sein wahres Glück anerkennt, was er bey ruhiger Ueberlegung wirklich anstrebt, ja selbst was er in seinen Phantasien sich als heitern Lebensgenuſs ausmalt. Dies könnte nicht Statt finden, wenn die zu Leidenschaften gesteigerten Begierden in irgend einem wesentlichen Zusammenhange stünden mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen.

Weit davon entfernt, stören sie noch überdies das heitere Spiel mannigfaltiger Vorstellungsreihen, woraus die Lustgefühle hervorgehn. Die Leidenschaften sind vielmehr der Ausdruck des rohen psychologischen Mechanismus, wie er sich da erzeugt, wo natürliche Begierden lange unbefriedigt bleiben; wo alte Gewohnheiten ohne Schonung Gewalt erleiden; wo betäubende Genieſsungen oftmals wiederkehren; wo einerley Affect sich unbewacht und ungedämpft durch fortwährende Reizung erneuert; wo das wahre ästhetische Urtheil ungebildet blieb, und dagegen vorgespiegelte Güter und Uebel den Geist lange beschäfftigen; und wo die Spannung, der Krampf, welcher in solchen Lagen entstand, die Vorstellungsreihen hier hemmte, dort verknüpfte, so daſs die Reproductionsgesetze sich darnach einrichten, von allen Seiten auf denselben Punct zurückführen, und hiedurch unter wechselnden Umständen doch immer dasselbe Leiden erneuern. Hat sich nun früherhin die gesunde Ueberlegung ausgebildet: so ist so lange noch Hülfe gegen die Leidenschaft, wie lange sie nicht durch ihre Regungen bis zum eigentlichen Affecte aufsteigt, in welchem, weil die Vorstellungen aus dem Gleichgewichte kamen, auch der Leib — die Nerven und das Blut — in eine Aufregung gerathen, die nicht sogleich vorübergeht, sondern gegen den Lauf der Vorstellungen hemmend zurückwirkt. Kommt es erst dahin: so gleicht der Anfall der Leidenschaft mehr oder weniger dem Traum und dem Wahnsinn; das Uebel läſst zwar nach, aber nur um künftig desto furchtbarer wiederzukehren. Der Mensch bedarf alsdann Hülfe von auſsen: und nur zu oft überliefert ihn das Bewuſstseyn dieses Bedürfnisses solchen Seelenärzten, die das Schlimme noch schlimmer machen.

Man hat unter mancherley nähern Bestimmungen oftmals, nicht bloſs gerathen, sondern versucht, eine Leidenschaft durch die andre zu bezwingen. Es giebt ja sogar Lobredner der Leidenschaften; es finden sich Leute, die zum Beyspiel einer Nation, welche bis dahin von politischen Leidenschaften wenig wuſste, gern dergleichen einimpfen möchten! — —

Daſs auch gute Aerzte zuweilen durch ein künstliches Geschwür, — welches sie wieder heilen können, und das in ihrer Gewalt bleibt — dringende Gefahren vorläufig abwenden, ist bekannt. Wer sich aber einbildet, man könne aus entgegengesetzten Leidenschaften die moralische Gesundheit erzeugen, der gleicht den Politikern, welche im Ernste zwey Mächte auf Einem Boden begehren. Nicht Ruhe, sondern völlige Zerrüttung ist davon die nothwendige Folge.

Weit besser ist ein anderes Mittel, welches unsre Moralisten seit Kant zu sehr verschmäht haben. Es ist eine verständige Glückseligkeitslehre, welche das Bewuſstseyn des wahrhaft Angenehmen und Erfreulichen zurückführt. Ein Mensch, der ein anhaltend genuſsreiches Leben führt, ist darum keinesweges gut und edel, aber er ist gesund! Hierauf werde ich weiterhin, bey den Betrachtungen über die Ausbildung der Maximen, zurückkommen.

Am sichersten ist es ohne Zweifel, der Entstehung von Leidenschaften vorzubeugen. Dazu ist aber nicht bloſs die eigne Aufmerksamkeit des Menschen auf sich selbst, sondern auch eine solche äuſsere Lage und Behandlung nöthig, die ihn vor heftigen Reizungen, und vor dem Mangel des Unentbehrlichen schütze. Barbarische Behandlung macht Barbaren! Man kennt die Schilderungen der heutigen Griechen. — Dagegen hat man neuerlich die unerwartete Erfahrung gemacht, daſs selbst reiſsende Thiere durch gute Pflege, welche ihren Bedürfnissen abhilft und zuvorkommt, sanftmüthig erhalten werden können. Was hindert uns, anzunehmen, daſs die Raubsucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sey, die aus unbefriedigtem heftigen Hunger entstand, und alsdann habituel wurde? *) Wir sehen wenigstens, daſs der Kettenhund, durch sein langes Leiden, eben so wohl bösartig gemacht wird, als dies beym Menschen der Fall seyn würde.

Dies erinnert an eine andre Aehnlichkeit zwischen Menschen und Thieren in Ansehung des Temperaments **), welches auf Affecten und Leidenschaften einen so groſsen und unläugbaren Einfluſs hat. Bekanntlich ist das Temperament nicht bloſs bey einzelnen Thieren, sondern noch weit auffallender bey den Thiergattungen verschieden. Das phlegmatische Rind, der sanguinische Sing-Vogel, der cholerische Hund, — und soll ich sagen, die melancholische Eule? — sind stark von der Natur gezeichnet; und wir können uns nicht weigern anzuerkennen, daſs der Organismus seinen mächtigen Einfluſs auf Gemüthsbewegungen hiedurch sehr deutlich documentirt. Die Folgen solcher Verschiedenheiten greifen ins Leben tief genug ein. Wenn wir aus einem Hause ins andre ziehn, so geht der Hund willig mit uns, und läſst sichs beym neuen Ofen eben so wohl seyn als beym alten, sobald er nur die Erlaubniſs hat, in Gesellschaft seines Herrn zu leben; — aber die Katze will uns nicht folgen; sie bleibt in der alten Wohnung, getreu dem Heerde und den Schlupfwinkeln, die sie kennt, anhänglich mehr für das Todte als für das Lebendige. Warum? Ohne Zweifel hat die Katze niemals ganz den ersten Affect überwunden, den der Mensch ihr bey der ersten Annäherung einflöſste; und das war die Furcht. Beym Hunde hingegen ist es der Zorn, der seiner Natur nach schneller vorübergeht. Daher bleibt der Hund stets unvorsichtig; die Katze aber hütet sich; sie ist schlau, weil sie sich fürchtet. Wir wollen die Physiologen nicht fragen, welches von den beyden Thieren hierin Recht oder Unrecht habe? Sie würden sonst ohne Zweifel die Katze loben müssen, die, viel klüger als der Hund, sich gewissen grausamen Experimenten entzieht, so lange sie kann. Sollte aber wohl die vergleichende Anatomie jemals dahin kommen, uns über den Grund, weshalb das Temperament und der erste natürliche Affect bey Verschiedenen verschieden sind, Aufschluſs zu geben? Wenn die Physiologen es dahin bringen, so werden sie uns etwas von dem lehren, was wir zu wissen verlangen; während sie bisher (z. B. in der Angabe des Sitzes verschiedener Seelenvermögen,) freygebig gewesen sind mit Antworten, zu denen in der wahren Psychologie leider! die entsprechenden Fragen nicht angetroffen werden.

---

*) Zwar hat man den Thieren die Leidenschaften abgesprochen; z. B. Herr Hofrath Schulze, (Psychische Anthropologie S. 382.) weil Hemmung des Verstandesgebrauchs ein wesentliches Merkmal der Leidenschaften sey. Eher würde ich mich darauf berufen, daſs die Vernünfteley, die wahnwitzige Ueberlegung des leidenschaftlichen Menschen, bey den Thieren fehle. Allein die Disposition zur Begierde, die Reizbarkeit zum Affecte, findet sich doch vor; und die Abwesenheit eines negativen Merkmals dürfte wenig Gewicht haben, wenn man nicht um Worte streiten will.

**) Wegen dieses Puncts kann §. 90. meines Lehrbuchs der Psychologie nachgesehen werden. Ich glaube nicht, alle Einzelnheiten aus jenem Buche hier wiederhohlen zu müssen.

Im dritten Abschnitte wird gezeigt werden, daſs, ungeachtet das Leben des Geistes und das Leben des Gehirns zwey durchaus verschiedene Dinge sind, dennoch wegen des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, die Abhängigkeit der letztern von jenem noch ohne allen Vergleich gröſser müſste erwartet werden, als sie sich in der Wirklichkeit findet. Dem gemäſs müſste auch der Mensch, in welchem Grade er über die Thiere hervorragt, in demselben Grade stärker einen entschiedenen Gattungscharakter in Hinsicht des Temperaments und des ersten Affects zeigen, als dieses bey den Thiergattungen der Fall ist. Aber gerade das Gegentheil! Was wir beym Menschen in der zu erwartenden Vergröſserung antreffen, und mit den Namen der verschiedenen Temperamente belegen, das ist nichts anderes als die vergröſserte Verschiedenheit, die sich bey den einzelnen Thieren von einerley Gattung ganz deutlich vorfindet. Ich habe nicht Lust, von meinen zwey Hunden zu erzählen; man wende sich an Jäger, und an Pferdekenner, und man wird von jener Verschiedenheit genug zu hören bekommen. Die Unterschiede des Temperaments sind beym Menschen unbegreiflich gering gegen die scharfe Zeichnung des allgemeinen menschlichen Temperaments, (das, wenn wir die individualen Verschiedenheiten gegen einander aufheben, wohl gleich Null seyn dürfte,) welche statt finden müſste, wenn psychische Anthropologie das rechte Wort wäre statt Psychologie. Aber gesetzt, der Mensch fehlte auf der Erde: dann würde kein Zuschauer aus den übrigen Thieren eine zusammenhängende empirische Psychologie herausdeuten können; er müſste sich mit einer psychischen Zoologie begnügen. Denn je tiefer wir zu den niedrigern Thierarten herabsteigen: desto mehr verliert sich die Psychologie in die Physiologie.

Drittes Capitel.

Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen.

§. 109.

Begierden und Gefühle sind so sehr mit unsern Vorstellungen des Umgebenden verflochten, daſs eine tiefer eindringende Untersuchung der einen und der andern sich unvermeidlich in Erörterungen über unsre Art und Weise, die Dinge in der Welt aufzufassen, verwickeln muſs. Aber das Verwickelte wird nur verständlich nach vorgängiger Kenntniſs des Einfacheren. Daher lassen wir die bisher gelieferten Anfänge der Untersuchung über Begierden und Gefühle jetzt fürs erste liegen *) und wenden uns zu den Hauptformen der weltlichen Vorstellungsarten; unter denen bekanntlich die räumlichen und zeitlichen sich zu allererst zur Analyse darbieten.

Hier bemerke man zuerst den Unterschied zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten auf einer Seite, und Vorstellungen des Raumes und der Zeit auf der andern. Jene sind unstreitig allen Menschen eigen, dergestalt, daſs Niemand ihre erste Entwickelung in früher Kinderzeit nachzuweisen unternimmt, da sie jenseit der ersten Puncte liegt, die das Gedächtniſs zu erreichen vermag. Allein wenn Manche behaupten, Raum und Zeit selbst, diese leeren Formen für Körper und Begebenheiten, würden als unendliche gegebene Gröſsen von uns vorgestellt: so muſs man sich dabey sogleich erinnern, daſs das Unendliche eine wissenschaftliche Vorstellungsart ist, zu der sich ungebildete Köpfe nicht erheben, wenn sie gleich von einem Etwas jenseit der ihnen bekannten Sinnensphäre eine Ahndung haben. Nicht einmal die drey Dimensionen des Raumes und des

---

*) Die Fortsetzung dieser Materie kann erst im §. 150. ats finden.

Räumlichen werden ursprünglich unterschieden; wer dies annimmt, erschleicht eine Thatsache, die sich nicht nachweisen läſst.

Setzen wir nun fürs erste die Vorstellungen des Raumes und der Zeit ganz bey Seite, und halten uns an denen des Räumlichen und Zeitlichen: so scheint es zwar auf den ersten Blick, als hätten wir hier einen recht klaren Gegenstand, welchem die Analyse ohne Mühe seine Merkmale abgewinnen werde. Denn das Räumliche und Zeitliche läſst sich ja messen und zählen! Es läſst sich im eigentlichen Verstande mit Händen greifen, und wird durch die Worte unserer Sprachen unmittelbar, ohne Metaphern, (die vielmehr von ihm entlehnt sind), bezeichnet! Auch haben wir es nur mit den gemeinsten Vorstellungsarten zu thun; und die metaphysischen Fragen, nach dem wahren Wesen des Körperlichen, nach der Möglichkeit des Veränderlichen bekümmern uns hier gar nicht.

So wahr dieses ist: eben so bekannt ist dagegen auch, daſs der Sinn für räumliche Auffassungen in den frühesten Kinderjahren eine Uebung erlangt, die ursprünglich nicht vorhanden war, welche aber, einmal angenommen, sich nicht wieder abstreifen läſst. Die Hand des Kindes lernt erst greifen, das Auge lernt erst sich gehörig richten; aber der Erwachsene vollzieht unwillkührlich, was er gelernt hat; er trübt sich unwillkührlich die reine sinnliche Wahrnehmung durch Zusätze, die seine vorhandene Ausbildung hineinmischt. Wie mit dem Räumlichen, also auch mit dem Zeitlichen. Wir messen die Zeit, durch Vergleichung mit bekannten Zeitgröſsen, mit Secunden, Minuten, Stunden, Tagen; wir theilen kleine Zeitabschnitte mit Leichtigkeit in Hälften und in Dritttheile; und wer einmal an rhythmische Auffassungen gewöhnt ist, bey dem stellen sie sich überall ein, ohne sein Wollen und Zuthun. Aber es giebt Menschen ohne solche Uebung und Gewöhnung; es giebt deren, die über die rohesten Unterscheidungen des Langsamern und des Schnelleren nicht hinauskommen. Uns in den Gemüthszustand derselben zurück zu versetzen, nachdem wir ihn einmal überschritten haben, wird uns nicht gelingen; dagegen werden wir uns um so eher von der Einbildung hinreiſsen lassen, als sey eine so ausgebildete, ja künstliche Auffassung des Zeitlichen und des Räumlichen, wie uns nun einmal anklebt, eine wahrhaft ursprüngliche menschliche Anlage. —

Diejenigen endlich, welche mit heutiger Schul-Philosophie sich zu beschäfftigen gewohnt sind, müssen sich an diesem Puncte die dringende Warnung gefallen lassen, nicht in die gemeine Verwechselung zweyer gänzlich verschiedenen Untersuchungen zu gerathen. Die Frage, wie wir zu unsern Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen kommen mögen, nämlich zu den gemeinen, und von Kindheit auf gehegten Vorstellungen, — eben die Frage, die uns hier beschäfftigt, — muſs nothwendig gesondert werden von der völlig heterogenen Frage, ob wirklich etwas auſser uns in räumlichen Verhältnissen existire? Was diese letztere Frage anlangt, die in die allgemeine Metaphysik (oder, mit dem alten Namen, in die Ontologie,) hineingehört: so wird sie von Leibnitz bejahet, während Kant alle positive Beantwortung derselben verbietet. Aber was sind Kants Gründe? Er sucht zu beweisen, die räumlichen Formen entspringen aus einer Urform unserer Sinnlichkeit, sie kommen keinesweges von auſsen in uns hinein. Gesetzt, das werde eingeräumt: ist nun damit Leibnitz widerlegt? So wenig, daſs er vielmehr gerade das nämliche auf das bestimmteste behauptet. Denn nach der prästabilirten Harmonie entspringen alle unsere Vorstellungen in uns selbst, aus der eigenen Anlage unserer Seele, ohne den geringsten Causal-Zusammenhang mit dem, was drauſsen ist. In Leibnitzens Lehre bestehen zwey ganz verschiedene Behauptungen völlig mit einander; die eine psychologische: Raum und Zeit sind Vorstellungen, die sich lediglich aus unserer ursprünglichen Anlage entwickeln, (so wie alle unsere Vorstellungen;) die zweyte allgemein-metaphysische, die wahren Wesen, welche von uns abhängig existiren, sind wirklich auf räumliche Weise auſser uns, und auſser einander; die wahren Begebenheiten, welche theils auſser uns, theils in uns vorgehen, sind wirklich zeitliche Begebenheiten, und das Zeitliche ist keineswegs eine bloſs menschliche, sondern in der wahren Erkenntniſs eines jeden Vernunftwesens unentbehrliche Vorstellungsart. — Ich behaupte mit Leibnitz den letztern, metaphysischen Satz; ich behaupte wider Leibnitz und Kant das Gegentheil jenes erstern, psychologischen Satzes; ich werde über meine psychologische Behauptung hier Rechenschaft ablegen, während mich der allgemein metaphysische Satz, über den ich anderwärts gesprochen *), hier gar nichts angeht.

Dennoch wird es im Anfange meiner Entwickelung scheinen, als müsse ich mit Leibnitz und Kant gerade in dem Puncte zusammenstimmen, worin ich ihnen beyden widerspreche. Der Leser aber wird mich am leichtesten verstehn, wenn er es über sich erhalten kann, weder an Leibnitz noch an Kant zu denken, sondern lediglich dem Faden meiner Untersuchung zu folgen.

§. 110.

Schon im §. 103. wird aufmerksam gemacht auf die vollkommne Intensität alles unseres Vorstellens, wegen der völligen Einheit und Einfachheit der Seele. Alle Unterschiede des Rechts und Links, Oben und Unten, die in unserem Vorgestellten vorkommen, verschwinden gänzlich, sobald von dem Actus des Vorstellens selbst die Rede ist. Oder vielmehr — da doch das Vorstellen dem Vorgestellten vorauszusetzen ist, — sie sind in dem Vorstellen noch gar nicht vorhanden; dieses ruhet in dem Einen und untheilbaren Schooſse der Seele; und es bleibt auch in demselben; es kann gar nicht aus

---

*) In den Hauptpuncten der Metaphysik, und in der Abhandlung *de attractione elementorum*.

demselben heraus — folglich auch gar nicht wirklich auseinander treten.

Mag also immerhin die allgemeine Metaphysik ihren Satz behaupten, es gebe wirklich Wesen auſser uns, und auſser einander; mag, auf irgend eine, rechtmäſsige oder unrechtmäſsige Weise, die Physiologie sich mit jener in Verbindung setzen, und erzählen von dem Bilde auf der Netzhaut des Auges, worin alle Proportionen der äuſseren, wirklichen Gegenstände, sich unverändert wiederfinden: das alles fällt zusammen, es wird ein ungeschiedenes Chaos, sobald daraus ein wirkliches Vorstellen in der Seele entspringt. Sie, die Seele, muſs nun ganz von vorn an die völlig vernichteten Raum-Verhältnisse erzeugen; und dieses muſs sie leisten, ohne ihre Vorstellungen nur im allergeringsten auseinanderrücken zu können; sie muſs es so leisten, daſs, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander trete.

Allein das Vorgestellte ist eben weiter nichts als nur ein Vorgestelltes; es ist nichts wirkliches; also tritt auch nicht wirklich etwas auseinander; sondern das wirkliche psychologische Ereigniſs des räumlichen Vorstellens ist etwas völlig Unräumliches. — Man kann leicht zeigen, daſs auch das Vorstellen des Zeitlichen etwas solches ist, worin sich Nichts von der dadurch vorgestellten Zeit befindet. Dabey aber entstehn leicht Verwechselungen zwischen dem successiven Vorstellen und dem Vorstellen des Successiven; daher bleiben wir fürs erste beym Vorstellen des Räumlichen; welches immerhin, ohne Sorge wegen eines möglichen Misverstandes auch räumliches Vorstellen genannt werden kann, eben darum, weil es kein Vorstellen giebt, das selbst etwas Räumliches wäre.

Nun muſs aber doch das Vorstellen des Räumlichen gewisse Aehnlichkeiten haben mit dem Räumlichen selbst, weil sonst das Vorgestellte dieses Vorstellens eher alles andere als ein Räumliches seyn würde.

Ohne Mühe sieht man: es muſs ein mannigfaltiges Vorstellen seyn; ferner ein verbundenes und geordnetes. Ja die Ordnung läſst sich näher bestimmen. Sie muſs für jede Dimension gleichen der Ordnung der Buchstaben *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, u. s. w.; dergestalt, daſs jeder von diesen der erste seyn könne, aber daſs zwey bestimmte andre, (die nächsten zu beyden Seiten,) mit ihm zuerst verbunden seyen, noch zwey andre nur mit der Verbindung jener mit ihm, und so ferner. Sey *c* der erste; mit ihm sind ohne weiteres verbunden *b* und *d*; hingegen *a* und *e* nur mit der Verbindung des *b* mit *c*, und des *d* mit *c*. Sey *b* der erste; so ist mit ihm ohne weiteres verbunden *c*, aber *d* mit *b* nur so fern *c* mit *b* verbunden ist.

Doch diese analytische Betrachtung des räumlichen Vorstellens, und der Erscheinung eines Neben einander geordneten, würde entweder gar nicht, oder nur mit groſsem Aufwande künstlicher Speculation so weit fortgeführt werden können, bis sich aus ihr die wirkliche geistige Thätigkeit, die dabey zum Grunde liegt, mit Bestimmtheit erkennen lieſse. — Die Synthesis muſs uns zu Hülfe kommen; ja sie bietet sie uns dar, auf eine völlig unzweydeutige Weise.

§. 111.

Wir wollen zuvörderst versuchen, den Leser so schnell und so gerade als möglich auf den Hauptpunct hinzuweisen; ohne uns gleich in das Einzelne der nöthigen Erläuterungen zu verlieren.

Aus der so eben angestellten analytischen Betrachtung (die übrigens auf die Zeit und die Zahl eben so gut paſst als auf den Raum,) läſst sich wenigstens so viel erkennen, daſs auf Abstufungen in der Verbindung der Vorstellungen alles ankommen müsse.

Diese haben wir aber in der Mechanik des Geistes, (§. 86—91. und §. 100.) mit einer früherhin niemals erreichten Genauigkeit kennen gelernt. Und hieher sind wir demnach durch die Analyse gewiesen; es fragt sich nur, welche Modificationen die dortige allgemeine Untersuchung annehmen könne und müsse, um die gesuchten Erklärungen zu liefern. So viel leuchtet gleich von selbst ein, daſs eine geringe Anzahl von Vorstellungen, wie die dortige P, π, π', π'', u. s. w. und eine eben so kleine Anzahl bestimmt verschiedener Reste r, r', r'', u. s. w., hier nicht zureichen könne; denn beym sinnlichen Auffassen des Räumlichen giebt jede kleinste, farbigte oder betastbare, Stelle, ihre eigne Vorstellung; und jede Vorstellung verschmilzt mit allen andern. Es muſs also die Anwendung jener allgemeinen Lehren eine unermeſsliche Mannigfaltigkeit in sich schlieſsen.

Nun ist es gewiſs, daſs, während wir sehen und tasten, eine unermeſsliche Menge, nicht bloſs von Vorstellungen, sondern auch für jede einzelne unter ihnen, (wenn man anders eine einzelne herausheben kann, welches z. B. beym Anblick des gestirnten Himmels, unter Voraussetzung eines guten Auges, allerdings eintritt,) eine unermeſsliche Menge von Abstufungen ihres Verschmelzens mit den übrigen entsteht. Folglich ist so viel unzweifelhaft, daſs wirklich die Reproductionsgesetze, welche in der Mechanik nachgewiesen worden, hier zur Anwendung kommen. Gesetzt demnach, wir dächten nicht daran, eine Erklärung des räumlichen Vorstellens zu suchen: so müſsten wir doch schon der Theorie wegen, und bloſs *a priori,* irgend eine Folge von diesen Reproductionsgesetzen, die nicht unterlassen könne, im empirischen Bewuſstseyn merklich zu werden, erwarten und durch die innere Erfahrung aufzufinden uns bemühen.

Unter welchen Bedingungen aber entstehn die verschiedenen Abstufungen des Verschmelzens einer jeden Vorstellung mit allen übrigen? — und unter welcher neuen Bedingung gelangen die aus den verschiedenen Abstufungen entstandenen Reproductionsgesetze zur Wirksamkeit?

Die ganz einfache Antwort auf beydes zugleich ist:

wenn man das beschauende Auge und den tastenden Finger vorwärts und rückwärts bewegt.

Denn beym Vorwärtsgehn sinken allmählig die ersten Auffassungen, und verschmelzen, während des Sinkens sich abstufend, immer weniger und weniger mit den Nachfolgenden. Beym mindesten Rückkehren aber gerathen sämmtliche früheren Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommenden, die ihnen gleichen, ins Steigen; und mit diesem Steigen ist ein *nisus* zur Reproduction aller übrigen verbunden, dessen Geschwindigkeit genau dieselben Abstufungen hat wie die zuvor geschehene Verschmelzung.

Dies nun ist das Wesentliche, was der Leser suchen muſs sich gleich jetzt so deutlich zu denken, als es ihm gelingen will. Er wird alsdann gewahr werden, daſs jede Vorstellung allen ihre Plätze anweis't, in denen sie sich neben und zwischen einander lagern müssen; während doch der Actus des Vorstellens rein intensiv ist und bleibt.

Das ruhende Auge aber sieht keinen Raum. Dies ist in der Erfahrung etwas schwer zu erkennen, weil wir so leicht den längst bekannten Raum erschleichen und einschieben. Doch versuche man, ganz starr vor sich hinzusehen; man wird spüren, daſs der Raum schwindet, und daſs, im Bemühen, ihn wieder zu gewinnen, man sich über einer kaum merklichen Bewegung des Auges ertappen kann. Beym Beschauen neuer Gegenstände ist übrigens die unaufhörliche Regsamkeit, womit der Blick die Gestalt umläuft, sehr leicht wahrzunehmen.

Die räumliche Auffassung liegt also nicht in der allerersten, unmittelbaren Wahrnehmung, hier kann sie nicht liegen, denn es ist evident, daſs die vollkommne Intensität des Vorstellens, so lange noch die Vorstellungen in eine einzige Masse zusammenschmelzen, und so lange jede für alle nur einen einzigen, gleichen *nisus* der Reproduction aufzubieten hat, alle Räumlichkeit aufhebt. Vielmehr kommt allerdings aus dem Innern etwas hinzu, welches der Wahrnehmung die räumliche Form giebt. Aber dieses Etwas ist nicht ein Seelenvermögen: sondern es sind die schon vorhandenen Vorstellungen, welche in ihrem Wieder-Hervortreten ein gewisses Gesetz befolgen; ein Gesetz der Ordnung, nach welchem jede auf das Hervortreten der Mit-Verbundenen wirkt. Sofern nun die augenblickliche Wahrnehmung mit diesen schon geordneten Vorstellungen verschmilzt, wird sie selbst geordnet; und ist daher allerdings die fortdauernde Wahrnehmung in einem beständigen Uebergange zur räumlichen Form begriffen.

Man kann nun das Auge und den Finger aus der Voraussetzung weglassen: so bleibt übrig, daſs die Seele auf irgend eine Weise, (wenn man will, bloſs aus sich selbst,) Vorstellungen erzeuge, die auf die nämliche Weise, wie jene, mit einander zuvörderst verschmelzen; worin noch nichts Räumliches liegt; daſs alsdann andere und wieder andere Vorstellungen eintreten, während jene, nun auch verschmelzend mit den hinzukommenden, im Bewuſstseyn sinken, (statt der vorigen Annahme, das Auge bewege sich vorwärts;) daſs die Seele noch einmal neue, aber den erstern völlig gleichartige, Vorstellungen erzeuge, (vorhin: daſs das Auge rückwärts gehe;) woraus denn folgt, daſs die Gesunkenen wieder hervortreten. Wenn man nun alle Umstände so annimmt, daſs die Verschmelzung die nämliche werde, wie unter Voraussetzung des sehenden Auges und des tastenden Fingers: so wird der Erfolg ebenfalls der nämliche seyn müssen; indem jede Regung einer Vorstellung in ihrem eignen Hervortreten zugleich alle, von ihr ausgehenden, Verschmelzungshülfen anregt. — Diese Erklärung kann also auch der Idealist und der Leibnitzianer gebrauchen; aber die besondere angeborne Anlage, nach welcher die menschliche Seele nun einmal eigensinniger Weise soll genöthigt worden seyn, sich alles räumlich vorzustellen, was ihr Sichtbares und Fühlbares vorkommt, diese muſs er weglassen.

[Im Zusammenhange der ganzen Metaphysik kann es übrigens bestimmt behauptet werden, daſs wir die äuſsern Gegenstände darum räumlich geordnet wahrnehmen, weil sie wirklich räumlich geordnet sind. Denn jenes Reproductions-Gesetz hängt von den vielfach abgestuften Verschmelzungen ab; die Verschmelzungen hängen von der Wahrnehmung ab; woher kommt nun der Wahrnehmung dieses Abgestufte? Aus der allgemeinen Metaphysik weiſs man, daſs in der Seele gar nichts dafür prädisponirt seyn kann, daſs vielmehr die Wahrnehmungen sich nach Störungen der Seele durch von ihr verschiedene Wesen richten, daſs in diesen Störungen keine andre Regelmäſsigkeit seyn kann, als solche, die auſser der Seele, und unabhängig von ihr, begründet seyn muſs, man weiſs endlich eben daher, daſs man den Wesen einen intelligibelen Raum zugestehen muſs, in welchem sie sich bewegen, und daſs nach ihren Bewegungen sich ihre Störungen unter einander, folglich auch diejenigen Störungen richten, welche die Seele erleidet. Dem gemäſs entscheidet die Räumlichkeit, welche den Wesen (zwar nicht als reales Prädicat) zukommt, auch über diejenige erscheinende Räumlichkeit, welche die Seele ihren sinnlichen Vorstellungen zuschreiben muſs.]

Die gegebene Erklärung ist noch nicht entwickelt; man kann sie aber entwickeln vermittelst der Bestimmung des Reproductionsgesetzes, das sich aus den schon angeführten Untersuchungen der Mechanik des Geistes ergeben wird. Es ist also in unserer Gewalt, dasjenige nachzuweisen, was bey den räumlichen Auffassungen in uns vorgeht; ja es muſs möglich seyn, für jede Figur, die wir im Raume wahrnehmen, das besondere, ihr zugehörige Gesetz anzugeben, vermöge dessen sie gerade als diese und als keine andere Figur erscheint. Dies ist der Punct, woran die Erklärung aus vorausgehenden angebornen Formen in der Seele, nothwendig scheitert, indem daraus nicht klar wird, warum ein Wahrgenommenes so, ein anderes anders geformt erscheine.

In die unabsehliche Weite dieser Untersuchungen mich zu verlieren, kann hier nicht meine Absicht seyn; nur etwas weniges werde ich hinzufügen, um die Gründe und das daraus zu Erklärende näher zusammen zu rücken.

§. 112.

Die Reproductionsgesetze, worauf hier alles beruht, lassen sich zwar bey gehöriger Vergleichung unserer Annahme mit den angeführten Sätzen aus den Grundlinien der Mechanik des Geistes, deutlich genug erkennen. Leichter faſslich aber läſst sich der ganze Gegenstand machen, wenn wir eine minder verwickelte Frage, deren Beantwortung zwar schon im §. 100. gegeben worden, uns hier noch einmal vergegenwärtigen.

Es ist bekannt, daſs eine Reihe von Wahrnehmungen nicht bloſs in Hinsicht der Materie des Gegebenen (der einzelnen sinnlichen Empfindungen), sondern auch als Reihe, als bestimmt geordnete Folge, vom Gedächtnisse aufbehalten wird. So beruhen die Worte nicht bloſs auf Sprachlauten, sondern auf bestimmten Folgen von Sprachlauten; als solche werden sie behalten und verstanden, keinesweges aber verwechselt mit den mancherley Anagrammen, die man daraus machen kann.

Wie geht es nun zu, — wie ist es nur denkbar, daſs dergleichen Reihenfolgen gemerkt und reproducirt werden? Nachdem die Total-Auffassung der gegebenen Reihe von Wahrnehmungen geendigt ist: machen alle dazu gehörige Partial-Vorstellungen ein intensives Eins. Und in dieses Intensive würde gerade dasselbe hineingekommen seyn, wenn in einer andern Folge die nämlichen und gleich starken Wahrnehmungen wären gegeben worden. Auch alsdann wären alle die nämlichen Vorstellungen in der Seele gewesen, geblieben, aufbehalten; auch alle mit allen verbunden; was unterscheidet denn noch jetzt, nachdem die Wahrnehmung sammt der ihr eigenthümlichen Succession vorbey ist, den davon zurückgebliebenen Seelen-Zustand von allen andern, die durch eine andere Succession der nämlichen Wahrnehmungen konnten hervorgebracht werden? Ja was bewirkt eine so feine Unterscheidung, daſs wir sogar den Rhythmus, in welchem die gegebene Reihe der Wahrnehmungen fortschritt, mit aufbehalten?

Um die Antwort zu finden, überlegen wir zuerst bloſs die Art der Verschmelzung für zwey auf einander folgende Wahrnehmungen; und halten uns der Kürze wegen an die Formel: $\omega = \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$, im §. 86., worin das Wesentlichste dessen, was die nachfolgenden Untersuchungen lehren, gleichsam vorbedeutet ist.

Die Wahrnehmung P gehe voran; die Wahrnehmung Π folge nach. Jede von beyden besteht aus einer Menge von momentanen Auffassungen während der Dauer des Auffassens. Jede momentane Auffassung von P beginnt augenblicklich zu sinken, nachdem sie gegeben war; (§. 95.) und alle sind um etwas gesunken, — die frühern mehr als die späteren, indem Π eintritt. Die momentanen Auffassungen von Π sind im ungehemmten Zustande, indem sie schon anfangen, mit den zum Theil gehemmten von P zu verschmelzen. Folglich ist gewiſs am Ende, der Rest ϱ von Π, gröſser als der mit ihm verschmolzene Rest r von P; wenn wir übrigens P und Π gleich setzen. Nun mögen beyde Vorstellungen im Bewuſstseyn sinken. Gesetzt aber, es erhebe sich eine von beyden aufs neue: so wird ein Unterschied seyn in der Reproduction der einen durch die andre, je nachdem sich P oder Π wieder erhob.

P trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum ϱ zu reproduciren, die Kraft aber, die es anwendet, ist nur $= r$. Diese schwache Kraft soll ein groſses Werk vollbringen; dazu nimmt sie sich viel Zeit, wie in der Formel zu erkennen ist.

Π trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum r zu reproduciren. Die Kraft, die es dazu anwendet, ist $= \varrho$

und statt $\varrho\left(1-e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$ kommt nun $r\left(1-e^{-\frac{\varrho t}{P}}\right)$. Die Wirkung der stärkeren Kraft eilt jetzt viel schneller ihrer minder weit gesteckten Gränze zu.

Statt P und Π nehmen wir jetzt eine Folge von Wahrnehmungen, a, b, c. Hier wird das sinkende b zugleich mit dem mehr gesunkenen a und dem minder gesunkenen c verschmolzen seyn. Gesetzt, nach einer Weile werde eine, dem b gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich b, und mit ihm zugleich a und c, aber auf verschiedene Weise. Nämlich b ist jetzt für a, was zuvor Π für P, aber zugleich ist b für c, was vorhin P für Π. Also b hebt a schneller, aber minder hoch; es hebt zugleich c langsamer, aber höher. Dadurch wird a wie ein vorangehendes, c wie ein nachfolgendes vorgestellt.

Oder aber, es werde eine, dem a gleichartige Vorstellung neu gegeben. So hebt sich a; und mit ihm steigen b und c; aber in so fern auf verschiedene Weise, als von a mehr verschmolzen ist mit b wie mit c, daher es b schneller, aber darum nicht höher hebt als c. So läuft hier die Reproduction in der nämlichen Folge, worin die Wahrnehmung gegeben war. — Dieses muſs man näher bestimmen durch die Untersuchungen über das Maximum und das nachfolgende Sinken der reproducirten Vorstellung (§. 88. u. s. w.)

Oder endlich, es werde eine dem c gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich c, und reproducirt a und b. Nun war c mit diesen beyden zugleich verschmolzen; dabey befand es sich selbst in einerley Zustande, allein ein gröſseres Quantum von b, ein kleineres von a ist mit c verschmolzen. Die Geschwindigkeit also, welche c dem a und dem b ertheilt, ist eine und dieselbe Function der Zeit, allein mit einer verschiedenen Constante; und es wird dadurch ein gröſseres Quantum von b als von a gehoben. Die Erinnerung an das Mehr-vergangene ist schwächer als die an das Näherliegende. Diese Reproductionsgesetze müssen ganz genau gemerkt werden.

Nun wird man auch die Reproduction der Rhythmen begreifen können. Man mag *a*, *b*, *c*, als Noten von verschiedenem Zeitwerthe betrachten: so ist nur nöthig zu bedenken, daſs bey längern Noten die ersten momentanen Auffassungen, (welche wegen der abnehmenden Empfänglichkeit die stärksten sind,) mehr Zeit haben zu sinken, bevor sie mit den nachfolgenden Noten verschmelzen, und daſs sie eben deshalb langsamer reproduciren; dagegen die kürzeren Noten aus dem umgekehrten Grunde eine schnellere Reproduction des Nachfolgenden bewirken.

Uebrigens ist wohl zu bemerken, daſs wir hier nur eine Reproduction in ähnlicher Folge haben, als worin die Wahrnehmung gegeben wurde; also eine *Vorstellungs-Reihe;* aber noch keine Vorstellung des Successiven als eines solchen, vielweniger eine Vorstellung der Zeit selbst. Dies muſs unter andern deshalb beachtet werden, damit es nicht scheine, als ob die Vorstellung des Räumlichen, die auf einem successiven Vorstellen beruht, deshalb die Vorstellung von etwas Successivem als Merkmal enthalte.

§. 113.

Von dem Vorstehenden die Anwendung auf das Räumliche zu machen, ist leicht. Eine bunte Fläche gehe in gerader Richtung vor dem Auge vorüber, — oder auch, es sey das Auge, was sich umgekehrt bewege, und die Fläche bleibe in Ruhe: so würde hiebey, ganz wie oben, eine Folge von Wahrnehmungen entstehen, wenn jedesmal nur der Mittelpunct des Gesichtsfeldes sichtbar wäre, und alles Umgebende völlig finster. Statt dessen ist der mittlere Theil des Gesichtsfeldes am meisten sichtbar; das seitwärts Liegende aber ist um desto unbedeutender, weil nach der Hemmung die Reste der Vorstellungen verhältniſsmäſsig noch weit mehr an Stärke verschieden ausfallen, als die Vorstellungen selbst. (Man vergleiche §. 44.) So nun entsteht zwar etwas mehr verwickeltes, aber doch ähnliches, wie vorhin.

Aber das Auge, wenn es eine Gestalt auffassen will, bewegt sich, wie schon oben erinnert, nicht in Einer geraden Linie, sondern es läuft hin und wieder. Durch jede Bewegung vorwärts erzeugt sich eine Menge von Reproductionsgesetzen; durch jede Bewegung rückwärts werden sie wirksam, wegen des erneuerten Anblicks des früher Geschehenen. Was ist schneller, als die Bewegungen eines geübten Auges [*]); und was also wird schneller fertig als eine räumliche Auffassung?

Da aber der Begriff des Raumes auf dem Merkmale des Auſsereinander beruht, so wollen wir jetzt noch genauer die psychologische Möglichkeit erwägen, daſs etwas als auſsereinander könne wahrgenommen werden.

Das Auſsereinander erfordert einen Punct auſser dem andern; und strenge genommen weiter gar Nichts, nicht einmal ein Mittleres zwischen beyden; wie sogleich daraus erhellt, daſs, wofern ein solches Mittleres vorhanden ist, alsdann dasselbe sich auſser Jedem der beyden, dadurch getrennten, Puncte, befindet, folglich zur Darstellung des Auſsereinander nun schon Einer der beyden Puncte überflüssig wird, und die einfachste Darstellung des Auſsereinander schon überschritten ist. Woher es nun komme, daſs dennoch die Phantasie sich sträubt, sich etwas als Auſsereinander vorzustellen ohne ein Mittleres dazwischen, — wobey ihr noch obendrein Geometer und Philosophen so kräftig als möglich das Wort geredet haben, — davon wird sich der Grund auf dem Wege der psychologischen Forschung entdecken.

---

[*]) Hiebey darf man nicht gerade voraussetzen, das Auge gehe genau auf einer Linie vorwärts und rückwärts; welches vielmehr sehr selten geschehn wird. Aber jede, auch die kleinste, krummlinigte Bewegung geht vorwärts und rückwärts in Ansehung des Perpendikels auf die Sehne des Bogens.

Ferner, das Auſsereinander erfordert gleichmäſsiges Vorstellen beyder, auſsereinander gelegenen Puncte. Denn es seyen *a* und *f* die beyden Puncte: so ist nicht minder *f* auſser *a*, als *a* auſser *f*; beyde tragen gleichviel bey zu dem Auſsereinander; und dasselbe schlieſst die Vorstellung beyder in gleichem Grade in sich.

Es kann scheinen, als würde dieser letzte Umstand sich aus den erwähnten Reproductionsgesetzen nicht hinreichend erklären lassen. Denn das beschriebene successive Vorstellen reproducirt zwar von jedem Puncte aus die übrigen, näheren und entfernteren, in ihrer Ordnung; aber dabey ist die Vorstellung Eines Punctes die reproducirende, diejenige also auch, welche vor allen andern lebhaft hervortritt, während da, wo wir zweyer Puncte Entfernung auffassen, unserer Meinung nach keiner von beyden vorherrschend soll aufgefaſst werden.

Dennoch gebe man Acht auf sich selbst, was da vorgehe, wo man die Entfernung zweyer Puncte mit den Augen messen will. Man wird wohl wahrnehmen, daſs es Mühe kostet, den einen Punct nicht mehr noch weniger als den andern zu sehen, und einen ruhigen Blick auf beyde gleichmäſsig zu vertheilen. Man wird sich leicht überzeugen, daſs ursprünglich das Auge zwischen beyden hin und hergeht, daſs es die Entfernung vorwärts und rückwärts durchläuft; daſs dadurch zwey Reproductionsgesetze gebildet werden, indem jeder von beyden Puncten, erst das Mittlere, Zwischenliegende, und dann den andern Punct reproducirt. Man wird einsehn, daſs erst nachdem das hiemit verbundene zwiefache successive Vorstellen sich ins Gleichgewicht gesetzt hat, erst nachdem beyde entgegengesetzte Reproductionen wider einander zu laufen beginnen, jene gleichmäſsige Vorstellung des Auſsereinander möglich wird; die also noch weiter von der ursprünglichen, gegebenen Empfindung absteht, als das erste Auseinandertreten, die erste räumliche Ausbreitung des Wahrgenommenen. Daher würde man das eigentliche und vollkommene Auſsereinander besser einen Begriff, als eine Anschauung nennen.

In dieser Erläuterung haben wir nun schon angenommen, es gebe zwischen den beyden Puncten ein Mittleres; dieses Mittlere werde durch die Vorstellung eines jeden seiner Endpuncte eiliger reproducirt, als der andere Endpunct; und so schiebe eine jede Reproduction das Mittlere gerade so zwischen die Endpuncte, wie es wirklich dazwischen liegen möge. Sollten wir nun dieses Zwischenliegende gar nicht entbehren können? Sollten die Puncte wirklich in einander schwinden, wenn das Zwischenliegende wegfiele? Und ist es denn wirklich nicht möglich, sich zwey nächste Puncte, genau an einander liegend, vorzustellen?

Gewiſs ist es unmöglich, so lange wir in dem Kreise der hier beschriebenen, sinnlichen Vorstellungsart verbleiben.

Denn das räumliche Vorstellen beruht, wie wir gesehen haben, auf einer abgestuften Verschmelzung einer Vorstellung mit einer Reihe anderer Vorstellungen. Wenn nun die Vorstellung *a* verschmolzen ist durch ihren Rest *r* mit *b*, durch ihren kleineren Rest r' mit *c*, durch ihren noch kleineren Rest r'' mit *d*, u. s. w. was würde nöthig seyn, damit *c* und *d* so nahe erschienen, daſs nichts mehr dazwischen Platz hätte? Nichts geringeres, als daſs zwischen den Resten r' und r'' kein mittlerer, folglich zwischen den durch sie bestimmten Reproductionsgesetzen für *c* und *d* ebenfalls kein mittleres Statt finden könnte. Nun aber besteht die Vorstellung *a* gewiſs nicht aus den Differenzen ihrer Reste; sie besteht überhaupt nicht aus Theilen; sondern verschiedene Grade der Verdunkelung erleidet sie zufälligerweise durch andre Vorstellungen; und sie kann deren unendlich viele erleiden. Und diese unendlich vielfache Möglichkeit, zwischen je zwey Resten, wie r' und r'', noch unzählige andre zu bestimmen, die ebenfalls ihre Verschmelzungen eingegangen seyn könnten, ist der Grund der unendlichen Theilbarkeit des sinnlichen Raums.

Dieser psychologische Grund hat mit den geometrischen Gründen für die unendliche Theilbarkeit des Raums nicht das geringste gemein; aber er unterstützt, unerkannt, den Glauben an die letztern auf das kräftigste, indem jede Bemühung, sich ein sinnliches Bild von aneinander liegenden Puncten zu machen, unfehlbar mislingt; welches denn, etwas übertrieben, so ausgesprochen zu werden pflegt: wir können uns keine aneinander liegenden, und doch gesonderten Puncte gedenken. — Wenn nun auf der andern Seite die Metaphysik zeigt, daſs man sich ein Continuum nicht denken könne, und daſs der Begriff des Auſsereinander völlig verdorben werde, sobald man sich erlaube, aneinander liegende Puncte für ineinander schwindend auszugeben, wobey man Extension und Intension vermische: so ist es nicht die gröſsere Gründlichkeit der Geometrie, sondern es ist ein psychologisch erklärbares Vorurtheil, welches die Untersuchungen der Metaphysik zurückweis't. Eigentlich ist gar kein Streit zwischen der Geometrie und Metaphysik über das Continuum; denn auch die Metaphysik kommt in ihren Constructionen auf dasselbe; sie kann es nur nicht als primäre Vorstellungsart zulassen, sondern muſs es in den Rang der secundären verweisen; daher sie denn auch nicht duldet, daſs geometrische Raumbegriffe unmittelbar auf die Materie, als das, wenigstens scheinbare, Reale im Raume, angewendet werden *).

§. 114.

Jetzt noch einige, zum Theil sehr nothwendige, und für die richtige psychologische Theorie des Raums unentbehrliche Bemerkungen über das Auffassen der bestimmten Gestalten im Raume.

Erstlich: Keine Gestalt wird gesehen, ohne Gegensätze im Farbigten. Man denke sich eine Figur mit

---

*) *De attractione elementorum*, §. 17—27.

unsichtbarer Tinte gezeichnet. Die Figur ist vorhanden; ihr Umriſs wird auch gesehen, aber er wird nicht eher unterschieden, als bis durch ein hinzukommendes Mittel die Zeichnung eine, von der übrigen Fläche abstechende Farbe bekommt. Diese abstechende Farbe hält den Blick an, der über die Fläche forteilen will; sie fängt gleichsam das Auge innerhalb des Umrisses, und macht es an demselben herumlaufen; dadurch wird die Gestalt erkannt.

Zweytens: schon ein einziger abstechender Punct wird bemerkt auf einer gleichfarbigen Fläche *); und ein einziger Flecken wird um so auffallender, je reiner übrigens die Fläche ist. Was geht hier vor? Diese Frage kann durch die bloſse Erwähnung des Contrastes nicht beantwortet werden; denn wenn man auch mit dem Worte Contrast einen bestimmten Begriff verbindet, so muſs man sich doch wundern, daſs die ganze Masse des Vorstellens, welches die Auffassung einer weiſsen Fläche erzeugt, nicht die schwache Vorstellung eines kleinen, dunkeln Punctes beynahe gänzlich hemme; man muſs sich wundern, daſs, scheinbar gegen alle statische Gesetze, die schwache Vorstellung sogar vorzugsweise heraustrete. Wir erinnern uns hier vor Allem der abnehmenden Empfänglichkeit für die Wahrnehmung der, überall entgegenkommenden Farbe der Fläche; der mehr geschonten Empfänglichkeit für die Auffassung des einzelnen Punctes. (Vergl. §. 94.) Ferner: indem der Blick, die Fläche durchlaufend, an den Punct stöſst, erleidet die Vorstellung der Farbe der Fläche ein plötzliches Sinken, (§. 77.) Ueberdies verschmilzt die Vorstellung des Punctes mit jener der Fläche, (nämlich mit jeder Stelle der Fläche in einem eigenen, bestimmten Grade,) und zwar erhält sie hier eine sehr beträchtliche

---

*) Ohne abstechende Puncte würde ursprünglich gar keine Fläche gesehen; denn die Stellen der Fläche unterscheiden sich nur durch die verschiedene Verschmelzung mit dem Abstechenden.

Verschmelzungshülfe, (vergl. §. 69.) Rückt also der Blick wieder über den Punct hinaus, oder faſst er auch nur zugleich mit demselben das Umliegende auf: so treiben doch, wegen der Verschmelzung, alle neuen Auffassungen der Fläche die, zwar zum Sinken gedrängte, Vorstellung des Punctes wieder hervor, in so fern sie die frühern, ihnen gleichartigen, aber mit jener verschmolzenen, Vorstellungen fortdauernd beleben. Hieraus kann man erkennen, was in der Seele vorgehe, indem sie beschäfftigt ist im Merken auf den Punct in der Fläche.

Drittens: die Richtung des fortlaufenden Blickes durchschneide eine auf der Fläche gezeichnete Linie (oder auch den Umriſs einer Gestalt). Das Auge wird an der Linie fortlaufen; und zwar in einem stumpfen Winkel gegen seine vorige Richtung. Denn es wird Anfangs, indem der Blick die Linie schneidet, gleichsam von zwey Kräften getrieben; eine davon ist eben jene Verschmelzungshülfe, welche auch schon auf den einzelnen Punct das Auge zurückwirft; die aber jetzt nur nöthig hat, senkrecht auf die, überall gleichgefärbte Linie das Auge, nachdem es die Linie durchschnitten hatte, oder zu durchschneiden im Begriff war, zurückzuwenden; anstatt der andern Kraft dient die einmal vorhandene Geschwindigkeit des forteilenden Blickes. Diese Zusammenwirkung ändert unaufhörlich, und sehr schnell, die Direction, in welcher der Blick fortgeht, bis die letztere mit der Linie zusammentrifft. Man muſs dabey bedenken, daſs der Anfang der Abänderung nicht erst dann geschieht, wenn der Mittelpunct des Gesichtsfeldes auf die Linie trifft, sondern sobald der Contrast zwischen der Linie, und dem jenseits gelegenen Theile der Fläche merklich werden kann.

Viertens: in geringer Entfernung von der Linie sey gleich Anfangs ein Punct aufgefaſst, und dessen Vorstellung, wie sich versteht, verschmolzen mit den übrigen Auffassungen. Indem das Auge an der Linie fortläuft, entfernt es sich von diesem Puncte; die Vorstellung desselben wird gehemmt, aber eben dadurch gespannt, und dasselbe begegnet der Verschmelzungshülfe. Zugleich nimmt die Empfänglichkeit für die Auffassung der überall gleichfarbigen Linie ab. Abgesehen nun von andern, etwa störenden Umständen, kommt ein Augenblick, wo die Vorstellung des Punctes mächtiger vordringt, als daſs die fortgehende neue Auffassung sie zurückhalten könnte; dann sucht das Auge den Punct; es kehrt zurück, und faſst ihn mit der durchlaufenen Strecke der Linie zusammen.

Fünftens: das eben beschriebene wird mannigfaltiger und verwickelter, wenn mehrere Puncte der Linie gegenüber stehn; wenn mehrere Linien neben einander sichtbar sind; wenn diese Linien zusammenhängen, oder in allerley Richtungen einander kreuzen. Es wird nicht bloſs mannigfaltiger, sondern auch bequemer, wenn die Linien gekrümmt sind, so daſs sie das an ihnen fortlaufende Auge von selbst auf die gesuchten Puncte zurückführen; wie z. B. die Kreislinie, die das Auge niemals weiter vom Mittelpunckte entfernt. Hieraus kann man beurtheilen, was geschehn müsse, wenn in einem Kreise ein Punct sichtbar ist, aber nicht in der Mitte; oder wenn der Kreis unrichtig gezeichnet ist. So etwas ist häſslich; und wir sind also hier an der Pforte der ästhetischen Urtheile über das Räumliche.

Ueberhaupt aber ist kein Zweifel, daſs es müsse *a priori* bestimmt und berechnet werden können, welche Bewegungen, welches Umherlaufen des Blickes, einer jeden Gestalt zukomme, unter der Voraussetzung, daſs das Auge sich der Gestalt hingebe, und keinem fremden Antriebe folge. Eben so gehört zu jeder Gestalt ein endlicher Ruhepunct für das Auge, dem es im Umherlaufen sich wenigstens annähern soll. Wäre jenes und dieses bekannt, so würde man dem ungeübten Auge seine Wege vorzeichnen, es würde einen Unterricht im Sehen geben können. Wäre die Pädagogik weiter ausgebildet, als sie ist, so müſste man hierauf in Rücksicht der Anschauungsübungen aufmerksam machen.

Uebrigens liegt in dem Ganzen dieser Bemerkungen eine physiologische Voraussetzung, nämlich *daſs sich das Auge dem Antriebe der Vorstellungen gemäſs bewege.* Dies geschieht eben so gewiſs, als wir die Hand nach den begehrten Gegenständen ausstrecken; die Gründe des einen und des andern aber werden eine allgemeine Beleuchtung erhalten im letzten Abschnitte dieses Buchs.

Man wird nach diesen Vorerinnerungen nun leichter die Wirkung derjenigen, aus der Erfahrung bekannten, Umstände beurtheilen können, von welchen die Auffassung eines *räumlichen Ganzen* abhängt. Deren sind, nach Beyseitsetzung der Begriffe, die etwan auf einen Gegenstand möchten übertragen werden, — hauptsächlich vier, die geschlossene Gestalt, die gegen den Hintergrund abstechende Farbe, die Beschäfftigung des Auges innerhalb des Umrisses, und, was am wichtigsten ist, die *Bewegung des Ganzen vor dem Hintergrunde.*

In Ansehung der geschlossenen Gestalt können diejenigen Figuren Zweifel erregen, deren Umriſs nur durch nahe stehende Puncte angedeutet wird. Das Auge springt hier leicht über die Zwischenräume weg; man könnte fast sagen, es fülle sie aus; wenn sie nicht um gar zu groſse Abstände von einander entfernt sind. Verschiedene Ursachen wirken dabey zusammen. Theils verschmilzt sogleich die Vorstellung eines Puncts mit den nächsten des Hintergrundes, wohin das Auge von ihm kommt; theils wird der Punct noch fortdauernd gesehen, weil das Gesichtsfeld nicht aufs Centrum beschränkt ist; und, dadurch gehoben, wird die Vorstellung des Puncts, die zugleich wegen der Auffassung des Hintergrundes sinken soll, in den Zustand des *Begehrens* versetzt (§. 104.), theils endlich giebt es eine physiologische Nachwirkung des Reizes im Auge, wie jene, vermöge deren eine glühende Kohle, im Kreise geschwungen, den ganzen Kreis leuchtend auszufüllen scheint. — Kommt das Auge aus der Mitte der Figur gegen die Gränze hin: so bewegt sich das ganze Gesichtsfeld, als eine ungetheilte Einheit; daher können selbst Puncte die Fortschreitung aufhalten.

Was die Färbung anlangt: so dürfte man beynahe den Satz aufstellen, daſs entweder der Gegenstand, oder der Hintergrund, schlicht seyn müssen, damit die Figur zusammengefaſst werde. Sind beyde bunt: so giebt es keine zulängliche Bevestigung der Gränzen, an welche anstoſsend, der Blick zurückkehren sollte. Dies wird am stärksten dann empfunden, wenn viele krumme Linien sich in einander einwickeln. Wer kennt nicht das Geschlinge der Himmelskarten, und die Beschwerde, die man überwinden muſs, um die Figuren aus dem allgemeinen Gewirre herauszusondern?

Die Beschäfftigung des Auges innerhalb der Figur setzt voraus, daſs Figur in Figur, eine Zeichnung in der andern, enthalten sey; wodurch der Blick selbst innerhalb des Umrisses vielfältig aufgehalten, zurückgeworfen, umhergeführt wird; wie es bey den allermeisten sinnlichen Gegenständen der Fall ist, über die man nicht so leicht hinwegkommt, wie über eine einfache geometrische Zeichnung. Die Wirkung der in einander eingeschalteten Figuren ist im Allgemeinen eine verstärkte Auffassung durch die Verweilung; während über eine ganz einfarbige Fläche das Auge sehr schnell hinweggleitet; da es mit schon erschöpfter Empfänglichkeit noch immer dasselbe sieht: die nähern Bestimmungen dieser Wirkung können sehr mannigfaltig seyn. Es kommt alles darauf an, wie die verschiedenen Reproductionsgesetze, welche aus den einzelnen Zügen der Zeichnung entstehn, zusammen passen. Je nachdem sie einander im Ablaufen der Reihen begünstigen oder widerstehen, ist der Gegenstand schön oder häſslich. Ein leichtes Beyspiel der Begünstigung geben die vielen Parallelen in Werken der Architectur, die durch ein einziges schief liegendes Parallelogramm könnten entstellt werden, wie etwa durch ein schiefes Fenster, u. d. gl.

Endlich die Bewegung des Ganzen vor seinem Hintergrunde, (sey sie auch nur scheinbar, wie wenn uns im Spazierengehn ein Baum vor der dahinter liegenden Landschaft vorüberzuwandeln scheint,) hat offenbar die Folge, daſs sich das Ganze losreiſst von der Umgebung. Allein diesen Punct müssen wir, der Folgen wegen, genauer überlegen.

Aehnliche Reproductionsgesetze, wie die zwischen den Partialvorstellungen des Ganzen, verknüpfen auch die Vorstellung des Ganzen mit denen der Umgebung. Wer den Spiegel an der Wand erblickte, der wird an der Wand zuverlässig vermöge der Reproduction den Spiegel vermissen und suchen, nachdem derselbe weggenommen ist. Hängt aber nunmehr der Spiegel an einer neuen Wand: so entsteht eine neue Verschmelzung. Wird die Stelle des Spiegels abermals verändert: so sollten jene beyden Wände, als seine Umgebung, zugleich reproducirt werden; allein schon jetzt entsteht eine Hemmung unter den Reihen, welche stets gröſser wird, wenn der Spiegel seinen Platz noch öfter verändert. Von der solchergestalt allmählig vollständiger erfolgenden Isolirung der Vorstellungen war schon im §. 101. die Rede; allein dort konnte noch nicht derjenige Hauptumstand ins Licht gesetzt werden, welcher die Vorstellungen des Räumlichen als solche betrifft.

Es bewege sich ein Gegenstand continuirlich vor einem bunten Hintergrunde vorüber. Da seine stets veränderte Umgebung immer mit ihm verschmilzt; so muſs in der gesammten Reproduction aller Umgebungen sich endlich jede bestimmte Zeichnung und Färbung durch gegenseitige Hemmung auslöschen; aber das Gemeinsame aller dieser Reproductionen, nämlich die Ordnung des Zwischenliegenden, also die Räumlichkeit, muſs dennoch bleiben. Daher nun der Raum selbst, in welchem wir jeden sichtbaren oder fühlbaren Gegenstand, als in eine unbestimmte Umgebung, hineinversetzen, sobald wir ihn denken! Was ist dieser Raum? Nichts anderes als eine unzählbare Menge höchst gehemmter Reproductionen, die von dem Gegenstande nach allen Richtungen ausgehn.

Nachdem für eine Menge gesehener Gegenstände ein solcher Umgebungs-Raum in der frühesten Kindheit einmal war erzeugt worden: konnte es nicht fehlen, daſs jede neue Gesichtsvorstellung, indem sie ihre ganz oder nahe Gleichartigen zurückrief, sich auch in deren Umgebungsraum versetzte, sich etwas davon aneignete. Für das reifere Alter hat sich ein solcher Ueberfluſs an leerem Raume gesammelt, daſs wir gegenwärtig auf ihm alle unsre Bilder zeichnen, ihn durch sie bestimmen.

Hierauf nun endlich gründet sich ein sehr merkwürdiges psychologisches Phänomen, nämlich die Reproduction wegen der Gestalt. Sie ist etwas so Alltägliches, daſs man sie an einem ganz leichten Beyspiele zureichend erkennen wird. Es ist uns gleich, ob eine Schrift schwarz auf weiſs, oder (auf der Schiefertafel) weiſs auf schwarz vor unsern Augen liegt; wir lesen sie auch eben so leicht, wenn sie mit rother Tinte, oder mit goldenen Buchstaben geschrieben ist. Wie kann das seyn? Sicherlich nur durch eine Reproduction der einmal bekannten Zeichen. Aber wer die schwarzen Buchstaben gelernt hat, wie können dem diese schwarzen Figuren wieder einfallen, wenn er die rothen oder die goldnen sieht? Zwischen den einfachen Empfindungen roth und schwarz ist Hemmung; das Gegentheil der Reproduction. Diese letztere konnte unmittelbar durchaus nicht erfolgen; gleichwohl geschieht sie mit gröſster Leichtigkeit. Also ist ein Mittelglied dazwischen getreten; und dies ist eben jenes dunkle Raumbild, welches sich auf gleiche Weise an Rothes und Schwarzes anschlieſst, und aufgerufen vom einen, sogleich das andere herbeyführt, von welchem es eine ähnliche Bestimmung erhielt. Es ist der gemeinste Stoff, den wir haben, viel wohlfeiler als alle sinnlichen Empfindungen; wir verarbeiten ihn unaufhörlich, mengen, versetzen und verfälschen alles mit ihm, — und kennen ihn doch nicht, wenn er uns in der Metaphysik als ein unendliches Nichts entgegentritt!

Daſs nun mit der Reproduction wegen der Gestalt auch Hemmung wegen der Gestalt verbunden seyn kann, versteht sich von selbst. Und hier schlieſst sich diese Untersuchung an jene gegen das Ende des §. 100.

Anmerkung.

Ueber räumliche Constructionen.

Der Raum hat in seinem Ursprunge nur zwey Dimensionen; er ist eine Ebene. Beym ersten Entstehen des räumlichen Vorstellens bildet sich sogar nur eine Linie, und zwar eine gerade; denn das erste Reproductionsgesetz erzeugt sich nur in so fern, als in der Bewegung des Gesichtsfeldes ein Vorwärts und Rückwärts angenommen werden kann (§. 111.). Und dieses Reproductionsgesetz ist Anfangs nur eins; seinem Wege kann man nur zwey völlig entgegengesetzte Richtungen zuschreiben. Allein das räumliche Auffassen des Gefärbten oder Betasteten ist noch keine Vorstellung des Raumes selbst; der, wie vorhin gezeigt, erst von der Bewegung der Gegenstände auf ihrem Hintergrunde allmählig erzeugt wird. Wenn es dahin kommt: dann ist längst das Vorwärts und Rückwärts nach allen Richtungen in der Ebene des Gesichtsfeldes geläufig geworden. Hingegen die dritte Dimension kann bekanntlich ursprünglich nicht gesehen werden; man muſs sie als etwas hinzukommendes um so mehr betrachten, da die Vorstellung des ganzen vollständigen Raumes sich in die drey Combinationen: Länge und Breite, Länge und Dicke, Breite und Dicke, immer wieder auflöset.

Man setze nun einen Punct auf die Ebene. Dieser Punct, als im Raume befindlich, ist der Anfang aller möglichen Richtungen in der Ebene; und die Vorstellung desselben steht im Begriff, nach allen Richtungen gleichmäſsig auseinander zu gehn. Der Punct ist nichts anders als ein concentrirtes System aller Reproductionen, die zur Darstellung des Auſsereinander geeignet sind. Wer daran nicht glauben will: der versuche einmal den Punct ohne die Ebene, und überhaupt ohne alle Umgebung — das heiſst, ohne alle davon ausgehende reihenförmige Reproduction zu denken. Das wird nicht gelingen; man kann den Punct nur irgendwo denken.

Man ziehe eine Linie. Das heiſst, man bewege den Punct. Im ersten Beginnen dieser Bewegung wird demnach aus allen möglichen Reproductionen, die von ihm ausgehn konnten, eine hervorgehoben; aber die nunmehr hervortretende Vorstellung gleicht vollkommen der vorigen, daher betrachtet man sie als dieselbe, als den nämlichen Punct, von dem man sagt, er, der eine und gleiche, bewege sich. Also ist das ganze System von Richtungen, die von ihm ausgingen, von einerley Vorrückung ergriffen, und alles, was darin mag unterschieden werden, ist um gleich viel von der Stelle gekommen. — Soll nun die Vorrückung eben so gleichmäſsig fortgesetzt werden: so wird die Linie gerade. Und die gerade Linie ist diejenige, deren Normalen (oder andre von ihr seitwärts ausgehende Richtungen) sich stets parallel fortbewegen während sie selbst gezogen wird.

Es mag wohl sehr befremden, daſs ich den für so räthselhaft gehaltenen Parallelismus ganz unbedenklich in die Erklärung *) der geraden Linie hineinbringe. Allein mit allem Respect gegen die Mathematiker, mit denen ich hier nicht gern streiten möchte, bitte ich, daſs man auf sich Acht gebe, was man thue, wenn man in Gedanken eine Linie zieht. Jedermann wird bekennen, daſs ihm dabey ein Raum vorschwebe, der seitwärts von der Linie liegt, und den sie selbst in der Mitte durchschneidet. Dieser Raum gehört nun freylich nicht in die Erklärung, die man von der Linie gern geben möchte, um bloſs die in ihr liegenden Merkmale anzugeben; aber er gehört sehr wesentlich zur psychologischen Beschreibung dessen, was im Geiste während des Ziehens der Linie vorgeht; denn die Puncte, zu denen man gelangt, wären nicht Raumpuncte, wenn sie nicht den *nisus* in sich trügen, nach allen Seiten zu reproduciren. Bewegt sich ein Punct, so nimmt er diesen *nisus* überall hin mit, wohin er kommt. Soll er sich selbst in diesem *nisus* nicht stören: so muſs die Linie gerade fortgehn, wie sogleich noch klärer werden wird.

---

*) Eine logische Erklärung soll es überhaupt nicht seyn, sondern eine psychologische Bezeichnung des *nisus* in unsern Vorstellungen.

Man ziehe zwey convergirende Linien. Bey der mindesten Convergenz, und indem man nur anfängt, ihr gemäſs den Zug zu beginnen, drängen und streiten schon die seitlichen Reproductionen wider einander, denn die Forderung der Convergenz bedeutet gerade so viel, als: man soll im Fortgange das, von beyden Linien her sich begegnende, Zwischen-Schieben (durch die Reproductionsgesetze) nunmehr vermindern; wodurch diesen Gesetzen offenbar Abbruch geschieht. — In dem Augenblicke, wo die Linien sich schneiden, wird den Reproductionen die gröſste Gewalt angethan; nach dem Durchkreuzen hingegen werden sie wiederum in Freyheit gesetzt. Und nun folgt eine andre Art von Anstrengung. Man muſs nämlich, um die sich immer weiter entfernenden Linien doch noch in Gedanken zusammenzuhalten, immer mehr zwischen sie einschieben; das heiſst, man muſs sie selbst langsamer vorrücken lassen, damit den seitlichen Reproductionen Zeit gelassen werde, einander zu begegnen. Zieht man die Linien zu rasch: so entläuft eine der andern.

Man ziehe eine krumme Linie. Man soll also die Richtung, in der man fortgeht, jeden Augenblick ändern. Beym ersten Beginnen hatte man ohne Zweifel eine Richtung, das heiſst, ein gleichmäſsiges Fortgehen des Anfangspuncts mit allen seinen Reproductionen. Jede solche Reproduction, die, wenn man sie ins Bewuſstseyn höher hebt, selbst eine Seitenlinie ergiebt, und nun wiederum von jedem ihrer Puncte aus seitwärts reproducirt, — war um gleichviel fortgeschoben; das heiſst, sie war zum zweytenmale dargestellt, und so neben sich selbst gelegt, daſs die zuvor beschriebene Convergenz oder Divergenz nicht eintreten konnte. — Jetzt aber soll die erste Linie sich krümmen. Also müssen ihre correspondirenden Seitenlinien nunmehr die vorige Negation der Convergenz oder Divergenz verlieren: das heiſst, sie müssen convergiren und divergiren; wobey eine Gewalt, die wir unsern Vorstellungen anthun, dunkel gefühlt wird. Daher wird das Krumme zum Symbol des Falschen und des Bösen; hingegen das Gerade zum Symbol des Rechten.

Man ziehe Parallelen, gleichviel ob krumme oder gerade. Hier kommen uns glücklicherweise die Mathematiker zu Hülfe; die den Parallelismus krummer Linien längst auf die seitliche gleich groſse Reproduction zurückgeführt haben, indem sie fordern, man solle alle Normalen einer Curve ziehen, hierauf gleiche Stücke abschneiden, und die Endpuncte verbinden, um die Parallele jener Curve zu haben. Warum denn bey den geraden Linien so groſse Umstände? —

Die Geometrie nimmt *den Punct, als liegend in der Ebene, und als beweglich in derselben,* an. Dieses ihr erstes Gegebenes, um dessen Ursprung sie sich nicht kümmert, sollte sie gleich Anfangs doch wenigstens analysiren. Statt dessen springt sie ab von der Sache; sie construirt zwey, drey, von einander unabhängige Linien, läſst sie zum Dreyecke zusammen stoſsen, und meint nun erst recht in ihrem Elemente zu seyn, wenn sie anfangen kann, von der Congruenz der Dreyecke zu reden. Kein Wunder, daſs ihr hinterher die Begriffe fehlen, die sie übersprang, als es Zeit war, sie zu entwickeln. Bekanntlich kommen bey den Parallelen drey

Umstände vor, die zusammen gehören: das *Nicht-Schneiden*, der *gleiche Abstand*, und die *gleiche Richtung*. Diese drey Umstände muſsten gleich in der Construction der Parallelen mit gleicher Deutlichkeit, und in ihrer nothwendigen Verbindung, zugleich hervortreten; aber die künstlichen Mittel, durch die man sie hintennach zusammenfügen will, sind nichts als Nothbehelfe, welche selbst dann, wenn sie vor der geometrischen Kritik sich rechtfertigen könnten, (wenn das, was die Geometer unter dem Namen einer Parallelentheorie noch immer suchen, gefunden würde,) die frühere Vernachlässigung nicht wieder gut zu machen im Stande wären. Ich weiſs nicht, ob ich es den Geometern werde recht machen können; aber auf folgendes will ich aufmerksam machen.

Die Ebene *umgiebt* den Punct, der *in* ihr liegt; und man kann *aus* ihm *in* sie treten. Man vollziehe dies Heraustreten mit der mindesten Bewegung, aber auf eine bestimmte Weise. Alsdann ergiebt sich:

1) Der Punct, den man verlieſs, liegt nun *mitten zwischen* der Stelle, wohin man gelangt ist, und einer andern, von der man sich *genau um eben soviel entfernt* hat, als um wieviel man fortrückte. Geht man rückwärts, das heiſst, tritt man wieder in den Punct, aus dem man kam, so nähert man sich jener Stelle um ebensoviel.

2) Bey der ersten Fortrückung hat man einen Theil der Ebene dergestalt durchschnitten, daſs dieselbe zu beyden Seiten liegen blieb; und man ist *neben* dem, was zerschnitten wurde, vorübergegangen. Ohne Zweifel konnte man auch in dieses Nebenliegende der Ebene aus dem Puncte übergehn; man kann also auch jetzt den gemachten Uebergang dergestalt verändern, daſs er in das Nebenliegende der einen oder der andern Seite eintrifft. Aber diese beyden Veränderungen sind entgegengesetzt; der erste Uebergang liegt *mitten zwischen* ihnen, die Veränderung nach der einen Seite hin ist also

Entfernung von der andern. Oder mit andern Worten: auch für die Drehung giebt es zwey Richtungen.

3) Jeder Uebergang liegt auf diese Weise zwischen zweyen andern. Die Ebene aber umgiebt den Punct gleichförmig. Also ist die Möglichkeit der Veränderung des Uebergehens allenthalben um den Punct herum gleichförmig; oder kurz, die Radien des Kreises um den Punct liegen allenthalben gleich dicht.

4) Alle Krümmung ist Drehung; die gerade Linie aber verfolgt eben in so fern einerley Richtung, in wiefern sie die Drehung vermeidet. Um dies einzusehn: überlege man nur die einfachste, — wenn man will, unendlich kleine Fortrückung. Da der Punct, welcher eine Linie beschreibt, jede Stelle, die er durchläuft, fortdauernd bezeichnet, (er wird nämlich in Gedanken überall da, wo er war, auch vestgehalten; sonst würde die gezogene Linie hinter ihm verlöschen): so versetzt er sich mit allen von ihm ausgehenden Richtungen von einem Orte zum andern. Beym Fortrücken nun zieht er jene eben zuvor (1) bezeichnete Stelle, von der man sich um eben soviel entfernt, als das Fortrücken beträgt, — hinter sich her; sie muſs in den vorigen Ort des Puncts fallen, welcher genau die Mitte ist zwischen ihrem vorigen und seinem jetzigen Platze. Dies liegt unmittelbar in dem Grundbegriffe des *Zwischen*, welcher der wahre Ursprung aller Reihenformen ist. Wiederholt sich das Fortrücken: so zieht entweder der Punct wiederum dieselbe Stelle hinter sich her; — oder eine andre. Im letztern Falle geschieht zweyerley zugleich; vorn eine Krümmung, hinten eine Drehung. Im ersten Falle bleibt hinten die Richtung, und vorn geht die Linie gerade fort.

5) Man betrachte den Punct an zweyen Orten auf der geraden Linie, die er beschrieben hat. Man verändere an beyden Orten die Richtung um gleichviel; nach einerley Seite abwärts von der geraden. So ist die Richtung, die man beydemale erhält, eben so gewiſs dieselbe,

als der Punct noch derselbe ist; weil auch alles Uebrige gleich ist. Zieht man nun gerade Linien in die zweymal erhaltene Richtung hinaus: so muſs auch diese Handlung des Ziehens als eine und dieselbe angesehen werden, und beyde Linien müssen stets gleich lang seyn. Sie können sich nie schneiden, ja, ohne besondere Anlässe kann nicht der Gedanke ihres Schneidens entstehn, weil im Durchschnittspuncte verschiedene Richtungen zusammenstoſsen muſsten; es soll aber keine Krümmung, also auch keine Drehung vorgefallen seyn. Der Eine, ungetheilte Actus des Ziehens beyder zugleich, führt die anfängliche Linie, welche ihre Entfernung zuerst bestimmte, (gleichviel ob unmittelbar oder vermittelst eines davon abhängenden Perpendikels) stets mit sich fort, so daſs von ihr die Fläche eines wachsenden Parallelogramms beschrieben wird. Dabey kann nie eine Drehung vorfallen. Denn jede der beyden Linien zieht immer nur einerley Stelle hinter sich her, deren Winkel gegen die anfängliche gerade, ein für allemal bestimmt ist. Geschähe aber das Ziehen ungleichmäſsig: dann freylich würde die Linie zwischen den jedesmaligen Endpuncten sich, indem sie die Fläche beschreibt, zugleich drehen; und dies müſste sich verrathen, indem man diejenigen Endpuncte zusammenfaſste, die durch den gleichmäſsigen Zug hätten entstehen sollen.

Ohne Zweifel wird man diesen Gedanken ein mehr geometrisches Kleid geben können; allein darauf kommt es mir nicht an. Auch muſs der Gegenstand in der Metaphysik noch etwas anders behandelt werden wie hier. Doch in der Erklärung der Parallelen kommen beyde Untersuchungen überein; es sind vervielfältigte Darstellungen Einer Richtung. Darauf gründet sich das Nicht-Schneiden und der gleiche Abstand ganz unmittelbar; die Unmöglichkeit des Schneidens ist die Identität der Richtung; und der Abstand (oder statt seiner die dritte durchschneidende Linie, welche das Parallelogramm schlieſsen hilft) hält die Darstellungen dieser Richtung als ein Vieles auseinander. Läſst man den Abstand schwinden, so fallen die Parallelen in Eine Linie zusammen; gestattet man das Schneiden, so entzweyt man die Richtung. Der psychologische Ursprung der Parallelen ist das Vesthalten des allgemeinen Begriffes der Richtung; während der Punct, von dem man ausgeht, an verschiedene Orte zugleich hinversetzt wird. Könnte man den allgemeinen Begriff der Richtung auf der Tafel zeichnen, so würden die Geometer schwerlich je über Parallelen gestritten haben; da man es nicht kann, werden sie vielleicht ewig darüber streiten.

Die übrigen räumlichen Constructionen lassen sich zum Theil aus dem Vorigen leicht ableiten (so ist z. B. das Perpendikel auf eine Linie, psychologisch betrachtet, nichts anders als die von derselben seitwärts gehende Reproduction, nachdem in ihr alles Entgegengesetzte sich gehemmt hat, wie man aus der Zerlegung der Richtungen sogleich findet;) theils würden sie hier zu weitläuftig werden.

Aber merkwürdig ist, daſs, nachdem einmal geometrische Constructionen auf dem leeren oder als leer betrachteten Raum in Gang gekommen sind, sie sich überall, mit und ohne Willkühr einschieben; — so wird eine Reihe von Bäumen als eine gerade Linie, ein Polygon von mehr als etwa sechs Seiten als ein Kreis gesehen, — ja daſs sie sich aufdringen, als das, was seyn sollte, im Gegensatz der Sinnendinge wie sie sind. Dies ist zunächst nur ein Zeichen des Uebergewichts der ältern, längst vielfach verknüpften und ausgebildeten Vorstellungsmassen über die momentanen, mit schwacher Empfänglichkeit erzeugten, neuen Wahrnehmungen; ästhetische Urtheile können noch hinzukommen, und das eigentliche Sollen herbey bringen, welches allemal, wo es vorkommt, von ihnen ausgeht, und ihren Gegensatz gegen das Wirkliche bezeichnet.

§. 115.

Betrachtungen über die dritte Dimension bis zu denen

über das Solide *) versparend, kommen wir jetzt auf die Vorstellungen des Zeitlichen. Diese sind offenbar mit denen des Räumlichen sehr nahe verwandt; daher wird das Vorstehende hier nur einige Modificationen erhalten.

Das Zeitliche, mit seinem bestimmten Unterschiede des Vorher und des Nachher, gestattet keine solche, auf gleiche Weise wider einander laufende, Reproductionsfolgen, wie das Räumliche (§. 113.). Dennoch genügt auch hier nicht das einfache Ablaufen einer Vorstellungsreihe, welches von einer einzigen reproducirenden Vorstellung ausgehn könnte, nach §. 112. Vielmehr, die Vorstellung des Zeitlichen als eines solchen kommt darin mit der des Räumlichen überein, daſs eine Strecke desselben auf einmal vorliegen muſs, wie sie eingeschlossen ist zwischen ihrem Anfangs- und Endpuncte. Ein flieſsendes Vorstellen, fortgleitend von dem Anfangspuncte zum Endpuncte, würde zwar selbst Zeit verbrauchen; aber es würde die Zeit nicht darstellen, indem es von dem Successiven einen Theil über dem andern fahren lieſse, anstatt das ganze Successive zusammenzufassen.

Beyde, der Anfangs- und der Endpunct, gehören gleich wesentlich zur Auffassung des Zeitlichen, und müssen darin mit gleicher Klarheit vorkommen. Daſs sie aber mit einander nicht verwechselt werden, dafür sorgt schon die Wahrnehmung selbst, welche das Zeitliche zu unserer Kenntniſs bringt. Denn sie gestattet nicht, daſs wir in ihr, wie in der räumlichen Auffassung, jeden beliebigen Punct zum ersten machen, und die Reproductionsfolgen nach Gefallen rückwärts und vorwärts kehren. Vermöge der Verschmelzung, die in dem zeitlich wahrgenommenen entstehen muſs, reproducirt zwar jeder Punct sowohl Vorhergehendes als Nachfolgendes, aber jedes auf verschiedene Weise. Hierüber ist im §. 112. ausführlich geredet worden.

---

*) Im §. 143.

Wir brauchen also nur eine Vorausſetzung anzunehmen, unter welcher der Anfangspunct und der Endpunct einer Zeitſtrecke gleiche Klarheit im Bewuſstseyn erlangen können; alsdann wird ſich das Uebrige von ſelbſt finden. Geſetzt demnach, von einer Reihe wohl verſchmolzener ſucceſſiver Wahrnehmungen werde am Ende die erſte und die letzte wiederholt: ſo reproducirt jede von beyden das zwiſchenliegende, aber jede nach ihrer Art. Die Reproduction des Endpuncts ſtellt die ganze Reihe auf einmal vor Augen, aber mit rückwärts abnehmender Stärke, ſo daſs die vorderſten Glieder der Reihe wie in einen dunkeln Hintergrund treten. Zugleich durchläuft die Reproduction des Anfangspunctes alle Glieder von vorn nach hinten: oder eigentlich, ſie wirkt auf alle zugleich, aber läſst die frühern eiliger als die ſpätern hervorkommen, ſo daſs die ganze Reihe in einem ſolchen unaufhörlichen Uebergehn in allen ihren Theilen ſchwebend erhalten wird, wie es der wirklichen ſucceſſiven Wahrnehmung analog iſt.

Indem nun jene erſte Reproduction gleichſam eine Perſpective in die Ferne eröffnet, und die zweyte aus dieſer Ferne etwas näher kommen läſst: fehlt noch das Merkmal, das Entfernte ſey nicht; es fehlt die Negation in dem Begriffe des Aufhörens. Aber wenn man von dem Zeitlichen als einem Sinnlichen und Anſchaulichen redet, ſo wird man dieſes Merkmal in dem Nacheinander nun ſchon entbehren müſſen. Denn wie auch der Unterſchied zwiſchen Anſchauungen und Begriffen möchte beſtimmt werden, ſo wird doch Niemand behaupten, daſs eine Negation könne angeſchaut werden. Daraus ergiebt ſich, daſs, wie oben von dem Auſsereinander im eigentlichſten Sinne, eben ſo hier von dem Nacheinander zu ſagen iſt, die Vorſtellung deſſelben ſey vielmehr ein Begriff als eine Anſchauung. Bis an die Gränze der Begriffe aber haben wir beyderley Vorſtellungen nunmehr verfolgt und ihren Urſprung pſychologiſch erkannt.

Es bleiben nun noch einige Bemerkungen über die

Zeit zu machen übrig, welche theils jenen frühern über den Raum analog sind, theils ihrerseits Veranlassung geben können, den Raum genauer zu untersuchen.

Am Ende des §. 114. haben wir gesehen, wie die Vorstellung des Raumes selbst, verschieden von denen des Räumlichen entsteht. Das dunkle Bild des leeren Raums ist ursprünglich das Gemisch der gegenseitig beynahe gänzlich sich hemmenden Reproductionen, welche von der Vorstellung eines Gegenstandes ausgehn, dessen Bewegung vor einem bunten Hintergrunde man zuvor beobachtet hat. Natürlich bildet sich auf ähnliche Weise eine Vorstellung der leeren Zeit. Um den Gegenstand so deutlich als möglich in der Erfahrung zu erblicken: erinnern wir uns, daſs die leere Zeit am stärksten dann wahrgenommen wird, wenn sie als Paüse in der Rede oder in der Musik vorkommt. Gesetzt, der Prediger auf der Kanzel, der Lehrer auf dem Katheder, stocke mitten in seinem Vortrage; oder es sey in einem Tonstück (wie die Componisten zuweilen absichtlich thun) ein ganzer Tact Pause für alle Instrumente absichtlich angebracht: so wird jeden Augenblick der Fortgang des Vortrages erwartet; und in diesem Erwarten mehr als jemals sonst, die leere Zeit wahrgenommen. Man kann auch das letzte Beyspiel abändern. Mitten in einer sehr vollstimmigen Musik, worin, wie etwan in der Fuge, ein Gewühl von Melodien gleichzeitig durcheinander fuhr, sey auf einmal nur eine Stimme hörbar, welche eine lange Note aushält, während alle übrigen Stimmen schweigen. Hier wird nicht leere Zeit eintreten, denn man hört fortwährend die ausgehaltene Note. Aber dagegen wird dieser eine Ton als dauernd wahrgenommen; warum? weil auf ihn die Töne der andern Instrumente, welche man erwartet, aber nicht hört, übertragen werden. Der Grund liegt hier ganz klar am Tage. Die Bewegung des bis dahin vernommenen Vortrags hat die Vorstellungen dergestalt aufgeregt, daſs sie alle mit einem unbestimmten Streben zur Reproduction fortwirken. Unbestimmt ist es jedoch nur in so fern, als die zuletzt aufgefaſsten Theile des Vortrags früher schon mannigfaltig mit andern Vorstellungen in den verschiedenen Abstufungen ihrer Reste verschmolzen waren. Aus dieser Ursache löschen sich die Reproductionen beynahe aus, und es bleibt nichts als die Form derselben, das Nacheinander, noch merklich. Anders verhält es sich, wenn mitten in einer bekannten Melodie die Pause eintritt. Hier ist die Reproduction bestimmt; sie ruft den gewohnten Fortgang herbey.

Jedermann weiſs, daſs mit dem Warten sich ein sehr unangenehmes Gefühl verbinden kann. Wenn in dem bekannten Vortrage (eines Liedes, eines Gedichts, eines Schauspiels) eine Stockung eintritt: so ergänzt zwar der Hörer sogleich das Nächstfolgende; allein eben dadurch rückt in ihm die bekannte Reihe weiter vor; fängt nur der Redner oder Sänger nach seiner Verspätung da wieder an, wo er vorhin stehn blieb, so verschiebt sich die Reihe der Wahrnehmungen gegen die der Reproductionen; die Glieder beyder Reihen, welche gleichmäſsig ablaufen muſsten, treffen falsch auf einander; und dies stört nicht bloſs die Vorstellungen einzeln genommen, sondern auch das an sie geknüpfte, von ihnen fortwährend ausgehende Streben zum fernern Reproduciren.

Aber auch wenn die Reihe der Wahrnehmungen noch nicht zuvor bekannt war: so ist dennoch ihre Unterbrechung widrig. Das Gefühl der leeren Zeit ist an sich unangenehm. Warum? Weil es aus Reproductionen von entgegengesetzter Art entsteht, die sich, eben indem sie ins Bewuſstseyn fortwährend vordringen, gegenseitig Gewalt anthun. Hieher gehört das peinliche Gefühl der Langenweile; analog dem des wüsten leeren Raums. Die Pause in der Musik gleicht einer leeren Stelle in einem alten Gemälde, von welchem hie und da die Farbe abgeschabt ist; oder auch dem Loche in einem Kleide.

Gesetzt, wir haben ein Gespräch geführt, das oftmals abbrach; und immer von neuem angesponnen, doch niemals recht in Zug kam: so sagen wir am Ende, die Zeit sey uns lang geworden. Hier kommt nun zu den unangenehmen Empfindungen während der Pausen noch etwas anderes. Wir irren uns in Hinsicht der verflossenen Zeit; wir schätzen sie unrichtig; unsre Uhr sagt uns, es sey nicht, wie wir meinten, eine ganze, sondern nur eine halbe Stunde verflossen. Dagegen, wenn ein Gespräch so fortläuft, daſs sein Anfangspunct uns während der ganzen Zeit mit allem, was hinzukommt, wohl verschmelzend noch gegenwärtig bleibt am Ende: dann täuschen wir uns auf entgegengesetzte Weise; wir haben Mühe, zu glauben, daſs schon soviel Zeit verlaufen sey. Um dies zu erklären: erinnere man sich an die Eigenthümlichkeit der rückwärts gerichteten Reproduction. In der Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, stehe man am Ende bey *e*. Diese letzte Vorstellung ruft die vorhergehenden jedesmal simultan zurück; aber abgestuft; so weit die Verschmelzung reicht. Waren damals, als *c* eintrat, *a* und *b* schon ganz gesunken: so kann jenes nur *d*, und minder *c* hervorrufen. Indem, hiedurch freyer von der Hemmung, sich nun durch eigne Kraft *c* höher hebt: steigen allmählig auch *a* und *b*. Aber eben diese Vorstellungen konnten auch unmittelbar von *e* hervor gehoben werden, wenn nur damals, als die Reihe sich bildete, *a* und *b* noch im Bewuſstseyn gegenwärtig blieben, indem *e* hinzutrat. Ueberdies fällt die Abstufung verschieden aus, je nachdem die Reihe in ihrem Entstehen sich zusammenfügt. Wäre das ganze *a*, das ganze *b*, und so ferner, völlig ungehemmt gewesen, als *e*, das letzte Glied, hinzukam: so würde gar keine Abstufung in der Reproduction seyn; und *e* würde die vorigen Glieder gar nicht als ein Vergangenes, sondern als ein Gegenwärtiges reproduciren. Dieser Aufhebung der Zeitform nähert sich nun die Reproduction um so mehr, je gröſsere Reste der frühern Glieder sich mit den späteren vereinigt haben; die verfloſsene Zeit erscheint also in diesem Maaſse kürzer; im umgekehrten Falle desto länger.

Es ist nun nicht schwer einzusehn, daſs die Langeweile zwey entgegengesetzte Ursachen haben kann. Steht der Zuhörer hoch über dem Vortrage, der ihm gehalten wird, so langweilt er sich; steht er tief darunter, so begegnet ihm dasselbe. — Im ersten Falle schiebt er als gedankenreicher Kopf seine eignen, schnell hervorspringenden Vorstellungen überall zwischen ein, und drängt hiedurch die Glieder der ihm dargebotenen Reihe gleichsam auseinander, so daſs sie nicht gehörig verschmelzen kann; überdies hemmt er als Kritiker durch seinen Tadel die einzelnen Glieder, welches die vorige Einwirkung noch vermehrt. Der Ungebildete würde sich dem Vortrage hingegeben, und die ihm dargebotene Unterhaltung fröhlich genossen haben. Dagegen wenn auf gebildete, kenntniſsreiche Männer eine Unterhaltung berechnet ist: so gehören zu der dargebotenen Reihe alle die Gedanken, die sie selbst hinzuthun sollen. Man redet mit ihnen eine bekannte Sprache; die aber für den Unkundigen nichts bedeutet. Das Unverstandene giebt dem Letzteren verworrene Reproductionen; und eben diese sind der Sitz der Langenweile.

Wir können hier noch die Frage berühren, wie weit überhaupt die psychologische Möglichkeit reiche, den Unterschied der Zeiten wahrzunehmen. Es ist gewiſs, daſs wir diese Möglichkeit als in sehr enge Gränzen eingeschlossen betrachten müssen. Wenn eine Folge von Vorstellungen in solchen Zeitabschnitten gegeben wird, welche dem Vorrücken des Erdballs um einen Fuſs, oder gar dem Fortschritte des Lichts um einen Zoll, entsprechen: so ist kein Zweifel, daſs hunderte solcher Vorstellungen, wiewohl sie nach einander eintreten, für uns als absolut gleichzeitig zu betrachten sind. Um nun wenigstens etwas Licht auf diesen dunkeln Gegenstand zu werfen: mache ich zwey Bemerkungen:

1) Während eine Vorstellung allmählig sinkt, und

mit ihren verschiedenen Resten sich den nachfolgenden anschlieſst: welche von diesen Resten sind geschickter, die Zeit fein zu zertheilen, die ersten, gröſseren, oder die letzten, kleineren? Offenbar jene. Denn wir wissen, daſs die Bewegung des Sinkens Anfangs am geschwindesten geschieht; daher werden die Unterschiede der gröſsern Reste beträchtlicher, als die der kleinern, wenn übrigens die nachfolgenden Vorstellungen im gleichbleibenden Zeitmaaſse gegeben werden. Also werden auch die davon abhängenden Geschwindigkeiten der Reproduction mehr verschieden seyn; worauf ganz allein der bemerkbare Unterschied der Zeiten beruht.

2) Kann denn auch die feinste Zertheilung der gröſsten Reste einer Vorstellung im Bewuſstseyn merklich werden? Die Antwort fällt verneinend aus. Soll die Reproduction mit verschiedener Geschwindigkeit, gemäſs der Gröſse der Reste, erfolgen: so müssen diese Reste wirksam seyn können; das heiſst, die ganze Vorstellung muſs wenigstens bis auf den Grad ins Bewuſstseyn ungehemmt hervorgetreten seyn, welcher dem gröſsten, derjenigen Reste gleich ist, deren gesondertes Wirken man verlangt. Also müſste sie ganz und gar ungehemmt wieder hervortreten können, wenn auch die Unterschiede unter den gröſsten ihrer Reste, die ihr selbst beynahe gleich sind, einen merklichen und entsprechenden Unterschied in den Geschwindigkeiten der davon abhängenden Reproductionen ergeben sollten. Aber sie kann niemals ganz ungehemmt wieder hervortreten, wie wir schon im §. 82. gesehn haben. — Die kleinsten Zeittheilchen, welche Jemand unterscheiden kann, hängen demnach davon ab, wie hoch er seine Vorstellungen ins Bewuſstseyn wieder zu erheben vermöge. Wenn nun zu den allgemeinen psychologischen Hindernissen noch besondere individuelle hinzukommen: so nähert sich sein Zustand theils dem des Schlafenden, welchem gar keine Zeit flieſst, theils dem, welcher aus einer fixen Idee oder fixen Begierde hervorgeht. Denn sobald irgend eine Art von Erstarrung

anstatt des gewöhnlichen Flusses der Vorstellungen eintritt, so kann die Zeit nicht mehr wahrgenommen werden.

§. 116.

Beynahe so wichtig, als das Entstehen der Reihen, ist das Abbrechen und Verändern derselben. Eigentlich sollten alle successive Vorstellungen während des ganzen Lebens eine einzige Reihe bilden. Aber oft genug werden wir innerhalb eines zusammengefaſsten Ganzen beschäfftigt und aufgehalten (§. 114.); oft genug dringen Vorstellungen aus unserm Innern hervor, welche das fernere Merken auf die Wahrnehmung abschneiden (§. 95 bis 97., wenn $S > \beta\varphi$); endlich, was am merkwürdigsten ist, wenn eine Reihe durch Versetzung ihrer Glieder verändert wird, so ändern sich die dadurch bestimmten Reproductionen. Durchläuft die Ternion *a b c* alle ihre sechs Versetzungen: so verschmilzt jedes Glied auf gleiche Weise mit allen, und die Reproductionen kreuzen sich nach allen Richtungen; das bestimmte Zwischen verschwindet; es erzeugt sich dagegen die unbestimmte Vorstellung des *Vielen*. Der Anblick einer Heerde, einer Schaar von Menschen, oder selbst nur unser Umhergehn unter einer Menge von Gegenständen, giebt die Beyspiele dazu. — Das Viele wird näher bestimmt theils durch den allgemeinen Begriff des in ihm vorhandenen Gleichartigen, theils durch Zahlbegriffe. Von allgemeinen Begriffen handelt das nächste Capitel. Hier aber mag ein schicklicher Ort seyn, um im Vorübergehn etwas über die Vorstellung von der Zahl zu sagen. Ein Gegenstand, der zwar in der That noch zu früh kommt, den aber ein ziemlich gangbarer Irrthum hieher versetzt. Denn seit Kant hat man oft genug wiederholt, die successive Addition von Einem zu Einem ergebe diese Vorstellung, welche hiemit an die Zeit gebunden sey.

Zu dieser Meinung hat offenbar die gemeine Operation des Zählens den Anlaſs gegeben, in welcher die

Zahl

Zahl $n+1$ erzeugt wird aus der nächstvorhergehenden Zahl n, durch Zusetzung der Einheit.

Dem gemäſs denkt man sich die Zahlen bestehend us Einheiten; allein die Eins selbst weiſs man nicht zu rklären; und wenig fehlt, daſs man sie gar für eine aneborne Idee halte.

Es ist hier einer von den Fällen, wo eine Verlegeneit entsteht, weil man vergiſst, zu einem Beziehungsberiff seinen Beziehungspunct aufzusuchen, und diesen alsann genau vestzuhalten. Man besinne sich nur zuvörerst, daſs beym Zählen allemal Etwas vorhanden ist, elches gezählt wird; und daſs die Vorstellung von dieem Etwas immer gleichartig bleiben muſs, indem beanntlich ungleichartige Dinge, z. B. Federn, Papierboen, Siegellackstangen, sich nicht zusammenzählen lassen, s sey denn, daſs man sie als gleichartig (durch den llgemeinen Begriff der Schreibmaterialien) auffasse. Jede ahl nun bezieht sich auf solche Weise auf einen allgeeinen Begriff des Gezählten; dieser Begriff aber kann anz unbestimmt bleiben, indem für die Zahlbestimmung s gänzlich gleichgültig ist, was man zähle. Gleichwohl uſs man die Beziehung auf diesen unbestimmten Beriff stets vor Augen behalten, sonst wird man verleitet u jener falschen Vorstellungsart, von Einheiten als Betandtheilen der Zahlen. Zu der Zahl 12 denke man inzu den allgemeinen Begriff eines Stuhls, oder eines halers, so wird man gewahr werden, daſs sich die Zahlestimmung ungetheilt, und auf einmal, dem Begriffe anchlieſst; und daſs es unter den zwölf Stühlen nun weder nen ersten, noch einen zwölften Stuhl giebt, weil der edanke von allen zusammen schlechthin zugleich gefaſst ird. Uebrigens kann man allerdings das Dutzend sucessiv durchzählen, und es besteht alsdann auch aus allen nzelnen Stühlen; aber die Zahl zwölf besteht darum och nicht aus zwölf Einheiten, denn die Einheit würde af diese Weise in den Platz des allgemeinen Begriffs on dem Zählbaren treten, (also das sich Beziehende in den Beziehungspunct verwandelt werden;) während die Eins vielmehr selbst eine Zahl ist, das heiſst, eine von den möglichen Antworten auf die Frage: wieviel?

Es entstehn die gröſseren Zahlen nicht aus der Eins, sondern gerade umgekehrt die Eins aus der Mehrheit. Denn wenn ein Gegenstand nur einmal vorhanden ist, so fällt der allgemeine Begriff, und dessen Anwendung, zusammen; und nur in den Fällen einer Mehrheit des Gleichartigen kann der Gattungsbegriff desselben, welcher der Beziehungspunct und folglich die *conditio sine qua non* des Zahlbegriffs ist, von den einzelnen Gegenständen ursprünglich unterschieden werden. Sind aber schon Begriffe einer Mehrheit, wenn auch noch nicht völlig bestimmte Begriffe der gröſsern Zahlen, vorhanden, dann bedarf man auch der Eins, die nun das Einzelne bezeichnet, was man aus der gröſsern Menge absondert oder ihr entgegensetzt.

Wenn aber auch eingeräumt werden könnte, daſs die Zahlen durch successive Addition von Einheiten entständen; so würde daraus noch ganz und gar nicht folgen, daſs irgend etwas von Zeitbestimmung oder Succession in den Vorstellungen der Zahlen enthalten sey. Vielmehr fordert die Zahl die vollkommenste Simultaneität, und löscht die Succession des Durchzählens, wodurch man bis zu ihr gelangt seyn mag, gänzlich aus. Die Zahl hat demnach mit der Zeit nicht mehr gemein, als hundert andre Vorstellungsarten, die auch nur allmählig konnten erzeugt werden. So gelangen wir auch im Raume aus einer bekannten Gegend nach und nach durch Erweiterung unseres Gedankenkreises in die unbekannten und entlegenen; das Erstaunen über die Entfernung der Sonne, der Fixsterne, der Nebelflecke, ist noch weit stärker als das über Trillionen oder Centillionen in Zahlen; zum Zeichen, daſs wir in den entfernten Räumen nicht heimisch sind, sondern langsam und mühsam uns dahinaus fortbewegen. Wer wird darum zweifeln, daſs im Raume Alles zugleich sey? Oder wer wird die Vorstellung des Raums von der Vorstellung der Zeit abhängig machen?

Endlich der eigentlich wissenschaftliche Begriff der Zahl, welcher kein andrer als der des Mehr und Minder, und dabey empfänglich ist nicht nur für alle Brüche, sondern auch für alle irrationale Gröſsen: dieser ist von noch früherem Ursprunge als die ganzen Zahlen. Denn das Mehr und Minder erkennt man gar leicht an Raumgröſsen. Einerley Reproduction giebt einerley Raumgröſse; darauf beruht das Messen mit dem Auge; aber wenn die Reproduction entweder nicht ausreicht, um sich einem Gegebenen anzupassen, oder wenn sie sich gehemmt findet, ehe sie zu Ende kommt, so wird in jenem Falle ein Mehr, in diesem ein Minder bemerkt. Die allgemeinen Begriffe hievon, und mit ihnen auch die bestimmten Zahlbegriffe, bilden sich allmählig aus wie alle andern allgemeinen Begriffe; wovon das Weitere im nächsten Capitel.

Viertes Capitel.

Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntniſsvermögens.

§. 117.

Vorwärts schreitend in der Richtung, die wir im Anfange des dritten Capitels genommen, trifft die Analyse jetzt zunächst auf das Factum, daſs wir nicht bloſs ein Räumliches und Zeitliches überhaupt, sondern räumliche Dinge und zeitliche Begegnisse, die sich mit den Dingen zutragen, wahrzunehmen glauben. Nun kann zwar auf keine Weise eingeräumt werden, daſs in den gemeinen Vorstellungen der Dinge schon der Begriff der Substanz, in denen der Begegnisse der Begriff von Wirkungen gewisser Kräfte, enthalten sey;

und eben so bestimmt muſs geläugnet werden, daſs nach Kants Behauptung, (§. 15. der Kritik der reinen Vernunft,) eine besondere Verstandeshandlung nöthig sey, um das Mannigfaltige einer Anschauung zur Einheit eines Objects zu verbinden. Allein die Psychologen, welche sich durch Unterscheidung der Seelenvermögen ein Verdienst zu erwerben glaubten, haben nun einmal den Verstand in die Auffassung der Dinge eingemischt; sie rechnen auch einstimmig den Verstand zum obern Erkenntniſsvermögen; daher wird nach dem gangbaren Sprachgebrauche die Ueberschrift dieses Capitels nicht unpassend seyn für die darin abzuhandelnden Gegenstände.

Zur bequemeren Uebersicht erst einige Vorerinnerungen! Wir beschäfftigen uns in diesem ganzen Abschnitte mit dem geistigen Leben überhaupt, also noch nicht mit dem Eigenthümlichen der menschlichen Ausbildung. Da nun das obere Vermögen der Vorzug des Menschen vor den Thieren seyn soll: so müſsten wir dieses Vermögen hier noch gar nicht berühren. Allein die ganze Unterscheidung zwischen Mensch und Thier ist so höchst schwankend, daſs die Psychologen sogar ausdrücklich den Thieren ein *analogon rationis* einräumen; gleichsam eine schwache Nachahmung der menschlichen Vernunft; während doch ohne Zweifel jedes Thier in seiner Art eine ursprüngliche Vollständigkeit besitzt, so gut wie der Mensch.

Ferner: drey Hauptpuncte sind es, welche wir in diesem Capitel betrachten werden; die Vorstellungen von Dingen, die Gesammt-Eindrücke gleichartiger Gegenstände, und die Urtheile. Hiebey ist vorläufig zu merken, daſs die Ausbildung der ächten allgemeinen Begriffe, welche mit den Gesammt-Eindrücken ähnlicher Gegenstände nicht verwechselt werden dürfen, den Urtheilen nicht vorangeht, sondern erst durch dieselben zu Stande kommt, und also ihnen nachfolgt.

Eben so nöthig ist es, zu merken, daſs das Anschauen, welches gewöhnlich zur Sinnlichkeit gerechnet wird, erst viel tiefer unten, nach der Lehre vom Selbstbewufstseyn, kann in Betracht gezogen werden.

Desgleichen wolle man hier nicht nach dem innern Sinne fragen. Er soll den Gegenstand des folgenden Capitels ausmachen. Für jetzt haben wir andre, noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen.

Zur Uebersicht kann es nützlich seyn, wenn ich an diesem Orte die schon in der Einleitung gegebenen Analysen von Verstand und Vernunft wieder in Erinnerung bringe; und daran noch ein paar Nebenbestimmungen knüpfe.

Verstand nenne ich das Vermögen, sich im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.

Das Gegentheil hievon ist der Unverstand, der sich als Mangel an Fassungskraft, als Zerstreutheit, Thorheit, Verblendung durch Affecten äufsert.

Die Qualität des Gedachten ist unabhängig von der Stärke, welche zufällig eine Vorstellung vor andern besitzt, und eben so von ihrer momentanen Aufregung. Aber zur Qualität des Gedachten gehört

1) die Aehnlichkeit und Verschiedenheit in demselben. Daher ist der Verstand ein logisches Vermögen.

2) Die Verknüpfung. Daher ist dem praktischen Verstande stets die ganze Lage der Dinge gegenwärtig; daher auch werden Zeichen verstanden, Sprachen gelernt, u. dgl. m.

Vernunft nenne ich das Vermögen der Ueberlegung. In dieser aber werden mehrere Vorstellungen, oder deren schon vorhandene Verbindungen, im Bewufstseyn zusammen gehalten; sie durchdringen sich gegenseitig und geben ein gemeinschaftliches Resultat.

Das Gegentheil hievon ist die Unvernunft, die keine Gründe hören will oder kann; daher auch die Schwäche der Kinder und der Thiere, die sich über den Eindruck des Augenblicks nicht erheben können; und die Verblendung der Leidenschaften mit ihrer falschen Vernunft.

Die Ueberlegung kommt vor

1) bey Prämissen eines Schlusses. Daher ist auch die Vernunft ein logisches Vermögen.

2) Bey der Erweiterung der Begriffe zum Unendlichen und Unbedingten. Nach einer gegebenen Regel des Fortschritts werden hier einige Fortschreitungen wirklich gemacht, und dann die Möglichkeit der noch zu machenden in einen Gedanken zusammengefaſst.

3) Beym Wählen unter Zwecken; also bey der Veststellung praktischer Maximen. Daher ist die Vernunft ein moralisches Vermögen.

Die Erläuterungen hievon werden sich allmählig darbieten. Soviel sieht man auf den ersten Blick, daſs nach diesen Erklärungen Verstand und Vernunft einander nicht coordinirt werden können, weil sie sich nicht mit Genauigkeit ausschlieſsen. Allein darin eben liegt der Fehler, den man begeht, daſs man sie coordiniren will, um daraus reale Seelenvermögen machen zu können. Gute Namenerklärungen müssen dem Sprachgebrauche angemessen seyn; und der geht nicht darauf aus, daſs die Begriffe einander vollkommen ausschlieſsen sollen; er bezeichnet oftmals nur verschiedene Gesichtspuncte für einerley Erscheinungen, durch die Verschiedenheit der Worte. Jetzt kehren wir zurück in den Zusammenhang des Vortrags.

§. 118.

Die Gränze zwischen dem obern und untern Erkenntniſsvermögen wird durch eine Verschiedenheit der Erklärungen darüber, die sich bey Wolff und Kant, den hauptsächlichsten Absonderern der Seelenvermögen, findet, — nicht wenig zweifelhaft gemacht. Wolff setzt die Deutlichkeit der Erkenntniſs zum Scheidepuncte; daher beginnt auch seine Lehre vom obern Erkenntniſsvermögen mit der Aufmerksamkeit, welche die Theilvorstellungen einzeln hervorhebe. Kant (in der Anthropologie, S. 25.,) ist hiemit sehr unzufrieden; er beschuldigt Leibnitzen, als Platoniker angeborne reine Verstandesanschauungen (Ideen) angenommen, und in deren Beleuchtung und Verdeutlichung alle wahre Erkenntniſs gesetzt zu haben *); er will dagegen, daſs die Passivität der Sinnlichkeit, die Spontaneität des Verstandes, den Unterschied machen solle. Hieher gehört jener §. 15., u. s. w. der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant etwas sehr wichtiges zu lehren glaubt, indem er erinnert, aller Analysis müsse eine Synthesis vorangehn; und diese sey eine Handlung des Verstandes, auch wenn sie nur das Mannigfaltige der Anschauung in die Vorstellung Eines Objects vereinige.

In der That ist dieses ein sehr wichtiger, sehr durchgreifender und verderblicher Irrthum für die ganze Kantische Lehre. Denn freylich muſsten wohl Seelenvermögen angenommen und abgetheilt werden, wenn das Mannigfaltige der Anschauung nicht anders zusammenkommen, nicht anders Objecte zu erkennen geben konnte, als nachdem *sua sponte* gleichsam ein höherer Geist, der Verstand, den sinnlichen Stoff ergriffen und geformt hatte! Schwerlich giebt es im ganzen Gebiete der Wissenschaften ein stärkeres Beyspiel von unnützer Bemühung, das zu erklären, was sich schlechthin von selbst versteht.

Wie sollen denn wohl die mehrern Vorstellungen Eines erkennenden Subjects es anfangen, getrennt zu bleiben? Was denkt man sich bey dieser Trennung? Etwa daſs die Vorstellungen auſser einander liegen? Und was denkt man sich bey der Verbindung der zuvor

---

*) Wie schlecht dies zur prästabilirten Harmonie paſst, nach welcher Alles ohne Ausnahme angeboren ist, springt in die Augen. Ich kann mir manche verfehlte Aeuſserungen Kants gegen Leibnitz kaum anders erklären, als durch die Voraussetzung, Kant habe sich dem Eindrucke, den Leibnitzens *nouveaux eſſays* wohl machen können, zu sehr hingegeben; und nicht auf die Accommodation an Locken geachtet, über die sich Leibnitz gleich im Anfange dieses Werks erklärt. Auch scheint Kant nicht genug Unterschied zwischen Leibnitz und Wolff zu machen.

Getrennten? Etwa daſs irgend ein besonderes, neues Bindungsmittel dazu komme? Das wohl nicht; aber was denn sonst? — —

Alle unsere Vorstellungen, bloſs und lediglich darum, weil sie in uns beysammen sind, würden ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, gar keiner Art von Absonderung fähiges, Object vorstellen, — und zwar eben sowohl ein unzeitliches als ein unräumliches Object; — wenn die bekannten Hemmungen und Gegensätze der Vorstellungen nicht wären.

Was nun die Hemmungen nicht trennen, (unmittelbar oder mittelbar,) das bleibt beysammen, und wird vorgestellt als Eins.

Man frage also gar nicht, wie es zugehe, daſs, wenn wir z. B. eine Glocke wahrnehmen, und sie durch ihre verschiedenen Merkmale als Ein Ding auffassen, die Farbe und Gestalt der Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und Kälte zusammengefaſst werde. Man frage auch nicht, welche Verstandeshandlung aus Blättern und Zweigen, Blüthen und Früchten, den Aesten und dem Stamme, einen Baum construire. Sondern man frage lieber, warum nicht die Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran sie hängt, der Baum auch noch mit dem Boden, worin er steht, zusammengefaſst, und für ein einziges Ding gehalten werde? Darauf ist alsdann die Antwort, daſs allerdings diese letzte Art der Auffassung die ursprüngliche ist; daſs wir die gleichzeitige Umgebung nur bloſs darum nicht als Ein Ding, sondern als eine Summe von Dingen ansehen, weil diese Umgebung zerreiſst, indem die Dinge von ihren Plätzen rücken, oder auch der Sinn bald mehr bald weniger von ihnen zusammen faſst, oder endlich der Standpunct des Wahrnehmenden geändert wird; wobey neue Complexionen von Vorstellungen gebildet werden, die mit den früheren in mancherley Hemmungsverhältnisse gerathen. Nichtsdestoweniger aber bleiben auch die früheren Complexionen noch wirksam; so entstehen Ganze und Theile; so bleibt, in unserer Vorstellung, der Baum im Walde, und der Wald in der Landschaft. — Ganz auf die nämliche Weise geht es mit denjenigen Associationen, worauf die Erwartung ähnlicher Fälle beruht. Diese verknüpft eben so gut für den Wahrsager das Zeichen mit dem vorbedeuteten Erfolge, als für den Physiker die Wirkung mit der Ursache. Ursprünglich ist jedes Vorhergehende ein Vorzeichen, lediglich darum, (und ohne alle andre Bedeutung, als) weil die Vorstellung desselben mit der des nachfolgenden in Ein Bewuſstseyn zusammenkommt und verschmilzt. Bey fortgehender Erfahrung aber zerreiſst auch hier das Band an gar vielen Stellen; Vorstellungsfolgen von entgegengesetztem Ausgange bey gleichem Anfange müssen in der Wahrnehmung sich bilden und in der Seele sich hemmen; dagegen verstärken einander die vielemal wiederhohlten gleichartigen Vorstellungsfolgen, und machen die Grundlage der gemeinen Lebensklugheit.

Soll nun dergleichen Synthesis den Hauptcharakter des Verstandes bestimmen, so giebt es in der ganzen Psychologie kaum etwas, das sich so sehr von selbst verstünde als der Verstand. Auch ist alsdann das Fundament der Lehre vom Verstande enthalten in den Capiteln der Statik des Geistes, die von Complicationen und Verschmelzungen handeln; und bey denen wir uns schon auf die Einheit der Seele, als auf den für sich vollständigen und zulänglichen Erklärungsgrund der Verbindung, gestützt haben. Soll aber der Verstand sich als Eigenthümer der Begriffe von Substanz und Ursache zeigen, so werden wir einen solchen wohl als etwas ausschlieſsend menschliches betrachten, und demnach für jetzt noch zur Seite lassen müssen. Denn eine Substanz ist etwas ganz anderes als ein sinnliches Ding, das heiſst, als eine Complexion von Merkmalen, bey der noch nach keinem Princip der Einheit gefragt ist, weil das Ding ohne Weiteres für Eins gegolten hat. Eben so, eine

Ursache ist etwas ganz anderes als ein Vorzeichen, an dessen Zusammenhang mit dem Erfolge ohne Umstände geglaubt wird, weil der psychologische Mechanismus die eine Vorstellung nach der andern vermöge einer Verschmelzungshülfe zu Tage fördert.

Während nun **Kant** sich viel zu viel Mühe macht mit denjenigen Verknüpfungen, wodurch das Mannigfaltige der Empfindung gruppirt wird zu Dingen und Begebenheiten: ist er dagegen bis zur äuſsersten Vorschnelligkeit freygebig mit dem: Ich denke, welches, wie er sagt, alle unsre Vorstellungen muſs begleiten können. Bey diesem Können dringt sich die Frage auf, warum es sie denn nicht wirklich überall begleitet? Wann und unter welchen Umständen, nach welchen Gesetzen, diese Begleitung wirklich eintritt? Nach welchen andern Gesetzen sie unter andern Umständen ausbleibt? Eine Frage, die freylich eine allgemeine Satyre auf alle Seelenvermögen enthält. — Wir aber haben oben gesehen, (ganz im Anfange des ersten Theils dieses Buchs,) daſs der Begriff des Ich an innern Widersprüchen leidet; daher es sogar um das Begleiten-Können eine bedenkliche Sache ist. Denn entweder ist das Begleitende wirklich die ächte Vorstellung des Ich, — so fragt sich, woher denn diese widersprechende Vorstellung ihren Ursprung nehme, und warum sie sich den Wahrnehmungen anhängen möge: oder es ist nicht die ächte Vorstellung des Ich, als der Identität des Objects und Subjects; — dann fragt sich, welche Verwandtschaft sie mit derselben habe, warum sie mit jener verwechselt werde, — und überdies noch wie oben, wie es zugehe, daſs sie sich mit den übrigen Vorstellungen verknüpfe. Daſs man alle diese Fragen hat überspringen können, beweiset nichts anderes, als daſs man von einer Psychologie zwar viel redete, aber nicht einmal die ersten Bedingungen überdachte, unter denen sich Jemand schmeicheln dürfte, diese Wissenschaft zu besitzen. Uebrigens ist die Erwähnung des Selbstbewuſstseyns völlig unnöthig da, wo man nur wissen will, wie unsre Vorstellungen von *Objecten* sich ursprünglich aus den einfachen Empfindungen der einzelnen Sinne zusammensetzen; und die überflüssige Einmischung dient nur, diese Frage, die wir eben zuvor beantwortet haben, zu verdunkeln.

§. 119.

Wie das Factum zwar seine Richtigkeit hat, daſs die einzelnen sinnlichen Vorstellungen im Bewuſstseyn vereinigt (eigentlich gruppirt) werden; aber Kants Annahme eines vereinigenden Vermögens unzulässig ist: eben so unterliegt zwar die Thatsache keinem Zweifel, daſs aus Wahrnehmungen Begriffe, und aus undeutlichen Begriffen deutliche Begriffe entstehen; aber eine eigentliche Scheidewand zwischen einem untern und obern Erkenntniſsvermögen, wie dergleichen Wolff hier zu finden glaubte, — so daſs es wohl Wesen geben könne oder gar wirklich gebe, die das eine besäſsen und das andere entbehrten, — ist ein Hirngespinnst; und der *Deus ex machina*, den man Verstand nennt, und der sogar (z. B. von Hoffbauer) als ein productives Vermögen beschrieben wird, kommt der Wissenschaft um nichts gelegener, wenn er Begriffe erzeugen, als wenn er die Synthesis der Wahrnehmungen besorgen will.

Allein die Masse der in einander verstrickten Irrthümer, mit denen uns sogar die gangbaren Logiken entgegenkommen, nöthigt uns, hier etwas weitläuftiger zu werden als bey dem vorigen Gegenstande; und mit einer Vorerinnerung anzufangen.

Wenn wir auch von dem Verstande und der Vernunft nur Worterklärungen verlangen: so finden wir gerade heutiges Tages die ärgste aller nur immer denkbaren Verwirrungen. — Die entferntern Ursachen zu dieser Verkehrtheit haben schon die frühern bessern Denker gegeben. Diesen schien es bequem, sich hier, wie anderwärts, an die Logik zu lehnen, ohne zu überlegen, ob es denn auch die Sache der Logik sey, das

Verlangte zu leisten, und für die ihr angehängten Meinungen Bürgschaft zu übernehmen. Die Logik redet von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen. Daraus machte man drey verborgene Qualitäten der Seele, ein Vermögen zu begreifen, ein anderes zu urtheilen, ein drittes zu schlieſsen. Nun fanden sich in der gemeinen Sprache die Worte Verstand und Vernunft (*intellectus et ratio*); diese muſsten doch etwas bedeuten, sie muſsten zu etwas gebraucht werden. Wie konnte man sie besser anwenden, als indem man dem Verstande das Begreifen, der Vernunft das Schlieſsen auftrug. Ein neuer Name für das mittlere Vermögen zwischen beyden war nöthig — und die Urtheilskraft wurde geschaffen.

Ein wenig später besann man sich, daſs noch einiges Andere in dem menschlichen Vorstellen und Denken sich ereigne, wofür auch Namen da seyn müſsten. Das Handeln nach Ueberlegung, nach Gründen, besonders nach sittlichen Maximen, wird im gemeinen Leben vernünftiges Handeln genannt; also muſste die Vernunft nicht bloſs theoretisch seyn, sondern auch praktisch. So wurde das Vermögen zu Syllogismen, zugleich das Vermögen der obersten praktischen Gesetzgebung, — und nun entstand die Aufgabe, nachzuweisen, was für eine wirkliche, nicht bloſs logische, Gemeinschaft, was für eine reale Einheit sich möge ausdenken lassen, woraus der Syllogismus und das Gewissen zusammengenommen hervorgehn könnten, so jedoch, daſs dabey keinem andern Seelenvermögen etwas von seinem schon angewiesenen Eigenthum geraubt werde. Weder das Gewissen noch der Syllogismus besitzen Gewandtheit genug, um sich in eine für sie nicht passende Gesellschaft zu fügen und zu schicken; eine solche aber schienen diese beyden, einander gewiſs sehr ungleichartigen Gegenstände, jeder dem andern, zu leisten; was Wunder also, wenn endlich beyde den Platz räumen muſsten, und der neuerdings erfundenen intellectualen Anschauung überlassen wurde, das Wort Vernunft zu ihrem Schmuck zu gebrauchen. — Nach solchem

Beyspiele haben denn auch die Urtheilskraft und der Verstand sich manches ähnliche müssen gefallen lassen. Jene, die ihr Wesen in der Bejahung und Verneinung hatte, bekam noch das Geschäfft, Schönes und Häſsliches zu erkennen; welches in der That mit dem grammatischen Geschäffte, Sätze und Perioden zu bilden, ungefähr so viel Aehnlichkeit hat, als das Gewissen mit dem Syllogismus. Der Verstand aber muſste neben den übrigen Begriffen, ihren Gegensätzen und Unterordnungen, noch Kategorien aufnehmen, und in diese, man weiſs nicht, nach welcher Regel, das Mannigfaltige der räumlichen und zeitlichen Wahrnehmungen vertheilen.

So ist das Fachwerk beschaffen, welches man als Regulativ für die wichtigsten Untersuchungen aufstellte, und lange Jahre hindurch, in der Meinung, hierin die Erkenntniſs der geistigen Natur, wie sie sey und wirke, zu besitzen; — ehrfürchtig anwendete!

Weit entfernt, daſs die Logik sich dafür verbürge, hat vielmehr sie selbst, wenigstens in der Darstellung, darunter leiden müssen. Wo ist die Logik der neuern Zeit, die nicht mit psychologisch seyn sollenden Erzählungen von dem Verstande und der Vernunft anhübe? Gleichwohl ist dieser Fehler gerade so arg, als wenn eine Sittenlehre mit einer Naturgeschichte der menschlichen Neigungen, Triebe, und Schwachheiten beginnt.

Beyde, Logik und Ethik, haben *Vorschriften* aufzustellen, nach welchen sich, hier das Denken, dort das Handeln richten soll, obgleich es sich eins wie das andere, aus psychologischen Gründen gar oft in der Wirklichkeit nicht darnach richtet, und nicht darnach richten kann. Die Schärfe dieses Gegensatzes zwischen dem Sollen und dem Können ist die schneidendste, die es giebt; unsre Moralisten aber eben so wenig als unsre Logiker sind bis heute dahin gekommen, sie gehörig zu begreifen. Jene stumpfen sie ab durch die transscendentale Freyheit, welche vorgeblicherweise alles kann, was sie will; und diese verderben sie, indem sie meinen, die

Lehre von den Begriffen vorbereiten zu müssen durch die vom Verstande, gleich als ob in der Reihe unserer Erkenntnisse der Verstand den Begriffen voranstünde, während kein Mensch vom Verstande reden würde, wüſste er nicht zuvor, was Begriffe sind, und was begreifen und verstehen heiſst. Man kann, wenn es nöthig scheint, durch eine vollständige Induction beweisen, daſs keine einzige von allen, der reinen Logik unbestreitbar angehörigen Lehren, von den Oppositionen und Subordinationen der Begriffe bis zu den Kettenschlüssen, irgend etwas psychologisches voraussetze. Die ganze reine Logik hat es mit Verhältnissen des *Gedachten*, des Inhalts unserer Vorstellungen (obgleich nicht speciell mit diesem Inhalte selbst) zu thun; aber überall nirgends mit der Thätigkeit des Denkens, nirgends mit der psychologischen, also metaphysischen, Möglichkeit desselben. Erst die angewandte Logik bedarf, gerade so wie die angewandte Sittenlehre, psychologischer Kenntnisse, in so fern nämlich als der Stoff seiner Beschaffenheit nach erwogen seyn muſs, den man, den gegebenen Vorschriften gemäſs, bilden will.

Damit nun aber doch in die Worte Verstand und Vernunft ein Sinn hineinkomme, oder besser, damit man denjenigen Sinn dieser Worte erkenne, welcher allen denen gemeinschaftlich vorschwebt, die sich übrigens mit ganz verschiedenen Neben-Bestimmungen derselben bedienen: wäre es dienlich gewesen, zu bedenken, daſs man den Verstand von der Sinnlichkeit als etwas Höheres zu unterscheiden, die Vernunft aber derselben als etwas sie besiegendes entgegenzusetzen pflegt. Verstand und Sinnlichkeit bestehen mit einander, indem jener ausarbeitet, was diese darbietet. Vernunft und Sinnlichkeit dürfen einander nicht zu nahe kommen, sonst leugnet jene, was diese behauptet; und verbietet die eine, was die andere fordert. Hiemit treffen die im §. 117. und schon in der Einleitung gegebenen Erklärungen zusammen; in so fern nach denselben der Verstand seinen Stoff nicht ändert, die Vernunft aber aus der Ueberlegung neue Resultate ziehen kann.

§. 120.

Um nun näher zur Sache zu kommen, müssen wir zuerst eine Sonderung machen zwischen Begriffen in logischer, und in psychologischer Bedeutung.

Jedes *Gedachte*, bloſs seiner Qualität nach betrachtet, ist im logischen Sinne ein Begriff. Dabey kommt es zuvörderst nicht an auf den Umfang der Begriffe, denn es giebt sowohl einzelne Begriffe, d. h. solche, denen kein Umfang zukommt, als solche, unter denen andere enthalten sind *). Ferner kommt Nichts an, auf das denkende Subject; einem solchen kann man nur im psychologischen Sinne Begriffe zueignen, während auſserdem der Begriff des Menschen, des Triangels, u. s. w. Niemanden eigenthümlich gehört. Ueberhaupt ist in logischer Bedeutung jeder Begriff nur einmal vorhanden; welches nicht seyn könnte, wenn die Anzahl der Begriffe zunähme mit der Anzahl der, dieselben vorstellenden Subjecte, oder gar mit der Anzahl der verschiedenen Acte des Denkens, wodurch, psychologisch betrachtet, ein Begriff erzeugt und hervorgerufen wird.

Für Manche wird dieser, freylich gar nicht schwierige, Gegenstand, dadurch am geschwindesten klar werden, wenn ich bemerke, daſs die *entia* der ältern Philosophie, selbst noch bey Wolff, nichts anderes sind, als Begriffe im logischen Sinne. Wolffs Ontologie enthält eine Menge von logischen Sätzen, die in eine Metaphysik gar nicht gehören; sie enthält unter andern ein ganzes Capitel *de ente ſingulari et univerſali.* Die Einmengung dieser Universalien in die Metaphysik hängt mit einem, durch das Mittelalter hindurch stets wirksamen Reste des Platonismus zusammen, wovon auch bey

---

*) Fälschlich sind von einigen neuern Logikern die einzelnen Begriffe geleugnet worden; hier sollte ein Fehler den andern decken.

Locke sich Spuren finden, nämlich in den Meinungen, die er anführt, um sie zu bestreiten, wie im dritten Capitel des dritten Buchs, wo er klagt: *the former of theſe opinions, which ſuppoſes theſe eſſences, as a certain number of forms or molds, wherein all natural things, that exiſt, are caſt, and do equally partake, has, I imagine, very much perplexed the knowledge of natural things.* Locke selbst aber, mit seiner *real and nominal eſſence,* unterwirft sich dem Misbrauche des Wortes, den er in folgenden Ausdrücken rügt: *the learning and diſputes of the ſchools having been much buſied about genus and ſpecies, the word eſſence has almoſt loſt its primary ſignification, and inſtead of the real conſtitution of things, has been almoſt wholly applied to the artificial conſtitution of genus and ſpecies.* — Auch der alte Satz: *eſſentiae rerum ſunt immutabiles*, gehört hieher. Er bedeutet nichts anderes, als: die Begriffe sind etwas völlig Unzeitliches; welches von ihnen in allen ihren logischen Verhältnissen wahr ist, daher auch die aus ihnen gebildeten wissenschaftlichen Sätze und Schlüsse für die Alten so wie für uns, — und am Himmel wie auf Erden, — wahr sind und bleiben.

Aber die Begriffe in diesem Sinne, in welchem sie ein gemeinschaftliches Wissen für alle Menschen und Zeiten darbieten, sind gar Nichts psychologisches. Im Gegentheil, wir werden in Hinsicht der allgemeinen Begriffe bald erkennen, daſs der Zustand eines Menschen, in welchem das Gedachte seines individuellen Denkens ein Gattungs- oder Art-Begriff im strengsten Sinne seyn würde, etwas idealisches ist, welches niemals vollkommen zu erreichen steht. Doch wir müssen die Allgemeinheit, welche einigen Begriffen zukommt, für jetzt noch ganz bey Seite lassen.

In psychologischer Hinsicht ist ein Begriff diejenige Vorstellung, welche den Begriff in logischer Bedeutung, zu ihrem Vorgestellten hat; oder, durch welche der letztere (das Vorzustellende) wirklich vorgestellt wird. So genommen hat nun allerdings ein Jeder seine Begriffe für sich; Archimedes untersuchte seinen eignen Begriff vom Kreise, und Newton gleichfalls den seinigen; es waren dies zwey Begriffe im psychologischen Sinne, wiewohl in logischer Hinsicht nur ein einziger für alle Mathematiker. — Auf den ersten Blick scheint vielleicht diese Unterscheidung eine müſsige Subtilität; das Gegentheil wird sich bald zeigen.

Zuvörderst müssen wir jetzt den Begriff in psychologischer Bedeutung entgegensetzen der Empfindung, der Einbildung, der Erinnerung; dann wird das Eigenthümliche des Begriffs besser hervortreten.

Gesetzt, es sey in irgend einer Seele ohne Weiteres eine gewisse Vorstellung, — so wie wir in den Grundlinien der Statik des Geistes anzunehmen pflegten, ohne uns darum zu bekümmern, woher diese Vorstellung entsprungen, und wie sie ins Bewuſstseyn gekommen sey, — alsdann ist diese Vorstellung ein Begriff; und wäre es auch nur die Vorstellung der rothen Farbe, ja selbst nur die einer bestimmten Nüançe derselben mit einer bestimmten Gestalt des Gefärbten. Denn Allgemeinheit ist gar kein wesentliches Erforderniſs zu einem Begriffe.

Nun aber findet sich in keiner Seele so ganz von selbst eine Vorstellung; die Seele ist vielmehr ursprünglich eine vollkommene *tabula rasa*, ohne alles Leben oder Vorstellen. (§. 32.) Demnach giebt es keine ursprünglichen Begriffe, auch keine Anlagen dazu; sondern alle Begriffe sind etwas Gewordenes. Das erste Werden einer Vorstellung erfordert eine Selbsterhaltung der Seele gegen eine ihr fremdartige Störung. (§. 94.) Die werdende Vorstellung nun heiſst Empfindung oder Wahrnehmung. So nennt man sie während der ganzen Dauer der Störung, (des sinnlichen Eindrucks), ohne in der gemeinen Sprache darauf Acht zu geben, daſs eigentlich nur die momentanen Auffassungen den Zustand des Empfindens ausmachen, während das dadurch erzeugte

Vorstellen in der Seele bleibt, und sich in so weit zu einer Totalkraft sammelt, als die von Anfang an eintretende Hemmung es gestattet.

Wenn bey gegebener Gelegenheit diese Totalkraft, nachdem sie schon völlig gehemmt war, ihr Vorgestelltes wieder ins Bewuſstseyn bringt, (nach §. 81—93.) dann heiſst sie Einbildung; und hieraus kann Erinnerung werden, wofern dieselbe in Verbindung mit einer ganzen Reihe verschmolzener Vorstellungen, vollends wenn dieselben etwas Zeitliches zu erkennen geben, (§. 116.) wieder hervortritt.

Sehen wir nun auf die Art und Weise, wie unsre Vorstellungen ins Bewuſstseyn kommen, so sind dieselben immer, entweder Wahrnehmungen oder Einbildungen, von welchen letztern die Erinnerungen nur eine Species ausmachen. Wann denn haben wir Begriffe?

Wir haben dieselben nicht irgend einmal, zu einer gewissen Zeit; wir haben sie *nicht neben* und *auſser* den Wahrnehmungen und Einbildungen *), sondern *wir schreiben uns Begriffe in so fern zu, in wiefern* wir abstrahiren von dem Eintritt unserer Vorstellungen ins Bewuſstseyn, und dagegen darauf reflectiren, daſs sie sich darin befinden, und ihr Vorgestelltes (den Begriff im logischen Sinne) nun in der That erscheinen lassen.

Allein mit dieser Erklärung wird man noch nicht ganz zufrieden seyn. Denn man ist nicht gewohnt, sich vermöge einer willkührlich vorzunehmenden, oder zu unterlassenden, Abstraction, seine eignen Vorstellungen bald als Begriffe, bald als Einbildungen zu denken. — Aber eine willkührliche Abstraction geht nur hier, in der Wissenschaft vor. Was die gemeine Auffassung anlangt, so liegen in unserm Vorstellen selbst, Unterschiede, vermöge deren die Art ihres Eintritts ins Bewuſstseyn sich bald verräth, bald unbemerkt bleibt.

---

*) Zu den Einbildungen kann man auch die Erzeugungen neuer Begriffe rechnen, wovon tiefer unten die Rede seyn wird. Uebrigens ist in der wissenschaftlichen Sprache Einbildung nicht Täuschung, sondern es hat dies Wort den nämlichen Sinn wie in dem Ausdrucke Einbildungskraft.

Nämlich so lange die Vorstellungen mit ihren räumlichen und zeitlichen Associationen behaftet ins Bewuſstseyn kommen, verrathen sie sich als reproducirte Wahrnehmungen, als Einbildungen. Bringt aber eine Vorstellung nichts als sich selbst: dann bedarf es keiner Abstraction, denn die Thätigkeit ihrer Wiedererhebung ist ohnehin kein Gegenstand des Bewuſstseyns. — Uebrigens gehört die Frage, wie wir es machen, unsre Vorstellungen zu beobachten, und sie entweder als Einbildungen, oder als Begriffe anzuerkennen, noch gar nicht hieher.

Die Hauptfrage aber, worauf die Untersuchung über den Ursprung der Begriffe zu reduciren ist, läſst sich aus dem eben Gesagten schon erkennen. Es ist diese: wie kommen unsre Vorstellungen los von den Complicationen und Verschmelzungen, in welche sie bey ihrem Entstehen, und bey jedem Wiedererwachen unvermeidlich gerathen?

Offenbar ist diese Frage um so schwerer, je einfacher die Begriffe sind, auf welche man sie anwendet. Die zusammengesetztern Begriffe sind aus wenigeren Verbindungen frey geworden, und bilden sich daher leichter und früher.

Die Frage wird in ihrer Wichtigkeit fühlbarer, und in Verbindung mit einigen Nebenfragen gesetzt werden, wenn wir die Forderung, daſs der Begriff im psychologischen Sinne den logischen Begriff zu seinem Vorgestellten haben solle, noch näher betrachten.

1) Sehen wir auf den Inhalt eines logischen Begriffs: so wird derselbe, wofern er nicht einfach ist, mehrere Merkmale einschlieſsen. Jedes dieser Merkmale ist ihm gleich wesentlich wie die übrigen; keins gehört mehr oder weniger zu ihm, als die andern. Nun soll der psychologische Begriff zu diesem logischen sich verhalten

wie die Vorstellung zu ihrem Vorgestellten. Folglich wird jener um so unvollkommner seyn, je ungleicher die Stärke ist, mit welcher die Elemente des complicirten Vorstellens sich beysammen finden.

2) Die Merkmale des Begriffs gehören, logisch genommen, alle vollkommen genau zu einander. Aber die Psychologie kennt unvollkommne Complicationen, (§. 63. etc.), diese werden, als Begriffe betrachtet, entweder zu viel oder zu wenig Verbindung darbieten.

3) In logischer Hinsicht hat jeder Begriff seine Stelle unter den übrigen, die ihm durch irgend eine Classification angewiesen wird. Uebersetzen wir dies in eine psychologische Forderung: so sollen die Begriffe, aus ihren zufälligen Verschmelzungen nicht bloſs heraus, sondern in andre, ihnen wesentlich zukommende, hineingerückt werden.

4) Der Classification gehören alle Begriffe, die auf dergleichen Subordinationsstufe stehen, in gleichem Grade an. Alle ungleichmäſsige Auffassung der verschiedenen coordinirten Gegenstände bringt also einen Fehler in das psychologische System der Begriffe.

Betrachten wir dagegen den psychologischen Ursprung der Vorstellungen, so bemerken wir:

5) Unsre Vorstellungen erwachsen allmählig aus momentanen Auffassungen, aus gleichartigen, wiederhohlten, und zum Theil verschmolzenen Wahrnehmungen, bey welchen noch obendrein verwickelte Gesetze der abnehmenden und erneuerten Empfänglichkeit Statt finden. Alles Eigne und Zufällige, was ein gewisses gleichartiges Vorstellen vermöge der Elemente und Umstände, aus und unter denen es zusammengeflossen ist, noch an sich tragen mag, müſste es billig ablegen, um bloſs und ganz das Vorstellen seines Vorgestellten, und sonst nichts, zu seyn; alle Zustände des Begehrens und Fühlens, in die es gerathen kann, müſsten wegbleiben, wenn es vollständig die Function eines Begriffs im psychologischen Sinn erfüllen sollte. — Wo, nach gewohnter

Redensart, der Verstand vom Affecte verdunkelt wird, da ist nicht eine gewisse Kraft, *Verstand* genannt, unwirksam geworden, sondern groſsentheils sind es die Vorstellungen selbst, welche sonst ganz ruhig ihr Vorgestelltes ins Bewuſstseyn bringen und alsdann Begriffe heiſsen, jetzt aber vermöge einer Spannung, in die sie gerathen, nach ganz anderen Gesetzen wirken, als nach solchen, die sich aus den *logischen* Verhältnissen *ihrer Vorgestellten* würden erklären lassen.

Man sieht hieraus, was es für eine Aufgabe ist, Verstand zu haben; vollends wenn wir noch hinzunehmen, daſs auch das Denken, oder der fortgehende *Fluſs* unserer Begriffe, sich nach der Qualität des Gedachten, oder der Begriffe im logischen Sinne, richten soll.

§. 121.

Alles Bisherige diente nur, die bloſse *Frage* nach dem Ursprung der Begriffe deutlich zu machen. Jetzt müssen wir die Mechanik des Geistes zu Rathe ziehn, um zu vernehmen, wie viel wohl der psychologische Mechanismus, so weit wir ihn bis jetzt kennen, für die Erzeugung der Begriffe thun möge.

Im §. 99. haben wir gesehn, daſs, wenn einerley Vorstellung vielemal mit solchen Pausen gegeben wird, in denen die frühere Auffassung jedesmal zur statischen Schwelle sinken kann; alsdann die während jeder Pause erneuerte Empfänglichkeit zwar anfänglich einen beträchtlichen Zuwachs durch neue Auffassung gestattet, aber endlich die Empfänglichkeit beynahe plötzlich wieder erlischt, weil eine *sehr beträchtliche Summe des Vorstellens* aus *den früheren* Wahrnehmungen sich sogleich beym Eintritte der neuen Wahrnehmung hervordrängt.

Hiemit wollen wir verbinden, was wir von den Complicationen und Verschmelzungen wissen; dergleichen bey jeder einzelnen unter den wiederhohlten gleichartigen Wahrnehmungen werden vorgekommen seyn, und zwar bey jeder auf andre Weise, weil zu verschiedenen Zeiten nicht alle begleitenden Umstände gleich zu seyn pflegen.

Stehen wir nun zuvörderst still bey zweyen gleichartigen Wahrnehmungen: so ist offenbar, daſs während der zweyten sich die erste als Einbildung reproducirt, und zwar sammt den Verschmelzungen und Complicationen, in die sie als Wahrnehmung gerathen war. Namentlich also werden die räumlichen Associationen wieder ins Bewuſstseyn kommen.

Gehen wir zur dritten unter den gleichartigen Wahrnehmungen, so reproduciren sich die erste und zweyte, jede mit ihren Verbindungen. Aber hier giebt es schon eine Hemmung, indem die Verbindungen der einen und der andern sich nicht gleich seyn werden.

Gehn wir aber zur zehnten, zur hunderten, zur tausenden jener wiederhohlten Wahrnehmungen: so ist offenbar, daſs die verschiedenartigen Associationen aller vorhergehenden sich bey deren Reproduction so gut als auslöschen müssen. Dabey kann denn freylich auch von jeder einzelnen unter den gleichartigen Reproducirten nur ein geringes Quantum ins Bewuſstseyn kommen, weil auf sie die Hemmung, die ihre Verschmolzenen leiden, zum Theil fortwirkt. Allein alle zusammengenommen ergeben dennoch ein bedeutendes Quantum, welches eine einzige Totalkraft ausmacht. Das Vorgestellte dieser Totalkraft nun wird einem Begriffe sehr nahe kommen. Hiemit hängt die Untersuchung des §. 101. zusammen. Wenn zwey Reihen von gleichartigen Anfangspuncten zu entgegengesetzten Gliedern fortlaufen: so entsteht eine wachsende Hemmung; je öfter dies unter mehrern Reihen sich wiederhohlt, desto mehr verkürzen sich die Reihen, weil durch die Hemmung die hintern Glieder unmerklich werden; endlich geht die Verkürzung beynahe in Isolirung über, wenn sich die hintern Glieder so gut als ganz aufheben.

Man mache sich nun dieses durch Beyspiele klärer. Wir haben einen und denselben Menschen, in allerley

Stellungen, mit verschiedener Miene und Kleidung, an verschiedenen Orten gesehen. Wir sehn ihn noch einmal, — oder nur sein Name wird genannt; — die Total-Vorstellung von diesem Menschen, welche nun hervortritt, ist der Begriff desselben; wohl unterschieden von dem Bilde oder der Einbildung, welche wird hervorgerufen werden, sobald durch Angabe gewisser Zeit-Umstände an eine bestimmte Situation erinnert wird, in der wir den nämlichen Menschen irgend einmal gesehen haben. Denn in solchem Falle reproducirt sich die damals gewonnene Vorstellung in vorzüglicher Stärke mit allem ihrem Beywesen; und nun sehen wir den Menschen gerade in der Kleidung, mit der Miene und Gebehrde, worin er sich eben damals darstellte. — Eigentlich sollte der Begriff dieses Individuums ganz frey seyn von den Zufälligkeiten, deren schwache Beymischung auch der vorhin erwähnten Total-Vorstellung immer noch anhängt. Man sieht leicht ein, daſs es dahin nicht eher kommen kann, als wenn eine Handlung des Entgegensetzens vorgeht, welche die Zufälligkeiten ausdrücklich für etwas abzusonderndes erklärt. Allein die Möglichkeit einer solchen Handlung liegt für jetzt noch fern. Sie setzt voraus, daſs eine höhere Reflexion die eigne Vorstellung zu ihrem Vorgestellten mache, und sie als solche bearbeite.

§. 122.

Ganz analog dem ersten Entstehen der individuellen Begriffe ist das der allgemeinen. Eine Menge ähnlicher Gegenstände wird wahrgenommen. Die daraus entsprungenen Vorstellungen schmelzen zusammen; nach gegenseitiger Hemmung durch die widerstreitenden Bestimmungen. Das Gleichartige erlangt in der Total-Vorstellung ein bedeutendes Uebergewicht über dem Verschiedenartigen.

Hiebey ist jedoch zu bemerken, daſs die Merkmale, durch welche ein einzelner Gegenstand wahrgenommen wird, meistens eine vollkommene Complexion bilden werden; indem sie wenigstens groſsentheils gleichzeitig, und überdies durch verschiedene Sinne aufgefaſst werden, deren Vorstellungs-Reihen sich unter einander nicht hemmen. (Vergl. §. 57. u. s. w.) Aber vollkommene Complexionen bleiben sich in allen ihren Zuständen immer ähnlich. (§. 61.) Daher kann in der Total-Vorstellung aller ähnlichen Gegenstände das Unähnliche aus den vollkommenen Complexionen nicht nur nicht entweichen; es kann auch nicht einmal zu dem mit ihm complicirten Aehnlichen ein anderes, als sein ursprüngliches Verhältniſs annehmen. Aus diesem Grunde bleibt immer viel fremdartiger Zusatz bey der Total-Vorstellung, der sie hindert, dem wahrhaften allgemeinen Begriffe recht nahe zu kommen. Um diese zu erreichen, bedarf es hintennach einer absichtlichen, ja selbst einer wissenschaftlichen Bearbeitung.

Allein eine merkwürdige Annäherung an das Allgemeine durch die Vorstellungsart des Vielfältigen darf hier nicht übergangen werden.

Zuerst sey von einer gewissen Art von Dingen ein einzelnes Exemplar wahrgenommen. Dann werde von der nämlichen Art eine Menge beysammen gefunden. So verschmilzt die einzelne frühere, jetzt reproducirte Vorstellung, mit jeder von den jetzt gegebenen. Wiederum erscheine ein einziges Exemplar derselben Art. So verschmelzen sämmtliche zuvor gegebene mit diesem einzelnen. Es ist sichtbar, wie sich hier die Vorstellung von Vielem, und von Einem unter Vielen erzeugt. Und gewiſs ist dieses der Nothbehelf, dessen sich der ungebildete Mensch anstatt der allgemeinen Begriffe durchgängig bedient. Er sieht ein Haus, und erkennt es für ein Haus; aber schon die Sprache erinnert durch den unbestimmten Artikel, daſs hier keine logische Subsumtion des Hauses unter den zugehörigen, streng-allgemeinen Begriff, vor sich gehe; sondern daſs dieses Haus als Eins unter Vielen, aufgefaſst werde; als Eins, wobey die Bilder vieler zuvor gesehenen Häuser sich ins Bewuſstseyn drängen, die sich nur nicht entwickeln können wegen der Hemmung durch ihre Gegensätze, daher es bey der vorhin beschriebenen Total-Vorstellung bleiben muſs.

Solche Total-Vorstellungen können ganz eigentlich verworrene Vorstellungen heiſsen, in Ansehung des nach der Hemmung verschmolzenen Ungleichartigen, was sie mit sich führen. Da sie nun gleichwohl im gemeinen Denken die Stelle der ächt-allgemeinen Begriffe vertreten, so finden sie in den Philosophen aller Zeiten ihre beständigen Widersacher und Verfolger. Nichtsdestoweniger sollen wir anerkennen, daſs auch die deutlichen Begriffe, in welchen der Gegensatz des Allgemeinen gegen jedes ihm unterzuordnende Besondere ausdrücklich zum Bewuſstseyn gebracht wird, sich aus dem Schooſse jener natürlichen Verworrenheit zuerst haben entwickeln müssen *).

Wir sind jetzt mit den Begriffen ungefähr so weit, wie oben (§. 118.) mit den Vorstellungen von Dingen und Begebenheiten. Es ist Zeit nachzusehn, wie weit wir in die Nähe der Urtheile und Schlüsse werden vordringen können, ohne mehr als das bisher Bekannte vorauszusetzen.

§. 123.

In der Logik habe ich die Lehre von den Urtheilen angefangen von der Betrachtung der Frage **); indem die Bejahung oder Verneinung, welche das Wesentliche jedes Urtheils ausmacht, sogleich zwey Arten der Urtheile von einander scheidet: so daſs man gleich mit der Eintheilung anheben müſste, wenn man nicht dasjenige Beysammenseyn des Subjects und Prädicats zuvor erwägen wollte, in welchem dies letztere jenem gleichsam begegnet, ohne ihm noch zugeeignet oder abgesprochen zu seyn. Der Logik ziemt ein solcher Gang, eben darum weil sie nicht Psychologie ist, und es ihr ganz gleich gilt, ob wirklich im menschlichen Denken jedem Urtheile die Frage vorangehe, deren Entscheidung es enthält, oder nicht.

---

*) Die Fortsetzung der Untersuchung über die Begriffe folgt im §. 147. Man vergleiche auch den §. 139.

**) Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im zweyten Abschnitte, §. 52. 53.

Hingegen in der Psychologie kommt es nicht unmittelbar darauf an, was in dem Urtheile das Gedachte, sondern welcher der Lauf des Denkens sey. Dieser nun hebt so wenig allemal von einer bestimmten Frage an, daſs vielmehr sein Wesentliches viel tiefer liegt, und viel häufiger vorkommt, viel ursprünglicher sich ereignet, als alles, was eine kenntliche logische Form an sich trägt.

Man betrachte zuerst die ganz einfachen Ausrufungen, wie: Feuer! — Land! — Der Feind! — Der König! — Hoffentlich wird man diese nicht nach Art der Grammatiker für bloſse Ellipsen erklären, bey denen der Rufende eigentlich dächte: Dort steht ein Haus in Flammen! Dort wird eine Küste sichtbar! Der Feind rückt heran! Der König kommt oder steht dort! — So viel Weitläuftigkeit machen die Gedanken des Rufenden nicht. Sondern er bezeichnet ein bloſses Erkennen des Gesehenen. Der Anblick geht voran, die Vorstellung, die er unmittelbar giebt, weckt eine frühere Vorstellung, welche mit jener verschmilzt; dieser früheren gehört, wie der Name, so das Furchtbare oder Erfreuliche, was den Rufenden in Affect versetzt. Denn der bloſse unmittelbare Anblick einer Flamme ist nicht so gar schrecklich, so wenig wie die Gesichts-Vorstellung einer entfernten Küste besonders erheiternd. — Ob nun gleich in jenen Ausrufungen weder Subject noch Copula abgesondert hervortreten, so sind sie doch sehr leicht psychologisch zu erkennen, während sie im logischen Sinne wirklich fehlen. Die unmittelbare Wahrnehmung giebt das Subject; die Verschmelzung ist das, was die Copula zu bezeichnen hätte; die frühere, erwachende und mit jener ersten verschmelzende Vorstellung nimmt die Stelle des Prädicats ein. Aber eben darum, weil die Verschmelzung plötzlich geschieht, und schon vollzogen ist, ehe sie einen Ausdruck findet, kann die Logik das in Eins Verschmolzene nicht als Beyspiel eines Urtheils brauchen, denn in einem solchen müssen die constituirenden Bestandtheile deutlich zu unterscheiden seyn.

Offenbar nun giebt es zahllose Fälle, die jeden Augenblick vorkommen, in welchen alles sich genau so verhält wie in jenen Ausrufungen, nur daſs der Affect fehlt, und deshalb auch sein Ausbruch durch die Sprache unterbleibt. Jedes bekannte Ding, das uns eben jetzt zu Gesichte kommt, bewirkt eine Wahrnehmung, eine Wieder-Erweckung, und eine Verschmelzung, ohne daſs uns darum ein Laut entführe, vollends ohne daſs wir den höchst einfachen Vorgang in eine logische Form brächten. Die Sache geschieht unbemerkt; und nachdem sie geschehn ist, erkennt Niemand mehr die Fugen, in welchen die frühere und die neue Vorstellung an einander geschmolzen sind.

Fragt man nun weiter, unter welchen psychologischen Bedingungen denn die logische Form des Urtheils wirklich zum Vorschein komme: so bietet sich die Antwort von selbst dar. Dann ohne Zweifel, wann die Verschmelzung durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so daſs bey ihr Anfang, Mittel, und Ende sich hinreichend aus einander sondern, um jedes für sich zum Worte kommen zu können. In den Anfang stellt sich alsdann das Subject; denn es ist die zuerst vorhandene Vorstellung, vielleicht schon im Sinken begriffen, während die des Prädicats noch steigt; jedoch so, daſs die vom Subject ausgehenden Reihen eben in ihrem Streben zur Evolution begriffen sind, indem das Prädicat hinzukommt, und hiemit einen Theil jenes Strebens befriedigt, einen andern hemmt, oder überhaupt entscheidend auf dasselbe einwirkt. In der Mitte zeigt sich die Copula, der Ausdruck derjenigen Veränderung der Gemüthslage, welche sich in der Verschmelzung ereignet.

Zuletzt kommt das Prädicat, eben darum weil dessen Vorstellung erst noch im Steigen begriffen ist. — Leichte Beyspiele von der erschwerten und verzögerten Verschmelzung sind die, wo das Subject in einer Veränderung eines seiner Merkmale beobachtet wird; z. B. der Feind flieht, oder wo das Urtheil einen Beweis erfordert, das heiſst, wo die Verschmelzung nur mit Hülfe eines Mittelgliedes geschehen kann. Im ersten Falle entsteht eine Hemmung zwischen dem neuen Merkmale und dem frühern entgegengesetzten, das jetzt entweicht. Im zweyten Falle haben andre mögliche Vorstellungsarten so lange die Freyheit, sich einzudrängen, bis der Beweis geliefert und durchdacht ist. Wenn indessen die andern möglichen Vorstellungsarten nicht erwachen, vielleicht weil sie noch gar nicht vorhanden sind, so geschieht auch hier die Verschmelzung bald genug, wie sich bey der Leichtgläubigkeit zeigt, die nicht urtheilt, sondern eine einfachere Wirkung des psychologischen Mechanismus ist. Man denke sich demnach überhaupt das Subject als eine unbestimmte Frage; das heiſst, als eine solche, die kein bestimmtes Prädicat angiebt; denn wenn auch dieses in manchen Fällen angegeben wird, (in der bestimmten Frage), so hängt doch davon die Bildung des Urtheils nicht ab. Wohl aber muſste das Subject selbst irgend welchen Bestimmungen zustreben.

Hier ist auch der Ort für die wichtige Untersuchung über den Ursprung des Begriffs der Verneinung. Denn für angeboren kann derselbe eben so wenig gelten, als irgend ein anderer; gegeben werden kann er auch nicht, denn alles Wahrgenommene ist ein Positives. Für sich allein ist er bedeutungslos; er muſs auf etwas bezogen werden, das er verneine. Und selbst der Gedanke eines bloſsen *Non A* würde in keines Menschen Kopf kommen, so lange keine Veranlassung wäre, den bis dahin positiv gedachten Begriff von *A* jetzt auf einmal als ein aus irgend einem Gedanken Auszustoſsendes, Wegzuschaffendes, oder auch nur als ein daran Fehlendes vorzustellen. Es kann also wohl kein Zweifel seyn, daſs der Begriff der Negation seinen Sitz in einer Abstraction von den negativen Urtheilen habe. Und wann denn entstehen negative Urtheile?

Zuerst läſst sich an ihnen bemerken, daſs ihr Prädicat nicht durch die unmittelbare Wahrnehmung kann dargeboten seyn, daſs es also aus dem Vorrathe der Seele, von innen her zu dem Subjecte hinzukommen muſs. Aber es würde nicht hinzukommen, wenn nicht das Subject, als die vorangehende Vorstellung, es herbeyriefe, die Vorstellung desselben erweckte. Wie kann nun ein Subject eine solche Vorstellung erwecken, die ihm als Merkmal nicht zukommt? Unmittelbar gewiſs nicht. Wer in diesem Augenblicke etwas Weiſses sieht, dem wird nicht das Urtheil einfallen: Weiſs ist nicht schwarz; denn die Vorstellung des Schwarzen wird vielmehr gehemmt durch die des Weiſsen. Nothwendig also muſs da, wo ein negatives Urtheil auf natürlichem Wege entspringen soll, die zuerst erweckte Vorstellung eine andere seyn, welcher aber vermöge einer Complication oder Verschmelzung jene anhängt, die den Platz des negativen Prädicats einnehmen soll. — Ich gehe beym Eintritt des Winters aufs Feld. Mir fällt ein bekannter Baum auf, weil er jetzt entlaubt da steht. Hier erzeugt sich das Urtheil: der Baum hat keine Blätter; er ist nicht belaubt. Nämlich der Anblick des Baums erweckt die frühere Vorstellung desselben, also auch die des Laubes, mit welchem er ehedem bekleidet war. Diese tritt hervor wider die Hemmung durch den Anblick, und wird auf diese Weise ein Verneintes.

Hiebey wird man sich erinnern an die obige Erklärung der Begierde; die gerade auch in dem Aufstreben wider eine Hemmung ihren Sitz hat (§. 104.). Und in der That ist es bekannt, daſs eben das Vermiſste, das Versagte, schon als solches das Begehrte zu seyn pflegt. Daſs aber nicht alles Verneinte begehrt wird, liegt, wie leicht einzusehen, an zweyen Gründen; erstlich und hauptsächlich daran, daſs die verneinte Vorstellung bey weitem nicht immer die vorherrschende, das Gemüth im Ganzen genommen bestimmende ist; zweytens auch daran, daſs, wenn diese Vorstellung stark genug, und mit andern starken Vorstellungen wohl complicirt ist, sie alsdann fast ungehindert ins Bewuſstseyn treten, und nur bloſs nicht verschmelzen wird mit der momentanen Auffassung, die ihr entgegengesetzt ist. In diesem letztern Falle wird dagegen die momentane Auffassung sogleich nach ihrer Entstehung stark gehemmt werden, und es wird eine Weile dauern, ehe sie sich zu einer bedeutend wirksamen Totalkraft ansammeln kann. (Vergl. §. 95.) Die Folge davon wird man sogleich in einem Beyspiele erkennen. Ein blühender Baum wurde gesehen; jetzt sind die Blüthen gefallen, aber die Früchte angesetzt. Wer ihn jetzt wieder sieht, der urtheilt zuerst negativ: *der Baum ist ohne Blüthen*, und hintennach erst positiv: *er hat aber Früchte*. — Wer dagegen zum erstenmal in seinem Leben einen Baum, und diesen sogleich voll von Früchten sähe, der würde keins jener beyden Urtheile fällen. Welche Urtheile ihm wirklich in den Sinn kämen, die würden bestimmt seyn durch andre, früher gekannte baumähnliche Dinge. Hätte derselbe früherhin Schiffe mit Masten und Segeln gesehen, so würde er jetzt urtheilen: *dieser Mast hat keine Segel; er hat aber Aeste, Laub, Früchte, u. s. w.* Man glaube nicht, daſs eine solche Reminiscenz zu weit hergehohlt sey. Kinder übertragen noch viel heterogenere Erinnerungen auf ihre jetzigen Wahrnehmungen; und es ist das geringste, wenn ihr Bilderbuch ihnen in jeder nur irgend menschenähnlichen Figur diese oder jene bekannte Person vergegenwärtigt. Erst nachdem ein groſser Reichthum von Vorstellungen angesammelt ist, fügen sich die passenden zusammen, und verdrängen die Urtheile nach entfernten Aehnlichkeiten. —

Nach diesen Auseinandersetzungen wird es nun klar seyn, daſs wir das Wesentliche in dem Act des Urtheilens, so wie das Ursprüngliche der Begriffe, (§. 121. 122.) eben so wohl bey Thieren erwarten müssen, als bey Menschen. Denn die Grundbedingungen für den Ursprung der Begriffe und Urtheile liegen ganz allgemein in dem Mechanismus der Vorstellungen überhaupt, und erfordern, wenn wir den Sprach-Ausdruck abrechnen, noch nichts ausschlieſsend Menschliches. Anders verhält es sich mit dem Aufbewahren der Urtheilsform. Diese geschieht erst durch die Sprache; welche den, an sich flüchtigen, Uebergang vom Subjecte zum Prädicate fixirt. Auch liegt in der Vieldeutigkeit der Worte ein Grund, die Urtheilsform häufiger anzuwenden; indem das Wort, wodurch man einen vorliegenden Gegenstand benannt hat. in einer Unbestimmtheit schwebt, welcher durch Angabe eines oder mehrerer Prädicate muſs nachgeholfen werden, um den Ausdruck für die Sache einzurichten.

§. 124.

Fast unvermerkt finden wir uns hier auf die berühmte Lehre von den Kategorien und Kategoremen geführt, die nach der gangbaren Vorstellungsart ein ursprünglicher Schatz seyn sollen; ja das unentbehrliche Mittel, um Erfahrung aus den Empfindungen zu bereiten, welche (so meint man) dergleichen Begriffe dem Verstande auf keine Weise zuführen konnten. Verhielte es sich wirklich so, dann wäre hier ganz der unrechte Ort, davon zu reden. Nicht dem geistigen Leben überhaupt, sondern nur den Vernunftwesen würden die Kategorien angehören. Die Erfahrung der Thiere wäre nicht nach Quantität und Qualität bestimmt; denn sie hätten nicht die Begriffe von Einheit und Vielheit, nicht die des Wirklichen und Fehlenden (Realität und Negation); auch nicht des Handelnden und Leidenden (Causalität), nicht des Möglichen und Unmöglichen, in ihre Empfindung hineintragen können; da sie von dem Besitze des Verstandes und seiner ursprünglichen Ausstattung ausgeschlossen sind. Das einzige, was die empirische Psychologie darüber zu sagen nöthig hat, ist: beobachtet die Hunde! — Aber die wiſsenschaftliche oder speculative Psychologie darf so lakonisch nicht reden. Sie muſs zeigen, daſs die Erfahrung sich nothwendig so bildet, wie es, auf dem Standpuncte der Reflexion, den Kategorien gemäſs gefunden wird; dergestalt, daſs aus der gebildeten Erfahrung allerdings durch Reflexion die erwähnten Begriffe herausgehoben werden können, nicht, weil sie zuvor in die Erfahrung hineingetragen wären, (als ob sie früher, unabhängig von derselben, vorhanden gewesen wären,) sondern weil sie nichts anderes anzeigen, als die allgemeine Regelmäſsigkeit der Erfahrung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus.

Ich behaupte, daſs die Kategorien unabhängig von den Empfindungen darum zu seyn scheinen, weil zu der, ihnen entsprechenden, Form der Erfahrung, die Eigenthümlichkeit unserer Empfindungen von Farben, Tönen, Gerüchen, u. s. w. nichts Wesentliches beyträgt. Hätten wir ganz andere Sinne und durch dieselben ganz andere Klassen von Empfindungen, — so jedoch, daſs die Empfindungen jeder einzelnen Klasse unter einander entgegengesetzt wären, und einander hemmten, wie jetzt; die Empfindungen verschiedener Klassen aber sich complicirten, wie jetzt; auch das Zusammentreffen und das successive Eintreten der Empfindungen eben so geschähe, wie jetzt: dann würde unsre Erfahrung einen ganz andern Inhalt, aber die nämliche Form haben, wie jetzt; und die hinzukommende höhere Reflexion würde die nämlichen Kategorien daraus absondern, wie jetzt.

Wäre aber die Gleichzeitigkeit und die Folge der Empfindungen beträchtlich verändert: dann würde auch die Form der Erfahrungen sich verändert haben. Unser Denken correspondirt mit den Erscheinungen darum, weil ihre Regelmäſsigkeit ihm die seinige gegeben hat; denn es ist durch sie und für sie gebildet worden. Wären dagegen in einer Seele nur drey einfache Empfindungen, und es kämen keine neue hinzu: so würde in

Hin-

Hinsicht ihrer die ganze Psychologie sich auf die ersten Gründe der Statik und Mechanik, jene Lehren von den Schwellen des Bewuſstseyns und vom Sinken der Hemmungssumme, beschränken; an Kategorien aber wäre nicht zu denken; der psychologische Mechanismus würde zu solchen Erzeugnissen weder Gesetze noch ein Vermögen in sich tragen.

Den Beweis dieser meiner Behauptungen soll man nun schon längst nicht mehr verlangen; er liegt deutlich genug im Vorhergehenden. Einige Auseinandersetzungen kann man wünschen; und ich werde sie geben.

Die erste nothwendige Bemerkung ist, daſs hier von dem metaphysischen Werthe der Kategorien, das heiſst, von ihrer Fähigkeit, wahre Erkenntnisse zu schaffen, nicht im Geringsten die Rede ist. Sie bezeichnen die Form, welche unsre gemeine Erfahrung hat; und das reicht vollkommen hin, um sie sehr wichtig und sehr interessant zu machen. Wir wollen unsern Geist kennen lernen, wie er wirklich ist; und wir halten uns weit entfernt von idealischen Träumen, wie wir ihn gern haben möchten, wenn wir uns selbst beliebig machen und einrichten könnten.

Die zweyte Bemerkung: Es mag wohl seyn, daſs aus den Kategorien etwas mehr werden kann, wenn man sie absichtlich bearbeitet. Aber in solcher Arbeit sind sie schon nicht mehr die Formen des Denkens, das heiſst, die Bestimmungen der Art und Weise, wie das Denken wirklich geschieht; sondern Objecte desselben; und davon kann hier nicht die Rede seyn.

Die dritte Bemerkung: Nur in der Abstraction kann man die Kategorien von den Reihenformen trennen: ihre wirkliche Erzeugung ist mit den Reproductionsgesetzen, wodurch Raum und Zeit entstehn, auſs innigste verwebt*).

---

*) In den Prolegomenen, S. 119, wünscht Kant sich Glück, die Formen der Sinnlichkeit von denen des Verstandes rein gesondert zu haben. Gerade das ist ein Hauptgrund seiner Täuschungen. Er kannte

Und die vierte Bemerkung: Eben darum darf man nicht hoffen, sie vollständig zu besitzen, wenn die auffallendsten derselben in einem kleinen Täfelchen symmetrisch beysammen stehn. Die Constructionen, wozu die Reihenformen veranlassen, sind unerschöpflich; und an diesem Reichthum nehmen die Kategorien Theil. Auch schreitet die Reflexion im weitern Ausbilden der einmal gewonnenen Begriffe unmerklich und ohne Ende fort. Das, was dem Versuch, die Kategorien vollständig zu finden, voran gehn, oder ihn wenigstens begleiten müſste, wäre eine allgemeine Grammatik; welche vollendet zu besitzen wohl Niemand glauben wird. Aristoteles suchte mit groſsem Rechte die Kategorien in der Sprache.

Der eben genannte Denker ist wohl unstreitig der erste, welcher überhaupt von Kategorien geredet hat. Bey der Frage: was sind Kategorien? wird also zuerst und vorzüglich seine Auctorität in Betracht kommen; besonders wenn die spätere Bearbeitung so voll von Fehlern ist, wie die Kantische.

Aristoteles nun deutet zuerst an, er wolle nicht von Urtheilen reden, sondern von unverbundenen Begriffen. Jeder von diesen aber zeige entweder ein *Ding* an, oder ein *Wieviel,* oder u. s. w. Man sieht, Aristoteles suchte das Allgemeinste, wodurch sich angeben lasse, was unser Vorgestelltes sey. Er suchte die Klassen der Begriffe. Von diesen handelt er nur vier eigentlich ab, nämlich Realität, Quantität, Relation, und Qualität. Andere werden bloſs genannt; unter ihnen das Wo und das Wann; woraus sich zeigt, daſs er zwar nicht die Reihenformen selbst, wohl aber die Bestimmung der Gegenstände in Ansehung ihrer, mit zu den Kategorien rechnete.

Auch durch die Kantischen Kategorien sollen Objecte der Anschauungen gedacht werden; so lautet

---

den Ursprung der Reihenform nicht, und schätzte deren Sphäre viel zu klein.

wörtlich Kants Erklärung gleich hinter der Aufzählung der Kategorien.

Um desto mehr hätte Kant Ursache gehabt, wenigstens die erste der Aristotelischen Kategorien unverrückt an ihrem Platze zu lassen, nämlich das Ding, die Sache (οὐσία). Denn das gerade ist die einzige gemeinschaftliche Voraussetzung, wovon er mit dem Aristoteles ausgehn konnte: es solle von Erkenntniſs — Begriffen (gleichviel ob in Bezug auf wahre oder bloſs scheinbare Erkenntniſs) die Rede seyn; sonst hätte Aristoteles eben so gut die sogenannten Prädicabilien, welche in die Logik gehören, oder die allgemeinsten Klassenbegriffe der Aesthetik, *Schön, Häſslich, Gut, Böse*, mit unter die Zahl der Kategorien versetzen können; da sie allerdings zu den allgemeinsten Bestimmungen des Vorgestellten zu rechnen sind.

Damit nun gleich die erste Kategorie das anzeige, wovon hier überhaupt die Rede ist: stelle ich mit Aristoteles die οὐσία an die Spitze; auf Deutsch, das Ding überhaupt; denn von Substanz im metaphysischen Sinne wissen wir hier noch nicht das Geringste, und es ist einer von Kants stärksten Misgriffen, in diesem Puncte der gemeinen falschen Uebersetzung des Worts οὐσία nachgegangen zu seyn. Das Wort sagt nichts weiter als: das Wirkliche; und damit man ja nicht etwa sich hier, am unrechten Orte, in tiefsinnige Metaphysik verirre, sagt Aristoteles recht deutlich: seine ersten οὐσίαι seyen zum Beyspiele dieser bestimmte Mensch, dieses bestimmte Pferd; die zweyten οὐσίαι aber seyen Arten und Gattungen, wie Mensch, Pferd, Thier. Ganz so muſs die Sache genommen werden, wenn von der ursprünglichen Bildung unserer Erfahrung, von den ersten, gemeinen Begriffen der sinnlichen Objecte die Rede ist. Nur freylich ist der Weg von hier bis zur Kritik der Vernunft etwas weiter, als ihn Kant sich gemacht hat.

Die andern hieher gehörigen Kategorien sind nun bloſs in so fern Kategorien, als sie im Dienste der ersten stehn: sich auf sie beziehen; kurz, als sie anzeigen, wie denn ein Ding gedacht werde. Nun ist im Begriffe des Dinges noch unbestimmt gelassen, was es sey. Es kommt aber gar kein Vorgestelltes zu Stande, wenn nicht irgend Etwas vorgestellt wird als ein Solches und kein Anderes. Demnach ist nothwendig die zweyte Kategorie die der Eigenschaft. Wobey zu bemerken, dafs die Eigenschaft entweder durch die Elementar-Vorstellungen, woraus die ganze Vorstellung des Dinges besteht, unmittelbar bestimmt wird, oder durch deren reihenförmige Verbindung. Im ersten Falle heifst die Eigenschaft im engern Sinne Qualität, im zweyten Quantität.

Allein die Vorstellungen, welche das Wie des Dinges anzeigen, können noch über das eigentliche Was hinausreichen. Oder, die Vorstellung des Dinges kann einen bestimmten Grund des Ueberganges zu andern Vorstellungen in sich tragen. Dies ergiebt die Kategorie der Relation, mit ihren Unterarten.

Endlich gehört hieher noch der in der Urtheilsform entspringende, aber von da auf Begriffe vielfältig übertragene Begriff der Verneinung; welchen Kant ausdrücklich, obgleich am unrechten Orte, unter den Kategorien aufzählt; während Aristoteles zwar Anfangs, da er nur von unverbundenen Begriffen reden will, ihn bey Seite setzt, späterhin aber doch, bey Gelegenheit der Gegensätze und der Veränderung in seine Abhandlung aufnimmt *).

Sollen nun blofs die allgemeinsten Klassen der Begriffe von Gegenständen, die in der äufsern Anschauung können gegeben werden, nachgewiesen, und deren Ueberschriften mit dem Namen der Kategorien benannt werden: so möchte man schwerlich mehr derselben finden als die angezeigten. Denn dafs Einheit, Vielheit, Allheit, der Quantität untergeordnet sind, dafs Wo, Wann, Lage, Thun, Leiden, zur Relation gehören, dafs

---

*) *Aristotelis categoriae cap.* 8. *et* 11.

Unmöglichkeit, mit ihren beyden in verschiedener Beziehung genommenen Gegentheilen, der Möglichkeit und der Nothwendigkeit *), nur eine nähere Bestimmung der Verneinung ist; dies ist so einleuchtend, daſs es kaum der Entwickelung bedarf. — Will man dagegen sich einmal auf das Untergeordnete einlassen, so kann man unterordnen ohne Ende; wie sowohl **Aristoteles** als **Kant** gethan haben; jener durchgängig in der ganzen Abhandlung, dieser im §. 10. der Vernunftkritik.

Mit einigen der bekanntesten Unterordnungen kann man die Tafel der Kategorien nunmehr so stellen:

Ding
- **Gegebenes,**
- **Gedachtes.**

Eigenschaft
- **Qualität**
- **Quantität**
- Bestimmte Quantität,
  - Einheit
  - Allheit
  - Das Ganze und die Theile.
- Unbestimmte Quantität,
  - Vielheit im Ganzen,
  - Vielheit auſser dem Ganzen.

Verhältniſs
- **Ort und Lage.**
- Bild und dessen Gegenstand
  - Aehnlichkeit (bey gegenseitigem Abbilden.)
  - Gleichheit.
- Besitz und dessen Gegenstand
- **Wirken und Leiden.**
  - Reizbarkeit.
  - Selbstbestimmung.

Verneintes.
- **Gegensatz.**
- **Veränderung**
- **Unmöglichkeit** nebst ihren Gegentheilen.

Hier stehn **Ding** und **Verneintes** einander mit besserm Rechte gegenüber, als bey **Kant** die Quantität und die Modalität; denn das Ding ist überhaupt das Gesetzte, **Positive**. Eben so Eigenschaft im weitesten Sinne, und Verhältniſs, wovon jene die innern Bestimmungen im Begriffe des Dinges selbst, dieses die äuſsern, in der Zusammenstellung desselben mit andern, bezeichnet. Ferner sind hier nicht vier Titel zu Kategorien, sondern vier Haupt- oder eigentliche Kategorien aufgestellt, deren Untergeordnetes unter einander keine Symmetrie bildet, noch irgend erwarten läſst; eben darum, weil die Haupt-Kategorien unter einander völlig verschieden sind. Alle Symmetrie würde in meinen Augen unter solchen Umständen nur Verdacht erregen.

---

*) Man erinnere sich, daſs Nothwendigkeit Unmöglichkeit des Gegentheils ist.

Wie entstehn nun die Kategorien?

Erstlich: wie entsteht die Vorstellung des Dinges? — Soll die Frage sich auf die Zusammenfassung der Merkmale des einzelnen Dinges beziehen: so liegt der Grund in der Complication der Partial-Vorstellungen wegen der Einheit der Seele; so daſs der Actus des Vorstellens nur Einer ist, so weit die Verbindung reicht. Soll aber der Ursprung der Vorstellung vom Dinge überhaupt angegeben werden: so muſs man zurückgehn zum Gesammt-Eindrucke, der aus den Reproductionen unzähliger, zum Theil ähnlicher Dinge sich allmählig zusammen zu setzen nicht umhin konnte. Dieser Gesammt-Eindruck überträgt sich auf unvollkommne, neue Wahrnehmungen am leichtesten. Ein verschlossener Kasten erregt die unbestimmte Vorstellung dessen, was darin seyn möge; ein von fern gesehener Gegenstand läſst errathen, was man bey der Annäherung finden werde; eine Reise verspricht viel Neues, man weiſs noch nicht was; aber die aufgeregten dunkeln Bilder sind ganz unstreitig nichts anderes als Zusammensetzungen aus altem Stoffe. Vermuthungen, was doch das Unbekannte seyn möge, haben oft getäuscht; die Besorgniſs neuer Täuschung schlägt nun die bestimmteren Züge, welche man dem Unbekannten zu leihen geneigt ist, vollends nieder; und nach der Verneinung aller besondern Bestimmungen soll bloſs ein Vorstellen, dessen Vorgestelltes sich ausgelöscht hat, übrig bleiben. Diese Zumuthung wird niemals völlig erfüllt; aber die Vorstellung gilt nun für die ganz allgemeine des Dinges überhaupt. — Das nämliche kommt vor, wenn wir ein Wort in einer uns unbekannten Sprache hören, oder unbekannte Schriftzüge erblicken; auch hier ist ein Gemisch von Vorstellungen im Begriff hervorzutreten; aber alle nähere Bestimmtheit wird zurückgewiesen, es bleibt das ganz unbestimmte Streben, irgend etwas zu setzen, welches durch das Wort bezeichnet werde, noch übrig; ein Beyspiel zu dem Begriffe des gedachten Dinges, so wie die frühern zu dem des gegebenen gehörten. Uebrigens ist es Aristoteles, dessen δεύτεραι οὐσίαι mich veranlassen, des gedachten Dinges neben dem gegebenen zu erwähnen; er versteht nämlich darunter die Arten und Gattungen.

Zweytens, wie entsteht die Vorstellung der Eigenschaft? Die Antwort ist bey der Lehre vom Ursprunge der Urtheile gegeben; und hängt mit dem nächst-Vorhergehenden unmittelbar zusammen. In der Vorstellung des Dinges liegt fortwährend das Aufstreben bestimmter, aber entgegengesetzter, und einander hemmender, früherer Wahrnehmungen. Sobald nun die zuvor unbekannten Gegenstände theilweise bekannt werden, entstehn Urtheile; die gefundenen Merkmale werden Prädicate eben in so fern, als sie von jenem Entgegengesetzten, das zugleich aufstrebte, Einiges hervortreten lassen mit Zurückdrängung des Uebrigen. Je öfter durch dergleichen Urtheile jener unbestimmte Begriff des Dinges, (oder auch andre, unter ihm stehende, minder allgemeine Begriffe gewisser Gattungen und Arten,) sind bestimmt worden: desto mehrere werden der Vorstellungen, welche den Platz und Rang von Prädicaten einnehmen; ein Proceſs, der im Laufe des Lebens immer fortgeht, ohne daſs es möglich wäre, für ihn besondere Epochen vestzuſetzen. Die geistige Ausbildung macht, der Erfahrung zufolge, nur kleine, kaum merkliche Schritte.

Etwas schwerer zu erklären ist der Begriff der Quantität, so fern derselbe allem Uebrigen, was Eigenschaft heiſsen kann, gegenüber tritt. Hier muſs man sich zuerst erinnern, daſs viele Auffassungen zusammengenommen keineswegs ursprünglich als Vieles aufgefaſst werden; und zwar gerade wegen der Verbindung, die sie eingehn. Ohne die Reproductionsgesetze, die Eins zwischen Anderes setzen, würde es eben so wenig jemals eine Kategorie der Quantität gegeben haben, als einen Raum und eine Zeit; denn die Einheit der Seele würde die Theile des Vielen so völlig verschlingen, und in sich versenken, daſs gar kein Mannigfaltiges mehr in ihm könnte geschieden werden; — genau so, wie die Einheit jedes einzelnen Dinges zu Stande kommt, wie groſs auch die Anzahl und die Verschiedenheit der Merkmale seyn möge, deren Vorstellungen zusammengenommen die Vorstellung des Dinges selbst sind. Man muſs sich daher dasjenige vergegenwärtigen, was oben über Raum, Zeit, und Zahl gesagt worden; und man muſs dies alles jetzt näher bestimmen durch die allgemeine Ueberlegung, daſs Gesammt-Eindrücke des Aehnlichen, wie zu allen Begriffen, eben so auch zu Gröſsenbegriffen die Grundlage abgeben können. Am Ende des §. 114. war von der Reproduction wegen der Gestalt die Rede. Man erweitere dies auf die Reproduction gleicher Rhythmen, und gleicher Fortschreitungen unter den Zahlen; man bedenke, welche Verschmelzung oft wiederhohlter, ähnlicher Gröſsen-Vorstellungen nothwendig vor sich gehn müsse; man wird auf diese Weise den Weg zu den Gröſsen-Begriffen geöffnet finden.

Was insbesondere die Zahlen anlangt: so scheint hier alles Zwischen-Liegende, welches die darin enthaltenen Einheiten trennen könnte, zu mangeln; daher denn, nach der obigen Bemerkung, ihre Vielheit ganz zusammen fallen, und jede Zahl gleich Eins werden sollte. Allein gerade dies beweis't, daſs die Zahlbegriffe nichts Primitives sind, und daſs ihnen eine dunkle Voraussetzung anklebt, die man nachweisen muſs, um sie zu verstehn. Die ursprünglichen Zahlen sind Anzahlen gesonderter Gegenstände; wie zwölf Stühle, zwölf Personen.

Zwischen diesen lag ein Raum, als sie wahrgenommen wurden, aber ihre Anordnung war veränderlich, sie zeigten sich den Versetzungen unterworfen. Also hemmten sich die bestimmten Reihen, welche die Wahrnehmung erzeugt hatte. Dennoch blieb das Streben, vermöge dessen die Vorstellung eines jeden Einzelnen im Begriff war, zu den andern überzugehn; und wiewohl ein so sehr sich selbst verdunkelndes Streben sich kaum innerlich beobachten läſst, so darf daran doch nicht gezweifelt werden, da sich die Sache unzweydeutig aus der Theorie der Reihenformen ergiebt. — Nachmals bildeten sich die allgemeinen Begriffe des Stuhls, der Person, überhaupt des gezählten Gegenstandes. In ihn sollten nun die einzelnen Vorstellungen zusammenfallen; denn er wird auf alle übertragen. Aber gerade umgekehrt muſs dies Drängen zur Einheit die Spannung jenes Strebens, welches die Einzelnen gesondert hält, vermehren. Und das Uebergehn von der Einheit des allgemeinen Begriffs zu der Sonderung des Einzelnen, unter ihm Enthaltenen, ist das Wesentliche des reinen Zahlbegriffs, des ächten Multiplicators; denn die reinen Zahlen sind nichts anderes als eben Vervielfältigungen, die selbst wiederum durch allgemeine Begriffe gedacht werden, in welchen das Entgegengesetzte der gezählten Gegenstände sich nahe ausgelöscht hat. — Uebrigens ist doch jenes, den Zahlen inwohnende Streben zur Sonderung allerdings auch in der Erfahrung leicht genug zu erkennen, nämlich an seinen Wirkungen. Alle Zahlen suchen sich auseinanderzusetzen; sie streben zur Gestaltung. Daher die allgemeine Neigung, sie bald als Abscissen und Ordinaten darzustellen, bald als figurirt zu betrachten; bald sogar ihnen mystische Eigenschaften beyzulegen, denen ästhetische Urtheile versteckt zum Grunde liegen, ähnlich jenen, worauf das räumliche und rhythmische Schöne beruht (§. 114.). Alle geraden Zahlen zum Beyspiel haben einen fühlbaren Vorzug vor den ungeraden, weil sie sich in correspondirende Hälften zerlegen lassen. Aber die Zahlen sieben, dreyzehn, und andre Primzahlen, gelten für unglücklich; so sehr, daſs der dreyzehnte Mensch, als überflüssig neben der so leicht anzuordnenden Zahl zwölf, sterben muſs, wenn er das harmonische Dutzend gestört und gleichsam auseinander gedrängt hat. — Solche mystische Thorheit ist zu allgemein, um nicht aus einem psychologischen Grunde zu entspringen. -- Die groſsen Zahlen sind bekanntlich für uns bloſse Namen, denen wir ohne das künstliche Hülfsmittel der Potenzen und Producte gar keine Bedeutung würden geben können. Doch klebt ihnen das Gefühl der Schwierigkeit an, die in ihnen liegenden Reihen ganz zu durchlaufen.

Drittens: Die Vorstellung des Verhältnisses erfordert, daſs zwey Puncte einer Reihenform gegen einander gehalten werden, um den Uebergang von einem zum andern zu bestimmen. Dies kann so vielfältig geschehen, als Reihenformen sind gebildet, und die Arten des Ueberganges bestimmt worden. Wollten wir, im gegenwärtigen Zusammenhange, Ort und Lage auslassen: so würde gerade dasjenige mangeln, was sich zuerst und von selbst darbietet, denn die bekannteste aller Reihenformen ist der Raum; die übrigen Reihenformen sind alle nur Analogien desselben, und minder ausgeführte Productionen. Auch das arithmetische und geometrische Verhältniſs im Zahlen-Gebiete kann als analog jenen räumlichen Verhältnissen angesehen werden; es wird nicht nöthig seyn, so leichte Sachen zu erläutern. Schwerer ohne Zweifel scheint das Verhältniſs der Aehnlichkeit, oder das noch einfachere zwischen Bild und Original, wovon jenes die nähere Bestimmung ist, denn Aehnliche verhalten sich gegenseitig wie Abbild und Urbild. Hier muſs man, wie bey der Zahl, bemerken, daſs die Vorstellungen zweyer durchaus Aehnlichen in der Einheit der Seele völlig zusammenfallen würden, wenn nicht irgend eine Nebenvorstellung sich dazwischen schöbe. (Man wird dabey an Leibnitzens unrichtiges, doch nicht ganz ohne psychologischen Grund behauptetes, *principium in-*

discernibilium denken.) Ferner soll das Bild ein zweytes, das Original ein Erstes seyn. Wer aber das Bild erblickt, der erkennt darin das Original; zurückschauend vom Zweyten auf das Erste. Also geht hier die Bewegung in der Reihenform rückwärts; welches nur möglich ist, wenn die ganze Vorstellung des Bildes verschmolzen ist mit einem Theile der Vorstellung des Originals (§. 100. und 112.). Davon kann nun der Grund schon in der Zeitfolge gesucht werden; denn in der Regel ist das Original (wie schon das Wort sagt) das frühere, und das Bild erst nach ihm gemacht. Allein dies reicht nicht aus. Es giebt auch Vorbilder, Modelle, *nach* denen das Hauptwerk gearbeitet wird. Der Begriff des Bildes beruht eben so wenig auf der Zeitfolge, als auf dem Umstande, daſs Eins sich nach dem Andern richten solle; denn beydes leidet eine Umkehrung. Das Vorbild, wie das Nachbild, weiset auf den Hauptgegenstand; beyde sind um so vollkommener, je mehr, über ihm, sie selbst vergessen werden. Man denke an die Illusion im Panorama, im Schauspiel. (Wobey freilich nicht zu übersehen ist, daſs während der Illusion der Begriff des Bildes wegfällt.)

Nach diesen Vorerinnerungen wird nun diejenige Art von Reihenformen leichter ins Auge fallen, worin das Bild und sein Gegenstand einander gegenüber stehn. Es ist die Reihe des Wichtigern, und des minder-Bedeutenden; oder, am einfachsten, der stärkern und der schwächeren Vorstellungen; allein die Art, wie sich daraus eine Reihe bildet, bedarf einer Erläuterung. Wenn mehrere Gegenstände sich zugleich zur Wahrnehmung darbieten, so wird derjenige, dessen Eindruck der stärkste ist, zuerst aufgefaſst, er giebt den Anfangspunct der Reihe. Erst nachdem die Empfänglichkeit für ihn bis auf einen gewissen Grad abgenommen hat, (§. 94.) und die entstandene Vorstellung mit den frühern, hemmenden, weit genug ins Gleichgewicht getreten ist: können auch die schwächern Wahrnehmungen anderer Gegenstände durch gehörige Verschmelzung ihrer Elemente zu einer endlichen Stärke anwachsen; (man weiſs aus den Untersuchungen der §§. 94—97., daſs $S < \beta\varphi$ seyn muſs, wenn nicht die Perceptionen im Entstehen erdrückt werden sollen *)); und indem solchergestalt ein Gegenstand nach dem andern dazu gelangt, sich hinreichende Aufmerksamkeit zuzueignen: ordnet sich die Succession, worin das gleichzeitig Gegebene zusammentritt, nach der Stärke des Eindrucks und der Empfänglichkeit; welche beyden Gröſsen hier als ein Product ($\beta\varphi$) in Betracht kommen. — In dieser Reihe nun nimmt der Gegenstand des Bildes einen frühern Platz ein, als das Bild selbst; und das Verhältniſs zwischen beyden prägt sich um desto bestimmter aus, je weiter die Distanz von jenem zu diesem ist. Um desto mehr nämlich schiebt die Vorstellung des Gegenstandes zwischen sich und das Bild, wenn sie ja noch in ihren Reproductionen bis zu demselben hingelangt; hingegen die Vorstellung des Bildes reproducirt wegen der Aehnlichkeit unmittelbar jene des Gegenstandes, womit sie, in ihrer ganzen Stärke, verschmilzt. — Wenn zwey Brüder einen gleich starken Eindruck auf uns machen, so wird für uns keiner das Bild des andern, sondern nur der zweyte, den wir später sehen, erinnert an den früher Gekannten. Aber der Bruder eines groſsen Mannes bleibt immer der Bruder; das Bild von jenem. Im metaphysischen Sinne ist das Bild die bloſse Qualität des Gegenstandes ohne seine Realität. Da ist die Distanz beyder, die zwischen Etwas und Nichts; das heiſst, sie ist unendlich. Daſs hiemit der Werth des Bildes, welcher ihm zugesprochen werden mag, wenn ästhetische Urtheile hinzukommen, in keiner nothwendigen Gemeinschaft stehe, sondern davon ganz unabhängig seyn könne, leuchtet von selbst ein. Gleichwohl hat der ästhetische Werth der Ideen einen sichtbaren Einfluſs auf Platons Welt-Ansicht gehabt, nach welcher die Ideen, wie das Vornehmste, so auch das eigentliche Reale sind, wozu unsre sogenannte wirkliche Welt nur den Widerschein hinzufügt. — Vielleicht findet man einen Einwurf in solchen Bildern, die aus kostbaren Stoffen bestehen; dergleichen ein goldenes Kalb seyn würde. Aber hier ist das Gold nicht das Bild, und das Bild nicht das Gold, sondern überhaupt eine todte, träge Masse, und als solche weit unter der Würde des lebenden Thieres. Indessen könnte Einer die Sache umgekehrt betrachten; verliebt in die groſse Masse Goldes, und durch jedes lebende Kalb an sie erinnert, könnte er auch alle Kälber als Bilder jener Masse ansehn. — Es giebt auch Bilder; die den Originalen zum Erschrecken ähnlich sind, wie bemalte Statuen und Wachsfiguren, todte Körper, die sich, Gespenstern gleich, in den Kreis der Menschen drängen, und die Vorstellung des Abgebildeten so stark hervorheben, daſs die Erwartung menschlichen Handelns, Sprechens, Fühlens, gewaltsam wider die starren Bilder anstoſsen muſs. Doch hierin ist vieles abhängig von der Gewohnheit. Wer die Bilder als Bilder betrachtet, erschrickt nicht; hingegen Kinder erschrecken selbst vor Gemälden, weil sie nicht einmal hier dahin gelangen, die Distanz von dem Menschen zu der bemalten Leinwand zu durchlaufen, sondern sich von den Augen des Bildes wirklich gesehen glauben. —

---

*) Der Leser wird wohl nöthig finden, meine ausführliche Abhandlung *de attentionis mensura* zu Hülfe zu nehmen, um sich die Untersuchung des §. 95. geläufiger zu machen, und sie in ihren Anwendungen bequemer zu verfolgen.

Bey bloſs ähnlichen Gegenständen, von welchen nicht mit Bestimmtheit einer als das Bild des andern angesehen wird, geht die Vergleichung rückwärts und vorwärts; das heiſst, es wird zufälliger weise der eine als der zweyte aufgefaſst, welcher an den andern, den ersten, erinnere; und so wechselsweise. Dies läſst sich leicht erkennen bey den Abweichungen von der Aehnlichkeit. Hier ist der eine Gegenstand ein abweichender, wenn der andre die Regel giebt, wornach er müſste verändert werden, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen; aber er selbst kann eben so gut zur Regel dienen für den andern, falls derselbe soll als nachgiebig und veränderlich gedacht werden. Den Vorzug, die Regel und das Original zu seyn, und die Zurücksetzung, nur ein Bild zu seyn, ertheilt man also hier nach Belieben und abwechselnd, oder vielmehr durch unbemerkbare Umstände veranlaſst, dem einen oder dem andern.

Die übrigen Verhältniſsbegriffe sind ihrem Ursprunge nach aus dem Vorhergehenden leichter zu erklären. Aller Besitz, alles, was die Sprache durch den Genitiv ausdrückt, wie Vater, Sohn, Herr, Diener, Sache und Eigenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, bezeichnet, daſs der Gegenstand, dem etwas zugeschrieben wird, in so fern als der Boden anzusehen ist, der dem Zugeschriebenen Platz darbietet, wohin es könne gesetzt werden. Man erkennt hier sogleich die dunkel gedachte Flächenform, welche daher rührt, daſs der Besitzer, — der, welchem etwas zugeschrieben wird, als Anfangspunct mehrerer Reihen ist gedacht worden, die, wenn sie nicht zusammenfallen sollen, so vorgestellt werden müssen, als ob sie etwas zwischen sich schöben (wie schon im §. 100. bemerkt worden). Daher die alten Ausdrücke: *ὑποκείμενον*, *subjectum*, Unterliegendes, welches erwartet, daſs man etwas darauf setzen werde, was darauf ruhen könne. So ruhet das Prädicat auf dem Subjecte, nicht wie ein schwerer Körper, der fallen will, sondern weil es die aus dem Subjecte hervorstrebenden Reihen, wodurch dasselbe ein Bestimmbares ist, niederdrückt bis auf eine, der es Freyheit giebt sich zu entwickeln. — Die Inhärenz (des Merkmals in der Complexion, mit welcher zusammen es für ein Ding gilt,) ist hievon ein specieller Fall.

Das Wirken und Leiden bedeutet auf dem Standpuncte dieser Betrachtung noch nichts weiter, als was der bekannte Ausdruck: das kommt davon! anzeigt, worüber im §. 102. schon gesprochen worden, und wo das Wort selbst die ablaufende Reihe deutlich ausspricht. —

Viertens: Vom Ursprunge der Verneinungen ist oben geredet worden (§. 123.). Dieselben erzeugen sich in den Urtheilen; allein mit diesen übertragen sie sich auf Begriffe, sobald letztere auf eine unpassende Weise als Subjecte und Prädicate zusammengerückt werden; und die Begriffe treten alsdann als Entgegengesetzte auseinander. Man achte hier zuerst auf das Wort Gegen, *adversus*, *contra*: und auf den Ausdruck Opposition. Alle diese Worte verkündigen die Reihenform, die bey der Verneinung hinzugedacht wird. Schon im §. 100. wurde erwähnt, daſs, wenn die Vorstellungen Gelegenheit haben, nach ihrer Qualität zu verschmelzen, dasselbe dem Hemmungs-Grade umgekehrt gemäſs geschieht. Solche Gelegenheiten finden sich allmählig für die Begriffe; will man daher z. B. Schwarz und Weiſs vereinigen, so trennen sie sich gewaltsam, indem sie alle mittlern Farben, (hier die verschiedenen Nüançen des Grau), mit denen jedes von beyden näher verschmolzen ist, zwischen sich schieben, und nun wie in bestimmter Entfernung aufgestellt, einander gegenüber stehn; oder, wenn bloſs das Streben, in solche Entfernung auseinander zu treten, gefühlt wird, einander entgegen gesetzt werden; welcher Ausdruck unbestimmter lautet, weil dem Streben nicht gelingt, ein klares Bild des Zwischenliegenden hervorzubringen. Dies hätte man schon längst aus bloſser Analyse der Sprache erkennen sollen.

Es ist aber vorzugsweise die Veränderung der sinnlichen Dinge, welche zur Entgegensetzung Veranlassung giebt. Denn sie muthet uns an, einem Subjecte, in welchem ein gewisses Merkmal schon liegt, jetzt dessen entgegengesetztes zuzueignen.

Hier wird eine Unmöglichkeit gefühlt; und in dem sogenannten Satze des Widerspruchs ausgesprochen, es ist unmöglich, daſs ein Ding Entgegengesetztes zugleich sey; wo das Wort Zugleich die Reihenform der Zeit zu Hülfe nimmt, um doch auf irgend eine Weise die geforderte Auseinandersetzung zu gewinnen. Bey sichtbaren Dingen leistet der Raum dieselben Dienste; es ist unmöglich, daſs ein Ding an der nämlichen Stelle schwarz und weiſs, rund und eckigt sey; hingegen an verschiedenen Stellen ist beydes neben einander möglich (weil diese Verschiedenen nicht wirklich Ein Ding sind).

Soviel über die Kategorien. Einen Nachtrag wird man im folgenden Abschnitte finden. — Es würde ein unangenehmes Geschäfft für mich seyn, die Kantische Lehre über diesen Gegenstand vollständig zu beleuchten. Soviel springt in die Augen, daſs bey Kant die Qualität nur dem Namen nach dasteht, denn er hat ihr nichts anderes untergeordnet als Realität und Negation, die nichts weniger sind als Qualitäten; und daſs die Relation viel zu eng beschränkt ist. Von Substanz und Ursache wird weiterhin ausführlich zu reden seyn. Kants Irrthum, als ob er das Vermögen des menschlichen Verstandes ausgemessen hätte, gab der Philosophie viel Muth und viel Uebermuth; und wird deshalb in der Geschichte der Wissenschaft auf immer denkwürdig bleiben. Wer weitern Stoff zum Nachdenken wünscht, kann ihn in dem zwar nicht sonderlich geordneten, aber reichhaltigen Aufsatze des Aristoteles finden.

Die sogenannten Prädicabilien, Gattung, Art, und was dahin gehört, sind nicht eben schwer zu erklären. Ein Ding zeige sich veränderlich; so wird es in seinen verschiedenen Zuständen mit sich selbst verglichen. Zwischen mehrern Dingen bildet sich die Vergleichung dergestalt aus, daſs verschiedene Individuen derselben Art, und weiterhin verschiedene Arten derselben Gattung, eben als solche erkannt und betrachtet werden. Man begegne z. B. einer Menge von Hunden. Jeder folgende reproducirt die ganze Masse von Vorstellungen, die der vorhergehende dargeboten hatte. Der eben jetzt gesehene bildet nun das Subject für die negativen Prädicate, die ihm zukommen, weil er nicht so gestaltet, nicht so gefärbt ist, wie die vorigen; dann für die positiven, weil er anders gebaut, anders gefärbt ist, u. s. w, Indem aber die Aehnlichkeiten aller Hunde dennoch vorwiegen, und jeder als Einer unter Vielen vorgestellt wird, (§. 122.) behalten die sämmtlichen Subjecte der entstehenden Urtheile immer die Bestimmung, daſs sie Hunde vorstellen, durch ihre Prädicate aber werden daraus Hunde von verschiedener Art.

Es werde ferner eine kleinere Masse von beständigen Merkmalen jener gröſsern Masse gegeben, ohne hemmende Zusätze. So reproducirt sich zunächst die ganze Masse auch mit den übrigen beständigen Merkmalen; dann aber treten auch diejenigen Bestimmungen hervor, welche früherhin solchen Massen bald negativ, bald positiv sind beygelegt worden. Dies giebt den Gemüthszustand des Fragens, ob auch diese oder jene Bestimmung zugegen seyn möge. — Wir sehen z. B. ein blühendes Gewächs. Wir setzen sogleich voraus, das Gewächs habe eine Wurzel irgend einer Art; denn dies gehört zu den beständigen Merkmalen der Vorstellungsmasse, die hier reproducirt wird. Aber ob die Blüthe auch rieche, ob sie angenehm rieche, ob die Wurzel etwan eine Zwiebel sey, u. d. gl. das sind die Fragen, welche entstehn, indem in diesen Hinsichten sich mehrere entgegengesetzte Merkmale in der Erinnerung darbieten.

Fünftes Capitel.

Von der Apperception, dem inneren Sinne, und der Aufmerksamkeit.

§. 125.

Der innere Sinn gehört für den Psychologen zu den gefährlichen Klippen, denen er sich nur mit groſser Vorsicht nahen darf. Das kann man schon schlieſsen aus den Widersprüchen, die wir gleich Anfangs im Begriff des Selbstbewuſstseyns nachgewiesen haben. Aus dieser Ursache wird es nicht zu sehr befremden, daſs so vieles Andere und Leichtere vorangeschickt wurde, und wir erst jetzt an die Erklärung desjenigen Gegenstandes gehn, den die Meisten (unter ihnen Wolff und Kant,) in die ersten Zeilen bringen; nicht eben in der Meinung, ein Problem aufzustellen, sondern vielmehr den Grundstein zu allem nachfolgenden zu legen *).

Wenn der innere Sinn ein Vermögen ist, das die Seele so geradehin unter andern Vermögen auch noch hat, so müssen wir hier die schon oft erhobene Frage wiederhohlen: wann wirkt denn dies Vermögen, und wann bleibt es unthätig? Nach welchen Gesetzen ereignet sich eins und das andere? — Und da der innere Sinn ein Vermögen der Selbst-Beobachtung seyn soll, diese aber auf höhere Potenzen ohne Ende steigen kann, indem der Actus des Beobachtens sich wiederum beobachten läſst, und dies neue Beobachten abermals beobachtet werden kann, und so fort, — warum schlieſst der innere Sinn, der sich über die erste Potenz, der Erfahrung gemäſs, zuweilen wirklich erhebt, nicht auch alle andern Potenzen in sich? Warum ist es sogar um die einfache Selbstbeobachtung, wenn sie anhaltend und habituell wird, ein so äuſserst misliches Ding, daſs Kant (im Anfange der Anthropologie,) denjenigen, der ein Geschäfft daraus macht, sich selbst zu belauschen, aus triftigen Erfahrungsgründen vor dem Irrenhause zu warnen nöthig findet?

Aus dem allgemein-metaphysischen Princip, daſs kein Wesen, auch die Seele nicht, eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Anlagen enthalten kann, folgt so-

---

*) Kant erklärt sogar, er sehe nicht ein, wie man so viel Schwierigkeit darin finden könne, daſs der innere Sinn von uns selbst afficirt werde. Krit. d. r. V. S. 156.

gleich, daſs die Wahrnehmung unsrer eignen Zustände und Vorstellungen gar nicht auf einer besondern Prädisposition beruhe; daſs sie vielmehr auf eben so natürlichem Wege, wie alles Andere, in der Seele erst werden muſs, und daſs sie alsdann gerade so weit und nicht weiter reicht, als wie weit sie geworden ist. Ein gewisses Quantum von Selbst-Beobachtung erzeugt sich unter gewissen Umständen aus gewissen Ursachen; alsdann geschieht die Selbst-Beobachtung wirklich, und in andern Fällen unterbleibt sie, weil keine Möglichkeit ihres Geschehens vorhanden ist.

Wenn nun die Selbstbeobachtung wirklich vor sich geht, wer ist alsdann der Beobachtende, und wer wird beobachtet? Hoffentlich wird man nicht antworten: Ich selbst bin das eine und das andere. Denn dieser Ich, der da Object und Subject zugleich seyn will, ist als ein völliges Unding nun einmal bekannt. In der Seele sind nur Vorstellungen; aus diesen muſs alles zusammengesetzt werden, was im Bewuſstseyn vorkommen soll.

Also: *Eine* Vorstellung, oder Vorstellungsmasse, wird beobachtet; eine *andere Vorstellung*, oder Vorstellungsmasse, ist die beobachtende.

So paradox dieser Satz allen denen klingen muſs, die in unerkannten Widersprüchen nun einmal leben und weben: so leicht fügt er dem Ganzen unserer Grundsätze sich an; und so passende Aufschlüsse giebt er über die Thatsachen, die den innern Sinn charakterisiren.

Wir haben bisher vielfältig, und noch ganz zuletzt in der Betrachtung über das Entstehen der Urtheile, von der Wirkung gesprochen, welche eine neu eintretende Wahrnehmung auf die schon vorhandenen älteren Vorstellungen haben muſs, die sie erweckt, mit denen sie verschmilzt, die sie aber auch hemmt, und von denen sie gehemmt wird, insofern ein Gegensatz zwischen der neuen Vorstellung und der älteren vorhandenen oder erweckten sich bildet.

Es ist ganz offenbar, daſs alles dies eine Erweiterung leidet, auf den Einfluſs, den mehrere, in der Seele vorhandene, und im Bewuſstseyn sich gleichzeitig entwickelnde, Vorstellungsreihen, unter einander ausüben müssen.

Es gebe eine Reihe von Vorstellungen $m, n, o, p, q, \ldots$ die bey ihrem Entstehen successiv gegeben sind, und sich nun bey der Reproduction in der nämlichen Folge wieder zu entwickeln streben, nach §. 112. Zugleich sey eine andre Reihe in der Seele vorhanden, $P, \mathrm{P}, p, \pi, \ldots$ und jetzt werde wahrgenommen eine Complexion Pm, oder Pn, oder Pm, oder irgend eine dergleichen, die aus jeder der Reihen ein Element enthält. Sogleich beginnen zwey Reproductionen, jede mit dem Bestreben, sich nach ihrem eignen Gesetze zu entfalten. Aber jede von beyden enthält die Vorstellung p; es sind nämlich zwey gleichartige Vorstellungen, die wir beyde p nennen; eine in der ersten Reihe, die andre in der zweyten. Nothwendig müssen sie, während sie sich allmählig erheben, in Verschmelzung eingehn; und dadurch sich gegenseitig verstärken. Denn es ist für jede von beyden gerade soviel, als ob in äuſserer Wahrnehmung etwas gleichartiges gegeben würde. Zugleich wird hiedurch eine Veränderung in dem ganzen Verhältniſs der wirkenden Kräfte hervorgebracht, weil eben durch die Verschmelzung eine neue Gesammtkraft erzeugt wird; und die Reproductionen können nicht ganz so fortlaufen, wie eine jede nach ihrem inwohnenden Gesetze gesollt hätte.

Diese Annahme läſst sich nun auf die mannigfaltigste Weise abändern. Man kann — ja man muſs, um das zu erreichen, was jeden Augenblick wirklich in uns vorgeht, — ganze Complexionen setzen statt der einfachen Vorstellungen $m, n, o, p, \ldots$ und $P, \mathrm{P}, p, \ldots$ Diese Complexionen mögen gleichartige, beynahe gleichartige, mehr oder weniger entgegengesetzte Elemente enthalten. Das wird die mannigfaltigsten Perturbationen in dem Ablaufen der Vorstellungsreihen bewirken.

Ehe wir weiter gehn, muſs hier im Vorbeygehn angemerkt werden, daſs die angenommenen Umstände reich an Veranlassungen zu sehr mancherley Gefühlen seyn werden. Denn die ablaufenden Reihen mögen nun einander begünstigen, etwa nach §. 87., oder hindern: so entstehen hieraus Gefühle der Lust und Unlust eben in so fern, als dadurch noch andere Zustände der Vorstellungen bestimmt werden auſser dem Steigen und Sinken der letztern. (§. 104—106.) Ja diese Gefühle sind als ästhetische Prädicate von Gegenständen zu betrachten, wenn die mehrern, zugleich aufgeregten Reihen auf bestimmte Weise aus der nothwendigen Auffassung der Gegenstände hervorgehn. So ist das räumliche und rhythmische Schöne ohne allen Zweifel hieher zu rechnen, weil in demselben alles darauf ankommt, wie mehrere, zugleich in Gang gesetzte, Reproductionen in ihrem Ablaufen einander begegnen. (§. 114.)

Um aber unserem jetzigen Zielpuncte uns zu nähern, setzen wir endlich, statt der bloſsen Reihen von Vorstellungen oder Complexionen, ganze Massen, oder solche Mengen von Vorstellungen, die zum Theil vollkommen, zum Theil unvollkommen complicirt und verschmolzen sind, und in denen viele Reihen, wie man will, mit einander verwebt und verwickelt seyn mögen. Aber hier müssen wir zuerst die Möglichkeit nachweisen, daſs in einem menschlichen Geiste mehrere solche Massen vorhanden seyn können, ohne sich so in einander zu verweben, daſs sie zusammen nur eine Masse ausmachen würden. Denn dies ist ohne Zweifel der Zustand, wohin sie, wegen der Einheit der Seele, sich fortdauernd neigen.

Man wird sich am leichtesten orientiren, wenn man sich die Gedanken vergegenwärtigt, zu denen verschiedene Orte und Beschäfftigungen veranlassen. Z. B. die Kirche, das Schauspielhaus, das Büreau, der Garten, das Schachbrett, das Kartenspiel, u. d. gl. Man wird nun sogleich wahrnehmen, daſs jedem dieser Dinge eine eigene Vorstellungsmasse entspricht, welche, wenn sie im

Bewuſstseyn Platz nimmt und sich mit allen ihr zugehörigen Vorstellungsreihen ausbreitet, dann gegen jede andre eine hemmende Gewalt äuſsert, die nicht bloſs von der Qualität der einzelnen, in ihr enthaltenen Vorstellungen, sondern ganz besonders von dem Rhythmus der ganzen Vorstellungsreihen nach §. 112., und von den eigenthümlichen Gefühlen, die damit verknüpft sind, abgeleitet werden muſs. Daher können die mehrern Massen nur in schwache Berührung kommen, wenigstens nicht leicht so innig sich verweben, daſs nicht die eigenthümliche Wirkungsart einer jeden noch deutlich erkennbar bliebe. Wie oft aber eine Berührung unter ihnen entsteht, — besonders wenn eine der Massen beträchtlich stärker oder aufgeregter ist als die andre, — so oft ereignet sich etwas, wobey die gemeine Psychologie eine Wirksamkeit des innern Sinnes zu Hülfe ruft.

Der Deutlichkeit wegen erinnern wir zuerst an den äuſsern Sinn. Die Auffassungen desselben werden appercipirt oder zugeeignet, indem ältere gleichartige Vorstellungen erwachen, mit jenen verschmelzen, und sie in ihre Verbindungen einführen. Angeregte Erwartung befördert die Apperception; so beobachten wir ein Schauspiel, indem gleich der Anfang desselben eine Menge von Vorstellungen in Bewegung bringt, wie das Stück wohl fortgehn könnte; mit welchen alsdann der wirkliche Verlauf in allerley Verhältnisse der Hemmung und Verschmelzung eintritt. — Dasselbe nun geschieht auch innerlich; ohne daſs die Auffassungen von auſsen gegeben werden. Wenn wir rechnen, so beobachten wir die Zahlen, die sich aus der Rechnung ergeben. Alle Zahl-Vorstellungen sind aufgeregt; von diesen unabhängig bringt die Rechnung selbst gewisse Zahlen zum Vorschein; so wie aber die letztern herauskommen, treffen sie auf jene schon wartenden Vorstellungen, theils hemmend, theils sich mit ihnen verbindend.

Hier ist der innere Sinn vorhanden, wenn auch die appercipirte Vorstellung nicht immer als unsere Vorstellung Uns zugeeignet wird, wovon tiefer unten.

§. 126.

Eine Verschiedenheit jedoch zwischen der Apperception der innern Wahrnehmung und der äuſsern dringt sich auf, die uns den Weg zu versperren scheint.

Nämlich bey der äuſsern Wahrnehmung ist offenbar diese selbst das Appercipirte; und die aus dem Innern hervorkommende, mit ihr verschmelzende, Vorstellungsmasse ist das Appercipirende. Die letztere ist die bey weitem mächtigere; sie ist gebildet aus allen frühern Auffassungen; damit kommt die neue Wahrnehmung auch bey der gröſsten Stärke der momentanen Auffassung nicht in Vergleich, zudem wegen der abnehmenden Empfänglichkeit; — und deshalb muſs sie sich gefallen lassen, hineingezogen zu werden in die schon vorhandenen Verbindungen und Bewegungen der älteren Vorstellungen.

Aber bey der innern Wahrnehmung, wo beydes, das Appercipirte und das Appercipirende, innerlich ist, kann man wohl anstehen und fragen: welche Vorstellung wird hier zugeeignet, und welche ist die zueignende? Bey ein paar Vorstellungsreihen, wie wir oben, ohne weiteren Unterschied, angenommen haben, muſs dieses schlechterdings zweifelhaft bleiben; und daraus sehen wir, daſs in denjenigen Fällen, wo sich deutlich dasjenige offenbart, was man den innern Sinn zu nennen gewohnt ist, noch eine nähere Bestimmung hinzukommen werde.

Wir haben hier Ursache, der Analogie mit der äuſseren Wahrnehmung nachzugehen. Denn offenbar ist der psychologische Begriff des inneren Sinnes ein nachgebildeter Begriff, der die Aehnlichkeit gewisser Thatsachen des Bewuſstseyns mit denen der äuſseren Wahrnehmung ausdrücken soll. Die zuerst vom innern Sinne redeten, erfuhren in sich selbst etwas, das sie nur mit den Auffassungen durch Auge und Ohr und Getast, zu vergleichen wuſsten. Eine Aehnlichkeit also muſs da seyn; und wir werden sie leicht finden, wenn wir uns das Verhältniſs einer innern Vorstellungsreihe zu einer andern analog denken mit dem Verhältnisse des äuſserlich Wahrgenommenen zu den ihm von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen.

Erstlich also: die Perception geht allemal voran vor der Apperception; hingegen die letztere ist das nachbleibende. Sie gleicht dem langsam, aber sicher, fortgehenden Geschäffte der Assimilation. Dies zeigt sich ganz klar bey der äuſsern Wahrnehmung. Das neu Aufgefaſste drückt Anfangs auf die vorhandenen Vorstellungen; es drängt sie gegen die mechanische Schwelle hin, (§. 77.) so fern sie ihm entgegengesetzt sind; es hebt die ihm gleichartigen vorhandenen Vorstellungen im ersten Anfange nur langsam hervor, (§. 82. 97.); allein sehr bald wird dies Hervortreten lebhafter, (ebendaselbst); dagegen wird die momentane Auffassung schwächer wegen der abnehmenden Empfänglichkeit, (§. 94.) und das Aufgefaſste wird mehr und mehr gehemmt, wenn nicht das ihm entgegenkommende Gleichartige es verstärkt und aufrecht hält.

Zweytens: die von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen sind die stärkeren, die dominirenden; und die neu Aufgefaſste, wie schon oben bemerkt, muſs sich gefallen lassen, von diesen an ihren Platz gestellt zu werden.

Beydes wollen wir nun anwenden auf die innere Wahrnehmung. Wir setzen also voraus: eine schwächere, weniger tief in dem ganzen Gedankenkreise eingewurzelte Vorstellungsreihe, sey aufgeregt, und entwickele sich nach ihrer Art im Bewuſstseyn; dabey sey eine andere, stärkere, tiefer liegende, obgleich jetzt mehr im Gleichgewichte mit sich selbst und mit den übrigen Vorstellungen ruhende Gedankenmasse, entweder schon im Bewuſstseyn, oder sie werde eben durch irgend welche Glieder jener vorigen geweckt, und in Bewegung gebracht; (wobey man immer die Reproductionsgesetze der §§. 81—91. und besonders noch des §. 112. sich gegenwärtig erhalten muſs.) Wiefern nun zwischen beyden Vorstellungsreihen etwas entgegengesetztes ist, folgt Anfangs jene erstere, mehr aufgeregte, ihrem eigenen Zuge; sie drängt die andre zurück, nämlich in Hinsicht auf diejenigen Elemente, die gerade den Gegensatz bilden; eben dadurch aber setzt sie dieselbe in Spannung, und nur um so kräftiger dringt nun die andre, ohnehin aufgerufen durch das Gleichartige beyder, hervor; jetzt formt sie die erstere nach sich, indem sie an den gleichartigen, mit ihr verschmelzenden Elementen sie gleichsam vesthält, in andern Puncten sie zurücktreibt, und ihr dadurch eine Menge von passiven Bewegungen ertheilt, bey denen dieselbe weder hoch ins Bewuſstseyn emporsteigen, noch gegen die Schwelle herabsinken kann, sondern still stehen muſs; während die stärkere sich nach eigenen Gesetzen entwickelt, und von immer mehreren Seiten an die erstere anschlägt.

So geschieht es, wenn wir einen plötzlichen Einfall, den irgend ein verborgener psychologischer Mechanismus hervortreibt, (man sehe zum Beyspiel §. 85. gegen das Ende.) näher besehen, ihn wie ein Object fixiren, ihn der Prüfung unterwerfen. So geschieht es, wenn ein Affect anfängt sich abzukühlen, (vergl. §. 106.); wenn nun die durch ihn zurückgedrängten Vorstellungen ihren Platz wieder einnehmen, aber zugleich aus der schon schwindenden Vorstellungsmasse des Affects die gleichartigen Elemente hervorhohlen, und damit die ganze Masse in ihrer sinkenden Bewegung anhalten, sie wieder vorführen, ohne sie doch ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen; woraus eine Menge von peinlichen Gefühlen entstehen kann, indem nur alle Elemente, die zu der Vorstellungsmasse des Affects gehören, eingeklemmt sind zwischen den andern der gleichen Masse (die durch alle ihre Complicationen und Verschmelzungen einen beständigen Einfluſs auf einander auszuüben streben,) und zwischen der überwiegenden Gewalt der wiedergekehrten stärkeren Vorstellungen. Hierin liegt eine Bestätigung dessen, was oben über die Gefühle gesagt ist; s. §. 104. — So geschieht es vollends bey der moralischen Selbstkritik, bey dem Rückblick auf ganze Reihenfolgen von Gesinnungen und Handlungen. Die zu diesen Reihenfolgen gehörigen Vorstellungen erleiden schon dadurch eine Gewalt, daſs sie als eine Zeitstrecke betrachtet und gemustert werden, welches geschieht, indem die jetzt herrschende Vorstellungsmasse in verschiedene Puncte jener Reihenfolgen zugleich eingreift, und dadurch die in denselben wirksamen Reproductionsgesetze auf mehr als Eine Weise in Thätigkeit setzt. (§. 115.) Hiezu kommt nun noch das Widerstreben der nämlichen Reihenfolgen wegen ihres Inhalts; die Anstrengungen von Begierden und Affecten, welche in ihnen gegründet sind, verbunden mit der Bändigung eben dieser Aufregungen durch die Macht der sittlichen Ueberzeugungen, aus denen ein ganzes Gemälde dessen hervorgeht, was hätte gedacht, gewollt, und gethan werden sollen, während das Gegentheil als wirklich geschehen der Erinnerung vorschwebt. In einem solchen Kampfe der Vorstellungsmassen gegen einander, können die bitteren Schmerzen der Reue nicht ausbleiben. Sie erzeugen sich daraus, daſs die Vorstellungen von dem, was geschehn ist, in sehr vielen Puncten verschmelzen müssen mit den Vorstellungen von dem, was hätte geschehen sollen; daſs sie aber dieser Verschmelzung nicht nachgeben können, weil sie dabey aus ihren eigenen Complicationen und Verschmelzungen herausgerissen werden. Der Conflict, der hier entsteht, ist schon dann schmerzlich fühlbar, wenn alte angenommene Meinungen eine Berichtigung erleiden sollen; die sie so lange als immer möglich von sich stoſsen; dergestalt, daſs eine solche Berichtigung selbst dann nicht immer von Statten geht, wenn moralische Grundsätze einer pflichtmäſsigen Wahrheitsliebe hinzukommen.

§. 127.

Jetzt können wir uns mit der Frage beschäfftigen, unter welchen Umständen die innere Wahrnehmung wirklich erfolge, unter welchen andern sie ausbleibe.

Die gemeine Meinung unterscheidet bey der ausbleibenden innern Wahrnehmung Fälle, in denen sie hätte erfolgen können und sollen, von andern, in welchen sie nicht sey zu verlangen gewesen, oder auch sich gar nicht denken lasse. Z. B. Jemand übereilt sich, er erzählt, was er verschweigen sollte, er lacht oder gähnt, wo dadurch der Anstand verletzt wird. Hier hätte er die ersten Regungen bemerken, und ihnen widerstehen sollen. Dasselbe kommt bey Affecten und Leidenschaften vor, in dem Augenblicke, wo sie den Menschen seinen bessern Gesinnungen entführen. — Dagegen erwartet man das Aufmerken auf seine innern Zustände nicht von dem schwachen und ungebildeten Menschen; nicht von dem Kinde; am wenigsten von dem Thiere. Aber auch von dem gebildeten Manne verlangt man es nicht in Zuständen der Begeisterung; man hält es nicht für möglich, daſs ein Dichter und Erfinder über die Gedankenfolge Rechenschaft ablege, die ihn allmählig bis auf den Punct geführt habe, worauf er bewundert wird. Und man würde Demjenigen nicht einmal glauben, der da vorgäbe, alle Motive seiner Handlungen vollständig aufzählen und abwägen, die Falten seines eignen Herzens gänzlich durchschauen zu können.

Vergleichen wir hiemit unsre zuvor aufgestellte Theorie: so sehen wir, daſs Alles darauf ankomme, ob die appercipirende Vorstellungsmasse vorhanden, ob sie stark genug war, theils um der zu appercipirenden in ihrem Steigen zu widerstehen, theils um dieselbe in ihrem Sinken vestzuhalten, ob sie dazu genug Berührungspuncte mit jener, genug Gleichartiges hatte *); endlich wie bald sie in Wirksamkeit trat, wie schnell sie sich der andern

---

*) Denn man vergesse nicht, daſs das Vesthalten durch Verschmelzungen geschieht, und daſs die Verschmelzungen von der Gleichartigkeit der Vorstellungen abhängen.

bemächtigte, oder im Gegentheil, wie lange sie dieselbe noch einer eignen freyen Bewegung überlieſs.

Die appercipirende Vorstellungsmasse kann nicht aus neuen, noch in wenigen Verbindungen befindlichen Vorstellungen bestehn; nur in den vielfach zusammengeflossenen und durch einander verstärkten Totalkräften wird man sie suchen dürfen. Also vorzüglich in den Begriffen, (§. 121.) und in den daraus gebildeten Urtheilen, die man auch Maximen nennen kann. Von dem gebildeten Menschen verlangt man, daſs er Maximen habe; man muthet ihm an, daſs diese stark genug, daſs sie rasch und lebendig und in ihrem Wirken unermüdet seyen, um ihm gegen das Unkluge, Unanständige, Unsittliche, was freylich in einem jeden Menschen sich regen könne, zuverlässigen Schutz zu gewähren. Aber so genau kennt man den psychologischen Mechanismus nicht, um zu wissen, wie viel Kraft die Maximen haben müssen, und wie wenig stark die Phantasien und Affecten seyn müssen, wenn diese von jenen sollen schnell genug wahrgenommen, und zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden. Auf jeden Fall läſst sich zu jeder Stärke der roheren Aufregungen eine andere Stärke der entgegenwirkenden Vorstellungen hinzudenken, welche hinreichen würde, um jene zu überflügeln, zu fixiren, zu beherrschen. Und dies sind also diejenigen inneren Wahrnehmungen, deren Möglichkeit man im allgemeinen voraussetzt.

Hingegen bey einer schnellen, rasch vorübergehenden, sehr mannigfaltigen, sehr neuen Entwickelung von Gedanken; oder auch bey sehr schwachen Vorstellungen, welche von dem geringsten Drucke auf die Schwelle geworfen werden: da ist die innere Wahrnehmung weder möglich, noch auch wird sie für möglich gehalten. Hierüber belehrt die allgemeine Erfahrung einen Jeden deutlich genug. Höchstens wird in solchen Fällen etwas gefühlt, das sich nicht aussprechen läſst. Das heiſst, die andern, stärkeren, älteren, ruhiger liegenden Vorstellungsreihen, gerathen durch jene in eine ungewöhnliche Bewegung; es verschmilzt mit ihnen etwas unbedeutend Weniges von jenen; sie erhalten einen leichten Anflug, und treten, mit diesem behaftet, höher ins Bewuſstseyn hervor; aber die Verschmelzung ist zu schwach, als daſs durch Hülfe derselben das schon Entflohene könnte vollständiger zurückgerufen, und in allen seinen Theilen einer genauern Bestimmung, einer weitern Formung durch die mächtigern Vorstellungsmassen unterworfen werden.

Diesen Fällen gegenüber stehn diejenigen, wo die Schuld der mangelnden inneren Wahrnehmung an den Vorstellungsmassen liegt, die die Apperception bewirken sollten. In den früheren Kinderjahren sind dieselben noch gar nicht gebildet; darum bleibt hier der einfachste, roheste Mechanismus der kaum gewonnenen Vorstellungen sich selbst überlassen, es ist kein Faden vorhanden, woran die zufälligen Aufregungen derselben könnten aufgerichtet werden. Erleidet der Geist einen Druck durch Organisationsfehler: so werden die vorhandenen älteren und mächtigern Massen in ihrer Wirksamkeit gegen die jüngeren unaufhörlich gestört; dasselbe geschieht in Zuständen der Berauschung und der entflammten Leidenschaften. Sind endlich diese Massen im eigentlichsten Verstande nur bloſse Massen, bloſse Anhäufungen ohne innerliche Ausbildung und Anordnung, wie bey rohen Menschen: so können sie unmöglich auf das ihnen im Bewuſstseyn Begegnende eine solche Wirkung äuſsern, wie dies bey dem gebildeten Manne sich ereignet.

Uebrigens ist nun klar, daſs die innere Wahrnehmung allemal geschieht, wann und in wie weit sie geschehn kann; und daſs sie nur dann ausbleibt, wenn sie aus irgend einem Grunde verhindert, oder durch gar keinen Grund hervorgebracht war. Für die gesetzlosen Spiele der sogenannten transscendentalen Freyheit ist hier kein Platz; man kann aber schon ahnden, worauf dasjenige beruht, was man mit Recht Freiheit des Willens, der Aufmerksamkeit, der Besonnenheit, nennen mag;

ein Gegenstand, zu welchem wir uns jetzt allmählig immer näher werden hingeführt finden.

Unter den ferneren Bemerkungen, die sich uns darbieten, ist die nächste ohne Zweifel die, daſs nicht bloſs zwey Vorstellungsmassen, sondern auch drey oder mehrere einander im Bewuſstseyn begegnen, wecken, formen und über einander herrschen können. So geschieht es, daſs der Mensch nicht bloſs den letztvergangenen Gedanken tadelt, sondern wiederum des Tadels spottet, und den Spott bereut. — Ferner, unter den mehreren Vorstellungsmassen, deren jede folgende die vorhergehende appercipirt, oder von denen wohl auch die dritte sich die Verbindung oder den Widerstreit der ersten und zweyten zu ihrem Gegenstande nimmt, muſs irgend eine die letzte seyn; diese höchste appercipirende wird nun selbst nicht wieder appercipirt.

Weiter: blicken wir auf die früher betrachteten Gegenstände zurück; so findet sich keiner, der nicht nähere Bestimmungen bey Gelegenheit der innern Wahrnehmung erhielte. Daſs Gefühle, Affecten, Begierden, durch sie gemildert werden, ist schon bemerkt; offenbar aber müssen auch dieselben dadurch vermehrt und mannigfaltiger werden. Welche Ausbildung, welche Ausgleichung und Erhebung zu Normal-Gestalten (dergleichen die Geometrie zu ihrem Gegenstande macht,) die räumlichen Vorstellungen gewinnen, wenn die jüngeren durch die früher erworbenen appercipirt werden: dies wäre eine sehr interessante Untersuchung, wenn wir uns hier damit befassen könnten. Daſs die Begriffe bey innerer Wahrnehmung gleichsam chemisch auf einander wirken, daſs sie einander zersetzen, und in neue Verbindungen eingehn müssen, daſs dabey Urtheile in Menge zum Vorschein kommen werden: dies alles läſst sich gleichsam in der Ferne erkennen; es mag aber für künftige Untersuchungen dahingestellt bleiben.

Endlich müssen wir jetzt aussprechen, was sich ohne Zweifel dem Leser längst aufgedrungen hat, nämlich daſs wir hier in der Nähe des Selbstbewuſstseyns uns befinden. Die früherhin so mühsam gesuchte Ichheit kann sich uns nicht lange mehr entziehen. Und wahrscheinlich werden die Meisten es sehr beschwerlich finden, dieses Centrum, ja diese Seele bey den bisher erwähnten Gegenständen zu entbehren. Sie werden fragen, ob es denn Begriffe, Urtheile, und innere Wahrnehmungen geben könne, ohne Selbstbewuſstseyn? Ob auch nur irgend ein räumliches Object sich auffassen lasse ohne Subject, dem es gegenüber stehe?

Die nun solchergestalt eine Menge leicht vorherzusehender Einwendungen gegen unsre Darstellung im Sinne tragen, diese mögen mit sich selbst überlegen, was denn wohl für einen Begriff von dem Vorstellungs-Kreise der Thiere, und insbesondere der edleren Thiere, sie sich zu machen geneigt seyen? Wollen sie denselben eine vollkommene Ichheit zugestehn? dergleichen nach allen äuſsern Zeichen sogar dem menschlichen Kinde eine geraume Zeitlang fehlt! Aber räumliche und zeitliche Vorstellungen, die erstern in beträchtlicher Ausbildung, ferner die roheren Anfänge von Begriffen, Urtheilen, und selbst von inneren Wahrnehmungen, können den edlern Thieren nicht abgesprochen werden. Daher gehört dies alles in die Sphäre derjenigen allgemeineren Betrachtungen, welchen dieser erste Abschnitt gewidmet war.

§. 128.

In den Kreis der Apperceptionen fällt auch ein groſser Theil dessen, was man Aufmerken nennt. Allein hier müssen verschiedene Bedeutungen des Worts von einander gesondert werden. Daſs die Aufmerksamkeit in die willkührliche und unwillkührliche zerfällt; daſs die letztere wiederum zum Theil von der Reproduction abhängt, zum Theil auch hievon unabhängig, durch zwey positive Ursachen, die Stärke des Eindrucks und die Empfänglichkeit, und durch zwey negative, den Hemmungsgrad und die Abweichung vom Gleichgewichte der frühern Vorstellungen, bestimmt wird: dies muſs aus der Abhandlung *de attentionis mensura* als bekannt vorausgesetzt werden; deren gröſster Theil nur genauere Berechnung des im §. 95. behandelten Problems ausmacht. Doch einen Hauptgedanken muſs ich daraus hier anführen.

Ursprünglich ist Aufmerksamkeit nichts anderes als die Fähigkeit, einen Zuwachs des Vorstellens zu erzeugen. Die Gröſse dieser Fähigkeit sey $=X$, so ist Xdt der Zuwachs im Zeitlichen dt; aber eben derselbe ist auch gleich dem Anwachs des Ueberschusses, um welchen die Wahrnehmung in der Zeit t gröſser ist als deren Gehemmtes, also $=d(z-Z)$ in der Bedeutung des §. 95. demnach aus $Xdt=d(z-Z)$ folgt $X=\frac{d(z-Z)}{dt}$, und die Berechnung dieses veränderlichen Differentialquotienten ist unmittelbar die Bestimmung der Aufmerksamkeit; welche meistens in einem nothwendigen Abnehmen begriffen, doch auch in seltenen Fällen Anfangs eine kleine Zeitlang wachsend befunden wird; wie in der genannten Abhandlung ausführlich ist dargethan worden.

Auf diesen Begriff der, von den primären Ursachen bestimmten, Aufmerksamkeit wird aber derjenige nur mit Mühe kommen, der sie auf analytischem Wege untersucht. Er hat erstlich zweyerley abzusondern und bey Seite zu setzen, nämlich den Entschluſs, aufzumerken, welcher der Auffassung vorangeht, und das innerliche Wiederhohlen des Gemerkten, (das Memoriren,) wodurch die schon geschehene Auffassung eingeprägt wird. Dann muſs noch abgeschieden werden das Merken aus Begierde (zum Theil bloſser Neugierde), und der Zustand gereizter Empfindlichkeit, mit dem öfter eine falsche Aufmerksamkeit des Erschleichens und Misverstehens, als die wahre Sammlung des Gegebenen, verbunden zu seyn pflegt. Endlich bleibt nun die bloſs appercipirende Aufmerksamkeit übrig, von der wir hier hauptsächlich zu reden haben; würde aber auch die Apperception hinweggedacht, dann erst käme jene zuvor erwähnte, bloſs von den vier primären Ursachen abhängende

gende Aufmerksamkeit $= \frac{d(z-Z)}{dt}$ zum Vorschein. Man sieht, daſs wir hier mit einem sehr zusammengesetzten Gegenstande zu thun haben.

Das appercipirende Merken, welches Reproduction einer älteren Vorstellungsmasse voraussetzt, ist am bekanntesten und auffallendsten bey den Meistern jeder Kunst und Wissenschaft, die sogleich den gegen die Regeln derselben begangenen Fehler spüren. Wie schneidet ein Sprachschnitzer ins Ohr des Puristen! Wie beleidigt ein Miston den Musiker! oder ein Verstoſs gegen die Höflichkeit den Weltmann! Wie schnell sind die Fortschritte in einer Wissenschaft, deren Anfangsgründe so scharf eingeprägt waren, daſs sie sich mit gröſster Leichtigkeit und Bestimmtheit reproduciren lassen; wie langsam und unsicher hingegen werden die Anfänge selbst gelernt, wenn nicht die noch einfachern Elementar-Vorstellungen gehörig dazu prädisponirt waren. — Das Merken durch Apperception zeigt sich schon bey kleinen Kindern sehr deutlich, wenn sie in der ihnen noch unverständlichen Rede der Erwachsenen die einzelnen bekannten Worte plötzlich auffassen und nachlallen; ja schon bey dem Hunde, der den Kopf umwendet und uns ansieht, indem wir von ihm sprechen und seinen Namen nennen. Nicht weit davon entfernt ist das Talent zerstreuter Schulknaben während der Lehrstunde, den Augenblick wahrzunehmen, wo ein Geschichtchen erzählt wird; ich erinnere mich an Schulklassen, worin während eines wenig interessanten Unterrichts bey schlaffer Disciplin beständig ein summendes Plaudern zu hören war, das jedesmal eine Pause machte, so lange die Anekdoten dauerten. Wie konnten die Knaben, da sie gar nichts zu hören schienen, den Anfang der Erzählung ergreifen? Ohne Zweifel hatten die Meisten stets wenigstens Etwas von dem Lehrvortrage vernommen; es fehlte aber demselben die Anknüpfung an frühere Kenntnisse und Beschäfftigungen, daher fielen die einzelnen Worte des Lehrers, so wie sie gesprochen wurden, der Hemmung anheim, und die Auffassungen blieben unverschmolzen; sobald hingegen alte Vorstellungen erwachten, deren starke Verbindung Reihen hervorzurufen im Begriff war, mit welchen sich das hinzukommende Neue leicht vereinigte, entstand eine Totalkraft aus Altem und Neuem, wodurch die zerstreuenden Gedanken wenigstens auf die mechanische Schwelle getrieben wurden. Ich will mich hier nicht bey pädagogischen Dingen aufhalten; sonst wäre leicht zu zeigen, wie nothwendig es für die Kunst des Unterrichts ist, alle Parthien desselben, — aber besonders die gröſsern Umrisse, — dergestalt im Voraus anzuordnen, daſs die Möglichkeit des Merkens auf das Nachfolgende aus den früher gewonnenen Kenntnissen hervor gehe; und daſs diese Möglichkeit, so weit sie vorhanden ist, stets aufs Vortheilhafteste benutzt werde. (Diejenigen, welche sich noch heute mit der höchst thörichten Streitigkeit zwischen Humanismus und Philanthropinismus tragen, würden davon ohnehin nichts verstehn.) Keineswegs bloſs für den Erzieher, sondern in einer viel weitern Sphäre gilt die Erinnerung: man müsse vor allen Dingen überlegen, daſs Jeder, während er einem Vortrage zuhört, in derselben Zeit irgend etwas Anderes denken würde, wofern der Vortrag nicht wäre; denn dieses Andere bildet die hemmende Kraft, welche muſs überwunden werden, wenn das Merken möglich seyn soll. Das Umgekehrte zeigt sich dann, wann wir an den Abschnitt eines interessanten Buches gekommen sind, und uns noch für eine kleine Weile in dem Eindruck so gefangen fühlen, daſs wir zu eigenen Betrachtungen nicht kommen können. Die hemmende Kraft ist hier völlig verschwunden, das anziehende Buch hat durch lebendige Darstellung (besonders durch das Poëtisch-Anschauliche eines Homer, — oder eines Walter Scott,) unsere Gedankenreihen so entfaltet, so fortgelenkt, wie sie, ihrem innern Triebe nach, sich zu entwickeln bereit waren; dann ihren Strom, wenn er stark genug aufgeregt war, durch Hindernisse verdichtet, (ein Punct, wovon anderwärts *) die Rede seyn wird,) um ihn theilweise wieder frey zu lassen, und ihn mit hinreichender Energie nach verschiedenen Richtungen zu spalten, zu verbreiten, nach mancherley Wechseln wieder zu sammeln und in einem geräumigen Bette fortflieſsen zu lassen. Fortwährend ist hier die Apperception thätig gewesen; immer hat das Neue gepaſst zum Früheren, immer war es darauf eingerichtet, die aufgeregten Fragen zu beantworten **), um uns in neue Fragen zu verwickeln; nie war das Eine gleichgültig für das Andere; und indem selbst anscheinende Kleinigkeiten späterhin die Anknüpfungspuncte für wichtige Folgen abgaben, gewann dadurch die nämliche Vorstellungsmasse eine neue Wirkungsart, und eine andre Form ihrer Verwebung, um sich das Hinzukommende in vielen Puncten zugleich anzueignen. — Daſs nun eine solche Apperception nicht bloſs eine äuſsere seyn kann, sondern auch eine innere: bedarf nach dem, was zuvor über den innern Sinn gesagt worden, keiner Erläuterung mehr. Ohne Zweifel muſste sie bey dem Dichter früher eine innere seyn, ehe sie für den Leser eine äuſsere werden konnte. Hätte nicht der Dichter seine zuströmenden Gedanken appercipirt, so hätte er nicht wählen, verwerfen, nicht ordnen und ausbilden können, und der Leser würde in ihm nur den geschmacklosen Phantasten erblicken.

Die vorhergehenden Capitel wiesen hin auf das Allgemeine, was der psychologische Mechanismus schon bloſs darum aus den Empfindungen bereitet, weil die verschiedenen Klassen derselben in der Einen Seele mit ihren Gegensätzen successiv so zusammentreffen, wie die Ordnung der äuſsern Natur es mit sich bringt. Daher Raum, Zeit, Zahlen, Kategorien; die nämlichen für Alle; selbst wenn die Sinne nicht die nämlichen wären. Darin treffen Menschheit und Thierheit zusammen, und der Unterschied liegt bloſs in dem Mehr oder Weniger der Entwickelung; die bey unsern bekannten Thieren auf der Erde allerdings durch mancherley Nebenumstände gehindert ist, wovon man den Begriff des thierischen Daseyns im Allgemeinen wohl befreyen könnte, ohne gerade das eigenthümliche Gebiet der menschlichen Cultur zu berühren.

---

*) Im §. 150.

**) Wenn Erwartung mit dem Merken verbunden ist, so wird durch die ins Bewuſstseyn getretenen Vorstellungen, welche innerhalb der Sphäre der Erwartung liegen, ein beträchtlicher Theil der Empfänglichkeit im Voraus erschöpft, hingegen wird der Gegensatz vermindert, nämlich für den Fall, wenn die Erfolge der Erwartung entsprechen. Ein unerwarteter Erfolg findet mehr Gegensatz, aber auch mehr Empfänglichkeit. Vergl. §. 98.

Das Gegenstück fängt an sich jetzt zu offenbaren. Zwar nicht alle innere Apperception können wir mit Grunde den Thieren absprechen. Aber daſs wir uns hier in einer ganz andern Sphäre befinden, das verräth sich schon durch das minder Bestimmte der Resultate, die wir erhalten. Die Apperception richtet sich nach den älteren, den früher erworbenen und seit längerer Zeit gebildeten Vorstellungsmassen in ihrem Verhältniſs zu den späteren, minder starken, minder verschmolzenen, welche eben darum zu jenen in einem Verhältnisse der Abhängigkeit stehen. Wer kann denn sagen, wie diese verschiedenen Vorstellungsmassen eigentlich beschaffen seyen? Und wie sie dem gemäſs wirken? Das Allgemeinste hievon wird im nächsten Capitel dargestellt werden. Aber die zufälligsten Umstände des äuſsern Lebens, in Verbindung mit der Organisation, können und müssen darauf einflieſsen. Die Erfahrung bestätigt das. Sie zeigt uns in dem Merken, dem Appercipiren der Menschen die gröſsten Verschiedenheiten. Einige Menschen sehen und hören Alles, was in ihre Umgebung kommt; man darf sie nur rufen, wenn etwas verloren ist, so finden sie es; aber sie werden gefürchtet von denen, die etwas zu verbergen haben. Sehr sichtbar kommt nicht bloſs die Beschaffenheit und Verknüpfung der appercipirenden Vorstellungsmassen hiebey in Betracht, sondern auch ganz besonders die Frage, wieviel davon zugleich über der Schwelle des Bewuſstseyns sich erhalten kann. Physiologische Hemmung, reizbares Temperament, Vertiefung in gewisse Fragen oder Sorgen, die fortdauernd den Kopf einnehmen, sind gegenwirkende Kräfte, welche die Sphäre der Apperception enger beschränken. — Wir sehn hier ein wichtiges Princip der Individualität. Sogar der Einzelne ist in diesem Puncte von sich selbst verschieden, nach Alter und Geschlecht, nach Lagen und Launen; sein Merken und Nicht-Merken, sammt Allem was davon abhängt, bleibt ihm Zeitlebens ein Räthsel. Für den aufmerksamen Erzieher wird dies Räthsel noch bey weitem gröſser. Die offenen Augen und Ohren der einen, der Stumpfsinn der andern, in Allem was Beobachtung erfordert, bey gleicher Behandlung unter gleichen Umständen, — dieser Unterschied ist eine unläugbare Thatsache, die den Erfolg der sorgfältigsten Behandlung im hohen Grade ungewiſs macht.

Faſst man die Menschheit überhaupt ins Auge: so verschwinden diese Unterschiede als unbedeutend gegen den Abstand des Menschen und des Thiers. Die Menschheit ist ein Individuum nach vergröſsertem Maaſsstabe. Die Stärke und Thätigkeit der Reflexion, (einer nähern Bestimmung der Apperception,) ist der Sitz, wiewohl nicht der erste Grund, ihrer geistigen Ueberlegenheit.

Zweyter Abschnitt.

Von der menschlichen Ausbildung insbesondere.

Erstes Capitel.

Von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind; und von deren Erfolgen, den Kategorien der innern Apperception.

§. 129.

Weder beweisen noch auch nur wahrscheinlich machen läſst sich die Hypothese, daſs die menschlichen Seelen eine eigene Art von Seelen ausmachen, in deren Beschaffenheit ursprünglich die menschliche Ausbildung vorbestimmt sey. Vollends eine Mehrheit von Anlagen in dem einfachen Wesen der Seele, ist eine metaphysische Ungereimtheit; wie wir mehrmals erinnert haben.

Die analytische Untersuchung über das Eigenthümlich-Menschliche muſs von solchen Thatsachen ausgehn, die zu den unbezweifelten Grund-Charakteren der Menschheit gehören. Sie muſs zuerst die nächsten und offenbarsten Folgen derselben hervorheben, und alsdann zusehen, welche nähere Bestimmungen sich aus deren Verbindung mit der allgemeinen Beschaffenheit des geistigen Lebens ergeben.

Der Mensch hat Hände; er hat Sprache. Er durchlebt eine lange, hülflose Kindheit; und nur da, wo diese Kindheit von erwachsenen Menschen gepflegt ist, sieht man ihn beträchtlich über das Thier sich erheben. Von der Gesellschaft, in welcher er heranwächst, ist er äuſserst abhängig in Ansehung des Grades von Bildung, den er erreicht.

Das Wesentliche ist hier die Masse von Vorstellungen, und die Verarbeitung derselben, welche aus den angezeigten Eigenthümlichkeiten des Menschen entspringen muſs. Die Betrachtungen, welche sich darüber anstellen lassen, sind bekannt genug; und wir dürfen ihrer nur erwähnen, um sie mit unsern frühern Untersuchungen in Verbindung zu setzen.

Beachtet man ein junges Thier, zu der Zeit, wo es spielt, wie wir sagen, oder besser, wo es die äuſsern Gegenstände nach seiner Art betastet, sie hin und her wirft, und ihnen die mannigfaltigen Erscheinungen, welche sie darbieten können, abzugewinnen sucht: dann muſs es auffallen, wie sehr dem Thiere die Hände fehlen, schon bloſs in so fern dadurch die Dinge genöthigt werden, ihre sinnlichen Kennzeichen zu offenbaren. Das Thier kann nichts eigentlich greifen, nichts bequem zur Anschauung hinstellen; es erfährt nichts von allen dem, was durch den Gebrauch der Hände das menschliche Kind aus den Versuchen lernt, die es mit den Dingen vornimmt. Deshalb bleibt der Vorstellungskreis des Thiers schon in seinen allerersten Anfängen hinter dem menschlichen zurück. Hier macht der Elephant mit seinem Rüssel, so wie der Affe mit seinen, der Hand ähnlichen Werkzeugen, gewissermaaſsen eine Ausnahme, die offenbar ihre bedeutenden Folgen hat.

Dabey müssen wir die Frage erheben, ob das Thier so mannigfaltiger Sensationen durch die gleichen Sinne fähig sey wie der Mensch? Der scharfe Geruch mancher Thiere scheint dennoch das Wohlriechende nicht zu kennen. Auch das Bunte der Farben macht auf sie nicht den Eindruck, den man erwarten müſste, wenn sie die Farben wie wir unterschieden. Da es sogar Menschen giebt, die nach Kants Ausdruck alles gleichsam im Kupferstich sehen *), so ist leicht zu erwarten, daſs wenigstens vielen Thiergattungen keine vollkommnere Sinnesempfindung zugetheilt seyn möge; — wodurch wiederum der ursprüngliche Vorrath an Elementar-Vorstellungen eine sehr bedeutende Verminderung erleidet.

Vereinigt sich nun beym Menschen die Hand mit den für mannigfaltigere Eindrücke empfänglichen Sinnen, um an jedem Dinge eine bedeutend gröſsere Zahl von Merkmalen ursprünglich aufzufassen: so ist doch noch wichtiger das Handeln, welches von der Hand den Namen wie die Möglichkeit erhalten hat.

Mit denjenigen Gefühlen, die unmittelbar aus den Bewegungen und Beugungen der Hand und ihrer Finger entstehen, compliciren sich die Vorstellungsreihen, wodurch die Veränderungen der durch jene Bewegungen behandelten Gegenstände aufgefaſst werden. Aus den Complicationen entstehen Reproductionsgesetze, nach welchen wiederum rückwärts auch die Vorstellungsreihen, durch welche eine ähnliche Veränderung der Gegenstände gedacht oder begehrt wird, die zugehörigen Gefühle hervorrufen. Hieraus erklärt sich das Handeln, wenn wir noch den physiologischen Umstand hinzunehmen, daſs mit dem Wieder-Erwachen der Gefühle, welche früherhin durch die Bewegung der Hand hervorgebracht wurden, auch ein Anstoſs gegeben ist, der nun rückwärts dieselbe Bewegung hervorbringt. Was diese Verbindung des Leibes und der Seele anlangt, so wird darüber im folgenden Abschnitte etwas gesagt werden. Hier haben wir es noch bloſs mit den Verbindungen der Vorstellungen unter einander zu thun.

Das eben bemerkte gilt nun zwar von allen beweglichen und zugleich empfindlichen Theilen des Leibes,

---

*) Kants Anthropologie S. 55.

von allen Gliedmaaſsen, der Thiere sowohl als der Menschen; und es erklärt sich daraus jede Art des leiblichen Handelns, auch ohne Hände. Aber die menschliche Hand, durch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit, bewaffnet die Strebungen und Begehrungen des Geistes ungleich vollständiger, ungleich erfolgreicher, als dies bey den Thiergeschlechtern der Fall seyn kann. Die Hand macht aus jeder körperlichen Masse einen Diener und Verkündiger des Willens; ja sie macht aus einem Klotze vermittelst eines andern Klotzes durch Schlagen, Stoſsen, Reiben, endlich ein passendes Werkzeug für bestimmte Absichten; aus den ersten Werkzeugen werden andre kunstreichere; und aus der Zusammensetzung der Werkzeuge werden Maschinen. Auf diesem Wege bilden sich zahllose Beobachtungen und Erfahrungen, die den Gedankenkreis bereichern; und beynahe an jede Begehrung knüpft sich die Vorstellung eines Mittels, wodurch dieselbe könnte befriedigt werden.

§. 130.

Das Sprechen ist ursprünglich eine Art des Handelns. Anfangs schreyet das Kind, anstatt zu sprechen; und besonders bey eigensinnigen Kindern, deren Wünsche auf ihr Geschrey mehrmals sind befriedigt worden, sieht man deutlich, wie die Begierde das Schreyen in Dienst nimmt, und dasselbe gerade wie ein Werkzeug gebraucht. Auf ganz ähnliche Weise werden späterhin die articulirten Laute angewendet, welche mit den Vorstellungen der Gegenstände und ihrer Veränderungen sich compliciren. Denn es bedarf kaum einer Erinnerung, daſs die Worte der Muttersprache mit ihren Bedeutungen vollkommene Complexionen bilden; deren Bewegungen aus den dahin gehörigen Gesetzen der Statik und Mechanik des Geistes zu erklären sind.

Die Hemmungen unter Complexionen hängen bekanntlich von den Hemmungen unter ihren Elementen ab. (§. 58. u. s. w.) Also müssen auch die Hemmungen der Vorstellungen von Dingen bedeutende Modificationen annehmen wegen der Hemmung unter den Vorstellungen der bloſsen Worte. Und was das auffallendste ist: auch solche Vorstellungen, die einander für sich allein nicht hemmen, wie schwarz und süſs, oder wie ein Ton und ein Geruch, gerathen doch in eine Hemmung durch die an sie geknüpften Zeichen; indem sowohl die Vocale als die Consonanten der zugehörigen Benennungen, ja endlich die dazu nöthigen Schriftzüge, unter einander entgegengesetzt sind. — Noch mehr: die ganzen Massen und Reihen von Vorstellungen, welche auf einmal, oder doch mit mancherley gleichzeitigen Bewegungen ins Bewuſstseyn treten, können nicht eben so zum Worte kommen; sie müssen sich, um ausgesprochen zu werden, in eine Reihenfolge ausstrecken; und sie können, nachdem sie ausgesprochen sind, als eine Zeitreihe überschaut werden. — Das Sprechen ist eine Arbeit. Wie diese von einer Vorstellungsmasse abhängt, in welcher der Begriff des Zweckes herrscht und beharrt, während die Vorstellungen der successiv anzuwendenden Mittel in einer bestimmten Folge ablaufen: so auch muſs der ganze auszusprechende Gedanke dem Sprechenden beständig vorschweben, doch so, daſs die hineingehörigen Theilvorstellungen, und besonders die der hervorzubringenden Sprachlaute, sich in einer regelmäſsigen Succession entwickeln. Dies muſs mannigfaltigen Einfluſs auf die Gedanken selbst haben.

Doch die wichtigste Wirkung erfolgt erst da, wo die Sprache zum Gespräch wird; sie erfolgt in der Gesellschaft.

Durch das Gespräch kann nämlich eine anhaltende und zusammenhängende Beschäfftigung des Geistes mit dem Abwesenden und Vergangenen entstehen. Wenn Einer die zufällige Erinnerung an ein Abwesendes ausspricht: so erwachen in dem Andern Associationen, welche, abermals ausgesprochen, dem Ersteren zur Verlängerung des Fadens Gelegenheit geben, an welchem sie von nun an beyde fortspinnen. Die hörbaren Worte, und die Gegenwart einer mitredenden

Person, leihen auch dem Abwesenden eine Art von Gegenwart; und das Abweichende der zusammenstoſsenden Vorstellungsarten nöthigen einen Jeden zu einer neuen Bearbeitung der eigenen Gedanken.

Hiebey leistet sowohl das Aussprechen und Heraussagen, als die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, wesentliche Dienste.

In dem Augenblick des Aussprechens hebt sich die Vorstellung gerade dessen, was eben jetzt ausgesprochen wird, zu einer Höhe im Bewuſstseyn, auf der sie allein steht, indem sie für diesen Augenblick allem Uebrigen den Zugang zum Worte versperrt. Auf dieser Höhe kann sie sich nicht nur nicht halten, sondern sie sinkt auch unfehlbar um so tiefer zurück, je mehr Gewalt sie gegen die übrigen Vorstellungen ausgeübt, oder je mehr sie nach unserm gewohnten Ausdrucke, dieselben in Spannung gesetzt hat. Nach ihr erhebt sich die jezt am meisten gespannte, oder durch den herrschenden Hauptgedanken hervorgetriebene, nun um so freyer, da das vorige Steigen jener, sie nicht mehr hindert. So kommt nach und nach an alle die Reihe, ausgesprochen zu werden. Und die ganze Reihe wird Gegenstand der innern Wahrnehmung, indem die ausgesprochenen Worte und der Sinn, den sie als Worte geben können, gleichsam wieder aufgefangen wird von der nämlichen Vorstellungsmasse, welche in diesen Worten, passender oder unpassender, vollständiger oder unvollständiger, ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, bringt vollends Ordnung in die Rede, und unterscheidet sie von zerstreut ausgestoſsenen Lauten. Gerade so, wie überhaupt jede Arbeit dadurch in einen regelmäſsig fortlaufenden Zug gebracht wird, daſs in jedem Augenblick das Schon-Vollführte unterschieden wird von dem noch zu Vollbringenden. Indessen wegen der Voraussetzung, daſs der Andere, dem etwas mitgetheilt werden soll, schon als Person aufgefaſst sey, können wir an diesem

Orte noch nicht deutlich entwickeln was dabey vorgehe; vielmehr gehört der Gegenstand zum Theil in das folgende Capitel.

Wie äuſserst folgenreich aber die Verweilung bey dem Abwesenden und Vergangenen, wovon gesprochen wird, ausfallen müsse, dies ist nicht schwer einzusehn. Dadurch wird die Last der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart, welche ohne Zweifel das Thier fortdauernd drückt, hinweggehoben; dadurch werden die älteren Vorstellungen in sehr viele neue Verbindungen gebracht, und eben durch diese Verbindungen in ungleich stärkere Totalkräfte umgewandelt. Man erinnere sich hiebey der Grundsätze über Verschmelzungen und Complicationen; und auch des Umstandes, daſs zugleich steigende Vorstellungen inniger verschmelzen, als zugleich sinkende; (§. 93.). Dieses nun ist ohne Zweifel die wesentlichste Grundlage der eigentlich menschlichen Ausbildung, daſs es für den Menschen eine innere Welt giebt, die, wenn sie gleich Anfangs selbst nur äuſsere Dinge vorstellt, doch dem eben jetzt sinnlich Gegenwärtigen widersteht; so daſs der Mensch aus dem Strome der Zeit einen Fuſs herauszusetzen, und den Augenblick zu vergessen vermag, dessen Eindrücke sonst nur abgerissene Reminiscenzen aus der Vergangenheit zugelassen, aber eben durch das Abreiſsen die Vergangenheit selbst zerstört haben würden.

Oder giebt es für das Thier eine Vergangenheit? Kann es die jetzige Zeit unbemerkt flieſsen lassen, um sich in der früheren einen Standpunct zu wählen, von wo es vorwärts und rückwärts schaue? — Besäſse das Thier eine Vergangenheit, so hätte es auch eine Zukunft. Denn es ist leicht zu sehen, daſs nur die einmal gebildete Vorstellung von einer längern Zeitstrecke, auf verschiedene Zeitpuncte als auf Anfangspuncte darf übertragen werden, um auch über den gegenwärtigen fortgeschoben, die Aussicht in die Zukunft, mit allen ihren Erwartungen, Hoffnungen, Befürchtungen, in eine unbestimmte Form hinaus zu eröffnen.

Das Gespräch kann die Vorstellungen des Vergangenen und Abwesenden vesthalten, stärken, ausbilden; aber ob dieser Keim der Menschheit sich entwickeln solle oder nicht: das hängt von tausend Nebenumständen ab. Erinnert man sich der wilden Nationen, z. B. der Buschmänner an der Südspitze von Afrika, so sieht man wohl, daſs im Menschen nicht allemal die Menschheit gedeiht.

Doch hat die Natur noch eine wichtige Veranstaltung getroffen, welche hiebey dem Menschen weit wohlthätiger wird als dem Thiere. Sie beschäfftigt durchgängig das Erwachsne mit den Bedürfnissen des Neugebornen; aber den Menschen zeichnet sie aus durch seine Nacktheit, seine Schwäche und Unbehülflichkeit, durch die Langsamkeit seiner Entwickelung. So spannt sie die Sorgfalt der Mutter, und bey der geringsten Bildung auch des Vaters, weit höher; sie hält Kinder und Eltern weit länger zusammen; sie nöthigt das menschliche Geschlecht zu einem mehr geselligen Leben, und zu gegenseitigen Diensten.

In der langen Kindheit sammeln sich überdies die Vorstellungen weit mehr an, bevor aus dem Handeln in der Auſsenwelt eine Routine entsteht, an die sie fortan gefesselt werden könnten. Das menschliche Kind weiſs viel mehr als das Thier, wann beyde in Hinsicht der Versuche mit ihren Gliedmaaſsen, auf dem gleichen Puncte stehn. Daher sind die Versuche des ersteren weit mannigfaltiger und belehrender. Sie dauern auch länger fort, je weniger sie Anfangs der Bedürftigkeit entsprechen, der sie abhelfen sollten.

In den gebildeten Zuständen endlich macht allein die lange Kindheit eine regelmäſsige Erziehung möglich. Hieraus erklärt es sich groſsentheils, warum gerade die schönsten Länder der Erde, bey abgekürzter Kindheit, weniger menschliche Bildung erzeugen.

Doch genug von Betrachtungen, die jeder Unterrichtete nach Belieben verlängern kann. Fragt man nach einem specifischen Charakter der Menschheit, der sie nicht körperlich, sondern in Ansehung des geistigen Lebens, ursprünglich und allgemein auszeichne; und der nicht auf einem Mehr oder Weniger beruhe: so gestehe ich, daſs ich einen solchen nicht kenne, und für nicht vorhanden halte. Ich berufe mich dabey nicht auf die Unmöglichkeit, in eine Thierseele hineinzuschauen; obgleich manches darin vorgehn kann, das wir nicht einmal ahnden; und obgleich vieles sehr wahrscheinlich darin vorgeht, was diejenigen gern läugnen möchten, die den Menschen durch eine scharfe Linie meinen vom Thiere absondern zu müssen. Ich berufe mich auch nicht auf die groſsen Verschiedenheiten der zahlreichen Thiergeschlechter unter sich; indem ich vielmehr gern einräume, daſs hier nur von den wenigen edlern Thiergattungen die Rede seyn könne, welche dem Menschen zunächst stehen; weil ein Unterschied, der über sie erhebt, ohne Zweifel vor dem ganzen Thierreiche Auszeichnung giebt. Wohl aber besorge ich, daſs man die groſsen Unterschiede, die aus dem Mehr und Weniger, in Rücksicht des Vorraths und der Verbindung der Vorstellungen, entstehn müssen, niemals ernstlich genug erwogen habe; und zudem bin ich völlig überzeugt, daſs man viel zu voreilig das Selbstbewuſstseyn, die sittlichen Gesetze, die Begriffe vom Unendlichen und von der Gottheit, nebst andern ähnlichen, für etwas ursprüngliches, nicht weiter abzuleitendes gehalten, und dadurch die Speculation nicht gefördert, sondern beschränkt und gehindert habe, ihr Werk gehörig durchzuführen. Denn es ist reiner Verlust für die Speculation, wenn man das zu Erklärende absolut hinstellt, und es der Frage, warum es also sey, und wie es mit Anderem zusammenhänge, ohne weiteres durch die Behauptung entzieht, es sey nun einmal so und nicht anders. — Nicht einmal der am Ende des vorigen §. angegebene Charakter, der Blick in die Zukunft, ist für den Menschen schlechthin unterscheidend. Denn jedes Thier wird schon durch seine Begierden wenigstens um etwas über den gegenwärtigen Moment hinausgeführt; da die Befriedigung der Begierde nothwendigerweise als etwas künftiges vorgestellt, wenn gleich keinesweges durch einen abgesonderten Begriff des Künftigen, gedacht werden muſs. — Noch weniger aber können jene Begriffe vom Ich, vom Unendlichen, u. s. w. die Menschheit allgemein charakterisiren. Das Kind in seiner frühesten Periode hat sie nicht; der Wilde kommt ihnen vielleicht nicht so nahe als manches Thier. Aber, sagt man, die Anlage dazu ist doch vorhanden! Das sagt man, nämlich in der Hoffnung, die Metaphysik werde so geduldig seyn, sich die ursprünglichen Anlagen gefallen zu lassen. Wenn sie nun nicht so geduldig ist, so wird man es schon darauf müssen ankommen lassen, ob vielleicht eine fortschreitende Psychologie dies alles als Producte einer Veredelung erklären könne, zu welcher der Mensch wegen der vorzüglichen Hülfsmittel gelangt, die von der Gunst seines höchsten Bildners ihm sind zugetheilt worden.

Anmerkung.

Es ist eine herrschende Liebhaberey, die Vorzüge des Menschen vor den Thieren nicht bloſs zu bemerken und anzuerkennen, sondern zu bewundern und zu übertreiben. Wie man früher die Rasse der europäischen Menschen anpries, und andre Rassen, als seyen sie zu unedel, aus der Gemeinschaft des gleichen Ursprungs mit jenen ausschloſs, ohne dazu hinreichende Gründe zu haben *): so thut man jetzt so spröde gegen die Thiere, als ob die Psychologie (nicht etwan wegen unserer subjectiven Beschränktheit des Wissens, sondern an sich,

---

*) Wenigstens nach dem Urtheile des Herrn Hofr. Schulze, in der Anthropologie §. 37. Meine Sache ist es nicht, Parthey zu nehmen, wo ich keine hinreichenden Entscheidungsgründe sehe.

und in der Wahrheit,) nichts anderes wäre als Anthropologie, und als wenn z. B. die Aufmerksamkeit des Jagdhundes, die Fähigkeit des Pferdes, den rechten Weg zu finden, wenn der Reiter ihn verloren hat, lauter Dinge wären, die sich von selbst verstünden, oder die man wohl den Physiologen überlassen könne. Ich ersuche den Leser, bloſs zur Probe den §. 128. in seinen Beziehungen auf die Mechanik des Geistes zu durchdenken; und dann nach diesem geringen Maaſsstabe, einmal die Gröſse der Unwissenheit, wenn auch nur obenhin, zu schätzen, worin sich Diejenigen befinden, die über die Thiere so leicht hinwegkommen!

Diese Unwissenheit, die schon anfängt beym Begriffe der rohen Materie, und alsdann fortwächst durch alle Stufen bis zum Menschen hinauf, erzeugt das Vornehmthun des Menschen; und zugleich die groſse Bewunderung, womit er sich selbst deshalb anstaunt, weil ihm zur Erklärung seines eignen Daseyns alle Vorbegriffe fehlen.

Insbesondere ist bey einigen Physiologen, wie es scheint, eine Neigung vorhanden, das, was sie anderwärts verderben, hier wieder gut zu machen. In ihrer Einbildung ist das Gehirnleben ein geistiges Leben; da man ihnen nun wegen ihres Materialismus gerechte Vorwürfe macht, so suchen sie sich herauszuhelfen, indem sie das menschliche Gehirn als etwas ganz besonders Vortreffliches auszeichnen, obgleich jeder Unbefangene einsieht, daſs eben hier, in der Gemeinschaft der Gehirne, deren Bau nur solche Unterschiede zeigt, die gegen die Aehnlichkeit beym Menschen und bey den höhern Thieren geringfügig sind, ganz offenbar Menschheit und Thierheit nahe zusammen gränzen; so daſs man die Kluft, die sich zwischen beyden findet, an ganz andern Stellen auf der Leiter der organischen Wesen erwarten sollte.

Früherhin glaubte man, daſs denjenigen Thieren, die zunächst auf den Menschen folgen, die Sprachwerkzeuge fehlten; und hierin schien ein Hauptgrund des Unterschiedes zu liegen, da die Sprache der Anfang aller

ge-

geſellſchaftlichen Bildung iſt. Wenn man den Hund bellen, das Pferd wiehern hört, ſo kann man wohl auch nicht auf den Gedanken kommen, daſs dieſen ſonſt klugen Thieren das Sprechen mechaniſch möglich wäre; vielmehr liegt die Erwartung nahe, ſie würden, wenn ihre Stimmritze nur einige Gelenkigkeit beſäſse, daraus etwas machen, das ihrem übrigen Betragen angemeſſen wäre, und hierin das Hülfsmittel zwar nicht einer menſchlichen, doch einer höhern Ausbildung finden, als ſie jetzt beſitzen.

Sehr auffallend war mir daher bey Rudolphi (Phyſiologie §. 32.) die Behauptung: „mechaniſche Hinderniſſe ſind gewiſs nicht Schuld daran, daſs die Thiere keine Sprache beſitzen.“ Ich weiſs nicht, ob ich dieſelbe recht verſtehe. Nicht mechaniſch; alſo pſychiſch; — das ſcheint, nach dem Zuſammenhange zu urtheilen, der beabſichtigte Sinn zu ſeyn.

Soll ſich nun wirklich dieſer Satz auch auf die Hunde beziehen? Auf ſie, die auf ſo mancherley Weiſe an menſchlichen Angelegenheiten Theil nehmen; die dem Menſchen ſo gern Folgſamkeit beweiſen, und ihm Hülfe leiſten? Alſo während Papageyen und Elſtern auf menſchliche Töne merken, und ſie nachahmen, ohne von dem, was der Menſch wünſcht und will, das Geringſte zu faſſen, kann der Hund, des Jägers und des Hirten treuer und geſchickter Gehülfe, nur bellen und heulen, — oder vielmehr, er könnte ſprechen, und verſucht es doch niemals auch nur im Geringſten? —

Herr Profeſſor Rudolphi redet an jener Stelle eigentlich von den Affen; und es ſcheint faſt, als habe er an Hunde, Pferde, Elephanten, nicht gedacht. Daſs aber die *turpiſſima beſtia*, welche dem Menſchen am meiſten ähnlich ſeyn ſoll, ſich doch wohl mehr äuſserlich als im Weſentlichen, (in Hinſicht des Nervenſyſtems, und des Einfluſſes deſſelben auf den Geiſt,) dem Menſchen nähere, ſchlieſse ich aus dem Umſtande, daſs die Affen der heiſsen Zone angehören, und daſs keine einzige Art dieses zahlreichen Geschlechts sich weiter verbreitet hat, während ein ganz besonderer Vorzug des menschlichen Leibes in seiner Biegsamkeit für die verschiedenen Klimate liegt. Die Biegsamkeit und Nachgiebigkeit des Organismus ist aber, wie sich im dritten Abschnitte zeigen wird, gerade die Hauptsache; er braucht nur den psychologischen Mechanismus nicht zu hindern; alle positive Mitwirkung wollen wir ihm gern erlassen; wenn nämlich vom Nervensystem die Rede ist; und hinweggesehen von der bekannten Verknüpfung des Geistes mit der Auſsenwelt durch Empfindung und Bewegung.

Daher halte ich den Einfall eines Franzosen, die Affen sprächen nicht, weil sie nichts zu sprechen hätten, wenigstens nicht für geeignet, auf alle Thiere ohne Unterschied ausgedehnt zu werden. — Ich kann mich nicht rühmen, die Hunde genauer zu kennen, als Jeder sie kennt, oder kennen lernen könnte, der ein paar dergleichen um sich hat; allein auf diesem ganz gemeinen Wege, und bey einiger Aufmerksamkeit auf die übrigen bekannten Hausthiere, bin ich — ganz unabhängig von aller Theorie, und mit absichtlicher Abstraction von derselben, zu der Meinung gekommen, daſs nicht bloſs die Hunde sprechen würden, wenn sie Sprachwerkzeuge hätten *), sondern auch, daſs andre Thiere, die schon weit hinter ihnen stehn, noch mehr durch das Unbehülfliche ihrer äuſsern Organe, als in geistiger Hinsicht beschränkt sind.

Die Einbildung aber, als ob die Ehre des Menschen bey solcher Ansicht etwas leiden könne, ist eine so lächerliche Schwachheit, daſs ich nicht Lust habe, darüber noch ein Wort zu verlieren. Und die Erfahrungen, auf

---

*) Es ist übrigens sehr gut, daſs sie nicht sprechen können. Ihre Sprache würde höchst unvollkommen bleiben, wegen der übrigen früher angeführten Gründe; und höben sie sich ja merklich über ihren jetzigen Standpunct, so würde der Mensch sie nicht mehr neben sich leiden.

welche es hiebey ankommt, sind so unabhängig von dem groſsen Werkzeuge der physiologischen Entdeckungen, — dem anatomischen Messer, — daſs es sich sogar noch fragt, ob Derjenige, der sich zu einer Vivisection entschlieſsen kann, jemals Gelegenheit haben wird, einen Hund genau zu beobachten. Denn wie ſein dies Thiergeschlecht die Menschen unterscheidet, wie bestimmt es das Benehmen zurückgiebt, was ihm widerfährt, das sieht man desto deutlicher, je sorgfältiger man darauf merkt. Uebrigens ist meine Meinung von den Thieren nur eine Meinung: mehr Nichts als das sind aber auch die positiven Behauptungen, die man in den Anthropologien zu lesen pflegt: „alle Laute, welche die Thiere von sich geben, wenn sie auch einander dadurch anlocken oder warnen, seyen nur mechanische Zurückwirkungen ihres Körpers auf einen in demselben erregten Reiz; und werden von ihnen ohne Absicht auf Mittheilung der Erkenntnisse hervorgebracht."

Diese Worte (die Sache ist allbekannt,) schreibe ich ab aus Schulzens Anthropologie; mit einigem Bedauern, daſs auch dort von dem Wunderbaren der Sprache, mit Beyfalle für Herdern, in Ausdrücken geredet wird, die mir zu stark scheinen.

Worin liegt denn das Wunderbare der Sprache? In ihrem Ursprunge oder in ihren Wirkungen? Wir wollen beydes näher ansehn; vorläufig bemerke ich nur, daſs schon Herr Hofrath Schulze selbst die Erklärung des Ursprungs angedeutet hat.

Wenn Sprache, ihrem Begriffe nach, absichtliche Mittheilung der Gedanken durch willkührliche Zeichen ist, so konnten die ersten Mittheilungen unmöglich durch Sprache geschehn. Denn willkührliche Zeichen müssen verabredet werden, sonst würden sie entweder nicht verstanden, oder höchstens errathen werden; auf das Errathen aber kann der Sprechende nicht rechnen. Die Sprache setzt also Verabredung, diese aber setzt Sprache voraus; mithin drehen wir uns im Kreise. Man schlage nun den Weg ein, den man durch die Methode der Beziehungen kennt; das heiſst, man entschlage sich des ungereimten Gedankens; und setze dessen Gegentheil an die Stelle. Die ersten Mittheilungen also geschehen entweder nicht absichtlich, oder nicht durch willkührliche Zeichen; sie waren nicht Sprache. Gleichwohl verstand man einander; und glaubte sich verstanden. Dies errieth man aus dem zusammenstimmenden Handeln, welches den gemeinsamen Gedanken gemäſs war; es konnte aber leicht zusammenstimmen, wenn man unter gleichen Umständen gleiche Bedürfnisse hatte. Die Naturlaute, oder zufälligen Aeuſserungen bey Gelegenheit des gemeinsamen Handelns, reproducirten sich bey Jedem in wiederkehrender Lage; riefen Jedem den nämlichen Gedanken zurück; und waren mit Erwartung eines ähnlichen gemeinsamen Handelns von beyden Seiten ohne weiteres Fragen und Zweifeln verknüpft. Wie es zugehe, daſs Einer den Andern verstehe; und ob er wohl verstehn oder misverstehn werde? Das wurde nicht gefragt noch bedacht; sondern das Handeln war es, worauf, ohne alles Denken an das Denken des Andern, die Erwartung und die Aufmerksamkeit sich richtete. Blieb nun aber das erwartete Handeln des Andern aus, dann legte man mehr Anstrengung in den damit complicirten Laut, auf eine Weise und aus einem Grunde, worauf im §. 150. mehr Licht fallen wird. Da fing die Absichtlichkeit des Sprechens an; die Willkühr in der Ursprache aber ist eine Fiction, wie die Contracte, worauf die Staaten ursprünglich sollen gegründet seyn. Die einmal verstandenen Zeichen veränderten sich durch Abkürzung, und durch Zusammensetzung; beydes wechselsweise; so daſs aus abgekürzter Zusammensetzung die Flexionen und Derivationen entstanden. Daſs späterhin die Sprache sich fortbildete wie die Werkzeuge, deren roheres stets das bessere verfertigen hilft, versteht sich von selbst, und bedarf keiner Erläuterung. Die Willkühr nahm Platz, als die Sprache schon nicht mehr Ursprache war, so wie die

Contracte in die Staaten kommen, nachdem sie schon stehen.

Etwas schwerer mag die Frage von der Wirkung der Sprache seyn; doch hat man auch hievon zu viel Aufhebens gemacht. Daſs man vermittelst der Sprache denke, ist ganz unrichtig. Man kann nicht ohne die Worte denken, nachdem die Vorstellung der letztern mit den Begriffen complicirt ist, weil der psychologische Mechanismus an die Complication gebunden ist, und vollkommne Complicationen unter gar keinen Umständen können getrennt werden; so, daſs mit Sicherheit aus der Trennung auf die Unvollkommenheit der Verbindung zu schlieſsen ist. Die Summe aber, oder der Grad des Vorstellens, oder die Innigkeit der Verbindung unter den Merkmalen eines Begriffs, dies alles, worauf die Wirksamkeit unserer Vorstellungen beruht, wächst nicht im geringsten durch das angeheftete Zeichen. Eine Täuschung, als ob ein Ding ohne Namen nur unvollständig erkannt wäre, kann daher entstehn, weil, nachdem alle andere Dinge den Ballast eines Worts an sich tragen, dem Namenlosen ein Zusatz zu fehlen scheint, wenn es mit jenen ins Gleichgewicht treten soll. So bildet sich wohl auch Einer, der eine fremde Sprache, noch auſser der Muttersprache gelernt hat, ein, es fehle ihm etwas an der Kenntniſs des Gegenstandes, den er in die fremde Zunge nicht übersetzen kann!

Aller Vortheil der Sprache beruhet auf dem geselligen, gemeinsamen Gebrauch; auf der Verlängerung und Berichtigung der eignen Gedanken durch die der Andern. Aber für den Einzelnen ist das Anheften der Gedanken an die Sprache sogar nachtheilig. Denn hiedurch treten für ihn die mehr und die minder verstandenen Worte, — diejenigen, die für ihn mehr und weniger Sinn haben, — scheinbar in Einen Rang. Daher so viel thörichter Wortkram, und so viel Eitelkeit, Unlauterkeit, falsche Schätzung des Wissens, Dreistigkeit des sinnlosen Plauderns!

Eher würde dem Einzelnen die **Schrift** behülflich seyn können. Diese fixirt wirklich manchmal die Gedanken, um sie zu Objecten des weiter fortschreitenden Denkens zu machen. Das zeigt sich jedoch weit mehr beym Rechnen, und beym Aufbehalten des Geschichtlichen, als beym Philosophiren, dem vielmehr das voreilige Niederschreiben unreifer Einfälle unsäglichen Schaden zufügt. Man weiſs, wie **Platon** die Buchstaben verklagt; und **Homer** bedurfte ihrer nicht.

Diejenigen, welche die intellectuale Anschauung anpreisen, und das discursive, in der Sprache ausgedrückte Denken herabsetzen, haben in so fern nicht ganz Unrecht, als das Kleben am Symbol, wenn man sich darauf lehnt und stützt, das wahre Wissen zerbröckelt, und das Scheinwissen einschwärzt. Es wäre nur zu wünschen, daſs jene selbst sich aus dem Wust ihrer Worte herauszuarbeiten verstünden. Gäbe es eine intellectuale Anschauung: so würde ihr Angeschautes unaussprechlich seyn. Gerade dieselbe Eigenschaft hat aber auch das wahre Wissen, welches aus dem discursiven Denken am Ende hervorgeht. Resultate vieljähriger Forschungen bedürfen vieler Worte, um vorgetragen zu werden, aber der Vortrag, der alle diese Worte auf Einen langen Faden reihet, ist nicht das Wissen selbst, welches in beynahe ungetheilter Ueberschauung die ganze Kette der allmählig ausgebildeten Gedanken trägt und vesthält.

§. 131.

So wenig nun auch eine scharfgezogene Gränzlinie zwischen Mensch und Thier kann gerechtfertigt werden: so bestimmt läſst sich gleichwohl der Grund angeben, weshalb in dem Gedankenkreise des gesellschaftlich lebenden Menschen sich Keime entwickeln müssen, deren Ausbildung beym Thiere so unmöglich ist, daſs eine ungeheure Kluft in der Gesammt-Erscheinung der Menschheit und Thierheit daraus nothwendig entstehen muſs. Um dies zu begreifen, gehe man zurück zur innern Apperception.

Es ist nämlich klar, daſs auch die innere Wahrnehmung, wenn sie durch die äuſsere nicht gestört wird, und wenn der Wechsel der aufsteigenden Vorstellungen einigermaaſsen lebhaft ist, — ihre Reihen bilden muſs, die aus der Succession und Verschmelzung jener Vorstellungen entspringen; gerade so wie die äuſsere Wahrnehmung diejenigen Reihen bildet, die uns die Auſsenwelt bereitet. Nur hängt das innere Erscheinen der Vorstellungen vom psychologischen Mechanismus ab, dessen continuirliche Bewegung keine so scharf abgeschnittenen, so plötzlich ganz hervortretenden, und in groſser Fülle gleichzeitig beharrenden Objecte liefern kann, wie sich dergleichen, den äuſsern Sinnen, und besonders dem Auge, darzubieten pflegen. Dagegen wird die Reihe dessen, was im Innern erscheint, gleichmäſsiger fortlaufend die Zeit ausfüllen können; statt daſs auf eine ganz unbestimmte Weise die Auſsendinge bald sehr rasch wechselnd, bald wieder ohne irgend eine merkliche Abänderung während mehrerer Stunden, kommen und gehen, oder stehen und beharren.

Auch werden sich Reihen aus dem was innerlich erscheint, und dem was äuſserlich hinzukommt, zusammensetzen, wenn das letztere den Fluſs des Vorhergehenden zwar unterbrechend, aber doch nicht gewaltsam verderbend, sich einmischt. Die stärkeren Vorstellungsmassen werden alsdann Eins mit dem Andern appercipiren und formen. — Unterbrechungen der Art entstehen natürlich dann, wann etwas gesehen, gehört, gefühlt wird, das mit den eben in Bewegung begriffenen Vorstellungsreihen sich näher verbinden kann.

Gesetzt nun, es gäbe für diese, entweder ganz oder zum Theil aus dem innern Flusse der Vorstellungen erzeugten Reihen, ähnliche Gesetze, wie für die, welche gemäſs der Succession der Empfindungen zusammenschmelzen: so würden für dieselben Reihen nicht bloſs Zustände der Involution und Evolution eintreten; sondern auch eine vielfältige Reproduction und Verschmelzung solcher Reihen, die gleiche Anfänge haben; daher aber auch eine ähnliche Verkürzung und Isolirung, wie wir schon im §. 101., und wieder im §. 121., wo von den Begriffen die Rede war, bemerkt haben. Wenn wir nun hier auch unter Begriffen nur Gesammt-Eindrücke des Aehnlichen verstehn: so ist doch vorauszusehn, daſs die nämliche logische Cultur, wodurch die sinnlichen Gesammt-Eindrücke zu Begriffen im eigentlichen Sinne verarbeitet werden, auch Begriffe der innern Apperception erzeugen könne, wofern nur erst der Stoff dazu vorhanden ist.

Indessen fehlt es hier nicht an Schwierigkeiten. Sind wir denn auch mit den gleichartigen Vorstellungen, die sich im Innern erheben, im nämlichen Falle, wie mit gleichartigen Empfindungen? Wir wollen uns einmal das Vorstellen als eine Masse denken, welche im Laufe der Zeit anwächst, und sich in der Seele sammelt. Wenn nun eine Empfindung reproducirend wirkt auf eine ältere gleichartige Vorstellung, und mit derselben verschmilzt, (nach §. 82. u. s. w.), so wissen wir gewiſs, daſs die Verschmelzenden zwey verschiedene Portionen dieser Masse ausmachen. Die ältere Vorstellung konnte nicht wieder Empfindung werden, (§. 82.) es ist aber Empfindung hinzugekommen, wozu ein bestimmtes Quantum der Empfänglichkeit nöthig war, (§. 94.); also bildet sich gewiſs in der Verschmelzung beyder eine neue Gesammtkraft aus zweyen, zuvor nicht identischen Theilen. Aber bey den, im Innern wiederhohlt aufsteigenden gleichartigen Vorstellungen, ist dieses nicht eben so deutlich. Hier ist keine Empfindung. Dagegen kann eine und dieselbe Portion des Vorstellens sich zu verschiedenen Zeiten ins Bewuſstseyn erheben. Wer nun glaubte, hier seyen zwey verschiedene Massen des Vorstellens in Bewegung, der müſste freylich schlieſsen, die zweyte werde reproducirend wirken auf die erste, (durch Hinwegräumen der hemmenden Kräfte, wie immer,) darauf werde Verschmelzung, und Erhebung der von jenen beyden ausgehenden Reihen, endlich Verkürzung dieser Reihen, Isolirung, und

Bildung eines allgemeinen Begriffs folgen. Aber dies Alles wären Trugschlüsse, wofern die vermeinten zwey verschiedenen Massen des Vorstellens vielleicht nur eine einzige wären, die sich mehrmals ins Bewuſstseyn zu erheben Gelegenheit gefunden hätte. — Unstreitig müssen wir vor dieser Verwechselung auf der Hut seyn, denn es kann sich so ereignen. Aber es kann auch, und wird vielfältig der andere Fall wirklich eintreten. Denn die Massen der sinnlichen Empfindungen, welche diesem Allen zum Grunde liegen, und woraus eben die Reihen, von denen wir reden, sich wieder erheben, — bilden sich bey sehr verschiedenen Gelegenheiten; und bieten einen sehr reichen Vorrath dar, der keinesweges bey seinem Entstehen schon sich mit allen seinen gleichartigen Theilen so vereinigt, daſs dieselben keine gesonderte Bewegung mehr haben könnten. Davon war schon im §. 125. die Rede, wo die Möglichkeit mehrerer Vorstellungsmassen gezeigt wurde; und es kam nur darauf an, wiederum hieran zu erinnern.

Wichtiger scheint eine andre Schwierigkeit. Wenn die reproducirende Vorstellung eben jetzt durch den äuſsern Sinn gegeben wird, so ist sie im ungehemmten Zustande, und kann hiedurch einen starken Druck ausüben, wodurch das Hemmende zurückgetrieben, und der ältern gleichartigen Vorstellung freyer Raum geschafft wird. Allein wie wenn alles bloſs innerlich vorgeht? Die reproducirende Vorstellung ist dann selbst eine vorüberschwindende Reihe; kaum wird sie Zeit haben, eine andre gleichartige so hoch emporsteigen zu machen, daſs eine bedeutende Verschmelzung erfolgen könnte, sie wird schon zu ihren mittlern Gliedern vorgerückt seyn, während nur eben die ersten Glieder der andern sich regen; und die mindeste Hemmung zwischen ihnen, wird beyde herabdrücken. Oder ist die andre stark genug, so überflügelt sie jene; sie wird nun die vorzugsweise vergegenwärtigte, und es erfolgt wiederum keine merkliche Verschmelzung. Alles ist hier zu unstet und flüchtig.

Dieser Nachtheil, worin die Bildung von Begriffen dessen was bloſs innerlich vorgeht, sich gegen die der Auſsendinge befindet, ist so offenbar, und zugleich so fühlbar, wenn wir unsre Gedanken absichtlich bearbeiten wollen: daſs ein sehr groſser Unterschied eintreten muſs, wenn in einem Falle besondere Hülfsmittel vorhanden sind, um die Verschmelzung zu begünstigen, während in andern Fällen dieselben mangeln.

Wenn nun der Mensch durch die Werke seiner Hand, und noch weit mehr im Gespräch, veranlaſst wird, sich solche Zustände, da Vorstellungen ursprünglich von innen heraus thätig waren und sind, länger gegenwärtig zu erhalten, und durch Beschäfftigung mit dem Abwesenden und Vergangenen öfter zurückzurufen, so muſs er dadurch einen auſserordentlichen Vorzug in Hinsicht der Begriffe von innern Ereignissen, vor andern lebenden Wesen erlangen, welchen die erwähnten Veranlassungen fehlen. Und so finden wir es wirklich. Wir haben keine deutlichen Zeichen, daſs die Thiere sich von dem, was in ihnen vorgeht, Gesammt-Eindrücke bildeten; vielmehr überwiegt bey ihnen die Auffassung der Auſsendinge, wie es zu erwarten war. Aber beym Menschen, selbst auf niedern Culturstufen, ist Beschäfftigung mit innern Ereignissen das Vorherrschende des ganzen Gedankenkreises; denn Jeder sucht die Gesinnungen der Andern zu erkennen; ihr Empfinden, Streben und Wirken giebt ihm mehr zu denken als Steine und Bäume; er lebt gesellig, freundlich oder feindlich; und das könnte er nicht ohne Begriffe von innern Zuständen.

Aus den verschmolzenen Reihen, die sich in ihm erzeugten, sind mächtige Vorstellungsmassen gebildet; in diesen liegt nun die appercipirende Kraft, womit er beobachtet und deutet, sowohl was in ihm selber fernerhin sich ereignet, als auch was die Andern neben ihm thun, und was in ihnen vorgeht.

Sollen nun die allgemeinsten Begriffe, die zur Apperception dienen, Kategorien heiſsen, — und das sind offenbar in Hinsicht der Auſsendinge die gewöhnlich sogenannten Kategorien, — so wird es deren eben so wohl für die innern Ereignisse, als für die Auſsen-Welt geben. Nur mit dem sehr natürlichen Unterschiede, daſs sie nicht Dinge — etwas Stehendes, Beharrendes, — sondern ein Geschehen andeuten werden; weil alles Innerliche im steten Vorüberschwinden ist, und nur als ein Flieſsen, Uebergehn, als eine Reihe von nicht deutlich getrennten Gliedern, kann vorgestellt werden. Doch kann hier nicht der Begriff des Geschehens an die Spitze gestellt werden, weil dieser nicht auf das Innere allein beschränkt ist; wohl aber können folgende Hauptbestimmungen des innern Geschehens als Kategorien der innern Apperception angesehen werden:

Empfinden.
Sehen.
Hören.
Fühlen.
Schmecken.
Riechen.

Wissen.
Erfahren.
Verstehen.
Denken.
Glauben.

Wollen.
Begehren.
Verabscheuen.
Hoffen.
Fürchten.

Handeln.
Sich bewegen.
Etwas Machen.
Nehmen und Geben.
Suchen und Finden.

Wegen der Worte Handeln und Sich bewegen bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, daſs dieselben hier in dem Sinne gebraucht werden, wie man sie auf lebende Wesen bezieht, um deren innere Aufregung zu bezeichnen, wovon die äuſsere Causalität nur das Zeichen ist.

Der Leitfaden, nach welchem die vier Haupt-Kategorien gefunden sind, ist leicht zu entdecken. Das Empfinden verhält sich zum Handeln wie *Herein* und *Heraus;* Wissen und Wollen sind *Darin;* doch jenes gegen den Eingang, dieses gegen den Ausgang (als bevorstehendes Handeln) hingewendet. Die untergeordneten Begriffe sind hier eben so wenig, als bey den obigen Kategorien, die sich auf Dinge beziehen, vollständig anzugeben.

Es ist der Mühe werth, zu fragen, wofür doch die Kategorien der innern Apperception jenen Männern gelten mögen, die in den Kategorien ein ursprüngliches Eigenthum des Verstandes zu erblicken glauben. Etwa für empirische Begriffe? Doch wohl nicht in dem Sinne, als ob dieselben unmittelbar in der Erfahrung gegeben wären? Welche Erfahrung giebt denn wohl (um nur vom Leichtesten zu reden,) den Begriff des Sehens? — Jedermann weiſs, daſs das Auge sich selbst nicht sieht. Gerade so wenig sieht das Sehen sich selbst; es sieht die Farbe; diese ist sein einziger Gegenstand. Oder meint man, das Sehen werde als eine innere Handlung wahrgenommen? Wie sieht denn diese innere Handlung aus? Man beschreibe doch das, was der innere Sinn thue, oder empfange, in demselben Augenblick wo der äuſsere Sinn — der, so viel man bemerken kann, während des Sehens ganz allein thätig ist, — sich in die Farbe vertieft! Dasselbe gilt vom Hören, vom Fühlen, und so weiter.

Wäre nun der Umstand, daſs man den Ursprung unserer Vorstellungen aus der Empfindung nicht so gar leicht entdecken und erklären kann, schon ein zureichender Grund, gewisse Begriffe für angeboren, oder für ursprüngliche Formen unseres Erkenntniſsvermögens zu halten: so möchte man nur immerhin den Begriff des Empfindens, der unmittelbar gar nicht empfunden werden kann, sammt allen seinen untergeordneten, sogleich auch für eine solche ursprüngliche Form ausgeben.

Als Kant die Geometrie aus der reinen Anschauung des Raums erklärte, da vergaſs er die Musik mit ihren synthetischen Sätzen *a priori* von den Intervallen und Accorden; die er eben so aus der Tonlinie hätte erklären müssen. Als er die dinglichen Kategorien aufstellte, da vergaſs er die sämmtlichen Begriffe des innern Geschehens, gleich als ob sein an Kategorien gebundener Verstand nicht nöthig hätte, sich von dem, was in uns vorgeht, Begriffe zu bilden. Hatte denn von allen seinen zahlreichen Nachfolgern keiner eine hinlängliche Veranlassung, diese Lücke wahrzunehmen? Oder wer hat sie wahrgenommen?

Wann eine Farbe in der Empfindung gegeben wird: dann ist vor ihrem Eintreten irgend ein inneres Vorgestelltes dem Bewuſstseyn gegenwärtig. Wird dieses nicht zu heftig gehemmt: so verschmilzt es mit der Empfindung, und es entsteht eine Reihe von wenigstens zweyen Gliedern. Wird späterhin dieselbe Farbe nochmals gegeben; so reproducirt sich nicht bloſs die ältere Vorstellung der Farbe, sondern auch das vorhergehende Glied, und zwar als ein Vorhergehendes; es reproducirt sich ein Uebergehen, und die Farbe wird als eintretend nach etwas Anderem, vorgestellt. — Unzählige Vorstellungen solches Eintretens verschmelzen; und geben den Gesammt-Eindruck, aus welchem der Begriff des Sehens, das heiſst zunächst, des Erscheinens der Farbe, sich späterhin bildet. Eben so das Erscheinen des Tones, das Eintreten des Gefühls, und so ferner.

Diese Betrachtung reicht weiter. Wer des Andern Stimme hört, weiſs hiemit und hiedurch, daſs derselbe in der Nähe ist; und allgemein: durch das Zeichen erfährt man die Sache. Wenn nämlich die Empfindung einen Theil einer Complexion oder Reihe schon früher ausmachte, so ist ihr erneuertes Erscheinen zugleich das Erscheinen, das Eintreten des mit ihr Verbundenen. —

Während nun das Wissen nur sein Gewuſstes weiſs, gerade wie das Sehen nur die Farbe sieht: bildet sich doch auf diesem Wege der Begriff vom Eintreten des Gewuſsten, und sehr häufig vom Beantworten einer Frage (nach §. 124. am Ende). Also wiederum der Begriff vom Uebergehen aus der Frage ins Entscheiden derselben.

Noch deutlicher sieht man die Vorstellung einer Reihe in den Begriffen des Begehrens oder Anstrebens, und des Verabscheuens, oder Zurückstoſsens; womit sich auſser den Gemüthszuständen noch eine Reihe äuſserer Anschauungen zum Begriffe des Handelns verbinden kann.

Allein es ist kaum möglich, sich über diese Gegenstände deutlich auszudrücken, ohne das Selbstbewuſstseyn dabey mit in Rechnung zu bringen. Wir sind an den Punct gekommen, wo die Lehre vom Ich nunmehr anfängt, sich gleichsam herbeyzudrängen. Oder wer kann vom Sehen, vom Denken, vom Wollen reden, ohne daſs einem Jeden das: Ich sehe, ich denke, ich will, dabey einfällt?

Daher soll hier das Vorstehende nur in so fern erläutert werden, als die unmittelbare Vorbereitung zur Untersuchung des Ich darin enthalten ist.

Man achte zuerst genau darauf, in welcher Richtung die vorbeschriebenen Reihen laufen, um nichts miszuverstehn. Wir reden von einer Reihe wie *a*, *b*; aber dergestalt, daſs wir zuerst des zweyten Gliedes *b* erwähnen. Ohne uns nun darum zu bekümmern, wie die Reihe von *b* zu *c*, *d*, *e*, fortlaufen möge, bemerken wir nur, daſs *b* ein vorhergehendes Glied, *a*, simultan, aber nicht successiv, so weit hervorhebe, wie das Vorhergehende mit ihm verschmolzen ist. Hier ist also kein wirkliches Ablaufen, welches sonst rückwärts gehen würde, sondern ein Voraussetzen, so, wie jedes spätere Glied seine vorhergehenden voraussetzt. Würde hingegen ein andermal zuerst *a* ins Bewuſstseyn kommen, alsdann lieſe wirklich die Reihe von *a* zu *b*, *c*, *d*, successiv fort. In unserm Falle ist *b* die Farbe, oder der Ton, als ein eben jetzt Eintretendes; weil nun dergleichen einfache Empfindungen schon sehr oft auf irgend ein innerlich Vorgestelltes, welches *a* heiſsen mag, gefolgt sind, so bringen sie, bey jeder Erneuerung, durch Reproduction der frühern ähnlichen ein dunkel Vorausgesetztes mit sich ins Bewuſstseyn; welches für sie einen Anfangspunct bilden könnte. Da sich dies unsäglich oft wiederhohlt, so bekommt die zwar dunkle Vorstellung des Vorausgesetzten eine sehr groſse Stärke; ähnlich jener des Umgebungsraumes für jeden sichtbaren Gegenstand, (§. 114.).

Aber gerade wie auf dem Raume ein Punct wahrgenommen werden kann, als Bestimmung desselben, (alsdann nämlich ist die Vorstellung des Raumes die appercipirende, und die des Puncts die appercipirte,) so kann auch jenes dunkel Vorausgesetzte eine Bestimmung sich aneignen, wenn eben besonders lebhafte Vorstellungen oder Gefühle gegenwärtig sind, indem das Gesehene, Gehörte, oder überhaupt das Empfundene, eintritt. Dieses Empfundene reproducirt nun, wie immer, sein Vorausgesetztes; und gerade als mit einem solchen, verschmilzt es zugleich mit jener lebhaften, wie immer sonst beschaffenen Vorstellung. Also wird diese letztere von dem Vorausgesetzten, dem gleichsam dunkeln Grunde, ergriffen und angeeignet.

Jetzt wollen wir noch von den übrigen Kategorien der innern Apperception jene des Denkens näher betrachten, weil das Ich, dem wir entgegengehen, als das Sich-Denkende anzusehen ist.

Mit einer Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, sey eine Vorstellung *A* in allen Gliedern verschmolzen. Wenn die letztere sich hebt, muſs jene sich evolviren; denn es ist alsdann für alle Glieder der Reihe gleich viel Grund des Hervortretens vorhanden (§. 100.). Nun gebe es für *A* noch andre Vorstellungen *B*, *C*, u. s. w. (die auch mit ihren Reihen verbunden seyn mögen); und zwar so, daſs *A*, *B*, und *C*, in einem gelinden Schweben gegen einander begriffen seyen, wie Vorstellungen, die wenig an Stärke verschieden, zusammen im Bewuſstseyn bestehen können. (Man denke hier zurück an §. 44., und §. 74.). Während die Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, abläuft, bietet sie sich der Apperception durch *B* und *C* dar, wofern nur die, an *B* oder *C* geknüpften Reihen, irgend welche Glieder der Reihe *a*, *b*, *c*, enthalten. Daſs in einem solchen Flieſsen und Auffangen der eignen Vorstellungen, welches sich mannigfaltig wiederhohlt, drängt, und durchkreuzt, das Denken bestehe, kann Jeder in sich selbst beobachten. — Es kömmt nun sehr häufig zu diesem, eben in Gang gesetzten, oder schon im weitern Verlaufe Begriffenen, Denken, das Empfinden hinzu; dessen Vorausgesetztes alsdann, nach der obigen Auseinandersetzung, zu dem Denken in das Verhältniſs der Apperception tritt.

Mit Recht können wir nun dem Empfundenen den Namen des Objects geben. Denn es schwebt im Bewuſstseyn als zweytes Glied einer Reihe, deren erstes, das Vorausgesetzte, jetzt bestimmt durch das Denken charakterisirt ist. Nur nicht allein und ausschlieſsend durchs Denken; denn an der Stelle desselben, oder mit ihm verbunden, wird sich eben so oft das Wollen und das Fühlen befinden. Dies Alles nun zusammengenommen ergiebt die Complexion, die sich allmählig in der Stelle jenes von der Empfindung Vorausgesetzten bilden muſs. Das Vorausgesetzte, oder das Subject, ist demnach nicht bloſs das Denken, sondern ein Denkendes; weil Denken nur ein Bestandtheil der ganzen Complexion ist. Das nämliche Subject wird nun auch als dasjenige vorgestellt, zu welchem das eintretende Empfundene, Sichtbare, u. s. w. hinzukommt; und dies Hinzukommen zum Subjecte ist eigentlich der Begriff des Empfindens, des Sehens, u. s. f.

Noch vor allen weitern Entwickelungen mag man hiemit die auffallende Bemerkung verbinden, daſs gerade die Empfindungen des äuſsern Sinnes es sind, welche sich

am

am kräftigsten zeigen, um dem in Traum oder Träumerey Versunkenen das nüchterne und klare Selbstbewuſstseyn zurückzurufen. Wie können sie das, da sie doch gar nicht Theile unserer Vorstellung von Uns selbst ausmachen? Sie führen ihr uraltes Vorausgesetztes, wie es sich durchs ganze verflossene Leben gebildet hat, dunkel und stark zugleich mit sich herbey; nun liegt der Boden vest, nun ist die Unterlage (das Subject) vorhanden, auf welche die eben jetzt gegenwärtigen Gedanken und Gefühle sich übertragen, um den jetzigen Zustand des Subjects näher zu bestimmen. So bekommt dieses Subject zugleich ein Prädicat und ein Object; und ist demnach Subject in doppeltem Sinne.

Nachdem wir Object und Subject haben, wollen wir das Ich suchen.

Zweytes Capitel.

Vom Selbstbewuſstseyn.

§. 132.

Das Ich soll die erste Person seyn, der jede zweyte, vollends jede Sache, gegenüber steht. Gleichwohl wissen wir aus den Untersuchungen des ersten Theils, daſs die Vorstellung des Ich, wenn man sie losreiſst aus ihren Reihen, gar kein Object hat. Daher liegt jetzt ganz sichtbar folgendes vor Augen: Das Ich ist ein Punct, der nur in so fern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinsames Vorausgesetztes, zurückweisen. Kein Wunder, daſs es ein dunkler Punct ist! Ein natürliches Geheimniſs, wie ein Schriftsteller es nennt, der es als ein Vorstellendes noch obendrein viel zu früh meinte begriffen zu haben *). Man mag es auch eine dunkle

---

*) Reinhold in der Theorie des Vorstellungsvermögens. S. 338. Dies Buch verdient hier verglichen zu werden; es kann zwar nicht zur Erklärung, aber zur analytischen Deutlichkeit der Sache beytragen.

Gegend nennen, oder ein dunkles Behältniſs, aus dem gar Mancherley herausragt, das man rückwärts, bis ins Innere verfolgen möchte, aber nicht kann; selbst in der Wissenschaft nicht, denn diese bringt es höchstens bis zu allgemeinen Formeln, die das Individuelle zwar unter sich, aber nicht in sich fassen. —

Wir standen am Ende des vorigen Capitels bey der Brücke zwischen Object und Subject. Das hellste Licht fällt auf diese Brücke von der Seite der Objecte her. An die Seite des Subjects stellt die Apperception sehr Vieles, was wir weiterhin mit analysirender Aufmerksamkeit, die sich nicht scheuen darf, selbst ins Kleine zu gehn, verweilender betrachten wollen. Aber was auch dasselbe seyn möge: jene Reihe, worin das Empfundene mit seinem Vorausgesetzten liegt, muſs dazu gelangen, wirklich abzulaufen, so daſs zuerst das Vorausgesetzte als ein wahrhaft Erstes hervortrete. Durch Regungen des Wollens und Handelns, worin die Bewegung auf jener Brücke von der Seite des Subjects zum Objecte hinläuft, geschieht das am leichtesten. Sehr natürlich erklärte daher Fichte, in der Sittenlehre: das Ich finde sich ursprünglich als wollend. Und sehr häufig bedeutet das Ich im gemeinen Leben nichts weiter, als die mit den Objecten zusammenstoſsende Regsamkeit, in dem beständigen Verkehr auf jener Brücke. Nicht allemal erscheint das Ich als getheilt in Object und Subject. — Indessen erfordert der vollständige Begriff des Ich nicht minder, daſs Jenes, was wir bisher nur als Subject, als Vorausgesetztes der Objecte kennen, auch selbst in den Platz des Objects, folglich das Subject, als das Vorausgesetzte, ihm gegenüber trete. So geschieht es vorzugsweise in den Fällen, wo der Mensch sich selbst anredet, von sich etwas verlangt; oder wenn die Dinge eine Aufgabe zu enthalten scheinen, einen Gedanken von einer Veränderung darbieten, die mit ihnen vorgehn könnte oder sollte. Hieraus entsteht eine Zumuthung, dazu die schon ehemals in ähnlichen Fällen angewendete Thätigkeit zu erneuern. Die Vorstellung eines solchen Thuns ist unabhängig von dem jetzigen Fühlen und Begehren; sie wirkt aber aufregend auf dasselbe, wenn auch ein Zurücksinken nachfolgt. Hier ist das Ich innerlich getheilt; es steht dennoch als ein einziges Subject den äuſsern Objecten gegenüber. Am vollständigsten wird die Theilung des Ich im Moralischen. Da geht die Zumuthung, zu handeln oder nicht, von den ästhetischen Urtheilen aus, oder (wenn man das Wort moralisch in einem weitern Sinne zu nehmen sich erlaubt,) von Berechnungen der Klugheit. Während solcher Beurtheilung oder Berechnung liegt entweder im Menschen selbst ein sehr groſser Theil derjenigen Vorstellungen, die in ihm aufgeregt werden können, ganz ruhig, und kann eben deshalb durch die Zumuthung gleich einer zweyten Persönlichkeit in Bewegung gerathen, — oder, was bey weitem leichter und ursprünglicher sich ereignet, die Zumuthung kommt von einem Andern, einem Gefährten; sie bildet sich in der Gesellschaft, und wird nur innerlich verstanden und nachgeahmt. — Und noch auf eine andre Weise wirkt die Gesellschaft auf die Ichheit; sie nimmt in ihr einen *pluralis* an; es giebt ein Wir. Theils indem Mehrere gemeinschaftlich einem andern Haufen, oder einem Werke gegenüber stehn; theils sogar indem jene Theilung des Ich, in Allen gemeinschaftlich vorkommt; denn auch an Gesellschaften richten sich Zumuthungen, und werden von ihnen mit vereintem Thun erfüllt. Ja sogar auf den Einzelnen verpflanzt sich dieses Wir. Ursprünglich erscheint ihm alsdann eine innere Mannigfaltigkeit seines Könnens. Daher endlich die Höflichkeit der neuern Sprachen, die selbst den Einzelnen als eine vielfältige Persönlichkeit anredet. — Diese Vorerinnerungen können vielleicht dienen, um unsern Gesichtskreis vorläufig zu erweitern. Wir wollen jetzt mit dem Leichtesten den Anfang machen, um uns das Schwere nicht noch zu erschweren.

Kant beginnt seine Anthropologie mit dem Lobe der Ichheit, als eines unendlich wichtigen Vorzuges des Menschen vor allen andern auf Erden lebenden Wesen. Wiewohl er nun gar nicht zweifelt, daſs derjenige, der das Ich noch nicht sprechen kann, es dennoch in Gedanken habe: so fügt er doch mit der, dem wahrhaft vortrefflichen Denker natürlichen Aufrichtigkeit, Folgendes hinzu: „Es ist aber merkwürdig, daſs das Kind, was „schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziemlich spät „(vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt durch „Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten Per„son sprach, (Karl will essen, gehen, u. s. w.) und daſs „ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu seyn scheint, „wenn es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von „welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart „zurückkehrt. — Vorher fühlte es bloſs sich selbst, „jetzt denkt es sich selbst. — Die Erklärung dieses „Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich schwer „fallen."

Ein minder groſser Philosoph hätte vielleicht geglaubt, die Erklärung sey schon geleistet durch den angegebenen Unterschied zwischen dem Sich fühlen und Sich denken. Kant im Gegentheil vermiſst noch immer die Erklärung, er vermiſst sie gerade an der Stelle, wo er jene Unterscheidung gemacht hat. Und wahrlich! er zeigt sich in diesem Vermissen mehr in seinem Lichte, als an andern Stellen, wo er mit dem Ich, als der ärmsten und gehaltlosesten aller Vorstellungen, und mit dem Ich denke, das alle andre Vorstellungen soll begleiten können, so gar leicht fertig wird.

Wir haben unsre Untersuchungen mit Nachweisung der Widersprüche in dem Gedanken: Ich, begonnen; und wenn wir noch immer nicht wüſsten, was denn an dem Ich eigentlich das Denkbare sey, möchten wir wohl noch weniger wissen, was denn das Fühlbare am Ich seyn möge. Ich hoffe, daſs keiner meiner Leser geneigt sey, sich in diesen Schlupfwinkel eines unbestimmten Gefühls zu verkriechen.

Dagegen aber werden wir uns erinnern, daſs wir jetzo auf analytischem Wege wandeln; daſs es sich gebührt, die Gegenstände der Analysis so zu nehmen, wie sie gefunden werden; daſs also auch jenes: Von sich selbst in der dritten Person reden, welcher Sprechart ohne allen Zweifel auch eine ihr angemessene Denkart zugehört, aus der sie ihren Ursprung nimmt, — uns am füglichsten zuerst beschäfftigen werde; indem die Erfahrung vermuthen läſst, daſs hierin eine Vorbereitung zur eigentlichen Ichheit liegen möge. Vielleicht wird die Erklärung dieses Phänomens nicht so schwer fallen, als die Nichtbeachtung desselben die Erklärung des Selbstbewuſstseyns schwer machen würde.

Die dritte Person, als welche das Kind sich selbst bezeichnet, findet ihre erste Grundlage in der Auffassung des Leibes, sowohl im Sehen und Betasten der eignen Gliedmaaſsen als durch die körperlichen Gefühle. Hieraus entsteht eine höchst zusammengesetzte Complexion; ganz eben so wie sich die Vorstellungen der Dinge um uns her bilden, welche ursprünglich auch nichts anders sind als Complexionen von Merkmalen, oder, wie man in Hinsicht des Vorgestellten, (nur nicht in Hinsicht des Vorstellens, und seines Mechanismus,) auch sagen kann, Aggregate von Merkmalen. Denn die Merkmale (das darf man nie vergessen,) werden durch gar kein Band verknüpft, sie werden auch durch gar keine Handlung der Synthesis zusammengefügt; lediglich wegen der Einheit der Seele, und wegen der stets gleichzeitigen, oder doch beynahe gleichzeitigen, Auffassung, compliciren sich alle Vorstellungen dieser Merkmale zu einem einzigen ungetheilten Actus des Vorstellens, zu einer einzigen Totalkraft. Daſs das Vorgestellte dieser Totalkraft ein Mannigfaltiges, ein Zusammengesetztes ist, wird ursprünglich gar nicht bemerkt; der gemeine Verstand fragt nicht nach einem Grunde der Einheit, vermöge deren die Summe der Merkmale für Ein Ding gelte; er fragt nicht, mit welchem Rechte man diese usurpirte Einheit ohne alles Band, das sich aufweisen lieſse, ferner bestehen lassen solle. Alles dieses zu fragen bleibt der Philosophie überlassen; die sogar selbst sich lange und nur zu lange in dieser Frage verwickelt, ehe sie dieselbe nur rein aussprechen lernt. Man vergleiche §. 118.

Gerade so nun, wie überall bey der Vorstellung eines jeden Dinges die Merkmale im gleichzeitigen Vorstellen eine Complexion bilden, wie diese Complexion vielemal wieder ins Bewuſstseyn gerufen wird, und alsdann neue Merkmale aufnimmt; wie sie zu Urtheilen, bald positiven bald negativen, das Subject darbietet, (§. 123.) — so verhält es sich auch mit derjenigen ersten Vorstellung von uns selbst, die aus der Wahrnehmung unseres Leibes, und unserer Gefühle entspringt. Nur ist dabey zu bemerken, daſs unsre Gefühle sich ursprünglich in diejenigen Vorstellungen hineincompliciren, welche den äuſsern Dingen angehören. Darum wird das Feuer heiſs genannt, obgleich die Hitze lediglich unser unangenehmes Gefühl ist. Eben so bezeichnen die Worte hart und weich, und zahllose andre, eigentlich unser Gefühl bey der Berührung gewisser Körper; und gelten dennoch für Prädicate dieser Körper. Allein da die Hand, oder ein andrer Theil des Leibes, erst dem heiſsen oder harten Körper nahe kommen muſs, wenn die Wahrnehmung dieser Prädicate des Körpers eintreten soll: so bekommt auch die Hand das Merkmal, daſs es sie schmerze; und dies um so mehr, da der Schmerz noch dauert, wenn schon jener Körper entfernt ist. — Auf ähnliche Weise nennt man die Farben hell und dunkel; ja sogar Orte, Zimmer, u. d. gl. werden so unterschieden; obgleich dies sich bloſs auf unser Sehen bezieht. Nichtsdestoweniger complicirt sich das Erscheinen der Gegenstände auch mit dem Gefühl des Oeffnens der Augenlieder, und das Verschwinden jener mit dem Gefühl der Schlieſsung der letzteren. Sehr viele Erfahrungen sind nöthig, um diejenigen Empfindungen, welche zuerst auf die Gegenstände als deren Merkmale übertragen wurden, auch noch in einem andern Sinne mit der Auffassung des Leibes, der übrigens für ein Ding gilt wie die andern, zu verbinden. Daſs der Leib seine Gefühle mit sich herumträgt, während die übrigen Auſsendinge an ihren Plätzen bleiben, ist hiebey die Hauptsache. Denn hier wie bey allen Vorstellungen für sich bestehender Dinge, kommt es darauf an, daſs die Anfangs zu viel befassenden Complexionen späterhin auf dasjenige beschränkt werden, was bey der Bewegung beysammen bleibt. Auf das Zerreiſsen der Umgebung, und die dadurch entstehende Sonderung der Dinge, ist schon oben aufmerksam gemacht worden. (§. 118.)

Wir hätten nun jene dritte Person, wenn wir nur erst eine Person überhaupt hätten. Hier wird man sich erinnern, daſs die Auffassung der eignen, und der fremden Personen, der Erfahrung gemäſs so ziemlich gleichzeitig erfolge. Ursprünglich unterscheidet gewiſs das Kind nicht zwischen Sachen, Thieren, und Menschen. Wir werden jetzt suchen, uns von dieser Seite der Auflösung des Problems zu nähern.

§. 133.

Voran folgende Frage: was mag wohl leichter, und eher ausgebildet werden, die Vorstellung des Todten oder des Belebten? Vielleicht sagt man: die des Todten, denn sie ist einfacher, und also faſslicher. Allein man bedenke die Complexionen, welche aus der eignen Empfindung beym Berühren der Gegenstände, vollends beym Anschlagen an dieselben entspringen. Das Kind sey von einem fallenden Körper getroffen: so oft es denselben von neuem fallen sieht, reproducirt sich die Erinnerung an den Schmerz; und nach einigen Erfahrungen über den Zusammenhang des Schmerzes mit der getroffenen Stelle, wird in jeden Gegenstand, auf welchen dieser Körper fallen möchte, auch dieser Schmerz hineingedacht. Auf diese Weise ist es natürlich, daſs Anfangs alle Gegenstände für empfindende gehalten werden.

Allein in derselben Betrachtung ein wenig weiter fortschreitend, können wir leicht die ersten Unterscheidungen des Lebenden und des Todten entdecken. Der Schmerz bringt Aeuſserungen durch Ton und Bewegung hervor; auch von diesen complicirt sich die Vorstellung mit jenen ersten Auffassungen. Welcher fremde Gegenstand nun die nämlichen Aeuſserungen zu erkennen giebt, der ruft die Erinnerung an den Schmerz nur um so lebhafter herbey; hingegen andre Gegenstände, die sich treffen und schlagen lassen, ohne solche Zeichen zu geben, erhalten dadurch zuvörderst das negative Prädicat, daſs bey ihnen diese Aeuſserungen vermiſst werden; und in diese Negation verwickelt sich auch der Schmerz selbst, so fern er mit seinem Zeichen vollkommen complicirt gedacht wurde. Das heiſst, diese Gegenstände werden als unempfindlich angesehen.

Nachdem dieser Unterschied des Empfindenden vom Unempfindlichen einmal gemacht ist, bedarf es nur noch eines Schrittes, um auch den ersten Begriff zu fassen von Dingen, welchen Vorstellungen von andern Dingen inwohnen; — ein roher Ausdruck, durch den ich absichtlich die erste Rohheit dieser Auffassung bezeichne.

Mit dem Bemerken der getroffenen und empfindlichen Stelle, z. B. der Hand oder des Fuſses, werden sich die übrigen räumlichen Auffassungen verbinden. Daher zieht das Kind die Hand weg, auf daſs sie nicht von einem Schlage, der sie bedroht, getroffen werde; und so läuft auch das Thier vor der nahenden Gefahr. Nun beobachte Eins das Andre, das eine Bewegung macht, durch die es dem Schmerze entgeht. Zuverlässig begreift jenes die Absicht des andern. Es begreift, dem Andern müsse inwohnen ein Schmerz, den es noch nicht empfinde; d. h. eine Vorstellung des künftigen Schmerzes, dem es sich entziehe. Noch mehr: auch ein Bild des drohenden Gegenstandes müsse ihm inwohnen, da es sonst den Schmerz, der ihm bevorstand, nicht hätte ahnden können. Allgemein ausgedrückt lautet dieses so: diejenigen Gegenstände, welche nicht bloſs, wenn sie berührt werden, zurückwirken, sondern auch bey, und selbst nach Annäherung eines andern entfernten Gegenstandes, sich in einer solchen Bewegung zeigen, welche durch die Eigenthümlichkeit desselben Gegenstandes genau bestimmt scheint: diese werden nicht bloſs als empfindend und vernehmend, sondern als erkennend, d. h. als empfangend die Beschaffenheit des Gegenstandes, als besitzend und bewahrend sein, ihm ähnliches, Bild, angesehen. So halten wir für todt, was sich nicht rührt, wenn wir ihm einen andern Körper nahe bringen; hingegen für empfindend und wahrnehmend, was sich nach dem angenäherten zu richten scheint.

Das Kind sehe den Hund, der heulend vor dem aufgehobenen Stocke läuft. Unfehlbar denkt das Kind den Schmerz vom Schlage in den Hund hinein; aber als einen künftigen, denn, noch ist der Hund nicht geschlagen. Es denkt überdies den Stock in den Hund hinein, denn vor diesem läuft der Hund; aber nicht den wirklichen Stock, denn der ist auſser dem Hunde; also den Stock ohne seine Wirklichkeit; d. h. das Bild des Stockes. Denn es ist schon oben erinnert, daſs eben dadurch ein Bild vom abgebildeten Gegenstande sich unterscheidet, daſs es der Realität desselben entbehrt, während es ihm übrigens in allem gleicht. So ist also das Kind dahin gekommen, dem Hunde die Vorstellung des Stockes beyzulegen, und diese Vorstellung von deren Gegenstande zu unterscheiden. Das Kind hat nun eine Vorstellung von einer Vorstellung; ein sehr wichtiger, wiewohl sehr leichter Fortschritt, und eine unentbehrliche Vorbereitung zum Selbstbewuſstseyn.

Man glaube ja nicht, daſs hiemit eine Ueberlegung verbunden sey, wie doch das zugehn möge, daſs dem Hunde ein Bild des Stockes inwohne. Es gehört gereiftes Nachdenken dazu, um es wunderbar zu finden, daſs einem Leibe, einem Körper, die Vorstellungen äuſserer Dinge inwohnen können. Mit dieser Frage auf gleicher

Stufe steht die andre, wie doch die mancherley heterogenen Eigenschaften des nämlichen Dinges mit der Substanz desselben verbunden seyn mögen. Aber auf jener niedrigen Stufe, wo zuerst vorstellende, lebendige Wesen, als solche aufgefaſst werden, da ist diese Auffassung nichts anderes als eine bloſse Complexion, die unter andern Merkmalen auch dieses enthält, daſs in ihr Bilder seyen von den äuſsern Dingen, durch welche ihre Bewegungen bestimmt werden. An einen Grund des Zusammenhangs dieser Bilder mit den übrigen Bestimmungen der nämlichen Complexion, wird hier noch nicht gedacht, also auch nicht darnach gesucht.

Wo nun immer in irgend eine Bewegung sich eine Absicht derselben hineindenken läſst: da wird das Kind, und der kindliche Mensch, sie hineindenken. Einmal in dieses Gleis hineingerathen, verläſst die Association der Gedanken es nicht leicht wieder. Wenn Kinder: Warum? fragen, so zielt die Mehrzahl dieser Fragen nach einer End-Ursache; und die roheren Nationen bevölkern Wald und Flur und Himmel und Meer mit Gottheiten, weil ihnen Alles um Alles sich zu bekümmern, also auch Alles von Allem zu wissen scheint. Eigentliche Kräfte, vollends mit mathematischer Regelmäſsigkeit, sind viel schwerer zu fassen; — und noch heute ist, anstatt derselben, die transscendentale Freyheit, die nach ihrem praktischen Gesetze sich ohne Gesetz entweder richtet oder auch nicht, das Schooſskind unserer Philosophen.

Es erhält demnach die Vorstellung von dem Vorstellen, und von vorstellenden Wesen, die wir in einem weiteren Sinne des Worts, Personen nennen können, frühzeitig eine vorzügliche Stärke; und bildet sich zu einem, zwar noch rohen, allgemeinen Begriffe, nach der Ansicht des §. 121. und 122. An alles Vorkommende knüpft sich dieser Begriff, je nach den Veranlassungen, entweder als positives, oder als negatives Prädicat. Es ist kein Zweifel, daſs er auch die im vorigen §. betrachtete Complexion, deren erste Elemente die Wahrnehmung des eignen Leibes darbietet, gar bald zu einer Person erheben werde; aber freylich noch nicht zu einer ersten Person, auch nicht zu einer zweyten, und sogar nicht eher zu einer dritten Person im strengeren Sinne, als bis in diese Person auf irgend eine Weise ein Selbst hineingedacht wird; das wir nun näher zu untersuchen, und von einem Ich noch zu unterscheiden haben.

§. 134.

Es giebt nicht bloſs ein Ich selbst, sondern auch ein Du selbst; ja auch ein Er selbst und Es selbst. Das Wasser bahnt sich selbst seinen Weg, — die Blumen, die Saamenkapseln öffnen sich selbst, — der brennende Körper zerstört sich selbst: — was bedeutet in allen diesen Fällen das Selbst?

Offenbar giebt es hier zwey zusammenhängende Gedankenreihen, die einerley Vorstellung aufregen. Das Wasser flieſst in einem vertieften Wege fort; die Vertiefung muſs durch irgend eine Kraft entstanden seyn; diese Kraft nun gehört dem nämlichen Wasser, welches in dem ausgehöhlten Bette flieſst. Daher die Reciprocität in jenem Satze: das Wasser selbst bahnt sich seinen Weg. — Allgemein: Es werde vorgestellt eine Complexion $a.A\alpha$; von a laufe eine Gedankenreihe $a.b.c.$ fort; dadurch werde eine zweyte Reihe $c.\beta,\alpha'$ hervorgerufen: so muſs, wegen der Gleichartigkeit des α' mit α, nach dem bekannten Mechanismus der Vorstellungen mit α die ganze Complexion $a.A\alpha$ im Bewuſstseyn steigen; ja die Bewegung würde im Cirkel unablässig fortlaufen, würden nicht andre Vorstellungen dadurch gespannt: und darunter gar leicht auch solche, die fähig sind, diese ganze Vorstellungsmasse zu appercipiren, und ihre freye Bewegung zu hemmen, ohne sie ganz zu unterdrücken. (§. 126. 127.)

Eine solche dritte Vorstellungsmasse, welche das Zusammenfallen jener beyden Reihen in einem identischen Puncte, appercipirt, ist gewiſs dann vorhanden, wann das Wort Selbst, der Ausdruck eines allgemeinen Begriffs solcher Identität, auf den vorkommenden Fall angewendet wird. Ursprünglich aber muſste sich der Begriff des Selbst erst erzeugen; und zwar gerade aus jenem Zusammenfallen, Verschmelzen, und mit vereinter Kraft Hervortreten der beyden gleichartigen Elemente zwey in einander zurücklaufenden Vorstellungsreihen. Es versteht sich, daſs solcher Fälle sehr viele vorkommen und sich unter einander im Bewuſstseyn verbinden müssen, ehe der allgemeine Begriff der Identität und Reciprocität, die das Selbst ausdrückt, sich bilden kann.

Daſs nun lebende Wesen jeden Augenblick zu solchen Beobachtungen Gelegenheit geben, die nur mit Hülfe des Begriffs vom Selbst können gedacht werden, liegt offenbar vor Augen. Jedes absichtliche Handeln, wie es unmittelbar aus einer Begehrung hervorgeht, (§. 129. gegen das Ende), zeigt dem Beobachter einen Handelnden, der für sich selbst etwas zu erreichen sucht; denn *wessen* die Thätigkeit ist, *dessen* wird auch die Befriedigung seyn. Das Thier sucht nach Nahrung; es selbst wird sie genieſsen. Jemand öffnet eine Thüre; er selbst wird hinausgehn. — Noch mehr: der Mensch bewegt Hand und Fuſs; er selbst sieht diese Bewegung. Oder umgekehrt: er sieht einen Gegenstand, den er durch seine Bewegung vermeiden muſs; er selbst macht die vermeidende Bewegung.

Kommt zu dergleichen Handlungen die innere Wahrnehmung (§. 126. u. s. w.) so kann es nicht fehlen, daſs auf die mannigfaltigste Weise das Selbst angewendet werde zur Bestimmung derjenigen Complexion, deren Grundlage die Auffassung des eignen Leibes darbietet, und die auſserdem nach dem vorigen §. schon als ein Ding, dem Vorstellungen anderer Dinge beywohnen, bekannt ist. Das Kind, welches sein: Karl will essen, gehen, u. s. w. ausspricht, findet in jedem Augenblicke sich selbst als den Mittelpunct seiner Bestrebungen, Genieſsungen und Beobachtungen. Und nun läſst sich jenem Ausdrucke: es fühlt sich selbst, noch ehe es sich denkt, wenigstens ein leidlicher Sinn unterlegen. In dem Mechanismus der Vorstellungen entsteht jedesmal eine Veränderung, indem die Vorstellungsreihen in sich selbst zurücklaufen. Die gleichartigen, zusammentreffenden und verschmelzenden Elemente bilden eine Totalkraft, welche sich ins Bewufstseyn höher hebt. Dabey wird überdies der schon durch frühere ähnliche Ereignisse entstandene Begriff von dem eignen Selbst wieder hervorgerufen, und erhält hiemit eine neue Verstärkung. Das Ganze dieser Gemüthsbewegung, da dieselbe kein einzelnes, bestimmtes Object ins Bewufstseyn bringt, wohl aber vielerley Vorstellungsreihen in eine, wiewohl schwache, Aufregung versetzt, — kann allerdings ein Gefühl genannt werden; wie man so oft sagt, man habe etwas dunkel gefühlt, wenn irgend eine Verbindung von Vorstellungen vorgeht, die zu schwach, um sich beträchtlich über die Schwelle des Bewufstseyns zu erheben, dennoch unter den übrigen, vorhandenen Vorstellungen auf einen Augenblick das Gleichgewicht verrücken. Dieser Gegenstand mufs durch fortgesetzte Untersuchungen der Mechanik des Geistes auch fernere Aufklärungen erhalten. Soviel aber ist gleich hier offenbar, wie in der Vorstellung des Menschen von sich selbst, nothwendig das Selbst den Kern des Sich abgeben müsse; indem fast alle die gemeinsten Wahrnehmungen und Gefühle des eigenen Leibes in dem Kreise der Reciprocität umlaufen. Man denke sich ein paar Kinder, die um ein Stück Brod streiten: jedes will das Brod für sich; und so ist ihm das eigne Selbst, und auch das Selbst des Anderen, vollkommen klar.

Anmerkung.

Der Begriff der Selbstheit, und wenn man will, der Selbstbestimmung, hätte weit eher einen Platz unter den Kategorien verdient, als der Begriff der Gemeinschaft, welches Wort, ganz wider den Sprachgebrauch, bey

Kant soviel heiſsen soll, als Wechselwirkung. Diese letztere ist ihrem wahren Begriffe nach nichts als Causalität zweymal gedacht, rückwärts und vorwärts zwischen zwey Dingen. Daran knüpfte Kant sogar den ganz unerträglichen, durch ein bloſses Sophisma eingeführten, für die Metaphysik und Physik grundverderblichen Satz von einer allgemeinen Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Doch von Kants falschen Causalitäts-Begriffen wird tiefer unten die Rede seyn. Wie es möglich war, daſs er, sammt allen seinen Nachfolgern, den seiner Schule so wichtigen Begriff der Selbstbestimmung, oder, wie Fichte sagte, der in sich zurückgehenden Thätigkeit, bey den vorgeblichen Stammbegriffen des menschlichen Verstandes mit aufzuführen vergaſs, ist kaum zu begreifen.

Oder soll man glauben, er habe ihn absichtlich verschmäht, als von Kategorien die Rede war? Er habe diesen Schatz für die moralischen Begriffe aufbehalten wollen? Freylich ist in seiner Antinomien-Lehre, wo der Begriff der transscendentalen Freyheit, mit sehr löblicher Vorsicht, als ein bloſs theoretischer Begriff, ohne praktische Beziehung behandelt wird, noch von keiner Selbstbestimmung im strengen Sinn die Rede. Er läſst hier die Freyheit zwar von selbst anfangen, das heiſst aber noch nicht soviel als durch sich selbst; jenes von selbst ist nur absolutes Werden, hingegen der Begriff der Selbstbestimmung erfordert ganz ausdrücklich eine Activität des Bestimmens, woraus eine Passivität des Bestimmt-Werdens in dem nämlichen Subjecte entstehe*). Aber wenn dies eine absichtliche Scheidung war, damit die praktische Vernunft allein als die Activität der Selbstbestimmung in der moralischen Freyheit auftrete: so blieb diese Scheidung immer ein offenbares Versehen. Denn die Kategorien muſsten wenigstens für die Erfahrung zureichen; und schon in dieser brauchen wir den Begriff der Selbstbestimmung höchst nöthig zur Unterscheidung des Lebenden vom Todten. Wir sehen einen Körper in Bewegung. Dazu ist, nach den empirischen Begriffen, worüber die Kategorien herrschen, eine Ursache nöthig; (für die Metaphysik würde diese Behauptung, wenn sie in voller Allgemeinheit ausgesprochen wird, eine arge Uebereilung seyn; allein das gehört nicht hieher.) Wo liegt nun diese Ursache? Wächst die Pflanze, und bewegt sich das Thier, weil ein äuſserer Anstoſs geschah? Wir beobachten; und finden die Antriebe, welche von auſsen kommen, bey weitem nicht genügend, um die Bewegungen zu erklären. Also verlegen wir die gesuchte Ursache in den Gegenstand selbst hinein; wir denken uns den Keim als antreibend sich selbst zur Entwickelung; das Thier als aufregend sich selbst, um von der Stelle zu kommen. Hier ist der Begriff der Selbstbestimmung, mit dessen Bejahung wir Leben, mit dessen Verneinung wir das Todte setzen; so daſs er überall zur Anwendung kommt.

---

*) Man vergleiche den vierten Abschnitt meiner Einleitung in die Philosophie.

Ueber den psychologischen Mechanismus in der Vorstellung der Selbstbestimmung läſst sich noch etwas hinzusetzen. Wenn die Complexion $a A \alpha$, mit welcher eine Reihe a, b, c, β, α verbunden ist, sich hebt: so geschieht zweyerley zugleich. Die Reihe wird durch α simultan, aber abgestuft, rückwärts (von α nach a hin) gehoben; und zugleich läuft sie successiv von a nach α; diese Bewegungen müssen in jedem Gliede auf eigne Weise einander begegnen. Wenn wir einen Cirkel anschauen, und auf der Peripherie mit unserm Blicke umherlaufen: so schwebt uns zugleich von dem Puncte her, wo wir ausgingen, auch schon der Theil des Umkreises dunkel vor, zu dem wir erst kommen sollen: und das Zusammentreffen geschieht nicht plötzlich im Ausgangspuncte, sondern schon vorher allmählig.

§. 135.

Man betrachte nun noch einmal die Complexion von

Merkmalen, welche sich zusammensetzt aus den Wahrnehmungen des eignen Leibes, den Gefühlen der körperlichen Lust und Unlust, den Vorstellungen von Bildern äuſserer Dinge, welche Bilder als dem Leibe inwohnend, und mit ihm umherwandernd, angesehen werden; endlich den Bemerkungen jener nur eben zuvor beschriebenen Selbstheit: man erwäge, wie diese Complexion sich beym Menschen weiter und anders ausbilden werde als beym Thiere, vorausgesetzt daſs der Mensch nicht ganz allein, und im Stande der Wildheit, sondern unter Bedingungen der Ausbildung überhaupt lebe und gedeihe.

Zuvörderst, die Wahrnehmungen des eignen Leibes machen dieselbe Complexion zu einem räumlichen Mittelpuncte aller Ortsbestimmungen; und nach den Entfernungen von diesem wird die Erreichbarkeit begehrter Gegenstände geschätzt.

Zweytens, die körperlichen Gefühle bezeichnen unaufhörlich ein Etwas, das an diesem Orte gegenwärtig, und doch nicht ein bloſses Raum-Erfüllendes sey, und das nur an diesem, zwar selbst unter den übrigen Dingen beweglichen Orte sich antreffen lasse. Sie unterscheiden dieses Etwas von allem Anderen, das sich auſser diesem Orte befindet.

Drittens: der nämliche bewegliche Ort ist der Sammelplatz aller der Bilder von äuſsern Dingen, die ihm inwohnen; diese Bilder werden eben dadurch ein *Inneres* im Gegensatze gegen die äuſseren Dinge, die übrigens an ihren Orten vest stehen bleiben, (wenigstens gröſstentheils,) während jenes Innere sich unter ihnen umherbewegt.

Viertens: dieser Sammelplatz der Bilder umgiebt sich mit ausfahrenden und eingehenden Strahlen, vermöge der Verabscheuungen und Begehrungen; denn alles Verabscheuete soll sich von da entfernen, alles Begehrte näher heran kommen. Dieses Sollen wird

durch

durch die Hand und ihre Bewegungen jeden Augenblick sinnlich dargestellt.

Fünftens: Ebendaselbst erscheint auch der Anfangspunct aller der Bewegungen, die physiologisch mit körperlichen Gefühlen, und durch diese psychologisch mit den Regungen des Begehrens zusammenhängen, (man sehe §. 129. gegen das Ende;) und die eben dadurch als Handlungen aufgefaſst werden, daſs sich mit ihnen das Begehrte als Erfolg complicirt. Demnach wird der Sammelplatz der Bilder zugleich als der Mittelpunct für Begehrtes und Verabscheutes, und hiemit in engster Verbindung auch als Principium von Veränderungen in den äuſsern Dingen, also als äuſserlich thätig vorgestellt.

Sechstens: Ebendahin wird auch das innerlich Wahrgenommene mit allen seinen nähern Bestimmungen verlegt werden, wofern die Bestandtheile des innerlich Wahrgenommenen als Bilder äuſserer Dinge erkannt werden, wie nach §. 133. leicht geschieht, sobald zugleich die äuſsere Wahrnehmung ihren Fortgang hat. Das letztere fehlt im Traume; daher gaukelt dieser eine Auſsenwelt vor, die beym Erwachen sogleich nach Innen verlegt, und zu dem Sammelplatze der Bilder hin verwiesen wird, auch wenn der Traum nichts ungereimtes enthält. —

Nun überlege man, wie diese Complexion, die im Laufe der Zeit unaufhörlich neue Zusätze bekommt, und für die es beym Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft giebt, sich weiter ausbilden müsse.

Die Wahrnehmungen des eigenen Leibes sind ohne Zweifel Anfangs sehr mannigfaltig und mächtig; allein nachdem ihr Kreis durchlaufen ist, ermattet die Empfänglichkeit für sie, und sie bilden eine wenig auffallende, ziemlich ruhige Grundlage für das Ganze. Etwas ähnliches begegnet mit den körperlichen Gefühlen, die wenig mehr als eine augenblickliche Gewalt haben, und nur dadurch mächtig werden, wenn sie lange Zeit gegenwärtig bleiben, oder sich oft und periodisch wiederhohlen, wie die Gefühle von Hunger und Durst.

Hingegen der Sammelplatz der Bilder, der beym Menschen von seinem ersten Entstehen an ungleich reicher werden muſs, als beym Thiere (§. 129.), dieser gewinnt unaufhörlich bey dem Kinde in gebildeter menschlicher Gesellschaft; er gewinnt fortdauernd beym Knaben, dem Jüngling und dem Manne. Denn es giebt immer etwas Neues zu sehen, zu hören und zu lernen; und alles Gesehene, Gehörte und Gelernte kommt zu dem Vorrathe der Bilder, die in dem Inneren, entgegengesetzt allem Aeuſseren, ihren Platz haben. (Denn in der Auſsenwelt kann ihnen kein Platz angewiesen werden.) In der ganzen Complexion also, welche der Mensch als sein eignes Selbst denkt, ragt über die andern Bestimmungen diejenige hervor, daſs dieses Selbst ein vorstellendes, ein wissendes, ein erkennendes sey; und das Uebergewicht dieser Bestimmung wächst immer mit den Fortschritten der Bildung.

Nach den Umständen kann auch in der nämlichen Complexion jede der noch übrigen Bestimmungen immer mehr Stärke bekommen. Begehrungen und Verabscheuungen vervielfältigen sich gar sehr bey fortschreitender Ausbildung; nicht weniger wächst das Kraftgefühl dessen, der seine Hände gebraucht, und sie mit Werkzeugen und Maschinen bewaffnet, — ein Gefühl, das in der Schnelligkeit seinen Sitz hat, womit im Augenblick des Begehrens sich auch sogleich die Vorstellung einer Thätigkeit darbietet, durch welche das Begehrte sich realisiren werde.

Aber nicht in gleichem Verhältnisse mit der Masse der Vorstellungen von eigner äuſserer Thätigkeit, wächst die Menge der inneren Wahrnehmungen, deren Entwikkelung dagegen mehr bey einer ruhigen Existenz gedacht, und alsdann dem Selbstbewuſstseyn eine merklich andre Farbe giebt, als bey den äuſserlich sehr geschäftigen Menschen.

Erinnern wir uns jetzt noch an die Wirkung des

Geſprächs, daſs es beym Abweſenden und Vergangenen verweilen macht (§. 130.), ſo ſehen wir hierin erſtlich das Mittel, wodurch der Menſch ſich die Vorſtellung der Zeit ungleich weiter und vollkommner als das Thier, auszubilden vermag; denn indem er bey verſchiedenen vergangenen Ereigniſsen verweilt, entſtehn zwiſchen den Zeitpuncten dieſer Ereigniſse, Zeitreihen, (§. 115.), deren mehrere aneinandergefügt, eine immer gröſsere Zeitſtrecke ergeben werden, und aus deren Total-Vorſtellungen ſich etwas, einem allgemeinen Begriffe ähnliches, (§. 122.), nämlich eine Vorſtellung von einem Laufe der Dinge überhaupt, erzeugen muſs, das vermöge der Aſsociationen auf verſchiedene Zeitpuncte fortgetragen, ſowohl in eine frühere Vergangenheit als in die Zukunft hinausreicht. — Eben ſo muſs auch alles räumliche Vorſtellen ſich ausbilden durch das Verweilen beym Abweſenden, durch das Verknüpfen der verſchiedenen räumlichen Reproductionen, die von mehrern entlegenen Gegenſtänden in Gedanken ablaufen. (Vergl. §. 113. 114.)

Durch den letztern Umſtand wächſt die äuſsere Welt; es wächſt auch ihr Gegenſatz gegen die innere; es wächſt das Verlangen, immer mehr Bilder von der äuſsern Welt einzuſammeln.

Allein bey weitem wichtiger für die Ausbildung des Selbſtbewuſstſeyns iſt jenes Schauen in Vergangenheit und Zukunft. Seine früheren Zuſtände als frühere, und in dieſen Zuſtänden ſein eignes Individuum erblikkend, findet der Menſch dieſes Individuum mit anderen Gefühlen, als mit den jetzt gegenwärtigen; dadurch erſcheinen die jetzigen ſowohl als die ehemaligen, zufällig, denn ſie erſcheinen als wechſelnd, indem ſie vermittelſt negativer und poſitiver Urtheile (§. 123. 124.) für verſchiedene Zeiten demſelben Individuum ſowohl abgeſprochen als zugeſprochen werden. Hiemit wird auch das Ungewiſse der zukünftigen Zuſtände eingeſehen, denen nun das Individuum ſelbſt als das bleibende entgegenſteht.

Die Auffassung des Abwesenden und Vergangenen zusammengenommen vollendet auch erst die Ablösung der eignen Person von der Umgebung. Jemand, der immer nur in Einem Zimmer gelebt hätte, würde zwar, wegen seiner Beweglichkeit im Zimmer, nicht seine Person und die Sachen im Zimmer für Ein Ding halten, (§. 132. am Ende, und §. 118.); aber doch würde er sich und diese Sachen immer wenigstens in unvollkommnen Complexionen (§. 63.) vorstellen, so lange er sich nicht in andern Umgebungen befunden hätte. Das Kind weint, wenn es allein an einem unbekannten Orte bleibt, nicht bloſs seiner Bedürftigkeit wegen, sondern weil die Vorstellungen der bekannten Umgebung jetzt, in der unbekannten, eine Hemmung erleiden, die sich vermöge des Mechanismus der Complexionen, auf die Vorstellung von seiner eignen Person fortpflanzt. Selbst der mehr herangewachsene Mensch empfindet eine ähnliche Hemmung im Dunkeln; er singt, er spricht und schreyet, um etwas von sinnlicher Wahrnehmung zu haben, das mit der Vorstellung von ihm selbst zusammenhänge. Sogar unsre Kleidung wächst mehr oder weniger mit dem Ich zusammen. — Indem aber der Mensch sich in mancherley Umgebungen bewegt, und in jeder neuen sich der abwesenden und vergangenen erinnert, wird ihm für sein eignes Selbst jede Umgebung mehr und mehr als zufällig erscheinen.

Ist er ferner dahin gekommen (durch Erfahrungen und Erzählungen), daſs ihm ein ganzes menschliches Leben in Einer Zeitstrecke erscheint, worin der Leib seine Gestalt und Gröſse verändert: so lös't sich auch einigermaaſsen die Auffassung des eigenen Leibes, wie sie jetzt ist, ab von der Complexion, deren Grundlage sie Anfangs hergab. Doch als ganz zufällig für die eigne Persönlichkeit erscheint der Leib erst auf höheren Culturstufen, nachdem der Tod den Verfall des Leibes vor Augen gelegt, und sich eine Ahndung von Fortdauer auch ohne diesen Leib gebildet hat, — welches bekanntlich am leichtesten durch die Träume geschieht, worin, zwar noch mit einem Schatten des Leibes, ein Verstorbener wieder erscheint. Ein Mittelglied geben hier die Erfahrungen vom Fortleben nach Verstümmelungen; wodurch zunächst die Zufälligkeit einzelner Gliedmaaſsen für die Persönlichkeit offenbar wird, und dann die Frage entsteht, ob nicht vielleicht jeder Theil des Leibes entbehrlich wäre in der Complexion, die nun noch aus den Bildern der äuſsern Dinge, aus dem Begehren und Verabscheuen, und aus dem Uebrigen besteht, was die innere Wahrnehmung darbietet. Wie selten jedoch der Mensch sein Ich vom Leibe ganz losreiſst, das mögen die häufigen Verordnungen auf den Todesfall beweisen, welche so lauten: Hier, und auf diese Weise, will *Ich* begraben seyn!

Auf der andern Seite aber zeigen sich auch die Bilder äuſserer Dinge, sammt der Möglichkeit dergleichen aufzunehmen, und sammt dem Begehren, Wirken, und inneren Wahrnehmen, als etwas zufälliges für den Leib; sobald aus Beobachtungen schlafender Menschen der Zustand des Schlafes genauer bekannt geworden ist, den Jeder auch bei sich selbst vorauszusetzen, Ursachen genug findet. Doch die Erfahrungen vom Eintritt des Schlafes nach der Ermüdung, und von der Möglichkeit, den Schlafenden aufzuwecken, lassen bald erkennen, daſs hier ein leiblicher Zustand obwalte, der die Bilder der äuſsern Dinge nicht vertilge, sondern sie, die noch vorhandenen, nur in ihrer Wirksamkeit hemme. Immer sind sie also, diese Bilder oder Vorstellungen, im Grunde dasjenige, was als das am meisten Beständige, Veste und Beharrende in der ganzen Complexion angesehen wird. Jedoch kann dieses nicht von irgend einem einzelnen unter den Bildern, gesagt werden; denn sobald die innere Wahrnehmung eine Zeitstrecke überschaut, findet sie die Bilder als kommend und gehend, im mannigfaltigsten Wechsel. Aber eben dieser Wechsel selbst, nämlich der Lauf der Vorstellungen, oder das Vorstellen überhaupt, und endlich als das am meisten Beharrliche erkannt; und so bekommt nun dieselbe Complexion, die anfangs über den Wahrnehmungen des eignen Leibes sich zusammenhäufte, zu ihrem Haupt-Charakter das Vorstellen, sammt dem, damit innigst verflochtenen, Begehren und Fühlen. Dieser Haupt-Charakter ist demnach etwas in seinen nähern Bestimmungen, (was für Gegenstände vorgestellt werden,) unaufhörlich wechselndes; das Beständigste ist etwas durchaus Flüchtiges, das nur, in einem allgemeinen Begriffe gedacht, für ein Beständiges kann angesehen werden.

Fassen wir alles zusammen: so ergiebt sich eine Complexion, von der alle ihre Grundbestandtheile können verneint werden, so daſs keiner derselben ihr wesentlich zu seyn scheint. Wie wichtig diese Bemerkung zur Erklärung des Ich sey, wird sich zeigen, indem wir in den §. 28. zurückblicken. Dort wurde schon gefunden, daſs die Ichheit auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage beruhe, wovon jeder Theil ihr zufällig sey, in so fern die übrigen Theile noch immer das Ich stützen würden, falls jener weggenommen wäre.

Auch erinnert man sich hier vielleicht jener Meinung eines andern Schriftstellers, nach welcher von einem Bewuſstseyn des Gegenstandes geredet würde, nicht wie er ist, sondern daſs er ist (§. 21.). Einem solchen Gegenstande sieht allerdings eine Complexion, von der alle Merkmale können verneint werden, ähnlich genug. Aber wenn sie wirklich alle auf einmal verneint werden, so fällt der ganze Gegenstand weg. Wenn hingegen eine Complexion bezeichnet wird mit ...*mnop*...., wo die Puncte bedeuten, daſs etwas weggelassen ist, statt dessen auch *mnop* konnten hinweggenommen werden, wofern dagegen etwa *def*, oder *fgh*, blieben: so bietet eine solche Complexion immer noch für ein hinzutretendes x oder y, einen Punct der Anknüpfung dar. Hiemit mag vorläufig die Anmerkung des §. 27. verglichen werden; wenn man hinzudenkt, daſs die Merkmale *mnop* in ihren verschiedenen Reihen liegen.

§. 136.

Jetzt wollen wir versuchen, das Selbstbewuſstseyn zu beschreiben, wie es wirklich ist; nur nicht etwan wie es seyn müſste, um ein Reales (die Substanz der Seele) zur Erkenntniſs zu bringen. — Wir verhehlen uns hiebey nicht, daſs das wirkliche Ich ein Raum- und Zeit-Wesen ist; aber mit folgenden nähern Bestimmungen:

1) In wiefern der eigne Leib zum Ich gerechnet wird, befindet sich die Vorstellung desselben nicht im Zustande der Evolution, sondern der Involution.

Man weiſs aus der Lehre vom Raume, daſs alle Räumlichkeit auf Verwebung von Reihen beruht. Wenn diese sich evolviren, so werden die Theile des Räumlichen auseinander gesetzt, sie kommen als ein Vieles neben einander zum Bewuſstseyn. Geschieht dies in Ansehung des Leibes, so kommen Vorstellungen, wie: mein Kopf, mein Arm, mein Fuſs, zum Vorschein. Keiner dieser Theile ist je für das Ich gehalten worden; sondern diese Vereinzelung hat auf die Frage vom Sitze des Ich, des Geistes, der Seele geführt. Und je bestimmter ein solcher Theil sich einzeln ausgedehnt und beweglich zeigt, desto weniger wird man ertragen, ihn als den Sitz der Seele zu betrachten. Der Mensch sucht denselben nicht auf der Oberfläche, die er sieht, sondern inwendig; und am liebsten im Kopfe, den das Auge unmittelbar nicht gewahr wird. — Involvirte Reihen dagegen gelten für Einheiten, wie schon im §. 100. (in der Anmerkung) gesagt wurde. Und wer von Sich redet, der denkt in der Regel nicht an jene Frage vom Sitze der Seele; unterscheidet auch nicht Leib und Seele.

2) Als Zeitwesen hat Jeder seine Lebensgeschichte, aber die Vorstellung Ich erzählt keine Geschichte; zu ihr gehört das Präsens: Ich bin! Demnach steht sie in der Gegenwart; aber nicht als ein Neues, sondern als ein

längst Bekanntes und Vorhandenes. Die Zeitreihe wird nicht als ablaufend, sondern als abgelaufen vorgestellt; so, daſs ein geringer Theil derselben, rückwärts genommen, genügt; indem die frühern Glieder unmerklich sich im Dunkeln verlieren. Man kennt schon aus §. 100. die rückwärts gerichtete, nicht successive, sondern simultane, aber abgestufte Reproduction; und ihren Unterschied von der vorwärts gehenden, wirklich ablaufenden. Soll hingegen die Lebensgeschichte hinzugedacht, und das Ich wirklich als Zeitwesen vorgestellt werden, so gehört dazu eine Verbindung beyder Arten der Reproduction. (§. 115.)

3) Gleichwohl liegt in den wichtigsten geistigen Elementen der Vorstellung Ich, im Empfinden, Erfahren, Begehren, ursprünglich, sobald das Subject gesetzt wird, ein Vorwärtsgehen, wenn auch nur durch eine unendlich kleine Reihe; wie die Reihe *ab* im §. 131. Wiewohl nun solche Reihen keine bestimmte Succession, und am wenigsten von endlicher Gröſse, anzeigen, so wird doch durch sie das Ich als ein Trieb gedacht, wenn auch ganz unbestimmt, ohne Angabe des Woher und Wohin.

4) Soll die dunkle Vorstellung dieses sehr zusammengesetzten Triebes deutlich hervortreten: so muſs sie sich entwickeln als ein Trieb zum Empfinden, zum Erfahren, zum Denken, zum Handeln u. s. w., nach den Kategorien der innern Apperception. Allein hier fehlt immer zur vollen Deutlichkeit die bestimmte Richtung des Triebes von einem Puncte zum andern. Um sie zu gewinnen, muſs ein äuſserer Punct, ein Gegenstand gesetzt werden, zu welchem hin, eine Reihe sichtbarer Veränderungen gehe. Am deutlichsten also wird das Ich erscheinen in äuſserer Thätigkeit.

Diese aber kann hier kein blindes Wirken seyn. Die Elemente der Vorstellung Ich, und deren Complication, bringen es mit sich, daſs das Thun angesehen werde als Eins mit dem Abbilden desselben, dem Wissen. Und das hat eine zwiefache Bedeutung; denn das

Thun ist zugleich ein Geschehen. Das Thun, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Wollen; das Geschehen, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Vernehmen und Fühlen dessen, was gethan worden. Das Ich ist vorstellend im Handeln; und vorstellend nochmals, indem es für sich gehandelt hat. Es weiſs, was es zu thun im Begriff ist, und weiſs auch, was es that.

5) Man bemerke nun, daſs hieraus durch eine Abstraction der reine Begriff des Ich in aller Strenge sehr leicht zu erhalten ist. Es braucht nur das äuſsere Handeln weggelassen zu werden. Alsdann bleibt statt der nach auſsen gehenden Thätigkeit ein bloſses Wissen, das nun keinen Gegenstand mehr hat; und statt des Vornehmens und Auffassens der äuſsern Thätigkeit ein Vernehmen jenes Wissens; welches letztere sich demnach in ein Gewuſstes verwandelt. Solchergestalt bekommen wir den Begriff vom Wissen des Wissens, welches, da es ohne irgend einen Unterschied in Einem Puncte liegen soll, identisch gesetzt wird, bloſs behaftet mit dem Gegensatze des Objects und Subjects, oder des Wissens und Gewuſst-Werdens.

Also haben wir den Stoff gefunden, aus welchem sich die Schule ihr Abstractum bereitet. Hier sind wir angelangt auf Fichte's Gebiet.

6) Aber die Schule würde die Abstraction, die sie selbst gebildet, leicht erkennen, wenn nur ein willkührliches Denken darin läge. Nicht das Ich, sondern das handelnde, nach auſsen hin wirkende Ich wäre dann das Gegebene; von dem bloſsen Ich aber würde man sprechen wie von dem Allgemein-Begriff der Farbe oder des Tons, der nichts zu sehen noch zu hören darbietet.

Wir haben im §. 29. gefunden, daſs die mannigfaltigen Vorstellungen, welche dem Ich zur objectiven Grundlage dienen, sich unter einander aufheben müssen, wenn die Ichheit möglich seyn soll. Demgemäſs muſs so gewiſs, als das Ich sich wollend und handelnd findet, auch das Gegentheil eintreten. Und dieser Forderung wird, wie die Erfahrung lehrt, auf mehr als eine Weise Genüge geleistet.

Jene vorwärts gehende Richtung, um derentwillen das Ich als ein Trieb gedacht wird, ist im Allgemeinen die vom Subject zum Object, nach §. 131. Das Bevorstehen der Empfindungen muſs eben so, wie vorhin die äuſsere Thätigkeit, als begleitet vom Wissen auf doppelte Weise gedacht werden. Wissend geht das Ich der Empfindung entgegen; und abermals wissend empfängt es sie sammt dem ihr anhängenden Wissen. So geschieht es, daſs das Ich Sich empfindet.

Dies wird deutlicher in besonderen Fällen. Genieſsend giebt das Ich sich hin der Lust; leidend giebt es sich hin dem Schmerze. Mit der Lust und dem Schmerze empfängt es sich selbst wieder. Diese Hingebung liegt schon in der bloſsen Neugier, oder dem Beobachten dessen, was da wird gegeben werden. In allen Fällen ist die Hingebung das Gegentheil des Wirkens und Handelns.

Auch hievon kann die vorerwähnte Abstraction gemacht werden; nur ist sie nicht so leicht wie dort, wo das Ich als äuſsere Causalität erscheint, die man ohne Mühe sowohl von demjenigen Wissen unterscheidet, das in der Absicht des Handelns liegt, als von dem andern Wissen, das in dem Auffassen des Erfolgs der Handlung enthalten ist.

Dies ist die Seite des Ich, in welche sich Fichte nicht finden konnte. Sein Ich war frey; die Auſsenwelt war nur ein scheinbares Widerstreben, eine Reizung für die Freyheit, daſs sie sich zeige um zu siegen. Daneben konnte eine wahre Naturlehre nicht bestehen. Schelling hatte hier Recht zu widersprechen.

Die Hingebung kennen wir vorzugsweise in der Liebe; und in der Frömmigkeit. Kein Wunder, wenn die Mystiker, ihrerseits übertreibend, das wahre Ich nur im Ertödten des Wollens und im Aufgeben des eignen, selbstständigen Daseyns zu finden glauben.

Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem jenes Entgegengesetzte zum Gleichgewichte gelangt ist. Mit richtigem Gefühle pflegen die Dichter erst ihren Helden hoch zu heben im Glanze des Thuns, Besitzens und Schaffens; dann ihn fallen zu lassen; beydes damit er zu sich selbst komme.

Zur Vollständigkeit der Betrachtung ist hier noch zu bemerken, daſs von dem, was wir zu thun, oder dem wir uns hinzugeben glauben, die Wirklichkeit des Erfolgs abweichen kann. Alsdann finden wir uns getäuscht. Die Täuschung hebt das Ich nicht auf; denn wenn die vorige Abstraction gemacht würde, so fiele das Objective, worin der Gegensatz liegt, ganz heraus, und das bloſse sich selbst begegnende Wissen bliebe rein zurück. Aber die Ichheit complicirt sich hier mit einem schmerzlichen Gefühl. Mit der Täuschung verglichen, erlangt die Wahrheit ihren Werth.

Die Täuschung kann sich augenblicklich entdecken; sie kann auch allmählig, spät, nach langem Zweifel zum Vorschein kommen. Oft genug durchdringt sie die ganze Lebensgeschichte des Menschen, und giebt ihr ein bitteres Nachgefühl. Aber das ist nicht wesentlich. Hingegen allerdings wesentlich ist der Druck, die Last, welche das Ich darum in sich trägt, weil es nur durch den Wechsel zwischen den mancherley Arten des Thuns und der Hingebung von der, im Einzelnen ihm zufälligen, im Ganzen ihm nothwendigen Objectivität, deren es zur Stütze bedarf, und die doch nicht sein wahres Selbst ausmacht, kann gereinigt werden.

Diese Last empfindet noch wenig das unbefangene Kind, welches den Personen, die es sprechen hört, darum das Wort Ich nachahmt, weil es bemerkt, daſs sie es dann gebrauchen, wann der Sprechende und der, von welchem die Rede ist, einer und derselbe ist. Es trifft indessen schon jetzt den wahren Sinn des Worts; denn indem es spricht, weiſs es, was es sagen will, und vernimmt auch sein Gesprochenes. Es braucht nur überhaupt zu sprechen, um Sich zu finden; mit Recht also bezeichnet es den Sprechenden der eignen Rede mit dem Worte Ich. Später erst, wenn aus Vorsicht das Meiste, was über die Lippen unwillkührlich zu gleiten im Begriff war, zurückgehalten wird, tritt das stille, innerliche Sprechen an die Stelle der lauten Rede; vorher war Ich Der, welcher von Sich sprach; jetzt wird es Der, welcher sich selbst denkt. Denn die Gedanken machen sich am leichtesten kenntlich als zurückgehaltene Worte.

§. 137.

In der Gesellschaft, und in der Mitte der Natur-Ordnung, bekommt in mancherley Hinsicht das Ich eine andre Färbung.

Weit entfernt, als ein wundervolles Räthsel, mit nothwendiger Beziehung als ein zufälliges, sich selbst aufhebendes, Mannigfaltiges anerkannt zu seyn, gilt es gerade umgekehrt für den bekanntesten aller Gegenstände, für das einzig unmittelbar Gewuſste und Durchschaute; für selbstständig und absolut Eins.

Denn die geheim gehaltenen Worte scheinen innerlich zu sagen, was Andre erst durch die laute Rede erfahren. Eine zusammenhängende Folge von Empfinden, Denken und Handeln liegt der innern Apperception vor Augen; während Andre, so lange sie nicht sprechen, es ungewiſs lassen, welches bey ihnen der Uebergang seyn werde von dem Empfinden zum Handeln durch das in ihnen verborgene Denken. Die Andern sind schon für das Kind beständige Räthsel; es fragt sie, so oft es darf. Es wird auch gefragt, und merkt nur zu gut, daſs es etwas verhehlen kann. — Die äuſsern Gegenstände scheinen alle mancherley zu verbergen; ihre Oberfläche umgiebt das Innere; ihre Merkmale kommen erst beym Besehen, Herumwenden, Oeffnen, Probiren, allmählig zum Vorschein; auch muſs erst ein Raum durchlaufen werden, um sie finden, betrachten, untersuchen zu können. Das Ich ist sich immer gegenwärtig. Es bewegt sich umher in ihrer Mitte, und entfernt sich frey von jedem, dessen Nähe nicht länger erwünscht ist. Es hat sich immer beysammen. Denn die kommenden Gedanken durchlaufen keinen Raum; während für einen ankommenden Körper sich allerdings verschiedene Stellen unterscheiden lassen, wo er ist gesehen worden. — Also, verglichen mit Anderem, ist das Ich bekannt, selbstständig, und Eins.

Ferner, im Gespräch findet die Ichheit fortdauernd Nahrung. Jenes Uebergehen vom Denken zum Empfinden und Erfahren, worauf die Bestimmung des Subjects, und die Voraussetzung desselben vor dem Objecte, beruhet, (§. 131.), geschieht jeden Augenblick, indem der Sprechende seinen Gedanken dem Andern mittheilt, damit ihn dieser antwortend ergänze. Hier ist immer die Antwort das Eintretende, Hinzukommende, zu ihrem Vorausgesetzten, dem Denken. Und hier findet unaufhörlich das Ich sich selbst, denn das Gespräch ist in gleichem Maaſse, und in schneller, steter Abwechselung, theils Wirksamkeit, theils Hingebung (§. 136.). Dieselbe Folge, wie das Gespräch hat nun auch die Lebensweise, das Thun und Leiden im geselligen Zustande; nur nach vergröſsertem Maaſse. Und was ist selbst das Verhältniſs des Menschen zur Natur anders, als ein abwechselndes Wirken und Hingeben?

Aber die Gesellschaft erweitert noch obendrein, und beschränkt auch hinwiederum, das Wirken, und die Pläne dazu, durch den Besitz und dessen Gränzen. Sie macht etwas aus dem Menschen; giebt ihm Bilder dessen, wofür er gelten soll; unterwirft ihn den Meinungen und Vorurtheilen. Um desto mehr wird die ganze Complexion, die wir Ich nennen, was sie ohnehin war, nämlich höchst veränderlich; denn sie ist genau genommen keinen Augenblick dieselbe. Sie kann überdies keine vollkommene Complexion seyn, weil gar Mancherley entgegengesetztes in sie hinein kommt. (Man erinnere sich der Grundlehren über Complexionen aus den Elementen der Statik des Geistes.) Vielmehr, sehr verschiedene Bestandtheile derselben treten bey verschiedenen

Anläſsen und Umständen vorzugsweise ins Bewuſstseyn. Meldet sich der Leib durch ein körperliches Gefühl, so erheben sich die älteren Vorstellungen gleichartiger Gefühle, sammt den Erinnerungen an gewisse begleitende Lebensumstände. Soll irgend eine Arbeit gemacht werden: so regen sich Vorstellungen ehemaliger Beschwerden bey gleicher Arbeit, ehemals gebrauchter Mittel und angestrengter Kräfte. Zeigt sich ein Vortheil zu gewinnen, ein Genuſs zu erhaschen, so erwachen Begierden, mit welchen zugleich sich eine genuſsreiche Vergangenheit in Gedanken vergegenwärtigt. Nun kommt zwar bey allen solchen Anläſsen die ganze Complexion in einige Bewegung, aber doch in eine sehr ungleiche; so daſs der mit dem Worte Ich benannte Gegenstand, wiewohl er immer ein und derselbe seyn soll, sich oftmals kaum ähnlich sieht.

Erwacht aber vollends irgend einmal (was bey vielen Menschen freylich nie geschieht,) die ernstliche Frage: Wer bin ich denn? so müssen sich nach einander zwey ganz entgegengesetzte Bemerkungen aufdringen. Die erste: daſs für eine einfache und bestimmte Antwort auf diese Frage, es viel zu viel ist an dem ungeheuern Vorrathe der mannigfaltigsten Merkmale in der Einen Complexion, die das eigne Selbst darstellen soll. Die zweyte: daſs, wenn man anfängt abzusondern und auszuscheiden, was alles entbehrliches, unstetes, sich selbst aufhebendes in jener Complexion angetroffen wird, alsdann gar Nichts durchaus Vestes und Tüchtiges, am wenigsten etwas solches, das von Relationen frey, das rein selbstständig wäre, übrig bleibt, woran und worin man Sich selbst ein für allemal erkennen könne.

Was die erste Bemerkung anlangt, so wird sie klärer werden durch eine sehr viel weitere Ausdehnung, die sie im folgenden Capitel erhalten muſs, wo wir sie wieder finden werden bey der Frage, was sind die sinnlichen Dinge, die wir durch Complexionen ihrer Merkmale kennen lernen. Die zweyte Bemerkung erhält ihre Erläuterung in dem Schlusse des §. 135. Und überdies noch in den ersten Untersuchungen über das Ich, bey welchen wir im §. 24—26. unsern Faden angesponnen haben. Man wird finden, daſs aus dem §. 135. ein unmittelbarer Uebergang in die Reflexionen des §. 25. offen steht, so daſs dieser die Fortsetzung von jenem zu enthalten scheint; und wir können jetzt die an ganz verschiedenen Orten dieses Buches vorkommenden Betrachtungen gleichsam in Eine Linie legen *).

Zuerst nämlich findet der Mensch Sich (aber noch nicht als Ich) in äuſserer Wahrnehmung, nebst den Gefühlen von körperlicher Lust und Unlust. Er sieht seine Hände, er betastet seinen Leib, er sieht selbst dieser Betastung zu, und fühlt sie zugleich in den betastenden und den betasteten Gliedern. Weiterhin kommt die Beylegung von Bildern äuſserer Dinge, die Voraussetzung des Subjects vor den Objecten; die Bestimmung des Subjects als Trieb, sowohl zum Thun als zur Hingebung; sammt der innern Wahrnehmung. Noch später wird der Besitz und das Wechseln der Bilder, sammt dem was daran hängt, für das Vornehmste und Wesentlichste erkannt; der Mensch schreibt sich eine Seele, ja selbst einen Charakter zu, und achtet dieses für vorzüglicher als den Leib. Auf dieser Stufe wird die innere Wahrnehmung für die Erkenntniſsquelle des wahren Selbst angesehen; und es ist dieses der Standpunct der meisten gebildeten Menschen. Nun aber kommt die philosophische Reflexion; diese macht wiederum der innern Wahrnehmung die ächte Selbsterkenntniſs streitig; sie will nicht von dem *Zeitwesen*, dem Individuum, sondern von dessen beharrlicher Grundlage unterrichtet seyn. Jetzt entdeckt es sich allmählig, daſs die Wahrnehmung des eigentlichen Seelen-Wesens, der Substanz der Seele, gänzlich mangele; und daſs eine solche Substanz müsse hinzugedacht seyn, auf eine Weise, die wir im folgenden Capitel im Allgemeinen erläutern werden. Dennoch aber bleibt das Ich, die eigentliche, immer gleiche, Identität des Vorstellenden und Vorgestellten. Dieses Ich erscheint als ein Gegebenes, als die sicherste, unbestreitbarste Thatsache des Bewuſstseyns; selbst nach Absonderung des Individuellen, was die innere Wahrnehmung darbot. Dafür wird eine eigne Art der Erkenntniſs erfunden; ein reines, intellectuelles Vermögen, (wie bey Kant und Fichte; siehe §. 26.). Fragt man aber, was denn das sey, das die intellectuelle Anschauung anschaue, so kommt die Ungereimtheit in dem, vom Individuellen losgerissenen Begriffe des Ich zum Vorschein, die wir im §. 27. u. s. w. erwogen, und in ihren Folgen untersucht haben.

---

*) Zur Vollständigkeit der Untersuchung gehört noch die Anomalie des Selbstbewuſstseyns im Wahnsinn; wovon unten im §. 165.

§. 138.

Aus allem bisher Vorgetragenen muſs nun offenbar werden, sowohl worin die Täuschung bestehe, der wir in Ansehung des Ich beym Anfange der Untersuchung unterworfen waren, als auch, durch welche endliche Berichtigung des Begriffs vom Ich wir der Täuschung uns entledigen sollen.

Wie bey allen Begriffen, denen ein wesentliches Ergänzungsstück fehlt, auf das sie sich beziehen, ohne es zu enthalten und unmittelbar anzuzeigen: so liegt auch beym Ich die Täuschung darin, daſs man diesen Begriff für denkbar hält, nach Absonderung von allem Individuellen. Wer, wie Kant, das Ich für die ärmste und gehaltloseste aller Vorstellungen ansieht, wer ihr ein abgesondertes Geistesvermögen anweis't, durch das sie ohne Beziehung, ohne nothwendigen Zusammenhang mit unsern übrigen Vorstellungen, für sich allein dastehn, sich erst hintennach an die übrigen gleichsam anlegen, oder dieselben in ihren Schooſs aufnehmen soll: — der ist mitten in der Täuschung befangen.

Die Täuschung führt nun in Widersprüche, welche Anfangs nicht vollkommen entwickelt werden; sie führt

auf

auf metaphysische Abwege von der Art, wie Fichte sie vielfältig durchlaufen ist.

Es ist wahr, wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich eine Complexion von Merkmalen, deren jedes als zufällig erscheint. Alle meine empirischen Vorstellungen könnten fehlen, sie hängen von Lebensumständen ab; und selbst die sogenannten reinen Anschauungen und Kategorien, welche Manchen für ein ursprüngliches Eigenthum gelten, sind doch nicht so mit meiner Ichheit verwebt, daſs ich Mich selbst allemal und nothwendig dächte als den Vorstellenden dieser Anschauungen und Kategorien. Es giebt nichts in meinem ganzen Gedankenkreise, das ich nicht in manchen Fällen vergäſse, wenn ich mich selbst denke und empfinde.

Aber eine Complexion von lauter zufälligen Merkmalen, wenn diese alle von ihr abgesondert werden, wird unfehlbar $=o$. Ich sollte also mich selbst als gar Nichts denken; als einen mathematischen Punct in der Mitte der Dinge. Und gerade im Gegentheil, ich bin von meiner Existenz aufs innigste überzeugt. Dieses gewiſs Existirende, Was ist es denn nun? — Nachdem alles, als was ich gewohnt war Mich zu denken, verworfen ist, bleibt nichts übrig, als mein Wissen von mir selbst. Aber dieses Mir, wen soll es bedeuten? — Hier wiederhohlt sich die Frage nach dem eigentlichen Objecte des Selbstbewuſstseyns; wie im §. 27. umständlicher entwickelt ist.

Ich kann daher jene Complexion der zufälligen Merkmale keinesweges ganz entbehren. Nicht nur finde ich im gemeinen Selbstbewuſstseyn allemal mich selbst wirklich mit irgend welchen zufälligen Prädicaten behaftet, — als denkend, handelnd, leidend, fühlend, — sondern es muſs auch so seyn; und ich würde mich sonst gar nicht finden.

Ein zweyter Punct der Täuschung liegt in der Identität, welche zwischen dem Vorgestellten und dem Vorstellenden statt haben soll. Hier wollen wir zuerst bemerken, daſs sehr allgemein eine Vorstellung für eine einzige gehalten wird, wenn sie schon nichts anders ist als ein Aggregat von zum Theil verschmolzenen Elementar-Vorstellungen. Wir sehen uns einen Gegenstand eine Weile an; dann kehren wir uns weg und sagen: nun habe ich doch eine Vorstellung von dem Dinge. Niemanden fällt es ein, daſs sein Vorstellen des Gegenstandes eine Totalkraft ist, die während des ganzen Zeitverlaufs sich aus allen den unendlich vielen momentanen Auffassungen gebildet hat; nach §. 94. u. s. w. Oder wir gehn mit einem Werkzeuge, mit einer Person um; wir sehen sie vielemal, wir nehmen Gehör und Gefühl zu Hülfe, um unsre Kenntniſs davon zu vollenden; viele Totalkräfte, deren jede der eben erwähnten gleicht, sind hier verschmolzen, und wirken zusammen in unsrer erlangten Kenntniſs: allein unbekannt mit dem Mechanismus der Vorstellungen halten wir uns an das Vorgestellte; dieses wird für Eins genommen, weil die ganze Complexion aller jener Totalkräfte zusammenwirkt; daher schreiben wir uns Eine Vorstellung der Einen Sache oder Person zu.

Was heiſst es nun, wenn man sagt: das Ich ist im Bewuſstseyn gegeben als die Identität des Denkenden und des Gedachten? In Beziehung auf diese Identität ungefähr soviel, als ob Jemand sagt: der Schreibetisch, an welchem ich heute arbeite, ist mir gegeben als derselbe, an welchem ich gestern schrieb. Soll dies bedeuten: die Wahrnehmung dieses Tisches, heute und gestern, ist eine und dieselbe, so liegt die Täuschung am Tage. Gerade im Gegentheil, das Quantum Empfänglichkeit, welches gestern durch die Wahrnehmung erschöpft wurde, trägt das seinige bey, um die heutige neue Wahrnehmung etwas geringer zu machen (§. 100.); denn das nämliche Vorstellen kann sich nicht zweymal erzeugen. Dennoch entsteht, gemäſs der heutigen Empfänglichkeit, heute eine neue Wahrnehmung; diese befindet sich in gar keinem Hemmungsverhältnisse mit der gestrigen gleichartigen, und daher würden sie vollkommen verschmelzen, wenn nur die gestrige sich heute ganz ins Bewuſstseyn erheben könnte. Dieser Mangel wird jedoch nicht gefühlt, denn was im Bewuſstseyn nicht vorhanden ist, und zwar nach Gesetzen der Statik, das bestimmt keine Zustände des Bewuſstseyns; wie aus allem obigen bekannt ist. Die beyden Vorstellungen verschmelzen also ohne fühlbares Hinderniſs; wir aber merken nichts von einem solchen Ereigniſs, denn wir sind, eben durch die verschmelzenden Vorstellungen, beschäfftigt mit dem Gegenstande, den sie beyde zusammengenommen darstellen. Nur indem wir uns an den Unterschied zwischen gestern und heute erinnern, fällt es uns ein, den nämlichen Gegenstand als einen heute und gestern wahrgenommenen, dennoch aber als denselben in beyden Zeitpuncten zu bezeichnen.

Nicht weit hievon verschieden ist das Ereigniſs, wenn jene Complexion, die das eigne Selbst anzeigt, von ihren zahlreichen Armen ein paar, oder auch mehrere, zugleich ausstreckt, die, wenn sie ins Bewuſstseyn kommen, zusammenfallen, und eine und dieselbe Complexion von zwey verschiedenen Seiten mit sich emporheben. Ist einer dieser Arme diejenige Vorstellungsreihe, wodurch die eigenen Bilder, und deren Wechsel, das Sprechen-Wollen, oder das Denken, und Wissen, vorgestellt wird; so mag der andre Arm seyn was er will: es wird sich in den allermeisten Fällen finden, daſs unter den Gegenständen jenes Denkens und Wissens auch ein Bild von dem andern Arme vorkommt. Hiemit haben wir einen Act des Selbstbewuſstseyns; ein Wissen und ein zugehöriges Gewuſstes in der nämlichen Complexion; eine scheinbare Identität des Denkenden und Gedachten. Gleichwohl sind jene beyden Arme der Complexion zwey unter sich verschiedene Vorstellungsreihen, die nur als Abbild und Urbild einander entsprechen, und die beyde vermöge ihrer Verbindung mit den übrigen Theilen der

Complexion, ein und dasselbe Ding ins Bewuſstseyn hervorstellen, dessen sowohl das Gewuſste als auch das Wissen sey. Dieses Ding heiſst in der gemeinen Sprache Ich; obgleich die Speculation den Begriff des Ich anders bestimmt.

Die Speculation, so lange sie noch nicht den nothwendigen Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Individuum eingesehen, so lange sie noch nicht den psychologischen Mechanismus kennen gelernt hat, vermöge dessen alles complicirte als Eins, und zwey Elemente einer Complexion als ein und dasselbe Ding erscheinen, indem sie einander gegenseitig ins Bewuſstseyn hervorheben: die Speculation also in ihrem Beginnen, beschäfftigt sich mit dem allgemeinen Begriffe der Ichheit, wie ihn alle Individuen auf gleiche Weise zu haben scheinen, indem sie alle von sich in der ersten Person reden. Da hierin eine Identität des Denkenden und Gedachten liegt, so nimmt sie dieses streng; sie fordert, das Gedachte solle der Actus des Denkens selbst seyn, welches sich aufhebt. (§. 27.) Sie erklärt jedes Gedachte, das von dem Denken verschieden ist, für ein Nicht-Ich. Und sie muſs hierin streng verfahren, weil sie sonst keinen bestimmten Begriff haben würde, an dem sie sich halten könnte.

Indem sie aber den aufgedeckten Widersprüchen entgehen will, findet sie, daſs dem Ich eine Mannigfaltigkeit fremder, und zwar unter einander entgegengesetzter Objecte müsse geliehen werden, die hintennach wieder abzusondern seyen. (§. 29.) Eben dasselbe haben wir jetzo durch eine Analysis gefunden, wobey die zuvor synthetisch gewonnenen Kenntnisse zu Hülfe genommen wurden. Wir sehen: zu dem eignen Selbst werden Anfangs eine Menge von Bestimmungen gerechnet, die alle Demselben angehören sollen, der auch von ihnen weiſs; aber auch alle diese Bestimmungen lassen sich für zufällig erklären und wieder absondern, denn sie alle werden als wechselnd, als bald gegenwärtig bald abwesend im Selbstbewuſstseyn erkannt, — welcher Wechsel von den Gegensätzen und Hemmungen, sammt den dadurch bestimmten Bewegungen der Vorstellungen herrührt.

Eine dritte Täuschung endlich ist diejenige, welche durchgängig in den älteren Fichtischen Schriften herrscht, gegen die wir uns aber schon oben erklärt haben; als ob alles, was im Ich sich finde, unmittelbar wegen der Natur des Ich auch wieder ein Gewuſstes werden müsse; so daſs man der höhern Reflexionen, durch welche die niederen selbst Gegenstände des Vorstellens werden, im Ich so viele postuliren dürfe, als man nur immer brauche zur Erklärung der Phänomene. Nach dieser Ansicht dreht sich das Ich ohne Ende im Wirbel, indem es unaufhörlich sein eignes Subject zum Objecte macht für einen höhern subjectiven Act des Vorstellens, der alsbald abermals das Vorgestellte werden muſs für ein neues Vorstellen — wunderbar genug dergestalt, daſs über dem Ablaufen dieser unendlichen Reihe keine Zeit verflieſse, denn sonst würde das Ich niemals fertig, sondern bliebe immer im Entstehen begriffen. An diesen Irrthum hängt sich die transscendentale Freyheit, die in der That gar keinen bessern Boden für sich finden kann. Der Irrthum selbst wird begünstigt durch das Selbstbewuſstseyn bey denen Personen, deren innere Wahrnehmung einen hohen Grad von Ausbildung erlangt hat. Denn hiedurch wird es möglich, jede Vorstellungsreihe, die sich eben erhob, sinken zu lassen und sie zugleich durch eine andre zu appercipiren. Ich finde mich denkend an mich selbst, aber durch den Vorsatz Mich zu beobachten, entdecke ich jenes Finden, und wiederum Mich als findend das Finden, und abermals Mich als vorstellend das Finden jenes Findens u. s. f. So kann man ein künstliches Spiel mit sich selbst eine Zeitlang fort treiben, nur daſs nichts dem ähnliches der Natur unserer Seele, die überall nicht ursprünglich ein Ich, ja nicht einmal ursprünglich ein vorstellendes Wesen ist, als eine eigenthümliche Qualität zugeschrieben werde. Irgend eine appercipirende Vorstellung ist jedesmal die letzte; die nicht wieder ein Vorgestelltes wird. Und das Ich, als Gegebenes, ist ganz und gar ein Vorgestelltes; auch das dem Object identisch geglaubte Subject ist selbst unvermerkt Object einer Vorstellungsreihe, die im Bewuſstseyn ist, ohne daſs *wir uns ihrer* bewuſst werden; (Vergl. §. 4. 18. 125.)

Man möchte nun auf einen Augenblick bey der Frage anstehen, ob denn nach Abzug aller dieser Täuschungen von der Ichheit noch etwas übrig bleibe? oder ob nicht vielmehr dieser Begriff gänzlich müsse verworfen werden?

Durch Thatsachen des Bewuſstseyns läſst sich diese Frage nicht entscheiden. Dadurch wird der *Anfangspunct* der Untersuchung vestgestellt, aber nicht das *Resultat*; vielmehr, eben indem durch das Gegebene die Nothwendigkeit der ganzen Untersuchung, und ihre Gültigkeit in *dem* Sinne verbürgt ist, daſs sie sich mit keinem Hirngespinnst beschäfftige; nöthigt sie uns auch, das Resultat gelten zu lassen, selbst dann, wenn es von dem Anfang weit abweichen sollte. Am wenigsten aber kann ein Begriff, wie der des Ich, in seinen Merkmalen durch das Bewuſstseyn vestgesetzt werden; nachdem wir gesehen, daſs derselbe während des Laufes der menschlichen Ausbildung einer beständigen Veränderung, einem Wachsen und Abnehmen unterworfen ist, bis er endlich, von der Speculation ergriffen, sich in Widersprüche verliert. (§. 137.)

Daſs die Ichheit in völliger speculativer Strenge nicht bestehen könne, war schon entschieden, als wir diesen Begriff der Methode der Beziehungen überlieferten, die, indem sie die Wurzel des Widerspruchs ausreiſst, den Begriff unvermeidlich einer Abänderung, wenn schon der kleinsten möglichen, unterwirft. (§. 34.) Dieselbe Methode giebt dagegen sogleich einen vorläufigen Umriſs desjenigen Begriffs, in welchen sich der gegebene nach gesetzmäſsiger Bearbeitung verwandeln muſs. Für das

Ich weis't sie uns an, zu suchen nach einer Identität des Vorstellenden mit einem, noch zu bestimmenden, Zusammen mehrerer Objecte. Sollen wir nun das Problem für aufgelös't erkennen, so muſs klar werden, erstlich wer der Vorstellende, zweytens was das Zusammen der mehrern Objecte, drittens, daſs dies Zusammen und jener Vorstellende identisch seyen. Die Erläuterung dieser drey Puncte müssen wir an die Grundsätze der allgemeinen Metaphysik anknüpfen, denn wir sollen jetzt nicht mehr ein Gegebenes analysiren, sondern ein Resultat wissenschaftlich veststellen.

Wir gehen also zurück auf die Voraussetzung unserer ganzen psychologischen Untersuchung, wir nehmen aus der allgemeinen Metaphysik als bekannt an, daſs die Seele ein streng einfaches, ursprünglich nicht vorstellendes Wesen ist, dessen Selbsterhaltungen aber gegen mannigfaltige Störungen durch andre Wesen, Acte des Vorstellens ergeben. (Man vergleiche §. 31—35.) Die Seele an sich, in ihrer einfachen, übrigens unbekannten, Qualität, — die nicht vorstellende, — kann nicht Subject noch Object des Bewuſstseyns werden. Aber die Seele in Hinsicht auf alle ihre Selbsterhaltungen, welche Vorstellungen sind, ist das wahre Subject, das Eine, ungetheilte, aber höchst mannigfaltig thätige, des gesammten Bewuſstseyns. Wie dieses Subject sich betrachten läſst als Vorstellendes zu jedem Vorgestellten, so auch in dem besondern Falle, da das Vorgestellte ihm selbst identisch seyn soll.

Was die Objecte anlangt, so hängt deren Mannigfaltigkeit ab von äuſseren Störungen; dennoch empfängt zu ihnen die Seele keinen Stoff von auſsen; vielmehr sind sie nur vervielfachte Ausdrücke für die innere, eigne Qualität der Seele; in ihrem Beysammenseyn ist die Seele mit sich selbst zusammen, daher auch ohne alle weitere Vermittelung das gleichartige und gleichzeitige Vorstellen Eine Totalkraft ergibt, das entgegengesetzte aber sich ausschlieſst oder sich hemmt. Die nähern Bestimmungen dieses Zusammen, dieser Verschmelzungen und Hemmungen, entfalten die vorgestellte Welt; in der Mitte der Welt aber das vorgestellte eigne Selbst. Durchlaufend die Stufen der menschlichen Ausbildung kommt die Seele bis zur Wissenschaft; einem Werke, wozu der Stoff sowohl als die erzeugende Kraft herrührt von den Vorstellungen in ihrem Zusammen. Die Wissenschaft redet von der Seele, als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eignen Selbst. In der Wissenschaft ist das Wissende die Seele. Hier ist Wissendes und Gewuſstes Eins und dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen. So weiſs Ich von Mir; nicht mit angeborner, aber mit einer auf immer erworbenen Kenntniſs. —

Drittes Capitel.

Von unserer Auffassung der Welt, und den damit verbundenen Täuschungen.

§. 139.

Jetzt geht der Weg unserer Untersuchung gerade über das Feld der sogenannten Vernunftkritik; denn wir müssen nun das Geschäfft, die Formen der Erfahrung nach ihrem Ursprunge psychologisch zu erklären, vollends zu Ende bringen; nachdem wir über die erste Erzeugung der räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, desgleichen über die Entstehung und Fortbildung des Selbstbewuſstseyns, schon Auskunft gegeben haben. Es kommen zunächst die Begriffe von Substanz und Kraft an die Reihe; dann die Vorstellungen von Materie und Bewegung. Daſs hiebey weder von Kategorien noch von deren Beschränkung auf Gegenstände der Sinne, die Rede seyn werde; daſs unsere Absicht weit verschieden sey von der, womit Kant sein Geschäfft betrieb, braucht kaum noch erinnert zu werden. Wir wollen nachweisen, wie diejenigen Begriffe entstehn, welche die Metaphysik weiter zu bearbeiten hat; und in so fern muſs sie da fortfahren, wo wir abbrechen. Wir werden also hier nicht lehren, was man sich am Ende aller Nachforschung als Substanz und Kraft zu denken habe; — der Verfasser dieses Buchs war darüber längst vorher mit sich einig, ehe er es unternahm, die Psychologie als besondern Theil der ganzen Metaphysik zu bearbeiten; — sondern wir werden erklären, wie es möglich sey, daſs der menschliche Geist sich so sonderbare Probleme vorlege, um derentwillen ihm eine Metaphysik zum Bedürfniſs wird.

Der bessern Vorbereitung wegen wollen wir aber eine andre Untersuchung voranschicken, von der es vielleicht nicht sogleich ins Auge fällt, wie sie mit der jetzt angekündigten zusammenhänge; — nämlich die von der Möglichkeit des eigentlichen, deutlichen Denkens. Dabey wird als bekannt vorausgesetzt, daſs die Deutlichkeit auf der Zerlegung eines Gedankens in seine Theile, eines Begriffs in seine Merkmale beruhe, — auf dem Auseinandersetzen, welcher Ausdruck hier so wörtlich als möglich zu nehmen ist, denn es soll dabey auch noch an die Schätzung, wohl gar Abmessung, des Grades der Verschiedenheit unter je zwey mit einander verglichenen Merkmalen gedacht werden; wie wenn die Grade der Wärme und Kälte nach dem Thermometer, die der Schwere nach dem Gewichte bestimmt werden.

Um hierüber Rechenschaft geben zu können, müssen wir erst gewisser Vorstellungsarten erwähnen, die recht füglich mit Raum und Zeit verglichen, und mit diesen unter der Benennung Reihenformen, zusammengefaſst werden mögen. Hiebey dürfen wir nur in den §. 100. zurückblicken.

Wie der Raum auf abgestuften Verschmelzungen beruht: (§. 110—114.) so erzeugen sich die Vorstellungen von ähnlichen Continuen allemal unter ähnlichen

Umständen. Es sey demnach eine gewisse Klasse von einfachen Vorstellungen so beschaffen, daſs, wenn viele derselben zugleich im Bewuſstseyn sind, alsdann aus ihrer Qualität bestimmte Abstufungen ihres Verschmelzens erfolgen müssen: so ordnen sich unfehlbar diese Vorstellungen dergestalt neben und zwischen einander, daſs man sie nicht anders als auf räumliche Weise zusammenfassen, und sich darüber nicht anders als in solchen Worten ausdrücken kann, welche dem Scheine nach vom Raume entlehnt, eigentlich aber eben so ursprünglich der Sache angemessen sind, als wenn man sie auf den Raum bezieht.

So machen alle Töne zusammengenommen eine gerade Linie, auf welcher Intervalle mit mathematischer Genauigkeit abgemessen werden.

So liegt, gleichfalls gerade, alles mögliche Violett zwischen Blau und Roth, alles mögliche Orange zwischen Roth und Gelb, alles Grün zwischen Blau und Gelb, — wobey wir uns um die physiologischen, physischen, chemischen Farbentheorien gar nicht kümmern, sondern bloſs um Vorstellungen in der Seele. So giebt es ein bestimmtes Violett, Orange, Grün, welches genau in der Mitte zwischen den Extremen liegt, und derjenige irrt sich, welcher glaubt, das Wort Mitte sey hier eine Metapher; vielmehr würde der Begriff des Mittleren sich aus solchen qualitativen Continuen von selbst erzeugt haben, wenn auch an keinen Raum gedacht würde.

Woher nun hier die abgestuften Verschmelzungen kommen, das springt von selbst in die Augen. Je gröſser der Hemmungsgrad, desto geringer die Verschmelzung. Können demnach nur alle Töne, alle Farben, — überhaupt alle Merkmale aus einerley Klasse, — zugleich ins Bewuſstseyn kommen: so macht sich die Abstufung des Verschmelzens unmittelbar von selbst. Dies ist etwas so einfaches und ursprüngliches, daſs es der Ausbildung des räumlichen Sehens und Tastens weit vorangehn würde, wenn die äuſsere Erfahrung, die solche Merkmale nur höchst sporadisch darbietet, darauf eingerichtet wäre, sie systematisch zusammen zu stellen.

Alle logische Coordination ist nur in so fern genau, in wiefern sie auf specifischen Differenzen beruht, die bestimmte Reihenformen bilden. Man betrachte nun eine Bibliothek, ein System der Botanik, oder jede beliebige Klassification, so wird der Gegenstand ohne weitere Erläuterung klar seyn.

Die Sachen sind für uns Complexionen von Merkmalen. Wenn aber jedes der Merkmale seinen Platz eingenommen hat, in dem qualitativen Continuum, wozu es gehört, — wenn die Farbe unter den Farben, der Klang unter den Tönen, der Geruch unter den Gerüchen, das Gewicht unter den Graden der Schwere, u. s. w. die bestimmte Stelle findet: so entstehn zwey Folgen zugleich:

erstlich, die Sache zerfällt in ihre Merkmale;

zweytens: bey der Vergleichung mit andern Sachen ergiebt sich für jedes Paar Merkmale aus derselben Klasse, ein bestimmtes Aufsereinander, welches sich abmessen läfst auf dem entsprechenden qualitativen Continuum. Z. B. Zwey Metalle haben ihre Grade der specifischen Schwere, deren Unterschied auf der Scala der Gewichte sichtbar wird; sie haben ihre Klänge, und diese bilden ein Intervall auf der Tonlinie; sie haben ihre Farben, die sammt ihrer Differenz auf der Farbentabelle können nachgewiesen werden, u. s. w.

Von diesen beyden Folgen interessirt uns für die Untersuchung, welche bevorsteht, eigentlich nur die erste; das Zerfallen der Sache in ihre Merkmale, deren jedes in einem andern qualitativen Continuum wieder gefunden wird.

Hieran knüpft sich der wichtige Umstand: dafs die Merkmale als zufällig beysammen erkannt werden, als ein Aggregat, welches wohl auch anders sich hätte denken lassen. Unter den verschiedenen Graden der ſpecifiſchen Schwere konnte wohl ein anderer mit den übrigen Eigenſchaften des Goldes verbunden seyn; auch bieten sich andre Grade von Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit, u. s. w. dar, auſser den beſtimmten, welche nun eben in der Erfahrungskenntniſs des Goldes sich zeigen. Indem die **ganzen** qualitativen Continuen, oder doch gröſsere Strecken derselben, — vor Augen liegen: erblickt man das wirkliche Ding in der Mitte anderer Möglichkeiten; und hiemit fängt die Erfahrung an, ihren Charakter der Zufälligkeit zu enthüllen.

Nach diesen Vorerinnerungen mag uns ein Denker, dem in neuerer Zeit nicht immer die gebührende Ehre widerfahren ist, nämlich **Locke**, näher zu unserm Gegenstande hinführen.

Als ein Zeichen von ächtem speculativen Geiste muſs es **Locken** angerechnet werden, daſs er so sehr aufmerksam ist auf die ganz zufällige Aggregation, in welcher die beysammen gefundenen Merkmale eines und desselben sinnlichen Dinges sich uns darbieten. Sehr ausführlich, nach gewohnter Weise, und sich oft wiederhohlend, prägt er uns ein, daſs zwischen den Merkmalen des Goldes, den Begriffen vom gelben, vom schweren, vom schmelzbaren, dehnbaren, feuerbeständigen, in Königswasser auflösbaren Körper, sich nimmermehr eine nothwendige Verknüpfung, noch eine Unverträglichkeit zwischen einigen von diesen, und irgend welchen entgegengesetzten der andern, auffinden lasse; daſs auch alle Physik und Chemie dergleichen Aggregate von Merkmalen nur immer anwachsen mache, ohne uns jemals der Einheit, in der sie zusammenhängen sollen, näher zu bringen. Unter andern sagt er (*Book IV*, *Chap. VI.* §. 7.): *The complex ideas, that our names of the ſpecies of ſubſtances properly ſtand for, are collections of ſuch qualities as have been obſerved to coexiſt in an unknown ſubſtratum, which we call ſubſtance.* Diese Stelle ist nur darin fehlerhaft, daſs sie nicht bloſs die Verknüpfung der Merkmale, sondern mit einem näher beſtimmenden Zusatze die Verknüpfung in einem Substrat, als etwas durch Beobachtung Erkanntes angiebt. Das Substrat ist hinzugedacht, aber nicht gegeben. Dennoch ist eben dieselbe Stelle schätzbar darum, weil sie die wahre Real-Definition der Substanz enthält. Denn eben dies zu den beobachteten, den gegebenen Complexionen von Merkmalen hinzugedachte Substratum, wodurch bloſs an die Stelle des formalen Begriffs: Verknüpfung, der reale: Princip der Einheit, gesetzt wird, ist die Substanz. Dieser Begriff verbürgt seine Gültigkeit, indem er sich auf das Gegebene bezieht, in dessen Auffassung er nothwendig entstehn muſste, so lange nicht etwa die ganze Complexion der Merkmale für bloſse Erscheinung gehalten wurde; so lange dagegen ein Bedürfniſs vorhanden war, derselben Complexion Realität, nämlich Ein gemeinschaftliches Seyn für alle verknüpften Merkmale, beyzulegen. Diese Gültigkeit des Begriffs ist noch nicht Erweis von der Wahrheit, daſs so etwas vorhanden sey; im Gegentheil, das gemeinschaftliche Seyn der verknüpften Merkmale ist eine metaphysische Ungereimtheit; es ist einer von jenen Widersprüchen, aus deren gehöriger Behandlung die metaphysischen Lehrsätze hervorgehn. Nichts desto weniger ist jenes Substrat, jenes gemeinschaftliche Seyn, der wahre, und durch die Erfahrung zwar nicht unmittelbar gegebene, aber nothwendig herbeygeführte, Begriff von der Substanz. Hingegen die Erklärung, Substanz sey, was nur als Subject und nicht als Prädicat existiren könne, ist eine Namen-Erklärung, die wohl an Logik, aber an kein Gegebenes erinnert. Kant aber, der bey Gelegenheit der Substanz ganze Massen von Fehlern begangen hat, begeht auch den, daſs er, um der verkehrter Weise der Erfahrung vorausgesetzten Kategorie der Substanz hintennach Anwendbarkeit auf Erfahrungsgegenstände zu geben, die Zeit zu Hülfe ruft; wodurch seine Substanz ein Beharrliches wird, während der wahre, und gerade durch die

Erfahrung selbst herbeygeführte, Begriff der Substanz gänzlich zeitlos ist; wodurch ferner der ganze Zweig von Untersuchung verdorren muſs, der von dem Begriff des gemeinsamen Seyns eines Mehrfachen ausgeht; wodurch endlich nichts weiter gewonnen wird, als daſs man aus dem ersten Hauptprobleme der Metaphysik, in das zweyte, in das von der Veränderung sich verirre, indem der Begriff des Beharrlichen nur als Gegensatz des Veränderlichen etwas bedeutet. Kant würde diesen und noch viele andre Fehler sehr leicht vermieden haben, wenn er Locken aufmerksam gelesen, und sich auf dem Standpuncte von dessen Untersuchung gehörig orientirt, oder noch besser, wenn er die von Locken zur Untersuchung zurecht gelegten Erfahrungsbegriffe, mit seinem Scharfſinn erwogen hätte. Dieses aber hätte freylich geschehen müssen, ehe ein Kantisches System existirte.

Doch wenn Kant die Winke Locke's in Ansehung des Begriffs der Substanz nicht gehörig benutzte, so mag dies seiner allgemeinen Unachtsamkeit auf den von ihm gering geschätzten Philosophen zugeschrieben werden. In einem andern Falle ist Leibnitz, der Locken Schritt für Schritt verfolgt. Wir wollen ihn wiederum verfolgen, und uns die Stellen seiner neuen Versuche, wo er gegen Lockens Bemerkungen über den Begriff der Substanz streitet, zusammensuchen. Sie finden sich im zweyten Buche Cap. 12. §. 6., Cap. 13. §. 19., vorzüglich aber Cap. 23. §. 1., u. s. w. endlich im vierten Buche Cap. 6. §. 4. u. s. w.; diese, wenn ich nicht irre, werden alle seyn. Und was ist in diesen Stellen der Haupt-Nerv von Leibnitzens Argumenten? Etwas höflicher als diejenigen, die mich beschuldigten, Widersprüche willkührlich ersonnen zu haben, warnt er Locken wider das *nodum in ſcirpo quaerere;* „Sie scheinen Sich," sagt er, „ohne Noth Schwierigkeiten zu machen; und ich sehe gar nicht ein, warum die nämliche „Sache so oft und immer wieder von neuem von Ihnen „angegriffen wird. Wenn ich mir einen Körper denke,

„der zu gleicher Zeit gelb und schmelzbar ist, und der „Capelle widersteht, so halte ich diesen Körper für einen solchen, dessen specifisches Wesen, so unbekannt es uns auch seiner innern Beschaffenheit nach seyn mag, diese Eigenschaften als „Grundeigenschaften enthält, und durch sie wenigstens verworren erkannt werden kann *).“

Leibnitz muſs durch Locke's Weitläuftigkeit gehindert seyn, sich in dem, von ihm zwar ausgezogenen Werke genau umzusehn; sonst würden ihm mehrere Stellen, unter andern folgende aufgestoſsen seyn, aus der er sehen konnte, daſs sein Gegner wenigstens einen Theil dessen wohl wuſste, was er ihn lehren wollte: *It is evident, that the bulk, figure, and motion of ſeveral bodies about us, produce in us ſeveral ſenſations, as of colours, ſounds, taſtes, ſmells, pleaſure, and pain, etc.* **). Trotz dem sagt Leibnitz: „Sie scheinen noch immer anzunehmen, daſs die sinnlichen Beschaffenheiten, oder, um mich „besser auszudrücken, daſs unsre Ideen davon, nicht von „den Figuren und natürlichen Bewegungen, sondern lediglich von dem freyen Belieben Gottes, der „uns diese Ideen giebt, abhängen ***).“ So misverstand Leibnitz einige von den frommen Aeuſserungen Locke's! — Aber Locke fährt in jener Stelle folgendermaaſsen fort: *Theſe mechanical affections of bodies having no affinity at all with those ideas they produce in us, etc.* Wenn solche Behauptungen dem Erfinder der prästabilirten Harmonie nicht zusagten (weil nach der letzteren kein Uebergang von jenen mechanischen Affectionen zu unserer Erkenntniſs statt findet): so sind sie gleichwohl viel leidlicher, als jene verworrene Kenntniſs des specifischen **Wesens Eines Dinges** durch ein Aggregat von Eigenschaften, die nimmermehr durch Einen Gedanken können gedacht werden, sondern unaufhörlich als ein neben einander liegendes Vieles, taub bleiben gegen unsre Forderung, daſs sie angeben sollen, was denn das Eine, was denn die Substanz sey, der sie angehören.

---

*) S. 329. im zweyten Bande der Uebersetzung der Raspeschen Sammlung, von Ulrich.

**) *Book IV. Chap. VI.* §. 28.

***) Ulrichs angeführte Uebersetzung. Bd. 2. S. 325.

Die Beschuldigung des *nodum in ſcirpo quaerere* wirft allemal den Verdacht auf den Beschuldiger, daſs Er den Knoten nicht fühle, daſs er die Frage nicht einmal verstehe. Welches denn gewöhnlich bey sonst guten Köpfen daher rührt, weil sie überall ihre eignen schon fertigen Meinungen da zur Hand haben, wo man sich erst auf den Standpunct einer beginnenden Untersuchung zurückversetzen sollte. Wie die Kantianer mit ihrer, aus der kategorischen Urtheilsform (*ſi diis placet!*) hergeleiteten Kategorie der Substanz, mit ihren Sätzen vom Beharrlichen, welches ein äuſseres Ding, eine Materie seyn muſs, deren Grundbestimmungen in Relationen bestehn, nämlich im Anziehen und Abstoſsen, — sich da in den Weg stellen, wo man nach dem Nicht-Relativen, dem Subsistirenden, dem Zeitlos-Seyenden; dem nicht aus der Logik sondern aus der Erfahrung zu erkennenden, und durch die Erfahrung nothwendig erzeugten Begriffe der Substanz fragt: — so konnte auch Leibnitz, der Locken überhaupt mehr durch Zwischenreden unterbricht, als sich bemüht mit ihm zu untersuchen, an die Substanz nicht denken, ohne daſs ihm die innere Thätigkeit, das Vorstellen und Streben, — er konnte an die Körper nicht denken, ohne daſs ihm der von Leben wimmelnde Fischteich, womit er sie zu vergleichen pflegt, dabey einfiel. Begeistert, und beynahe berauscht, (etwas minder zwar als einige Neuere) war er von dem Gedanken des allgemeinen Lebens. Daher konnte er sich in den mühsamen, auſs genaueste bey der Erfahrung anhebenden Gang der Untersuchung nicht finden, welchen derjenige wählt, der vom

allgemeinen Leben, von der inneren ursprünglichen Thätigkeit der Monaden nichts hören will, das ohne vollständige Prüfung der Begriffe und Sätze nach ihrer Denkbarkeit und nach ihren Beweisen, auf gut Glück hin behauptet wird.

Mit jener Bemerkung, daſs die sinnlich bekannten Eigenschaften der Dinge ein zufälliges Aggregat bilden, hängt aufs genaueste zusammen und führt mit ihr zu gleichem Ziele eine andre, daſs keins der sinnlichen Merkmale geradehin dem Dinge zukomme, indem Umstände erfordert werden, damit sich das Merkmal zeige. (So bedarf die Farbe des Lichts, die Klänge bedürfen der Luft, u. s. w.). Locke macht diese Bemerkung im obigen Zusammenhange; — und Leibnitz findet sie vortrefflich! So geschieht es, wo einer in den Zusammenhang der Gedanken des andern nicht eindringt; er lobt hier und tadelt dort, ohne zu merken, wie eins mit dem andern stehe und falle.

Gleichsam um die fernern Erläuterungen vorzubereiten, die ich in psychologischer Hinsicht über den Gegenstand zu geben habe, macht Leibnitz, seiner Meinung nach wider Locke, zweymal eine sehr wahre Bemerkung, die jedoch meiner Meinung nach weder Locke noch irgend Jemand zu verkennen gewohnt ist, und aus der für Leibnitzen nicht das Geringste folgt. „Die „Erkenntniſs der Dinge *in concreto* betrachtet geht vor „der Kenntniſs der abstracten Dinge allemal vorher. „Wir kennen das Warme eher als die Wärme.“

Was ist denn hier das Warme? vermuthlich die Substanz, welche ihren Accidenzen vorausgeht, und wohl gar voraus erkannt wird! damit ja Niemand, auf Lockens treffende und vielfältige Warnung achtend, daran zweifeln, daſs wirklich das Aggregat der Merkmale selbst die Substanz, und unsre Erkenntniſs des einen auch, wenigstens verworrener Weise, die der andern sey! — Und freylich denken wir eher das Aggregat, als die einzelnen Bestimmungen desselben. Denn allerdings ist keine Kantische Synthesis nöthig, um aus den einzelnen Merkmalen ein Aggregat zu machen *); sondern die gleichzeitigen Wahrnehmungen compliciren sich ohne Weiteres in der Einen Seele, und es wird Ein ungetheilter Act des Vorstellens, Eine Totalkraft, vermöge deren das sinnliche Ding als Ein Ding vorgestellt wird, ohne den geringsten Zweifel, ob denn auch die (noch gar nicht unterschiedenen) Merkmale zusammengenommen Eins, und Was für Eins sie ausmachen? Dieser Mechanismus der Complexionen wirkt im gemeinen Vorstellen der Dinge überall. Wir sehen eine Flamme, und denken das Heiſse zugleich als leuchtend, als spitzig und beweglich; es fällt uns nicht ein, nach der Einheit von heiſs und leuchtend und spitzig und beweglich zu fragen. Wir kennen auf die Weise und in diesem Sinne wirklich viel früher das Warme als die Wärme. — Hintennach, viel später, und gar nicht alle auf einmal, sondern gelegentlich eine oder die andre, kommen die Abstractionen; es bildet sich der Begriff der Wärme, ein andermal des Lichts, wieder ein andermal des Spitzigen und Beweglichen; aber erst nachdem sie alle sich zusammengefunden haben, wird nun endlich entdeckt, daſs diese Merkmale, unter dem Namen der Flamme zusammengefaſst, nur ein Aggregat ausmachen, und daſs man wohl fragen könne, was denn das eigentlich für ein Stoff sey, dem diese Merkmale zukommen? Nun endlich erst kann von einer Substanz die Rede seyn, nachdem man dahinter gekommen ist, daſs das Eine Ding (dessen Einheit ein psychologisches Phänomen war,) sich in mehrere Merkmale gänzlich auflösen lasse, deren bisher blindlings vorausgesetzte Einheit man noch keinesweges besitze, sondern jetzt aufzusuchen habe; und zwar in einem übersinnlichen

---

*) Man wolle hier und im Folgenden, den §. 118. im Auge behalten.

Gebiete, weil die Sinne von der realen Einheit keine Kunde geben. — Dennoch dauert der nämliche psychologische Mechanismus fort; und spielt selbst den Philosophen gar üble und seltsame Streiche. Sie fragen sich, ob sie die Substanz des Dinges kennen? und antworten sich ganz ernsthaft, daſs zwar die innere Beschaffenheit des specifischen Wesens unbekannt seyn möge, (hier reflectiren sie auf die übersinnliche Einheit der Substanz), daſs aber dennoch die bekannten Eigenschaften in demselben Wesen, (soll heiſsen: in der Complexion von sinnlichen Merkmalen, die nur der psychologische Mechanismus zusammenhält) als Grund-Eigenschaften enthalten seyen, (vermuthlich wie in einem Gefäſse; dessen eigene Natur wohl gar am Ende völlig bekannt werden würde, wenn man auch noch die übrigen Eigenschaften wüſste, die in dasselbe Gefäſs hineinkommen, indem der Physiker dem Dinge neue Merkmale giebt durch neue Umstände, in die er es versetzt!) — Wer da meint, daſs ich Andern Ungereimtheiten zur Last lege die sie nicht begehen, der erinnere sich, daſs die Ausdrücke von der *unbekannten* innern Beschaffenheit, die gleichwohl sinnlich *bekannte* Grund-Eigenschaften enthält, nur so eben zuvor aus Leibnitzens Werke abgeschrieben wurden. Diejenigen aber, welche in den neuern Werken von Kant, Fichte, Schelling, besser orientirt sind, als bey Leibnitz und Locke, würde ich wohl bitten dürfen, sich doch das Nachschlagen jener älteren Bücher empfohlen seyn zu lassen.

§. 140.

Die Erwähnung der Irrthümer, unter denen man sich bisher bewegt hat, kann fürs erste dazu dienen, uns auf einem empirisch psychologischen Standpuncte vester zu stellen, den gerade diejenigen am wenigsten zu benutzen scheinen, die von der empirischen Psychologie aus die Vernunft, oder vielmehr die Metaphysik zu kritisiren gedenken. Denn die Mannigfaltigkeit der Irrthümer über Substanzen und Kräfte beweiſt factisch, daſs die Begriffe hievon im menschlichen Geiste nicht vest stehn, daſs sie keinesweges Kategorien oder angeborne Begriffe sind, sondern *wandelbare Erzeugnisse* eines durch die Erfahrung aufgeregten, durch allerley Meinungen umhergeworfenen, Nachdenkens, welches nur dann erst in eine sichere und bleibende Ueberzeugung übergehn wird, wenn die Wissenschaft, Metaphysik genannt, zur Reife gelangt. Wie die astronomische Betrachtung, die in die Weiten des Weltbaues hinausgeht, so muſs auch die metaphysische Forschung, welche in die Tiefen der Natur hineindringt, mancherley Revolutionen durchlaufen, ehe sie so glücklich ist, solche Begriffe zu erzeugen, welche der Erscheinung genugthun, und mit sich selbst zusammenstimmen. Und wie es keine angeborne Ichheit giebt, sondern die Selbst-Auffassung verschiedene Perioden hat, in denen sie sehr verschiedene Resultate giebt (§. 137.) so auch findet der menschliche Geist, indem er die Realität der Natur zu bestimmen sucht, bald Atomen, bald Platonische Ideen oder Pythagorische Zahlen, bald ein Eleatisches Eins, bald einen Spinozistischen Gott, der da ist ausgedehnt und denkend, bald Substanzen als Substrate von Eigenschaften, bald Leibnitzische Monaden, bald beharrliche Träger von Veränderungen und nach auſsen wirkenden Kräften. Meint nun ein Vernunftkritiker ganz dogmatisch seinen Begriff von der Substanz als eine Kategorie, als eine ursprüngliche und allgemeine Denkform hinstellen zu können: so läuft er nicht bloſs Gefahr, daſs man ihm auf metaphysischem Wege die Ungültigkeit und Undenkbarkeit seines Begriffs nachweise, sondern er zieht sich auch noch den Vorwurf zu, der gesammten Geschichte der Philosophie, welche in diesem Puncte die Geschichte des menschlichen Denkens ist, Trotz geboten zu haben. — Ich bin so dreist gewesen, in meiner Metaphysik durch die Theorie der

Störungen und Selbsterhaltungen den Begriff der Substanz so umzubilden, daſs er keinem von allen den vorerwähnten Begriffen, keinem der bisher bekannten, sich vergleichen läſst. Meine Substanzen sind einfach, wie das Eleatische Eins, aber in der Mehrzahl vorhanden, und als im (intelligibeln) Raume befindlich zu denken, wie die Leibnitzischen Monaden; sie sind diesen Monaden ungleich, indem sie nicht ursprünglich leben und wahrnehmen, aber ihnen ähnlich, indem alle ihre wahre Thätigkeit innerlich vorgeht, und nur mit geistiger Thätigkeit eine Analogie verstattet; ihre räumlichen Kräfte sind bloſser Schein, aber dieser Schein, wiewohl verschieden von einer Kantischen Erscheinung, ist dennoch völlig gesetzmäſsig, und zunächst bestimmt durch Gesetze der Attraction und Repulsion, nicht minder als die Kantische *ſubſtantia phaenomenon*, die Materie; — endlich verschwinden alle diese gemachten Vergleichungen, indem man einsieht, daſs sie nur zufällig sind, daſs aus ihnen der Begriff von diesen Substanzen sich gar nicht zusammensetzen läſst; sondern daſs man erst aus der beobachteten Form der Erfahrung, die uns Dinge darstellt, welche nichts als Complexionen von Merkmalen sind, zu der allmählig sich entwickelnden metaphysischen Erkenntniſs gelangen muſs, unter welchen Bedingungen die eigentlichen Wesen in Substanzen übergehn; um von hier aus alle jene Vergleichungen verstehen und selbst finden zu können. Man wird zweifeln, ob meine Theorie richtiger sey als eine der früheren; und ich werde mich wohl hüten, die Theorie durch Betheuerungen bekräftigen zu wollen. Aber eben so wenig werde ich auf die Versicherungen derer achten, die da meinen, ihre Meinung sey die wahre Aussage von den, dem menschlichen Geiste inwohnenden Grundbegriffen von der Substanz und der Kraft. Ist meine Theorie unrichtig: so bestätigt sie meine jetzige Behauptung, daſs diese Begriffe ein noch unvollendetes Werk sind, an welchem der menschliche Geist fortdauernd arbeitet; sie bestätigt meinen Satz: daſs die menschliche Auffassung der Welt im Werden begriffen ist.

Daraus folgt dann sogleich, daſs auch die Täuschungen, die in diesem Werden nach einander entstehen, sehr mannigfaltig, daſs sie den verschiedenen Bildungsstufen angemessen sind, welche successiv erreicht werden; daſs sie also in kein Register, etwa von Antinomieen der reinen Vernunft, sich einschlieſsen lassen.

§. 141.

Ursprünglich ist jede Wahrnehmung (wie roth, blau, süſs, sauer,) rein positiv, oder affirmativ; sie stellt daher ihr Object nicht als Merkmal oder Eigenschaft eines Dinges, sondern gerade so dar, wie es bleiben müſste, wenn ihm das Seyn sollte zugeschrieben werden. (Vergl. Hauptpuncte der Metaphysik §. 1.)

Auf den gegenseitigen Hemmungen der Vorstellungen unter einander beruhen die Negationen, und die Zweifel, ob auch das Wahrgenommene sey oder nicht sey; endlich die Unterscheidungen der Eigenschaften, denen nur ein inhärentes Seyn, und eben darum kein wahres Seyn zugeschrieben wird, von den Sachen, in welche die Realität der Eigenschaften (des ersten Positiven) zurück verlegt wird.

Die Wanderung der Realität aus den Eigenschaften in die Sachen ist nur der erste Schritt zu einer weiteren Reise. Auf höhern Bildungsstufen entsteht die Frage nach der Einfachheit der Stoffe. Wie vorhin den Eigenschaften die Sachen, so werden jetzt den Sachen die Elemente entgegengesetzt; diese sind nun das wahre Reale; von ihnen haben die Sachen eine geliehene Realität, nicht anders als vorhin die Eigenschaften von den Sachen.

Die Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde, — müssen sich weiterhin die Versuche des Chemikers gefallen lassen. Nun werden Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, das Reale; hingegen Wasser und Luft, vorhin

Elemente, haben nur noch eine geliehene, das heiſst, keine wahre Realität. Jedoch auch hiebey bleibt es nicht, sondern:

Der Idealist findet, daſs, wie die Eigenschaften, so die Sachen, die Elemente, die Grundstoffe des Chemikers, nur Anschauungen und Gedanken sind. Dahinter ist das Ich, welches dem Nicht-Ich Realität leiht.

Aber auch der Idealismus wird widerlegt; einfache Wesen, ursprünglich ohne alle Mehrheit von Bestimmungen, treten hervor; auf das Zusammen solcher Wesen, wird jedes Merkmal eines sinnlichen Dinges zurückgeführt.

So wandert der Begriff des Seyn! Er zieht sich immer tiefer hinter das sinnlich Gegebene zurück; und immer weiter wird der Weg von diesem Gegebenen bis zu dem Realen, wovon es getragen, woraus es erklärt wird. — Aber der Begriff des Seyn muſs für jede Bildungsstufe der Erkenntniſs sich irgendwo befinden, weil sonst Alles als Nichts vorgestellt würde.

Wo er sich finde: das ist das Erste, Charakteristische für diese Bildungsstufe in Hinsicht der ihr zugehörigen Auffassung der Welt.

Hiernach richtet sich insbesondere der Begriff der Substanz. Da nun der erste von den zuvor bemerkten Schritten bey allen Menschen wirklich vorkommt: so gelten dem gemeinen Verstande die Sachen für das Seyende, und der Name Realität stammt her von *res.* Die Sachen sind, psychologisch betrachtet, Complexionen von Merkmalen; diesen wird unmittelbar das Seyn zugeschrieben. Es ist also die erste, gewöhnlichste Täuschung in der Auffassung der Welt, Aggregate sinnlicher Merkmale ohne Frage nach dem Princip ihrer Einheit, für wahre Einheiten, und diese eingebildeten, durch gar Nichts (auſser durch einen psychologischen Mechanismus) verknüpften Einheiten, für *real* zu halten; während man sie bey einer genauern Untersuchung *nicht* *einmal denkbar* findet, indem ein Vieles, das sich ohne alles Band bloſs beysammen findet, nicht Eins seyn kann.

Wenn aber weiterhin, vermöge der Urtheile, den eingebildeten Einheiten ein Prädicat nach dem andern einzeln beygelegt wird: so lösen sich die Einheiten auf in lauter Prädicate; und es entdeckt sich, daſs nun für die sämmtlichen Prädicate gar kein Subject da ist. Jetzt folgt die zweyte Täuschung; die Stelle des Subjects, dergleichen der Prädicate wegen nicht wohl zu entbehren ist, wird ausgefüllt durch ein unbekanntes Substrat, (wie bey Locke, §. 139.) das gleichwohl nicht als schlechthin einfach, (wie ein wahres Wesen), sondern entweder räumlich bestimmt, (als ein Atom,) oder als Besitzer von allerley Kräften und Thätigkeiten, (wovon die Leibnitzischen Monaden ein Beyspiel geben) gedacht wird; und das von hier aus zu gar mancherley vielgestaltigen Irrthümern Gelegenheit bietet.

Zu den ärgsten unter diesen Irrthümern gehört einer, der als Verbesserung auftritt. Der Begriff des unbekannten Substrats sey im Grunde gänzlich leer; man könne ihn entbehren, indem man die daran geknüpften Kräfte und Thätigkeiten (bey deren Inhärenz in dem Stoffe sich freylich nichts denken läſst) selbst als das wahre Reale ansehn. — Dadurch verwandelt sich das Reale nun gar in ein Relatives, das Schlechthin gesetzte in ein Bedingtes; denn Thätigkeiten sind nichts ohne, von ihnen zu unterscheidende, Producte, und Kräfte nichts ohne leidende Objecte. Sollen die Kräfte nicht nach auſsen gehn, so kommen, als Extreme von Ungereimtheit, jene Wirbel zum Vorschein, worin sich die *caussa sui* mit dem *effectus sui* herumdreht.

Die letzterwähnten Irrthümer können wir jedoch hier nicht weiter verfolgen; wir müſsten sonst die Kritik der Systeme einzelner Philosophen vornehmen, welches uns viel zu weit über unser Ziel hinausführen würde. Es kommt hier nur darauf an, psychologisch zu erklären, wie derjenige Begriff der Substanz entspringe, und im Denken erzeugt werde, der allgemein einem Jeden vorschwebt, sobald es ihm einfällt, die Substanz eines Dinges von dessen Beschaffenheiten zu unterscheiden. Und diese Erklärung ist schon geleistet. Die Erzeugung des Begriffs der Substanz geschieht, wie gesagt, durch diejenigen *Urtheile,* in welchen die sämmtlichen Prädicate, einzeln genommen, den Sachen beygelegt werden. Auf welche Weise sich dergleichen Urtheile, nicht etwan alle auf einmal, sondern eins nach dem andern bey vorkommenden Gelegenheiten, entwickeln, ist im §. 123. gewiesen worden. Es müssen nun allmählig alle diejenigen Urtheile sich ansammeln, und zugleich ins Bewuſstseyn treten, wodurch einer Sache ihre verschiedene Merkmale einzeln genommen sind beygelegt worden. Alsdann ergiebt sich zuvörderst eine Gleichung, oder, wenn man will, eine Definition für diese Sache; sie ist = allen ihren Merkmalen.

Nun aber macht sich der Gegensatz fühlbar zwischen der Einheit der Sache und der Vielheit der Merkmale. Die Gleichung kann also nicht bestehen. Und die vorigen Urtheile würden sämmtlich ungereimt werden, wenn sie bestünde. Die Sache heiſse A: ihre Merkmale seyen a, b, c, d, e. Wäre nun $A=a+b+c+d+e$, so würde der Satz, A ist a, A ist b, u. s. w. sich in die falsche Gleichung verwandelt haben: $a=a+b+c+d+e$; oder $b=a+b+c+d+e$, u. s. w. Daher ändert sich nun der Ausdruck in jedem von jenen Urtheilen. Es heiſst nun nicht mehr: A ist a, z. B. der Schnee ist weiſs; sondern A besitzt a, der Schnee besitzt das Kennzeichen oder die Eigenschaft der weiſsen Farbe. Man sagt nicht, die Substanz ist ihr Accidens, sondern, sie hat ein Accidens. Wird dieses durch die sämmtlichen erwähnten Urtheile durchgeführt, so ist A nur noch der Besitzer der sämmtlichen Eigenschaften, es ist nicht mehr durch dieselben zu definiren, sondern es bietet nur für sie den gemeinschaftlichen Anknüpfungspunct dar, es ist ihr Träger, ihr Substrat. Dies heiſst eben so viel, als: der Begriff der Sache verschwindet; der Begriff der Substanz tritt an ihre Stelle. Die Sache glaubte man zu kennen; die Substanz ist unbekannt. Wer noch glaubt, zu wissen was der Schnee ist, wenn er sagt, der Schnee sey weiſs, kalt, locker, u. s. w. oder wer noch meint, die Qualität des Goldes anzugeben, wenn er es als einen gelben, schweren, dehnbaren, feuerbeständigen Körper, u. s. w. beschreibt: der denkt noch das Gold und den Schnee als Sachen, keinesweges als Substanzen. Erst wenn er merkt, daſs diese Dinge nicht die Summen ihrer Eigenschaften, oder rückwärts, daſs die Summen der Eigenschaften nicht die Dinge selbst seyn können: dann verwandeln sich für ihn die Dinge in Substanzen. Daher liegt die Probe davon, daſs man wirklich auf den Begriff der Substanz gekommen sey, wirklich diesen Begriff erzeugt habe, in nichts anderm, als in dem Gefühl der Verlegenheit, welche aus der Frage entstehen muſs: was ist nun die Substanz? Klar wird dieser Begriff erst, indem man den Satz rein ausspricht: die Substanz ist gänzlich unbekannt, indem die Eigenschaften, die ihr anhängen, unmöglich sie selbst seyn können.

Daſs Locke diesen Gedanken bestimmt angiebt, ist oben bemerkt, (§. 139.). Wenn aber andre Metaphysiker von der Substanz andre Erklärungen geben, so liegt es nicht daran, daſs sie den eben entwickelten Begriff nicht hätten, sondern daſs sie ihn überspringen; indem sie ihn weiter erklären oder verarbeiten wollen. Und das ist höchst natürlich. Denn freylich kann die Metaphysik den Begriff nicht so lassen, wie er zuerst ist erzeugt worden. Was sie aber aus ihm machen werde? das ist eine Frage, die in den verschiedenen Systemen eine verschiedene Antwort bekommt, und die nicht hieher gehört.

§. 142.

Indem wir jetzo hinübergehn zu der Untersuchung, wie der Begriff der Causalität, auf Veranlassung des sinnlich-Gegebenen, ursprünglich erzeugt werde: dürften wir wohl wünschen, daſs uns hier eine eben so deutliche und nachdrückliche Hinweisung auf den Hauptpunct, möchte zu Hülfe kommen, wie jene von Locke, in Ansehung des Begriffs von der Substanz. Allein schwerlich wird eine solche in den berühmten Werken unserer Vorgänger zu finden seyn. Zwar deutet auch diesmal Locke auf die rechte Stelle; man vergleiche Capitel 26. des zweyten Buchs. Allein er ist hier nicht ausführlich; und am wenigsten scheint er geahndet zu haben, wie weit sich seine Nachfolger vom rechten Wege entfernen würden.

Unter diesen wird man hier zuerst und vorzugsweise an einen Schriftsteller denken, dessen ich bisher nicht erwähnt habe, und dem ich in der That, so geistreich er seine Leser zu unterhalten weiſs, doch kein groſses Gewicht beylegen kann. Ich meine den berühmten David Hume; durch dessen Untersuchungen, besonders über den Causal-Begriff, Kant so lebhaft angeregt wurde. Mit Vergnügen zolle ich bey dieser Gelegenheit unserm Kant den Tribut der aufrichtigen Dankbarkeit; denn wenn Hume auf mich äuſserst wenig Wirkung macht, so suche ich den Grund davon einzig darin, daſs gerade Kant, ungeachtet seiner Fehlgriffe eben in dem Puncte, worüber er wider Humen streitet, doch im Ganzen genommen für uns Deutschen eine kräftigere Gymnastik des Geistes bereitet hat, als diejenige war, mit welcher Er sich behelfen muſste. —

Hume beginnt seine ganze Lehre mit der Unterscheidung der Eindrücke und der Begriffe; er behauptet, die letztern seyen lediglich Copieen der ersteren *). Dies ist ein bloſser Einfall; noch dazu ein unglücklicher Einfall; endlich ein so wenig überlegter Einfall, daſs eine,

---

*) Hume über die menschliche Natur, übersetzt von Jakob. S. 25.

gleich anzugebende, leichte Folgerung, die sich hätte daraus ziehen lassen, und die auf den rechten Weg hätte führen können, ihm nicht einmal in den Sinn kommt. Die Art, wie er seinen Satz zu beweisen unternimmt, ist im geringsten nicht skeptisch, wohl aber so leichtsinnig als möglich; Leibnitz würde dazu gelächelt haben. Er schiebt nämlich dem Gegner den Beweis zu, daſs nicht jeder Begriff, den wir untersuchen, von gleichartigen Eindrücken die Copie, oder aus solchen Copieen zusammengesetzt sey. Man kann ihm sogleich damit dienen, indem man ihm nur das zunächstliegende, den wahren metaphysischen Begriff der Substanz und Kraft, entgegenhält; welcher, gleichviel ob wahr oder falsch, doch wenigstens vorhanden ist. Weiter beruft er sich auf die Unmöglichkeit, daſs der Blinde von den Farben, der Taube von Tönen einen Begriff habe; es versteht sich aber von selbst, daſs von solchen Begriffen, deren unmittelbarer Gegenstand die Empfindung ist, hier nicht geredet wird. Dabey verwechselt er noch obendrein die Stärke einer Vorstellung mit ihrer ungehemmten Klarheit, indem er behauptet, die abgezogenen Begriffe seyen schwach und dunkel; die Empfindungen stark und lebhaft. Nichts weniger! Die Begriffe sind in der Regel stark, obgleich dunkler, die Empfindung verhältniſsmäſsig schwach, obgleich lebhaft. Der arge Empirismus, in welchen er nun verfallen muſs, indem er jedem Begriffe die Gültigkeit bestreitet, dessen entsprechende Impression nicht kann aufgewiesen werden, ist das gröſste Unglück, was einem Denker als solchem begegnen kann, indem es ihn um den besten Gewinn bringt, der durchs Denken mag erworben werden, und der eben hauptsächlich in den neuen Gedanken besteht, welche, allen Impressionen unähnlich, gerade nur Producte des Denkens sind. Wenn aber endlich Hume uns sagt, es gebe zweyerley Impressionen, theils solche die aus der Empfindung, theils solche die von den ins Bewuſstseyn zurückkehrenden Begriffen herrühren: so ist beynahe unbegreiflich, daſs seinem ersten Einfalle nicht ein zweyter nachfolgte, der sich sogleich darbietet. Dieser nämlich, daſs, wenn einmal die rückkehrenden Begriffe eine Quelle von neuen Impressionen sind, sie wohl auch eben so gut neue Begriffe erzeugen könnten. Durch diesen einfachen Gedanken wäre Hume aus dem Gefängnisse erlös't gewesen, in das er sich selbst sehr unnöthiger Weise eingesperrt hatte. Er dürfte nur den Bedingungen und Umständen nachgespürt haben, unter denen sich aus frühern Begriffen andere und neue entwickeln; alsdann würden ihm diese neuen Begriffe keinesweges verdächtig geworden seyn, gesetzt auch, daſs sie als Copieen der ersten Impressionen sich nimmermehr betrachten lieſsen.

Was nun insbesondere die Untersuchung über den Causalbegriff anlangt: so verdirbt sich Hume dieselbe durch die Art, wie er sie angreift. Er räumt gleich Anfangs der Ursache eine Priorität in der Zeit vor der Wirkung ein; — weil sonst alle Succession vernichtet würde. Gerade das Gegentheil! Es ist eine groſse, höchst wichtige metaphysische Wahrheit, daſs die Succession der Begebenheiten ganz und gar nicht in der Causalität liegt, durch die sie geschehen; man muſs die Succession aus einem ganz andern Grunde erklären. (S. Hauptpuncte der Metaphysik §. 9.). Hume hat hier die richtige Consequenz gesehen; daſs, wenn die Ursache mit der Wirkung zugleich sey, alsdann aus dem Causalverhältniſs der Zeitverlauf der Begebenheiten sich nicht erklären lasse; er hatte nur Unrecht, sich vor dieser Folgerung zu scheuen. Uebrigens konnte der allerpopulärste Begriff der Ursachen und Wirkungen ihm sagen, daſs die vollständige Ursache mit ihrer Wirkung nothwendig streng gleichzeitig seyn müsse, denn eine Ursache ohne Wirkung ist ungereimt; und eine Ursache, die noch nicht wirkt, ist so lange ungereimt, wie lange sie ihr Wirken aufschiebt. Weiter hin überlegt er, aus welchem Grunde man sage, es sey nothwendig, daſs jedes Ding, dessen Existenz einen Anfang hat, auch eine

Ursache haben müsse? — Hierin liegt, auſs gelindest gesagt, eine gefährliche Zweydeutigkeit des Ausdrucks Soll das Wort Existenz soviel bedeuten als reine Seyn, so ist die Frage verschroben, und die drey Begriffe des Seyn, des Anfangs, also der Zeit, und de Causalbegriff, sind allzumal durch ihre verkehrte Zusammensetzung verdorben. (Man kann hier den zweyten und dritten Abschnitt des vierten Theils in meinem Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie vergleichen.) Soll hingegen die Frage einen richtigen Sinn haben, so muſs man eine solche Existenz verstehen, die wirklich anfangen könne, also nach Römischem Sinne des Worts *exiſtere*, ein hervortretendes Accidens an irgend einer Substanz, denn nur das Accidens fällt in die Zeit, nicht aber die Substanz. Dafür nun wird sich in der That der Grund angeben lassen, weshalb wir schon im gemeinen Leben sagen, das Accidens erfordere zu seinem Hervortreten eine Ursache; und wir werden gleich mit Mehrerem darauf kommen. Hier aber merke man zuvörderst, wie leicht es geschehe, daſs die falsche Stellung der Frage, die ganze Untersuchung verderbe. Veränderungen sind es, und sie ganz allein, denen Ursachen zugehören. Wer den Begriff des Seyn gehörig erwogen hat, wird nimmermehr dafür eine Ursache verlangen; obgleich auch Leibnitz irgendwo nach einem zureichenden Grunde fragt, warum vielmehr etwas sey als nichts sey. Weiter kann ich mich auf diesen rein metaphysischen Gegenstand hier nicht einlassen.

Hume behauptet nun weiter, die Begriffe der Ursache und Wirkung seyen verschieden; darum seyen sie trennbar. Er fügt ausdrücklich den Obersatz seines Syllogismus hinzu: Alle verschiedenen Begriffe lassen sich trennen. Dieser Obersatz ist so offenbar falsch, daſs man sich fast schämen muſs, ihn zu widerlegen. Kannte denn Hume nicht das erste, merkwürdigste, aller Speculation zum Grunde liegende Factum, daſs es Begriffe giebt, die verschieden sind, und sich dennoch auf einander beziehen, oder in einer nothwendigen Verknüpfung stehn? So die drey gegebenen Stücke eines Dreyecks mit den drey zu suchenden; so die Basis eines Logarithmensystems und der Modulus; — doch ich habe schon in den §§. 11. und 12. Beyspiele angeführt, wenn dergleichen überall nöthig sind.

Hiemit jedoch ist im gegenwärtigen Falle so gar Nichts gewonnen, daſs die Frage überall nicht hätte angeregt werden sollen. Darauf kommt es an, ob eine jede Veränderung müsse betrachtet werden als eine Wirkung; ist dies, so versteht sich, daſs sie auch eine Ursach habe.

Die Beziehung nun zwischen dem Begriff der Veränderung und dem der Wirkung, vermittelst des letztern aber auf den der Ursache, — diese ists, die Hume nicht zu finden weiſs; und die allerdings muſs nachgewiesen werden, wenn der Gegenstand soll aufgeklärt werden. Mit seinem Nicht-zu-finden-wissen aber vermengt Hume noch einen, ganz heterogenen Gedanken; diesen, daſs es kein einziges Object gebe, welches die Existenz eines andern in sich schlieſse; was so viel heiſst, als, wir können es keinem Dinge ansehen, oder aus unserer Kenntniſs seiner eigenen Natur schlieſsen, daſs es auſser sich selbst, in einem andern, leidenden Objecte eine Veränderung hervorbringen werde.

Und dies letztere ist denn der Gedanke, welcher bey Kant sich wiederhohlt findet; „es ist gar nicht „abzusehen, wie darum, weil Etwas ist, etwas „anderes nothwendigerweise auch seyn müsse;“ (Kants Prolegomena S. 8.) Eine groſse Wahrheit; die leider! abermals über den eigentlichen Fragepunct gar nichts entscheidet. Denn die Frage war nicht, ob wir, ausgehend von dem Dinge, das man Ursache nennt, ihm die Nothwendigkeit seines Wirkens anmerken könne, sondern umgekehrt, ob wir, ausgehend von der Veränderung, sie nothwendig als ein Bewirktes ansehen müssen.

Wenn jetzo **Hume** sich an die Erfahrung wendet, so thut er es wiederum auf eine Weise, wobey er die Winke, welche diese groſse Lehrerin ihm giebt, nicht einmal gehörig benutzt. Die Erfahrung sagt nicht bloſs, daſs wir einmal wahrgenommene Folgen von Begebenheiten associiren, und durch wiederhohlte Wahrnehmung ähnlicher Fälle einprägen: sondern sie lehrt auch, daſs Naturforscher, welche die Unsicherheit solcher Erwartungen gar wohl kennen, und deshalb auch in der Angabe bestimmter Ursachen zu bestimmten Wirkungen sehr behutsam verfahren, dennoch mit gröſster Vestigkeit irgend eine Ursache da voraussetzen, wo sie gegen jede Association der Einbildung sich stemmen, oder auch, wo sie in der Beobachtung noch gar nichts finden, das sie für die Ursache zu halten sich bewogen fänden. Diese entschiedene Voraussetzung einer, wiewohl unbekannten Ursache, als ein psychologisches Phänomen betrachtet, kann aus bloſser Gewohnheit, wie **Hume** will, auf keine Weise erklärt werden. Hier ist die Kantische Lehre mehr befriedigend; indem eine ursprüngliche Denkform angenommen wird; — die jedoch, als bloſse Regel der Zeitfolge, den Causalbegriff nicht erschöpfend erklärt, und wobey immer noch die Hauptsachen verfehlt werden, theils in der metaphysischen Theorie der Causalität, theils, was uns hier angeht, in der Nachweisung des psychologischen Ursprungs jenes Begriffs.

Das Gegentheil einer jeden Beziehung, oder eines jeden nothwendigen Zusammenhanges, einer jeden Synthesis *a priori* zwischen zwey Begriffen, — ist der Widerspruch, welcher entstehn muſs, indem Eins, das ohne ein Anderes nicht gedacht werden kann, dennoch ohne dies Andere gedacht wird. Auf diesen Widerspruch müssen wir auch im gegenwärtigen Falle unsere Aufmerksamkeit richten.

Man denke sich die Veränderung ohne Ursache. Sogleich wird der Gedanke entstehn, daſs die Veränderung

rung hätte unterbleiben sollen, ja daſs sie würde unterblieben seyn, und dagegen das jetzo veränderte Ding in seinem vorigen Zustande würde beharret haben. Wenn die anziehende Kraft der Sonne wegfiele, sagt der Astronom, so würde jeder Planet die Richtung seiner Bahn, die er einmal hat, behalten; er würde in dem Augenblicke, da die Sonne aufhörte in ihn zu wirken, nach der Tangente seiner Bahn fortgehn. — Gleichwohl krümmt sich die Bahn des Planeten. Geschieht dies ohne Ursache: so liegt der Widerspruch vor Augen, daſs, obgleich er seine vorige Bewegung noch hat, diese doch der Richtung nach nicht mehr dieselbe ist wie zuvor. Eben diesen Widerspruch ergeben alle Veränderungen ohne Ursachen. Das Veränderte soll noch dasselbe, und auch nicht dasselbe seyn wie zuvor! — Und der Widerspruch kann nur gelöst werden, indem man sich weigert, die Veränderung als etwas der eigenen Natur des veränderten Gegenstandes angehöriges zu betrachten; indem man sie vielmehr als etwas Fremdes, von auſsen eingedrungenes bezeichnet; das also auf das Aeuſsere, auf die stets begleitenden Umstände müsse geschoben werden.

Hier finde ich mich wieder bey der schon im §. 35. und anderwärts gegebenen Erläuterung. Um diese hier im psychologischen Sinne zu vollenden, also, um nachzuweisen, wie der *gemeine* Verstand sich den Causalbegriff denke, und wieweit er damit komme, welche Schwierigkeiten er eben dadurch für die Metaphysik zurücklasse: muſs ich zuerst wieder an die Begriffe von Sachen und von Substanzen erinnern. (§. 118. 139—141.) Dabey nun werde ich allerdings zum Theil auf Humes Weg kommen; denn in welchem unvollkommenen, schlechten, der Wissenschaft unerträglichen Zustande sich gemeinhin und groſsentheils der Begriff der Ursache in den Köpfen der Menschen wirklich befinde, das hat Hume nur gar zu treffend nachgewiesen.

Sowohl das Veränderte als das Verändernde wird ursprünglich als eine Sache aufgefaſst. Dennoch als eine

Complexion von Merkmalen. Die Veränderung besteht darin, daſs aus der Complexion ein Merkmal (wo nicht mehrere) entweicht, ein entgegengesetztes an die Stelle tritt. Wegen der übrigen, beharrenden Merkmale wird dennoch die Sache für dieselbe gehalten wie zuvor. Während nun das neue Merkmal als ein Fremdes, von auſsen eingedrungenes angesehen wird; (denn die alte Vorstellung der Sache, wie sie war, und die neue, wie sie nach der Veränderung ist, hemmen und drängen einander): schreibt man ihm gleichwohl kein selbstständiges Daseyn zu; indem man im Allgemeinen schon gewohnt ist, ein solches Merkmal als etwas inhärirendes zu betrachten; oder indem es vielleicht gar nicht einmal möglich ist, ihm Selbstständigkeit beyzulegen. Hat sich z. B. die Farbe, oder die Härte geändert, so ist man aus der Kenntniſs der sinnlichen Dinge schon geübt, dergleichen bloſs als Eigenschaft irgend einer Sache zu betrachten; ändert sich aber die Richtung eines bewegten Körpers, so läſst sich die neue Richtung, da sie eine bloſse Raumbestimmung ist, überall nicht für sich allein denken. Demnach ist ein Bedürfniſs vorhanden, das in der Veränderung hervorgegangene Merkmal an etwas Selbstständiges, an eine Sache bequemer als vorhin anzulehnen. Dies geschieht wirklich, sobald neben dem Veränderten jedesmal eine andre, hinzugetretene Sache beobachtet wird; als welche sich nun muſs gefallen lassen, ein Merkmal aufzunehmen, das zwar mit ihr verknüpft ist, nämlich als Glied einer von ihr ausgehenden Reihe, (wie wenn wir das Bley als schwer und niederdrückend, das Feuer als verzehrend, das Scheidewasser als fressend, den Arsenik als giftig denken;) das jedoch in ihr selbst, die auch eine Complexion von Merkmalen ist, genau genommen nicht angetroffen wird, sondern das vielmehr in jener veränderten Sache, (der verzehrten, zerfressenen, u. s. w.) Platz genommen hat. Auf diese Weise entsteht ein neuer Begriff, der sich an den der Sachen nicht bloſs anhängt, sondern der sich fernern Verbesserungen unterwerfen muſs, so oft der Begriff der Sachen im weitern Nachdenken ein neues Gepräge bekommt. Die Sachen verschwinden; Substanzen treten an ihre Stelle. Diese Substanzen bekommen Kräfte, insofern sie die Träger sind von den neuen Merkmalen anderer Dinge. Wie dergleichen Kräfte ihnen angehören mögen, bleibt fürs erste unbestimmt, und eben so räthselhaft, als wie ihre eignen Accidenzen ihnen inwohnen können; oder, um ein früheres Beyspiel anzuführen, wie einem Leibe die Bilder anderer Dinge und Leiber inwohnen können; (§. 133.). Der Begriff der Kraft aber verhält sich zu dem der Ursache wie der Begriff der Substanzen zu dem der Sachen. Die Ursache ist die Sache, die den Ursprung der Veränderung enthalten soll; ohne alles weitere Kopfbrechen über die Möglichkeit solches Ursprungs. Die Kraft hingegen ist geheimniſsvoll wie die Substanz; sie wird in dem unbekannten Innern der letztern gesucht.

Für das metaphysische Nachdenken aber ist die Ungereimtheit im Begriffe der Kraft auffallender als die im Begriff der Substanz. Denn einer Substanz ihre eigenen Prädicate als inhärirende Bestimmungen, zuzurechnen, und gleichsam das was sie einmal hat, als ihren Besitz anzuerkennen, das scheint minder bedenklich; allein über sie hinausschreitend, ihr ein Prädicat aufzubürden, dessen Spur man auſser ihr selbst, in dem leidenden Gegenstande suchen muſs; und hinwiederum dem letzteren ein Vermögen zu leiden beyzufügen, das heiſst, eine Möglichkeit, in einer gewissen Rücksicht das Gegentheil dessen zu seyn was er ist: eine solche Anmuthung fällt wohl selbst denjenigen beschwerlich, die in Hinsicht der Substanz mit den gemeinen Begriffen zufrieden sind; und es sogar übel nehmen, wenn man sie auf diesem Ruhekissen nicht will schlummern lassen.

Die allgemein-metaphysischen Untersuchungen über Substanz und Kraft gehören nicht hieher. Aber aufhellen müssen wir noch den psychologischen Grund des

Vorurtheils, die Ursache sey der Zeit nach vor der Wirkung. Man bemerke die doppelte Zurechnung, (wenn der Ausdruck erlaubt ist), vermöge deren das neue, in der Veränderung hervorgetretene Merkmal theils auf die Sache die sich verändert, theils auf die Ursache bezogen wird. Nach geschehener Veränderung liegt unstreitig das neue Merkmal in derjenigen Complexion von Merkmalen, welche für die veränderte Sache gehalten wird. Aber aus dieser, der längst wohlbekannten, wie sie früher war, wird es verwiesen; es wird zurückgeschoben an die Ursache, deren wahres Eigenthum es seyn soll. Gleichwohl wenn man die Ursache als eine Sache für sich betrachtet, befindet es sich nicht unter ihren Merkmalen; vielmehr, der Augenschein dringt darauf, das neue Merkmal sey jetzo eine Eigenschaft jener Sache, die nun einmal die Veränderung erlitten hat. Was für ein Begriff kann sich daraus erzeugen? Kein anderer als dieser: in der vorigen Zeit, als noch das veränderte Ding sich in seiner wahren Natur zeigte, müsse das ihm neuerlich aufgedrungene Merkmal verborgen gelegen haben in der Ursache; aus dieser und von dieser sey es gekommen; und herübergewandert an den unrechten Ort, wo es sich jetzo befinde. So verborgen denkt man sich den Tod im Arsenik; die Gesundheit in der Arzney; als etwas, das im Begriff ist, daraus hervorzutreten; als eine von da ausgehende Reihe. So mufs denn die Ursache, die da Schuld ist an der Veränderung, schon vorher existirt haben; und wer weifs, wie lange sie diese Schuld schon in ihrem Herzen getragen hat! Denn dafs die Ursache sich selbst in einer Veränderung zeige, indem sie wirke; dafs diese Veränderung abermals eine Ursache erfordere, und so fort, dies ist eine spätere Bemerkung, welche sogleich in metaphysische Speculation übergeht, und der frühern Vorstellungsart, die wir so eben erläuterten, den Umsturz bereitet.

Anmerkung.

Kants Lehre von der Causalität, — obgleich auf der Kehrseite der sogenannten kritischen Philosophie der allerdunkelste Flecken, — möchte dennoch, wie so Manches, vor mir in gutem Frieden ruhen: wenn nicht dieser Irrthum in der ungeheuersten Uebertreibung noch heute verderblich fortwirkte. Der Punct, den ich vorzugsweise im Auge habe, ist die vorgebliche Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Diese hat unsre Zeit in den Spinozismus zurückgestürzt, gegen welchen die heutigen Kantianer einen ganz unnützen Streit führen, so lange sie selbst die Fesseln einer Lehrmeinung tragen, die, speculativ betrachtet, durchaus grundlos und gehaltlos ist. Was für Früchte dieselbe den heutigen Magnetiseurs gebracht habe, die hoffentlich nächstens durch ihren berühmten starken Willen den Sirius an die Stelle unserer Sonne zaubern werden! — das weiſs Jedermann. — Und wenn die heutigen Schulen bemerken, daſs sie es eigentlich sind, die ich hier indirect zu bestreiten im Begriff stehe, indem ich eine der ältesten Wurzeln ihres Irrthums bloſs lege: so mögen sie sich nur nicht über den Vorzug wundern, welchen ich hier dem indirecten Angriff vor dem directen einräume. Selbst unter dem Unrichtigen und Verfehlten giebt es eine Wahl; das Ursprüngliche ist merkwürdiger als das Abgeleitete, und mit dem Verständigsten mag ich mich am liebsten beschäfftigen.

Der allgemeinste Fehler Kants in der Lehre von der Causalität ist das, worauf er sich am meisten zu Gute thut; die Meinung, eine eigentlich und wahrhaft metaphysische Untersuchung über den ächten Sinn und Grund des Causalbegriffs, ganz beseitigt; und an deren Stelle eine, für sich allein zureichende Nachfrage darüber angestellt zu haben, wie wir in der Mitte unserer Erfahrung und Physik dazu kommen, den genannten Begriff anzuwenden. — Beydes war nöthig, sowohl diese psychologische, als jene metaphysische Untersuchung;

keine vermag an der Stelle der andern auch nur das Geringste zu leisten; hier so wenig, als in der Lehre von Raum, Zeit, und Substanz. Beydes muſs streng geschieden werden; denn jedes ist dem andern nur wenig ähnlich.

Es giebt Stellen in Menge bey Kant, die es verrathen, daſs er sich von einer Forderung gedrückt fühlte, welche anzuerkennen er sich gewaltsam sträubte. Z. B. in den Prolegomenen §. 27.; wo er von Humes Zweifeln spricht, und hinzusetzt: „wir sehen eben so wenig den Begriff der Subsistenz ein, ja wir können uns keinen Begriff von der Möglichkeit eines solchen Dinges, (einer Substanz) machen und eben diese Unbegreiflichkeit trifft auch die Gemeinschaft der Dinge, indem gar nicht einzusehn ist, wie aus dem Zustande eines Dinges eine Folge auf den Zustand ganz anderer Dinge auſser ihm, und so wechselseitig, könne gezogen werden, und wie Substanzen, deren jede doch ihre eigene abgesonderte Existenz hat, von einander, und zwar nothwendig, abhängen sollen.“ Oder noch viel stärker in der Vernunftkritik, in der Anmerkung zum Systeme der Grundsätze, S. 291. „Veränderung ist Verbindung contradictorisch einander entgegengesetzter Bestimmungen im Daseyn eines und desselben Dinges. *Wie es nun möglich ist, daſs aus einem gegebenen Zustande ein ihm entgegengesetzter desselben Dinges folge, kann nicht allein keine Vernunft sich ohne Beyspiel begreiflich, sondern nicht einmal ohne Anschauung verständlich machen;* und diese Anschauung ist — die der Bewegung eines Puncts im Raume“!!!

Also ein Beyspiel besitzt die ungeheure Kraft, das Unbegreifliche begreiflich, eine Anschauung, das Unverständliche verständlich zu machen! Und dieses Beyspiel ist die Bewegung im Raume; welche, wenn auch nicht der Eleatische Zeno ihre Ungereimtheit deutlich genug gezeigt hätte, doch hier ein ganz und gar untaugliches, unpassendes Beyspiel deshalb seyn würde, weil sie den eigentlichen Unsinn im Begriff der Veränderung gar nicht berührt. Denn die Bewegung läſst das, *Was* der bewegte Körper ist, völlig unangetastet; er ist an allen Orten seiner Bahn vollkommen sich selbst gleich; er ist und bleibt Eisen, oder Holz, oder Wasser, oder Luft, oder was er sonst seyn möge. Die Bewegung beunruhigt bloſs unsre Zusammenfassung dieses Körpers mit den andern, welchen gegenüber wir ihn im Raume anschaueten; und wir müſsten wirklich erst durch jene vorgebliche Gemeinschaft der Dinge im Raume, verblendet seyn, wenn wir nicht uns besinnen sollten, daſs die bloſs räumliche Gegenüberstellung nur unsre Vorstellung von den Dingen, in welcher ganz allein sie zusammen kommen, nicht aber die Dinge selbst angeht.

Als Kant die vorstehenden Stellen niederschrieb, hätte die mindeste Regung eines fortschreitenden Denkens ihn auf den Punct führen müssen, wo die wahre Metaphysik beginnt. Seine Klage über die Unbegreiflichkeiten, in deren Labyrinth ihn seine sogenannten synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes — der seine Grundsätze selbst nicht versteht, mit jedem Schritte tiefer hinein führten, ist wirklich, mit ganz geringer Veränderung der Worte, die deutliche Nachweisung des Widersprechenden in der Erfahrung; um derentwillen weder sie, die Erfahrung, eine Erkenntniſs ist, noch jene Grundsätze des Verstandes irgend einen Sinn haben, wenn nicht die Metaphysik sie zu dem macht, was sie seyn sollen.

Und was ist denn das, wodurch Kant sich abhalten lieſs, eine so leichte Fortschreitung des Denkens zu machen? Was ists, das seinem Vortrage den Beyfall der Leser auch bey solchen Behauptungen verschafft, worin die offenbare Weigerung liegt, diejenigen Gedanken rein aus zu denken, mit denen er sich und uns beschäfftigt? Was ists, das er Humen entgegensetzt, diesem von ihm selbst hoch erhobenen Skeptiker, den durch Berufung auf den gemeinen Menschenverstand zurückgewiesen zu haben, er dem Reid, Oswald, Beattie, Priestley, zum groſsen Vorwurfe anrechnet?

Offen will ich es aussprechen. Es ist — der gesunde Menschenverstand, und nichts weiter. Dieser soll nicht um seine Erfahrung kommen, an welcher zu zweifeln er nicht erträgt.

Daſs die Erfahrung objective Gültigkeit habe, die in sich eine absolute Vestigkeit besitze, und über den Rang einer allgemeinen, gleichförmigen Gewöhnung der Menschen sich weit erhebe: behauptete Kant, und leugnete Hume. Stark und groſs, — gröſser als er war, würde der letztere erschienen seyn, hätte er Gelegenheit gehabt, die kaum verhüllte *petitio principii,* die ihm Kant entgegensetzte, selbst aufzudecken.

Aber welchen Zorn wird diese meine Behauptung noch heute aufregen! — Ich muſs wohl bitten, mir gelassen zuzuhören. Was ich hier sage, ist gar nicht neu. Zufällig geräth mir ein älteres Buch in die Hände, welches mir bequeme Gelegenheit giebt, einen Theil meines jetzigen Vortrags daran zu knüpfen.

Das Buch, was vor mir liegt, hat folgenden Titel: Grundriſs der allgemeinen Logik, und kritische Anfangsgründe zu einer allgemeinen Metaphysik von L. H. Jakob, Prof. der Philosoph. zu Halle. 1788.

Darin steht S. 135., folgende Anmerkung:

„Ich glaube, daſs hier der rechte Ort sey, einer Schwierigkeit zu begegnen, die wichtig ist, und welche Herr Mag. Schmid schon (Kritik der r. V. 1786. S. 220. etc.) berührt hat. Sie lautet nämlich in ihrer ganzen Stärke *sol* „Wer weiſs, ob es überall nothwendig ist,
‚daſs Erscheinungen durch den Verstand ver-
„knüpft werden sollen? Erscheinungen können ja
„wohl auch ganz andern Gesetzen unterworfen seyn,
„als Verstandesgesetzen. Es könnte seyn, daſs die
„Uebereinstimmung der Natur mit einigen Verstan-

„desgesetzen ein bloſser Zufall wäre. Der Verstand „würde dann gar nichts von der Natur fordern können, sondern alles von ihr erwarten müssen. Viele „Erscheinungen sind vielleicht bloſs um der Sinnlichkeit willen, und sollen gar nicht durch den Verstand „verknüpft werden." Diesen mir äuſserst wichtig scheinenden Zweifel, der mir gleich beym ersten Lesen der Kantischen Kritik aufgestoſsen ist, und den vielleicht alle beträchtlichen Einwürfe gegen die Gesetze *a priori*, zum geheimen Grunde haben, habe ich versucht, auf folgende Art zu heben: — da die Dinge Erscheinungen sind, so hält man den Verstand für berechtigt, einige Anforderungen an die Gegenstände zu machen, nämlich solche, die in der Natur der Sinnlichkeit gegründet sind. Daher wird auch gegen den Grundsatz der Quantität und der Qualität kein Einwurf vernommen. Wenn nun der Verstand ein von der Sinnlichkeit isolirtes Ding wäre, so würde dieser den Erscheinungen keine Gesetze auflegen können. Da aber Verstand und Sinnlichkeit in einem Subjecte angetroffen werden, und zu einem Zwecke, der Erkenntniſs, vereinigt sind: so können sich ihre Gesetze unmöglich widerstreiten, weil dadurch ihre Vereinigung selbst aufgehoben würde. Der Verstand aber kann sich gar nicht anders wirksam beweisen, als durch Verknüpfung der Erscheinungen. Es wird entweder der ganze Verstandesgebrauch zerrüttet, alle Harmonie zwischen Sinnlichkeit, Verstand und Gegenständen gestört, oder die Erscheinungen müssen auch selbst unter sich den Gesetzen unseres Verstandes gemäſs verknüpft seyn." U. s. w.

Diese Stelle ist aus einem Zeitalter, das noch nicht so dreist war, Kant besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand. Die Forderung, Erkenntniſs einer gesetzmäſsigen Erscheinungswelt soll und muſs in der Erfahrung liegen, galt damals, und zwar mit Recht, für die Grund-Voraussetzung der Kantischen Lehre. Hätte Hume diese Geſetzmäſsigkeit eingeräumt, so würde ihm wahrscheinlich niemals eingefallen seyn, das Causal-Princip als ein Werk der Gewöhnung darzustellen; denn das Gewohnte läſst sich abgewöhnen; und die Nachweisung eines Irrthums in der angenommenen Vorstellungsart ist unmittelbar die Aufforderung, man solle sich ihrer entwöhnen; oder wenigstens die Möglichkeit solcher Entwöhnung eingestehen.

Mir aber giebt die vorstehende Beantwortung jenes Einwurfs, (der sich wohl besser ausführen, aber nicht beantworten läſst,) sogleich Gelegenheit, die vermeintlich sichern Grundsätze der Quantität und Qualität auch noch in Anspruch zu nehmen. Es sind die bekannten Sätze: alles räumlich Angeschaute ist eine extensive Gröſse; und, alles Empfundene hat eine intensive Gröſse. Der erste Satz ist factisch falsch bey den Fixsternen; denn diese sind für unsern Sinn durchaus nichts mehr als mathematische Puncte; indem sie gerade eben so erscheinen, wie es geschehen würde, wenn ihr Durchmesser abnähme, und die Intensität des Lichts dagegen wüchse. Der zweyte Satz ist in so fern metaphysisch unrichtig, als die totale Selbsterhaltung der Seele, wovon jede graduelle Sinnes-Empfindung nur ein Bruch ist, selbst, an sich, gar keine Gröſse hat; so wenig wie die Seele die sich erhält. (Für uns aber sind solche Empfindungen, die für total gelten können, allemal mit heftigen Reizungen des Organs verknüpft; wodurch die Empfindung mit einem Schmerze gemischt wird, der sich davon nicht trennen läſst; wie wenn wir in die Mittagssonne schauen, eine heftige, betäubende Explosion hören, u. d. gl.) Man berufe sich also nur nicht zuversichtlich auf jene Grundsätze, die vielmehr eine sehr mangelhafte Kenntniſs der Bedingungen beweisen, unter welchen sich die sinnlichen Empfindungen erzeugen.

Daſs übrigens Verstand und Sinnlichkeit zu einem Zwecke vereinigt wären, wird die heutige Welt schwerlich bereitwilliger einräumen, als ich einräume, daſs man die Möglichkeit einer Erfahrung postulire, deren Ungereimtheit ich gezeigt habe; und deren Ungereimtheit Kant selbst in den vorhin von ihm angeführten, und ähnlichen Stellen, wider seinen Willen verräth. Aber man sieht aus dieser zu Hülfe gerufenen, postulirten Zweckmäſsigkeit gar leicht das richtige Gefühl hervorblicken, daſs, ohne sie, die objective Bevestigung der Erfahrung durch den Verstand, sehr zweifelhaft sey.

Bey dem Allen nun darf nie vergessen werden, daſs ich den Zwang, welchen uns die Erfahrung anthut, nicht ableugne, vielmehr selbst zum Princip meiner Untersuchungen gemacht habe. Wir können die Empfindung nicht aufheben; wir können die Complexionen und Reihen, worin sie sich giebt, nicht abändern; wir können nicht rückwärts, aber wir müssen vorwärts; und hinaus über die gemeinen Erfahrungsbegriffe des sogenannten gesunden Menschenverstandes; der nichts anderes ist als ein nur kaum angefangenes Denken.

Was wollte aber Kant, was will seine Schule mit der ewig wiederhohlten Entschuldigung: wir reden nicht von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen? Nichts anders, als sich dem innerlich gefühlten Antriebe zum Denken entgegenstemmen. Jene Entschuldigung heiſst nichts Anderes als: für Erscheinungen sind unsere Begriffe gut genug.

Auch daran zweifle ich noch; um aber der Untersuchung hierüber näher zu treten, wollen wir uns zuerst die Erfahrung, so wie sie gefunden wird, etwas vollständiger vergegenwärtigen.

Sie fällt sichtbar *zwischen* den ungeheuern, alle denkbare Beobachtung übersteigenden, völlig transscendenten Satz von der allgemeinen Wechselwirkung alles Räumlichen, (denn die unendlich geringfügige Gemeinschaft des Wurms, und der Milchstraſse oder gar der Nebelflecke, taugt besser zu rhetorischen Floskeln, als zu irgend einem allgemeinen Erfahrungsbegriffe), *und* den dürftigen, ungenügenden Satz, daſs alle Veränderung eine Ursache habe, *in die Mitte;* so oft uns irgend ein wirkliches Ereigniſs auffordert, nach seiner Ursache zu fragen. Denn es findet sich alsdann nicht bloſs eine Ursache, sondern ein Gewebe von Umständen, die offenbar zusammenwirkten.

Nur sind wir sehr geneigt, unsre Aufmerksamkeit hiebey auf einen ganz besonders auffallenden Punct zu heften, und das Uebrige aus der Acht zu lassen *).

Warum sehe ich aus meinem Fenster jenen entfernten Thurm? — Weil ich ans Fenster trat. Weil der Baum weggehauen ist, der ihn verbarg. Weil die Sonne auf den Thurm scheint. Weil ich die Augen geöffnet habe. Weil ich ein hinlänglich scharfes Gesicht besitze. Weil man mich aufmerksam machte. Weil mein Nachdenken über die Gegenstände, in die ich vertieft war, schwächer wurde.

Warum ist jener Freund krank geworden? Weil er sich sehr erhitzt hatte. Weil ein heftiger Wind ihn traf. Weil er sich nicht zeitig ins Bett legte. Weil sein Arzt zu spät kam. Weil er dessen Verordnung nicht befolgte. Weil er schon früher kränklich gewesen war; weil er eine schwache Lunge, Leber, o. d. gl. hat; weil er an Gicht, an Rheumatismus leidet.

Diese ganz gemeinen Beyspiele, die sich noch weiter ausführen lassen, zeigen zwar keineswegs eine Zusammenwirkung des Universums, wohl aber ganz deutlich eine Mannigfaltigkeit dessen, was man als Ursache eines Ereignisses angeben kann. Sie erinnern, daſs der leidende Gegenstand zuerst selbst als leidensfähig, als reizbar, dann in der Mitte von andern Gegenständen, in bleibender Gemeinschaft mit ihnen, zu denken ist; damit nun irgend eine von den vielen möglichen Störungen dieser Gemeinschaft, oder auch mehrere zugleich, als Ursachen der Veränderung angegeben werden können.

---

*) Aus ältern Metaphysiken kennt man übrigens die *cauſſas coniunctas, principales etc.*

Im Grunde steht der Gegenstand in einem vielfachen, dauernden Causalverhältniſs; aber was man Ursache nennt, ist mehr eine Abweichung, eine Anomalie in jenem Verhältniſs, als das Wesentliche oder als das Ganze.

Man entdeckt nun sehr leicht, daſs die gewöhnlichen Vorstellungsarten von der Causalität nach zwey verschiedenen Richtungen auseinandergehn. Der Physiker, indem er sich den ganzen Erdball vergegenwärtigt, denkt sich alle Gravitation aller einzelnen Theile, alle chemischen Anziehungen aller Elemente, als etwas Bestehendes, das in verhältniſsmäſsig sehr wenigen Puncten in Veränderung begriffen ist. Die meisten dieser Causal-Verhältnisse sind dauernd, und man begeht keinen merklichen Fehler, wenn man in Hinsicht ihrer die Zeit ganz auſser Acht läſst.

Von ganz andrer Art sind diejenigen Causalitäten, mit denen sich der Historiker beschäfftigt. Für ihn muſs alles Jetzige sich darstellen als unterworfen dem Früheren; und er legt den Wirkungen eine Geschwindigkeit bey, mit der sie fortschreiten, desgleichen eine Intensität, womit sie die Zeit erfüllen.

Diese ganz verschiedenen Causalbegriffe, (die man ohne Metaphysik weder genau sondern, noch verbinden, noch erklären kann,) wie verhalten sie sich zu Kants Lehre? Hat er wirklich die beyden Gattungen trennen wollen, indem er in der ersten, sehr ausführlichen, sich oft wiederhohlenden Erörterung (seiner zweyten sogenannten Analogie) alle Veränderungen dem Causalgesetze, und dieses wiederum gänzlich der Zeitfolge, dahin giebt; dann aber, (bey der dritten Analogie) auf ein paar Blättern, gleichsam anhangsweise, als wäre von einer Kleinigkeit die Rede, alle Substanzen in Wechselwirkung treten läſst — um das Zugleichseyn, das als leere Zeit nicht wahrgenommen werden kann, objectiv darzustellen? —

Sollte Jemand wirklich glauben, er habe sich den Unterschied hiebey deutlich gedacht, so würde man wenigstens einräumen müssen, daſs es um die Verknüpfung sehr schlecht stehe. Es ist, wie vorhin angedeutet, schon in der gemeinsten Erfahrung zu bemerken, daſs die Grundlage der Causal-Verhältnisse dauernd, hingegen ihr Successives nur accessorisch ist; und beym mindesten Nachdenken leuchtet sogleich ein, daſs dieses so seyn muſs. Eine Ursache, die noch nicht wirkt, ist noch nicht Ursache! Beyde müssen, ihrem ursprünglichen Begriffe nach, absolut gleichzeitig seyn. Diese unerläſsliche Bestimmung des Begriffs lieſs Kant fahren, weil er die Kategorie anwenden wollte, und sie nur auf das Zeitliche glaubte anwenden zu können. Aber eben das ist falsch; und die Falschheit springt deutlich ins Auge, weil die Anwendung den Begriff, welcher soll angewendet werden, nicht aufheben darf, wie sie es hier offenbar thut. Viel schwerer ist die Frage, woher es komme, daſs sich in die Erscheinung der Wirkung eine Succession einmischt, die ihrem Begriffe ganz fremdartig ist. Schon hieraus nun läſst sich schlieſsen, daſs Kant durch die Hinterthüre herein, und durch den Eingang wieder herausgegangen sey, indem er zuerst von der Zeitfolge, dann vom Zugleichseyn die objective Darstellung in der Causalität sucht. Zwey Kategorien, die Selbstbestimmung und die Reizbarkeit, hat er ganz vergessen, die entweder mit und neben der Wechselwirkung dem allgemeinen Causalbegriff untergeordnet, oder aber mit jener gleiche Vernachlässigung erleidend, weggelassen werden muſsten. Von der Selbstbestimmung war oben bey Gelegenheit des Ich die Rede; die Reizbarkeit wird im dritten Abschnitte vorkommen. — Nur frage man mich nicht, ob denn auſser der Zeitfolge und dem Zugleichseyn noch irgend welche Zeitbestimmungen zu finden seyen, denen man zwey neue Kategorien hätte anheften können; man frage mich auch nicht, was denn aus der Symmetrie der Kategorientafel geworden wäre, die ja nur drey Kategorien unter jedem der vier Titel leiden kann? Ich denke, das sind Liebhabereyen, deren Periode vorüber ist; wo nicht, so wolle man nur ein wenig Geduld haben; unsre Betrachtungen sind noch nicht am Ende.

Wir müssen nun das Einzelne genauer ansehn.

„Ich nehme wahr, (sagt Kant) daſs Erscheinungen auf einander folgen. Ich verknüpfe also eigentlich zwey Wahrnehmungen in der Zeit. Nun ist Verknüpfung kein Werk des bloſsen Sinnes, sondern eines synthetischen Vermögens. Dieses kann gedachte zwey Zustände auf zweyerley Art verknüpfen, so, daſs der eine oder der andere in der Zeit vorhergehe. (Nein! Das kann das eingebildete Vermögen nicht. Sondern in der Ordnung, wie die Empfindungen gegeben werden, verschmelzen sie mit psychologischer Nothwendigkeit. Man sehe die Lehre von den Vorstellungsreihen nach.) Die Zeit kann an sich nicht wahrgenommen werden. (Das ist auch gar nicht nöthig.) Ich bin mir also nur bewuſst, daſs meine Imagination eines vorher, das andere nachher setze. (Nein! meiner Imagination bin ich mir, während sich eine Reihe von Empfindungen in mir mit bestimmter Succession ihrer Glieder bildet, gar nicht bewuſst.) Mit andern Worten, es bleibt durch die bloſse Wahrnehmung das objective Verhältniſs der einander folgenden Erscheinungen unbestimmt. (Unrichtig, aus vorigen Gründen.) Damit nun dieses als bestimmt erkannt werde, (wer hat denn diesen Zweck?) muſs das Verhältniſs zwischen den beyden Zuständen so gedacht werden, daſs dadurch als nothwendig bestimmt werde, welcher derselben vorher, welcher nachher, und nicht umgekehrt müsse gesetzt werden. (Wohlan! Wir wollen uns einmal beliebig vorstellen, daſs wir eine solche nothwendige Bestimmung zu suchen hätten. Wie werden wir sie finden?) Der Begriff aber, der eine Nothwendigkeit der synthetischen Einheit bey sich führt, kann nur ein reiner Verstandesbegriff seyn, der nicht in der Wahrnehmung liegt; (kann eben so wenig ein bloſser Begriff als eine Wahrnehmung, sondern muſs ein Urtheil seyn, welches aussage: es sey unmöglich, daſs man die Reihe umkehren könne. Denn die Nothwendigkeit ist nichts als Unmöglichkeit des Gegentheils. Wer nicht versucht hat, das Gegentheil anzunehmen, den drückt nimmermehr die Noth, es bey dem zu lassen, was wir als nothwendig anerkennen sollten. Das Gegentheil muſs ihn zurückstoſsen, sonst bleibt er frey, über den Punct hinaus zu gehn, wo man ihn vest heften wollte.) Jener reine Verstandesbegriff ist hier der Begriff des Verhältnisses der Ursache und Wirkung, wovon die erste die letztere in der Zeit als Folge bestimmt.

Was ist das? Wir suchten einen Begriff, der die Zeitfolge veststellen könne; man sagt uns: hier ist einer; den könnt ihr zu Eurem Zwecke gebrauchen. Also den ersten besten, den wir antreffen, sollen wir, wie ein zufällig gefundenes Werkzeug benutzen, ohne Ueberlegung, wozu das Werkzeug eigentlich vorhanden sey; und ob es für uns nicht auch andre Hülfsmittel hätte geben können? Hätten wir eine Blume irgendwo bevestigen wollen, und man böte uns ein schönes seidenes Band, so würden wir einräumen, daſs zu unserer Absicht das Band wohl brauchbar, aber viel zu gut sey, und daſs man es für einen bessern Gebrauch aufheben möge.

Was den wahren Causalbegriff anlangt, so ist derselbe völlig zeitlos; und also zu dem Zwecke, etwas in der Zeit vestzubinden, (das noch überdies schon von selbst darin veststand,) nicht einmal zu gebrauchen. Aber gesetzt, man könnte jenen Bastard der Causalität, welcher der Wirkung noch Zeit gönnt, während die Ursache schon vorhanden ist, — jenes Kind der Bewegungen, und der psychologischen Hemmungs- und Reproductions-Gesetze, — was wir aus der gemeinen, ungeläuterten Erfahrung freylich lange vorher kennen, ehe wir es metaphysisch durchforscht haben, — hier füglich anstatt der wahren, eigentlichen Causalität (die lediglich in den Störungen und Selbsterhaltungen liegt,)

liegt,) zum Gebrauche benutzen, und uns für den Augenblick eine solche Verwechselung gefallen lassen: so wäre damit das Ziel des Kantischen Beweises noch immer nicht erreicht. Denn es kam gar nicht bloſs darauf an, zu erinnern, daſs der Causalbegriff, unter andern, mannigfaltigen Bestimmungen, die er in sich trage, und neben seinem übrigen vielfältigem Nutzen, auch noch den zufälligen Vortheil gewähre, vestzustellen, was in der Zeit hinten und vorn sey, sondern wir wollten ihn selbst durch und durch kennen lernen; insbesondere aber war uns daran gelegen, die *Noth* und Verlegenheit zu sehen, in welche der Begriff der Veränderung gerathen würde, wenn man ihm die Voraussetzung irgend einer Ursache wegnähme.

Wieviel haben wir denn davon zu sehen bekommen? Daſs sich die Reihenfolge der Veränderung umkehren würde, wenn die Ursache sie nicht hielte? — Wenn nur in der Veränderung überall eine, durch die Zeit klare und begreifliche, Reihenfolge wäre! Wenn nur nicht der Begriff der Veränderung, gerade in Ansehung der in ihm liegenden Zeitbestimmung hier ganz und gar in seinem Innersten verdorben und verschroben wäre! Wann geschieht denn die Veränderung? Etwa dann, wann wir das vorhergehende Merkmal des Gegenstandes in ruhiger Verweilung anschauen? Nein! Dann hat sie noch nicht angefangen. Oder dann, wann das nachfolgende Merkmal schon vor unsern Augen steht, und still hält, um sich nun seinerseits zum Anblick darzubieten? Wiederum nein! Dann ist die Veränderung vorbey. Wir begreifen, daſs sie geschehn sey; und denken uns einen Zeitpunct, in welchen beyde entgegengesetzte Merkmale, eben jetzt das eine kommend, das andre gehend, — und gerade darum zugleich, — sich in dem Gegenstande vorfanden. Diesen köstlichen Augenblick wollten wir beobachten; aber er muſs uns wohl entschlüpft seyn. Gesehen haben wir den Widerspruch nicht; zu denken versuchen wir, was wir eben so wenig denkend als anschauend ſassen können.

Dies Alles bey Seite gesetzt: was leistet denn nun der Causalbegriff, nicht etwan um der Veränderung zur Heilung ihrer innern Pein zu helfen, sondern (denn davon war ja die Rede) die Erscheinungen in der Zeit vestzustellen? Spricht er etwan zu den Erscheinungen *a* und *b:* Eine von Euch beyden muſs die erste seyn! Wählt nun; oder streitet; und welche von Euch den ersten Rang gewinnet, die soll ihn behalten! — ? Nein; er erlaubt keine Wahl, welches eine Unbestimmtheit in der Zeit seyn würde. Also befiehlt er vermuthlich aus eigner Macht, *a* solle vorangehn, und *b* solle folgen? — Auch das nicht! Der Causalbegriff ist allgemein; die einzelnen Erscheinungen *a* und *b* sind ihm völlig unbekannt; es ist ihm gleichgültig, ob wir *ba* oder *ab* sprechen. Es liegt ihm nichts daran, ob in dem Kantischen Beyspiele das Schiff mit dem Strome fährt, oder wider den Strom gezogen wird; selbst die Triebkraft des Stromes, und der Zug gespannter Seile sind nichts als Erfahrungsgegenstände; kein Begriff *a priori* hat gelehrt, daſs die Körper schwer seyen, der Strom sein Gefälle habe, die eingetauchten Körper von der Dichtigkeit des Wassers mit fort gerissen werden, die Seile stark genug sind, um nicht zu reiſsen u. d. gl. m. Die bloſse Anschauung des Schiffs, welches dahinfährt, giebt mir unmittelbar die Reihenfolge seiner Bewegung, auch wenn ich weder die Richtung des Stroms, noch irgendwo die auf das Schiff wirkenden Kräfte sehe, weiſs und kenne. Desgleichen, der allgemeine Causalbegriff lehrt uns gar nicht, wie es zugegangen seyn möge, daſs Kant, in dem Beyspiele von der Kugel, die im Küssen ein Grübchen drückt, am Schlusse seiner Rede plötzlich von einer bleyernen Kugel redet, während er sich vorher mit einer Kugel überhaupt begnügte. Wir sehen freylich wohl, daſs ihm hintennach eine sehr nöthige Ergänzung seines Beyspiels einfiel. Der Causalbegriff für sich allein drückte kein Grübchen; es war die aus bloſser Erfahrung hinzukommende Natur des Bleyes dazu nöthig; eine Kugel von Baumwolle hätte nicht dazu getaugt.

Kurz: die Succession der Erscheinungen ist und bleibt einzig ein Gegebenes; und man verfehlt gänzlich den Sinn, verdirbt gänzlich den Gehalt des Causalbegriffs, wenn man ihn, der sich lediglich auf den Widerspruch in der Veränderung bezieht, auf die Reihenfolge der Empfindungen deutet, die nicht von ihm ein Gesetz empfängt, sondern ihm vielmehr die nähern Bestimmungen liefert, ohne die er nicht zur Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung gelangen kann.

Wem nun dies Alles noch nicht hinreichende Hülfe leistet, um aus dem gewohnten Vorurtheil herauszukommen: der schaffe dadurch Licht in seinem Geiste, daſs er sich die mannigfaltigen Arten der Causalität vergegenwärtigt, die aus der Erfahrung bekannt sind. Um diese Betrachtung gehörig vorzubereiten, muſs man folgendes überlegen. Gesetzt, Causalität sey Bestimmung einer Zeitfolge: so ist verschiedene Causalität verschiedene Bestimmung der Zeitfolge. Gesetzt hingegen, nicht alle Verschiedenheit der Causalität lasse sich auf solche Unterschiede zurückführen, wodurch die Zeitfolge anders und anders bestimmt wird: so muſs in dem Causalbegriff noch ein anderes Bestimmbares liegen, an welches sich die Unterscheidungen anfügen, und welches ihr *fundamentum diviſionis* ausmacht. Dann ist also der Causalbegriff wenigstens nicht erschöpft durch die Annahme, daſs er die Succession der Erscheinungen veststelle; und man kann im Aufſuchen dessen, was die Arten der Causalität unterscheidet, neue Anknüpfungspuncte fürs Nachdenken, neue Spuren der Wahrheit finden. Und nun frage man sich, ob wohl die tödtende Wirkung des Arseniks, und die wohlthätige einer Predigt, und die chemische der Voltaischen Säule, und die Anziehung der Haarröhrchen, und die schmelzende Kraft eines Brennglases, sammt den eingebildeten Wirkungen der Zaubersprüche, der sympathetischen Curen, der von Wundermännern verrichteten Gebete (denn auch bey den eingebildeten Wirkungen wird der Causalbegriff im Denken gebraucht,) alle von einerley Art seyen? Oder ob etwan die Vermuthung zulässig sey, die Unterschiede dieser Arten lägen in Verschiedenheiten des *Zeit*maaſses, in welchem die Erscheinungen einander folgen? Wenn nicht: woran will man denn die verschiedenen Bestimmungen anbringen, die in allen diesen, und unzähligen andern Fällen, der Causalbegriff doch annimmt, und wofür er demnach empfänglich seyn muſs — ?

Hier überlasse ich den Leser sich selbst; und wünsche ihm, daſs er über die Bestimmbarkeit allgemeiner Begriffe, die an der Spitze gewisser Theorien gebraucht werden, weiter nachdenken möge; denn dies ist der gemeinhin vernachlässigte Punct, wovon alle Geschmeidigkeit, das heiſst eigentlich, alle Brauchbarkeit der Theorien abhängt.

Mein Weg geht weiter zu Kants Lehre von der Wechselwirkung.

„Zugleich, (sagt Kant,) sind Dinge, wenn in der empirischen Anschauung die Wahrnehmung des einen auf die Wahrnehmung des andern wechselseitig folgen kann.“

Bey dieser, durchaus falschen, Erklärung, müssen wir sogleich stehn bleiben. Die allereinfachsten Thatsachen decken hier einen, nur gar zu folgenreichen Misgriff auf.

Kant hatte von der Folge in der Zeit geredet, und diese wenigstens mit Recht nicht an Substanzen, nicht an Dinge, sondern an Zustände, an veränderliche Merkmale der Dinge geknüpft. Das Zugleichseyn ist eine andere Bestimmung in Hinsicht der Zeit; aber das Zeitliche, welches sich dieser abgeänderten Bestimmung unterwerfen sollte, muſste das Nämliche bleiben wie zuvor; sonst hing die Rede nicht zusammen. Wir sollten vorher lernen, wodurch das Nacheinander der Erscheinungen objectiv bevestigt werde; wir erwarten nun den Unterricht, wie das Zugleichseyn der nämlichen Erscheinungen könne wahrgenommen werden. Wie geht es denn zu, daſs Kant hier auf einmal von seinem Gegenstande abspringt? Lassen sich etwa bloſse Zustände der Dinge gar nicht zugleich auffassen? — So muſs es ihm wohl geschienen haben. Und freylich, die Zustände der Dinge sind flüchtig; sie warten nicht, daſs man mit seiner Aufmerksamkeit zwischen ihnen hin und her gehn, um, wie Kant will, sie wechselseitig aufzufassen. Der Observator auf der Sternwarte, dessen Uhr eben den Eintritt der neuen Secunde hören läſst, würde übel daran seyn, wenn er das Zugleichseyn des Sterns am Fadenkreuz nicht anders wahrnehmen könnte, als durch wechselseitiges Auffassen bald des Sterns und bald des Pendelschlags. Beydes sind verschwindende Erscheinungen; und weder die Uhr noch der Stern wollen verweilen, sie sind schneller als der Wunsch, der sie noch einmal zusammenfassen möchte. Noch viel unglücklicher wäre der Musikdirector, der im Orchester das Zugleich von mehrern hundert Spielern und Sängern unaufhörlich von neuem beobachten; und die geringste Abweichung auf der Stelle bemerklich machen muſs, wenn er das Zugleich nicht anders wahrnehmen könnte, als durch eine Wechselseitigkeit im Auffassen der zugleich klingenden Töne. Hier ist es bey weitem nicht bloſs die Flüchtigkeit der vorübereilenden Empfindungen, welche sich in den Weg stellt: sondern der Musikdirector darf eine solche hin und her gehende Bewegung, wie Kant verlangt, auch nicht einmal seinen Vorstellungen erlauben. Seine musikalischen Gedanken müssen selbst in der gemessenen und continuirlichen Bewegung seyn und beharren, wie dort die Uhr und der Stern. Ist nicht in seinem Geiste die unwandelbarste Regelmäſsigkeit des Vorwärtsgehens, ohne irgend eine Ausbiegung seitwärts und rückwärts: so wirft er den Tact um, den er für Alle vesthalten soll. Auch bedarf er zum Auffassen des Zugleich nicht im mindesten des ihm vorgeschlagenen Mittels. Seine Vorstellungen laufen nach den Reproductionsgesetzen ab, die wir längst kennen, und von denen wir wissen, daſs sie die mathematische Regelmäſsigkeit ihres Erfolgs in sich tragen. Jede von den verschiedenen Stimmen, aus denen die Musik besteht, bildet erstlich ihre völlig bestimmte Zeitreihe für sich; jede empfängt zweytens die Einschnitte, welche die andern, gleichzeitig ablaufenden in ihr hervorbringen; diese Einschnitte sind aber drittens durch den Tact so geordnet, daſs sie zusammentreffen, denn sonst würden die Reihen einander stören, wie es augenblicklich geschieht, sobald eine Stimme aus dem Tacte kömmt. Solange nun die Stimmen richtig fortlaufen, sind sie unaufhörlich zugleich; denn jede, mit Inbegriff der ihr vorgeschriebenen Pausen, (die wesentlich zu ihr gehören,) füllt die ganze Zeit aus; jede bildet eine Linie, worauf jede andre, beliebige Puncte an bestimmte Orte zeichnen kann, wo sie veststehn, sey es in gegebenen Distanzen, oder mögen sie ohne Distanz zusammenfallen, das heiſst, zugleich seyn.

Dies Alles betrifft Zustände, nicht Dinge. Kant hingegen, weil ihm die Theorie der Vorstellungsreihen, mithin die Erklärung der Zeit, gänzlich fehlte, half sich, wie er konnte. Das Zugleich, welches eine Zeitbestimmung, und doch gerade diejenige seyn soll, in welcher die Zeit $= 0$ gesetzt wird, verwandelt er in eine Dauer, von unbestimmter Länge, aber groſs genug, um darin zwey Successionen, *ab*, und *ba*, anzubringen, von denen er hoffte, sie würden sich aufheben. Nun liegt zwar in der Reihe *a*, *b*, *a*, sowohl *a*, *b*; als *b*, *a*. Allein sie heben sich ganz und gar nicht auf. Man kann das *a*, *b*, *a*, *b*, *a*, *b*, *a* .... beliebig wie ein Glockengeläute fortsetzen; es kommt kein Zugleich heraus. Gleichwohl ist das wechselseitige Auffassen zweyer Dinge, wenn nicht der Begriff des Beharrens dieser Dinge hinzukommt, nichts anderes, als ein solches Glockengeläute. Aber eben indem Kant das Beharren der Dinge im

Stillen voraussetzte, fiel es ihm ein, hiemit die Folge der Auffassungen, wovon er zuvor geredet hatte, zu verbinden, indem es nur nöthig schien, dieselbe umzukehren, um das Eigene der Succession in ihr aufzuheben. Die Dinge hielten ja still genug, um sich eine solche Umkehrung gefallen zu lassen! Und um dieser Bequemlichkeit willen, die man von bloſsen Zuständen nicht erlangen konnte, wurden nun alle Substanzen im Raume, da keine vor der andern einen Vorzug hatte, aufgeboten, um die Wahrnehmung des Zugleich möglich zu machen.

Nach diesen Erinnerungen wollen wir nun noch einmal von vorn anfangen, und dabey einräumen, daſs die Dinge, welche wechselseitig können aufgenommen werden, auf die Vorstellung ihres Beharrens in der gleichen Zeit führen, wenn die des Beharrens, für jedes einzelne schon da ist; so wenig auch die wechselseitigen Wahrnehmungen an sich irgend ein Zugleichseyn in sich tragen.

„Man kann aber (fährt Kant fort) die Zeit selbst nicht wahrnehmen. — Folglich wird ein Verstandesbegriff von der wechselseitigen Folge der Bestimmungen dieser, auſser einander zugleich existirenden Dinge erfordert, um zu sagen, daſs die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen im Objecte gegründet sey, und das Zugleichseyn dadurch als objectiv vorzustellen.“

Hier beginnt ein Erschleichen, Verwechseln, ernstliches Benutzen eines durch bloſse Uebereilung herbeygekommenen Gedankens, wovor man nicht nachdrücklich genug warnen kann. Die wechselseitige Folge in dem, an sich bloſs beliebigen, Hin- und Her-Schauen, erlaubt unstreitig, daſs man bey der einen Wahrnehmung mehr, bey der andern weniger verweile. Wenn wir im Kantischen Beyspiele, Erde und Mond abwechselnd betrachten, so finden wir uns gänzlich frey in diesem Anschauen; wir können den Mond durchs Fernrohr, oder mit bloſsen Augen besehen; wir können uns stundenlang vor dem Fernrohr aufhalten, ohne daſs uns der Mond im Geringsten nöthigen sollte, nun einmal von ihm abwärts zur Erde uns hin zu wenden; wir können zu anderer Zeit uns mit irdischen Dingen beschäfftigen, von denen keins uns zwingt, an den Mond auch nur zu denken. Nichts im Monde treibt uns zur Erde, nichts an der Erde führt auf den Mond; — denn so specielle wissenschaftliche Fragen, wie die vom Grunde der Ebbe und Fluth, oder von den Gesetzen des Mondlaufs, worauf einzelne Gelehrte gerathen, können hier nicht in Betracht kommen, wo von allgemeinen, jedem Menschen eigenen Verstandes-Begriffen die Rede ist.

Mitten im Gefühl unserer vollkommensten Willkühr, wodurch wir uns die Folge der wechselseitigen Wahrnehmungen schaffen oder sie abbrechen, stört uns nun Kant, der die Folge unseres Auffassens in die Dinge hineinträgt, und aus der bloſsen Zeitfolge unseres Anschauens ein Wirken und Leiden, worin Mond und Erde gegenseitig sich versetzen, hervorruft! Und was ist sein Grund? Die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen soll im Objecte gegründet seyn! Wie? Woher kam uns denn jene Willkühr, mit der wir um uns her schaueten? Die strengste Nothwendigkeit hätte unser sinnliches Auffassen im Kreise umher führen müssen, ohne uns einen Augenblick los zu lassen, wenn eine Wechselwirkung der Dinge, in ihrem beständigen, gleichzeitigen Beharren, uns lenkte und beherrschte. Allein was kümmert die Objecte unser Wahrnehmen? Und wieviel offenbaren sie uns von ihrem gegenseitigen Einflusse? Ihr Zugleichseyn ist kein Gegenstand des Zweifels, ist ein ganz klarer, nicht im mindesten räthselhafter Gedanke; die nämliche Vorstellung der Zeit dient uns vollkommen, um darauf, wie auf einer Linie, die Gröſse des Nacheinander zwischen zweyen Zuständen eines sinnlichen Dinges, und auch eines zweyten, und eines dritten dieser Dinge, zu verzeichnen. Läge darin der Einfluſs, das Causal-Verhältniſs dieser Dinge, so würden wir die ganze Natur, in ihren geheimsten Verkettungen, in ihrem ganzen stetigen Schaffen und Zerstören unmittelbar erkennen. — Aber eine solche Schöpfung aus Nichts, wie hier die Umwandlung der völlig leeren, nichts sagenden Zeitbestimmung des Zugleichseyns, in die Alles auf einmal andeutende (freylich nicht nachweisende) Gemeinschaft der Substanzen, das ist gerade die unglückliche, auch die redlichsten Denker ohne ihr Wissen beschleichende, Taschenspielerkunst, die man mit wahrer Speculation zu verwechseln pflegt, um hintennach diese mit jener in dieselbe Verachtung, Verdammung, zusammenzufassen.

Auch nicht der entfernteste Grund läſst sich im gegenwärtigen Falle zur Entschuldigung anführen, wenn nicht der einzige, daſs Kant transscendentaler Idealist seyn wollte. Dem Idealisten waren freylich die Substanzen im Raume nichts an sich, sondern alles für uns. Allein auch diese Entschuldigung ist hier so gut als nichtig; so viel auch der Anfänger in der Philosophie darauf bauen möchte. Was sind für uns die Substanzen im Raume? Es sind Fragepuncte; Gegenstände stets erneuerter Versuche im Experimentiren und im Denken. Will der Idealist sie auf seine Weise deduciren: so mag er unternehmen uns zu zeigen, daſs, und wie für uns eine Complexion von Fragen entstehe, welche in einer allmähligen, fortschreitenden, partiellen Beantwortung begriffen zu seyn scheinen. Daſs solcher Complexionen viele unter einander durch gewisse Verknüpfungen zusammenhängen, welche wir mit dem Namen eines gegenseitigen Einflusses belegen, ist bekannt genug. Daſs zur deutlichen Vorstellung dieser Verknüpfungen auch die gleichzeitige Dauer als ein Merkmal und Hülfsmittel des Denkens gehört, leugnet ebenfalls Niemand. Aber nimmermehr darf dies eine, dürftige Hülfsmittel des Denkens, dem ganzen Gedanken gleich gesetzt werden.

Soll ich sagen, man bemerke bey Kant doch eine Spur, daſs er sich im Laufe seines Irrthums wenigstens irgendwo aufgehalten fühlte? Ich wünsche es mehr, als ich es eigentlich behaupten darf.

Nachdem er die leere Form des zeitlichen Zugleich in eine wirkliche Verkettung der Dinge umgedeutet hatte, lag es ihm ganz nahe, nun auch eben so mit der leeren Form des Auſsereinander zu verfahren; mit einem Worte, das *Vacuum* zu leugnen. Wirklich redet er also: „Wären die Erscheinungen völlig isolirt, so könnte das Daseyn der einen durch keinen Weg der empirischen Synthesis auf das Daseyn der andern führen. (Als ob der Fluſs der Empfindungen eine Reise auf einer Straſse wäre!) Denn wenn ihr Euch gedenkt, sie wären durch einen völlig leeren Raum getrennt, so würde die Wahrnehmung nicht unterscheiden lassen, ob die Erscheinungen objectiv einander folgen, oder zugleich seyen. — Ohne Gemeinschaft ist jede Wahrnehmung der Erscheinung im Raume von der andern abgebrochen, und die Kette empirischer Vorstellungen würde bey jedem neuen Objecte von vorn anfangen. Den leeren Raum will ich hiedurch gar nicht widerlegen: denn der mag immer seyn, wohin Wahrnehmungen nicht reichen, und also keine empirische Erkenntniſs des Zugleichseyns statt findet; er ist aber alsdann für unsre mögliche Erfahrung gar kein Object.“

Wäre Kant nicht durch irgend eine Besorgniſs des Irrthums zurückgehalten worden: so hätten diese seine letzten Worte, nach dem ganzen Zusammenhange seiner Lehre, anders, und viel entscheidender lauten müssen. Wo ist denn Raum, den unsre Wahrnehmung, wenn wir sie zum Begriff der möglichen Erfahrung steigern, nicht erreichen könnte? Der ganze unendliche Weltraum ist ja nur die Form der Sinnlichkeit. Wenn demnach der leere Raum dahin verwiesen wird, wohin Wahrnehmung nicht reicht: so ist er aus Kants Lehre ganz und gar verbannt. Es bleibt uns zu fragen übrig, in welcher Dichtigkeit er denn erfüllt seyn müsse?

Ob hier nichts von der anderwärts erwähnten Elanguescenz, durch unendliche Verdünnung, zu fürchten sey? Ob jener Weg der empirischen Synthesis nicht irgend einen Grad von materieller Vestigkeit haben müsse, damit die Wahrnehmungen darauf, wie auf gutem Pflaster, sicher reisen können? — Und eben so ist zu fragen: welche Intensität der Wechselwirkung unter den Substanzen wohl die kleinste sey, mit der man sich begnügen könne, um das Zugleichseyn als objective Bestimmung der Dinge wahrzunehmen? Oder ob wohl gar die Wahrnehmung des Zugleichseyns an Intensität wachse in demselben Grade, wie die Wechselwirkung selbst? Lauter Fragen, deren Veranlassung man nur bedauern kann. —

Gelegentlich erwähne ich hier noch des Irrthums im Begriff der Substanz, den Kant in den Prolegomenen §. 46. so ausspricht: „Die reine Vernunft fodert, daſs wir zu jedem Prädicate eines Dinges sein ihm zugehöriges Subject, zu diesem aber, welches nothwendiger Weise wiederum nur Prädicat ist, fernerhin sein Subject, und so fort ins Unendliche, suchen sollen. Aber hieraus folgt, daſs wir nichts, wozu wir gelangen können, für ein letztes Subject halten sollen," u. s. w.

Was an diesen Behauptungen Wahres ist, habe ich im §. 141. angegeben. Aber genau genommen, wie Kants Worte lauten, ist hier Nichts als Irrthum. So lange das Subject noch für ein sinnliches Ding gehalten wird, verdient es nicht den Namen Substanz, die ihrer Natur nach übersinnlich ist; und hat man den wahren Begriff derselben erreicht, so kann man nicht mehr daran denken, sie wiederum in die Reihe bloſser Prädicate stellen zu wollen. Der obige Regressus ins Unendliche ist nicht reine Vernunft, sondern falsche Metaphysik, die dem Problem, was im Begriff der Substanz liegt, entlaufen will, weil sie es nicht zu behandeln versteht; — oder mit andern Worten, die den Knoten, den sie fühlt, weiter und immer weiter schiebt, statt ihn ein für allemal aufzulösen. Wer dies nicht glauben will, oder meine Metaphysik in diesem Puncte nicht versteht, der kann ja versuchen, zu der Kantischen, unbewiesenen Behauptung, das Subject müsse nothwendig wiederum Prädicat werden, den Beweis nachzuliefern.

Uebrigens ist in Kants Lehre der Zusammenhang der Gedanken in dieser Gegend sehr lose. Das Wort Subject, welches nach verschiedenem Sprachgebrauche bald dem Prädicate, bald dem Objecte gegenüber steht, und in beyden Fällen einen ganz verschiedenen Sinn hat, giebt ihm Gelegenheit, der rationalen Psychologie folgenden Trugschluſs, — der, so viel ich weiſs, früher nirgends vorkommt, aufzubürden:

> Was nur als Subject gedacht werden kann, existirt auch nur als Subject; und ist folglich Substanz.
> Nun kann ein denkendes Wesen nur als Subject gedacht werden;
> Also existirt es nur als solches, d. i. als Substanz.

Alle drey Sätze sind richtig, aber der Schluſs ist falsch; denn der Obersatz redet von der Substanz, d. i. dem Subjecte, das nie Prädicat werden kann, der Untersatz hingegen von dem denkenden Wesen als Subject für mögliche Objecte. Wer könnte von einem solchen Sophisma getäuscht werden, so lange er seine Gedanken nicht ganz in die Worte hat versinken lassen?

---

§. 143.

Ganz ähnlich dem Vorurtheil, das die Causalität an die Zeit bindet, ist ein anderes, eben so gemeines, nach welchem alles Reale in den Raum gesetzt wird, und Nirgendsseyn so viel bedeuten soll als überall nicht seyn. Doch vom wissenschaftlichen Standpuncte aus erscheint diese Verwechselung des Seyn mit dem Daseyn noch befremdender als jene des Wirkens mit dem Anfangen und Antreiben. Denn nicht bloſs der Geometer behandelt seinerseits den Raum und die räumlichen Constructionen ganz unbekümmert um das Reale, sondern auch der Metaphysiker, indem er von dem Geistigen zu reden hat, findet dabey die Raumbegriffe ganz unbrauchbar zur Bestimmung des Realen; so daſs man meinen sollte, das Reale und das Räumliche lägen weit genug auseinander. Und der Physiker, wenn er beydes zu verknüpfen sich genöthigt sieht, geräth in die drückendsten Verlegenheiten; er bekennt, daſs die Materie, von der er reden soll, das dunkelste aller Dinge sey; er pflegt recht gern Verzicht zu leisten auf alle Aufschlüsse über diese Realität im Raume, so fern dieselben nicht unmittelbar aus der Erfahrung kommen und zur Erfahrung zurückkehren. Was bringt denn den gemeinen Verstand dazu, das Seyn und den Raum so besonders genau mit einander befreundet zu glauben?

Offenbar schöpft er jenes und diesen ursprünglich aus einerley Quelle; so daſs hier wirklich die Erklärung aus der Association und Gewohnheit am rechten Orte seyn wird. Die nämlichen sinnlichen Erscheinungen, welche ohne Weiteres für real gehalten werden, (§. 141.) entfalten sich auch vermöge der besondern Form der Verschmelzung, die sie im Bewuſstseyn annehmen müssen, als ein Räumliches, (§. 110—115.) Daher kennt Anfangs der Mensch kein anderes Reales als eben das Räumliche, und beyde Begriffe begleiten einander, ohne alle innere Nothwendigkeit der Verknüpfung, doch so beständig, daſs sie die Vestigkeit einer vollkommnen Complexion darstellen. (§. 57.)

Was aber die Art und Weise anlangt, wie das Reale in den Raum gesetzt wird, so ist merkwürdig, daſs dazu allemal die sämmtlichen drey Dimensionen des Raums erfordert werden. Dieses kann in den allerersten Auffassungen sinnlicher Gegenstände nicht gelegen haben, denn ursprünglich bieten sich dem Auge sowohl als dem Gefühl nur Flächen dar; und es ist kein Zweifel, daſs Anfangs die gefärbten und widerstehenden Flächen für real genommen werden, ohne ein Bedürfniſs der dritten Dimension, an welche noch gar nicht gedacht wird. Was ist es denn, das in der Folge die Vorstellung des Soliden zur einzig brauchbaren Auffassung des räumlichen Realen erhebt?

Zuvörderst, das Solide selbst wird nicht ursprünglich nach drey Dimensionen bestimmt. Vielmehr, diese Dimensionen sind ein Erzeugniſs des schon zur Wissenschaft vordringenden Denkens. Sie sind die allgemeinen Begriffe von denjenigen Hauptrichtungen, auf welche sich die sämmtlichen andern Richtungen in einem körperlichen Raume zurückführen, oder woraus sich dieselben zusammensetzen lassen. Die Erzeugung solcher allgemeinen Begriffe setzt weit vorgeschrittene Vergleichungen voraus. Die Hauptsache dabey ist die Erfindung des Perpendikels auf eine Linie, oder derjenigen Richtung, welche mit zweyen andern unter sich entgegengesetzten (die durch die Linie angedeutet werden) gar nichts gemein habe, sondern, in Beziehung auf sie, als eine völlig neue Richtung könne angesehen werden. Nachdem diese bekannt ist, ordnen sich die sämmtlichen möglichen Richtungen, welche durch Zusammenfassung beliebiger Puncte eines vor Augen liegenden Körpers entstehen können, von selbst nach drey Perpendikeln, als den Symbolen der drey Dimensionen; auch bilden sich aus der Combination je zweyer Perpendikel die drey senkrechten Durchschnittsflächen durch den Körper. (Erklärt man das Perpendikel durch diejenige Linie, welche mit einer andern vier gleiche Winkel macht, so mag eine solche Definition im gewöhnlichen geometrischen Vortrage brauchbar seyn; aber sie taugt nichts, wenn man psychologische Aufschlüsse über die Erzeugung der geometrischen Begriffe verlangt.)

Wie lange nun das Solide noch nicht auf seine drey Dimensionen zurückgeführt ist, — wie lange noch der Mensch die Körper bloſs in den Händen herumdreht, und sie von allen Seiten besieht, ohne in ihnen die Länge der Breite, und beyden die Dicke entgegenzusetzen: so lange kann auch die Frage nicht erwachen, ob das räumliche Reale eine Dicke haben müsse, oder nicht? Denn so lange ist der Begriff einer bloſsen Oberfläche, ohne Dicke, noch gar nicht vorhanden. Es ist der Versuch noch gar nicht gemacht, eine bloſse Fläche als real dergestalt zu denken, daſs ihr ausdrücklich und mit Bewuſstseyn die Dicke abgesprochen werde. — Sobald hingegen der Gedanke eines solchen Versuchs entsteht, ergiebt sich die Unmöglichkeit sogleich aus dem Begriffe der Fläche. Denn diese, wenn sie als eine Scheidewand zwischen demjenigen betrachtet wird, was sich zu beyden Seiten befindet, erscheint sogleich als ein völliges Nichts; sie hat nichts dazwischen zu stellen, sonst müſste ihr eine Dicke zugeschrieben werden. Ist einmal das Reale in den Raum gesetzt, so wird auch sein Quantum nach der Gröſse des Raums geschätzt, den es einnimmt. Kann nun sein Platz durch ein Zusammenrücken andrer Dinge von zwey entgegengesetzten Seiten her, als ein völliges Nichts dargestellt werden, indem es diesen Dingen frey steht, sich bis zur Berührung zu nähern, so hat das Ding gar keinen Platz; es ist also kein Reales von räumlicher Art.

Verbindet man mit dieser Betrachtung die obige, im §. 113.; welcher zufolge der Raum aus psychologischen Gründen als unendlich theilbar vorgestellt wird, so daſs es in ihm nicht, wie in den Linien des intelligibelen Raums der allgemeinen Metaphysik, einfache Bestandtheile giebt: so zeigt sich, daſs das Solide, da es den geometrischen Puncten, Linien, Flächen, nicht gleichen kann, nothwendig als ein Ausgedehntes, als unendlich theilbare und undurchdringliche Materie muſs gedacht werden. Und in diesem Begriffe stecken nun alle die Schwierigkeiten, welche durch das nachmalige metaphysische Denken zu Tage kommen, und in den Streitigkeiten über Atomen und Molecülen mannigfaltig umhergewälzt werden.

Endlich kommt noch die Beobachtung hinzu, daſs in den allermeisten Fällen, Veränderungen erst dann erfolgen, wann die Dinge, die man als Ursachen derselben anzusehen sich berechtigt glaubt, den leidenden Gegenständen räumlich nahe gekommen sind. Dadurch wird der Raum zum Symbol der möglichen Gemeinschaft der Dinge im Causal-Verhältniſs; indem alle Dinge, in so fern sie in Einem und demselben Raume sind, nur scheinen ihre Entfernungen durchlaufen zu müssen, um aufeinander wirken zu können. Aus der einmal angenommenen Möglichkeit des Wirkens folgt alsdann, daſs die Dinge, für welche diese Möglichkeit vorausgesetzt wird, in dem Raume stets irgendwo seyn müssen. Der Gedanke, daſs ein Ding sich aus diesem Raume gänzlich verlöre, daſs es nirgends wäre, vernichtet den Weg, auf welchem herbeykommend, es zu den andern Dingen hingelangen muſs, auf die es soll wirken können. So ergiebt sich nun ein vermeintlicher Grund der Nothwendigkeit, daſs in dem System der Dinge jedes einen Ort haben müsse, und daſs, nirgends seyn, soviel heiſse, als gar nicht seyn. Doch ist sogleich klar, daſs statt des gar nicht seyn gesetzt werden sollte: für die übrigen Dinge so gut als nicht vorhanden seyn; welches letztere, jedoch unter vielen nähern Bestimmungen, auch in der Metaphysik als richtig erkannt wird.

§. 144.

Der Materie, sofern sie den Raum erfüllt, ist analog das Geschehen in der Zeit; und jeder, im Philosophiren nicht Ungeübte, wird sich sogleich der ähnlichen Dunkelheiten in diesem und jenem erinnern. Daſs aber beyde Begriffe, sammt ihren Schwierigkeiten, den gleichen psychologischen Ursprung haben, läſst sich erkennen aus den §§. 112. bis 115.

Zuvörderst müssen wir hier bemerken, daſs die Negation im Begriffe des Aufhörens, deren Entstehung wir im §. 115. noch vermiſsten, sich sehr leicht vermittelst der negativen Urtheile ergiebt, nach §. 123. Veranlassung zu solchen negativen Urtheilen, wie wir sie hier bedürfen, liefert die Beobachtung veränderlicher Dinge, an welchen vorzugsweise der Verlauf der Zeitreihen wahrgenommen wird. Nämlich auch nach geschehener Veränderung reproduciren hier die beharrenden Merkmale, vermöge ihrer Complicationen mit den entwichenen, den vorigen, ja jeden früheren Zustand des veränderten Dinges; und dadurch geben sie die doppelte Gelegenheit zugleich zum Ablaufen einer Reproductionsfolge, unter den Bestimmungen, welche die Vorstellung des Zeitlichen erfordert, und zu dem verneinenden Urtheil, durch welches die früheren Merkmale dem Dinge jetzt abgesprochen werden. Beydes liegt beysammen in der Urtheilsform: *A* ist nicht mehr *B*. Ein solches Urtheil aber entsteht so vielemal, als wie viele Zeitpuncte bemerkt werden, in denen das Ding anders geworden sey. Oder vielmehr umgekehrt, die Vorstellungen der Zeitpuncte erzeugen sich mit Hülfe der Urtheile, durch welche die Veränderungen des Dinges eine nach der andern aufgefaſst, und in ihre Ordnung gestellt werden.

Die Zeit selbst aber ist das Abstractum des Zeitlichen, so wie der Raum das Abstractum des Räumlichen. Ich habe hoffentlich nicht mehr nöthig, die Kantische Erschleichung eines unendlichen, in reiner Anschauung gegebenen, also vor aller psychologisch zu erklärenden Erzeugung vorher schon fertigen, Raumes, sammt der ihm ähnlichen Zeit, ausführlich zu widerlegen. Die Unwahrheit der vorgeblichen Thatsache liegt gar zu klar vor Augen. Zwar der Geometer und der Metaphysiker haben diese unendlichen Gröſsen im Kopfe; und sie erinnern sich vielleicht nicht mehr an die Zeit, da sie dieselben durch absichtliche, und der Wissenschaft angehörige Constructionen erzeugten. Aber der gemeine Mann behilft sich mit so viel Raum und so viel Zeit, als hinreicht um die bekannten Erfahrungsgegenstände damit zu umhüllen und darin zu ordnen. Vollends bey Kindern muſs man oft nicht ohne Mühe die engbegränzten räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten allmählig erweitern. — Was aber Kants Beweis aus der Nothwendigkeit der Vorstellung des Raums und der Zeit anlangt, so ist dieser Beweis in der Form falsch, denn er ist nicht mehr noch weniger als ein Syllogismus mit vier Hauptbegriffen. Der Syllogismus steht so:

> Was Erfahrung lehrt, enthält nie das Merkmal der Nothwendigkeit.
>
> Der Raum und die Zeit sind nothwendige Vorstellungen.
>
> Also sind Raum und Zeit nicht aus der Erfahrung gelernt.

Der Untersatz dieses Syllogismus beruht auf dem mislingenden Versuche, Raum und Zeit wegzudenken; welches in der That nicht thunlich ist. Aber woher diese Unmöglichkeit, und die entgegenstehende Nothwendigkeit? Raum und Zeit repräsentiren die Möglichkeit der Körper und der Begebenheiten; jene wegdenken, heiſst, diese aufheben. Nun versteht sich von selbst, daſs, nachdem einmal die Wirklichkeit der Körper und Begebenheiten wahrgenommen ist, es der Gipfel der Ungereimtheit seyn würde, diese Wirklichen für unmöglich zu erklären. Nachdem die Erfahrung irgend ein Wirkliches gezeigt hat, wird allemal der Ausdruck der bloſsen Möglichkeit dieses Wirklichen, ein nothwendiger Gedanke. In diesem Sinne also lehrt die Erfahrung allerdings das Nothwendige; in diesem Sinne ist der Obersatz des Syllogismus falsch; aber auch in diesem Sinne ist er weder von Leibnitz noch von Kant ursprünglich gedacht worden. Also haben wir eine Verwechselung von Begriffen vor Augen, die wir dem groſsen Denker nur als eine Uebereilung anrechnen können.

Der wahre Grund, weshalb Kant den Raum und die Zeit für ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit hielt, ist der zuerst von ihm angedeutete, aber nicht gehörig entwickelte. Ich habe diesen Grund, der zwar nichts beweis't, der aber wesentlich zu den Anfangspuncten der philosophischen Reflexion gehört, in meinem Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie unter den ersten skeptischen Fragen vorgetragen; auch in den Hauptpuncten der Metaphysik desselben in der zweyten Vorfrage erwähnt. Der Hauptgedanke ist: Man gebe sich Rechenschaft von dem, was man eigentlich in den sinnlichen Auffassungen als Gegebenes vorfindet. Die Summe aller gefärbten und gefühlten Stellen im Raume, ist ohne Zweifel gegeben; eben so die Summe aller einzelnen, für successiv gehaltenen Wahrnehmungen. Aber diese Summen sind auch das ganze Gegebene. Und gleichwohl enthalten dieselben keinesweges die Bestimmungen durch Distanzen im Raume und in der Zeit. Woher kommen denn nun diese Bestimmungen? — Will man sie nicht für erschlichen erklären, und sich von ihnen losmachen, (welches unmöglich ist), so mufs man sie für in uns selbst liegende, und von uns unwillkührlich in das Gegebene hineingetragene Formen halten.

Hieraus erklärt sich vollkommen die Kantische Ansicht. Aber die Unrichtigkeit ergiebt sich schon bey der Frage, woher nun die bestimmten Gestalten bestimmter Dinge? Woher die bestimmten Zeitdistanzen für bestimmte Wahrnehmungen? Diese Frage ist nach der Kantischen Ansicht schlechterdings unbeantwortlich.

Nachdem aber vermittelst der zur Mechanik des Geistes gehörigen Untersuchungen sich hat erkennen lassen, auf welche Weise die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen sich zugleich mit den Wahrnehmungen selbst (mit der Materie des Gegebenen) psychologisch erzeugen: verliert die obige Reflexion ihr Gewicht; und es wird offenbar, dafs man nicht, mit Kant, von dem Raume und der Zeit zu dem Räumlichen und Zeitlichen, sondern mit den meisten Philosophen aller Zeitalter umgekehrt von dem Räumlichen und Zeitlichen zu dem Raume und der Zeit, als den daraus abgezogenen, und dann durch neue, absichtliche Constructionen bis ins Unendliche erweiterten Einbildungen, die in gewissem Sinne auch Begriffe heiſsen können, (§. 120.) fortschreiten müsse.

Wir müssen hier einen Blick werfen auf eine Frage, welche bey den Untersuchungen über die Mechanik des Geistes Jedem einfallen muſste; nämlich die Frage nach der dort oft vorkommenden Einheit der Zeit; und nach der Vergleichung zwischen derjenigen Zeit, welche wir als durch den Wechsel unserer Vorstellungen wirklich verbraucht denken müssen, und der vorgestellten Zeit, von der wir jetzo reden. Ich habe schon früher bemerkt, daſs ich jene Einheit der Zeit (deren genaue Bestimmung sehr schwer seyn dürfte) ungefähr mit unsern Minuten und Secunden glaube vergleichen zu können. Wäre die Einheit viel kleiner als eine Secunde: so müſsten ihre Brüche durch den, während derselben sich ereignenden, Wechsel unserer Vorstellungen, es uns möglich machen, kleinere Theilchen einer Secunde zu unterscheiden, als wir dieses zu thun im Stande sind. Die Zeit, in welcher unser Erdball einen Fuſs durchläuft, kann nur darum für uns unmerklich seyn, weil während derselben unsre Vorstellungen so gut als still stehn; das heiſst, weil die Hemmungssummen in ihr um einen so geringen Theil sinken, der neben ihrer eignen Gröſse verschwindet. — Aber auch viel gröſser als eine Minute wird die erwähnte Einheit schwerlich zu schätzen seyn; weil das Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit während der Dauer einer Wahrnehmung (§. 94.) sich gar zu bald fühlbar macht. Die rohe Schätzung des Zeitmaaſses, worauf wir nach diesen Bemerkungen die Rechnungen der Mechanik des Geistes zu beziehen haben, läſst das Bedürfniſs der Verbesserung eben nicht sehr empfinden, indem wir durch die Rechnung eigentlich nichts ausmessen wollen, sondern nur die Kenntniſs der allgemeinen Gesetze des Laufs der geistigen Veränderungen zu erlangen wünschen. —

Begreiflicher Weise gilt die hier versuchte Schätzung der Zeit-Einheit lediglich für den Menschen; indem sie sich auf menschliche Erfahrung und innere Wahrnehmung stützt. Es ist sehr wohl denkbar, daſs für andre Wesen ein anderes Zeitmaaſs statt findet, während gleichwohl die Untersuchungen der Mechanik des Geistes, und die allgemeine Erklärung des Vorstellens der Succession, sich auf sie nicht minder als auf den Menschen beziehn. —

Wir spüren es im gemeinen Leben nur gar zu sehr, wie unzuverlässig das unmittelbare Gefühl des Zeitverlauſs sey; und es liegt uns nicht wenig daran, unsre Geschäffte nach einem vesten Zeitmaaſse ordnen zu können. Wie helfen wir uns? Durch Beobachtung solcher Bewegungen, von denen wir annehmen, daſs sie mit gleichförmiger Geschwindigkeit geschehn. Die Umstände, unter denen diese Annahme irrig oder wahr seyn möge, können hier bey Seite gesetzt bleiben; ist sie aber auch wahr, so beruhet alles auf der Voraussetzung, daſs mit gleichen Geschwindigkeiten in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufen werden. In der That ein ganz evidenter Grundsatz; denn er ist rein analytisch. Der Begriff der Geschwindigkeit, der unmittelbar aus der Wahrnehmung nicht entstehen kann, weil die Geschwindigkeit etwas intensives, und doch auſser uns ist, — bildet sich durch dasjenige Denken, was die Gleichung $c=\frac{s}{t}$ aussagt. Es ist der allgemeine Begriff der Bewegung in jedem Puncte; entstanden durch Abstraction von der Bewegung durch einen kleinen, unbestimmten Raum, bey deren Beobachtung wir die Vorstellung des Räumlichen und Zeitlichen zugleich produciren. Der Begriff der Geschwindigkeit ist also darauf eingerichtet, mit Raum und Zeit nach dem obigen Grundsatze verknüpft zu werden; welchem gemäſs wir nicht bloſs unsre unmittelbare Schätzung der verflossenen Zeit unbedenklich eines Irrthums beschuldigen, sobald uns dieselbe länger oder kürzer dünkt als unsre Zeitmesser angeben: sondern über welchen wir auch alle die Schwierigkeiten zu übersehen pflegen, welche in dem Begriffe der Bewegung liegen, und die schon Zeno von Elea versuchte, auszusprechen. — Beym Durchlaufen eines Raumes verwandelt sich der Raum in den Weg; das heiſst, alles Nebeneinander dieses Raumes muſs sich in einem Nacheinander vollständig wiederfinden. Denn das Bewegte soll nirgends verweilen, auch nichts überspringen; es soll die verschiedenen Stellen seiner Bahn in eben so vielen verschiedenen Zeittheilchen treffen; und für jedes neue Zeittheilen muſs es sich in einem eben so neuen Orte befinden. Wie ungleichartig nun auch Zeit und Raum seyn mögen, ihre bloſse Quantität, abstract gedacht, muſs bey der Bewegung die gleiche seyn; das Quantum der Succession findet gewiſs seinen richtigen Ausdruck in dem Quantum des durchlaufenen Raumes. Ein Satz, der bey der ungleichförmigen Bewegung eben so offenbar ist, als bey der gleichförmigen; denn auch hier sind die sämmtlichen Stellen des Weges gewiſs successiv durchlaufen worden, — daher wenigstens soviel Succession als Auſsereinander; — und das Bewegte konnte sich nirgends ausruhen, sonst wäre es ganz liegen geblieben, — daher nicht mehr Succession, als Verschiedenheit in dem Auſsereinander. Was ist denn die Zeit? Ist sie nicht das Quantum der Succession, oder doch dessen Maaſs? — Wenn sie dieses ist: so ist die ungleichförmige Bewegung ungereimt, ja alle Verschiedenheit der Geschwindigkeit ist unmöglich. Denn bey gröſserer Geschwindigkeit zeigt die Zeit weniger Succession an, als der Raum; bey kleinerer umgekehrt; vorausgesetzt, daſs wir einmal bey einer gewissen Geschwindigkeit (welche zu bestimmen aber Niemand sich die vergebliche Mühe machen wird,) Raum und Zeit als einander entsprechend angesehen haben.

Auf diese Ungereimtheit in den Begriffen, durch welche wir die Wahrnehmungen zu berichtigen glauben, giebt nun im gemeinen Leben Niemand Acht. Auch die Geometer bekümmern sich nicht darum; und das gereicht ihnen,‘ in wiefern sie eben nur Geometer seyn wollen, nicht zum Vorwurf. Daſs aber selbst die Metaphysiker dabey sorglos bleiben, oder sich mit leeren Ausflüchten behelfen, das verzeiht ihnen ihre Wissenschaft nicht; sondern sie büſsen ihre Nachlässigkeit durch ein Heer von Irrthümern, ja von falsch gestellten Fragen und im Keime verdorbenen Untersuchungen. Als Beyspiel darf ich nur die Versuche nennen, die Succession der Weltbegebenheiten zu erklären. —

Am Schlusse dieses Paragraphen muſs ich noch einem Anstoſse vorbeugen, welcher dem aufmerksamen Leser dieses Buchs bey der Vergleichung mit den öfter angeführten Schriften, die mit der gegenwärtigen gewissermaaſsen Ein Ganzes ausmachen, wohl begegnen könnte.

Nämlich in den Hauptpuncten der Metaphysik, und in der Abhandlung über die Elementar-Attraction habe ich nachgewiesen, daſs der Begriff der Bewegung, oder eigentlich der in ihm liegende der Geschwindigkeit, von Widersprüchen gar nicht zu befreyen ist; daſs dieses aber unschädlich ist, weil die Bewegung kein reales Prädicat der Wesen darbietet. Nun könnte Jemand auf den Gedanken kommen, eine solche Erläuterung passe zwar auf die räumliche Bewegung, aber nicht auf die Bewegung der Vorstellungen, wodurch reale Zustände der Seele ausgedrückt werden, auf welche man keine widersprechenden Begriffe übertragen dürfe. Hierauf ist zu erwiedern, daſs der Schein des Widerspruchs nur daher rührt, weil wir das Steigen und Sinken der Vorstellungen nicht anders als mit Hülfe räumlicher Symbole bezeichnen können. Allein während wir dem Raume das Aneinander, als sein Element und zugleich als sein Maaſs, zum Grunde legen müssen, gegen welches weiterhin sowohl die Irrationalgröſsen als die Bestimmungen der Geschwindigkeit, unvermeidliche Widersprüche bilden, — so giebt es dagegen für die sogenannten Bewegungen der Vorstellungen gar keine solche elementarische Gröſse, die bey ihnen zum allgemeinen Vergleichungspuncte dienen müſste. Sondern gerade wie die Geometer es mit ihren Linien machen, so kann man auch hier beliebig eine oder die andre Gröſse zum Maaſse nehmen, gegen welche dann die andern irrational seyn mögen. Warum steht dieses frey? Darum, weil die Vorstellungen an sich gar nicht Quanta sind, sondern diese ganze Betrachtungsart ihnen nur in demjenigen psychologischen Nachdenken zukommt, welches Eine Vorstellung mit der andern vergleicht, oder auch den Grad der Verdunkelung mit dem des wirklichen Vorstellens zusammenhält. Ungefähr so, wie in der allgemeinen Metaphysik die Wesen bloſs für das zusammenfassende Denken sich im intelligibeln Raume befinden. Oder ganz allgemein so, wie alle Gröſsenbegriffe lediglich als Hülfsmittel des Denkens anzusehen sind, die sich gänzlich nach der Natur der Gegenstände, bey denen sie gebraucht werden, fügen und schmiegen müssen; ohne jemals reale Prädicate derselben abzugeben. Ein Punct, den man vor allen Dingen völlig muſs begriffen haben, ehe man von den Untersuchungen über die Materie, vollends über lebende Leiber, irgend etwas gründlich durchdenken kann.

§. 145.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen Rechenschaft gegeben über den psychologischen Ursprung der Begriffe von Substanz, Kraft, Materie, Bewegung. Und in dem vorigen Capitel wurde die Entstehung des Begriffs vom Ich untersucht. Aber diese Nachforschungen über die Genesis derjenigen Vorstellungsarten, an welchen die allgemeine Metaphysik sich übt, haben sie etwan die Schwierigkeiten vermindert, die Widersprüche weggeschafft, welche der letztgenannten Wissenschaft so groſse Aufgaben bereiten? Gewiſs nicht! Im Gegentheil, es ist deutlich zu erkennen, daſs, und warum die metaphysischen Probleme sich gegen jedes, bloſs logische Deutlichkeit suchende Denken, hartnäckig und unüberwindlich zeigen müssen. Der psychologische Mechanismus bringt es mit sich, daſs

Complexionen von Merkmalen für wahre und reale Einheiten gelten; daſs die Veränderung einer Ursache zugeschrieben wird, ohne irgend eine Auskunft über die Möglichkeit des Wirkens; daſs der Raum das Reale in sich nehmen muſs, ohne Frage, ob diese Begriffe zusammenpassen oder nicht; daſs die Zeit, in Ermanglung einer ursprünglich bestimmten Auffassung, nach Bewegungen gemessen wird, welche den Begriff der Zeit mit einer versteckt liegenden Ungereimtheit belasten. Alle diese Verkehrtheiten sind also zwar keine *qualitas occulta*, keine angeborne Erbsünde der Vernunft, aber wohl eine erklärbare Erbsünde aller Erfahrung. Sie sind ein nothwendiger Durchgang für das Denken, welches, um zur Wissenschaft zu gelangen, vergeblich einen leichtern und geraderen Weg suchen würde. Widersprechende Begriffe geben den Stoff zur Metaphysik; und ohne Metaphysik kann die Erfahrung nicht von Widersprüchen befreyt werden.

Dieses zwar muſs Jedem ohne Psychologie, durch die bloſse Analyse der erwähnten Begriffe, klar seyn, ehe er auf Metaphysik sich einläſst. Solche Klarheit ist der wichtigste Gewinn, der durch die Einleitung in die Philosophie soll erreicht werden.

Aber es schien nöthig, auch an dem gegenwärtigen Orte diesen Punct hervorzuheben, damit offenbar werde, wie groſs der Misgriff ist, mit welchem die sämmtlichen Versuche der Vernunftkritik anheben. Sie wollen vor unsern Augen jede falsche Metaphysik aus ihrem Keime entstehen lassen. Dadurch sollen wir vor ähnlichen Irrthümern gewarnt werden. Sie wollen die Grundbegriffe des Denkens in ihrem Ursprunge zeigen. Dadurch soll sich die wahre Bedeutung dieser Begriffe von jedem falschen Zusatze abscheiden. Glänzende Versprechungen ohne allen Gehalt! Wir sehen jetzt den Ursprung der falschen Metaphysik. Er besteht darin, daſs man die Grundbegriffe der Erfahrung gerade so läſst, und für gut annimmt, wie sie der psychologische Mechanismus zuerst zu Tage fördert. Er besteht in der Unterlassungssünde, daſs man zur wahren Metaphysik nicht fortschreitet; daſs man sich nicht aufmacht, das Werk nicht angreift, selbst nachdem Jahrhunderte und Jahrtausende gelehrt haben, es könne so nicht bleiben, wie es ursprünglich in jedem menschlichen Kopfe sich fügt und giebt. Die erste, und unvermeidliche Bedeutung jener Grundbegriffe ist eben nicht die wahre, nicht einmal die denkbare, sondern sie unterliegt der Kritik des fortgesetzten Nachdenkens; die wahre Bedeutung aber kommt erst durch die Wissenschaft, welche der Kritik nachfolgt. Nicht die Vernunft, sondern die rohen Erzeugnisse des psychologischen Mechanismus sind der rechte Gegenstand für die Kritik; und dadurch soll die Vernunft, als die höchste Thätigkeit, ganz und gar nicht in Unternehmungen beschränkt, sondern zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, ja aufgefordert werden. Wehe uns, wenn Kants Kritik die beabsichtigte einschränkende Wirkung in der That gehabt hätte. Wohl uns, wenn die wirklich beschränkenden Einflüsse dieser Zeit überwunden werden durch die Aufregung, welche von Jenem, wider seinen Willen, oder mindestens wider seine Worte, sich herschreibt.

Viertes Capitel.

Von der höhern Ausbildung.

§. 146.

Aeuſserst auffallend ist der Contrast zwischen den zögernden Fortschritten des metaphysischen Denkens, und der Eile, womit andre Arten des Wissens und der Künste, ja womit die sämmtlichen Vorzüge der eigentlichen Menschheit, (jenen Zweig der Speculation allein abgerechnet,) sich entwickelt haben; — wenigstens in der Periode des menschlichen Daseyns, von welcher die

Geschichte Nachricht giebt. Denn freylich, wie langsam vielleicht in den vorhistorischen Zeiten die ersten Erhebungen unseres Geschlechts gelungen seyen: darüber fehlt es beynahe eben so sehr an Vermuthungen als an Zeugnissen, falls man sich nicht grundlosen Einfällen überlassen will. Diejenige höhere Bildung, welche jetzo als ein Factum dem Psychologen vor Augen steht, wird nur ihrer Möglichkeit nach können begriffen werden; hingegen den Lauf ihres Entstehens vom ersten Anfang an zu überschauen, wie wäre das anzustellen? Welches Fernrohr soll uns die Geheimnisse der Vorzeit nahe bringen, wenn die Geschichte schweigt?

In den historischen Zeiten sehen wir die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse gar sehr vom Zufall abhangen, und die absichtliche Forschung, so wie die Erhebung der Gemüther, scheint ein Werk weniger kleiner Völkerschaften, ja einzelner Menschen. Den allermeisten Individuen scheint es von jeher gegangen zu seyn wie jetzt; ihnen ist ihre Cultur überliefert; wie man sie gewöhnte, so sind sie geworden; was man ihnen vordachte, das haben sie im besten Falle verstanden; was aufgeregte Gemüther vorempfanden, das hat sich mitgetheilt und verbreitet; was die Herrscher frey lieſsen, damit haben sich die Uebrigen beholfen. Rückwärts haben die hervorragenden Menschen nur soviel ausgeführt, als durch die Menge konnte ausgeführt werden; nur soviel verewigt, als die Menge bevestigte und bewahrte; was die Menge entweder nicht verstand, oder nicht ehrte, nicht wollte, davon ist das Meiste untergegangen; es befindet sich nicht unter den Stützen derjenigen Bildung, die heute vor uns liegt, und psychologisch erklärt seyn will.

Diese Zusammenwirkung Weniger mit Vielen, und daneben dennoch das Fortschreiten der höchsten Bildung bloſs durch die Besten und Edelsten, ohne das Volk zu berühren: dies beydes sind selbst psychologische Phänomene; und die Analyse derselben würde uns vorzugsweise beschäfftigen müssen, wenn wir von der höhern Ausbildung, — die auf keine Weise bloſs in Beziehung auf den Gebildeten, sondern nur als ein Werk des Menschengeschlechts an und in dem Gebildeten, zu betrachten ist, — hier mit einiger Ausführlichkeit handeln könnten. Beschäfftigt mit der Grundlegung zur Psychologie, können wir nur einige flüchtige Züge wagen zur Andeutung des Gebäudes, das, wenn das Glück gut ist, sich einstens über dem Grunde erheben mag. Und selbst diese Züge sollen nicht geschlossene Umrisse seyn, sondern nur Verlängerungen derjenigen Linien, die wir im Vorigen schon gezogen finden.

§. 147.

Im vorigen Capitel waren wir zuerst beschäfftigt mit dem Ursprunge des Begriffs der Substanz. Wir fanden ihn in den Urtheilen, durch welche einer Complexion von Merkmalen, die zuvor unüberlegter Weise für eine reale Einheit galt, diese Merkmale einzeln beygelegt wurden, so daſs allmählig die Complexion sich völlig auflös'te, und sich in eine Masse von Prädicaten verwandelte, zu denen nur ein unbekanntes Subject konnte hinzugedacht werden. Dies Resultat einer absichtlosen Operation des Denkens war nun wiederum zu betrachten als roher Stoff für die absichtlichen und methodischen Forschungen der Metaphysik.

Ganz die nämliche Operation geht aber noch bey andern Gelegenheiten vor, wo sie früher einen guten Ausgang findet, und schon für sich allein etwas Brauchbares hervorbringt.

Die Zersetzung der Complexionen durch die Urtheile begegnet nicht bloſs bey unsern Vorstellungen einzelner wirklicher Dinge: sondern auch bey den sämmtlichen Begriffen; und dadurch, in Verbindung mit dem, was im Anfange des §. 139. bemerkt worden, werden diese letztern allmählig aus der Rohheit herausgehoben, in welcher wir dieselben im §. 121. und 122. noch fanden. In ihrer äuſsern Erscheinung ist diese Fortschreitung des menschlichen Geistes zu erkennen als Ausbildung der Sprache. Denn die Bedeutung der Wörter genauer bestimmen, oder zunächst nur genauer unterscheiden, und die Wörter mit Sorgfalt wählen: Dies heiſst nichts anders, als den Inhalt der Begriffe strenger begränzen.

Während der ersten Rohheit müssen sich die Wörter bequemen, alles zu bezeichnen, was durch irgend eine entfernte Aehnlichkeit diejenigen Vorstellungen, mit denen sie zuerst verknüpft wurden, ins Bewuſstseyn hervorruft. Wer aber von zweyen Wörtern, die ihm zur Benennung eines vorliegenden Gegenstandes sich zugleich darbieten, das eine wählt und das andre verwirft: was geht in dessen Seele vor? Er urtheilt, das unpassende Wort führe ein Merkmal mit sich, das dem Gegenstande nicht zukomme. Dadurch wird dem Worte, welches verworfen ist, ein Merkmal beygelegt; und zugleich wird eben dies Merkmal dem vorgezogenen Worte abgesprochen. Dergleichen Urtheile mögen in den meisten Fällen sehr dunkel gedacht werden, dennoch erhalten dadurch die Begriffe ihre Gränzen, und den künftigen logischen Erörterungen, die das nämliche klar aussprechen, wird vorgearbeitet.

Die Wörter sind hier diejenigen Einheiten, welchen die Merkmale beygelegt werden. Es mag also die Zersetzung der Complexionen noch so vollständig von Statten gehn: nicht leicht wird hier die Verlegenheit gefühlt, welche sich da zeigt, wo die Complexionen reale Einheiten, Substanzen, vorstellen sollen. Denn die Wörter bilden in allen jenen Urtheilen die Subjecte; und wenn ja bemerkt wird, daſs doch, genau genommen, die Wörter nur Laute seyen, denen jene Merkmale nicht können zugeschrieben werden, so bietet sich fürs Erste die, meist für genügend geltende, Berichtigung dar, die Wörter seyen Zeichen unsrer Vorstellungen, unserer Begriffe, und diesen gebe jedes der gefällten Urtheile eine nähere Bestimmung.

Auf dem Wege dieser Ausbildung entsteht allmählig die Scheidung und Entgegensetzung zwischen den Begriffen, und den Anschauungen sammt den Einbildungen. Zu den letztern werden die Wörter *gesucht*; eben dadurch charakterisiren sich jene als der Sinn, den die Wörter *mit sich bringen*. — Leicht kann es beym Fortschritt in dieser Richtung dahin kommen, daſs nach Platonischer Ansicht die Begriffe als die Muster der Dinge betrachtet werden. Denn die psychologische Entstehung der Begriffe aus den Wahrnehmungen wird vergessen oder bezweifelt; letzteres auch darum, weil manche Begriffe durch die Urtheile so geläutert, und von zufälligen Beymischungen gesondert werden, daſs ihnen in dieser Gestalt kein sinnliches Ding, wenn sie schon darauf übertragen werden, völlig Genüge thut. Man denke hiebey an die geometrischen Grundbegriffe.

Aber wegen ihres psychologischen Ursprungs, (nach §. 121.) verbinden sich die Begriffe leicht mit Beyspielen, die uns einfallen, und mit Anschauungen, die sich darbieten. Wären wirklich die Begriffe eine so ganz besondere Art von Vorstellungen, wie sie nach manchen Systemen der Philosophen seyn sollen, so hätten sie zwar einen Inhalt, aber keinen Umfang; oder wenigstens gehörten in diesen Umfang nur andre Begriffe, aber nicht Anschauungen, nicht Einbildungen. Von wie vielen, wie unbeantwortlichen Fragen über die Möglichkeit der Verknüpfung der letztern mit den erstern im gewöhnlichsten Laufe des Denkens, hätten diejenigen sich sollen gedrückt fühlen, die ihren Rationalismus nicht glaubten rein halten zu können, wenn sie nicht den Begriffen, oder doch gewissen Classen derselben, eine Art von adelicher Abkunft beylegten, und den gemeinen bürgerlichen Ursprung derselben aus Vorstellungen der Sinne gänzlich leugneten!

Hier endlich ist es nun auch möglich, im Gegensatze der Begriffe einen Ausdruck zu bestimmen, der wegen gewisser ihm anklebender Nebenvorstellungen nicht wenig Verwirrung in den neuern Systemen angerichtet hat. Ich meine den Ausdruck Anschauung. Dabey denkt man zunächst an die Wahrnehmung, die gewiſs bey keiner Anschauung fehlen kann. Aber zugleich soll die Anschauung uns etwas Objectives gegenüber stellen. Die bloſse Wahrnehmung, selbst wenn dabey der sogenannte innere Sinn thätig ist, (vergl. §. 125—128.) bezeichnet noch kein Object als ein solches. Dazu muſs erst das Selbstbewuſstseyn kommen, es muſs das auffassende Subject dem Objecte entgegengesetzt werden. Schon dies ist nicht ganz einfach. Das Subject ist ursprünglich nicht das Entgegengesetzte, sondern das Vorausgesetzte der Objecte; (§. 131.). Aber vermöge jener veränderlichen Complexion, die das objective Ich ausmacht, (§. 135.), tritt das in ihr enthaltene Subject selbst in die Reihe der Objecte; wird ein Punct, und zwar der erste Punct, in dem Systeme derselben: daher sieht der Mensch das Object auſser sich, und setzt es sich entgegen, wenn zugleich das Angeschaute selbst einen zweyten, vesten Punct im Systeme der Objecte darbietet. Dies letztere wird theils durch Bestimmungen im Raume, theils durch Veststellung in mancherley Gebieten der Qualität (§. 139.), also überhaupt durch Unterscheidung dieses bestimmten Gegenstandes von andern wirklichen und möglichen Gegenständen, erreicht. Kurz: Anschauen heiſst, ein Object, gegenüber dem Subjecte als ein solches und kein anderes auffassen.

Daſs in der Anschauung, als Grundbestandtheil derselben, Empfindung liege: versteht sich zwar von selbst. Allein je stärker diese Empfindung, desto mehr wird sie hemmend einwirken sowohl auf die Vorstellung des Subjects, als auf die der andern, davon zu unterscheidenden Objecte. Das heiſst, die Anschauung wird verlieren an dem, was an ihr charakteristisch ist. Also umgekehrt: die Anschauung ist um desto vollkommener, je weniger Gewicht in ihr die Empfindung hat.

Um dies völlig zu verstehen, erinnere man sich zugleich der abnehmenden Empfänglichkeit (§. 94.); und der Apperception (§. 125. u. f.). Bey unserer höchst geringen Empfänglichkeit im männlichen Alter, erzeugen sich nur äuſserst kleine Quanta der Empfindung, aber diese wirken als Reize auf die längst vorhandenen gleichartigen Vorstellungen, sammt Allem, womit die letzteren in Verbindung stehen.

Daraus nun erklärt sich derjenige Zustand des reifen Anschauens, wie wir es vollziehen, indem wir mit Besonnenheit etwas besehen und betrachten. Wir könnten mit völlig gleicher Leichtigkeit ganz andere Gegenstände auffassen; ja wir thun es wirklich, wenn eine Reihe von Merkwürdigkeiten uns vorgezeigt wird. Ist diese Reihe nicht gar zu lang und zu bunt: so belästigt sie uns nicht im mindesten; von der hemmenden Gewalt, welche den ersten Grund des psychologischen Mechanismus ausmacht, ist dabey wenig zu spüren; am wenigsten in Beziehung auf Uns; denn wir kommen dabey (besondere Fälle abgerechnet) gar nicht aus der Fassung, fühlen uns selbst nicht im mindesten verändert. Wohl aber behandeln wir den Gegenstand, indem wir ihn untersuchen; wenigstens geht unsre Anschauung sogleich in ein mannigfaltiges Urtheilen über. Denn er zeigt uns seine Umrisse wie auf einem Hintergrunde zahlloser Möglichkeiten, die wir selbst aus unserm, schon gesammelten, schon zu Begriffen verarbeiteten, Vorrathe hinzubringen. Die sinnliche Empfindung, unbedeutend als Masse, dient uns nur als ein formendes Princip für den Stoff, den wir besitzen; denn sie hebt aus diesem Stoffe einiges heraus, und schneidet weit mehr anderes hinweg; daher wir über den Gegenstand mehr negative Urtheile, als positive, fällen würden, wenn alles, was sich in uns regt, Sprache finden könnte; und wenn nicht die meisten unserer hervortretenden Gedanken gleich im Entstehen wieder erdrückt würden.

Geschieht es ganz so, wie eben beschrieben worden: dann fühlen wir uns frey im Anschauen. Denn der

Lauf unserer Vorstellungen verläſst den Gegenstand und kehrt zu ihm zurück, ohne irgend an ihn gebunden zu seyn. Allein bey dieser Freyheit ist schon stark auf die willkührlichen Bewegungen unseres Leibes gerechnet, wären es auch nur Beugungen des Kopfs, oder ein Schlieſsen der Augenglieder. Sonst kann es auch begegnen, daſs der Gegenstand uns stört, wenn wir seiner Auffassung nicht ausweichen können; oder auch, wir sind in Hinsicht seiner gebunden, wenn wir uns von ihm angezogen fühlen; ja selbst wenn es nicht mehr gelingt, die Thätigkeit des Anschauens fortzusetzen, weil wir dazu nicht mehr aufgelegt sind.

Das Letztere macht sich besonders lästig beym absichtlichen Memoriren; einer Thätigkeit, die sich aus vielen Anschauungen zusammensetzt, und aus ihnen, mit Hülfe der Wiederhohlung, eine Reihe bildet. Hier muſs vor allem jedes einzelne Glied der Reihe nicht bloſs aufgefaſst, sondern appercipirt werden. Also sollte eigentlich der Gang unserer eigenen Vorstellungen von selbst mit der Folge der Gegenstände correspondiren, damit in jedem Augenblick unser eigner Geist gerade den Stoff darböte, welchen das Gegebene formen könnte. Dies ist nun genau genommen nicht möglich, immer geschieht dem natürlichen Flusse unserer Vorstellungen einige Gewalt, indem sie dem Reize nachgeben müssen, welchen das Gegebene ausübt. Keine, selbst veraltete, Spur des Eigensinns, darf in dem Kopfe des Menschen seyn, der leicht memoriren soll. Es versteht sich, daſs alle physiologischen Gründe, welche irgendwie der Biegsamkeit unserer Vorstellungsreihen nachtheilig sind, auch dem Gedächtnisse Eintrag thun; und überdies setzt allemal das Memoriren schon eine Menge gleichartiger, mannigfaltig combinirter Vorstellungen voraus. Daſs andre Schwierigkeiten bey der Reproduction des Memorirten eintreten können, die von denen des Memorirens zu unterscheiden sind, kann hier nur im Vorbeygehn bemerkt werden.

Wir müſsen zurückkehren zu unserer Hauptsache: der logischen Cultur unserer Begriffe.

Diese wird bekanntlich erst vollendet durch Definitionen und Divisionen. Und man kann leicht bemerken, daſs in dem Bemühen, eine Definition zu finden, der Begriff gleichsam angeschaut, betrachtet, mehreren Versuchen unterworfen wird; daſs er wie ein Object, welches wir zu fixiren suchen, vor uns schwebt. Also wird das, was eben zuvor von der fixirenden Anschauung gesagt wurde, hier zur Grundlage unserer Ueberlegung dienen könne. Die Aehnlichkeit in beyden Fällen ist um so gröſser, da, wie vorhin gezeigt, die Empfindung beym Anschauen nicht als Vermehrung der Masse unserer Vorstellung, sondern nur als Reiz, und als formendes Princip für unseren schon gesammelten Vorrath in Betracht kommt. Statt der Empfindung muſs nun in dem Falle, wo eine Definition gesucht wird, der Gesammt-Eindruck, oder der noch rohe Begriff dienen, welchen wir definiren wollen; dieser muſs mit hinreichender Energie im Bewuſstseyn hervortreten, oder durch wiederhohlte Fragen, was er sey? hervorgehoben werden. Ferner ist hier nicht bloſs nach einerley Richtung hin die Apperception nöthig, sondern nach zweyen entgegengesetzten Richtungen. Nämlich auf der einen Seite müssen die untergeordneten Vorstellungen, auf der andern die höhern Begriffe hervortreten. Wie wenn die Definition des Vogels gesucht würde: so müſsten erstlich Vögel mancherley Art, zweytens die Begriffe vom Thier überhaupt, von der Bewegung im Raume, und hier insbesondere vom Umherfahren in der Luft, ins Bewuſstseyn treten. Denn die Definition, mag sie, der Kürze wegen, *per genus proximum et differentiam ſpecificam* geleistet werden, — muſs erstlich den Begriff aus mehrern höheren suchen zusammenzusetzen. (Auch die Differenz ist in der Regel ein höherer Begriff, da sie noch mehrern Begriffen zukommen kann, und folglich der, welchen wir mit ihrer Hülfe definiren wollen, sich zu ihr wie die Art zur Gattung verhält; obgleich hievon Ausnahmen vorkommen, wie das Wiehern des Pferdes, und andre, ganz eigenthümliche Merkmale.) Ob aber die Zusammensetzung gelungen sey, wird geprüft an dem Umfange des Begriffs, und den darin enthaltenen Beyspielen; die es verrathen, wenn die Definition zu eng ist; desgleichen an den Beyspielen, welche zum *genus* und der Differenz gehören, aus denen man erkennt, ob die Definition zu weit ist. Denn ich rede hier nur von solchen Erklärungen, die zum sogenannten analytischen Denken gehören; nicht von der Definition durch streng wissenschaftliche Erzeugung eines Begriffs, welches über die Sphäre meiner jetzigen psychologischen Untersuchung hinaus liegt.

Der Punct, auf welchen man hier merken muſs, ist das Entstehen einer neuen Dimension für den Lauf unserer Vorstellungen. Die ursprüngliche Richtung derselben ist die zeitliche, woraus die räumliche sich bildet, nach §. 112. und 113. Ferner haben wir im §. 139. das Analogon derselben, die Fortschreitung in den qualitativen Continuen, näher betrachtet; auch war von beydem schon im §. 100. die Rede. Von derjenigen hingegen, die wir hier finden, kann man sagen, daſs sie die vorigen senkrecht durchschneide; sie ist nämlich die der logischen Unterordnung; jene aber gehören zur Nebenordnung. Der Begriff, welchen wir definiren, liegt zwischen seinen höhern und niedern. Durch doppelte Apperception und durch die, damit verbundene, Verschmelzung, hat er sich beyden angeschlossen; und das Denken geht durch ihn herdurch nach zweyen entgegengesetzten Richtungen; nur nicht auf einerley Weise. Denn er ist ein Mittelbegriff im Sinne des logischen Syllogismus; man kann schlieſsen:

Der Adler ist ein Vogel,
Der Vogel ist ein Thier,
also der Adler ein Thier,

aber nicht mit umgekehrter Fortschreitung, das Thier sey ein Vogel, der Vogel ein Adler, also das Thier ein

Adler. Soll diese falsche Fortschreitung verbessert werden, so führt sie auf Divisionen. Angenommen fürs Erste, wir gehen vom Vogel zum Adler: so hat der Adler seinen Platz in einem jener qualitativen Continuen des §. 139.; ist die Verschmelzung der dazu gehörigen Vorstellungen gehörig zu Stande gekommen, so durchläuft das Vorstellen, gleichsam seitwärts, vom Adler abschweifend, die Menge der übrigen Vögel; während der schon bereit liegende, appercipirende Begriff des Vogels sie alle mit sich vereinigt. Dasselbe ereignet sich in dem Verhältnisse des Thiers zum Vogel, und diese logische Bewegung unseres Denkens würde nicht eher endigen, als in vollständiger Ueberschauung des ganzen Systems unserer Begriffe, wenn alle dazu nöthigen Verschmelzungen vollführt, und die Hemmungen nicht zu stark wären. — Uebrigens wird wohl Niemand fragen, warum nicht, wenn vom Adler die Vorstellungsreihe zum Vogel fortgeht, sie auch dann seitwärts zu den übrigen Thieren übergehe? Denn es ist klar, dafs, wenn sie es thut, dann die Vorstellung des Adlers gehemmt wird, und die Reihe als solche abgebrochen ist.

Wie im Anschauen, so fühlen wir uns auch frey im Denken, so fern es gelingt; doch weniger als im Anschauen, weil es seltener gelingt. Gar zu oft schlägt jene doppelte Apperception dergestalt fehl, dafs die Definitionen zu weit oder zu eng werden; selten liegen die qualitativen Continuen für eine vollständige Coordination bereit; dadurch entdecken sich Mängel und Lücken in unserem Vorstellen, derentwegen wir nicht umhin können, einen Tadel in unsre Selbsterkenntnifs aufzunehmen. Dieser Tadel wirkt mehr oder weniger Anstrengung; er weckt einen Anspruch an uns selbst, auf welchen, wenn ihm Genüge geleistet wird, sich ein neuer Begriff von geistiger Freyheit bezieht, der von dem vorigen, der Willkühr im fixirenden Denken oder Anschauen, sehr verschieden ist, weil er schon Selbstbeherrschung in sich schliefst.

Hier bemerken wir noch eine dritte Art von Freyheit; die Freyheit der Reflexion. Bey der Definition geschieht eine Unterordnung des Begriffs unter seine Merkmale. Durchläuft man successiv die Reihe dieser Merkmale: so hebt sich eine Seite des Begriffs nach der andern hervor, und das Gleichgewicht ist gestört, worin vorher die sämmtlichen Bestandtheile des Begriffs mit einander schwebten. Dasselbe geschieht schon in der Vergleichung eines Gegenstandes mit andern und wieder andern nach verschiedenen Aehnlichkeiten; wie wenn das Glas erst mit den durchsichtigen, dann mit den zerbrechlichen, endlich mit den schwer auflöslichen Körpern zusammengestellt wird. Der Gegenstand übt hiebey keine merkliche Gewalt über uns aus; die Art, wie wir die Vorstellung desselben aus dem Gleichgewichte bringen, folgt gänzlich dem Laufe unserer Gedanken. Nur muſs man nicht in eben diesem Gedankenlaufe die Freyheit suchen wollen, die lediglich eine Beweglichkeit in der Vorstellung des Gegenstandes ist.

Man kann fragen, ob diese Beweglichkeit auch bey vollkommenen Complexionen möglich sey? Denn bey unvollkommnen Complexionen, und bey Verschmelzungen hat sie keine Schwierigkeit, indem dieselben nachgiebig genug sind, um bey verminderter Hemmung einen ihrer Bestandtheile, der hiedurch begünstigt wird, mehr hervortreten zu lassen, als die übrigen, für welche die vorhandene Hemmung sich gleich bleibt. Aber bey vollkommenen Complexionen gilt bekanntlich das Gesetz, daſs alle ihre Bestandtheile untrennbar in gleicher Proportion steigen und sinken müssen. — Nun kennen wir keine vollkommnere Complexionen, als die zwischen den Worten und den dadurch bezeichneten Gegenständen. Gleichwohl, indem wir etwa das alte Schul-Beyspiel der Logiker,

Die Maus friſst Käse,
Maus ist ein einsylbiges Wort,
Also friſst ein einsylbiges Wort Käse,

durch die Bemerkung zurückweisen, daſs hier vom Worte und dort vom Thiere die Rede sey: trennen wir in der Reflexion das Wort von der Sache. Wirklich scheint aber in solchen Fällen die Apperception des Worts ein neues Quantum des Vorstellens, aus dem Vorrathe der Vorstellungen bloſser, schon vereinzelter, Sprachlaute, herzugeben; so, wie es den Kindern beym Buchstabiren ohne allen Zweifel begegnet, die ein Wort aus seinen Buchstaben zusammensetzen, nachdem sie längst vorher das nämliche Wort als Zeichen einer Sache kannten und gebrauchten, ohne an dessen Bestandtheile auch nur zu denken. Man sieht hier einen Umstand, der die psychologischen Nachforschungen erschweren kann. Sehr oft tritt unvermerkt ein Quantum des Vorstellens an die Stelle des andern, und leistet Dienste, die man vom andern zu empfangen glaubt und doch nicht empfangen konnte.

§. 148.

Die vorstehenden Bemerkungen über das analytische Denken, welches seinen Gegenstand nicht erweitert noch verändert, mögen genügen; da sie das Wesen der Reflexion wenigstens im Allgemeinen begreiflich machen, nämlich durch die Bewegung, die in den Complexionen entsteht, wenn gleichzeitig mit ihnen andre und andre, ihnen zum Theil gleichartige, Vorstellungen wechselnd im Bewuſstseyn sind; woraus eine wechselnde Begünstigung für das Hervortreten ihrer Bestandtheile entspringt.

Jetzt aber müssen wir zu dem Gegenstande fortgehn, welchen Kant mit so groſsem Nachdruck zur Untersuchung empfohlen hat; das synthetische und erweiternde Denken. Gewiſs liegt hierin eins der gröſsten Verdienste Kants um die Speculation; und die Vernachlässigung dieses wichtigen Puncts gereicht den spätern Philosophen zum Vorwurf. Allein eine Entschuldigung für sie findet sich in den sehr starken Misgriffen, welche begegneten, indem Kant die Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? auflösen wollte.

Er tadelt Humen, nicht eingesehen zu haben, daſs seine Zweifel mit der Metaphysik zugleich die Mathematik trafen. Aber er selbst wurde durch diese Bemerkung verleitet, zwey sehr verschiedene Gegenstände nur gar zu nahe zu rücken, und im Grunde weder den einen noch den andern richtig zu erkennen.

Worin die Nothwendigkeit metaphysischer Sätze, z. B. des Causalgesetzes, besteht, habe ich oft genug ausgesprochen und gezeigt; nämlich darin, daſs ein Widerspruch muſs gehoben werden, der in der Form der Erfahrung wirklich liegt; z. B. in der Veränderung.

Hingegen in den mathematischen, combinatorischen, und allen ähnlichen Gesetzen wird bloſs eine, einmal angenommene Regel der Construction vestgehalten, aus deren Verletzung Widersprüche entstehen würden.

Die oben in der Anmerkung zu §. 142. angeführten eignen Worte Kants über die Wechselwirkung und Veränderung zeigen dem scharf genug nachdenkenden Leser keine bloſse Unbegreiflichkeit, sondern eine völlig klare Ungereimtheit. Hingegen in den geometrischen Sätzen (so fern sie nicht etwa das Continuum und das Unendliche betreffen, worin allerdings Widersprüche liegen,) hat noch Niemand etwas Ungereimtes, nicht einmal etwas Unbegreifliches gefunden, sondern ihre Nothwendigkeit und ihre Wahrheit leuchtet vollständig ein; indem bey ihnen gleich der erste Gedanke auch der richtige ist, und man nur durch übereiltes oder absichtliches Verletzen der einmal angenommenen Regel würde auf Widersprüche stoſsen können.

Um diesen Gegenstand so allgemein als möglich zu erläutern, will ich von dem, was logisch höher steht; als alle Mathematik, nämlich von der Combinationslehre, zuerst ein Beyspiel hernehmen. Man betrachte folgendes Schema der Versetzungen von vier ungleichen Elementen:

$$\begin{matrix} a & b & c & d \\ a & b & d & c \\ a & c & b & d \\ a & c & d & b \end{matrix}$$

a d b c
a d c b
b a c d
b a d c
b c a d
b c d a
b d a c
b d c a
c a b d
c a d b
c b a d
c b d a
c d a b
c d b a
d a b c
d a c b
d b a c
d b c a
d c a b
d c b a

Die Anfangs-Buchstaben dieser Complexionen ergeben die Reihe *a, b, c, d;* aber mit sechsmal langsamerer Fortschreitung, als mit der, welche in der Folge der ganzen Complexionen vorkommt. Zugleich bilden die zweyten Buchstaben der Complexionen eine Reihe von Reihen; *b, c, d; a, c, d; a, b, d;* und *a, b, c;* deren Fortschreitung doppelt so langsam geschieht als der Wechsel in den beyden hintersten Stellen. Das Ganze zeigt uns also ein System zugleich ablaufender Vorstellungsreihen, aus deren jedesmaligem Zusammentreffen sich jede einzelne Complexion unfehlbar erzeugt. Hier ist keine Nothwendigkeit durch Aufhebung und Hinwegschaffung eines vorhandenen Widerspruchs, wie in den metaphysischen Problemen; sondern ein zwangloses, jedoch völlig bestimmtes Geschehen, das an den zusammentreffenden Mechanismus einer Uhr und eines Geschäffts erinnert, auch wirklich damit in Eine Klasse von Ereignissen gehört.

In der Geometrie kommt etwas Aehnliches vor, doch mit einem Umstande behaftet, den wir schon oben, (§. 114., in der Anmerkung,) vor Augen hatten. Im Raume nämlich vervielfältigen sich oftmals gewisse allgemeine Begriffe in mehrere Darstellungen. Wie Parallelen nur einerley Richtung, vielmal gezeichnet, sind: so auch sind z. B. Scheitelwinkel nichts anders als ein und derselbe Unterschied zweyer Richtungen, der nach zwey entgegengesetzten Seiten hin sichtbar wird. Und der Satz, daſs alle Winkel im ebenen Dreyeck zusammen 180 Grade ausmachen, ist völlig der Formel $A=A$ analog; denn wenn für zwey convergente Linien der Unterschied ihrer Richtungen gegen eine dritte bestimmt ist, so liegt darin unmittelbar die Ungleichheit dieses Unterschiedes, das heiſst, die Verschiedenheit ihrer Richtungen, und eben diese ist der dritte Winkel im Dreyeck, der nur die 180° voll macht, welche zwischen jenen Linien an der dritten statt gefunden hätten, wenn sie parallel gewesen wären. Es ist längst bemerkt worden, daſs die gewöhnlichen geometrischen Beweise hier nur einen Gedanken auseinanderziehn, den man, um ihn vollständig zu erreichen, unmittelbar durchschauen muſs; die Geometrie für Anfänger ist längst vorhanden, aber die Geometrie für Denker soll noch geschrieben werden. Sie wird weniger von der Gleichheit zweyer Figuren, deren eine unabhängig von der andern vorhanden scheint, — und mehr vom Entstehen vieler Constructionen aus Einem Princip, zu reden haben. Sie wird z. B. in einem Dreyeck nicht Eine Parallele mit der Grundlinie willkührlich ziehn, um die Proportionen in den Dreyecken nachzuweisen: sondern, nachdem eine Seite mit zwey anliegenden Winkeln gegeben worden, sogleich überlegen, daſs diese Winkel sich auf die Gestalt des Dreyecks, mithin auf die Verhältnisse der drey Seiten beziehen; weil die Schenkel einen Grad von Convergenz an sich tragen, (den man leicht durch einen Differentialquotienten ausdrücken kann,) und es von diesem Grade abhängt, wie weit man die Schenkel — stets die Grundlinie, als ihren verminderten Abstand bezeichnend, parallel fortschiebend, — verlängern müsse, damit der Abstand ganz verschwinde, und das Dreyeck sich schlieſse. Weitere Ausführungen gehören nicht hieher.

Die geometrischen, und alle ihnen ähnliche Constructionen, sind in ihrem Ursprunge frey, aber sie verwickeln sich im Fortgange in diejenige Art von Nothwendigkeit, welche aus dem Zusammentreffen der verschiedenen Theile einer Construction entspringen. So fühlt auch Derjenige, der ohne weitere Veranlassung die Gleichung

$$x^2+ax+b=0$$

hinschreibt, sich frey; denn er konnte jede Art von arithmetischer Verbindung eben so gut wählen; aber nachdem die gehörige Analyse gegeben hat:

$$x=-\tfrac{1}{2}a\pm\sqrt{\tfrac{1}{4}a^2-b}$$

muſs er sich schon hier die, oft wiederkehrende, Frage von der Möglichkeit der Wurzeln gefallen lassen. Denn a und b sind hier Zeichen von Zahlen-Reihen, die auf alle mögliche Weise zusammentreffend sollen gedacht werden.

Diese Andeutungen dem Nachdenken des Lesers überlassend, eile ich weiter zu der Vorstellung des Unendlichen; welches Kant bey seiner Antinomien-Lehre benutzte, um den Verstand in ein Dilemma zu verwickeln, nach welchem ihm die Welt stets entweder zu groſs oder zu klein ausfallen sollte. Bessere Metaphysik würde gewarnt haben, den Begriff des Unendlichen, der, wenn man ihn in metaphysischer Strenge nimmt, ein bloſses Gedankending bezeichnet, mit dem, was als real auch nur vorgestellt wird, gar nicht in Berührung zu bringen; (nämlich in reiner Theorie; denn vom Praktischen ist hier nicht die Rede.)

Aber nur zuviel hat die unglückliche Dienstbarkeit, dazu beigetragen, in welche Kant sich gegen die Geometrie begab, so oft er der Materie gedachte, deren Wesen er nicht richtig erkannt hatte. Auch davon können wir hier nicht sprechen.

Jedermann kennt aus der Mathematik die unendlichen Reihen, und deren Ursprung aus dem Begriff des allgemeinen Gliedes, unter welchen fallend jedes einzelne Glied die Aufforderung mit sich bringt, noch weiter fortzuschreiten. Ein solches allgemeines Glied braucht nicht durch einen arithmetischen Ausdruck gegeben zu seyn; die Allgemeinheit der Regel des Fortschritts, unter welche jedes Erreichte wieder als Anfangsglied fällt, ist hier das Wesentliche. Daher unendliche Räume, Zeiten, Zahlen, und gesteigerte Qualitäten aller Art.

Die erste psychologische Frage, auf die wir hier nöthig haben zu merken, ist diese: gelangen wir durch solches Fortschreiten nun wirklich jemals zu einer Vorstellung des Unendlichen; so, als ob es uns wie eine gegebene Gröfse vorschwebte? — Sicherlich nicht! Wir bleiben irgendwo stehn; wissen aber, dafs wir weiter, und wohin wir auch gelangen möchten, doch noch weiter fortschreiten könnten. Dieser allgemeine Begriff vertritt die Stelle der Vorstellung des Unendlichen.

Es ist hier ein ähnlicher Fall, wie bey der logischen Cultur der Begriffe. Durch negative Urtheile sprechen wir dem Gattungsbegriffe die specifischen Differenzen ab, welche zur Bestimmung des ihm Untergeordneten dienen, und eben deswegen in den Inhalt des Gattungsbegriffs nicht gehören. Wir sollten also wirklich die Gattung ganz frey denken von jenen Differenzen; aber eben indem wir dieses Sollen anerkennen, indem wir uns entschliefsen das nicht hieher gehörige bey Seite zu setzen, denken wir in der That daran, und sind keinesweges ganz davon losgekommen. So wissen wir, dafs der allgemeine Begriff des Kreises keinen bestimmten Radius erträgt; aber das Bild des Kreises hat dennoch in jedem Augenblicke für uns seinen Radius. Und dies reicht für den Gebrauch zu. Eben so denken wir niemals wirklich eine Linie ohne Dicke; aber wir wissen, daſs wir es sollten, und das genügt.

Die wirkliche Vorstellung des Unendlichen — weit verschieden von der, wie sie seyn sollte, und wie sie seyn würde und seyn müſste, wenn sie wie ein ursprünglich Gegebenes in unserm Geiste *a priori* vorhanden wäre, — ist nichts als eine dünne Atmosphäre, die unsre Vorstellungen des Endlichen umhüllt; und, was das wichtigste ist, sich an sie anlegt, und von ihnen abhängt. Man zeige einem Knaben das Wachsen der Tangenten und Secanten, wenn der Winkel wächst; man gehe fort bis zum Winkel von 90°; er begreift vollkommen, daſs nun Tangente und Secante unendlich werden, weil sie sich nicht mehr schneiden können. Nun hat er die Vorstellung des Unendlichen; und soll demnach über endliche Gröſsen nicht mehr staunen. Denn hat er sie nicht schon überschritten? — Aber jetzt unterrichte man ihn von den Entfernungen der Himmelskörper. Das Staunen wird sich sogleich einstellen; zum Beweise, daſs sein Unendliches bey weitem nicht so groſs war, als diese endlichen Gröſsen. Und das Staunen kehrt auch bey dem Erwachsenen wieder, wenn er sich Räume denken soll, welche zu durchlaufen das Licht Jahre, Jahrhunderte, — Millionen von Jahrtausenden gebraucht. Das Erhabene bleibt zum Theil im Raume, obgleich Schiller es daraus ganz zu vertreiben gedachte.

Der Zustand unserer Vorstellung des Unendlichen darf uns nicht wundern. Man gehe zurück in die Mechanik des Geistes; zu den Reproductionsgesetzen, aus denen die Reihenformen entspringen. Wir haben eher das Räumliche, als den Raum; eher das Zeitliche als die Zeit. Für das Gegebene, indem es sich gegenseitig bewegt, erzeugen wir einen Umgebungsraum; und Anfangs steht nur dasjenige, was wir in einen und denselben Umgebungsraum setzten, für uns in räumlichen Verhältnissen. Allmählig erweitert sich der Horizont, indem wir die mittlere Gegend desselben zu verrücken veranlaſst werden; die ganze Construction bleibt dem Geiste gegenwärtig, aber sie heftet sich an andere Puncte. So vergröſsert sich der Raum allmählig durch Uebertragung des frühern Products auf neue Gegenstände, wobey jedoch die neue Raumerzeugung für das eben jetzt vorliegende Gegebene nicht ausgeschlossen ist. Aber mehr und mehr wird für die schon stark gewordne Vorstellung des Raums das Gegebene zufällig. Und diese Zufälligkeit vollendet sich, indem jedes einzelne Gegebene sich beweglich zeigt, während Anderes vestgehalten wird. Solchergestalt wird endlich der Raum selbst als das einzige Veste und Stehende gedacht; als die voraus bestimmte Möglichkeit der Bewegung und des Nebeneinanderseyns. Fragt man, ob diese Möglichkeit Gränzen habe? so ergiebt sich die verneinende Antwort sogleich aus der Freyheit der räumlichen Constructionen; aber wir dürfen nie vergessen, daſs jener leere Umgebungsraum, der uns aus der Auffassung der Bewegungen nothwendig entstehen müſste (§. 114.), ursprünglich nur unbestimmt, nicht unendlich ist; und daſs, so leicht auch jedes Gegebene ihn reproducirt und sich aneignet, er sich doch nicht ohne absichtliches Construiren davon ganz losreiſsen, nicht einmal davon weit entfernen kann. Wie das Licht von irgend einem leuchtenden Puncte ausgehn muſs, so ist auch der Raum, psychologisch betrachtet, eine Art von Ausstrahlung der Objecte; denn man weiſs aus dem Vorigen, daſs er ein System von Reproductionen ist, die eine reproducirende Vorstellung (oder deren mehrere) voraussetzen.

Und wie weit geht das absichtliche Construiren, welches geschieht, indem man die reproducirende Vorstellung auf das früher Construirte überträgt? So weit, bis dessen Vergeblichkeit vollkommen einleuchtet. Liegt einmal die allgemeine Regel der gleichartigen Fortschreitung klar vor Augen: so gewinnt der Begriff derselben nichts mehr durch fernere Construction; wird aber die Reihe zu lang, so verlieren sich die ersten Glieder aus dem Bewuſstseyn, und das Zusammengefaſste will nicht mehr wachsen.

(Das nämliche gilt, mit gehöriger Veränderung, nicht bloſs von Gröſsen die man ins Unendliche sich ausdehnen läſst, sondern auch von den Theilungen, die sich nach einerley Regel wiederhohlen, so oft man will.)

Getrennt von praktischen Beziehungen, und gereinigt von Verwechselungen, ist das Unendliche Niemandes Freund. Jeder fühlt, daſs er sich darin verliert, sobald er den Anfangspunct der Construction fahren läſst, und keine bestimmt gesonderten Glieder mehr vor Augen hat. Alsdann entsteht ein Gefühl des Schwindels. Etwas Aehnliches würde Derjenige leiden, der in einem Feen-Palaste von vielen Menschen umgeben wäre, die einander durchaus glichen; er würde in jedem den andern erblicken; er würde unterscheiden wollen und nicht können; die Reihe seiner Vorstellungen würde vorwärts streben, und doch immer auf der alten Stelle bleiben. So auch, wenn im Unendlichen das Fortgehn nicht weiter führt, weil jeder Punct immer noch die Mitte ist. Der Traum hat ähnliche Zustände; man ist stets im Begriff zu thun, was nie geschieht. Kein Wunder, daſs die Mathematiker sich gesträubt haben, das Unendliche zuzulassen; obgleich der Begriff der Intensität des Wachsens oder Abnehmens vollkommen fähig ist, bestimmte Verhältnisse (Differential-quotienten) zu bilden. Von Kunstwerken hat man zuweilen gerühmt, daſs sie das Unendliche offenbarten; schwerlich mit Zustimmung wahrer Künstler, die gerade in geschlossenen Umrissen, scharf gezeichneten Charakteren, und im Individualisiren des Allgemeinen ihr Verdienst suchen; den schwebenden Dunst und Nebel aber möglichst vermeiden.

Gleichwohl hat das Unendliche, schon als solches, seine eifrigen Verehrer. Warum? Aus zweyen merkwürdigen psychologischen Gründen.

1) Das Unendliche wird aufgefaſst als das Ungehemmte, als die Sphäre der Freyheit.

Gerade darum, weil kein räumliches, kein dem Raume analoges, endliches Object, durch eine stehende, ruhende Vorstellung kann aufgefaſst werden, — weil vielmehr in ihm ein *nisus* unzähliger Reproductionen, gemäſs den Verschmelzungen aller Partial-Vorstellungen, thätig seyn muſs, damit die Theile sich sondern, und jeder seinen Platz zwischen und neben den andern einnehmen könne; weil ferner hiedurch gewöhnlich auch früher gebildete Vorstellungsreihen angeregt werden, die, indem sie sich auf die einzelnen Theile des Gegenstandes übertragen, und gleichsam mit ihren Anfangspuncten daran haften, nun auch noch über dessen Gränzen hinaus zu gehn streben, aber von einer Hemmung durch das jenseits der Gränzen Liegende, oder selbst durch die Bestimmtheit der eigenthümlichen Form des Gegenstandes, zurück getrieben zu werden pflegen; — also kurz, weil die Vorstellung des endlichen Objects ein Streben einschlieſst: darum ist die Ueberschreitung der Gränze zuerst mit einem neuen Gefühl verbunden, welches in so fern ein behagliches werden kann, als dadurch die zuvor gehemmten Reihen nun wenigstens für einen Augenblick sich ausbreiten können, bis eine neue Hemmung sich gegen sie ansammelt, deren übrige Wirkung von den Umständen abhängt. Das Unendliche nun droht dem, welcher in dasselbe hinausschaut, mit gar keiner Hemmung; die Vorstellung desselben ist eine Evolution, die so weit reicht, als der Trieb des jetzigen Vorstellens sie trägt. Kein Wunder, daſs hierin Freyheit eben in so fern gefühlt wird, als die Begränzung im Endlichen schmerzhaft war empfunden worden.

2) Das Unendliche wird aufgefaſst als das letzte Hemmende, Begränzende; daher als das Erste und Unbedingte.

Schwerlich konnte es je einem Mathematiker einfallen, die späteren Glieder einer Reihe als die Bedingungen der frühern anzusehn; am wenigsten die, welche unendlich entfernt sind, gerade umgekehrt als die ersten zu betrachten. Und es ist doch eine so seltsame Umkehrung, welcher wir hier begegnen!

Die Gefühle deren, die sich überhaupt in der Endlichkeit eingeschlossen finden, will ich nicht schildern. Es ist mir genug zu bemerken, daſs selbst Kant, mit der gröſsten Nüchternheit des Ausdrucks, für gut findet, das Messen eines Raumes auch als eine Synthesis einer Reihe der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten anzusehen; und zwar darum, weil die weiter hinzugedachten Räume immer die Bedingung von der Grenze der vorigen seyen. Was kann daraus anderes folgen, als daſs der unendliche Raum die Bedingung unseres Gesichtskreises sey? Und in der That stellt Kant es in seiner ersten Antithesis als eine gewichtvolle Schwierigkeit dar: die Sinnenwelt, wenn sie begränzt sey, liege nothwendig in dem unendlichen Leeren. Ich gestehe, daſs ich noch niemals dahin gelangt bin, darin auch nur das Geringste zu finden, was Besorgniſs erregen könnte. Das Leere auſser der Welt belästigt mich gerade so wenig, als das Leere in der Welt, oder auch nur die ungleiche Dichtigkeit dessen, was den Raum erfüllt. Da dieser letztere Umstand in der Erfahrung vor Augen liegt, so würde ich, selbst noch vor irgend einer metaphysischen Ueberlegung, mich sehr wundern, wenn irgendwo und irgendwie, das Leere dem Vollen, das Nichts dem Etwas, ein Gesetz vorschreiben, oder es in irgend eine Verlegenheit verwickeln könnte. Aber der Grundfehler lag hier schon in den ersten Elementen der Raumlehre; in dem Satze, der Raum sey als ein einziges, Unendliches der reinen Anschauung gegeben. Daraus verstand sich denn freylich von selbst, daſs die endlichen Raumtheile als durch Begränzung, durch Sonderung hervorgehoben, muſsten angesehen werden; und daſs sich zu ihnen das Unendliche wie das Erste zum Zweyten verhielt. Wenn man aber nicht auf dem Standpuncte der Kantischen transscendentalen Aesthetik steht: wie kommt man alsdann — und wie kamen so viele frü-

here

here dazu, das Unendliche — das Letzte in unserer Construction, zum Ersten zu machen?

Hinweggesehn von der, aus dem Obigen leicht begreiflichen Uebereilung, dem Anstoſsen an eine Gränze eine begränzende Ursache vorauszusetzen, die Jenseits liege, — obgleich durch die Reproductionsgesetze Jedes in seinen gegebenen Distanzen gehalten wird, und nicht nothwendig von Auſsen braucht gedrückt zu werden, — giebt es zwey Hauptumstände, die es nur zu leicht dahin bringen, daſs man das Unendliche zum Ersten mache.

Erstlich: die Stellung des Menschen in der Zeit. Hier muſs man unterscheiden zwischen unserm Handeln und unserem Wissen. Das Handeln giebt uns die natürliche Stellung im Flusse der Zeit; wir schauen auf das was wir thun wollen, also in die Zukunft, wohin die Zeit läuft. Aber hier genügt das Nächste; selten arbeitet Einer bey nüchterner Ueberlegung auch nur für das kommende Jahrhundert, die entferntern Folgen unseres Thuns können uns höchstens Besorgnisse, aber keine Hoffnung einflöſsen. Ganz anders verhält es sich mit dem Wissen. Die Gegenstände desselben liegen dem allergröſsten Theile nach in der Vergangenheit; wir wandeln auf Gräbern, wir büſsen alte Sünden, wir leben von alten Capitalen. Für diese Gegenstände müssen wir, gestellt auf den Endpunct der bis jetzt abgelaufenen Zeit, unsre Reihenform rückwärts schauend construiren. Der Zeit, die unsern Staat gestiftet hat, ging eine andre voran, welche die Wälder lichtete und den Boden umgrub; ihr voran tritt eine andre, die aus dem Meeresgrunde das Land emporhob; und wieder eine andre, die das Sonnensystem formte. Hier verlieren wir uns. Das Unendliche wird nun das Erste; unsre Blicke müssen dahinaus gehn, indem unser Wissen soll zusammengefaſst werden. Leicht vergessen wir darüber die andre Seite, die uns nicht beschäfftigt. Oder wenn wir uns einmal umwenden, wenn wir uns an jeder Seite umfangen sehen vom Unendlichen, so können wir in die Zukunft nichts setzen, als die Zwecke der Macht, von der das Letzte wie das Erste abhängt!

Zweytens: ein ähnliches Resultat ergiebt unsre Auffassung der Dinge im Raume. Wir kennen die Materie als theilbar; sie giebt sich uns massenweise, und wir betrachten wirklich, so wie Kant will, die Massen als dasjenige, worin wir nach Belieben Theile machen können. Dem fortgesetzten Theilen stellt sich in bloſsen Gröſsenbegriffen nichts entgegen; in der Erfahrung widerspricht kein augenscheinlicher Versuch; die Philosophen lassen sich von der Geometrie überreden, mit der Materie zu schalten, wie mit dem Raume; was die bestimmten Verdichtungen, die bestimmten Krystallformen dagegen einwenden, wird nicht beachtet und noch weniger verstanden. Die Substanz soll zwar in den Theilen liegen; aber mit ein paar idealistischen Behauptungen schlüpfen wir darüber leichtfüſsig hinweg; und im Nothfalle würden wir wohl gar jenes Hülfmittel Kants gebrauchen, die Substanz wieder in ein Prädicat zu verwandeln, um sie dergestalt in die Flucht zu schlagen, daſs sie nur im Unendlichen ein Asyl finden können.

Soviel Mühe brauchen wir uns nicht zu geben. Denn zu der ganzen bisherigen Betrachtung kommt nun noch der Umstand hinzu, daſs ohnehin schon die Substanz das Unbekannte ist, was hinter den Erscheinungen gesucht wird (§. 141.). Liegt nun hinter den Erscheinungen auch das Unendliche: so fällt es schon dadurch, in gewöhnlicher und gemeiner Verwechselung, mit der Substanz zusammen. Und so haben wir denn eine unendliche Substanz, ohne zu fragen, ob der Begriff des Seyn sich mit dem des Unendlichen vertrage oder nicht. Nun mögen die Schulen ihre Kampfplätze ebnen; denn die Vermählung des Endlichen mit dem Unendlichen kann ohne Streit nicht abgehn. Aber davon mag die Geschichte der Philosophie ihren tragisch-komischen Bericht abstatten; wir können uns hier nicht darauf einlassen; besonders da wir zu der unerfreulichen Naturge-

schichte des Irrthums sogleich noch andre Beyträge liefern müssen.

§. 149.

Das Unendliche *) verhält sich zum Unbedingten wie Entlaufen zum Stillstehn, Verlust zum Besitz; daher wie das Leere zum Vollen; wie Nichts zu Etwas.

Das Unendliche in seinem Streite mit dem Unbedingten darzustellen, dies war die eigentliche Aufgabe, welche Kant in seiner Antinomien-Lehre zu lösen hatte. Von Rechtswegen muſste die Thesis überall das Unbedingte veststellen; die Antithesis dagegen, wie getrieben vom Geiste des Widerspruchs, überall das Unendliche eröffnen, um dahinaus das Unbedingte zu vertreiben. Denn was im Unendlichen geschieht, das geschieht niemals; und bey den Mathematikern gilt es gleich, zu sagen, die Hyperbel falle nie, oder sie falle im Unendlichen mit ihrer Asymptote zusammen. Dann aber wäre freylich von keiner Dialektik der reinen Vernunft die Rede gewesen; denn die Thesis hat entschiedenes Recht, und die Antithesis entschiedenes Unrecht, sobald beyde gehörig gefaſst werden. Allein vor aller weitern Erläuterung müssen wir erst überlegen, wie der Begriff des Unbedingten entstehe?

Bey aller Verschiedenheit, sind dennoch Unbedingtes und Unendliches darin ähnlich, daſs sie durch eine reihenförmige Construction gedacht werden. Das Unbedingte erfordert zwar nicht viele Fortschreitungen nach einerley Regel; aber es steht dem Bedingten entgegen, und soll für den Durchgang durch dasselbe den Endpunct und Ruhepunct darbieten. Das Bedingte nun zuförderst hängt schwebend an seinen Bedingungen; es fällt weg, wenn man den Faden abschneidet. So im Verschwinden begriffen, wofern die Bedingungen es nicht hielten, muſs es gedacht werden; das ist, logisch genommen, die Bedeutung desselben. Wie nun kommen wir dazu, etwas als bedingt anzusehen? Die ursprüngliche Auffassung der Welt, im Anschauen, und durch allgemeine Begriffe, weiſs davon nichts. Dem gemeinen Menschen ruhet der Erdboden; und wenn nach dem empirischen Begriffe der Schwere etwan der Himmel droht zu fallen, so braucht man ihm nur den Atlas oder die Säulen des Herkules zur Stütze zu geben, dann steht er vest. Eben so gilt jedes sinnliche Ding für ein Seyendes, eine ὀυσία; und jedes, wovon Ereignisse herkommen, für eine ἀιτία; so haben wir diese Begriffe oben bey den Kategorien (§. 124.) gefunden. Nun sind zwar die Vorstellungsreihen ähnlicher Folgen unter ähnlichen Umständen von der Beschaffenheit, daſs sie nicht ablaufen können, wenn ihre Anfangsglieder aufgehoben werden; und so kann Manches als bedingt erscheinen, und als abhängig von gewissen Bedingungen, deren es nicht einmal bedarf, weil es auch unter andern Umständen möglich ist. Allein wenn gleich auf diese Weise die Menge des Bedingten sogar überflüssig groſs, und die Sphäre der Bedingungen enger, als sie ist, erscheint: so macht doch diese Vorstellungsart noch immer nicht das Unbedingte bemerklich, und zwar gerade darum nicht, weil dessen, was wirklich als bedingend, selbst aber unbedingt gedacht wird, — indem die Frage, ob es bedingt sey oder unbedingt? gar nicht erhoben wurde, — noch so sehr Vieles vorhanden ist. Aber wir kennen auch schon den höheren Standpunct, auf welchem diese Frage sich einstellt, und sich überall gelten macht; dergestalt, daſs der Boden der Sinnenwelt anfängt zu wanken, und gegen seine allgemeine Unsicherheit eine veste Zuflucht gesucht wird. Die Urtheile, welche den Dingen ihre Prädicate einzeln beylegen, (§. 141.), sind das Schmelzſeuer, worin die Dinge zerflieſsen; und zwar um desto leichter, wenn die Veränderlichkeit der Merkmale auf empirischem Wege zu Hülfe kommt, um das Aggregat der Prädicate zu trennen. Dadurch verliert die Thesis, wodurch die Dinge als Solche und keine andre gedacht werden, ihre Vestigkeit, indem ihr Gegenstand verschwindet. Der Mensch erschrickt, wenn auf einmal statt des bekannten Dinges sich ihm das dunkle, unbekannte, unerkennbare Substrat aufdringt, welches er mehr zu fühlen als zu sehen glaubt, da er es in gar keine bestimmte Form bringen kann, und nicht einmal eine Analogie dafür besitzt. Das einzige Kennzeichen jedes einzelnen Substrats ist, daſs es einem bestimmten sinnlichen Dinge zugehören soll. Aber die Dinge sind Complexionen von Merkmalen; jedes Merkmal liegt in einem qualitativen Continuum; (§. 139.) und die Combination der Merkmale des wirklichen Dinges ist nur eine unter vielen. Daher wird die Vorstellung eines jeden Dinges in allen seinen Merkmalen veränderlich; selbst dann, wenn die Erfahrung keine Veränderung desselben vor Augen legt. Man kann aus gegebenen Reihen von Merkmalen alle möglichen Dinge, die sich dadurch bestimmen lassen, durch vollständiges Combiniren leicht finden; aus der Mitte dieser Möglichkeit erscheint nun die kleinere Menge der wirklichen Dinge zufällig herausgehoben; und in der Einbildung, als wären die gefundenen Möglichkeiten ein wirklicher Vorrath, fragt die menschliche Neugier nach dem Grunde, vermöge dessen nun gerade diese und keine andern Dinge wirklich geworden, — aus dem Gebiete der Möglichkeit, gleichsam wie aus einer Vorhalle, in die Wirklichkeit hinübergetreten seyen? Die Gedankendinge, welche wir uns selbst geschaffen haben, wollen nicht weichen vor den gegebenen; sie suchen ihren Platz zu behaupten, vermöge des in ihnen liegenden Strebens aller Vorstellungen, und aller daraus, gleichviel wie? zusammengesetzten Complexionen.

---

*) Der Leser muſs hier meine Hauptpuncte der Metaphysik von neuem durchdenken. Zur Uebung diene folgender Satz: Es ist gleichbedeutend, von den einfachen Wesen zu sagen; sie haben unendlich viele Kräfte, oder, sie haben gar keine. Denn ihre Kräfte beruhen auf ihren möglichen Relationen zu anderen Wesen. Deren giebt es unendlich viele. Aber keine Möglichkeit ist real, und keine Relation ist eine Eigenschaft.

Lieſse man alle Fehler und Verwechselungen weg:

so würde sogleich einleuchten, daſs man sich hüten müsse, das Unbedingte wiederum als eine Complexion von Merkmalen vorzustellen. Geschieht dies, so fällt es in das vorige Schmelzfeuer der zerlegenden Urtheile zurück; welches z. B. Spinozas unendliche Substanz, die aus Denken und Ausdehnung bestehn soll, auf keine Weise vermeiden kann. — Wir erinnern uns freylich hier einer zum Schutze der spinozistischen Ansicht ersonnenen Spielerey, die Manchen, der hiedurch nicht seine Denkkraft, sondern seine Trägheit zum Denken bewies, getäuscht hat; die Spielerey mit einer vorgeblichen Einheit des Gegensatzes, und wiederum einer höhern Einheit der Einheit und des Gegensatzes. Da wir einmal darauf gekommen sind, wollen wir das Manoeuvre nur gleich ins Unendliche fortsetzen. Also:

für zwey Entgegengesetzte a, b, heiſse
ihr Gegensatz, α; ihre Einheit β;
für die Entgegengesetzten α, β, heiſse
ihr Gegensatz A, ihre Einheit, B.
für die Entgegengesetzten A, B, heiſse
ihr Gegensatz x; ihre Einheit, y; u. s. w.

Man sieht, daſs dies ins Unendliche geht. Die Lehre, worauf sich die gemachte Construction bezieht, vergiſst klüglich A, x, y, und alles folgende; sie thut daran sehr wohl, denn der Fortgang ins Unendliche würde sogleich verrathen, daſs nichts vereinigt, sondern eben nur mit Worten gespielt wurde; indem man sich erlaubte, Einheiten und höhere Einheiten nach Belieben zu setzen, anstatt sie zu beweisen, oder begreiflich zu machen; während schon der allererste Anfangspunct, der vorgebliche reale Gegensatz, eben deshalb ein Unding ist, weil er in Einem und ebendemselben gesetzt seyn müſste, welches der klare Widerspruch selbst seyn würde*).

---

*) Schellings Bruno, S. 38. u. f. Aber hier will ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daſs in meinen Augen der Urheber des Irrthums weit weniger verantwortlich ist, als die, welche ihn begün-

Gesetzt aber, man wolle trotz dieser handgreiflichen Unmöglichkeit sich doch die Fiction erlauben, aus den Begriffen a, b, α, β, ein solches System zu machen, wie etwa das täuschende Phänomen des Magneten darstellt, wobey

der Nordpol $= a$,
der Südpol $= b$,
deren Gegensatz $= \alpha$,
deren Einheit $= \beta$;

gesetzt ferner, man erlaube sich, α und β wiederum in die Stelle von a und b zu rücken: so ist nun ganz unabweislich, von einer Reihe sowohl das Gesetz als die Fortschreitung gegeben; ja es giebt nun eben deswegen eine höhere Einheit der Einheit und des Gegensatzes, weil beyde letztern als unter sich entgegengesetzt betrachtet wurden, denn sonst wäre gar kein Bedürfniſs, sie zu vereinigen, auch nur vermeintlich und fingirt vorhanden gewesen. Also ist nun das ganze System um eine Stelle weiter gerückt; und folglich muſs es abermals fortschreiten, weil sich A und B verhalten wie α und β, d. h. weil sie wegen ihres Gegensatzes x, der sichtbar vor Augen liegt, man wolle ihn nun eingestehn oder nicht, wiederum begehren zur Einheit y zu gelangen; wobey sich denn das alte Spiel unfehlbar wiederhohlt. Genug davon!

Vorhin wurde bemerkt, man müsse verhüten, das Unbedingte als eine Complexion von Merkmalen, die in ihm eine wirkliche Vielheit ausmachten, zu betrachten; welches soviel heiſst als, jedes Unbedingte ist an sich, und wenn man jede Relation desselben zu einem andern Unbedingten (dergleichen sich im Allgemeinen

---

stigen. Ein sehr lebhafter, sehr aufgeregter Geist ist vielen und groſsen Täuschungen unterworfen; und man kann sich eben nicht wundern, wenn er sie enthusiastisch verkündigt. Aber daſs ein ganzes gelehrtes Publicum solche Täuschungen im Lauſe vieler Jahre fortwährend hegt und pflegt, ist eine Schwäche der Kritik, oder der Empfänglichkeit, die sie vorfindet.

weder bejahen noch verneinen läſst) bey Seite setzt, — sowohl innerlich als äuſserlich absolut *einfach*. Hiemit ist der erste Grundgedanke der wahren Metaphysik vestgestellt, um ihn aber zu finden, muſs der Ursprung desselben nicht mehr gefühlt, sondern klar gedacht werden. Dies nun pflegt gerade umgekehrt Statt zu finden. Die Entdeckung, daſs den Dingen unbekannte Substanzen zum Grunde liegen, setzt in Verlegenheit; man glaubt sich verirrt, denn man sieht Nichts, wo doch etwas zu sehen gefordert wird; man sucht Auswege; man bläst zum Rückzuge. Aus dem Unbekannten soll die Mannigfaltigkeit der Erscheinung erklärbar seyn; man setzt also in das Unbekannte soviel mannigfaltige Bestimmungen (*eſſentialia, attributa,* u. s. w.) als man zum Behuf der gesuchten Erklärungen zu brauchen gedenkt. Und von diesem Augenblicke an ist alles verdorben. Nun wird gegrübelt, gefühlt und phantasirt; es schürzt sich ein gordischer Knoten für Jahrhunderte.

Es ist nöthig, hier einer höchst seltsamen Uebertreibung zu erwähnen, die dem Begriffe des Unbedingten zu begegnen pflegt; ich meine seine Verwandlung in den des Absolut-Nothwendigen. Als ob das Seyn nicht genügte, allem Bedingten den vesten Anknüpfungspunct darzubieten!

Diese Uebertreibung und Verfälschung rührt her von der Einbildung, das Seyende, bloſs als solches, sey zufällig *).

Beynahe auf einen Schlag geschieht jenes Beydes, daſs die Dinge als veränderlich in allen ihren Merkmalen, und daſs sie als beruhend auf einem unbekannten Substrat angesehen werden; denn eins wie das andre entsteht aus der Auflösung der Dinge in Merkmale, deren jedes, mit andern seiner Klasse (seines qualitativen Continuums) verschmolzen, nach den psychologischen Reproductionsgesetzen in sie hinüberflieſst; und welche zusammen, als Vieles, durch kein angebliches Band verbunden, der Einheit des Dinges entgegenstehn. Kann man sich nun alle Dinge anders denken, wie sie sind; als und muſs zugleich ein verborgenes Reales zu den Dingen hinzugedacht werden, als ihr Träger und als Ursprung ihrer Merkmale und Phänomene: so wird dieser ihr verborgener Grund das Wirkliche abscheiden von dem Möglichen; er wird die Dinge formen aus dem vorräthigen Stoff, der freylich nur in der Einbildung vorhanden ist. Denn sobald einmal der Fehler begangen worden, den wirklichen Dingen ihr Verhältniſs zu den möglichen als ein reales Prädicat beyzulegen, (obgleich die Möglichkeit, und alle Beziehung auf sie, nur in Gedanken existirt,) scheinen die Dinge in ihrem Seyn zu schwanken, als ob sie ihrer Qualität nach müſsten gehalten werden, um nicht etwas Anderes, eben sowohl Mögliches, zu werden. Daſs nun der Gegensatz und die Stütze zu solcher Schwankung nur in dem Absolut-Nothwendigen kann gesucht werden, ist bekannt und einleuchtend. Daſs aber dies Product alter Metaphysik, zu den ganz verunglückten gehört, obgleich es bey den Theologen nur gar zu viel Beyfall gefunden, — dies sollte ich ebenfalls hier als bekannt voraussetzen dürfen. Nothwendigkeit ist Unmöglichkeit des Gegentheils, und kann ohne Beziehung aufs Gegentheil gar nicht gedacht werden. Das wahrhaft Reale aber trägt gar keine Beziehung *in sich*, am wenigsten die auf sein Gegentheil; und es ist gerade deshalb weder zufällig noch nothwendig; sondern diese beyden Prädicate haben nur Sinn für unsre Vorstellungen, wenn wir das Gegentheil zu denken unternehmen. Uebrigens schlieſst man gewöhnlich die Zufälligkeit aus den Veränderungen, weil man übereilt einräumt, es gebe wirklich im Realen selbst Veränderungen, und weil man den Widerspruch, der darin liegt, nicht zu behandeln versteht.

---

*) Eine starke Amphibolie! Zufällig ist nicht das Seyende, (worauf dieser Begriff gar nicht paſst;) sondern was zufällig ist, das ist dem Seyenden, oder für das Seyende zufällig! Auch hier hat man Bezogenes und Beziehungspunct verwechselt.

Anmerkung I.

Kants Antinomien sind nicht bloſs der schönste Theil seiner Vernunſtkritik, sondern zugleich eine der glänzendsten und geistreichsten Darstellungen, die jemals ein speculativer Denker unternommen hat; in dieser Hinsicht mit ihm zu wetteifern, wird stets ein gefahrvolles Unternehmen seyn und bleiben. Man glaubt ein groſses Brennglas zu sehn, dessen Focus die sämmtlichen Strahlen der Welt, nachdem sie von den verschiedenen Systemen der Philosophie reflectirt werden, verdichtet, und allen Irrthum der Meinung verflüchtigt. Die Sprache selbst ist in dieser Gegend der Vernunſtkritik vortrefflich; man hört einen unermüdlichen Redner, der das Für und Wider, in der gröſsten aller Angelegenheiten des theoretischen Denkens, klar vor Augen legt, und mit einem Richterspruche salomonischer Weisheit endigt.

Von den Fehlern, die dabey sich eingeschlichen haben, ausführlich zu reden, wäre die Sache der Metaphysik. Hier bemerke ich nur kurz, daſs solche Gründe, wie das Abgelaufen-Seyn einer unendlichen Zeit, oder die Unfähigkeit der Zeit, das Entstehen eines Dinges in irgend einem Augenblicke zu bestimmen, oder ein Verhältniſs der Dinge nicht nur im Raume, sondern auch zum Raume, oder eine Forderung, der Materie die Unendlichkeit der möglichen Theilung gleich dem Raume zuzugestehn, als ob sie, trotz ihrer unleugbar veränderlichen Dichtigkeit, nichts anderes wäre als realisirter Raum, — denn doch gar zu seicht erscheinen in einer so wichtigen Untersuchung; da man dem Leser billig zutrauen sollte, er kenne die Leerheit des Raums und der Zeit, und wisse, daſs diese zum Behufe unseres Vorstellens construirten, ganz vom Bedürfnisse des Denkens abhängigen, Formen, schlechterdings kein Fundament irgend welcher Rückschlüsse abgeben können auf das, was wirklich ist, oder auch nur dafür gehalten werden soll *).

---

*) Ich will nicht hoffen, daſs man mir die Anwendungen der Mathematik, etwa auf Astronomie, oder gar auf Psychologie entgegen-

Schlimmer als diese Fehler ist der Umstand, daſs Kant sich von seiner falschen Causalitäts-Lehre leiten lieſs; ja daſs er bey der dritten Antinomie gar die Thesis mit der Antithesis verwechselte. Denn hier liegt die Freyheit, in dem Sinne, wie Kant sie an diesem Orte bestimmt, ganz auf der Seite der Antithesis; einestheils, weil sie, gehörig entwickelt, auf eine unendliche Reihe führt, (indem jede Selbstbestimmung eine Veränderung ist, und jede dieser Veränderungen, wenn man einmal die Freyheit voraussetzt, eine frühere Selbstbestimmung erfordert;) anderntheils, weil sie die Vestigkeit des Bodens untergräbt, auf welchem alle Natur-Erklärungen ruhen sollen. Man kann dieses kaum stärker ausdrücken, als Kant es am Ende der Anmerkung zur dritten Antithesis selbst gethan hat, wo er sagt: „Es läſst sich neben einem solchen gesetzlosen Vermögen der Freyheit, kaum noch Natur denken; weil die Gesetze der letztern durch die Einflüsse der erstern unaufhörlich abgeändert, und das Spiel der Erscheinungen, welches nach der bloſsen Natur regelmäſsig und gleichförmig seyn würde, dadurch verwirrt und unzusammenhängend gemacht wird.“ Eine so groſse Wahrheit in einem Winkelchen der Anmerkung zur Antithese anbringen, heiſst das Licht unter den Scheffel stellen; und kann nur von denen mit Consequenz gebilligt werden, die allenfalls auch einen frommen Betrug für erlaubt halten; wovon doch Kant, nach seinem ganzen Charakter, himmelweit entfernt war. Der Erklärungsgrund liegt vielmehr ganz in seiner praktischen Philosophie, die er für eine ursprüngliche Pflichtenlehre hielt.

Das schlimmste Resultat aus allen den im Einzelnen begangenen Fehlern ist der Umstand, daſs eine Zerstreuung und Ablenkung von der Hauptsache hervorgebracht wird. Nicht die einzelnen Antinomien aber sind

---

setze. Bewegungen der Sterne, und gewisse Formen des innern Geschehens, sind nicht das was ist, oder für seyend soll gehalten werden; das wäre die ärgste aller Verwechselungen.

die Hauptsache, sondern das Recht der Thesis und Antithesis im Allgemeinen. Bey Kant treten beyde mit gleichen Ansprüchen auf; wäre dies gegründet, so könnte man eben so gut ihre Stellung umkehren, so daſs die Antithese zur Thesis würde, und so rückwärts. In der That aber fühlte Kant sehr gut, daſs die Antithese nur als Einspruch gegen das noch nicht klar genug nachgewiesene Recht der Thesis, und als Aufforderung, dies Recht darzuthun, angesehen werden könne. Dies nun kann im Einzelnen seine Schwierigkeiten haben. Wenn z. B. in Einem Zuge behauptet wird, die Welt sey im Raume und in der Zeit endlich: so ist die Thesis so unrichtig abgefaſst, wie nur jemals eine richtige Forderung durch Beymischung einer unzulässigen verdorben werden kann; denn der Raum zwar ist ein Multiplicator des Seyn, aber die Zeit multiplicirt nur Bewegungen, und in ihr zerflieſst das Geschehen, so daſs eine Theilung zufällig in dasjenige hineinkommt, was an sich keine Theile hat: daher kann die Welt in der Zeit unendlich seyn, während sie im Raume zwar nicht wie in einem Käfig eingesperrt, sondern beweglich und bald mehr bald weniger ausgedehnt ist, ohne daſs doch jemals, für irgend einen bestimmten Zeitpunct, die Unbestimmtheit unserer, niemals vollendeten, Raumconstruction, der bestimmten Realität, welche die Welt entweder hat oder zu haben scheint, als Prädicat angeheftet werden dürfte. — Wie dunkel nun aber auch wegen solcher Verwechselungen, wie die eben berührte, das Recht der Thesis scheinen möchte: so kann es doch im Allgemeinen nie aufgegeben werden. Denn wir setzen einmal wirklich und unvermeidlich das, was wir erfahren; nur die Art der Setzung läſst sich verändern, ohne daſs die Vestigkeit derselben im Ganzen leiden darf. Wir können einräumen, daſs die Dinge nicht so sind, wie sie erscheinen; aber daſs überhaupt Nichts sey, können wir nicht einen Augenblick glauben. Ich sage: *glauben;* und bin wohl damit zufrieden, wenn man sich hier an

Jakobi erinnert, so wenig auch die theoretische Bestimmung dieses Glaubens bey Jakobi von Fehlern und Verwechselungen frey ist. Haben wir nun das Bedingte für unbedingt, den mittlern Theil des Gebäudes für das Fundament gehalten, so mag man uns diesen Irrthum zeigen; wir suchen alsdann eine tiefere Stelle, bis wir diejenige finden, die an sich vest ist. Aber eine Antithesis, welche das Veste in die Unendlichkeit hinaus entfernt, raubt uns den Boden ganz und gar, und vermengt Gedankendinge mit dem Realen. Zu sagen, die wahre Substanz, die erste Bedingung, liege in unendlicher Entfernung, ist völlig gleichbedeutend mit der Behauptung, alles in Gedanken Erreichbare sey bedingt; und dies heiſst: Alles ist Nichts. Es ist nicht hier mein Amt, den metaphysischen Begriff des Seyn zu entwickeln, der sich gar nicht dehnen, strecken, mit Gröſsen-Begriffen amalgamiren läſst; aber was von unseren Vorstellungen des Unendlichen zu halten sey, das wenigstens muſs der Leser, der mir bis hieher folgte, ohne meine Hülfe sich selber sagen können. Es mag nun wohl Leute geben, die von demjenigen Unendlichen reden, welches sie sich, indem sie davon reden, *nicht* vorstellen: diesen aber gestehe ich meinerseits nicht folgen zu können.

Anmerkung II.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in Kants Vernunftkritik gehört die verschiedene Behandlung des Unbedingten, (im Gegensatze des Bedingten,) und der Noumene, (im Gegensatze der Phänomene): besonders der Mangel an Verbindung zwischen den beyden, hieher gehörigen Theilen des nämlichen Werkes. Obgleich ich mich hier in die Fragen nach der richtigen Structur der allgemeinen Metaphysik nicht tief einlassen kann, vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers desto mehr in Anspruch nehmen muſs, je kürzer ich mich fasse: so wird es doch nicht überflüssig seyn, auf jenen Punct wenigstens hinzuweisen.

In der Abhandlung von den Phänomenen und Noumenen nennt Kant den letztern Begriff bloſs problematisch, denn er sey zwar nicht widersprechend, vielmehr zur Beschränkung der sinnlichen Erkenntniſs unentbehrlich, allein die Möglichkeit der Noumene sey gar nicht einzusehen; und der Umfang auſser der Sphäre der Erscheinungen sey für uns leer; so daſs sich gar kein Object der Erkenntniſs in ihn setzen lasse.

Dieser Ausspruch ist für Kants theoretische Lehre vollkommen consequent, und charakteristisch. Wenn ich hierin von ihm abweiche: so geschieht es deswegen, weil ich aus den Widersprüchen in den Erfahrungsbegriffen weiſs, daſs man, um nur sie selbst denken zu können, nothwendig über sie hinausgehen muſs; daher die Noumene, oder einfachen Wesen, nun zwar ihrer innern, und ursprünglichen Qualität nach gerade so unbekannt bleiben, wie Kant sie wollte; aber nichts desto weniger doch irgend eine Qualität derselben oder vielmehr verschiedene, ja zum Theil entgegengesetzte Qualitäten der verschiedenen Noumene, angenommen werden müssen; weil sonst die anscheinende Existenz der Sinnenwelt schlechthin unmöglich wäre. Was übrigens die Möglichkeit der Noumene anlangt: so ist die Frage darnach widersinnig; denn Möglichkeit ist niemals real; (dies sagen schon die Worte;) sondern was wir reale Möglichkeit zu nennen pflegen, ist selbst nur ein Ausdruck, der sich auſs Geschehen, nicht auſs Seyn bezieht. Dies Beydes wohl zu unterscheiden, ist für alle metaphysische Einsicht eine Grundbedingung. Real möglich nennen wir dasjenige Geschehen, dessen Grund im Realen kann angetroffen werden.

Der Gegensatz nun zwischen dem Seyn und dem Schein ist derjenige, welcher uns in unserm Denken die Pforte der Metaphysik öffnet. Der Schein ist gegeben; darum müssen wir das Seyende setzen, und dergestalt bestimmen, daſs aus unsern Vorstellungen von dem was erscheint, die Ungereimtheit verschwinde. In diesem Gegensatze liegt nichts verführerisches; Niemand wird darum, weil er das Seyn zufolge des Scheins setzt, sich einbilden, das Scheinen sey eine wesentliche Eigenschaft des Seyenden; oder, der Gegensatz zwischen beyden hafte als eine wirkliche Bestimmung an und in dem Seyenden. Denn es wäre die klärste Ungereimtheit, den Schein, das Widerspiel des Seyn, in das letztere irgendwie als eine innere Bestimmung desselben einwickeln zu wollen. Alle wahre Erklärung der Sinnenwelt muſs vor allen Dingen die Probe bestehn, daſs sie das Scheinen als rein zufällig fürs Seyn darstelle.

Allein auf einen ganz andern Weg gerathen wir dort, wo vom Unbedingten geredet wird. Dieses soll zwar auch das Reale, das Seyende, die Welt der Noumene, bedeuten. Aber der Ausdruck, und die Verbindung, worin man ihn braucht, legt den Begriff in die Reihe des Bedingten, welche von ihm anfangend ohne Schwierigkeit soll fortlaufen können. Die Meinung ist hier nicht bloſs, wie vorhin, daſs wir im Laufe unseres Denkens, dem psychologischen Mechanismus zufolge, vom erscheinenden Bedingten zum realen Unbedingten fortschreiten: sondern, daſs wirklich das Unbedingte an sich das Bedingende sey, als ob diese Verknüpfung nicht bloſs zufällig wäre, sondern in der Natur des Unbedingten läge. — Eine Metaphysik, die, wie die vorkantische, — und wohl auch diese oder jene seit Kant, — sich einer solchen Täuschung hingiebt, hat den Faden des psychologischen Mechanismus und seiner Vorstellungs-Reihen nicht abgeschnitten; die Gedanken gehen in ihr nicht wie sie sollen, sondern wie sie müssen. Es ist aber klar, daſs, um zur Metaphysik zu gelangen, wir gegen den natürlichen Lauf unserer Vorstellungen wenigstens eben so viel Gewalt ausüben sollten, wie die Geometrie thut, indem sie aus dem uns vorschwebenden Raumbilde die einzelnen Dimensionen desselben heraussondert; und, wiewohl niemals wirklich die Vorstellung einer Fläche ohne Dicke, einer Linie ohne Breite, uns gelingen kann, gleichwohl fordert, daſs man so denke, als ob man dergleichen Vorstellungen zu Stande gebracht hätte, indem man das Ungehörige bey Seite setzt und ihm keinen Einfluſs gestattet.

Dem analog, soll das Unbedingte so bestimmt werden, als läge es in gar keiner Reihe, (auſser in wiefern wir es aus guten Gründen absichtlich wiederum in sorgfältig construirte Reihen einführen,) keinesweges aber soll der psychologische Mechanismus in der Metaphysik sein Spiel treiben; so gewiſs es auch ist, daſs unsere Vorstellungen des Unbedingten auf mancherley Weise mit unseren übrigen Vorstellungen reihenförmig verwebt sind, indem wir vom Bedingten zum Unbedingten fortzuschreiten uns bemühen. Sobald daraus für uns ein Trugbild entsteht, muſs dies durch die speculativen Maximen appercipirt, und verbessert werden. Die Speculation erfordert nicht weniger Selbstbeherrschung, als die Moralität.

Was ist aber bey Kant aus jenem Unbedingten geworden? Ein regulatives Princip des Fortschreitens und Suchens, gleichsam zu einem unendlich entfernten Puncte, den wir zwar niemals erreichen können, doch so, daſs wir die Richtung wissen, die zu ihm führen würde. Man vergleiche nun den achten Abschnitt der Antinomienlehre mit der vorhin angeführten Lehre von Phänomenen und Noumenen. Dort wurde ein absoluter Stillstand an der Gränze des Sinnlichen, streng geboten; indem die Gegend der Noumene gleichsam ein leerer Raum sey, in welchem man gar nichts finden könne, gar nichts suchen dürfe; hier hingegen schwebt die Sinnenwelt in dem Umkreise eines mannigfaltigen Unbedingten; etwa wie unser Sonnensystem in der Mitte der Fixsternkugel, die uns den wichtigen Dienst leistet, Richtungslinien dorthin zu ziehen, und uns mit ihrer Hülfe zu orientiren.

Auf-

Anmerkung III.

In den letzten beyden Paragraphen habe ich gesucht, diejenigen Thätigkeiten und Producte psychologisch zu erklären, welche man vorzugsweise der sogenannten theoretischen Vernunft zuzueignen pflegt. Damit nun hieraus der Zustand des vernünftigen Menschen, wie wir ihn in der wirklichen Welt anzutreffen pflegen, begreiflich werde, muſs man nebenbey noch folgendes bedenken:

Erstlich, auch Diejenigen, welche sich von selbst nicht zu den Vorstellungen des Unendlichen und Unbedingten erheben würden, empfangen in der gebildeten Gesellschaft irgend einen Unterricht, der sie dahin weiset. Daraus entstehn Meinungen, die unaufhörlich zwischen den mehr und minder selbstständig Denkenden umhergeworfen, und oftmals durch die Absicht, sie zu lehren und zu verbreiten, in Form und Materie bestimmt werden. Mit ihnen verbindet Jeder,wie er eben kann, seine Erfahrungen, seine Vorstellung von Sich, und seine Gefühle; darnach richtet sich seine Apperception alles dessen, was er ferner sieht, hört, und selbst bedenkt. — Je mehr aber in der Gesellschaft die Wichtigkeit der Meinung erkannt wird: desto mehrere giebt es, die ihr nachstellen und sie zu erobern suchen; desto mehr hüten sich die Einzelnen, ihr Meinen hinzugeben; desto mehr wächst die eingebildete Selbstständigkeit des Denkens, und verschwindet die wahre Gelehrigkeit. Darüber verliert sich das Lehren; an seine Stelle tritt Geschwätz, das nur begehrt im Strome der Meinung vorübergehende Strudel hervorzubringen. Und nun giebt es Perioden der Herstellung des Bessern, mit groſsen Wechseln und Ungleichheiten.

Zweytens, äuſserst selten findet sich Einer, der sich selbst genug beherrscht, um theoretische Untersuchungen rein zu halten von Rücksichten auf das, was praktisch wichtig scheint. Daher müssen die allermeisten Lehrmeinungen über das Unendliche und Unbedingte, in so fern sie psychologische Phänomene sind, dem gröſsten Theile nach aus Nebenrücksichten erklärt werden; und nur durch eine wissenschaftliche Abstraction sind sie im Vorhergehenden davon getrennt worden. Diese Abstraction aber ist die allernothwendigste, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Mit falschem Gewicht und falscher Wagschaale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon wünschen, daſs etwas wahr seyn möge.

§. 150.

Wir haben noch von demjenigen zu reden, was man praktische Vernunft nennt.

Ehe wir diesen wichtigen Gegenstand selbst vernehmen, wird es nöthig seyn, das zusammenzustellen und zu ergänzen, was oben (§. 104. u. f.) über das Begehren gesagt worden.

Die einfache Begierde ist nichts anderes als eine Vorstellung, die wider eine Hemmung aufstrebt. Hiebey wird aber vorausgesetzt, daſs noch irgend eine andre Kraft im Spiele sey; weil sonst auf die Hemmung ein Sinken erfolgen müſste.

Bey den gewöhnlichen thierischen Begierden ist ohne Zweifel diese andere Kraft eine physiologische. Da überhaupt leibliche und geistige Zustände zusammengehören, (wovon mehr im folgenden Abschnitte,) so halten sich, ja erheben sich wider eine vorhandene Hemmung diejenigen Vorstellungen, denen die Bedürfnisse des Leibes entsprechen. Diesen Gegenstand setzen wir bey Seite; man wird ihn verfolgen können, sobald die Verbindung zwischen Leib und Seele zuvor wird in Betracht gezogen seyn.

Der einfachste, rein psychologische Grund, aus welchem eine Begierde entstehen kann, ist eine Verschmelzungs- oder Complications-Hülfe; (§. 57. u. f.). Es sey a mit α complicirt, es werde a eben jetzt durch eine gleichartige neue Empfindung oder Wahrnehmung reproducirt; und zugleich sey im Bewuſstseyn die Vorstellung β dem α entgegengesetzt; so wird α zugleich gehoben und zurückgedrängt. Ein unangenehmes Gefühl ist davon die nächste Folge; in wiefern aber *a* wider die Hemmung wirklich ansteigt, ist es Begierde. Diese mag freilich schwach und von kurzer Dauer seyn, wenn keine weitern Bestimmungen hinzukommen; weil sich das Gleichgewicht sehr leicht herstellen kann. Aber gleichwohl ist dies das erste Element, von dem man ausgehn muſs.

Schon deutlicher wird die Begierde hervortreten, wenn die dem *a* gleichartige Wahrnehmung sich häufig und schnell nacheinander wiederhohlt, wodurch jedesmal von neuem *a* einen Stoſs bekommt. Noch deutlicher wird die Sache werden, wenn nicht bloſs eine, sondern mehrere Complicationshülfen zusammenwirken. So begehrt man sehr merklich, und manchmal schmerzlich, das, was in einer bekannten Umgebung an dem Gewohnten fehlt. Es darf nur ein Stuhl in einem Zimmer an der Wand fehlen: sogleich treiben alle Gegenstände in der Stube die Vorstellung des Stuhles hervor, während die Auffassung der leeren Wand sie hemmt. Nachdrücklichere Beyspiele bieten sich in Menge dar, sie sind aber zu bekannt, um angeführt zu werden.

Doch auch unter diesen Umständen wird die Begierde oftmals so flüchtig seyn, daſs man ihrer kaum inne wird. Soll sie das Gemüth einnehmen, es anhaltend beschäfftigen, und sich in einer Reihe von Handlungen zeigen: so muſs das vorbeschriebene Ereigniſs ein gehöriges Verhältniſs zu den sämmtlichen, während einer gewissen Zeit im Bewuſstseyn wirksamen Vorstellungen haben. Mit einem Worte: die Begierde muſs in Verbindung stehn mit den Reihen von Vorstellungen, die sich so eben im Bewuſstseyn abwickeln. Und hier werden wir denn noch einmal zurückgeführt zu der, an wichtigen Folgerungen so fruchtbaren, Theorie von den Reihen, §. 112.

Man denke sich demnach eine Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, u. s. w. Daſs jede dieser Vorstellungen ein eignes Gesetz hat, die vorhergehenden und die Nachfolgenden zu reproduciren, weiſs man aus §. 112.; man weiſs auch, daſs die Reihe in derselben Folge, und, wenn das Ereigniſs ganz ungestört von Statten geht, sogar mit demselben Rhythmus wieder hervortreten muſs, als worin sie gegeben war. Allein hier müssen wir eine andere Seite des nämlichen Gegenstandes zur Betrachtung darbieten. Man überlege die verschiedenen Geschwindigkeiten der sämmtlichen Verschmelzungshülfen, welche *a*, *b*, *c*, und *d*, anwenden können, um *e* zu heben. Weil *d* minder als *c*, *c* minder als *b*, *b* minder als *a* gehemmt war, indem *e* mit diesen allen verschmolz (§. 112.), und nach der Gröſse der Verschmelzungshülfen die Geschwindigkeit ihres Wirkens sich richtet; weil ferner §. 87. die Hülfen nicht addirt werden dürfen, wenn von der Geschwindigkeit, die sie bestimmen, die Rede ist, so folgt, daſs *e* am geschwindesten von *d*, minder geschwind von *c*, noch minder geschwind von *b*, u. s. w. kann gehoben werden.

Wir nehmen nun an, die Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, ... reproducire sich, und zwar dergestalt, daſs jede einzelne dieser Vorstellungen theils durch die Hülfen der andern, theils auch durch eigne Kraft hervortrete. — Jetzt aber, indem *e* sich hebt, finde dasselbe ein Hinderniſs irgend welcher Art. Dies Hinderniſs wirkt zunächst nur auf *e* selbst, und auf die Hülfe der nächstvorhergehenden Vorstellung d. Denn die frühern Vorstellungen *c*, *b*, *a*, konnten die Geschwindigkeit von *e* nicht mit bestimmen, weil sie zu langsam wirken. Die Hülfen, die sie leisten können, hatten nicht Zeit anzulangen, wenn das, was zu wirken sie fähig waren, schon ohne sie geschwinder geschah; und eben dieses war der Fall, wegen der rascheren Hülfe des *d*. — Allein das eingetretene Hinderniſs hemmt das Steigen des *e*, und die dazu mitwirkende Hülfe von *d*. Hiedurch gewinnt *c* die nöthige Zeit, um seinen langsameren Beystand zu geben. Und nachdem schon die eigenthümliche Geschwindigkeit der Hülfe von *d*, aufgehalten ist: müssen nunmehr allerdings die beyden Kräfte addirt werden, welche von *d* und von *c* herrühren; denn es kommt jetzt darauf an, die Stärke zu finden, welche beyde gemeinsam dem Hinderniſs entgegenstellen. — Es sind hier zwey Fälle möglich. Entweder, das vereinte Streben von *c*, *d*, und *e* bringt das Hinderniſs zum Weichen; dann gelangen *b* und *a* nicht mehr zum Wirken. Oder, das Hinderniſs beharrt dennoch: so kommt nun die Hülfe von *b* noch zeitig genug; ja wenn auch diese, mit jenen vereint, die Hemmung nicht hebt, so trägt auch *a* noch das Seinige bey, um *e* zum Steigen zu bringen. Und dieses geht so fort, indem man die Reihe rückwärts durchläuft, wie lang dieselbe auch seyn möge.

Was ist das Resultat von dem allen? Daſs die Spannung des Begehrens immer wächst, bis entweder Befriedigung eintritt, oder bis alle Kräfte der Verbindungen des *e* nur Eine Summe ausmachen. Hiezu können sogar die nachfolgenden Vorstellungen *f*, *g*, *h*, u. s. w. noch beytragen, in so fern sie durch *d*, *c*, *b*, u. s. w. veranlaſst, ins Bewuſstseyn treten, und nun jene rückwärts gehende Wirkung ausüben, die gleichfalls aus §. 112. bekannt ist.

Wir haben ein Resultat *a priori* abgeleitet, welches in der gemeinen Erfahrung sehr bekannt ist; und welches man in derselben, bey vorausgesetzter Verbindung zwischen Seele und Leib, sehr leicht wieder erkennen wird.

Einige unsrer Handlungen nämlich können ohne merkliches Hinderniſs geschehen, z. B. die Bewegungen des Augapfels und der Sprachorgane; andre erfordern das Heben und Bewegen einer schweren und trägen Masse, oder auch eine gewaltsame Anspannung der Muskeln, z. B. Springen und Laufen, besonders aber das Stoſsen und Fortführen fremder Körper, das Tragen von Lasten, u. s. w. Jene ersteren Handlungen geschehen beynahe ganz unvermerkt; sie sind unmittelbar begleitende Zustände für unsre Vorstellungen, deren Lauf dadurch nicht abgeändert wird. Allein die andern wirken in dem Maaſse ihrer Schwierigkeit dahin, daſs wir uns anstrengen, und immer stärker anstrengen, bis die Ausführung entweder gelingt oder ganz aufgegeben wird, indem ein schmerzliches Gefühl an die Stelle des Begehrens tritt. Liegt etwa diese Anstrengung bloſs in Nerven und Muskeln? Wie sollte sie doch in diesen zu Stande kommen, hätte sie nicht zuvor in der Seele selbst Statt gefunden!

Die Anstrengung, sie sey nun rein geistig, oder zugleich auch körperlich, wird immer desto stärker seyn, je gröſser und je durchgreifender die Stockung, welche das Hinderniſs in dem Kreise der Vorstellungen verursacht. Denn desto gröſser wird die Summe aller angeregten Verbindungen, und aller zusammenwirkenden Hülfen. Wir haben vorhin nur eine einzige Vorstellungsreihe genannt; es versteht sich, daſs man dieses ausdehnen müsse auf alle nur möglichen Verflechtungen vieler Reihen untereinander.

Man bemerke ferner, daſs es hiebey ganz unbestimmt bleibt, welche, und wie viele Vorstellungen zu der Energie des Begehrens beytragen werden; indem nur die, deren zufällige Verknüpfung es nun gerade mit sich bringt, in Spannung versetzt werden. Daraus kann man sich nun sehr deutlich erklären, wie die gemeine Psychologie dazu kommen konnte, ein Begehrungsvermögen anzunehmen, das vom Vorstellungsvermögen verschieden seyn sollte. Jenes schien unabhängig von diesem, weil das Objective unserer Vorstellungen, das Vorgestellte, für die Energie des Begehrens fast gleichgültig ist. In der vorstehenden Theorie haben wir uns um die Objecte der Vorstellungen a, b, c, d, e, gar nicht bekümmert, sondern bloſs um die Art der Verschmelzung; diese aber hängt noch weit mehr von der Zeitordnung, worin die Vorstellungen einander im Bewuſstseyn begegneten, als von der Qualität des Vorgestellten ab.

Man bemerke weiter, daſs, indem die Begierde vor dem Hinderniſs wie ein Strom vor einem Damme anschwillt, zugleich alle die Folgen zu erwarten sind, zu welchen die Ansammlung vieler Vorstellungen im Bewuſstseyn Gelegenheit geben kann. Gesetzt, mehrere Reihen, a, b, c, d, e, und A, B, C, D, e, und α, β, γ, δ, e, und wie viele sonst, in denen allen e vorkommt, seyen durch das Hinderniſs in Spannung gesetzt, — es mögen auch von jedem Gliede jeder Reihe noch Seitenreihen in Menge auslaufen, — so sind sie zugleich im Bewuſstseyn angehäuft und vestgehalten; sie verschmelzen also mit einander, wenn sie nicht schon zuvor unter sich verknüpft waren; ja es entstehn die Folgen, welche im §. 125. angedeutet worden; kurz, alles, was aus der gegenseitigen Durchdringung der Vorstellungen nur entstehn kann. Also sind die Hindernisse, welche den ablaufenden Vorstellungsreihen zustoſsen, höchst wichtige Bildungsmomente für das Individuum, dem sie begegnen.

Auch dieses ist in der Erfahrung bekannt. Wer weiſs es nicht, daſs die Schwierigkeiten, mit welchen der Mensch zu kämpfen hat, seine Schule sind? Daſs eben durch sie, das Schicksal jeden einzelnen auf eine besondere Weise erzieht?

Sehn wir wieder auf die gewöhnliche Lehre von den Seelenvermögen: so zeigt sich hier das scheinbare Causal-Verhältniſs, nach welchem das Begehrungs-Vermögen Einfluſs haben soll auf das Vorstellungsvermögen.

Man bemerke endlich, daſs die Begehrung sich nur in der Vorstellungsmasse ausbilden kann, zu welcher die gehinderte Vorstellung gehört. Denn weiter reichen ihre Verbindungen nicht. Daher das Phänomen, daſs es gleichsam in Einer Gegend der Seele stürmen kann, während eine andre ruhig bleibt; daſs der Mensch von einer heftigen Begierde gepeinigt, dennoch in sich die Kraft finden kann, sich zu mäſsigen; ja, daſs die Mäſsigung leicht wird, — daſs die Besserung eines sehr Verdorbenen noch möglich ist, — wenn man nur einen etwas anhaltenden Wechsel der Vorstellungsmasse im Bewuſstseyn zu bewirken vermag.

In dem Vorstehenden haben wir den Cirkel ganz unberührt gelassen, in welchem das Begehrte sich mit dem Guten und dem Angenehmen drehen würde, wenn jene ältere Philosophie Recht hätte, nach welcher man das, was *ſub ſpecie boni* vorgestellt wird, begehrt, und dagegen verabscheut, was man *ſub ſpecie mali* vorstellt. Es ist hievon schon oben §. 108. die Rede gewesen, und wir werden noch mit Wenigem darauf zurück kommen. Hier wolle der Leser in Beziehung auf das Nächst-Vorhergehende sich erinnern, daſs dabey durchaus kein Unterschied des Angenehmen und Unangenehmen zum Grunde gelegt ist; welches auch um so weniger geschehn durfte, weil Erfahrungen genug vorhanden sind, nach welchen oftmals sogar das Unangenehme begehrt wird.

Jetzt aber dürfen wir nicht länger säumen, uns der praktischen Vernunft, unserm eigentlichen Gegenstande, zu nähern; die selbst eine Art von Begehrungsvermögen zu seyn scheint, wenn man sie nicht lieber als eine Regel betrachten will, wornach die vorhandenen Begehrungen sich richten sollen. Eine Frage, womit die Freunde der Seelenvermögen wohl Ursache haben, sich ernstlich zu beschäfftigen. Denn es ist gar nicht einerley, ob man die praktische Vernunft, als oberes Begehrungsvermögen, noch neben dem niedern hinstellt, so daſs dadurch die Menge der ursprünglichen Begehrungen wachse: oder ob man eine Vernunft annimmt, die selbst nichts begehrt, wohl aber sich auf die vorhandenen Begehrungen bezieht, so daſs für diese eine Regel entsteht, der sie sich unterwerfen müssen. Kant, mit seiner richtigen Behauptung, kein Sittengesetz könne eine Materie des Begehrens angeben, befand sich eigentlich im zweyten Falle; er gerieth aber leider wieder in den ersten hinein, indem er durch den kategorischen Imperativ der Vernunft ein gebieterisches Ansehen gab, während er die ästhetischen Urtheile über das Begehren, deren Charakter die höchste Ruhe und Gelassenheit ist, gänzlich verfehlte.

Doch wir müssen vermeiden, gleich Anfangs vom Sittlichen zu reden. Denn wiewohl dieses als das wichtigste und schönste Erzeugniſs der praktischen Vernunft anzusehen ist, so ist es doch weder das einzige noch das früheste. Man blättere im Homer, oder in den Sammlungen alter Sittensprüche; es wird sich bald entdecken, wie dünn die eigentlich moralischen Sentenzen unter den Maximen gemeiner Klugheit mit eingestreut sind.

Das allgemeine psychologische Problem: wie überhaupt Maximen sich bilden können? scheint bisher nicht sonderlich beachtet zu seyn. Wenigstens so leicht ist es nicht, daſs man es schlechtweg wie eine Anwendung des logisch allgemeinen Denkens auf die Willkühr, ansehn dürfte. Wenn im gewöhnlichen Unterrichte Maximen gelernt und gelehrt werden: dann pflegt man wohl erst zu glauben, die Maximen seyen Triebfedern des Willens; hintennach sich zu wundern, daſs die treibende Kraft nichts wirkt. Aber in solchem Falle sind die Worte, welche von Seiten des Lehrers ein allgemeines Wollen ausdrückten, für den Schüler in bloſse theoretische allgemeine Begriffe eines möglichen Wollens übergegangen, womit dessen wirkliches Begehren in gar keiner Verbindung steht. Daher sind auch alle Schluſsfolgen in der Moral gehaltlos, wenn nicht die Obersätze ein wirklich vorhandenes Wollen bezeichnen, das alsdann gleich einem Gedanken durch die Untersätze in die Conclusionen hinübergeht.

Das allgemeine Wollen muſs auf ähnliche Weise zu Stande kommen, wie das allgemeine Denken. Also zuerst müssen solche Vorstellungen, die im Zustande des Begehrens sich befinden, und zwar ihrer viele ähnliche, untereinander verschmelzen; dann muſs das Verschmolzene auf dem Wege der Urtheile bestimmt und begränzt werden. Jenes nach Analogie der §. 121., 122., dieses gemäſs dem §. 147.

Allein der Zustand des Begehrens ist ein flüchtiger, und gar nicht wesentlicher Zustand der Vorstellungen; wie können daraus beharrliche Maximen entstehn? —

Diese Frage erfordert nunmehr eine ausführliche Untersuchung.

Bevor wir dieselbe eröffnen: ist vielleicht für einige Leser nöthig zu erinnern, daſs wir hier nicht von den bedingt gestellten Imperativen der Klugheit reden, die unter die Formel fallen, wenn Jemand den Zweck will, so muſs er auch die Mittel wollen. Die Frage nach der psychologischen Möglichkeit, daſs man Mittel versuche, um das Begehrte zu erreichen, würde uns noch einmal nöthigen, zu den Reihen der Vorstellungen zurückzugehn; wir überschlagen diese Frage, und beschäfftigen uns mit den Maximen. Wie lange es aber noch zweifelhaft ist, ob man den Zweck wolle, so lange ist noch gar keine Maxime als solche vorhanden. Indem Jemand eine gewisse Regel zu seiner Maxime erhebt, will er wirklich den Zweck, worauf die Regel zielt. Dieses Wollen nun ist kein vorübergehendes Begehren, sondern es liegt darin der Charakter der Stetigkeit und Allgemeinheit. Was aber die Mittel anlangt, deren die Maxime vielleicht als Bedingungen erwähnt, unter denen der Zweck zu erreichen sey, so kümmern uns diese hier gar nicht; wir haben es bloſs mit der Activität, mit dem Triebe zu thun, den die Maxime ausspricht.

Und jetzt vergegenwärtige man sich den Zustand des Begehrens, so wie derselbe im §. 104., und im Anfange dieses §. beschrieben worden. Man wird sehn, daſs der erwähnte Zustand etwas Vorübergehendes ist, während die Vorstellungen selbst, bleiben; daſs also das Begehren, in seiner einfachsten Gestalt, nichts solches ist, welches könnte in irgend einer Verschmelzung aufbehalten werden. Eine Vorstellung, die in einem Augenblick ein Begehrtes bezeichnet, verliert vielleicht diese Bestimmung im nächsten Moment; ihr Object ist jetzt gleichgültig, und abermals im folgenden Augenblicke vielleicht ein Gegenstand des Widerwillens. Etwas so wandelbares kann den Inhalt praktischer Maximen nicht darbieten.

Eben so flüchtig sind die Affecten; (§. 106.) und daher eben so untauglich, Maximen zu stiften; wiewohl sie sehr füglich die Gegenstände werden können, worüber in praktischen Grundsätzen etwas angeordnet wird. Dann liegt aber das thätige Princip der Maximen in höhern, appercipirenden Vorstellungsmassen, die wir im §. 126. u. f. beschrieben haben.

Es bleiben noch die Leidenschaften, die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen im strengen Sinn, (denen man die Lustgefühle des §. 87. in dem Falle zugesellen muſs, wenn die Bedingungen derselben auf beharrliche Weise an den Objecten haften,) und die ästhetischen Urtheile. Jede dieser Arten des Vorziehens und Verwerfens ergiebt wirklich Maximen.

Zuvörderst die Leidenschaften. Sie sind nach §. 107. bleibende Dispositionen zu Begierden, die in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben. Aus ihnen also kömmt ein häufiges, gleichartig sich wiederhohlendes Begehren; welchem gemäſs die übrigen Vorstellungen sich stets auf ähnliche Weise fügen und schikken. Nimmt man hiezu die Wiedererweckung der ähnlichen Vorstellungen, und ihre Verschmelzung: so sieht man wohl, wie nach und nach ein Wollen entstehe, bey welchem die Umstände des Zeitmoments im einzelnen Fall, oder die Bestimmungen eines einzelnen Gegenstandes, sich beynahe aus dem Bewuſstseyn verlieren neben dem Gleichartigen aller der Fälle, in denen die Leidenschaft wirkte und sich befriedigte. Der Zustand des durch diese Leidenschaft aufgeregten Gemüths gleicht also dem Denken eines rohen allgemeinen Begriffs in dem Puncte, daſs auch hier eine Totalkraft vorhanden ist, in welcher verworrener Weise viel Ungleichartiges verschmolzen liegt, das von dem Gleichartigen groſsentheils erstickt wird. Der Mensch, der bekannt, daſs er die Karten liebe, drückt hiemit auf einmal alle die verschmolzenen Strebungen aus, die er zu verschiedenen Zeiten, spielend mit verschiedenen Personen, vielleicht spielend verschiedene Spiele, empfunden hat; und die nun so verschmolzen wieder erwachen, daſs in ihnen das Streben, mit den Karten beschäfftigt zu seyn, vorherrscht, die besondern Bestimmungen irgend eines Kartenspiels und irgend welcher Mitspieler dagegen kein Gewicht haben.

Kaum bedarf es der Erinnerung, daſs das hier gesagte, auf jede Lieblingsbeschäfftigung paſst. Aber etwas Leidenschaftliches ist wirklich auch in jeder Lieblingsbeschäfftigung, in wiefern es nämlich Ueberwindung kostet, sich von ihr zu trennen.

Eine andre, reiche Quelle gleichartig sich wiederhohlender Begehrungen sind die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, in dem Sinne des §. 108. Aber hier stoſsen wir auf einen der allerdunkelsten Gegenstände in der ganzen Psychologie, obgleich auf einen der bekanntesten, gewöhnlichsten und in Ansehung dessen die Gewohnheit es meistens gar nicht zu einer Frage kommen läſst. — Nicht als ob es schwer wäre, das Allgemeine der Maximen zu erklären, die aus den erwähnten Gefühlen entspringen; sondern weil die ganz unbezweifelte Thatsache, daſs wir das Angenehme begehren und das Unangenehme fliehen, unsern Blick in eine Tiefe hineinleitet, zu der wir kein Licht, oder doch nur einen äuſserst schwachen, und mühsam zu gewinnenden, Schimmer mitnehmen können. Nach gemeiner Psychologie freylich wäre hier mit einem Einflusse des Gefühlvermögens auf das Begehrungsvermögen alles abgethan. Und eben darum wollen wir wenigstens die Dunkelheit der Stelle kenntlich machen, über die man so leicht hinwegzuschlüpfen pflegt.

Was die Thatsache selbst anlangt, so hat schon Locke darauf aufmerksam gemacht, daſs man sie zwar nicht leugnen, aber sehr beschränken müsse. Im 21sten Capitel des zweyten Buchs entwickelt er, daſs durch jene Gefühle zwar ein Verlangen, aber noch nicht der Wille bestimmt werde; eine Unterscheidung, auf die wir bald kommen wollen. Den letztern, meint er, treibe vielmehr der Verdruſs, oder die Unzufriedenheit; und hiedurch scheint er ein solches, mit dem Gefühle der Unlust verbundenes, Streben der Vorstellungen anzudeuten, wie wir im §. 104. beschrieben haben. Also liegt darin die schon bekannte Bemerkung, daſs bey weitem der kleinere Theil unseres Begehrens von den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen (die von denen der Lust und Unlust schon oben unterschieden wurden,) abhänge. Dennoch ist dieser kleinere Theil vorhanden, und sehr wichtig; ja das Räthsel liegt gerade in dem Verlangen, von welchem Locke, noch etwas zu allgemein, zugesteht, daſs es mit jedem Gefühl jener Art verbunden sey.

Das eigentlich Dunkle jedoch hat seinen Sitz ursprünglich in der Natur des Angenehmen und Unangenehmen selbst. Wir können dieses eben nur fühlen, nicht aber es zersetzen in Begriffe, noch durch die letzteren es mit Sicherheit nachconstruiren. Darum entzieht sich uns auch der Anfang und Ursprung derjenigen Bewegung des Gemüths, die wir als ein Verlangen nach dem Angenehmen, als ein Wegwünschen des Unangenehmen, aus der Erfahrung kennen.

Nur aus Untersuchungen über gewisse ästhetische Urtheile habe ich die wahrscheinliche Hypothese geschöpft, das Angenehme und Unangenehme beruhe auf der Verschmelzung sehr vieler Vorstellungen, die sich einzeln nicht angeben lassen. Wäre es möglich sie anzugeben, so würde sich das Angenehme in das Schöne, das Unangenehme in das Häſsliche verwandeln. Soviel nämlich läſst sich mit Sicherheit behaupten, daſs Schönes und Häſsliches lediglich in Verhältnissen bestehe, daſs es folglich in der Zusammenfassung der Verhältniſsglieder, also durch die Verschmelzung der Vorstellungen von diesen Gliedern vernommen werde.

Diese Erklärung des Angenehmen und Unangenehmen wird vielleicht scheinen dasselbe dem Aesthetischen gar zu nahe zu rücken. Allein wir betrachten hier beydes in psychologischer Hinsicht; und da lehrt die Erfahrung ganz allgemein, wie leicht eins mit dem andern verwechselt werde. Die Unterscheidung des Schönen vom Angenehmen, des Häſslichen vom Unangenehmen, ist eine Bemühung des weit ausgebildeten Menschen, deren Bedürfniſs er erst dann empfindet, wenn er sich die Maximen auseinandersetzen will, die aus jenen beyden Classen des Vorziehns und Verwerfens entspringen.

Diejenigen Maximen nämlich, welche das Aesthetische betreffen, besitzen einen groſsen und für ihre Brauchbarkeit entscheidenden Vorzug vor denen, die aus den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen hervorgehn. Jene lassen sich deutlich denken, diese nicht. Denn jene beziehen sich auf Verhältnisse, deren Glieder eine gesonderte Auffassung gestatten, diese nicht also. Ja bey gehöriger Sorgfalt kann man die ästhetischen Verhältnisse absichtlich und mit Bewuſstseyn construiren; man kann ein ganzes Feld, worin ästhetische Gegenstände vorgekommen sind, durchsuchen, um alles, was auf diesem Felde möglich ist, vollständig zusammenzustellen. Dieses ist eben die Pflicht der allgemeinen Aesthetik, die zwar ihre Schuld noch beynahe nirgends anders, als in Ansehung der harmonischen Grundverhältnisse der Töne, mit Präcision gelös't hat. Je weiter aber die Aesthetik vorrückt, desto mehr entzieht sie ihren Gegenstand dem rohen Empirismus, in welchem die Unterscheidung des Angenehmen und Unangenehmen stets befangen bleiben muſs.

Um weiter fortzuschreiten, muſs ich aus meiner allgemeinen praktischen Philosophie als bekannt voraussetzen, daſs die ethischen Principien in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Classe der ästhetischen Urtheile gehören. Sie ergeben demnach im Laufe des Lebens, und in der Tradition der Zeiten, die ihnen entsprechenden Maximen ganz auf ähnliche Weise, wie alle ästhetischen Maximen, ja wie alle Maximen des Handelns überhaupt entspringen: nämlich durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen; denen jedoch anfangs viel Ungleichartiges beygemischt bleibt, das nachmals durch logisches Denken ausgeschieden wird.

Hier wolle man einen Augenblick still stehn, um sich eine sehr nothwendige Unterscheidung zu merken. Wenn ich sage, daſs die praktischen Maximen, und unter ihnen die sittlichen, durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen, also auf dem Wege einer Verknüpfung dessen, was sich im zufälligen Laufe der innern Erfahrung darbietet, sich zuerst ergeben: so ist dieses eine psychologische Angabe von dem Laufe der Ereignisse. Davon gänzlich verschieden ist die Bestimmung der Methode, nach welcher in der praktischen Philosophie, bey Begründung derselben, solle verfahren werden. Leider haben manche Schriftsteller über die letztere Wissenschaft ihre Aufgabe verkannt; sie haben in leichten historischen Umrissen geschildert und erzählt, wie etwan das Sittliche in der menschlichen Brust zu erwachen pflege; sie haben gemeint dadurch ihre Leser am leichtesten von der Realität der sittlichen Grundgedanken zu überreden. Das bringt den Empirismus in die Sittenlehre, der nirgends so sehr als hier an der verkehrten Stelle ist. Von Rechtswegen eiferte Kant dagegen, als gegen eine, zwar gutgemeinte, aber gefährliche Untergrabung aller sittlichen Ueberzeugung. Vielmehr, in dem Vortrage der praktischen Philosophie, so wie in dem der ganzen Aesthetik, muſs man die Principien ursprünglich erzeugen; dieses aber geschieht durch Construction der Grundverhältnisse, welche, sobald sie richtig dargestellt sind, ihre Beurtheilung sogleich zur unfehlbaren Folge haben. — Die Kantische Berufung auf den kategorischen Imperativ, als auf ein Factum der Vernunft; war im Grunde eben so schwankend, als die von ihm verworfene Lehrweise. Jedes Factum, das man als aus früherer Zeit her durch das Bewuſstseyn bekannt, oder überhaupt als schon geschehen und vor Augen liegend annimmt, kann in Zweifel gezogen werden, ja es muſs bezweifelt werden, wegen der Schwankung aller innern Wahrnehmung, und wegen der äuſsersten Leichtigkeit, in ein solches Factum durch Erschleichung etwas hineinzuschieben. Und wie Viele sind denn wohl, die noch jetzt an den Kantischen kategorischen Imperativ, als an ein unentstelltes, und durch Kants Formel richtig ausgesprochenes Factum, in vollem Ernste glauben mögen? Wie geht es zu, daſs ein so allgemeines, in jeder Menschenbrust sich wiederhohlendes, Factum, nicht längst, durch edle Männer, welche zugleich vortreffliche Denker waren, genau und ganz zu Tage gefördert war? — Diese Fragen verschwinden, sobald man erwägt, daſs keineswegs von einem schon geschehenen, sondern von einem bevorstehenden Factum die Rede ist, indem man zur praktischen Philosophie den Grund legt. Hier muſs der Zuhörer, als ob er vom Sittlichen noch nichts wüſste, in den Fall gesetzt werden, daſs er es eben jetzt mit völliger Evidenz in sich hervorbringe. Und dies geschieht, indem man ihm gehörig darstellt, was, während der Betrachtung, ihm ein unmittelbares Urtheil abzugewinnen nicht verfehlen kann.

Allein jetzo, im gegenwärtigen psychologischen Zusammenhange, sprechen wir allerdings vom Sittlichen als von einem schon Vorhandenen und längst Vorgefundenen. Die Beurtheilung, welche im Vortrage der praktischen Philosophie ganz von vorn an hervorgebracht wird, ist gerade so, bey tausend Vorfällen des täglichen Lebens; — sie ist vor Jahrtausenden von Millionen Menschen vollzogen worden; nur ist sie nicht in abstracte Ausdrücke gebracht, sondern sie ist kleben geblieben an den Neben-Umständen der einzelnen Fälle. Darum ist sie in dem Strome der Zeit und der Meinung bald untergetaucht, bald wieder hervorgekommen; sie hat müssen vielfältig, und bey den dringendsten Angelegenheiten wiederhohlt werden, ehe sie ein passendes Wort, ehe sie Auctorität gewinnen konnte.

Daſs aber die sittlichen Maximen Auctorität bekommen müssen: dies macht sich als das lebhafteste Bedürfniſs denen fühlbar, welche das Schauspiel des Gedränges unter den verschiedenartigen, vorerwähnten Maximen, unbefangen betrachten.

§. 151.

Maximen der Leidenschaften, der Gefühle vom Angenehmen und Unangenehmen, der ästhetischen, und unter ihnen, der sittlichen Urtheile, — dies sind nur erst die Classen der Maximen. Aber jede Classe faſst wiederum eine Fülle von Maximen in sich, die nach den Umständen ihrer Entstehung mehr oder minder allgemein, und nach der Mannigfaltigkeit der Leidenschaften, der Gefühle, der ästhetischen und sittlichen Urtheile, unter einander verschieden, endlich nach der ganzen Individualität in dem Gemüthe eines Jeden, unter sich verwebt sind. Wenn nun bey den Vorfällen des Lebens eine Menge heterogener Maximen, sammt den augenblicklichen Begehrungen und Gefühlen, im Bewuſstseyn zusammenstoſsen: was muſs sich daraus ergeben?

Daſs hier die praktische Ueberlegung, daſs die praktische Vernunft sich zeigen müsse, wird eben so klar seyn, als aus dem Ganzen unserer Untersuchung offenbar hervorgeht, die praktische Vernunft könne nicht ein besonderes, hinzukommendes, von jenen zusammenstoſsenden Vorstellungsmassen verschiedenes, in sie hineingreifendes, und sie nach sich bildendes Vermögen seyn. Sondern, wenn es etwas gleichsam von oben her hineingreifendes giebt, so hat dieses seinen Sitz in gewissen appercipirenden Vorstellungsmassen, dergleichen wir schon beym innern Sinne und bey der künstlerisch bildenden Phantasie kennen lernen; und wenn die appercipirenden Vorstellungsmassen hier einen höheren Charakter annehmen, um dessentwillen man ihnen den ehrenvollen Namen der Vernunft zugesteht, so verdanken sie dieses hinwiederum der Natur praktischer Maximen, besonders solcher, die schon durch logische Thätigkeit im Urtheilen geläutert, bestimmt und verdeutlicht sind.

Die praktische Vernunft zeigt sich im Erwägen, im

Wählen, und Beschlieſsen. Das Erwägen ist eine absichtliche Hingebung an verschiedene Begehrungen und Maximen, um sie in ihrer ganzen Stärke zum Bewuſstseyn kommen zu lassen. Wer erwägt hier? Die appercipirenden Vorstellungsmassen; und zwar nach dem zusammengesetzten Verhältnisse ihrer zuvor gewonnenen Ausbildung, und des Einflusses, den ihnen die andern, gleichsam gewogenen oder erwogenen, Vorstellungsmassen gestatten. — Das Wählen geschieht, indem vernommen wird, welches der Gleichgewichtspunct sey, zu welchem die sämmtlichen erwogenen Vorstellungsmassen sich hinneigen. Wer vernimmt hier? Wiederum die appercipirenden Vorstellungsmassen, indem sie verschmelzen mit den übrigen, schon zum Gleichgewichte kommenden Vorstellungen, und zwar so verschmelzen, wie die letztern es möglich und nöthig machen. — Das Beschlieſsen geschieht, indem die sämmtlichen Vorstellungsmassen, so wie sie verschmelzen, unverzüglich anfangen eine Totalkraft des Strebens zu bilden, und als solche zu wirken. Wer beschlieſst hier? Das Ganze des gleichzeitigen Bewuſstseyns. Der Beschluſs würde nicht vest stehn, wenn nicht die durchgängige Verschmelzung so zu Stande käme, wie sie aus den sämmtlichen Vorstellungsmassen sich ergeben muſs.

Begreiflicher Weise kann man die drey eben erwähnten Operationen nicht streng absondern. Das Wählen ist nur der Uebergang vom Erwägen zum Beschlieſsen. Im Erwägen ist die Wirksamkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen am gröſsten, indem sie verhindern, daſs von den übrigen nicht einige vorschnell verschmelzen; oder nach populärem Ausdruck, indem die Vernunft verhütet, daſs man sich nicht übereile. Dabey würden andre Vorstellungsmassen auſser der Verschmelzung bleiben; sie würden den Entschluſs wandelbar machen. Im Wählen sinkt nun die Thätigkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen; sie selbst lassen sich diejenige Art der Verschmelzung gefallen, welche aus allem zusammenwirkenden resultirt. Warum lassen sie sich das gefallen? Weil sie nicht anders können. Sie sind selbst im psychologischen Mechanismus mit befangen, und müssen auch leiden, indem die andern Vorstellungen von ihnen leiden. Die geschehene Wahl ist der Beschluſs, der sich in der neuen Richtung ankündigt, welche nun alle Vorstellungen vermöge der neu gebildeten Totalkraft erhalten.

Sind alle diese Beschreibungen noch roh: so liegt es wenigstens zum Theil an der äuſserst verwickelten Natur des Gegenstandes, und an seiner weiten Entfernung von den obigen Grundsätzen des synthetischen Theils. — Indessen können wir doch jetzt auf zwey Puncte einiges Licht werfen; erstlich auf den Unterschied des Wollens vom Begehren, Verlangen, Wünschen; dann auf das Eigenthümliche des sittlichen Wollens.

Wunsch ist wohl der gelindeste Ausdruck für dasjenige Streben, was wir oben mit der allgemeinen Benennung des Begehrens belegten. Wenn man aber bedenkt, daſs es auch heftige Wünsche giebt: so sieht man leicht, daſs beym Verlangen, und vollends beym Wollen, noch etwas anderes, als ein höherer Grad, muſs hinzugekommen seyn. Was man verlangt, das glaubt man, aus irgend einem Grunde, erreichen zu können; was man *will*, dessen Erreichung setzt man bestimmt voraus. Nun ist klar, warum die praktische Vernunft als ein Mittelding, oder vielmehr als ein Zusammengesetztes aus theoretischem und praktischem Vermögen erscheint. Bestimmte sich die Wahl bloſs nach dem stärkeren Begehren, und durch dessen Uebergewicht über andere Strebungen: so würde sie von keinem höheren Erkenntniſsvermögen hergeleitet werden. Allein nichts kann beschlossen werden, ohne daſs wir es als in unserer Macht stehend angesehen haben. Die Frage, wie weit unser Können reiche, geht schon in die Erwägung mit ein, und entfernt daraus alles, wovon nicht wenigstens das Versuchen in unserer Gewalt zu seyn scheint. Daher wird es als die Grundlage des vernünftigen Wollens betrachtet, daſs man seine Kräfte kenne, und ihnen nicht mehr noch weniger zutraue als sie vermögen. Zuviel übernehmen ist gemeine menschliche Thorheit, groſse Unbekanntschaft mit der wirklich vorhandenen eigenen Stärke ist thierische Dummheit.

Allein man schreibt der praktischen Vernunft, als ihr höchstes Eigenthum, noch die sittliche Gesetzgebung und Regierung zu. In diesem Sinne entsteht die Vernunft erst aus *schon vollbrachtem* Erwägen, Wählen, und Beschlieſsen. Denn die sittlichen Maximen müssen vor allen andern Maximen in den höchsten Rang erhoben seyn, ehe sie als strenge Gesetze können verehrt werden; und besitzen sie einmal diesen Rang, dann fallen sie nicht mehr in die Wahl, sondern sie treten hinüber in die appercipirenden Vorstellungsmassen, ja ihre appercipirende Stellung wird bleibend; sie verwandeln sich in die beständigen Beobachter alles dessen, was sich sonst noch im Bewuſstseyn regt. Dadurch werden sie Charakterzüge der Persönlichkeit, indem sie nun eine veste Verschmelzung mit dem Selbstbewuſstseyn erlangen, und dem innern Sinne zu seiner beständigen realen Grundlage dienen.

Die Frage, wie die sittlichen Maximen eine solche Auszeichnung erlangen können, ist gewiſs die wichtigste der ganzen Psychologie.

Aus dem Interesse für diese Frage wird man, ohne zu irren, sichs erklären, wenn hie und da mein Bestreben, die Unzulässigkeit der transscendentalen Freyheitslehre ins Licht zu setzen, sich mit einiger Lebhaftigkeit äuſsert. So wie Kant von der Metaphysik sagte, der Zweck aller ihrer Zurüstungen sey die Erkenntniſs von Gott, der Freyheit, und Unsterblichkeit, (zwar schwerlich mit Recht; denn die wissenschaftliche Metaphysik kann nur durch ein rein theoretisches Interesse zu Stande gebracht werden; und ihre ersten Anfänge zeigen schon, daſs die Freyheitslehre falsch und unnütz, die Unsterblichkeit gewiſs, die Erkenntniſs Gottes auf eine Vertheidigung richtiger, aber allgemein bekannter teleologischer Ansichten beschränkt sey,) so könnte man mit besserem Grunde von der Psychologie sagen, ihr praktischer Werth beruhe hauptsächlich in ihren Aufschlüssen über die Möglichkeit sittlicher Bildung für den Menschen, und in den Anweisungen, die sie darüber dem Erzieher und dem Volksbildner zu geben habe. Aber die Lehre von der (transscendentalen) Freyheit macht alle Untersuchung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu Nichts; indem sie die Sittlichkeit wie ein Wunder aus einer andern Welt hervorbrechen läſst, ohne daſs man die geringste Hoffnung hätte, diese Erscheinung von einem zweckmäſsigen Handeln abhängig zu machen. Daher ist das praktische Interesse im geringsten nicht für, sondern gänzlich gegen die Freyheit des Willens, wofern sie nämlich so wie Kant es verlangte, genommen wird. Denn was Andre, und nicht mit Unrecht, Freyheit der menschlichen Handlungen genannt haben, nämlich den Ursprung unsres Handelns aus unserm wirklichen Wollen, im Gegensatz gegen jedes maschinenmäſsige Fortpflanzen empfangener Eindrücke, das ist vollkommen der Wahrheit gemäſs, wie man aus dem Ganzen dieser Abhandlung erkennen wird.

Die Beantwortung jener Frage nun wird vor allen Dingen erfordern, daſs man die zuvor unterschiedenen Classen der Maximen in Hinsicht der Haltbarkeit vergleiche, die sie dann beweisen, wann sie sämmtlich in Eine Erwägung, in Eine Wahl fallen, wo sie sich den Vorrang streitig machen. Ohne allen Zweifel sind an sich die Maximen der Leidenschaften die stärksten. Dennoch unterliegen sie schon den Maximen der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, sobald sie zum Schauspiel dienen für einen unbefangenen, leidenschaftlosen Beobachter. Diesem erscheint die Wildheit der leidenschaftlich handelnden Menschen als groſse Thorheit, als ein beynahe wahnsinniges Vorüberrennen vor den lieblichsten, einladendsten Genieſsungen, welche die Natur mit gütigen und mit vollen Händen für den Menschen ausspende. So entsteht eine Glückseligkeitslehre, welche überall umhergeht um zu warnen, man möge dem Ausbruch der Leidenschaften vorbeugen, und sich nicht in die heillosen Wirbel eines sich selbst verzehrenden Strebens stürzen. Wer wollte diesen Warnungen nicht Gehör geben? Nämlich so lange er noch nicht selbst von der Leidenschaft ergriffen ist? — Denn wen die Wuth schon fortreiſst, der ist taub gegen alle Glückseligkeitslehre; er muſs erst still werden, um sie wieder zu vernehmen.

So entsteht der erste Gegensatz zwischen der Moral und dem gemeinen Leben. Allein die Glückseligkeitslehre kann ihr eignes Fundament nicht klar nachweisen. Sie behauptet zwar ihr Recht, so lange sie streitet wider Leidenschaften und zügellose Begierden; aber sie verliert ihr Spiel, sobald sie selbstständig auftreten will. Sie gleicht den Menschen, die auf einer niedern Stufe glänzen, auf einer höhern ihre Blöſsen zu Schau stellen. Sie versucht umsonst, das Object ihrer Weisungen, die Glückseligkeit, vor unsere Augen zu bringen; sie erinnert uns an unsere Gefühle von Freude und Schmerz, und wir entdecken sogleich das Unstete, nur im Fluge Genieſsbare der erstern, das Erträgliche und wenig Furchtbare des andern, sobald irgend ein ernster Zweck uns wichtig genug scheint, um uns dem Leiden Preis zu geben. Daher muſs wiederum, sobald von einer Sittenlehre einmal die Rede ist, die Glückseligkeit den Platz räumen; und jetzt kann auf dem nämlichen Platze nichts anderes bleiben, als diejenigen Maximen, nach welchen wir selbst in unsern eignen Augen entweder verächtlich und schändlich, oder würdig und löblich erscheinen. Diese Maximen behaupten sich durch den Vorzug aller reinen und ächten ästhetischen Urtheile, daſs die Gegenstände, worauf sie treffen, sich jederzeit deutlich hinstellen lassen, und immer die gleiche Entschiedenheit des Beyfalls und Misfallens mit sich führen.

Wer in diesem Hafen einmal angelangt ist, der wird, bey einiger Theilnahme für andre Menschen, nicht säumen, auch sie hieher zu verweisen. Aber nun liegt ihm daran, den heilsamen Lehren, die er verbreitet, auch Gewicht zu geben. Nun sinnt er auf diejenigen Zusätze, wodurch er am schnellsten und kräftigsten die irrenden Gemüther fassen, lenken, treiben könne. Alle Formen des Lobes und Tadels, der Verheifsungen und Drohungen, besonders aber die religiösen und bürgerlichen Vorstellungsarten, werden dem Gegenstande, den man erheben und heiligen will, so gut als möglich angepafst. So gewinnt das ursprüngliche sittliche Urtheil eine Verkörperung, die ihm die Menge leichter unterwirft, aber es erscheint nun auch in einer Verunstaltung, worin selbst die schärferen Denker es nicht mehr erkennen. —

§. 152.

Jede Maxime, in dem Augenblicke wo sie sich bildet, trägt die Bestimmung in sich, dafs sie zur Apperception dienen soll für die sämmtlichen Regungen des Begehrens, welche ihr zuwider entstehn könnten, und für die Umstände, welche zu ihrer Anwendung geeignet sind. Diese Apperception ist nämlich die erste Bedingung, unter welcher die Maxime zur Wirksamkeit gelangen kann; sonst würde der vorkommende Fall unbemerkt vorübergehn, und der Mensch würde sich hintennach einer Uebereilung zeihen. Ob nicht diese Bedingung selbst noch psychologische Bedingungen habe? das fragt sich nie das Kind, selten der Mann, und der Anhänger der transscendentalen Freyheit leugnet es, weil er in diesem Puncte die Wahrheit nicht wissen will *).

Appercipirt nun wirklich die Maxime den zu ihrem Gebiete gehörigen Fall, (gleichviel ob zur rechten Zeit, wo darnach verfahren werden soll, oder später mit Reue,

---

*) Vergl. §. 22.

daſs der Augenblick versäumt worden,) so gelangt dabey das Ich zum Bewuſstseyn. Denn sie, die appercipirende Vorstellungsmasse, worin die Maxime besteht, sieht alsdann das Handeln, welches von innen, aus dem wissenden und denkenden Subjecte, nach auſsen, zu den Objecten hin, geht oder gehen kann; sie sieht zugleich den Erfolg, welcher in die Wahrnehmung fällt oder fallen konnte; sie sieht also das im Handeln von sich wissende Ich; und ihre eigne Activität schmilzt mit ihm zusammen, eben indem sie also sieht, und über das Geschene verfügt. Daſs hier statt des Handelns auch ein Leiden, eine Hingebung kann gesetzt werden, ist bekannt aus §. 136.

Da nun dieses sich so oft ereignet, als Maximen zur Anwendung kommen: so ergiebt sich, nicht nur, daſs die Eigenthümlichkeit des Selbstbewuſstseyns für einen Jeden gar sehr von seinen Maximen, und von deren Wirksamkeit abhängt, sondern auch, daſs die Intensität des Selbstbewuſstseyns sehr gesteigert wird durch diejenige höhere Ausbildung, welche allmählig die Maximen erschafft, verknüpft, einschärft.

Zurückgeleitet durch diese Bemerkung auf die Untersuchung über das Ich: wollen wir uns zugleich an jenes Gleichgewicht zwischen Wollen und Hingebung erinnern, welches, wie oben (§. 136.) gezeigt, zur Reinigung des Ich von dem Zufälligen seiner Objectivität erfordert wird.

Wir können jetzt drey Stufen unterscheiden, auf welchen dieses Gleichgewicht sich bilden und erhalten muſs, wenn nicht eine gefährliche Abweichung von demselben herbeygeführt werden soll.

Die erste Stufe zeigt uns die Untersuchung des §. 150. Noch vor aller Bildung der Maximen entstehn und wirken solche Vorstellungsreihen, wie dort beschrieben worden; sie entstehn sporadisch, und wirken nach Gelegenheit, ohne selbst eine veste Bestimmung von Zwecken, von Objecten des Begehrens in sich zu tragen.

Auf welchen Punct der ablaufenden Reihen nun gerade zufällig eine Hemmung trifft, da werden die Reihen (die man in Gedanken **rückwärts** verfolgen muſs,) in Spannung gesetzt, so lang sie nun gerade sind; und für so lange Zeit, bis sie, falls das Hinderniſs nicht weicht, selbst durch den Widerstand sind niedergebeugt worden. Dies giebt den kindlichen, oder knabenhaften Zustand eines mannigfaltigen Begehrens ohne vesten Plan, das keine anhaltende, gleichförmige Wirkungen erzeugt, vielmehr unter einem stetigen Zwange bald zusammensinkt, dagegen aber bald andre Gegenstände ergreift, oder, was dasselbe sagt, sich in andern Vorstellungsreihen wieder ereignet; so daſs, **wann der Zwang nicht zu allgemein über die ganze Sphäre der kindlichen Regsamkeit verbreitet wird**, sich kein wesentlicher Verlust an der Gesammt-Thätigkeit des jugendlichen Geistes verspüren läſst.

Auf dieser ersten Stufe nun ist es ein Grundfehler der Erziehung, wenn das Ich des Kindes nicht im Gleichgewichte des Wollens und der Hingebung gehalten wird. Die Fehler des Uebermuths und des Unmuths entstehn aus dem Uebergewichte nach der einen und nach der andern Seite; beyde sind gleich schlimm; und zwar gerade darum schlimm, weil sie dem Kinde die Vorstellung von Sich und seinen Verhältnissen verderben. Daſs dabey die natürliche Weichheit und Biegsamkeit vermindert, daſs die ursprüngliche Erzeugung des sittlichen Urtheils gestört wird, kann ich hier nicht ausführlich entwickeln *).

Die zweyte Stufe ist die des planmäſsig handelnden Mannes. Hier ist nöthig, Pläne von Maximen zu unterscheiden. Jene hängen ab von der Kenntniſs des Causal-Verhältnisses unter den Sinnengegenständen. Sobald der

---

*) Im Zusammenhange mit dem Ganzen der sittlichen Bildung zeigt sich dies in meiner Pädagogik; insbesondere im 5. Capitel des dritten Buchs.

Mensch das Ganze seiner Bestrebungen und Erwartungen zusammenfaſst, und sie mit seiner Ueberschauung der ihn umgebenden Objecte in bestimmte, bleibende Verbindung setzt, hängt das flatterhafte Begehren, welches bald diesen bald jenen Gegenstand traf, an, sich zu verlieren; seine Begierden werden gleichförmiger; er empfindet den Druck der Auſsenwelt mehr anhaltend und zusammenhängend an denselben Stellen; ungeachtet der Abänderung in Einzelnheiten; er widersteht diesem Drucke desto beharrlicher, je mehr Mittel und Anstalten er noch in seiner Gewalt glaubt, um mit der Zeit zum Ziele zu kommen.

Auch auf dieser Stufe nun erfordert die Gesundheit des Geistes, daſs das Ich im Gleichgewichte gehalten werde. Nicht bloſs die Mutter verzieht das Kind; auch den Mann, sobald er mehr von Plänen als von Maximen erfüllt ist, kann das Schicksal sowohl verziehen als niederdrücken. Die Beyspiele sind bekannt genug; die Täuschungen, die Gefahren, das Unglück was daraus entsteht, ist es ebenfalls.

Darum soll der Mann die höhere Ausbildung erlangen, welche die dritte Stufe bezeichnet; er soll durch Maximen, und zwar durch richtige sittliche Maximen, geleitet werden. Mögen die Auſsendinge ihn aufregen; nur ihn in gerader Linie zu sich hinziehn dürfen sie nicht; die Richtung muſs von den Grundsätzen abhängen. Daſs nun nicht etwa die Grundsätze selbst eine Materie des Begehrens als Triebfeder enthalten, oder mit andern Worten, daſs sie nicht der Ausdruck eines durch sein Object bestimmten Begehrens seyn, — den Menschen nicht anlocken, sondern gleichsam von hinten her in Bewegung setzen sollen: dies hat uns Kant nachdrücklich genug eingeschärft; ein nie genug zu schätzendes Verdienst; und, wenn man diese groſse Wahrheit so hoch aus mancherley Irrthum hervorragen sieht, beynahe ein Wunder!

Auch auf dieser Stufe der Maximen muſs das Ich, im Gleichgewichte erhalten werden; der Mensch muſs unter ihrer Leitung sich in gleichem Maaſse duldend erblicken, als handelnd. Dies ist ein oft übersehenes, aber höchst wesentliches Kriterium einer richtigen praktischen Philosophie. Trifft es nicht zu, so kann sie viel einzelnes Vortreffliches enthalten, aber sie verdient dann ihren Namen nicht; sie ist nicht praktisch. Denn sie ist alsdann nicht fähig, den Menschen für das Leben in die rechte Stimmung zu versetzen, ihm eine veste Haltung zu geben. Eine bloſs anspornende, begeisternde Sittenlehre schleudert ihn gegen den Felsen der Nothwendigkeit, die theils in seiner eignen, theils in der äuſsern Natur, und in der Gesellschaft liegt; an diesem Felsen läuft er Gefahr zerschmettert zu werden, ohne darum einen höhern Werth seines Daseyns erreicht zu haben. Dies ist eben so gewiſs, als daſs im Gegentheil eine schlaffe Sittenlehre, wie jene der Empiriker, deren Augenmerk Lust und Genieſsung ist, oder der Mystiker, welche die Gemächlichkeit einer passiven Hingebung und Contemplation anpreisen, den Menschen um das Bewuſstseyn seiner Thatkraft bringt, und ihn um seine ganze Bestimmung betrügt.

Welcher von diesen beyden Abwegen für die Sittenlehre heut zu Tage mehr zu fürchten sey, das ist schwer zu sagen; denn unbekümmert um den heilsamen Nullpunct des reinen Ich, sieht man sie auf jenen beyden Abwegen zugleich umherirren.

Fichte's Ichlehre war bloſs anspornend; die damit verbundene Sittenlehre entwickelte das Kantische Freyheits-Princip. Es ist merkwürdig, daſs Kant selbst, von dem überspannten, rüstig sittlichen Affect, der aus diesem Princip natürlich entsteht, so wenig spüren läſst. Der Grund davon kann nicht in dem strengen Pflichtbegriff allein enthalten seyn; diesen hatte Fichte mit ihm gemein. Die wahre Ursache davon scheint mir in einem persönlichen Vorurtheil Kants zu liegen, welches mit seinen Lehrsätzen nur lose zusammenhängt; und gegen das vorige Uebel nur dadurch Schutz leistet, daſs es ein neues Uebel herbeybringt. Wir wissen aus Kants Religionslehre, daſs er den Fortschritt der Menschheit zum Bessern leugnete. „Diese Meinung,“ sagt er, „hat „man sicherlich nicht aus der Erfahrung geschöpft, wenn „vom Moralisch-Guten oder Bösen (nicht von der „Civilisirung) die Rede ist: denn da spricht die Geschichte „aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie, sondern es ist „vermuthlich bloſs eine gutmüthige Voraussetzung der „Moralisten von Seneka bis zu Rousseau, um zum un„verdrossenen Anbau des vielleicht in uns liegenden Kei„mes zum Guten anzutreiben, wenn man nur auf eine „natürliche Grundlage dazu im Menschen rechnen könne.“

Von Keimen, von natürlichen Grundlagen, kann ich nicht das Geringste einräumen, vielweniger mit jenen Gutmüthigen voraussetzen; sie sind der Tod der Metaphysik und der Psychologie. Ueber die Geschichte, und deren Auslegung, würde ich ebenfalls wider Kant nicht streiten, wenn nicht sein Gegensatz zwischen dem Moralisch-Guten und der Civilisirung, durch Uebertreibung dazu veranlaſste. Zuerst aber bemerke ich, daſs die transscendentale Freyheit, weil sie eine so schlechte Geschichte statt der vortrefflichen, die man von ihr erwarten konnte, bisher zugelassen hat, allerdings nicht die geringste Hoffnung darbietet, ihre Erscheinung in der Sinnenwelt werde jemals genügender ausfallen. Während nun dieser Punct der Kantischen Lehre in der That ganz geeignet ist, jene niederschlagende Ableugnung alles wesentlichen Fortschreitens zu unterstützen: sehe ich doch einen andern Theil der nämlichen Lehre, der zu weit günstigern Ansichten nicht bloſs einladet, sondern berechtigt und sogar nöthigt. Kants Handeln nach der Idee einer allgemeinen Gesetzgebung für alle Vernunftwesen, und zwar nicht bloſs gemäſs dieser Idee, sondern auf ihren Antrieb ganz allein, — stellt die Sittlichkeit so ganz auf die Spitze einer vollendeten, das ganze menschliche Bewuſstseyn durchdringenden *Reflexion*, daſs die niedern

Zustände des noch nicht reflectirenden Menschen, der an keine allgemeine Gesetzgebung denkt, sondern für sich, und für Wenige, die er liebt, oder als die Seinigen betrachtet, lebt und sorgt, gar nicht die Sphäre erreichen können, worin nach dieser Ansicht die Sittlichkeit allein zu suchen wäre. Darum paſst es für Niemanden weniger als für Kant, so spröde zu thun gegen die Civilisirung. Denn mit ihr Hand in Hand geht die Reflexion; und dem gemäſs müſste man sagen, die Freyheit sey dort, wo noch der Gedanke einer allgemeinen Gesetzgebung nicht aufkommen kann neben dem Cultus eigenthümlicher National-Gottheiten, und neben einem engherzigen, spartanischen oder römischen Patriotismus, der kein politisches Leben auſser seinem engen Kreise dulden will, — überall nicht zur Erscheinung durchgebrochen; sondern sie lasse ihr Licht nur in dem Maaſse heller leuchten, wie die Menschen sich zur Ueberlegung dessen erheben, was mit dem Willen Aller bestehen könne. Man sieht nun leicht ein, (oder man kann es aus der praktischen Philosophie leicht erkennen) daſs hieran allerdings etwas Wahres ist. Die Sittlichkeit ist zwar nicht ganz ein Werk der Reflexion, sondern ein Theil von ihr liegt in natürlichen Gefühlen des Wohlwollens, die sich unmittelbar Niemand geben kann; ein andrer Theil ist ursprüngliche Kraft, die man im Menschen, so wie er aus Leib und Seele schon geschaffen dasteht, nur vorfinden und an dargebotenen Gegenständen üben kann; wieder ein andrer Theil ist richtiges ästhetisches Urtheil, welches gar nicht vom Abstracten, sondern von einzelnen wirklichen Fällen anzuheben, und auf niedrigen Culturstufen sich zuweilen unerwartet, wie ein Blitz, jedoch auch eben so vorübergehend, zu zeigen pflegt; — aber diese einzelnen Factoren der Tugend *) sind noch nicht die Tugend selbst; sie bedürfen noch, gesammelt, geläutert, gesichert, durch Maximen, durch Grundsätze, durch Uebung, durch Anstrengung vestgestellt zu werden; daher ist die Cultur nicht gleichgültig für das Moralische, vielmehr ist sehr gewiſs, daſs man wenigstens die Reife der Tugend nur bey dem Menschen suchen kann, dessen Blick sich ins Allgemeine ausbreitet, und nicht mehr von den ersten, niedrigsten Bedürfnissen eines kümmerlichen individuellen Daseyns verdüstert wird. Ueberdies, wo kein feines Gefühl, da ist auch keine Tugend; da steht es schlecht auch um jene ersten Factoren derselben, die zwar der Reflexion nicht das Daseyn, aber doch Schutz verdanken gegen eine Rohheit und Wildheit, der sie sonst zu unterliegen pflegen. Und nun vergleiche man die Beschreibungen, die wir von rohen Völkern haben! Nun überlege man, wie die Erde damals aussehn konnte, als bloſs einige wenige Puncte in Italien und Griechenland eine Cultur besaſsen, die noch durch Sklaven, und durch Geringschätzung des weiblichen Geschlechts verdunkelt wurde! Gerade die Geschichte, die von unserer Zeit ein beschämendes, aber von den frühern Zeiten eine Unzahl wahrhaft empörender Zeugnisse ablegt, beweis't den Fortschritt des Menschengeschlechts demjenigen, der von der Sittlichkeit nicht bloſs einen klaren Begriff hat, (sondern ausführlich-deutlich, wie es nöthig ist, die Bestandtheile derselben und das Ganze vor Augen sieht. — Auch ist die Ueberzeugung wenigstens von der Möglichkeit des Fortschreitens nicht bloſs eine gutmüthige Voraussetzung, die man haben und entbehren kann nach Belieben: sondern wenn von praktischen Postulaten die Rede ist, an die man glauben muſs, um sittlich handeln zu können, so ist für das Leben gerade dieses Fortschreiten, und zwar in der Sittlichkeit nach ihrem allerstrengsten Begriffe, der wahre und eigentliche Glaubenspunct, welcher allein fähig ist, den Muth des Lebens und Wirkens zu halten und zu ernähren *).

---

*) Oder vollends einzelne heftige Aeuſserungen derselben, die unter dem Namen tugendhafter Handlungen bewundert zu werden pflegen.

---

*) Die nothwendige Verbindung dieses Puncts mit der Voraus-

Daſs Kant dieses so wenig fühlte, daſs ein Mann von so gesundem Verstande, so richtigem Tacte auch auſserhalb des speculativen Gebietes, und von so weitgreifender, anhaltender Wirksamkeit, in diesem Puncte durch ein schwarzgefärbtes Glas sah; daſs er dadurch sich zu der wahrhaft unseligen Behauptung eines radicalen Bösen verleiten lieſs: dies verdient aufrichtiges, tiefes Bedauern. Das Böse ist kein so groſses Geheimniſs, als es Denen scheint, die vom Guten keine deutlichen Begriffe haben. Nur wer es für einfach hält, wer es in seine heterogenen Bestandtheile nicht zerlegt hat, den befremdet das Daseyn desselben; wer aber vollends in Affect geräth, indem er davon spricht, der taugt weder hier noch irgendwo zum gründlichen Untersuchen. Als Seelenarzt gleicht er jenen chinesischen Aerzten, die zwar nicht durch ihre Beschwörungsformeln. aber mit Hülfe des Feuers, und tief ins Fleisch hineingestochener Nadeln, zuweilen wirklich einen Kranken heilen, weil es allerdings hie und da Krankheiten giebt, die mit so viel Gewalt angegriffen werden müssen, und denen eine gelindere, besonnenere Curart nicht so leicht an die Wurzel kommen möchte. In den Gesprächen über das Böse ist gelehrt worden, nicht bloſs, daſs Gutes und Böses nicht Begriffe der Erkenntniſs, sondern der Beurtheilung durch den gegenüberstehenden Zuschauer sind, — nicht bloſs, daſs es aus mehrern, höchst verschiedenen Elementen besteht, die eben so verschiedenen Reflexionspuncten angehören, (welches schon aus der praktischen Philosophie hätte bekannt seyn sollen): sondern auch, daſs es sich mit dem Guten und Bösen verhält wie mit den Metallen, den edeln sammt den unedeln; sie finden sich eben

---

setzung des waltenden guten Princips darf als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Es ist nicht nöthig, damit Kants schwankenden Begriff von der Glücks-Würdigkeit, (für die es kein mögliches Maaſs giebt,) oder gar Fichtes idealistische Ansichten, zugleich anzunehmen.

so wenig in den Urgebirgen als in der Dammerde *). Das heiſst: das Gute und Böse liegt weder in den Dingen an sich, die wir Noumena zu nennen pflegen, noch in den Phänomenen, deren Zusammenhang mit jenen entweder gar nicht untersucht, oder verkannt zu werden pflegt. Gutes und Böses liegt in der Mittelwelt zwischen beyden.

Dies sollte nun zwar für den Leser längst keiner Erläuterung mehr bedürfen. Allein der Sicherheit wegen will ich etwas hinzusetzen, besonders weil dadurch Gelegenheit zu nützlichen Rückblicken auf das Vorgetragene gegeben wird.

Zuvörderst: das Böse, vom psychologischen Standpuncte betrachtet, bildet keine Classe von Gegenständen für sich allein; sondern es ist in Hinsicht seines Entstehens

---

*) Man verzeihe, daſs ich dies aus einer frühern Schrift wörtlich abschreibe. Es ist ein Satz, den ich in der That so oft wiederhohlt wünschte, bis er völlig durchdacht, und in allen seinen Beziehungen verstanden seyn möchte. Wer ihn nicht einsieht, der wird niemals, wie man es nennt, mit seinen Ueberzeugungen ganz ins Reine kommen. Den wesentlichen Sinn desselben könnte man auch so ausdrükken: Die Psychologie, wiewohl in ihrem theoretischen Verhältniſs der allgemeinen Metaphysik (oder Ontologie) untergeordnet, hat dennoch eine ungleich höhere Würde. Sie ist von der ganzen Metaphysik derjenige Theil, wo der an sich kalte und harte Boden dieser Naturwissenschaft zuerst den Sonnenstrahl des ästhetischen Urtheils empfängt und in sich saugt, um sich in einen Wohnplatz zu verwandeln, wo das geistige Leben des Menschen gedeihen könne. Die allgemeine Metaphysik dagegen ist eine eisigte Insel, die nur von sehr gesunden, mit gutem Vorrath fürs Leben hinreichend versehenen Köpfen darf besucht werden. Es hat zwar Personen gegeben, die da hofften, das rauhe Klima dieser Insel zu verbessern, wenn sie Blumen und edle Früchte darauf pflanzten. Aber was sie auch bringen mögen von Gegenständen, die wohlthätig wirken auſs Gefühl, — in einer so kalten Zone muſs es verdorren; und der Gewinn ist bloſs, daſs die Herrn ihre Unkunde in der Geographie des wissenschaftlichen Bodens zur Schau stellen. Eine sehr schädliche Unwissenheit! Denn es entsteht daraus eine Vielgeschäftigkeit, wodurch die nothwendigen Arbeiten gehindert werden.

hens, Daseyns, und Wirkens, (nur nicht in Hinsicht seiner Würdigung!) gleichartig mit Irrthum, Verwöhnung, und falschem Geschmack; welches alles wiederum theils in der Rohheit, die der Bildung vorangeht, theils in der Verwilderung, die ihr nachfolgt, seinen Sitz hat.

Was nun den Irrthum anlangt: so kennt man seinen Ursprung aus dem psychologischen Mechanismus. Nicht bloſs vom Verwechseln des Mittelbegriffs im Syllogismus ist hier die Rede, — welches geschieht, wenn zwey Begriffe sich wegen ihrer Aehnlichkeit reproduciren, aber nicht hoch genug ins Bewuſstseyn gegen die Hemmung hervortreten, um die Strecke des qualitativen Continuums, die ihren Unterschied ausmacht, zwischen sich schieben zu können, — sondern vorzüglich von jenem metaphysischen Irrthum, vermöge dessen wir Complexionen von Merkmalen für Dinge, und als solche für Einheiten halten, bloſs darum, weil der Act des Vorstellens wegen der Complication nur Einer ist; von diesem Grundirrthum also, der auch unsre Vorstellung von uns selbst beherrscht, und uns Leib und Geist, Veränderliches und Stetiges in uns, mit eben dem Rechte als Eins vorspiegelt, womit das Kugelgewölbe, woran die Sterne vestsitzen, als Eins unter dem Namen der Welt aufgefaſst wird; endlich von dem Irrthum ist die Rede, vermöge dessen wir ursprünglich vorstellende Wesen zu seyn glauben, obgleich, wenn wir genau reden wollten, das Wort Vorstellung erst bey den Anschauungen eintreten sollte, die etwas vor uns hinstellen, (§. 147.) was die bloſse Empfindung eben so wenig vermag, als die bloſse Seele, die für sich weder anschaut noch auch nur empfindet.

Man weiſs nun von dem Allen den Ursprung; man weiſs auch, daſs diese Art von Täuschungen zwar aufgedeckt, aber nicht hinweggeschafft werden können. Vermöge der Einheit der Seele, deren Folgen durch die Hemmung unter den Vorstellungen beschränkt werden, entsteht ein Herausgehn aus dem bloſsen Empfinden, (welches, für sich allein, weder Wahrheit noch Irrthum, und überhaupt gar keine Erkenntniſs enthält); die Empfindung nimmt Form an: diese Form giebt uns Wahrheit gemischt mit dem Irrthum; ihre weitern Verwandlungen scheiden allmählig von der Wahrheit den Irrthum, so daſs wir mit absichtlicher Anstrengung, die zum Theil in Gewöhnung übergeht, wohl im Stande sind, beydes aus einander zu halten. Läſst aber die Anstrengung gar zu sehr nach, so mischt sich der Irrthum mit der Wahrheit, und wird um desto buntscheckiger, je weniger sie zu ihm paſst; wie man es an den phantastischen Systemen sieht, die auf das kritische gefolgt sind.

Wie nun der Irrthum seine Naturgeschichte hat, so hat auch der falsche Geschmack die seinige. Wie aus Sand, Kies und Erz die Edelsteine, so scheiden sich aus den wandelbaren Gemüthszuständen die unveränderlichen, von keiner Individualität, sondern nur von der Qualität des Vorgestellten abhängigen ästhetischen Urtheile allmählig heraus; und werden für die Gefühle dasselbe, was für das theoretische Denken die Producte des sogenannten Verstandes sind, den wir oben für das Vermögen erklärten, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Aber die Ausscheidung geschieht nicht rein und bleibt nicht rein. Das Schöne und das Beliebte, das Gute und das Angenehme werden immer von neuem verwechselt. Die Werke des Geschmacks, wie man sie nennt, sind vielmehr Werke der Phantasie, das heiſst, sie entstehen, wie die Träume, aus Reproductionen unzähliger früher gebildeter Reihen, welche gerade deswegen, weil ihr treues Ablaufen groſsentheils gehemmt ist, nun Verbindungen unter einander eingehn können, die sie bey vollständiger Evolution würden ausgestoſsen haben. Das groſse Wunder, was man darin findet, ist ein Geschöpf der psychologischen Unwissenheit. Nothwendig müssen durch die neue Verwebung neue psychologische Kräfte, und neue Gemüthszustände entstehn. Wenn nun das Individuum, worin sich dieselben bildeten, weder durch äuſsere Umstände, noch durch physiologische Hindernisse, (wie bey trägen Köpfen) noch durch seine eignen Zweckbegriffe (wie bey denen, die frühzeitig sich in der Gesellschaft einen Platz suchen,) abgehalten wird: so giebt es sich der Wirkung jener Kräfte und Gemüthszustände hin; appercipirt seine Träume, und formt sie gemäſs der Reflexionsstufe, auf der es überhaupt steht. Daher tragen die Kunstwerke, von den rohesten bis zu den vollkommensten, den Stempel ihrer Zeit, und der Stimmung des Urhebers. Unzählige dieser Werke werden vergessen; um ihnen Dauer, und dem Urheber Aufmunterung zu geben, muſs ein Kreis von Zuschauern und Hörern hinzukommen. Und jetzt erst fragt es sich, ob die Kunst auch schöne Kunst war? Oder ob aus irgend welchen andern Gründen die Empfänglichkeit der Zuhörer die Kunst mit der Gunst beehrte? — Um uns den Genuſs der Kunstwerke nicht zu rauben, sind wir oftmals viel gefälliger, als wir selbst merken. Wir bequemen uns nach Griechischer, nach nordischer Mythologie; versetzen uns nach Italien und nach Spanien, um dieses Genusses willen. Manchmal freylich sind wir desto eigensinniger. Darin herrscht viel Willkühr. Man kann sich noch heute in die Stimmung versetzen, die Rousseaus Heloise, und Wielands Agathon erfordern; doch Manchen wird das schwer. Was mich betrifft, so wird mir noch schwerer, was Andern leichter dünkt; ich verhehle z. B. nicht meine Verwunderung, daſs noch heute die niedrigen Pantoffeln des Ariost nicht für zu schlüpfrig, die hoch rhetorisch-dialektischen Stelzen des Calderon nicht für zu halsbrechend geachtet werden, um einen vesten Stand auf dem Parnaſs zu behaupten! *) — Lieber lese ich, in

---

*) Nachdem diese Aeuſserungen niedergeschrieben worden, fällt es mir auf, daſs ein versteckter Vorwurf gegen einen meiner alten Freunde darin zu liegen scheinen könnte, der gerade den beyden genannten Schriftstellern sein auſserordentliches Talent als Uebersetzer zugewendet hat. Aber ich bezweifle eben so wenig Ariosts und Calderons poëtische Ader, als ihre historische Merkwürdigkeit, nur

Hoffnung, man werde mir meinen Geschmack lassen, im Stillen den Walter Scott oder wie jener Unbekannte heiſsen mag, dessen tragische Muse des Kothurns nicht bedarf, weil sie im einfachen Hauskleide des Romans noch groſs genug ist; — ich lese ihn, ohne auf die übliche Mäkeley an den Ungleichheiten seines unermeſslichen Reichthums zu hören, die Niemanden wundern darf, denn er ist den Alterthümlern zu neu, den Lüstlingen zu kalt, und den Romantikern viel zu klug. — Doch da ich des Ariost erwähnte, kann ich an dem, für die Psychologie so höchst merkwürdigen Wendepuncte seines groſsen Gedichts nicht ganz rücksichtlos vorübergehn! Bekanntlich hat sich Ariost einen Helden gewählt, der rasend ist; völlig rasend toll; so daſs von dem erschütternden Shakespearschen Wahnwitz nicht die Rede seyn kann, vielmehr die todte Stute, die er mit sich schleppt, die Wahrheit der Vergleichung mit Nebukadnezarn erhärten muſs, von dem der Dichter singt:

> Er muſste toll, auf sieben Jahre, werden,
> Und fressen, wie ein Ochs, das Gras der Erden.

Obgleich nun an einem solchen Rasenden nichts mehr zu finden ist, das einen Werth haben, oder Theilnahme ansprechen könnte: so findet der Dichter dennoch für gut, seine Heilung zu veranstalten, und zwar durch keinen geringern Arzt, als den Apostel Johannes. Man sollte meinen, ein so gleichgültiges Wunder könnte wohl ohne lange Vorrede kurz abgethan werden; und überdies, die Wunderkraft eines so erhabenen Heiligen genüge sich selbst, um ein zerrüttetes Gehirn wieder zu ordnen. Nein! eine Reise in den Mond ist dazu nöthig! Jetzt aber erwartet man von dem unerschöpflichen Geiste des Dichters viel Neues über den Mond zu hören. Nein! Er schmückt den Mond wie eine Trödelbude mit den

---

unterscheide ich das Genie von der Richtung, die es genommen, und von den Werken, die es hervorgebracht hat.

verlornen Sachen der Erde. Oder, daſs ich ein besser passendes Gleichniſs gebrauche, — wie eine Apotheke. Denn dort findet sich das Gesuchte in einer Flasche, in der Form eines feinen Liquors; auch ist die rechte Flasche, wiewohl in der Mitte anderer, leicht zu unterscheiden; nicht allein durch ihre besondere Gröſse, sondern auch durch die Aufſchrift:

„*Rolands Verstand*, war drauſsen angeschrieben.“

Die poëtische Ehre dieses jämmerlich eingesperrten Verstandes, — der gar keine Erfindungskraft, ja nicht einmal so viel Spannkraft zu besitzen scheint, wie ein brausendes Bier, das den Stöpsel abwirft, und davon fliegt, — möchte bald eben so schwer zu retten seyn, als die Ehre der unsaubern Jungfrau Fiametta, mit welcher auch nur die flüchtigste Bekanntschaft gemacht zu haben sich wohl Jedermann zur Schande rechnen würde, wäre es nicht Ariost, dessen berühmter Name dahin verleitete. — Doch Rolands Verstand ist nun gefunden; zu welchem Zwecke? Soll wirklich aus Verstand und Gehirn wieder ein Kopf werden? Daſs aus dem Spiritus und dem Phlegma der zerlegte Wein sich nimmermehr wieder zusammensetzen läſst, muſste doch ohne Zweifel schon zu Ariosts Zeiten, auch ohne neuere Chemie vollkommen bekannt seyn. Warum vertheilt der Dichter nicht lieber den köstlichen Liquor unter seine übrigen Helden und Heldinnen, da sie doch sämmtlich nicht überflüssig damit scheinen versehen zu seyn? — Der Ausweg aus dieser, und vielen andern schwierigen Fragen, steht offen; und ich will ihn zeigen. Man muſs die ganze Erzählung, als einen Mythos, mystisch und symbolisch deuten. Ariost, als Seher, erblickte eine künftige Gefahr für die Seelenvermögen. Durch die Flasche, worin der Verstand eines Mannes, mit allen zwölf Kategorien, Platz hat, deutet er auf die groſsen Krater des Mondes, und auf dessen trockene Meere. Nun ist klar, daſs, wenn einmal die Seelenvermögen der sämmtlichen Menschen auf der Erde, verschwinden, ihr treuer Gefährte, der Mond, schon seine groſsen Vorrathshäuser bereit hält, damit nichts davon verloren gehe. Eine so tröstliche Nebenbemerkung für die Psychologie, bedarf hier hoffentlich um so weniger einer Entschuldigung, da ja dem Ariost, der sich viel weiter und plötzlicher abzuschweifen erlaubt, von seinen Verehrern dieses als eine geniale Verwirrung und die Unübersehbarkeit seines Gedichts als ein Vorzug desselben angerechnet wird.

Dem Dichter zu erlauben, was man dem Menschen verbietet, ist eine alte Weise deren, die für die sittlichen Beschränkungen des Lebens sich wenigstens im Traume schadlos halten wollen. Nicht ihr individueller Geschmack hatte sich für das Sittliche geläutert, sondern es ist ihnen aufgedrungen worden. — Damit bunte Possen berühmt werden, dazu ist kein ästhetisches Urtheil nöthig; das Ergötzen eines sinnlichen Volkes, das seine phantastische Zügellosigkeit, seine Zerrissenheit, seine Unfähigkeit, mit sich selbst in ein würdevolles Gleichgewicht zu treten, darin abgespiegelt sieht, — gründet diesen Ruhm; Andre loben, was einmal berühmt ist, was aus dem Lande ihrer Sehnsucht kommt, und vor Allem, was übergroſs als Ganzes, glatt und zierlich in seinen Theilen erscheint; was durch gewandte Prahlerey imponirt.

Aber jenes Ergötzen und diese Unsicherheit des Geschmacks kommen darin überein, daſs beydes höchst natürlich ist. Oder wird Jemand dafür eine übernatürliche Erklärung suchen? Diese Frage ist nicht unbedeutend; sie hängt zusammen mit der andern Frage: ob das Böse einen übernatürlichen Ursprung voraussetze? Die Verstimmung des Geschmacks, der sich durch falsche Gröſse blenden läſst, bezieht sich nicht bloſs auf Dichterwerke, sondern auch auf den Werth der Personen; ja selbst auf philosophische Productionen. Ariost und Spinoza kommen darin überein, daſs beyde ein groſses Knäuel geschaffen haben, welches den Anschauenden demüthigt, ihm Respect einflöſst, weil, indem er den einzelnen Fäden nachgehn will, er in eine Verwirrung geräth, deren Grund er, bey der anscheinenden Ordnung und Sauberkeit der Ausarbeitung, lieber in sich selbst als in dem Werke sucht. Beyden ähnlich wirkt das Bild des groſsen Napoleon auf den Zuschauer; der eben weil er sich weder wie ein guter noch wie ein böser Dämon zusammenfassen läſst, das Urtheil der Menschen unterjocht und verdirbt. Daſs Ariost wahrhaft klassisch, Spinoza wahrhaft überzeugend, Napoleon ein wahrer Vater seines Reichs wäre, kann Niemand behaupten; gerade darum zieht sich der Urtheilende bescheiden zurück, und nennt sie groſs! Könnte er zu irgend einer bestimmten Entscheidung über sie gelangen, so würden sie ihm kleiner erscheinen. Diese Verkehrtheit, sich zu erniedrigen vor dem Unreinen, als ob seine verwirrende Kraft eine Auctorität wäre; anstatt es durch die schärfste Prüfung zu scheiden und zu läutern, und dann vest zu halten an dem Aechten und Wahren: ist die Grund-Wurzel, zwar nicht des eigentlichen Bösen, aber der Unlauterkeit und Gebrechlichkeit, von der Kant mit groſsem Rechte die Betrachtung des Bösen beginnt. Und wieviele sind der Menschen, die auf diese Unlauterkeit des Geschmacks in der politischen und literarischen Welt speculiren! Es mag wohl ein einträgliches Gewerbe seyn, im Trüben zu fischen! —

Schon die bloſse Bewegung eines Puncts im Raume, macht, daſs er an jeder Stelle, wo er war, vermiſst, und dort, wohin er ging, wiedergefunden wird; denn die Umgebung reproducirt in jedem Augenblicke sein Bild, so daſs man seinen ganzen Weg anzuschauen glaubt, obgleich er in jedem Momente nur an einer einzelnen Stelle gesehn wird. Das Vermissen und Wiederfinden ist Begierde und Befriedigung; deren unaufhörlicher Wechsel aber ist Unterhaltung. So spielen Kinder mit dem Balle und dem Kräusel; ja die junge Katze spielt mit dem hängenden Bande und mit der Kartoffel. — Man betrachte nun dies als ein Gleichniſs für jene Bewegung, worin der Dichter seine handelnden und leidenden Personen in ihrer gesellschaftlichen Umgebung erscheinen läſst: so wird das Ergötzliche bunter Erzählungen sogleich begreiflich seyn. Wer sich ihnen hingiebt, der wird fortgerissen; er geräth in einen angenehmen Taumel, ja in eine wahre Berauschung. Dabey kann von einem ästhetischen Urtheile gar nicht die Rede seyn, denn dies setzt, für alle Arten des Schönen und Guten, zu allererst eine bestimmte Auffassung vester Umrisse und Rhythmen, vollendetes Vorstellen gegebener Verhältnisse voraus. Damit es eintrete, muſs das Ganze, als ein Geschlossenes, überschaut seyn, und das Ergötzen, dieser schwebende, wandelbare Gemüthszustand, muſs aufgehört haben. Bleibt in dem Urtheile etwas von seinem Einflusse zurück: so ist der Geschmack eben sowohl bestochen, als nach den thränenreichen Rührspielen; und es kommt dabey nur auf den Unterschied an, wie leicht und willig sich das Individuum dem Ergötzen oder der Rührung hingiebt; die Verfälschung des Geschmacks, der nun kein objectives Urtheil mehr fällen kann, ist hier wie dort gleich groſs; und über einen so bestochenen Geschmack läſst sich nicht disputiren; es sey denn, daſs Jemand sich zu Auctoritäten herablasse.

Das ächte ästhetische Urtheil erfordert eine Stetigkeit des Blicks, eine gleich gehaltene Klarheit des Geistes, die den wenigsten Menschen so natürlich ist, daſs sie lange bestehn könnte ohne absichtliche, von den herrschenden, appercipirenden Vorstellungsmassen ausgehende Anstrengung. Ein ungeordneter Geist ist derselben kaum fähig; auch in dem wohlgeordneten verursacht sie auf die Länge eine Spannung, nach welcher Erhohlung eintreten muſs. Denn alle Aufregung irgend welcher Vorstellungsreihen gelangt nach einiger Zeit zu einem Maximum; sie bildet gleichsam eine Fluth, worauf Ebbe erfolgen muſs. Daſs die Fluth stets dauere, darf man nicht fordern; vielmehr muſs man sie nutzen, so lange sie da ist. Aber man soll auch nicht mit ihr die Ebbe verwechseln; oder gar diese ihr vorziehn.

Dahin aber neigt sich jene, schon von Fichten als das radicale Böse dargestellte, Trägheit der Menschen. Denn, abgesehen von den Lüsten und Bedürfnissen des Leibes, suchen sie meistens im Leben dasselbe, was ihnen eine unterhaltende Erzählung gewähren soll; sie wollen, daſs ihnen die Zeit angenehm verflieſse. Dies schwächt Gutes und Schönes; denn es stört die Beurtheilung; es hebt die ästhetische Kritik auf, womit fortdauernd der Mensch sich selbst im Innern beleuchten muſs, wenn er jene scharfe Richtigkeit seines Daseyns erlangen will, die man Moralität nennt.

Ist das ästhetische Urtheil schwach, und der Mensch übrigens stark: so wird er in der Regel böse. Hier ist nicht nöthig, vom Anwachsen herrschender Leidenschaften das zu wiederhohlen, was die Dichter (z. B. Shakespeare im Macbeth) so oft geschildert haben. Solche Phänomene zeigen nur ein unglückliches Misverhältniſs in den entwickelten psychologischen Kräften; und von ihnen kann man bestimmt behaupten, daſs es in der Gewalt der Erziehung gestanden hätte, ihnen zuvorzukommen. Sie sind übrigens unendlich mannigfaltig; denn jede Begierde kann Leidenschaft werden (§. 107.). Aber nicht alles Böse ist Schwäche. Es giebt auch ein positives Böse, das sich nicht, mit Kant, auf bloſse falsche Unterordnung der Maximen zurückführen läſst.

Vertraut mit meiner praktischen Philosophie (das muſs ich überall, jedoch besonders hier, voraussetzen,) wird der Leser sich schon selbst den Begriff des Bösen in alle die Theile zerlegt haben, die durch bloſse Gegenstellung gegen die zur Tugend gehörigen, in den praktischen Ideen gegründeten, Bestimmungen, entstehen können. Allein nicht alle diese Theile sind eben so psychologisch verschieden, wie sie in der ästhetischen Beurtheilung erscheinen. Denn *sehr Vieles ist seinem natürlichen Ursprunge* *nach längst vorhanden, bevor es durch weitere Entwickelung in das Gebiet der ästhetischen Betrachtung eintritt, und dort Bedeutung erlangt.* Ein Beyspiel im Groſsen mag dieses klärer sagen. Schon zu den Zeiten der Scipionen trug der Römische Stolz und Factionsgeist die Unruhen der Triumvirate, und die spätere Grausamkeit der Imperatoren, im Keime; aber wer wird darum, weil Eins sich aus dem Andern entwickelte, das Zeitalter der Punischen Kriege, das der Triumvirn, und jenes des Tiberius und Caligula, in einerley Verdammungsurtheil einschlieſsen? — Wer nun hier die nothwendige Sonderung des theoretischen und des ästhetischen Urtheils begreift: der halte sie vest, für alle Philosophie; sonst wird er in keiner Gegend derselben klar sehen können.

Betrachtet man den natürlichen Ursprung: so kann man den ältesten Anfang des Bösen am wenigsten da suchen, wo die praktische Philosophie ihre Darstellung der Ideen beginnt. Die innere Freyheit ist das letzte, was der moralische Mensch in sich bildet, und was der Böse verhöhnt und wegwirft. Hingegen die gesellschaftlichen Ideen sind das Erste, wogegen der Feind im Innern heranwächst.

Das Herz des Menschen öffnet sich Einigen, und verschlieſst sich Andern. Diese einfache Thatsache ist bekannt genug; man weiſs auch, daſs ganz zufällige Associationen darauf Einfluſs haben. In der Regel gewöhnt sich der Mensch an Diejenigen, mit denen er in seinen frühesten Jahren zusammenlebt; soll er von ihnen sich trennen, so fühlt er schmerzlich, daſs ein Riſs in seinem Innern geschieht, indem er sie nun entbehren muſs. Er vermiſst sie, er sehnt sich nach ihnen. Dies aus der Entstehung des Selbstbewuſstseyns, und aus den Untersuchungen über das Begehren (im §. 150.) zu erklären, kann Niemanden schwer fallen. Allein der Kreis deren, mit welchen das individuelle Ich so innig verschmilzt, daſs es in seinem gewohnten Thun und Hingeben sich auf sie bezieht, kann nicht groſs seyn; die Andern sind Fremde, und werden leicht Störer, auch ohne es zu wollen. Und selbst hievon abgesehen, ist ein widriger, zurückstoſsender Eindruck, den Einer vom Andern empfängt, nichts Seltenes; die Gegenwart eines Menschen läſst so Vieles hoffen, so viel mehreres fürchten, daſs man sich nicht wundern kann, wenn Einer sich durch die Nähe des Andern noch öfter beklemmt, als in seinem Daseyn begünstigt und erleichtert fühlt. Solche Gefühle aber hängen überdies sehr von dem habituellen Lebensgefühl des Individuums ab. Eine finstre Gemüthsart ist Sache des Temperaments; und wem eine natürliche innere Unbehaglichkeit beywohnt, der überträgt dieselbe bey der leichtesten Reizung auf Sachen und Personen, mit denen er gerade zu thun hat. So geschieht es schon in den frühesten Kinderjahren.

Also beklemmt, oder gehemmt im Laufe seines Thuns, geräth das Gemüth in Spannung. Daraus entsteht zweyerley zugleich, ein Druck nach Auſsen und nach Innen. Jener steigert sich leicht zum Haſs, und zur Gewaltthätigkeit; dieser zum Verhehlen, Verheimlichen, zu Betrug und Lüge. Hier haben wir alle Keime des gesellschaftlichen Bösen; Uebelwollen, Unrecht, Unbilligkeit, nebst der besondern Form der beyden letztern, die man Falschheit nennt; aus ihr aber, in Verbindung mit dem Uebelwollen, entsteht die Tücke.

Dieser Ursprung des Bösen ist rein psychologisch. Ein andrer, von etwas späterer Entwickelung, hat physiologische Anlässe. Mancherley, an sich unschuldige, Genieſsungen, sind von der Art, daſs der Leib nur ein bestimmtes Maaſs derselben erträgt; drüber hinaus folgt Abspannung, die auf den Geist sich überträgt; und dort zum Theil die Form der Ueberspannung annimmt, wie im Rausche; weil der, bekanntlich verwickelte, Proceſs der Apperception, worauf der innere Sinn, und der vollständigen Entwickelung der Vorstellungsreihen, worauf der Verstand beruht, nicht mehr in seiner Integrität vor sich gehn kann; daher nun die Gegengewichte fehlen, die sonst Ordnung im Innern zu halten pflegen. Gewöhnt sich der Mensch an die Unmäſsigkeit, so entsteht anhaltende Schwäche; nun ist der Boden der Tugend untergraben, denn ihr Fundament ist die Kraft.

Nun sollte, — drittens, — der Mensch sein rechtes Maaſs bemerken. Die ästhetischen Urtheile, in ihrer ganzen, vollständigen Reihe, wie sie sich aufs Wollen und Handeln beziehen, sollten hinzukommen. Sie sollten den starken Affect der Schaam erregen; und hiemit ganz neue Entschlieſsungen erzeugen. Der Mensch sollte Sich vermissen, und Sich wiederherstellen. Er sollte die Schwäche, das Uebelwollen, das Unrecht, die Unbilligkeit, und die Falschheit, von sich ausstoſsen. Dann würde er innerlich frey seyn. Ist nun in dem Proceſs des Urtheilens, der Schaam, der Bestrebung, nicht Energie genug, so bleibt der Mensch innerlich unfrey. Woher aber soll diese Energie kommen? Das ästhetische Urtheil ist nur Eine geistige Thätigkeit in der Mitte unzähliger andern. Soll es in diese andern eingreifen: so müssen sie nachgiebig dafür seyn. Aber eine finstre und eine begehrliche Gemüthsart sind beyde darin gleich, daſs sie sich gegen den Eindruck des Schönen verschlieſsen. Kein Wunder, daſs beyde auch dem moralisch Schönen oder Häſslichen keinen besondern Werth einräumen; vielmehr dem aufkeimenden Gefühl desselben sich innerlich widersetzen. Das ist die Verstocktheit, welche den bösen Thaten lange voran geht. Die erste Andeutung derselben sieht man bey Kindern in ihrer sehr ungleichen Empfänglichkeit für moralische Vorstellungen; und zwar gerade für die Darstellung der ganz reinen, uneigennützigen Sittlichkeit, wovon Kant viel mehr erwartete, als sie leistet; wenn nicht die innere Verstimmung zuvor gehoben war.

Daraus erzeugt sich gar leicht die eigentliche Bosheit. Der Mensch setzt sich hinweg über die Schaam; und gebietet dem Gewissen, zu schweigen.

Nichts kann natürlicher seyn bey heftigen Begierden, wenn nicht Hülfe von Auſsen kommt. In der Barbarey liegen alle Laster; aber nicht alle Menschen, die in einerley Gesellschaft leben, sind ganz und zugleich Barbaren. Es erheben sich Einige, zu tadeln, zu ermahnen, die Gottheit reden zu lassen *). Und hier nun ist der Kampf des Guten mit dem Bösen. Jedes steigert sich gegen das Andre. Jedes kann siegen. Aber nur das Gute hat den beharrlichen Willen, zu siegen, durch den ganzen Lauf der Jahrhunderte. Das Böse steckt zwar an, aber dabey finden selbst die Bösen nicht ihren Vortheil. Darum siegt mehr und mehr das Gute. So ist der natüuliche Lauf der Dinge.

Um ihn vollständiger aufzufassen, und um nicht den Fortgang des Guten für schneller und sicherer zu halten, als er ist, muſs man besonders auf zwey Umstände achten. Erstlich auf das Verschlechtern des Guten durch unvollkommene Auffassung und durch Misverstand. Alles Löbliche findet seine Nachahmer; aber auf die gute, ächte Waare folgt die wohlfeile, unächte. Was an seiner rechten Stelle stand, wird verschoben an die unrechte. Was für seine Zeit aus einem edlen Streben hervor ging, wird mit thörichtem Eifer vestgehalten, auch nachdem seine Beziehungen verloren gingen. Was die Natur zerstören wollte, weil sein Werth vorüber ist, das macht der Mensch zur Mumie. Dadurch gewinnt das Böse Gelegenheit, sich hinter mancherley Larven des Guten zu verstecken. — Die zweyte Bemerkung trifft die gesellschaftlichen Zustände. Man erinnere sich dessen, was oben, in der Einleitung, über die Statik und Mechanik des Staats gesagt worden. Daraus wird einleuchten, wie-

---

*) Und was thut in solchem Falle die Kirche? Sie häuft alle möglichen ästhetischen Eindrücke, durch Poësie, Beredsamkeit, Musik, Malerey, Architectur. Sie weiſs demnach, wo es fehlt; nur versieht sie es vielleicht durch Uebertreibung; sowohl im Aufdringen heftiger, als in der Mischung gar zu bunter Eindrücke.

viel Mühe die Gesellschaft hat, sich zu einer vesten Ordnung zu erheben. Und dies geschieht Anfangs nur in einzelnen Ortschaften. Darin gilt das Recht nebst der Aufrichtigkeit; nach auſsen bedienen sie sich des Unrechts als einer natürlichen Bewaffnung. Dies Unheil zeigt sich oft wiederkehrend auch noch im gebildeten Zustande; kleine Kreise sondern sich ab, verbergen sich, setzen List der äuſsern Gewalt entgegen, wenn man sie nicht bereden kann, sich der gröſsern Gesellschaft anzuschlieſsen.

Nach allem Vorstehenden beginnt und wächst das Böse in der Zeit. Ist es darum nur auf der Oberfläche der Sinnenwelt anzutreffen? Hat es keine versteckten Wurzeln, aus denen es, dem Scheine nach schon ausgerottet, dennoch wieder hervorsproſst? Läſst es keine Kränklichkeit nach, wenn die Heilung gelang? Braucht der Gesunde nicht die Möglichkeit zu fürchten und verhüten, daſs es ihn von Auſsen ergreife, oder von Innen zerrütte? — Kaum wird der Leser noch so fragen. Das Gewebe der Vorstellungsreihen bleibt in seinen Falten, wenn man es schon im Bewuſstseyn nicht wahrnimmt; und von den hemmenden Kräften, durch die man seiner falschen Spannung entgegenwirkt, wird selbst im besten Falle ein Theil gebunden, und seiner freyen Thätigkeit beraubt.

Um dies besser zu übersehen, darf man sich nur den wirklichen Menschen, im Gegensatze eines poëtischen Charakters, lebhafter vergegenwärtigen. Die Personen der Dichter nähern sich den geometrischen Figuren; ihre Consequenz ist ihr Verdienst, denn sie können nur dadurch deutliche Verhältnisse bilden, worin ihr Kunstwerth bestehn muſs. Daher begabt der Dichter sein Geschöpf mit einer oder zwey herrschenden Vorstellungsmassen, woraus sich alles Wollen und Handeln desselben entwickeln muſs, ohne daſs in diesen Vorstellungsmassen eine bedeutende Veränderung zugelassen werden dürfte. Hingegen in dem wirklichen Menschen ist die Mannigfaltigkeit und die Wandelbarkeit gröſser. Schon für die Moralität giebt es nicht bloſs eine einzige, gleichmäſsig in sich zusammenhängende Vorstellungsmasse; und dies aus dem sehr natürlichen Grunde, weil es nicht bloſs eine, sondern fünf praktische Grundideen giebt. Daher groſse Verschiedenheiten unter Mehrern, und Ungleichheiten im Individuo, in Hinsicht auf Recht, Billigkeit, Güte, Kraft, Selbstbeherrschung. Aber auch andere ästhetische Urtheile, und überdies die verschiedenen Lebensverhältnisse bilden ihre besondern Vorstellungsmassen. Der Mensch, wie er arbeitet, und der nämliche, wie er spielt und sich erhohlt, ist sich oftmals kaum ähnlich. Sonderbare Liebhabereyen, Affecte, körperliche Aufregungen, traumähnliche Zustände, haben oft jedes seine eigne Vorstellungsmasse, die, wenn sie den Hauptplan des Lebens unzeitig durchkreuzt, als ein innerer Feind erscheint; wohl gar als ein böser Geist. Jede dieser Vorstellungsmassen nun hat ihren eignen moralischen Werth, sey er positiv oder negativ. Die Summe, oder vielmehr das psychologische Resultat dieser Werthe ist der Total-Werth des Menschen; aber niemals erscheint diese Summe auf einmal im Bewuſstseyn, sondern abwechselnd steigen und sinken die Vorstellungsmassen; und bilden eine bunte, innere Erscheinung, derentwegen der Mensch sich bald für besser, bald für schlechter hält, als er ist. So scheidet sich die Erscheinung von jener Mittelwelt, die wir nicht mehr zu beschreiben brauchen; denn die ganze speculative Psychologie ist ihre Beschreibung. Den Uebergang zum nächstfolgenden Abschnitte aber macht die Bemerkung, daſs die Mittelwelt, das heiſst, die bleibenden innern Zustände der einfachen Wesen, überall unerkannt der lebenden Natur zum Grunde liegt, wie sich nun bald deutlicher zeigen wird.

Anmerkung.

Man erwartet vielleicht, daſs ich hier am Ende noch etwas über die Freyheit sage. Das soll geschehen; allein nur in so weit, als es dem Leser, der bisher aufmerksam folgte, noch willkommen seyn kann. Eine weitläuftige Widerlegung des bekannten Irrthums wäre hier sicher nicht am rechten Orte; es ist unmöglich, daſs Jemand, der das Vorhergehende gefaſst hat, sich dadurch länger täuschen lasse. Aber in Kants Behandlung des Gegenstandes liegt einiges Belehrende; dies wollen wir herausheben.

Zuerst und vor allen Dingen unterscheidet sich Kant von denen, die auch nur einen Schritt von ihm abweichen, sogleich dadurch, daſs ihm die Freyheit lediglich ein Glaubens-Artikel ist. „Man muſs wohl bemerken, sagt er, (Kritik d. r. V. am Schlusse der Auflösung der dritten kosmologischen Idee,) daſs wir nicht die Wirklichkeit der Freyheit, — ja gar nicht einmal die Möglichkeit derselben haben darthun wollen.“ Ein himmelweiter Unterschied von denen, deren unvorsichtige Philosophie sich sogar des freyen Willens unmittelbar bewuſst ist; ein Beweis gänzlicher Unwissenheit in diesem Puncte.

Kant war überzeugt, daſs die Freyheit sogleich verlornes Spiel haben würde, wenn sie in der Natur die geringste Störung anrichtete. Er wuſste, daſs kein tüchtiger Naturforscher sich je um sie bekümmern werde; so wenig als die Astronomie sich um die Exegese kümmert. Aber unglücklicher Weise hatte Kant keinen Begriff von speculativer Psychologie; und, was noch schlimmer war, er irrte sich in Ansehung der Grundform der praktischen Philosophie.

Es war hergebrachte Weise der Schulen und Kirchen, die Moral und das Naturrecht in Form von Geboten, Vorschriften, Befehlen abzuhandeln, als ob entweder der Staat oder die Gottheit mit dem Menschen rede. Kant führte nun zwar des Menschen eigene Vernunft redend ein; aber er lieſs sie in der alten gewohnten Weise fortreden; und kategorisch gebieten.

Wer so anfängt, der muſs endigen mit der Freyheit, wie sehr auch die Natur bey ihm in Ehren und im Ansehen

sehen stehn möge. Denn das Factum des Gebietens ist alsdann das Factum des absoluten Anfangens.

Was mag denn wohl die reine Vernunft zu gebieten haben? Weiſs sie denn schon etwas von dem, was in der Welt kann ausgeführt oder auch nur versucht werden? Wem gebietet sie denn, ehe sie wenigstens das innere Phänomen des Begehrens und Wollens, (welches übrigens sich allemal auf gegebene Gegenstände bezieht,) aus der Erfahrung kennen gelernt hat?

„Sie sucht das Ich durchzusetzen, wider alles Nicht-Ich,“ antwortete Fichte, der wohl bemerkte, daſs sich Kants kategorischer Imperativ beziehe auf Maximen, welche Maximen sich beziehn auf ein vorausgesetztes Wollen, welches Wollen wiederum nicht denkbar wäre ohne die schon als bekannt vorausgesetzten sinnlichen Gegenstände; so daſs die reine Vernunft, ohne alle diese empirischen Voraussetzungen, zum bloſsen Gedankendinge herabsinken, und das Factum des absolut-anfangenden, d. h. freyen Gebietens, damit verschwinden würde.

Darum zog Fichte die ganze Natur in die Sittenlehre hinein; und er muſste so verfahren, wenn Kants Anfänge sollten beybehalten werden. Wer das nicht einsieht, der kennt die neuere Geschichte der Philosophie bloſs historisch, und klebt am Buchstaben Kants.

Die Natur war nun, wider die Meinung Kants, der Freyheit geopfert; und die Welt nach idealistischer Weise auf den Kopf gestellt. — Daſs es so nicht bleiben konnte, verstand sich von selbst. Man hätte nicht nöthig gehabt, den Spinoza herbeyzuhohlen; und man lernte von ihm nicht einmal das, was er lehren konnte; nämlich: daſs, wer mit der Natur anfängt, der auch mit der Natur endigen muſs; daſs man folglich die Sittenlehre, damit sie nicht auf jene Freyheit, jenes absolut anfangende Gebieten, hinführe, auch nicht als ursprüngliche Pflichtenlehre behandeln muſs; daſs man vielmehr der Wahrheit um einen guten Schritt näher kommt, wenn man sie, nach Art der Alten, entweder als Tugendlehre oder als Glückseligkeitslehre auffaſst. Dies konnte Spinoza bey allen seinen Fehlern wirklich lehren; denn obgleich nach ihm der Mensch sich seinen eigenen, vom Universum unabhängigen Willen nur einbildet, und obgleich dem eingebildeten Willen auch nur eingebildete Handlungen entsprechen, so beurtheilt doch Spinoza selbst dies eingebildete Wollen und Thun; zum sichern Beweise, daſs die Stimme des Lobes und Tadels selbst da nicht schweigt, wo man die Hoffnung, sich nach ihr zu richten, so daſs durch sie und um ihrentwillen in die Natur der Dinge irgend eine Bestimmung hineinkomme, — gänzlich aufgegeben hat.

Dieser Stimme des Lobes und Tadels, welche vorhanden ist und vernommen wird ohne alle Frage, wieviel dadurch könne ausgerichtet werden, — von welcher unmittelbar die Tugendlehre aller Zeiten ausgegangen ist, mittelbar aber die Pflichtenlehre und die veredelte Glückseligkeitslehre, — habe ich einen neuen Namen gegeben, und sie ästhetisches Urtheil genannt. Warum? Weil diese Stimme bisher immer durch allerley verstärkende Sprachröhre war vernommen worden, und man sie endlich einmal aus dem bloſsen Munde, zwar schwächer aber deutlicher, hören muſste. Dazu war der Satz nöthig: daſs jede einzelne praktische Idee auf ursprünglicher Beurtheilung eines Verhältnisses beruhe, und daſs es soviele, und nicht mehr noch weniger Principien der praktischen Philosophie gebe, als wieviele Verhältnisse möglich seyen, worin sich ein Wollen dergestalt befinden könne, daſs es Gegenstand eines ursprünglichen Lobes oder Tadels werde. Nun war die Hauptarbeit, diese Verhältnisse vollständig aufzufinden, und jedes einzelne in seiner einfachsten Gestalt genau zu bestimmen; diese Arbeit aber glich vollkommen der, welche zur Begründung irgend eines beliebigen Theils der Aesthetik hätte dienen müssen.

Ueber zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich dieses öffentlich zu lehren anfing. Zeit genug in der That, damit man sich hätte besinnen können, daſs wirklich die menschlichen Angelegenheiten, so fern sie überhaupt durch Ueberlegung in Ordnung gehalten werden, von zweyerley Beurtheilungen, der theoretischen und der ästhetischen, abhängen, die unter einander nicht streiten, weil sie sich ursprünglich fremdartig sind, von dem Menschen aber fortwährend, so gut es gehn will, oder so gut er es versteht, mit einander verknüpft werden. Aber wie man sich einbildet, die Staaten könnten garantirt werden durch Verfassungen, obgleich die Verfassungen nichts anders sind als das, was die Sitte aus ihnen macht: so sucht man auch bis auf den heutigen Tag die Freyheit mit der Nothwendigkeit zu vereinigen, hoffend, es werde irgend einmal durch schöne und kluge Worte gelingen, den wohlbekannten Widerspruch zwischen beyden dahin zu bringen, daſs er aufhöre, ein Widerspruch zu seyn.

> *— exspectant, dum defluat amnis: at ille*
> *Labitur et labetur in omne volubilis aevum.*

Und warum warten sie? Wegen eines Gespenstes von Zurechnung. Hätten sie jemals überlegt, was Zurechnung sey? so würden sie gefunden haben, daſs gerade die transscendentale Freyheit unfähig ist, das Subject derselben darzubieten. Denn Handlungen werden zugerechnet, wenn man einen Willen betrachtet, als durch sie charakterisirt. Die transscendentale Freyheit kann aber gar nichts annehmen, das man Charakter nennen dürfte. Sie ist, was sie auch thue, allemal der zureichende Grund der gleich möglichen, gerade entgegengesetzten Handlung. Ist ein Wille charakterisirt: so ist durch ihn nur Einerley, und nicht zugleich das Gegentheil möglich; darin besteht sein positiver oder negativer Werth. Der nicht-charakterisirte hat gar keinen Werth; denn er hat für jede Gelegenheit des Handelns zwey entgegengesetzte Möglichkeiten, welche durch ein Thun ohne bestimmenden Grund, nicht aufgehoben werden. Die Freyheit kann nicht durch ihre eigne That aufhören, frey zu seyn, wodurch sie sich selbst zerstören würde. In jenen Möglichkeiten liegen nun zwey entgegengesetzte, gleiche Werthe, und jedes Paar ist für sich gleich Null.

So weit ist Alles leicht, und sollte von jedem Anfänger gefaſst und behalten werden. Weit schwerer wird die Sache, wenn man sie psychologisch entwickeln will. Denn alsdann findet sich nicht Ein Wille, sondern ein vielfältiges, gleichzeitiges, mehr oder minder bestimmtes, zum Theil widerstreitendes Wollen in den verschiedenen zusammenwirkenden Vorstellungsmassen. Hier ist ein unabsehliches Feld von möglichen Ereignissen; die Zurechnung wird schwierig, weil sie nicht einfach ist, sondern aus verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Gröſsen einen Gesammtwerth bestimmen muſs; der sich aus den Handlungen und Aussagen eines Menschen nur mit Wahrscheinlichkeit errathen läſst, indem dieselben theils auf das Vorbedachte, theils auf augenblickliche Reizung, theils auf Gewohnheit, theils auf dreiste Wagestücke, theils auf dringende Bedürfnisse hinweiset. Schlechte Gehülfen in solcher Verwickelung würden diejenigen Naturforscher seyn, die mit einer Gefälligkeit, welche Kant weder erwartete noch wünschte, als Kämpfer und Retter für die Freyheit mitten in der Naturlehre auftreten!

Dritter Abschnitt.

Von den äuſseren Verhältnissen des Geistes.

Erstes Capitel.

Von der Verbindung zwischen Leib und Seele.

§. 153.

Es ist ausführlich nachgewiesen worden, daſs die Betrachtung unseres eigenen Selbst uns unvermeidlich in Widersprüche verwickelt, wofern wir uns unmittelbar durch den Begriff des Ich auffassen wollen, — gleich als ob die Ichheit die Basis unseres ganzen Wesens wäre. Diese Ichheit muſs an etwas angelehnt werden. Und der Träger, welcher dem Angelehnten zum Stützpuncte dienen soll, heiſst hier, wie überall, Substanz. Aber er heiſst hier insbesondre Seele; weil nach allgemein metaphysischen Principien zuvörderst eine Substanz keiner andern Modificationen fähig ist, als der Selbsterhaltungen gegen Störungen durch andre Wesen, (wodurch sogleich die pantheistische Ansicht ausgeschlossen ist); und weil im gegenwärtigen Falle diese Selbsterhaltungen Vorstellungen seyn müssen, in solcher Beschaffenheit und Verbindung, daſs daraus das Selbstbewuſstseyn oder die Ichheit hervorgehe.

Wie werden wir nun mit dieser Seele den Leib in Verbindung setzen? Kann er nicht vielleicht eine bloſse

Erscheinung, ein System von Vorstellungen in der Seele seyn, ohne ein wahrhaft Reales auſser der letzteren? Der sichtbare und fühlbare, der anatomisch und physiologisch untersuchte Leib ist ohne allen Zweifel zunächst nur ein System von Vorstellungen, denn er ist durchaus ein Vorgestelltes. Allein die Erklärung dieses Systems von Vorstellungen findet keinen Ruhepunct, wenn sie nicht ein entsprechendes System realer Wesen auſser der Seele, welche unabhängig von derselben existiren und nur in eine zufällige Verbindung mit ihr gerathen sind, zum Grunde legt. Die allgemeine Metaphysik wird realistisch erst durch die Widerlegung des Idealismus.

Unser Leib erscheint als Materie im Raume. In so fern muſs er nun weiter den allgemeinsten Principien der Naturphilosophie subsumirt werden. Ich habe in der schon oft angeführten Abhandlung *de attractione elementorum* die Construction der Materie gegeben; und man wird darin die Beweise der nachstehenden Sätze zu suchen haben.

Jeder Körper ist anzusehn als ein Aggregat einfacher Wesen, deren Summe gröſser ist, als das Quantum des Auſsereinander in dem davon erfüllten Raume; die aber gleichwohl diesen Raum nicht nach dem, fälschlich hieher gezogenen, Begriffe des geometrischen Continuum sondern mit einem für jede Art von Körpern besonders bestimmten Grade von gegenseitiger Durchdringung ausfüllen. Die Undurchdringlichkeit der Materie ist ganz und gar ein Wahn, dessen Ursprung darin liegt, daſs die Durchdringung in denjenigen, allerdings häufigen, Fällen, unmöglich wird, wo sie neue Attractionsverhältnisse zur Folge haben müſste, denen andre schon gebildete, und durch eine stärkere Nothwendigkeit aufrecht gehaltene, im Wege stehn. Die Cohäsion und Dichtigkeit jeder Materie hängt ab von einem Gleichgewichte zwischen Attraction und Repulsion, welches beydes nicht von gewissen räumlichen Kräften der einfachen Wesen, sondern von der formalen Nothwendigkeit herrührt, daſs der äuſsere Zustand, d. i. die räumliche Lage, dem innern Zustande, d. h. den Selbsterhaltungen der Wesen, völlig entspreche. Die Entwickelung dieser Sätze erfordert zum Theil unmögliche Begriffe, welche aber im Laufe des Räsonnements eben so ihre bestimmte Stelle und ihren gesetzmäſsigen Gebrauch haben, wie die unmöglichen Gröſsen in manchen mathematischen Beweisen.

Unmittelbar folgt aus dem Gesagten, daſs kein einziges Theilchen der Materie darf angesehen werden als bloſs räumlich bestimmt, sondern daſs in jedem gewisse völlig unräumliche, und bloſs innere Zustände, nämlich Selbsterhaltungen vorkommen, von welchen selbst die räumliche Constitution eines Körpers ganz und gar abhängt. Vollends aber diejenigen einfachen Wesen, die zu Bestandtheilen eines organischen Körpers dienen, tragen in sich ganze Systeme von Selbsterhaltungen, ähnlich den Systemen der Vorstellungen in einem gebildeten Geiste. Was für Systeme das seyen, dies richtet sich nach der Art und dem Grade der Assimilation, die sie in dem organischen Körper, dessen Bestandtheile sie ausmachen, schon erlangt haben.

Die organische, oder vegetative Lebenskraft, — wohl zu unterscheiden von der Seele, ist demnach keine reale Einheit, sondern ein allgemeiner und noch sehr unbestimmter Begriff, welcher hindeutet auf die gesammte innere Bildung, das heiſst, auf die gesammten Systeme von Selbsterhaltungen in allen Bestandtheilen des Leibes. Sollte man sagen, was die Lebenskraft eigentlich sey? so müſste man alle diese Elemente des Leibes einzeln durchgehn, und beschreiben, theils, welche Bildung in ihnen sey, welcher äuſsere Zustand, welche räumliche Lage und Bewegung aus ihrer Bildung, und aus derjenigen der zunächst liegenden Elemente zusammengenommen erfolge.

Die Reizbarkeit ist nur in ihren Aeuſserungen etwas räumliches. Sie hat ebenfalls ihren Sitz in der innern Bildung, und kennten wir die letztere, so würden wir daraus jene auf ähnliche Weise bestimmen, wie aus der Statik und Mechanik des Geistes sich die Reizbarkeit des Geistes für neu hinzukommende Vorstellungen muſs finden lassen; nur mit dem Zusatze, daſs, nachdem auf solchem Wege die innern Zustände entdeckt wären, hieraus nun noch die entsprechenden äuſseren Zustände abgeleitet, und erst dadurch die Erscheinungen der Reizbarkeit erklärt würden.

Daſs die Lebenskraft und Reizbarkeit eines organischen Individuums keine strenge Einheit sey, sieht man schon aus den Versuchen an abgelöseten Theilen lebender Körper; und daſs die innere Bildung der Elemente selbst nach ihrer völligen Trennung noch bestehe, zeigt sich in der vorzüglichen Fähigkeit, assimilirt zu werden, wodurch die organischen Stoffe zur gedeihlichen Nahrung für andre, noch lebende Organismen dienen. Die Existenz der höheren Thiere und Pflanzen beruht bekanntlich ganz wesentlich darauf, daſs durch niedere Organismen jenen die Nahrung bereitet werde.

Ueber alle reale Lebenskraft in den Elementen geht hinaus die bloſs ideale, künstlerische Einheit der lebenden Wesen; ihre Schönheit und Zweckmäſsigkeit. Diese existirt nur für den Beschauer; sie weiset aber denselben hinauf zu dem höchsten der Künstler, der durch die erhabenste Weisheit die Bildungsfähigkeit der Elemente benutzend, ihr zuerst und allein einen Werth ertheilte. Ohne religiöse Betrachtungen kann die Naturforschung zwar wohl angefangen, aber nicht vollendet werden; und die letztere wird zu allen Zeiten die Stütze der Religion seyn und bleiben, während alles, was auf schwärmerischen innern Anschauungen beruht, sich sammt diesen Schwärmereyen selbst zum Spielwerk für die wandelbaren Meinungen hergeben wird.

§. 154.

Zu dem Systeme von den Störungen und Selbsterhaltungen finden die Bedenklichkeiten nicht Statt, um derentwillen Leibnitz den physischen Einfluſs leugnend, seine prästabilirte Harmonie an die Stelle setzte. Das wahre Causalverhältniſs bedarf keiner Fenster in den Monaden, durch die eine fremde Kraft, ihrer eignen Substanz entlaufend, hineinsteige; denn die Selbsterhaltungen nehmen nichts fremdartiges in sich auf, sie sind gänzlich bestimmt durch das sich selbst erhaltende Wesen, wenn schon über die Frage, welche unter unzählig vielen möglichen Selbsterhaltungen jedesmal sich ereignen solle, entschieden wird durch die störenden Wesen. Daher ist nun auch das wahre Causalverhältniſs zwischen Seele und Leib im geringsten nicht schwieriger als das zwischen irgend welchen anderen Wesen.

Die weniger tief forschenden, welche an den Causalitäten der Physik und Chemie gar nichts Anstöſsiges finden, und ohne alle Metaphysik am besten darüber wegzukommen meinen, — diese pflegen die Verbindung zwischen Leib und Seele besonders deshalb anzustaunen, weil hier die Ursache und das Bewirkte so äuſserst heterogen seyen. Wie ein Körper den andern bewege, wie ein paar Stoffe chemisch verwandt seyen, das meinen sie, lasse sich, wenn auch nicht gerade begreifen, doch recht füglich auf das Zeugniſs der Erfahrung hin annehmen; wenn aber aus dem Bilde auf der Netzhaut eine Gesichtsvorstellung in der Seele wird, oder wenn aus dem Wollen eine Contraction der Muskeln entsteht, — dann ergreift selbst die zum Nachdenken trägeren Köpfe eine Art von heilsamen Schauder; der freylich bald wieder durch die heillosen Maximen von Resignation auf ein wahres Wissen, diese Sünden wider den heiligen Geist im Gebiete der Speculation, sich stillen und unterdrükken läſst.

Wir wollen zuerst von dem Falle reden, da das Wollen der Seele Bewegungen im Körper hervorbringt, jedoch hier bloſs noch in physiologischer Hinsicht, und ganz im Allgemeinen, denn vom Psychologischen in diesem Puncte können wir erst weiterhin sprechen. Es ist nun in dem angenommenen Falle deutlich und unzweifelhaft, daſs Ursache und Bewirktes heterogen sind, denn das Wollen ist ein innerer Zustand der Seele, die Zukkung der Muskeln eine Raumbestimmung für deren Bestandtheile. Allerdings muſs dazwischen etwas in der Mitte stehn. Denn erstlich ist das Wollen ein gewisser (oben beschriebener) Zustand der Vorstellungen, diese aber sind Selbsterhaltungen der Seele, welche beym Wollen in einen minder gehemmten Zustand zurückkehren. Ferner den Selbsterhaltungen in einem Wesen entsprechen nur Selbsterhaltungen in einem andern; also den innern Zuständen des einen gehören innere Zustände des andern zu, wenn beyde Wesen, entweder vollkommen oder unvollkommen, zusammen sind. Dieses aber ergiebt sich unmittelbar aus der Grundlehre von den Störungen und Selbsterhaltungen, indem die Störung zwischen je zweyen Wesen allemal gegenseitig ist, und sich ihr nothwendig ein Paar zusammengehörige Selbsterhaltungen entgegenstellen müssen, welche letzteren jedoch unter einander gar keine Aehnlichkeit zu haben brauchen, auſser der einzigen, daſs sie lediglich innere Zustände, jede in dem sich selbst erhaltenden Wesen, seyn müssen. — Jetzt werfen wir einen Blick auf dasjenige, was, der Erfahrung gemäſs, zwischen dem Wollen und dem Zucken der Muskeln in der Mitte steht. Dies sind bekanntlich die Nerven; welche man ehemals mit einem flüchtigen Safte, heutiges Tages mit einem polarisirenden Fluidum zu begaben pflegt, dem die Nerven zu Conductoren dienen sollen; obgleich man weder weiſs, was polarisirende Naturkräfte sind, noch wie denn diese durch das Wollen in Bewegung gerathen mögen. Wir aber wissen wenigstens soviel, daſs die Seele mit einem Ende der Nerven zusammen ist, als welches die allgemeine Bedingung aller Causalität ausmacht; ferner daſs der Nerv, der sich als ein cohärenter Faden darstellt, eine Kette einfacher Wesen seyn muſs, die sich in einem unvollkommnen Zusammen befinden; endlich, daſs in einer solchen Kette allemal zu erwarten ist, die geringste Veränderung in dem innern Zustande eines Wesens werde auf die Störungen und folglich auf die Selbsterhaltungen aller Wesen in der Kette einen Einfluſs haben. Dieser Einfluſs also kann sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen (nur nicht durch den leeren Raum,) ohne im geringsten selbst von räumlicher Art zu seyn. Er braucht sich daher auch gar nicht als Bewegung, weder der Nerven selbst, noch irgend eines Etwas in den Nerven, zu verrathen; die Nerven können, ohne sich im mindesten zu rühren, aufs höchste afficirt seyn. Scheint hierin etwas wunderbares zu liegen, so kommt es daher, weil man sich nicht deutlich gemacht hat, wie das Einfache, an sich Unräumliche, überhaupt in räumliche Verhältnisse gerathe, ja sogar den Raum erfülle; welches in der allgemeinen Metaphysik zu erörtern ist. — Nun soll am Ende, da wo der Nerv in den Muskel übergeht, eine Bewegung des Muskels mit einer beträchtlichen mechanischen Kraft entstehn. Hierin liegt viel Unbekanntes, aber nichts Seltsames, nichts Unbegreifliches. In dem Nerven sind Störungen und Selbsterhaltungen jedes Elements; dergleichen muſs es zuvörderst in den sämmtlichen einfachen Wesen, aus denen der Muskel zusammengesetzt ist, ebenfalls geben; und da mit dem Muskel der Nerv zusammenhängt, so müssen sich die Zustände der Selbsterhaltungen in dem einen nach denen in dem andern richten. Jetzt sagt die Erfahrung, daſs aus den veränderten innern Zuständen des Muskels auch veränderte äuſsere, nämlich eine Annäherung der Theile desselben, entstehn. Damit sagt sie Nichts unerhörtes, Nichts, was nicht schon in den ersten Anfangsgründen der Chemie vorkäme. Die Attraction der Elemente bey einer chemischen Auflösung geschieht mit einer ungeheuern Gewalt, nach dem Maaſse der mechanischen Kräfte; nichts desto weniger erfolgt sie ohne alle reale räumliche Kraft, und ist, auf eine völlig begreifliche Weise, bloſs die nothwendige Folge der innern Zustände des

Auflösungsmittels und des auflösbaren Körpers. Was Wunder also, wenn ein Muskel zuckt, weil die innern Zustände seiner Theile geändert sind durch die innern Zustände in dem Nerven, und diese durch einen innern Zustand der Seele?

Der zweyte Fall ist gewiſsermaaſsen noch einfacher als der eben beleuchtete. Vom Lichte wird der Sehenerv, von Salzen der Geschmacksnerv, u. s. w. in neue innere Zustände versetzt. Der Bewegungen bedürfen wir hier gar nicht, denn die vorgeblichen Schwingungen der Nerven können nicht nachgewiesen werden, und sind bey der geringen Anspannung der Nervenfäden, und wegen ihrer weichen Umgebungen, eben so unwahrscheinlich, als der Nervensaft es nur immer seyn kann. Und was folgt denn aus diesen Affectionen der Sinnesnerven? Das allernatürlichste von der Welt; ein innerer Zustand der Seele, eine Vorstellung. Hier ist gar nichts Heterogenes in der Ursache und dem Bewirkten, denn hier mischt der Raum sich weiter nicht ein, als in so fern die räumliche Ausdehnung des Nervenfadens in Betracht kommt, wovon schon vorhin die Rede war.

Nachdem solchergestalt die Verbindung zwischen Leib und Seele im Allgemeinen erklärt ist: muſs die Frage vom Sitze der Seele berührt werden, über die man sich neuerlich weit hinaus geschwungen hat, jedoch nur auf den Fittichen groſser Irrthümer. Es hat zwar seine Richtigkeit, daſs der Seele selbst, als einem einfachen Wesen, gar keine räumliche Prädicate können beygelegt werden. Aber dasselbe gilt in demselben Grade von allen den einfachen Wesen, welche den Leib, ja welche jeden beliebigen Klumpen Materie constituiren. Der Klumpen als solcher ist nur in so fern real, wiefern er eine bestimmte Menge und Zusammenordnung von Wesen enthält, die im Causalverhältnisse zu einander stehn. Daher man denn auch noch nie einen Klumpen wird gesehn haben, der bloſs realisirter Raum wäre, ohne andre Kraftäuſserungen, mindestens von Cohäsion oder Repulsion der Theile. — Gerade nun auf die nämliche Weise, wie die, völlig unausgedehnten, völlig unräumlichen Wesen, für welche, wenn man jedes einzeln betrachtet, nicht einmal die Frage: Wo es sey? einen Sinn hat, — gerade wie diese Wesen, aus denen die Materie besteht, zusammengenommen räumliche Ganze, Körper, bilden: nicht anders gebührt auch der Seele, diesem ebenfalls dem Raume völlig fremdartigen Wesen, dennoch, so fern sie mit dem Leibe in einem vesten Causalverhältnisse steht, eine bestimmte Stelle, mindestens eine bestimmte Gegend in dem Leibe, wo sie sich befinde; und dieses Wo ist für die Seele genau in dem nämlichen Sinne zu nehmen, wie für jedes Element der Materie.

Obgleich nun der Raum, den ein einfaches Wesen einnimmt, nur ein mathematischer Punct seyn kann, so dürfte dennoch die Frage nach dem Sitze der Seele in so fern vergeblich ausfallen, als man den Punct im Gehirn würde bestimmen wollen, wo die Seele ihre bleibende Stelle hätte. Denn das Causalverhältniſs zwischen Leib und Seele kann entweder ganz, oder doch gröſstentheils unverändert bleiben, wenn schon der Seele eine (ihr freylich gänzlich unbewuſste) Beweglichkeit zugeschrieben wird; indem ihr innerer Zustand nicht von denjenigen Elementen allein abhängt, von welchen sie in jedem Augenblicke zunächst umgeben ist, sondern auf eine sich gleichbleibende Weise von dem ganzen System, dessen einfache Bestandtheile einander ihre innern Zustände gegenseitig bestimmen. Wahrscheinlich hat die Seele keine bleibende Stelle; sonst würde den Physiologen ein ausgezeichneter Mittelpunct im Gehirn aufgefallen seyn, wohin alles zusammenlaufe. Aber die ganze mittlere Gegend, in welcher längst das *sensorium commune* gesucht worden, kann der Seele ihren Aufenthalt darbieten. Mag also dieselbe sich auf, oder vielmehr in der Brücke des Varols hin und her bewegen; nur daſs man zu dieser Bewegung nicht etwan einen Kanal suche, denn es ist keiner nöthig; so wenig als das Licht der Poren des durchsichtigen Körpers bedarf, den es im eigentlichsten Verstande überall und in jeder Richtung durchdringt. Uebrigens versteht sich von selbst, daſs, wenn die Seele sich bewegt, dieses nicht geschieht, weil sie will, (denn sie weiſs nichts davon,) sondern daſs wiederum wie vorhin, ihre inneren Zustände, verbunden mit denen des Gehirns, erst die Ursache, dann die Folge ihres veränderten Orts seyn müssen, wegen der überall vorhandenen Nothwendigkeit, daſs der äuſsere und der innere Zustand gehörig übereinstimmen.

Ich führe noch an, daſs die Hypothese von der Beweglichkeit der Seele, also von der Veränderlichkeit des Mittelpuncts aller Sensationen, vielleicht die kürzeste Erklärung für einige seltene Phänomene, wie für den thierischen Magnetismus, für das Nachtwandeln, u. s. w. darbieten würde. Denn diese Mitteldinge zwischen Krankheit und erhöheter Gesundheit erlauben schwerlich, eine bedeutende Veränderung in der Maschine des Menschen anzunehmen, wodurch dieselbe auch für jeden künftigen regelmäſsigen Gebrauch zu sehr verdorben würde; eher mögen jene Erscheinungen eine abgeänderte, jedoch schnell auf den vorigen Zustand zurückkommende, Beziehung zwischen der Seele und Leibe andeuten.

Endlich, daſs die Seele einen Ort in dem Leibe einnehmen muſs, ist gewiſs; man hat also nur die Wahl zwischen einem vesten Sitze oder einem veränderlichen Aufenthalte. Beydes sind Hypothesen; die erste aber hat nichts für sich, wenn nicht etwa den falschen Gedanken der Schwierigkeit, daſs die Seele herdurchwandere durch die körperlichen Gewebe; die zweyte ist wenigstens viel brauchbarer, indem sie den physiologischen Erklärungen ein weiteres Feld öffnet, worin sie sich versuchen können.

§. 155.

Zwar schon oben im §. 129. ist über die psychologische Möglichkeit, daſs die Seele im Handeln sich des

Leibes absichtlich als eines Werkzeuges bediene, eine kurze Andeutung gegeben; allein es scheint passend, am gegenwärtigen Orte diesen wichtigen Gegenstand etwas ausführlicher, zugleich von der psychologischen und von der physiologischen Seite, zu beleuchten. Man wird nämlich nicht glauben, daſs die allgemeinen Erörterungen über die Verbindung der Seele mit dem Leibe schon über das Absichtliche des Handelns Auskunft gegeben hätten. Wir waren vorhin (im §. 153.) bloſs mit dem Causalverhältnisse zwischen den heterogenen Gliedern, dem Wollen und der Bewegung, beschäfftigt; allein die gegebene Erklärung vermittelt bloſs den Zusammenhang zwischen inneren Zuständen der Seele und äuſseren des Körpers. Sie läſst unbestimmt, was für innere Zustände der Seele diejenigen seyn mögen, auf welche der Leib sich bewegt. Sie paſst eben so gut auf das Entstehen der unwillkührlichen Röthe auf den Wangen bey dem Gefühle der Schaam, als auf die Beugungen der Finger beym Ergreifen eines äuſseren Gegenstandes.

Zuerst nun bietet sich über die absichtlichen Bewegungen die Bemerkung dar, daſs bey denselben die Seele keinesweges dasjenige unmittelbar bewirkt, was sie eigentlich will. Denn die Beugungen der Glieder hängen zunächst ab von der Spannung gewisser Muskeln, diese von dem Gebrauch gewisser Nerven — aber die Seele weiſs nichts von Muskeln und von Nerven; sie ist beschäfftigt mit dem äuſsern Erfolge, den sie beabsichtigt. Umgekehrt vollbringt dagegen die Seele wirklich das, was sie nicht kennt, nicht denkt, nicht ahndet; sie setzt den ihr unbekannten Mechanismus richtig in Bewegung; sie faſst ihn an dem Ende an, wo er angefaſst seyn will, um seine Dienste leisten zu können. Und eine solche unbewuſste Wirksamkeit übt sie aus im genauesten Zusammenhange mit der des bewuſsten Wollens oder Begehrens.

Für sich allein betrachtet liegt nun darin, daſs zwischen dem Wollen, und dem daraus erfolgenden Zustande der Nerven gar keine Aehnlichkeit ist, auch nicht die mindeste Schwierigkeit. Es ist schon oben bemerkt, daſs zwischen einem Paare zusammengehöriger Selbsterhaltungen zweyer Wesen, die einander stören, nichts Gleichartiges auch nur darf vermuthet werden. Gerade umgekehrt also kann nur die Uebereinstimmung zwischen dem Wollen in der Seele und dem letzten Effect in der Sinnenwelt, dem Vollbringen des Gewollten, den Gegenstand der Frage ausmachen. Wenn mit dem Wollen, als einem innern Seelenzustande, ein ganz heterogener innerer Zustand der Nerven oder der Gehirntheile, die mit der Seele im Causalverhältniſs stehen, sich verbindet: wohlan, das befremdet nicht; aber warum ist es jedesmal ein solcher Nervenzustand, wie gerade nöthig ist, wenn die Glieder des Leibes durch den Mechanismus desselben zu der verlangten Bewegung sollen angetrieben werden? Hier fehlt der Zusammenhang; und es ist nothwendig seinetwegen in die Erklärung ein Mittelglied einzuschieben.

Dieses aber bietet sich von selbst an, sobald wir uns erinnern, daſs mit jeder, gleichviel ob absichtlichen oder zufälligen, Beugung und Lenkung der Gliedmaaſsen auch ein Gefühl verbunden ist; nämlich eine Sensation, wodurch die Seele sich selbst erhält in derjenigen Störung, die sie erleiden sollte wegen der passiven Affection gewisser Nerven in den gebogenen Gliedern. Dieses Gefühl complicirt sich mit dem Wollen, oder genauer, mit denjenigen Vorstellungen, welche im Wollen das Thätige sind. Und hierin liegt das Mittelglied für den erwähnten Zusammenhang.

Ohne weitere Vorbereitung wird sich jetzt die Sache folgendermaaſsen erklären lassen:

Gleich nach der Geburt eines Menschen oder eines Thieres entstehn aus bloſs organischen Gründen, unabhängig von der Seele, gewisse Bewegungen in den Gelenken; und jede solche Bewegung erregt in der Seele ein bestimmtes Gefühl. Im nämlichen Augenblicke wird

durch

durch den äuſsern Sinn wahrgenommen, was für eine Veränderung sich zugetragen habe; nämlich jene Bewegung wird theils die Gestalt des Gliedes, in welchem sie vorging, modificirt, theils irgend welche andre Folgen in der Umgebung, oder überhaupt in der Sinnensphäre gehabt haben. So z. B. zieht ein kleines Kind Anfangs Finger und Arme unwillkührlich zusammen; während es nun vermöge der Nerven des Arms hievon ein Gefühl erhält, sieht es zugleich die neue Gestalt seines Arms; und wenn die Finger irgend einen Körper hatten umklammern können, so sieht es auch diesen jetzo dem Zuge der Hand nachfolgen; und es findet ihn nahe vor sich in der demnächst wieder geöffneten Hand. — In einer spätern Zeit erhebt sich ein Begehren nach der beobachteten Veränderung. Damit reproducirt sich das zuvor mit dieser Beobachtung complicirte Gefühl. Nun ist das letztere eine solche Selbsterhaltung der Seele, welcher in Nerven und Muskeln alle die innern und äuſseren Zustände entsprechen, vermittelst deren die beabsichtigte Veränderung in der Sinnensphäre kann hervorgebracht werden. Das Begehrte erfolgt also wirklich; und der Erfolg wird wahrgenommen. Hiedurch verstärkt sich sogleich die vorige Complexion; die einmal gelungene Handlung erleichtert die nächstfolgende, und so fort.

Einige Bemerkungen werden diese Erklärung zugleich bestätigen und weiter ausführen. — Einer gewissen Energie des Handelns entspricht ohne Zweifel ein gewisses Quantum jenes vermittelnden Gefühls, von welchem zunächst die Bestimmung der Nerven und Muskeln abhängt. Aber ein und das nämliche Quantum des Gefühls, wie jeder Vorstellung, kann auf doppelte Weise im Bewuſstseyn vorhanden seyn; entweder so, daſs eine an sich so schwache Vorstellung sich dem ungehemmten Zustande mehr nähere, oder daſs eine stärkere Vorstellung in einem mehr gehemmten Zustande sich befinde. (Man erinnere sich hier der ersten Grundbegriffe der Statik des Geistes.) Nun nimmt jenes vermittelnde Gefühl an Stärke immer zu, je öfter es beym Handeln erneuert wird. Folglich, um nicht auch seine Wirkung zu vergröſsern, muſs es immer mehr in einem gehemmten Zustande verbleiben. Und das geschieht der Erfahrung gemäſs, wirklich. Denn immer dunkler wird unser Bewuſstseyn der nämlichen Handlungen, je mehr durch Wiederhohlung die Fertigkeit wächst.

Zweytens: durch Uebung wächst nicht bloſs die Fertigkeit; sondern unvollkommene Erfolge veranlassen neue Versuche, und ein schärferes Aufmerken auf die Gefühle in den Organen; (wobey die Thätigkeit des Aufmerkens in gewissen höhern Vorstellungsmassen ihren Sitz hat, dergleichen wir oben beym innern Sinne in Betracht zogen.) Durch Versuche nun läſst sich der Kreis des möglichen Handelns unbestimmt erweitern, und sehr über die ersten Anfänge, welche von unwillkührlichen organischen Bewegungen ausgingen, hinausdehnen.

Drittens: daſs in diesen ersten Anfängen sich alles aus Gefühl und Beobachtung, ohne Willkühr, zusammensetzt, sieht man deutlich an eigensinnigen Kindern, die durch Schreyen ihre Umgebung regieren; ja selbst an Thieren, denen oft auf ihre klagende Stimme gewährt worden ist, was sie begehrten. Bey diesen wie bey jenen werden unverkennbar die Töne immer gebieterischer, je häufiger sie erfahren haben, daſs sie etwas dadurch ausrichten. Ihre Laute werden für sie ein Organ des Handelns, so unnatürlich dies auch ist. Die Complexion zwischen dem Schreyen und dem beobachteten guten Erfolge wirkt nach dem allgemeinen Gange des psychologischen Mechanismus dahin, daſs, sobald das Beobachtete zum Begehrten wird, sich die Stimme erhebt, und zwar nach häufiger Wiederhohlung endlich mit der Zuversicht des Gelingens, wodurch der Wunsch in den Willen, die Bitte in den Befehl übergeht.

Viertens: man wolle gegen die gegebene Erklärung nicht einwenden, daſs die Vorstellung von der Bewegung des Arms oder des Beins oft genug ins Bewuſstseyn trete, als etwas bloſs mögliches, was man bewirken würde, wenn man wollte; ohne gleichwohl die wirkliche Bewegung hervorzubringen, wie jene Complexion es scheine nothwendig zu machen. Dies Phänomen ist zwar als Thatsache bekannt und auſser Zweifel; aber es ist verwickelter als jenes. Die Erfahrung zeigt uns dasselbe immer häufiger bey fortschreitender Ausbildung; da lernt der Mensch schweigen, er lernt seine Kräfte schonen, er lernt mit einem Worte sich zurückhalten. Dies ist eine Wirkung der höheren, appercipirenden Vorstellungsmassen. Hingegen das Kind realisirt in jedem Augenblicke unmittelbar, was ihm einfällt, sein Phantasiren ist ursprünglich Handeln; gemäſs dem Gesetze jener Complexionen, sobald ihre Wirksamkeit nicht durch eine höhere Thätigkeit gehindert oder gelenkt wird.

Fünftens: auch ein Umstand, der den Physiologen befremden kann, scheint nach unserer Erklärung nicht wunderbar. Dieser nämlich, „daſs die Seele die Fähig„keit besitzt, nach gewissen Richtungen von innen her „aus zu wirken, ohne daſs diese Richtung durch die „anatomische Verbindung der Nerven bestimmt würde“ *). Das vermittelnde Gefühl nämlich leistet immer die gleichen Dienste, es mag nun mit den Affectionen vieler oder weniger Nerven oder Nervenfasern zusammenhängen. Indem es selbst reproducirt wird, erneuert es mit sich den Gesammtzustand des Organismus, aus welchem es seinen Ursprung zuerst erhalten hatte.

§. 156.

Bevor wir weiter gehn, wird es nöthig seyn, der Hauptarten physiologischer Erklärungen im Allgemeinen zu erwähnen, und nachzusehn, was jede derselben leisten könne. Dieser Hauptarten zähle ich vier, um mich fürs erste nach dem Scheinbaren zu richten; es wird sich jedoch zeigen lassen, daſs dieselben nicht alle eine strenge Unterscheidung gestatten, wenn man in ihre wahren

---

*) Autenrieth's Physiologie §. 937.

Charaktere eindringt. Ich meine die *mechanische*, die *chemische*, die *vitale*, und die *psychische* Erklärungsart. Die Bedeutung dieser Ausdrücke wird bekannt genug seyn, höchstens mag einigen Lesern die Erinnerung willkommen seyn, daſs zwischen den beyden letzten Ausdrücken die nämliche Scheidungslinie läuft, wodurch das Leben der Pflanzen getrennt wird von demjenigen Leben der Thiere in ihrem wachenden oder träumenden Zustande, wodurch sie sich über die bloſse Vegetation erheben.

Wenn ich nun behaupte, daſs die mechanische Erklärungsart für sich allein beynahe ganz unbrauchbar, aber in Verbindung mit den übrigen unentbehrlich ist, so werden die Meisten mir beistimmen. Allein man wird anstöſsig finden, was ich sogleich hinzusetze, daſs nämlich die chemische Erklärungsweise unter allen am wenigsten brauchbar, ja beynahe gänzlich untauglich ist. Dies muſs ich genauer erläutern.

Jede chemische Action besteht (nach dem, was die Abhandlung über die Attraction der Elemente hierüber enthält) in derjenigen Störung, welche in zweyen heterogenen Wesen zwey heterogene, aber zusammengehörige, Selbsterhaltungen nöthig macht *). Und zwar sind diese Selbsterhaltungen allein das wirkliche Ereigniſs, denn die Störung ist eigentlich nur das, was geschehn würde, wenn die Selbsterhaltungen ausblieben, die aber ganz unfehlbar erfolgen. — Angenommen nun, daſs die Wesen, von denen die Rede ist, sich in keinen andern und näher bestimmten Verhältnissen befinden: so ist ihre gegenseitige Action gar keine andre als die beschriebene; sie ist allemal chemisch, und es giebt keine andre als chemische Action, die *unmittelbar* aus dem Zusammentreffen zweyer Wesen erfolgen könnte. — Hingegen die vitale Action setzt innere Reizbarkeit, innere Bildung eines Wesens voraus. (§. 152.) Diese Bildung erlangt aber dasselbe nur durch seine allmählige Assimilation in einem organischen Körper, das heiſst, durch ein ganzes System von Selbsterhaltungen, zu denen es vermöge seines Aufenthalts in dem Organismus stufenweise gebracht wird. Es besteht nun die Reizung bloſs darin, daſs durch eine einzige neue Störung, und derselben entsprechende Selbsterhaltung, sogleich eine Menge früher erzeugter Selbsterhaltungen in erneuerte Wirksamkeit gesetzt werden; — wovon die Wiedererweckung der älteren Vorstellungen in der Seele durch eine neu hinzukommende, und schon der Widerstreit älterer entgegenstehender Vorstellungen wider die neue, nichts als specielle Fälle sind. Es kann ferner die Reizung in ihren nähern Bestimmungen bey einem und demselbem organischen Elemente eben so höchst verschieden seyn, wie die mancherley Reizungen, deren eine und dieselbe menschliche Seele fähig ist. — Vergleichen wir jetzt die vitale Action mit der chemischen: worin liegt der Unterschied? Jene ist zusammengesetzt, diese ist einfach. Jene ist erst möglich nachdem eine Menge von Selbsterhaltungen des nämlichen Wesens vorangingen; diese bedarf keiner solchen Vorbereitung. Und nicht bloſs eine Menge, sondern ein geordnetes System von Selbsterhaltungen, wie es jedesmal die Eigenthümlichkeit desjenigen Organismus ergab, der sich das reizbar gewordene Element assimilirte: das ist der Grund, warum die Vitalität den Chemismus übertrifft.

---

*) Ich kann mich nicht genug wundern über die dürftige Einseitigkeit, womit man neuerlich in der Elektricität das Geheimniſs der Chemie zu finden, — und x durch y zu erklären meint. Doch unsre Chemie ist schon zu reich, um solche Thorheit lange zu ertragen.

Kann denn nun ein Element, das schon zur organischen Reizbarkeit gebildet wurde, — kann es noch auf bloſs chemische Weise wirken? — Ungefähr so, wie ein gebildeter menschlicher Geist dahin gebracht werden mag, sich auf thierisch rohe Weise zu äuſsern. Man muſs erst die Bildung in ihm unkräftig machen, durch neue, gewaltsame Eindrücke; man muſs ihn aus dem äuſseren Zustande, zu welchem seine Cultur sich schickt, erst ganz herausreiſsen, in einen ganz entgegengesetzten ihn hineinzwingen, und ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Denn sobald alle in ihm vorhandenen Vorstellungsmassen sich ins volle Gleichgewicht setzen, wird doch die bessere Erziehung wieder durchschimmern, und in den ärgsten Lumpen wird ein edler Anstand sichtbar werden. — So gerade mag auch ein vormals organisches Element nach Auflösung der Lebens-Bande, nach der Verwesung, sich einigermaaſsen (doch niemals ganz) in den rohen Chemismus zürückversetzt finden: gewiſs aber darf man während des noch kräftigen Lebens keinen solchen Verfall erwarten; sondern hier ist, (um nur zum Schluſs zu kommen) die chemische Erklärungsart fast ganz untauglich, weil ihre Stelle allemal von der, ihr nicht sowohl entgegengesetzten, als vielmehr sie übertreffenden, vitalen, wird ausgefüllt werden.

Endlich die psychische Erklärungsart, wie hängt sie mit den vorigen zusammen? Sie setzt voraus, daſs nicht bloſs, wie in der Pflanze, eine Menge von zusammengeordneten, und zum gemeinsamen Leben gebildeten Elementen, dieses Leben mit einander wirklich führen, und in demselben einander gegenseitig bestimmen: sondern daſs noch etwas Ueberschüssiges, zur organischen Existenz nicht schlechthin nothwendiges, aber in einem ganz ausgezeichneten Grade und auf ganz besondere Weise Gebildetes, zugegen sey, welches in das ganze System des lebenden Körpers auſs tieſste verflochten, dasselbe vielfältig modificire, und von ihm Modificationen empfange. Die Seele ist nicht einmal bey den niedrigsten Thieren das, wofür ein Alter sie zu halten schien, indem er sich scherzend so ausdrückte, sie sey dem Thiere gegeben statt des Salzes, damit es nicht faule. Viel eher kann man mit Reil sagen: „*die Seele ist* „*der natürliche Parasit des Körpers*, und verzehrt in dem nämlichen Verhältniſs das Oehl des Lebens stärker, welches sie nicht erworben hat, als die

„Gränzen ihres Wirkungskreises erweitert werden“ [*]). Es giebt Blödsinnige, die gänzlich einer Pflanze gleichen würden, wenn man ihrem Munde die nöthige Nahrung so beständig gegenwärtig erhalten könnte, wie die Wurzeln der Pflanze umgeben sind von der nährenden Erde.

Unerwartet ist es bey dem eben angeführten Schriftsteller, wenn er dennoch der groſsen Zahl derjenigen Physiologen beytritt, welche in der Verwunderung über die Abhängigkeit der Seele vom Körper, besonders in kranken Zuständen, die erstere mit dem letztern zusammenschmelzen, und dadurch in den Materialismus verfallen. „Wie wird uns,“ fragt **Reil**, „beym Anblick „dieser Horde vernunftloser Wesen,“ (im Irrenhause) „deren einige vielleicht ehemals einem **Newton**, **Leibnitz**, oder **Sterne** zur Seite standen? Wo bleibt un„ser Glaube an unsern ätherischen Ursprung, an die „Immaterialität und Selbstständigkeit unseres Geistes, und „an andere Hyperbeln des Dichtungsvermögens? Wie „kann die nämliche Kraft in dem Verkehrten anders „seyn und anders wirken? Wie kann sie, deren We„sen Thätigkeit ist, in dem Cretin Jahre lang schlum„mern? Wie kann sie mit jedem wechselnden Mond, „gleich einem kalten Fieber, bald rasen, bald vernünftig „seyn?“ — Wie sie könne? Die allgemeine Antwort, welche hinreicht wider allen Materialismus, nämlich vermöge des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, muſs einem **Reil** wohl bekannt gewesen seyn. Die nähern Bestimmungen für besondre Fälle, welche der ausgezeichnete Mann vielleicht vermiſste, werden wir in der Folge wenigstens vorzubereiten suchen. Fürs erste aber dürften wir wohl fragen, wie denn die in allen Gliedern verbreitete Seele, welcher Herr Reil den Vorzug giebt, beym Wahnsinnigen, beym Cretin vollends, so sehr krank seyn könne, ohne das Leben und selbst ohne die Körperkräfte eines solchen Menschen merklich anzufechten? Wir haben noch nie gehört, daſs eine kranke Lunge, ein krankes Herz, ein kranker Magen, oder nur eine kranke Gallenblase, so unbedeutend sey für das Leben, wie die kranke Seele. Selbst ein Geschwür an der Fuſssohle, ja ein verletzter Nagel am Finger, kann durch Brand den ganzen Körper tödten; aber mit seinen Ketten mag immerhin der Rasende klirren und toben; die Sorge ist nicht groſs, daſs er davon sterbe.

---

[*]) **Reils Rhapsodien über die psychische Cur des Wahnsinns**, S. 12. Auf desselben Schriftstellers **Beyträge z. Bef. einer Kurmethode auf psychischem Wege**, kann ich, des darin herrschenden Schellingianismus wegen, keine Rücksicht nehmen. Dergleichen muſs an der Wurzel gefaſst werden; mit den Zweigen würde man sich unnütze Mühe geben.

Es wird also wohl dabey bleiben, daſs die Seele nur ein Einwohner des übrigens sich selbst genügenden Leibes ist; welchem Einwohner bloſs zum Danke für die mancherley Dienste, die ihm geleistet werden, obliegt, einige Geschäffte zur äuſsern Unterstützung des Lebens, insbesondre die Aufsuchung der Nahrung zu übernehmen. Und daraus folgt denn, daſs die psychischen Erklärungen in Eine Klasse fallen mit den Erklärungen durch fremdartige Potenzen. Eine Krankheit, welche die Seele, etwa durch Leidenschaften, durch Verdruſs und Kummer, verursacht, wird gleichen einer durch Erkältung oder Erstickung herbeygeführten; denn die Verknüpfung zwischen Seele und Leib ist nur um weniges enger (wenn gleich beständiger,) als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freyen Wärme, die seine Haut unmittelbar umgiebt. Es ist sehr gewiſs, daſs der Leib auf die nächste Atmosphäre und auf deren Temperatur entscheidend wirkt, und von ihr Wirkungen erleidet; und so haben wir auch noch keinen lebendigen Leib gesehen, von dem wir bestimmt hätten behaupten dürfen, daſs ihm die Seele gänzlich mangele, oder gar nicht in ihn wirke. Aber man sollte besser überlegen, wie wenig in manchen Fällen an diesem Gänzlich fehle!

Schon oben haben wir von der Art der gegenseitigen

Einwirkungen zwischen Seele und Leib gesprochen, und sie auf zusammengehörige Selbsterhaltungen zurückgeführt. Dadurch fallen sie wiederum in dieselbe allgemeine Classe, wohin auch die chemischen und vitalen gehören. Aber wie die vitalen höher stehn als die chemischen, indem sie von der organischen inneren Bildung jedes Elements abhängen, so stehen die psychischen noch höher; es ist die Ausbildung der Seele, mit welcher die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen auf den Körper anwächst, und deren Stärke sich vermehrt.

Einzig und allein die mechanische Erklärungsart weicht in so fern specifisch ab von den sämmtlichen anderen, als sie eine ganz neue Bedingung für die zusammengehörigen Selbsterhaltungen einführt. Um dieses zu verstehen, muſs man die Verknüpfung räumlicher Verhältnisse der einfachen Wesen mit ihren Störungen und Selbsterhaltungen, aus der allgemeinen Metaphysik kennen. Man muſs vor allen Dingen die *actio in diſtans* für das erkannt haben, was sie ist, nämlich für eine Liebhaberey deren, die ein Vergnügen darin finden, sich über Ungereimtheiten (die sie zwar nicht einsehn, aber dunkel fühlen,) andächtig zu verwundern. In der Metaphysik erscheint zuvörderst der intelligible Raum dergestalt bestimmt, daſs in ihm die Entfernung sogleich die vollständige Unmöglichkeit des Causalverhältnisses selber ist; die Durchdringung aber oder das Zusammen, unmittelbar die Causalität herbeyführt. In der Erfahrung zeigen sich nun alle Folgerungen bestätigt, welche aus den Verhältnissen im intelligibeln Raume abgeleitet werden, darum können füglich intelligibler und empirischer Raum in den Resultaten (nur nicht in den Erkenntniſsgründen) gleich gesetzt werden. Die seltnen Fälle, in welchen die Erfahrung eine *actio in diſtans* (die übrigens nie bewiesen werden kann) auf den ersten Anblick darbietet, sind ohne Ausnahme mit dem verrätherischen Merkmale behaftet, daſs in ihnen von dem Mehr oder Weniger der Entfernung auch das Weniger oder Mehr der Wirkung abhängt. Dieses ist aus der Quantität des zwischen liegenden Raumes schlechterdings nicht zu erklären, denn der Raum selbst ist ein leeres Nichts. Ein reales Vermittelndes muſs dazwischen liegen; das geringste wie das gröſste Quantum leeren Raumes würde die Gemeinschaft der Substanzen auf gleiche Weise bestimmen; — nämlich dieselbe gänzlich unterbrechen.

Hiemit nun hängt die groſse Wichtigkeit der mechanischen Erklärungen, auch in der Physiologie, zusammen. Kann man nachweisen, daſs in irgend welchen Fällen sich gewisse Nervenfasern contrahiren, oder genauer, daſs nach irgend einer Dimension ihre Elemente näher zusammenrücken, also sich vollkommner durchdringen, als zuvor: so ist die Bedingung des Causalverhältnisses unter diesen Elementen gewachsen, folglich deren gegenseitiger Einfluſs gröſser geworden. Eben so umgekehrt. Kommt vollends irgend etwas Neues, wenn auch nur Wärme oder dergleichen, in die Zusammensetzung der Bestandtheile, so entstehen neue Störungen und Selbsterhaltungen, neue innere und hiemit beynahe unfehlbar auch neue äuſsere Zustände. Allein überall wird man die mechanischen Erklärungen mit den vitalen verbinden müssen, denn bey organischen Elementen ist überall ihre früher gewonnene innere Reizbarkeit mit im Spiele.

§. 157.

Nach diesen Vorbereitungen werden wir vielleicht über die Art der Verbindung zwischen der Seele und dem Leibe etwas Näheres zu den erst angegebenen ganz allgemeinen Grundgedanken hinzuzufügen wagen können.

Wahrscheinlich ist nicht nur die Seele der Parasit des Körpers, sondern mit ihr der gröſste Theil des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns. Da man im Allgemeinen die Einrichtung der organischen Maschine, sammt ihren Lebensfunctionen und der Zusammenwirkung ihrer Theile, so ziemlich kennt; warum weiſs man über die verschiedenen Körper, Höhlen, Hügel und Brücken, aus denen das Gehirn besteht, so wenig, oder gar nichts, das ihren Gebrauch aufklärte, zu sagen? Warum findet man das Gehirn verhältniſsmäſsig so groſs im Menschen, und von einer so groſsen Blutmasse durchströmt; während es in niedrigern Thieren immer kleiner wird, immer weniger Zusammenhang unter seinen Theilen zeigt, ja auf den untersten Stufen des thierischen Lebens gar verschwindet? Warum anders, als weil das Gehirn zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden ist?

Wie nun aber das Gehirn sammt dem Nervensystem von dem ganzen übrigen Leibe weit verschieden, und nur in denselben eingefügt und eingewebt ist: eben so muſs wiederum in den höheren Thieren, und namentlich im Menschen, die Seele entweder ursprünglich als Wesen, oder durch ihre Stellung und die daraus entsprungene vorzügliche innere Bildung, verschieden seyn von den übrigen Elementen des Gehirns und der Nerven. Denn sie dominirt das System, in welchem sie sich befindet.

Man könnte sich auf einen Augenblick der entgegengesetzten Meinung hingeben. Man könnte sagen: da alle Causalität wechselseitig ist (wie eben das System von den Störungen und Selbsterhaltungen am ausdrücklichsten behauptet,) so kann kein Element des Gehirns und der Nerven in seinen inneren Zuständen unabhängig seyn, von den Zuständen jedes andern; alle müssen allen ihre Zustände bestimmen. Nun ist zwischen der Seele und dem Gehirne dieselbe Wechselseitigkeit des Causalverhältnisses, wie zwischen den Gehirntheilen unter einander. Also können auch die sämmtlichen Vorstellungen, Begehrungen und Gefühle, obschon in dem einfachen Wesen der Seele versammelt, doch nicht nach bloſs innern Gesetzen ihrer eignen Zusammenwirkung, sich richten, sondern ihr Wechsel und ihre Verknüpfungen sind die Resultate aller Zustände in allen einzelnen Elementen des Gehirns und des Nervensystems.

Aus dieser Ansicht würde etwas ganz ähnliches, und zwar bey gesunder Metaphysik, folgen, als was diejenigen wollen, die neuerlich der Zersplitterung der Seele durch alle Theile des Körpers das Wort geredet haben. Nämlich die Abhängigkeit der Seele vom Körper würde so groſs seyn, daſs eine Psychologie ohne Physiologie ganz vergeblich wäre, und daſs alle Phänomene des Bewuſstseyns nichts als Aeuſserungen des gesammten Organismus werden müſsten.

Um diese Vorstellungsart würdigen zu können, müssen wir sie ein wenig weiter ausführen. Die Meinung ist also, daſs ein ähnlicher, innerer Mechanismus unter den Selbsterhaltungen, die in den einzelnen Elementen des Gehirns und der Nerven statt gefunden, und sich angehäuft haben, in jedem solchen Elemente ungefähr auf dieselbe Weise thätig sey, wie in der Seele; und daſs die Mechanik des Geistes darum unendlich verwickelt ausfalle, weil der Geist nicht von sich selbst allein abhange, sondern es nur eine Gesammt-Mechanik für alle, sich gegenseitig bestimmende Theile des Systems geben könne. So blieben also die Auffassungen der Farben nicht bloſs in der Seele, sondern auch in den Sehenerven, nach der Wahrnehmung zurück: desgleichen die Auffassungen der Töne in den Gehörnerven; und so fort; bey neu hinzukommenden Farben und Tönen aber gäbe es Reminiscenzen und Reproductionen in den Elementen der Nerven gerade wie in der Seele; ja es besäſsen selbst jene Elemente das, was man Phantasie und Gedächtniſs nennt, dergestalt, daſs auch unabhängig von neuen äuſsern Eindrücken, das früherhin aufgefaſste in ihnen lebendig wäre; und daſs hiedurch die Lebendigkeit der Phantasie und des Gedächtnisses in der Seele unendlich erhöht würde. — Und hier hätten wir denn ohne Schwierigkeit die oft angenommenen *veſtigia rerum,* die freylich nicht materielle Ideen zu seyn brauchen, von denen Reil fragt, wo sie Platz genug haben in dem Gehirne eines Polyglotten-Schreibers? *) Platz brauchen sie gar nicht, denn sie sind in den Elementen, sowohl wie die Vorstellungen in der Seele. Und wenn **Reil** weiter fragt, was zu ihnen hinzukomme, damit sie sichtbar werden, so bietet sich sogleich die Antwort dar, sie verwandeln sich durch ihre Gegensätze gerade so in strebende Kräfte, wie die Vorstellungen der Seele nach den ersten Grundsätzen der Statik des Geistes. Man sieht also, daſs auf allen Fall diese Ansicht sich würde zu einer Theorie ausbilden lassen, die immer noch besser wäre, als die meisten Einfälle, denen sich die Physiologen, wohl gar in der Einbildung, sie hätten philosophirt, Preis zu geben pflegen.

---

*) Reils Rhapsodieen S. 116.

Allein aus diesen Voraussetzungen folgt zuviel, und eben darum wenig oder Nichts. Die Fälle, wo ein Sinnesorgan sich in dem Zustande befindet, daſs ohne Anstoſs von auſsen dennoch seine Elemente sich auf eben die Art selbst erhalten, wie sie es im Wahrnehmen thun, und daher auch die Seele durch die Einbildung eines Wahrgenommenen täuschen, — diese Fälle kommen selten einmal vor, nämlich als kranke Zustände. Das Ohr ist krank, wenn es von selbst singt; das Auge ist angegriffen, wenn es nach allzustarkem Lichte die bekannten nachbleibenden Spectra sieht; der Nerve leidet, der den Schmerz in einem schon amputirten Gliede nachahmt. Dies alles nun, und noch viel mehreres der Art, müſsten nicht selten einmal die kranken, sondern unaufhörlich die gesunden Organe bewirken; sie müſsten uns stets in einem, der Wahrnehmung nahe kommenden Zustande, — wie in einem lebhaften Traume, — erhalten, sie müſsten bey allen neuen Wahrnehmungen ihre Reminiscenzen einschieben; wodurch die Erschleichungsfehler bey allen Erfahrungen ins Ungeheure anwachsen würden, indem nicht bloſs die Seele, sondern die sämmtlichen Elementar-Bestandtheile der Sinnesnerven zu diesem Erschleichen beytrügen! Dagegen würde es auf diesem Wege gar nicht schwer halten, daſs ein animalisches Wesen zu einer gewissen Stufe geistiger Bildung sich erhöbe. Das Thier würde keinesweges auf die Empfindungen des Augenblicks beschränkt seyn; es würde vielmehr in jedem Zeitpuncte den Gewinn seines ganzen bisherigen Lebens vortrefflich beysammen haben, wenn in allen Theilen der Nerven die frühern Zustände sich gleich wiedererweckten Vorstellungen regen, und dadurch die Seele in der Wieder-Erinnerung unterstützen könnten. — Es würden aber auch endlich die Bewegungsnerven ähnliche Kräfte gelten machen. Sie würden die einmal gelernten Fertigkeiten aus eignem Triebe und Einfalle weiter üben; und da sie bey ihren Muskeln die nächsten sind, so möchten die übrigen Theile des Systems Mühe haben ihnen Einhalt zu thun. Der Mensch würde also, wie in beständig eingebildeten Wahrnehmungen, so in beständigen Krämpfen liegen; und die Seele würde sich in ihrem Nervensystem in dem nämlichen unglücklichen Zustande befinden, wie ein schwacher König in seinem Staate, der von Allem leidet und nichts vollbringen kann.

Man sieht, daſs diese Ansicht zu etwas zu gebrauchen ist, nämlich zur Erklärung psychischen Leidens, wie es in Fiebern und im Delirium vorkommt. Nimmermehr aber schickt sich so etwas zum gesunden Zustande, worin der Geist eine zweckmäſsige Thätigkeit ausübt. Der Musiker sieht nicht, sondern er hört; der Maler hört nicht, sondern er sieht; der Algebraist sieht nur so viel, als er braucht um seine Gedanken an sinnliche Zeichen zu heften; und jeder tüchtige Arbeiter endlich bewegt nur diejenigen Glieder, welche der Begriff der Arbeit und die dahin gehörigen Vorschriften bewegt wissen wollen. So ist im gesunden Zustande das Nervensystem weit mehr passive Maschine, als irgend eins von denjenigen Organen, welche nach ihren eignen Gesetzen die ihnen zukommenden Lebensfunctionen verrichten. Das Nervensystem allein, läſst sich bald in diesem bald in jenem seiner Theile eine Thätigkeit gefallen, deren Princip nicht in ihm liegt; und wofür der Einheitspunct, in welchem alle diese Thätigkeiten verknüpft sind, bloſs in dem Vorstellungskreise der Seele sich findet.

Wie das nun möglich sey, ist allerdings schwerer zu begreifen, als der zuvor geschilderte Zustand allgemeiner Gegenseitigkeit des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele. Der Zustand der Gesundheit, sage ich, ist schwerer zu begreifen in dem Verhältniſs zwischen Leib und Seele, als der der Krankheit; gerade so wie man schon oben wird bemerkt haben, daſs unter den rein psychologischen Gegenständen keiner eine so weit fortgeschrittene Einsicht erfordert, als die Erklärung der Vernunft und der Sittlichkeit.

Was aber den organischen Leib anlangt, so darf hier niemals unerwartet seyn, was in andern Theilen der Physik höchst bedenklich ist, nämlich die Einmischung einer teleologischen Ansicht. In dem lebendigen Leibe waltet überall eine höhere Kunst. Schon die Verbindung von Elementen, die, abgelös't vom lebenden Körper, schnell zur Verwesung sich neigen, erregt gerechtes Erstaunen. Wenn aber so manches andere Wunder sich überall in diesem Organismus darbietet, wenn, um nur Eins zu nennen, der Bau der halbmondförmigen Klappen in den Hauptstämmen der Arterien so offenbar den Stempel einer absichtlichen Einrichtung trägt: so kann es nun auch nicht befremden, wenn wir die Unterordnung des Nervensystems unter die Seele als etwas solches bezeichnen, das nicht aus allgemeinen Naturverhältnissen, sondern nur unter Voraussetzung einer besondern Einrichtung begreiflich sey, welche auf eben die Kunst muſs zurückgeführt werden, von der überhaupt die höhern Thiere ins Daseyn gerufen wurden.

Wie, wird Mancher fragen, nur die höhern Thiere, und nicht auch die niederen? Und ich werde einige Worte zur Erläuterung einschalten müssen.

§. 158.

Bekanntlich haben manche neuere Naturforscher, ge-

stützt auf Thatsachen, welche ihnen Infusionsthiere und Eingeweidewürmer, Schimmel und Schwämme darboten, sich zu der *generatio aequivoca* zurückgewendet, die in einer frühern Periode verrufen war, und der Lehre von Entstehung aller Thiere und Pflanzen aus Saamen den Platz hatte räumen müssen. Anstatt nun mit nüchternem Forschungsgeiste ihre Erfahrungen in dem Kreise zu lassen, worin sie sich fanden, sprangen einige jener Gelehrten aus dem verhältniſsmäſsig äuſserst engen Bezirke der erwähnten Thatsachen hinüber zu der ungeheuren Hypothese, daſs die *generatio aequivoca* mittelbarer Weise die Mutter aller lebenden Wesen sey, der höchsten wie der niedrigsten, des Menschen wie der Tremellen und Conferven; indem alles Leben nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern gelangen könne; und der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbilde. „Wir glauben daher," sagt Herr D. Treviranus in seiner Biologie *), „daſs die Encriniten, Pentacriniten, Ammoniten, und die übrigen Zoophyten der Vorwelt die Urformen sind, aus welchen alle Organismen der höhern Classen durch allmählige Entwickelung entstanden sind. Wir sind ferner der Meinung, daſs jede Art, wie jedes Individuum, gewisse Perioden des Wachsthums, der Blüthe und des Absterbens hat, daſs aber ihr Absterben nicht Auflösung, wie bey dem Individuum, sondern Degeneration ist." Wenn der alte Heraklit unter uns wieder aufstünde, so würde er diese Meinung vortrefflich mit seinem absoluten Werden, seiner periodischen Weltverbrennung, seinem κοινος λογος und seiner ἱμαρμενη, zu reimen wissen.

Absichtlich habe ich hier die Worte eines achtungswerthen Erfahrungs-Gelehrten, nicht eines modernen Na-

---

*) Im dritten Bande S. 225.

Naturphiloſophen angeführt. Die Irrthümer, welche die Claſse der letztern verbreitet, kommen nicht alle aus dem Philoſophiren, ſie haben eine weitere Sphäre, und man findet deren überall da, wo die Meinung ſchneller forteilt, als das beſonnene Denken nachfolgen kann.

Ich kann nicht hier, gegen das Ende eines pſychologiſchen Werks, entwickeln, was in die erſten Vorbereitungen zur Metaphyſik gehört *), nämlich die gänzliche Unſtatthaftigkeit des abſoluten Werden, alſo auch der vorgeblich in der Natur der Dinge urſprünglich liegenden Entwickelung, Veredelung und Degeneration. Dieſe, für alles Wiſſen ohne Ausnahme zerſtörenden Irrthümer muſs man kennen gelernt, und von ſich geworfen haben, ehe man mit irgend einer ſoliden Forſchung die nur im geringſten über das Gebiet der reinen und ſtrengen Empirie ſich erheben will, den Anfang machen kann.

Jene aber, die lieber eine Menge von Thatſachen zuſammenreimen, wie ſie eben können, als einen einzigen von den zur Naturbetrachtung unentbehrlichen Grundbegriffen ſich gehörig aufklären wollen, — ſollten denn wenigſtens bedenken, welche unermeſsliche Kluft zwiſchen je zwey nächſten organiſchen Bildungen beveſtigt iſt, deren eine vorgeblicher Weiſe aus der andern entſtehen ſoll. Zwar die Einbildungskraft überfliegt dieſe Kluft, ſie findet das Pferd und den Elephanten, den Affen und den Menſchen nicht ſo gar ſehr verſchieden. Und wenn die Natur ſich ähnlichen Tanz erlaubte, wie die Phantaſie, ſo würde eins aus dem andern ohne Mühe entſtehn können, durch Veredelung und durch Degeneration! Warum entſteht denn niemals aus einer geraden Richtung des bewegten Körpers eine krummlinigte, auſser durch einwirkende Kräfte? und genau gemäſs dieſen Kräften? Darum, weil die Natur ſich ſelbſt überall getreu iſt

---

*) In die Einleitung zur Philoſophie. Man kann in meinem Lehrbuche zu derſelben vergleichen die §§. 108., 113., 118.; beſſer den ganzen vierten Abſchnitt.

und bleibt; welche Treue das gerade Widerspiel des absoluten Werdens in jeder seiner Ausschmückungen ist. — Aber die Natur soll ja eben geſetzmäſsig verfahren in der Entwickelung ihrer Lebensformen! Wer kennt denn nun ein solches Gesetz, und wo soll es nachgewiesen werden? In der Erfahrung — an Zoophyten! Die Zoophyten also haben die Ehre, uns den Typus zu entdecken, nach welchem die groſse Bildnerin auch da zu Werke geht, wo sie Menschen macht! Ist jemals eine Erfahrung über ihre Gränzen ausgedehnt, ist je eins ihrer Zeugnisse durch eine willkührliche Auslegung misbraucht worden, so ist es hier. Die Analogie ist hier eben so monströs, als die Grundbegriffe ungereimt sind.

Endlich — an was für Bedingungen ist die Erzeugung jener Zoophyten, die so groſse Wunder aufklären sollen, gebunden? An die Gegenwart von solcher Materie, die schon früher belebt war; überdies an Wasser und an atmosphärische Luft *). Sind denn das ungebildete Stoffe, von denen man sagen könnte: so wie aus ihnen heutiges Tages zuerst Zoophyten würden (welches heutiges Tages so wenig geschieht, als es in irgend einer Vorzeit oder Zukunft kann erwartet werden, — denn man nimmt zu den Infusionen eben nur vegetabilische oder animalische Theile, also gebildete Stoffe,) so hätten auch die ersten Rudimente der lebenden Natur aus Zoophyten bestanden — ? **) Gerade im Gegentheil! Es fehlt hier offenbar an dem Hauptpuncte der Vergleichung. Was heute zu Tage vor den Augen der Naturforscher sich ereignet, das erklärt sich daraus, daſs jetzo, nachdem einmal höhere Organismen existiren, in allem Wasser, in der ganzen Atmosphäre, vollends also in den zur Infusion gebrauchten animalischen und vegetabilischen Theilen, ein Ueberfluſs an solcher, zwar formlosen, aber dennoch innerlich gebildeten Materie vorhanden ist, welche das Streben nach Erneuerung ihrer alten Lebensverhältnisse in sich trägt, und bey jeder Gelegenheit, wo einige dergleichen Elemente unter günstigen Umständen zusammentreffen, irgend eine organische Gestalt annimmt, als Nothbehelf, weil die vollkommnere Organisation dasmal nicht zu Stande kommen kann. So ist es zu erwarten; und nur die nähern Bestimmungen, wie weit unter gegebenen Umständen, jenes Streben sich befriedigen könne, muſs man aus der Erfahrung lernen. Aber dies paſst im geringsten nicht auf die Urzeit, da nur eben erst der Granit und die ältesten Thongebirge sich gebildet hatten. Damals konnten die Zoophyten nicht wie jetzt, als Producte schon gebildeter Materie, entstehn! Damals mochten sie entstehen aus was immer für einem Grunde: so konnte, nach ihrem Untergange, die nun durch sie gebildete Materie zwar wohl streben, abermals in die Gestalt von Zoophyten zurückzukehren, allein sie war nicht aufgelegt für irgend ein höheres Lebensverhältniſs. Brauchbarer freylich war sie dazu geworden; wenn etwan eine höhere Kraft hinzukam, welche Gelegenheiten veranstaltete, wo die schon gewonnene Bildung durch neue Störungen und Selbsterhaltungen einen Zusatz erlangen mochte. Und so bedurfte jeder höhere Grad von Bildung immer neuer Anstalten; niemals konnte der eben vorhandene Grad, und die vorhandene Art der innern Zustände irgend eines Elements, sich selbst übersteigen. Daſs alles stufenweise fortgebildet sey, das mag man aus der Naturgeschichte der Erde, wie sie sich dem Mineralogen darstellt, immerhin schlieſsen; man mag auch annehmen, daſs gute Ursachen diesen Stufengang bestimmt haben. Aber bey dem: es habe sich selbst stufenweise gebildet, wenn man es genau nimmt, kommen alle Ungereimtheiten falscher Metaphysik, deren Nest eben das absolute Werden ist, wieder zum Vorschein. Unsre Erd-Oberfläche muſs unter dem Einflusse einer andern und höhern Kunst gestanden haben, da sie mit Leben bedeckt wurde, — einer andern und höhern Kunst, als die auf ihr selber erzeugt wird. Denn alles, was wir von Veredelung und Verbesserung kennen, ist selbst nur unter der Bedingung des schon vorhandenen organischen Lebens denkbar. Hier ist einer von den Puncten, wo es sich gebührt, die äuſserst beschränkte Sphäre irdischer Erfahrungs-Erkenntniſs zu erwägen; und eben darum nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann. Und dabey wolle man noch bemerken, daſs hier nicht von irgend welchen angebornen Schranken der Vernunft (einem Begriffe ohne Sinn), sondern von Schranken des Gegebenen, des Stoffes zur Erkenntniſs die Rede ist.

---

*) Treviranus Biologie, Band II. S. 266. u. s. w.

**) a. a. O. S. 378.

§. 159.

Es war vor der eben geendigten Abschweifung die Rede von der Herrschaft der Seele über Gehirn und Nerven; deren Elemente keineswegs mit ihr in gleichem Range der innern Thätigkeit stehen können, weil sonst die Erfahrung regelmäſsig solche Erscheinungen zeigen müſste, dergleichen wir nur in Krankheitsfällen beobachten. In der kunstvollen Einrichtung des Leibes muſs es gegründet seyn, daſs diejenigen Theile, welche mit der Seele im nächsten Causalverhältnisse stehen, derselben ihre Einflüsse nicht weit gewaltsamer aufdringen, als dies wirklich zu geschehen pflegt. Die höchste Gesundheit des Körpers ist zugleich mit dem freyesten Gebrauche der Geisteskräfte in der Regel verbunden; eine merkwürdige Thatsache, worin der höchste Triumph derjenigen Kunst sich zeigt, die den Menschen bildete.

Da nun die Gröſse des Gehirns beym Menschen, als dem freythätigsten aller irdischen Wesen so ausgezeichnet ist, so mag es erlaubt seyn zu vermuthen, worin im Allgemeinen das Mittel bestehe, dessen sich jene Kunst bediente, um die Nachklänge empfangener Eindrücke in den Sinnesnerven, und erlangter Fertigkeiten in den Bewegungsnerven (§. 157.) für die Seele meistens unfühlbar zu machen. Es steht nämlich nicht bloſs die Seele mit dem Gehirn und den Nerven, sondern es steht jeder Theil des Gehirns mit dem andern, jeder Nerv mit dem ganzen Systeme im Causalverhältniſs. Daher muſs jeder innern Thätigkeit in Einem Elemente auch eine zugehörige in jedem andern Elemente des ganzen Systems entsprechen. Finden aber diese zugehörigen Thätigkeiten Hindernisse in den schon vorhandenen innern oder äuſseren Zuständen der Elemente, in welchen sie vor sich gehn sollten, so müssen sie dadurch schon in ihrem Ursprunge, und mehr noch in ihrer Verbreitung geschwächt werden. Demnach wird die Dicke und Ausbreitung der übergeschlagenen Markblätter des Gehirns, indem sie die Menge der Elemente vermehrt, welchen jede Action der Nerven muſs mitgetheilt werden, auch zur Dämpfung, zur Milderung dieser Actionen dienen können; sie wird gleichsam ihren Ungestüm auffangen, daſs er die Seele nur wenig oder gar nicht treffe und störe.

So hätte demnach die Seele in der Gröſse des Gehirns ihren Schutz und Schirm wider die Anfälle des übrigen Organismus, der sonst die Gewalt, welche er von der Auſsenwelt leidet, sammt der Thätigkeit, in die er sich dadurch versetzt findet, immerfort die Seele würde entgelten und empfinden lassen. Das Gehirn ist frey von unmittelbarer Affection durch die Auſsenwelt; es ist weich und nachgiebig gegen die Blutströme, die sich in dasselbe ergieſsen; es ist nicht zu heftigen Bewegungen, nicht zu unentbehrlichen Lebensfunctionen gebauet. Daher bietet es der denkenden Seele eine ruhige Wohnung dar; eine weite und überflüssig geräumige Wohnung! Das letztere sieht man aus den Erfahrungen, nach welchen beträchtliche Theile der Gehirnmasse konnten hinweggenommen werden, ohne einen plötzlich auffallenden Schaden für das geistige Leben.

Wie anders mag es um die Seele der Insecten stehn, bey welchen die Ganglien, die im Körper vertheilt vorkommen, das Uebergewicht über dem Gehirne haben? Hier finden wir Kunsttriebe; einen vorgeschriebenen Wechsel der Lebensart; der Gang der Vorstellungen scheint unaufhörlich durch organische Gefühle bestimmt, deren Sitz ohne Zweifel in der Gesammtheit aller Elemente des Nervensystems muſs gesucht werden. Und das nämliche ist wahrscheinlich das Loos der allermeisten Thiere, nur die obersten Säugethiere ausgenommen. Ob der Lauf der Vorstellungen mehr einem psychologischen, oder einem physiologischen Gesetze folgt: dies scheint die groſse Frage, wornach entschieden werden muſs, wiefern ein beseelter Organismus zum Träger eines vernünftigen Daseyns tauge. Den niedrigsten Geschöpfen kann man geradezu mehrere Seelen beylegen, wenn anders der Name Seele noch anwendbar ist auf solche einfache Wesen, deren Selbsterhaltungen vielleicht mit unsern Vorstellungen keine Aehnlichkeit mehr haben. Wenigstens hat man im geringsten nicht Ursache, sich über die Theilbarkeit der Regenwürmer und Polypen in mehrere fortlebende Ganze, den Kopf zu zerbrechen; nur eine zu weit getriebene Analogie unter den verschiedenartigsten lebenden Wesen, könnte hier, so wie anderwärts, Schwierigkeiten machen. Gewiſs braucht man nicht anzunehmen, daſs die Seele, oder was immer im Nervensystem das herrschende seyn mag, in allen Thieren ein gleich parasitisches Daseyn habe, wie im Menschen; im Gegentheil, das monarchische Verhältniſs jener Herrschaft senkt sich allem Anschein nach gar sehr ins demokratische hinunter; und die niedrigsten Seelen mögen immerhin auch die niedrigsten Dienste, deren die Vegetation bedarf, mit besorgen helfen.

Hinwiederum ist kein Zweifel, daſs die menschliche Seele sich ihre schöne und wohlgelegene Wohnung noch bequemer mache; daſs im Gehirne eine Menge von innern und vielleicht selbst äuſseren Zuständen, durch die Seele verursacht werden. Es ist kein Zweifel, daſs unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der

Bauart, theils der Bestandtheile seyn können; und es ist daher Platz genug für die Erfahrungen, nach welchen einigen Menschen gewisse Geistesthätigkeiten leichter gelingen, andern andre. Nämlich die begleitenden Modificationen des Gehirns können leichter oder schwerer von Statten gehn.

Beynahe unbegreiflich ist es dagegen, wie man sich hat können verleiten lassen, eigenen Organen die rein geistigen Thätigkeiten zuzuweisen, und gleichsam innere Sinnwerkzeuge nach Analogie der äuſsern anzunehmen, ja nicht bloſs Sinnwerkzeuge, sondern auch Organe für moralische Eigenschaften! Die Strafe und zugleich die Widerlegung dieser Thorheit lag in der Unmöglichkeit, die gehörigen Classificationen und Sonderungen der Geistesthätigkeiten auszufinden, welchen man Organe anweisen wollte. Uebrigens hätte auch bey der tiefsten Unwissenheit in wahrer Psychologie doch die Menge der Brücken und Kreuzungen im Gehirne den Physiologen sagen können, daſs hier Alles mit Allem in Verbindung stehe! Und ein wenig Combinationslehre würde dann auf die Frage geholfen haben, welche Leichtigkeit oder Schwierigkeit liegen möge in der Zusammenwirkung von je zweyen, oder je dreyen, oder je vieren — oder je tausenden unter den verschiedenen Fasern und selbst unter den Elementen des Gehirns; denn daſs auf die Möglichkeit der Zusammenwirkung gerade die Hauptfrage sich richte, wird man gewahr werden, man mag nun die verwickelte Construction des Gehirns, oder die höchst complicirten Thätigkeiten des Geistes bey einiger Bildung, in Betracht ziehn.

Wir endigen bey dem, wovon wir ausgingen. Man hat sich gewundert über die groſse Abhängigkeit des Geistes vom Leibe; man hätte sich wundern sollen über die im gesunden Zustande so groſse Freyheit des Geistes, über die Einheit in seinem Thun, über die wenigen Spuren von Einmischung einer fremden Gewalt; über die Geduld der Hände und Füſse, welche sich nur bewegen wann die Seele will, der Augen und Ohren, welche nur Vorstellungen erregen, wenn etwas Aeuſseres zu sehen und zu hören ist; über die Leichtigkeit, womit Gedächtniſs und Phantasie sich äuſsern; gleich als ob es dabey nur auf einen psychologischen, und nicht zugleich auf den begleitenden physiologischen Mechanismus ankäme.

Zweytes Capitel.

Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluſs hat.

§. 160.

Der physiologische Mechanismus, so fern er die Abwechselungen der Seelenzustände bloſs begleitet, (und so lange, diesen letzteren gehorsam, das Nervensystem sich übrigens durch Wirkung und Gegenwirkung aller seiner Theile in Ruhe hält,) — kann nicht wahrgenommen werden in den Geistesfunctionen, die er begleitet; vielmehr werden sich dieselben aus bloſs psychologischen Gründen allein erklären lassen. Und es würde bloſse Hypothesen-Sucht verrathen, wenn man sich fernerhin in dem unbestimmt schweifenden Gedanken gefallen wollte, daſs vielleicht ein groſser Theil der Zustände des Bewuſstseyns — man wisse nicht was für ein und wie groſser Theil, — aus der Organisation des Leibes seinen Ursprung nehme. Hingegen ist es dem regelmäſsigen Gange der Forschung gemäſs, die einmal aufgefundenen Grundsätze der Statik und Mechanik des Geistes so weit als möglich zu verfolgen; und nicht eher, als indem eine bedeutende Divergenz zwischen den aus ihnen zu erkennenden Gesetzen und den in der Erfahrung gegebenen Erscheinungen, sich entdeckt, einen fremdartigen Einfluſs vorauszusetzen, und ihm nachzuspähen. Allein selbst da, wo ein solcher Einfluſs, wenn auch nur hypothetisch, zu Hülfe gerufen wird, muſs es auf wissenschaftliche, nicht phantastische Weise geschehen; ein Hauptpunct, den ich sogleich mit Wenigem näher bezeichnen werde.

Der erste von den Geisteszuständen, die unverkennbar physiologische Gründe haben, ist der Schlaf, sammt seinem Gefährten, dem Traume. Beyde verbunden geben den Typus auch zu den meisten krankhaften Erscheinungen des Nachtwandelns, des Wahnsinns, des thierischen Magnetismus. Daher sagt Reil: „Wir würden „dem Bewuſstseyn und dem Wahnsinn bald auf die Spur „kommen, wenn wir erst wüſsten, was Schlaf, was Wa„chen sey.“ *) Der erste Begriff aber, unter welchen unvermeidlich der Schlaf gefaſst wird, ist Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen. Und hieraus würde eine sehr einfache Wegweisung für die Untersuchung folgen, wenn der merkwürdige Umstand nicht wäre, daſs das Eintreten des Schlafs und sein Aufhören unter einander sehr ungleich sind. Nämlich bald auf das vollkommene Wachen folgt in der Regel der tiefe Schlaf; aber nicht eben so geht wiederum dieser in jenes rückwärts über; sondern hier schiebt der Traum sich ein, als ein allmähliges, partielles, und zugleich sehr anomalisches Wachen. Daher kann der Schlaf nicht schlechtweg als eine wachsende und wieder abnehmende Negation der geistigen Thätigkeit angesehen werden, sondern es müssen nähere Bestimmungen und schärfere Untersuchungen hinzukommen.

Noch etwas ist vorläufig vom wirklichen Einschlafen zu unterscheiden, nämlich das Gefühl der Ermüdung, welches eben so zwischen Wachen und Einschlafen, wie der Traum zwischen Schlafen und Aufwachen, in die Mitte zu treten pflegt. Die Ermüdung, eben in so fern sie gefühlt wird, ist keine wirkliche Abnahme der geisti-

---

*) Rhapsodieen S. 87.

gen Thätigkeit, sondern ein Bestehen der letzteren wider die Hemmung. (Vergl. §. 104.)

Der ganze Gegenstand würde demnach, soweit er psychologisch ist, erklärt seyn, wenn wir aus den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes einsehn könnten, erstlich, wie überhaupt eine Negation des Vorstellens auf das Mannigfaltige des Vorstellungskreises wirke, zweytens, welche Verschiedenheit beym allmähligen Eintreten und Aufhören dieser Negation statt finden müsse.

Der Begriff einer Negation des Vorstellens erinnert zunächst an das, was wir oben die Hemmungssumme genannt haben. (§. 42. u. s. w.) Diese nun hängt zwar von den Vorstellungen selber ab, man könnte aber auf den Gedanken kommen, der, aus psychologischen Gründen schon bestimmten Hemmungssumme noch wegen des physiologischen Einflusses eine gewisse Gröſse durch Addition beyzufügen, wodurch z. B. die Rechnung des §. 44., wenn die zu addirende Gröſse = D gesetzt wird, folgende Gestalt annehmen würde:

$$(a+b):\left\{\begin{array}{l} b \\ \\ a \end{array}\right. =(b+D):\left\{\begin{array}{l} \dfrac{b(b+D)}{a+b} \\ \dfrac{a(b+D)}{a+b}. \end{array}\right.$$

Hier sieht man sogleich, daſs ein mäſsig groſser Werth von D vollkommen zureichen würde, um nicht bloſs die schwächere Vorstellung b, sondern selbst die stärkere a, gänzlich aus dem Bewuſstseyn zu verdrängen, — welches eben der Zustand des vollkommnen Schlafes erfordert. Denn man setze das von a zu hemmende, dieser Vorstellung selbst gleich: so kommt

$$\text{aus } \frac{b(b+D)}{a+b}=a$$

$$\text{der Werth von } D=\frac{aa+ab-bb}{b}$$

welcher $=a$ wenn $a=b$.

Allein diese Art zu rechnen würde voraussetzen, daſs aus den physiologischen Gründen die Gröſse *D* als eine solche hervorginge, um welche schlechterdings, und ohne Abzug, das Quantum des vorhandenen Vorstellens müſste vermindert werden. So etwas läſst sich kaum denken. Denn diese Negation des Vorstellens muſs aus den innern und äuſseren Zuständen der sämmtlichen Elemente des Organismus (zunächst des Nervensystems) entspringen. Es sind aber nach den ersten Grundbegriffen der Psychologie und Naturphilosophie, alle innern sowohl als äuſseren Zustände der Wesen in gewissem Grade nachgiebig, d. h. wo sie leiden machen, da müssen sie selbst wiederum etwas leiden.

Passender scheint es demnach, die Negation des Vorstellens als eine mitwirkende, aber zugleich mitleidende Kraft in die Rechnung einzuführen. Man nenne also diese Kraft jetzt *M*, und die im Bewuſstseyn vorhandenen Vorstellungen seyen *a* und *b*; so wird man für *a*, *b*, und *M*, eben so rechnen wie oben für *a*, *b*, und *c*; nur mit dem Unterschiede, daſs *M* nicht gerade die schwächste der wider einander wirkenden Kräfte seyn soll, sondern jede beliebige Gröſse haben kann. Hier sieht man nun zwar, daſs *M* unendlich groſs seyn müſste, und sowohl *a*, als *b*, ganz aus dem Bewuſstseyn zu verdrängen; ja daſs es damit doch nicht völlig zu Stande kommen würde. (Vergl. den Schluſs des §. 44., wo *b* dasselbe ist, was hier *a* seyn müſste.)

Aber man kann sehr leicht die eben gemachte Voraussetzung dergestalt abändern, daſs sie den vollkommnen Schlaf, oder die völlige Aufhebung alles Vorstellens erkläre. Anstatt der einzigen Kraft *M*, nehme man ihrer zwey, *M* und *N*, oder noch mehrere, deren jede mit der andern in gegenseitiger Hemmung stehe. Alsdann braucht jede der mehrern nur eine mäſsige Stärke, damit sie zusammengenommen die vorhandenen Vorstellungen völlig auslöschen, ganz nach den Hemmungsgesetzen, welche oben für die Vorstellungen, die dort auch als wider einander strebende Kräfte betrachtet wurden, sich ergeben haben. Dies durch eine eigne Rechnung darzuthun wäre überflüssig, da dieselbe sich bloſs in den Buchstaben von der oben geführten unterscheiden würde.

Unsre jetzige Voraussetzung nun scheint allen Umständen, und der Erfahrung ebenfalls zu entsprechen. Sie erfordert, daſs wir nicht den gesammten physiologischen Einfluſs als Ein Quantum, sondern als ein Mancherley und Vielerley, das unter sich selbst Gegensätze bildet, in Betracht ziehn. Und was hätten wir zu der erstern Hypothese für Grund? Der Organismus ist ein Vieles, das gar Viele, und unter sich streitende, Einflüsse auf die Seele haben mag. Gerade die Unbestimmtheit des Begriffs: Mehrere, ohne anzugeben Wie viele, schickt sich hieher, wo man über die Menge der Causalverhältnisse zwischen Leib und Seele nichts bestimmen kann noch will. — Die Erfahrung aber zeigt uns, erstlich, daſs eine unabänderliche Quantität, wie viel das Vorstellen verlieren müsse (wie das obige *D*) nicht statt findet. Denn der Schlaf kann zurückgehalten, er kann gestört werden durch alles, was die Lebhaftigkeit des Vorstellens erhöht. Sichtbar ist demnach die Fähigkeit des Organismus, sich auch seinerseits um Etwas nach den psychologischen Zuständen zu richten. Zweytens, sie zeigt uns den vollkommnen Schlaf, oder etwas demselben äuſserst nahe kommendes, (wenn man ja sich hüten will, zuviel zu behaupten; obgleich die Gründe, um derentwillen Manche ein fortdauerndes Vorstellen auch im tiefsten Schlafe annehmen, nur aus falscher Metaphysik entspringen.) Also die Erfahrung vereint Nachgiebigkeit des Organismus mit völliger Hemmung aller Vorstellungen; welches uns eben auf unsre zuletzt vestgehaltene Voraussetzung geleitet hat.

Uebrigens wird man längstens genug gewarnt seyn, um nicht den Ausdruck: Einfluſs des Organismus auf die Seele, gar zu buchstäblich zu nehmen. Zu den Vorstellungen, als inneren Zuständen der Seele, gehören irgend welche innern Zustände des Gehirns; sobald diese wegen ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Organismus nicht mehr statt finden können, oder, sobald sie auch nur in ihrer Quantität vermindert werden müssen, alsbald ist Negation des Vorstellens in gewissem Maaſse vorhanden; weil die zusammengehörigen innern Zustände der zu einem System verbundenen Wesen einander nothwendig entsprechen, folglich sich nach einander richten müssen.

§. 161.

Ferner ist zu überlegen, was für Unterschiede beym Eintreten und beym Nachlassen der Negation des Vorstellens, statt haben; und wir müssen nachsehn, in wie weit sich daraus die Erscheinungen des Einschlafens, und die von ihnen so sehr abweichenden des Erwachens, erklären mögen.

Zunächst wird Jedem beyfallen, daſs der Schlaf solche Vorstellungen niederdrückt, die sich im Bewuſstseyn in Thätigkeit befinden, daſs hingegen das Erwachen in dem allmähligen Wiederaufstreben der gehemmten Vorstellungen besteht.

Erinnert man sich nun aus §. 77. u. s. w. an die Gesetze, nach welchen Vorstellungen, die zur Schwelle sinken sollen, allemal für eine kurze Zeit diejenigen Kräfte, von denen sie niedergedrückt werden, durch Gegenwirkung in gewissem Grade hemmen, und eben dadurch zugleich die Spannung derselben vermehren: so ergiebt sich, daſs auch die physiologischen Kräfte M, N, u. s. w. in eine, zwar bald vorübergehende, Spannung gerathen müssen, ehe es ihnen gelingen kann, die Vorstellungen wirklich in Schlaf zu bringen. Es braucht demnach mehr Gewalt von Seiten des Leibes, um das Einschlafen des Geistes zu bewirken, als nöthig ist, um den einmal vorhandenen Schlaf vestzuhalten. Dabey versteht sich von selbst, daſs die Kräfte M, N, u. s. w. als allmählig anwachsend müssen gedacht werden; denn wenn sie lange vor dem Einschlafen schon existirten, besonders in ihrer nachmaligen ganzen Stärke, so würde das Wachen unmöglich seyn. Indem aber wider diese anwachsenden Kräfte die Vorstellungen noch eine Zeitlang sich stemmen, ergiebt sich hieraus das oben erwähnte Gefühl der Ermüdung, welches eben in der Anstrengung wider die Hemmung seinen Sitz hat. (Vergl. §. 104.) Die emportreibenden Kräfte, welche das Active der Anstrengung ausmachen, liegen hauptsächlich in den herrschenden Vorstellungsmassen (§. 148.)

Doch die Phänomene des Einschlafens sind bey weitem die einfacheren. Wenn einmal unter den physiologischen Einflüssen die Vorstellungen erliegen müssen: so sinken sie schnell zur Schwelle; wie sich schon aus §. 75. erkennen läſst. Hier ist also nicht Zeit zu besondern Erscheinungen, um so weniger, da die herrschenden Vorstellungsmassen, die während des Wachens unter den übrigen Ordnung halten, ihrer vorzüglichen Stärke wegen auch die letzten seyn werden, welche aufhören zu wachen und zu wirken.

Aber was wird geschehn, wenn nun die Hemmung durch die physiologischen Kräfte wieder anfängt nachzulassen? Hier müssen wir uns zuvörderst an die Untersuchungen des §. 81. und 82. wenden. Dort haben wir gesehn, daſs sich das beginnende Wieder-Erwachen gehemmter Vorstellungen nicht nach ihrer Stärke, sondern nach dem Grade der ihnen gegebenen Freyheit richtet *). Demnach haben in diesem Puncte die herrschenden Vorstellungsmassen keinen Vorzug vor den schwächern Vorstellungen. Vielmehr kommt hier zuerst die Frage in Betracht, ob allen verschiedenen Parthien des vorhandenen Vorstellungskreises die gleiche Freyheit, sich ins Bewuſstseyn aufzurichten, wird gegeben werden? Die geringsten Ungleichheiten hierin können jetzo bedeutend

---

*) Nämlich wenn die Hemmung durch neu eintretende Kräfte aufgewogen wird, die im gegenwärtigen Falle ebenfalls physiologisch seyn müssen, und von der im Schlafe restaurirten Lebensthätigkeit herrühren können.

werden; welches beym Einschlafen nicht der Fall war, indem dort das Uebergewicht der stärksten Vorstellungen, die sich am spätesten niederdrücken lassen, den bedeutendsten Einfluſs hatte. — Nun vermuthen ohnehin die Physiologen, daſs nicht das ganze Gehirn und Nervensystem in allen Theilen gleichmäſsig seine Zustände beym Einschlafen und Erwachen wechsele *). So haben wir also auf den ersten Blick den Grund, warum ein Zustand des wieder beginnenden Vorstellens zu erwarten ist, in welchem die herrschenden Vorstellungen füglich mangeln können, in welchem eben deshalb die gewöhnliche Regelmäſsigkeit des Denkens wird vermiſst werden; das heiſst, es zeigt sich im Allgemeinen die Möglichkeit des Traums.

Aber noch mehr! Im §. 93. haben wir gesehn, daſs selbst die Hemmungsgesetze für erwachende Vorstellungen anders beschaffen sind als die für sinkende. Denn während des Sinkens stemmen sich die Vorstellungen mit ganzer Kraft desjenigen Gegensatzes wider einander, in welchen sie gerathen sind, während sie sich zugleich im Bewuſstseyn befanden; und dieser Widerstreit bleibt während der ganzen Zeit des Sinkens der nämliche; weil einmal die Richtung des Strebens dieser Vorstellungen eine gegenseitige unter ihnen ist. Ganz anders verhält es sich da, wo mehrere Vorstellungen, ohne wider einander sich zu kehren, von einem und demselben gemeinschaftlichen Drucke leiden; welches der Fall ist während der Oberherrschaft des Leibes, der die ganze Seele ohne Unterschied nöthigt zu schlafen. Wenn ein solcher Druck anfängt nachzulassen, so, daſs verschiedenen Vorstellungsmassen zugleich Freyheit gegeben wird ins Bewuſstseyn wieder zu kehren: so sind Anfangs die Hemmungen unter diesen Massen unbedeutend; und sie können daher ein solches Verhältniſs ihres ersten Aufwachens annehmen, welches beym vollständigen Wachen nicht würde bestehen können.

---

*) Man sehe unter andern Reil a. a. O. S. 89.

Ferner, wenn sich die Seele auf einmal in ihren wachenden Zustand zurückversetzen sollte, so müſsten sogleich alle Reproductionsgesetze, vermöge deren die Vorstellungen unter einander zusammenhängen, — und unter ihnen auch namentlich diejenigen, auf denen das räumliche und zeitliche Vorstellen beruht, (§. 111 — 116.) sich in voller Wirksamkeit äuſsern. Aber wir wissen, daſs die Kraft der Verschmelzungs- und Complications-Hülfen weit schwächer ist, als die der helfenden Vorstellungen selbst; und wir kennen im Allgemeinen die Folge davon, nämlich daſs die Wirkung einer solchen Hülfe im Anfange nicht nur geringer, sondern auch viel langsamer ist, als das Hervortreten der Vorstellungen selbst. Nun ist zu bedenken, wie sehr die nämliche Wirkung wird verzögert werden, wenn sie ihr physiologische Hindernisse entgegenstellen; und wie leicht unterdessen andre Vorstellungen die Oberhand gewinnen können, wodurch jene vollends zurückgehalten wird. Darin muſs die Erklärung gesucht werden, warum vor dem Erwachen die verschiedenen sich wieder erhebenden Vorstellungen anfangs so wirken, als ob sie aus ihren Verknüpfungen groſsentheils herausgetreten wären. Hiemit hängt der bekannte und so sehr auffallende Umstand zusammen, daſs der Traum sich an Ort und Zeit nicht kehrt, daſs er aus den verschiedensten Gegenden Menschen und Sachen zusammenführt, die nimmer zusammen seyn konnten, daſs er das Widersinnigste zugleich umfaſst, indem er gerade diejenigen, im Wachen sich augenblicklich aufdringenden, Umstände wegläſst, worin die Ungereimtheit liegt.

Aber wie heterogene, und selbst einander aufhebende Dinge der Traum auch zusammenknüpft: eine gewisse Art von Einheit besitzt er dennoch, und zwar gerade eine solche, die, aus begreiflichen Ursachen, den wachenden Zuständen äuſserst häufig mangelt. Denn während wir den Eindrücken der Auſsenwelt Preis gegeben sind, mischt der Zufall uns das Traurige in die Freude, und das Gleich-

Gleichgültigste mit dem Wichtigsten. Dagegen hat der Traum mehr Einheit der Gemüthsstimmung. Und dies ist wiederum sehr natürlich. Wir erfahren stets, auch während des Wachens, daſs Gefühle und Affecten am entschiedensten auf den leiblichen Zustand wirken; umgekehrt also wird es im Traume von den Zuständen des Leibes abhängen, welche Gemüthsstimmung, und hiemit welche Vorstellungen, oder wenigstens in welchen Modificationen durch heitere oder traurige Verknüpfungen, dieselben sollen aufgeregt werden. Die Art der Freyheit, und die Beschränkung, innerhalb deren den Vorstellungen vergönnt wird, sich zu reproduciren, diese wird sich nach derjenigen affectiven Beschaffenheit des Bewuſstseyns richten, die mit den leiblichen Zuständen jedesmal zusammenpaſst. So bekommt der Traum die Einheit eines Feenmährchens; um welche wohl hie und da ein Dichter sich vergeblich bemüht, weil er das Wachen, und dessen Gesetze, nicht los werden kann.

§. 162.

Indem ich mit diesen kurzen Andeutungen über Schlaf und Traum mich begnüge, — weil eine weitere Ausführung einerseits in noch unerforschte Tiefen der Mechanik des Geistes eindringen müſste, andererseits die näheren Bestimmungen ohne Zweifel groſsentheils von unbekannten physiologischen Gesetzen abhängen: glaube ich gleichwohl einigermaaſsen den Typus angegeben zu haben, nach welchem nicht nur dieser Gegenstand, sondern auch andere verwandte, müssen untersucht werden. Es kommt nämlich alles darauf an, daſs man die Grundgesetze des psychologischen Mechanismus wohl im Auge habe, und daſs man aus ihnen selbst zu erforschen suche, welche Modificationen sie ihrer Natur nach annehmen können, so daſs dadurch ihre Wirkung aus dem gewohnten Geleise gehoben, und dergestalt abgeändert werde, wie es die anomalischen Erfahrungen verlangen. In den gröſsten Irrthümern hingegen werden allemal diejenigen befangen bleiben, die in die Seele etwas fremdartiges kommen lassen, oder gar die psychischen Erscheinungen in irgend welche Organe des Gehirns verlegen. Nur zu oft hat man die äuſsern, entfernten Ursachen der Thatsachen des Bewuſstseyns verwechselt mit den Seelenzuständen selbst, aus welchen unmittelbar erklärt werden muſste, was in der innern Wahrnehmung vorkommt.

Ehe wir jedoch unsern Gegenstand ganz verlassen, ist noch nöthig, einer gewissen seltsamen Art von Träumen zu erwähnen, bey denen das Ich sich in verschiedene Personen zu spalten scheint; wie wenn Johnson im Traume sich in einem Wettstreite des Witzes befand, und dabey von seinen Gegnern übertroffen wurde; oder wenn ein Herr von Goens sich in die Schule zurückträumte, und dort von einem eifrigen Mitschüler die Beantwortung vorgelegter Fragen hören muſste, die er selbst schuldig geblieben war *). — Diese Art von Träumen ist sehr wichtig für die Theorie des Selbstbewuſstseyns. Zwar für den consequenten Idealisten ist hier nicht die geringste besondre Schwierigkeit. Ihm gilt der ganze Unterschied zwischen Schlaf und Wachen nur für Erscheinung. Daher lautet die Frage für ihn so: wie kommt das wachende Ich dazu, sich vorzustellen, daſs es also geträumt habe? Und diese Frage ist nicht viel schwerer noch leichter, als die ganz allgemeine, wie kommt das Ich überhaupt zur Vorstellung seiner zeitlichen und individuellen Existenz? — Allein wenn mit der realistischen Voraussetzung, daſs jene Träume als wirkliche Begebenheiten anzusehen seyen, sich die Annahme einer ursprünglichen Ichheit verbindet, vermöge deren alles, was im Innern vorgeht, unmittelbar ein Gegenstand der Selbstbeschauung seyn soll: dann ist das Räthsel in jenen Träumen unauflöslich, indem dieselben das Ich als ein sich selbst gänzlich entfremdetes, als ein Object, von welchem das Subject sich getrennt hat, darstellen. Wie kann man

---

*) Reil a. a. O. S. 94.

eine Sache wissen, und doch nicht wissen, daſs man sie weiſs? Ja gar sich einbilden, man wisse sie nicht, und mit dieser Einbildung sich selbst kränken? Hier scheitert der Kantische Satz, das Ich denke müsse alle unsre Vorstellungen begleiten können. Hätte es gekonnt: warum denn begleitete es nicht wirklich jene Träume, in denen noch obendrein das eigne Ich, also das Selbstbewuſstseyn, eine bedeutende Rolle spielte? Man wird doch nicht antworten, der Act des Selbstbewuſstseyns sey eine Aeuſserung der Spontaneität eines reinen intellectuellen Vermögens? Der also erfolgen könne oder auch nicht, vollständig ausgeübt werde oder minder vollständig, ohne weitern Grund? Denn die Vertheidiger der Spontaneität, deren einige zwar Freyheit und Ichheit innig genug verknüpfen, pflegen der Meinung zu seyn, der Traum sey ohne Spontaneität, er könne nicht zugerechnet werden, er sey das Werk irgend eines blinden Mechanismus. Diesem Mechanismus werden sie denn wenigstens erlauben, daſs es mit ihm gesetzmäſsig zugehe, daſs er vollbringe, was er aus zureichenden Gründen zugleich könne und müsse, und daſs ein Mangel im Vollbringen bey ihm allemal einen Mangel des Könnens anzeige. Also konnten jene Träumenden sich nicht finden als die Wissenden dessen, was sie mit unfreywilliger Liberalität ihren Rivalen in den Mund legten. Beym Aufwachen hingegen ergänzte sich ihr Selbstbewuſstseyn, ohne Zweifel eben so unfreywillig, und vielleicht mit einigem Verdruſs, und mit einer Art von Reue über die Plage, die sie sich angethan hatten, gleich als hätte es in ihrer Gewalt gestanden sich zu besinnen, daſs sie selbst es waren, welche die Kosten des ganzen Spiels bestritten.

Vergleichen wir nun unsre obige Theorie des Selbstbewuſstseyns: so zeigt sich bald, daſs diese Art von Träumen um nichts räthselhafter ist, als jede andre. Gleich zuerst wird uns einfallen, was sich von selbst versteht, daſs irgend ein Act des Subjectiven im Ich, oder genauer, irgend eine appercipirende Vorstellungsmasse die letzte seyn müsse, für welche das Uebrige zum Object wird, ohne daſs sie selbst das Object einer höheren wäre. Warum denn sollte das nicht diejenige seyn, in welcher die Beschämung ihren Sitz hatte, womit die Träumenden sich für übertroffen hielten? — Daſs sie es im Wachen nicht seyn könne, folgt sehr natürlich aus dem Gegensatze der äuſseren Welt und der inneren, den uns die Sinne unaufhörlich vergegenwärtigen, und durch welchen sie uns zwingen, alle unsre Vorstellungen, die zur Auſsenwelt nicht passen, in das Innere, in Uns selbst hinein zu verlegen. Ist einmal die ganze Scene für einen Traum erkannt, so muſs freylich zugestanden werden, man habe selbst alle Rollen gespielt. Wiewohl es dem Aberglauben auch hier nicht an der Ausrede fehlen würde, irgend ein Dämon habe im rechten Augenblicke mit eingesprochen, und die wirklich fehlende Kenntniſs supplirt. — Es ist in der That nur ein Schluſs, vermittelst dessen wir, im Wachen sogar, uns selbst für die Urheber unsrer plötzlichen Einfälle halten. Kein Andrer kann es seyn; also Wir! In den psychologischen Mechanismus, den wahren Urheber, schaut kein Selbstbewuſstseyn; und wie dergleichen Einfälle mit unserer Ichheit zusammenhängen, wissen wir schlechterdings nicht. Sondern es sind dies Bestimmungen, die in das Ich fallen, ohne darin zu haften; zufällige Elemente für eine Complexion, die, wenn man alles Zufällige von ihr abscheiden wollte, nichts übrig behalten würde. (§. 135.) Wohl uns, daſs es mit unsrer Seele besser beschaffen ist, als mit unserm Ich; dem man eine sehr unverdiente Ehre erwies, als man es über die Seele emporhob; als man diese zu entbehren beliebte, um sich an jenem zu halten!

Damit aber das Wunder jener Träume sich noch auffallender vermindere, wird es gut seyn, zu zeigen, daſs etwas Aehnliches auch im Wachen vorkomme, und daſs es sehr vielen selbst ausgezeichneten Köpfen, bloſs aus Mangel an Uebung in gewissen philosophischen Reflexionen begegnen könne. Ich nehme die Freyheit, als Beyspiel eine Stelle aus einem sehr schätzbaren Werke zu benutzen, mit der Bitte, daran weiter keine üble Nebenbedeutung zu knüpfen. In Herrn Autenrieth's Physiologie *) steht folgendes zur Widerlegung des Idealismus: „Wer in Gedanken den Kopf heftig gegen eine Thüre rennt, wird sich plötzlich überzeugt fühlen, daſs das Nicht-Ich schon anderwärts müsse gesetzt seyn, und daſs das Setzen oder Nicht-Setzen des Nicht-Ichs durch das Ich eines Philosophen zum Daseyn oder Nicht-Daseyn der Dinge auſser uns auf der Welt nichts beytrage." Abgesehen von dem hier durchblickenden Misverstande, als ob von einem willkührlich vorzunehmenden oder zu unterlassenden Setzen hiebey die Rede seyn könnte: hat Hr. A. vergessen, daſs der Idealist sich bey einiger Besinnung sehr bald sagen würde, die Thüre, und der Kopf, und der Schmerz, seyen, was sie für ihn ohne allen Zweifel sind, seine Vorstellungen; indem der Idealist gewohnt ist, überall das Ich denke beyzufügen, während wir andern freylich, im gemeinen Leben wenigstens, unsre Vorstellungen wie wirkliche Dinge zu betrachten und zu behandeln, und z. B. eine Thüre tausendmal zu öffnen und zu schlieſsen pflegen, ohne uns zu erinnern, wie unmöglich es ist, daſs wir das Ding an sich, welches hinter dieser Erscheinung stecken mag, jemals sehen oder fühlen könnten. Wenn aber es so groſse Schwierigkeit hat, daſs Jemand selbst in dem Augenblicke, wo er gegen die Idealisten disputirt, zu denjenigen höhern Reflexionen aufsteige, die man denselben durchaus nicht verweigern kann: warum soll es denn einem armen Träumenden nicht erlaubt seyn, auch einmal eine Apperception, die jedem Wachenden natürlich ist, auszulassen?

Wer dagegen in idealistischen Betrachtungen sich übt: der bildet in sich eine appercipirende Vorstellungsmasse, worin das Ich die Hauptperson ist, und die nun,

---

*) Theil III, S. 88.

auch lediglich vermöge eines psychologischen Mechanismus, beym wissenschaftlichen Denken wenigstens sich überall darbietet, und es nach ihrer Art verarbeitet. Der Idealist aber ist im Irrthum, indem er seine Leichtigkeit, alle seine Gedanken Sich zuzueignen, für ein wohlthätiges Durchbrechen der reinen Ichheit durch das Individuelle hält. Was er besitzt, was jenen Andern fehlt, was im Traume ausbleibt, weil Hemmungen statt der Veranlassungen da sind, das Alles steht unter den gleichen psychologischen Gesetzen.

§. 163.

Es ist für die ganze Psychologie im hohen Grade nützlich, wenn mit den auffallenden Anomalien in solchen Zuständen, worin offenbar der Leib vorherrscht, die minderen Fehler verglichen werden, die der gesunde, wachende Mensch vielfältig begeht. Oft genug scheint der Wachende zu träumen und wir sehen Tollheit ohne Wahnsinn auch auſser dem Irrenhause. Was wir Verstand nennen, nämlich in Beziehung auf das praktische Leben, das ist groſsentheils ein Werk der Gesetze und Sitten, der Erziehung und Gewöhnung und Uebung, ja selbst der blinden Befolgung irgend einer Auctorität. Genau, jedoch ohne Uebertreibung, zu erkennen, wie und in wiefern dergleichen Bande für die Menschheit im Groſsen nothwendig sind, ist in praktischer Hinsicht ein höchst wichtiger Punct für die Philosophie; die unter andern weit weniger mit der Geschichte zerfallen seyn würde, hätten ihr diese Einsichten nicht zu sehr, und obendrein zur Unzeit, gemangelt!

Man wolle mir daher verzeihen, wenn ich hier zwischen Traum und Wahnsinn einiges in die Mitte stelle, das zwar zu einer so schlechten Gesellschaft auf keine Weise kann verurtheilt werden, aber dennoch dem Forscher gegenwärtig seyn muſs, damit er seine Untersuchungen allgemein genug fasse, und in den heterogensten Zuständen dieselbe Seele und dieselben Gesetze des Vorstellens wieder erkenne.

Alles, was man Schwäche des Geistes nennen kann, wird sich entweder auf *Unwissenheit*, oder auf ein *Ausbleiben des rechten Gedankens im rechten Augenblicke* zurückführen lassen. Das letztere ist es, was uns jetzo beschäfftigt, denn die Unwissenheit ist überall kein psychologischer Gegenstand.

Das Ausbleiben des rechten Gedankens wird zur Ursache positiver Verkehrtheiten, wenn eine Vorstellungsreihe, die von jenem Gedanken würde zurückgehalten seyn, indem sie nun von der ihr nöthigen Hemmung frey bleibt, hervortritt, und sich auf eine Art äuſsert, die bey wiederkehrender Besinnung wird gemisbilligt werden.

Diejenigen Fälle, wo der rechte Gedanke zu wenig Energie besitzt, so daſs auch wenn er ins Bewuſstseyn tritt, er dennoch die entgegengesetzte Vorstellungsreihe nicht überwindet, sondern sich unter ihr beugt, müssen hier abgesondert werden; sie ergeben, im Theoretischen, Vorurtheile, im Praktischen, moralische Verderbniſs und eigentliche Bösartigkeit.

Aber verwandt mit Traum und Wahnsinn sind alle die Fälle, wo ein hinlänglich starker Gedanke dennoch seine Dienste versagt; *indem er mit der Vorstellungsreihe, die er nach sich bestimmen sollte, nicht gehörig zusammentrifft.*

Erwägen wir zuvörderst das Gegentheil, die *Besonnenheit*, in einigen Beyspielen! Man erwartet von einem klugen Kopfe, er werde in Umgangs-Cirkeln die Verhältnisse der gegenwärtigen Personen, so weit sie ihm bekannt sind, beachten, und kein Gespräch führen, das einem der Anwesenden unangenehm werden muſs. Von dem Schachspieler, daſs er die sämmtlichen Figuren in ihren möglichen Wendungen überschaue, und sich darnach richte. Von dem Staatsmanne, er überlege das Interesse einer jeden Macht und die Leidenschaften jedes Mächtigen; er spüre jeden möglichen Betrug, und es entgehe ihm kein Zeichen der ihm vortheilhaften oder nachtheiligen Gesinnungen. Von dem Mathematiker, er habe seine Formeln, von dem Philosophen, er habe seine Begriffe stets gegenwärtig, und bereit zu jedem passenden Gebrauche.

Das alles gehört sich so, es gebührt und geziemt sich, nicht etwan als ob es dem psychologischen Mechanismus in jedem nicht verstörten Kopfe also gemäſs wäre, sondern weil es zweckmäſsig ist und schicklich; man erwartet es aber unter gebildeten Menschen um so eher, weil eben um der Zweckmäſsigkeit und Schicklichkeit willen der psychologische Mechanismus dafür pflegt gebildet, darauf eingerichtet zu werden, welches bis auf einen gewissen Grad bey dem gesunden Menschen möglich ist.

Offenbar aber wird hier an diesen Mechanismus ein ihm fremdartiges Maaſs des Richtigen und Gesetzmäſsigen angelegt. Hier ist von einer Richtigkeit nach praktischen Regeln die Rede; ganz etwas Anderes sind die Naturgesetze der Mechanik des Geistes. Diese letztern können nicht erkranken; sie sind stets gesund, und stets dieselben, wenn sie schon bey veränderten Umständen die abweichendsten Resultate von denen ergeben, die man von dem gesellschaftlichen Menschen verlangt.

Daſs ein Gedanke genau in demselben Augenblicke ins Bewuſstseyn eintreffen sollte, wo die praktische Nothwendigkeit seiner Gegenwart entsteht: ist, nach mathematischer Strenge genommen, schlechterdings unmöglich. Auch in dem witzigsten Kopfe, dem die treffendsten Antworten stets zu Gebote stehn, bedürfen die Vorstellungen einiger Zeit zu ihrer Bewegung, wenn schon diese Zeit so kurz ist, daſs im Gespräch keine Lücke bemerkt wird, weil die Gedanken der andern Personen noch viel langsamer wandeln. Derjenige Witz aber, der eine Viertelstunde zu spät kommt, und in dessen Stelle sich, als es für ihn Zeit war, eine Plattheit drängte, giebt das erste Vorspiel zu den ernsthafteren Gebrechen, die man dem Menschen als Mängel der Besonnenheit anrechnet. Und jene Unbesonnenheit des groſsen Newton, der mit dem Finger einer Dame seine Pfeife stopfte, (wenn das Geschichtchen wahr ist,) giebt das Vorspiel zu allen Verirrungen des Wahnsinns, dem eine fixe Idee nicht erlaubt, die Gegenstände und Verhältnisse der Welt in ihrem wahren Lichte zu erblicken. Der nämliche Mann, dem Jenes begegnete, war vielleicht der besonnenste Sterbliche in seiner Wissenschaft.

Wenn nun die wissenschaftliche oder künstlerische Vertiefung alle heterogenen Vorstellungsreihen so stark hemmen, die Auffassung der äuſsern Wahrnehmung so sehr stören, wahrscheinlich auch den ganzen Organismus entschieden nach sich stimmen kann: um wieviel muſs die Verzögerung, ja die Ausschlieſsung der rechten Gedanken — derjenigen nämlich, die um einer praktischen Rücksicht willen die rechten genannt werden, — zunehmen, sobald nun noch irgend welche fehlerhafte physiologische Einwirkungen dazu kommen! sobald es dem Organismus an Geschmeidigkeit fehlt, dem nöthigen Wechsel der Vorstellungen gehörig begleitend nachzufolgen; sobald diejenigen Zustände, welche von den herrschenden Vorstellungsmassen herrühren, sich zu sehr bevestigen, um einem entgegengesetzten Antriebe leicht nachzugeben!

Noch andere Beyspiele, daſs ohne alle widrigen physiologischen Einflüsse, die gröſsten und gesundesten Köpfe der Unbesonnenheit zuweilen zum Raube werden, und daſs also da, wo im Wahnsinn dergleichen Erscheinungen caricaturmäſsig vergröſsert erscheinen, der leibliche Zustand nur vollendet, was der psychologische Mechanismus schon angefangen hatte, — liefert uns die Geschichte der Philosophie, in den Inconsequenzen der Systeme; die, was das merkwürdigste ist, eine nicht bloſs augenblickliche, sondern permanente Unbesonnenheit, einen ausgebildeten Vorstellungskreis, in welchem dennoch die Gedanken sich nicht gehörig durchdringen, uns vor Augen legen. Gesundheit des Geistes war ohne allen Zweifel in ganz vorzüglichem Grade das Eigenthum des ehrwürdigen Kant; dies beweis't alles, was man von ihm weiſs. Dennoch ist sein System in einem Hauptpuncte ein Beyspiel von Unbesonnenheit; und der Beweis hievon liegt in dem eigenthümlichen Gepräge der Philosophie unserer letzten Decennien. Beschäfftigt mit den Formen der Erfahrung, lieſs Kant die Frage nach dem Ursprunge der einfachen Empfindungen, der Materie der Erfahrung, anfangs auſser Acht; auch konnte und wollte er seine Kategorie der Ursache, die nur einen immanenten Gebrauch im Gebiete der Erfahrung haben sollte, nicht dazu anwenden, von den Dingen an sich zu sagen, und theoretisch zu behaupten, sie seyen die Ursachen unsrer sinnlichen Empfindungen. Dem gemäſs muſste von Dingen an sich bey ihm eigentlich gar nicht die Rede seyn; wie die scharfsinnigsten unter den Nachfolgern sehr bald bemerkten. Wie kam denn Kant zu der oft wiederhohlten, und ausdrücklichen Behauptung, daſs den Erscheinungen gleichwohl Verstandeswesen (Dinge an sich,) correspondiren? Seine Glaubensartikel, die um des moralischen Interesse willen angenommen wurden, führten ihn wieder in diese Gegend. So kam ein freyer, ein unsterblicher Geist, so die Ueberzeugung von Gottes waltender Weisheit, in das System. Aber auch die Dinge an sich, von denen die Sinneserscheinungen, nach Abzug der Form, ihren Ursprung haben sollten? Waren diese auch ein Glaubensartikel? Was konnte es dem moralischen Interesse schaden, die Materie sowohl als die Form der Erfahrung aus dem eignen Selbst entspringen zu lassen? — So fragten sich Fichte und Schelling beym Beginn ihrer Arbeiten, und es ist bekannt genug, daſs beyde, besonders aber der erste, Anfangs hierin ihre leitende Idee fanden. Unter der damals sehr allgemein verbreiteten Voraussetzung, die Kantische Lehre sey der Hauptsache nach die wahre, glaubte Fichte den rechten Weg einzuschlagen, indem er suchte, die Kantische Philosophie von den Dingen an sich zu befreyen. — Und unbegreiflich würde es immer bleiben, wie Kant jene Unzierde seines Systems nicht gewahr geworden sey, wenn nicht eine Association hiebey gewirkt hätte. Eine reale Seele, eine reale Gottheit, schienen in die allgemeinere Annahme von Dingen an sich hineinzugehören. Unter den Flügeln von jenen erhabenen Gegenständen nahmen auf diese sehr gleichgültigen wieder ihren alten Platz ein. Dies hätte nicht geschehn können, wäre mit mehr Schärfe der sonst so tief eingeprägte Gedanke, nichts Uebersinnliches einzulassen, wofür nicht das moralische Gesetz volle Bürgschaft leiste, auch hier durchgedrungen. Und so haben wir denn wiederum ein Ausbleiben des rechten Gedankens an der rechten Stelle, ungeachtet derselbe Gedanke vorhanden, und mit ausgezeichneter Stärke gerüstet war. Die anfängliche Richtung des Systems führt uns abwärts von den Dingen an sich, die nachmalige kehrt zu ihnen zurück. Wie konnte nun der groſse Denker ein solches System in seinem Geiste tragen? Wie, wenn nicht so, daſs abwechselnd sein Denken bald an den vorderen, bald an den hinteren Fäden fortlief, und daſs er gleichsam ein zwiefaches Bewuſstseyn für die verschiedenen Theile seiner Lehre, sich angebildet hatte.

Nach einem so ausgezeichneten Beyspiele wird man kaum verlangen, daſs ich noch in niederen Regionen des gemeinen Denkens ähnliche Fälle nachweise. Man muſs wenig auf Menschen geachtet haben, wenn man nicht weiſs, daſs sie sehr gewöhnlich mehrere Gedankenmassen im Kopfe haben, die sich gegenseitig nur mangelhaft bestimmen und durchdringen, und die, ungeachtet sie im Widerspruche stehn, sich doch höchst friedlich in der Einen Wohnung neben einander befinden.

§. 164.

Dennoch erhebt sich groſse Verwunderung, wenn nach vergröſsertem Maaſsstabe ähnliche Erscheinungen bey Kranken zu sehen sind. Nachdem Reil*) die Geschichte eines gebildeten Frauenzimmers erzählt hat, das in einem periodischen Wahnsinn sich für eine flüchtige Französin hielt, und mit vorzüglicher Feinheit diese Rolle spielte, von der sie selbst allein getäuscht wurde: setzt er, in Beziehung auf ihre getheilte Persönlichkeit (denn sie war abwechselnd Teutsche und Französin, jedes für sich im Zusammenhange, keins in Verbindung mit dem anderen,) den Ausruf hinzu: „Wer soll diese Geschichte erklären? der Materialist oder der „Spiritualist nach den reinen Grundsätzen der „Psychologie? Ich fürchte, seine Kunst scheitert an diesem Phänomen.“

---

*) a. a. O. S. 75.

Das erste, was wohl Jedem hiebey einfällt, ist die bekannte Thatsache, daſs auch ohne Wahnsinn der Traum manchmal ähnliche Erscheinungen darbietet. Die Träume einer Nacht werden oft genug in der andern fortgeträumt. Verschiedene körperliche Zustände rufen verschiedene Vorstellungsmassen auf; jede von beyden bildet sich für sich allein aus, unbekümmert um die andre und von derselben unberührt.

Ich kann mich hier der Frage nicht erwehren: was wohl in den Köpfen der Schulknaben vorgehn möge, die an Einem Morgen durch eine Reihe heterogener Lectionen herdurch getrieben werden, deren jede sich am folgenden Tage mit dem gleichen Glockenschlage wiederhohlt und fortsetzt. Sollten diese Knaben wohl die verschiedenen Gedankenfäden, welche da gesponnen werden, unter einander, und mit denen der Erhohlungsstunden, in Verbindung bringen? Es giebt Erzieher und Lehrer, die das mit einem wunderbaren Vertrauen voraussetzen, und deshalb weiter nicht bekümmert sind.

Ferner, was ist wohl der Geisteszustand des Musikers, der die ganz eigenthümliche Gedankenreihe seiner Kunst, nur in wenige, und sehr zufällige Verbindungen mit andern Gegenständen bringen kann? Wer musikalische Phantasie hat, wird wissen, daſs diese besonders in recht heitern Stimmungen sehr gewöhnlich ihrem Triebe folgt, und selbst eine vielstimmige Musik im Innern aufführt, ohne den geringsten Zusammenhang mit den übrigen Gedanken, die ihren eigenen Gang in der nämlichen Zeit fortgehn. Dieses möchte bald noch wunderbarer scheinen (obgleich es an sich nicht wunderbar ist, da die beyden Vorstellungsreihen einander nicht hemmen, wenn nicht mittelbar durch den von beyden afficirten Organismus,) noch wunderbarer, sage ich, als die abwechselnden Vertiefungen des Künstlers in seine musikalischen Studien und in die Geschäffte des Lebens, die auch einander nichts mittheilen.

Soll ich endlich bis zu den Personen kommen, die in der Kirche eine periodische Frömmigkeit empfinden, in andern Zeiten andre periodische Stimmungen haben, ohne gegenseitigen Einfluſs zwischen diesen und jener?

Jedoch, zurück zur aufgegebenen Frage. Bevor ich die Beantwortung wage, ersuche ich den Leser, sich das Gefühl der Anstrengung zu vergegenwärtigen, was wohl Jeder, in den Augenblicken empfunden hat, da von einer, etwas lebhaft verfolgten Beschäfftigung, ein plötzlicher Uebergang zu einer andern soll gemacht, und hiebey wohl gar die Erinnerung an die frühern soll vestgehalten werden. Zum Beyspiel, einer etwas schweren Integration, die bis auf die Bestimmung der Constante fertig ist, soll jetzt diese, mit Rücksicht theils auf die vollbrachte Rechnung, theils auf andre verwickelte Umstände, beygefügt werden. Oder, verständlicher zugleich und passender, ein Lauf in einer Claviermusik ist jetzt eben mit der linken Hand eingeübt; nun soll die rechte mitspielen. Wie erklären wir das hiebey nicht selten eintretende Gefühl der Anstrengung? Zuweilen erinnert in dergleichen Fällen eine Spur von Kopfschmerz daran, daſs hier der Organismus Mühe habe, seine begleitenden Bewegungen auch noch auf den Zusatz einzurichten, den der Geist zu seiner vorigen Thätigkeit zu machen im Begriff ist. Und Niemand wird das unerwartet oder seltsam nennen, denn wie sollte es anders seyn, bey dem Causalverhältniſs zwischen Leib und Seele. — Gleichwohl soll das kranke Frauenzimmer, dessen Reil erwähnte, sich in dem Augenblicke, da sie sich als Deutsches Mädchen denkt, nicht bloſs ihrer französischen Persönlichkeit erinnern, sondern darüber die Deutsche nicht verlieren; welches offenbar nothwendig ist, damit sie inne werde, sie habe geschwärmt. Bedenken wir doch, daſs sie krank ist! Wie soll sie die Anstrengung aushalten, nicht bloſs des Wechsels der Gemüthslagen, sondern der Aufhäufung einer auf die andere, ja gar der Stöſse, die es geben muſs, damit eine die andre Lügen strafe? Es ist alles mögliche, (allein eben nicht zu erwarten,) wenn sie nach ihrer Genesung neben ihrer wieder bevestigten Deutschen Persönlichkeit noch den Gedanken an die französische tragen kann, — wenn sie alsdann irgend etwas weiſs, von allem, was die Französin gethan und gesprochen hat. So erinnert sich freylich der Gesunde seines Traums, weil der Organismus nachgiebig genug ist gegen den Zusammenstoſs der widerstrebenden Gedankenreihen, und sich bey der Gelegenheit durch Lachen Luft macht. Wer aber nicht aufgelegt ist zum Lachen, dem wird jede Revision seiner früheren Verkehrtheiten entweder peinlich oder unmöglich.

Man wird nun hoffentlich einsehn, daſs weder diese noch ähnliche Geschichten die geringste Schwierigkeit haben. Das *Nil admirari* taugt zwar als Maxime nichts, denn es tödtet die Keime der Forschung; aber ich bekenne, daſs, wo es nicht nach vollbrachter Untersuchung, sich als Probe wahrer Einsicht von selbst einfindet, mein Zutrauen zu dieser Einsicht ziemlich beschränkt ausfällt.

§. 165.

Die Hauptsache, wird vielleicht jemand sagen, sey noch unerklärt geblieben. Denn das Vorstehende beziehe sich nur auf den Umstand, daſs die entgegengesetzten Gemüthszustände nicht in Ein Bewuſstseyn zusammenkamen, wobey sie sich würden lebhaft gehemmt, und den Organismus in eine für jetzt unmögliche Spannung gesetzt haben. Allein es bleibe die Frage übrig, wie überall eine Umtauschung der Persönlichkeit denkbar sey, wie Jemand ein anderes Ich, als das seinige, haben könne?

In der That, die Betrachtung dieses Punctes ist noch vorbehalten. Sie bezieht sich nämlich nicht auf das Eigenthümliche jener Geschichte, sondern auf alle die so sehr gewöhnlichen Fälle des Wahnsinns, wo der Mensch sich für einen Andern hält, als der Er ist. Und wir gehen hiemit über zu demjenigen, was über den Wahnsinn in der Kürze noch zu sagen ist, um die Anwendbarkeit unsrer Principien auch auf diesen Gegenstand zu zeigen.

Zuerst wolle man sich aus den obigen Untersuchungen erinnern, daſs die Ichheit, wie sie bey allen sich selbst vorstellenden Wesen vorkommt, gar keine bestimmte Individualität erfordert, sondern nur irgend eine, welche übrigens in ihren nähern Bestimmungen vom Zufall abhängt, der ihre mannigfaltigen Bestandtheile zusammenhäuft. Man wolle sich aus der Erfahrung erinnern, wie die Ichheit sich bey einem und demselben Menschen von seiner Kindheit bis zu seinem Alter gleichsam fortschiebt auf den verschiedenen und heterogenen Gefühlen, Wünschen, Thaten, Gedanken, äuſseren Verhältnissen, die er im Laufe der Zeit allmählig zu seinem Selbst hinzurechnet. Man wolle bemerken, wie vielfach verschieden der Mensch sogar im Laufe einer Stunde seine Person ansieht, indem er sich bald als Geschäftsmann, bald als Familienglied, bald vielleicht als körperlich leidend, u. s. w. auffaſst; oder indem aus der ganzen höchst zusammengesetzten, und nicht durchgehends vest verbundenen Complexion, die das individuelle Ich ausmacht, bald dies bald jenes mehr im Bewuſstseyn sich hervorhebt. Jede etwas beträchtliche Vorstellungsmasse enthält ohne Zweifel irgend eine Auffassung der eignen Person; und die Vorstellung Ich kommt im Menschen so vielemal zu Stande, daſs er nothwendig eine vielfältige Persönlichkeit bekommen müſste, wenn nicht bey gesunder Besonnenheit alle Vorstellungsmassen einander gegenseitig bestimmten und sich so mannigfaltig unter einander verknüpften.

Nun denke man sich den allmähligen Uebergang des Verständigen zum Wahnsinn. Drückende Körpergefühle machen ihn mehr und mehr untauglich zu seinen gewohnten Verrichtungen; er findet sich nicht mehr als den thätigen, planvollen, seiner Verhältnisse mächtigen Menschen, als den er sich sonst dachte. Dagegen müssen jene Körpergefühle mit aufgenommen werden in die Angabe dessen, was er als sein eignes Selbst kennt. Diese geben ohne Zweifel die Grundlage zu einer neuen Individualität, welche nur braucht von den Erinnerungen an die Vergangenheit losgerissen zu werden, und mit neuen Gedankenmassen in Verbindung zu treten, um ein Ich zu ergeben, das mit dem frühern nicht zusammenhängt.

Um die losreiſsende Kraft aber, wodurch das eine vom andern getrennt, und eben deshalb das neu entstehende Ich solcher Bestimmungen fähig werden soll, die dem alten gerade widersprechen, — um diese Kraft sind wir hier gewiſs nicht verlegen. Es ist dieselbe, welche überhaupt so oft die Gedankenfäden des Wahnsinnigen zerschneidet, welche sein Benehmen und Sprechen mehr oder minder desultorisch und inconsequent macht; dieselbe, durch welche es unmöglich wird, daſs viele verschiedene Vorstellungsmassen zugleich in seinem Bewuſstseyn gegenwärtig seyen, und auf einander einwirken. Es ist die physiologische Hemmung des Vorstellens, welche die Krankheit mit sich bringt. Wenn diese sich mit irgend einer phantastischen Aufregung vereinigt, so haben wir zwey Kräfte, von denen alle Erinnerungen der frühern Ichheit auf die Schwelle des Bewuſstseyns können getrieben werden. Die jetzigen Körpergefühle, sammt der eben vorhandenen Phantasie, ergeben um so sicherer ein neues Ich, je vester sie sich unter einander compliciren

pliciren, das heiſst, je ungestörter sie mit einander eine Zeitlang haben im Bewuſstseyn verweilen können.

Daſs es in einem solchen Zustande nicht an der Ichheit überhaupt fehlen werde, leuchtet unmittelbar ein. So lange noch der Mensch seine Glieder kennt und willkührlich bewegt, so lange er sein Sprechen vernimmt, versteht, und darin seine Gedanken wiederfindet, eben so lange sind die ursprünglichen Grundlagen vorhanden, worauf in der frühen Kindheit die Ichheit erbauet wurde.

Und daſs hieran die erste beste Phantasie sich vest hänge, — mit allen den Fäden, welche aus ihr im Verlauf der Zeit können gesponnen werden, — dies darf nach der bekannten Entstehungsart aller Complexionen kein Wunder nehmen.

Wenn aber die äuſsern Umstände, z. B. das Irrenhaus mit allem seinen Elende, den Wahnsinnigen, der sich König glaubt, nicht von der Täuschung heilt, so ist das die natürliche Folge von der Unfähigkeit des Kranken, seine Gedanken in ihrem ganzen Zusammenhange zu entwickeln, und hiedurch das Widersprechende wahrzunehmen, was sich aus ihnen ergiebt. Dies ist gerade wie im Traume. Ich erinnere mich eines sehr lebhaften Traums, der mich in ein offenes Grab hinabsehen lieſs. Aber wo war dieses Grab? Nicht auf ebener Erde, sondern auf dem obersten Boden eines Hauses. Jeder Wachende weiſs, daſs man in die Bretter nicht graben kann; die beyden hier aufgeregten Vorstellungen würden, gehörig verfolgt, einander aufgehoben haben. Kann nun die physiologische Hemmung die allernächsten räumlichen Associationen so gänzlich abschneiden: wieviel mehr Mühe würde der Wahnsinnige haben, aus dem Betragen der Umgebung zu lernen, er sey nicht König!

Es scheint demnach, daſs die Geistesverrückung in Ansehung des Selbstbewuſstseyns keine besondre Schwierigkeit habe, und daſs aus den Untersuchungen über das Ich, als über das Product, nicht eines reinen intellectuellen Seelenvermögens, sondern vieler einzelnen, auf bestimmte

Weise unter einander verbundenen Vorstellungen, — sich die Möglichkeit jener Verrückung hinreichend erkennen lasse. Und hiemit sind wir an diejenige Gränze unsrer ganzen Abhandlung gelangt, die wir uns gleich Anfangs gesteckt hatten. Das Ich sollte unsre Arbeit anfangen und endigen, es sollte gleichsam dem Rahmen hergeben, mit dem wir sie einfassen wollten. Der abstracte Begriff des Ich, wie ihn die Speculation auffaſst, ehe sie noch seine Beziehungen kennt, gab uns den Anfangspunct; erst nach einem langen Laufe der Untersuchung konnten wir mit Erfolg die Analysis des Selbstbewuſstseyns vornehmen, und am Schlusse beschäfftigten uns dessen Mängel im Traume und Verrückungen in Krankheitszuständen.

Da wir jedoch auf unserm Wege weit mehrere Gegenstände, als nur das Selbstbewuſstseyn, berührt haben, so wird es erlaubt seyn, noch einige wenige Schritte über die gesteckte Gränze hinaus zu thun, um in jeder Rücksicht zum Schlusse zu gelangen.

§. 166.

Zuvörderst noch einige Betrachtungen über Geisteszerrüttungen. Ich knüpfe dieselben an die Eintheilung, welche Pinel in seinem *traité ſur l'aliénation mentale* *), und mit weniger Veränderung Reil *) gegeben haben. Der letzte unterscheidet fixen Wahn, Tobsucht, Narrheit und Blödsinn, indem er Pinel's drittes Theilungsglied, eine Complication der beyden ersten, wegläſst. Wir können also die noch übrigen vier Glieder als eine, von beyden gemeinschaftlich vestgesetzte Classification, zwar nicht der Kranken, wohl aber der Begriffe, unter welchen die Krankheiten zu subsumiren seyen, annehmen. Und in der That sind die Unterscheidungsmerkmale sehr bestimmt und brauchbar auch für die philosophische Betrachtung.

---

*) S. 137. bis 176.

**) a. a. O. S. 305.

Unter den angegebenen Arten hebe ich zuerst die Tobsucht heraus; (*manie sans delire* nach **Pinel**.) Bey dieser steht das Psychologische und Physiologische noch beynahe getrennt. In den Anfällen derselben empfindet der Kranke, der seines Verstandes mächtig ist und bleibt, ein Brennen im Unterleibe, welches allmählig sich fortpflanzt zur Brust, zum Halse, bis ins Gesicht und in die Schläfen, mit sichtbaren Zeichen von heftigem Andrange des Bluts; endlich ins Gehirn, wobey sich eine blinde Wuth erhebt, jeden Nahestehenden zu mishandeln, ja selbst die geliebtesten Personen zu morden. Der Rasende verabscheut in diesem Zustande sich selbst, er warnt, man möge ihm ausweichen, da er nicht im Stande sey, sich zu zügeln, sondern von einer unwiderstehlichen Gewalt sich fortgerissen fühle.

Sehr richtig ohne Zweifel bemerkt **Reil**, daſs hier die Krankheit nicht in der Seele, sondern im Körper ihren Sitz habe. Denn daſs ein heftiges, beym ersten Anfalle unbekanntes, Körpergefühl sich eine Vorstellungsreihe anknüpfe, die eigentlich damit in gar keiner nothwendigen Verbindung steht, sondern jetzt erst eine Complication mit jenem Gefühle eingeht, das kann man unmöglich Krankheit nennen. Gerade das nämliche ist der Fall beym Geschlechtstriebe, der nur nicht das Unwiderstehliche mit der Tobsucht gemein hat; übrigens aber uns eben so vergeblich bey der Frage verweilen machen würde, was für ein innerer Zusammenhang sey zwischen solchen Gefühlen und solchen Gedankenreihen und beabsichtigten Handlungen? Der Tobsüchtige hat früherhin vom Morden gehört, er hat sich eine dunkle Ahndung gebildet, wie einem Mörder zu Muthe seyn möge; keine andre Vorstellungsreihe ist mit ähnlicher Affection verbunden, daher tritt diese Ahndung hervor, die noch am ersten mit dem jetzt vorhandenen Körpergefühl eine Aehnlichkeit der Stimmung hat, — und die unglücklichste aller Complexionen ist fertig! Beym Geschlechtstriebe hilft offenbar die Natur noch auf andre Weise nach, damit die rechte Complication zu Stande komme; dennoch sind Fälle von Verirrungen bekannt, selbst von solchen, die schlechterdings mit keiner möglichen Wegschaffung des physischen Reizes zusammenhängen *). Sie würden noch häufiger seyn ohne die Romane, die bey ihren of schlimmen Diensten doch schon aus diesem Grunde, und abgesehen vom poëtischen Werthe, den die allerwenigsten besitzen mögen, Etwas für sich haben; obgleich si bey einer vernünftigen Jugendbildung entbehrlich sind.

Das gerade Widerspiel in Rücksicht des angegebenen Hauptpuncts, bietet uns, der unvermischten Tobsuch gegenüber, die Narrheit dar. Während in jener de psychologische Mechanismus seine Integrität beybehält, ist er in dieser nicht mehr zu erkennen. Wenn diejenigen, die sogern die Seele in dem ganzen Körper vertheilen, oder doch alle Ereignisse im Bewuſstseyn zum Resultat der Gesammtwirkung des Nervensystems machen möchten, — in dem Buche der Erfahrung lesen wollen, was aus ihrer Hypothese folgen müſste: so mögen si die Beschreibungen der Narrheit lesen. Bey dieser sind zwar, wie sich versteht, alle Vorstellungen nur in de Einen Seele; und, was mehr ist, die Seele dominirt noch immer die Bewegungsnerven; indem der Narr, wenn e geht eine Sache zu hohlen, noch Hand und Fuſs und Auge nach der nämlichen Gegend hin richtet, und wenn er spricht, die Sprachwerkzeuge in eine zusammenpassende Bewegung versetzt. Aber kein Princip der Einhei für die Gedanken ist jetzt in der Seele. Alle Vorstellungen schwimmen wie auf einem Meere zerstreut umher. Keine Reproductionsfolge kann sich abwickeln, keine appercipirende Vorstellungsmasse thut ihre Wirkung; kaum wird noch selten einmal ein Urtheil zu Stande gebracht. Schlechterdings ohne Regel scheinen die Phantasieen ihren burlesken Tanz zu halten, ohne Grund die

---

*) Beyträge zur Beruhigung und Aufklärung u. s. w. von Johann Samuel Fest. 1789. Erster Band. S. 327.

verschiedenartigsten, vereinzelten Bilder vor die Seele zu treten. Daſs nun gleichwohl die physische Natur niemals gesetzlos wirkt, daſs auch in der ärgsten Narrheit alles in der Seele und im Leibe so geht wie es eben kann und muſs: das wird kein Naturkenner bezweifeln. Nur ihre Zweckmäſsigkeit hat die Natur hier ausgezogen. Wir sehn nun, daſs die organische Natur auch auf unzweckmäſsige Weise noch leben kann. Wir sehen, es ist möglich, daſs statt eines psychologischen Mechanismus, welchem das Gehirn diene, eine Gesammt-Mechanik für die Seele und für das Nervensystem eintrete! Bey dieser nämlich mag eher in jedem andern Elemente des Systems, nur nicht in der Seele, die Einheit aller innern Zustände nach eignen Gesetzen vorhanden seyn; nun mögen die Sehenerven, den früher erhaltenen Eindrücken gemäſs, Gesichtsvorstellungen, und die Gehörnerven Tonvorstellungen veranlassen, so daſs die Seele, nach gewechselten Rollen nur die begleitenden innern Zustände daran füge, was sonst in Beziehung auf sie, den sämmtlichen Elementen des Gehirns zukam. Oder vielmehr, jene Einheit ist jetzt höchst wahrscheinlich nirgends zu finden; es geht in dem ganzen Nervensystem, die Seele mit eingeschlossen, wie in einer allzu zahlreichen deliberirenden Versammlung, wo zwar Jeder für sich allein einen Plan verfolgen würde, wenn er ungestört bliebe, alle zusammen aber nicht einmal einen Plan entwerfen, vielweniger ausführen können, weil bald diese bald jene Meinung überwiegt, und Alle doch Etwas zu den endlichen Beschlüssen wollen beygetragen haben.

Wer nicht einsieht, daſs gerade nach diesem Bilde auch im gesunden Zustande das Treiben in Seele und Leib gehen würde, wenn alles Mannigfaltige, und gar Auſsereinander-liegende, des Nervensystems, jedes nach seiner Art, und auf demokratische Weise, zusammenwirkte, um die Zustände des Bewuſstseyns zu ergeben: der sehe zu, woher das Princip der Einheit, während des vernünftigen Daseyns, kommen soll, vermöge dessen, Handlungen, Begehrungen, Gedanken in einem klugen und charaktervollen Manne sich zweckmäſsig an einander fügen. Aus der gröbern Structur des Gehirns ist da nichts zu erklären; diese bleibt dem Narren wie dem Weisen; mit Bewegungen irgend welcher Flüssigkeiten ist nicht viel auszurichten, denn die sind keine Vorstellungen, weder thörichte noch verständige; man wird in dem Innern der Elemente für seine Hypothesen Platz suchen müssen; und am Ende, weil die Einheit aus dem Vielen nicht kann zusammengesucht werden, sich gefallen lassen müssen, sie in Jedem der Elemente anzunehmen; mit Einem Worte, man wird den sämmtlichen Elementen des Nervensystems diejenige zweckmäſsige Einheit ihrer innern Zustände zugestehen, die man Anfangs der Seele versagte, und die Richtigkeit eines jeden noch so unbedeutenden Gedankens von allen diesen Elementen abhängig machen; wobey nichts, als nur die gerechte Verwunderung gewonnen wird, daſs eine so höchst complicirte Einrichtung nicht öfter sich verwirre, und daſs nicht eine ungleich gröſsere Anzahl von Narren in der Welt sey, als von Leuten, die ihr leidliches Maaſs von Verstande besitzen!

Uebrigens sage ich dies den Physiologen, welche das Räumliche als ein reales Vieles ansehn. Diejenigen, welche sich auf eine übersinnliche Einheit berufen, von der das Viele die Erscheinung sey, finden ihre Widerlegung nicht hier, aber wohl in den ersten Vorbereitungen zur Metaphysik.

Auch bescheide ich mich, diejenigen nicht überzeugen zu können, welche aus den frühern Untersuchungen dieses Buches nicht erkannt haben, wie wenig räthselhaft der richtige Gang des Denkens dann ist, wenn man nur den natürlichen Lauf der Vorstellungen, als Selbsterhaltungen in einem einfachen Wesen, ungestört seinen eignen Gesetzen folgend sich denkt, die physiologischen Einflüsse aber, wenn sie übermächtig werden, als die Urheber der Anomalien in diesem Laufe ansieht. Die hierin nicht einstimmen, werden immer die Psychologie als das Land der Wunder betrachten, und zufrieden seyn, wenn der Vortrag dieser Wissenschaft lautet wie ein artiges Mährchen, worin die Seelenvermögen die Rollen der Dämonen und der Feen spielen.

Doch für diejenigen, die in solchen Fällen sich ganz kurz mit der Weisheit und Güte Gottes helfen, habe ich noch eine Frage. Indem ich mich ausdrücklich mit ihnen vereinige in der Annahme, daſs diese Weisheit unsern organischen Leib zweckmäſsig zum Leben gebildet hat; indem ich dieser Weisheit den Gehorsam des Nervensystems gegen die Seele im gesunden Zustande, verdanke, (nach §. 157. und 158.), frage ich, nicht eines religiösen Zweifels wegen, sondern aus Liebe zur wahren Psychologie: warum denn hat Gottes Heiligkeit nicht eine solche Gesammteinrichtung des Organismus getroffen, daſs, wenn einmal die Richtigkeit des Denkens, dann auch die Sittlichkeit der Gesinnungen, die Rechtlichkeit der Handlungen, hieraus hervorgehe? Warum ist nicht der Gegensatz der Narrheit und des gesunden Verstandes zugleich der zwischen Bosheit und Güte? — Für aufmerksame, und mit mir einige, Leser dieses Buchs, giebt es keine solche Frage.

§. 167.

Minder auffallend für den Psychologen, und zum Theil minder traurig, ist das Schauspiel des Blödsinns, als jene der Tobsucht und Narrheit. Der psychologische Mechanismus ist beym Blödsinnigen noch zu erkennen, aber er ist verkrüppelt. Was im Laufe der Zeit aus dem Menschen werden sollte, das ist nicht geworden, er ist ein Kind geblieben, — oder, beym später eingetretenen Blödsinn, in die Kindheit zurückgeworfen. Diese Ansicht des Blödsinns, als einer ausgebliebenen oder verschwundenen Bildung ergiebt sogleich, was die Erfahrung bestätigt, daſs diese Art von Geisteszerrüttung mehr als die andere, der verschiedensten Grade fähig ist, und daſs auch ihre Unterschiede fast nur Gröſsen-Unterschiede sind. Beym vollkommenen Kretin steht die Seele noch auf dem nämlichen Puncte, auf welchem sie etwan bey der Geburt seyn mochte. Gar nichts von Complicationen und Verschmelzungen der Vorstellungen ist zu Stande gebracht, nirgends ist es bey der Hemmung der letztern auf sie selbst angekommen; dagegen hat auch der Organismus nicht, wie in der Narrheit und Tobsucht, Vorstellungen und Gefühle herbeygeführt; sondern die reine Negation des Vorstellens hat Alles, beynahe bis auf die einfachsten, unmittelbaren Sensationen des Augenblicks, erdrückt und getödtet. Der Kretin kennt oft nicht einmal die Theile seines Leibes; er mishandelt sich selbst, und leidet den grausamsten Drang körperlicher Bedürfnisse, ohne sie zu befriedigen.

Es ist ein sehr merkwürdiger, und Vieles aufklärender Umstand, dafs nur der Blödsinn allein unter den Geisteszerrüttungen als angeboren vorkommt. Die andern Arten sind mit der Kindheit, wie es scheint, unverträglich. Wenigstens fand Pinel in Bicètre, nach einem zehnjährigen Register, keinen Verrückten unter funfzehn Jahren. Hieraus sieht man, dafs die andern Arten der Verrückung Verderbnisse dessen sind was vorhanden war; der Blödsinn hingegen als ein blofser Mangel von der ersten Kindheit an existiren kann. Der Blödsinnige ist ein Zwerg am Geiste. Die geringeren Grade des Blödsinns können kaum anders als angeboren vorkommen. Denn wo derselbe im Laufe des Lebens entsteht, sey es unmittelbar oder als Verschlimmerung des fixen Wahnsinns und der Tobsucht, da mufs eine sehr heftige Gewalt so zerstörend auf die früher gewonnene Bildung gewirkt haben, dafs schwerlich irgend etwas anderes als unbrauchbare und im Wege liegende Trümmer davon übrig bleiben können. Hingegen der Blödsinn von Kindheit auf kann so gelinde seyn, dafs er blofs eine auffallend beschränkte, dennoch gewissermafsen in sich abgerundete Bildung darstellt. Ich habe dieses in frühern Jahren sehr genau an einem Verwandten bemerken können, der zwar zu eigentlichen Geschäfften untauglich war, aber völlig brauchbar und willig zu kleinen häuslichen Verrichtungen von mancherley Art, und zu Zeiten selbst unterhaltend durch sein Gespräch, welches einen ziemlich ausgedehnten Gedankenkreis, und einen unerwartet beträchtlichen Grad von Beobachtungsgeist verrieth. Ich kann mir nicht als möglich denken, daſs ein ähnlicher Geisteszustand auf eine frühere Ausbildung als Zerzüttung derselben folge. Man würde einen verkehrten Gebrauch der Reste von jener Bildung bemerken, dergleichen bey Jenem nicht statt fand, indem er sich vollkommen dem Verhältnisse angemessen betrug, in welchem er sich einmal befand.

Eben diese Erfahrung hindert mich zu glauben, daſs *Reil* das Rechte getroffen habe, indem er vorzüglich die Urtheilskraft als das Fehlende im Blödsinn bezeichnet. Dazu kommt die ohnehin fehlerhafte Absonderung der Seelenvermögen, auf welche der angeführte Schriftsteller sich gerade beym Blödsinn nur darum scheint eingelassen zu haben, um sich weiterhin vergebliche Mühe zu machen, das unrichtig Getrennte wieder zusammenzufügen.

Bedenken wir, daſs jeden Menschen ohne Ausnahme seine Geistesbewegungen *Zeit* kosten, so haben wir sogleich, jenseits der gewöhnlichen Mitte, auf der einen Seite das Genie, und zwar das universelle, wenn nicht nähere Bestimmungen hinzukommen, und auf der andern den Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken. Das Genie erreicht bloſs durch seine Schnelligkeit manche Combinationen, die dem gewöhnlichen Menschen nicht einfallen; und der sehr langsame Kopf läſst auch die leichtesten Bemerkungen aus, weil die Welt, die seinetwegen nicht langsamer geht, und die periodischen Bedürfnisse seines physischen Lebens, die der gewöhnlichen Regel folgen, ihm theils die Anlässe zum Denken zu schnell vorüber führen, theils ihn unterbrechen und verwirren, ihn beschämen und niederdrücken. Man bemerke nur die Verlegenheit und den Unmuth des

Schülers, dem der Unterricht zu schnell geht; und ermesse alsdann den Taumel dessen, dem von Kindheit an Alles zu rasch vorüberfährt! Wird dieser Taumel etwas anderes seyn als Blödsinn?

Der angegebene Umstand scheint mir wenigstens beym angebornen gelinden Blödsinn der wichtigste; und überdies ist der Gedanke, daſs die Zeit, welche der psychologische Mechanismus verbraucht, durch den physiologischen Einfluſs verlängert werde, so einfach und fruchtbar, daſs er wohl verdienen möchte, zuerst und vorzugsweise, wenn auch nicht einzig und allein, bey näheren Untersuchungen dieses Gegenstandes erwogen zu werden.

§. 168.

Ich komme zuletzt zu dem eigentlichen Wahnsinn, der, wenn auch nicht immer, doch wohl in den meisten Fällen, durch eine fixe Idee bestimmt wird. Es lieſse sich wohl auch das Gegentheil denken, nämlich ein unregelmäſsig abwechselnder Wahn, der darum noch nicht Narrheit wäre, indem jeder von den Hauptgedanken sich in derjenigen Ausbildung zeigte, welche die Vernunft nachahmt. Ich würde bestimmt behaupten, daſs dergleichen Fälle vorkommen, wenn ich von einigen mir vorschwebenden Beyspielen hinreichend genaue und ausführliche Nachrichten hätte. Im gemeinen Leben wenigstens kommen Menschen vor, die bald dieser bald jener Schimäre nachlaufen, und deren Thorheit, falls Krankheit des Leibes sie steigerte, in einen schweifenden Wahnsinn übergehn müſste. Auch erzählt Pinel[*]) von einem Uhrmacher, der das *perpetuum mobile* erfinden wollte; hiedurch unmäſsig angestrengt, und überdies durch Revolutions-Ereignisse geschreckt, verfiel er in den Wahn, sein Kopf sey unter der Guillotine nebst andern gefallen, und er trage jetzt einen fremden, den man aus Verwechselung ihm aufgesetzt, da die Richter ihr Urtheil bereueten. Hier würde doppelter Wahnsinn entstanden seyn, wenn nicht die Beschäftigung mit dem *perpetuum mobile*, welche im Irrenhause fortdauerte, der Belehrung durch Versuche und Erfahrung zugänglich geblieben wäre.

---

[*]) a. a. O. S. 66.

Verdient aber irgend eine Art der Geisteszerrüttung den Namen der Seelen-Krankheit; so ist es gewiſs der Wahnsinn. Hier wirkt der psychologische Mechanismus, und oft nicht minder lebhaft und zusammenhängend wie beym Gesunden. Aber sein Bau ist verdorben; ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen; dadurch wird ihr Effect ein Zerrbild von dem, was er seyn sollte.

Wer seinen Lieblingsgedanken ohne Maaſs nachhängt, wer seine Phantasie ein Spiel treiben läſst, das heftige Empfindungen steigert, die man bändigen sollte, wer äuſseren Eindrücken sich zu sehr entzieht, und die Bekanntschaft mit der Welt verliert; wer es vernachlässigt, das Gewagte seiner Vermuthungen, das Ungewisse seiner Hoffnungen, zuverlässigen Thatsachen gegenüber zu stellen; wer, anstatt Erkundigungen einzuziehn, anstatt Proben anzustellen, anstatt gründliche Wissenschaft zu studiren, lieber Meinungen ausbrütet, und diesen seine Stimmung Preis giebt: der gräbt sich selbst die Grube, in welche ein leichter Zufall, der das Nervensystem schwächt, ihn hinabstoſsen kann. Was ist leichter, als daſs eine falsche Complication von Vorstellungen sich erzeuge, nachdem die gegenwirkenden Kräfte unthätig geworden sind, vollends indem eine physiologische Hemmung dazu tritt? Die Möglichkeit hievon wurde schon vorhin erwogen, da von der bestimmten Art des Wahns die Rede war, bey welcher der Kranke sich eine ihm fremde Persönlichkeit zueignet. Die unvermeidlichen Folgen aber liegen am Tage. Wer nur nicht an die Seelenvermögen glaubt, wer z. B. nicht meint, der ganze Verstand müsse krank seyn um eines falschen Begriffes, die ganze Urtheilskraft um eines unrichtigen Urtheils willen, das ganze Gedächtniſs müsse fehlen, wo eine gewisse Reproductionsfolge in ihrer Wirkung gehemmt ist, — der sieht sogleich ein, daſs die Krankheit ursprünglich in einer bestimmten Vorstellungsmasse, und in einer bestimmten falschen Verknüpfung gewisser Vorstellungen ihren Sitz hat; daſs sie sich verbreitet, indem diese Masse allmählig mehrere andre nach sich bildet; daſs sie um so mehr um sich greift, je mehr die Stimmung der Gefühle, die sie erregt, in den vorhandenen Körpergefühlen wurzelt, und je mehr hiedurch andre Vorstellungsmassen aus dem Bewuſstseyn zurückgehalten werden; endlich daſs sie geheilt wird, indem die Körpergefühle weggeräumt, die Vorstellungsmassen in ihren falschen Bewegungen nachdrücklich gehemmt, und durch die Sinne ganze Vorräthe von neuen Wahrnehmungen herbeygeführt werden.

Jener Uhrmacher wurde geheilt, nachdem man ihm zu arbeiten gegeben, für seinen Körper gehörig gesorgt, und nun eine andre, seiner falschen Vorstellungsreihe verwandte, durch einen derben Spott so getroffen hatte, daſs er zuerst den secundären Irrthum einsah, dann den primitiven allmählig im Stillen berichtigte, und kein Wort mehr darüber fallen lieſs *). Es ist bekannt genug, daſs auf ganz ähnliche Weise eingewurzelte Vorurtheile am besten anzugreifen sind. Immer wird es darauf ankommen, in dem psychologischen Mechanismus eine Stelle zu finden, wo er nachgiebig ist, diese stark zu afficiren, zuvor aber die Gesundheit des Leibes und die Heiterkeit des Gemüths so weit herzustellen, daſs die, dem Vorstellungskreise ertheilte neue Bewegung nicht gehindert werde, fortzuwirken bis zur fehlerhaften Stelle, und dort die nöthige Umwandlung zu veranlassen.

Im allgemeinen rühmt man die gute Wirkung der Arbeit, und des vesten, obgleich nicht harten Betragens gegen die Wahnsinnigen. Und wer sieht nicht, daſs eins und das andre zu den trefflichsten Mitteln gehört, einen fehlerhaften Gang des Vorstellens zu hemmen, gewissen herrschenden und richtigen Vorstellungen das Uebergewicht zu verschaffen, daneben dem Leibe sein

---

*) Pinel a. a. O.

Wohlseyn und der Seele ihre Herrschaft über den Leib recht lebhaft fühlbar zu machen. —

Es giebt noch andre bekannte Zustände der Seele, in denen sie dem Leibe auffallend unterworfen ist, wie das Delirium im Fieber, das Nachtwandeln, der sogenannte magnetische Schlaf, (wofür ein besserer Name vorhanden seyn sollte, um die so unsäglich gemisbrauchte Analogie mit dem Magneten einmal wieder in ihre Gränzen zurückführen zu können,) ferner der Schwindel, der Rausch, der Starrkrampf, u. s. w. Ueberdies kommen noch die physiologischen Wirkungen der Gefühle und Leidenschaften, wegen der damit verbundenen Rückwirkungen auf die Seele, — es kommt die Abhängigkeit des Temperaments von dem Leibe, und so Manches Andre in Betracht, was hier ganz übergangen ist. Meine Absicht in diesem Capitel, das als ein leicht hingeworfener Anhang zu den früheren Untersuchungen dieses Buches zu betrachten ist, konnte nur seyn, zu zeigen, wie das Physiologische, was von der Psychologie nicht zu trennen ist, mit den hier aufgestellten Principien der letzteren in Verbindung gesetzt, durch einige der auffallendsten Erscheinungen könne verfolgt werden.

Schluſs.

Darüber wird sich leicht Jeder einverstanden erklären, daſs ein lebendigeres und besser gelingendes Studium der Psychologie nicht anders als von den gedeihlichsten Folgen seyn könnte für alle Wissenschaften. Auch das wird man hier einräumen, daſs diese Betrachtung sich müsse unter zwey Gesichtspuncte fassen lassen, indem theils das Aufhören der bisherigen schädlichen Folgen unrichtiger Psychologie, anderntheils der positive Gewinn aus Verbesserungen dieser Wissenschaft in Anschlag kommen kann.

Aber welches sind die bisherigen übeln Einwirkungen der Psychologie auf die andern Studien? Ich versuche sie kurz anzugeben.

Die Psychologie wirkte falsch auf die Logik, inde sie, derselben sich beymischend, ihr das Ansehn eine Erzählung gab, wie es im menschlichen Denken zugeh anstatt einer Regel, wie es zugehn solle, und einer Grundlage der Kritik, wenn es nicht also zugegangen wa Vom Mechanismus des menschlichen Denkens, der ebe so gut die Ursachen der Irrthümer als der Einsichten i sich faſst, weiſs die Logik nicht das geringste. Bilde sie sich ein solches Wissen ein: so belastet sie hinwiederum die Psychologie mit Fehlern, wie es unter ander dort geschah, wo man die logischen Vorschriften zu Abstraction und Determination in ein vermeintes Abstractionsvermögen übersetzte, und hiemit die Untersuchung über den Ursprung und die allmählige Ausbildun der allgemeinen Begriffe verdarb. (Zu vergleichen §. 11 bis 122. und §. 147.)

Die Psychologie wirkte falsch auf die Moral, indem sie auch diese verleitete, die Frage nach dem Sollen z verwechseln mit der nach dem Können. Als man vo Sympathie und vom Geselligkeitstriebe redete, um au dergleichen natürlichen Neigungen der menschlichen Natur darzuthun, wie geschickt der Mensch sey, und wi angenehm es ihm werden müsse, wenn er nur einmal versuchen wollte, als ein guter Bürger und als ein redlicher Freund zu leben: da befand man sich ganz in dem angezeigten Irrthum, und die Auctorität der Moral gerieth in Gefahr, indem aus psychologischen Gründen sich eben so vortrefflich entwickeln lieſs, der Mensch sey ungeschickt zum Guten, er sey unaufgelegt für das Recht, im natürlichen Kampfe mit aller Welt, zur Arglist und Tücke geboren. Kam man von beyden Seiten her in einer friedlichen Mitte zusammen, so muſste die Moral eben so gefällig werden, als die sich versöhnenden Psychologen; sie konnte nur in so weit gelten, als sie dem Menschen natürlich schien, und das war nicht gar weit! — Als aber Kant sich gegen diese Verkehrtheit erhoſs, fing er allerdings sein Philosophiren zum zweytenmale von vorn an, indem er bey seinem kategorischen Imperative gar nicht nach irgend welchen theoretischen Gründen fragte. Und so war es recht; doch bog er sogleich wieder aus dem Geleise, indem er nicht bloſs bey der Logik (bey der Allgemeinheit des Gesetzes) nach dem Inhalte des ersten Princips suchte, nicht bloſs blindlings annahm, die praktische Philosophie müsse von Geboten ursprünglich beginnen, sondern auch sogleich auf die Angabe eines Seelenvermögens ausging, welches geschickt seyn sollte, das moralische Gebot ins Werk zu richten. So kam seine transscendentale Freyheit zum Vorschein. Wer täuschte ihn hier, wenn nicht die falsche Psychologie, an deren verborgenen Qualitäten, die Seelenvermögen, er einmal gewöhnt war? Und was war die Folge? Man sieht sie in Fichte's Sittenlehre. Die Formel des kategorischen Imperativ's veraltete bald; aber die transscendentale Freyheit blieb; und die Sittenlehre verwandelte sich in eine Historie von den Aeuſserungen dieser Freyheit. So verlor diese Wissenschaft ganz und gar die ihr gebührende Gestalt; und Fichte's Sittenlehre ist, gerade wie Spinoza's Ethik, zwar in mancher andern Absicht ein sehr schätzbares Werk, aber zugleich ein Muster, wie man eine Sittenlehre nicht schreiben solle. Denn sie ist von vorn herein ein theoretisches, und eben darum kein praktisches Werk.

Die Psychologie wirkte falsch auf die Metaphysik. Dies ist nun vollends eine Wirkung im Groſsen, die man sogleich gewahr wird, wenn man die ganze neuere Philosophie mit jener alten bis auf Aristoteles vergleicht. Die späteren Zeiten ergaben sich groſsentheils der Einbildung, etwas recht vortreffliches und verdienstliches zu unternehmen, wenn sie die Philosophie gewaltsam in die Wohnungen der Menschen einklemmten, wenn sie überall den Menschen zum Mittelpuncte der Untersuchungen und Bestrebungen machten. So wurden jene Aufschwünge des menschlichen Geistes vor Aristoteles, vergessen; man begriff nicht mehr, was diejenigen getrieben hatten, die zuerst metaphysische Forschungen begannen, man entfernte sich von der wahren Metaphysik, der jene schon nahe gekommen waren, darum, weil man die ganze Aufgabe dieser Wissenschaft, die ungereimten Erfahrungsbegriffe zu berichtigen, aus den Augen verlor. Statt dessen glaubte man, von der Seele, oder doch von dem Gemüthe, oder mindestens doch von dem Bewuſstseyn und den darin arbeitenden Vermögen, oder doch endlich zum allerwenigsten von dem Ich, eine Theorie aufstellen zu können. Man merkte nicht, daſs man hier gerade mit denselben Schwierigkeiten, nur in einem speciellen und eben darum noch mehr verwickelten Falle, belastet war, die schon die Alten genöthigt hatten, Auswege aus dem Erfahrungskreise zu suchen, und sich in einer Welt von Noumenen anzubauen. Freylich aber konnte des seichten Geredes, woran sich ein gröſseres Publicum zu erfreuen pflegt, über die Thatsachen des Bewuſstseyns genug geführt werden. Und seitdem dieses Philosophie hieſs, galten natürlich Platons Ideen und das Eine der Eleaten für Träume, die erst wieder zu Ehren kamen, als man sie durch die, leider nur zu sehr entstellenden Brillen des Spinoza zu betrachten anfing!

Die Psychologie wirkte falsch auf die Pädagogik. Dieser drang sie ihre Seelenvermögen, und damit das sinnlose Problem auf, die einzelnen Vermögen sowohl als deren Gesammtheit zu stärken und mit allerley Fertigkeiten auszurüsten. So ungefähr wie man die Gliedmaaſsen, die Muskeln des Leibes, durch Uebung stärkt, weil der Reiz zur Entwickelung des organischen Baues wirkt. Nun erschien die menschliche Seele unter dem Bilde einer Zwiebel, die unter allerley Hüllen ihre schon organisirte Blume versteckt hält, und nur auf Nahrung wartet, um sich auszustrecken, und ihr Verborgenes zu entfalten. Demnach sollte nun auch der Seele Nahrung zugeführt werden, damit sie sich entwickele; es sollten die Seelenvermögen durch allerley Gymnastik aufgeregt werden. Nimmt man diese Ausdrücke für Gleichnisse, so heiſst

heiſst es von ihnen, *omne simile claudicat;* nimmt man sie gar für ernsthafte Angaben dessen, was der Erzieher zu besorgen habe, so muſs der Leser aus den Untersuchungen dieses Buches wissen, wie gänzlich untauglich sie sind. Nur Einen Punct hebe ich hervor: das Wichtigste der Erziehung ist die sittliche Bildung; wer aber kann diese übernehmen, wenn er sich einbildet, in der Seele stecke schon ein organischer Bau, der, so wie er einmal beschaffen sey, sich entwickeln müsse, weil etwas anderes aus dieser Seele machen zu wollen, eben so thöricht sey, als aus einer Tulpenzwiebel eine Hyacinthe hervorziehen zu wollen? Wie nun, wenn unser Zögling die Organisation eines Spitzbuben in sich trägt? — Hier hilft man sich mit der Freyheit; wieder ohne zu überlegen, daſs die Freyheit gerade von nichts anderem als von Causalverhältnissen frey seyn muſs, wenn sie überall existirt; und daſs alsdann die nicht geringere Thorheit an den Tag kommt, eine Causalität durch Erziehung da ausüben zu wollen, wo gar keine Causalität möglich ist. — Was ist die Folge von dem allen? Daſs philosophirende Köpfe, wenn die falsche Psychologie bey ihnen einheimisch ist, gerade die Hauptsache, die sittliche Bildung, mit mistrauischen Augen ansehn; daſs sie den Muth nicht haben, diesen Gedanken ernstlich zu fassen. Diese Hauptsache aber hinweggenommen, läſst nur einige unbestimmte Gedanken übrig, von Cultur des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes u. s. w., die zu gar nichts dienen, als dem rohen Empirismus und der Routine, welche am Ende die Stelle der wissenschaftlichen Pädagogik vertreten, einige Lappen umzuhängen, die deren Blöſse minder sichtbar machen.

Die Psychologie trennte sich von Politik und Geschichte, mit welchen Wissenschaften sie hätte innig verbunden seyn sollen. Man schrieb Lehren vom Verstande und der Vernunft, als von Vermögen, die in jeder Menschenseele, bey wilden Stämmen wie bey den cultivirtesten Nationen, auf gleiche Weise sich ursprünglich befänden, und die nur geweckt zu werden brauchten, um thätig zu seyn. Man überlegte nicht, was ein schlafendes Vermögen seyn möge, noch was das Wecken desselben bedeuten solle, — ob sich mit diesen Worten überall ein Sinn verbinden lasse; und ob der vermeinte Sinn sich in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts wiedererkennen lasse, ohne zuerst als ein Vorurtheil in dieselbe hineingetragen zu seyn. Man ahndete nicht, wie wenig Verstand und Vernunft in der Welt seyn würde, wenn nicht unter Verhältnissen der Gesellschaft eins und das andre erzeugt, und durch Tradition fortgepflanzt, ja für jede Vorstellungsmasse insbesondere erzeugt und fortgepflanzt würde. Fand sich bey wilden Völkern ein starker, aber auf die Verschaffung der ersten Lebens- und Kriegsbedürfnisse beschränkter, Verstand? Dieser Verstand muſste einseitig gebildet seyn; wie aber bey dem vermeinten organischen Baue des Menschengeistes sich die einseitige Bildung denken lasse? vollends wie es möglich sey, daſs von einem ganzen und vollständigen angebornen Verstande neun und neunzig Hunderttheile im tiefen Schlafe liegen, und Ein Hunderttheil dabey ganz ordentlich wachen könne? Das wurde nicht bedacht. Das Schreyende dieser Ungereimtheiten hätte die wahre Psychologie aus dem Schooſse der Geschichte hervorrufen müssen, wären die Köpfe nicht voll von Vorurtheilen gewesen. Fand sich bey verschiedenen gebildeten Völkern ein ganz verschiedener Stempel der Phantasie, der Sitten und der Gesetzgebung? Man suchte dies, wie billig, aus den Lebensumständen und den Schicksalen der Nationen zu erklären. Aber dennoch war in der Psychologie immer nur die Rede von einerley Einbildungs- und Urtheilskraft, in der Meinung, daſs diese Dinge in der ganzen Welt und zu allen Zeiten die nämlichen, angeborenen Vermögen wären. — Was Wunder, wenn mit einer solchen Psychologie die Politik nichts anfangen konnte? Aus der Psychologie erklärte sich ja gar nichts, die falsche Theorie stand von den Thatsachen getrennt, und der Zusammenhang der letzteren unter einander lieſs sich durch jene nicht begreifen. Wenn in müſsigen Stunden psychologische Reflexionen angestellt wurden, die der Geschichte nachschlichen, so brachten diese nichts weiter zu Tage, als einen Kitt, den man in die gähnende Spalte zwischen Theorie und Empirie hineinstrich, um sie weniger sichtbar zu machen.

Die Psychologie behielt keine Aehnlichkeit mit der Naturwissenschaft, deren rascher Gang die träge Schwester gänzlich hinter sich zurücklieſs. Der traurigste Contrast zwischen der Gesetzmäſsigkeit der Körperwelt, und der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Geistes-Vermögen, die nach Lust und Laune zu wirken schienen, wann und wieviel ihnen eben beliebte, wurde mit jeder Entdeckung der Physiker, mit jeder Berechnung der Astronomen, stärker und auffallender. So blieben diejenigen zurück, die da meinten, von dem Menschen und für den Menschen zu philosophiren; so blieben sie zurück hinter jenen, die den Himmel nicht zu hoch fanden, weil sie ihn mit ihren Beobachtungen erreichen, und seine Ereignisse durch Rechnungen verfolgen konnten. — Man schwärmte endlich von der Freyheit, gerade da die bürgerliche Selbstständigkeit verloren ging; es ist Zeit, die Begriffe über Freyheit und Natur des menschlichen Geistes zu berichtigen, damit man der geretteten Nationalität sich zu bedienen wisse. Aber es scheint leider! man werde zuvor noch manche alte Sünden abzubüſsen, ältere und neuere Irrthümer abzuschwören haben!

Wenn ein Schriftsteller seine Hoffnung, oder nur seinen Wunsch äuſsert, daſs groſse Uebel in groſser Anzahl verschwinden möchten durch Verbesserung eines einzigen Hauptpunctes; ja wenn er selbst zu dieser Verbesserung einen Beytrag zu liefern versucht: dann ist man im Publicum meistens sehr eilig, ihm Schwärmerey und Anmaaſsung vorzuwerfen. Wiewohl sich nun das ertragen läſst, schon für das Bewuſstseyn, mit redlichem Willen gearbeitet zu haben: so ist es doch gut, ausdrücklich die geäuſserten Hoffnungen mit ihren Gränzbestimmungen zu versehen; und hierzu bietet sich die Gelegenheit, indem wir jetzt zu Betrachtungen des positiven Gewinns übergehen, der von Verbesserung der Psychologie zu erwarten steht.

Zuvörderst, der Gedanke, daſs die Psychologie es in genauen Erklärungen der Thatsachen jemals der Naturwissenschaft gleich thue, liegt in weiter Ferne, er gehört zu den Dingen, von denen man nicht viel reden muſs, weil man nicht weiſs, was die Zukunft noch leisten möge. So viel ist offenbar, daſs die Psychologie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die groſs sind, wegen des Mangels an Genauigkeit in den Beobachtungen. In wiefern sie diesen durch die Menge derselben ersetzen könne, läſst sich nicht voraussehen; aber die Ermunterung für die Forscher ist hier geringer, weil sie sich müssen gefallen lassen, gleichsam im Dunkeln zu arbeiten, indem die unmittelbare, präcise Vergleichung zwischen dem synthetischen Theile der Theorie und der Beobachtung nur selten möglich seyn wird. Und gehört schon dazu eine eigne Geistesrichtung, so ist noch überdies eine eigne Vorbildung erforderlich. Niemand wird die Psychologie vest anfassen, dessen allgemeine Metaphysik noch im Schwanken begriffen ist.

Ferner, eine nähere Verbindung zwischen der Psychologie auf der einen, der Politik und Geschichte auf der andern Seite, wird nur sehr allmählich erfolgen können. Nicht nur bedarf es hierbey der Vereinigung mannigfaltiger Kenntnisse und Einsichten: sondern die Psychologie wird auch erst groſse Fortschritte machen müssen, ehe das Innere des Menschengeistes durchsichtig genug werden kann, um mehr als solche Reflexionen, die nur die ganz empirische Menschenkunde voraussetzen, dem Historiker zu gestatten. Indessen mag doch schon diejenige Freyheit der Betrachtung, welche aus der Hinwegräumung der falschen Psychologie entspringt, mit Gewinn an Aufschlüssen verbunden seyn. Jedem Gelehrten, also auch jedem Historiker, pflegt Etwas anzukleben von den Irrthümern der philosophischen Schulen, die zur Zeit seiner Bildung die herrschenden waren. Noch mehr! Ich müſste mich sehr irren, oder die empirische Menschenkunde kluger Köpfe, die vielleicht alle Philosophie hassen, und sich auſs sorgfältigste an reine Erfahrung halten, ist allemal beladen mit Vorurtheilen, theils ihrer individuellen Stimmung, theils ihres Standes, ihres Orts und ihrer Geschäfte. Wie sollte es anders seyn? Der Mensch beurtheilt Andre nach sich; denn unmittelbar kann er nun einmal in die Gemüther der Andern nicht hineinschauen. Je mehr er das Gegengewicht verschmäht, welches die allgemeinen Theorien wider die Zufälligkeit der individuellen Ansichten darbieten, desto mehr muſs er nothwendig den letztern sich Preis geben, oder er würde mit der ganz bedeutungslosen Oberfläche der Erscheinungen in der Menschenwelt sich begnügen müssen, welches unter den Historikern höchstens der Chronikenschreiber thut. Daher kann die Maxime des bloſsen, gar nicht philosophirenden, Empirismus nicht anders als dem Historiker Nachtheil bringen. Und wenn er denn durchaus einiger Hülfe von Seiten der Theorie bedarf, um der Beschränktheit seiner Individualität nur erst inne zu werden, so ist nun keine Frage, daſs ihm hier eine wahre Psychologie, selbst eine noch sehr unvollendete, bessere Dienste leisten wird, als eine falsche, die so leicht ein Vorurtheil an die Stelle des andern setzt.

Deutlicher schon werden die Vortheile einer verbesserten Psychologie, indem wir auf die Pädagogik zurückkommen. Zwar bin ich sehr weit entfernt, irgend welche Theile der Erziehungspraxis im Detail nach psychologischen Grundsätzen allein bestimmen zu wollen. Das Detail hängt immer, unmittelbar und zunächst, groſsen Theils von Beobachtung, Versuch und Uebung ab. Der Erzieher muſs Gewandtheit besitzen, um sich nach dem Augenblick richten und schicken zu können, er darf sich überall keiner ganz bindenden Vorschrift hingeben. Aber er muſs doch im Voraus überlegt haben, was er vornehmen wolle. Er muſs einen Plan mitbringen; und er muſs verstehen, zu beobachten. Nun hängt zwar der pädagogische Plan ursprünglich ab von der Vestsetzung des Zwecks der Erziehung; und diese von der praktischen Philosophie. Allein sobald man dem Werke auch nur in Gedanken näher treten will, ist es unvermeidlich, zur Psychologie sich zu wenden. In denjenigen pädagogischen Werken, welche hierbey die Abtheilung der Seelenvermögen verfolgen, wird man bemerken, wie ihre Vorschriften, auch die vortrefflichsten, in einer gewissen Breite aus einander flieſsen; so daſs nach allen Einzelnheiten immer noch die Bürgschaft für das Gelingen des ganzen Geschäfts vermiſst wird. Es kann nicht anders seyn. Erscheint einmal der menschliche Geist als ein Aggregat von Seelenvermögen, so muſs die Lehre von der Bildung desselben auch ein Aggregat von Rücksichten, von Bedenklichkeiten und Warnungen, von Rathschlägen allerley Art, werden; bey denen man fürchtet, eins über dem andern zu vergessen oder zu verletzen, und nirgends solche Stützen findet, auf die man sich mit einiger Zuversicht lehnen könnte.

Welches ist denn aber der wahre Mittelpunct, von wo aus die Pädagogik kann überschauet werden? Es ist der Begriff des sittlichen Charakters, nach seinen psychologischen Bedingungen erwogen. Die Psychologie für sich allein würde auf diesen Begriff niemals kommen, auſser in wiefern der sittliche Charakter, der sich selten einmal deutlich und stark ausgeprägt in der Erfahrung findet, für sie ein Phänomen ist wie die andern alle. Daher muſs man sich die Betrachtung des sittlichen Charakters in psychologischer Hinsicht erleichtern durch die vorbereitende Erwägung eines sehr allgemeinen Phänomens, des Charakters überhaupt. Denn dahin bringt der psychologische Mechanismus die Mehrzahl der Menschen, daſs gewisse Hauptbestrebungen sich bey ihnen bevestigen, und daſs die schwächeren vor jenen, als den stärkeren, zurückweichen. Der Hauptbestrebungen können jedoch mehrere seyn, die in verschiedenen Vorstellungsmassen ihren Sitz haben, und die entweder zusammen oder wider einander wirken; ein äuſserst wichtiger Gegenstand für die Erziehung, und besonders darum, weil sie sittliche Erziehung seyn soll. Denn gewöhnlich hat der Mensch für das Sittliche gewisse eigne Vorstellungsmassen, die sich bey ihm ausbilden, indem er sich selbst zum Gegenstande seiner Beobachtung und Kritik macht. Nun hängt aber der Charakter von allen stärkeren Vorstellungsmassen und den in ihnen begründeten Bestrebungen zusammengenommen ab. Daher darf keine solche Masse der Sorgfalt des Erziehers entgehn. Diejenigen, welche ohne sein Zuthun entstanden, muſs er bearbeiten, aber besonders muſs er bemüht seyn, möglichst starke und planmäſsig erzeugte Vorstellungsmassen selbst in das Gemüth seines Zöglings zu bringen; von solcher Beschaffenheit, daſs sich in ihnen nach dem psychologischen Mechanismus Bestrebungen entwickeln, die entweder selbst von sittlicher Art sind, oder doch dem Sittlichen in der Ausführung zu Hülfe kommen. Hierzu findet sich die wichtigste und schönste Gelegenheit im Unterrichte; so daſs auf diese Weise die Unterrichts-Lehre mit der von der Zucht sehr genau zusammenhängt. Es ist sogar bequem für die Darstellung der Pädagogik, die Unterrichts-Lehre voranzustellen, und die unmittelbaren Rücksichten auf die Charakter-Bildung nachfolgen zu lassen. Denn die Verwickelung der letzteren wird zu groſs und zu schwer zu überschauen, wenn man nicht hierbey aus der Unterrichts-Lehre manches als bekannt voraussetzen kann. Nur wird es alsdann nothwendig, in der Begründung der Vorschriften zum Unterrichte einiges noch zu verschweigen, was erst durch die Beziehung auf die sittliche Bildung sein volles Licht erhalten soll.

Nach diesen kurzen Erläuterungen werden vielleicht einige Leser sich leichter in den Plan meiner allgemeinen Pädagogik finden, von dem mir bekannt ist, daſs er nicht bloſs öffentlichen Gegnern, sondern auch andern Personen, hauptsächlich freylich aus Unbekanntschaft mit meinen psychologischen und ethischen Grundsätzen, dunkel geblieben war. Für die Uebertreibung, als sollte oder könnte der Zögling ganz und gar ein Geschöpf des Erziehers werden, — während die menschliche Seele, streng genommen, sogar jede einfache Empfindung aus sich selbst erzeugt, und überdies die Erfahrung, die Familie, und der Staat, unaufhörlich den Menschen miterzieht, endlich der Werth des Menschen schlechterdings nur von der Frage abhängt, was er ist, und nicht im Geringsten von der andern Frage, wie er es wurde; — für jene Uebertreibung mögen Diejenigen, von denen sie herrührt, sich selber gebührend zur Rechenschaft ziehn.

Am wichtigsten endlich ist der Einfluſs, welchen von einer besseren Psychologie das gesammte philosophische Studium zu erwarten hat.

Hier kommt es nicht darauf an, neue psychologische Principien denjenigen Disciplinen unterzulegen, die bisher gewohnt waren, sich bey der Psychologie Rath zu hohlen. Dadurch würde man nur auf andre Weise den alten Fehler erneuern. Gerade die einzige Naturphilosophie, oder Kosmologie, die sich am wenigsten um Psychologie bekümmert, ja gar in den neuesten Zeiten Miene gemacht hat, dieselbe unter ihre Oberaufsicht stellen zu wollen, sie allein bedarf, den Begriff der innern Bildung einfacher Wesen vorzufinden, den ihr die menschliche Seele, in dem einzigen, unserer Kenntniſs zugänglichen Beyspiele, darbietet. Die andern philosophischen Wissenschaften, Logik, Ethik, allgemeine Metaphysik, haben Befreyung nöthig von der Vormundschaft, unter der sie widerrechtlich gehalten wurden. Ihnen wird es nützlich werden, wenn auch nur die Seelenlehre als ein streitiger Gegenstand auſser Stand gesetzt wird, auf sie einzuwirken. Sie werden sich alsdann ihrer eignen Kräfte erinnern; jede wird, wie sie füglich kann, sich selbstständig hervorarbeiten. Und in dieser Hinsicht mögen immerhin die psychologischen Meinungen sich theilen, ja man mag immerhin Klage führen über die Verwirrung die daraus entspringe. Die Ordnung kann sich von jenen andern Puncten her wieder einfinden; denn Logik, Ethik, und allgemeine Metaphysik haben eigenthümliche Principien; und jeder von ihnen ist eine eigne und besondre Art angemessen diese Principien zu behandeln. Und wenn jede nach ihrer Weise ihre Schuldigkeit erfüllt, dann gerade werden auch die physiologischen Streitigkeiten am leichtesten zur rechten Entscheidung gelangen.

Allein wir dürfen nicht vergessen, daſs es mit der Ausbildung der Wissenschaften auch auf dem Wege eines psychologischen Mechanismus einhergeht. Die Wirkung einer Wissenschaft auf die andern richtet sich bey weitem nicht bloſs darnach, ob ausdrücklich aus jener, Principien und Lehnsätze für diese entnommen werden. Sondern es giebt einen geheimen, einen unwillkührlichen Einfluſs der Rücksichten, die man im Stillen sich zu nehmen gezwungen fühlt. Manche sind so sehr an die Seelenvermögen gewöhnt, daſs diese Undinge, obgleich an sich ohne alle Realität, doch gleich realen Kräften wirken, indem sie als Vorurtheile und Meinungen, in jenen Köpfen eine starke Herrschaft ausüben. Viele Personen können gar nicht anders denken, als indem sie sich daran lehnen; sie können es eben so wenig, als sie zu unterlassen vermögen ihr Denken durch die Worte der Muttersprache im Stillen zu begleiten. Hier würde es nichts helfen, zu protestiren gegen die unerlaubte Einmischung; die falsche Gedankenverbindung würde dennoch in aller Kraft fortwirken. Eine andre Theorie allein, die den Platz für sich in Anspruch nimmt, welchen der Irrthum usurpirte, diese kann Hülfe schaffen. Nämlich für den, der aufrichtig die Wahrheit verehrt; und bereit ist, sich auf Verbesserung seiner Einsichten einzulassen. Ein solcher wolle ja nicht vorschnell seine bisherige Vorstellungsart aufgeben, und eine neue dafür eintauschen. Er wolle nur erst von der neuen Ansicht Kunde nehmen, und sie sich als eine andre mögliche Denkart gefallen lassen. Dadurch wird er den groſsen Gewinn erreichen, allmählig freyer zu werden von dem Zwange der Vorurtheile, die ihn bisher beherrschten. In dem Maaſse, wie durch sorgfältiges Studium der ihm entgegenstehenden neuen Lehre diese Freyheit wächst, wird er fähig werden die Prüfung sowohl des Alten als des Neuen zu beginnen. Und in dem Maaſse der Thätigkeit seines eignen Denkens wird er nun mit sich überlegen, ob etwan beyderley Theorien sich nur gegenseitig die Blöſsen aufdecken? so daſs eine dritte die wahre seyn müsse? Oder ob wirklich überzeugende Gründe auf einer von beyden Seiten vorhanden seyen? — Wenn nun auch das Endurtheil hierüber noch schwankt und schwebt: so ist dennoch eine solche Zeit, während welcher neue Gedanken auch nur als mögliche Vorstellungsarten die Gemüther beschäfftigen, eine Zeit vermehrter Thätigkeit und schärferer Prüfung für alle jene Wissenschaften, die man jemals mit dem in Untersuchung stehenden Gegenstande in Verbindung zu denken gewohnt war. Auch für diese erheben sich neue Versuche, und es entdecken sich bisher übersehene Hülfsmittel.

Angenommen endlich, was zu betheuern so unschicklich als unnütz wäre, daſs die in diesem Buche vorgetragenen Grundsätze Wahrheit enthalten, so steht zu hoffen, erstlich, daſs diese Wahrheit ihre Unbiegsamkeit einen Jeden werde fühlen lassen, der sie wider ihre Natur würde behandeln wollen; zweytens, daſs mancher Irrthum daran scheitern werde, theils von den vorhandenen, theils von den im Entstehen begriffenen. Die Kenntniſs des psychologischen Mechanismus läſst uns den Standpunct begreifen, von wo aus wir die Dinge in der Welt betrachten; sie leistet gerade das, was jene an der unrechten Stelle suchten, die aus gewissen ursprünglichen Schranken des Erkenntniſsvermögens die Bedingungen des menschlichen Wissens einzusehen gedachten. Nun beruhet zwar die Metaphysik nicht auf der Psychologie; aber sie findet darin ihre Bestätigung, gleichsam ihre Rechnungsprobe; dergleichen für die Vestigkeit der Ueberzeugung oft nicht minder wichtig ist, als die Principien selbst. Und auch für diejenigen, denen die psychologischen Resultate früher bekannt werden, als sie zu einer vollständigen Einsicht in den Zusammenhang derselben mit den metaphysischen Gründen durchdringen, ist ein Hülfsmittel vorhanden, wornach sie sich orientiren, wodurch sie vorläufig einmal wahre Meinungen fassen können, eine oft sehr nützliche Vorbereitung zum gründlichen Wissen. Denn, wie sehr es auch die Eigenliebe kränken mag, die Welt wird weit mehr durch die Meinung regiert, als durch die Einsicht *); und diejenige Welt, von der ich hier rede, ist keine andre, als das Deutsche philosophirende Publicum. Dieses hat das Unglück gehabt, in den letzten Decennien weit von der Wahrheit abzukommen; ungefähr in demselben Verhältniſs weiter, als es an kecken Phantasien mehr Geschmack fand, und sich vom methodischen Denken mehr entwöhnte. Die einzige Bedingung, unter der ihm kann geholfen werden, ist, daſs zuerst sein Meinungskreis eine fühlbare Veränderung erfahre; und, da noch immer, es werde nun eingestanden oder nicht, vermöge der gesammten Hauptrichtung aller neuern Philosophie, die Seelenlehre den eigentlichen Mittelpunct dieses Meinungskreises ausmacht, so kann auch noch am ersten von diesem Puncte aus die Veränderung beginnen, wenn schon derselbe im wissenschaftlichen Zusammenhange kein Anfangspunct ist. Damit ist nicht gesagt, daſs

---

*) Es hat Leute gegeben, die nicht laut genug ausrufen konnten: die Welt werde durch Ideen regiert. Sie benahmen sich dabey ungefähr so klug, wie Einer, der seine Träume erzählt, während verschiedene Personen umherstehn, die abergläubig genug sind, sich die Vision jeder nach seinem Interesse auszulegen.

die Verbesserung gewiſs, daſs sie wohl gar bald erfolgen werde. Der gute Wille, der entgegen kommen muſs, findet sich zuweilen erst mit der Zeit; zuweilen gar nicht. Man hat wohl von Erfindungen gehört, die in Deutschland gemacht, und vergessen waren: nachmals aber vom Auslande hereingehohlt wurden; welches denn einigen fleiſsigen Literatoren Gelegenheit gab, in veralteten Büchern die vergessene Spur, und damit einen neuen Beweis aufzufinden, daſs ein gedeihliches Zusammenwirken der Kräfte zu Einem Zweck, nirgends in der Welt weniger darf erwartet werden, als in dem auf alle Weise gespaltenen Deutschland. Soll es nun mit Gegenständen des philosophirenden Denkens eben so gehn: so wird es freylich lange währen, ehe für die einheimische Nachlässigkeit Ersatz vom Auslande ankommt; denn bekanntlich philosophirt man heut zu Tage in den übrigen Ländern der Erde wo möglich noch weniger und noch schlechter als in unserm Vaterlande.

Allein wir Deutschen sind im Begriff, so manches Gröſsere zu bessern, oder herzustellen, daſs auch in wissenschaftlichen Dingen der Schluſs von den verflossenen Zeiten auf die folgenden nicht einmal wahrscheinlich ist. Ich wage demnach auf die Möglichkeit zu hoffen, daſs aus meinen sorgfältigen und langjährigen Untersuchungen das Publicum einigen Stoff zu wahren Meinungen herausfinde; und daſs irgend einmal diese wahren Meinungen auch bey gründlicher Prüfung in wirkliche Einsichten übergehn werden.

Es ist auch möglich, daſs diese in der That sehr eingeschränkten Erwartungen übertroffen, ja daſs sie weit übertroffen werden. Entweder indem ein glücklicher Eifer sich der von mir dargebotenen Anfänge bemeistert, und schnell aus ihnen ein wissenschaftliches Ganzes schafft. Oder indem ein gröſserer Geist erscheint, und ungeahndete Belehrungen mittheilt, wodurch eine neue Bahn eröffnet wird. Lange habe ich in früheren Jahren nach einer solchen Erscheinung ausgesehen; und erst spät den

Gedanken ertragen gelernt, daſs ich meinen eigenen Versuchen überlassen sey. Worauf ich lange vergebens geharret, das ist darum nicht unmöglich geworden. Früh oder spät findet vielleicht die Psychologie ihren Newton. Ihm gebührt es alsdann, den Einfluſs dieser Wissenschaft auf die andern nicht bloſs in Worten auszudrücken, sondern durch die That vor Augen zu stellen.

Gedruckt bey August Wilhelm Schade in Berlin.

Verbesserungen.

S. 27. Note Z. 1. von unten statt $\frac{1}{\times}, \frac{1}{\times 2}, \frac{1}{\times 3}$, lies $\frac{1}{X}, \frac{1}{X2}, \frac{1}{X3}$,
S. 36. Z. 9. v. n. statt Vosbereitung lies Vorbereitung.
— 68. Z. 9. v. o. st. unreimlichen l. unräumlichen.
— 83. Z. 13. v. u. st. des Punets ein Comma.
— 102. letzte Zeile, fehlt vor also ein Semikolon.
— 133. Z. 5. v. o. st. *a*, *b*, *c*, l. *a*, *b*, *c*.
— 134. Z. 10. v. o. st. Geschehenen l. Gesehenen.
— 195. Z. 8. v. o. st. Erkenntniſs — Begriffen l. Erkenntniſsbegriffen.
— 217. Z. 6. v. u. st. nur l. nun.
— 221. Z. 17. v. o. st. aufgerichtet l. aufgereihet.
— 224. Z. 8. v. o. st. Zeitlichen l. Zeittheilchen.
— 278. Z. 12. v. u. st. würde l. wurde.
— 281. Z. 13. v. o. st. Vornehmens l. Vernehmens.
— 284. Z. 11. v. o. st. als l. auf.
— 290. Z. 7. und S. 442. Z. 3. v. u. st. Niemanden l. Niemandem.
— 305. Z. 5. v. u. st. zweifeln l. zweifele.
— 321. Z. 1. v. u. st. Dennoch l. Demnach.
— 344. Z. 1. v. o. hinter Mond ist als Parenthese einzuschalten: abgesehen vom erforderlichen Fortrücken des Fernrohrs.
— 385. Z. 7. v. u. statt: Das Unendliche wird nun das Erste, lies: Das Unendliche wird nun das Früheste, und darum das Erste; indem die Vorstellungsreihe sich umkehren soll.
— 386. Z. 17. v. u. statt können lies könne.
— 456. Z. 3. v. u. st. Zu l. In.
— 507. Z. 6. st. auf l. auch.

Zusatz: Ein Kritiker hat gemeint, der erste Theil dieses Werks gebe eine Grundlegung ohne allen Grund; weil der Verfaſser seinen eignen Grundsatz, auf den er Alles baue, selbst gleich von vorne herein für falsch erkläre. — Die Antwort ist:
Statt Grundsatz lies Grund-Begriff, (der mit Wahrheit und Falschheit der Sätze und Urtheile Nichts gemein hat;) und
statt für falsch erklären lies: für ein Phänomen erkennen, das kein Reales seyn kann.
Dergleichen sinnstörende Druckfehler bittet man künftig vor dem Schreiben zu verbessern.

DE
PRINCIPIO LOGICO
EXCLUSI MEDII INTER
CONTRADICTORIA
NON NEGLIGENDO

COMMENTATIO,

QUA AD AUDIENDAM ORATIONEM
DIE XXVI OCTOBRIS,
HORA XI HABENDAM
OMNI QUA PAR EST OBSERVANTIA INVITAT
PRORECTOREM MAGNIFICUM,
PROFESSORES PLURIMUM VENERANDOS, CONSULTISSIMOS, EXPERIENTISSIMOS, AMPLISSIMOS, DOCTISSIMOS
COMMILITONES HUMANISSIMOS,
PHILOSOPHIAE PROFESSIONEM ORDINARIAM
IN
ACADEMIA GEORGIA AUGUSTA
RITE CAPESSITURUS
IOANNES FRIDERICUS HERBART
PHILOS. DOCT. S. R. M. A CONS. AUL. ORD. BORUSS. AQU. RUBR.
TERT. CL. EQU.

GOTTINGAE.
SUMTIBUS DIETERICHIANIS
MDCCCXXXIII.

1447

Quum sensibus, intellectu, et ratione omnis humana cognitio effici videatur, ita, ut sensibus notitiae rerum acquirantur, intellectu notiones formentur, ratione de rebus, vel quales sint, vel quousque notionibus nostris cognosci possint, recte statuatur: magnopere cavendum est, ne tripartita haec cognitionis auxilia vel incuria quadam, vel mala sedulitate detrimenti aliquid capiant. Animi facultates, quae dicuntur, hic non arguo: de iis enim, quid sentiam, alibi exposui: conficiendae humanae cognitionis negotium ita certe proponi potest, ut notiones rerum et percipiendae sint, et formandae, et corrigendae. Quomodo fiat, ut sensibus aliquid percipiatur, et quanam via cogitando progredi debeamus in corrigendis notionibus, magnae philosophorum sunt quaestiones et dissensiones: de notionibus formandis minus laborabant philosophi, quoniam in hac quidem media officii parte logices praeceptis uti posse videbamur; videlicet eiusdem logices, quam ab Aristotele iam plerumque recte constitutam esse Kantius sua confirmaverat auctoritate.

Kantius vero, quum spatium et tempus non modo rebus in se spectatis denegasset, sed etiam in meras sentiendi formas redegisset, et categorias quoque ad phaenomena cogitando persequenda revocasset, tantos motus excitavit, quantos futuros esse ipse non praeviderat. Fichtianum idealismum secutus est Spinoza redivivus: at Spinoza, quem in demonstrando logicas regulas strictissime observasse plerique putant, in novas formas adeo mutatus hodie nobis exhibetur, ut prima et certissima logices principia non solum negligantur, sed aperte et disertis verbis tanquam falsa repudientur. Notissimum est principium contradictionis, in rerum notionibus formandis semper observandum, in mathematicorum notionibus interdum ita migrandum, ut statim confiteamur, imaginarias, quae vocantur, quantitates ad calculi subsidia restringendas, sed nullo modo rebus ipsis esse adhibendas. Ad principii contradictionis familiam pertinet principium identitatis, atque principium exclusi medii: illo concesso, de his dubitari nequit.

Alio loco *) principii cuiusdam tertii interve-

---

*) Introductionis meae in philosophiam p. 33. edit. secundae.

nientis mentionem feci, iamdudum excogitati, quasi posset in locum principii exclusi medii succedere. Ansam tamen huius dissertationis desumere malui ex libro, qui nunc multorum est in manibus: Hegelii encyclopaedia, ubi p. 124. editionis secundae leguntur haec:

> „*Der Satz der Identität lautet: Alles ist mit sich identisch; A = A. Und negativ: A kann nicht zugleich A und nicht A seyn.*"

Hic statim notandum occurrit, literas mutandas esse ita: *A kann nicht zugleich B und nicht B seyn.* Vel ita: *A kann nicht zugleich nicht-A seyn.* Non inutilem esse hanc correctionem, mox patebit. Hegelius pergit:

> „*Dieser Satz, statt ein wahres Denkgesetz zu seyn, ist nichts als das Gesetz des abstracten Verstandes. Die Form des Satzes widerspricht ihm schon selbst, da ein Satz auch einen Unterschied zwischen Subject und Prädicat verspricht, dieser aber das nicht leistet, was seine Form fodert.*"

Quod non est concedendum. Neque enim in propositione: duo bis sumta efficiunt quatuor, ulla fit mentio diversitatis inter subiectum et praedicatum/ nec in alia quacunque simplici propositione affirmativa. Aliter res in psychologia se habet, ubi quaeritur, qualis sit mentis actio in iudicando:

/ [illegible] 1. [illegible]
[illegible]

sed quaestiones psychologicae non confundendae sunt cum logicis.

> „*Namentlich wird es aber durch die folgenden sogenannten Denkgesetze aufgehoben, welche das Gegentheil dieses Gesetzes zu Gesetzen machen.*"

Vix lectorem divinaturum puto, quid hic sibi velit Hegelius. Sed p. 126. haec sequuntur:

> „*Der Unterschied an sich giebt den Satz: Alles ist ein wesentlich unterschiedenes.*"

Possis putare, in his verbis latere principium indiscernibilium, satis notum, etsi falsum. Auctoris tamen consilium statim nobis aperietur; pergit enim:

> „*oder, wie er auch ausgedruckt worden ist, von zwey entgegengesetzten Prädicaten kommt dem Etwas nur das Eine zu, und es giebt kein Drittes. Dieser Satz des Gegensatzes widerspricht am ausdrücklichsten dem Satze der Identität, indem Etwas nach dem einen nur die Beziehung auf sich, nach dem andern aber die Beziehung auf anderes seyn soll.*"

Quod omnino est negandum. Posito A, nulla ponitur relatio. Posito A = A, res non duplicatur, sed cogitatio. Itaque res non refertur ipsa ad sese, (quasi Fichtianum Ego), sed duplex vel multiplex cogitandi actus, quem iterare licet vel hodie vel cras vel minimo quoque temporis intervallo interiecto, semper in idem punctum reverti dicitur sine ullo discrimine, cui relationis aliquid affingi debeat vel possit. Posito A, ut sit vel B vel non B, verbi causa: homo est vel doctus vel indoctus, ne hic quidem inest relatio in A, neque homo refertur ad doctrinam, sed doctrina refertur ad hominem, atque haec relatio vel affirmatur vel negatur. Itaque si praecesserit propositio, *homo est homo*, sequente altera, *homo est doctus*, nullum contradictionis vestigium apparet, quoniam in homine ipso nihil relationis positum erat, neque etiam nunc ponitur. At hominem doctum indoctum dicere non possumus, nisi adhibita distinctione vel temporis vel doctrinae, cuius plura sunt genera. Verumtamen audiamus Hegelium, ut ipse nos certiores reddat, utrum voluerit loqui de principio exclusi medii, nec ne.

[illegible]

> „*Es ist die eigenthümliche Gedankenlosigkeit der Abstraction, zwey solche widersprechende Sätze als Gesetze neben einander zu stellen, ohne sie auch nur zu vergleichen.*"

De hac insimulatione infra plura dicemus. Pergit ille:

„Der Satz des ausgeschlossenen Dritten ist „der Satz des bestimmten Verstandes, der „den Widerspruch von sich abhalten will, „und indem er dies thut, denselben be- „geht. A soll entweder + A oder „— A seyn: damit ist schon das Dritte, das „A ausgesprochen, welches weder + noch „— ist, und das eben sowohl auch als „+ A und als — A gesetzt ist."

Haec sufficiant. Voluisse quidem loqui de principio exclusi medii Hegelius aperte profitetur: ipsius autem principii formulam nec receptam a logicis nec unquam recipiendam, sed prorsus falsam et ineptam attulit: scribendum enim erat: A est vel B vel non B; ita ut, posito A, decernendum esset inter eius praedicata B et non B, quae tertium non admittunt. *Nunquam autem*, posito A, *ambigitur*, utrum *hoc ipsum* A sit vel *sibi* aequale vel *sui* contrarium; quorum *primum affirmaverat principium identitatis*, *alterum negaverat principium contradictionis.*

Ille autem, positis duabus formulis aeque ineptis, scilicet:

A non est simul A et non A,
A est vel A vel non A,

contradictionem extorsisse sibi videtur: sed quonam artificio? Nullo omnino: nisi hoc, ut rem unam omnium maxime liquidam turbaret. Primo de duabus propositionibus loquitur, quarum altera alteri contradicat: deinde in ipso principio exclusi medii, per se sumto, contradictionem vana eius vitandi spe commissam affirmat: neque tamen vel primum vel secundum ita seorsim tractavit, ut erroris origo appareat. Ipse autem error sponte patet. Quod ille *tertium* posuit A, id nullo modo tertium haberi potest, sed est *primum*, sicut apparet in correctis formulis:

A non est simul B et non B,
A est vel B vel non B,

(3. [illegible]

ubi A neque affirmationis neque negationis signo affectum invenitur. Quod autem illud idem A putavit utroque signo affici, in hoc erravit, quum loco B poneret A: nec disiunctionem animadverteret, cuius ea est vis, ut contradictioni omnes aditus intercludantur.

Quum itaque principium exclusi medii tam male habitum viderem: operae pretium duxi, superioris temporis auctores aliquot evolvere, ut eorum industriam cum illa levitate compararem. Neque ab Aristotele vel ab Stoicis rem repetere volui: quaestio enim eandem tangit logicam, qua nunc in nostris scholis utimur: hanc damnavit Hegelius, haec proxime derivanda est inde ab illis temporibus, quae Kantium antecesserunt; itaque audiamus Wolfium, de principio nostro disputantem et in logica et in metaphysica. Pauca tamen videntur praemonenda.

Wolfii auctoritas fere nulla est, ubi de notionibus *corrigendis* sermo instituitur: multum vero ei tribuendum, ubi *formandarum* notionum curam gerimus. Nolo hic repetere, quae de metaphysicorum problematum vera indole saepius exposui: tantum dico, magnum discrimen, quod nostri temporis philosophiae intercedit cum illa antekantiana, illustrari et intelligi non posse, nisi distinguatur *formandarum* et *corrigendarum* notionum labor et negotium. Hominum ingenia hodie non aliter nascuntur, ac saeculo superiori; sed delati nunc sumus in earumdem difficultatum regionem, quibus Graeci iam ante Aristotelem premi philosophiam senserant, neque dubitandum est, quin veterum placita multo clarius nostris oculis obversentur, quam vel ipsi Leibnitio, Spinozae, Cartesio. Vagis tantummodo rumoribus acceptis de Eleaticis et de Heraclito, ne Platonis quidem et Aristotelis scripta recte intelligi potuerunt. Wolfii aetas in formandis notionibus physicis et psychologicis versabatur: *ipsi autem experientiae inesse stimulos quosdam, ut eius fines necessario et optimo iure transgrediamur*, ne Kantius quidem satis perspexit, quamobrem non de corrigendis experientiae notionibus sollicitum se praebuit, sed critici personam gerens omnia perfecta fore putavit, si a transscendente ad transscendentalem philosophiam homines redirent. Itaque ne miremur Wolfium sic disputantem:

> Eam *experimur* mentis nostrae naturam, ut quodcunque vel esse iudicet, vel non esse. In *singularibus* casibus idem obvium est. Nemo enim non iudicat: *aut Petrus fuit Romae, aut non fuit Romae; aut Venus nativo gaudet lumine, aut non gaudet. Aut dies est, aut dies non est.* — Ponamus, G sub se comprehendere individua A, B, C, D, E, etc. Quoniam igitur in *singulari* concedis, quodlibet esse vel non esse: igitur negare non potes, quod A vel sit vel non sit, B vel sit vel non sit, C vel sit vel non sit, etc. Quoniam adeo G et A + B + C. + etc. idem sunt: igitur etiam G vel est vel non est. Atque adeo *universaliter* patet: *Quodlibet* vel esse vel non esse *).

---

*) Wolfii ontologia §. 52. 53.

Qui locus si Hegelio perlegendus proponeretur: procul dubio sic responsurus esset:

Die Gedankenlosigkeit der Sinnlichkeit, alles Beschränkte und Endliche für ein Seyendes zu nehmen, geht in die Hartnäckigkeit des Verstandes über, es als ein mit-sich-identisches, sich in sich nicht widersprechendes, zu fassen *).

Certe haec in Wolfium, ad experientiam et singularia confugientem, scripta videri possunt. Attamen Wolfium vix concessurum fuisse arbitror, cum experiamur mentis nostrae naturam in cogitando, id facultati *sentiendi* esse tribuendum: sed quaereret fortasse, unde Hegelius hoc compertum haberet, intellectus eam esse pertinaciam, ut contradictiones strenue respuat? Nisi enim *compertum* haberet, pronuntiare non potuisset. Et quia compertum habuit, hanc ipsam ob causam repugnare non debuit pertinaciae, quam vincere non potuit: vinci enim omnino non potest. Quod autem a singulari ad universale procedit Wolfius, id longe diversum est a finiti et infiniti discrimine:. singularis ille cadit etiam in spatium vel tempus infinitum. Nec haereamus in formula: A vel *est* vel non *est:* alibi enim apud Wolfium invenimus contradictionis formulam: „hoc A est *B* et hoc A est *non B*, ut idem de eodem individuo eodem tempore vel sub eadem determinatione una affirmetur atque negetur"*). Nullo autem loco apud Wolfium occurrit formula Hegeliana: A est vel A vel Non-A. Denique Wolfius comparationem ab Hegelio desideratam inter principium identitatis et principium exclusi medii non omisisse censendus est: nisi forte quis serio discrimen statuat inter formulas A = A et A non = Non-A, quarum prior vocatur principium identitatis, posterior principium contradictionis. Multus enim est Wolfius in quaestione: *utrum rectius dicatur, principium exclusi medii prodire ex principio contradictionis, an contradictionis principium fontem esse illius principii exclusi medii.* Tuetur Aristotelis sententiam, primum locum assignantis principio contradictionis: demonstrat, circulum latere in modo, quo colligatur principium contradictionis ex principio exclusi medii: narrat tamen, fuisse, qui demonstrandi ordinem converterent**). Ceterum suspicatus non videtur, exstiturum aliquem Fichtianum, qui paginarum quarundam in libro: *Wissenschaftslehre*, oblivisci non posset; atque pravum abusum illarum formularum in explicanda notione του Ego, (cuius abusus culpam sustinet Fichtius,) usque ad nostra tempora esset traducturus! Falluntur omnino, qui difficillimam notionem *identitatis obiecti et subiecti* ad formulam A = A referendam sibi persuadent: habent problema nudum et crudum pro solutione problematis, speciem pro re ipsa: sed nolo hic ad res iamdudum a me expositas reverti.

---

*) Hegelii encyclop. §. 113.

---

*) Wolfii logica §. 532.

**) Wolfii ontologia §. 54.

Scriptores Wolfianam rationem sequentes eodem fere modo locum nostrum tractare, ac Wolfium, exspectandum est. Ita v. c. Reimarus, ubi de conclusionibus ad contradictorias propositiones loquitur, a principio contradictionis progreditur ad principium exclusi medii *). Orditur tamen a *rerum similium vel dissimilium comparatione* instituenda: qua fiat, ut discernamus aequalia et discrepantia: hinc ducitur ad principia identitatis et contradictionis. Sed quid dicturum fuisse Reimarum arbitremur, si Hegelium audivisset docentem, in formula A = A indicari cuiuscunque rei *relationem ad se ipsam?* Rem du-

---

*) *Vernunftlehre von* Reimarus §. 163.

plicari ad instar obiecti et subiecti in illa Fichtiana conscientia nostri? Duplex vel multiplex cogitatio eiusdem A nullo modo mira videri potest, ubi adest rerum similium multitudo: nam id ipsum, quod efficit similitudinem, *toties* ponitur, *quoties* in rebus occurrit. Nec ea conditione ponitur, quasi res altera alteram similem respiciat, ab altera pendeat, cum altera sit connexa: neque ut via quadam cogitationis necessariae ab altera perducamur ad alteram: verum formula A = A in similium comparatione sic adhibetur, ut unumquodque A per se concipiatur, et eodem modo conciperetur, etsi a sui similibus longissime esset remotum. Itaque ne plurium quidem rerum exstat relatio inter se: multoque minus cogitari debet de relatione rei ad semet ipsam, quasi itinere facto ad sese domum rediret ibique imperaret.

Si tamen aliquis ex me quaereret, an formula A = A necessario derivanda sit a multitudine rerum similium: id non affirmarem. Nimirum tota quaestio vertitur in hoc cardine: qui fit, ut multiplex ponatur A, atque ut scribi possit A = A = A = A etc. in infinitum, cum tamen iubeamur idem A agnoscere in omnibus? Haec licentia multiplicandi negata videtur ipsius formulae sensu: nihilominus ratio sufficiens patet, ubi adest rerum vel notionum alias diversarum multitudo, quibus omnibus nota A est tribuenda; itaque iam quaeritur, an hac *unica* ratione sufficiente nitatur licentia multiplicandi? Quod non concesserim. Vera enim est formula, etsi nullo respectu habito ad rerum similium multitudinem. Quocirca restat explicandum, quid tum sibi velit illa multiplicatio. Potest autem formula, ut varietatis aliquid in se recipiat, ita resolvi:

A = A,

sive A = non non - A,

sive A non = non - A. Quibus in formulis nihil amplius inest, quam si dicas: A semper manet A, nec umquam a se ipso desciscere potest.

Itaque hoc sensu videmus principia identitatis et contradictionis esse aequipollentia: sed subaudiendam esse hanc thesin maxime necessariam:

> *Positis duabus negationibus eodem sensu acceptis, altera tollit alteram; ut prorsus evanescant, ubi ad idem obiectum fuerint applicatae.*

Habetur etiam pro concesso, *negationem a praedicato transponere ante copulam.*

Eiusmodi minutias vix proposuissem, nisi magnae auctoritatis quosdam viros in his logices primordiis viderem in diversas abiisse sententias. Vetuit iam **Hoffbauer**, ne deriventur principia identitatis et medii exclusi a principio contradictionis *); et recte quidem, quia formularum aequipollentium nulla tanquam prior alteri tanquam ab illa *dependenti* est anteponenda. Nihil tamen impedit, quominus ostendamus, alteram posse ad alteram reduci: quod quum ostenderim de formula A = A sive A = non non-A, adiiciam pauca de principio exclusi medii. Scilicet formula

A est vel B vel non-B

admittit explicationem disiunctionis; itaque sic resolvitur in duas formulas, vim disiunctionis exprimentes:

1) A, quod non *B*, est *non-B*,

2) A, quod non *non-B*, est B;

ut redeat ad formulas:

1) non B = non-B, quae est identitatis;

2) non non-B = B, quam thesin modo proposui.

Apud Hoffbauerum invenio formulam Hegelianam, scilicet allegatam ut reiiciatur: quamobrem paucas lineas, per se satis claras, ex eius libro hic apponam:

,,Um den Satz der Einerleyheit zu beweisen, schloss man: A ist entweder A oder

---

*) Hoffbauer in logica, §. 23.

> *„nicht A; das letzte ist unmöglich.*
> *„(weil es sonst A und nicht A seyn würde),*
> *„also ist es A.*

Sponte patet, hunc syllogismum non meam esse reductionem; neque ad principium exclusi medii demonstrandum adhibuerim hunc alterum syllogismum:

> *„Um den Satz der Ausschliessung zu beweisen, schloss man: Alles mögliche ist „entweder A oder nicht A oder keines von „beyden. Keines von beyden kann „es nicht seyn, also ist es entweder A „oder nicht A.*

Ubi patet circulus in demonstrando ab Hoffbauero reprehensus. Sed non opus erat syllogismis incipientibus ab ineptis propositionibus. Reductionum a me propositarum ordo postulat, ut ponatur

primo loco: A non = non - A
secundo: A = A = A etc.
tertio: A est vel B vel non B.

Claritas enim summa est in principio contradictionis: explicatione opus est in principio identitatis ob multiplicatum A; resolutionem requirit disiunctio in principio exclusi medii.

Venio nunc ad duumviros celeberrimos, quorum praesertim in rebus logicis magna est auctoritas: Krugium dico et Friesium.

Krugius eo consilio rem aggressus est, ut in artis formam et tria illa et rationis sufficientis principium redigeret, eaque omnia arctissimo vinculo complecteretur: quod his verbis declarat:

> ,,*Die bisher aufgestellten Principien, als Grundgesetze des Denkens, bilden ein in sich geschlossenes und vollendetes Ganzes; sie greifen organisch in einander und organisirend in alle Wissenschaften ein.*"

Vereor, ne in rebus simplicissimis nimio artificio usus sit. Pergit enim:

> ,,*Das Princip der absoluten Identität stellt die Möglichkeit einer These, Antithese und Synthese überhaupt dar, indem in demselben A zugleich als gesetzt, sich entgegengesetzt, und sich gleichgesetzt vorgestellt wird. Es coincidirt demnach in diesem Principe These, Antithese, und Synthese. Die folgenden Principien hingegen beziehen sich jedes einzeln auf die*
>
> *These: setze nichts widersprechendes,*
> *Antithese: Von Entgegengesetzten setze in Einem Denkacte nur Eins,*
> *Synthese: Verknüpfe das zu Setzende nach dem Verhältnisse des Grundes zur Folge.*

Itaque *theseos* partes suscepit principium contradictionis, quo *prohibemur, ne falsi quid ponamus*: antitheseos loco procedit principium exclusi medii, quod potius videtur *iungere* subiecto A alterutrum praedicatorum B vel non B; synthesin efficit principium ab hac familia alienum, nempe principium rationis sufficientis. Quorsum autem abiit formula A = A? Haec scilicet ipsa complectitur omnia, thesin, antithesin, synthesin: quod profecto eget explicatione! Sensit nimirum Krugius, rationem esse reddendam mirae illius multiplicationis infinitae, quam involvit principium identitatis: neque vero negationes evanescentes adhibet, sed utitur prorsus alio artificio. Intulit discriminis aliquid, quod non apparet in formula A = A, nec sua sponte evanescet, ubi semel fuerit admissum. Ipsius verba afferam:

> „*Erstlich setzen wir etwas in Gedanken,*
> „*was wir durch A bezeichnen, zweytens*
> „*setzen wir dieses Gedachte sich selbst in*
> „*Gedanken entgegen* (?), *drittens setzen wir*
> „*es in seiner Entgegensetzung sich*
> „*selbst gleich.*" *)

Jam per Krugium licebit Hegelio esse logico, qui ubi logicam describit, haec docet:

---

*) Krugii logica §. 17.

a) „*Das Denken als Verstand bleibt bey der vesten Bestimmtheit etc.*

b) *Das dialektische Moment ist das eigene sich Aufheben solcher Bestimmungen, und ihr Uebergehn in ihre entgegengesetzten.*

c) *Das Speculative oder Positiv - Vernünftige fasst die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegengesetztheit auf; das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist.*" [*]

Tantum potuit Fichtius, ut sua thesi, antithesi et synthesi conciliaret viros ceteroquin admodum diversa sentientes! Etenim ad illum omnia vana huius generis artificia sunt referenda: neque conspirarent Hegelius et Krugius, nisi ex eodem erroris fonte hausissent.

Iure certe suo postulabit Krugius, ut paullo ulterius progrediamur in eius sententia exponenda: habet enim meliora, ab illa identitatis diremtione et contrariorum aequatione longe aliena: quae tamen vereor, ne quamvis bona per se, ab hoc, quem tractamus, loco etiam sint aliena.

„*Man kann die Formel A = A, wenn man A als ein Ganzes vorstellt, auch so*

---

[*] Hegelii Encycl. §. 80. 81. 82.

aussprechen: Das Ganze ist gleich allen seinen Theilen, und die Theile zusammen sind gleich dem Ganzen. Denn wir können uns von einem Ganzen, als solchem, keinen andern Begriff machen, als vermittelst der Zusammenfassung seiner Theile, die wir als Merkmale in den Begriff des Ganzen aufnehmen. Die Formel A = A kann ursprünglich nichts anderes bedeuten als die Identität des Begriffs von einem Dinge und aller seiner Merkmale." [*])

Agnosco logicum: sed non agnosco principii identitatis expositionem. Quaero, utrum primum A significet rem, secundum notas coniunctas, an vice versa? Discrimen in cogitando adest inter notionem rei nondum definitam et definitionem notas rei seiunctas enumerantem: sed nihil discriminis demonstrat A primum et A secundum. Deinde formula adhiberi potest notionibus simplicibus; neque enim concedo, omnes notiones esse compositas. Unum est unum; nihil est nihil; album est album. In his desidero notarum varietatem aequantem ipsius rei notionem. Quam quum non inveniam, salvo principio abesse posse iudico. Itaque nihil iam desidero in formula simplicissima; ne ipsas quidem illas negationes se invicem tollentes, nisi quis postulet, ut comparationem principii identitatis et contradictionis instituam, aut multiplicati A rationem reddam.

---

[*]) Krug l. c. §. 17.

Profectus a principio identitatis, inde Krugius deducit formulam

$$\text{non } A = \text{non } A$$

atque pergit: „*Man sollte lieber Satz des Nicht-Widerspruchs sagen. Doch in verbis etc. A ist nur darum nicht Nicht-A, weil A = A ist, d. h. es ist bloss darum ein Merkmal in Beziehung auf seinen Gegenstand widerstreitend, weil der Gegenstand durch einen mit gewissen Merkmalen identischen Begriff gedacht ist.*"

Si in verbis faciles nos praebere placet, haec etiam ita convertere licebit: A, ipsum sibi aequale non poneretur nec animadverteretur, nisi *prius* repulsam tulissemus, quum *periculum fecissemus* repugnantes illi notas obtrudendi. Sed redeamus ad principium exclusi medii; cui praemisit Krugius principium, quod dicit, oppositionis, ita fere enuntiatum: posito A = B, negandum A = non B. Monet hoc loco, determinatione non semper opus esse, cum saepe in dubio relinquatur, an alicui rei A conveniat nota B nec ne. Sequi putat, restringendum esse principium exclusi medii ad res omni ex parte determinatas. Responderi potest, dubiam rerum conditionem non dubias reddere notiones generales: itaque notioni A vel iungendam esse notam B, vel non iungendam, etsi incertum maneat, an *rei* cuidam A conveniat nota B non comprehensa in notione generali A. Quaeratur verbi causa: num homo sit doctus? Negandum id quidem, etsi docti sint viri: in hominis notione certe nulla mentio fit doctrinae. Apparet tamen, cautionem esse adhibendam.

Friesii logicam evolventes, in tanta omnium, quae ad hanc artem spectant, ubertate pleniorem fortasse, quam invenimus, principii exclusi medii atque relationum eius ad principia identitatis et contradictionis expositionem poteramus exspectare: praesertim, cum in aliis multa reprehendat auctor, et satis longe a more usitato recedat. Saepe falsam, nunquam omni ex parte sufficientem doctrinam de principiis cogitandi traditam, anthropologica philosophicis mixta, ipsas formulas in capite logices a plerisque collocatas, omnia ex uno principio supremo frustra deducta, multas de formulis enuntiandis controversias motas queritur: suam adeo firmiter constitutam censet doctrinam, ut sibi in arenam non sit descendendum. Equidem in ceteris quidem philosophiae partibus nonnulla deprehendisse mihi videbar, quae non possem quin vel mutarem vel augerem: in logicis autem plurima satis bene tradita putabam; neque si quid novi ad logicam attuli, id magni esse momenti iudicavi. In anthropologicis haud parum a Friesio dissentiens, hoc saltem ei libenter concedo, a logicis illa omnino esse separanda. Igitur seposita omni anthropologiae mentione, seposita etiam tota de quantitate, qualitate, relatione et modalitate controversia, taceo Friesii artificium in disponendis logices principiis secundum quatuor illos titulos: sufficiat indicasse, Friesii et Krugii artificia hoc loco prorsus esse diversa. Quod ut ante oculos ponam, ordinem, quo principia illa distribuit, tacere non possum. Primo loco posuit Dictum de omni et nullo, *secundo* principium exclusi medii, tertio thesin de negatione praedicati transponenda ante copulam, (ut formula A non = B oriatur ex A = non B), *quarto* principium identitatis, *quinto* principium contradictionis, sexto principium rationis sufficientis *). Principium duplicis negationis nomine adest, revera desideratur: nam illo nomine tertio loco legitur principium de negatione transponenda, sed abest formula A = non non A. Paullo post tamen suo quasi iure debitum locum sibi vindicant tria illa principia, identitatis, contradictionis, exclusi medii; neque fieri poterat, ut simplicissimum omnium, quarto loco absconditum quasi quieta in sede remaneret. Tautologiam in omnibus agnoscit Friesius: explicandae vel excusandae tautologiae conamina nulla invenio: itaque comparatione cum Hegelio instituta assentior Friesio, quoniam hic ab illius peccatis hoc loco commissis longe abest.

---

*) Friesii logica §. 41.

Sunt sane, quibus Wolfii, Reimari, Hoffbaueri, Krugii, Friesii auctoritas nihil valeat contra Hegelium: quibus si vel sexcentos alios, ipsumque Aristotelem proponerem, ne sic quidem obtinerem, ut moveri se confiterentur.

Longe plures fore suspicor, qui tautologias omnino non curandas esse putent. Qui, si placet, adeant Platonem, ut discant, quanta vis sit in ideis identitatis et diversitatis: vel, si malunt, Schellingiani systematis nomen in memoriam revocent, quod identitatis systema appellatur. Quaestio est, *an* Schellingius *identitatem*, quam servasse prae se fert, *vere et recte tueri potuerit:* quo loco si defendi posset, statim omnibus philosophis in Schellingii vel Hegelii castra ita esset transeundum, ut, si quid controversiae remaneret, id minoris momenti esset habendum.

Principium exclusi medii hoc habet proprium, quod in eo vestigium apparet, exitum ex tautologiis patere. Reiecta enim Hegelii formula, A est vel A vel non A, atque revocata, ut iam monui, formula ab omni inde tempore usitata, A est vel B vel non B, iam conceditur, notionem quandam A *in se recipere* notam distinctam B, quae *ut ab A distinguatur*/ *aliae quaedam notae in A reperiantur necesse est*; quibus *iunctis* cum B *efficiatur* notio A: cavet tantum formula, ne addatur non-B, *ubi iam admissum sit B*. Neque in logicis ullus movetur scrupulus de admittenda nota B ab *aliis* notis in A obviis *diversa*. Confirmatur idem exemplis mathematicis; habere *multa* propria triangulum, habere *multa* propria circulum, nemo dubitat. Accedit experientia: notarum multitudinem in rebus deprehendisse nobis videmur. Res autem sensibus occurrentes mera esse *phaenomena*, monet metaphysica! Atque si ad philosophiam naturalem conamur adscendere, ratio reddenda est, quomodo fieri potuerit, ut uni rei *non* unum et simplex phaenomenon re-

/ ut distinguatur? [illegible]
[illegible] distinctione [illegible]
[illegible]
[illegible] A [illegible] B [illegible]

spondeat, sed ut haec unitas convertatur in *varietatem* notarum, quas in unaquaque re observando collegimus. Solvendum est problema, quomodo accidentia vel attributa inhaerere possint substantiis. Quod solvi posse, retento communi verbi *inhaerere* sensu, si quis negat, phaenomenis quidem, neque tamen rebus ipsis adhibebit principium exclusi medii; evanescit enim hoc principium, ubi prohibemur rei A *ullam* attribuere notam B ab *aliis*, si quae sunt, attributis eiusdem rei *diversam*.

Sed longe maiora (si Diis placet) exoriuntur! Quam experientia cognovimus naturam rerum, ea non tam angustis circumscribitur finibus, ut substantiarum *stabilitatem* solam ostendat: *mutationum* adeo plena sunt omnia, ut quibusdam etiam vivere omnia videantur. Quid hoc sibi vult, vivere? Non vivitur e formula, A est vel B vel non B. Immo vero vivum A *iam in eo est*, ut procedat mutando notam B in aliam contrariam. Nonne vita ipsa respuit principium exclusi medii? Itaque docente Hegelio vivere discat logica: discat etiam natura, nullum esse caput mortuum, nullam corporum inertiam: discant hominum mentes, nullam esse stabilem voluntatem nec cognitionem!

Falsa et absurda haec esse, clamabunt omnes: Hegeliani docebunt varium redire ad unum, mutationem non derogare stabilitati; logici docebunt, vitam non repugnare principio exclusi medii, nam decedente nota B locum vacuum relinqui notae non B, vel cuicunque contrariae. Audio: nam hic certe rem persequendi locum non habeo; sed quaero, quamnam causam habuerit Hegelius, cur novam conderet logicam, cur principium exclusi medii aggrederetur, cur intellectui id ipsum, in rebus finitis identitatem requirere, crimini daret? Hegeliani quid responsuri sint, non curo: sed alii sunt, iique multi, quibus hanc quaestionem etiam atque etiam meditandam censeam.

Logicarum autem regularum tale est robur, ea vis et auctoritas, ut pro arbitrio unius scholae philosophicae flecti et frangi nullo modo possint. Receptae sunt non solum a ceteris scholis philosophorum (quibus imperare velle superbum est), verum etiam receptae sunt in ceteris artibus omnibus, in quibus quicquid est ordinis et formae, quicquid bene dispositum et rite conclusum, id vel ipsi debetur logicae, unde profectum est, vel consentaneum saltem illi reperitur atque agnoscitur. Vigent eaedem regulae logicae non in doctrinis tantum, verum etiam in omni oratione subtili et ad persuadendum accommodata; neque pro philosophorum, sed etiam pro rhetorum inventis sunt habendae. Plane contrarium dicendum est de rebus metaphysicis, dissensionum ita plenis, ut contentionum atque rixarum vocibus deterriti plurimi doctorum hominum eos fere perhorrescant. Quibus dissensionibus finem imponere vel quaerere saltem si quis velit, quid faciet? Num logicae mutandae se accinget? Ita si processerit, exiisse censendus est e virorum doctorum coetu. Atque etiam rumpere videretur omnium artium commercium et vinculum, si eius vinculi rumpendi fas esset alicui atque potestas. Immo vero res metaphysicae tum demum recte constitutae apparebunt, ubi agnoscetur, naturae explicationem cum regulis logicis *iisdem*, *quas omnes artes sequuntur*, satis bene consentire. Id adeo perspicuum est, ut nullam dubitationem movere potuisset, nisi causa quaedam erroris subesset: eaque mere historica. Fuit quondam tempus, quo in logica non solum normam cogitandi, sed omnium disquisitionum perficiendarum *organon* etiam invenisse sibi viderentur philosophi. Organi autem dignitatem logica non potuit sustinere neque tueri. Ita omni dignitate destituta videbatur; nec defuerunt, qui iam ante Hegelium logicam *reformandam* censerent. Sed huius erroris eadem fere est ratio, ac si quis putet, bonas leges in republica per se solas, ademtis omnibus vitae opibus et auxiliis, sufficere ad salutem omnium procreandam et conservandam. Certe non sufficiunt: neque tamen sunt evertendae, sed religiose colendae atque ad vitam regendam adhibendae. Sic etiam in philosophia ceterisque artibus omnibus nihil fieri debet contra logicam, etsi permultis opus est auxiliis nulla cogitandi regula sed meditationum plurimarum varietate, usu, assiduitate, dexteritate comparandis.

Immanuel Kant's

Anthropologie

in

pragmatiſcher Hinſicht.

Vierte Original-Ausgabe

mit einem Vorwort

von

J. F. Herbart.

Leipzig,
Verlag von Immanuel Müller.

1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort zur gegenwärtigen Auflage.

Nicht bloß aus neuern Forſchungen, ſondern auch aus Kants eigenen Werken könnte man für das vorliegende Buch eine Menge von Zuſätzen entlehnen, um es theils zu vervollſtändigen, theils tiefer zu begründen. Allein das würde zweckwidrig ſeyn. Kants Anthropologie ſollte nach ſeiner eignen Aeußerung eine populäre Schrift ſeyn; als ſolche hat ſie ſeit mehr als dreißig Jahren einen weiten Kreis von Leſern gefunden; und ſie kann auch jetzt noch ſehr Vielen nützlich werden; theils als Vorbereitung zu Kants ſtreng wiſſenſchaftlichen Werken, theils zur Einleitung in Phyſiologie und Pſychologie inſofern, als dieſe beiden Disciplinen einander in der Menſchenkunde begegnen.

Unvermeidlich jedoch wird eine Schrift, die noch aus dem vorigen Jahrhundert ſtammt, es manchen Leſer empfinden laſſen, der Verfaſſer möchte wohl heutiges Tages Einiges anders geformt haben. Dies vorausſehend wünſchte der Herr Verleger von mir eine neue Einleitung. Darin ſollte von Fichtes, Schellings, Hegels Unterſuchungen, und von den meinigen etwas geſagt werden. Kürze wurde verlangt; noch kürzer werde ich mich faſſen; bloß andeutend, was etwa zu ſagen wäre.

Menſchenkunde braucht Jeder, der unter Menſchen leben will; und was von ihr unter dem Namen der Anthropologie gelehrt und gelernt wird, iſt ſchon durch die Sorge: ut sit mens sana in corpore sano, hinreichend empfohlen. Aber ſie kann auch überſchätzt werden. Das geſchieht von Denen, welche von dem Menſchen ſo reden, als wäre in ihm der Begriff der Verbindung des leiblichen mit dem geiſtigen Leben in vollſtändiger Erfahrung dargeſtellt und gegeben. Solche müſſen erinnert werden, daß auf andern Weltkörpern, unter andern Bedingungen der Gravitation, Wärme, Feuchtigkeit, Atmoſphäre, ein ganz andrer organiſcher Bau die nothwendige Folge iſt; daher, je höher ſie die Abhängigkeit des geiſtigen Lebens vom leiblichen anſchlagen, ſie um deſto mehr ſich bewogen finden könnten, ihre Erfahrungskenntniß derſelben als in ſehr enge, und dem allgemeinen Begriffe hievon ſehr zufällige Grenzen eingeſchloſſen zu betrachten.

Manches von dem, was als neuere Forſchung über Kant hinausſtrebt, wäre vielleicht ſchon hiemit zurechtgewieſen. Sucht man aber jenſeit der Erfahrung, in allgemeinen Begriffen, die cognitio unionis, quam mens cum tota natura habet, ſo muß man ſein Studium bei Spinoza anfangen. Unzählige haben ſpinoziſtiſchen Vorſtellungsarten eifrig nachgehangen, ohne deren wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang auch nur hiſtoriſch zu kennen. Wir wollen hier wenigſtens die Nachricht mittheilen, daß Spinoza, ungeachtet ſeines der Kantiſchen Lehre gerade entgegenſtehenden Dogmatismus, doch zuweilen ſich zum Geſtändniſſe des Nicht-Wiſſens bequemte; auch in ſolchen Dingen, die er nothwendig wiſſen mußte, wenn ſein Syſtem Haltung haben ſollte. So ſpricht er in den cogitatis metaphysicis (P. I, cap. 3): quomodo humana voluntas a Deo singulis momentis procreetur tali modo, ut libera maneat, id ignoramus; multa enim sunt, quae nostrum captum excedunt, et tamen a Deo scimus facta esse, uti ex. gr. est materiae realis divisio in indefinitas particulas satis evidenter a nobis demonstrata, quamvis ignoremus, quomodo divisio illa fiat. Wer etwa glaubt, Spinoza habe an dieſer Stelle nur nicht ſagen wollen, was er wußte: der ſuche die Lehre von der Materie auf im Hauptwerke, nämlich in der Ethik (Pars II. prop. 13, seqq.). Zu vergleichen iſt der Satz: **ostendimus in materia nihil praeter mechanicas texturas et operationes dari;** (**cogit. metaph. P. II. cap. 6.**) desgleichen die Briefe an Oldenburg über eine damals neue chemiſche Zerlegung. Man leſe und prüfe, anſtatt zu ſtaunen!

Auf den Spinozismus, welcher neben der Kantiſchen Lehre, und von ihr unabhängig ſich erneuerte, muß zwar das Meiſte von dem, was ihr entgegengetreten iſt, zurück geführt werden; jedoch nicht Alles; denn Manches iſt aus ihr ſelbſt hervorgegangen. Dahin gehört vor allem der Idealismus, welcher ſich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr mit dem Spinozismus verſchmolzen hat. Wer nun in dieſer Art die Abweichung von Kant in neuern Vorſtellungsarten bemerkt, der wird auch hier Urſache finden, zur Quelle zurück zu gehn; alſo zu Fichtes Schriften, nämlich zu den älteren; der Wiſſenſchaftslehre, dem Naturrecht, der Sittenlehre, und einigen kleineren. Dort wird man einer theils geradezu behaupteten, theils angeſtrebten, abſoluten Selbſtſtändigkeit des Ich begegnen; welcher dasjenige nicht ganz fremdartig iſt, was Kant ſelbſt gleich im Anfange der Anthropologie vorträgt. Falls nun aus den Fichteſchen Lehren etwas offenbar Irriges hervorblickt: ſo entſteht allerdings für den Leſer die Frage, in wiefern Kant deshalb verantwortlich ſeyn möge? Wird dadurch der Prüfungsgeiſt geweckt: ſo iſt zugleich die Aufmerkſamkeit für das Folgende geſchärft, welches für eine philoſophiſche Schrift nur willkommen ſeyn kann. Trifft der angeregte Zweifel auch die weiterhin abgehandelten Seelenvermögen: ſo mag immerhin dem Leſer, welcher den Spinoza verglich, auch eine Erinnerung an den Satz zurückkehren: facultates, ut intellectum, cupiditatem, etc. in numerum figmentorum, aut saltem illarum notionum reponi debere, quas homines ex eo, quod res abstracte concipiunt, formaverunt, quales sunt, humanitas, lapideitas, et id genus aliae. (Volumen I. praefatio.)

Hier wäre Veranlaſſung, der mathematiſchen Pſychologie zu gedenken, allein davon ſoll jetzt die Rede nicht ſeyn. Nur ſoviel iſt in ihrem Namen zu ſagen, daß in einer populären Schrift, wie die vorliegende Kantiſche Anthropologie, durch die Anordnung der Gegenſtände nach dem angenommenen Unterſchiede der Seelenvermögen eine bequeme Ueberſicht gewonnen wird, welche noch immer zu ſolchem Gebrauche vorläufig kann als zweckmäßig gelten, wenn man gleich über den wahren Zuſammenhang des geiſtigen Thuns und Leidens ganz anders denkt, als durch Annahme jener Vermögen ſich begreiflich machen läßt.

Ueberhaupt dürfte es für ſolche Leſer, deren Auffaſſung nicht bereits geſtört iſt durch fremdartige Anſichten, — die von der Einheit des Geiſtes mit der Natur, von abſoluter Selbſtſtändigkeit des Ich, von mathematiſcher Pſychologie noch nichts vernommen haben, — wohl am rathſamſten ſeyn, fürs Erſte in voller Unbefangenheit dem Kantiſchen Vortrage zu folgen, und dadurch allein ihr Nachdenken in Bewegung ſetzen zu laſſen. Anders verhält ſichs mit Denen, die ſchon höhere Aufſchlüſſe glauben irgend woher empfangen zu haben. Dieſe mögen ihrem Wiſſen, von welcher Art es auch ſey, nicht gar zu veſt vertrauen, wenn ſie nicht mindeſtens auch die Quelle kennen, aus welcher die Grundbegriffe des angeblichen Wiſſens gefloſſen ſind. Darum iſt hier an Spinoza und Fichten erinnert worden. Daß Einiges auch auf Platon zurückzuführen wäre, läßt ſich hier nicht erörtern. Zum Schluſſe nur die

Bemerkung, daß Diejenigen, welche ſich an Schriften originaler Denker nicht wagen, ſondern in der Meinung, kürzer zum Ziel zu gelangen, lieber aus abgeleiteten Bächen ſchöpfen, gewöhnlich darüber mehr Zeit verlieren als gewinnen. Wie die leichtern Stellen eines Buches den ſchwierigen zur ſicherſten Erklärung dienen: ſo die leichtern Werke eines Schriftſtellers den ſchwerern zur paſſendſten Einleitung; und die gegenwärtige Anthropologie iſt gewiß leicht genug, um ſelbſt Anfängern, welche zu Kants Lehre einen bequemen Zugang wünſchen, eine wo nicht allein hinreichende, ſo doch ſehr bedeutende und willkommene Hülfe zu leiſten.

Königsberg, am 2. May 1833.

Herbart.

Vorrede.

Alle Fortſchritte in der Kultur, wodurch der Menſch ſeine Schule macht, haben das Ziel, dieſe erworbenen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zum Gebrauch für die Welt anzuwenden; aber der wichtigſte Gegenſtand in derſelben, auf den er jene verwenden kann, iſt der Menſch: weil er ſein eigener letzter Zweck iſt. — Ihn alſo, ſeiner Species nach, als mit Vernunft begabtes Erdweſen zu erkennen, verdient beſonders Weltkenntniß genannt zu werden; ob er gleich nur einen Theil der Erdgeſchöpfe ausmacht.

Eine Lehre von der Kenntniß des Menſchen, ſyſtematiſch abgefaßt (Anthropologie), kann es entweder in phyſiologiſcher oder in pragmatiſcher Hinſicht ſein. — Die phyſiologiſche Menſchenkenntniß geht auf die Erforſchung deſſen, was die Natur aus dem Menſchen macht, die pragmatiſche auf das, was Er, als freihandelndes

Weſen, aus ſich ſelber macht, oder machen kann und ſoll. — Wer den Natururſachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlaſſen, hin und her (nach dem Carteſius) vernünfteln; muß aber dabei geſtehen: daß er in dieſem Spiel ſeiner Vorſtellungen bloßer Zuſchauer ſei, und die Natur machen laſſen muß, indem er die Gehirnnerven und Faſern nicht kennt, noch ſich auf die Handhabung derſelben zu ſeiner Abſicht verſteht: mithin alles theoretiſche Vernünfteln hierüber reiner Verluſt iſt. — — Wenn er aber die Wahrnehmungen über das, was dem Gedächtniß hinderlich oder beförderlich befunden worden, dazu benutzt, um es zu erweitern oder gewandt zu machen, und hiezu die Kenntniß des Menſchen braucht, so würde dieſes einen Theil der Anthropologie in pragmatiſcher Abſicht ausmachen und das iſt eben die, mit welcher wir uns hier beſchäftigen.

Eine ſolche Anthropologie, als Weltkenntniß, welche auf die Schule folgen muß, betrachtet, wird eigentlich alsdann noch nicht pragmatiſch genannt, wenn ſie eine ausgebreitete Erkenntniß der Sachen in der Welt, z. B. der Thiere, Pflanzen und Mineralien in verſchiedenen Ländern und Klimaten, ſondern wenn ſie Erkenntniß des Menſchen als Weltbürgers enthält. — Daher wird ſelbſt die Kenntniß der Menſchenraſſen, als zum Spiel der Natur gehörender Producte, noch nicht zur pragmatiſchen, ſondern nur zur theoretiſchen Weltkenntniß gezählt.

Noch ſind die Ausdrücke: die Welt kennen und Welt haben in ihrer Bedeutung ziemlich weit auseinander; indem der Eine nur das Spiel verſteht, dem er zugeſehen hat, der Andere aber mitgeſpielt hat. — Die ſozenannte große Welt aber, den Stand der Vornehmen, zu beurtheilen, befindet ſich der Anthropolog in einem ſehr ungünſtigen Standpunkte; weil dieſe ſich unter einander zu nahe, von Anderen aber zu weit befinden.

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reiſen; ſei es auch nur das Leſen der Reiſebeſchreibungen. Man muß aber doch vorher zu Hauſe, durch Umgang mit ſeinen Stadt- oder Landesgenoſſen *) ſich Men-

---

*) Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem ſich die Landeskollegia der Regierung

ſchenkenntniß erworben haben, wenn man wiſſen will, wornach man auswärts ſuchen ſolle, um ſie im größeren Umfange zu erweitern. Ohne einen ſolchen Plan (der ſchon Menſchenkenntniß vorausſetzt) bleibt der Weltbürger in Anſehung ſeiner Anthropologie immer ſehr eingeſchränkt. Die Generalkenntniß geht hierin immer vor der Lokalkenntniß voraus; wenn jene durch Philoſophie geordnet und geleitet werden ſoll: ohne welche alle erworbene Erkenntniß nichts als fragmentariſches Herumtappen und keine Wiſſenſchaft abgeben kann.

* * *

Allen Verſuchen aber, zu einer ſolchen Wiſſenſchaft mit Gründlichkeit zu gelangen, ſtehen er-

---

deſſelben befinden, die eine Univerſität (zur Kultur der Wiſſenſchaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüſſe aus dem Inneren des Landes ſowohl, als auch mit angränzenden entlegenen Ländern von verſchiedenen Sprachen und Sitten, einen Verkehr begünſtigt, — eine ſolche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelfluſſe, kann ſchon für einen ſchicklichen Platz zu Erweiterung ſowohl der Menſchenkenntniß als auch der Weltkenntniß genommen werden; wo dieſe, auch ohne zu reiſen, erworben werden kann.

hebliche, der menſchlichen Natur ſelber anhängende, Schwierigkeiten entgegen.

1. Der Menſch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforſchen ſucht, wird entweder verlegen (genirt) erſcheinen und da kann er ſich nicht zeigen, wie er iſt; oder er verſtellt ſich, und da will er nicht gekannt ſein, wie er iſt.

2. Will er auch nur ſich ſelbſt erforſchen, ſo kommt er, vornehmlich was ſeinen Zuſtand im Affect betrifft, der alsdann gewöhnlich keine Verſtellung zuläßt, in eine kritiſche Lage: nämlich daß, wenn die Triebfedern in Action ſind, er ſich nicht beobachtet; und wenn er ſich beobachtet, die Triebfedern ruhen.

3. Ort und Zeitumſtände bewirken, wenn ſie anhaltend ſind, Angewöhnungen, die, wie man ſagt, eine andere Natur ſind und dem Menſchen das Urtheil über ſich ſelbſt erſchweren; wofür er ſich halten, vielmehr aber noch, was er aus dem Anderen, mit dem er im Verkehr iſt, ſich für einen Begriff machen ſoll; denn die Veränderung der Lage, worein der Menſch durch ſein Schickſal geſetzt iſt, oder in die er ſich auch, als Abenteurer, ſelbſt ſetzt, erſchweren es der Anthro-

pologie ſehr, ſie zum Rang einer förmlichen Wiſſenſchaft zu erheben.

Endlich ſind zwar eben nicht Quellen, aber doch Hülfsmittel zur Anthropologie: Weltgeſchichte, Biographien, ja Schauſpiele und Romane. Denn obzwar bei den letzteren eigentlich nicht Erfahrung und Wahrheit, ſondern nur Erdichtung untergelegt wird, und Uebertreibung der Charaktere und Situationen, worein Menſchen geſetzt werden, gleich als im Traumbilde aufzuſtellen, hier erlaubt iſt, jene alſo nichts für die Menſchenkenntniß zu lehren ſcheinen, ſo haben doch jene Charaktere, ſo wie ſie etwa ein Richardſon oder Molière entwarf, ihren Grundzügen nach aus der Beobachtung des wirklichen Thuns und Laſſens der Menſchen genommen werden müſſen; weil ſie zwar im Grade übertrieben, der Qualität nach aber doch mit der menſchlichen Natur übereinſtimmend ſein müſſen.

Eine ſyſtematiſch entworfene und doch populär (durch Beziehung auf Beiſpiele, die ſich dazu von jedem Leſer auffinden laſſen) in pragmatiſcher Hinſicht abgefaßte Anthropologie führt den Vortheil für das leſende Publikum bei ſich: daß durch die Vollſtändigkeit der Titel, unter welche dieſe oder jene menſchliche, ins Praktiſche einſchlagende, beobachtete Eigenſchaft gebracht werden kann, ſo viel Veranlaſſungen und Aufforderungen demſelben hiemit gegeben werden, jede beſondere zu einem eigenen Thema zu machen, um ſie in das ihr zugehörende Fach zu ſtellen; wodurch die Arbeiten in derſelben ſich von ſelbſt unter die Liebhaber dieſes Studiums vertheilen und durch die Einheit des Plans nach gerade zu einem Ganzen vereinigt werden; wodurch dann der Wachsthum der gemeinnützigen Wiſſenſchaft befördert und beſchleunigt wird *).

---

*) In meinem anfänglich frei übernommenen, ſpäterhin mir als Lehramt aufgetragenen Geſchäfte der reinen Philoſophie habe ich einige dreißig Jahre hindurch zwei auf Weltkenntniß abzweckende Vorleſungen: nämlich (im Winter:) Anthropologie und im (Sommerhalbenjahre) phyſiſche Geographie gehalten; welchen, als populären Vorträgen beizuwohnen, auch andere Stände gerathen fanden; von deren erſterer dies das gegenwärtige Handbuch iſt; von der zweiten aber ein ſolches, aus meiner zum Text gebrauchten, wohl keinem Anderen als mir leſerlichen, Handſchrift, zu liefern mir jetzt für mein Alter kaum noch möglich ſein dürfte.

Inhalt.

Erſter Theil.

Anthropologiſche Didaktik.

Seite.

Erſtes Buch. Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewußtſein ſeiner ſelbſt 3
Vom Egoism 5
  Anmerk. Ueber die Förmlichkeit der egoiſtiſchen Sprache 8
Von dem willkührlichen Bewußtſein ſeiner Vorſtellungen 10
Von dem Beobachten ſeiner ſelbſt 11
Von den Vorſtellungen, die wir haben ohne uns ihrer bewußt zu ſein 15
Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewußtſein ſeiner Vorſtellungen 20
Von der Sinnlichkeit im Gegenſatz mit dem Verſtande 24
Apologie der Sinnlichkeit 29
  Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Erſte Anklage 30
  Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweite Anklage 31
  Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage 33
Vom Können in Anſehung des Erkenntnißvermögens überhaupt 34
Von dem künſtlichen Spiel mit dem Sinnenſchein . 38
Von dem erlaubten moraliſchen Schein . . . 41
Von den fünf Sinnen 44
  Vom Sinne der Betaſtung 46
  Vom Gehör 47
  Von dem Sinn des Sehens 48
  Von den Sinnen des Geſchmacks und des Riechens 50

Seite
Allgemeine Anmerkung über die äußern Sinne . 51
Fragen 53
Vom innern Sinn 56
Von den Urſachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach . . 58
  a. Der Contraſt 59
  b. Die Neuigkeit 60
  c. Der Wechſel 61
  d. Die Steigerung bis zur Vollendung . . 62
Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verluſt des Sinnenvermögens 64
Von der Einbildungskraft 67
Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen nach ſeinen verſchiedenen Arten 78
  A. Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung 78
  B. Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen der Beigeſellung 80
  C. Das ſinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtſchaft 81
Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukunftigen durch die Einbildungskraft 90
  A. Vom Gedächtniß 90
  B. Von dem Vorherſehungsvermögen . . 95
  C. Von der Wahrſagergabe 99
Von der unwillkürlichen Dichtung im geſunden Zuſtande, d. i. vom Traume 102
Von dem Bezeichnungsvermögen 104
Vom Erkenntnißvermögen, ſofern es auf Verſtand gegründet wird 112
Anthropologiſche Vergleichung der drei obern Erkenntnißvermögen mit einander 114
Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Anſehung ihres Erkenntnißvermögens 121
  A. Von den Gemüthsſchwächen im Erkenntnißvermögen 125
  B. Von den Gemüthskrankheiten 137
  Zerſtreute Anmerkungen 145
Von den Talenten im Erkenntnißvermögen, dem Witze, der Sagacität und der Originalität, oder dem Genie 150
Von dem ſpecifiſchen Unterſchiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes 151
  A. Von dem productiven Witze 151
  B. Von der Sagacität oder der Nachforſchungsgabe 155
  C. Von der Originalität des Erkenntnißvermögens oder dem Genie 156

Seite

Zweites Buch. Vom Gefühl der Luſt und Unluſt.

Von der ſinnlichen Luſt 166
  A. Vom Gefühl für das Angenehme, oder der ſinnlichen Luſt in der Empfindung eines Gegenſtandes 166
    Erläuterung durch Beiſpiele 168
    Von der langen Weile und dem Kurzweil . 170
  B. Vom Gefühl für das Schöne, d. i. der theils ſinnlichen, theils intellectuellen Luſt in der reflectirten Anſchauung, oder dem Geſchmack . 181
    Der Geſchmack enthält eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität 188
Anthropologiſche Bemerkungen über den Geſchmack 189
  A. Vom Modegeſchmack 189
  B. Vom Kunſtgeſchmack 191
Von der Ueppigkeit 197

Drittes Buch. Vom Begehrungsvermögen.

Von den Affecten in Gegeneinanderſtellung derſelben mit der Leidenſchaft 200
Von den Affecten insbeſondere 202
  A. Von der Regierung des Gemüths in Anſehung der Affecten 202
  B. Von den verſchiedenen Affecten ſelbſt . . 204
Von der Furchtſamkeit und der Tapferkeit . . 206
Von Affecten die ſich ſelbſt in Anſehung ihres Zweckes ſchwächen 213
Von den Affecten, durch welche die Natur die Geſundheit mechaniſch befördert 215
  Allgemeine Anmerkung 219
Von den Leidenſchaften 221
  Eintheilung der Leidenſchaften 225
    A. Von der Freiheitsneigung als Leidenſchaft . 226
    B. Von der Rachbegierde als Leidenſchaft . 229
    C. Von der Neigung zum Vermögen, Einfluß überhaupt auf andre Menſchen zu haben . . 230
      a. Ehrſucht 232
      b. Herrſchſucht 233
      c. Habſucht 234
  Von der Neigung des Wahns als Leidenſchaft . 235
Von dem höchſten phyſiſchen Gut 237
Von dem höchſten moraliſch-phyſiſchen Gut . . 239

Zweiter Theil.

Anthropologische Charakteristik.

Seite
A. Vom Charakter der Perſon 249
1. Vom Naturell 250
2. Vom Temperament 251
I. Temperamente des Gefühls 253
A. Das ſanguiniſche Temperament des Leichtblütigen 253
B. Das melancholiſche Temperament des Schwerblütigen 254
II. Temperamente der Thätigkeit 255
C. Das choleriſche Temperament des Warmblütigen 255
D. Das phlegmatiſche Temperament des Kaltblütigen 256
3. Vom Charakter als der Denkungsart . . 259
Von der Phyſiognomik 265
Von der Leitung der Natur zur Phyſiognomik . 266
Eintheilung der Phyſiognomik 268
A. Von der Geſichtsbildung 268
B. Von dem Charakteriſtiſchen in den Geſichtszügen 271
C. Von dem Charakteriſtiſchen der Mienen . 273
Zerſtreute Anmerkungen 274
B. Vom Charakter des Geſchlechts 276
Zerſtreute Anmerkungen 282
Pragmatiſche Folgerungen 285
C. Vom Charakter des Volks 289
D. Vom Charakter der Raſſe 303
E. Vom Charakter der Gattung 305
Schilderung des Charakters der Menſchengattung . 318

Anthropologie.

Erſter Theil.

Anthropologiſche Didactik.

Von
der Art, das Innere ſowohl als das Aeußere des
Menſchen zu erkennen.

Erſtes Buch.

Vom Erkenntnißvermögen.

Vom Bewuſstſein ſeiner ſelbſt.

§. 1.

Daß der Menſch in ſeiner Vorſtellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Weſen. Dadurch iſt er eine Perſon und, vermöge der Einheit des Bewußtſeins, bei allen Veränderungen, die ihm zuſtoßen mögen, eine und dieſelbe Perſon, d. i. ein von Sachen, dergleichen die vernunftloſen Thiere ſind, mit denen man nach Belieben ſchalten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterſchiedenes Weſen; ſelbſt wenn er das Ich noch nicht ſprechen kann; weil er es doch in Gedanken hat: wie es alle Sprachen, wenn ſie in der erſten Perſon reden, doch denken müſſen, ob ſie zwar dieſe Ichheit nicht durch ein beſonderes Wort ausdrücken. Denn dieſes Vermögen (nämlich zu denken) iſt der Verſtand.

Es iſt aber merkwürdig: daß das Kind, was ſchon ziemlich fertig ſprechen kann, doch ziemlich ſpät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) erſt anfängt durch Ich zu reden, ſo lange aber von ſich in der dritten Perſon ſprach, (Karl will eſſen, gehen u. ſ. w.) und daß ihm gleichſam ein Licht aufgegangen zu ſein ſcheint, wenn es den Anfang macht durch Ich zu ſprechen; von welchem Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — Vorher *fühlte* es bloß ſich ſelbſt, jetzt *denkt* es ſich ſelbſt. — Die Erklärung dieſes Phänomens möchte dem Anthropologen ziemlich ſchwer fallen.

Die Bemerkung: daß ein Kind vor dem erſten Vierteljahr nach ſeiner Geburt weder Weinen noch Lächeln äußert, ſcheint gleichfalls auf Entwickelung gewiſſer Vorſtellungen, von Beleidigung und Unrechtthun, welche gar zur Vernunft hindeuten, zu beruhen. — Daß es den in dieſem Zeitraum ihm vorgehaltenen glänzenden Gegenſtänden mit Augen zu folgen anhebt, iſt der rohe Anfang des Fortſchreitens von *Wahrnehmungen* (Apprehenſion der Empfindungsvorſtellung), um ſie zur *Erkenntniß* der Gegenſtände der Sinne, d. i. der *Erfahrung* zu erweitern.

Daß ferner, wenn es nun zu ſprechen verſucht, das Radbrechen der Wörter es für Mütter und Ammen ſo liebenswürdig und dieſe geneigt macht, es beſtändig zu herzen und zu küſſen, es auch wohl, durch Erfüllung jedes Wunſches und Willens, zum kleinen Befehlshaber zu verziehen: dieſe Liebenswürdigkeit des Geſchöpfs, im Zeitraum ſeiner Entwickelung zur Menſchheit, muß wohl auf Rechnung ſeiner Unſchuld und Offenheit aller ſeiner noch fehlerhaften Aeußerungen, wobei noch kein Hehl und nichts Arges iſt, einerſeits, *andrerſeits* aber auf den natürlichen Hang der Ammen zum Wohlthun an einem Geſchöpf, welches einſchmeichelnd ſich des andern Willkühr gänzlich überläßt, geſchrieben werden, da ihm eine Spielzeit, die glücklichſte unter allen, eingewilligt wird, wobei der Erzieher dadurch, daß er ſich ſelber gleichſam zum Kinde macht, dieſe Annehmlichkeit nochmals genießt.

Die Erinnerung ſeiner Kinderjahre reicht aber bei weitem nicht bis an jene Zeit; weil ſie nicht die Zeit der Erfahrungen, ſondern blos zerſtreuter unter den Begriff des Objects noch nicht vereinigter Wahrnehmungen war.

Vom Egoism.

§. 2.

Von dem Tage an, wo der Menſch anfängt durch Ich zu ſprechen, bringt er ſein geliebtes Selbſt, wo er nur darf, zum Vorſchein, und der Egoism ſchreitet unaufhaltſam fort; wenn nicht offenbar (denn da widerſteht ihm der Egoism Anderer), doch verdeckt und mit ſcheinbarer Selbſtverleugnung und vorgeblicher Beſcheidenheit, ſich deſto ſicherer im Urtheil Anderer einen vorzüglichen Werth zu geben.

Der Egoism kann dreierlei Anmaaßungen enthalten: die des Verſtandes, des Geſchmacks und des practiſchen Intereſſe, d. i. er kann logiſch, oder äſthetiſch, oder practiſch ſein.

Der logiſche Egoiſt hält es für unnöthig, ſein Urtheil auch am Verſtande Anderer zu prüfen; gleich als ob er dieſes Probierſteins (criterium veritatis externum) gar nicht bedürfe. Es iſt aber ſo gewiß, daß wir die.

ſes Mittel, uns der Wahrheit unſeres Urtheils zu verſichern, nicht entbehren können, daß es vielleicht der wichtigſte Grund iſt, warum das gelehrte Volk ſo dringend nach der *Freiheit der Feder* ſchreit; weil, wenn dieſe verweigert wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, die Richtigkeit unſerer eigenen Urtheile zu prüfen, und wir dem Irrthum preis gegeben werden. Man ſage ja nicht, daß wenigſtens die *Mathematik* privilegirt ſei, aus eigener Machtvollkommenheit abzuſprechen; denn wäre nicht die wahrgenommene durchgängige Uebereinſtimmung der Urtheile des Meßkünſtlers mit dem Urtheile aller anderen, die ſich dieſem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, vorhergegangen, ſo würde ſie ſelbſt der Beſorgniß, irgendwo in Irrthum zu fallen, nicht entnommen ſein. — Giebt es doch auch manche Fälle, wo wir ſogar dem Urtheil unſerer eigenen Sinne allein nicht trauen, z. B. ob ein Geklingel blos in unſeren Ohren, oder ob es das Hören wirklich gezogener Glocken ſei, ſondern noch andere zu befragen nöthig finden, ob es ihnen nicht auch ſo dünke. Und, ob wir gleich im Philoſophiren wohl eben nicht, wie die Juriſten ſich auf Urtheile der Rechtserfahrenen, uns auf andrer Urtheile zu Beſtätigung unſerer eigenen berufen dürfen, ſo würde doch ein jeder Schriftſteller, der keinen Anhang findet, mit ſeiner öffentlich erklärten Meinung, die ſonſt von Wichtigkeit iſt, in Verdacht des Irrthums kommen.

Eben darum iſt es ein *Wageſtück*: eine der allgemeinen Meinung, ſelbſt der Verſtändigen, widerſtreitende Behauptung ins Publicum zu ſpielen. Dieſer Anſchein des Egoism heißt die *Paradoxie*. Es iſt nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr ſei, ſondern nur daß es bei Wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe für's Paradoxe iſt zwar logiſcher Eigenſinn, nicht Nachahmer von Anderen ſein zu wollen, ſondern als ein ſeltener Menſch zu erſcheinen, ſtatt deſſen ein ſolcher oft nur den Seltſamen macht. Weil aber doch ein jeder ſeinen eigenen Sinn haben und behaupten muß (Si omnes patres sic, at ego non sic. Abaelard): ſo iſt der Vorwurf der Paradoxie, wenn ſie nicht auf Eitelkeit, ſich blos unterſcheiden zu wollen, gegründet iſt, von keiner ſchlimmen Bedeutnng. — Dem Paradoxen iſt das Alltägige entgegengeſetzt, was die gemeine Meinung auf ſeiner Seite hat. Aber bei dieſem iſt eben ſo wenig Sicherheit, wo nicht noch weniger, weil es einſchläfert; ſtatt deſſen das Paradoxon das Gemüth zur Aufmerkſamkeit und Nachforſchung erweckt, die oft zu Entdeckungen führt.

Der äſthetiſche Egoiſt iſt derjenige, dem ſein eigener Geſchmack ſchon gnügt; es mögen nun Andere ſeine Verſe, Mahlereien, Muſik u. drgl. noch ſo ſchlecht finden, tadeln oder gar verlachen. Er beraubt ſich ſelbſt des Fortſchritts zum Beſſeren, wenn er ſich mit ſeinem Urtheil iſolirt, ſich ſelbſt Beifall klatſcht, und den Probierſtein des Schönen der Kunſt nur in ſich allein ſucht.

Endlich iſt der moraliſche Egoiſt der, welcher alle Zwecke auf ſich ſelbſt einſchränkt, der keinen Nutzen worin ſieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl, als Eudämoniſt, blos im Nutzen und der eigenen Glückſeligkeit, nicht in der Pflichtvorſtellung, den oberſten Beſtimmungsgrund ſeines Willens ſetzt. Denn weil jeder andere Menſch ſich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückſeligkeit rechnet, ſo iſt's gerade der Egoism, der es ſo weit bringt, gar keinen Probierſtein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Princip ſein muß. — Alle Eudämoniſten ſind daher practiſche Egoiſten.

Dem Egoism kann nur der *Pluralism* entgegengeſetzt werden, d. i. die Denkungsart: ſich nicht als die ganze Welt in ſeinem Selbſt befaſſend, ſondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten. — So viel gehört davon zur Anthropologie. — Denn, was dieſen Unterſchied nach metaphyſiſchen Begriffen betrifft, ſo liegt er ganz außer dem Felde der hier abzuhandelnden Wiſſenſchaft. Wenn nämlich blos die Frage wäre, ob ich, als denkendes Weſen, außer meinem Daſein noch das Daſein eines Ganzen anderer, mit mir in Gemeinſchaft ſtehender, Weſen (Welt genannt) anzunehmen Urſache habe, ſo iſt ſie nicht anthropologiſch, ſondern blos metaphyſiſch.

Anmerkung.

Ueber die Förmlichkeit der egoiſtiſchen Sprache.

Die Sprache des Staatsoberhaupts zum Volk iſt in unſeren Zeiten gewöhnlich pluraliſtiſch (Wir N. von Gottes Gnaden u. ſ. w.). Es frägt ſich, ob der Sinn hiebei nicht vielmehr egoiſtiſch, d. i. eigene Machtvollkommenheit anzeigend, und eben daſſelbe bedeuten ſolle, was der König von Spanien mit ſeinem Io el Rey (Ich der König) ſagt. Es ſcheint aber doch, daß jene Förmlichkeit der höchſten

Autorität urſprünglich habe Herablaſſung (Wir, der König und ſein Rath, oder die Stände) andeuten ſollen. — Wie iſt es aber zugegangen, daß die wechſelſeitige Anrede, welche in den alten claſſiſchen Sprachen durch Du, mithin unitariſch, ausgedrückt wurde, von verſchiedenen, vornehmlich Germaniſchen Völkern, pluraliſtiſch, durch Ihr bezeichnet worden? wozu die Deutſchen noch zwei eine größere Auszeichnung der Perſon, mit der man ſpricht, andeutende Ausdrücke, nämlich den des Er und des Sie (gleich als wenn es gar keine Anrede, ſondern Erzählung von Abweſenden und zwar entweder Einem oder Mehrern wäre) erfunden haben; worauf endlich, zu Vollendung aller Ungereimtheiten, der vorgeblichen Demüthigung unter dem Angeredeten und Erhebung des Anderen über ſich, ſtatt der Perſon, das Abſtractum der Qualität des Standes des Angeredeten (Ew. Gnaden, Hochgeb. Hoch- und Wohledl. u. drgl.) in Gebrauch gekommen. — Alles vermuthlich durch das Feudalweſen, nach welchem dafür geſorgt wurde, daß von der königlichen Würde an durch alle Abſtufungen bis dahin, wo die Menſchenwürde gar aufhört, und blos der Menſch bleibt, d. i. bis zu dem Stande des Leibeigenen, der allein von ſeinem Oberen durch Du angeredet werden, oder eines Kindes, was noch nicht einen eigenen Willen haben darf, — der Grad der Achtung, der dem Vornehmeren gebührt, ja nicht verfehlt würde.

Von dem willkührlichen Bewuſstſein ſeiner Vorſtellungen.

§. 3.

Das Beſtreben ſich ſeiner Vorſtellungen bewußt zu werden, iſt entweder das Aufmerken (attentio), oder das Abſehen von einer Vorſtellung, deren ich mir bewußt bin (abstractio). — Das letztere iſt nicht etwa bloße Unterlaſſung und Verabſäumung des erſteren (denn das wäre Zerſtreuung (distractio), ſondern ein wirklicher Act des Erkenntnißvermögens, eine Vorſtellung, deren ich mir bewußt bin, von der Verbindung mit anderen in Einem Bewußtſein abzuhalten. — Man ſagt daher nicht, etwas abſtrahiren (abſondern), ſondern von etwas, d. i. einer Beſtimmung des Gegenſtandes meiner Vorſtellung, abſtrahiren, wodurch dieſe die Allgemeinheit eines Begriffs erhält, und ſo in den Verſtand aufgenommen wird.

Von einer Vorſtellung abſtrahiren zu können, ſelbſt wenn ſie ſich dem Menſchen durch den Sinn aufdringt, iſt ein weit größeres Vermögen, als das zu attendiren; weil es eine Freiheit des Denkungsvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweiſt, den Zuſtand ſeiner Vorſtellungen in ſeiner Gewalt zu haben (animus sui compos). — In dieſer Rückſicht iſt nun das Abſtractionsvermögen viel ſchwerer, aber auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorſtellungen der Sinne betrifft.

Viele Menſchen ſind unglücklich, weil ſie nicht abſtrahiren können. Der Freier könnte eine gute Heirath machen, wenn er nur über eine Warze im Geſicht oder eine Zahnlücke ſeiner Geliebten wegſehen könnte. Es iſt aber eine beſondere Unart unſeres Attentionsvermögens gerade darauf, was fehlerhaft an Anderen iſt, auch unwillkührlich ſeine Aufmerkſamkeit zu heften: ſeine Augen auf einen dem Geſicht gerade gegen über am Rock fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Anderen dadurch zu verwirren, ſich ſelbſt aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. — Wenn das Hauptſächliche gut iſt, ſo iſt es nicht allein billig, ſondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja ſelbſt unſeres eigenen Glückszuſtandes, wegzuſehen; aber dieſes Vermögen zu abſtrahiren iſt eine Gemüthsſtärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Von dem Beobachten ſeiner ſelbſt.

§. 4.

Das Bemerken (animadvertere) iſt noch nicht ein Beobachten (observare) ſeiner ſelbſt. Das Letztere iſt eine methodiſche Zuſammenſtellung der an uns ſelbſt gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt abgiebt, und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnſinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf ſich ſelbſt, wenn man mit Menſchen zu thun hat, iſt zwar nothwendig, muß aber im Umgange nicht ſichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affectirt (geſchroben). Das Gegentheil von beiden iſt die Ungezwungenheit (das air dégagé); ein Vertrauen zu ſich ſelbſt von Andern in ſeinem Anſtande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Der, welcher ſich ſo ſtellt, als ob er ſich vor dem Spiegel beurtheilen wolle, wie es ihm laſſe, oder ſo ſpricht, als ob er ſich (nicht blos als ob ein Anderer ihn) ſprechen höre, iſt eine Art von Schauſpieler. Er will repräſentiren und erkünſtelt einen Schein von ſeiner eigenen Perſon; wodurch, wenn man dieſe Bemühung an ihm wahrnimmt, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil ſie den Verdacht einer Abſicht zu betrügen erregt. — Man nennt die Freimüthigkeit in der Manier ſich äußerlich zu zeigen, die zu keinem ſolchen Verdacht Anlaß giebt, das natürliche Betragen (welches darum doch nicht alle ſchöne Kunſt und Geſchmacks-Bildung ausſchließt), und es gefällt durch die bloße Wahrhaftigkeit in Aeußerungen. Wo aber zugleich Offenherzigkeit aus Einfalt, d. i. aus Mangel einer ſchon zur Regel gewordenen Verſtellungskunſt, aus der Sprache hervorblickt, da heißt ſie Naivetät.

Die offene Art ſich zu erklären an einem der Mannbarkeit ſich nähernden Mädchen, oder einem mit der ſtädtiſchen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unſchuld und Einfalt (die Unwiſſenheit in der Kunſt zu ſcheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieſer Kunſt ſchon geübt und gewitzigt ſind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch hiebei im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; ſondern ein gutmüthiges liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der böſen, obgleich auf unſere ſchon verdorbene Menſchennatur gegründeten, Kunſt zu ſcheinen, die man eher beſeufzen als belachen ſollte, wenn man ſie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. *) Es iſt eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der ſich an einer Stelle einmal öffnet, den Sonnenſtrahl durchzulaſſen, aber ſich ſo fort wieder zuſchließt, um der blöden Maulwurfsaugen der Selbſtſucht zu ſchonen.

Was aber die eigentliche Abſicht dieſes Paragraphs betrifft, nämlich die obige Warnung, ſich mit der Ausſpähung und gleichſam ſtudirten Abfaſſung einer inneren Geſchichte des unwillkührlichen Laufs ſeiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befaſſen, ſo geſchieht ſie darum, weil es der gerade Weg iſt, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen, und, ohne unſer Zuthun, wer weiß woher, auf uns einfließenden Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen. Denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir ſelbſt in uns hineingetragen haben; wie eine Bourignon mit ſchmeichelhaften, oder ein Paſcal mit ſchreckenden und ängſtlichen Vorſtellungen in welchen Fall ſelbſt ein ſonſt vortrefflicher Kopf, Albrecht Haller, gerieth, der, bei ſeinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Diarium ſeines Seelenzuſtandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, ſeinen vormaligen academiſchen Collegen, den D. Leß zu befragen: ob er nicht in ſeinem weitläufti-

---

*) In Rückſicht auf dieſe könnte man den bekannten Vers des Perſius ſo parodiren: Naturam videant ingemiscantque relicta.

gen Schatz der Gottesgelahrtheit Troſt für ſeine beängſtigte Seele antreffen könne.

Die verſchiedenen Acte der Vorſtellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich ſie herbeirufe, iſt des Nachdenkens wohl werth; für Logik und Metaphyſik nöthig und nützlich. — Aber ſich belauſchen zu wollen, ſo wie ſie auch ungerufen von ſelbſt ins Gemüth kommen (das geſchieht durch das Spiel der unabſichtlich dichtenden Einbildungskraft), iſt, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie ſie ſollen) vorangehen, ſondern hintennach folgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und iſt entweder ſchon eine Krankheit des Gemüths (Grillenfängerei), oder führt zu derſelben und zum Irrhauſe. Wer von inneren Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei ſeiner Entdeckungsreiſe zur Erforſchung ſeiner ſelbſt immer nur in Anticyra vorher anlanden. Denn es iſt mit jenen inneren Erfahrungen nicht ſo bewandt, wie mit den äußeren, von Gegenſtänden im Raum, worin die Gegenſtände neben einander und als bleibend feſtgehalten erſcheinen. Der innere Sinn ſieht die Verhältniſſe ſeiner Beſtimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig iſt, ſtatt findet. *)

---

*) Wenn wir uns die innere Handlung (Spontaneität), wodurch ein Begriff (ein Gedanke) möglich wird, die Reflexion, die Empfänglichkeit (Receptivität), wodurch eine Wahrnehmung (perceptio) d. i. empiriſche Anſchauung möglich wird, die Apprehenſion, beide Acte aber mit Bewußtſein vorſtellen, ſo kann das Bewußtſein ſeiner ſelbſt (apperceptio) in das der Reflexion und das der Ap-

Von den Vorſtellungen, die wir haben, ohne uns ihrer bewuſst zu ſein.

§. 5.

Vorſtellungen zu haben und ſich ihrer doch nicht bewußt zu ſein, darin ſcheint ein Widerſpruch zu liegen; denn wie können wir wiſſen, daß wir ſie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt ſind? Dieſen Einwurf machte ſchon Locke, der darum auch

---

prehenſion eingetheilt werden. Das erſtere iſt ein Bewußtſein des Verſtandes, das zweite der innere Sinn; jenes die reine, dieſes die empiriſche Apperception, da dann jene fälſchlich der innere Sinn genannt wird. — In der Pſychologie erforſchen wir uns ſelbſt nach unſeren Vorſtellungen des inneren Sinnes: in der Logik aber nach dem was das intellectuelle Bewußtſein an die Hand giebt. — Hier ſcheint uns nun das Ich doppelt zu ſein (welches widerſprechend wäre): 1) das Ich, als Subject des Denkens (in der Logik), welches die reine Apperception bedeutet (das blos reflectirende Ich), und von welchem gar nichts weiter zu ſagen, ſondern das eine ganz einfache Vorſtellung iſt; 2) das Ich, als das Object der Wahrnehmung, mithin des inneren Sinnes, was eine Mannigfaltigkeit von Beſtimmungen enthält, die eine innere Erfahrung möglich machen.

Die Frage, ob bei den verſchiedenen inneren Veränderungen des Gemüths (ſeines Gedächtniſſes oder der von ihm angenommenen Grundſätze) der Menſch, wenn er ſich dieſer Veränderungen bewußt iſt, noch ſagen könne, er ſei ebenderſelbe (der Seele nach), iſt eine ungereimte Frage; denn er kann ſich dieſer Veränderungen nur dadurch bewußt ſein, daß er ſich in den verſchiedenen Zuſtänden als ein und daſſelbe Subject vorſtellt, und das Ich des Menſchen iſt zwar der Form (der Vorſtellungsart) nach, aber nicht der Materie (dem Inhalte) nach zwiefach.

das Daſein ſolcher Art Vorſtellungen verwarf. — Allein wir können uns doch mittelbar bewußt ſein, eine Vorſtellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt ſind. — Dergleichen Vorſtellungen heißen dann dunkele; die übrigen ſind klar, und, wenn ihre Klarheit ſich auch auf die Theilvorſtellungen eines Ganzen derſelben und ihre Verbindung erſtreckt, deutliche Vorſtellungen; es ſei des Denkens oder der Anſchauung.

Wenn ich weit von mir auf einer Wieſe einen Menſchen zu ſehen mir bewußt bin, ob ich gleich ſeine Augen, Naſe, Mund u. ſ. w. zu ſehen mir nicht bewußt bin, ſo ſchließe ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Menſch ſei; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, dieſe Theile des Kopfs (und ſo auch die übrigen Theile dieſes Menſchen) wahrzunehmen, die Vorſtellung derſelben in meiner Anſchauung gar nicht zu haben, behaupten, ſo würde ich auch nicht ſagen können, daß ich einen Menſchen ſehe; denn aus dieſen Theilvorſtellungen iſt die ganze (des Kopfs oder des Menſchen) zuſammengeſetzt.

Daß das Feld unſerer Sinnenanſchauungen und Empfindungen, deren wir uns nicht bewußt ſind, ob wir gleich unbezweifelt ſchließen können, daß wir ſie haben, d. i. dunkeler Vorſtellungen im Menſchen (und ſo auch in Thieren), unermeßlich ſei, die klaren dagegen nur unendlich wenige Puncte derſelben enthalten, die dem Bewußtſein offen liegen: daß gleichſam auf der großen Charte unſeres Gemüths nur wenig Stellen illuminirt ſind, kann uns Bewunderung über unſer eigenes Weſen einflößen: denn eine höhere Macht dürfte nur rufen: es werde Licht! ſo würde auch ohne Zuthun des Mindeſten (z. B. wenn wir einen Literator mit allem dem nehmen, was er in ſeinem Gedächtniß hat) gleichſam eine halbe Welt ihm vor Augen liegen. Alles, was das bewaffnete Auge durchs Teleſcop (etwa am Monde) oder durchs Microſcop (an Infuſionsthierchen) entdecket, wird durch unſere bloßen Augen geſehen; denn dieſe optiſchen Mittel bringen ja nicht mehr Lichtſtrahlen und dadurch erzeugte Bilder ins Auge, als auch ohne jene künſtliche Werkzeuge ſich auf der Netzhaut gemahlt haben würden, ſondern breiten ſie nur mehr aus, um uns ihrer bewußt zu werden. — Eben das gilt von den Empfindungen des Gehörs, wenn der Muſiker mit zehn Fingern und beiden Füßen eine Phantaſie auf der Orgel ſpielt, und wohl auch noch mit einem neben ihm Stehenden ſpricht, wo ſo eine Menge Vorſtellungen in wenig Augenblicken in der Seele erweckt werden, deren jede zu ihrer Wahl überdem noch ein beſonderes Urtheil über die Schicklichkeit bedurfte; weil ein einziger der Harmonie nicht gemäßer Fingerſchlag ſofort als Mislaut vernommen werden würde, und doch das Ganze ſo ausfällt, daß der frei phantaſirende Muſiker oft wünſchen möchte, manches von ihm glücklich ausgeführte Stück, dergleichen er vielleicht ſonſt mit allem Fleiß nicht ſo gut zu Stande zu bringen hofft, in Noten aufbehalten zu haben.

So iſt das Feld dunkler Vorſtellungen das größte im Menſchen. — Weil es aber dieſen nur in ſeinem paſſiven Theile, als Spiel der Empfindungen wahrnehmen läßt, ſo gehört die Theorie derſelben doch nur zur phyſiologiſchen Anthropologie, nicht zur pragmatiſchen, worauf es hier eigentlich abgeſehen iſt.

Wir ſpielen nämlich oft mit dunkelen Vorſtellungen, und haben ein Intereſſe, beliebte oder unbeliebte Gegenſtände vor der Einbildungskraft in Schatten zu ſtellen; öfter aber noch ſind wir ſelbſt ei Spiel dunkeler Vorſtellungen, und unſer Verſtand vermag nicht ſich wider die Ungereimtheiten zu retten, i die ihn der Einfluß derſelben verſetzt, ob er ſie gleic als Täuſchung anerkennt.

So iſt es mit der Geſchlechtsliebe bewandt, ſofern ſie eigentlich nicht das Wohlwollen, ſondern vielmehr den Genuß ihres Gegenſtandes beabſichtigt. Wi viel Witz iſt nicht von jeher verſchwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt iſt, aber doch den Menſchen mit der gemeinen Thiergattung in ſo naher Verwandtſchaft ſehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dadurch aufgefordert wird, und die Ausdrücke in feiner Geſellſchaft nicht unverblümt, wenn gleich zum Belächeln durchſcheinend genug, hervortreten dürfen. — Die Einbildungskraf mag hier gern im Dunkeln ſpazieren, und es gehört immer nicht gemeine Kunſt dazu, wenn, um den *Cynism* zu vermeiden, man nicht in den lächerlichen *Purism* zu verfallen Gefahr laufen will.

Andererſeits ſind wir auch oft genug das Spiel dunkeler Vorſtellungen, welche nicht verſchwinden wollen, wenn ſie gleich der Verſtand beleuchtet. Sich das Grab in ſeinem Garten oder unter einem ſchattigen Baum, im Felde oder im trockenen Boden zu beſtellen, iſt oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden: ob zwar er im erſteren Fall keine ſchöne Ausſicht zu hoffen, im letzteren aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu beſorgen nicht Urſache hat.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewiſſem Maaße auch für den Verſtändigen. Das ruſſiſche Sprichwort ſagt zwar: „Man empfängt den Gaſt nach ſeinem Kleide und begleitet ihn nach ſeinem Verſtande;“ aber der Verſtand kann doch den Eindruck dunkeler Vorſtellungen von einer gewiſſen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Perſon macht, nicht verhüten, ſondern allenfalls nur das vorläufig über ſie gefällete Urtheil hinten nach zu berichtigen den Vorſatz haben.

Sogar wird ſtudirte Dunkelheit oft mit gewünſchtem Erfolg gebraucht, um Tiefſinn und Gründlichkeit vorzuſpiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel geſehene Gegenſtände immer größer geſehen werden, als ſie ſind. *) Das Scotiſon (machs dunkel) iſt der Machtſpruch aller Myſtiker, um durch gekünſtelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. — Aber überhaupt iſt auch ein gewiſſer Grad des Räthſelhaften in einer Schrift dem Leſer

---

*) Dagegen beim Tageslicht beſehen, ſcheint das was heller iſt, als die umgebenden Gegenſtände, auch größer zu ſein, z. B. weiße Strümpfe ſtellen vollere Waden vor als ſchwarze; ein Feuer in der Nacht auf einem hohen Berge angelegt, ſcheint größer zu ſein, als man es beim Ausmeſſen befindet. — Vielleicht läßt ſich daraus auch die ſcheinbare Größe des Mondes und eben ſo die dem Anſchein nach größere Weite der Sterne von einander, nahe am Horizont, erklären; denn in beiden Fällen erſcheinen uns leuchtende Gegenſtände, die nahe am Horizont durch eine mehr verdunkelnde Luftſchicht geſehen werden, als hoch am Himmel, und was dunkel iſt, wird durch das umgebende Licht auch als kleiner beurtheilt. Beim Scheibenſchießen würde alſo eine ſchwarze Scheibe, mit einem weißen Zirkel in der Mitte, zum Treffen günſtiger ſein als umgekehrt.

nicht unwillkommen; weil ihm dadurch ſeine eigene Scharfſinnigkeit fühlbar wird, das Dunkele in klare Begriffe aufzulöſen.

Von der Deutlichkeit und Undeutlichkeit im Bewuſstſein ſeiner Vorſtellungen.

§. 6.

Das Bewußtſein ſeiner Vorſtellungen, welches zur Unterſcheidung eines Gegenſtandes von anderen zureicht, iſt Klarheit. Dasjenige aber, wodurch auch die Zuſammenſetzung der Vorſtellungen klar wird heißt Deutlichkeit. Die letztere macht es allein daß eine Summe von Vorſtellungen Erkenntniß wird; worin dann, weil eine jede Zuſammenſetzung mit Bewußtſein Einheit deſſelben, folglich eine Regel für jene vorausſetzt, Ordnung in dieſem Mannigfaltigen gedacht wird. — Der deutlichen Vorſtellung kann man nicht die verworrene (perceptio confusa), ſondern muß ihr blos die undeutliche (mere clara) entgegenſetzen. Was verworren iſt, muß zuſammengeſetzt ſein; denn im Einfachen giebt es weder Ordnung noch Verwirrung. Die letztere iſt alſo die Urſache der Undeutlichkeit, nicht die Definition derſelben. — In jeder vielhaltigen Vorſtellung (perceptio complexa), dergleichen ein jedes Erkenntniß iſt (weil dazu immer Anſchauung und Begriff erfordert wird), beruht die Deutlichkeit auf der Ordnung nach der die Theilvorſtellungen zuſammengeſetzt werden die dann entweder (die bloße Form betreffend) eine blos logiſche Eintheilung in obere und untergeordnet (perceptio primaria et secundaria), oder eine reale Eintheilung in Haupt- und Nebenvorſtellungen (perceptio principalis et adhaerens) veranlaſſen; durch welche Ordnung das Erkenntniß deutlich wird. — Man ſieht wohl, daß, wenn das Vermögen der Erkenntniß überhaupt Verſtand (in der allgemeinſten Bedeutung des Worts) heißen ſoll, dieſer das Auffaſſungsvermögen (attentio) gegebener Vorſtellungen, um Anſchauung, das Abſonderungsvermögen deſſen was mehreren gemein iſt (abstractio), um Begriff, und das Ueberlegungsvermögen (reflexio), um Erkenntniß des Gegenſtandes hervorzubringen, enthalten müſſe.

Man nennt den, welcher dieſe Vermögen im vorzüglichen Grade beſitzt, einen Kopf; den, dem ſie in ſehr kleinem Maas beſcheert ſind, einen Pinſel (weil er immer von Andern geführt zu werden bedarf); den aber, der ſogar Originalität im Gebrauch deſſelben bei ſich führt (kraft deren er was gewöhnlicherweiſe unter fremder Leitung gelernt werden muß, aus ſich ſelbſt hervorbringt) ein Genie.

Der nichts gelernt hat, was man doch gelehrt werden muß, um es zu wiſſen, heißt ein Ignorant, wenn er es hätte wiſſen ſollen; ſo fern er einen Gelehrten vorſtellen will; denn ohne dieſen Anſpruch kann er ein großes Genie ſein. Der, welcher nicht ſelbſt denken, wenn gleich viel lernen kann, wird ein beſchränkter Kopf (bornirt) genannt. — Man kann ein vaſter Gelehrter (Maſchine zur Unterweiſung Anderer, wie man ſelbſt unterwieſen worden) und, in Anſehung des vernünftigen Gebrauchs ſeines hiſtoriſchen Wiſſens, dabei doch ſehr bornirt ſein. — Der, deſſen Verfahren mit dem, was er gelernt hat, in der öffentlichen Mittheilung den Zwang der Schule (alſo Mangel der Freiheit im Selbſtdenken) verräth, iſt der Pedant; er mag übrigens Gelehrter oder Soldat, oder gar Hofmann ſein. Unter dieſen iſt der gelehrte Pedant im Grunde noch der erträglichſte; weil man doch von ihm lernen kann: da hingegen die Peinlichkeit in Formalien (die Pedanterie) bei den letzteren nicht allein nutzlos, ſondern auch, wegen des Stolzes, der dem Pedanten unvermeidlich anhängt, obenein lächerlich wird, da es der Stolz eines Ignoranten iſt.

Die Kunſt aber, oder vielmehr die Gewandtheit im geſellſchaftlichen Tone zu ſprechen, und ſich überhaupt modiſch zu zeigen, welche, vornehmlich wenn es Wiſſenſchaft betrifft, fälſchlich Popularität genannt wird, da ſie vielmehr geputzte Seichtigkeit heißen ſollte, deckt manche Armſeligkeit des eingeſchränkten Kopfs. Aber nur Kinder laſſen ſich dadurch irre leiten. „Deine Trommel (ſagte der Quäcker beim Addiſon zu dem in der Kutſche neben ihm ſchwatzenden Officier) iſt ein Sinnbild von Dir; ſie klingt, weil ſie leer iſt.“

Um die Menſchen nach ihrem Erkenntnißvermögen (dem Verſtande überhaupt) zu beurtheilen, theilt man ſie in diejenigen ein, denen Gemeinſinn (sensus communis), der freilich nicht gemein (sensus vulgaris) iſt, zugeſtanden werden muß, und in Leute von Wiſſenſchaft. Die erſtern ſind der Regeln Kundige in Fällen der Anwendung (in concreto), die andern für ſich ſelbſt und vor ihrer Anwendung (in abstracto). — Man nennt den Verſtand, der zu dem erſteren Erkenntnißvermögen gehört, den geſunden Menſchenverſtand (**bon sens**), **den zum zweiten den hellen Kopf** (**ingenium perspicax**). — **Es iſt merkwürdig, daß man ſich den erſteren, welcher gewöhnlich nur als practiſches Erkenntnißvermögen betrachtet wird, nicht allein als einen, welcher der Cultur entbehren kann, ſondern als** einen ſolchen, dem ſie wohl gar nachtheilig iſt, wenn ſie nicht weit genug getrieben wird, vorſtellig macht, ihn daher bis zur Schwärmerei hochpreiſet, und ihn als eine Fundgrube in den Tiefen des Gemüths verborgen liegender Schätze vorſtellt, auch bisweilen ſeinen Ausſpruch als Orakel (den Genius des Sokrates) für zuverläſſiger erklärt, als Alles, was ſtudirte Wiſſenſchaft immer zu Markte bringen würde. — So viel iſt gewiß, daß, wenn die Auflöſung einer Frage auf den allgemeinen und angebornen Regeln des Verſtandes (deren Beſitz Mutterwitz genannt wird) beruht, es unſicherer iſt, ſich nach ſtudirten und künſtlich aufgeſtellten Principien (dem Schulwitz) umzuſehen und ſeinen Beſchluß darnach abzufaſſen, als wenn man es auf den Ausſchlag der im Dunkeln des Gemüths liegenden Beſtimmungsgründe des Urtheils in Maſſe ankommen läßt, welches man den logiſchen Tact nennen könnte: wo die Ueberlegung den Gegenſtand ſich auf vielerlei Seiten vorſtellig macht und ein richtiges Reſultat herausbringt, ohne ſich der Acte, die hiebei im Inneren des Gemüths vorgehen, bewußt zu werden.

Der geſunde Verſtand aber kann dieſe ſeine Vorzüglichkeit nur in Anſehung eines Gegenſtandes der Erfahrung beweiſen; nicht allein durch dieſe an Erkenntniß zu wachſen, ſondern ſie (die Erfahrung) ſelbſt zu erweitern, aber nicht in ſpeculativer, ſondern blos in empiriſch-practiſcher Rückſicht. Denn in jener bedarf es wiſſenſchaftlicher Principien a priori; in dieſer aber können es auch Erfahrungen, d. i. Urtheile ſein, die durch Verſuch und Erfolg continuirlich bewähret werden.

Von der Sinnlichkeit im Gegenſatz mit dem Verſtande.

§. 7.

In Anſehung des Zuſtandes der Vorſtellungen iſt mein Gemüth entweder *handelnd* und zeigt *Vermögen* (facultas), oder es iſt *leidend* und beſteht in *Empfänglichkeit* (receptivitas). Ein *Erkenntniß* enthält beides verbunden in ſich, und die Möglichkeit, eine ſolche zu haben, führt den Namen des *Erkenntnißvermögens* von dem vornehmſten Theile derſelben, nämlich der Thätigkeit des Gemüths Vorſtellungen zu verbinden, oder von einander zu ſondern.

Vorſtellungen, in Anſehung deren ſich das Gemüth leidend verhält, durch welche alſo das Subject *afficirt* wird (dieſes mag ſich nun ſelbſt afficiren oder von einem Object afficirt werden), gehören zum *ſinnlichen*; diejenigen aber, welche ein bloßes *Thun* (das Denken) enthalten, zum *intellectuellen* Erkenntnißvermögen. Jenes wird auch das *untere*, dieſes aber das *obere* Erkenntnißvermögen genannt. *) Je-

---

*) Die *Sinnlichkeit* blos in der Undeutlichkeit der Vorſtellungen, die *Intellectualität* dagegen in der Deutlichkeit zu ſetzen, und hiemit einen blos *formalen* (logiſchen)

nes hat den Character der Paſſivität des inneren Sinnes der Empfindungen, dieſes der Spontaneität der Apperception, d. i. des reinen Bewußtſeins der Handlung, welche das Denken ausmacht und zur Logik (einem Syſtem der Regeln des Verſtandes), ſo wie jener zur Pſychologie (einem Inbegriff aller innern Wahrnehmungen unter Naturgeſetzen) gehört und innere Erfahrung begründet.

Anmerkung. Der Gegenſtand der Vorſtellung, der nur die Art enthält, wie ich von ihm afficirt werde, kann von mir nur erkannt werden, wie er mir erſcheint und alle Erfahrung (empiriſche Erkenntniß), die innere nicht minder als die äußere, iſt nur Erkenntniß der Gegenſtände, wie ſie uns erſcheinen, nicht wie ſie (für ſich allein betrachtet) ſind. Denn es kommt alsdann nicht blos auf die Beſchaffenheit des Objects der Vorſtellung, ſondern auf die des Subjects und deſſen Empfäng-

---

Unterſchied des Bewußtſeins, ſtatt des realen (pſychologiſchen), der nicht blos die Form, ſondern auch den Inhalt des Denkens betrifft, zu ſetzen, war ein großer Fehler der Leibnitz-Wolfiſchen Schule, nämlich die Sinnlichkeit blos in einem Mangel (der Klarheit, der Theilvorſtellungen), folglich der Undeutlichkeit zu ſetzen, die Beſchaffenheit aber der Verſtandesvorſtellung in der Deutlichkeit; da jene doch etwas ſehr poſitives und ein unentbehrlicher Zuſatz zu der letzteren iſt, um ein Erkenntniß hervorzubringen. — Leibnitz aber war eigentlich Schuld daran. Denn Er, der platoniſchen Schule anhängig, nahm angeborne reine Verſtandesanſchauungen, Ideen genannt, an, welche im menſchlichen Gemüthe, jetzt nur verdunkelt, angetroffen würden und deren Zergliederung und Beleuchtung durch Aufmerkſamkeit wir allein die Erkenntniß der Objecte, wie ſie an ſich ſelbſt ſind, zu verdanken hätten.

lichkeit an, welcher Art die ſinnliche Anſchauung ſein werde, darauf das Denken deſſelben (der Begriff vom Object) folgt. — Die formale Beſchaffenheit dieſer Receptivität kann nun nicht wiederum noch von den Sinnen abgeborgt werden, ſondern muß (als Anſchauung) a priori gegeben ſein, d. i. es muß eine ſinnliche Anſchauung ſein, welche übrig bleibt, wenn gleich alles Empiriſche (Sinnenempfindung enthaltende) weggelaſſen wird, und dieſes Förmliche der Anſchauung iſt bei inneren Erfahrungen die Zeit.

Weil Erfahrung empiriſches Erkenntniß iſt, zum Erkenntniß aber (da es auf Urtheilen beruht) Ueberlegung (reflexio), mithin Bewußtſein, d. i. Thätigkeit in Zuſammenſtellung des Mannigfaltigen der Vorſtellung nach einer Regel der Einheit deſſelben, d. i. Begriff und (vom Anſchauen unterſchiedenes) Denken überhaupt erfordert wird: ſo wird das Bewußtſein in das discurſive (welches, als logiſch, weil es die Regel giebt, voran gehen muß), und das intuitive Bewußtſein eingetheilt werden; das erſtere (die reine Apperception ſeiner Gemüthshandlung) iſt einfach. Das Ich der Reflexion hält kein Mannigfaltiges in ſich, und iſt in allen Urtheilen immer ein und daſſelbe, weil es blos dies Förmliche des Bewußtſeins; dagegen die innere Erfahrung das Materielle deſſelben und ein Mannigfaltiges der empiriſchen inneren Anſchauung, das Ich der Apprehenſion (folglich eine empiriſche Anſchauung) enthält.

Ich, als denkendes Weſen, bin zwar mit Mir, als Sinnenweſen, ein und daſſelbe Subject; aber, als Object der inneren empiriſchen Anſchauung, d. i. ſo fern ich innerlich von Empfindungen in der Zeit, ſo wie ſie zugleich oder nach einander ſind, afficirt werde, erkenne ich mich doch nur, wie ich mir ſelbſt erſcheine, nicht als Ding an ſich ſelbſt. Denn es hängt doch von der Zeitbedingung, welche kein Verſtandesbegriff (mithin nicht bloße Spontaneität) iſt, folglich von einer Bedingung ab, in Anſehung deren mein Vorſtellungsvermögen leidend iſt (und gehört zur Receptivität). — Daher erkenne ich mich durch innere Erfahrung immer nur, wie ich mir *erſcheine*; welcher Satz dann oft böslicherweiſe ſo verdreht wird, daß er ſo viel ſagen wolle: es *ſcheine* mir nur (mihi videri), daß ich gewiſſe Vorſtellungen und Empfindungen habe, ja überhaupt daß ich exiſtire. — Der Schein iſt der Grund zu einem irrigen Urtheil aus ſubjectiven Urſachen, die fälſchlich für objectiv gehalten werden; Erſcheinung iſt aber gar kein Urtheil, ſondern blos empiriſche Anſchauung, die durch Reflexion und den daraus entſpringenden Verſtandesbegriff zur inneren Erfahrung und hiemit Wahrheit wird.

Daß die Wörter *innerer Sinn* und *Apperception* von den Seelenforſchern gemeinhin für gleichbedeutend genommen werden, unerachtet der erſtere allein ein pſychologiſches (angewandtes), die zweite aber blos ein logiſches (reines) Bewußtſein anzeigen ſoll, iſt die Urſache dieſer Irrungen. Daß wir aber durch den erſteren uns nur erkennen können, *wie wir uns erſcheinen*, erhellet daraus, weil Auffaſſung (apprehensio) der Eindrücke des erſteren eine formale Bedingung der inneren Anſchauung des Subjects, nämlich die Zeit, vorausſetzt, welche kein Verſtandesbegriff iſt, und alſo blos als ſubjective Bedingung gilt, wie nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Seele uns innere Empfindungen gegeben werden, alſo dieſe uns nicht, wie das Object an ſich iſt, zu erkennen giebt.

* * *

Dieſe Anmerkung gehört eigentlich nicht zur Anthropologie. In dieſer ſind nach Verſtandesgeſetzen vereinigte Erſcheinungen Erfahrungen, und da wird nach der Vorſtellungsart der Dinge, wie ſie auch ohne ihr Verhältniß zu den Sinnen in Betrachtung zu ziehen (mithin an ſich ſelbſt) ſind, gar nicht gefragt; denn dieſe Unterſuchung gehört zur Metaphyſik, welche es mit der Möglichkeit der Erkenntniß a priori zu thun hat. Aber es war doch nöthig ſo weit zurückzugehen, um auch nur die Verſtöße des ſpeculativen Kopfs in Anſehung dieſer Frage abzuhalten. — Da übrigens die Kenntniß des Menſchen durch innere Erfahrung, weil er darnach großentheils auch andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit iſt, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forſcher ſeines Innern leichtlich, ſtatt blos zu beobachten, manches in das Selbſtbewußtſein hinein trägt; ſo iſt es rathſam und ſogar nothwendig von beobachteten Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen, und dann allererſt zu Behauptung gewiſſer Sätze, die die Natur des Menſchen angehen, d. i. zur inneren Erfahrung, fortzuſchreiten.

Apologie für die Sinnlichkeit.

§. 8.

Dem Verſtande bezeigt Jedermann alle Achtung, wie auch die Benennung deſſelben als oberen Erkenntnißvermögens es ſchon anzeigt; wer ihn lobpreiſen wollte, würde mit dem Spott jenes das Lob der Tugend erhebenden Redners (stulte! quis unquam vituperavit) abgefertigt werden. Aber die Sinnlichkeit iſt in üblem Ruf. Man ſagt ihr viel Schlimmes nach: z. B. 1) daß ſie die Vorſtellungskraft verwirre; 2) daß ſie das große Wort führe und als Herrſcherin, da ſie doch nur die Dienerin des Verſtandes ſein ſollte, halsſtarrig und ſchwer zu bändigen ſei; 3) daß ſie ſogar betrüge und man in Anſehung ihrer nicht genug auf ſeiner Hut ſein könne. — Anderſeits fehlt es ihr aber auch nicht an Lobrednern, vornehmlich unter Dichtern und Leuten von Geſchmack, welche die Verſinnlichung der Verſtandesbegriffe nicht allein als Verdienſt hochpreiſen, ſondern auch gerade hierin und daß die Begriffe nicht ſo mit peinlicher Sorgfalt in ihre Beſtandtheile zerlegt werden müßten, das Prägnante (die Gedankenfülle) oder das Emphatiſche (den Nachdruck) der Sprache und das Einleuchtende (die Helligkeit im Bewußtſein) der Vorſtellungen ſetzen, die Nacktheit des Verſtandes aber geradezu für Dürftigkeit erklären. *) Wir brauchen hier keinen Panegyriſten, ſondern nur einen Advocaten wider den Ankläger.

---

*) Da hier nur vom Erkenntnißvermögen und alſo von Vorſtellung (nicht dem Gefühl der Luſt oder Unluſt) die Rede iſt, ſo wird Empfindung nichts weiter als Sinnenvor-

Das *Paſſive* in der Sinnlichkeit, was wir doch nicht ablegen können, iſt eigentlich die Urſache alles des Uebels, was man ihr nachſagt. Die innere Vollkommenheit des Menſchen beſteht darin: daß er den Gebrauch aller ſeiner Vermögen in ſeiner Gewalt habe, um ihn ſeiner *freien Willkühr* zu unterwerfen. Dazu aber wird erfordert, daß der *Verſtand* herrſche, ohne doch die Sinnlichkeit (die an ſich Pöbel iſt, weil ſie nicht denkt) zu ſchwächen: weil ohne ſie es keinen Stoff geben würde, der zum Gebrauch des geſetzgebenden Verſtandes verarbeitet werden könnte.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die

Erſte Anklage.

§. 9.

Die Sinne verwirren nicht. Dem, der ein gegebenes Mannigfaltige zwar *aufgefaßt*, aber *noch nicht geordnet* hat, kann man nicht nachſagen, daß er es *verwirre*. Die Wahrnehmungen der Sinne (empiriſche Vorſtellungen mit Bewußtſein) können nur innere *Erſcheinungen* heißen. Der Verſtand, der hinzukommt und ſie unter einer Regel des Denkens verbindet (*Ordnung* in das Mannigfaltige hineinbringt), macht allererſt daraus empiriſches Erkenntniß, d. i. *Erfahrung*. — Es liegt alſo an dem ſeine Obliegenheit vernachläſſigenden *Verſtande*, wenn

---

ſtellung (empiriſche Anſchauung), zum Unterſchiede ſowohl von Begriffen (dem Denken), als auch von der reinen Anſchauung (des Raums und der Zeitvorſtellung) bedeuten.

er keck urtheilt, ohne zuvor die Sinnenvorſtellungen nach Begriffen geordnet zu haben, und dann nachher über die Verworrenheit derſelben klagt, die der ſinnlich gearteten Natur des Menſchen zu Schulden kommen müſſe. Dieſer Vorwurf trifft ſowohl die ungegründete Klage über die Verwirrung der äußeren, als der inneren Vorſtellungen durch die Sinnlichkeit.

Die ſinnlichen Vorſtellungen kommen freilich denen des Verſtandes zuvor, und ſtellen ſich in Maſſe dar. Aber deſto reichhaltiger iſt der Ertrag, wenn der Verſtand mit ſeiner Anordnung und intellectuellen Form hinzukommt und z. B. prängnante Ausdrücke für den Begriff, emphatiſche für das Gefühl und intereſſante Vorſtellungen für die Willensbeſtimmung ins Bewußtſein bringt. — Der Reichthum, den die Geiſtesproducte in der Redekunſt und Dichtkunſt dem Verſtande auf einmal (in Maſſe) darſtellen, bringt dieſen zwar oft in Verwirrung, wenn er ſich alle Acte der Reflexion, die er hiebei wirklich, obzwar im Dunkelen, anſtellt, deutlich machen und auseinander ſetzen ſoll. Aber die Sinnlichkeit iſt hiebei in keiner Schuld, ſondern es iſt vielmehr Verdienſt von ihr, dem Verſtande reichhaltigen Stoff, wogegen die abſtracten Begriffe deſſelben oft nur ſchimmernde Armſeligkeiten ſind, dargeboten zu haben.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit gegen die Zweite Anklage.

§. 10.

Die Sinne gebieten nicht über den Verſtand. Sie bieten ſich vielmehr nur dem Verſtande an, um über ihren Dienſt zu disponiren. Daß ſie ihre Wichtigkeit nicht verkannt wiſſen wollen, die ihnen vornemlich in dem zukommt, was man den gemeinen Menſchenſinn (sensus communis) nennt, kann ihnen nicht für Anmaßung, über den Verſtand herrſchen zu wollen, angerechnet werden. Zwar giebt es Urtheile, die man eben nicht förmlich vor den Richterſtuhl des Verſtandes zieht, um von ihm abgeurtheilt zu werden; die daher unmittelbar durch den Sinn dictirt zu ſein ſcheinen. Dergleichen enthalten die ſogenannten Sinnſprüche, oder orakelmäßigen Anwandlungen, (wie diejenigen, deren Ausſpruch Sokrates ſeinem Genius zuſchrieb). Es wird nämlich dabei vorausgeſetzt, daß das erſte Urtheil über das, was in einem vorkommenden Falle zu thun recht und weiſe iſt, gemeiniglich auch das richtige ſei, und durch Nachgrübeln nur verkünſtelt werde. Aber ſie kommen in der That nicht aus den Sinnen, ſondern aus wirklichen, ob zwar dunkeln Ueberlegungen des Verſtandes. — Die Sinne machen darauf keinen Anſpruch und ſind, wie das gemeine Volk, welches, wenn es nicht Pöbel iſt (ignobile vulgus), ſeinem Obern, dem Verſtande, ſich zwar gern unterwirft, aber doch gehört werden will. Wenn aber gewiſſe Urtheile und Einſichten als unmittelbar aus dem innern Sinn (nicht vermittelſt des Verſtandes) hervorgehend, ſondern dieſer als für ſich gebietend und Empfindungen für Urtheile geltend angenommen werden, ſo iſt das baare Schwärmerei, welche mit der Sinnenverrückung in naher Verwandtſchaft ſteht.

Rechtfertigung der Sinnlichkeit wider die Dritte Anklage.

Die Sinne betrügen nicht. Dieſer Satz iſt die Ablehnung des wichtigſten, aber auch, genau erwogen, nichtigſten Vorwurfs, den man den Sinnen macht; und dieſes darum, nicht, weil ſie immer richtig urtheilen, ſondern weil ſie gar nicht urtheilen; weshalb der Irrthum immer nur dem Verſtande zu Laſt fällt. — Doch gereicht dieſem der Sinnenſchein (species, apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entſchuldigung; wonach der Menſch öfters in den Fall kommt, das Subjective ſeiner Vorſtellungsart für das Objective (den entfernten Thurm, an dem er keine Ecken ſieht, für rund, das Meer, deſſen entfernter Theil ihm durch höhere Lichtſtrahlen ins Auge fällt, für höher als das Ufer (altum mare), den Vollmond, den er in ſeinem Aufgange am Horizont durch eine dunſtige Luft ſieht, ob zwar er ihn durch denſelben Sehewinkel in's Auge faßt, für entfernter, alſo auch für größer, als wie er hoch am Himmel erſcheint), und ſo Erſcheinung für Erfahrung zu halten; dadurch aber in Irrthum, als einen Fehler des Verſtandes, nicht den der Sinne, zu gerathen.

* * *

Ein Tadel, den die Logik der Sinnlichkeit entgegen wirft, iſt der: daß man dem Erkenntniß, ſo wie es durch ſie befördert wird, Seichtigkeit (Individualität, Einſchränkung aufs Einzelne) vorwirft, da hingegen den Verſtand, der auf's Allgemeine geht, eben darum aber zu Abstractionen ſich bequemen muß, der Vorwurf der Trockenheit trifft. Die äſthetiſche Behandlung deren erſte Forderung Popularität iſt, ſchlägt aber einen Weg ein, auf dem beiden Fehlern ausgebeugt werden kann.

Vom Können in Anſehung des Erkenntniſsvermögens überhaupt.

§. 10.

Der vorhergehende Paragraph, der vom Scheinvermögen handelte, in dem, was kein Menſch kann, führt uns zur Erörterung der Begriffe vom Leichten und Schweren (leve et grave), welche, dem Buchſtaben nach, im Deutſchen zwar nur körperliche Beſchaffenheiten und Kräfte bedeuten, dann aber, wie im Lateiniſchen, nach einer gewiſſen Analogie, das Thunliche (facile) und Comparativ-Unthunliche (difficile) bedeuten ſollen; denn das Kaum-Thunliche wird doch von einem Subject, das an dem Grade ſeines dazu erforderlichen Vermögens zweifelt, in gewiſſen Lagen und Verhältniſſen deſſelben für ſubjectivunthunlich gehalten.

Die Leichtigkeit etwas zu thun (promtitudo) muß mit der Fertigkeit in ſolchen Handlungen (habitus) nicht verwechſelt werden. Die erſtere bedeutet einen gewiſſen Grad des mechaniſchen Vermögens: — „ich kann, wenn ich will“ und bezeichnet ſubjective Möglichkeit; die zweite die ſubjectiv-praktiſche Nothwendigkeit, d. i. Gewohnheit, mithin einen gewiſſen Grad des Willens, der durch den oft wiederholten Gebrauch ſeines Vermögens erworben wird: „ich will, weil es die Pflicht gebietet." Daher kann man die Tugend nicht ſo erklären: ſie ſei die Fertigkeit in freien rechtmäßigen Handlungen; denn dann wäre ſie bloß Mechanism der Kraftanwendung; ſondern Tugend iſt die moraliſche Stärke in Befolgung ſeiner Pflicht, die niemals zur Gewohnheit werden, ſondern immer ganz neu und urſprünglich aus der Denkungsart hervorgehen ſoll.

Das Leichte wird dem Schweren, aber oft auch dem Läſtigen entgegengeſetzt. Leicht iſt einem Subject dasjenige, wozu ein großer Ueberſchuß ſeines Vermögens über die zu einer That erforderliche Kraftanwendung in ihm anzutreffen iſt. Was iſt leichter, als die Förmlichkeiten der Viſiten, Gratulationen und Condolenzen zu begehen? Was iſt aber auch einem beſchäftigten Manne beſchwerlicher? Es ſind freundſchaftliche Vexationen (Plackereien), die ein Jeder herzlich wünſcht los zu werden, indeß er doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verſtoßen.

Welche Vexationen giebt es nicht in äußeren, zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen: wo gerade darin, daß ſie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, ſich durch Ceremonien und Obſervanzen, Büßungen und Kaſteiungen (je mehr, deſto beſſer) geduldig hudeln zu laſſen, das Verdienſtliche der Frömmigkeit geſetzt wird; indeſſen dieſe Frohndienſte zwar mechaniſch leicht (weil keine laſterhafte Neigung dabei aufgeopfert werden darf), aber dem Vernünftigen moraliſch ſehr beſchwerlich und läſtig fallen müſſen. — Wenn daher der große moraliſche Volkslehrer ſagte: „meine

Gebote ſind nicht ſchwer,“ ſo wollte er dadurch nicht ſagen, ſie bedürften nur geringen Aufwand von Kräften, um ſie zu erfüllen; denn in der That ſind ſie, als ſolche, welche reine Herzensgeſinnungen fordern, das Schwerſte unter Allem, was geboten werden mag; aber ſie ſind für einen Vernünftigen doch unendlich leichter als Gebote einer geſchäftigen Nichtsthuerei (gratis anhelare, multa agendo nihil agere), dergleichen die waren, welche das Judenthum begründete; denn das Mechaniſchleichte fühlt der vernünftige Mann zentnerſchwer, wenn er ſieht, daß die darauf verwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Etwas Schweres leicht zu machen iſt Verdienſt; es als leicht vorzumalen, ob man gleich es ſelbſt zu leiſten nicht vermag, iſt Betrug. Das, was leicht iſt, zu thun, iſt verdienſtlos. Methoden und Maſchinen, und unter dieſen die Vertheilung der Arbeiten unter verſchiedene Künſtler (fabrikenmäßige Arbeit), machen Vieles leicht, was mit eigenen Händen, ohne andere Werkzeuge, zu thun ſchwer ſein würde.

Schwierigkeiten zu zeigen, ehe man die Vorſchrift zur Unternehmung giebt (wie z. B. in Nachforſchungen der Metaphyſik), mag zwar abſchrecken, aber das iſt doch beſſer, als ſie zu verhehlen. Der Alles, was er ſich vornimmt, für leicht hält, iſt leichtſinnig. Dem Alles, was er thut, leicht läßt, iſt gewandt; ſo wie der, deſſen Thun Mühe verräth, ſchwerfällig. — Die geſellige Unterhaltung (Converſation) iſt ein bloßes Spiel, worin Alles leicht ſein und leicht laſſen muß. Daher die Ceremonie (das Steife) in derſelben, z. B. das feierliche Abſchiednehmen nach einem Gelage, als altväteriſch abgeſchafft iſt.

Die Gemüthsſtimmung der Menſchen bei Unternehnung eines Geſchäfts iſt nach Verſchiedenheit der Temperamente verſchieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Beſorgniſſen an (Melancholiſche), bei Andern iſt die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das Erſte, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguiniſche).

Was iſt aber von dem ruhmredigen Ausſpruche der Kraftmänner, der nicht auf bloßem Temperament gegründet iſt, zu halten? „Was der Menſch will, das kann er.“ Er iſt nichts weiter als eine hochtönende Tautologie; was er nämlich auf das Geheiß ſeiner moraliſchgebietenden Vernunft will, das ſoll er, folglich kann er es auch thun (denn das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten). Es gab aber vor einigen Jahren ſolche Gecken, die das auch im phyſiſchen Sinne von ſich prieſen, und ſich ſo als Weltbeſtürmer ankündigten, deren Raſſe aber vorlängſt ausgegangen iſt.

Endlich macht das Gewohntwerden (consuetudo), da nämlich Empfindungen von eben derſelben Art, durch ihre lange Dauer ohne Abwechſelung, die Aufmerkſamkeit von den Sinnen abziehen und man ſich ihrer kaum mehr bewußt iſt, zwar die Ertragung der Uebel leicht (die man alsdann fälſchlich mit dem Namen einer Tugend, nämlich der Geduld, beehrt), aber auch das Bewußtſein und die Erinnerung des empfangenen Guten ſchwerer, welches dann gemeiniglich zum Undank (einer wirklichen Untugend) führt.

Aber die Angewohnheit (assuetudo) iſt eine phyſiſche innere Nöthigung nach derſelben Weiſe ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt ſelbſt den guten Handlungen eben dadurch ihren moraliſchen Werth, weil ſie der Freiheit des Gemüths Abbruch thut, und überdies zu gedankenloſen Wiederholungen ebendeſſelben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phraſen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich beſorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müſſen, und den Redner zur Sprachmaſchine. Die Urſache der Erregung des Ekels, den die Angewohnheit eines Andern in uns erregt, iſt, weil das Thier hier gar zu ſehr aus dem Menſchen hervorſpringt, das inſtinctmäßig nach der Regel der Angewöhnung gleich als eine andere (nichtmenſchliche) Natur geleitet wird, und ſo Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine und dieſelbe Klaſſe zu gerathen. — Doch können gewiſſe Angewöhnungen abſichtlich geſchehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freien Willkür ihre Hülfe verſagt, z. B. im Alter ſich an die Zeit des Eſſens und Trinkens, die Qualität und Quantität deſſelben, oder auch des Schlafs zu gewöhnen und ſo allmälig mechaniſch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfall. In der Regel iſt alle Angewohnheit verwerflich.

Von dem künſtlichen Spiel mit dem Sinnenſchein.

§. 11.

Das Blendwerk, welches durch Sinnenvorſtellungen dem Verſtande gemacht wird (praestigiae), kann natürlich, oder auch künſtlich ſein und iſt entweder Täuſchung (illusio), oder Betrug (fraus). —

Dasjenige Blendwerk, wodurch man genöthigt wird, etwas auf das Zeugniß der Augen für wirklich zu halten, ob es zwar von eben demſelben Subject durch ſeinen Verſtand für unmöglich erklärt wird, heißt Augenverblendniß (praestigiae).

Illuſion iſt dasjenige Blendwerk, welches bleibt, ob man gleich weiß, daß der vermeinte Gegenſtand nicht wirklich iſt. — Dieſes Spiel des Gemüths mit dem Sinnenſchein iſt ſehr angenehm und unterhaltend, wie z. B. die perſpectiviſche Zeichnung des Inneren eines Tempels, oder, wie Raphael Mengs von dem Gemälde der Schule der Peripatetiker (mich deucht von Correggio) ſagt: „daß, wenn man ſie lange anſieht, ſie zu gehen ſcheinen; oder wie eine im Stadthaus von Amſterdam gemalte Treppe mit halbgeöffneter Thür Jeden verleitet, an ihr hinaufzuſteigen, u. drgl.

Betrug aber der Sinne iſt: wenn, ſo bald man weiß, wie es mit dem Gegenſtande beſchaffen iſt, auch der Schein ſogleich aufhört. Dergleichen ſind die Taſchenſpielerkünſte von allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Geſicht vortheilhaft abſticht, iſt Illuſion: Schminke aber Betrug. Durch die erſtere wird man verleitet, durch die zweite geäfft. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur bemalte Statüen menſchlicher oder thieriſcher Geſtalten nicht leiden mag: indem man jeden Augenblick betrogen wird, ſie für lebend zu halten, ſo oft ſie unverſehens zu Geſichte kommen.

Bezauberung (fascinatio) in einem ſonſt geſunden Gemüthszuſtande iſt ein Blendwerk der Sinne, von dem man ſagt, daß es nicht mit natürlichen Dingen zugehe; weil das Urtheil, daß ein Gegenſtand (oder eine Beſchaffenheit deſſelben) ſei, bei darauf verwandter Attention, mit dem Urtheil, daß er nicht (oder anders geſtaltet) ſei, unwiderſtehlich wechſelt, der Sinn alſo ſich ſelbſt zu widerſprechen ſcheint. Wie ein Vogel, der gegen den Spiegel, in dem er ſich ſelbſt ſieht, flattert, und ihn bald für einen wirklichen Vogel, bald nicht dafür hält. Dieſes Spiel mit Menſchen, daß ſie ihren eigenen Sinnen nicht trauen, findet vornehmlich bei ſolchen Statt, die durch Leidenſchaft ſtark angezogen werden. Dem Verliebten, der (nach Helvetius) ſeine Geliebte in den Armen eines Anderen ſah, konnte dieſe, die es ihm ſchlechthin abläugnete, ſagen: „Treuloſer, du liebſt mich nicht mehr; du glaubſt mehr was du ſiehſt, als was ich dir ſage." — Gröber, wenigſtens ſchädlicher war der Betrug, den die Bauchredner, die Gaßnere, die Mesmerianer u. drgl. vermeinte Schwarzkünſtler verübten. Man nannte vor Alters die armen unwiſſenden Weiber, die ſo etwas Uebernatürliches zu thun vermeinten, Hexen, und noch in dieſem Jahrhundert war der Glaube daran nicht völlig ausgerottet. *) Es ſcheint, das Ge-

---

*) Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher in Schottland ſagte noch in dieſem Jahrhunderte in dem Verhör über einen ſolchen Fall als Zeuge zum Richter: „Mein Herr, ich verſichere Euch auf meine prieſterliche Ehre, daß dieſes Weib eine Hexe iſt;" worauf der Letztere erwiederte: „und ich verſichere Euch auf meine richterliche Ehre, daß Ihr kein Hexenmeiſter ſeid." — Das jetzt deutſch gewordene Wort Hexe kommt von den Anfangsworten der Meßformel bei Einweihung der Hoſtie her, welche der Gläubige mit leiblichen Augen als eine kleine Scheibe Brot ſieht, nach Ausſprechung derſelben aber mit geiſtigen Augen als den Leib eines Menſchen zu ſehen verbunden wird. Denn die Wörter hoc est haben zuerſt

fühl der Verwunderung über etwas Unerhörtes habe an ſich ſelbſt viel Anlockendes für den Schwachen: nicht bloß weil ihm auf einmal neue Ausſichten eröffnet werden, ſondern weil er dadurch von dem ihm läſtigen Gebrauch der Vernunft losgeſprochen zu ſein, dagegen Andere in der Unwiſſenheit ſich gleich zu machen, verleitet wird.

Von dem erlaubten moraliſchen Schein.

§. 12.

Die Menſchen ſind insgeſammt, je civiliſirter, deſto mehr Schauſpieler: ſie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Anderen, der Sittſamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend Jemand dadurch zu betrügen; weil ein jeder Andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeint ſei, dabei einverſtändigt iſt, und es iſt auch ſehr gut, daß es ſo in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menſchen dieſe Rolle ſpielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein ſie eine geraume Zeit hindurch nur gekünſtelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt, und gehen in die Geſinnung über. — Aber der Betrüger in uns ſelbſt, die Neigung, zu betrügen, iſt wiederum Rückkehr zum Gehorſam unter das Geſetz der Tugend, und nicht Betrug, ſondern ſchuldloſe Täuſchung unſerer ſelbſt.

---

das Wort corpus hinzugethan, wo hoc est corpus ſprechen in hocuspocus machen verändert wurde; vermuthlich aus frommer Scheu den rechten Namen zu nennen und zu profaniren; wie es Abergläubiſche bei unnatürlichen Gegenſtänden zu thun pflegen, um ſich daran nicht zu vergreifen.

So iſt die Anekelung ſeiner eigenen Exiſtenz, aus der Leerheit des Gemüths an Empfindungen, zu denen es unaufhörlich ſtrebt, der langen Weile, wobei man doch zugleich ein Gewicht der Trägheit fühlt, d. i. des Ueberdruſſes an aller Beſchäftigung, die Arbeit heißen und jenen Ekel vertreiben könnte, weil ſie mit Beſchwerden verbunden iſt, ein höchſt widriges Gefühl, deſſen Urſache keine andere iſt, als die natürliche Neigung zur Gemächlichkeit (einer Ruhe, vor der keine Ermüdung vorhergeht). — Dieſe Neigung iſt aber betrügeriſch, ſelbſt in Anſehung der Zwecke, welche die Vernunft dem Menſchen zum Geſetz macht, um mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſein, wenn er gar nichts thut (zwecklos vegetirt), weil er da doch nichts Böſes thut. Sie alſo wieder zu betrügen (welches durch das Spiel mit ſchönen Künſten, am meiſten aber durch geſellige Unterhaltung geſchehen kann), heißt die Zeit vertreiben (tempus fallere); wo der Ausdruck ſchon die Abſicht andeutet, nämlich die Neigung zur geſchäftloſen Ruhe ſelbſt zu betrügen, wenn durch ſchöne Künſte das Gemüth ſpielend unterhalten, ja auch nur durch ein bloßes an ſich zweckloſes Spiel in einem friedlichen Kampfe wenigſtens Cultur des Gemüths bewirkt wird; widrigenfalls es heißen würde, die Zeit tödten. — — Mit Gewalt iſt wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet; man muß ſie überliſten, und, wie Swift ſagt, dem Wallfiſch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, ſich gern täuſchen zu laſſen, dem Menſchen weislich eingepflanzt, ſelbſt um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten.

Der gute ehrbare *Anſtand* iſt ein äußerer Schein, der Andern *Achtung* einflößt (ſich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit ſchlecht zufrieden ſein, wenn das männliche Geſchlecht ihren Reizen nicht zu huldigen ſchiene. Aber *Sittſamkeit* (pudicitia), ein Selbſtzwang, der die Leidenſchaft verſteckt, iſt doch als Illuſion ſehr heilſam, um zwiſchen einem und dem anderen Geſchlecht den Abſtand zu bewirken, der nöthig iſt, um nicht das Eine zum bloßen Werkzeuge des Genuſſes des Anderen herabzuwürdigen. — Ueberhaupt iſt Alles, was man *Wohlanſtändigkeit* (decorum) nennt, von derſelben Art, nämlich nichts als *ſchöner Schein*.

Höflichkeit (Politeſſe) iſt ein Schein der Herablaſſung, der Liebe einflößt. Die *Verbeugungen* (Complimente) und die ganze *höfiſche* Galanterie, ſammt den heißeſten Freundſchaftsverſicherungen mit Worten, ſind zwar nicht eben immer *Wahrheit* (Meine lieben Freunde: es giebt keinen Freund! *Aristoteles*), aber ſie *betrügen* darum doch auch nicht, weil ein Jeder weiß, wofür er ſie nehmen ſoll, und dann vornehmlich darum, weil dieſe anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Geſinnungen dieſer Art hinleiten.

Alle menſchliche Tugend im Verkehr iſt Scheidemünze; ein Kind iſt der, welcher ſie für echtes Gold nimmt. — Es iſt doch aber beſſer, Scheidemünze, als gar kein ſolches Mittel im Umlauf zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit anſehnlichem Verluſt, in baares Gold umgeſetzt werden. Sie für lauter *Spielmarken*, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem ſarkaſtiſchen Swift zu ſagen: „Die Ehrlichkeit iſt ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden“ u. ſ. w. oder, mit dem Prediger Hofſtede, in ſeinem Angriff auf Marmontels Beliſar, ſelbſt einen Sokrates zu verleumden, um ja zu verhindern, daß irgend Jemand an die Tugend glaube, iſt ein an der Menſchheit verübter Hochverrath. Selbſt der Schein des Guten an Anderen muß uns werth ſein; weil aus dieſem Spiel mit Verſtellungen, welche Achtung erwerben, ohne ſie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernſt werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns ſelbſt muß ohne Verſchonen weggewiſcht, und der Schleier, womit die Eigenliebe unſere moraliſchen Gebrechen verdeckt, abgeriſſen werden; weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moraliſchen Gehalt iſt, die Tilgung ſeiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung deſſelben, die Ueberredung nichts ſchuldig zu ſein, ſich vorſpiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Beſſerung, oder vorſetzliche Uebertretung als menſchliche Schwachheit, vorgemalt wird.

Von den fünf Sinnen.

§. 13.

Die Sinnlichkeit im Erkenntnißvermögen (das Vermögen der Vorſtellungen in der Anſchauung) enthält zwei Stücke: den Sinn und die Einbildungskraft. — Das erſtere iſt das Vermögen der Anſchauung in der Gegenwart des Gegenſtandes, das zweite auch ohne die Gegenwart deſſelben. — Die

Sinne aber werden wiederum in die *äußeren* und den *inneren* Sinn (sensus externus, internus) eingetheilt; der erſtere iſt der, wo der menſchliche Körper durch körperliche Dinge, der zweite, wo er durch's Gemüth afficirt wird; wobei zu merken iſt, daß der letztere als bloßes Wahrnehmungsvermögen (der empiriſchen Anſchauung), vom *Gefühl* der Luſt und Unluſt, d. i. der Empfänglichkeit des Subjects, durch gewiſſe Vorſtellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zuſtandes dieſer Vorſtellungen beſtimmt zu werden, verſchieden gedacht wird, den man den *inwendigen* Sinn (sensus interior) nennen könnte. — Eine Vorſtellung durch den Sinn, deren man ſich als einer ſolchen bewußt iſt, heißt beſonders *Senſation*, wenn die Empfindung zugleich Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand des Subjects erregt.

§. 14.

Man kann zuerſt die Sinne der Körperempfindung in den der *Vitalempfindung* (sensus vagus), und die der *Organempfindung* (sensus fixus), und, da ſie insgeſammt nur da, wo Nerven ſind, angetroffen werden, in diejenigen eintheilen, welche das ganze Syſtem der Nerven, oder nur den zu einem gewiſſen Gliede des Körpers gehörenden Nerven afficiren. — Die Empfindung der *Wärme* und *Kälte*, ſelbſt die, welche durchs Gemüth erregt wird (z. B. durch ſchnell wachſende Hoffnung oder Furcht), gehört zum *Vitalſinn*. Der *Schauer*, der den Menſchen ſelbſt bei der Vorſtellung des Erhabenen überläuft und das *Gräuſeln*, womit Ammenmährchen in ſpäter Abendzeit die Kinder zu Bette jagen, ſind von der letzteren

Art; ſie durchdringen den Körper, ſo weit als in ihm Leben iſt.

Der Organſinne aber können füglich nicht mehr oder weniger als fünf aufgezählt werden, ſo fern ſie ſich auf äußere Empfindung beziehen.

Drei derſelben aber ſind mehr objectiv als ſubjectiv, d. i. ſie tragen, als empiriſche Anſchauung, mehr zur Erkenntniß des äußeren Gegenſtandes bei, als ſie das Bewußtſein des afficirten Organs rege machen; — zwei aber ſind mehr ſubjectiv als objectiv, d. i. die Vorſtellung durch dieſelbe iſt mehr die des Genuſſes, als der Erkenntniß des äußeren Gegenſtandes; daher man ſich über die erſteren mit Anderen leicht einverſtändigen kann, in Anſehung der letzteren aber, bei einerlei äußerer empiriſcher Anſchauung und Benennung des Gegenſtandes, die Art, wie das Subject ſich von ihm afficirt fühlt, ganz verſchieden ſein kann.

Die Sinne von der erſteren Klaſſe ſind 1) der der Betaſtung (tactus), 2) des Geſichts (visus), 3) des Gehörs (auditus). — Von der zweiten a) des Geſchmacks (gustus), b) des Geruchs (olfactus); insgeſammt lauter Sinne der Organempfindung, gleichſam ſo vieler äußerer, von der Natur für das Thier zum Unterſcheiden der Gegenſtände zubereiteten, Eingänge.

Vom Sinne der Betaſtung.

§. 15.

Der Sinn der Betaſtung liegt in den Fingerſpitzen und den Nervenwärzchen (papillae) derſelben, um durch die Berührung der Oberfläche eines feſten Körpers die Geſtalt deſſelben zu erkundigen. — Die Natur ſcheint allein dem Menſchen dieſes Organ angewieſen zu haben, damit er durch Betaſtung von allen Seiten ſich einen Begriff von der Geſtalt eines Körpers machen könne; denn die Fühlhörner der Inſecten ſcheinen nur die Gegenwart deſſelben, nicht die Erkundigung der Geſtalt zur Abſicht zu haben. — Dieſer Sinn iſt auch der einzige, von unmittelbarer äußerer Wahrnehmung; eben darum auch der wichtigſte und am ſicherſten belehrende, dennoch aber der gröbſte: weil die Materie feſt ſein muß, von deren Oberfläche der Geſtalt nach wir durch Berührung belehrt werden ſollen. (Von der Vitalempfindung, ob die Oberfläche ſanft oder unſanft, vielweniger noch ob ſie warm oder kalt anzufühlen ſei, iſt hier nicht die Rede.) — Ohne dieſen Organſinn würden wir uns von einer körperlichen Geſtalt gar keinen Begriff machen können, auf deren Wahrnehmung alſo die beiden andern Sinne der erſten Klaſſe urſprünglich bezogen werden müſſen, um Erfahrungserkenntniß zu verſchaffen.

Vom Gehör.

§. 16.

Der Sinn des Gehörs iſt einer der Sinne von bloß mittelbarer Wahrnehmung. — Durch die Luft, die uns umgiebt, und vermittelſt derſelben wird ein entfernter Gegenſtand in großem Umfange erkannt, und durch eben dieſes Mittel, welches durch das Stimmorgan, den Mund, in Bewegung geſetzt wird, können ſich Menſchen am leichteſten und vollſtändigſten mit

Anderen in Gemeinſchaft der Gedanken und Empfindungen bringen, vornehmlich wenn die Laute, die jeder den Anderen hören läßt, articulirt ſind, und in ihrer geſetzlichen Verbindung durch den Verſtand eine Sprache ausmachen. — Die Geſtalt des Gegenſtandes wird durch's Gehör nicht gegeben, und die Sprachlaute führen nicht unmittelbar zur Vorſtellung deſſelben, ſind aber eben darum, und weil ſie an ſich nichts, wenigſtens keine Objecte, ſondern allenfalls nur innere Gefühle bedeuten, die geſchickteſten Mittel der Bezeichnung der Begriffe, und Taubgeborne, die eben darum auch ſtumm (ohne Sprache) bleiben müſſen, können nie zu etwas Mehrerem als einem Analogon der Vernunft gelangen.

Was aber den Vitalſinn betrifft, ſo wird dieſer durch Muſik, als ein regelmäßiges Spiel von Empfindungen des Gehörs, unbeſchreiblich lebhaft und mannichfaltig nicht bloß bewegt, ſondern auch geſtärkt, welche alſo gleichſam eine Sprache bloßer Empfindungen (ohne alle Begriffe) iſt. Die Laute ſind hier Töne, und dasjenige für's Gehör, was die Farben für's Geſicht ſind; eine Mittheilung der Gefühle in die Ferne in einem Raum umher, an Alle, die ſich darin befinden, und ein geſellſchaftlicher Genuß, der dadurch nicht vermindert wird, daß Viele an ihm theilnehmen.

Von dem Sinn der Sehens.

§. 17.

Auch das Geſicht iſt ein Sinn der mittelbaren Empfindung durch eine nur für ein gewiſſes Organ (die Augen) empfindbare bewegte Materie, durch

Licht, welches nicht, wie der Schall, bloß eine wellenartige Bewegung eines flüſſigen Elements iſt, die ſich im Raume umher nach allen Seiten verbreitet, ſondern eine Ausſtrömung, durch welche ein Punct für das Object im Raume beſtimmt wird, und vermittelſt deſſen uns das Weltgebäude in einem ſo unermeßlichen Umfange bekannt wird, daß, vornehmlich bei ſelbſtleuchtenden Himmelskörpern, wenn wir ihre Entfernung mit unſeren Maßſtäben hier auf Erden vergleichen, wir über die Zahlenreihe ermüden, und dabei faſt mehr Urſache haben, über die zarte Empfindſamkeit dieſes Organs in Anſehung der Wahrnehmung ſo geſchwächter Eindrücke zu erſtaunen, als über die Größe des Gegenſtandes (des Weltgebäudes), vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, ſo wie ſie uns vermittelſt der Mikroſkopien vor Augen geſtellt wird, z. B. bei den Infuſionsthierchen, dazu nimmt. — Der Sinn des Geſichts iſt, wenn gleich nicht unentbehrlicher als der des Gehörs, doch der edelſte; weil er ſich unter allen am meiſten von dem der Betaſtung, als der eingeſchränkteſten Bedingung der Wahrnehmungen, entfernt, und nicht allein die größte Sphäre derſelben im Raume enthält, ſondern auch ſein Organ am wenigſten afficirt fühlt, (weil es ſonſt nicht bloßes Sehen ſein würde), hiemit alſo einer reinen Anſchauung (der unmittelbaren Vorſtellung des gegebenen Objects ohne beigemiſchte merkliche Empfindung) näher kommt.

* * *

Dieſe drei äußern Sinne leiten durch Reflexion das Subject zum Erkenntniß des Gegenſtandes als eines

Dinges außer uns. — Wenn aber die Empfindung ſo ſtark wird, daß das Bewußtſein der Bewegung des Organs ſtärker wird, als das der Beziehung auf ein äußeres Object, ſo werden äußere Vorſtellungen in innere verwandelt. — Das Glatte oder Rauhe im Anfühlbaren bemerken, iſt ganz was Anderes, als die Figur des äußeren Körpers dadurch erkundigen. Eben ſo: wenn das Sprechen Anderer ſo ſtark iſt, daß Einem, wie man ſagt, die Ohren davon weh thun, oder wenn Jemand, welcher aus einem dunkeln Gemach in den hellen Sonnenſchein tritt, mit den Augen blinzelt, ſo wird der letzte durch zu ſtarke oder plötzliche Erleuchtung auf einige Augenblicke blind, der erſte durch kreiſchende Stimme taub, d. i. beide können vor der Heftigkeit der Sinnesempfindung nicht zum Begriff vom Object kommen, ſondern ihre Aufmerkſamkeit iſt bloß an die ſubjective Vorſtellung, nämlich die Veränderung des Organs, geheftet.

Von den Sinnen des Geſchmacks und des Riechens.

§. 18.

Die Sinne des Geſchmacks und des Geruchs ſind beide mehr ſubjectiv als objectiv; der erſtere in der Berührung des Organs der Zunge, des Schlundes und der Gaumen durch den äußeren Gegenſtand, der zweite durch Einziehung der mit der Luft vermiſchten fremden Ausdünſtungen, wobei der Körper, der ſie ausſtrömt, ſelbſt vom Organ entfernt ſein kann. Beide ſind einander nahe verwandt, und wem der Geruch mangelt, der hat jederzeit nur einen ſtumpfen Geſchmack. — Man kann ſagen, daß beide durch *Salze* (fixe und flüchtige), deren die eine durch Flüſſigkeit im Munde, die andere durch die Luft aufgelöſt ſein müſſen, afficirt werden, welche in das Organ eindringen müſſen, um dieſem ihre ſpecifiſche Empfindung zukommen zu laſſen.

Allgemeine Anmerkung über die äuſsern Sinne.

§. 19.

Man kann die Empfindungen der äußern Sinne in die des *mechaniſchen* und des *chemiſchen* Einfluſſes eintheilen. Zu den mechaniſch einfließenden gehören die drei oberſten, zu denen von chemiſchem Einfluß die zwei niedern Sinne. Jene ſind Sinne der *Wahrnehmung*, (oberflächlich), dieſe des *Genuſſes* (innigſte Einnehmung). — Daher kommt es, daß der *Ekel*, ein Anreiz, ſich des Genoſſenen durch den kürzeſten Weg des Speiſekanals zu entledigen (ſich zu erbrechen), als eine ſo ſtarke Vitalempfindung dem Menſchen beigegeben worden, weil jene innigliche Einnehmung dem Thier gefährlich werden kann.

Weil es aber auch einen *Geiſtesgenuß* giebt, der in der Mittheilung der Gedanken beſteht, das Gemüth aber dieſen, wenn er uns aufgedrungen wird, und doch als Geiſtesnahrung für uns nicht gedeihlich iſt, widerlich findet, (wie z. B. die Wiederholung immer einerlei witzig oder luſtig ſein ſollender Einfälle uns ſelbſt durch dieſe Einerleiheit ungedeihlich werden kann,) ſo wird der Inſtinct der Natur, ſeiner los zu werden, der Analogie wegen, gleichfalls Ekel genannt; ob er gleich zum inneren Sinn gehört.

Geruch iſt gleichſam ein Geſchmack in der Ferne, und Andere werden gezwungen, mit zu genießen, ſie mögen wollen oder nicht, und darum iſt er, als der Freiheit zuwider, weniger geſellig als der Geſchmack, wo, unter vielen Schüſſeln oder Bouteillen, der Gaſt Eine nach ſeiner Behaglichkeit wählen kann, ohne daß Andere genöthigt werden, davon mit zu genießen. — Schmutz ſcheint nicht ſowohl durch das Widrige für's Auge und die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Geſtank, Ekel zu erwecken. Denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) iſt noch inniglicher, als die durch die einſaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes.

Je ſtärker die Sinne, bei eben demſelben Grade des auf ſie geſchehenen Einfluſſes, ſich afficirt fühlen, deſto weniger lehren ſie. Umgekehrt: wenn ſie viel lehren ſollen, müſſen ſie mäßig afficiren. Im ſtärkſten Licht ſieht (unterſcheidet) man nichts, und eine ſtentoriſch angeſtrengte Stimme betäubt (unterdrückt das Denken).

Je empfänglicher der Vitalſinn für Eindrücke iſt (je zärtlicher und empfindlicher), deſto unglücklicher iſt der Menſch; je empfänglicher für den Organſinn (empfindſamer), dagegen abgehärteter für den Vitalſinn der Menſch iſt, deſto glücklicher iſt er; — ich ſage glücklicher, nicht eben moraliſch-beſſer; — denn er hat das Gefühl ſeines Wohlſeins mehr in ſeiner Gewalt. Die Empfindungsfähigkeit aus Stärke (sensibilitas sthenica) kann man zarte Empfindſamkeit, die aus

Schwäche des Subjects, dem Eindringen der Sinneneinflüſſe in's Bewußtſein nicht hinreichend widerſtehen zu können, d. i. wider Willen darauf zu attendiren, zärtliche Empfindlichkeit (sensibilitas asthenica) nennen.

Fragen.

§. 20.

Welcher Organſinn iſt der undankbarſte und ſcheint auch der entbehrlichſte zu ſein? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu cultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es giebt mehr Gegenſtände des Ekels, (vornehmlich in volkreichern Oertern), als der Annehmlichkeit, die er verſchaffen kann, und der Genuß durch dieſen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend ſein, wenn er vergnügen ſoll. — Aber als negative Bedingung des Wohlſeins, um nicht ſchädliche Luft (den Ofendunſt, den Geſtank der Moräſte und Aeſer) einzuathmen, oder auch faulende Sachen zur Nahrung zu brauchen, iſt dieſer Sinn nicht unwichtig. — Eben dieſelbe Wichtigkeit hat auch der zweite Genußſinn, nämlich der Sinn des Geſchmacks, aber mit dem ihm eigenthümlichen Vorzuge, daß dieſer die Geſelligkeit im Genießen befördert, was der vorige nicht thut, überdies auch daß er ſchon bei der Pforte des Eingangs der Speiſen in den Darmkanal die Gedeihlichkeit derſelben zum voraus beurtheilt; denn dieſe iſt mit der Annehmlichkeit in dieſem Genuſſe, als einer ziemlich ſicheren Vorherſagung der letzteren, wohl verbunden, wenn Ueppigkeit und Schwelgerei den Sinn nur nicht verkünſtelt hat. Worauf der Appetit bei Kranken fällt, das pflegt ihnen auch gemeiniglich, gleich einer Arznei, gedeihlich zu ſein. — Der Geruch der Speiſen iſt gleichſam ein Vorgeſchmack, und der Hungrige wird durch den Geruch von beliebten Speiſen zum Genuſſe eingeladen, ſo wie der Satte dadurch abgewieſen wird.

Giebt es ein Vicariat der Sinne, d. i. einen Gebrauch des einen Sinnes, um die Stelle eines andern zu vertreten? Dem Tauben kann man, wenn er nur ſonſt hat hören können, durch die Gebehrdung, alſo durch die Augen deſſelben, die gewohnte Sprache ablocken; wozu auch die Beobachtung der Bewegung ſeiner Lippen gehört, ja durch das Gefühl der Betaſtung bewegter Lippen im Finſtern kann eben daſſelbe geſchehen. Iſt er aber taub geboren, ſo muß der Sinn des Sehens aus der Bewegung der Sprachorgane die Laute, die man ihm bei ſeiner Belehrung abgelockt hat, in ein Fühlen der eigenen Bewegung der Sprachmuskeln deſſelben verwandeln; wiewohl er dadurch nie zu wirklichen Begriffen kommt, weil die Zeichen, deren er dazu bedarf, keiner Allgemeinheit fähig ſind. — Der Mangel eines muſikaliſchen Gehörs, obgleich das bloß phyſiſche unverletzt iſt, da das Gehör zwar Laute aber nicht Töne vernehmen, der Menſch alſo zwar ſprechen aber nicht ſingen kann, iſt eine ſchwer zu erklärende Verkrüppelung; ſo wie es Leute giebt, die ſehr gut ſehen, aber keine Farben unterſcheiden können, und denen alle Gegenſtände wie im Kupferſtich erſcheinen.

Welcher Mangel oder Verluſt eines Sinnes iſt wichtiger, der des Gehörs oder des Geſichts? — Der erſtere iſt, wenn er angeboren wäre, unter allen am wenigſten erſetzlich; iſt er aber nur ſpäter, nachdem der Gebrauch der Augen, es ſei zu Beobachtung des Gebehrdenſpiels, oder, noch mittelbarer, durch Leſung einer Schrift ſchon cultivirt worden, erfolgt: ſo kann ein ſolcher Verluſt, vornehmlich bei einem Wohlhabenden, noch wohl nothdürftig durch's Geſicht erſetzt werden. Aber ein im Alter Taubgewordener vermißt dieſes Mittel des Umgangs gar ſehr, und, ſo wie man viele Blinde ſieht, welche geſprächig, geſellſchaftlich und an der Tafel fröhlich ſind, ſo wird man ſchwerlich einen, der ſein Gehör verloren hat, in Geſellſchaft anders als verdrießlich, mißtrauiſch und unzufrieden antreffen. Er ſieht in den Mienen der Tiſchgenoſſen allerlei Ausdrücke von Affect, oder wenigſtens Intereſſe, und zerarbeitet ſich vergeblich, ihre Bedeutung zu errathen, und iſt alſo ſelbſt mitten in der Geſellſchaft zur Einſamkeit verdammt.

§. 21.

Noch gehört zu den beiden letzteren Sinnen (die mehr ſubjectiv als objectiv ſind,) eine Empfänglichkeit für gewiſſe Objecte äußerer Sinnenempfindungen von der beſonderen Art, daß ſie bloß ſubjectiv ſind und auf die Organe des Riechens und Schmeckens durch einen Reiz wirken, der doch weder Geruch noch Geſchmack iſt, ſondern als die Einwirkung gewiſſer fixer Salze, welche die Organe zu ſpecifiſchen *Ausleerungen* reizen, gefühlt wird; daher denn dieſe Objecte nicht eigentlich genoſſen und in die Organe *innigſt* aufgenommen werden, ſondern nur ſie berühren und bald darauf weggeſchafft werden ſollen: eben dadurch aber den ganzen Tag hindurch (die Eſſenszeit und den Schlaf ausgenommen) ohne Sättigung können gebraucht werden. — Das gemeinſte Material derſelben iſt der Tabak, es ſei ihn zu ſchnupfen, oder ihn in den Mund zwiſchen der Backe und dem Gaumen zur Reizung des Speichels zu legen, oder auch ihn durch Pfeifenröhre, wie ſelbſt die ſpaniſchen Frauenzimmer in Lima durch einen angezündeten Zigarro, zu rauchen. Statt des Tabaks bedienen ſich die Malaien im letzteren Fall der Arekanuß in ein Betelblatt gewickelt (Betelareck), welches eben dieſelbe Wirkung thut. — Dieſes Gelüſten (Pica), abgeſehen von dem mediciniſchen Nutzen oder Schaden, den die Abſonderung des Flüſſigen in beiderlei Organen zur Folge haben mag, iſt, als bloße Aufreizung des Sinnengefühls überhaupt, gleichſam ein oft wiederholter Antrieb der Recollection der Aufmerkſamkeit auf ſeinen Gedankenzuſtand, der ſonſt einſchläfern, oder durch Gleichförmigkeit und Einerleiheit langweilig ſein würde; ſtatt deſſen jene Mittel ſie immer ſtoßweiſe wieder aufwecken. Dieſe Art der Unterhaltung des Menſchen mit ſich ſelbſt vertritt die Stelle einer Geſellſchaft; indem es die Leere der Zeit ſtatt des Geſpräches mit immer neu erregten Empfindungen und ſchnell vorbei gehenden, aber immer wieder erneuerten, Anreizen ausfüllt.

Vom inneren Sinn.

§. 22.

Der innere Sinn iſt nicht die reine Apperception, ein Bewußtſein deſſen, was der Menſch thut, denn dieſes gehört zum Denkungsvermögen, ſondern was er leidet, wiefern er durch ſein eignes Gedankenſpiel afficirt wird. Ihm liegt die innere Anſchauung, folglich das Verhältniß der Vorſtellungen in der Zeit (ſo wie ſie darin zugleich oder nach einander ſind) zum Grunde. Die Wahrnehmungen deſſelben und die durch ihre Verknüpfung zuſammengeſetzte (wahre oder ſcheinbare) innere Erfahrung iſt nicht bloß anthropologiſch, wo man nämlich davon abſieht, ob der Menſch eine Seele (als beſondere unkörperliche Subſtanz) habe oder nicht, ſondern pſychologiſch, wo man eine ſolche in ſich wahrzunehmen glaubt, und das Gemüth, welches als ein bloßes Vermögen zu empfinden und zu denken vorgeſtellt iſt, als beſondere, im Menſchen wohnende Subſtanz angeſehen wird. — Da giebt es alsdann nur Einen inneren Sinn; weil es nicht verſchiedene Organe ſind, durch welche der Menſch ſich innerlich empfindet, und man könnte ſagen, die Seele iſt das Organ des inneren Sinnes, von dem nun geſagt wird, daß er auch Täuſchungen unterworfen iſt, die darin beſtehen, daß der Menſch die Erſcheinungen deſſelben entweder für äußere Erſcheinungen d. i. Einbildungen für Empfindungen nimmt, oder aber gar für Eingebungen hält, von denen ein anderes Weſen, welches doch kein Gegenſtand äußerer Sinne iſt, die Urſache ſei: wo die Illuſion alsdann Schwärmerei, oder auch Geiſterſeherei und beides Betrug des inneren Sinnes iſt. In beiden Fällen iſt es Gemüthskrankheit: der Hang, das Spiel der Vorſtellungen des inneren Sinnes für Erfahrungserkenntniß anzunehmen, da er doch nur eine Dichtung iſt; oft auch ſich ſelbſt mit einer gekünſtelten Gemüthsſtimmung hinzuhalten, vielleicht weil man ſie für heilſam und über die Niedrigkeit der Sinnenvorſtellungen erhaben hält, und mit darnach geformten Anſchauungen (Träumen im Wachen) ſich zu hintergehen. — Denn gerade hält der Menſch das, was er ſich ſelbſt vorſetzlich in's Gemüth hineingetragen hat, für etwas, das ſchon vorher in demſelben gelegen hätte, und glaubt das, was er ſich ſelbſt aufdrang, in den Tiefen ſeiner Seele nur entdeckt zu haben.

So war es mit den ſchwärmeriſch-reizenden inneren Empfindungen einer Bourignon, oder den ſchwärmeriſch-ſchreckenden eines Pascal bewandt. Dieſe Verſtimmung des Gemüths kann nicht füglich durch vernünftige Vorſtellungen (denn was vermögen dieſe wider vermeinte Anſchauungen?) gehoben werden. Der Hang, in ſich ſelbſt gekehrt zu ſein, kann, ſammt den daher kommenden Täuſchungen des inneren Sinnes, nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Menſch in die äußere Welt, und hiemit in die Ordnung der Dinge, die den äußeren Sinnen vorliegen, zurückgeführt wird.

Von den Urſachen der Vermehrung oder Verminderung der Sinnenempfindungen dem Grade nach.

§. 23.

Die Sinnenempfindungen werden dem Grade nach vermehrt, 1) durch den Contraſt, 2) die Neuigkeit, 3) den Wechſel, 4) die Steigerung.

a.

Der Contraſt.

Abſtechung (Contraſt) iſt die Aufmerkſamkeit erregende Nebeneinanderſtellung einander widerwärtiger Sinnesvorſtellungen unter einem und demſelben Begriffe. Sie iſt vom Widerſpruch unterſchieden, welcher in der Verbindung einander widerſtreitender Begriffe ſteht. — Ein wohlgebautes Stück Landes in einer Sandwüſte hebt die Vorſtellung des erſteren durch den bloßen Contraſt; wie die angeblich paradiſiſchen Gegenden in der Gegend von Damaskus in Syrien. — Das Geräuſch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt, neben dem ſtillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben des Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geſchmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorſtellung und man weilet gern dabei; weil die Sinne dadurch geſtärkt werden. — — Dagegen Armuth und Hoffahrt, prächtiger Putz einer Dame, die mit Brillanten umſchimmert und deren Wäſche unſauber iſt; — oder, wie ehemals bei einem polniſchen Magnaten, verſchwenderiſch beſetzte Tafeln und dabei zahlreiche Aufwärter, aber in Baſtſchuhen, ſtehen nicht im Contraſt, ſondern im Widerſpruch, und eine Sinnenvorſtellung vernichtet oder ſchwächt die andere, weil ſie unter einem und demſelben Begriffe das Entgegengeſetzte vereinigen will, welches unmöglich iſt. — — Doch kann man auch komiſch contraſtiren und einen augenſcheinlichen Widerſpruch im Ton der Wahrheit, oder etwas offenbar Verächtliches in der Sprache der Lobpreiſung vortragen, um die Ungereimtheit noch fühlbarer zu machen, wie *Fielding* in ſeinem Jonathan Wild dem großen, oder *Blumauer* in ſeinem traveſtirten Virgil, und z. B. einen herzbeklemmenden Roman, wie Clariſſa, luſtig und mit Nutzen parodiren, und ſo die Sinne ſtärken, dadurch, daß man ſie vom Widerſtreite befreit, den falſche und ſchädliche Begriffe ihnen beigemiſcht haben.

b.

Die Neuigkeit.

Durch das *Neue*, wozu auch das Seltene und das verborgen Gehaltene gehört, wird die *Aufmerkſamkeit* belebt. Denn es iſt Erwerb; die Sinnenvorſtellung gewinnt alſo dadurch mehr Stärke. Das *Alltägige* oder *Gewohnte* löſcht ſie aus. Doch iſt darunter nicht die Entdeckung, Berührung oder öffentliche Ausſtellung eines Stücks des *Alterthums* zu verſtehen, wodurch eine Sache vergegenwärtigt wird, von der man, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, hätte vermuthen ſollen, daß die Gewalt der Zeit ſie längſt vernichtet hätte. Auf einem Stück des Gemäuers des alten Theaters der Römer (in Verona odes Nimes) zu ſitzen, einen Hausrath jenes Volks aus dem alten, nach vielen Jahrhunderten unter der Lava entdeckten, Herkulanum in Händen zu haben, eine Münze macedoniſcher Könige, oder eine Gemme von der alten Sculptur vorzeigen zu können u. dgl. weckt die Sinne des Kenners zur größten Aufmerkſamkeit. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber, wird die *Curioſität* genannt. Dieſe Neigung, ob ſie zwar nur mit

Vorſtellungen ſpielend und ſonſt ohne Intereſſe an ihrem Gegenſtande iſt, wenn ſie nur nicht auf Ausſpähung deſſen geht, was eigentlich nur Andere intereſſirt, iſt nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen Sinneneindruck betrifft, ſo macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit ſeiner Empfindungen alle Vorſtellungen der Sinne, (wenn dieſe nur ſonſt nicht krankhaft ſind) klarer und belebter als ſie gegen Abend zu ſein pflegen.

c.

Der Wechſel.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derſelben (Ermattung der Aufmerkſamkeit auf ſeinen Zuſtand), und die Sinnenempfindung wird geſchwächt. Abwechſelung friſcht ſie auf; ſo wie eine in ebendemſelben Tone, es ſei geſchrieene oder mit gemäßigter aber gleichförmiger Stimme abgeleſene, Predigt die ganze Gemeinde in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einſamkeit Unterhaltung, bald mit Geſchichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philoſophie und dann mit Mathematik, ſtärken das Gemüth. — Es iſt eben dieſelbe Lebenskraft, welche das Bewußtſein der Empfindungen rege macht; aber die verſchiedenen Organe derſelben löſen einander in ihrer Thätigkeit ab. So iſt es leichter, ſich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da eine Muskel (der Beine) mit dem anderen in der Ruhe wechſelt, als ſteif auf einer und derſelben Stelle ſtehen zu bleiben, wo einer unabgeſpannt eine Weile wirken muß. — Daher iſt das Reiſen ſo anlockend; nur Schade, daß es bei müßigen Leuten eine Leere (die Atonie), als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die Natur hat es nun zwar ſchon ſelbſt ſo geordnet, daß ſich zwiſchen angenehmen und den Sinn unterhaltenden Empfindungen der Schmerz ungerufen einſchleicht und ſo das Leben intereſſant macht. Aber abſichtlich, der Abwechſelung wegen, ihn beizumiſchen und ſich wehe zu thun, ſich aufwecken zu laſſen, um das erneuerte Einſchlafen recht zu fühlen, oder, wie in Fieldings Roman (der Findling) ein Herausgeber dieſes Buchs nach des Verfaſſers Tode noch einen letzten Theil hinzufügte, um, der Abwechſelung halber, in die Ehe (womit die Geſchichte ſchloß) noch Eiferſucht hineinzubringen, iſt abgeſchmackt; denn die Verſchlimmerung eines Zuſtandes iſt nicht Vermehrung des Intereſſe, welches die Sinne daran nehmen; ſelbſt nicht in einem Trauerſpiel. Denn Beendigung iſt nicht Abwechſelung.

d.

Die Steigerung bis zur Vollendung.

Eine continuirliche Reihe dem Grade nach verſchiedener auf einander folgender Sinnesvorſtellungen hat, wenn die folgende immer ſtärker iſt als die vorhergehende, ein Aeußerſtes der Anſpannung (intensio), dem ſich zu nähern erweckend, es zu überſchreiten wiederum abſpannend iſt (remissio). In dem Punkte aber, der beide Zuſtände trennt, liegt Vollendung (maximum) der Empfindung, welche Unempfindlichkeit, mithin Lebloſigkeit, zur Folge hat.

Will man das Sinnenvermögen lebendig erhalten, ſo muß man nicht von den ſtarken Empfindungen anfangen (denn die machen uns gegen die folgenden unempfindlich), ſondern ſie ſich lieber anfänglich verſagen und ſich kärglich zumeſſen, um immer höher ſteigen zu können. Der Kanzelredner fängt in der Einleitung mit einer kalten Belehrung des Verſtandes an, die zu Beherzigung eines Pflichtbegriffs hinweiſet, bringt hernach in die Zergliederung ſeines Textes ein moraliſches Intereſſe hinein, und endigt in der Application mit Bewegung aller Triebfedern der menſchlichen Seele, durch die Empfindungen, welche jenem Intereſſe Nachdruck geben können.

Junger Mann! verſage dir die Befriedigung (der Luſtbarkeit, der Schwelgerei, der Liebe u. dergl.), wenn auch nicht in der ſtoiſchen Abſicht, ihrer gar entbehren zu wollen, ſondern in der feinen epicuriſchen, um einen immer noch wachſenden Genuß im Proſpect zu haben. Dieſes Kargen mit der Baarſchaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufſchub des Genuſſes wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauch derſelben am Ende des Lebens großentheils entſagt haben ſollteſt. Das Bewußtſein, den Genuß in deiner Gewalt zu haben, iſt, wie alles Idealiſche, fruchtbarer und weiter umfaſſend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daß es hiemit zugleich verzehrt wird, und ſo von der Maſſe des Ganzen abgeht.

Von der Hemmung, Schwächung und dem gänzlichen Verluſt des Sinnenvermögens.

§. 24.

Das Sinnenvermögen kann geſchwächt, gehemmt, oder gänzlich aufgehoben werden. Daher die Zuſtände der Trunkenheit, des Schlafs, der Ohnmacht, des Scheintodes (Aſphyxie) und des wirklichen Todes.

Die Trunkenheit iſt der widernatürliche Zuſtand des Unvermögens, ſeine Sinnenvorſtellungen nach Erfahrungsgeſetzen zu ordnen, ſo fern er die Wirkung eines übermäßig genommenen Genießmittels iſt.

Der Schlaf iſt, der Worterklärung nach, ein Zuſtand des Unvermögens eines geſunden Menſchen, ſich der Vorſtellungen durch äußere Sinne bewußt werden zu können. Hiezu die Sacherklärung zu finden, bleibt den Phyſiologen überlaſſen, welche dieſe Abſpannung, die doch zugleich eine Sammlung der Kräfte zu erneuerter äußeren Sinnenempfindung iſt, (wodurch ſich der Menſch gleich als neugeboren in der Welt ſieht, und womit wohl ein Dritttheil unſerer Lebenszeit unbewußt und unbedauert dahin geht) — wenn ſie können, erklären mögen.

Der widernatürliche Zuſtand einer Betäubung der Sinnenwerkzeuge, welche einen geringeren Grad der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt als im natürlichen zur Folge hat, iſt ein Analogon der Trunkenheit, daher der aus einem feſten Schlaf ſchnell Aufgeweckte ſchlaftrunken genannt wird. — Er hat noch nicht ſeine völlige Beſinnung. — Aber auch im Wachen kann eine plötzlich Jemanden anwandelnde Verlegenheit, ſich zu beſinnen, was man in einem unvorhergeſehenen Falle zu thun habe, als Hemmung des ordentlichen und gewöhnlichen Gebrauchs ſeines Reflexionsvermögens, einen Stillſtand im Spiel der Sinnenvorſtellungen hervorbringen, bei dem man ſagt: er iſt aus der Faſſung gebracht, außer ſich, (vor Freude oder Schreck) perplex, verdutzt, verblüfft, hat den Tramontano *) verloren u. drgl. und dieſer Zuſtand iſt, wie ein augenblicklich anwandelnder Schlaf, der eines Sammelns ſeiner Sinnenempfindungen bedarf, anzuſehen. Im heftigen plötzlich erregten Affect (des Schrecks, des Zorns, auch wohl der Freude) iſt der Menſch, wie man ſagt, außer ſich, (in einer Ekſtaſis, wenn man ſich in einer Anſchauung, die nicht die der Sinne iſt, begriffen zu ſein glaubt) ſeiner ſelbſt nicht mächtig und für den Gebrauch äußerer Sinne einige Augenblicke gleichſam gelähmt.

§. 25.

Die Ohnmacht, welche auf einen Schwindel (einen ſchnell im Kreiſe wiederkehrenden und die Faſſungskraft überſteigenden Wechſel vieler ungleichartigen Empfindungen) zu folgen pflegt, iſt ein Vorſpiel von dem Tod. Die gänzliche Hemmung dieſer insgeſammt iſt Aſphyxie, oder der Scheintod, welcher, ſo viel man äußerlich wahrnehmen kann, nur durch den Er-

---

*) Tramontano oder Tramontana heißt der Nordſtern: und perdre la tramontana, den Nordſtern (als Leitſtern der Seefahrer) verlieren, heißt aus der Faſſung kommen, ſich nicht zu finden wiſſen.

folg von dem wahren zu unterſcheiden iſt (wie bei Ertrunkenen, Gehenkten, im Dampf Erſtickten).

Das Sterben kann kein Menſch an ſich ſelbſt erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), ſondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es ſchmerzhaft ſei, iſt aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr ſcheint es eine bloß mechaniſche Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine ſanfte Empfindung des allmäligen Freiwerdens von allem Schmerz zu ſein. — Die allen Menſchen, ſelbſt den Unglücklichſten oder auch dem Weiſeſten, natürliche Furcht vor dem Tode iſt alſo nicht ein Grauen vor dem Sterben, ſondern, wie Montaigne richtig ſagt, vor dem Gedanken geſtorben (d. i. todt) zu ſein, den alſo der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er ſelbſt iſt, doch als ſich ſelbſt im düſtern Grabe, oder irgend ſonſt wo denkt. — Die Täuſchung iſt hier nicht zu heben; denn ſie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von ſich ſelbſt. Der Gedanke ich bin nicht, kann gar nicht exiſtiren; denn bin ich nicht, ſo kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin. Ich kann wohl ſagen, ich bin nicht geſund u. drgl. Prädicata von mir ſelbſt verneinend denken (wie es bei allen verbis geſchieht): aber in der erſten Perſon ſprechend das Subject ſelbſt verneinen, wobei alsdann dieſes ſich ſelbſt vernichtet, iſt ein Widerſpruch.

Von der Einbildungskraft.

§. 26.

Die Einbildungskraft (facultas imaginandi), als ein Vermögen der Anſchauungen auch ohne Gegenwart des Gegenſtandes, iſt entweder productiv, d. i. ein Vermögen der urſprünglichen Darſtellung des letzteren (exhibitio originaria), welche alſo vor der Erfahrung hervorgeht; oder reproductiv, der abgeleiteten (exhibitio derivativa), welche eine vorher gehabte empiriſche Anſchauung in's Gemüth zurückbringt. — Reine Raumes- und Zeitanſchauungen gehören zur erſtern Darſtellung; alle übrige ſetzen empiriſche Anſchauung voraus, welche, wenn ſie mit dem Begriffe vom Gegenſtande verbunden und alſo empiriſches Erkenntniß wird, Erfahrung heißt. — Die Einbildungskraft, ſo fern ſie auch unwillkürlich Einbildungen hervorbringt, heißt Phantaſie. Der, welcher dieſe für (innere oder äußere) Erfahrungen zu halten gewohnt iſt, iſt ein Phantaſt. — Im Schlaf (einem Zuſtande der Geſundheit) ein unwillkürliches Spiel ſeiner Einbildungen zu ſein, heißt träumen.

Die Einbildungskraft iſt (mit andern Worten) entweder dichtend (productiv), oder bloß zurückrufend (reproductiv). Die productive aber iſt dennoch darum eben nicht ſchöpferiſch, nämlich nicht vermögend, eine Sinnenvorſtellung, die vorher unſerem Sinnesvermögen nie gegeben war, hervorzubringen, ſondern man kann den Stoff zu derſelben immer nachweiſen. Dem, der unter den ſieben Farben die rothe nie geſehen hätte, kann man dieſe Empfindung nie faßlich machen, dem Blindgebornen aber gar keine; ſelbſt nicht die Mittelfarbe, die aus der Vermiſchung zweier hervorgebracht wird; z. B. die grüne. Gelb und blau mit einander gemiſcht, geben grün; aber die Einbildungskraft würde nicht die mindeſte Vorſtellung von dieſer Farbe, ohne ſie vermiſcht geſehen zu haben, hervorbringen.

Eben ſo iſt es mit jedem beſonderen aller fünf Sinne bewandt, daß nämlich die Empfindungen aus denſelben in ihrer Zuſammenſetzung nicht durch die Einbildungskraft können gemacht, ſondern urſprünglich dem Sinnesvermögen abgelockt werden müſſen. Es hat Leute gegeben, die für die Lichtvorſtellung keinen größeren Vorrath in ihrem Sehevermögen hatten, als weiß oder ſchwarz, und für die, ob ſie gleich gut ſehen konnten, die ſichtbare Welt nur wie ein Kupferſtich erſchien. Eben ſo giebt es mehr Leute, als man wohl glaubt, die von gutem, ja ſogar äußerſt feinem, aber ſchlechterdings nicht muſikaliſchem Gehör ſind, deren Sinn für Töne, nicht bloß um ſie nachzumachen (zu ſingen), ſondern auch nur vom bloßen Schall zu unterſcheiden, ganz unempfänglich iſt. — Eben ſo mag es mit den Vorſtellungen des Geſchmacks und Geruchs bewandt ſein, daß nämlich für manche ſpecifiſche Empfindungen dieſer Stoffe des Genuſſes der Sinn mangelt, und Einer den Andern hierüber zu verſtehen glaubt, indeſſen daß die Empfindungen des Einen von denen des Anderen nicht bloß dem Grade nach, ſondern ſpecifiſch ganz und gar unterſchieden ſein mögen. — Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Naſe für Geruch halten, und daher aus allen Beſchreibungen, die man ihnen von dieſer Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch ſehr am Geſchmack, den, wo er nicht iſt, zu lehren und beizubringen vergebliche Arbeit iſt. Der Hunger aber und die Befriedigung deſſelben (die Sättigung) iſt ganz was Anderes als der Geſchmack.

Wenn alſo gleich die Einbildungskraft eine noch ſo große Künſtlerinn, ja Zauberinn iſt, ſo iſt ſie doch nicht ſchöpferiſch, ſondern muß den Stoff zu ihren Bildungen von den Sinnen hernehmen. Dieſe aber ſind, nach den eben gemachten Erinnerungen, nicht ſo allgemein mittheilbar, als die Verſtandesbegriffe. Man nennt aber (wiewohl nur uneigentlich) auch die Empfänglichkeit für Vorſtellungen der Einbildungskraft in der Mittheilung bisweilen einen Sinn und ſagt: Dieſer Menſch hat hiefür keinen Sinn, ob es zwar eine Unfähigkeit nicht des Sinnes, ſondern zum Theil des Verſtandes iſt, mitgetheilte Vorſtellungen aufzufaſſen und im Denken zu vereinigen. Er denkt ſelbſt nichts bei dem, was er ſpricht, und Andere verſtehen ihn daher auch nicht; er ſpricht Unſinn (non-sens); welcher Fehler noch von dem Sinnleeren unterſchieden iſt, wo Gedanken ſo zuſammen gepaart werden, daß ein Anderer nicht weiß, was er daraus machen ſoll. — Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) ſo häufig für Gedanken gebraucht, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als die des Denkens iſt, bezeichnen ſoll; daß man von einem Ausſpruche ſagt, es liege in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn, (daher das Wort Sinnſpruch,) und daß man den geſunden Menſchenverſtand auch Gemeinſinn nennt, und ihn, obzwar dieſer Ausdruck eigentlich nur die niedrigſte Stufe vom Erkenntnißvermögen bezeichnet, doch obenan ſetzt, gründet ſich darauf: daß die Einbildungskraft, welche dem Verſtande Stoff unterlegt, um den Begriffen deſſelben Inhalt (zum Erkenntniſſe) zu verſchaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anſchauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verſchaffen ſcheint.

§. 27.

Die Einbildungskraft *) zu erregen oder zu beſänftigen giebt es ein körperliches Mittel in dem Ge-

---

*) Ich übergehe hier, was nicht Mittel zu einer Abſicht, ſondern natürliche Folge aus der Lage iſt, darein Jemand geſetzt wird, und wodurch bloß ſeine Einbildungskraft ihn außer Faſſung bringt. Dahin gehört der Schwindel beim Herabſehen vom Rande einer ſteilen Höhe, (allenfalls auch nur einer ſchmalen Brücke ohne Geländer) und die Seekrankheit. — Das Bret, worauf der ſich ſchwach fühlende Menſch tritt, würde, wenn es auf der Erde läge, ihm keine Furcht einjagen; wenn es aber, als ein Steg, über einen tiefen Abgrund gelegt iſt, vermag der Gedanke von der bloßen Möglichkeit fehl zu treten ſo viel, daß er bei ſeinem Verſuche wirklich in Gefahr kommt. — Die Seekrankheit (von welcher ich ſelbſt in einer Fahrt von Pillau nach Königsberg eine Erfahrung gemacht habe, wenn man anders dieſelbe eine Seefahrt nennen will), mit ihrer Anwandlung zum Erbrechen, kam, wie ich bemerkt zu haben glaube, mir bloß durch die Augen; da, beim Schwanken des Schiffs aus der Cajüte geſehen, mir bald das Haff, bald die Höhe von Balga in die Augen fiel und das wiederkommende Sinken, nach dem Steigen, vermittelſt der Einbildungskraft durch die Bauchmuskeln eine antiperiſtaltiſche Bewegung der Eingeweide reizte.

nuſſe berauſchender Genießmittel; deren einige als Gifte die Lebenskraft ſchwächend (gewiſſe Schwämme, Porſch, wilder Bärenklau, das Chika der Peruaner und das Ava der Südſeeindianer, das Opium); andere ſie ſtärkend, wenigſtens ihr Gefühl erhebend (wie gegohrne Getränke, Wein und Bier, oder dieſer ihr geiſtiger Auszug, Branntwein), alle aber widernatürlich und gekünſtelt ſind. Der, welcher ſie in ſolchem Uebermaße zu ſich nimmt, daß er die Sinnenvorſtellungen nach Erfahrungsgeſetzen zu ordnen auf eine Zeit lang unvermögend wird, heißt trunken, oder berauſcht; und ſich willkürlich oder abſichtlich in dieſen Zuſtand verſetzen, heißt ſich berauſchen. Alle dieſe Mittel aber ſollen dazu dienen, den Menſchen die Laſt, die urſprünglich im Leben überhaupt zu liegen ſcheint, vergeſſen zu machen. — Die ſehr ausgebreitete Neigung und der Einfluß deſſelben auf den Verſtandesgebrauch verdient vorzüglich in einer pragmatiſchen Anthropologie in Betrachtung gezogen zu werden.

Alle ſtumme Berauſchung, d. i. diejenige, welche die Geſelligkeit und wechſelſeitige Gedankenmittheilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an ſich; dergleichen die vom Opium und dem Branntwein iſt. Wein und Bier, wovon der erſtere bloß reizend, das zweite mehr nährend und, gleich einer Speiſe, ſättigend iſt, dienen zur geſelligen Berauſchung; wobei doch der Unterſchied iſt, daß die Trinkgelage mit dem letzteren mehr träumeriſch verſchloſſen, oft auch ungeſchliffen, die aber mit dem erſteren fröhlich, laut und mit Witz redſelig ſind.

Die Unenthaltſamkeit im geſellſchaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, iſt allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Anſehung der Geſellſchaft, mit der man ſich unterhält, ſondern auch in Abſicht auf die Selbſtſchätzung, wenn er aus ihr taumelnd, wenigſtens nicht ſicheren Tritts, oder bloß lallend herausgeht. Aber es läßt ſich auch Vieles zur Milderung des Urtheils über ein ſolches Verſehen, da die Gränzlinie des Selbſtbeſitzes ſo leicht überſehen und überſchritten werden kann, anführen; denn der Wirth will doch, daß der Gaſt durch dieſen Act der Geſelligkeit völlig befriedigt (ut conviva satur) herausgehe.

Die Sorgenfreiheit und mit ihr auch wohl die Unbehutſamkeit, welche der Rauſch bewirkt, iſt ein täuſchendes Gefühl vermehrter Lebenskraft; der Berauſchte fühlt nun nicht die Hinderniſſe des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unabläſſig zu thun hat (worin auch die Geſundheit beſteht), und iſt glücklich in ſeiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm beſtrebt iſt, durch allmälige Steigerung ſeiner Kräfte ſein Leben ſtufenweiſe wieder herzuſtellen. — Weiber, Geiſtliche und Juden betrinken gewöhnlich ſich nicht, wenigſtens vermeiden ſie ſorgfältig allen Schein davon, weil ſie bürgerlich ſchwach ſind und Zurückhaltung nöthig haben (wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird). Denn ihr äußerer Werth beruht bloß auf dem Glauben Anderer an ihre Keuſchheit, Frömmigkeit und ſeparatiſtiſche Geſetzlichkeit. Denn was das Letztere betrifft, ſo ſind alle Separatiſten, d. i. ſolche, die ſich nicht bloß einem öffentlichen Landesgeſetz, ſondern noch einem beſonderen (ſectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserleſene, der Aufmerkſamkeit des Gemeinweſens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgeſetzt; können alſo auch in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt nicht nachlaſſen, weil der Rauſch, der dieſe Behutſamkeit wegnimmt, für ſie ein Skandal iſt.

Vom Cato ſagt ſein ſtoiſcher Verehrer: ſeine Tugend ſtärkte ſich durch Wein (virtus ejus incaluit mero), und von den alten Deutſchen ein neuerere „Sie faßten ihre Rathſchläge (zu Beſchließung eines Krieges) beim Trunk, damit ſie nicht ohne Nachdruck wären, und überlegten ſie nüchtern, damit ſie nicht ohne Verſtand wären.“

Der Trunk löſt die Zunge (in vino disertus). — Er öffnet aber auch das Herz und iſt ein materiales Vehikel einer moraliſchen Eigenſchaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit ſeinen Gedanken iſt für ein lauteres Herz ein beklemmender Zuſtand, und luſtige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß Jemand bei einem Gelage ſehr mäßig ſei; weil er einen Aufmerker vorſtellt, der auf die Fehler der Anderen Acht hat, mit ſeinen eigenen aber zurückhält. Auch ſagt Hume: „unangenehm iſt der Geſellſchafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müſſen vergeſſen werden, um denen des anderen Platz zu machen.“ Gutmüthigkeit wird bei dieſer Erlaubniß, die der Mann hat, der geſelligen Freude wegen über die Grenzlinie der Nüchternheit ein wenig und auf kurze Zeit hinauszugehen, vorausgeſetzt; die vor einem halben Jahrhundert im Schwang geweſene Politik, als nordiſche Höfe Geſandte abſchickten, die viel trinken konnten ohne ſich zu betrinken, andere aber betrunken machten, um ſie auszuforſchen oder zu bereden, war hinterliſtig; iſt aber mit der Rohigkeit der Sitten damaliger Zeit verſchwunden, und eine Epiſtel der Warnung wider dieſes Laſter möchte wohl in Anſehung der geſitteten Stände jetzt überflüſſig ſein.

Ob man beim Trinken auch wohl das Temperament des Menſchen, der ſich betrinkt, oder ſeinen Charakter erforſchen könne? Ich glaube nicht. Es iſt ein neues Flüſſige ſeinen in den Adern umlaufenden Säften beigemiſcht, und ein anderer Reiz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, ſondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der ſich betrinkt, verliebt, der Andere großſprecheriſch, der Dritte zänkiſch werden, der Vierte (vornehmlich beim Bier) ſich weichmüthig oder andächtig oder gar ſtumm zeigen; Alle aber werden, wenn ſie den Rauſch ausgeſchlafen haben, und man ſie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über dieſe wunderliche Stimmung oder Verſtimmung ihrer Sinne ſelber lachen.

§. 28.

Die Originalität (nicht nachgeahmte Production) der Einbildungskraft, wenn ſie zu Begriffen zuſammenſtimmt, heißt Genie; ſtimmt ſie dazu nicht zuſammen, Schwärmerei. — Es iſt merkwürdig, daß wir uns für ein vernünftiges Weſen keine andere ſchickliche Geſtalt, als die eines Menſchen denken können. Jede andere würde allenfalls wohl ein Symbol von einer gewiſſen Eigenſchaft des Menſchen — z. B. die Schlange als Bild der boshaften Schlauigkeit — aber nicht das vernünftige Weſen ſelbſt vorſtellig machen. So bevölkern wir alle andere Weltkörper in unſerer Einbildung mit lauter Menſchengeſtalten, obzwar es wahrſcheinlich iſt, daß ſie, nach Verſchiedenheit des Bodens, der ſie trägt und ernährt, und der Elemente, daraus ſie beſtehen, ſehr verſchieden geſtaltet ſein mögen. Alle andere Geſtalten, die wir ihnen geben möchten, ſind Fratzen. *)

Wenn der Mangel eines Sinnes (z. B. des Sehens) angeboren iſt: ſo cultivirt der Verkrüppelte nach Möglichkeit einen andern Sinn, der das Vicariat für jenen führe, und übt die productive Einbildungskraft in großer Maße; indem er die Formen äußerer Körper durch betaſten, und, wo dieſes, wegen der Größe (z. B. eines Hauſes) nicht zureicht, die Geräumigkeit noch durch einen andern Sinn, etwa den des Gehörs, nämlich durch den Widerhall der Stimme in einem Zimmer ſich faßlich zu machen ſucht; am Ende aber, wenn eine glückliche Operation das Organ für die Empfindung frei macht, muß er allererſt ſehen und hören lernen, d. i. ſeine Wahrnehmungen unter Begriffe von dieſer Art Gegenſtände zu bringen ſuchen.

Begriffe von Gegenſtänden veranlaſſen oft, ihnen ein ſelbſtgeſchaffenes Bild (durch productive Einbildungs-

---

*) Daher die heilige Drei, ein alter Mann, ein junger Mann und ein Vogel (die Taube), nicht als wirkliche ihrem Gegenſtande ähnliche Geſtalten, ſondern nur als Symbole vorgeſtellt werden müſſen. Eben das bedeuten die bildlichen Ausdrücke des Herabkommens vom Himmel und Aufſteigens zu demſelben. Wir können, um unſeren Begriffen von vernünftigen Weſen Anſchauung unterzulegen, nicht anders verfahren, als ſie zu anthropomorphoſiren; unglücklich aber oder kindiſch, wenn dabei die ſymboliſche Vorſtellung zum Begriffe der Sache an ſich ſelbſt erhoben wird.

kraft) unwillkürlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talente, Verdienſte, oder Range nach großen Mannes lieſt, oder ſich erzählen läßt, ſo wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine anſehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beſchreibung nach feinen und ſanften im Charakter, eine kleinlich-geſchmeidige Bildung. Nicht bloß der Bauer, ſondern auch wohl ein genugſam mit der Welt Bekannter, findet ſich doch befremdet, wenn ihm der Held, den er ſich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der feine und ſanfte Hume ihm als ein vierſchrötiger Mann vorgewieſen wird. — Daher muß man auch die Erwartung von etwas nicht hoch ſpannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweiſe bis zum Aeußerſten zu ſteigern geneigt iſt; denn die Wirklichkeit iſt immer beſchränkter als die Idee, die ihrer Ausführung zum Muſter dient. —

Es iſt nicht rathſam, von einer Perſon, die man zuerſt in eine Geſellſchaft einführen will, vorher viel Hochpreiſens zu machen; vielmehr kann es oft ein boshaftes Stückchen von einem Schalk ſein, jene lächerlich zu machen. Denn die Einbildungskraft ſteigert die Vorſtellung von dem, was erwartet wird, ſo hoch, daß die genannte Perſon, in Vergleichung mit der vorgefaßten Idee, nicht anders als einbüßen kann. Eben das geſchieht, wenn man eine Schrift, ein Schauſpiel, oder ſonſt etwas, was zur ſchönen Manier gehört, mit übertriebener Lobpreiſung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darſtellung kommt, nicht anders als ſinken. Selbſt ein gutes Schauſpiel nur geleſen zu haben, ſchwächt ſchon den Eindruck, wenn man es aufführen ſtehe. — Iſt nun aber das vorher Geprieſene gar das gerade Widerſpiel von dem, worauf die Erwartung geſpannt war, ſo erregt der aufgeführte Gegenſtand, wenn er ſonſt unſchädlich iſt, das größte Gelächter.

Wandelbare, in Bewegung geſetzte Geſtalten, die für ſich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerkſamkeit erregen könnte, — dergleichen das Flackern eines Kaminfeuers, oder die mancherlei Drehungen und Blaſenbewegungen eines über Steine rieſelnden Bachs ſind, unterhalten die Einbildungskraft mit einer Menge von Vorſtellungen ganz anderer Art (als die hier des Sehens), im Gemüth zu ſpielen und ſich im Nachdenken zu vertiefen. Selbſt Muſik, für den, der ſie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philoſophen in eine Stimmung ſetzen, darin ein jeder nach ſeinen Geſchäften oder ſeiner Liebhaberei Gedanken haſchen und derſelben auch mächtig werden kann, die er, wenn er in ſeinem Zimmer einſam ſich hingeſetzt hätte, nicht ſo glücklich würde aufgefangen haben. Die Urſache dieſes Phänomens ſcheint darin zu liegen: daß, wenn der Sinn durch ein Mannichfaltiges, was für ſich gar keine Aufmerkſamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgend einen andern, ſtärker in den Sinn fallenden, Gegenſtand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, ſondern auch belebt wird, ſo fern es nämlich einer angeſtrengteren und anhaltendern Einbildungskraft bedarf, um ſeinen Verſtandesvorſtellungen Stoff unterzulegen. — Der Engl. Zuſchauer erzählt von einem Advocaten: daß er gewohnt war beim Plaidiren einen Bindfaden aus der Taſche zu nehmen, den er unaufhörlich um den Finger auf- und abwickelte; da denn, als der Schalk, ſein Gegenadvocat, ihn heimlich aus der Taſche practizirte, jener ganz in Verlegenheit kam und lauter Unſinn redete, weswegen man ſagte: „er habe den Faden ſeiner Rede verloren.“ — Der Sinn, der an einer Empfindung feſt gehalten wird, läßt (der Angewöhnung wegen) auf keine andere, fremde Empfindungen Acht geben, wird alſo dadurch nicht zerſtreut; die Einbildungskraft aber kann ſich hiebei deſto beſſer im regelmäßigen Gange erhalten.

Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen nach ſeinen verſchiedenen Arten.

§. 29.

Es giebt drei verſchiedene Arten des ſinnlichen Dichtungsvermögens. Dieſe ſind das *bildende* der Anſchauung im Raum (imaginatio plastica), das *beigeſellende* der Anſchauung in der Zeit (imaginatio associans), und das der *Verwandtſchaft* aus der gemeinſchaftlichen Abſtammung der Vorſtellungen von einander (affinitas).

A.

Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen der Bildung.

Ehe der Künſtler eine körperliche Geſtalt (gleichſam handgreiflich) darſtellen kann, muß er ſie in der Einbildungskraft verfertigt haben, und dieſe Geſtalt iſt alsdann eine Dichtung, welche, wenn ſie unwillkürlich iſt (wie etwa im Traume), *Phantaſie* heißt, und nicht dem Künſtler angehört; wenn ſie aber durch Willkür regiert wird, Composition, Erfindung genannt wird. Arbeitet nun der Künſtler nach Bildern, die den Werken der Natur ähnlich ſind, ſo heißen ſeine Produkte natürlich; verfertigt er aber nach Bildern, die nicht in der Erfahrung vorkommen können, ſo geſtaltete Gegenſtände, (wie der Prinz Palagonia in Sicilien) ſo heißen ſie abenteuerlich, unnatürlich, Fratzengeſtalten, und ſolche Einfälle ſind gleichſam Traumbilder eines Wachenden (velut aegri somnia vanae finguntur species). — Wir ſpielen oft und gern mit der Einbildungskraft; aber die Einbildungskraft, (als Phantaſie) ſpielt eben ſo oft und bisweilen ſehr ungelegen auch mit uns.

Das Spiel der Phantaſie mit dem Menſchen im Schlafe iſt der Traum, und findet auch im geſunden Zuſtande Statt; dagegen es einen krankhaften Zuſtand verräth, wenn es in Wachen geſchieht. — Der Schlaf, als Abſpannung alles Vermögens äußerer Wahrnehmungen und vornehmlich willkürlicher Bewegungen, ſcheint allen Thieren, ja ſelbſt den Pflanzen (nach der Analogie der letzteren mit den erſteren) zur Sammlung der im Wachen aufgewandten Kräfte nothwendig; aber eben das ſcheint auch der Fall mit den Träumen zu ſein, ſo, daß die Lebenskraft, wenn ſie im Schlafe nicht durch Träume immer rege erhalten würde, erlöſchen und der tiefſte Schlaf zugleich den Tod mit ſich führen müßte. — Wenn man ſagt: einen feſten Schlaf, ohne Träume, gehabt zu haben, ſo iſt das doch wohl nichts mehr, als daß man ſich dieſer beim Erwachen gar nicht erinnere; welches, wenn die Einbildungen ſchnell wechſeln, Einem wohl auch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zuſtande einer Zerſtreuung zu ſein, wo man auf die Frage, was der mit ſtarrem Blicke eine Weile auf denſelben

Punkt geheftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. Würde es nicht beim Erwachen viele Lücken (aus Unaufmerkſamkeit übergangene verknüpfende Zwiſchenvorſtellungen) in unſerer Erinnerung geben; würden wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfangen, wo wir es in der vorigen gelaſſen haben: ſo weiß ich nicht, ob wir nicht uns in zwei verſchiedenen Welten zu leben wähnen würden. — Das Träumen iſt eine weiſe Veranſtaltung der Natur, zur Erregung der Lebenskraft durch Affecten, die ſich auf unwillkürlich gedichtete Begebenheiten beziehen, indeſſen daß die auf der Willkür beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln ſuspendirt ſind. — Nur muß man die Traumgeſchichten nicht für Offenbarungen aus einer unſichtbaren Welt annehmen.

B.

Von dem ſinnlichen Dichtungsvermögen der Beigeſellung.

Das Geſetz der Aſſociation iſt: empiriſche Vorſtellungen, die nach einander oft folgten, bewirken eine Angewohnheit im Gemüth, wenn die eine erzeugt wird, die andere auch entſtehen zu laſſen. — Eine phyſiologiſche Erklärung hievon zu fordern, iſt vergeblich; man mag ſich auch hiezu was immer für einer Hypotheſe bedienen (die ſelbſt wiederum eine Dichtung iſt), wie der des Carteſius, von ſeinen ſogenannten materiellen Ideen im Gehirn. Wenigſtens iſt keine dergleichen Erklärung pragmatiſch, d. i. man kann ſie zu keiner Kunſtausübung brauchen; weil wir keine Kenntniß vom Gehirn und den Plätzen in demſelben haben, worin die Spuren der Eindrücke aus Vorſtellungen ſympathetiſch mit einander in Einklang kommen möchten, indem ſie ſich einander (wenigſtens mittelbar) gleichſam berühren.

Dieſe Nachbarſchaft geht öfters ſehr weit, und die Einbildungskraft geht vom Hundertſten auf's Tauſendſte oft ſo ſchnell, daß es ſcheint, man habe gewiſſe Zwiſchenglieder in der Kette der Vorſtellungen gar überſprungen, obgleich man ſich ihrer nur nicht bewußt geworden iſt, ſo daß man ſich ſelbſt öfters fragen muß: wo war ich? von wo war ich in meinem Geſpräch ausgegangen, und wie bin ich zu dieſem Endpunkte gelangt*)?

C.

Das ſinnliche Dichtungsvermögen der Verwandtſchaft.

Ich verſtehe unter der Verwandtſchaft die Vereinigung aus der Abſtammung des Mannichfaltigen von einem Grunde. — In einer geſellſchaftlichen Unterhaltung iſt das Abſpringen von einer Materie auf eine ganz ungleichartige, wozu die empiriſche Aſſociation der Vorſtellungen, deren Grund bloß ſubjectiv iſt (d. i. bei dem Einen ſind die Vorſtellungen anders aſſociirt, als bei dem Anderen) — wozu, ſage ich, dieſe Aſſociation verleitet, eine Art Unſinn der Form nach, welcher alle Unterhaltung unterbricht und zerſtört. — Nur wenn eine Materie erſchöpft worden, und eine kleine Pauſe eintritt, kann Jemand eine andere, die intereſſant iſt, auf die Bahn bringen. Die regellos herumſchweifende Einbildungskraft verwirrt, durch den Wechſel der Vorſtellungen, die an nichts objectiv angeknüpft ſind, den Kopf ſo, daß dem, der aus einer Geſellſchaft dieſer Art gekommen iſt, zu Muthe wird, als ob er geträumt hätte. — Es muß immer ein Thema ſein, ſowohl beim ſtillen Denken als in Mittheilung der Gedanken, an welches das Mannichfaltige angereihet wird, mithin auch der Verſtand dabei wirkſam ſein; aber das Spiel der Einbildungskraft folgt hier doch den Geſetzen der Sinnlichkeit, welche den Stoff dazu hergiebt, deſſen Aſſociation, ohne Bewußtſein der Regel, doch derſelben und hiemit dem Verſtande gemäß, obgleich nicht als aus dem Verſtande abgeleitet, verrichtet wird.

---

*) Daher muß der, welcher eine geſellſchaftliche Unterhaltung beginnt, von dem, was ihm nahe und gegenwärtig iſt, anfangen, und ſo allmälig auf das Entferntere, ſo wie es intereſſiren kann, hinleiten. Das böſe Wetter iſt für den, der von der Straße in eine zur wechſelſeitigen Unterhaltung verſammelte Geſellſchaft tritt, hiezu ein guter und gewöhnlicher Behelf. Denn etwa von den Nachrichten aus der Türkei, die eben in den Zeitungen ſtehen, wenn man in's Zimmer tritt, anzufangen, thut der Einbildungskraft Anderer Gewalt an, die nicht ſehen, was ihn darauf gebracht habe. Das Gemüth verlangt zu aller Mittheilung der Gedanken eine gewiſſe Ordnung, wobei es auf die einleitenden Vorſtellungen und den Anfang eben ſowohl in der Unterhaltung, wie in einer Predigt, ſehr ankommt.

Das Wort Verwandtſchaft (affinitas) erinnert hier an eine aus der Chemie genommene, jener Verſtandesverbindung analogiſche, Wechſelwirkung zweier ſpecifiſch verſchiedenen, körperlichen, innigſt auf einander wirkenden und zur Einheit ſtrebenden Stoffe, wo dieſe Vereinigung etwas Drittes bewirkt, was Eigenſchaften hat, die nur durch die Vereinigung zweier heterogenen Stoffe erzeugt werden können. Verſtand und

Sinnlichkeit verſchwiſtern ſich, bei ihrer Ungleichartigkeit, doch ſo von ſelbſt zu Bewirkung unſerer Erkenntniß, als wenn eine von der anderen, oder beide von einem gemeinſchaftlichen Stamme ihren Urſprung hätten; welches doch nicht ſein kann, wenigſtens für uns unbegreiflich iſt, wie das Ungleichartige aus einer und derſelben Wurzel entſproſſen ſein könne. *)

§. 30.

Die Einbildungskraft iſt indeſſen nicht ſo ſchöpferiſch, als man wohl vorgiebt. Wir können uns für ein ver-

---

*) Man könnte die zwei erſten Arten der Zuſammenſetzung der Vorſtellungen die *mathematiſche* (der Vergrößerung), die dritte aber die *dynamiſche* (der Erzeugung) nennen; wodurch ein ganz neues Ding (wie etwa das Mittelſalz in der Chemie) hervorkommt. Das Spiel der Kräfte, in der lebloſen Natur ſowohl als der lebenden, in der Seele eben ſowohl als dem Körper, beruht auf Zerſetzungen und Vereinigungen des Ungleichartigen. Wir gelangen zwar zur Erkenntniß derſelben durch Erfahrung ihrer Wirkungen; die oberſte Urſache aber und die einfachen Beſtandtheile, darin ihr Stoff aufgelöſt werden kann, ſind für uns unerreichbar. — — Was mag wohl die Urſache davon ſein, daß alle organiſche Weſen, die wir kennen, ihre Art nur durch die Vereinigung zweier Geſchlechter (die man dann das männliche und weibliche nennt) fortpflanzen? Man kann doch nicht annehmen, daß der Schöpfer, bloß der Sonderbarkeit halber, und nur um auf unſerem Erdglob eine Einrichtung, die ihm ſo gefiele, zu machen, gleichſam nur geſpielt habe; ſondern es ſcheint, es müſſe *unmöglich* ſein, aus der Materie unſers Erdballs organiſche Geſchöpfe durch Fortpflanzung anders entſtehen zu laſſen, ohne daß dazu zwei Geſchlechter geſtiftet wären. — — In welches Dunkel verliert ſich die menſchliche Vernunft, wenn ſie hier den Abſtamm zu ergründen, ja auch nur zu errathen, es unternehmen will?

nünftiges Weſen keine andere Geſtalt als ſchicklich denken, als die Geſtalt eines Menſchen. Daher macht der Bildhauer oder Maler, wenn er einen Engel oder einen Gott verfertigt, jederzeit einen Menſchen. Jede andere Figur ſcheint ihm Theile zu enthalten, die ſich, ſeiner Idee nach, mit dem Bau eines vernünftigen Weſens nicht zuſammen vereinigen laſſen, (als Flügel, Krallen, oder Hufe). Die Größe dagegen kann er dichten, wie er will.

Die Täuſchung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menſchen geht oft ſo weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopf hat, außer ſich zu ſehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund ſieht, befällt, ob er gleich eine genugſam breite Fläche um ſich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem feſten Geländer ſteht. — Wunderlich iſt die Furcht einiger Gemüthskranken vor der Anwandelung eines inneren Antriebes, ſich wohl gar freiwillig hinunterzuſtürzen. — Der Anblick des Genuſſes ekeler Sachen an anderen (z. B. wenn die Tunguſen den Rotz aus den Naſen ihrer Kinder mit einem Tempo ausſaugen und verſchlucken) bewegt den Zuſchauer eben ſo zum Erbrechen, als wenn ihm ſelbſt ein ſolcher Genuß aufgedrungen würde.

Das Heimweh der Schweizer, (und wie ich e aus dem Munde eines erfahrnen Generals habe, auch der Weſtphäler und der Pommer in einigen Gegenden) welches ſie befällt, wenn ſie in andere Länder verſetzt werden, iſt die Wirkung einer durch die Zurückrufung der Bilder der Sorgenfreiheit und nachbarlichen Geſellſchaft in ihren Jugendjahren erregten Sehnſucht nach den Oertern, wo ſie die ſehr einfachen Lebensfreuden genoſſen, da ſie dann nach dem ſpäteren Beſuche derſelben ſich in ihrer Erwartung ſehr getäuſcht und ſo auch geheilt finden; zwar in der Meinung, daß ſich dort Alles ſehr geändert habe, in der That aber, weil ſie ihre Jugend dort nicht wiederum hinbringen können; wobei es doch merkwürdig iſt, daß dieſes Heimweh mehr die Landleute einer geldarmen, dafür aber durch Brüder- und Vetterſchaften verbundenen Provinz, als diejenigen befällt, die mit Gelderwerb beſchäftigt ſind und das patria ubi bene ſich zum Wahlſpruch machen.

Wenn man vorher gehört hat, daß dieſer oder jener ein böſer Menſch iſt, ſo glaubt man ihm die Tücke im Geſicht leſen zu können, und Dichtung miſcht ſich hier, vornehmlich wenn Affect und Leidenſchaft hinzukommen, mit der Erfahrung zu Einer Empfindung. Nach Helvetius ſah eine Dame durch ein Teleſkop im Monde die Schatten zweier Verliebten; der Pfarrer, der nachher dadurch beobachtete, ſagte: „nicht doch, Madam; es ſind zwei Glockenthürme an einer Hauptkirche.“

Man kann zu Allem dieſem noch die Wirkungen durch die Sympathie der Einbildungskraft zählen. Der Anblick eines Menſchen in convulſiviſchen, oder gar epileptiſchen Zufällen, reizt zu ähnlichen krampfhaften Bewegungen; ſo wie das Gähnen Anderer, um mit ihnen zu gähnen, und der Arzt, Hr. Michaelis, führt an: daß, als bei der Armee in Nordamerika ein Mann in heftige Raſerei gerieth, zwei oder drei Beiſtehende durch den Anblick deſſelben plötzlich auch darein verſetzt wurden, wiewohl dieſer Zufall nur vorbeigehend war; daher es Nervenſchwachen (Hypochondriſchen) nicht zu rathen iſt, aus Neugierde Tollhäuſer zu beſuchen. Mehrentheils vermeiden ſie dieſes auch von ſelbſt; weil ſie für ihren Kopf fürchten. — Man wird auch finden, daß lebhafte Perſonen, wenn Jemand ihnen etwas im Affect, vornehmlich des Zorns, was ihm begegnet ſei, erzählt, bei ſtarker Attention Geſichter dazu ſchneiden, und unwillkürlich in ein Spiel der Mienen, die zu jenem Affect paſſen, verſetzt werden. — Man will auch bemerkt haben: daß mit einander ſich wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Geſichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Urſache ſei, weil ſie ſich um dieſer Aehnlichkeit halber (similis simili gaudet) geehelicht haben; welches doch falſch iſt. Denn die Natur treibt beim Inſtinct der Geſchlechter eher zur Verſchiedenheit der Subjecte, die ſich in einander verlieben ſollen, damit alle Mannichfaltigkeit, welche ſie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; ſondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der ſie einander in ihren einſamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen ſehen, bringt ſympathetiſche ähnliche Mienen hervor, die, wenn ſie fixirt werden, endlich in ſtehende Geſichtszüge übergehen.

Endlich kann man dieſem unabſichtlichen Spiel der productiven Einbildungskraft, die alsdann Phantaſie genannt werden kann, auch den Hang zum argloſen Lügen rechnen, der bei Kindern allemal, bei Erwachſenen, aber ſonſt gutmüthigen, dann und wann, bisweilen faſt als anerbende Krankheit angetroffen wird, wo beim Erzählen die Begebenheiten und vorgeblichen Abenteuer, wie eine herabrollende Schneelavine wachſend, aus der Einbildungskraft hervorgehen, ohne irgend einen Vortheil zu beabſichtigen, als blos ſich intereſſant zu machen; wie der Ritter John Fallſtaff beim

Shakſpeare, der aus zwei Männern in Frieskleidern fünf Perſonen machte, ehe er ſeine Erzählung endigte. —

§. 31.

Weil die Einbildungskraft reicher und fruchtbarer an Vorſtellungen iſt als der Sinn, ſo wird ſie, wenn eine Leidenſchaft hinzutritt, durch die Abweſenheit des Gegenſtandes mehr belebt als durch die Gegenwart; wenn etwas geſchieht, was deſſen Vorſtellung, die eine Zeit lang durch Zerſtreuungen getilgt zu ſein ſchien, wiederum in's Gemüth zurückruft. — So hatte ein deutſcher Fürſt, ſonſt ein rauher Krieger, aber doch edler Mann, um ſeine Verliebung in eine bürgerliche Perſon in ſeiner Reſidenz ſich aus dem Sinn zu bringen, eine Reiſe nach Italien unternommen; der erſte Anblick aber ihrer Wohnung bei ſeiner Wiederkehr erweckte weit ſtärker, als es ein anhaltender Umgang gethan hätte, die Einbildungskraft, ſo, daß er der Entſchließung ohne weitere Zögerung nachgab, die glücklicher Weiſe auch der Erwartung entſprach. — Dieſe Krankheit, als Wirkung einer dichtenden Einbildungskraft, iſt unheilbar: außer durch die *Ehe*. Denn dieſe iſt Wahrheit (eripitur persona, manet res. *Lucret.*).

Die dichtende Einbildungskraft ſtiftet eine Art von Umgang mit uns ſelbſt, obgleich bloß als Erſcheinungen des inneren Sinnes, doch nach einer Analogie mit äußeren. Die Nacht belebt ſie und erhöht ſie über ihren wirklichen Gehalt: ſo wie der Mond zur Abendzeit eine große Figur am Himmel macht, der am hellen Tage nur wie ein unbedeutendes Wölkchen anzuſehen iſt. Sie ſchwärmt in demjenigen, der in der Stille der

Nacht lucubrirt, oder auch mit ſeinem eingebildeten Gegner zankt, oder, in ſeinem Zimmer herumgehend, Luftſchlöſſer baut. Aber Alles, was ihm da wichtig zu ſein ſcheint, verliert an dem auf den Nachtſchlaf folgenden Morgen ſeine ganze Wichtigkeit; wohl aber fühlt er mit der Zeit von dieſer üblen Gewohnheit Abſpannung der Gemüthskräfte. Daher iſt die Bezähmung ſeiner Einbildungskraft durch frühes Schlafengehen, um früh wieder aufſtehen zu können, eine zur pſychologiſchen Diät gehörige ſehr nützliche Regel: die Frauenzimmer aber und die Hypochondriſten (die gemeiniglich eben daher ihr Uebel haben) lieben mehr das entgegengeſetzte Verhalten. — Warum laſſen ſich Geiſtergeſchichten in ſpäter Nacht noch wohl anhören, die am Morgen, bald nach dem Aufſtehen, jedem abgeſchmackt und für die Unterhaltung ganz unſchicklich vorkommen; wo man dagegen frägt: was Neues im Haus- oder gemeinen Weſen vorgefallen ſei, oder ſeine Arbeit des vorigen Tages fortſetzt? Die Urſache iſt: weil, was an ſich bloß *Spiel* iſt, dem Nachlaſſen der den Tag über erſchöpften Kräfte, was aber *Geſchäft* iſt, dem durch die Nachtruhe geſtärkten und gleichſam neugebornen Menſchen angemeſſen iſt.

Die Vergehungen (vitia) der Einbildungskraft ſind: daß ihre Dichtungen entweder bloß *zügellos* oder gar *regellos* ſind (effrenis aut perversa). Der letztere Fehler iſt der ärgſte. Die erſtern Dichtungen könnten doch wohl in einer möglichen Welt (der Fabel) ihre Stelle finden; die letztern in gar keiner, weil ſie ſich widerſprechen. — Daß die in der lybiſchen Wüſte Ras-Sem häufig anzutreffenden, in Stein gehauenen Menſchen- und Thiergeſtalten von den Arabern mit

Grauen angeſehen werden, weil ſie ſolche für durch den Fluch verſteinerte Menſchen halten, gehört zu Einbildungen der erſteren Gattung, nämlich der zügelloſen Einbildungskraft. — Daß aber, nach der Meinung derſelben Araber, dieſe Bildſäulen von Thieren, am Tage der allgemeinen Auferſtehung, den Künſtler anſchnarchen und ihm es verweiſen werden, daß er ſie gemacht und ihnen doch keine Seele habe geben können, iſt ein Widerſpruch. — Die zügelloſe Phantaſie kann immer noch einbeugen (wie die jenes Dichters, den der Cardinal Eſte bei Ueberreichung des ihm gewidmeten Buchs fragte: „Meiſter Arioſto, wo Henker habt Ihr alles das tolle Zeug her?“); ſie iſt Ueppigkeit aus ihrem Reichthum; aber die regelloſe nähert ſich dem Wahnſinn, wo die Phantaſie gänzlich mit dem Menſchen ſpielt, und der Unglückliche den Lauf ſeiner Vorſtellungen gar nicht in ſeiner Gewalt hat.

Uebrigens kann ein politiſcher Künſtler, eben ſo gut wie ein äſthetiſcher, durch Einbildung, die er ſtatt der Wirklichkeit vorzuſpiegeln verſteht, z. B. von Freiheit des Volks, die (wie die im engliſchen Parlament) oder des Ranges und der Gleichheit (wie im franzöſiſchen Convent) in bloßen Formalien beſteht, die Welt leiten und regieren (mundus vult decipi); aber es iſt doch beſſer, auch nur den Schein von dem Beſitz dieſes die Menſchheit veredelnden Guts für ſich zu haben, als deſſelben handgreiflich beraubt zu fühlen.

Von dem Vermögen der Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen durch die Einbildungskraft.

§. 32.

Das Vermögen ſich vorſetzlich das Vergangene zu vergegenwärtigen iſt das Erinnerungsvermögen, und das Vermögen ſich etwas als zukünftig vorzuſtellen, das Vorherſehungsvermögen. Beide gründen ſich, ſofern ſie ſinnlich ſind, auf die Aſſociation der Vorſtellungen des vergangenen und künftigen Zuſtandes des Subjects mit dem Gegenwärtigen, und, obgleich nicht ſelbſt Wahrnehmungen, dienen ſie zur Verknüpfung der Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr iſt, mit dem, was noch nicht iſt, durch das, was gegenwärtig iſt, in einer zuſammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen. Sie heißen Erinnerungs- und Divinationsvermögen der Reſpicienz und Proſpicienz (wenn man ſich dieſe Ausdrücke erlauben darf), da man ſich ſeiner Vorſtellungen als ſolcher, die im vergangenen oder künftigen Zuſtande anzutreffen wären, bewußt iſt.

A.

Vom Gedächtniſs.

Das Gedächtniß iſt von der bloß reproductiven Einbildungskraft darin unterſchieden, daß es die vormalige Vorſtellung willkürlich zu reproduciren vermögend, das Gemüth nicht alſo ein bloßes Spiel von jener iſt. Phantaſie, d. i. ſchöpferiſche Einbildungskraft, muß ſich nicht darein miſchen, denn dadurch würde das Gedächtniß untreu. — Etwas bald in's Gedächtniß faſſen, ſich leicht worauf beſinnen und es lange behalten, ſind die formalen Vollkommenheiten des Gedächtniſſes. Dieſe Eigenſchaften ſind aber ſelten beiſammen. Wenn man glaubt etwas im Gedächtniß zu haben, aber es nicht zum Bewußtſein bringen kann, ſo ſagt er, er könne es nicht entſinnen (nicht ſich entſinnen; denn das bedeutet ſo viel, als ſich ſinnlos machen). Die Bemühung hiebei iſt, wenn man doch darauf beſtrebt iſt, ſehr kopfangreifend, und man thut am beſten, daß man ſich eine Weile durch andere Gedanken zerſtreut, und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Object zurückblickt; dann ertappt man gemeiniglich eine von den aſſociirten Vorſtellungen, welche jene zurückruft.

Methodiſch etwas in's Gedächtniß faſſen (memoriae mandare) heißt memoriren (nicht ſtudiren, wie der gemeine Mann es von dem Prediger ſagt, der ſeine künftig zu haltende Predigt bloß auswendig lernt). — Dieſes Memoriren kann mechaniſch, oder ingeniös, oder auch judiciös ſein. Das erſtere beruht bloß auf öfterer, buchſtäblicher, Wiederholung: z. B. beim Erlernen des Einmaleins, wo der Lernende die ganze Reihe der auf einander in der gewöhnlichen Ordnung folgenden Worte durchgehen muß, um auf das Geſuchte zu kommen, z. B. wenn der Lehrling gefragt wird, wieviel macht 3 mal 7? ſo wird er, von 3 mal 3 anfangend, wohl auf ein und zwanzig kommen, fragt man ihn aber, wie viel macht 7 mal 3? ſo wird er ſich nicht ſo bald beſinnen können, ſondern die Zahlen umkehren müſſen, um ſie in die gewohnte Ordnung zu ſtellen. Wenn das Erlernte eine feierliche Formel iſt, in der kein Ausdruck abgeändert werden, ſondern die, wie man ſagt, hergebetet werden muß, ſo ſind wohl Leute von dem beſten Gedächtniß furchtſam, ſich darauf zu verlaſſen (wie denn dieſe Furcht ſelbſt ſie irre machen könnte), und halten es daher für nöthig, ſie abzuleſen; wie es auch die geübteſten Prediger thun, weil die mindeſte Abänderung der Worte hiebei lächerlich ſein würde.

Das ingeniöſe Memoriren iſt eine Methode, gewiſſe Vorſtellungen durch Aſſociation mit Nebenvorſtellungen, die an ſich (für den Verſtand) gar keine Verwandtſchaft mit einander haben, z. B. Laute einer Sprache mit gänzlich ungleichartigen Bildern, die jenen correſpondiren ſollen, dem Gedächtniß einzuprägen; wo man, um etwas leichter in's Gedächtniß zu faſſen, daſſelbe noch mit mehr Nebenvorſtellungen beläſtigt; folglich ungereimt, als regelloſes Verfahren der Einbildungskraft in der Zuſammenpaarung deſſen, was nicht unter einem und demſelben Begriffe zuſammen gehören kann, und zugleich Widerſpruch zwiſchen Mittel und Abſicht, da man dem Gedächtniß die Arbeit zu erleichtern ſucht, in der That aber ſie durch die ihm unnöthig aufgebürdete Aſſociation ſehr disparater Vorſtellungen erſchwert *). Daß Witzlinge ſelten ein treues Gedächt-

---

*) So iſt die Bilderſibel, wie die Bilderbibel, oder gar eine in Bildern vorgeſtellte Pandektenlehre ein optiſcher Kaſten eines kindiſchen Lehrers, um ſeine Lehrlinge noch kindiſcher zu machen, als ſie waren. Von der letzteren kann ein auf ſolche Art dem Gedächtniß anvertrauter Titel der Pan-

niß haben, (ingeniosis non admodum fida est memoria) iſt eine Bemerkung, die jenes Phänomen erklärt.

Das judiciöſe Memoriren iſt kein anderes als das einer Tafel der Eintheilung eines Syſtems (z. B. des Linné) in Gedanken; wo, wenn man irgend etwas vergeſſen haben ſollte, man ſich durch die Aufzählung der Glieder, die man behalten hat, wieder zurecht finden kann; oder auch der Abtheilungen eines ſichtbar gemachten Ganzen (z. B. der Provinzen eines Landes auf einer Charte, welche nach Norden, Weſten u. ſ. w. liegen), weil man auch dazu Verſtand braucht und dieſer wechſelſeitig der Einbildungskraft zu Hülfe kommt. Am meiſten die Topik, d. i. ein Fachwerk für allgemeine Begriffe, Gemeinplätze genannt, welches durch Klaſſeneintheilung, wie wenn man in einer Bibliothek die Bücher in Schränke mit verſchiedenen Aufſchriften vertheilt, die Erinnerung erleichtert.

Eine Gedächtnißkunſt (ars mnemonica) als allgemeine Lehre giebt es nicht. Unter die beſondern dazu gehörigen Kunſtgriffe gehören die Denkſprüche in Verſen (versus memoriales); weil der Rhythmus einen regelmäßigen Sylbenfall enthält, der dem Mechanism des Gedächtniſſes ſehr zum Vortheil gereicht. — Von den Wundermännern des Gedächtniſſes, einem Picus von Mirandola, Scaliger, Angelus Politianus, Magliabechi u. ſ. w., den Polyhiſtoren, die eine Ladung

---

dekten: de heredibus suis et legitimis, zum Beiſpiel dienen. Das erſte Wort wurde durch einen Kaſten mit Vorhängeſchlöſſern ſinnlich gemacht, das zweite durch eine Sau, das dritte durch die zwei Tafeln Moſis.

Bücher für hundert Kamele als Materialien für die Wiſſenſchaften in ihrem Kopf herumtragen, muß man nicht verächtlich ſprechen; weil ſie vielleicht die, für das Vermögen der Auswahl aller dieſer Kenntniſſe zum zweckmäßigen Gebrauch angemeſſene, Urtheilskraft nicht beſaßen; denn es iſt doch ſchon Verdienſt genug, die rohe Materie reichlich herbeigeſchafft zu haben; wenn gleich andere Köpfe nachher hinzukommen müſſen, ſie mit Urtheilskraft zu verarbeiten (tantum scimus, quantum memoria tenemus). Einer der Alten ſagte: „Die Kunſt zu ſchreiben hat das Gedächtniß zu Grunde gerichtet (zum Theil entbehrlich gemacht).“ Etwas Wahres iſt in dieſem Satz: denn der gemeine Mann hat das Mannichfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich beſſer auf der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und ſich darauf zu beſinnen: eben darum, weil das Gedächtniß hier mechaniſch iſt und ſich kein Vernünfteln einmiſcht; da hingegen dem Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von ſeinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerſtreuung entwiſcht, weil er ſie nicht mit genugſamer Aufmerkſamkeit aufgefaßt hat. Aber, mit der Schreibtafel in der Taſche, ſicher zu ſein, Alles, was man in den Kopf zum Aufbewahren niedergelegt hat, ganz genau und ohne Mühe wiederzufinden, iſt doch eine große Bequemlichkeit, und die Schreibekunſt bleibt immer eine herrliche Kunſt, weil, wenn ſie auch nicht zur Mittheilung ſeines Wiſſens an Andere gebraucht würde, ſie doch die Stelle des ausgedehnteſten und treueſten Gedächtniſſes vertritt, deſſen Mangel ſie erſetzen kann.

Vergeßlichkeit (obliviositas) hingegen, wo der Kopf, ſo oft er auch gefüllet wird, doch, wie ein durchlöchertes Faß, immer leer bleibt, iſt ein um deſto größeres Uebel. Dieſes iſt bisweilen unverſchuldet; wie bei alten Leuten, welche ſich zwar der Begebenheiten ihrer jüngern Jahre gar wohl erinnern können, aber das nächſt Vorhergehende immer aus den Gedanken verlieren. Aber oft iſt es doch auch die Wirkung einer habituellen Zerſtreuung, welche vornehmlich die Romanenleſerinnen anzuwandeln pflegt. Denn, weil bei dieſer Leſerei die Abſicht nur iſt, ſich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen ſind, die Leſerin hier alſo volle Freiheit hat, im Leſen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicher Weiſe zerſtreut, und die Geiſtesabweſenheit (Mangel der Aufmerkſamkeit auf das Gegenwärtige) habituell macht: ſo muß das Gedächtniß dadurch unvermeidlich geſchwächt werden. — Dieſe Uebung in der Kunſt die Zeit zu tödten und ſich für die Welt unnütz zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, iſt, abgeſehen von der phantaſtiſchen Gemüthsſtimmung, welche ſie hervorbringt, einer der feindſeligſten Angriffe auf's Gedächtniß.

B.

Von dem Vorherſehungsvermögen.

(Praevisio.)

§. 33.

Dieſes Vermögen zu beſitzen, intereſſirt mehr als jedes andere; weil es die Bedingung aller möglichen

Praxis und der Zwecke iſt, worauf der Menſch den Gebrauch ſeiner Kräfte bezieht. Alles Begehren enthält ein (zweifelhaftes oder gewiſſes) Vorausſehen deſſen, was durch dieſe möglich iſt. Das Zurückſehen auf's Vergangene (Erinnern) geſchieht nur in der Abſicht, um das Vorausſehen des Künftigen dadurch möglich zu machen; indem wir im Standpunkte der Gegenwart überhaupt um uns ſehen, um etwas zu beſchließen, oder worauf gefaßt zu ſein.

Das empiriſche Vorausſehen iſt die Erwartung ähnlicher Fälle (exspectatio casuum similium) und bedarf keiner Vernunftkunde von Urſachen und Wirkungen, ſondern nur der Erinnerung beobachteter Begebenheiten, wie ſie gemeiniglich auf einander folgen; und wiederholte Erfahrungen bringen darin eine Fertigkeit hervor. Wie Wind und Wetter ſtehen werden, intereſſirt den Schiffer und Ackersmann ſehr. Aber wir reichen hierin mit unſerer Vorherſagung nicht viel weiter, als der ſogenannte Bauerkalender, deſſen Vorausſagungen, wenn ſie etwa eintreffen, geprieſen, treffen ſie nicht ein, vergeſſen werden und ſo immer in einigem Kredit bleiben. — Man ſollte faſt glauben, die Vorſehung habe das Spiel der Witterungen abſichtlich ſo undurchſchaulich verflochten, damit es Menſchen nicht ſo leicht wäre, für jede Zeit die dazu erforderlichen Anſtalten zu treffen, ſondern damit ſie Verſtand zu brauchen genöthigt würden, um auf alle Fälle bereit zu ſein.

In den Tag hinein (ohne Vorſicht und Beſorgniß) leben, macht zwar dem Verſtande des Menſchen eben nicht viel Ehre; wie dem Karaiben, der des Morgens ſeine Hangmatte verkauft und des Abends darüber betreten iſt, daß er nicht weiß, wie er des Nachts ſchlafen wird. Wenn aber dabei nur kein Verſtoß wider die Moralität vorkommt, ſo kann man Einen, der für alle Ereigniſſe abgehärtet iſt, wohl für glücklicher halten, als den, der ſich immer nur mit trüben Ausſichten die Luſt am Leben verkümmert. Unter allen Ausſichten aber, die der Menſch nur haben kann, iſt die wohl die tröſtlichſte, wenn er nach ſeinem gegenwärtigen moraliſchen Zuſtande Urſache hat, die Fortdauer und das fernere Fortſchreiten zu noch Beſſerem im Proſpekt zu haben. Dagegen wenn er zwar muthig den Vorſatz faßt, von nun an einen neuen und beſſeren Lebenswandel einzuſchlagen, ſich aber ſelbſt ſagen muß: es wird doch wohl nichts daraus werden, weil du öfters dieſes Verſprechen (durch Procraſtination) dir gegeben, es aber immer, unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieſes einzige Mal, gebrochen haſt: ſo iſt das ein troſtloſer Zuſtand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Wo es aber auf das Schickſal, was über uns ſchweben mag, nicht auf den Gebrauch unſerer freien Willkür, ankommt, da iſt die Ausſicht in die Zukunft entweder Vorempfindung, d. i. Ahndung (praesensio) oder *) Vorhererwartung (praesagitio). Das

---

*) Man hat neuerlich zwiſchen etwas ahnen und ahnden einen Unterſchied machen wollen; allein das Erſtere iſt kein deutſches Wort und es bleibt nur das Letztere. — Ahnden bedeutet ſo viel als gedenken. Es ahndet mir, heißt, es ſchwebt etwas meiner Erinnerung dunkel vor; etwas ahnden, bedeutet Jemandes That ihm im Böſen gedenken (d. i. ſie beſtrafen). Es iſt immer derſelbe Begriff, aber anders gewandt.

Erſtere deutet gleichſam einen verborgenen Sinn für das an, was noch nicht gegenwärtig iſt; das Zweite ein durch Reflexion über das Geſetz der Folge der Begebenheiten nach einander (das der Cauſalität) erzeugtes Bewußtſein des Künftigen.

Man ſieht leicht, daß alle Ahndung ein Hirngeſpinſt ſei; denn wie kann man empfinden, was noch nicht iſt? Sind es aber Urtheile aus dunkeln Begriffen eines ſolchen Cauſalverhältniſſes, ſo ſind es nicht Vorempfindungen, ſondern man kann die Begriffe, die dazu führen, entwickeln, und, wie es mit dem gedachten Urtheil zuſtehe, erkären. — Ahndungen ſind mehrentheils von der ängſtlichen Art; die Bangigkeit, welche ihre phyſiſche Urſachen hat, geht hervor, unbeſtimmt was der Gegenſtand der Furcht ſei. Aber es giebt auch frohe und kühne Ahndungen von Schwärmern, welche die nahe Enthüllung eines Geheimniſſes, für das der Menſch doch keine Empfänglichkeit der Sinne hat, wittern, und die Vorempfindung deſſen, was ſie, als Epopten, in myſtiſcher Anſchauung erwarten, ſo eben entſchleiert zu ſehen glauben. — Der Bergſchotten zweites Geſicht, mit welchem etliche unter ihnen einen am Maſtbaum Aufgeknüpften zu ſehen glauben, von deſſen Tode ſie, wenn ſie wirklich in den entfernten Hafen eingelaufen ſind, die Nachricht erhalten zu haben vorgeben, gehört auch in dieſe Klaſſe der Bezauberungen.

C.

Von der Wahrſagergabe.

(Facultas divinatrix.)

§. 34.

Vorherſagen, wahrſagen und weiſſagen ſind darin unterſchieden: daß das Erſtere im Vorherſehen nach Erfahrungsgeſetzen (mithin natürlich), das Zweite den bekannten Erfahrungsgeſetzen entgegen (widernatürlich), das Dritte aber Eingebung einer von der Natur unterſchiedenen Urſache (übernatürlich) iſt, oder dafür gehalten wird, deren Fähigkeit, weil ſie von dem Einfluſſe eines Gottes herzurühren ſcheint, auch das eigentliche Divinationsvermögen genannt wird (denn uneigentlich wird jede ſcharfſinnige Errathung des Künftigen auch Divination genannt).

Wenn es von Jemanden heißt: er wahrſagt dieſes oder jenes Schickſal, ſo kann dieſes eine ganz natürliche Geſchicklichkeit anzeigen. Von dem aber, der hierin eine übernatürliche Einſicht vorgiebt, muß es heißen, er wahrſagert; wie die Zigeuner von hinduiſcher Abſtammung, die das Wahrſagen aus der Hand Planetenleſen nennen; oder die Aſtrologen und Schatzgräber, denen ſich auch die Goldmacher anſchließen, über welche alle im griechiſchen Alterthum die Pythia, zu unſerer Zeit aber der lumpige ſibiriſche Schaman hervorragt. Die Wahrſagungen der Auſpizen und Haruſpizen der Römer hatten nicht ſowohl die Entdeckung des Verborgenen im Laufe der Begebenheiten der Welt, als vielmehr des Willens der

Götter, dem ſie ſich ihrer Religion gemäß zu fügen hatten, zur Abſicht. — Wie aber gar die Poeten dazu kamen, ſich auch für begeiſtert (oder beſeſſen) und für wahrſagend (vates) zu halten, und in ihren dichteriſchen Anwandlungen (furor poeticus) Eingebungen zu haben, ſich berühmen konnten, kann nur dadurch erklärt werden: daß der Dichter, nicht ſo wie der Proſenredner, beſtellte Arbeit mit Muße verfertigt, ſondern den günſtigen Augenblick ſeiner ihn anwandelnden inneren Sinnenſtimmung haſchen muß, in welchem ihm lebendige und kräftige Bilder und Gefühle von ſelbſt zuſtrömen, und er hiebei ſich gleichſam nur leidend verhält; wie es denn auch ſchon eine alte Bemerkung iſt, daß dem Genie eine gewiſſe Doſis von Tollheit beigemiſcht ſei. Hierauf gründet ſich auch der Glaube an Orakelſprüche, die in den blind gewählten Stellen berühmter (gleichſam durch Eingebung getriebener) Dichter vermuthet wurden (sortes Virgilianae); ein dem Schatzkäſtlein der neueren Frömmler ähnliches Mittel, den Willen des Himmels zu entdecken; oder auch die Auslegung ſybilliniſcher Bücher, die den Römern das Staatsſchickſal vorherverkündigt haben ſollen, und deren ſie, leider! durch übelangewandte Knickerei zum Theil verluſtig geworden ſind.

Alle Weiſſagungen, die ein unablenkbares Schickſal eines Volks vorherverkündigen, was doch von ihm ſelbſt verſchuldet, mithin durch ſeine freie Willkür herbeigeführt ſein ſoll, haben, außer dem, daß das Vorherwiſſen ihm unnütz iſt, weil es ihm doch nicht entgehen kann, das Ungereimte an ſich, daß in dieſem unbedingten Verhängniß (decretum absolutum) ein *Freiheitsmechanismus* gedacht wird, wovon der Begriff ſich ſelbſt widerſpricht.

Das Aeußerſte der Ungereimtheit, oder des Betrugs, im Wahrſagen war wohl dies, daß ein Verrückter für einen *Seher* (unſichtbarer Dinge) gehalten wurde; als ob aus ihm gleichſam ein Geiſt rede, der die Stelle der Seele, die ſo lange von der Behauſung des Körpers Abſchied genommen habe, vertrete; und daß der arme Seelenkranke (oder auch nur epileptiſche) für einen *Energumenen* (Beſeſſenen) galt, und er, wenn der ihn beſitzende Dämon für einen guten Geiſt gehalten wurde, bei den Griechen ein *Mantes*, deſſen Ausleger aber *Prophet* hieß. — Alle Thorheit mußte erſchöpft werden, um das Künftige, deſſen Vorausſehung uns ſo ſehr intereſſirt, mit Ueberſpringung aller Stufen, welche vermittelſt des Verſtandes durch Erfahrung dahin führen möchten, in unſeren Beſitz zu bringen. O curas hominum!

Es giebt ſonſt keine ſo ſichere und doch in ſo große Weite hinaus erſtreckte Wahrſagungswiſſenſchaft, als die der Aſtronomie, welche die Umwälzungen der Himmelskörper in's Unendliche vorherverkündigt. Aber das hat doch nicht hindern können, daß ſich nicht bald eine Myſtik hinzugeſellet hat, welche nicht etwa, wie die Vernunft es verlangt, die Zahlen der Weltepochen von den Begebenheiten, ſondern umgekehrt die Begebenheiten von gewiſſen Zahlen abhängig machen wollte und ſo die Chronologie ſelbſt, eine ſo nothwendige Bedingung aller Geſchichte, in eine Fabel verwandelte.

Von der unwillkürlichen Dichtung im geſunden Zuſtande, d. i. vom Traume.

§. 34.

Was Schlaf, was Traum, was Somnambulism (wozu auch das laute Sprechen im Schlaf gehört) ſeiner Naturbeſchaffenheit nach ſei, zu erforſchen, iſt außerhalb dem Felde einer pragmatiſchen Anthropologie gelegen; denn man kann aus dieſem Phänomen keine Regeln des Verhaltens im Zuſtande des Träumens ziehen; indem dieſe nur für den Wachenden gelten, der nicht träumen oder gedankenlos ſchlafen will. Und das Urtheil jenes griechiſchen Kaiſers, der einen Menſchen, welcher ſeinen Traum, er habe den Kaiſer umgebracht, ſeinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwande, „es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre," iſt der Erfahrung zuwider und grauſam. „Wenn wir wachen, ſo haben wir eine gemeinſchaftliche Welt; ſchlafen wir aber, ſo hat ein jeder ſeine eigene." — Das Träumen ſcheint zum Schlafen ſo nothwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerlei ſein würde, wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unwillkürliche Agitation der inneren Lebensorgane, durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich ſehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblick des Einſchlafens durch einen Traum, als ob ich in's Waſſer gefallen wäre, und dem Verſinken nahe, im

Kreiſe herumgedreht würde, ſchnell erwachte, um aber bald wieder und ruhiger einzuſchlafen, vermuthlich weil die Thätigkeit der Bruſtmuskeln im Athemholen, welches von der Willkür gänzlich abhängt, nachläßt, und ſo, mit der Ausbleibung des Athemholens, die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder in's Spiel verſetzt werden muß. — Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums beim ſogenannten Alpdrücken (incubus). Denn, ohne dieſe fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Geſpenſt und der Anſtrengung aller Muskelkraft ſich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillſtand des Bluts dem Leben geſchwind ein Ende machen. Eben darum ſcheint die Natur es ſo eingerichtet zu haben, daß bei weitem die mehreſten Träume Beſchwerlichkeiten und gefahrvolle Umſtände enthalten; weil dergleichen Vorſtellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn Alles nach Wunſch und Willen geht. Man träumt oft, ſich nicht auf ſeine Füße erheben zu können, oder ſich zu verirren, in einer Predigt ſtecken zu bleiben, oder aus Vergeſſenheit ſtatt der Perücke in großer Verſammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder daß man in der Luft nach Belieben hin und her ſchweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wiſſen warum, aufwache. — Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längſt vergangene Zeit verſetzt werden, mit längſt Verſtorbenen ſprechen, dieſes ſelbſt für einen Traum zu halten verſucht werden, aber doch dieſe Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genöthigt ſehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für ſicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum ſein könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, ſeinen Traum nur vergeſſen habe.

Von dem Bezeichnungsvermögen.
(facultas signatrix.)

§. 36.

Das Vermögen der Erkenntniß des Gegenwärtigen, als Mittel der Verknüpfung der Vorſtellung des Vorhergeſehenen mit der des Vergangenen, iſt das *Bezeichnungsvermögen*. — Die Handlung des Gemüths dieſe Verknüpfung zu bewirken, iſt die *Bezeichnung* (signatio), die auch das Signaliren genannt wird, von der nun der größere Grad die *Auszeichnung* genannt wird.

Geſtalten der Dinge (Anſchauungen), ſo fern ſie nur zu Mitteln der Vorſtellung durch Begriffe dienen, ſind *Symbole*, und das Erkenntniß durch dieſelbe heißt ſymboliſch oder *figürlich* (speciosa). — *Charaktere* ſind noch nicht Symbole; denn ſie können auch bloß mittelbare (indirecte) Zeichen ſein, die an ſich nichts bedeuten, ſondern nur durch Beigeſellung auf Anſchauungen und durch dieſe auf Begriffe führen; daher das *ſymboliſche* Erkenntniß nicht der *intuitiven*, ſondern der *discurſiven* entgegengeſetzt werden muß, in welcher letzteren das Zeichen (character) den Begriff nur als Wächter (custos) begleitet, um ihn gelegentlich zu reproduciren. Das ſymboliſche Erkenntniß iſt alſo nicht der intuitiven (durch ſinnliche Anſchauung) ſondern der intellectuellen (durch Begriffe) entgegenſetzt. Symbole ſind bloß Mittel des Verſtandes, aber nur indirect, durch eine Analogie mit gewiſſen Anſchauungen, auf welche der Begriff deſſelben angewandt werden kann, um ihm durch Darſtellung eines Gegenſtandes Bedeutung zu verſchaffen.

Wer ſich immer nur ſymboliſch ausdrücken kann, hat noch wenig Begriffe des Verſtandes, und das ſo oft Bewunderte der lebhaften Vorſtellung, welche die Wilden, (bisweilen auch die vermeinten Weiſen in einem noch rohen Volke) in ihren Reden hören laſſen, iſt nichts als Armuth an Begriffen und daher auch an Wörtern, ſie auszudrücken: z. B. wenn der Amerikaniſche Wilde ſagt: „Wir wollen die Streitaxt begraben" ſo heißt das ſo viel als: Wir wollen Friede machen," und in der That haben die alten Geſänge, vom Homer an bis zum Oſſian, oder von einem Orpheus bis zu den Propheten, das Glänzende ihres Vortrags bloß dem Mangel an Mitteln, ihre Begriffe auszudrücken, zu verdanken.

Die wirklichen, den Sinnen vorliegenden Welterſcheinungen (mit Swedenborg) für bloßes Symbol einer im Rückhalt verborgenen intelligibelen Welt ausgeben, iſt Schwärmerei. Aber in den Darſtellungen der zur Moralität, welche das Weſen aller Religion ausmacht, mithin zur reinen Vernunft gehörigen Begriffe (Ideen genannt), das Symboliſche vom Intellectuellen (Gottesdienſt von Religion), die, zwar einige Zeit hindurch nützliche und nöthige Hülle von der Sache ſelbſt zu unterſcheiden, iſt Aufklärung; weil ſonſt ein Ideal (der reinen praktiſchen Vernunft) gegen ein Idol vertauſcht und der Endzweck verfehlt wird. — Daß alle Völker der Erde mit dieſer Vertauſchung angefangen haben, und daß, wenn es darum zu thun iſt, was ihre Lehrer ſelbſt bei Abfaſſung ihrer heiligen Schriften wirklich gedacht haben, man ſie alsdann nicht ſymboliſch, ſondern *buchſtäblich* auslegen müſſe, iſt nicht zu ſtreiten; weil es unredlich gehandelt ſein würde, ihre Worte zu verdrehen. Wenn es aber nicht bloß um die *Wahrhaftigkeit* des Lehrers, ſondern auch und zwar weſentlich, um die *Wahrheit* der Lehre zu thun iſt, ſo kann und ſoll man dieſe, als bloße ſymboliſche Vorſtellungsart, durch eingeführte Förmlichkeit und Gebräuche jene praktiſchen Ideen zu begleiten, auslegen; weil ſonſt der intellectuelle Sinn, der den Endzweck ausmacht, verloren gehen würde.

§. 37.

Man kann die Zeichen in *willkürliche* (Kunſt-), in *natürliche* und in *Wunderzeichen* eintheilen.

A.

Zu den erſten gehören 1) die der *Gebehrdung* (mimiſche, die zum Theil auch natürliche ſind). 2) *Schriftzeichen* (Buchſtaben, welche Zeichen für Laute ſind). 3) *Tonzeichen* (Noten). 4) Zwiſchen Einzelnen verabredete Zeichen, bloß für's Geſicht (*Ziffern*). 5) *Standeszeichen* freier, mit erblichem Vorrang beehrter Menſchen (Wappen). 6) *Dienſtzeichen*, in geſetzlicher Bekleidung (Uniform und Liverei). 7) *Ehrenzeichen* des Dienſtes (Ordensbänder). 8) *Schandzeichen* (Brandmark u. dgl.) — Dazu gehören in Schriften die Zeichen der Verweiſung, der Frage oder des Affects, der Verwunderung (die Interpunctionen).

Alle Sprache iſt Bezeichnung der Gedanken und umgekehrt die vorzüglichſte Art der Gedankenbezeichnung iſt die durch Sprache, dieſem größten Mittel, ſich ſelbſt und Andere zu verſtehen. Denken iſt *reden* mit ſich ſelbſt (die Indianer auf Otaheite nennen das Denken: die Sprache im Bauch), folglich ſich auch innerlich (durch reproductive Einbildungskraft) *hören*. Dem Taubgebornen iſt ſein Sprechen ein Gefühl des Spiels ſeiner Lippen, Zunge und ſeines Kinnbackens, und es iſt kaum möglich, ſich vorzuſtellen, daß er bei ſeinem Sprechen etwas mehr thue als ein Spiel mit körperlichen Gefühlen zu treiben, ohne eigentliche Begriffe zu haben und zu denken. — Aber auch die, welche ſprechen und hören können, verſtehen darum nicht immer ſich ſelbſt oder Andere, und an dem Mangel des Bezeichnungsvermögens, oder dem fehlerhaften Gebrauch deſſelben (da Zeichen für Sachen und umgekehrt genommen werden) liegt es, vornehmlich in Sachen der Vernunft, daß Menſchen, die der Sprache nach einig ſind, in Begriffen himmelweit von einander abſtehen; welches nur zufälliger Weiſe, wenn ein Jeder nach dem ſeinigen handelt, offenbar wird.

B.

Zweitens: was die natürlichen Zeichen betrifft, ſo iſt der Zeit nach das Verhältniß der Zeichen zu den bezeichneten Sachen entweder *demonſtrativ*, oder *rememorativ*, oder *prognoſtiſch*.

Der Pulsſchlag bezeichnet dem Arzt den gegenwärtigen fieberhaften Zuſtand des Patienten, wie der Rauch das Feuer. Die Reagentien entdecken dem Chemiker die im Waſſer befindlichen verborgenen Stoffe, ſo wie die Wetterfahne den Wind u. ſ. w. Ob aber das Erröthen das Bewußtſein der Schuld, oder vielmehr ein zartes Ehrgefühl, auch nur eine Zumuthung von etwas, deſſen man ſich zu ſchämen hätte, erdulden zu müſſen, verrathe, iſt in vorkommenden Fällen ungewiß.

Grabhügel und Mauſoleen ſind Zeichen des Andenkens an Verſtorbene. Eben ſo, oder auch zum immerwährenden Andenken der vormaligen großen Macht eines Königs, Pyramiden. — Die Muſchelſchichten in weit von der See gelegenen Landgegenden, oder die Löcher der Pholaden in den hohen Alpen, oder vulkaniſche Ueberbleibſel, wo jetzt kein Feuer aus der Erde hervorbricht, bezeichnen uns den alten Zuſtand der Welt und begründen eine Archäologie der Natur: freilich nicht ſo anſchaulich, als die vernarbten Wunden des Kriegers. — Die Ruinen von Palmyra, Balbeck und Perſepolis ſind ſprechende Denkzeichen des Kunſtzuſtandes alter Staaten, und traurige Merkmale vom Wechſel aller Dinge.

Die prognoſtiſchen Zeichen intereſſiren unter allen am meiſten; weil in der Reihe der Veränderungen die Gegenwart nur ein Augenblick iſt, und der Beſtimmungsgrund des Begehrungsvermögens das Gegenwärtige nur um der künftigen Folgen willen (ob futura consequentia) beherzigt, und auf dieſe vorzüglich aufmerkſam macht. — In Anſehung künftiger Weltbegebenheiten findet ſich die ſicherſte Prognoſe in der Aſtronomie; ſie iſt aber kindiſch und phantaſtiſch, wenn die Sterngeſtalten, Verbindungen und veränderte Planetenſtellungen als allegoriſche Schriftzeichen am Himmel von bevorſtehenden Schickſalen des Menſchen (in der Astrologia judiciaria) vorgeſtellt werden.

Die natürlichen prognoſtiſchen Zeichen einer bevorſtehenden Krankheit oder Geneſung, oder (wie die facies Hippocratica) des nahen Todes, ſind Erſcheinungen, die, auf lange und öftere Erfahrungen gegründet, auch nach der Einſicht des Zuſammenhanges derſelben, als Urſachen und Wirkungen, dem Arzt zur Leitung in ſeiner Kur dienen; dergleichen die kritiſchen Tage ſind. Aber die von den Römern in ſtaatskluger Abſicht veranſtalteten Augurien und Haruſpicinen, waren ein durch den Staat geheiligter Aberglaube, um in gefährlichen Zeitläufen das Volk zu lenken.

C.

Was die Wunderzeichen (Begebenheiten, in welchen die Natur der Dinge ſich umkehre) betrifft, ſo ſind außer denen, aus welchen man ſich jetzt nichts macht, (den Mißgeburten unter Menſchen und Vieh), die Zeichen und Wunder am Himmel, die Kometen, in hoher Luft ſchießende Luftbälle, Nordlichter, ja ſelbſt Sonnen- und Mondfinſterniſſe, wenn vornehmlich ſich mehrere ſolcher Zeichen zuſammenfinden, und wohl gar von Krieg, Peſt u. dgl. begleitet werden, Dinge, die den erſchrockenen großen Haufen den nicht weit mehr entfernten jüngſten Tag und das Ende der Welt vorher zu verkündigen dünken.

Anhang.

Ein wunderliches Spiel der Einbildungskraft mit dem Menſchen, in Verwechſelung der Zeichen mit Sachen, in jene eine innere Realität zu ſetzen, als ob dieſe ſich nach jenen richten müßten, verlohnt ſich hier noch zu bemerken. — Da der Mondlauf nach den vier Aſpecten (dem Neulicht, erſtem Viertheil, Vollicht und letztem Viertheil) in ganzen Zahlen nicht genauer als in 28 Tagen (und der Thierkreis daher von den Arabern in die 28 Häuſer des Mondes) eingetheilt werden, von denen ein Viertheil 7 Tage ausmacht, ſo hat die Zahl ſieben dadurch eine myſtiſche Wichtigkeit bekommen, ſo, daß auch die Weltſchöpfung ſich nach derſelben hat richten müſſen; vornehmlich da es (nach dem Ptolemäiſchen Syſtem) ſieben Planeten, wie ſieben Töne auf der Tonleiter, ſieben einfache Farben im Regenbogen und ſieben Metalle geben ſollte. — Hieraus ſind denn auch die Stufenjahre (7 + 7, und weil 9 bei den Indiern auch eine myſtiſche Zahl iſt, 7 + 9, ingleichen 9 + 9) entſtanden, bei deren Schluß das menſchliche Leben in großer Gefahr ſein ſoll, und die 70 Jahrwochen (490 Jahr) machen auch wirklich in der jüdiſch-chriſtlichen Chronologie nicht allein die Abſchnitte der wichtigſten Veränderungen (zwiſchen dem Ruf Gottes an Abraham und der Geburt Chriſti) aus, ſondern beſtimmen auch ganz genau die Gränzen deſſelben gleichſam a priori, als ob ſich nicht die Chronologie nach der Geſchichte, ſondern, umgekehrt, die Geſchichte nach der Chronologie richten müßte.

Aber auch in anderen Fällen wird es Gewohnheit, die Sachen von Zahlen abhängig zu machen. Ein Arzt, dem der Patient durch ſeinen Diener ein Gratial ſchickt, wenn er bei Aufwickelung des Papiers darin eilf Ducaten findet, wird in den Argwohn gerathen, daß dieſer wohl einen möchte unterſchlagen haben; denn warum nicht ein Dutzend voll? Wer auf einer Auction Porzellangeſchirr von gleicher Fabrication kauft, wird weniger bieten, wenn es nicht ein volles Dutzend iſt, und wären es dreizehn Teller, ſo wird er auf den dreizehnten nur ſo fern einen Werth ſetzen, als er dadurch geſichert wird, wenn auch einer zerbrochen würde, doch jene Zahl voll zu haben. Da man aber ſeine Gäſte nicht zu Dutzenden einladet, was kann es intereſſiren, dieſer geraden Zahl einen Vorzug zu geben? Ein Mann vermachte im Teſtament ſeinem Vetter eilf ſilberne Löffel und ſetzte hinzu: „warum ich ihm nicht den zwölften vermache, wird er ſelbſt am beſten wiſſen" (der junge liederliche Menſch hatte an ſeines Vetters Tiſch einen Löffel heimlich in die Taſche geſteckt, welches jener wohl bemerkte, aber ihn damals nicht beſchämen wollte). Bei Eröffnung des Teſtaments konnte man leicht errathen, was die Meinung des Erblaſſers war, aber nur aus dem angenommenen Vorurtheil, daß nur das Dutzend eine volle Zahl ſei. — Auch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes (welcher Zahl analogiſch die 12 Richter in England angenommen zu ſein ſcheinen) haben eine ſolche myſtiſche Bedeutung erhalten. In Italien, Deutſchland, vielleicht auch anderswo, wird eine Tiſchgeſellſchaft von gerade 13 Gäſten für ominös gehalten; weil man wähnt, daß alsdann einer von ihnen, wer es auch ſei, das Jahr ſterben werde: ſo wie an einer Tafel von 12 Richtern der 13te, der ſich darunter befindet, kein anderer als der Delinquent ſein könne, der gerichtet werden ſoll. (Ich habe mich ſelbſt einmal an einer ſolchen Tafel befunden, wo die Frau des Hauſes beim Niederſetzen dieſen vermeinten Uebelſtand bemerkte, und insgeheim ihren darin befindlichen Sohn aufzuſtehen und in einem andern Zimmer zu eſſen befahl, damit die Fröhlichkeit nicht geſtört würde).

— Aber auch die bloße Größe der Zahlen, wenn man der Sachen, die ſie bezeichnen, genug hat, erregen bloß dadurch, daß ſie im Zählen nicht einen der Dekadik gemäßen (folglich an ſich willkürlichen) Abſchnitt füllen, Verwunderung. So ſoll der Kaiſer von China eine Flotte von 9999 Schiffen haben, und man fragt ſich bei dieſer Zahl insgeheim: warum nicht noch eins mehr? obgleich die Antwort ſein könnte: weil dieſe Zahl Schiffe zu ſeinem Gebrauch hinreichend iſt; im Grunde aber iſt die Abſicht der Frage nicht auf den Gebrauch, ſondern bloß auf eine Art von Zahlenmyſtik geſtellt. — Aerger, obzwar nicht ungewöhnlich, iſt: daß Jemand, der durch Kargen und Betrügen es auf einen Reichthum von 90,000 Thaler baar gebracht hat, nun keine Ruhe hat, als bis er 100,000 voll beſitze, ohne ſie zu brauchen, und darüber vielleicht den Galgen, wo nicht erwirbt, wenigſtens doch verdient.

Zu welchen Kindereien ſinkt nicht der Menſch ſelbſt in ſeinem reifen Alter hinab, wenn er ſich am Leitſeil der Sinnlichkeit führen läßt! Wir wollen jetzt ſehen, um wie viel oder wenig er es beſſer mache, wenn er unter der Beleuchtung des Verſtandes ſeinen Weg verfolgt.

Vom Erkenntniſsvermögen, ſo fern es auf Verſtand gegründet wird.

Eintheilung.

§. 38.

Verſtand, als das Vermögen zu denken (durch Begriffe ſich etwas vorzuſtellen), wird auch das *obere* Erkenntnißvermögen (zum Unterſchiede von der Sinnlichkeit, als des *unteren*) genannt, darum, weil das Vermögen der Anſchauungen (reiner oder empiriſcher) nur das Einzelne in Gegenſtänden, dagegen das der Begriffe das Allgemeine der Vorſtellungen derſelben, die *Regel*, enthält, der das Mannichfaltige der ſinnlichen Anſchauungen untergeordnet werden muß, um Einheit zur Erkenntniß des Objects hervorzubringen. — *Vornehmer* iſt alſo zwar freilich der Verſtand als die Sinnlichkeit, mit der ſich die verſtandloſen Thiere nach eingepflanzten Inſtincten ſchon nothdürftig behelfen können, ſo wie ein Volk ohne Oberhaupt; ſtatt deſſen ein Oberhaupt ohne Volk (Verſtand ohne Sinnlichkeit) gar nichts vermag. Es iſt alſo zwiſchen beiden kein Rangſtreit, obgleich der Eine als Oberer und der Andere als Unterer betitelt wird.

Es wird aber das Wort *Verſtand* auch in beſonderer Bedeutung genommen: da er nämlich als ein Glied der Eintheilung mit zwei anderen dem Verſtande in allgemeiner Bedeutung untergeordnet wird, und da beſteht das obere Erkenntnißvermögen (materialiter, d. i. nicht für ſich allein, ſondern in Beziehung auf's *Erkenntniß* der Gegenſtände betrachtet) aus *Verſtand*, *Urtheilskraft* und *Vernunft*. — Laßt uns jetzt Beobachtungen über den Menſchen anſtellen, wie Einer von dem Andern in dieſen Gemüthsgaben, oder deren gewohntem Gebrauch oder Mißbrauch, unterſchieden iſt, erſtlich in einer geſunden Seele; dann aber auch in der Gemüthskrankheit.

Anthropologiſche Vergleichung der drei oberen Erkenntniſsvermögen mit einander.

§. 39.

Ein richtiger Verſtand iſt der: welcher nicht ſowohl durch Vielheit der Begriffe ſchimmernd iſt, als vielmehr durch Angemeſſenheit derſelben zur Erkenntniß des Gegenſtandes, alſo zur Auffaſſung der Wahrheit das Vermögen und die Fertigkeit enthält. Mancher Menſch hat viele Begriffe im Kopf, die insgeſammt auf Aehnlichkeit mit dem, was man von ihm vernehmen will, hinauslaufen, aber mit dem Object und der Beſtimmung deſſelben doch nicht zutreffen. Er kann Begriffe von großem Umfange haben, ja auch von behenden Begriffen ſein. Der richtige Verſtand, welcher für Begriffe der gemeinen Erkenntniß zulangt, heißt der geſunde (für's Haus hinreichende) Verſtand. Er ſagt mit dem Wachmeiſter bei Juvenal:

> Quod sapio satis est mihi, non ego curo —
> Esse quod Arcesilas aerumnosique Solones.

Es verſteht ſich von ſelber, daß die Naturgabe eines bloß geraden und richtigen Verſtandes ſich ſelbſt, in Anſehung des Umfanges des ihm zugemutheten Wiſſens, einſchränken, und der damit Begabte beſcheiden verfahren wird.

§. 40.

Wenn unter dem Worte Verſtand das Vermögen der Erkenntniß der Regeln (und ſo durch Begriffe) überhaupt gemeint wird, ſo, daß er das ganze obere Erkenntnißvermögen in ſich faßt, ſo ſind darunter nicht diejenigen Regeln zu verſtehen, nach welchen die Natur den Menſchen in ſeinem Verfahren leitet, wie es bei den durch Naturinſtinkt getriebenen Thieren geſchieht, ſondern nur ſolche, die er ſelbſt macht. Was er bloß lernt, und ſo dem Gedächtniſſe anvertraut, das verrichtet er nur mechaniſch (nach Geſetzen der reproduktiven Einbildungskraft) und ohne Verſtand. Ein Bedienter, der bloß ein Compliment nach einer beſtimmten Formel abzuſtatten hat, braucht keinen Verſtand, d. i. er hat nicht nöthig ſelbſt zu denken, aber wohl, wenn er, in Abweſenheit ſeines Herrn, deſſen häusliche Angelegenheit zu beſorgen hat; wobei mancherlei nicht buchſtäblich vorzuſchreibende Verhaltungsregeln nöthig werden dürften.

Ein richtiger Verſtand, geübte Urtheilskraft, und gründliche Vernunft machen den ganzen Umfang des intellectuellen Erkenntnißvermögens aus; vornehmlich ſofern dieſes auch als Tüchtigkeit zu Beförderung des Praktiſchen, d. i. zu Zwecken, beurtheilt wird.

Ein richtiger Verſtand iſt der geſunde Verſtand, ſofern er Angemeſſenheit der Begriffe zum Zwecke ihres Gebrauchs enthält. So wie nun Zulänglichkeit (sufficientia) und Abgemeſſenheit (praecisio) vereinigt, die Angemeſſenheit, d. i. die Beſchaffenheit des Begriffs ausmacht, nicht mehr auch nicht weniger, als der Gegenſtand erfordert, zu enthalten (conceptus rem adaequans): ſo iſt ein richtiger Verſtand unter den intellectuellen Vermögen das erſte und vornehmſte; weil er mit den wenigſten Mitteln ſeinem Zweck ein Genüge thut.

Argliſt, der Kopf zur Intrigue, wird oft für großen, obwohl mißbrauchten Verſtand gehalten; aber er iſt gerade nur die Denkungsart ſehr eingeſchränkter Menſchen, und von der Klugheit, deren Schein ſie an ſich hat, ſehr unterſchieden. Man kann nur einmal den Treuherzigen hintergehen; was dann der eigenen Abſicht des Liſtigen in der Folge ſehr nachtheilig wird.

Der unter gemeſſenen Befehlen ſtehende Haus- oder Staatsdiener braucht nur Verſtand zu haben; der Offizier, dem für das ihm aufgetragene Geſchäft nur die allgemeine Regel vorgeſchrieben und nun überlaſſen wird, was in vorkommendem Falle zu thun ſei, ſelbſt zu beſtimmen, bedarf Urtheilskraft; der General, der die möglichen Fälle beurtheilen und für ſie ſich die Regel ſelbſt ausdenken ſoll, muß Vernunft beſitzen. — Die zu dieſen verſchiedenen Vorkehrungen erforderlichen Talente ſind ſehr verſchieden. „Mancher glänzt auf der zweiten Stufe, welcher auf der oberſten unſichtbar wird“ (Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier).

Klügeln iſt nicht Verſtand haben, und, wie Chriſtina von Schweden Maximen zur Schau aufſtellen, gegen welche doch ihre That im Widerſpruche iſt, heißt nicht vernünftig ſein. — Es iſt hiemit, wie mit der Antwort des Grafen Rocheſter, die er dem Engliſchen Könige Karl II. gab, bewandt, als dieſer ihn in einer tief nachdenkenden Stellung antraf und fragte: Was ſinnet Ihr denn ſo tief nach? — Antw.: „Ich mache Ewr. Maj. die Grabſchrift.“ — Fr.: Wie lautet ſie? Antw.: „Hier ruht König Karl II., welcher in ſeinem Leben viel Kluges geſagt und nie was Kluges gethan hat.“

In Geſellſchaft ſtumm ſein, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen laſſen, ſieht aus wie verſtändig ſein, ſo wie ein gewiſſer Grad Grobheit für (alte deutſche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

* * *

Der natürliche Verſtand kann nun noch durch Belehrung mit vielen Begriffen bereichert und mit Regeln ausgeſtattet werden; aber das zweite intellectuelle Vermögen, nämlich das der Unterſcheidung, ob etwas ein Fall der Regel ſei oder nicht, die Urtheilskraft (judicium) kann nicht belehrt, ſondern nur geübt werden; daher ihr Wachsthum Reife, und derjenige Verſtand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Es iſt auch leicht einzuſehen, daß dieß nicht anders ſein könne; denn Belehrung geſchieht durch Mittheilung der Regeln. Sollte es alſo Lehren für die Urtheilskraft geben, ſo müßte es allgemeine Regeln geben, nach welchen man unterſcheiden könnte, ob etwas der Fall der Regel ſei oder nicht: welches eine Rückfrage in's Unendliche abgiebt. Dieß iſt alſo der Verſtand, von dem man ſagt, daß er nicht vor den Jahren kommt; der auf eigener langen Erfahrung gegründet iſt und deſſen Urtheil eine franzöſiſche Republik bei dem Hauſe der ſo genannten Aelteſten ſucht.

Dieſes Vermögen, welches nur auf das geht, was thunlich iſt, was ſich ſchickt, und was ſich geziemt (für techniſche, äſthetiſche und praktiſche Urtheilskraft), iſt nicht ſo ſchimmernd, als dasjenige, welches erweiternd iſt; denn es geht bloß dem geſunden Verſtande zur Seite und macht den Verband zwiſchen dieſem und der Vernunft.

§. 41.

Wenn nun Verſtand das Vermögen der Regeln, die Urtheilskraft das Vermögen das Beſondere, ſofern es ein Fall dieſer Regel iſt, aufzufinden iſt, ſo iſt die Vernunft das Vermögen, von dem Allgemeinen das Beſondere abzuleiten und dieſes letztere alſo nach Principien und als nothwendig vorzuſtellen. — Man kann ſie alſo auch durch das Vermögen, nach Grundſätzen zu urtheilen und (in praktiſcher Rückſicht) zu handeln, erklären. Zu jedem moraliſchen Urtheile (mithin auch der Religion) bedarf der Menſch Vernunft und kann ſich nicht auf Satzungen und eingeführte Gebräuche fußen. — Ideen ſind Vernunftbegriffe, denen kein Gegenſtand in der Erfahrung adäquat gegeben werden kann. Sie ſind weder Anſchauungen (wie die von Raum und Zeit), noch Gefühle (wie die Glückſeligkeitslehre ſie ſucht), welche beide zur Sinnlichkeit gehören; ſondern Begriffe von einer Vollkommenheit, der man ſich zwar immer nähern, ſie aber nie vollſtändig erreichen kann.

Vernünftelei (ohne geſunde Vernunft) iſt ein den Endzweck vorbeigehender Gebrauch der Vernunft, theils aus Unvermögen, theils aus Verfehlung des Geſichtspunkts. Mit Vernunft raſen heißt: der Form ſeiner Gedanken nach, zwar nach Principien verfahren, der Materie aber oder dem Zwecke nach, die dieſem gerade entgegengeſetzten Mittel anwenden.

Subalterne müſſen nicht vernünfteln (räſonniren), weil ihnen das Princip, wornach gehandelt werden ſoll, oft verhehlt werden muß, wenigſtens unbekannt bleiben darf; der Befehlshaber (General) aber muß Vernunft haben; weil ihm nicht für jeden vorkommenden Fall Inſtruction gegeben werden kann. Daß aber der ſogenannte Laie (Laicus) in Sachen der Religion, da dieſe als Moral gewürdigt werden muß, ſich ſeiner eigenen Vernunft nicht bedienen, ſondern dem beſtallten *Geiſtlichen* (Clericus), mithin fremder Vernunft, folgen ſolle, iſt ungerecht zu verlangen; da im Moraliſchen ein Jeder ſein Thun und Laſſen ſelbſt verantworten muß, und der Geiſtliche die Rechenſchaft darüber nicht auf ſeine eigene Gefahr übernehmen wird, oder es auch nur kann.

In dieſen Fällen aber ſind die Menſchen geneigt, mehr Sicherheit für ihre Perſon darin zu ſetzen, daß ſie ſich alles eigenen Vernunftgebrauchs begeben, und ſich paſſiv und gehorſam unter eingeführte Satzungen heiliger Männer fügen. Dieß thun ſie aber nicht ſo wohl aus dem Gefühl ihres Unvermögens in Einſichten (denn das Weſentliche aller Religion iſt doch Moral, die jedem Menſchen bald von ſelbſt einleuchtet), ſondern aus *Argliſt*, theils um, wenn etwa hiebei gefehlt ſein möchte, die Schuld auf Andere ſchieben zu können, theils und vornehmlich um jenem Weſentlichen (der Herzensänderung), welches viel ſchwerer iſt als Cultus, mit guter Art auszuweichen.

Weisheit, als die Idee vom geſetzmäßigvollkommenen praktiſchen Gebrauch der Vernunft, iſt wohl zu viel von Menſchen gefordert; aber auch ſelbſt dem mindeſten Grade nach kann ſie ein Anderer ihm nicht eingießen, ſondern er muß ſie aus ſich ſelbſt herausbringen. Die Vorſchrift, dazu zu gelangen, enthält drei dahin führende Maximen: 1) Selbſtdenken, 2) ſich (in der Mittheilung mit Menſchen) an die Stelle des Anderen zu denken, 3) jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken.

Das Zeitalter der Gelangung des Menſchen zum vollſtändigen Gebrauch ſeiner Vernunft kann in Anſehung ſeiner Geſchicklichkeit (Kunſtvermögens zu beliebiger Abſicht) etwa in's zwanzigſte, das in Anſehung der Klugheit (andere Menſchen zu ſeinen Abſichten zu brauchen) in's vierzigſte, endlich das der Weisheit etwa im ſechzigſten anberaumt werden; in welcher letzteren Epoche aber ſie mehr negativ iſt, alle Thorheiten der beiden erſteren einzuſehen; wo man ſagen kann: „es iſt Schade alsdann ſterben zu müſſen, wenn man nun allererſt gelernt hat, wie man recht gut hätte leben ſollen," und wo ſelbſt dieſes Urtheil noch ſelten iſt; indem die Anhänglichkeit am Leben deſto ſtärker wird, je weniger es, ſowohl im Thun als Genießen, Werth hat.

§. 42.

So wie das Vermögen zum Allgemeinen (der Regel) das Beſondere auszufinden Urtheilskraft, ſo iſt dasjenige: zum Beſondern das Allgemeine auszudenken, der Witz (ingenium). Das Erſtere geht auf Bemerkung der Unterſchiede unter dem Mannichfaltigen, zum Theil Identiſchen; das Zweite auf die Identität des Mannichfaltigen, zum Theil Verſchiedenen. — Das vorzüglichſte Talent in beiden iſt, auch die kleinſten Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten zu bemerken. Das Vermögen dazu iſt Scharfſinnigkeit (acumen) und Bemerkungen dieſer Art heißen Subtilitäten;

welche, wenn ſie doch die Erkenntniß nicht weiter bringen, leere Spitzfindigkeit oder eitele Vernünfteleien (vanae argutationes) heißen, und, obgleich eben nicht unwahre, doch unnütze Verwendung des Verſtandes überhaupt ſich zu Schulden kommen laſſen. — Alſo iſt die Scharfſinnigkeit nicht bloß an die Urtheilskraft gebunden, ſondern kommt auch dem Witze zu; nur daß ſie im erſtern Fall mehr der Genauigkeit halber (cognitio exacta), im zweiten des Reichthums des guten Kopfs wegen, als verdienſtlich betrachtet wird: weshalb auch der Witz blühend genannt wird, und wie die Natur in ihren Blumen mehr ein Spiel, dagegen in den Früchten ein Geſchäft zu treiben ſcheint, ſo wird das Talent, was in dieſem angetroffen wird, für geringer im Rang (nach den Zwecken der Vernunft), als das beurtheilt, was der erſteren zukommt. — Der gemeine und geſunde Verſtand macht weder Anſpruch auf Witz noch auf Scharfſinnigkeit; welche eine Art von Luxus der Köpfe abgeben, da hingegen jener ſich auf das wahre Bedürfniß einſchränkt.

Von den Schwächen und Krankheiten der Seele in Anſehung ihres Erkenntnißvermögens.

A.

Allgemeine Eintheilung.

§. 43.

Die Fehler des Erkenntnißvermögens ſind entweder Gemüthsſchwächen, oder Gemüthskrankheiten. Die Krankheiten der Seele in Anſehung des Erkenntnißvermögens laſſen ſich unter zwei Hauptgattungen bringen. Die eine iſt die Grillenkrankheit (Hypochondrie) und die andere das geſtörte Gemüth (Manie). Bey der Erſteren iſt ſich der Kranke wohl bewußt, daß es mit dem Laufe ſeiner Gedanken nicht richtig zugehe: indem den Gang derſelben zu richten, ihn aufzuhalten oder anzutreiben, ſeine Vernunft nicht hinreichende Gewalt über ſich ſelbſt hat. Unzeitige Freude und unzeitige Bekümmerniſſe, mithin Launen, wechſeln, wie das Wetter, das man nehmen muß, wie es ſich findet, in ihm ab. — Das Zweite iſt ein willkürlicher Lauf ſeiner Gedanken, der ſeine eigene (ſubjective) Regel hat, welche aber den (objectiven), mit Erfahrungsgeſetzen zuſammenſtimmenden, zuwider läuft.

In Anſehung der Sinnenvorſtellung iſt die Gemüthsſtörung entweder Unſinnigkeit oder Wahnſinn. Als Verkehrtheit der Urtheilskraft und der Vernunft, heißt ſie Wahnwitz oder Aberwitz. Wer bei ſeinen Einbildungen die Vergleichung mit den Geſetzen der Erfahrung habituell unterläßt (wachend träumet), iſt Phantaſt (Grillenfänger); iſt er es mit Affect, ſo heißt er Enthuſiaſt. Unerwartete Anwandlungen des Phantaſten heißen Ueberfälle der Phantaſterei (raptus).

Der Einfältige, Unkluge, Dumme, Geck, Thor und Narr unterſcheiden ſich vom Geſtörten nicht bloß in Graden, ſondern in der verſchiedenen Qualität ihrer Gemüthsverſtimmung, und jene gehören, ihrer Gebrechen wegen, noch nicht in's Narrenhospital, d. i. einen Ort, wo Menſchen, ungeachtet der Reife und Stärke ihres Alters, doch in Anſehung der geringſten Lebensangelegenheiten durch fremde Vernunft in Ordnung gehalten werden müſſen. — Wahnſinn mit Affect iſt Tollheit; welche oft original dabei aber unwillkürlich anwandelnd ſein kann und alsdann, wie die dichteriſche Begeiſterung (furor poeticus), an das Genie gränzt; ein ſolcher Anfall aber der leichteren, aber ungeregelten Zuſtrömung von Ideen, wenn er die Vernunft trifft, heiſt Schwärmerei. Das Hinbrüten über einer und derſelben Idee, die doch keinen möglichen Zweck hat, z. B. über den Verluſt eines Gatten, der doch in's Leben nicht zurückzurufen iſt, um in dem Schmerz ſelbſt Beruhigung zu ſuchen, iſt ſtumme Verrücktheit. — Der Aberglaube iſt mehr mit dem Wahnſinn; die Schwärmerei mit dem Wahnwitz zu vergleichen. Der letztere Kopfkranke wird oft auch (mit gemildertem Ausdrucke) exaltirt, auch wohl excentriſcher Kopf genannt.

Das Irrereden in Fiebern, oder der mit Epilepſie verwandte Anfall von Raſerei, welcher bisweilen durch ſtarke Einbildungskraft beim bloßen ſtarren Anblick eines Raſenden ſympathetiſch erregt wird (weshalb es auch Leuten von ſehr beweglichen Nerven nicht zu rathen iſt, ihre Curioſität bis zu den Klauſen dieſer Unglücklichen zu erſtrecken), iſt, als vorübergehend, noch nicht für Verrückung zu halten. — Was man aber einen Wurm nennt (nicht Gemüthskrankheit; denn darunter verſteht man gewöhnlich ſchwermüthige Verſchrobenheit des inneren Sinnes), iſt mehrentheils ein an Wahnſinn gränzender Hochmuth des Menſchen, deſſen Anſinnen, daß Andere ſich ſelbſt in Vergleichung mit ihm verachten ſollen, ſeiner eigenen Abſicht (wie die eines Verrückten) gerade zuwider iſt; indem er dieſe eben dadurch reizt, ſeinem Eigendünkel auf alle mögliche Art Abbruch zu thun, ihn zu zwacken, und ſeiner beleidigenden Thorheit wegen, dem Gelächter bloß zu ſtellen. — Gelinder iſt der Ausdruck von einer Grille (marotte), die Jemand bei ſich nähret: ein populär ſein ſollender Grundſatz, der doch nirgend bei Klugen Beifall findet, z. B. von ſeiner Gabe der Ahndungen, gewiſſen, dem Genius des Sokrates ähnlichen Eingebungen, gewiſſen, in der Erfahrung begründet ſein ſollenden, obgleich unerklärlichen Einflüſſen, als der Sympathie, Antipathie, Idioſynkraſie, (qualitates occultae), die ihm gleichſam, wie eine Hausgrille im Kopfe tſchirpt und die doch kein Anderer hören kann. — Die gelindeſte unter allen Abſchweifungen über die Gränzlinie des geſunden Verſtandes iſt das Steckenpferd; eine Liebhaberei ſich an Gegenſtänden der Einbildungskraft, mit denen der Verſtand zur Unterhaltung bloß ſpielt, als mit einem Geſchäfte gefliſſentlich zu befaſſen, gleichſam ein beſchäftigter Müßiggang. Für alte, ſich in Ruhe ſetzende und bemittelte Leute iſt dieſe, gleichſam in die ſorgloſe Kindheit ſich wieder zurückziehende, Gemüthslage nicht allein als eine die Lebenskraft immer rege erhaltende Agitation der Geſundheit zuträglich, ſondern auch liebenswürdig, dabei aber auch belachenswerth; ſo daß der Belachte gutmüthig mitlachen kann. — Aber auch bei Jüngeren und Beſchäftigten dient dieſe Reiterei zur Erholung, und Klüglinge, die ſo kleine unſchuldige Thorheiten mit pedantiſchem Ernſte rügen, verdienen Sterne's Zurechtweiſung: „Laß doch einen Jeden auf ſeinem Steckenpferde die Straßen der Stadt auf und nieder reiten: *wenn er dich nur nicht nöthigt hinten aufzuſitzen.*"

B.

Von den Gemüthsſchwächen im Erkenntniſsvermögen.

§. 44.

Dem es an Witz mangelt, iſt der *ſtumpfe Kopf* (obtusum caput). Er kann übrigens, wo es auf Verſtand und Vernunft ankommt, ein ſehr guter Kopf ſein; nur muß man ihm nicht zumuthen, den Poeten zu ſpielen: wie dem Clavius, den ſein Schulmeiſter ſchon beim Grobſchmied in die Lehre geben wollte, weil er keine Verſe machen konnte, der aber, als er ein mathematiſches Buch in die Hände bekam, ein großer Mathematiker ward. — Ein Kopf von *langſamer* Begreifung iſt darum noch nicht ein ſchwacher Kopf; ſo wie der von *behenden* Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, ſondern oft ſehr ſeicht iſt.

Der Mangel der Urtheilskraft *ohne Witz* iſt *Dummheit* (stupiditas). Derſelbe Mangel aber *mit Witz* iſt *Albernheit*. — Wer Urtheilskraft in Geſchäften zeigt, iſt *geſcheut*. Hat er dabei zugleich Witz, ſo heißt er *klug*. — Der, welcher eine dieſer Eigenſchaften bloß affectirt, der *Witzling* ſowohl als der *Klügling*, iſt ein ekelhaftes Subject. — Durch Schaden wird man *gewitzigt*; wer es aber in dieſer Schule ſo weit gebracht hat, daß er Andere durch ihren Schaden klug machen kann, iſt *abgewitzt*. — *Unwiſſenheit* iſt nicht Dummheit: wie eine gewiſſe Dame auf die Frage eines Akademikers: „Freſſen die Pferde auch des Nachts?“ erwiederte: „Wie kann doch ein ſo gelehrter Mann ſo dumm ſein?“ Sonſt iſt es Beweis von gutem Verſtande, wenn der Menſch auch nur weiß, wie er gut fragen ſoll (um entweder von der Natur oder einem anderen Menſchen belehrt zu werden).

Einfältig iſt der, welcher nicht viel durch ſeinen Verſtand auffaſſen kann; aber er iſt darum nicht dumm, wenn er es nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich aber dumm (wie Einige ungebührlich den pommerſchen Bedienten beſchreiben) iſt ein falſcher und höchſttadelhafter Spruch. Er iſt falſch: denn Ehrlichkeit (Pflichtbeobachtung aus Grundſätzen) iſt praktiſche Vernunft. Er iſt höchſttadelhaft: weil er vorausſetzt, daß ein Jeder, wenn er ſich dazu geſchickt fühlte, betrügen würde, und daß er nicht betrügt, bloß von ſeinem Unvermögen herrühre. — Daher die Sprichwörter: „Er hat das Schießpulver nicht erfunden, er wird das Land nicht verrathen, er iſt kein Hexenmeiſter“ menſchenfeindliche Grundſätze verrathen: daß man nämlich, bei Vorausſetzung eines guten Willens der Menſchen, die wir kennen, doch nicht ſicher ſein könne, ſondern nur beim Unvermögen derſelben. — So, ſagt Hume, vertraut der Großſultan ſeinen Harem nicht der Tugend derjenigen, welche ihn bewachen ſollen, ſondern ihrem Unvermögen (als ſchwarzen Verſchnittenen) an. — In Anſehung des Umfangs ſeiner Begriffe ſehr beſchränkt (bornirt) ſein, macht die Dummheit noch nicht aus, ſondern es kommt auf die Beſchaffenheit derſelben (die Grundſätze) an. — Daß ſich Leute von Schatzgräbern, Goldmachern und Lotteriehändlern hinhalten laſſen, iſt nicht ihrer Dummheit, ſondern ihrem böſen Willen zuzuſchreiben: ohne proportionirte eigene Bemühung auf Koſten Anderer reich zu werden. Die Verſchlagenheit, Verſchmitztheit, Schlauigkeit (versutia, astutia) iſt die Geſchicklichkeit, Andere zu betrügen. Die Frage iſt nun: Ob der Betrüger klüger ſein müſſe, als der, welcher leicht betrogen wird, und der Letztere der Dumme ſei. Der Treuherzige, welcher leicht vertraut (glaubt, Kredit giebt), wird auch wohl bisweilen, weil er ein leichter Fang für Schelme iſt, ob zwar ſehr ungebührlich, Narr genannt; in dem Sprichwort: wenn die Narren zum Markte kommen, ſo freuen ſich die Kaufleute. Es iſt wahr und klug, daß ich dem, der mich einmal betrogen hat, niemals mehr traue: denn er iſt in ſeinen Grundſätzen verdorben. Aber darum, weil mich einer betrogen hat, keinem anderen Menſchen zu trauen, iſt Miſanthropie. Der Betrüger iſt eigentlich der Narr. — Aber wie, wenn er auf einmal durch einen großen Betrug ſich in den Stand zu ſetzen gewußt hat, keines Anderen und ſeines Zutrauens mehr zu bedürfen? In dem Fall ändert ſich wohl der Charakter, unter dem er erſcheint, aber nur dahin: daß anſtatt der betrogene Betrüger ausgelacht, der glückliche angeſpieen wird; wobei doch auch kein dauernder Vortheil iſt *)

---

*) Die unter uns lebenden Paläſtiner ſind durch ihren Wuchergeiſt ſeit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht ungegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es ſcheint nun zwar befremdlich, ſich eine Nation von Betrügern zu denken; aber eben ſo befremd-

§. 45.

Zerſtreuung (distractio) iſt der Zuſtand einer Abkehrung der Aufmerkſamkeit (abstractio) von gewiſſen

---

lich iſt es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Theil durch einen alten, von dem Staat, darin ſie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre ſucht, ſondern den Verluſt dieſer letztern durch die Vortheile der Ueberliſtung des Volks, unter dem ſie Schutz finden, und ſelbſt ihrer untereinander, erſetzen wollen. Nun kann dieſes bei einer ganzen Nation von lauter Kaufleuten, als nichtproducirenden Gliedern der Geſellſchaft (z. B. der Juden in Polen), auch nicht anders ſein; mithin kann ihre, durch alte Satzungen ſanctionirte, von uns (die wir gewiſſe heilige Bücher mit ihnen gemein haben), unter denen ſie leben, ſelbſt anerkannte Verfaſſung, ob ſie zwar den Spruch: „Käufer, thue die Augen auf" zum oberſten Grundſatze ihrer Moral im Verkehr mit uns machen, ohne Inconſequenz nicht aufgehoben werden. — Statt der vergeblichen Plane, dieſes Volk, in Rückſicht auf den Punkt des Betrugs und der Ehrlichkeit, zu moraliſiren, will ich lieber meine Vermuthung vom Urſprunge dieſer ſonderbaren Verfaſſung (nämlich eines Volks von lauter Kaufleuten) angeben. — — Der Reichthum iſt in den älteſten Zeiten durch den Handel mit Indien und von da über Land bis zu den weſtlichen Küſten des mittelländiſchen Meeres und den Häfen von Phönizien (wozu auch Paläſtina gehört) geführt worden. — Nun hat er zwar über manche andere Oerter z. B. Palmyra, in älteren Zeiten Tyrus, Sidon oder auch, mit einigem Abſprung über Meer, als Eziongeber und Elat, auch wohl von der arabiſchen Küſte auf Großtheben und ſo über Aegypten nach jener ſyriſchen Küſte ſeinen Weg nehmen können; aber Paläſtina, worin Jeruſalem die Hauptſtadt war, lag für den Karavanenhandel auch ſehr vortheilhaft. Vermuthlich iſt das Phänomen des ehemaligen Salomoniſchen Reichthums die Wirkung davon und das Land umher ſelbſt herrſchenden Vorſtellungen, durch Vertheilung derſelben auf andere ungleichartige. Iſt ſie vorſetzlich, ſo heißt ſie Diſſipation; die unwillkürliche aber iſt Abweſenheit (absentia) von ſich ſelbſt.

Es iſt eine von den Gemüthsſchwächen, durch die reproductive Einbildungskraft an eine Vorſtellung, auf welche man große oder anhaltende Aufmerkſamkeit verwandt hat, geheftet zu ſein, und von ihr nicht abkommen, d. i. den Lauf der Einbildungskraft wiederum frei machen zu können. Wenn dieſes Uebel habituell und auf einen und denſelben Gegenſtand gerichtet wird, ſo kann es in Wahnſinn ausſchlagen. In Geſellſchaft zerſtreut zu ſein, iſt unhöflich, oft auch lächerlich. Die Frauenzimmer ſind dieſer Anwandlung gewöhnlich nicht unterworfen; ſie müßten denn ſich mit Gelehrſamkeit abgeben. Ein Bedienter, der in ſeiner Aufwartung bei Tiſche zerſtreut iſt, hat gemeiniglich etwas Arges, entweder was er vorhat, oder wovon er die Folge beſorgt, im Kopfe.

---

bis zur Zeit der Römer voller Kaufleute geweſen, die nach Zerſtörung dieſer Stadt, weil ſie mit anderen Handelsleuten dieſer Sprache und dieſes Glaubens ſchon vorher im ausgebreiteten Verkehr geſtanden hatten, ſich, ſammt beiden, nach und nach in weit entfernte Länder (in Europa) verbreiten, im Zuſammenhange bleiben, und bei den Staaten, dahin ſie zogen, wegen der Vortheile ihres Handels Schutz finden konnten; — ſo, daß ihre Zerſtreuung in alle Welt mit ihrer Vereinigung in Religion und Sprache gar nicht auf Rechnung eines über dieſes Volk ergangenen Fluchs gebracht, ſondern vielmehr als Segnung angeſehen werden muß: zumal der Reichthum derſelben, als Individuen geſchätzt, wahrſcheinlich den eines jeden anderen Volks von gleicher Perſonenzahl jetzt überſteigt.

Aber ſich zu *zerſtreuen*, d. i. ſeiner unwillkürlich reproductiven Einbildungskraft eine Diverſion machen, z. B. wenn der Geiſtliche ſeine memorirte Predigt gehalten, und das Nachrumoren im Kopfe verhindern will, dieß iſt ein nothwendiges, zum Theil auch künſtliches Verfahren der Vorſorge für die Geſundheit ſeines Gemüths. Ein anhaltendes Nachdenken über einen und denſelben Gegenſtand läßt gleichſam einen Nachklang zurück, der (wie eben dieſelbe Muſik zu einem Tanze, wenn ſie lange fortdauert, dem von der Luſtbarkeit Zurückkehrenden noch immer nachſummt, oder wie Kinder ein und daſſelbe bon mot von ihrer Art, vornehmlich wenn es rythmiſch klingt, unaufhörlich wiederholen) — der, ſage ich, den Kopf beläſtigt und nur durch Zerſtreuung und Verwendung der Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände, z. B. Leſung der Zeitungen, gehoben werden kann. — Das ſich *Wiederſammeln* (collectio animi), um zu jeder neuen Beſchäftigung bereit zu ſein, iſt eine die Geſundheit des Gemüths befördernde Herſtellung des Gleichgewichts ſeiner Seelenkräfte. Dazu iſt geſellſchaftliche, mit wechſelnden Materien, — gleich einem Spiel — angefüllte Unterhaltung das heilſamſte Mittel; ſie muß aber nicht von einer auf die andere, wider die natürliche Verwandtſchaft der Ideen, abſpringend ſein; denn ſonſt geht die Geſellſchaft im Zuſtande eines zerſtreuten Gemüths auseinander, indem das Hundertſte mit dem Tauſendſten vermiſcht, und Einheit der Unterredung gänzlich vermißt wird, alſo das Gemüth ſich verwirrt findet, und einer neuen Zerſtreuung bedarf, um jene los zu werden.

Man ſieht hieraus: daß es eine (nicht gemeine) zur Diätetik des Gemüths gehörige Kunſt für Beſchäftigte giebt, ſich zu zerſtreuen, um Kräfte zu ſammeln. — Wenn man aber ſeine Gedanken geſammelt, d.i. in Bereitſchaft geſetzt hat, ſie nach beliebiger Abſicht zu benutzen, ſo kann man doch den, der an einem nicht ſchicklichen Orte, oder in einem dergleichen Geſchäftsverhältniß zu Anderen ſeinen Gedanken gefliſſentlich nachhängt, und darüber jene Verhältniſſe nicht in Acht nimmt, nicht den Zerſtreuten nennen, ſondern ihm nur Geiſtesabweſenheit vorwerfen, welche freilich in der Geſellſchaft etwas Unſchickliches iſt. — Es iſt alſo eine nicht gemeine Kunſt ſich zu zerſtreuen, ohne doch jemals zerſtreut zu ſein; welches Letztere, wenn es habituell wird, dem Menſchen, der dieſem Uebel unterworfen iſt, das Anſehen eines Träumers giebt, und ihn für die Geſellſchaft unnütze macht; indem er ſeiner, durch keine Vernunft geordneten, Einbildungskraft in ihrem freien Spiel blindlings folgt. — Das Romanenleſen hat, außer manchen anderen Verſtimmungen des Gemüths, auch dieſes zur Folge, daß es die Zerſtreuung habituel macht. Denn ob es gleich, durch Zeichnung von Charakteren, die ſich wirklich unter Menſchen auffinden laſſen (wenn gleich mit einiger Uebertreibung), den Gedanken einen Zuſammenhang als in einer wahren Geſchichte giebt, deren Vortrag immer auf gewiſſe Weiſe ſyſtematiſch ſein muß, ſo erlaubt es doch zugleich dem Gemüthe, während dem Leſen Abſchweifungen (nämlich noch andere Begebenheiten als Erdichtungen) mit einzuſchieben, und der Gedankengang wird fragmentariſch, ſo daß man die Vorſtellungen eines und deſſelben Objects zerſtreut (sparsim), nicht verbunden (conjunctim), nach Verſtandeseinheit im Gemüthe ſpielen läßt. Der Lehrer von der Kanzel, oder im akademiſchen Hörſaal, oder auch der Gerichtsankläger oder Advocat, wenn er im freien Vortrage (aus dem Stegreif), allenfalls auch im Erzählen, Gemüthsfaſſung beweiſen ſoll, muß drei Aufmerkſamkeiten beweiſen; erſtlich des Sehens auf das, was er jetzt ſagt, um es klar vorzuſtellen; zweitens des Zurückſehens auf das, was er geſagt hat, und dann drittens des Vorherſehens auf das, was er eben nun ſagen will. Denn unterläßt er die Aufmerkſamkeit auf eines dieſer drei Stücke, nämlich ſie in dieſer Ordnung zuſammenzuſtellen, ſo bringt er ſich ſelbſt und ſeinen Zuhörer oder Leſer in Zerſtreuung, und ein ſonſt guter Kopf kann doch nicht von ſich ablehnen, ein confuſer zu heißen.

§. 46.

Ein an ſich geſunder Verſtand (ohne Gemüthsſchwäche) kann doch auch mit Schwächen in Anſehung ſeiner Ausübung begleitet ſein, die entweder Aufſchub zum Wachsthum bis zur gehörigen Reife, oder auch Stellvertretung ſeiner Perſon durch eine andere in Anſehung der Geſchäfte, die von bürgerlicher Qualität ſind, nothwendig machen. Die (natürliche oder geſetzliche) Unfähigkeit eines übrigens geſunden Menſchen zum eigenen Gebrauch ſeines Verſtandes in bürgerlichen Geſchäften heißt Unmündigkeit; iſt dieſe in der Unreife des Alters gegründet, ſo heißt ſie Minderjährigkeit (Minorennität); beruht ſie aber auf geſetzlichen Einrichtungen, in Rückſicht auf bürgerliche Geſchäfte, ſo kann ſie die geſetzliche oder bürgerliche Unmündigkeit genannt werden

Kinder ſind natürlicher Weiſe unmündig und ihre Aeltern ihre natürlichen Vormünder. Das Weib in jedem Alter wird für bürgerlich-unmündig erklärt; der Ehemann iſt ihr natürlicher Curator. Wenn ſie aber mit ihm in getheilten Gütern lebt, iſt es ein Anderer. — Denn ob gleich das Weib, nach der Natur ihres Geſchlechts, Mundwerks genug hat, ſich und ihren Mann, wenn es auf's Sprechen ankommt, auch vor Gericht (was das Mein und Dein betrifft) zu vertreten, mithin dem Buchſtaben nach gar für übermündig erklärt werden könnte, ſo können die Frauen doch, ſo wenig es ihrem Geſchlecht zuſteht, in den Krieg zu ziehen, eben ſo wenig ihre Rechte perſönlich vertheidigen, und ſtaatsbürgerliche Geſchäfte für ſich ſelbſt, ſondern nur vermittelſt eines Stellvertreters treiben, und dieſe geſetzliche Unmündigkeit in Anſehung öffentlicher Verhandlungen macht ſie in Anſehung der häuslichen Wohlfahrt nur deſto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen, ſich das männliche Geſchlecht durch ſeine Natur ſchon berufen fühlt.

Aber ſich ſelbſt unmündig zu machen, ſo herabwürdigend es auch ſein mag, iſt doch ſehr bequem, und natürlicher Weiſe kann es nicht an Häuptern fehlen, die dieſe Lenkſamkeit des großen Haufens (weil er von ſelbſt ſich ſchwerlich vereinigt) zu benutzen, und die Gefahr, ſich ohne Leitung eines Anderen, ſeines eigenen Verſtandes zu bedienen, als ſehr groß, ja als tödtlich vorzuſtellen wiſſen werden. Staatsoberhäupter nennen ſich Landesväter, weil ſie es beſſer als ihre Unterthanen verſtehen, wie dieſe glücklich zu machen ſind; das Volk aber iſt, ſeines eigenen Beſten wegen, zu einer beſtändigen Unmündigkeit verurtheilt, und wenn Adam Smith von jenen ungebührlicher Weiſe ſagt: „ſie wären ſelbſt, ohne Ausnahme, unter Allen die größten Verſchwender," ſo wird er doch durch die in manchen Ländern ergangenen (weiſen!) Aufwandsgeſetze kräftig widerlegt.

Der Klerus hält den Laiker ſtrenge und beſtändig in ſeiner Unmündigkeit. Das Volk hat keine Stimme und kein Urtheil in Anſehung des Weges, den es zum Himmelreich zu nehmen hat. Es bedarf nicht eigener Augen des Menſchen, um dahin zu gelangen; man wird ihn ſchon leiten, und wenn ihm gleich heilige Schriften in die Hände gegeben werden, um mit eigenen Augen zu ſehen, ſo wird er doch zugleich von ſeinen Leitern gewarnet, „nichts Anderes darin zu finden, als was dieſe darin zu finden verſichern," und überall iſt mechaniſche Handhabung der Menſchen unter dem Regimente Anderer das ſicherſte Mittel zu Befolgung einer geſetzlichen Ordnung.

Gelehrte laſſen ſich in Anſehung der häuslichen Anordnungen gemeiniglich gern von ihren Frauen in der Unmündigkeit erhalten. Ein unter ſeinen Büchern begrabener Gelehrter antwortete auf das Geſchrei eines Bedienten, es ſei in einem der Zimmer Feuer: „ihr wißt, daß dergleichen Dinge für meine Frau gehören." — Endlich kann auch von Staats wegen die ſchon erworbene Mündigkeit eines Verſchwenders einen Rückfall in die bürgerliche Unmündigkeit nach ſich ziehen, wenn er nach dem geſetzlichen Eintritt in die Majorennität eine Schwäche des Verſtandes in Abſicht auf die Verwaltung ſeines Vermögens zeigt, die ihn als Kind oder Blödſinnigen darſtellt; worüber aber das Urtheil außer dem Felde der Anthropologie liegt.

§. 47.

Einfältig (hebes), ähnlich einem nicht geſtählten Meſſer oder Beil, iſt der, welchem man Nichts beibringen kann; der zum Lernen unfähig iſt. Der nur zum Nachahmen geſchickt iſt, heißt ein Pinſel; dagegen der, welcher ſelbſt Urheber eines Geiſtes- oder Kunſtproducts ſein kann, ein Kopf. Ganz unterſchieden iſt davon Einfalt, (im Gegenſatz der Künſtelei, von der man ſagt: „vollkommene Kunſt wird wieder zur Natur" und zu der man nur ſpät gelangt,) ein Vermögen durch Erſparung der Mittel — d. i. ohne Umſchweif — zu eben demſelben Zwecke zu gelangen. Der dieſe Gabe beſitzt (der Weiſe), iſt, bei ſeiner Einfalt, gar nicht einfältig.

Dumm heißt vornehmlich der, welcher zu Geſchäften nicht gebraucht werden kann, weil er keine Urtheilskraft beſitzt.

Thor iſt der, welcher Zwecken, die keinen Werth haben, das aufopfert, was einen Werth hat; z. B. die häusliche Glückſeligkeit dem Glanze außer ſeinem Hauſe. Die Thorheit, wenn ſie beleidigend iſt, heißt Narrheit. — Man kann Jemanden thöricht nennen, ohne ihn zu beleidigen: ja er kann es ſelbſt von ſich geſtehen; aber das Werkzeug der Schelme (nach Pope), Narr, genannt zu heißen, kann Niemand gelaſſen anhören.*) Hochmuth iſt Narrheit, denn erſtlich iſt es thöricht, Anderen zuzumuthen, daß ſie ſich ſelbſt in Vergleichung mit mir gering ſchätzen ſollen, und ſo werden mir immer Querſtreiche zur Folge. Aber in dieſer Zumuthung ſteckt auch Beleidigung, und dieſe bewirkt verdienten Haß. Das Wort Närrinn, gegen ein Frauenzimmer gebraucht, hat nicht die harte Bedeutung; weil ein Mann durch die eitle Anmaßung des letzteren nicht glaubt beleidigt werden zu können. Und ſo ſcheint Narrheit bloß an den Begriff des Hochmuths eines Mannes gebunden zu ſein. — Wenn man den, der ſich ſelbſt (zeitlich oder ewig) ſchadet, einen Narren nennt, folglich in die Verachtung deſſelben Haß miſcht, ob er zwar uns nicht beleidigt hat, ſo muß man ſie ſich als Beleidigung der Menſchheit überhaupt, folglich als gegen einen Anderen ausgeübt, denken. Wer ſeinem eigenen rechtmäßigen Vortheil gerade entgegenhandelt, wird auch bisweilen Narr genannt, ob er zwar ſich nur allein ſchadet. Arouet, der Vater des Voltaire, ſagte zu Jemanden, der ihm zu ſeinen vortheilhaft bekannten Söhnen gratulirte: „ich habe zwei Narren zu Söhnen, der eine iſt ein Narr in Proſe, der andere in Verſen" (der eine hatte ſich in den Janſenism geworfen und wurde verfolgt, der andere mußte ſeine Spottgedichte mit der Baſtille büßen). Ueberhaupt ſetzt der Thor einen größern Werth in Dinge, der Narr in ſich ſelbſt, als er vernünftiger Weiſe thun ſollte.

---

*) Wenn man Jemanden auf ſeine Schwänke erwiedert: ihr ſeid nicht klug, ſo iſt das ein etwas platter Ausdruck für ihr ſcherzt, oder ihr ſeid nicht geſcheut. — Ein geſcheuter Menſch iſt ein richtig und praktiſch, aber kunſtlos urtheilender Menſch. Erfahrung kann zwar einen geſcheuten Men-

Die Betitelung eines Menſchen als Laffen oder Gecken legt auch den Begriff ihrer Unklugheit

---

ſchen klug, d. i. zum künſtlichen Verſtandesgebrauch geſchickt, die Natur aber allein ihn geſcheut machen.

als Narrheit zum Grunde. Der Erſte iſt ein junger, der Andere ein alter Narr; beide von Schelmen oder Schälken verleitet, wo der Erſtere doch noch Mitleiden, der Andere aber bitteres Hohnlachen auf ſich zieht. Ein witziger deutſcher Philoſoph und Dichter machte die Titel fat und sot (unter dem Gemeinnamen fou) durch ein Beiſpiel begreiflich: „Der Erſtere," ſagt er, „iſt ein junger Deutſcher, der nach Paris zieht; der Zweite iſt eben derſelbe, nachdem er eben von Paris zurückgekommen iſt."

* * *

Die gänzliche Gemüthsſchwäche, die entweder ſelbſt nicht zum thieriſchen Gebrauch der Lebenskraft (wie bei den Kretinen des Walliſerlandes), oder auch nur eben zur bloß mechaniſchen Nachahmung äußerer, durch Thiere möglichen Handlungen (Sägen, Graben ꝛc.) zureicht, heißt Blödſinnigkeit und kann nicht wohl Seelenkrankheit, ſondern eher Seelenloſigkeit betitelt werden.

B.

Von den Gemüthskrankheiten.

§. 48.

Die oberſte Eintheilung iſt, wie bereits oben bemerkt worden, die in Grillenkrankheit (Hypochondrie) und das geſtörte Gemüth (Manie). Die Benennung der erſteren iſt von der Analogie des Aufmerkens auf den tſchirpenden Laut einer Heime (Hausgrille) in der Stille der Nacht hergenommen, welcher die Ruhe des Gemüths ſtört, die zum Schlafen erfordert wird. Die Krankheit des Hypochondriſten beſteht nun darinn: daß gewiſſe innere körperliche Empfindungen nicht ſowohl ein wirklich vorhandenes Uebel im Körper entdecken, als vielmehr es nur beſorgen laſſen und die menſchliche Natur von der beſonderen Beſchaffenheit iſt (die das Thier nicht hat), durch Aufmerkſamkeit auf gewiſſe lokale *Eindrücke* das Gefühl derſelben zu verſtärken oder auch anhaltend zu machen; da hingegen eine entweder vorſetzliche oder durch andere zerſtreuende Beſchäftigungen bewirkte *Abstraction* jene nachlaſſen, und, wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht*). Auf ſolche Weiſe wird die Hypochondrie, als Grillenkrankheit, die Urſache von Einbildungen körperlicher Uebel, von denen ſich der Patient bewußt iſt, daß es Einbildungen ſind, von Zeit zu Zeit aber ſich nicht entbrechen kann, ſie für etwas Wirkliches zu halten, oder, umgekehrt, aus einem wirklichen körperlichen Uebel (wie das der Beklommenheit aus eingenommenen blähenden Speiſen nach der Mahlzeit) ſich Einbildungen von allerlei bedenklichen äußeren Begegniſſen und Sorgen über ſein Geſchäft zu machen, die ſo bald verſchwinden, als, nach vollendeter Verdauung, die Blähung aufgehört hat. — — Der Hypochondriſt iſt ein Grillenfänger (Phantaſt) von der kümmerlichſten Art: eigenſinnig, ſich ſeine Einbildungen nicht ausreden zu laſſen, und dem Arzt immer zu Halſe gehend, der mit ihm ſeine liebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brotkrumen ſtatt Arzneimitteln) beruhigen kann; und wenn dieſer Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, mediciniſche Bücher zu Rathe zieht, ſo wird er vollends unerträglich; weil er alle die Uebel in ſeinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche lieſt. — — Zum Kennzeichen dieſer Einbildungskrankheit dient die außerordentliche Luſtigkeit, der lebhafte Witz und das fröhliche Lachen, denen ſich dieſer Kranke bisweilen überlaſſen fühlt, und ſo das immer wandelbare Spiel ſeiner Launen iſt. Die auf kindiſche Art ängſtliche Furcht vor dem Gedanken des Todes nährt dieſe Krankheit. Wer aber über dieſen Gedanken nicht mit männlichem Muthe wegſieht, wird des Lebens nie recht froh werden.

---

*) Ich habe in einer andern Schrift angemerkt: daß Abwendung der Aufmerkſamkeit von gewiſſen ſchmerzhaften Empfindungen und Anſtrengung derſelben auf irgend einen andern willkürlich in Gedanken gefaßten Gegenſtand vermögend iſt, jene ſo weit abzuwehren, daß ſie nicht in Krankheit ausſchlagen können.

Noch dieſſeits der Gränze des geſtörten Gemüths iſt der plötzliche Wechſel der Launen (raptus). Ein unerwarteter Abſprung von einem Thema zu einem ganz verſchiedenen, den ſich Niemand gewärtigt. Bisweilen geht er vor jener Störung, die er ankündigt, vorher: oft aber iſt der Kopf ſchon ſo verkehrt geſtellt, daß dieſe Ueberfälle der Regelloſigkeit bei ihm zur Regel werden. — Der Selbſtmord iſt oft bloß die Wirkung von einem Raptus. Denn der, welcher ſich in der Heftigkeit des Affects die Gurgel abſchneidet, läßt ſich bald darauf geduldig ſie wieder zunähen.

Die Tiefſinnigkeit (melancholia) kann auch ein bloßer Wahn von Elend ſein, den ſich der Trübſinnige (zum Grämen geneigte) Selbſtquäler ſchafft. Sie iſt ſelber zwar noch nicht Gemüthsſtörung, kann aber wohl dahin führen. — Uebrigens iſt es ein verfehlter, doch oft vorkommender Ausdruck: von einem tiefſinnigen Mathematiker (z. B. Prof. Hauſen) zu reden, indeſſen daß man bloß den tiefdenkenden meint.

§. 49.

Das Irrereden (delirium) des Wachenden im fieberhaften Zuſtande iſt eine körperliche Krankheit und bedarf mediciniſcher Vorkehrungen. Nur der Irreredende, bei welchem der Arzt keine ſolche krankhaften Zufälle wahrnimmt, heißt verrückt; wofür das Wort geſtört nur ein mildernder Ausdruck iſt. Wenn alſo Jemand vorſetzlich ein Unglück angerichtet hat, und nun, ob und welche Schuld deswegen auf ihm hafte, die Frage iſt, mithin zuvor ausgemacht werden muß, ob er damals verrückt geweſen ſei oder nicht: ſo kann das Gericht ihn nicht an die mediciniſche, ſondern müßte (der Incompetenz des Gerichtshofes halber) ihn an die philoſophiſche Fakultät verweiſen. Denn die Frage: ob der Angeklagte bei ſeiner That im Beſitz ſeines natürlichen Verſtandes und Beurtheilungsvermögens geweſen ſei, iſt gänzlich pſychologiſch und, obgleich körperliche Verſchrobenheit der Seelenorgane vielleicht wohl bisweilen die Urſache einer unnatürlichen Uebertretung des (jedem Menſchen beiwohnenden) Pflichtgeſetzes ſein möchte, ſo ſind die Aerzte und Phyſiologen überhaupt doch nicht ſo weit, um das Maſchinenweſen im Menſchen ſo tief einzuſehen, daß ſie die Anwandlung zu einer ſolchen Gräuelthat daraus erklären, oder (ohne Anatomie des Körpers) ſie vorher ſehen könnten; und, eine gerichtliche Arzneikunde (medicina forensis) iſt — wenn es auf die Frage ankommt: ob der Gemüthszuſtand des Thäters Verrückung, oder mit geſundem Verſtande genommene Entſchließung geweſen ſei — Einmiſchung in fremdes Geſchäfte, wovon der Richter nichts verſteht, wenigſtens es, als zu ſeinem Forum nicht gehörend, an eine andere Fakultät verweiſen muß.*)

§. 50.

Es iſt ſchwer eine ſyſtematiſche Eintheilung in das zu bringen, was weſentliche und unheilbare Unordnung iſt. Es hat auch wenig Nutzen ſich damit zu befaſſen; weil, da die Kräfte des Subjects dahin nicht mitwirken (wie es wohl bei körperlichen Krankheiten der Fall iſt), und doch nur durch den eigenen Verſtandesgebrauch dieſer Zweck erreicht werden kann, alle Heilmethode in dieſer Abſicht fruchtlos ausfallen muß. Indeſſen fordert doch die Anthropologie, obgleich ſie hiebei nur indirect pragmatiſch ſein kann, nämlich nur Unterlaſſungen zu gebieten, wenigſtens einen allgemeinen Abriß dieſer tiefſten, aber von der Natur herrührenden Erniedrigung der Menſchheit zu verſuchen. Man kann die Verrückung überhaupt in die tumultuariſche, methodiſche und ſyſtematiſche eintheilen.

---

*) So erklärte ein ſolcher Richter in dem Falle: da eine Perſon, die, weil ſie zum Zuchthauſe verurtheilt war und aus Verzweiflung ein Kind umbrachte, dieſe für verrückt, und ſo für frei von der Todesſtrafe. — Denn, ſagte er: wer aus falſchen Prämiſſen wahre Schlüſſe folgert, iſt verrückt. Nun nahm jene Perſon es als Grundſatz an: daß die Zuchthausſtrafe eine unauslöſchliche Entehrung ſei, die ärger iſt als der Tod (welches doch falſch iſt), und kam durch den Schluß daraus auf den Vorſatz, ſich den Tod zu verdienen. — Folglich war ſie verrückt und, als eine ſolche, der Todesſtrafe zu überheben. — Auf den Fuß dieſes Arguments möchte es wohl leicht ſein, alle Verbrecher für Verrückte zu erklären, die man bedauern und kuriren, aber nicht beſtrafen müßte.

1) Unſinnigkeit (amentia) iſt das Unvermögen, ſeine Vorſtellungen auch nur in den zur Möglichkeit der Erfahrung nöthigen Zuſammenhang zu bringen. In den Tollhäuſern iſt das weibliche Geſchlecht, ſeiner Schwatzhaftigkeit halber, dieſer Krankheit am meiſten unterworfen; nämlich unter das, was ſie erzählen, ſo viel Einſchiebſel ihrer lebhaften Einbildungskraft zu machen, daß Niemand begreift, was ſie eigentlich ſagen wollten. Dieſe erſte Verrückung iſt tumultuariſch.

2) Wahnſinn (dementia) iſt diejenige Störung des Gemüths, da Alles, was der Verrückte erzählt, zwar den formalen Geſetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäß iſt, aber durch falſch dichtende Einbildungskraft ſelbſt gemachte Vorſtellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art ſind diejenigen, welche allerwärts Feinde um ſich zu haben glauben; die alle Mienen, Worte oder ſonſtige gleichgiltige Handlungen Andrer als auf ſich abgezielt, und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Dieſe ſind in ihrem unglücklichen Wahn oft ſo ſcharfſinnig in Auslegung deſſen, was Andere unbefangen thun, um es als auf ſich angelegt auszudeuten, daß, wenn die Data nur wahr wären, man ihrem Verſtande alle Ehre müßte widerfahren laſſen. — Ich habe nie geſehen, daß Jemand von dieſer Krankheit je geheilt worden iſt (denn es iſt eine beſondere Anlage mit Vernunft zu raſen). Sie ſind aber doch nicht zu den Hoſpitalnarren zu zählen; weil ſie, nur für ſich ſelbſt beſorgt, ihre vermeinte Schlauigkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne Andere in Gefahr zu ſetzen,

mithin nicht Sicherheitshalber eingeſchloſſen zu werden bedürfen. Dieſe zweite Verrückung iſt *methodiſch*.

3) *Wahnwitz* (insania) iſt eine geſtörte *Urtheilskraft*; wodurch das Gemüth durch Analogien hingehalten wird, die mit Begriffen einander ähnlicher Dinge verwechſelt werden, und ſo die Einbildungskraft ein dem Verſtande ähnliches Spiel der Verknüpfung disparater Dinge als das Allgemeine vorgaukelt, worunter die letzteren Vorſtellungen enthalten waren. Die Seelenkranken dieſer Art ſind mehrentheils ſehr vergnügt, dichten abgeſchmackt, und gefallen ſich in dem Reichthume einer ſo ausgebreiteten Verwandtſchaft ſich, ihrer Meinung nach, zuſammenreimender Begriffe. — Der Wahnſinnige dieſer Art iſt nicht zu heilen; weil er, wie die Poeſie überhaupt, ſchöpferiſch und durch Mannichfaltigkeit unterhaltend iſt. — Dieſe dritte Verrükkung iſt zwar methodiſch, aber nur *fragmentariſch*.

4) *Aberwitz* (vesania) iſt die Krankheit einer geſtörten *Vernunft*. — Der Seelenkranke überfliegt die ganze Erfahrungsleiter und haſcht nach Principien, die des Probierſteins der Erfahrung ganz überhoben ſein können, und wähnt das Unbegreifliche zu begreifen. — Die Erfindung der Quadratur des Cirkels, des Perpetuum Mobile, die Enthüllung der überſinnlichen Kräfte der Natur, und die Begreifung des Geheimniſſes der Dreieinigkeit ſind in ſeiner Gewalt. Er iſt der ruhigſte unter allen Hoſpitaliten, und ſeiner in ſich verſchloſſenen Spekulation wegen am weiteſten von der Raſerei entfernt; weil er mit voller Selbſtgenügſamkeit über alle Schwierigkeiten der Nachforſchung wegſieht. — Dieſe vierte Art der Verrückung könnte man *ſyſtematiſch* nennen.

Denn es iſt in der letzteren Art der Gemüthsſtörung, nicht bloß Unordnung und Abweichung von der Regel des Gebrauchs der Vernunft, ſondern auch poſitive Unvernunft, d. i. eine andere Regel, ein ganz verſchiedener Standpunkt, worein, ſo zu ſagen, die Seele verſetzt wird, und aus dem ſie alle Gegenſtände anders ſieht, und aus dem Sensorium commune, das zur Einheit des Lebens (des Thiers) erfordert wird, ſich in einen davon entfernten Platz verſetzt findet (daher das Wort Verrückung). Wie eine bergigte Landſchaft, aus der Vogelperſpective gezeichnet, ein ganz anderes Urtheil über die Gegend veranlaßt, als wenn ſie von der Ebene aus betrachtet wird. Zwar fühlt oder ſieht die Seele ſich nicht an einer andern Stelle (denn ſie kann ſich ſelbſt nach ihrem Orte im Raume, ohne einen Widerſpruch zu begehen, nicht wahrnehmen, weil ſie ſich ſonſt als Object ihres äußeren Sinnes anſchauen würde, da ſie ſich ſelbſt nur Object des inneren Sinnes ſein kann); aber man erklärt ſich dadurch, ſo gut wie man kann, die ſogenannte Verrückung. — Es iſt aber verwunderungswürdig, daß die Kräfte des zerrütteten Gemüths ſich doch in einem Syſtem zuſammenordnen, und die Natur auch ſogar in die Unvernunft ein Princip der Verbindung derſelben zu bringen ſtrebt, damit das Denkungsvermögen, wenn gleich nicht objectiv zum wahren Erkenntniß der Dinge, doch bloß ſubjectiv zum Behuf des thieriſchen Lebens, nicht unbeſchäftigt bleibe.

Dagegen zeigt der Verſuch, ſich ſelbſt durch phyſiſche Mittel in einem Zuſtande, welcher der Verrückung nahe kommt, und in den man ſich willkürlich verſetzt, zu beobachten, um durch dieſe Beobachtung auch den unwillkürlichen beſſer einzuſehen, Vernunft genug, den Urſachen der Erſcheinungen nachzuforſchen. Aber es iſt gefährlich, mit dem Gemüth Experimente, und es in gewiſſem Grade krank zu machen, um es zu beobachten, und durch Erſcheinungen, die ſich da vorfinden möchten, ſeine Natur zu erforſchen. — So will Helmont, nach Einnehmung einer gewiſſen Doſis Napell (einer Giftwurzel) eine Empfindung wahrgenommen haben, als ob er im Magen dächte. Ein anderer Arzt vergrößerte nach und nach die Gabe Kampfer, bis es ihm vorkam, als ob Alles auf der Straße in großem Tumult wäre. Mehrere haben mit dem Opium ſo lange an ſich experimentirt, bis ſie in Gemüthsſchwäche fielen, wenn ſie nachließen, dieſes Hilfsmittel der Gedankenbelebung ferner zu gebrauchen. — Ein gekünſtelter Wahnſinn könnte leicht ein wahrer werden.

Zerstreute Anmerkungen.

§. 51.

Mit der Entwickelung der Keime zur Fortpflanzung entwickelt ſich zugleich der Keim der Verrückung; wie dieſe dann auch erblich iſt. Es iſt gefährlich in Familien zu heirathen, wo auch nur ein einziges ſolches Subject vorgekommen iſt. Denn es mögen auch noch ſo viel Kinder eines Ehepaars ſein, die vor dieſer ſchlimmen Erbſchaft bewahrt bleiben, weil ſie z. B. insgeſammt dem Vater oder ſeinen Aeltern und Voraͤltern nachſchlagen, ſo kommt doch, wenn die Mutter in ihrer Familie nur ein verrücktes Kind gehabt hat, (ob ſie ſelbſt gleich von dieſem Uebel frei iſt), einmal in dieſer Ehe ein Kind zum Vorſchein, welches in die mütterliche Familie einſchlägt (wie man es auch aus der Geſtaltähnlichkeit abmerken kann), und angeerbte Gemüthsſtörung an ſich hat.

Man will öfters die zufällige Urſache dieſer Krankheit anzugeben wiſſen, ſo daß ſie als nicht angeerbt, ſondern zugezogen, vorgeſtellt werden ſolle, als ob der Unglückliche ſelbſt daran Schuld ſei. „Er iſt aus Liebe toll geworden,“ ſagt man von dem Einen; von dem Anderen: „Er wurde aus Hochmuth verrückt;“ von einem Dritten wohl gar: „Er hat ſich überſtudirt.“ — Die Verliebung in eine Perſon von Stande, der die Ehe zuzumuthen die größte Narrheit iſt, war nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Tollheit, und was den Hochmuth anlangt, ſo ſetzt die Zumuthung eines nichts bedeutenden Menſchen an Andere, ſich vor ihm zu bücken, und der Anſtand ſich gegen ihn zu brüſten, eine Tollheit voraus, ohne die er auf ein ſolches Betragen nicht gefallen ſein würde.

Was aber das Ueberſtudiren *) anlangt, ſo hat es damit wohl keine Noth, um junge Leute davor zu warnen. Es bedarf hier bei der Jugend eher der Spornen, als des Zügels. Selbſt die heftigſte und anhaltendſte Anſtrengung in dieſem Punkt kann wohl das Gemüth ermüden, ſo daß der Menſch darüber gar

---

*) Daß ſich Kaufleute überhandeln, und über ihre Kräfte in weitläufige Planen verlieren, iſt eine gewöhnliche Erſcheinung. Für die Uebertreibung des Fleißes junger Leute aber (wenn ihr Kopf nur ſonſt geſund war) haben beſorgte Aeltern nichts zu fürchten. Die Natur verhütet ſolche Ueberladungen des Wiſſens ſchon von ſelbſt dadurch, daß dem Studirenden die Dinge anekeln, über die er kopfbrechend und doch vergeblich gebrütet hat.

der Wiſſenſchaft gram wird, aber es nicht verſtimmen, wo es nicht vorher ſchon verſchroben war, und daher Geſchmack an myſtiſchen Büchern und an Offenbarungen fand, die über den geſunden Menſchenverſtand hinausgehen. Dahin gehört auch der Hang, ſich dem Leſen der Bücher, die eine gewiſſe heilige Salbung erhalten haben, bloß dieſes Buchſtabens halber, ohne das Moraliſche dabei zu beabſichtigen, ganz zu widmen, wofür ein gewiſſer Autor den Ausdruck: „Er iſt ſchrifttoll" ausgefunden hat.

Ob es einen Unterſchied zwiſchen der allgemeinen Tollheit (delirium generale) und der an einem beſtimmten Gegenſtande haftenden (delirium circa objectum) gebe, daran zweifle ich. Die Unvernunft (die etwas Poſitives, nicht bloßer Vernunftmangel iſt) iſt eben ſowohl wie die Vernunft, eine bloße Form, der die Objecte können angepaßt werden, und beide ſind alſo auf's Allgemeine geſtellt. Was nun aber beim Ausbruche der verrückten Anlage (der gemeiniglich plötzlich geſchieht) dem Gemüthe zuerſt in den Wurf kommt (die zufällig aufſtoßende Materie, worüber nachher gefaſelt wird), darüber ſchwärmt nun der Verrückte fortan vorzüglich; weil es durch die Neuigkeit des Eindrucks ſtärker, als das übrige Nachfolgende, in ihm haftet.

Man ſagt auch von Jemanden, dem es im Kopfe übergeſprungen iſt: „er hat die Linie paſſirt;" gleich als ob ein Menſch, der zum erſten Mal die Mittellinie des heißen Weltſtrichs überſchreite, in Gefahr ſei, den Verſtand zu verlieren. Aber das iſt nur Mißverſtand. Es will nur ſo viel ſagen, als: der Geck, der ohne lange Mühe durch eine Reiſe nach Indien auf einmal Gold zu fiſchen hoffte, entwirft ſchon hier als Narr ſeinen Plan; während deſſen Ausführung aber wächſt die junge Tollheit, und bei ſeiner Zurückkunft, wenn ihm auch das Glück hold geweſen, zeigt ſie ſich entwickelt, in ihrer Vollkommenheit.

Der Verdacht: daß es mit Jemandes Kopf nicht richtig ſei, fällt ſchon auf den, der mit ſich ſelbſt laut ſpricht, oder darüber ertappt wird, daß er für ſich im Zimmer geſticulirt. — Mehr noch, wenn er ſich mit Eingebungen begnadigt, oder heimgeſucht und mit höheren Weſen im Geſpräche und Umgange zu ſein glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieſer überſinnlichen Anſchauungen vielleicht für fähig einräumt, ſich ſelbſt aber dazu nicht auserwählt zu ſein wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünſchen geſteht, und alſo ſich ausnimmt.

Das einzige allgemeine Merkmal der Verrücktheit iſt der Verluſt des Gemeinſinnes (sensus communis), und der dagegen eintretende logiſche Eigenſinn (sensus privatus), z. B. ein Menſch ſieht am hellen Tage auf ſeinem Tiſch ein brennendes Licht, was doch ein dabei ſtehender Anderer nicht ſieht, oder hört eine Stimme, die kein Anderer hört. Denn es iſt ein ſubjectivnothwendiger Probierſtein der Richtigkeit unſerer Urtheile überhaupt und alſo auch der Geſundheit unſeres Verſtandes: daß wir dieſen auch an den Verſtand Anderer halten, nicht aber uns mit dem unſrigen iſoliren, und mit unſerer Privatvorſtellung doch gleichſam öffentlich urtheilen. Daher das Verbot der Bücher, die bloß auf theoretiſche Meinungen geſtellet ſind (vornehmlich wenn ſie aufs geſetzliche Thun und Laſſen gar nicht Einfluß haben), die Menſchheit beleidigt. Denn man nimmt uns ja dadurch, wo nicht das einzige, doch das größte und brauchbarſte Mittel, unſere eigene Gedanken zu berichtigen, welches dadurch geſchieht, daß wir ſie öffentlich aufſtellen, um zu ſehen, ob ſie auch mit dem Verſtande Anderer zuſammenpaſſen; weil ſonſt etwas bloß Subjectives (z. B. Gewohnheit oder Neigung) leichtlich für objectiv würde gehalten werden: als worin gerade der Schein beſteht, von dem man ſagt, er betrügt, oder vielmehr, wodurch man verleitet wird, in der Anwendung einer Regel ſich ſelbſt zu betrügen. — Der, welcher ſich an dieſen Probierſtein gar nicht kehrt, ſondern es ſich in den Kopf ſetzt, den Privatſinn, ohne, oder ſelbſt wider den Gemeinſinn, ſchon für giltig anzuerkennen, iſt einem Gedankenſpiel hingegeben, wobei er nicht in einer mit Anderen gemeinſamen Welt, ſondern (wie im Traum) in ſeiner eigenen ſich ſieht, verfährt und urtheilt. — Bisweilen kann es doch bloß an den Ausdrücken liegen, wodurch ein ſonſt helldenkender Kopf ſeine äußern Wahrnehmungen Anderen mittheilen will, daß ſie nicht mit dem Princip des Gemeinſinnes zuſammenſtimmen wollen, und er auf ſeinem Sinne beharret. So hatte der geiſtvolle Verfaſſer der Oceana Harington die Grille, daß ſeine Ausdünſtungen (effluvia) in Form der Fliegen von ſeiner Haut abſprängen. Es können dieſes aber wohl elektriſche Wirkungen auf einen mit dieſen Stoff überladenen Körper geweſen ſein; wovon man auch ſonſt Erfahrung gehabt haben will, und er hat damit vielleicht nur eine Aehnlichkeit ſeines Gefühls mit dieſem Abſprunge, nicht das Sehen dieſer Fliegen andeuten wollen.

Die Verrückung mit Wuth (rabies), einem Affecte des Zorns (gegen einen wahren oder eingebildeten Gegenſtand), welcher ihn gegen alle Eindrücke von außen unempfindlich macht, iſt nur eine Spielart der Störung, die öfters ſchreckhafter ausſieht, als ſie in ihren Folgen iſt, welche, wie der Paroxysm in einer hitzigen Krankheit, nicht ſowohl im Gemüth gewurzelt, als vielmehr durch materielle Urſachen erregt wird, und oft durch den Arzt mit Einer Gabe gehoben werden kann.

Von den Talenten im Erkenntnisvermögen.

§. 52.

Unter Talent (Naturgabe) verſteht man diejenige Vorzüglichkeit des Erkenntnißvermögens, welche nicht von der Unterweiſung, ſondern der natürlichen Anlage des Subjects abhängt. Sie ſind der productive Witz (ingenium strictius s. materialiter dictum), die Sagacität und die Originalität im Denken (das Genie).

Der Witz iſt entweder der vergleichende (ingenium comparans), oder der vernünftelnde Witz (ingenium argutans). Der Witz paart (aſſimilirt) heterogene Vorſtellungen, die oft nach dem Geſetze der Einbildungskraft (der Aſſociation) weit auseinander liegen, und iſt ein eigenthümliches Verähnlichungsvermögen, welches dem Verſtande (als dem Vermögen der Erkenntniß des Allgemeinen), ſo fern er die Gegenſtände unter Gattungen bringt, angehört. Er bedarf nachher der Urtheilskraft, um das Beſondere unter dem Allgemeinen zu beſtimmen, und das Denkungsvermögen zum Erkennen anzuwenden. — Witzig (im Reden oder Schreiben) zu ſein, kann durch den Mechanism der Schule und ihren Zwang nicht erlernt werden, ſondern gehört, als ein beſonderes Talent, zur *Liberalität* der Sinnesart in der wechſelſeitigen Gedanmittheilung (veniam damus petimusque vicissim); einer ſchwer zu erklärenden Eigenſchaft des Verſtandes überhaupt — gleichſam ſeiner *Gefälligkeit* — die mit der *Strenge* der Urtheilskraft (judicium discretivum) in der Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere (der Gattungsbegriffe auf die der Species) contraſtirt, als welche das Aſſimilationsvermögen ſowohl, als auch den Hang dazu, *einſchränkt*.

Von dem ſpecifiſchen Unterſchiede des vergleichenden und des vernünftelnden Witzes.

A.

Von dem productiven Witze.

§. 53.

Es iſt angenehm, beliebt und aufmunternd, Aehnlichkeiten unter ungleichartigen Dingen aufzufinden und ſo, was der Witz thut, für den Verſtand Stoff zu geben, um ſeine Begriffe allgemein zu machen. Urtheilskraft dagegen, welche die Begriffe einſchränkt und mehr zur Berichtigung als zur Erweiterung derſelben beiträgt, wird zwar in allen Ehren genannt und empfohlen, iſt aber ernſthaft, ſtrenge und in Anſehung der Freiheit zu denken, einſchränkend, eben darum aber unbeliebt. Des vergleichenden Witzes Thun und Laſſen iſt mehr Spiel; das der Urtheilskraft aber mehr Geſchäft. — Jener iſt eher eine Blüthe der Jugend, dieſe mehr eine reife Frucht des Alters. — Der im höheren

Grade in einem Geiſtesproduct beide verbindet, iſt ſinnreich (perspicax).

Witz haſcht nach Einfällen; Urtheilskraft ſtrebt nach Einſichten. Bedachtſamkeit iſt eine Burgemeiſtertugend (die Stadt, unter dem Oberbefehl der Burg, nach gegebenen Geſetzen zu ſchützen und zu verwalten). Dagegen kühn (hardi), mit Beiſeiteſetzung der Bedenklichkeiten der Urtheilskraft, abſprechen, wurde dem großen Verfaſſer des Naturſyſtems Büffon von ſeinen Landsleuten zum Verdienſt angerechnet, ob es zwar als Wagſtück ziemlich nach Unbeſcheidenheit (Frivolität) ausſieht. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), wie ſie der Abt Trüblet reichlich aufſtellte, und den Witz dabei auf die Folter ſpannte, macht ſeichte Köpfe, oder ekelt den gründlichen nach gerade an. Er iſt erfinderiſch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe ſie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben ſo vorübergehend ſind, ausgetauſcht werden müſſen.

Der Witz mit Wortſpielen iſt ſchal; leere Grübelei (Mikrologie) der Urtheilskraft aber pedantiſch. Launiger Witz heißt ein ſolcher, der aus der Stimmung des Kopfs zum Paradoxen hervorgeht, wo hinter dem treuherzigen Ton der Einfalt doch der (durchtriebne) Schalk hervorblickt, Jemanden (oder auch ſeine Meinung) zum Gelächter aufzuſtellen; indem das Gegentheil des Beifallswürdigen mit ſcheinbaren Lobſprüchen erhoben wird (Perſiflage): z. B. „Swift's Kunſt in der Poeſie zu kriechen" oder Buttler's Hudibras; ein ſolcher Witz, das Verächtliche durch den

Contraſt noch verächtlicher zu machen, iſt durch die Ueberraſchung des Unerwarteten ſehr aufmunternd; aber doch immer nur ein Spiel und leichter Witz (wie der des Voltaire); dagegen der, welcher wahre und wichtige Grundſätze in der Einkleidung aufſtellt (wie Young in ſeinen Satiren) ein zentnerſchwerer Witz genannt werden kann, weil es ein Geſchäft iſt und mehr Bewunderung als Beluſtigung erregt.

Ein Sprichwort (proverbium) iſt kein Witzwort (bon mot): denn es iſt eine gemein gewordene Formel, welche einen Gedanken ausdrückt, der durch Nachahmung fortgepflanzt wird, und im Munde des Erſten wohl ein Witzwort geweſen ſein kann. Durch Sprichwörter reden iſt daher die Sprache des Pöbels, und beweiſet den gänzlichen Mangel des Witzes im Umgange mit der feineren Welt.

Gründlichkeit iſt zwar nicht eine Sache des Witzes; aber ſofern dieſer durch das Bildliche, was er den Gedanken anhängt, ein Vehikel oder eine Hülle für die Vernunft und deren Handhabung für ihre moraliſch-praktiſchen Ideen ſein kann, läßt ſich ein gründlicher Witz (zum Unterſchiede des ſeichten) denken. Als eine von den, wie es heißt, bewunderungswürdigen Sentenzen Samuel Johnſon's über Weiber, wird die in Waller's Leben angeführt: „er lobte ohne Zweifel viele, die er zu heirathen ſich würde geſcheut haben, und heirathete vielleicht eine, die er ſich geſchämt haben würde, zu loben.“ Das Spielende der Antitheſe macht hier das ganze Bewundernswürdige aus; die Vernunft gewinnt dadurch nichts. — Wo es aber auf ſtreitige Fragen für die Vernunft ankam, da konnte ſein Freund Boswell keinen von ihm ſo unabläſſig geſuchten Orakelsſpruch herauslocken, der den mindeſten Witz verrathen hätte; ſondern Alles, was er über die Zweifler im Punkte der Religion, oder des Rechts einer Regierung, oder auch nur die menſchliche Freiheit überhaupt herausbrachte, fiel, bei ſeinem natürlichen und durch Verwöhnung von Schmeichlern eingewurzelten Despotism des Abſprechens, auf plumpe Grobheit hinaus, die ſeine Verehrer Rauhigkeit*) zu nennen belieben; die aber ſein großes Unvermögen eines in demſelben Gedanken mit Gründlichkeit vereinigten Witzes bewies. — Auch ſcheinen die Männer von Einfluſſe, die ſeinen Freunden kein Gehör gaben, welche ihn als ein fü'rs Parlament ausnehmend taugliches Glied vorſchlugen, ſein Talent wohl gewürdigt zu haben. — Denn der Witz, der zur Abfaſſung des Wörterbuchs einer Sprache zureicht, langt darum noch nicht zu, Vernunftideen, die zur Einſicht in wichtigen Geſchäften erforderlich ſind, zu erwecken und zu beleben. — — Beſcheidenheit tritt von ſelbſt in das Gemüth deſſen ein, der ſich hiezu berufen ſieht, und Mißtrauen in ſeine Talente, für ſich allein nicht zu entſcheiden, ſondern Anderer Urtheile (allenfalls unbemerkt) auch mit in Anſchlag zu bringen, war eine Eigenſchaft, die Johnſon nie anwandelte.

---

*) Boswell erzählt, daß, da ein gewiſſer Lord in ſeiner Gegenwart ſein Bedauern äußerte, daß Johnſon nicht eine feinere Erziehung gehabt hätte, Baretti geſagt habe: „Nein, nein, Mylord! Sie hätten mit ihm machen mögen, was ſie gewollt, er wäre immer ein Bär geblieben. Doch wohl ein Tanzbär? ſagte der Andere, welches ein Dritter, ſein Freund, dadurch zu mildern vermeinte, daß er ſagte: „Er hat nichts vom Bären als das Fell.“

B.

Von der Sagacität oder der Nachforſchungsgabe.

§. 54.

Um etwas zu entdecken (was entweder in uns ſelbſt oder anderwärts verborgen liegt), dazu gehört in vielen Fällen ein beſonderes Talent, Beſcheid zu wiſſen, wie man gut ſuchen ſoll: eine Naturgabe vorläufig zu urtheilen (judicii praevii), wo die Wahrheit wohl zu finden ſein möchte; den Dingen auf die Spur zu kommen, und die kleinſten Anläſſe der Verwandtſchaft zu benutzen, um das Geſuchte zu entdecken oder zu erfinden. Die Logik der Schulen lehrt uns nichts hierüber. Aber ein Baco von Verulam gab ein glänzendes Beiſpiel an ſeinem Organon von der Methode, wie durch Experimente die verborgene Beſchaffenheit der Naturdinge könne aufgedeckt werden. Aber ſelbſt dieſes Beiſpiel reicht nicht zu, eine Belehrung nach beſtimmten Regeln zu geben, wie man mit Glück ſuchen ſolle, denn man muß immer hiebei etwas zuerſt vorausſetzen (von einer Hypotheſe anfangen), von da man ſeinen Gang antreten will, und das muß nach Principien, gewiſſen Anzeigen zu Folge, geſchehen, und daran liegt's eben, wie man dieſe auswittern ſoll. Denn blind, auf gut Glück, da man über einen Stein ſtolpert und eine Erzſtufe findet, hiemit auch einen Erzgang entdeckt, es zu wagen, iſt wohl eine ſchlechte Anweiſung zum Nachforſchen. Dennoch giebt es Leute von einem Talent, gleichſam mit der Wünſchelruthe in der Hand den Schätzen der Erkenntniß auf die Spur zu kommen, ohne daß ſie es gelernt haben; was ſie denn auch Andere nicht lehren, ſondern es ihnen nur vormachen können; weil es eine Naturgabe iſt.

C.

Von der Originalität des Erkenntniſsvermögens oder dem Genie.

§. 55.

Etwas *erfinden* iſt ganz was Anderes als etwas *entdecken*. Denn die Sache, welche man *entdeckt*, wird als vorher ſchon exiſtirend angenommen, nur daß ſie noch nicht bekannt war, z. B. Amerika vor dem Columbus; was man aber *erfindet*, z. B. das *Schießpulver*, war vor dem Künſtler*), der es machte, noch gar nicht bekannt. Beides kann Verdienſt ſein. Man kann aber etwas *finden*, was man gar nicht ſucht, (wie der Goldkoch den Phosphor), und da iſt es auch gar kein Verdienſt. — Nun heißt das Talent zum Erfinden das *Genie*. Man legt aber dieſen Namen immer nur einem *Künſtler* bei, alſo dem, der etwas zu *machen* verſteht, nicht dem, der

---

*) Das Schießpulver war lange vor des Mönchs *Schwarz* Zeit ſchon in der Belagerung von Algeziras gebraucht worden und die Erfindung deſſelben ſcheint den Chineſen anzugehören. Es kann aber doch ſein, daß jener Deutſche, der dieſes Pulver in ſeine Hände bekam, Verſuche zur Zergliederung deſſelben (z. B. durch Auslaugen des darin befindlichen Salpeters, Abſchwemmung der Kohle und Verbrennung des Schwefels) machte, und ſo es *entdeckt*, obgleich nicht *erfunden* hat.

bloß Vieles kennt und weiß; aber auch nicht einem bloß nachahmenden, ſondern einem ſeine Werke urſprünglich hervorzubringen aufgelegten Künſtler; endlich auch dieſen nur, wenn ſein Product muſterhaft iſt, d. i. wenn es verdient als Beiſpiel (exemplar), nachgeahmt zu werden. — Alſo iſt das Genie eines Menſchen „die muſterhafte Originalität ſeines Talents“ (in Anſehung dieſer oder jener Art von Kunſtproducten). Man nennt aber auch einen Kopf, der die Anlage dazu hat, ein Genie; da alsdann dieſes Wort nicht bloß die Naturgabe einer Perſon, ſondern auch die Perſon ſelbſt bedeuten ſoll. — In vielen Fächern Genie zu ſein, iſt ein vaſtes Genie (wie Leonardo da Vinci).

Das eigentliche Feld für das Genie iſt das der Einbildungskraft; weil dieſe ſchöpferiſch iſt, und weniger, als andere Vermögen, unter dem Zwange der Regeln ſteht, dadurch aber der Originalität deſto fähiger iſt. — Der Mechanism der Unterweiſung, weil dieſe jederzeit den Schüler zur Nachahmung nöthigt, iſt dem Aufkeimen eines Genies, nämlich was ſeine Originalität betrifft, zwar allerdings nachtheilig. Aber jede Kunſt bedarf doch gewiſſer mechaniſcher Grundregeln, nämlich der Angemeſſenheit des Products zur untergelegten Idee, d. i. Wahrheit in der Darſtellung des Gegenſtandes, der gedacht wird. Das muß nun mit Schulſtrenge gelernt werden, und iſt allerdings eine Wirkung der Nachahmung. Die Einbildungskraft aber auch von dieſem Zwange zu befreien, und das eigenthümliche Talent, ſogar der Natur zuwider, regellos verfahren und ſchwärmen zu laſſen, würde vielleicht originale Tollheit abgeben; die aber freilich nicht muſterhaft ſein, und alſo auch nicht zum Genie gezählt werden würde.

Geiſt iſt das belebende Princip im Menſchen. In der franzöſiſchen Sprache führen Geiſt und Witz einerlei Namen, Esprit. Im Deutſchen iſt es anders. Man ſagt: eine Rede, eine Schrift, eine Dame in Geſellſchaft, u. ſ. w. iſt ſchön; aber ohne Geiſt. Der Vorrath von Witz macht es hier nicht aus; denn man kann ſich auch dieſen verekeln, weil ſeine Wirkung nichts Bleibendes hinterläßt. Wenn alle jene obgenannte Sachen und Perſonen geiſtvoll heißen ſollen, ſo müſſen ſie ein Intereſſe erregen und zwar durch Ideen. Denn das ſetzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche für dergleichen Begriffe einen großen Spielraum vor ſich ſieht. Wie wäre es alſo: wenn wir das franzöſiſche Wort genie mit dem deutſchen eigenthümlicher Geiſt ausdrückten; denn unſere Nation läßt ſich bereden, die Franzoſen hätten ein Wort dafür aus ihrer eigenen Sprache, dergleichen wir in der unſrigen nicht hätten, ſondern von ihnen borgen müßten, da ſie es doch ſelbſt aus dem lateiniſchen (genius) geborgt haben, welches nichts Anderes als einen eigenthümlichen Geiſt bedeutet.

Die Urſache aber, weswegen die muſterhafte Originalität des Talents mit dieſem myſtiſchen Namen benennt wird, iſt, weil der, welcher dieſes hat, die Ausbrüche deſſelben ſich nicht erklären, oder auch, wie er zu einer Kunſt komme, die er nicht hat erlernen können, ſich ſelbſt nicht begreiflich machen kann. Denn Unſichtbarkeit (der Urſache zu einer Wirkung) iſt ein Nebenbegriff vom Geiſte (einem genius, der dem Talentvollen ſchon in ſeiner Geburt beigeſellet worden), deſſen Eingebung gleichſam er nur folgt. Die Gemüthskräfte aber müſſen hiebei vermittelſt der Einbildungskraft harmoniſch bewegt werden; weil ſie ſonſt nicht beleben, ſondern ſich einander ſtören würden, und das muß durch die Natur des Subjects geſchehen: weshalb man Genie auch das Talent nennen kann, „durch welches die Natur der Kunſt die Regel giebt.“

§. 56.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen ſonderlich gedient ſei, weil ſie doch oft neue Wege einſchlagen und neue Ausſichten eröffnen, oder ob mechaniſche Köpfe, wenn ſie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langſam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande, nicht das Meiſte zum Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften beigetragen haben, indem ſie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung ſtifteten, mag hier unerörtert bleiben. — Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (beſſer Genieaffen) genannt, hat ſich unter jenem Aushängeſchilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünſtigter Köpfe führt, das mühſame Lernen und Forſchen für ſtümperhaft erklärt, und den Geiſt aller Wiſſenſchaft mit einem Griffe gehaſcht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieſer Schlag iſt, wie der der Quackſalber und Marktſchreier, den Fortſchritten in wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Bildung ſehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältniſſe und Moral, gleich dem Eingeweiheten, oder Machthaber, vom Weisheitsſitze herab im entſcheidenden Tone abſpricht und ſo die Armſeligkeit des Geiſtes zu verdecken weiß. Was iſt hiewieder anders zu thun, als zu lachen, und ſeinen Gang mit Fleiß, Ordnung und

Klarheit geduldig fortzuſetzen, ohne auf jene Gaukler Rückſicht zu nehmen?

§. 57.

Das Genie ſcheint auch, nach der Verſchiedenheit des Nationalſchlages und des Bodens, dem es angeboren iſt, verſchiedene urſprüngliche Keime in ſich zu haben, und ſie verſchiedentlich zu entwickeln. Es ſchlägt bei den Deutſchen mehr in die Wurzel, bei den Italiänern in die Krone, bei den Franzoſen in die Blüthe, und bei den Engländern in die Frucht.

Noch iſt der allgemeine Kopf (der alle verſchiedenartige Wiſſenſchaften befaßt) vom Genie, als dem erfinderiſchen, unterſchieden. Der Erſtere kann es in demjenigen ſein, was gelernt werden kann; nämlich der die hiſtoriſche Erkenntniß von dem, was in Anſehung aller Wiſſenſchaften bisher gethan iſt, beſitzt (Polyhiſtor), wie Jul. Cäſ. Scaliger. Der Letztere iſt der Mann, nicht ſowohl von großem Umfange des Geiſtes, als intenſiver Größe deſſelben in Allem Epoche zu machen, was er unternimmt, (wie Newton, Leibnitz). Der architektoniſche, der den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften, und wie ſie einander unterſtützen, methodiſch einſieht, iſt ein nur ſubalternes, aber doch nicht gemeines Genie. — Es giebt aber auch gigantiſche Gelehrſamkeit, die doch oft cyklopiſch iſt, der nämlich ein Auge fehlt: nämlich das der wahren Philoſophie, um dieſe Menge des hiſtoriſchen Wiſſens, die Fracht von hundert Kamelen, durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen.

Die bloßen Naturaliſten des Kopfs (élèves de la nature, Autodidacti) können in manchen Fällen auch für

Genie's gelten, weil ſie, ob ſie zwar Manches, was ſie wiſſen, von Anderen hätten lernen können, für ſich ſelbſt ausgedacht haben, und in dem, was an ſich keine Sache des Genie's iſt, doch Genie's ſind: wie es, was mechaniſche Künſte betrifft, in der Schweiz Manche giebt, welche in dieſen Künſten Erfinder ſind; aber ein frühkluges Wunderkind (ingenium praecox) wie in Lübeck Heinecke, oder in Halle Baratier, von ephemeriſcher Exiſtenz, ſind Abſchweifungen der Natur von ihrer Regel, Raritäten für's Naturaliencabinet, und laſſen ihre überfrühe Zeitigung zwar bewundern, aber oft auch von denen, die ſie beförderten, im Grund bereuen.

* * *

Weil am Ende der ganze Gebrauch des Erkenntnißvermögens, zu ſeiner eigenen Beförderung, ſelbſt im theoretiſchen Erkenntniſſe, doch der Vernunft bedarf, welche die Regel giebt, nach welcher es allein befördert werden kann: ſo kann man den Anſpruch, den die Vernunft an daſſelbe macht, in die drei Fragen zuſammenfaſſen, welche nach den drei Facultäten deſſelben geſtellt ſind:

Was will ich? (frägt der Verſtand)*)
Worauf kommts an? (frägt die Urtheilskraft)
Was kommt heraus? (frägt die Vernunft).

Die Köpfe ſind in der Fähigkeit der Beantwortung aller dieſer drei Fragen ſehr verſchieden. — Die erſte erfordert nur einen klaren Kopf ſich ſelbſt zu verſtehen; und dieſe Naturgabe iſt, bei einiger Cultur, ziemlich gemein; vornehmlich wenn man darauf aufmerkſam macht. — Die zweite treffend zu beantworten, iſt weit ſeltener; denn es bieten ſich vielerlei Arten der Beſtimmung des vorliegenden Begriffs und der ſcheinbaren Auflöſung der Aufgabe dar: welche iſt nun die einzige, die dieſer genau angemeſſen iſt? (z. B. in Prozeſſen oder im Beginnen gewiſſer Handlungsplane zu demſelben Zwecke). Hiezu giebt es ein Talent der Auswahl des in einem gewiſſen Falle gerade Zutreffenden (judicium discretivum), welches ſehr erwünſcht, aber auch ſehr ſelten iſt. Der Advocat, der mit viel Gründen angezogen kommt, die ſeine Behauptung bewahren ſollen, erſchwert dem Richter ſehr ſeine Sentenz, weil er ſelbſt nur herumtappt; weiß er aber, nach der Erklärung deſſen, was er will, den Punkt zu treffen (denn der iſt nur ein einziger), worauf es ankommt, ſo iſt es kurz abgemacht und der Spruch der Vernunft folgt von ſelbſt.

---

*) Das Wollen wird hier bloß im theoretiſchen Sinn verſtanden: Was will ich als wahr behaupten?

Der Verſtand iſt poſitiv und vertreibt die Finſterniß der Unwiſſenheit — die Urtheilskraft mehr negativ zu Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, darin die Gegenſtände erſcheinen. — Die Vernunft verſtopft die Quelle der Irrthümer (die Vorurtheile) und ſichert hiemit den Verſtand durch die Allgemeinheit der Principien. — Büchergelehrſamkeit vermehrt zwar die Kenntniſſe, aber erweitert nicht den Begriff und die Einſicht, wo nicht Vernunft dazu kommt. Dieſe iſt aber noch vom Vernünfteln, dem Spiel mit bloßen Verſuchen im Gebrauche der Vernunft, ohne ein Geſetz derſelben, unterſchieden. Wenn die Frage iſt: ob ich Geſpenſter glauben ſoll? ſo kann ich über die

Möglichkeit derſelben auf allerlei Art vernünfteln; aber die Vernunft verbietet, abergläubiſch, d. i. ohne ein Princip der Erklärung des Phänomens nach Erfahrungsgeſetzen, die Möglichkeit deſſelben anzunehmen.

Durch die große Verſchiedenheit der Köpfe, in der Art wie ſie eben dieſelben Gegenſtände, ingleichen ſich untereinander anſehen; durch das Reiben derſelben an einander und die Verbindung derſelben ſowohl als ihre Trennung, bewirkt die Natur ein ſehenswürdiges Schauſpiel auf der Bühne der Beobachter und Denker von unendlich verſchiedener Art. Für die Klaſſe der Denker können folgende Maximen (die als zur Weisheit führend bereits oben erwähnt worden) zu unwandelbaren Geboten gemacht werden:

1) Selbſt denken.

2) Sich (in der Mittheilung mit Menſchen) in die Stelle jedes Anderen zu denken.

3) Jederzeit mit ſich ſelbſt einſtimmig zu denken.

Das erſte Princip iſt negativ (nullius addictus jurare in verba magistri), das der zwangsfreien; das zweite poſitiv, der liberalen, ſich den Begriffen Anderer bequemenden; das dritte der conſequenten (folgerechten) Denkungsart; von deren jeder, noch mehr aber von ihrem Gegentheil, die Anthropologie Beiſpiele aufſtellen kann.

Die wichtigſte Revolution in dem Innern des Menſchen iſt: „der Ausgang deſſelben aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit.“ Statt deſſen, daß bis dahin Andere für ihn dachten und er bloß nachahmte, oder am Gängelbande ſich leiten ließ, wagt er es jetzt, mit eigenen Füßen auf dem Boden der Erfahrung, wenn gleich noch wackelnd, fortzuſchreiten.

Zweites Buch.

Das Gefühl der Luſt und Unluſt.

Eintheilung.

1) Die ſinnliche, 2) die intellectuelle Luſt. Die erſtere entweder A) durch den Sinn (das Vergnügen), oder B) durch die Einbildungskraft (der Geſchmack); die zweite (nämlich intellectuelle) entweder a) durch darſtellbare Begriffe oder b) durch Ideen, — — und ſo wird auch das Gegentheil die Unluſt vorgeſtellt.

Von der ſinnlichen Luſt.

A.

Vom Gefühl für das Angenehme oder der sinnlichen Lust in der Empfindung eines Gegenstandes.

§. 58.

Vergnügen iſt eine Luſt durch den Sinn, und was dieſen beluſtigt, heißt *angenehm*. *Schmerz* iſt die Unluſt durch den Sinn, und was jenen hervorbringt, iſt *unangenehm*. — Sie ſind einander nicht wie Erwerb und Mangel (+ und 0), ſondern wie Erwerb und Verluſt (+ und —) d. i. eines dem anderen nicht bloß als Gegentheil (contradictorie, s. logice oppositum), ſondern auch als *Widerſpiel* (contrarie s. realiter oppositum) entgegengeſetzt. — — Die Ausdrücke von dem, was *gefällt* und *mißfällt* und dem, was dazwiſchen iſt, dem *Gleichgültigen*, ſind *zu weit*; denn ſie können auch auf's Intellectuelle gehen: wo ſie dann mit Vergnügen und Schmerz nicht zuſammentreffen würden.

Man kann dieſe Gefühle auch durch die Wirkung erklären, die die Empfindung unſeres Zuſtandes auf das Gemüth macht. Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt, meinen Zuſtand zu verlaſſen (aus ihm herauszugehen): iſt mir *unangenehm* — es ſchmerzt mich; was eben ſo mich antreibt, ihn zu *erhalten* (in ihm zu bleiben): iſt mir *angenehm*, es vergnügt mich. Wir ſind aber unaufhaltſam im Strome der Zeit und dem damit verbundenen Wechſel der Empfindungen fortgeführt. Ob nun gleich das Verlaſſen des einen Zeitpunkts und das Eintreten in den anderen ein und derſelbe Act (des Wechſels) iſt, ſo iſt doch in unſerem Gedanken und dem Bewußtſein dieſes Wechſels eine Zeitfolge; dem Verhältniß der Urſache und Wirkung gemäß. — Es frägt ſich nun: ob das Bewußtſein des *Verlaſſens* des gegenwärtigen Zuſtandes, oder ob der Proſpect des *Eintretens* in einen künftigen in uns die Empfindung des Vergnügens erwecke? Im erſten Falle iſt das Vergnügen nichts Anderes als Aufhebung eines Schmerzes und etwas Negatives; im zweiten würde es Vorempfindung einer Annehmlichkeit, alſo Vermehrung des Zuſtandes der Luſt, mithin etwas Poſitives ſein. Es läßt ſich aber auch ſchon zum Voraus errathen, daß das erſtere allein Statt finden werde; denn die Zeit ſchleppt uns vom Gegenwärtigen zum Künftigen (nicht umgekehrt), und daß wir zuerſt genöthigt werden aus dem Gegenwärtigen herauszugehen, unbeſtimmt in *welchen* Anderen wir treten werden, nur ſo, daß er doch ein Anderer iſt, das kann allein die Urſache des angenehmen Gefühls ſein.

Vergnügen iſt das Gefühl der Beförderung; Schmerz das einer Hinderniß des Lebens. Leben aber (des Thiers) iſt, wie auch ſchon die Aerzte angemerkt haben, ein continuirliches Spiel des Antagonismus von beiden.

Alſo muß vor jedem Vergnügen der Schmerz vorhergehen; der Schmerz iſt immer das Erſte. Denn was würde aus einer continuirlichen

Beförderung der Lebenskraft, die über einen gewiſſen Grad ſich doch nicht ſteigern läßt, anders folgen, als ein ſchneller Tod vor *Freude*?

Auch kann kein Vergnügen unmittelbar auf das andere folgen; ſondern zwiſchen einem und dem andern muß ſich der Schmerz einfinden. Es ſind kleine Hemmungen der Lebenskraft, mit dazwiſchen gemengten Beförderungen derſelben, welche den Zuſtand der Geſundheit ausmachen, den wir irriger Weiſe für ein continuirlich gefühltes Wohlbefinden halten; da er doch nur aus ruckweiſe (mit immer dazwiſchen eintretendem Schmerz) einander folgenden angenehmen Gefühlen beſteht. Der Schmerz iſt der Stachel der Thätigkeit und in dieſer fühlen wir allererſt unſer Leben; ohne dieſen würde Lebloſigkeit eintreten.

Die Schmerzen, die langſam vergehen (wie das allmälige Geneſen von einer Krankheit oder der langſame Wiedererwerb eines verlornen Kapitals), *haben kein lebhaftes Vergnügen zur Folge*, weil der Uebergang unmerklich iſt. — Dieſe Sätze des Grafen **Veri** unterſchreibe ich mit voller Ueberzeugung.

Erläuterung durch Beiſpiele.

Warum iſt das Spiel (vornehmlich um Geld) ſo anziehend, und wenn es nicht gar zu eigennützig iſt, die beſte Zerſtreuung und Erholung nach einer langen Anſtrengung der Gedanken; denn durch Nichts-thun erholt man ſich nur langſam? Weil es der Zuſtand eines unabläſſig wechſelnden Fürchtens und Hoffens iſt. Die Abendmahlzeit nach demſelben ſchmeckt und bekommt auch beſſer. — Wodurch ſind *Schauſpiele* (es mögen Trauer- oder Luſtſpiele ſein) ſo anlockend? Weil in allen gewiſſe Schwierigkeiten, — Aengſtlichkeit und Verlegenheit, zwiſchen Hoffnung und Freude, — eintreten und ſo das Spiel einander widriger Affecten beim Schluſſe des Stücks dem Zuſchauer Beförderung des Lebens iſt, indem es ihn innerlich in Motion verſetzt hat. — Warum ſchließt ein Liebesroman mit der Trauung, und weswegen iſt ein ihm angehängter Supplement-Band (wie im Fielding), der ihn, von der Hand eines Stümpers, noch in der Ehe fortſetzt, widrig und abgeſchmackt? Weil Eiferſucht, als Schmerz der Verliebten, zwiſchen ihre Freuden und Hoffnungen, *vor* der Ehe Würze für den Leſer, *in* der Ehe aber Gift iſt; denn, um in der Romanenſprache zu reden, iſt „das Ende der Liebesſchmerzen zugleich das Ende der Liebe" (verſteht ſich mit Affect). — Warum iſt Arbeit die beſte Art ſein Leben zu genießen? Weil ſie beſchwerliche (an ſich unangenehme und nur durch den Erfolg ergötzende) Beſchäftigung iſt, und die Ruhe, durch das bloße Verſchwinden einer langen Beſchwerde, zur fühlbaren Luſt, dem Frohſein, wird; da ſie ſonſt nichts Genießbares ſein würde. — — Der Tabak (er werde geraucht oder geſchnupft) iſt zunächſt mit einer unangenehmen Empfindung verbunden. Aber gerade dadurch, daß die Natur (durch Abſonderung eines Schleims der Gaumen oder der Naſe) dieſen Schmerz augenblicklich aufhebt, wird er (vornehmlich der erſtere) zu einer Art von Geſellſchaft, durch Unterhaltung und immer neue Erweckung der Empfindungen und ſelbſt der Gedanken; wenn dieſe gleich hiebei nur herumſchweifend ſind. — Wen endlich auch kein poſitiver Schmerz zur Thätigkeit anreizt, den wird allenfalls ein negativer, die lange Weile, als Leere an Empfindung, die der an den Wechſel derſelben gewöhnte Menſch in ſich wahrnimmt, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen beſtrebt iſt, oft dermaßen afficiren, daß er eher Etwas zu ſeinem Schaden, als gar Nichts zu thun ſich angetrieben fühlt.

Von der langen Weile und dem Kurzweil.

§. 59.

Sein Leben fühlen, ſich vergnügen, iſt alſo nichts Anderes als: ſich continuirlich getrieben fühlen, aus dem gegenwärtigen Zuſtande herauszugehen, (der alſo ein eben ſo oft wiederkommender Schmerz ſein muß). Hieraus erklärt ſich auch die drückende, ja ängſtliche Beſchwerlichkeit der langen Weile, für Alle, welche auf ihr Leben und auf die Zeit aufmerkſam ſind (cultivirte Menſchen).*) Dieſer Druck oder Antrieb, jeden Zeitpunkt, darin wir ſind, zu verlaſſen und in den folgenden überzugehen, iſt accelerirend und kann bis zur Entſchließung wachſen, ſeinem Leben ein Ende zu machen, weil der üppige Menſch den Genuß aller Art verſucht hat, und keiner für ihn mehr neu iſt: wie man in Paris vom Lord Mordaunt ſagte: „die Engländer erhenken ſich, um ſich die Zeit zu paſſiren.“ — — Die in ſich wahrgenommene Leere an Empfindungen erregt ein Grauen (horror vacui), und gleichſam das Vorgefühl eines langſamen Todes, der für peinlicher gehalten wird, als wenn das Schickſal den Lebensfaden ſchnell abreißt.

---

*) Der Karaibe iſt durch ſeine angeborne Lebloſigkeit von dieſer Beſchwerlichkeit frei. Er kann Stunden lang mit ſeiner Angelruthe ſitzen, ohne Etwas zu fangen; die Gedankenloſigkeit iſt ein Mangel des Stachels der Thätigkeit, der immer einen Schmerz bei ſich führt, und deſſen jener überhoben iſt. — Unſere Leſewelt von verfeinertem Geſchmack wird durch ephemeriſche Schriften immer im Appetit, ſelbſt im Heißhunger zur Leſerei (eine Art von Nichtsthun) erhalten, nicht um ſich zu cultiviren, ſondern zu genießen; ſo, daß die Köpfe dabei immer leer bleiben und keine Ueberſättigung zu beſorgen iſt; indem ſie ihrem geſchäftigen Müßiggange den Anſtrich einer Arbeit geben, und ſich in demſelben einen würdigen Zeitaufwand vorſpiegeln, der doch um nichts beſſer iſt als jener, welchen das Journal des Luxus und der Moden dem Publikum anbietet.

Hieraus erklärt ſich auch, warum Zeitverkürzungen mit Vergnügen für einerlei genommen werden; weil, je ſchneller wir über die Zeit wegkommen, wir uns deſto erquickter fühlen; wie eine Geſellſchaft, die ſich auf einer Luſtreiſe im Wagen drei Stunden lang mit Geſprächen wohl unterhalten hat, beim Ausſteigen, wenn Einer von ihnen nach der Uhr ſieht, fröhlich ſagt: wo iſt die Zeit geblieben? oder wie kurz iſt uns die Zeit geworden? Da im Gegentheil, wenn die Aufmerkſamkeit auf die Zeit nicht Aufmerkſamkeit auf einen Schmerz, über den wir wegzuſein uns beſtreben, ſondern auf ein Vergnügen wäre, man wie billig jeden Verluſt der Zeit bedauern würde. — Unterredungen, die wenig Wechſel der Vorſtellungen enthalten, heißen langweilig, ſind eben hiemit auch beſchwerlich, und ein kurzweiliger Mann wird, wenn gleich nicht für einen wichtigen, doch für einen angenehmen Mann gehalten, der, ſobald er nur in's Zimmer tritt, gleich aller Mitgäſte Geſichter erheitert; wie durch ein Frohſein wegen Befreiung von einer Beſchwerde.

Wie iſt aber das Phänomen zu erklären, daß ein Menſch, der ſich den größten Theil ſeines Lebens hindurch mit langer Weile gequält hat, ſo daß ihm jeder Tag lang wurde, doch am Ende des Lebens über die Kürze des Lebens klagt? — Die Urſache hievon iſt in der Analogie mit einer ähnlichen Beobachtung zu ſuchen: woher die deutſchen (nicht gemeſſenen oder mit Meilenzeiger, wie die ruſſiſchen Werſte, verſehenen) Meilen, je näher zur Hauptſtadt (z. B. Berlin), immer deſto kleiner, je weiter aber davon (in Pommern) deſto größer werden; nämlich die Fülle der geſehenen Gegenſtände (Dörfer und Landhäuſer) bewirkt in der Erinnerung den täuſchenden Schluß auf einen großen zurückgelegten Raum, folglich auch auf eine längere, dazu erforderlich geweſene Zeit; das Leere aber im letzteren Fall wenig Erinnerung des Geſehenen, und alſo den Schluß auf einen kürzeren Weg und folglich kürzere Zeit, als ſich nach der Uhr ergeben würde. — — Eben ſo wird die Menge der Abſchnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannichfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, dem Alten die Einbildung von einer längeren zurückgelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte, und das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortſchreitende Beſchäftigungen, die einen großen beabſichtigten Zweck zur Folge haben (vitam extendere factis), iſt das einzige Mittel ſeines Lebens froh und dabei doch auch lebensſatt zu werden. „Je mehr du gedacht, je mehr du gethan haſt, deſto länger haſt du (ſelbſt in deiner eigenen Einbildung) gelebt.“ — — Ein ſolcher Beſchluß des Lebens geſchieht nun mit Zufriedenheit.

Wie ſteht es aber mit der Zufriedenheit, (acquiescentia) während dem Leben? — Sie iſt dem Menſchen unerreichbar: weder in moraliſcher (mit ſich ſelbſt, im Wohlverhalten zufrieden zu ſein) noch in pragmatiſcher Hinſicht (mit ſeinem Wohlbefinden, was er ſich durch Geſchicklichkeit und Klugheit zu verſchaffen denkt). Die Natur hat den Schmerz zum Stachel der Thätigkeit in ihn gelegt, dem er nicht entgehen kann: um immer zum Beſſern fortzuſchreiten, und auch im letzten Augenblicke des Lebens iſt die Zufriedenheit mit dem letzten Abſchnitte deſſelben nur comparativ (theils indem wir uns mit dem Looſe Anderer, theils auch mit uns ſelbſt vergleichen) ſo zu nennen; nie aber iſt ſie rein und vollſtändig. — Im Leben (abſolut) zufrieden zu ſein, wäre thatloſe Ruhe und Stillſtand der Triebfedern, oder Abſtumpfung der Empfindungen und der damit verknüpften Thätigkeit. Eine ſolche aber kann eben ſo wenig mit dem intellectuellen Leben des Menſchen zuſammen beſtehen, als der Stillſtand des Herzens in einem thieriſchen Körper, auf den, wenn nicht (durch den Schmerz) ein neuer Anreiz ergeht, unvermeidlich der Tod erfolgt.

Anmerkung. In dieſem Abſchnitte ſollte nun auch von Affecten, als Gefühlen der Luſt und Unluſt, welche die Schranken der innern Freiheit im Menſchen überſchreiten, gehandelt werden. Allein da dieſe mit den Leidenſchaften, welche in einem anderen Abſchnitte, nämlich dem des Begehrungsvermögen, vorkommen, oft vermengt zu werden pflegen, und doch auch damit in naher Verwandtſchaft ſtehen: ſo werde ich ihre Erörterung bei Gelegenheit dieſes dritten Abſchnittes vornehmen.

§. 60.

Habituell zur Fröhlichkeit geſtimmt zu ſein, iſt zwar mehrentheils eine Temperamentseigenſchaft, kann aber auch oft eine Wirkung von Grundſätzen ſein; wie *Epicur's* von Anderen ſo genanntes und darum verſchrieenes *Wohlluſtprincip*, was eigentlich das *ſtets fröhliche Herz* des Weiſen bedeuten ſollte. — *Gleichmüthig* iſt der, welcher ſich weder erfreut noch betrübt, und von dem, der gegen die Zufälle des Lebens *gleichgiltig*, mithin von ſtumpfem Gefühl iſt, ſehr unterſchieden. — Von der Gleichmüthigkeit unterſcheidet ſich die *launiſche* Sinnesart (vermuthlich hat ſie anfänglich lunatiſch geheißen), welche eine Dispoſition zu Anwandlungen eines Subjects zur Freude oder Traurigkeit iſt, von denen dieſes ſich ſelbſt keinen Grund angeben kann, und die vornehmlich den Hypochondriſten anhängt. Sie iſt von dem *launichten* Talent (eines Buttler oder Sterne) ganz unterſchieden; welches durch die abſichtlich-verkehrte Stellung, in die der witzige Kopf die Gegenſtände ſetzt, (gleichſam ſie auf den Kopf ſtellt), mit ſchalkhafter Einfalt dem Zuhörer oder Leſer das Vergnügen macht, ſie ſelbſt zurecht zu ſtellen. — *Empfindſamkeit* iſt jener Gleichmüthigkeit nicht entgegen. Denn ſie iſt ein *Vermögen* und eine *Stärke*, den Zuſtand ſowohl der Luſt als Unluſt zuzulaſſen, oder auch vom Gemüth abzuhalten, und hat alſo eine Wahl. Dagegen iſt *Empfindelei* eine *Schwäche*, durch Theilnehmung an dem Zuſtande Anderer, die gleichſam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben ſpielen können, ſich auch wider Willen afficiren zu laſſen. Die erſtere iſt männlich; denn der

Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beſchwerlichkeiten oder Schmerz erſparen will, muß ſo viel feines Gefühl haben, als nöthig iſt, um die Empfindung Anderer, nicht nach ſeiner Stärke, ſondern nach ihrer Schwäche zu beurtheilen; und die Zartheit ſeiner Empfindung iſt zur Großmuth nothwendig. Dagegen iſt die thatleere Theilnehmung ſeines Gefühls, ſympathetiſch zu den Gefühlen Anderer das ſeine mittönen, und ſich ſo bloß leidend afficiren zu laſſen, läppiſch und kindiſch. — So kann und ſollte es Frömmigkeit in guter Laune geben; ſo kann und ſoll man beſchwerliche, aber nothwendige, Arbeit in guter Laune verrichten; ja ſelbſt ſterben in guter Laune: denn Alles dieſes verliert ſeinen Werth dadurch, daß es in übler Laune oder mürriſcher Stimmung begangen oder erlitten wird.

Von dem Schmerz, über dem man vorſetzlich als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören ſoll, brütet, ſagt man, daß Jemand ſich etwas (ein Uebel) zu Gemüthe ziehe. — Man muß ſich aber nichts zu Gemüthe ziehen; denn was ſich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geſchlagen werden: weil es Unſinn wäre, das Geſchehene ungeſchehen machen zu wollen. Sich ſelbſt beſſern geht wohl an, und iſt auch Pflicht; an dem aber, was ſchon außer meiner Gewalt iſt, noch beſſern zu wollen, iſt ungereimt. Aber etwas zu Herzen nehmen, worunter jeder gute Rath, oder jede gute Lehre verſtanden wird, die man ſich angelegen ſein zu laſſen den feſten Vorſatz faßt, iſt eine überlegte Gedankenrichtung, ſeinen Willen mit genugſam ſtarkem Gefühl zur Ausübung deſſelben zu verknüpfen. — Die Buße des Selbſtpeinigers, ſtatt der ſchnellen Verwendung ſeiner Geſinnung auf einen beſſeren Lebenswandel, iſt rein verlorene Mühe, und hat noch wohl die ſchlimme Folge, bloß dadurch (durch die Reue) ſein Schuldregiſter für getilgt zu halten, und ſo ſich die, vernünftiger Weiſe jetzt noch zu verdoppelnde, Beſtrebung zum Beſſeren, zu erſparen.

§. 61.

Eine Art ſich zu vergnügen iſt zugleich *Cultur*: nämlich Vergrößerung der Fähigkeit, noch mehr Vergnügen dieſer Art zu genießen; dergleichen das mit Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten iſt. Eine *andere* Art aber iſt *Abnutzung*: welche uns des ferneren Genuſſes immer weniger fähig macht. Auf welchem Wege man aber auch immer Vergnügen ſuchen mag: ſo iſt es, wie bereits oben geſagt, eine Hauptmaxime, es ſich ſo zuzumeſſen, daß man noch immer damit ſteigen kann; denn damit geſättigt zu ſein, bewirkt denjenigen ekelnden Zuſtand, der dem verwöhnten Menſchen das Leben ſelbſt zur Laſt macht und Weiber, unter dem Namen der Vapeurs, verzehrt. —— Junger Menſch! (ich wiederhole es) gewinne die Arbeit lieb; verſage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu *entſagen*, ſondern, ſo viel als möglich, immer nur in Proſpect zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieſelbe nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden phyſiſchen Genuſſes nie bedauern läßt, wird ſelbſt in dieſer Aufopferung dir ein Kapital zur Zufriedenheit zuſichern, welches vom Zufall oder dem Naturgeſetz unabhängig iſt.

§. 62.

Wir urtheilen aber auch über Vergnügen und Schmerz durch ein *höheres* Wohlgefallen oder Mißfallen an uns ſelbſt (nämlich das moraliſche): ob wir uns demſelben weigern oder überlaſſen ſollen.

1) Der Gegenſtand kann angenehm ſein, aber das Vergnügen an demſelben mißfallen. Daher der Ausdruck von einer bitteren Freude. — Der, welcher in mißlichen Glücksumſtänden iſt und nun ſeine Aeltern, oder einen würdigen und wohlthätigen Anverwandten beerbt, kann nicht vermeiden, ſich über ihr Abſterben zu freuen; aber auch nicht, ſich dieſe Freude zu verweiſen. Eben das geſchieht im Gemüthe eines Adjuncts, der einem von ihm verehrten Vorgänger mit ungeheuchelter Traurigkeit im Leichenbegängniſſe folgt.

2) Der Gegenſtand kann unangenehm ſeyn; aber der Schmerz über ihn gefällt. Daher der Ausdruck ſüßer Schmerz: z. B. einer ſonſt wohlhabend hinterlaſſenen Witwe, die ſich nicht will tröſten laſſen; welches oft ungebührlicher Weiſe für Affectation ausgelegt wird.

Dagegen kann das Vergnügen überdies noch gefallen, nämlich dadurch, daß der Menſch an ſolchen Gegenſtänden, mit denen ſich zu beſchäftigen ihm Ehre macht, ein Vergnügen findet: z. B. die Unterhaltung mit ſchönen Künſten, ſtatt des bloßen Sinnengenuſſes, und dazu noch das Wohlgefallen daran, daß er als ein feiner Mann eines ſolchen Vergnügens fähig iſt. — Eben ſo kann der Schmerz eines Menſchen obenein ihm noch mißfallen. Jeder Haß eines Beleidigten iſt Schmerz; aber der Wohldenkende kann doch nicht umhin, es ſich zu verweiſen, daß, ſelbſt nach der Genugthuung, er noch immer einen Groll gegen ihn übrig behält.

§. 63.

Vergnügen, was man ſelbſt (geſetzmäßig) erwirbt, wird verdoppelt gefühlt; einmal als Gewinn und dann noch obenein als Verdienſt (die innere Zurechnung ſelbſt Urheber deſſelben zu ſein). — Erarbeitetes Geld vergnügt, wenigſtens dauerhafter, als im Glücksſpiel gewonnenes, und, wenn man auch über das Allgemeinſchädliche der Lotterie wegſieht, ſo liegt doch im Gewinn durch dieſelbe etwas, deſſen ſich ein wohldenkender Menſch ſchämen muß. — Ein Uebel, woran eine fremde Urſache ſchuld iſt, ſchmerzt; aber woran man ſelbſt ſchuld iſt, betrübt und ſchlägt nieder.

Wie iſt es aber zu erklären oder zu vereinigen: daß bei einem Uebel, was Jemanden von Anderen widerfährt, zweierlei Sprache geführt wird? — So ſagt z. B. Einer der Leidenden: „ich wollte mich zufrieden geben, wenn ich nur die mindeſte Schuld daran hätte;" ein Zweiter aber: „es iſt mein Troſt, daß ich daran ganz unſchuldig bin". — Unſchuldig leiden entrüſtet; weil es Beleidigung von einem Anderen iſt. — Schuldig leiden ſchlägt nieder; weil es innerer Vorwurf iſt. — Man ſieht leicht, daß von jenen Beiden der Zweite der beſſere Menſch ſei.

§. 64.

Es iſt eben nicht die lieblichſte Bemerkung an Menſchen: daß ihr Vergnügen durch Vergleichung mit dem Schmerze Anderer erhöhet, der eigene Schmerz aber durch die Vergleichung mit Anderer ähnlichen, oder noch größeren Leiden, vermindert wird. Dieſe Wirkung iſt aber bloß pſychologiſch (nach dem Satze des Contraſtes: opposita juxta se posita magis elucescunt) und hat keine Beziehung auf's Moraliſche: etwa Anderen Leiden zu wünſchen, damit man die Behaglichkeit ſeines eigenen Zuſtandes deſto inniglicher fühlen möge. Man leidet vermittelſt der Einbildungskraft mit dem Anderen mit, (ſo wie, wenn man Jemanden, der aus dem Gleichgewicht gekommen, dem Fallen nahe ſieht, man unwillkürlich und vergeblich ſich auf die Gegenſeite hinbeugt, um ihn gleichſam gerade zu ſtellen) und iſt nur froh in daſſelbe Schickſal nicht auch verflochten zu ſein.*) Daher läuft das Volk mit heftiger Begierde, die Hinführung eines Delinquenten und deſſen Hinrichtung anzuſehen, als zu einem Schauſpiel. Denn die Gemüthsbewegungen und Gefühle, die ſich an ſeinem Geſicht und Betragen äußern, wirken ſympathetiſch auf den Zuſchauer und hinterlaſſen, nach der Beängſtigung deſſelben durch die Einbildungskraft, (deren Stärke durch die Feierlichkeit noch erhöhet wird) das ſanfte, aber doch ernſte Gefühl einer Abſpannung, welche den darauf folgenden Lebensgenuß deſto fühlbarer macht.

Auch wenn man ſeinen Schmerz mit andern möglichen an ſeiner eigenen Perſon vergleicht, wird er dadurch doch erträglicher. Dem, welcher ein Bein gebrochen hat, kann man dadurch ſein Unglück doch erträglicher machen, wenn man ihm zeigt, daß es leicht hätte das Genick treffen können.

---

*) Suave, mari mangno, turbantibus aequora ventis,
E terra alterius magnum spectare laborem.
Non quia vexari quenquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Lucret.

Das gründlichſte und leichteſte Beſänftigungsmittel aller Schmerzen iſt der Gedanke, den man einem vernünftigen Menſchen wohl anmuthen kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß deſſelben betrifft, der von Glücksumſtänden abhängt, gar keinen eigenen Werth, und nur was den Gebrauch deſſelben anlangt, zu welchen Zwecken es gerichtet iſt, einen Werth habe, den nicht das Glück, ſondern allein die *Weisheit* dem Menſchen verſchaffen kann; der alſo in ſeiner Gewalt iſt. Wer ängſtlich wegen des Verluſtes deſſelben bekümmert iſt, wird des Lebens nie froh werden.

B.

Vom Gefühl für das Schöne,

d. i.

der theils sinnlichen theils intellectuellen Lust in der reflectirten Anschauung

oder

dem Geschmack.

---

§. 65.

Geſchmack, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, iſt, wie ſchon oben geſagt, die Eigenſchaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewiſſen aufgelöſeten Materien im Eſſen oder Trinken ſpecifiſch afficirt zu werden. Er iſt in ſeinem Gebrauche entweder bloß als **Unterſcheidungs**- oder auch zugleich als **Wohlgeſchmack** zu verſtehen (z. B. ob etwas ſüß oder bitter ſei, oder ob das Gekoſtete [ſüße oder bittere] angenehm ſei). Der Erſtere kann allgemeine Uebereinſtimmung in der Art, wie gewiſſe Materien zu **benennen** ſind, der Letztere aber kann niemals ein allgemeingiltiges Urtheil abgeben: daß nämlich (z. B. das Bittere) was mir angenehm iſt, auch Jedermann angenehm ſein werde. Der Grund davon iſt klar: weil Luſt oder Unluſt nicht zum Erkenntnißvermögen in Anſehung der Objecte gehören, ſondern Beſtimmungen des Subjects ſind, alſo äußeren Gegenſtänden nicht beigelegt werden können. — Der Wohlgeſchmack enthält alſo zugleich den Begriff von einer Unterſcheidung durch Wohlgefallen oder Mißfallen, welche ich mit der Vorſtellung des Gegenſtandes in der Wahrnehmung oder Einbildung verbinde.

Nun wird aber auch das Wort *Geſchmack* für ein ſinnliches Beurtheilungsvermögen genommen, nicht bloß, nach der Sinnesempfindung, für mich ſelbſt, ſondern auch, nach einer gewiſſen Regel zu wählen, die als für Jedermann geltend vorgeſtellt wird. Dieſe Regel kann *empiriſch* ſein; wo ſie aber alsdann auf keine wahre Allgemeinheit, folglich auch nicht auf Nothwendigkeit (*es müſſe* im Wohlgeſchmack jedes Anderen Urtheil mit dem meinigen übereinſtimmen) — Anſpruch machen kann. So gilt nämlich die Geſchmacksregel in Anſehung der Mahlzeiten, für die Deutſchen mit einer Suppe, für Engländer aber mit derber Koſt anzufangen; weil eine durch Nachahmung allmälig verbreitete Gewohnheit es zur Regel der Anordnung einer Tafel gemacht hat.

Aber es giebt auch einen Wohlgeſchmack, deſſen Regel *a priori* begründet ſein muß, weil ſie *Nothwendigkeit*, folglich auch Giltigkeit für Jedermann, ankündigt, wie die Vorſtellung eines Gegenſtandes in Beziehung auf das Gefühl der Luſt oder Unluſt zu beurtheilen ſei; (wo alſo die Vernunft ingeheim mit im Spiel iſt, ob man zwar das Urtheil derſelben nicht aus Vernunftprincipien ableiten und es darnach beweiſen kann) und dieſen Geſchmack könnte man den *vernünftelnden*, zum Unterſchiede vom *empiriſchen* als dem Sinnengeſchmack (jenen gustus reflectens, dieſen reflexus) nennen.

Alle *Darſtellung* ſeiner eigenen Perſon oder ſeiner Kunſt mit Geſchmack ſetzt einen geſellſchaftlichen Zuſtand (ſich mitzutheilen) voraus, der nicht immer geſellig, theilnehmend an der Luſt Anderer, ſondern im Anfange gemeiniglich barbariſch, ungeſellig und bloß wetteifernd iſt. — In völliger Einſamkeit wird Niemand ſich ſein Haus ſchmücken oder ausputzen; er wird es auch nicht gegen die Seinigen (Weib und Kinder), ſondern nur gegen Fremde thun; um ſich vortheilhaft zu zeigen. Im Geſchmack (der Auswahl) aber, d. i. in der äſthetiſchen Urtheilskraft, iſt es nicht unmittelbar die Empfindung (das Materiale der Vorſtellung des Gegenſtandes), ſondern wie es die freie (productive) Einbildungskraft durch Dichtung zuſammenpaart, d. i. die Form, was das Wohlgefallen an demſelben hervorbringt: denn nur die Form iſt es, was des Ausſpruchs auf eine allgemeine Regel für das Gefühl der Luſt fähig iſt. Von der Sinnenempfindung, die, nach Verſchiedenheit der Sinnesfähigkeit der Subjecte, ſehr verſchieden ſein kann, darf man eine ſolche allgemeine Regel nicht erwarten. — Man kann alſo den Geſchmack ſo erklären: „Geſchmack iſt das Vermögen der äſthetiſchen Urtheilskraft, allgemeingiltig zu wählen.“

Er iſt alſo ein Vermögen der geſellſchaftlichen Beurtheilung äußerer Gegenſtände in der Einbildungskraft. — Hier fühlt das Gemüth ſeine Freiheit im Spiele der Einbildungen (alſo der Sinnlichkeit); denn die Socialität mit andern Menſchen ſetzt Freiheit voraus, — und dieſes Gefühl iſt Luſt. — Aber die Allgemeingiltigkeit dieſer Luſt für Jedermann, durch welche die Wahl mit Geſchmack (des Schönen) ſich von der Wahl durch bloße Sinnenempfindung (des bloß ſubjectiv Gefallenden) d. i. des Angenehmen, unterſcheidet, führt den Begriff eines Geſetzes bei ſich; denn nur nach dieſem kann die Giltigkeit des Wohlgefallens für den Beurtheilenden allgemein ſein. Das Vermögen der Vorſtellung des Allgemeinen aber iſt der *Verſtand*. Alſo iſt das Geſchmacksurtheil ſowohl ein äſthetiſches, als ein Verſtandesurtheil, aber in beider Vereinigung (mithin das Letztere nicht als rein) gedacht. — Die Beurtheilung eines Gegenſtandes durch Geſchmack iſt ein Urtheil über die Einſtimmung oder den Widerſtreit der Freiheit im Spiele der Einbildungskraft und der Geſetzmäßigkeit des Verſtandes und geht alſo nur die Form (dieſe Vereinbarkeit der Sinnenvorſtellungen) äſthetiſch zu *beurtheilen*, nicht Producte, in welchen jene wahrgenommen wird, hervorzubringen, an; denn das wäre *Genie*, deſſen aufbrauſende Lebhaftigkeit durch die Sittſamkeit des Geſchmacks gemäßigt und eingeſchränkt zu werden, oft bedarf.

Schönheit iſt allein das, was für den Geſchmack gehört; das *Erhabene* gehört zwar auch zur äſthetiſchen Beurtheilung, aber nicht für den Geſchmack. Aber es kann und ſoll die *Vorſtellung* des Erhabenen doch an ſich ſchön ſein; ſonſt iſt ſie rauh, barbariſch und geſchmackwidrig. Selbſt die *Darſtellung* des Böſen oder Häßlichen (z. B. der Geſtalt des perſonificirten Todes bei Milton) kann und muß ſchön ſein, wenn einmal ein Gegenſtand äſthetiſch vorgeſtellt werden ſoll, und wenn es auch ein *Therſites* wäre; denn ſonſt bewirkt ſie entweder Unſchmackhaftigkeit oder Ekel: welche beide das Beſtreben enthalten, eine Vorſtellung, die zum Genuß dargeboten wird, von ſich zu ſtoßen, da hingegen *Schönheit* den Begriff der Einladung zur innigſten Vereinigung mit dem Gegenſtande, d. i. zum unmittelbaren Genuß, bei ſich führt. — Mit dem Ausdruck einer ſchönen Seele ſagt man Alles, was ſich, ſie zum Zweck der innerſten Vereinigung mit ihr zu machen, ſagen läßt; denn Seelengröße und Seelenſtärke betreffen die Materie (die Werkzeuge zu gewiſſen Zwecken); aber die Seelengüte, die reine Form, unter der alle Zwecke ſich vereinigen laſſen müſſen, und die daher, wo ſie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt, urſchöpferiſch, aber auch überirdiſch iſt, — dieſe Seelengüte iſt doch der Mittelpunkt, um welchen das Geſchmacksurtheil alle ſeine Urtheile der mit der Freiheit des Verſtandes vereinbaren ſinnlichen Luſt, verſammelt.

Anmerkung. Wie mag es doch gekommen ſein, daß vornehmlich die neueren Sprachen, das äſthetiſche Beurtheilungsvermögen mit einem Ausdruck (gustus, sapor), der bloß auf ein gewiſſes Sinnenwerkzeug (das Innere des Mundes) und die Unterſcheidung ſowohl als die Wahl genießbarer Dinge durch daſſelbe hinweiſet, bezeichnet haben? — Es iſt keine Lage, wo Sinnlichkeit und Verſtand in einem Genuſſe vereinigt ſo lange fortgeſetzt, und ſo oft mit Wohlgefallen wiederholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Geſellſchaft. — Die erſtere wird aber hiebei nur als Vehikel der Unterhaltung der letzteren angeſehen. Der äſthetiſche Geſchmack des Wirths zeigt ſich nun in der Geſchicklichkeit allgemeingiltig zu wählen; welches er aber durch ſeinen eigenen Sinn nicht bewerkſtelligen kann: weil ſeine Gäſte ſich vielleicht andere Speiſen oder Getränke, Jeder nach ſeinem Privatſinn, auswählen würden. Er ſetzt alſo ſeine Veranſtaltung in der

Mannichfaltigkeit: daß nämlich für Jeden nach ſeinem Sinn Einiges angetroffen werde; welches eine comparative Allgemeingiltigkeit abgiebt. Von ſeiner Geſchicklichkeit, die Gäſte ſelbſt zur wechſelſeitigen allgemeinen Unterhaltung zu wählen (welche auch wohl Geſchmack genannt wird, eigentlich aber Vernunft in ihrer Anwendung auf den Geſchmack, und von dieſem noch verſchieden iſt), kann in der gegenwärtigen Frage nicht die Rede ſein. Und ſo hat das Organgefühl durch einen beſondern Sinn den Namen für ein ideales, nämlich einer ſinnlich-allgemeingiltigen Wahl überhaupt, hergeben können. — Noch ſonderbarer iſt es: daß die Geſchicklichkeit der Erprobung durch den Sinn, ob etwas ein Gegenſtand des Genuſſes eines und deſſelben Subjects (nicht ob deſſen Wahl allgemeingiltig) ſei (sapor), ſogar zur Benennung der Weisheit (sapientia) hinaufgeſchroben worden; vermuthlich deswegen, weil ein unbedingt nothwendiger Zweck keines Ueberlegens und Verſuchens bedarf, ſondern unmittelbar gleichſam durch Schmecken des Zuträglichen in die Seele kommt.

§. 66.

Das **Erhabene** (sublime) iſt die ehrfurchterregende **Großheit** (magnitudo reverenda), dem Umfange oder dem Grade nach, zu dem die Annäherung (um ihm mit ſeinen Kräften angemeſſen zu ſein) einladend, die Furcht aber, in der Vergleichung mit demſelben in ſeiner eigenen Schätzung zu verſchwinden, zugleich abſchreckend iſt (z. B. der Donner über unſerem Haupte, oder ein hohes wildes Gebirge); wobei, wenn man ſelbſt in Sicherheit iſt, Sammlung ſeiner Kräfte, um die Erſcheinung zu faſſen, und dabei Beſorgniß, ihre

Größe nicht erreichen zu können, Verwunderung (ein angenehmes Gefühl durch continuirliche Ueberwindung des Schmerzens) erregt wird.

Das Erhabene iſt zwar das Gegengewicht, aber nicht das Widerſpiel vom Schönen; weil die Beſtrebung und der Verſuch, ſich zu der Faſſung (apprehensio) des Gegenſtandes zu erheben, dem Subject ein Gefühl ſeiner eigenen Größe und Kraft erweckt; aber die Gedankenvorſtellung deſſelben in der Beſchreibung oder Darſtellung kann und muß immer ſchön ſein. Denn ſonſt wird die Verwunderung Abſchreckung, welche von Bewunderung, als einer Beurtheilung, wobei man des Verwunderns nicht ſatt wird, ſehr unterſchieden iſt.

Die Großheit, die zweckwidrig iſt (magnitudo monstrosa), iſt das Ungeheuere. Daher haben die Schriftſteller, welche die weitläufige Größe des ruſſiſchen Reichs erheben wollten, es ſchlecht getroffen, daß ſie es als ungeheuer betitelten; denn hierin liegt ein Tadel: als ob es, für einen einzigen Beherrſcher, zu groß ſei. — Abenteuerlich iſt ein Menſch, der den Hang hat, ſich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich iſt.

Das Erhabene iſt alſo zwar nicht ein Gegenſtand für den Geſchmack, ſondern für das Gefühl der Rührung; aber die künſtliche Darſtellung deſſelben in der Beſchreibung und Bekleidung (bei Nebenwerken, parerga) kann und ſoll ſchön ſein; weil es ſonſt wild, rauh und abſtoßend und ſo dem Geſchmack zuwider iſt.

Der Geschmack enthält eine Tendenz zur äusseren Beförderung der Moralität.

§. 67.

Der Geſchmack (gleichſam als formaler Sinn) geht auf Mittheilung ſeines Gefühls der Luſt oder Unluſt an Andere und enthält eine Empfänglichkeit, durch dieſe Mittheilung ſelbſt mit Luſt afficirt, ein Wohlgefallen (complacentia) daran gemeinſchaftlich mit Anderen (geſellſchaftlich) zu empfinden. Nun iſt das Wohlgefallen, was nicht bloß als für das empfindende Subject, ſondern auch für jeden Anderen, d. i. als allgemeingiltig betrachtet werden kann, weil es Nothwendigkeit (dieſes Wohlgefallens), mithin ein Princip deſſelben a priori enthalten muß, um als ein ſolches gedacht werden zu können, ein Wohlgefallen an der Uebereinſtimmung der Luſt des Subjects mit dem Gefühl jedes Anderen, nach einem allgemeinen Geſetz, welches aus der allgemeinen Geſetzgebung des Fühlenden, mithin aus der Vernunft, entſpringen muß: d. i. die Wahl nach dieſem Wohlgefallen ſteht der Form nach unter dem Princip der Pflicht. Alſo hat der ideale Geſchmack eine Tendenz zur äußeren Beförderung der Moralität. — Den Menſchen für ſeine geſellſchaftliche Lage geſittet zu machen, will zwar nicht ganz ſo viel ſagen, als ihn ſittlich-gut (moraliſch) zu bilden, aber bereitet doch, durch die Beſtrebung in dieſer Lage Anderen wohlzugefallen (beliebt oder bewundert zu werden), dazu vor. — Auf dieſe Weiſe könnte man den Geſchmack Moralität in der äußeren Erſcheinung nennen; ob zwar dieſer Ausdruck, nach dem Buchſtaben genommen, einen Widerſpruch enthält; denn Geſittetſein enthält doch den *Anſchein* oder Anſtand vom Sittlichguten und ſelbſt einen Grad davon, nämlich die Neigung auch ſchon in dem Schein deſſelben einen Werth zu ſetzen.

§. 68.

Geſittet, wohlanſtändig, manierlich, geſchliffen (mit Abſtoßung der Rauhigkeit) zu ſein, iſt doch nur die negative Bedingung des Geſchmacks. Die Vorſtellung dieſer Eigenſchaften in der Einbildungskraft kann eine äußerlich *intuitive* Vorſtellungsart eines Gegenſtandes oder ſeiner eigenen Perſon mit Geſchmack ſein, aber nur für zwei Sinne, für das Gehör und Geſicht. Muſik und bildende Kunſt (Malerei, Bildhauer-, Bau- und Gartenkunſt) machen Anſprüche auf Geſchmack, als Empfänglichkeit eines Gefühls der Luſt für die bloßen Formen äußerer Anſchauung, erſtere in Anſehung des Gehörs, die andere des Geſichts. Dagegen enthält die *discurſive* Vorſtellungsart, durch laute Sprache oder durch Schrift, zwei Künſte, darin der Geſchmack ſich zeigen kann: die *Beredſamkeit* und *Dichtkunſt*.

Anthropologische Bemerkungen über den Geschmack.

A.

Vom Modegeschmack.

§. 69.

Es iſt ein natürlicher Hang des Menſchen, in ſeinem Betragen ſich mit einem Bedeutendern (des Kindes mit den Erwachſenen, des Geringeren mit den Vornehmeren) in Vergleichung zu ſtellen und ſeine Weiſe nachzuahmen. Ein Geſetz dieſer Nachahmung, um bloß nicht geringer zu erſcheinen als Andere, und zwar in dem, wobei übrigens auf keinen Nutzen Rückſicht genommen wird, heißt *Mode*. Dieſe gehört alſo unter den Titel der *Eitelkeit*, weil in der Abſicht kein innerer Werth iſt; imgleichen der *Thorheit*, weil dabei doch ein Zwang iſt, ſich durch bloßes Beiſpiel, das uns Viele in der Geſellſchaft geben, knechtiſch leiten zu laſſen. *In der Mode* ſein, iſt eine Sache des Geſchmacks; der *außer* der Mode einem vorigen Gebrauch anhängt, heißt *altväteriſch*; der gar einen Werth darin ſetzt, außer der Mode zu ſein, iſt ein *Sonderling*. Beſſer iſt es aber doch immer, ein Narr in der Mode als ein Narr außer der Mode zu ſein; wenn man jene Eitelkeit überhaupt mit dieſem harten Namen belegen will: welchen Titel doch die Modeſucht wirklich verdient, wenn ſie jener Eitelkeit wahren Nutzen oder gar Pflichten aufopfert. — Alle Moden ſind ſchon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweiſen. Denn, wenn das Spiel der Nachahmung fixirt wird, ſo wird dieſe zum *Gebrauch*; wobei dann auf den Geſchmack gar nicht mehr geſehen wird. Die Neuigkeit iſt es alſo, was die Mode beliebt macht, und erfinderiſch in allerlei äußeren Formen zu ſein, wenn dieſe auch öfters in's Abenteuerliche und zum Theil Häßliche ausarten, gehört zum *Ton* der Hofleute, vornehmlich der Damen, denen dann Andere begierig nachfolgen, und ſich in niedrigen Ständen noch lange damit ſchleppen, wenn jene ſie ſchon abgelegt haben. — Alſo iſt die Mode eigentlich nicht eine Sache des Geſchmacks (denn ſie kann äußerſt geſchmackwidrig ſein), ſondern der bloßen Eitelkeit vornehm zu thun, und des Wetteifers einander dadurch zu übertreffen. (Die élégants de la cour ſonſt petits-maîtres genannt, ſind Windbeutel.)

Mit dem wahren, idealen Geſchmack, läßt ſich Pracht, mithin etwas Erhabenes, was zugleich ſchön iſt, verbinden (wie ein prachtvoller beſtirnter Himmel, oder, wenn es nicht zu widrig klingt, eine St. Peterskirche in Rom). Aber Pomp, eine prahleriſche Ausſtellung zur Schau, kann zwar auch mit Geſchmack verbunden werden, aber nicht ohne Weigerung des Letzteren; weil der Pomp für den großen Haufen, der viel Pöbel in ſich faßt, berechnet iſt, deſſen Geſchmack, als ſtumpf, mehr Sinnenempfindung als Beurtheilungsfähigkeit erfordert.

B.

Vom Kunstgeschmack.

Ich ziehe hier nur die redenden Künſte: Beredſamkeit und Dichtkunſt, in Betrachtung, weil dieſe auf eine Stimmung des Gemüths angelegt ſind, wodurch dieſes unmittelbar zur Thätigkeit aufgeweckt wird, und ſo in einer pragmatiſchen Anthropologie, wo man den Menſchen nach dem zu kennen ſucht, was aus ihm zu machen iſt, ihren Platz hat.

Man nennt das durch Ideen belebende Princip des Gemüths Geiſt. — Geſchmack iſt ein bloßes regulatives Beurtheilungsvermögen der Form in der Verbindung des Mannichfaltigen in der Einbildungskraft; Geiſt aber das productive Vermögen der Vernunft, ein Muſter für jene Form a priori der Einbildungskraft unterzulegen. Geiſt und Geſchmack: der *erſte*, um Ideen zu ſchaffen, der *zweite*, um ſie für die, den Geſetzen der productiven Einbildungskraft angemeſſene Form, zu beſchränken, und ſo *urſprünglich* (nicht nachahmend) zu *bilden* (fingendi). Ein mit Geiſt und Geſchmack abgefaßtes Product kann überhaupt *Poeſie* genannt werden und iſt ein Werk der *ſchönen Kunſt*: es mag den Sinnen vermittelſt der Augen oder der Ohren unmittelbar vorgelegt werden, welche auch *Dichtkunſt* (poetica in sensu lato) genannt werden kann: ſie mag Maler-, Garten-, Baukunſt oder Ton- und Versmacherkunſt (poetica in sensu stricto) ſein. *Dichtkunſt* aber, im Gegenſatz mit der *Beredſamkeit*, iſt von dieſer nur der wechſelſeitigen Unterordnung des Verſtandes und der Sinnlichkeit nach unterſchieden, ſo, daß die erſtere ein *Spiel* der Sinnlichkeit durch den Verſtand *geordnet*, die zweite aber ein *Geſchäft* des Verſtandes durch Sinnlichkeit *belebt*, beide aber, der Redner ſowohl als der Poet (in weitem Sinne), *Dichter* ſind, und aus ſich ſelbſt neue Geſtalten (Zuſammenſtellungen des Sinnlichen) in ihrer Einbildungskraft hervorbringen.*)

---

*) Die *Neuigkeit* der *Darſtellung* eines Begriffs iſt eine Hauptforderung der ſchönen Kunſt an den Dichter, wenn gleich der Begriff ſelbſt auch nicht neu ſein ſollte. — Für den Verſtand aber (abgeſehen vom Geſchmack) hat man folgende Ausdrücke für die Vermehrung unſerer Kenntniſſe durch neue Wahrnehmung. — Etwas *entdecken*, zuerſt wahrnehmen was ſchon da war, z. B. Amerika, die magnetiſche, nach den Polen ſich richtende Kraft, die Luftelektricität. — Etwas *erfinden* (was noch nicht da war, zur Wirklichkeit

Weil die Dichtergabe ein Kunſtgeſchick, und, mit Geſchmack verbunden, ein Talent für ſchöne Kunſt iſt, die zum Theil auf (obzwar ſüße, oft auch indirect heilſame) Täuſchung ausgeht, ſo kann es nicht fehlen, daß von ihr nicht großer (oft auch nachtheiliger) Gebrauch im Leben gemacht werde. — Ueber den Charakter des Dichters alſo, oder auch, über den Einfluß, den ſein Geſchäft auf ihn und Andere hat, und die Würdigung deſſelben, verlohnt es wohl einige Fragen und Bemerkungen aufzuſtellen.

Warum gewinnt unter den ſchönen (redenden) Künſten die Poeſie den Preis über die Beredſamkeit bei eben denſelben Zwecken? — Weil ſie zugleich Muſik (ſingbar) und Ton, ein für ſich allein angenehmer Laut iſt, dergleichen die bloße Sprache nicht iſt. Selbſt die Beredſamkeit borgt von der Poeſie einen dem Ton nahe kommenden Laut, den Accent, ohne welchen die Rede der nöthigen dazwiſchen kommenden Augenblicke der Ruhe und der Belebung entbehrte. Die Poeſie gewinnt aber nicht bloß den Preiß über die Beredſamkeit, ſondern auch über jede andere ſchöne Kunſt: über die Malerei (wozu die Bildhauerkunſt

---

bringen) z. B. den Compas, den Aeroſtat. — Etwas ausfindig machen, das Verlorne durch Nachſuchen wiederfinden. — Erſinnen und ausdenken (z. B. von Werkzeugen für Künſtler, oder Maſchinen). — Erdichten, mit dem Bewußtſein das Unwahre als wahr vorſtellig machen, wie in Romanen, wenn es nur zur Unterhaltung geſchieht. — Eine für Wahrheit ausgegebene Erdichtung aber iſt Lüge.

(— — Turpiter atrum
desinit in piscem mulier formosa superne.)
Horat.

gehört) und ſelbſt über die Muſik. Denn die letztere iſt nur darum ſchöne (nicht bloß angenehme) Kunſt, weil ſie der Poeſie zum Vehikel dient. Auch giebt es unter den Poeten nicht ſo viel ſeichte (zu Geſchäften untaugliche) Köpfe, als unter den Tonkünſtlern; weil Jene doch auch zum Verſtande, Dieſe aber bloß zu den Sinnen reden. — Ein gutes Gedicht iſt das eindringendſte Mittel der Belebung des Gemüths. — — Es gilt aber nicht bloß vom Poeten, ſondern von jedem Beſitzer der ſchönen Kunſt: man müſſe dazu geboren ſein und könne nicht durch Fleiß und Nachahmung dazu gelangen; imgleichen, daß der Künſtler zum Gelingen ſeiner Arbeit, noch einer ihn anwandelnden glücklichen Laune, gleich als dem Augenblicke einer Eingebung, bedürfe (daher er auch vates genannt wird), weil, was nach Vorſchrift und Regeln gemacht wird, geiſtlos (ſclaviſch) ausfällt, ein Product der ſchönen Kunſt aber nicht bloß Geſchmack, der auf Nachahmung gegründet ſein kann, ſondern auch Originalität des Gedanken erfordert, die als aus ſich ſelbſt belebend, Geiſt genannt wird. — Der Naturmaler mit dem Pinſel oder der Feder (das letztere ſei in Proſe oder in Verſen) iſt nicht der ſchöne Geiſt, weil er nur nachahmt; der Ideenmaler iſt allein der Meiſter der ſchönen Kunſt.

Warum verſteht man unter dem Poeten gewöhnlich einen Dichter in Verſen d. i. in einer Rede, die ſcandirt (der Muſik ähnlich, tactmäßig geſprochen) wird? Weil er, ein Werk der ſchönen Kunſt ankündigend, mit einer Feierlichkeit auftritt, die dem feinſten Geſchmack (der Form nach) genügen muß; denn ſonſt wäre es nicht ſchön. — Weil dieſe Feierlichkeit aber am meiſten zur ſchönen Vorſtellung des Erhabenen erfordert wird, ſo wird dergleichen affectirte Feierlichkeit ohne Vers (von Hugo Blair) „tollgewordene Proſe" genannt. — Versmacherei iſt anderſeits auch nicht Poeſie, wenn ſie ohne Geiſt iſt.

Warum iſt der Reim in den Verſen der Dichter neuerer Zeiten, wenn er glücklich den Gedanken ſchließt, ein großes Erforderniß des Geſchmacks in unſerem Welttheil? dagegen ein widriger Verſtoß gegen den Vers in Gedichten der alten Zeiten, ſo daß z. B. im Deutſchen reimfreie Verſe wenig gefallen, ein in Reim gebrachter lateiniſcher Virgil aber noch weniger behagen kann? Vermuthlich weil bei den alten claſſiſchen Dichtern die Proſodie beſtimmt war, den neuern Sprachen aber großentheils mangelt, und dann doch das Ohr, durch den Reim, der den Vers gleichtönend mit dem vorigen ſchließt, dafür ſchadlos gehalten wird. In einer proſaiſchen feierlichen Rede wird ein von ungefähr zwiſchen andere Sätze einfallender Reim lächerlich.

Woher ſchreibt ſich die poetiſche Freiheit, die doch dem Redner nicht zuſteht, dann und wann wider die Sprachgeſetze zu verſtoßen? Vermuthlich davon, daß er durch das Geſetz der Form nicht gar zu ſehr beenget werde, einen großen Gedanken auszudrücken.

Warum iſt ein mittelmäßiges Gedicht unleidlich, eine mittelmäßige Rede aber noch wohl erträglich? Die Urſache ſcheint darin zu liegen, daß die Feierlichkeit des Tons in jedem poetiſchen Product große Erwartung erregt und eben dadurch, daß dieſe nicht befriedigt wird, wie gewöhnlich, noch tiefer ſinkt, als der proſaiſche Werthe deſſelben es etwa noch verdienen würde. — Die Endigung eines Gedichts mit einem Verſe, der als Sentenz aufbehalten werden kann, wirkt ein Vergnügen im Nachſchmacke, und macht dadurch manches Schale wieder gut; gehört alſo auch zur Kunſt des Dichters.

Daß im Alter die *poetiſche Ader* vertrocknet, zu einer Zeit, da Wiſſenſchaften dem guten Kopf noch immer gute Geſundheit und Thätigkeit in Geſchäften ankündigen, kommt wohl daher: daß Schönheit eine *Blüthe*, Wiſſenſchaft aber *Frucht* iſt, d. i. die Poeſie eine freie Kunſt ſein muß, welche der Mannichfaltigkeit halber, Leichtigkeit erfordert, im Alter aber dieſer leichte Sinn (und das mit Recht) ſchwindet; weil ferner *Gewohnheit*, in derſelben Bahn der Wiſſenſchaften nur fortzuſchreiten, zugleich Leichtigkeit bei ſich führt, Poeſie alſo, welche zu jedem ihrer Producte Originalität und *Neuigkeit* (und hiezu Gewandtheit) erfordert, mit dem Alter nicht wohl zuſammenſtimmt; außer etwa in Sachen des *kauſtiſchen* Witzes, in Epigrammen und Xenien, wo ſie aber auch mehr Ernſt als Spiel iſt.

Daß Poeten kein ſolches Glück machen, als Advocaten und andere Profeſſionsgelehrte, liegt ſchon in der Anlage des Temperaments, welches überhaupt zum gebornen Poeten erforderlich iſt: nämlich, die Sorgen durch das geſellige Spiel mit Gedanken zu verjagen. — Eine Eigenheit aber, die den *Charakter* betrifft, nämlich die, *keinen Charakter zu haben*, ſondern wetterwendiſch, launiſch und (ohne Bosheit) unzuverläſſig zu ſein, ſich muthwillig Feinde zu machen, ohne doch eben Jemand zu haſſen, und ſeinen Freund beißend zu beſpötteln, ohne ihm wehe thun zu wollen, liegt in einer über die praktiſche Urtheilskraft herrſchenden, zum Theil angebornen, Anlage des verſchrobenen *Witzes*.

Von der Ueppigkeit.

§. 70.

Ueppigkeit (luxus) iſt das Uebermaß des geſellſchaftlichen Wohllebens *mit Geſchmack* in einem gemeinen Weſen (der alſo der Wohlfahrt deſſelben zuwider iſt). Jenes Uebermaß, aber *ohne Geſchmack*, iſt die öffentliche *Schwelgerei* (luxuries). — Wenn man beiderlei Wirkungen auf die Wohlfahrt in Betrachtung zieht, ſo iſt Ueppigkeit ein *entbehrlicher Aufwand*, der *arm* macht, Schwelgerei aber ein ſolcher, der *krank* macht. Die erſte iſt doch noch mit der fortſchreitenden Kultur des Volks (in Kunſt und Wiſſenſchaft) vereinbar; die zweite aber überfüllt mit Genuß und bewirkt endlich Ekel. Beide ſind mehr prahleriſch (von außen zu glänzen), als ſelbſtgenießend; die erſtere durch Eleganz (wie auf Bällen und in Schauſpielen) für den idealen Geſchmack; die zweite durch Ueberfluß und Mannichfaltigkeit für den Sinn des *Schmeckens* (den phyſiſchen, wie z. B. ein Lordmaireſchmaus). — Ob die Regierung befugt ſei, beide durch Aufwandsgeſetze einzuſchränken, iſt eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört. Die ſchönen aber ſowohl, als die angenehmen Künſte, welche das Volk zum Theil ſchwächen, um es beſſer regieren zu können, würden mit Eintretung eines rauhen Lakonicisms der Abſicht der Regierung gerade zuwider wirken.

Gute Lebensart iſt die Angemeſſenheit des Wohllebens zur Geſelligkeit (alſo mit Geſchmack). Man ſieht hieraus, daß der Luxus der guten Lebensart Abbruch thut und der Ausdruck „er weiß zu leben," der von einem begüterten oder vornehmen Mann gebraucht wird, bedeutet die Geſchicklichkeit ſeiner Wahl im geſellichen Genuß, der Nüchternheit (Sobrietät) enthält, beiderſeitig den Genuß gedeihlich macht, und für die Dauer berechnet iſt.

Man ſieht hieraus, daß, da Ueppigkeit eigentlich nicht dem häuslichen, ſondern nur dem öffentlichen Leben vorgerückt werden kann, das Verhältniß des Staatsbürgers zum gemeinen Weſen, was die Freiheit im Wetteifer betrifft, um in Verſchönerung ſeiner Perſon oder Sachen (in Feſten, Hochzeiten und Leichenbegängniſſen und ſo herab bis zu dem guten Ton des gemeinen Umgangs), dem Nutzen allenfalls vorzugreifen, ſchwerlich mit Aufwandsverboten beläſtigt werden dürfe; weil ſie doch den Vortheil ſchafft, die Künſte zu beleben und ſo dem gemeinen Weſen die Koſten wieder erſtattet, welche ihm ein ſolcher Aufwand verurſacht haben möchte.

Drittes Buch.

Vom Begehrungsvermögen.

§. 71.

Begierde (appetitio) iſt die Selbſtbeſtimmung der Kraft eines Subjects durch die Vorſtellung von etwas Künftigem, als einer Wirkung derſelben. Die habituelle ſinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Kraftanwendung zu Hervorbringung des Objects, iſt der Wunſch. Dieſer kann auf Gegenſtände gerichtet ſein, zu deren Herbeiſchaffung das Subject ſich ſelbſt unvermögend fühlt, und iſt dann ein leerer (müßiger) Wunſch. Der leere Wunſch, die Zeit zwiſchen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, iſt Sehnſucht. Die in Anſehung des Objects unbeſtimmte Begierde (appetitio vaga), welche das Subject nur antreibt, aus ſeinem gegenwärtigen Zuſtande herauszugehen, ohne zu wiſſen, in welchen es dann eintreten will, kann der launiſche Wunſch genannt werden (den nichts befriedigt).

Die durch die Vernunft des Subjects ſchwer oder gar nicht bezwingliche Neigung iſt Leidenſchaft. Dagegen iſt das Gefühl einer Luſt oder Unluſt im gegenwärtigen Zuſtande, welches im Subject die Ueberlegung (die Vernunftvorſtellung, ob man ſich ihm überlaſſen oder weigern ſolle) nicht aufkommen läßt, der Affect.

Affecten und Leidenſchaften unterworfen zu ſeyn, iſt wohl immer Krankheit des Gemüths; weil Beides die Herrſchaft der Vernunft ausſchließt. Beide ſind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrifft: ſo ſind ſie weſentlich von einander unterſchieden, ſowohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabei anzuwenden hätte.

Von den Affecten in Gegeneinanderſtellung derſelben mit der Leidenſchaft.

§. 72.

Der Affect iſt Ueberraſchung durch Empfindung, wodurch die Faſſung des Gemüths (animus sui compos) aufgehoben wird. Er iſt alſo übereilt, d. i. er wächſt geſchwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Ueberlegung unmöglich macht (iſt unbeſonnen). — Die Affectloſigkeit, ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln, iſt das Phlegma im guten Verſtande: eine Eigenſchaft des wackeren Mannes (animi strenui), ſich durch die Stärke jener nicht aus der ruhigen Ueberlegung bringen zu laſſen. Was der Affect des Zorns nicht in der Geſchwindigkeit thut, das thut er gar nicht; und er vergißt leicht. Die Leidenſchaft des Haſſes aber nimmt ſich Zeit, um ſich tief einzuwurzeln und es ſeinem Gegner zu denken. — Ein Vater, ein Schulmeiſter, können nicht ſtrafen, wenn ſie die Abbitte (nicht die Rechtfertigung) anzuhören nur die Geduld gehabt haben. — Nöthigt Einen, der im Zorn zu euch in's Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüſtung harte Worte zu ſagen, höflich, ſich zu ſetzen; wenn es euch hiemit gelingt, ſo wird ſein Schelten ſchon gelinder; weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abſpannung iſt, welche mit den drohenden Gebehrdungen und dem Schreien im Stehen ſich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenſchaft hingegen (als zum Begehrungsvermögen gehörige Gemüthsſtimmung) läßt ſich Zeit, und iſt überlegen, ſo heftig ſie auch ſein mag, um ihren Zweck zu erreichen. — Der Affect wirkt wie ein Waſſer, was den Damm durchbricht; die Leidenſchaft wie ein Strom, der ſich in ſeinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affect wirkt auf die Geſundheit, wie ein Schlagfluß; die Leidenſchaft wie eine Schwindſucht, oder Abzehrung. — Er iſt wie ein Rauſch, den man ausſchläft, obgleich Kopfweh darauf folgt; die Leidenſchaft aber wie eine Krankheit aus verſchlucktem Gift oder Verkrüppelung anzuſehen, die einen innern oder äußern Seelenarzt bedarf, der doch mehrentheils keine radicale, ſondern faſt immer nur palliativheilende Mittel zu verſchreiben weiß.

Wo viel Affect iſt, da iſt gemeiniglich wenig Leidenſchaft; wie bei den Franzoſen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich ſind, in Vergleichung mit Italienern und Spaniern (auch Indiern und Chineſen), die in ihrem Groll über Rache brüten, oder in ihrer Liebe bis zum Wahnſinn beharrlich ſind. — Affecten ſind ehrlich und offen, Leidenſchaften dagegen hinterliſtig und verſteckt. Die Chineſen werfen den Engländern vor, daß ſie ungeſtüm und hitzig wären „wie die Tatarn,“ dieſe aber jenen, daß ſie ausgemachte (aber gelaſſene) Betrüger ſind, die ſich durch dieſen Vorwurf in ihrer Leidenſchaft gar nicht irre machen laſſen. — — Affect iſt wie ein Rauſch, der ſich ausſchläft; Leidenſchaft als ein Wahnſinn anzuſehen, der über einer Vorſtellung brütet, die ſich immer tiefer einniſtelt. — Wer liebt, kann dabei doch noch ſehend bleiben; der ſich aber verliebt, wird gegen die Fehler des geliebten Gegenſtandes unvermeidlich blind; wiewohl der Letztere acht Tage nach der Hochzeit ſein Geſicht wieder zu erlangen pflegt. — Wen der Affect wie ein Raptus anzuwandeln pflegt, der iſt, ſo gutartig jener auch ſein mag, doch einem Geſtörten ähnlich; weil es ihn aber ſchnell darauf reuet, ſo iſt es nur ein Paroxysm, den man Unbeſonnenheit betitelt. Mancher wünſcht wohl ſogar, daß er zürnen könne, und Sokrates war im Zweifel, ob es nicht auch manchmal gut wäre zu zürnen; aber den Affect ſo in ſeiner Gewalt zu haben, daß man kaltblütig überlegen kann, ob man zürnen ſolle oder nicht, ſcheint etwas Widerſprechendes zu ſein. — Leidenſchaft dagegen wünſcht ſich kein Menſch. Denn wer will ſich in Ketten legen laſſen, wenn er frei ſein kann?

Von den Affecten insbesondere.

A.

Von der Regierung des Gemüths in Ansehung der Affecten.

§. 73.

Das Princip der Apathie: daß nämlich der Weiſe niemals im Affect, ſelbſt nicht in dem des Mitleids mit den Uebeln ſeines beſten Freundes, ſein müſſe, iſt ein ganz richtiger und erhabener moraliſcher Grundſatz der ſtoiſchen Schule: denn der Affect macht (mehr oder weniger) blind. — Daß gleichwohl die Natur in uns die Anlage dazu eingepflanzt hat, war Weisheit der Natur, um proviſoriſch, ehe die Vernunft noch zu der gehörigen Stärke gelangt iſt, den Zügel zu führen, nämlich den moraliſchen Triebfedern zum Guten noch die des pathologiſchen (ſinnlichen) Anreizes, als einſtweiliges Surrogat der Vernunft, zur Belebung beizufügen. Denn übrigens iſt Affect für ſich allein betrachtet jederzeit unklug; er macht ſich ſelbſt unfähig, ſeinen eigenen Zweck zu verfolgen, und es iſt alſo unweiſe, ihn in ſich vorſetzlich entſtehen zu laſſen. — Gleichwohl kann die Vernunft in Vorſtellung des Moraliſch-Guten durch Verknüpfung ihrer Ideen mit Anſchauungen (Beiſpielen), die ihnen untergelegt werden, eine Belebung des Willens hervorbringen (in geiſtlichen oder auch politiſchen Reden an's Volk, oder auch einſam an ſich ſelbſt), und alſo nicht als Wirkung, ſondern als Urſache eines Affects in Anſehung des Guten ſeelenbelebend ſein, wobei dieſe Vernunft doch immer noch den Zügel führt, und ein Enthuſiasm des guten Vorſatzes bewirkt wird, der aber eigentlich zum Begehrungsvermögen und nicht zum Affect, als einem ſtärkeren ſinnlichen Gefühl, gerechnet werden muß. —

Die Naturgabe einer Apathie, bei hinreichender Seelenſtärke, iſt wie geſagt, das glückliche Phlegma (im moraliſchen Sinne). Wer damit begabt iſt, der iſt zwar darum eben noch nicht ein Weiſer, hat aber doch die Begünſtigung von der Natur, daß es ihm leichter wird, als Anderen, es zu werden.

Ueberhaupt iſt es nicht die Stärke eines gewiſſen Gefühls, welche den Zuſtand des Affects ausmacht, ſondern der Mangel der Ueberlegung, dieſes Gefühl mit der Summe aller Gefühle (der Luſt oder Unluſt) in ſeinem Zuſtande zu vergleichen. Der Reiche, welchem ſein Bedienter bei einem Feſte einen ſchönen und ſeltenen gläſernen Pokal im Herumtragen ungeſchickter Weiſe zerbricht, würde dieſen Zufall für nichts halten, wenn er in demſelben Augenblicke dieſen Verluſt *eines* Vergnügens mit der Menge *aller* Vergnügen, die ihm ſein glücklicher Zuſtand als eines reichen Mannes darbietet, vergliche. Nun überläßt er ſich aber ganz allein dieſem einen Gefühl des Schmerzes (ohne jene Berechnung in Gedanken ſchnell zu machen); kein Wunder alſo, daß ihm dabei ſo zu Muthe wird, als ob ſeine ganze Glückſeligkeit verloren wäre.

B.

Von den verschiedenen Affecten selbst.

§. 74.

Das Gefühl, welches das Subject antreibt in dem Zuſtande, darin es iſt, zu *bleiben*, iſt *angenehm*; das aber, was antreibt, ihn zu *verlaſſen*, *unangenehm*. Mit Bewußtſein verbunden, heißt das erſtere *Vergnügen* (voluptas), das zweite *Mißvergnügen* (taedium). Als Affect heißt jenes *Freude*, dieſes *Traurigkeit*. — Die *ausgelaſſene Freude* (die durch keine Beſorgniß eines Schmerzes gemäßigt wird) und die verſinkende Traurigkeit (die durch keine Hoffnung gelindert wird), der *Gram*, ſind Affecten, die dem Leben drohen. Doch hat man aus den Sterbeliſten erſehen, daß doch mehr Menſchen durch die erſtere als durch die letztere das Leben *plötzlich* verloren haben; weil der *Hoffnung*, als Affect, durch die unerwartete Eröffnung der Ausſicht in ein nicht auszumeſſendes Glück, das Gemüth ſich ganz überläßt und ſo der Affect, bis zum Erſticken, ſteigend iſt; dagegen dem immer fürchtenden Grame doch natürlicher Weiſe vom Gemüth auch immer noch widerſtritten wird und er alſo nur langſam tödtend iſt.

Der *Schreck* iſt die plötzlich erregte Furcht, welche das Gemüth außer Faſſung bringt. Einem Schreck ähnlich iſt das *Auffallende*, was *ſtutzig* (noch nicht *beſtürzt*) macht und was das Gemüth erweckt, ſich zur Ueberlegung zu ſammeln; es iſt der Anreiz zur *Verwunderung* (welche ſchon Ueberlegung in ſich enthält). Erfahrenen widerfährt das nicht ſo leicht; aber zur Kunſt gehört es, das Gewöhnliche von einer Seite, da es auffallend wird, vorzuſtellen. Der *Zorn* iſt ein Schreck, der zugleich die Kräfte zum Widerſtande gegen das Uebel ſchnell rege macht. Furcht über einen unbeſtimmtes Uebel drohenden Gegenſtand iſt *Bangigkeit*. Es kann einem Bangigkeit anhängen, ohne ein beſonderes Object dazu zu wiſſen: eine Beklommenheit aus bloß ſubjectiven Urſachen (einem krankhaften Zuſtande). *Scham* iſt Angſt aus der beſorgten Verachtung einer *gegenwärtigen* Perſon und, als ſolche, ein Affect. Sonſt kann Einer ſich auch empfindlich ſchämen ohne Gegenwart deſſen, vor dem er ſich ſchämt; aber dann iſt es kein *Affect*, ſondern, wie der Gram, eine *Leidenſchaft*, ſich ſelbſt mit Verachtung anhaltend, aber vergeblich zu quälen; die Scham dagegen, als Affect, muß plötzlich eintreten.

Affecten ſind überhaupt krankhafte Zufälle (Symptomen), und können (nach einer Analogie mit Brow'ns Syſtem) in ſtheniſche, aus Stärke, und aſtheniſche, aus Schwäche, eingetheilt werden. Jene ſind von der erregenden, dadurch aber oft auch erſchöpfenden, dieſe von einer die Lebenskraft abſpannenden, aber oft dadurch auch Erholung vorbereitenden Beſchaffenheit. — Lachen mit Affect iſt eine convulſiviſche Fröhlichkeit. Weinen begleitet die ſchmelzende Empfindung eines ohnmächtigen Zürnens mit dem Schickſal, oder mit andern Menſchen, gleich einer von ihnen erlittenen Beleidigung; und dieſe Empfindung iſt Wehmuth. Beide aber, das Lachen und das Weinen, heitern auf; denn es ſind Befreiungen von einem Hinderniß der Lebenskraft durch Ergießungen (man kann nämlich auch bis zu Thränen lachen, wenn man bis zur Erſchöpfung lacht). Lachen iſt männlich, weinen dagegen weiblich (beim Manne weibiſch), und nur die Anwandlung zu Thränen und zwar aus großmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Mann verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne ſie in Tropfen fallen zu laſſen, noch weniger ſie mit Schluchzen zu begleiten und ſo eine widerwärtige Muſik zu machen.

Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

§. 75.

Bangigkeit, Angſt, Grauen und Entſetzen ſind Grade der Furcht, d. i. des Abſcheues vor Gefahr. Die

Faſſung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, iſt der *Muth*; die Stärke des innern Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht geſetzt zu werden, iſt *Unerſchrockenheit*. Der Mangel des erſteren iſt *Feigheit**), des zweiten *Schüchternheit*.

Herzhaft iſt der, welcher *nicht erſchrickt*; *Muth* hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr *nicht weicht*; *tapfer* iſt der, deſſen Muth in Gefahren *anhaltend* iſt. *Wagehalſig* iſt der Leichtſinnige, der ſich in Gefahren wagt, weil er ſie nicht kennt. *Kühn*, der ſie wagt, ob er ſie gleich kennt; *tollkühn*, der, bei ſichtbarer Uhmöglichkeit ſeinen Zweck zu erreichen, ſich in die größte Gefahr ſetzt (wie Karl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) *Tolle*. — Feigheit iſt alſo *ehrloſe Verzagtheit*.

Erſchrockenheit iſt nicht eine *habituelle* Beſchaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen; denn dieſe heißt Schüchternheit; ſondern bloß ein *Zuſtand* und zufällige Dispoſition, mehrentheils bloß von körperlichen Urſachen abhängend, ſich gegen eine plötzlich aufſtoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock iſt, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern ſtocken und an einem gewiſſen General bemerkte ſein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und ſchüchtern war. Herzhaftigkeit aber iſt bloß Temperamentseigenſchaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundſätzen, und iſt eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entſchloſſenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen verſagt. Das Erſchrecken in Gefechten bringt ſogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) ſprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matroſen, welche, bei dem Aufrufe zum Schlagen, zum Orte ihrer Entledigung eilen, hernach die muthigſten im Gefechte ſind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalk über ihm ſchwebt und jener ſich zum Gefecht gegen ihn anſchickt.

---

*) Das Wort *Poltron* (von pollex truncatus hergenommen) wurde im ſpäteren Lateiniſchen mit murcus gegeben, und bedeutete einen Menſchen, der ſich den Daumen abhackt, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.

Geduld iſt demnach nicht Muth. Sie iſt eine weibliche Tugend; weil ſie nicht Kraft zum Widerſtande aufbietet, ſondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheit unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgiſchen Meſſer, oder bei Gicht- und Steinſchmerzen ſchreit, iſt darum in dieſem Zuſtande nicht feig oder weichlich; es iſt ſo wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frei liegenden Straßenſtein (mit dem großen Zeh, davon das Wort hallucinari hergenommen) ſtößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die Natur durch Geſchrei das Stocken des Bluts am Herzen zu zerſtreuen, beſtrebt iſt. — Geduld aber von beſonderer Art beweiſen die Indianer in Amerika, welche, wenn ſie umzingelt ſind, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, ſich ruhig niedermachen laſſen. Iſt nun hiebei mehr Muth, als die Europäer zeigen, die ſich in dieſem Fall bis auf den letzten Mann wehren? Mir ſcheint es bloß eine barbariſche Eitelkeit zu ſein: ihrem Stamme dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind ſie zu Klagen und Seufzern, als Beweisthümer ihrer Unterwerfung, nicht ſollte zwingen können.

Der Muth als Affect (mithin einerſeits zur Sinnlichkeit gehörend), kann aber auch durch Vernunft erweckt und ſo wahre Tapferkeit (Tugendſtärke) ſein. Sich durch Sticheleien und mit Witz geſchärfte, eben dadurch aber nur deſto gefährlichere, ſpöttiſche Verhöhnungen deſſen, was ehrwürdig iſt, nicht abſchrecken zu laſſen, ſondern ſeinen Gang ſtandhaft zu verfolgen, iſt ein moraliſcher Muth, den Mancher nicht beſitzt, welcher in der Feldſchlacht, oder dem Duell, ſich als einen Braven beweiſet. Es gehört nämlich zur Entſchloſſenheit etwas, was die Pflicht gebietet, ſelbſt auf die Gefahr der Verſpottung von Anderen, zu wagen, ſogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beſtändige Begleiterin der Tugend iſt, und der, welcher ſonſt wider Gewalt hinreichend gefaßt iſt, doch der Verhöhnung ſich ſelten gewachſen fühlt, wenn man ihm dieſen Anſpruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anſtand, der einen äußeren Anſchein von Muth giebt, ſich in Vergleichung mit Anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreiſtigkeit; im Gegenſatz der Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Beſorgniß, Anderen nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. — Jene kann, als billiges Vertrauen zu ſich ſelbſt, nicht getadelt werden. Diejenige Dreiſtigkeit*) aber im Anſtande, welche Jemanden den

---

*) Dieſes Wort ſollte eigentlich Dräuſtigkeit (von Dräuen oder Drohen), nicht Dreiſtigkeit geſchrieben werden; weil der

Anſchein giebt, ſich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, iſt Dummdreiſtigkeit, Unverſchämtheit; im gemilderten Ausdruck aber Unbeſcheidenheit; dieſe gehört alſo nicht zum Muthe, in der ſittlichen Bedeutung des Worts.

Ob Selbſtmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit vorausſetze, iſt nicht eine moraliſche, ſondern bloß pſychologiſche Frage. Wenn er verübt wird, bloß um ſeine Ehre nicht zu überleben, alſo aus Zorn, ſo ſcheint er Muth; iſt es aber die Erſchöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langſam erſchöpft, ſo iſt es ein Verzagen. Es ſcheint dem Menſchen eine Art von Heroism zu ſein, dem Tode gerade in's Auge zu ſehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und ſo eine Gemüthsverwirrung aus Angſt vorhergehen muß, um zum Selbſtmorde zu ſchreiten, ſo ſtirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbſtmordes giebt dieſen Unterſchied der Gemüthsſtimmung gewiſſermaßen zu erkennen. Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend iſt; wie z. B. der Piſtolenſchuß oder (wie es ein großer Monarch, auf den Fall, daß er in Ge-

---

Ton, oder auch die Miene eines ſolchen Menſchen Andere beſorgen läßt, er könne auch wohl grob ſein. Eben ſo ſchreibt man lieberlich für lüderlich, da doch das erſte einen leichtfertigen, muthwilligen, ſonſt nicht unbrauchbaren und gutmüthigen, das zweite aber einen Verworfenen, jedem Anderen anekelnden Menſchen (vom Wort Luder) bedeutet.

fangenſchaft geriethe, im Kriege bei ſich führte) ein geſchärftes Sublimat, oder tiefes Waſſer und mit Steinen angefüllete Taſchen: ſo kann man dem Selbſtmörder den Muth nicht ſtreiten. Iſt es aber der Strang, der noch von Anderen abgeſchnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geſchafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann; bei welchen Attentaten der Selbſtmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeiniglich ſelbſt froh wird und es nie mehr verſucht: ſo iſt es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüſtige, welche noch Stärke der Gemüthsverfaſſung zu einer ſolchen That erfordert.

Es ſind nicht immer bloß verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf ſolche Weiſe der Laſt des Lebens loszuwerden beſchließen; vielmehr hat man von ſolchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu beſorgen. — Indeſſen da ſie doch immer gräßlich bleibt, und der Menſch ſich ſelbſt dadurch zum Scheuſal macht, iſt es doch merkwürdig, daß, in Zeitläufen der öffentlichen und für geſetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zuſtandes (z. B. des Wohlfahrtsausſchuſſes der franzöſiſchen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Rolland) der Hinrichtung nach dem Geſetz durch Selbſtmord zuvorzukommen geſucht haben, den ſie in einer conſtitutionellen ſelbſt für verwerflich erklärt haben würden. Der Grund davon iſt dieſer. Es liegt in jeder Hinrichtung nach einem Geſetz etwas Beſchimpfendes; weil ſie Strafe iſt, und wenn jene ungerecht iſt, ſo kann der, welcher das Opfer des Geſetzes wird, dieſe nicht für eine verdiente anerkennen. Dieſes aber beweiſet er dadurch: daß, wenn er dem Tode einmal geweihet worden, er ihn nun lieber wie ein freier Menſch wählt und ihn ſich ſelbſt anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunſtbezeigung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte ſich ſelbſt umbrächte; weil es dann mit mehr Ehre geſchah. — — Die Moralität aber hievon verlange ich nicht zu vertheidigen.

Der Muth des Kriegers aber iſt von dem des Duellanten noch ſehr verſchieden, wenn gleich das Duell von der Regierung Nachſicht erhält, und gewiſſermaßen Selbſthilfe wider Beleidigung zur Ehrenſache in der Armee gemacht wird, in die ſich das Oberhaupt derſelben nicht miſcht; ohne ſie doch durch's Geſetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu ſehen, iſt ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes ſchreckliches Princip; denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben auf's Spiel ſetzen, um Etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats Etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeint ſind.

Tapferkeit iſt geſetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, ſelbſt den Verluſt des Lebens nicht zu ſcheuen. Die Furchtloſigkeit macht's allein nicht aus, ſondern die moraliſche Untadelhaftigkeit (mens conscia recti) muß damit verbunden ſein, wie beim Ritter Bayard (chevalier sans peur et sans reproche).

Von Affecten, die sich selbst in Ansehung ihres Zwecks schwächen.

(Impotentes animi motus.)

§. 76.

Die Affecten des Zorns und der Schaam haben das Eigne, daß ſie ſelbſt in Anſehung ihres Zweckes ſchwächen. Es ſind plötzlich erregte Gefühle eines Uebels als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, es abzuwehren.

Wer iſt mehr zu fürchten: der, welcher im heftigen Zorn *erblaßt* oder der hiebei *erröthet*? Der Erſtere iſt auf der Stelle zu fürchten; der Zweite deſto mehr hinter her (der Rachgier halber). Im erſteren Zuſtande erſchrickt der aus der Faſſung gebrachte Menſch vor ſich ſelbſt, zu einer Heftigkeit im Gebrauche ſeiner Gewalt hingeriſſen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweiten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, daß das Bewußtſein ſeines Unvermögens der Selbſtvertheidigung *ſichtbar* werden möchte. — Beide, wenn ſie ſich durch die behende Faſſung des Gemüths Luft machen können, ſind der Geſundheit nicht nachtheilig; wo aber nicht, ſo ſind ſie theils dem Leben ſelbſt gefährlich, theils, wenn ihr Ausbruch zurückgehalten wird, hinterlaſſen ſie einen Groll, d. i. eine Kränkung darüber, ſich gegen Beleidigung nicht mit Anſtand genommen zu haben; welche aber vermieden wird, wenn ſie nur zu Worten kommen können. So aber ſind beide Affecten von der Art, daß ſie ſtumm machen, und ſich dadurch in einem unvortheilhaften Lichte darſtellen.

Der Jachzorn kann durch innere Disciplin des Gemüths noch wohl abgewendet werden; aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Scham läßt ſich nicht ſo leicht wegkünſteln. Denn, wie Hume ſagt (der ſelbſt mit dieſer Schwäche, — der Blödigkeit öffentlich zu reden, — behaftet war), macht der erſte Verſuch zur Dreiſtigkeit, wenn er fehlſchlägt, nur noch ſchüchterner, und es iſt kein anderes Mittel, als von ſeinem Umgange mit Perſonen, aus deren Urtheil über den Anſtand man ſich wenig macht, anhebend, allmälig von der vermeinten Wichtigkeit des Urtheils Anderer über uns abzukommen und ſich hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu ſchätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freimüthigkeit, welche von der Blödigkeit und beleidigenden Dreiſtigkeit gleichweit entfernt iſt.

Wir ſympathiſiren zwar mit der Scham des Anderen, als einem Schmerz, aber nicht mit dem Zorn desſelben, wenn er uns die Anreizung zu demſelben in dieſem Affect gegenwärtig erzählt; denn vor dem, der in dieſem Zuſtande iſt, iſt der, welcher ſeine Erzählung (von einer erlittenen Beleidigung) anhört, ſelbſt nicht ſicher.

Verwunderung (Verlegenheit ſich in das Unerwartete zu finden) iſt eine das natürliche Gedankenſpiel zuerſt hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuſtrömen der Gedanken zu der unerwarteten Vorſtellung deſto mehr befördernde und daher angenehme Erregung des Gefühls; Erſtaunen heißt aber dieſer Affect eigentlich alsdann nur, wenn man dabei gar ungewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geſchehe. Ein Neuling in der Welt verwundert ſich über Alles; wer aber mit dem Lauf der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt geworden, macht es ſich zum Grundſatze, ſich über Nichts zu verwundern (nihil admirari). Wer hingegen mit forſchendem Blicke die Ordnung der Natur, in der großen Mannichfaltigkeit derſelben, nachdenkend verfolgt, geräth über eine Weisheit, deren er ſich nicht gewärtig war, in Erſtaunen: eine Bewunderung, von der man ſich nicht losreißen (ſich nicht genug verwundern) kann; welcher Affect aber alsdann nur durch die Vernunft angeregt wird, und eine Art von heiligem Schauer iſt, den Abgrund des Ueberſinnlichen ſich vor ſeinen Füßen eröffnen zu ſehen.

Von den Affecten, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert.

§. 77.

Durch einige Affecten wird die Geſundheit von der Natur mechaniſch befördert. Dahin gehört vornehmlich das Lachen und das Weinen. Der Zorn, wenn man (doch ohne Widerſtand zu beſorgen) brav ſchelten darf, iſt zwar auch ein ziemlich ſicheres Mittel zur Verdauung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion, als das Ausſchelten der Kinder und des Geſindes, wie dann auch, wenn ſich Kinder und Geſinde nur hiebei geduldig betragen, eine angenehme Müdigkeit der Lebenskraft durch die Maſchine ſich gleichförmig verbreitet; aber ohne Gefahr iſt dieſes Mittel doch auch nicht wegen des beſorglichen Widerſtandes jener Hausgenoſſen.

Das gutmüthige (nicht hämiſche, mit Bitterkeit verbundene) *Lachen* iſt dagegen beliebter und gedeihlicher; nämlich das, was man jenem perſiſchen König hätte empfehlen ſollen, der einen Preis für den ausſetzte, „welcher ein neues Vergnügen erfinden würde.“ — Die dabei ſtoßweiſe (gleichſam convulſiviſch) geſchehende Ausathmung der Luft, (von welcher das Nieſen nur ein kleiner, doch auch belebender Effect iſt, wenn ihr Schall unverhalten ertönen darf), *ſtärkt* durch die heilſame Bewegung des Zwerchfells das Gefühl der Lebenskraft. Es mag nun ein gedungener Poſſenreißer (Harlekin) ſein, der uns zu lachen macht, oder ein zur Geſellſchaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk, der nichts Arges im Sinn zu haben ſcheint, „der es hinter den Ohren hat“ und nicht mitlacht, ſondern mit ſcheinbarer Einfalt eine geſpannte Erwartung (wie eine geſpannte Saite) plötzlich losläßt: ſo iſt das Lachen immer Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche dieſes weit beſſer befördert, als es die Weisheit des Arztes thun würde. Auch eine große Albernheit einer fehlgreifenden Urtheilskraft kann — freilich aber auf Koſten des vermeintlich klügern — eben dieſelbe Wirkung thun.*)

---

*) Beiſpiele vom Letzteren kann man in Menge geben. Ich will aber nur eines anführen, was ich aus dem Munde der verſtorbenen Frau Gräfinn von K—g habe; einer Dame, die die Zierde ihres Geſchlechts war. Bei ihr hatte der Graf *Sagramoſo*, der damals die Einrichtung des Maltheſerritterordens in Polen (aus der Ordination Oſtrog) zu beſorgen den Auftrag hatte, den Verſuch gemacht und zufäl-

Das *Weinen*, ein mit Schluchzen geſchehenes (convulſiviſches) Einathmen, wenn es mit Thränenguß verbunden iſt, iſt, als ein ſchmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorſorge der Natur für die Geſundheit, und eine Witwe, die, wie man ſagt, ſich nicht will tröſten laſſen, d. i. die Ergießung der Thränen nicht gehindert wiſſen will, ſorgt, ohne es zu wiſſen oder eigentlich zu wollen, für ihre Geſundheit. Ein Zorn, der in dieſem Zuſtande einträte, würde dieſen Erguß, aber zu ihrem Schaden, bald hemmen; obzwar nicht immer Wehmuth, ſondern auch Zorn Weiber und Kinder in Thränen verſetzen kann. — Denn das *Gefühl ſeiner Ohnmacht* gegen ein Uebel, bei einem ſtarken Affect (es ſei des Zorns oder der Traurigkeit), ruft die äußern natürlichen Zeichen zum Beiſtande auf, die dann auch (nach dem Recht des Schwächern), eine männliche Seele wenigſtens, entwaffnen. Dieſer Ausdruck der Zärtlichkeit als

---

liger Weiſe war ein aus Königsberg gebürtiger, aber in Hamburg für die Liebhaberei einiger reichen Kaufleute zum Naturalienſammler und Aufſeher dieſer ihrer Cabinetter angenommener Magiſter, der ſeine Verwandten in Preußen beſuchte, hinzugekommen, zu welchem der Graf, um doch etwas mit ihm zu reden, im gebrochenen Deutſch ſprach, „ick abe in Amburg eine *Ant* geabt (ich habe in Hamburg eine Tante gehabt): aber die iſt mir geſtorben.“ Flugs ergriff der Magiſter das Wort und fragte: „warum ließen Sie ſie nicht abziehen und ausſtopfen?“ Er nahm das engliſche Wort *Ant*, welches *Tante* bedeutet, für *Ente*, und weil er gleich darauf fiel, ſie müſſe ſehr rar geweſen ſein, bedauerte er den großen Schaden. Man kann ſich vorſtellen, welches Lachen dieſes Mißverſtehen erregen mußte.

Schwäche des Geſchlechts aber darf den theilnehmenden *Mann* nicht bis zum Weinen, aber doch wohl bis zur Thräne im Auge rühren; weil er im erſteren Falle ſich an ſeinem eigenen Geſchlecht vergreifen und ſo mit ſeiner Weiblichkeit dem ſchwächern Theil nicht zum Schutze dienen, im zweiten aber gegen das andere Geſchlecht nicht die Theilnehmung beweiſen würde, welche ihm ſeine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dieſes in Schutz zu nehmen: wie es der Charakter, den die Ritterbücher dem tapfern Mann zueignen, mit ſich bringt, der gerade in dieſer Beſchützung geſetzt wird.

Warum aber lieben junge Leute mehr das *tragiſche* Schauſpiel und führen dieſes auch lieber auf, wenn ſie ihren Aeltern etwa ein Feſt geben wollen; Alte aber lieber das *Komiſche*, bis zum Burleſken? Die Urſache des Erſteren iſt zum Theil eben dieſelbe, als die, welche die Kinder treibt, das Gefährliche zu wagen: vermuthlich durch einen Inſtinct der Natur, um ihre Kräfte zu verſuchen, zum Theil aber auch, weil bei dem Leichtſinn der Jugend, von den herzbeklemmenden oder ſchreckenden Eindrücken, ſobald das Stück geendigt iſt, keine Schwermuth übrig bleibt, ſondern nur eine angenehme Müdigkeit, nach einer ſtarken inneren Motion, welche aufs Neue zur Fröhlichkeit ſtimmt. Dagegen verwiſcht ſich bei Alten dieſer Eindruck nicht ſo leicht und ſie können die Stimmung zum Frohſinn nicht ſo leicht wieder in ſich hervorbringen. Ein Harlekin, der behenden Witz hat, bewirkt durch ſeine Einfälle eine wohlthätige Erſchütterung ihres Zwerchfells und der Eingeweide: wodurch der Appetit für die darauf folgende geſellſchaftliche

Abendmahlzeit geſchärft und durch Geſprächigkeit gedeihlich wird.

Allgemeine Anmerkung.

Gewiſſe innere körperliche Gefühle ſind mit Affecten verwandt, ſind es aber doch nicht ſelbſt: weil ſie nur augenblicklich, vorübergehend ſind und von ſich keine Spur hinterlaſſen; dergleichen das Gräuſeln iſt, welches die Kinder anwandelt, wenn ſie von Ammen des Abends Geſpenſtererzählungen anhören. — Das Schauern, gleichſam mit kaltem Waſſer Uebergoſſenwerden (wie beim Regenſchauer), gehört auch dahin. Nicht die Wahrnehmung der Gefahr, ſondern der bloße Gedanke von Gefahr — obgleich man weiß daß keine da iſt, — bringt dieſe Empfindung hervor, die, wenn ſie bloße Anwandlung, nicht Ausbruch des Schrecks iſt, eben nicht unangenehm zu ſein ſcheint.

Der Schwindel und ſelbſt die Seekrankheit ſcheint ihrer Urſache nach in die Klaſſe ſolcher idealen Gefahren zu gehören. — Auf einem Bret, was auf der Erde liegt, kann man ohne Wanken fortſchreiten; liegt es aber über einem Abgrunde, oder, für den, der nervenſchwach iſt, auch nur über einem Graben: ſo wird oft die leere Beſorgniß der Gefahr wirklich gefährlich. Das Schwanken eines Schiffs ſelbſt bei gelindem Winde iſt ein wechſelndes Sinken und Gehobenwerden. Bei dem Sinken iſt die Beſtrebung der Natur ſich zu heben, (weil alles Sinken überhaupt Vorſtellung von Gefahr bei ſich führt), mithin die Bewegung des Magens und der Eingeweide von unten nach oben zu mit einem Anreiz zum Erbrechen mechaniſch verbunden, welcher alsdann noch vergrößert wird, wenn der Patient in der Kajüte zum Fenſter derſelben hinausſchaut und wechſelsweiſe bald den Himmel bald die See in die Augen bekommt, wodurch die Täuſchung eines unter ihm weichenden Sitzes noch mehr gehoben wird.

Ein Acteur, der ſelbſt kalt iſt, übrigens aber nur Verſtand und ſtarkes Vermögen der Einbildungskraft beſitzt, kann durch einen affectirten (gekünſtelten) Affect oft mehr rühren, als durch den wahren. Ein ernſtlich Verliebter iſt in Gegenwart ſeiner Geliebten verlegen, ungeſchickt und wenig einnehmend. Einer aber, der bloß den Verliebten macht und ſonſt Talent hat, kann ſeine Rolle ſo natürlich ſpielen, daß er die arme Betrogene in ſeine Schlingen bringt; gerade darum, weil ſein Herz unbefangen, ſein Kopf klar und er alſo im ganzen Beſitze des freien Gebrauchs ſeiner Geſchicklichkeit und Kräfte iſt, den Schein des Liebenden ſehr natürlich nachzumachen.

Das gutmüthige (offenherzige) Lachen iſt, (als zum Affect der Fröhlichkeit gehörend) geſellig; das hämiſche (Grinſen) feindſelig. Der Zerſtreuete (wie Terraſſon mit der Nachtmütze ſtatt der Perüke auf dem Kopf und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten und der Neuen in Anſehung der Wiſſenſchaften, gravitätiſch einhertretend) giebt oft zum erſteren Anlaß; er wird belacht, darum aber doch nicht ausgelacht. Der nicht unverſtändige Sonderling wird belächelt, ohne daß es ihn was koſtet; er lacht mit. — Ein mechaniſcher (geiſtloſer) Lacher iſt ſchal und macht die Geſellſchaft ſchmacklos. Der darin gar nicht lacht, iſt entweder grämlich oder pedantiſch.

Kinder, vornehmlich Mädchen müſſen früh zum freimüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Geſichtszüge hiebei drückt ſich nach und nach auch im Innern ab und begründet eine Dispoſition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geſelligkeit, welche dieſe Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Einen in der Geſellſchaft zum Stichblatt des Witzes (zum Beſten) zu haben, ohne doch ſtachlicht zu ſein (Spott ohne Anzüglichkeit), gegen den der Andere mit dem ſeinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüſtet, und ſo ein fröhliches Lachen in ſie zu bringen bereit iſt, iſt eine gutmüthige und zugleich kultivirende Belebung derſelben. Geſchieht dieſes aber auf Koſten eines Einfaltspinſels, den man, wie einen Ball, dem Anderen zuſchlägt, ſo iſt das Lachen, als ſchadenfroh, wenigſtens unfein, und geſchieht es an einem Schmarotzer, der ſich Schwelgenshalber zum muthwilligen Spiele hingiebt oder zum Narren machen läßt, ein Beweis vom ſchlechten Geſchmack ſowohl, als ſtumpfen moraliſchen Gefühl derer, die darüber aus vollem Halſe lachen können. Die Stelle eines Hofnarren aber, der zur wohlthätigen Erſchütterung des Zwerchfells der höchſten Perſon durch Anſtichelung ihrer vornehmen Diener die Mahlzeit durch Lachen würzen ſoll, iſt, wie man es nimmt, über und unter aller Kritik.

Von den Leidenſchaften.

§. 78.

Die ſubjective Möglichkeit der Entſtehung einer gewiſſen Begierde, die vor der Vorſtellung ihres

Gegenſtandes vorhergeht, iſt der Hang (propensio). Die innere Nöthigung des Begehrungsvermögens zur Beſitznehmung dieſes Gegenſtandes, ehe man ihn noch kennt, der Inſtinkt (wie der Begattungstrieb, oder der Aelterntrieb des Thiers ſeine Junge zu ſchützen u. drgl.). — Die dem Subject zur Regel (Gewohnheit) dienende ſinnliche Begierde heißt Neigung (inclinatio). — Die Neigung, durch welche die Vernunft verhindert wird, ſie, in Anſehung einer gewiſſen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen, iſt die Leidenſchaft (passio animi).

Man ſieht leicht ein, daß Leidenſchaften, weil ſie ſich mit der ruhigſten Ueberlegung zuſammenpaaren laſſen, mithin nicht unbeſonnen ſein dürfen, wie der Affect, daher auch nicht ſtürmiſch und vorübergehend, ſondern ſich einwurzelnd, ſelbſt mit dem Vernünfteln zuſammen beſtehen können, — der Freiheit den größten Abbruch thun, und wenn der Affect ein Rauſch iſt, die Leidenſchaft eine Krankheit ſei, welche alle Arzneimittel verabſcheut und daher weit ſchlimmer iſt, als alle jene vorübergehende Gemüthsbewegungen, die doch wenigſtens den Vorſatz rege machen, ſich zu beſſern; ſtatt deſſen die letztere eine Bezauberung iſt, die auch die Beſſerung ausſchlägt.

Man benennt die Leidenſchaft mit dem Worte Sucht (Ehrſucht, Rachſucht, Herrſchſucht u. drgl.), außer die der Liebe nicht, in dem Verliebtſein. Die Urſache iſt, weil wenn die letztere Begierde (durch den Genuß) befriedigt worden, die Begierde, wenigſtens in Anſehung eben derſelben Perſon, zugleich aufhört, mithin man wohl ein leidenſchaftliches Verliebtſein (ſo lange der andere Theil in der Weigerung beharrt), aber keine phyſiſche Liebe als Leidenſchaft, aufführen kann; weil ſie in Anſehung des Objects nicht ein beharrliches Princip enthält. Leidenſchaft ſetzt immer eine Maxime des Subjects voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeſchriebenen, Zwecke zu handeln. Sie iſt alſo jederzeit mit der Vernunft deſſelben verbunden und bloßen Thieren kann man keine Leidenſchaften beilegen; ſo wenig wie reinen Vernunftweſen. Ehrſucht, Rachſucht u. ſ. w., weil ſie nie vollkommen befriedigt ſind, werden eben darum unter die Leidenſchaften gezählt, als Krankheiten, wider die es nur Palliativmittel giebt.

§. 79.

Leidenſchaften ſind Krebsſchäden für die praktiſche Vernunft und mehrentheils unheilbar; weil der Kranke nicht geheilt ſein will und ſich der Herrſchaft des Grundſatzes entzieht, durch den dieſes allein geſchehen könnte. Die Vernunft geht auch im Sinnlichpraktiſchen vom Allgemeinen zum Beſondern nach dem Grundſatze: nicht Einer Neigung zu gefallen die übrigen alle in Schatten oder in den Winkel zu ſtellen, ſondern darauf zu ſehen, daß jene mit der Summe aller Neigungen zuſammen beſtehen könne. — Die Ehrbegierde eines Menſchen mag immer eine durch die Vernunft gebilligte Richtung ſeiner Neigung ſein; aber der Ehrbegierige will doch auch von Andern geliebt ſein, er bedarf gefälligen Umgang mit Anderen, Erhaltung ſeines Vermögenzuſtandes u. drgl. mehr. Iſt er nun aber leidenſchaftlich-ehrbegierig, ſo iſt er blind für dieſe Zwecke, wozu ihn doch ſeine Neigungen gleichfalls einladen, und daß er von Andern gehaßt, oder im Umgange geflohen zu werden, oder durch Aufwand zu verarmen Gefahr läuft, — das überſieht er Alles. Es iſt Thorheit (den Theil ſeines Zwecks zum Ganzen zu machen), die der Vernunft, ſelbſt in ihrem formalen Princip, gerade widerſpricht.

Daher ſind Leidenſchaften nicht bloß, wie die Affecten, unglückliche Gemüthsſtimmungen, die mit vielen Uebeln ſchwanger gehen, ſondern auch ohne Ausnahme böſe, und die gutartigſte Begierde, wenn ſie auch auf das geht, was (der Materie nach) zur Tugend z. B. der Wohlthätigkeit gehörte, iſt doch (der Form nach), ſo bald ſie in Leidenſchaft ausſchlägt, nicht bloß pragmatiſch verderblich, ſondern auch moraliſch verwerflich.

Der Affect thut einen augenblicklichen Abbruch an der Freiheit und der Herrſchaft über ſich ſelbſt. Die Leidenſchaft giebt ſie auf und findet ihre Luſt und Befriedigung am Sclavenſinne. Weil indeſſen die Vernunft mit ihrem Aufruf zur inneren Freiheit doch nicht nachläßt, ſo ſeufzt der Unglückliche unter ſeinen Ketten, von denen er ſich gleichwohl nicht losreißen kann: weil ſie gleichſam ſchon mit ſeinen Gliedmaßen verwachſen ſind.

Gleichwohl haben die Leidenſchaften auch ihre Lobredner gefunden (denn wo finden die ſich nicht, wenn einmal Bösartigkeit in Grundſätzen Platz genommen hat?) und es heißt: „daß nie etwas Großes in der Welt ohne heftige Leidenſchaften ausgerichtet worden, und die Vorſehung ſelbſt habe ſie weislich gleich als Springfedern in die menſchliche Natur gepflanzt.“ — Von den mancherlei Neigungen mag man wohl dieſes zugeſtehen, derer, als eines natürlichen und thieriſchen Bedürfniſſes, die lebende Natur (ſelbſt die des Menſchen) nicht entbehren kann. Aber daß ſie Leidenſchaften werden durften, ja wohl gar ſollten, hat die Vorſehung nicht gewollt und ſie in dieſem Geſichtspunkt vorſtellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden (nämlich mit Pope zu ſagen: „iſt die Vernunft nun ein Magnet, ſo ſind die Leidenſchaften Winde"); aber der Philoſoph darf dieſen Grundſatz nicht an ſich kommen laſſen, ſelbſt nicht um ſie als eine proviſoriſche Veranſtaltung der Vorſehung zu preiſen, welche abſichtlich, ehe das menſchliche Geſchlecht zum gehörigen Grade der Kultur gelangt wäre, ſie in die menſchliche Natur gelegt hätte.

Eintheilung der Leidenſchaften.

Sie werden in die Leidenſchaften der natürlichen (angebornen) und die der aus der Kultur der Menſchen hervorgehenden (erworbenen) Neigung eingetheilt.

Die Leidenſchaften der erſteren Gattung ſind die Freiheits- und Geſchlechtsneigung, beide mit Affect verbunden. Die der zweiten Gattung ſind Ehrſucht, Herrſchſucht und Habſucht, welche nicht mit dem Ungeſtüm eines Affects, ſondern mit der Beharrlichkeit einer auf gewiſſe Zwecke angelegten Maxime verbunden ſind. Jene können erhitzte (passiones ardentes), dieſe, wie der Geiz, kalte Leidenſchaften (frigidae) genannt werden. Alle Leidenſchaften aber ſind immer nur von Menſchen auf Menſchen, nicht auf Sachen, gerichtete Begierden und man kann zu einem fruchtbaren Acker, oder dergleichen Kuh, zwar zur Benutzung derſelben viel Neigung, aber keine Affection (welche in der Neigung zur Gemeinſchaft mit Anderen beſteht) haben; viel weniger eine Leidenſchaft.

A.

Von der Freiheitsneigung als Leidenschaft.

§. 80.

Sie iſt die heftigſte unter allen am Naturmenſchen, in einem Zuſtande, da er es nicht vermeiden kann, mit Anderen in wechſelſeitige Anſprüche zu kommen.

Wer nur nach eines Anderen Wahl glücklich ſein kann, (dieſer mag nun ſo wohlwollend ſein, als man immer will,) fühlt ſich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleiſtung hat er, daß ſein mächtiger Nebenmenſch in dem Urtheile über das Wohl mit dem ſeinen zuſammenſtimmen werde? — Der Wilde (noch nicht an Unterwürfigkeit Gewöhnte) kennt kein größeres Unglück, als in dieſe zu gerathen und das mit Recht, ſo lange noch kein öffentliches Geſetz ihn ſichert: bis ihn Diſciplin allmälig dazu geduldig gemacht hat. Daher ſein Zuſtand des beſtändigen Krieges, in der Abſicht Andere ſo weit wie möglich von ſich entfernt zu halten und in Wüſteneien zerſtreut zu leben. Ja das Kind, welches ſich nur eben dem mütterlichen Schooße entwunden hat, ſcheint, zum Unterſchiede von allen andern Thieren, bloß deßwegen mit lautem Geſchrei in die Welt zu treten, weil es ſein Unvermögen, ſich ſeiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang anſieht und ſo ſeinen Anſpruch auf Freiheit (wovon kein anderes Thier eine Vorſtellung hat) ſofort ankündigt.*) — Nomadiſche Völker, die, indem ſie (als Hirtenvölker) an keinen Boden geheftet ſind, z. B. die Araber, hängen ſo ſtark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreien Lebensart und haben dabei einen ſo hohen Geiſt, mit Verachtung auf die ſich anbauenden Völker herabzuſehen, daß die davon unzertrennliche Mühſeligkeit in Jahrtauſenden ſie davon nicht hat abwendig machen können. Bloße Jagdvölker (Olenni-Tunguſi) haben ſich gar durch dieſes Freiheitsgefühl (von den andern mit ihnen verwandten

---

*) Lucrez, als Dichter, wendet dieſes in der That merkwürdige Phänomen im Thierreiche anders:

> Vagituque locum lugubri complet ut aequom 'st
> Quoi tantum'n vita restet transire malorum!

Dieſen Proſpect kann das neugeborne Kind nun wohl nicht haben; aber daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, ſondern von einer dunkeln Idee (oder dieſer analogen Vorſtellung) von Freiheit und der Hinderniß derſelben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt ſich durch die, ein paar Monate nach der Geburt, ſich mit ſeinem Geſchrei verbindenden Thränen: welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es ſich gewiſſen Gegenſtänden zu näheren, oder überhaupt nur ſeinen Zuſtand zu verändern beſtrebt iſt und daran ſich gehindert fühlt. — Dieſer Trieb, ſeinen Willen zu haben und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet ſich durch ſeinen Ton auch beſonders aus und läßt eine Bösartigkeit hervorſcheinen, welche die Mutter zu beſtrafen ſich genöthiget ſieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreien erwiedert wird. Eben daſſelbe geſchieht, wenn es durch ſeine eigene Schuld fällt. Die Jungen anderer Thiere ſpielen, die des Menſchen zanken frühzeitig unter einander und es iſt, als ob ein gewiſſer Rechtsbegriff (der ſich auf die äußere Freiheit bezieht) ſich mit der Thierheit zugleich entwickele und nicht etwa allmälig erlernt werde.

Stämmen getrennt) wirklich veredelt. — So erweckt nicht allein der Freiheitsbegriff unter moraliſchen Geſetzen einen Affect, der Enthuſiasm genannt wird, ſondern die bloß ſinnliche Vorſtellung der äußeren Freiheit erhebt die Neigung darin zu beharren oder ſie zu erweitern durch die Analogie mit dem Rechtsbegriffe bis zur heftigen Leidenſchaft.

Man nennt bei bloßen Thieren auch die heftigſte Neigung (z. B. der Geſchlechtsvermiſchung) nicht Leidenſchaft; weil ſie keine Vernunft haben, die allein den Begriff der Freiheit begründet und womit die Leidenſchaft in Colliſion kommt; deren Ausbruch alſo dem Menſchen zugerechnet werden kann. — Man ſagt zwar von Menſchen, daß ſie gewiſſe Dinge leidenſchaftlich lieben (den Trunk, das Spiel, die Jagd) oder haſſen (z. B. den Bieſam, den Brantwein): aber man nennt dieſe verſchiedenen Neigungen oder Abneigungen nicht eben ſo viel Leidenſchaften, weil es nur ſo viel verſchiedene Inſtincte, d. i. ſo vielerlei bloß-Leidendes im Begehrungsvermögen ſind und daher nicht nach den Objecten des Begehrungsvermögens als Sachen (deren es unzählige giebt), ſondern nach dem Princip des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den Menſchen von ihrer Perſon und Freiheit unter einander machen, da ein Menſch den Andern bloß zum Mittel ſeiner Zwecke macht, claſſificirt zu werden verdienen. — Leidenſchaften gehen eigentlich nur auf Menſchen und können auch nur durch ſie befriedigt werden.

Dieſe Leidenſchaften ſind Ehrſucht, Herrſchſucht, Habſucht.

Da ſie Neigungen ſind, welche bloß auf den Beſitz der Mittel gehen, um alle Neigungen, welche unmittelbar den Zweck betreffen, zu befriedigen, ſo haben ſie in ſo fern den Anſtrich der Vernunft: nämlich der Idee eines mit der Freiheit verbundenen Vermögens, durch welches allein Zwecke überhaupt erreicht werden können, nachzuſtreben. Der Beſitz der Mittel zu *beliebigen* Abſichten reicht allerdings viel weiter, als die auf eine einzelne Neigung und deren Befriedigung gerichtete Neigung. — Sie können auch daher Neigungen des Wahnes genannt werden, welcher darin beſteht: die bloße Meinung Anderer vom Werthe der Dinge dem wirklichen Werthe gleich zu ſchätzen.

B.

Von der Rachbegierde als Leidenſchaft.

§. 81.

Da Leidenſchaften nur von Menſchen auf Menſchen gerichtete Neigungen ſein können, ſo fern dieſe auf, mit einander zuſammenſtimmende oder einander widerſtreitende, Zwecke gerichtet, d. i. Liebe oder Haß ſind; der Rechtsbegriff aber, weil er unmittelbar aus dem Begriff der äußern Freiheit hervorgeht, weit wichtiger und den Willen weit ſtärker bewegender Antrieb iſt, als der des Wohlwollens: ſo iſt der Haß aus dem erlittenen Unrecht, d. i. die *Rachbegierde*, eine Leidenſchaft, welche aus der Natur des Menſchen unwiderſtehlich hervorgeht und, ſo bösartig ſie auch iſt, doch die Maxime der Vernunft, vermöge der erlaubten *Rechtsbegierde*, deren Analogon jene iſt, mit der Neigung verflochten und eben dadurch eine der heftigſten und am tiefſten ſich einwurzelnden Leidenſchaften;

die, wenn ſie erloſchen zu ſein ſcheint, doch immer noch ingeheim einen Haß, Groll genannt, als ein unter der Aſche glimmendes Feuer, überbleiben läßt.

Die Begierde, in einem Zuſtande mit ſeinen Mitmenſchen und in Verhältniß zu ihnen zu ſein, da Jedem das zu Theil werden kann, was das Recht will, iſt freilich keine Leidenſchaft, ſondern ein Beſtimmungsgrund der freien Willkür durch reine praktiſche Vernunft. Aber die Erregbarkeit derſelben durch bloße Selbſtliebe, d. i. nur zu ſeinem Vortheil, nicht zum Behufe einer Geſetzgebung für Jedermann, iſt ſinnlicher Antrieb des Haſſes, nicht der Ungerechtigkeit, ſondern des gegen uns Ungerechten: welche Neigung (zu verfolgen und zu zerſtören), da ihr eine Idee, obzwar freilich ſelbſtſüchtig angewandt, zum Grund liegt, die Rechtsbegierde gegen den Beleidiger in Leidenſchaft der Wiedervergeltung verwandelt, die oft bis zum Wahnſinne heftig iſt, ſich ſelbſt dem Verderben auszuſetzen, wenn nur der Feind demſelben nicht entrinnt und (in der Blutrache) dieſen Haß gar ſelbſt zwiſchen Völkerſchaften erblich zu machen; weil, wie es heißt, das Blut des Beleidigten, aber noch nicht Gerächeten, ſchreie, bis das unſchuldig vergoſſene Blut wieder durch Blut — ſollte es auch das eines ſeiner unſchuldigen Nachkommen ſein — abgewaſchen wird.

C.

Von der Neigung zum Vermögen, Einfluss überhaupt auf andere Menschen zu haben.

§. 82.

Dieſe Neigung nähert ſich am meiſten der techniſch-praktiſchen Vernunft, d. i. der Klugheitsmaxime. —

Denn anderer Menſchen Neigungen in ſeine Gewalt zu bekommen, um ſie nach ſeinen Abſichten lenken und beſtimmen zu können, iſt beinahe eben ſo viel als im Beſitz Anderer, als bloßer Werkzeuge ſeines Willens, zu ſein. Kein Wunder, daß das Streben nach einem ſolchen Vermögen, auf Andere Einfluß zu haben, Leidenſchaft wird.

Dieſes Vermögen enthält gleichſam eine dreifache Macht in ſich: Ehre, Gewalt und Geld; durch die, wenn man im Beſitz derſelben iſt, man jedem Menſchen, wenn nicht durch einen dieſer Einflüſſe, doch durch den andern beikommen und ihn zu ſeinen Abſichten brauchen kann. — Die Neigungen hiezu, wenn ſie Leidenſchaften werden, ſind Ehrſucht, Herrſchſucht und Habſucht. Freilich daß hier der Menſch der Geck (Betrogene) ſeiner eigenen Neigungen wird und im Gebrauche ſolcher Mittel ſeinen Endzweck verfehlt; aber wir reden hier auch nicht von Weisheit, welche gar keine Leidenſchaften verſtattet, ſondern nur von der Klugheit, mit welcher man die Narren handhaben kann.

Die Leidenſchaften überhaupt aber, ſo heftig ſie auch immer, als ſinnliche Triebfedern, ſein mögen, ſind doch in Anſehung deſſen, was die Vernunft dem Menſchen vorſchreibt, lauter Schwächen. Daher das Vermögen des geſcheuten Mannes, jene zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen, verhältnißmäßig deſto kleiner ſein darf, je größer die Leidenſchaft iſt, die den andern Menſchen beherrſcht.

Ehrſucht iſt die Schwäche der Menſchen, wegen der man auf ſie durch ihre Meinung, Herrſchſucht durch ihre Furcht und Habſucht durch ihr eigenes Intereſſe Einfluß haben kann. — Allerwärts ein Sclavenſinn, durch den, wenn ſich ein Anderer deſſelben bemächtigt, er das Vermögen hat, ihn durch ſeine eigenen Neigungen zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen. — Das Bewußtſein aber dieſes Vermögens an ſich und des Beſitzes der Mittel ſeine Neigungen zu befriedigen, erregt die Leidenſchaft mehr noch, als der Gebrauch derſelben.

a.

Ehrſucht.

§. 83.

Sie iſt nicht Ehrliebe, eine Hochſchätzung, die der Menſch von Anderen, wegen ſeines inneren (moraliſchen) Werths, erwarten darf, ſondern Beſtreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug iſt. Man darf dem Hochmuth (einem Anſinnen an Andere, ſich ſelbſt in Vergleichung mit uns ſelbſt, gering zu ſchätzen, eine Thorheit, die ihrem eigenen Zweck zuwider handelt) — dieſem Hochmuth, ſage ich, darf man nur ſchmeicheln, ſo hat man durch dieſe Leidenſchaft des Thoren über ihn Gewalt. Schmeichler *), Jaherren, die einem bedeutenden Manne gern das große Wort einräumen, nähren dieſe ihn ſchwachmachende Leidenſchaft und ſind die Verderber der Großen und Mächtigen, die ſich dieſem Zauber hingeben.

---

*) Das Wort Schmeichler hat wohl uranfänglich Schmiegler heißen ſollen (einen, der ſich ſchmiegt und biegt): um einen einbilderiſchen Mächtigen, ſelbſt durch ſeinen Hochmuth, nach Belieben zu leiten; ſo wie das Wort Heuchler eigentlich ſollte es Häuchler geſchrieben werden) einen, ſeine fromme Demuth vor einem vielvermögenden Geiſtlichen durch in ſeine Rede gemiſchte Stoßſeufzer vorſpiegelnden Betrüger, — hat bedeuten ſollen.

Hochmuth iſt eine verfehlte, ihrem eigenen Zwecke entgegen handelnde, Ehrbegierde, und kann nicht als ein abſichtliches Mittel, andere Menſchen (die er von ſich abſtößt) zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen, angeſehen werden; vielmehr iſt der Hochmüthige das Inſtrument der Schelme, Narr genannt. Einsmals fragte mich ein ſehr vernünftiger, rechtſchaffener Kaufmann: „warum der Hochmüthige jederzeit auch niederträchtig ſei" (jener hatte nämlich die Erfahrung gemacht: daß der mit ſeinem Reichthum, als überlegener Handelsmacht, großthuende, beim nachher eingetretenen Verfall ſeines Vermögens, ſich auch kein Bedenken machte, zu kriechen). Meine Meinung war dieſe: daß, da der Hochmuth das Anſinnen an einen Anderen iſt, ſich ſelbſt, in Vergleichung mit jenem, zu *verachten*; ein ſolcher Gedanke aber Niemand in den Sinn kommen kann als nur dem, welcher ſich ſelbſt zu Niederträchtigkeit bereit fühlt, der Hochmuth an ſich ſchon von der Niederträchtigkeit ſolcher Menſchen ein nie trügendes vorbedeutendes Kennzeichen abgebe.

b.

Herrſchſucht.

Dieſe Leidenſchaft iſt an ſich ungerecht und ihre Aeußerung bringt Alles wider ſich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von Andern beherrſcht zu werden und iſt darauf bedacht, ſich bei Zeiten in den Vortheil der Gewalt über ſie zu ſetzen; welches doch ein mißliches und ungerechtes Mittel dazu iſt, andere Menſchen zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; weil es theils den Widerſtand aufruft und *unklug*, theils der Freiheit unter Geſetzen, worauf Jedermann Anſpruch machen kann, zuwider und ungerecht iſt. — Was die mittelbare Beherrſchungskunſt betrifft, z. B. die des weiblichen Geſchlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen ſich einflößt, dieſes zu ſeinen Abſichten zu brauchen, ſo iſt ſie unter jenem Titel nicht mit begriffen; weil ſie keine Gewalt bei ſich führt, ſondern den Unterthänigen durch ſeine eigene Neigung zu beherrſchen und zu feſſeln weiß. — Nicht als ob der weibliche Theil unſrer Gattung von der Neigung über den männlichen zu herrſchen, frei wäre (wovon gerade das Gegentheil wahr iſt), ſondern weil es ſich nicht deſſelben Mittels zu dieſer Abſicht als das männliche bedient, nämlich nicht des Vorzugs der Stärke (als welche hier unter dem Worte herrſchen gemeint iſt), ſondern der Reize, welche eine Neigung des andern Theils, beherrſcht zu werden, in ſich enthält.

c.

Habsucht.

Geld iſt die Loſung und, wen Plutus begünſtigt, vor dem öffnen ſich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verſchloſſen ſind. Die Erfindung dieſes Mittels, welches ſonſt keine Brauchbarkeit hat (wenigſtens nicht haben darf) als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menſchen, hiemit aber auch alles Phyſiſchguten unter ihnen zu dienen, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräſentirt wird, hat eine Habſucht hervorgebracht, die zuletzt, auch ohne Genuß, in dem bloßen Beſitze, ſelbſt mit Verzichtthuung (des Geizigen) auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daß ſie den Mangel jeder anderen zu erſetzen hinreichend ſei. Dieſe ganz geiſtloſe, wenn gleich nicht immer moraliſch verwerfliche, doch bloß mechaniſch geleitete Leidenſchaft, welche vornehmlich dem Alter (zum Erſatz ſeines natürlichen Unvermögens) anhängt und die jenem allgemeinen Mittel, ſeines großen Einfluſſes halber, auch ſchlechthin den Namen eines *Vermögens* verſchafft hat, iſt eine ſolche, die, wenn ſie eingetreten iſt, keine Abänderung verſtattet und, wenn die erſte der dreien *gehaßt*, die zweite *gefürchtet*, ſie, als die dritte, *verachtet* macht*).

Von der Neigung des Wahnes als Leidenschaft.

§. 84.

Unter dem *Wahne*, als einer Triebfeder der Begierden, verſtehe ich die innere praktiſche Täuſchung, das Subjective in der Bewegurſache für objectiv zu halten. — Die Natur will von Zeit zu Zeit ſtärkere Erregungen der Lebenskraft, um die Thätigkeit des Menſchen aufzufriſchen, damit er nicht im bloßen *Genießen* das Gefühl des Lebens gar einbüße. Zu dieſem Zwecke hat ſie ſehr weiſe und wohlthätig dem von Natur faulen Menſchen Gegenſtände, ſeiner Einbildung nach, als wirkliche Zwecke (Erwerbungsarten von Ehre, Gewalt und Geld) vorgeſpiegelt, die ihm, der ungern ein *Geſchäft* unternimmt, doch genug zu *ſchaffen* machen und mit *Nichtsthun* viel zu *thun* geben; wobei

---

*) Hier iſt die Verachtung im moraliſchen Sinne zu verſtehen; denn im bürgerlichen, wenn es ſich zutrifft, daß, wie Pope ſagt „der Teufel in einem goldenen Regen von funfzig auf hundert dem Wucherer in den Schooß fällt und ſich ſeiner Seele bemächtigt" *bewundert* vielmehr der große Haufe den Mann, der ſo große Handelsweisheit beweiſet.

das Intereſſe, was er daran nimmt, ein Intereſſe des bloßen Wahnes iſt und die Natur alſo wirklich mit dem Menſchen ſpielt und ihn (das Subject) zu ſeinem Zwecke ſpornt: indeſſen daß dieſer in der Ueberredung ſteht (objectiv), ſich ſelbſt einen eigenen Zweck geſetzt zu haben. — Dieſe Neigungen des Wahnes ſind, gerade darum, weil die Phantaſie dabei Selbſtſchöpferinn iſt, dazu geeignet, um im höchſten Grade leidenſchaftlich zu werden, vornehmlich wenn ſie auf einen Wettſtreit der Menſchen angelegt ſind.

Die Spiele des Knaben im Ballſchlagen, Ringen, Wettrennen, Soldatenſpielen: — weiterhin des Mannes im Schach- und Kartenſpiel (wo in der einen Beſchäftigung der bloße Vorzug des Verſtandes, in der zweiten zugleich der baare Gewinn beabſichtigt wird): endlich des Bürgers, der in öffentlichen Geſellſchaften mit Faro oder Würfeln ſein Glück verſucht, — werden insgeſammt unwiſſentlich von der weiſeren Natur zu Wagſtücken, ihre Kräfte im Streit mit Anderen zu verſuchen, angeſpornt: eigentlich damit die Lebenskraft überhaupt vor dem Ermatten bewahrt und rege erhalten werde. Zwei ſolche Streiter glauben, ſie ſpielen unter ſich; in der That aber ſpielt die Natur mit beiden, wovon ſie die Vernunft klar überzeugen kann, wenn ſie bedenken, wie ſchlecht die von ihnen gewählten Mittel zu ihrem Zwecke paſſen. — Aber das Wohlbefinden während dieſer Erregung, weil es ſich mit (obgleich übelgedeuteten) Ideen des Wahnes verſchwiſtert, iſt eben darum die Urſache eines Hanges zur heftigſten und lange dauernden Leidenſchaft. *)

---

*) Ein Mann in Hamburg, der ein anſehnliches Vermögen daſelbſt verſpielt hatte, brachte nun ſeine Zeit mit Zuſehen der

Neigungen des Wahnes machen den ſchwachen Menſchen abergläubiſch und den Abergläubigen ſchwach, d. i. geneigt, von Umſtänden, die keine Naturſachen (etwas zu fürchten oder zu hoffen) ſein können, dennoch intereſſante Wirkungen zu erwarten. Jäger, Fiſcher, auch Spieler (vornehmlich in Lotterien) ſind abergläubiſch und der Wahn, der zu der Täuſchung: das Subjective für objectiv, die Stimmung des inneren Sinnes für Erkenntniß der Sache ſelbſt zu nehmen, verleitet, macht zugleich den Hang zum Aberglauben begreiflich.

Von dem höchſten phyſiſchen Gut.

§. 85.

Der größte Sinnengenuß, der gar keine Beimiſchung von Ekel bei ſich führt, iſt, im geſunden Zuſtande, Ruhe nach der Arbeit. — Der Hang zur Ruhe ohne vorhergehende Arbeit in jenem Zuſtande iſt Faulheit. — Doch iſt eine etwas lange Weigerung, wiederum an ſeine Geſchäfte zu gehen, und das ſüße far niente zur Kräftenſammlung darum noch nicht Faulheit; weil man (auch im Spiel) angenehm und doch zugleich nützlich beſchäftigt ſein kann, und auch der Wechſel der Arbeiten, ihrer ſpecifiſchen Beſchaffenheit nach, zugleich ſo vielfältige Erholung iſt: da hingegen an eine ſchwere unvollendet gelaſſene Arbeit wieder zu gehen, ziemliche Entſchloſſenheit erfordert.

Spielenden zu. Ihn fragte ein Anderer, wie ihm zu Muthe wäre, wenn er daran dächte, ein ſolches Vermögen einmal gehabt zu haben. Der Erſtere antwortete: „wenn ich es noch einmal beſäße, ſo wüßte ich doch nicht es auf angenehmere Art anzuwenden.“

Unter den drei Laſtern: *Faulheit*, *Feigheit* und *Falſchheit*, ſcheint das Erſtere das verächtlichſte zu ſein. Allein in dieſer Beurtheilung kann man dem Menſchen oft ſehr unrecht thun. Denn die Natur hat auch den Abſcheu für anhaltende Arbeit manchem Subject weislich in ſeinen für ihn ſowohl als Andere heilſamen Inſtinct gelegt; weil dieſes etwa keinen langen oder oft wiederholten Kräftenaufwand ohne Erſchöpfung vertrug, ſondern gewiſſer Pauſen der Erholung bedurfte. *Demetrius* hätte daher nicht ohne Grund immer auch dieſer Unholdinn (der Faulheit) einen Altar beſtimmen können; indem, wenn nicht *Faulheit* noch dazwiſchen träte, die *raſtloſe* Bosheit weit mehr Uebels, als jetzt noch iſt, in der Welt verüben würde; wenn nicht Feigheit ſich der Menſchen erbarmte, der kriegeriſche Blutdurſt die Menſchen bald aufreiben würde, und, wäre nicht *Falſchheit* (da nämlich unter vielen, ſich zum Complott vereinigenden Böſewichtern in großer Zahl [z. B. in einem Regiment] immer Einer ſein wird, der es verräth), bei der angebornen Bösartigkeit der menſchlichen Natur ganze Staaten bald geſtürzt ſein würden.

Die ſtärkſten Antriebe der Natur, welche die Stelle der unſichtbar das menſchliche Geſchlecht durch eine höhere, das phyſiſche Weltbeſte allgemein beſorgende Vernunft (des Weltregierers) vertreten, ohne daß menſchliche Vernunft dazu hinwirken darf, ſind *Liebe zum Leben*, und *Liebe zum Geſchlecht*; die Erſtere, um das Individuum, die Zweite, um die Species zu erhalten, da dann durch Vermiſchung der Geſchlechter im Ganzen das Leben unſerer mit Vernunft begabten Gattung *fortſchreitend* erhalten wird, ungeachtet dieſe abſichtlich an ihrer eigenen *Zerſtörung* (durch Kriege) arbeitet; welche doch die immer an Kultur wachſenden vernünftigen Geſchöpfe, ſelbſt mitten in Kriegen, nicht hindert, dem Menſchengeſchlechte in kommenden Jahrhunderten einen Glückſeligkeitszuſtand, der nicht mehr rückgängig ſein wird, im Proſpect unzweideutig vorzuſtellen.

Von dem höchsten moralisch-physischen Gut.

§. 86.

Die beiden Arten des Gutes, das *phyſiſche* und *moraliſche*, können nicht zuſammen *gemiſcht* werden; denn ſo würden ſie ſich neutraliſiren und zum Zwecke der wahren Glückſeligkeit gar nicht hinwirken; ſondern Neigung zum *Wohlleben* und zur *Tugend* im Kampfe mit einander, und Einſchränkung des Princips der erſteren durch das der letzteren machen zuſammenſtoßend den ganzen Zweck des wohlgearteten, einem Theil nach ſinnlichen, dem andern aber moraliſch intellectuellen Menſchen aus; der aber, weil im Gebrauch die Vermiſchung ſchwerlich abzuhalten iſt, einer Zerſetzung durch gegenwirkende Mittel (reagentia) bedarf, um zu wiſſen, welches die Elemente und die Propoſition ihrer Verbindung iſt, die, mit einander vereinigt, den Genuß einer *geſitteten Glückſeligkeit* verſchaffen können.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im *Umgange* iſt die *Humanität*. Es kommt hier nicht auf den Grad des erſteren an; denn da fordert Einer viel, der Andere wenig, was ihm dazu erforderlich zu ſein dünkt, ſondern nur auf die Art des Verhältniſſes, wie die Neigung zum Erſteren durch das Geſetz des Letzteren eingeſchränkt werden ſoll.

Die Umgänglichkeit iſt auch eine Tugend, aber die *Umgangsneigung* wird oft zur Leidenſchaft. Wenn aber gar der geſellſchaftliche Genuß, prahleriſch, durch Verſchwendung erhöhet wird, ſo hört dieſe falſche Umgänglichkeit auf, Tugend zu ſein und iſt ein Wohlleben, was der Humanität Abbruch thut.

* * *

Muſik, Tanz und Spiel machen eine ſprachloſe Geſellſchaft aus (denn die wenigen Worte, die zu Letzterem nöthig ſind, begründen keine Converſation, welche wechſelſeitige Mittheilung der Gedanken fordert). Das Spiel, welches, wie man vorgiebt, nur zur Ausfüllung des Leeren der Converſation nach der Tafel dienen ſoll, iſt doch gemeiniglich die Hauptſache: als Erwerbmittel, wobei Affecten ſtark bewegt werden, wo eine gewiſſe Convention des Eigennutzes, einander mit der größten Höflichkeit zu plündern, errichtet, und ein völliger Egoism, ſo lange das Spiel dauert, zum Grundſatze gelegt wird, den Keiner verläugnet; von welcher Converſation, bei aller Kultur, die ſie in ſeinen Manieren bewirken mag, die Vereinigung des geſelligen Wohllebens mit der Tugend, und hiemit die wahre Humanität ſchwerlich ſich wahre Beförderung verſprechen dürfte.

Das Wohlleben, was zu der letzteren noch am beſten zuſammen zu ſtimmen ſcheint, iſt *eine gute Mahlzeit in guter* (und wenn es ſein kann, auch abwechſelnder) *Geſellſchaft*; von der Cheſterfield ſagt: daß ſie nicht unter der Zahl der *Grazien* und auch nicht über die der *Muſen* ſein müſſe.*)

---

*) Zehn an einem Tiſche; weil der Wirth, der die Gäſte bedient, ſich nicht mitzählt.

Wenn ich eine Tiſchgeſellſchaft aus lauter Männern von Geſchmack (äſthetiſch vereinigt) nehme,*) ſo wie ſie nicht bloß gemeinſchaftlich eine Mahlzeit, ſondern einander ſelbſt zu genießen die Abſicht haben, (da dann ihre Zahl nicht viel über die Zahl der Grazien betragen kann): ſo muß dieſe kleine Tiſchgeſellſchaft nicht ſowohl die leibliche Befriedigung, — die ein Jeder auch für ſich allein haben kann — ſondern das geſellige Vergnügen, wozu jene nur das Vehikel zu ſein ſcheinen muß, zur Abſicht haben: wo dann jene Zahl eben hinreichend iſt, um die Unterredung nicht ſtocken, oder auch in abgeſonderten kleinen Geſellſchaften mit dem nächſten Beiſitzer ſich theilen zu laſſen, befürchtet werden darf. Das Letztere iſt gar kein Converſationsgeſchmack, der immer Kultur bei ſich führen muß, wo immer Einer mit Allen (nicht bloß mit ſeinem Nachbar) ſpricht: da hingegen die ſogenannten feſtlichen Tractamente (Gelag und Abfütterung) ganz geſchmacklas ſind. Es verſteht ſich hiebei von ſelbſt, daß in allen Tiſchgeſellſchaften, ſelbſt denen an einer Wirthstafel, das, was daſelbſt von einem indiscreten Tiſchgenoſſen zum Nachtheil eines Abweſenden öffentlich geſprochen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer dieſer Geſellſchaft gehöre und nachgeplaudert werden dürfe. Denn ein jedes Sympoſium hat, auch ohne einen beſonderen dazu getroffenen Vertrag, eine gewiſſe Heiligkeit und Pflicht zur Verſchwiegenheit bei ſich, in Anſehung deſſen, was dem Mitgenoſſen der Tiſchgeſellſchaft nachher Ungelegenheit außer derſelben verurſachen könnte; weil, ohne dieſes Vertrauen, das der moraliſchen Kultur ſelbſt ſo zuträgliche Vergnügen in Geſellſchaft, und ſelbſt dieſe Geſellſchaft zu genießen, vernichtet werden würde. — Daher würde ich, wenn von meinem beſten Freunde in einer ſo genannten öffentlichen Geſellſchaft (denn eigentlich iſt eine noch ſo große Tiſchgeſellſchaft immer nur Privatgeſellſchaft, und nur die ſtaatsbürgerliche überhaupt in der Idee iſt öffentlich) — ich würde, ſage ich, wenn von ihm etwas Nachtheiliges geſprochen würde, ihn zwar vertheidigen, und allenfalls auf meine eigene Gefahr mit Härte und Bitterkeit des Ausdrucks mich ſeiner annehmen, mich aber nicht zum Werkzeuge brauchen laſſen, dieſe übele Nachrede zu verbreiten und an den Mann zu tragen, den ſie angeht. — Es iſt nicht bloß ein geſelliger Geſchmack, der die Converſation leiten muß, ſondern es ſind auch Grundſätze, die dem offenen Verkehr der Menſchen mit ihren Gedanken im Umgange zur einſchränkenden Bedingung ihrer Freiheit dienen ſollen.

---

*) An einer feſtlichen Tafel, an welcher die Anweſenheit der Dame die Freiheit der Herren von ſelbſt auf's Geſittete einſchränkt, iſt eine bisweilen ſich ereignende plötzliche Stille ein ſchlimmer, lange Weile drohender Zufall, bei dem Keiner ſich getraut, etwas Neues, zur Fortſetzung des Geſprächs Schickliches, hinein zu ſpielen; weil er es nicht aus der Luft greifen, ſondern es aus der Neuigkeit des Tages, die aber intereſſant ſein muß, hernehmen ſoll. Eine einzige Perſon, vornehmlich wenn es die Wirthinn des Hauſes iſt, kann dieſe Stockung oft allein verhüten und die Converſation im beſtändigen Gange erhalten; daß ſie nämlich, wie in einem Concert, mit allgemeiner und lauter Fröhlichkeit beſchließt, und eben dadurch deſto gedeihlicher iſt; gleich dem Gaſtmahle des Plato, von dem der Gaſt ſagte: „Deine Mahlzeiten gefallen nicht allein, wenn man ſie genießt, ſondern auch, ſo oft man an ſie denkt.“

Hier iſt etwas Analogiſches im Vertrauen zwiſchen Menſchen, die mit einander an einem Tiſche ſpeiſen, mit alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bei dem der Fremde, ſobald er jenem nur einen Genuß (einen Trunk Waſſer) in ſeinem Zelt hat ablocken können, auch auf ſeine Sicherheit rechnen kann; oder, wenn der ruſſiſchen Kaiſerin Salz und Brot von den aus Moskau ihr entgegenkommenden Deputirten gereicht wurde, und ſie durch den Genuß deſſelben ſich auch vor aller Nachſtellung durch's Gaſtrecht geſichert halten konnte. — Das Zuſammenſpeiſen an einem Tiſche wird aber als die Förmlichkeit eines ſolchen Vertrags der Sicherheit angeſehen.

Allein zu eſſen (solipsismus convictorii) iſt für einen philoſophirenden Gelehrten ungeſund;*) nicht

---

*) Denn der philoſophirende muß ſeine Gedanken fortdauernd bei ſich herumtragen, um durch vielfältige Verſuche ausfindig zu machen, an welche Principien er ſie ſyſtematiſch anknüpfen ſolle, und die Ideen, weil ſie nicht Anſchauungen ſind, ſchweben gleichſam in der Luft ihm vor. Der hiſtoriſch- oder mathematiſch-Gelehrte kann ſie dagegen vor ſich hinſtellen, und ſo ſie, mit der Feder in der Hand, allgemeinen Regeln der Vernunft gemäß, doch gleich als Facta, empiriſch ordnen, und ſo, weil das Vorige in gewiſſen Punkten ausgemacht iſt, den folgenden Tag die Arbeit von da fortſetzen, wo er ſie gelaſſen hatte. — Was den Philoſophen betrifft, ſo kann man ihn gar nicht als Arbeiter am Gebäude der Wiſſenſchaften, d. i. nicht als Gelehrten, ſondern muß ihn als Weisheitsforſcher betrachten. Es iſt die bloße Idee von einer Perſon, die den Endzweck alles Wiſſens ſich praktiſch und (zum Behuf deſſelben) auch theoretiſch zum Gegenſtande macht, und man kann dieſen Namen nicht im Plural, ſondern nur im Singular brauchen (der Philoſoph urtheilt ſo oder ſo); weil er eine bloße Idee bezeichnet, Philoſophen aber zu nennen eine Vielheit von dem andeuten würde, was doch abſolute Einheit iſt.

Reſtauration, ſondern (vornehmlich wenn es gar einſames Schwelgen wird) Erhauſtion; erſchöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der genießende Menſch, der im Denken während der einſamen Mahlzeit an ſich ſelbſt zehrt, verliert allmälig die Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tiſchgenoſſe ihm durch ſeine abwechſelnde Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet, welchen er ſelbſt nicht hat ausſpüren dürfen.

Bei einer vollen Tafel, wo die Vielheit der Gerichte nur auf das lange Zuſammenhalten der Gäſte (coenam ducere) abgezweckt iſt, geht die Unterredung gewöhnlich durch drei Stufen; 1) Erzählen, 2) Räſonniren und 3) Scherzen. — A. Die Neuigkeiten des Tages, zuerſt einheimiſche, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene. — B. Wenn dieſer erſte Appetit befriedigt iſt, ſo wird die Geſellſchaft ſchon lebhafter; denn weil beim Vernünfteln Verſchiedenheit der Beurtheilung über ein und daſſelbe auf die Bahn gebrachte Object ſchwerlich zu vermeiden iſt, und Jeder doch von der ſeinigen eben nicht die geringſte Meinung hat: ſo erhebt ſich ein Streit, der den Appetit für Schüſſel und Bouteille rege, und nach dem Maße der Lebhaftigkeit dieſes Streits und der Theilnahme an demſelben, auch gedeihlich macht. — C. Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanſtrengung iſt, dieſe aber durch einen, während deſſelben ziemlich reichlichen Genuß, endlich beſchwerlich wird: ſo fällt die Unterredung natürlicher Weiſe auf das bloße Spiel des Witzes, zum Theil auch dem anweſenden Frauenzimmern zu gefallen; auf welches die kleinen muthwilligen, aber nicht beſchämenden Angriffe auf ihr Geſchlecht die Wirkung thun, ſich in ihrem Witz ſelbſt vortheilhaft zu zeigen, und ſo endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmüthig iſt, die Natur durch Bewegung des Zwerchfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung, als zum körperlichen Wohlbefinden beſtimmt hat; indeſſen, daß die Theilnehmer am Gaſtmahle, Wunder wie viel! Geiſteskultur in einer Abſicht der Natur zu finden wähnen. — Eine Tafelmuſik bei einem feſtlichen Schmauſe großer Herren iſt das geſchmackloſeſte Unding, was die Schwelgerei immer ausgeſonnen haben mag.

Die Regeln eines geſchmackvollen Gaſtmahls, das die Geſellſchaft animirt, ſind: a) Wahl eines Stoffs zur Unterredung, der Alle intereſſirt und immer Jemanden Anlaß giebt, etwas ſchicklich hinzuzuſetzen. b) Keine tödtliche Stille, ſondern nur augenblickliche Pauſe in der Unterredung entſtehen zu laſſen. c) Den Gegenſtand nicht ohne Noth zu variiren und von einer Materie zu einer andern abzuſpringen; weil das Gemüth am Ende des Gaſtmahls wie am Ende eines Drama (dergleichen auch das zurückgelegte ganze Leben des vernünftigen Menſchen iſt) ſich unvermeidlich mit der Rückerinnerung der mancherlei Acte des Geſprächs beſchäftigt: wo denn, wenn es keinen Faden des Zuſammenhangs herausfinden kann, es ſich verwirrt fühlt und in der Kultur nicht fortgeſchritten, ſondern eher rückgängig geworden zu ſein, mit Unwillen inne wird. — Man muß einen Gegenſtand, der unterhaltend iſt, beinahe erſchöpfen, ehe man zu einem anderen übergeht und beim Stocken des Geſprächs etwas anderes damit Verwandtes zum Verſuch in die Geſellſchaft unbemerkt zu ſpielen verſtehen: ſo kann ein Einziger in der Geſellſchaft unbemerkt und unbeneidet dieſe Leitung der Geſpräche übernehmen. d) Keine Rechthaberei, weder für ſich noch für die Mitgenoſſen der Geſellſchaft entſtehen oder dauern zu laſſen: vielmehr da dieſe Unterhaltung kein Geſchäft, ſondern nur Spiel ſein ſoll, jene Ernſthaftigkeit durch einen geſchickt angebrachten Scherz abwenden. e) In dem ernſtlichen Streite, der gleichwohl nicht zu vermeiden iſt, ſich ſelbſt und ſeinen Affect ſorgfältig ſo in Disciplin zu erhalten, daß wechſelſeitige Achtung und Wohlwollen immer hervorleuchte; wobei es mehr auf den Ton (der nicht ſchreihälſig oder arrogant ſein muß), als auf den Inhalt des Geſprächs ankommt; damit keiner der Mitgäſte mit dem andern entzweiet aus der Geſellſchaft in die Häuslichkeit zurückkehre.

So unbedeutend dieſe Geſetze der verfeinerten Menſchheit auch ſcheinen mögen, vornehmlich wenn man ſie mit dem Reinmoraliſchen vergleicht, ſo iſt doch Alles, was Geſelligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren beſtände, ein die Tugend vortheilhaft kleidendes Gewand, welches der Letzteren auch in ernſthafter Rückſicht zu empfehlen iſt. — Der Puriſm des Cynikers und die Fleiſchestödtung des Anachoreten, ohne geſellſchaftliches Wohlleben, ſind verzerrte Geſtalten der Tugend und für dieſe nicht einladend; ſondern, von den Grazien verlaſſen, können ſie auf Humanität nicht Anſpruch machen.

Der Anthropologie

Zweiter Theil.

Die
anthropologiſche Charakteriſtik.

Von
der Art, das Innere des Menſchen aus dem
Aeußren zu erkennen.

Eintheilung.

1) Der Charakter der Perſon, 2) der Charakter des Geſchlechts, 3) der Charakter des Volks, 4) der Charakter der Gattung.

A.

Der Charackter der Person.

§. 87.

In pragmatiſcher Rückſicht bedient ſich die allgemeine, natürliche (nicht bürgerliche) Zeichenlehre (semiotica universalis) des Worts Charakter in zweifacher Bedeutung, da man theils ſagt: ein gewiſſer Menſch hat dieſen oder jenen (phyſiſchen) Charakter: theils er hat überhaupt einen Charakter (einen moraliſchen), der nur ein einziger, oder gar keiner ſein kann. Das erſte iſt das Unterſcheidungszeichen des Menſchen als eines ſinnlichen, oder Naturweſens; das zweite deſſelben als eines vernünftigen, mit Freiheit begabten Weſens. Der Mann von Grundſätzen, von dem man ſicher weiß, weſſen man ſich, nicht etwa von ſeinem Inſtinct, ſondern von ſeinem Willen zu verſehen hat, hat einen Character. — Daher kann man in der Charakteriſtik, ohne Tautologie, in dem, was zu ſeinem Begehrungsvermögen gehört (practiſch iſt), das

Charakteriſtiſche in a) *Naturell* oder Naturanlage, b) *Temperament* oder Sinnesart, und c) *Charakter* ſchlechthin, oder Denkungsart, eintheilen. — Die beiden erſteren Anlagen zeigen an, was ſich aus dem Menſchen machen läßt; die zweite (moraliſche) was er aus ſich ſelbſt zu machen bereit iſt.

I.

Von dem Naturell.

Der Menſch hat ein gut *Gemüth*, bedeutet: er iſt nicht ſtörriſch ſondern nachgebend; er wird zwar aufgebracht, aber leicht beſänftigt und hegt keinen Groll (iſt negativ-gut). — Dagegen, um von ihm ſagen zu können: „er hat ein gut *Herz*", ob dieſes zwar auch zur Sinnesart gehört, will ſchon mehr ſagen. Es iſt ein Antrieb zum Practiſch-guten, wenn es gleich nicht nach Grundſätzen verübt wird, ſo: daß der Gutmüthige und Gutherzige beydes Leute ſind, die ein ſchlauer Gaſt brauchen kann, wie er will. — Und ſo geht das Naturell mehr (ſubjectiv) aufs *Gefühl* der Luſt oder Unluſt, wie ein Menſch vom andern afficirt wird (und jenes kann hierinn etwas Charakteriſtiſches haben) als (objectiv) aufs *Begehrungsvermögen*; wo das Leben ſich nicht blos im Gefühl, *innerlich*, ſondern auch in der Thätigkeit, *äußerlich*, obgleich blos nach Triebfedern der Sinnlichkeit offenbaret. In dieſer Beziehung beſteht nun das *Temperament*, welches von einer habituellen (durch Gewohnheit zugezogenen) Diſpoſition noch unterſchieden werden muß; weil dieſer keine Naturanlage, ſondern bloße Gelegenheitsurſachen zum Grunde liegen.

II.

Vom Temperament.

Phyſiologiſch betrachtet, verſteht man, wenn vom Temperament die Rede iſt, die *körperliche Conſtitution* (den ſtarken oder ſchwachen Bau) und *Complexion* (das Flüſſige, durch die Lebenskraft geſetzmäßig bewegliche im Körper; worin die Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieſer Säfte mit begriffen iſt).

Pſychologiſch aber erwogen, d. i. als Temperament der *Seele* (Gefühls- und Begehrungsvermögens), werden jene, von der Blutbeſchaffenheit entlehnte Ausdrücke nur als nach der Analogie des Spiels der Gefühle und Begierden mit körperlichen bewegenden Urſachen (worunter das Blut die vornehmſte iſt) vorgeſtellt.

Da ergiebt ſich nun: daß die Temperamente, die wir bloß der Seele beilegen, doch wohl in geheim das Körperliche im Menſchen auch zur mitwirkenden Urſache haben mögen: — ferner daß, da ſie *erſtlich* die Obereintheilung derſelben in Temperamente des *Gefühls* und der *Thätigkeit* zulaſſen, *zweitens* jede derſelben mit Erregbarkeit der *Lebenskraft* (intensio) oder Abſpannung (remissio) derſelben, verbunden werden kann, — gerade nur *vier* einfache Temperamente (wie in den 4 ſyllogiſtiſchen Figuren) durch den (medius terminus) aufgeſtellt werden können: das *ſanguiniſche*, das *melancholiſche*, das *choleriſche* und das *phlegmatiſche*; wodurch dann die alten Formen beibehalten werden können, und nur eine, dem Geiſt dieſer Temperamentenlehre angepaßte, bequemere Deutung erhalten.

Hiebei dient der Ausdruck der *Blutbeſchaffenheit* nicht dazu: die *Urſache* der Phänomene des ſinnlich afficirten Menſchen anzugeben, — es ſei nach der Humoral- oder der Nervenpathologie; ſondern ſie nur den beobachteten Wirkungen nach zu claſſificiren; denn man verlangt nicht vorher zu wiſſen, welche chemiſche Blutmiſchung es ſei, die zur Benennung einer gewiſſen Temperamentseigenſchaft berechtige, ſondern welche Gefühle und Neigungen man bei der Beobachtung des Menſchen zuſammenſtellt, um für ihn den Titel einer beſonderen Klaſſe ſchicklich anzugeben.

Die Obereintheilung der Temperamentslehre kann alſo die ſein: in Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit, und dieſe kann durch Untereintheilung wiederum in zwei Arten zerfallen, die zuſammen die 4 Temperamente geben. — Zu den Temperamenten des Gefühls zähle ich nun das ſanguiniſche, A, und ſein Gegenſtück, das melancholiſche, B. — Das erſtere hat nun die Eigenthümlichkeit, daß die Empfindung ſchnell und ſtark afficirt wird, aber nicht tief eindringt (nicht dauerhaft iſt); dagegen in dem Zweiten die Empfindung weniger auffallend iſt, aber ſich tief einwurzelt. Hierin muß man dieſen Unterſchied der Temperamente des Gefühls, und nicht in den Hang zur Fröhlichkeit oder Traurigkeit ſetzen. Denn der Leichtſinn der Sanguiniſchen disponirt zur Luſtigkeit, der Tiefſinn dagegen, der über einer Empfindung brütet, benimmt dem Frohſinne ſeine leichte Veränderlichkeit, ohne darum eben Traurigkeit zu bewirken. — Weil aber alle Abwechſelung, die man in ſeiner Gewalt hat, das Gemüth überhaupt belebt und ſtärkt, ſo iſt der, welcher Alles, was ihm begegnet auf die leichte Achſel nimmt, wenn gleich nicht weiſer, doch gewiß glücklicher, als der an Empfindungen klebt, die ſeine Lebenskraft ſtarren macht.

I.

Temperamente des Gefühls.

A.

Das ſanguiniſche Temperament des Leichtblütigen.

Der Sanguiniſche giebt ſeine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er iſt ſorglos und von guter Hoffnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verſpricht ehrlicher Weiſe, aber hält nicht Wort: weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend ſein werde. Er iſt gutmüthig genug, Anderen Hülfe zu leiſten, iſt aber ein ſchlimmer Schuldner, und verlangt immer Friſten. Er iſt ein guter Geſellſchafter, ſcherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern große Wichtigkeit geben, (Vive la bagatelle!) und hat alle Menſchen zu Freunden. Er iſt gewöhnlich kein böſer Menſch, aber ein ſchlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar ſehr reuet, der aber dieſe Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geſchäften und iſt doch raſtlos beſchäftigt, in dem, was bloß Spiel iſt; weil dieſes Abwechſelung bei ſich führt und das Beharren ſeine Sache nicht iſt.

B.

Das melancholiſche Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie Geſtimmte (nicht der Melancholiſche; denn das bedeutet einen Zuſtand, nicht den bloßen Hang zu einem Zuſtande) giebt allen Dingen, die ihn ſelbſt angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Urſache zu Beſorgniſſen und richtet ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Schwierigkeiten: ſo wie dagegen der Sanguiniſche von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher Jener auch tief, ſo wie Dieſer nur oberflächlich denkt. Er verſpricht ſchwerlich; weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich iſt. Nicht, daß dieſes Alles aus moraliſchen Urſachen geſchähe, (denn es iſt hier von ſinnlichen Triebfedern die Rede) ſondern weil ihm das Widerſpiel Ungelegenheit, und ihn eben darum beſorgt, mißtrauiſch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohſinn unempfänglich macht. — Uebrigens iſt dieſe Gemüthsſtimmung, wenn ſie habituell iſt, doch der des Menſchenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguiniſchen iſt, wenigſtens dem Anreize nach, entgegen; weil der, welcher ſelbſt die Freude entbehren muß, ſie ſchwerlich Anderen gönnen wird.

II.

Temperamente der Thätigkeit.

C.

Das choleriſche Temperament des Warmblütigen.

Man ſagt von ihm: er iſt hitzig; brennt ſchnell auf, wie Strohfeuer; läßt ſich durch Nachgeben des Anderen bald beſänftigen, zürnt alsdann, ohne zu haſſen und liebt wohl gar den noch deſto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit iſt raſch, aber nicht anhaltend. — Er iſt geſchäftig, aber unterzieht ſich ſelbſt ungern den Geſchäften, eben darum weil er es nicht anhaltend iſt und macht alſo gern den bloßen Befehlshaber, der ſie leitet, aber ſelbſt nicht ausführen will. Daher iſt ſeine herrſchende Leidenſchaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geſchäften zu thun und will laut geprieſen ſein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz und iſt dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, ſondern aus Stolz; denn er liebt ſich mehr ſelbſt. — Er hält auf Ordnung und ſcheint deshalb klüger als er iſt. Er iſt habſüchtig, um nicht filzig zu ſein; iſt höflich, aber mit Ceremonie, ſteif und geſchroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt ſeines Witzes iſt, leidet mehr Kränkungen durch den Widerſtand Anderer gegen ſeine ſtolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch ſeine habſüchtigen; weil ein Bißchen kauſtiſchen Witzes ihm den Nimbus ſeiner Wichtigkeit ganz wegbläſt; indeſſen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür ſchadlos gehalten wird. — — Mit Einem Wort, das choleriſche Temperament iſt unter allen am wenigſten glücklich, weil es am meiſten den Widerſtand gegen ſich aufruft.

D.

Das phlegmatiſche Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectloſigkeit, nicht Trägheit (Lebloſigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum ſofort nicht einen Phlegmatiker, oder ihn phlegmatiſch nennen, und ihn unter dieſem Titel in die Klaſſe der Faullenzer ſetzen.

Phlegma, als Schwäche, iſt Hang zur Unthätigkeit, ſich durch ſelbſt ſtarke Triebfedern zu Geſchäften nicht bewegen zu laſſen. Die Unempfindlichkeit dafür iſt willkürliche Unnützlichkeit und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, iſt dagegen die Eigenſchaft: nicht leicht oder raſch, aber, wenn gleich langſam, doch anhaltend bewegt zu werden. — Der, welcher eine gute Doſis von Phlegma in ſeiner Miſchung hat, wird langſam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, ſondern bedenkt ſich erſt, ob er nicht zürnen ſolle; wenn andrerſeits der Choleriſche raſend werden möchte, daß er den feſten Mann nicht aus ſeiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz gewöhnlichen Doſis der Vernunft, aber zugleich dieſem Phlegma, von der Natur ausgeſtattet, ohne zu glänzen und doch von Grundſätzen, nicht vom Inſtinct, ausgehend, hat der Kaltblütige Nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn, ſelbſt im gemeinen Leben, oft den Philoſophen. Durch dieſes iſt er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeſchnellete Balliſten und Katapulten prallen von ihm als einem Wollſacke ab. Er iſt ein verträglicher Ehemann, und weiß ſich die Herrſchaft über Frau und Verwandte zu verſchaffen, indeſſen daß er ſcheint Allen zu Willen zu ſein, weil er durch ſeinen unbiegſamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem ſeinen umzuſtimmen verſteht; wie Körper, welche mit kleiner Maſſe und großer Geſchwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren; mit weniger Geſchwindigkeit aber und größerer Maſſe das ihnen entgegenſtehende Hinderniß mit ſich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Wenn ein Temperament die Beigeſellung eines andern ſein ſoll — wie das gemeiniglich geglaubt wird — z. B.

A — — — — — B

Das Sanguiniſche Das Melancholiſche

| |

| |

| |

C — — — — — D

Das Choleriſche Das Phlegmatiſche

ſo *widerſtehen* ſie entweder einander, oder ſie *neutraliſiren* ſich. Das Erſtere geſchieht, wenn das ſanguiniſche mit dem melancholiſchen, imgleichen wenn das choleriſche mit dem phlegmatiſchen in einem und demſelben Subject als vereinigt gedacht werden will: denn ſie (A und B imgleichen C und D) ſtehen gegen einander im Widerſpruch. — Das Zweite, nämlich die Neutraliſirung würde in der (gleichſam chemiſchen) *Miſchung* des ſanguiniſchen mit dem choleriſchen, und des melancholiſchen mit dem phlegmatiſchen (A und C imgleichen B und D) geſchehen. Denn die guthmüthige Fröhlichkeit kann nicht in demſelben Act mit dem abſchreckenden Zorn zuſammenſchmelzend gedacht werden, eben ſo wenig wie die Pein des Selbſtquälers mit der zufriedenen Ruhe des ſich ſelbſt genugſamen Gemüths. — Soll aber einer dieſer zwei Zuſtände in demſelben Subject mit dem andern wechſeln; ſo giebt das bloße Launen, aber kein beſtimmtes Temperament ab.

Alſo giebt es keine *zuſammengeſetzte* Temperamente; z. B. ein ſanguiniſch-choleriſches (welches die Windbeutel alle haben wollen, indem ſie alsdann gnädige, aber doch auch ſtrenge Herren zu ſein, vorgaukeln), ſondern es ſind in Allem deren nur vier, und jede derſelben einfach, und man weiß nicht, was aus dem Menſchen gemacht werden ſoll, der ſich ein gemiſchtes zueignet.

Frohſinn und Leichtſinn, Tiefſinn und Wahnſinn, Hochſinn und Starrſinn, endlich Kaltſinn und Schwachſinn ſind nur als Wirkungen des Temperaments in Beziehung auf ihre Urſache unterſchieden.*)

III.

Vom Charakter,

als der

Denkungsart.

Von einem Menſchen ſchlechthin ſagen zu können: „er hat einen Charakter," heißt ſehr viel von ihm, nicht allein geſagt, ſondern auch gerühmt; denn das iſt eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

---

*) Welchen Einfluß die Verſchiedenheit des Temperaments auf die öffentlichen Geſchäfte, oder umgekehrt dieſe (durch die Wirkung den die gewohnte Uebung in dieſem auf jenen) hat, will man dann auch, theils durch Erfahrung, theils auch mit Beihülfe der muthmaßlichen Gelegenheitsurſachen erklügelt haben. So heißt es z. B.

In der Religion iſt der Choleriker orthodox.
der Sanguiniſche Freigeiſt
der Melanch. Schwärmer
der Phleg. Indifferentiſt. —

Allein das ſind ſo hingeworfene Urtheile, die für die Charakteriſtik ſo viel gelten, als ſcurriliſcher Witz ihnen einräumt (valent quantum possunt).

Wenn man unter dieſer Benennung überhaupt das verſteht, weſſen man ſich zu ihm ſicher zu verſehen hat, es mag Gutes oder Schlimmes ſein, pflegt man dazu zu ſetzen: er hat dieſen oder jenen Charakter und dann bezeichnet der Ausdruck die Sinnesart. — Einen Charakter aber ſchlechthin zu haben, bedeutet diejenige Eigenſchaft des Willens, nach welcher das Subject ſich ſelbſt an beſtimmte praktiſche Principien bindet, die er ſich durch ſeine eigene Vernunft unabänderlich vorgeſchrieben hat. Ob nun zwar dieſe Grundſätze auch bisweilen falſch und fehlerhaft ſein dürften, ſo hat doch das Formelle des Wollens überhaupt, nach feſten Grundſätzen zu handeln, (nicht wie in einem Mückenſchwarm bald hiehin bald dahin abzuſpringen) etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in ſich; wie es denn auch etwas Seltenes iſt.

Es kommt hiebei nicht auf das an, was die Natur aus dem Menſchen, ſondern was dieſer aus ſich ſelbſt macht; denn das Erſtere gehört zum Temperament (wobei das Subject großentheils paſſiv iſt) und nur das Letztere giebt zu erkennen, daß er einen Charakter habe.

Alle andere gute und nutzbare Eigenſchaften deſſelben haben einen Preis, ſich gegen andere, die eben ſo viel Nutzen ſchaffen, austauſchen zu laſſen; das Talent einen Marktpreis, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen ſolchen Menſchen auf allerlei Art brauchen; — das Temperament einen Affectionspreis; man kann ſich mit ihm gut unterhalten, er iſt ein angenehmer Geſellſchafter; —

aber — der Charakter hat einen inneren Werth*) und iſt über allen Preis erhaben.

Von den Eigenſchaften, die bloſs daraus folgen, daſs der Mensch einen Charakter hat oder ohne Charakter ist.

1) Der Nachahmer (im Sittlichen) iſt ohne Charakter; denn dieſer beſteht eben in der Originali-

---

*) Ein Seefahrer hörte in einer Geſellſchaft dem Streite zu, den Gelehrte über den Rang unter ſich, nach ihren Fakultäten, führten. Er entſchied ihn auf ſeine Art, nämlich: wie viel ihm wohl ein Menſch, den er gekapert hätte, beim Verkauf auf dem Markt in Algier einbringen würde. Den Theologen und Juriſten kann dort kein Menſch brauchen; aber der Arzt verſteht ein Handwerk und kann für baar gelten. — König Jakob I von England wurde von der Amme, die ihn geſäugt hatte, gebeten: er möchte doch ihren Sohn zum Gentleman, (feinem Mann) machen. Jakob antwortete: das kann ich nicht; Ich kann ihn wohl zum Grafen, aber zum Gentleman muß er ſich ſelbſt machen. — Diogenes (der Cyniker) ward (wie die vorgebliche Geſchichte lautet) auf einer Seereiſe bei der Inſel Creta weggekapert und auf dem Markte bei einem öffentlichen Sclavenverkauf ausgeboten. Was kannſt du, was verſtehſt du? fragte ihn der Mäkler, der ihn auf eine Erhöhung geſtellt hatte. „Ich verſtehe zu regieren, antwortete der Philoſoph, und du ſuche mir einen Käufer, der einen Herren nöthig hat.“ Der Kaufmann, über dieſes ſeltſame Anſinnen in ſich ſelbſt gekehrt, ſchlug zu in dieſem ſeltſamen Handel; indem er ſeinen Sohn dem Letzteren zur Bildung übergab, aus ihm zu machen, was er wollte, ſelbſt aber einige Jahre in Aſien Handlung trieb und dann ſeinen vorher ungeſchlachten Sohn in einen geſchickten, wohlgeſitteten, tugendhaften Menſchen umgebildet, zurück erhielt. — — So ungefähr kann man die Gradation des Menſchenwerths ſchätzen.

tät der Denkungsart. Er ſchöpft aus einer von ihm ſelbſt geöffneten Quelle ſeines Verhaltens. Darum aber darf der Vernunftmenſch doch auch nicht Sonderling ſein; ja er wird es niemals ſein, weil er ſich auf Principien fußt, die für Jedermann gelten. Jener iſt der Nachäffer des Mannes, der einen Charakter hat. Die Gutartigkeit aus Temperament iſt ein Gemälde aus Waſſerfarben und kein Charakterzug; dieſer aber in Carricatur gezeichnet, iſt ein frevelhafter Spott über den Mann von wahrem Charakter getrieben; weil er das Böſe, was einmal zum öffentlichen Gebrauch (zur Mode) geworden, nicht mitmacht und ſo als ein Sonderling dargeſtellt wird.

2) Die Bösartigkeit, als Temperamentsanlage, iſt doch weniger ſchlimm, als die Gutartigkeit der letzteren ohne Charakter; denn durch den Letzteren kann man über die Erſtere die Oberhand gewinnen. — Selbſt ein Menſch von böſem Charakter (wie Sylla), wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit ſeiner feſten Maximen Abſcheu erregt, iſt doch zugleich ein Gegenſtand der Bewunderung: wie Seelenſtärke überhaupt in Vergleichung mit Seelengüte, welche freilich beide in dem Subject vereinigt angetroffen werden müſſen, um das herauszubringen, was mehr Ideal, als in der Wirklichkeit iſt, nämlich: zum Titel der Seelengröße berechtigt zu ſein.

3) Der ſteife unbiegſame Sinn bey einem gefaßten Vorſatz (wie etwa an Karl XII) iſt zwar eine dem Charakter ſehr günſtige Naturanlage, aber noch nicht ein beſtimmter Charakter überhaupt. Den dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft und moraliſch-praktiſchen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich ſagen: die Bosheit dieſes Menſchen iſt eine

Charaktereigenſchaft deſſelben; denn alsdann wäre ſie teufliſch; der Menſch aber billigt das Böſe in ſich nie und ſo giebt es eigentlich keine Bosheit aus Grundſätzen, ſondern nur aus Verlaſſung derſelben. — — Man thut alſo am beſten, wenn man die Grundſätze, welche den Charakter betreffen, negativ vorträgt. Sie ſind:

* * *

a. Nicht vorſetzlich unwahr zu reden; daher auch behutſam zu ſprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufens auf ſich ziehe.

b. Nicht heucheln: vor den Augen gut geſinnt ſcheinen, hinter dem Rücken aber feindſelig ſein.

c. Sein (erlaubtes) Verſprechen nicht brechen; wozu auch gehört: ſelbſt das Andenken einer Freundſchaft, die nun gebrochen iſt, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Anderen nicht nachher zu mißbrauchen.

d. Sich nicht mit ſchlechtdenkenden Menſchen in einen Geſchmacksumgang einzulaſſen und des noscitur ex socio etc. eingedenk, den Umgang nur auf Geſchäfte einzuſchränken.

e. Sich an die Nachrede aus dem ſeichten und boshaften Urtheil Anderer nicht zu kehren; denn das Gegentheil verräth ſchon Schwäche; wie auch die Furcht des Verſtoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding iſt, zu mäßigen, und wenn ſie denn ſchon einige Wichtigkeit des Einfluſſes bekommen hat, ihr Gebot wenigſtens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Der Menſch, der ſich eines Charakters in ſeiner Denkungsart bewußt iſt, hat ihn nicht von der Natur, ſondern muß ihn jederzeit *erworben* haben. Man kan auch annehmen: daß die Gründung deſſelben, gleich e ner Art der Wiedergeburt, eine gewiſſe Feierlichkeit de Angelobung, die er ſich ſelbſt thut, ſie und den Zeitpunk da dieſe Umwandlung in ihm vorging, gleich einer neue Epoche, ihm unvergeßlich mache. — Erziehung, Be ſpiele und Belehrung können dieſe Feſtigkeit und Behar lichkeit in Grundſätzen überhaupt nicht *nach und nach* ſondern nur gleichſam durch eine Exploſion, die auf de Ueberdruß am ſchwankenden Zuſtande des Inſtinkts au einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur we nige ſein, die dieſe Revolution vor dem 30ſten Jahr verſucht, und noch Wenigere, die ſich vor dem 40ſte feſt gegründet haben. — Fragmentariſch ein beſſerer Menſch werden zu wollen, iſt ein vergeblicher Verſuch denn der eine Eindruck erliſcht, während deſſen man a einem anderen arbeitet; die Gründung eines Charakter aber iſt, abſolute Einheit des inneren Princips des Lebenswandels überhaupt. — Auch ſagt man: daß *Poeten* keinen Charakter haben, z. B. ihre beſten Freunde zu beleidigen, ehe ſie einen witzigen Einfall aufgäben; oder daß er bei Hofleuten, die ſich in alle Formen fügen müſſen, gar nicht zu ſuchen ſei, und daß es bei Geiſtlichen, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herrn der Erde in einerlei Stimmung den Hof machen, mit der Feſtigkeit des Charakters nur mißlich beſtellt ſei, daß alſo einen inneren (moraliſchen) Charakter zu haben, wohl nur ein frommer Wunſch ſei und bleiben werde. Vielleicht aber ſind wohl gar die *Philoſophen* daran ſchuld: dadurch daß ſie dieſen Begriff noch nie abgeſondert in ein genugſam helles Licht geſetzt und die Tugend nur in Bruchſtücken, aber nie ganz in ihrer ſchönen Geſtalt vorſtellig und für alle Menſchen intereſſant zu machen geſucht haben.

Mit Einem Worte: Wahrhaftigkeit im Inneren des Geſtändniſſes vor ſich ſelbſt und zugleich im Betragen gegen jeden Anderen ſich zur oberſten Maxime gemacht, iſt der einzige Beweis des Bewußtſeins eines Menſchen, daß er einen Charakter hat; und, da dieſen zu haben das Minimum iſt, was man von einem vernünftigen Menſchen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werths (der Menſchenwürde): ſo muß, ein Mann von Grundſätzen zu ſein (einen beſtimmten Charakter zu haben), der gemeinſten Menſchenvernunft möglich und dadurch dem größten Talent, der Würde nach, überlegen ſein.

Von der Physiognomik.

Sie iſt die Kunſt, aus der ſichtbaren Geſtalt eines Menſchen, folglich aus dem Aeußeren, das Innere deſſelben zu beurtheilen; es ſei ſeiner Sinnesart oder Denkungsart nach. — Man beurtheilt ihn hier nicht in ſeinem krankhaften, ſondern geſunden Zuſtande; nicht wenn ſein Gemüth in Bewegung, ſondern wenn es in Ruhe iſt. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß: wenn der, welchen man in dieſer Abſicht beurtheilt, inne wird, daß man ihn beobachte und ſein Inneres ausſpähe, ſein Gemüth nicht in Ruhe, ſondern im Zuſtande des Zwanges und der inneren Bewegung, ja ſelbſt des Unwillens ſei, ſich eines Anderen Cenſur ausgeſetzt zu ſehen.

Wenn eine Uhr ein gefälliges Gehäuſe hat, ſo kann man daraus (ſagt ein berühmter Uhrmacher) nicht mit Sicherheit urtheilen, daß auch das Innere gut ſei: iſt das Gehäuſe aber ſchlecht gearbeitet, ſo kann man mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß auch das Innere nicht viel tauge; denn der Künſtler wird doch ein fleißig und gut gearbeitetes Werk dadurch nicht in Mißkredit bringen, daß er das Aeußere deſſelben, welches die wenigſte Arbeit koſtet, vernachläſſigt. — Aber nach der Analogie eines menſchlichen Künſtlers mit dem unerforſchlichen Schöpfer der Natur, wäre es ungereimt, auch hier zu ſchließen: daß er etwa einer guten Seele auch einen ſchönen Leib werde beigebracht haben, um den Menſchen, den er ſchuf, bei andern Menſchen zu empfehlen und in Aufnahme zu bringen, oder auch umgekehrt, Einen von dem Andern, (durch das hic niger est, hunc tu Románe caveto) abgeſchreckt haben werde. Denn der Geſchmack, der einen bloß ſubjectiven Grund des Wohlgefallens oder Mißfallens eines Menſchen an dem andern (nach ihrer Schönheit oder Häßlichkeit) enthält, kann der Weisheit, welche objectiv das Daſein derſelben mit gewiſſen Naturbeſchaffenheiten zum Zweck hat (den wir ſchlechterdings nicht einſehen können), nicht zur Richtſchnur dienen, um dieſe zwei heterogenen Dinge, als in einem und demſelben Zweck vereinigt, im Menſchen anzunehmen.

Von der Leitung der Natur zur Phyſiognomik.

Daß wir dem, welchem wir uns anvertrauen ſollen, er mag uns auch noch ſo gut empfohlen ſein, vorher in's Geſicht, vornehmlich in die Augen, ſehen, um zu erforſchen, weſſen wir uns gegen ihn zu verſehen haben, iſt ein Naturantrieb, und das Abſtoßende oder Anziehende in ſeiner Gebehrdung entſcheidet über unſere Wahl, oder macht uns auch bedenklich, ehe wir noch ſeine [illegible]tten erkundigt haben, und ſo iſt nicht zu ſtreiten, daß es eine phyſiognomiſche Charakteriſtik gebe, die aber nie eine Wiſſenſchaft werden kann, weil die Eigenthümlichkeit einer menſchlichen Geſtalt, die auf gewiſſe Neigungen oder Vermögen des angeſchauten Subjects hindeutet, nicht durch Beſchreibung nach Begriffen, ſondern durch Abbildung und Darſtellung in der Anſchauung oder ihrer Nachahmung verſtanden werden kann: wo die Menſchengeſtalt im Allgemeinen, nach ihren Varietäten, deren jede auf eine beſondere innere Eigenſchaft des Menſchen im Innern hindeuten ſoll, der Beurtheilung ausgeſetzt wird.

Nachdem die Carricaturzeichnungen menſchlicher Köpfe von Baptiſta Porta, welche Thierköpfe, nach der Analogie mit gewiſſen charakteriſtiſchen Menſchengeſichtern verglichen darſtellen, und daraus auf eine Aehnlichkeit der Naturanlagen in beiden ſchließen ſollten, längſt vergeſſen, Lavaters weitläufige, durch Silhouetten zu einer eine Zeit lang allgemein beliebten und wohlfeilen Waare gewordene, Verbreitung dieſes Geſchmacks aber neuerdings ganz verlaſſen worden: — nachdem faſt nichts mehr, als etwa die, doch zweideutige, Bemerkung (des Hrn. v. Archenholz) übrig geblieben iſt: daß das Geſicht eines Menſchen, das man durch eine Grimaſſe für ſich allein nachahmt, auch zugleich gewiſſe Gedanken oder Empfindungen rege mache, die mit dem Charakter deſſelben übereinſtimmen — ſo iſt die Phyſiognomik, als Ausſpähungskunſt des Inneren im Menſchen vermittelſt gewiſſer äußerer unwillkürlich gegebener Zeichen, ganz aus der Nachfrage gekommen, und nichts von ihr übrig geblieben, als die Kunſt der Kultur des

Geſchmacks und zwar nicht an Sachen, ſondern an Sitten, Manieren und Gebräuchen, um durch eine Kritik, welche dem Umgange mit Menſchen und der Menſchenkenntniß überhaupt beförderlich wäre, dieſer zu Hilfe zu kommen.

Eintheilung der Physiognomik.

Von dem Charakteriſtiſchen 1) In der Geſichtsbildung. 2) In den Geſichtszügen. 3) In der habituellen Geſichtsgebehrdung (den Mienen).

A.

Von der Gesichtsbildung.

Es iſt merkwürdig, daß die griechiſchen Künſtler auch ein Ideal der Geſichtsbildung (für Götter und Heroen) im Kopfe hatten; welches immerwährende Jugend und zugleich von allen Affecten freie Ruhe — in Statüen Cameen und Intaglio's — ohne einen Reiz hineinzulegen, ausdrücken ſollte. — Das griechiſche perpendiculäre Profil macht die Augen tiefer liegend, als es nach unſerem Geſchmacke (der auf den Reiz angelegt iſt) ſein ſollte und ſelbſt eine mediceiſche Venus entbehrt deſſelben. — Die Urſache davon mag ſein: daß, da das Ideal eine beſtimmte unabänderliche Norm ſein ſoll, eine aus dem Geſicht von der Stirn in einem Winkel abſpringende Naſe, (wo dann der Winkel größer oder kleiner ſein kann), keine beſtimmte Regel der Geſtalt, wie es doch das, was zur Norm gehört, erfordert — abgeben würde. Auch haben die neueren Griechen, ungeachtet ihrer, ſonſt dem übrigen Körperbau nach, ſchönen Bildung, doch jene ernſte Perpendicularität des Profils in ihrem Geſichte nicht, welches jene Idealität in Anſehung der Kunſtwerke als Urbilder zu beweiſen ſcheint. — Nach dieſen mythologiſchen Muſtern kommen die Augen tiefer zu liegen, und werden an der Naſenwurzel etwas in Schatten geſtellt; dagegen man die für ſchön gehaltenen Geſichter der Menſchen jetziger Zeiten mit einem kleinen Abſprung der Naſe von der Richtung der Stirn (Einbucht an der Naſenwurzel), ſchöner findet.

Wenn wir über Menſchen, ſo wie ſie wirklich ſind, unſeren Beobachtungen nachgehen, ſo zeigt ſich: daß eine genau abgemeſſene Regelmäßigkeit gemeiniglich einen ſehr ordinären Menſchen, der ohne Geiſt iſt, anzeige. Das Mittelmaß ſcheint das Grundmaß und die Baſis der Schönheit, aber lange noch nicht die Schönheit ſelbſt zu ſein; weil zu dieſer etwas Charakteriſtiſches erfordert wird, — Man kann aber dieſes Charakteriſtiſche, auch ohne Schönheit, in einem Geſichte antreffen, worin der Ausdruck ihm doch, obgleich in anderer (vielleicht moraliſcher oder äſthetiſcher) Beziehung, ſehr zum Vortheil ſpricht; d. i. an einem Geſichte bald hier, bald da an Stirn, Naſe, Kinn oder Farbe des Haares u. ſ. w. tadeln, dennoch aber geſtehen, daß für die Individualität der Perſon es doch empfehlender ſei, als wenn die Regelmäßigkeit vollkommen wäre; weil dieſe gemeinhin auch Charakterloſigkeit bei ſich führt.

Häßlichkeit aber ſoll man keinem Geſichte vorrücken, wenn es nur in ſeinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laſter verdorbenen Gemüths, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen, Hang dazu verräth:

z. B. einen gewiſſen Zug des Hämiſchlächelnden, ſ bald er ſpricht, oder auch der Dummdreuſtigkeit ohn mildernde Sanftheit, im Anblick dem Anderen in's Geſicht zu ſchauen und dadurch zu äußern, daß man ſich aus jenes Mannes Urtheile nichts mache. — Es giebt Männer, deren Geſicht (wie der Franzoſe ſpricht) rebarbatif iſt, mit denen man, wie man ſagt, Kinder zu Bett jagen kann, oder die ein von Pocken zerriſſenes und groteskes, oder, wie der Holländer es nennt, wanſchapenes (gleichſam im Wahn, im Traume, gedachtes) Geſicht haben; aber doch zugleich ſo viel Gutmüthigkeit und Frohſinn zeigen, daß ſie über ihr eigenes Geſicht ihren Spaß treiben, das daher keineswegs häßlich genannt werden darf, ob ſie es wohl gar nicht übel nehmen, wenn eine Dame von ihnen (wie von dem Peliſſon bei der academie française) ſagt: „Peliſſon mißbraucht die Erlaubniß, die die Männer haben, häßlich zu ſein.“ Noch ärger und dummer iſt es: wenn ein Menſch, von dem man Sitten erwarten darf, einem Gebrechlichen, wie der Pöbel, ſeine körperliche Gebrechen ſogar, welche oft nur die geiſtigen Vorzüge zu erhöhen dienen, gar vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend Verunglückte geſchieht (durch: du blinder, du lahmer Hund) ſie wirklich bösartig, und ſie gegen wohlgebildete, die ſich darum beſſer dünken, nach und nach erbittert macht.

Sonſt ſind die einheimiſchen ungewohnten Geſichter der Fremden für Völker, die aus ihrem Lande nie heraus kommen, gemeiniglich ein Gegenſtand des Spottes für dieſe. So rufen die kleinen Jungen in Japan, indem ſie den dorthin handelnden Holländern nachlaufen: „O welche große Augen, welche große Augen!“ und den Chineſen kommen die rothen Haare mancher Europäer, die ihr Land beſuchen, widrig, die blauen Augen derſelben aber lächerlich vor.

Was die bloßen Hirnſchädel betrifft und ihre Figur, welche die Baſis ihrer Geſtalt ausmacht, z. B. die der Negern, der Kalmücken, der Südſee-Indianer u. A., ſo wie ſie von Camper und vorzüglich von Blumenbach beſchrieben werden: ſo gehören die Bemerkungen darüber mehr zur phyſiſchen Geographie, als zur pragmatiſchen Anthropologie. Ein Mittleres zwiſchen beiden kann die Bemerkung ſein: daß die Stirn des männlichen Geſchlechts auch bei uns flach, die des weiblichen aber mehr kuglig zu ſein pflegt.

Ob ein Hügel auf der Naſe einen Spötter anzeige, — ob die Eigenheit der Geſichtsbildung der Chineſen, von denen man ſagt, daß der untere Kinnbacken etwas über die obere hervorrage, eine Anzeige ihres Starrſinnes, oder die der Amerikaner, deren Stirn von beiden Seiten mit Haaren verwachſen iſt, ein Zeichen eines angebornen Schwachſinns ſei u. ſ. w. ſind Conjecturen, die eine nur unſichere Auslegung verſtatten.

B.

Von dem Charakteristischen in den Gesichtszügen.

Einem Manne ſchadet es, ſelbſt im Urtheile des weiblichen Geſchlechts, nicht, in ſeinem Geſichte durch Hautfarbe, oder Pockennarben verunſtaltet und unlieblich geworden zu ſein; denn wenn Gutmüthigkeit in ſeinen Augen und zugleich der Ausdruck des Wackeren im Bewußtſein ſeiner Kraft mit Ruhe verbunden aus ſeinen Blicken hervorleuchtet, ſo kann er immer beliebt und liebenswürdig ſein, und dafür allgemein gelten. — Man ſcherzt mit ſolchen und ihrer Liebenswürdigkeit (per antiphrasin) und eine Frau kann auf den Beſitz eines ſolchen Ehemannes ſtolz ſein. Ein ſolches Geſicht iſt nicht Carricatur, denn dieſe iſt vorſetzlich-übertriebene Zeichnung (Verzerrung) des Geſichts im Affect, zum Auslachen erſonnen und gehört zur Mimik; es muß vielmehr zu einer Varietät gezählt werden, die in der Natur liegt, und iſt kein Fratzengeſicht zu nennen, (welches abſchreckend wäre), ſondern kann Liebe erwecken, ob es gleich nicht lieblich und, ohne ſchön zu ſein, doch nicht häßlich iſt.*)

---

*) Heidegger, ein deutſcher Muſikus in London, war ein abenteuerlich geſtalteter, aber aufgeweckter und geſcheuter Mann, mit dem auch Vornehme, der Converſation halber, gern in Geſellſchaft waren. — Einsmals fiel es ihm ein, in einer Punſchgeſellſchaft gegen einen Lord zu behaupten: daß er das häßlichſte Geſicht in London ſei. Der Lord ſann nach und ſchlug eine Wette vor, daß er ihm ein noch häßlicheres aufſtellen wollte und nun ließ er ein verſoffenes Weib rufen, bei deren Anblick die ganze Geſellſchaft in ein helles Lachen gerieth und aufrief: Heidegger! Ihr habt die Wette verloren! — Das geht ſo geſchwind nicht, antwortete dieſer; denn nun laßt das Weib meine Perüke und ich will ihre Cornette aufſetzen; dann wollen wir ſehen. Wie das geſchah, ſo fiel Alles in's Lachen, bis zum Sticken: denn das Weib ſah wie ein ganz manierlicher Mann, der Kerl aber wie eine Hexe aus. Dies beweiſt, daß um Jemanden ſchön, wenigſtens erträglich hübſch, zu heißen, man ſein Urtheil nicht ſchlecht hin, ſondern immer nur relativ fällen muß und daß für einen Kerl Jemand darum noch gar nicht häßlich heißen dürfe, weil er etwa nicht hübſch iſt. — Nur ekelhafte Leibesſchaden im Geſicht können zu dieſem Ausſpruch berechtigen.

C.

Von dem Charakteriſtiſchen der Mienen.

Mienen ſind in's Spiel geſetzte Geſichtszüge und in dieſes wird man durch mehr oder weniger ſtarken Affect geſetzt; zu welchem der Hang ein Charakterzug des Menſchen iſt.

Es iſt ſchwer, den Eindruck eines Affects durch keine Miene zu verrathen; ſie verräth ſich durch die peinliche Zurückhaltung in der Gebehrde, oder im Ton, von ſelbſt, und, wer zu ſchwach iſt, ſeine Affecten zu beherrſchen, bei dem wird auch das Mienenſpiel (wider den Dank ſeiner Vernunft) das Innere bloßſtellen, was er gern verbergen und den Augen Anderer entziehen möchte. Aber die, welche in dieſer Kunſt Meiſter ſind, werden, wenn man ſie doch erräth, nicht eben für die beſten Menſchen, mit denen man im Vertrauen handeln kann, gehalten; vornehmlich, wenn ſie Mienen zu künſteln geübt ſind, die dem, was ſie thun, widerſprechen.

Die Auslegungskunſt der Mienen, welche unvorſetzlich das Innere verrathen, aber doch hiebei vorſetzlich lügen, kann zu vielen artigen Bemerkungen Anlaß geben, wovon ich nur Einer Erwähnung thun will. — Wenn Jemand, der ſonſt nicht ſchielt, indem er erzählt, ſich auf die Spitze ſeiner Naſe ſieht, und ſo ſchielt, ſo iſt das, was er erzählt, jederzeit gelogen. — Man muß aber ja nicht den gebrechlichen Augenzuſtand eines Schielenden dahin zählen, der von dieſem Laſter ganz frei ſein kann.

Sonſt giebt es von der Natur conſtituirte Gebehrdungen, durch welche ſich Menſchen von allen Gattungen und Klimaten einander, auch ohne Abrede, verſtehen. Dahin gehört das Kopfnicken (im Bejahen), das Kopfſchütteln (im Verneinen), das Kopfaufwerfen (im Trotzen), das Kopfwackeln (in der Verwunderung), das Naſerümpfen (im Spott), das Spöttiſch-Lächeln (Grinſen), ein langes Geſicht machen (bei Abweiſung des Verlangten), das Stirnrunzeln (im Verdruß), das ſchnelle Maulaufſperren und Zuſchließen (Bah), das zu ſich hin und von ſich weg Winken mit Händen, das Hände über den Kopf zuſammen Schlagen (im Erſtaunen), das Fauſtballen (im Drohen), das Verbeugen, das Fingerlegen auf den Mund (compescere labella), u. drgl.

Zerstreute Anmerkungen.

Oft wiederholte, die Gemüthsbewegung auch unwillkürlich begleitende, Mienen werden nach und nach ſtehende Geſichtszüge; welche aber im Sterben verſchwinden; daher, wie Lavater anmerkt, das im Leben den Böſewicht verrathende abſchreckende Geſicht ſich im Tode (negativ) gleichſam veredelt: weil nun, da alle Muskeln nachlaſſen, gleichſam der Ausdruck der Ruhe, welche unſchuldig iſt, übrig bleibt. — So kann es auch kommen, daß ein Mann, der ſeine Jugend unverführt zurückgelegt hatte, in ſpätern Jahren, bei aller Geſundheit, doch durch Liederlichkeit ein anderes Geſicht bekommt; aus welchem aber auf ſeine Naturanlage nicht zu ſchließen iſt.

Man ſpricht auch von gemeinem Geſicht im Gegenſatz mit dem vornehmen. Das Letzte bedeutet nichts weiter als eine angemaßte Wichtigkeit, mit höfiſcher Manier der Einſchmeichelung verbunden: welche nur in großen Städten gedeiht, da ſich Menſchen an einander reiben und ihre Rauhigkeit abſchleifen. Daher Beamte, auf dem Lande geboren und erzogen, wenn ſie, mit ihrer Familie, zu ſtädtiſchen anſehnlichen Bedienungen erhoben werden, oder auch ſtandesmäßig ſich dazu nur qualificiren, nicht bloß in ihren Manieren, ſondern auch in dem Ausdruck des Geſichts etwas Gemeines zeigen. Denn da ſie in ihrem Wirkungskreiſe ſich ungeniert fühlten, indem ſie es faſt nur allein mit ihren Untergebenen zu thun hatten, ſo bekamen die Geſichtsmuskeln nicht die Biegſamkeit, in allen Verhältniſſen, gegen Höhere, Geringere und Gleiche, das ihrem Umgange und den damit verbundenen Affecten angemeſſene Mienenſpiel zu kultiviren, welches, ohne ſich etwas zu vergeben, zur guten Aufnahme in der Geſellſchaft erfordert wird. Dagegen die in ſtädtiſchen Manieren geübten Menſchen von gleichem Rang, indem ſie ſich bewußt ſind, hierin über Andere eine Ueberlegenheit zu haben, dieſes Bewußtſein, wenn es durch lange Uebung habituell wird, mit bleibenden Zügen in ihrem Geſichte abdrucken.

Devote, wenn ſie lange in den mechaniſchen Andachtsübungen disciplinirt und gleichſam darin erſtarrt ſind, bringen, bei einer machthabenden Religion oder Kultus, in ein ganzes Volk Nationalzüge innerhalb der Grenzen derſelben hinein, welche ſie ſelbſt phyſiognomiſch charakteriſiren. So ſpricht Herr Fr. Nicolai von fatalen gebenedeieten Geſichtern in Baiern; dagegen John Bull von Altengland, die Freiheit unhöflich zu ſein, wohin er kommen mag, in der Fremde oder gegen den Fremden in ſeinem eignen Lande, ſchon in ſeinem Geſichte bei ſich führt. Es giebt alſo auch eine Nationalphyſiognomie, ohne daß dieſe eben für angeboren gelten darf. — Es giebt charakteriſtiſche Auszeichnungen in Geſellſchaften, die das Geſetz zur Strafe zuſammengebracht hat. Von den Gefangenen in Rasphuis in Amſterdam, in Bicetre in Paris und in Newgate in London merkt ein geſchickter reiſender deutſcher Arzt an: daß es doch mehrentheils knochigte und ſich ihrer Ueberlegenheit bewußte Kerle waren; von Keinem aber wird es erlaubt ſein mit dem Schauſpieler Qvin zu ſagen: „Wenn dieſer Kerl nicht ein Schelm iſt, ſo ſchreibt der Schöpfer keine leſerliche Hand.“ Denn um ſo gewaltſam abzuſprechen, dazu würde mehr Unterſcheidungsvermögen des Spiels, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um bloß Mannichfaltigkeit der Temperamente hervorzubringen, von dem was ſie hierin für die Moral thut oder nicht thut, gehören, als wohl irgend ein Sterblicher zu beſitzen ſich anmaßen darf.

D.

Der Charakter des Geſchlechts.

In alle Maſchinen, durch die mit kleiner Kraft eben ſo viel ausgerichtet werden ſoll, als durch andere mit großer, muß Kunſt gelegt ſein. Daher kann man ſchon zum voraus annehmen: daß die Vorſorge der Natur in die Organiſirung des weiblichen Theils mehr Kunſt gelegt haben wird, als in die des männlichen, weil ſie den Mann mit größerer Kraft ausſtattete als das Weib, um beide zur innigſten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Weſen, zu dem ihr am meiſten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zuſammenzubringen, und überdies ſie in jener Qualität (als vernünftige Thiere) mit geſellſchaftlichen Neigungen verſah, ihre Geſchlechtsgemeinſchaft in einer häuslichen Verbindung fortdauernd zu machen.

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung iſt das beliebige Zuſammentreten zweier Perſonen nicht hinreichend; ein Theil mußte dem andern unterworfen und wechſelſeitig einer dem andern irgendworin überlegen ſein, um ihn beherrſchen oder regieren zu können. Denn in der Gleichheit der Anſprüche zweier, die einander nicht entbehren können, bewirkt die Selbſtliebe lauter Zank. Ein Theil muß im Fortgange der Kultur auf heterogene Art überlegen ſein: der Mann dem Weibe durch ſein körperliches Vermögen und ſeinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe ſich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeiſtern; da hingegen im noch unciviliſirten Zuſtande die Ueberlegenheit bloß auf der Seite des Mannes iſt. — Daher iſt in der Anthropologie die weibliche Eigenthümlichkeit mehr als die männlichen Geſchlechts ein Studium für den Philoſophen. Im rohen Naturzuſtande kann man ſie eben ſo wenig erkennen, als die der Holzäpfel und Holzbirnen, deren Mannichfaltigkeit ſich nur durch Pfropfen oder Inoculiren entdeckt; denn die Kultur bringt dieſe weiblichen Beſchaffenheiten nicht hinein, ſondern veranlaßt ſie nur ſich zu entwickeln, und unter begünſtigenden Umſtänden kennbar zu werden.

Die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man ſpaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber ſehen ſehr gut, daß ſie gerade die Hebezeuge ſind, die Männlichkeit zu lenken und ſie zu Erreichung ihrer Abſicht zu gebrauchen. Der Mann iſt leicht zu erforſchen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht; obgleich das der Andern (wegen ihrer Redſeligkeit) ſchlecht bei ihr verwahrt iſt. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft ſich gern ihrem Regimente, um ſich nur in ſeinen Geſchäften nicht behindert zu ſehen; Sie ſcheut den Hauskrieg nicht, den ſie mit der Zunge führt und zu welchem Behuf die Natur ihr Redſeligkeit und affectvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt ſich auf das Recht des Stärkeren, im Hauſe zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde ſchützen ſoll; Sie auf das Recht des Schwächeren: vom männlichen Theile gegen Männer geſchützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem ſie ihm ſeine Ungroßmüthigkeit vorrückt.

Im rohen Naturzuſtande iſt das freilich anders. Das Weib iſt da ein Hausthier. Der Mann geht mit Waffen in der Hand voran, und das Weib folgt ihm mit dem Gepäck ſeines Hausraths beladen. Aber ſelbſt da, wo eine barbariſche bürgerliche Verfaſſung Vielweiberei geſetzlich macht, weiß das am meiſten begünſtigte Weib in ihrem Zwinger (Harem genannt) über den Mann die Herrſchaft zu erringen, und dieſer hat ſeine liebe Noth, ſich in dem Zank vieler um Eine (welche ihn beherrſchen ſoll) erträglicher Weiſe Ruhe zu ſchaffen.

Im bürgerlichen Zuſtande giebt ſich das Weib dem Gelüſten des Mannes nicht ohne Ehe weg und zwar die der Monogamie: wo, wenn die Civiliſirung noch nicht bis zur weiblichen Freiheit in der Galanterie (auch andere Männer als den einen öffentlich zu Liebhabern zu haben) geſtiegen iſt, der Mann ſein Weib beſtraft, das ihn mit einem Nebenbuhler bedroht.*) Wenn dieſe aber zur Mode und die Eiferſucht lächerlich geworden iſt, (wie das dann im Zeitpunkt des Luxus nicht ausbleibt), ſo entdeckt ſich der weibliche Charakter: mit ihrer Gunſt gegen Männer auf Freiheit und dabei zugleich auf Eroberung dieſes ganzen Geſchlechts Anſpruch zu machen. — Dieſe Neigung, ob ſie zwar unter dem Namen der Coketterie in übelem Ruf ſteht, iſt doch nicht ohne einen wirklichen Grund zur Rechtfertigung. Denn eine junge Frau iſt doch immer in Gefahr, Witwe zu werden, und das macht, daß ſie ihre Reize über alle, den Glücksumſtänden nach ehefähige, Männer ausbreitet: damit, wenn jener Fall ſich ereignete, es ihr nicht an Bewerbern fehlen möge.

---

*) Die alte Sage von den Ruſſen: daß die Weiber ihre Ehemänner im Verdacht hielten, es mit andern Weibern zu halten, wenn ſie nicht dann und wann von dieſen Schläge bekämen, wird gewöhnlich für Fabel gehalten. Allein in Cook's Reiſen findet man: daß, als ein engl. Matroſe einen Indier auf Otaheite ſein Weib mit Schlägen züchtigen ſah, jener den Galanten machen wollte und mit Drohungen auf dieſen losging. Das Weib kehrte ſich auf der Stelle wider den Engländer; fragte, was ihn das angehe: der Mann müſſe das thun! — — Eben ſo wird man auch finden, daß, wenn das verehelichte Weib ſichtbarlich Galanterie treibt, und ihr Mann gar nicht mehr darauf achtet, ſondern ſich dafür durch Punſch- und Spielgeſellſchaft, oder andere Buhlerei ſchadlos hält, nicht bloß Verachtung ſondern auch Haß in den weiblichen Theil übergeht: weil das Weib daran erkennt, daß er nun gar keinen Werth mehr in ſie ſetzt, und ſeine Frau Anderen, an demſelben Knochen zu nagen, gleichgiltig überläßt.

Pope glaubt, man könne das weibliche Geſchlecht (verſteht ſich den cultivirten Theil deſſelben) durch zwei Stücke charakteriſiren: die Neigung zu *herrſchen* und die Neigung zum *Vergnügen*. — Von dem letzteren aber muß man nicht das häusliche, ſondern das öffentliche Vergnügen verſtehen, wobei es ſich zu ihrem Vortheil zeigen und auszeichnen könne; da dann die zweite ſich auch in die erſtere auflöſt, nämlich: ihren Nebenbuhlerinnen im Gefallen nicht nachzugeben, ſondern über ſie alle durch ihren Geſchmack und ihre Reize, wo möglich, zu ſiegen. — — Aber auch die erſt genannte Neigung, ſo wie Neigung überhaupt, taugt nicht zum Charakteriſiren einer Menſchenklaſſe überhaupt, in ihrem Verhalten gegen Andere. Denn Neigung zu dem, was uns vortheilhaft iſt, iſt allen Menſchen gemein, mithin auch die, ſo viel uns möglich, zu herrſchen; daher *charakteriſirt* ſie nicht. — Daß aber dieſes Geſchlecht mit ſich ſelbſt in beſtändiger Fehde, dagegen mit dem Anderen in recht gutem Vernehmen iſt, möchte eher zum Charakter deſſelben gerechnet werden können, wenn es nicht die bloße natürliche *Folge* des Wetteifers wäre, damit Eine der Anderen in der Gunſt und Ergebenheit der Männer den Vortheil abgewinne. Da dann die Neigung zu *herrſchen* das wirkliche Ziel, das *öffentliche Vergnügen* aber, als durch welches der Spielraum ihrer Reize erweitert wird, nur das Mittel iſt, jener Neigung Effect zu verſchaffen.

Man kann nur dadurch, daß man, nicht was *wir uns zum Zweck machen*, ſondern *was Zweck der Natur* bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Princip braucht, zu der Charakteriſtik dieſes Geſchlechts gelangen, und da dieſer Zweck, ſelbſt vermittelſt der

Thorheit der Menſchen, doch der Naturabſicht nach, Weisheit ſein muß: ſo werden dieſe ihre muthmaßlichen Zwecke auch das Princip derſelben anzugeben dienen können; welches nicht von unſerer Wahl, ſondern von einer höheren Abſicht mit dem menſchlichen Geſchlecht abhängt. Sie ſind 1) die Erhaltung der Art, 2) die Kultur der Geſellſchaft und Verfeinerung derſelben durch die Weiblichkeit.

I. Als die Natur dem weiblichen Schooße ihr theuerſtes Unterpfand, nämlich die Species, in der Leibesfrucht anvertrauete, durch die ſich die Gattung fortpflanzen und verewigen ſollte, ſo fürchtete ſie gleichſam wegen Erhaltung derſelben und pflanzte dieſe *Furcht*, nämlich vor *körperlichen* Verletzung und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur; durch welche Schwäche dieſes Geſchlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für ſich auffordert.

II. Da ſie auch die feineren Empfindungen, die zur Kultur gehören, nämlich die der Geſelligkeit und Wohlanſtändigkeit, einflößen wollte, machte ſie dieſes Geſchlecht zum Beherrſcher des männlichen, durch ſeine Sittſamkeit, Beredtſamkeit in Sprache und Mienen, früh geſcheut, mit Anſprüchen auf ſanfte höfliche Begegnung des männlichen gegen daſſelbe, ſo daß ſich das letztere, durch ſeine eigene Großmuth, von einem Kinde unſichtbar gefeſſelt, und wenn gleich dadurch eben nicht zur Moralität ſelbſt, doch zu dem, was ihr Kleid iſt, dem geſitteten Anſtande, der zu jener die Vorbereitung und Empfehlung iſt, gebracht ſah.

Zerstreute Anmerkungen.

Die Frau will herrſchen, der Mann beherrſcht ſein (vornehmlich vor der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterſchaft. — Sie ſetzt früh in ſich ſelbſt Zuverſicht zu gefallen. Der Jüngling beſorgt immer zu mißfallen und iſt daher in Geſellſchaft der Damen verlegen (geniert). Dieſen Stolz des Weibes, durch den Reſpect, den es einflößt, alle Zudringlichkeit des Mannes abzuhalten, und das Recht Achtung vor ſich auch ohne Verdienſte, zu fordern, behauptet ſie ſchon aus dem Titel ihres Geſchlechts. — Das Weib iſt weigernd, der Mann bewerbend; ihre Unterwerfung iſt Gunſt. — Die Natur will, daß das Weib geſucht werde; daher mußte ſie ſelbſt nicht ſo delicat in der Wahl (nach Geſchmack) ſein, als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe ſchon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in ſeiner Geſtalt zeigt; denn wäre ſie in Anſehung der Schönheit ſeiner Geſtalt ekel und fein in der Wahl um ſich verlieben zu können, ſo müßte Sie ſich bewerbend, Er aber ſich weigernd zeigen; welches den Werth ihres Geſchlechts, ſelbſt in den Augen des Mannes, gänzlich herabſetzen würde. — Sie muß kalt; der Mann dagegen in der Liebe affectenvoll zu ſein ſcheinen. Einer verliebten Ausforderung nicht zu gehorchen, ſcheint dem Manne, ihr aber leicht Gehör zu geben, dem Weibe ſchimpflich zu ſein. — Die Begierde des Letzteren, ihre Reize auf alle feine Männer ſpielen zu laſſen, iſt Coketterie; die Affectation, in alle Weiber verliebt zu ſcheinen, Galanterie; Beides kann ein bloßes, zur Mode gewordenes Geziere, ohne alle ernſtliche Folge ſein: ſo wie das Cicisbeat eine affectirte Freiheit des Weibes in der Ehe, oder das gleichfalls ehedem in Italien geweſene Courtiſanenweſen. (In der historia concilii Tridentini heißt es unter andern: erant ibi etiam 300 honestae meretrices, quas cortegianas vocant), von dem man erzählt, daß es mehr geläuterte Kultur des geſitteten öffentlichen Umgangs enthalten habe, als die der gemiſchten Geſellſchaften in Privathäuſern. — Der Mann bewirbt ſich in der Ehe nur um ſeines Weibes, die Frau aber um aller Männer Neigung; ſie putzt ſich nur für die Augen ihres Geſchlechts aus Eiferſucht andre Weiber in Reizen oder im Vornehmthun zu übertreffen: der Mann hingegen für das weibliche; wenn man das Putz nennen kann, was nur ſo weit geht, um ſeiner Frau durch ſeinen Anzug nicht Schande zu machen. — Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber (öffentlich) ſehr ſtrenge, und junge Frauen, wenn ſie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden ſolle, würden ſicher den erſten zu ihrem Richter wählen. — Wenn der verfeinerte Luxus hoch geſtiegen iſt, ſo zeigt ſich die Frau nur aus Zwang ſittſam und hat kein Hehl zu wünſchen, daß ſie lieber Mann ſein möchte, wo ſie ihren Neigungen einen größern und freieren Spielraum geben könnte; kein Mann aber wird ein Weib ſein wollen.

Sie frägt nicht nach der Enthaltſamkeit des Mannes vor der Ehe; Ihm aber iſt an derſelben auf Seiten der Frauen unendlich viel gelegen. — In der Ehe ſpotten Weiber über Intoleranz (Eiferſucht) der Männer überhaupt: es iſt aber nur ihr Scherz; das unverehlichte Frauenzimmer richtet hierüber mit großer Strenge. — Was die gelehrten Frauen betrifft: ſo brauchen ſie ihre Bücher etwa ſo wie ihre Uhr, nämlich ſie zu tragen, damit geſehen werde, daß ſie eine haben; ob ſie zwar gemeiniglich ſtill ſteht oder nicht nach der Sonne geſtellt iſt.

Weibliche Tugend oder Untugend iſt von der männlichen, nicht ſowohl der Art als der Triebfeder nach, ſehr unterſchieden. — Sie ſoll geduldig, er muß duldend ſein. Sie iſt empfindlich, Er empfindſam. — Des Mannes Wirthſchaft iſt Erwerben, die des Weibes Sparen — der Mann iſt eiferſüchtig, wenn er liebt; die Frau auch ohne daß ſie liebt; weil ſo viel Liebhaber, als von andern Frauen gewonnen worden, doch ihrem Kreiſe der Anbeter verloren ſind. — Der Mann hat Geſchmack für ſich, die Frau macht ſich ſelbſt zum Gegenſtande des Geſchmacks für Jedermann. — „Was die Welt ſagt, iſt wahr und was ſie thut, gut" iſt ein weiblicher Grundſatz, der ſich ſchwer mit einem Charakter, in der engen Bedeutung des Worts, vereinigen läßt. Es gab aber doch wackere Weiber, die in Beziehung auf ihr Hausweſen einen dieſer ihrer Beſtimmung angemeſſenen Charakter mit Ruhm behaupteten. — Dem Milton wurde von ſeiner Frau zugeredet, er ſolle doch die ihm nach Cromwell's Tode angetragene Stelle eines lateiniſchen Secretärs annehmen, ob es zwar ſeinen Grundſätzen zuwider war, jetzt eine Regierung für rechtlich zu erklären, die er vorher als widerrechtlich vorgeſtellt hatte; „Ach," antwortete er ihr: „meine Liebe; Sie und andere ihres

Geſchlechts wollen in Kutſchen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann ſein." — Die Frau des Sokrates (vielleicht auch die Hiobs) wurden durch ihre wackern Männer eben ſo in die Enge getrieben, aber männliche Tugend behauptete ſich in ihrem Charakter, ohne doch der weiblichen das Verdienſt des ihrigen, in dem Verhältniß, worein ſie geſetzt waren, zu ſchmälern.

Pragmatiſche Folgerungen.

Das weibliche Geſchlecht muß ſich im Praktiſchen ſelbſt ausbilden und discipliniren; das männliche verſteht ſich darauf nicht.

Der junge Ehemann herrſcht über ſeine *ältere* Ehefrau. Dieſes gründet ſich auf Eiferſucht, nach welcher der Theil, welcher dem anderen im Geſchlechtsvermögen unterlegen iſt, vor Eingriffen des anderen Theils in ſeine Rechte beſorgt iſt und dadurch ſich zur willfährigen Begegnung und Aufmerkſamkeit gegen ihn zu bequemen genöthigt ſieht. — Daher wird jede erfahrene Ehefrau die Heirath mit einem jungen Manne, auch nur von *gleichem* Alter, widerrathen; denn im Fortgange der Jahre ältert doch der weibliche Theil früher als der männliche, und wenn man auch von dieſer Ungleichheit abſieht, ſo iſt auf die Eintracht, welche ſich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen und ein junges verſtändiges Weib, wird mit einem geſunden aber doch merklich älteren Manne das Glück der Ehe doch beſſer machen. — Ein Mann aber, der ſein *Geſchlechtsvermögen* vielleicht ſchon vor der Ehe liederlich durchgebracht hat, wird der Geck in ſeinem eigenen Hauſe ſein; denn er kann dieſe häusliche Herrſchaft nur haben, ſofern er keine billigen Anſprüche ſchuldig bleibt.

Hume bemerkt, daß die Weiber (ſelbſt alte Jungfern) Satiren auf den Eheſtand mehr verdrießen als die Sticheleien auf ihr Geſchlecht. — Denn mit dieſen kann es niemals Ernſt ſein, da aus jenen allerdings wohl Ernſt werden könnte, wenn man die Beſchwerden jenes Standes recht in's Licht ſtellt, deren der unverheirathete überhoben iſt. Eine Freigeiſterey in dieſem Fache müßte aber von ſchlimmen Folgen für das ganze weibliche Geſchlecht ſein; weil dieſes zu einem bloßen Mittel der Befriedigung der Neigung des anderen Geſchlechts herabſinken würde, welche aber leicht in Ueberdruß und Flatterhaftigkeit ausſchlagen kann. — Das Weib wird durch die Ehe frei; der Mann verliert dadurch ſeine Freiheit.

Die moraliſchen Eigenſchaften an einem, vornehmlich jungen, Manne vor der Ehelichung deſſelben auszuſpähen, iſt nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn beſſern zu können; eine vernünftige Frau, ſagt ſie, kann einen verunarteten Mann ſchon zurechte bringen; in welchem Urtheile ſie mehrentheils ſich auf die kläglichſte Art betrogen findet. Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen: daß die Ausſchweifungen dieſes Menſchen vor der Ehe überſehen werden können, weil er nun an ſeiner Frau, wenn er ſich nur noch nicht erſchöpft hat, hinreichend für dieſen Inſtinct verſorgt ſein werde. — Die guten Kinder bedenken nicht: daß die Liederlichkeit in dieſem Fache gerade im Wechſel des

Genuſſes beſteht, und das Einerlei in der Ehe ihn bald zur obigen Lebensart zurückführen werde.*)

Wer ſoll dann den oberen Befehl im Hauſe haben? denn nur Einer kann es doch ſein, der alle Geſchäfte in einen, mit dieſen ſeinen Zwecken übereinſtimmenden, Zuſammenhang bringt. — Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) ſagen: die Frau ſoll herrſchen und der Mann regieren; denn die Neigung herrſcht und der Verſtand regiert. — Das Betragen des Ehemanns muß zeigen: daß ihm das Wohl ſeiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am beſten wiſſen muß, wie er ſtehe und wie weit er gehen könne: ſo wird er, wie ein Miniſter ſeinem bloß auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Feſt oder den Bau eines Palais beginnt, auf dieſen fürſtlichen Befehl zuerſt ſeine ſchuldige Willfährigkeit dazu erklären; nur daß z. B. für jetzt nicht Geld im Schatze ſei, daß gewiſſe dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müſſen u. ſ. w., ſo daß der höchſtgebietende Herr Alles thun kann, was er will, doch mit dem Umſtande, daß dieſen Willen ihm ſein Miniſter an die Hand giebt.

Da ſie geſucht werden ſoll (denn das will die dem Geſchlecht nothwendige Weigerung); ſo wird ſie doch in der Ehe ſelbſt allgemein zu gefallen ſuchen müſſen, damit, wenn ſie etwa junge Witwe würde, ſich Liebhaber für ſie finden. — Der Mann legt alle ſolche Anſpr che mit der Eheverbindung ab. — Daher iſt die E ferſucht, aus dem Grunde dieſer Gefallſucht der Frauen ungerecht.

---

*) Die Folge davon iſt, wie in Voltaire's Reiſe des Scarmentado: „Endlich," ſagt er, „reiſete ich in mein Vaterland Kandia zurück: nahm daſelbſt ein Weib; wurde bald Hahnrei: und fand, daß dieß die gemächlichſte Lebensart unter allen ſei."

Die eheliche Liebe aber iſt ihrer Natur nach intolerant. Frauen ſpotten darüber zuweilen, oder, wi bereits oben bemerkt worden, im Scherz; denn bei der Eingriffe Fremder in dieſe Rechte duldend und nachſichtlich zu ſein, müßte Verachtung des weiblichen Theil und hiemit auch Haß gegen einen ſolchen Eheman zur Folge haben.

Daß gemeiniglich Väter ihre Töchter und Mütter ihre Söhne verziehen, und unter den letzteren der wildeſte Junge, wenn er nur kühn iſt, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird: das ſcheint ſeinen Grund in dem Proſpect auf die Bedürfniſſe beider Aeltern in ihrem Sterbefall zu haben; denn wenn dem Manne ſeine Frau ſtirbt, ſo hat er doch an ſeiner älteſten Tochter eine ihn pflegende Stütze; ſtirbt der Mutter ihr Mann, ſo hat der erwachſene wohlgeartete Sohn die Pflicht auf ſich, und auch die natürliche Neigung in ſich, ſie zu verehren, zu unterſtützen und ihr das Leben als Witwe angenehm zu machen.

* * *

Ich habe mich bei dieſem Titel der Charakteriſtik länger aufgehalten, als es für die übrigen Abſchnitte der Anthropologie proportionirlich ſcheinen mag; aber die Natur hat auch in dieſe ihre Oekonomie einen ſo reichen Schatz von Veranſtaltungen zu ihrem Zwecke, der nichts Geringeres iſt als die Erhaltung der Art, hinein gelegt, daß, bei Gelegenheit näherer Nachforſchungen, es noch lange Stoff genug zu Problemen geben wird, die Weisheit der ſich nach und nach entwickelnden Naturanlagen zu bewundern und praktiſch zu gebrauchen.

E.

Vom Charakter des Volks.

Unter dem Wort Volk (populus) verſteht man die in einem Landſtrich vereinigte Menge Menſchen, in ſo fern ſie ein Ganzes ausmacht. Diejenige Menge oder auch der Theil derſelben, welcher ſich durch gemeinſchaftliche Abſtammung für vereinigt zu einem bürgerlichen Ganzen erkennt, heißt Nation (gens); der Theil, der ſich von dieſen Geſetzen ausnimmt (die wilde Menge in dieſem Volk) heißt Pöbel (vulgus),*) deſſen geſetzwidrige Vereinigung das Rottiren (agere per turbas) iſt; ein Verhalten, welches ihn von der Qualität eines Staatsbürgers ausſchließt.

Hume meint: daß, wenn in einer Nation jeder Einzelne ſeinen beſonderen Charakter anzunehmen befliſſen iſt (wie unter den Engländern), die Nation ſelbſt keinen Charakter habe. Mich dünkt, darin irre er ſich; denn die Affectation eines Charakters iſt gerade der allgemeine Charakter des Volks, wozu er ſelbſt gehörte, und iſt Verachtung aller Auswärtigen, beſonders darum, weil es ſich allein einer echten, ſtaatsbürgerlichen Freiheit im Innern, mit Macht gegen Außen verbindenden Verfaſſung, rühmen zu können glaubt. — Ein ſolcher Charakter iſt ſtolze Grobheit im Gegenſatz der ſich leicht familiär machenden Höflichkeit; ein trotziges Betragen gegen jeden Anderen, aus vermeinter Selbſtſtändigkeit, wo man keines Anderen zu bedürfen, alſo auch der Gefälligkeit gegen Andere ſich überheben zu können glaubt.

---

*) Der Schimpfname la canaille du peuple hat wahrſcheinlicher Weiſe ſeine Abſtammung von canalicola, einem am Canal im alten Rom hin und her gehenden und beſchäftigte Leute foppenden Haufen Müßiggänger (cavillator et ridicularius, vid. Plautus; Curcul.).

Auf dieſe Weiſe werden die zwei civiliſirteſten Völker auf Erden*), die gegen einander im Contraſt des Charakters und vielleicht hauptſächlich darum mit einander in beſtändiger Fehde ſind, England und Frankreich, auch ihrem angebornen Charakter nach, von dem der erworbene und künſtliche nur die Folge iſt, vielleicht die einzigen Völker ſein, von denen man einen beſtimmten, und ſo lange ſie nicht durch Kriegsgewalt vermiſcht werden, unveränderlichen Charakter annehmen kann. — Daß die franzöſiſche Sprache die allgemeine Converſations-Sprache, vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die engliſche aber die ausgebreitetſte Handels-Sprache**) der commercirenden geworden iſt, liegt wohl in dem Unterſchied ihrer continental- und inſulariſchen Lage. Was aber ihr Naturell, was ſie jetzt wirklich haben und deſſen Ausbildung durch Sprache betrifft, ſo mußte dieſes von dem angebornen Charakter des Urvolks ihrer Abſtammung hergeleitet werden; dazu uns aber die Documente mangeln. — In einer Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht aber liegt uns nur daran: den Charakter beider, wie ſie jetzt ſind, in einigen Beiſpielen, und ſo weit es möglich iſt, ſyſtematiſch aufzuſtellen; welche urtheilen laſſen, weſſen ſich das Eine zu dem Anderen zu verſehen habe, und wie Eines das Andere zu ſeinem Vortheil benutzen könne.

---

*) Es verſteht ſich, daß bei dieſer Claſſification vom deutſchen Volk abgeſehen werde; weil das Lob des Verfaſſers, der ein Deutſcher iſt, ſonſt Selbſtlob ſein würde.

**) Der kaufmänniſche Geiſt zeigt auch gewiſſe Modificationen ſeines Stolzes in der Verſchiedenheit des Tons im Großthun.

Die angeſtammten oder durch langen Gebrauch gleichſam zur Natur gewordenen und auf ſie gepfropften Maximen, welche die Sinnesart eines Volks ausdrücken, ſind nur ſo viel gewagte Verſuche, die *Varietäten* im natürlichen Hange ganzer Völker, mehr für den Geographen, empiriſch, als für den Philoſophen, nach Vernunftprincipien, zu claſſificiren.*)

Der Engländer ſagt: „der Mann iſt eine Million *werth*"; der Holländer: „er *commandirt* eine Million"; der Franzoſe: „er *beſitzt* eine Million."

*) Die Türken, welche das chriſtliche Europa *Frankeſtan* nennen, wenn ſie auf Reiſen gingen, um Menſchen und ihren Volkscharakter kennen zu lernen, (welches kein Volk außer dem europäiſchen thut und die Eingeſchränktheit aller übrigen an Geiſt beweiſet), würden die Eintheilung deſſelben, nach dem Fehlerhaften in ihrem Charakter gezeichnet, vielleicht auf folgende Art machen. 1. Das *Modenland* (Frankreich). 2. *Das Land der Launen* (England).

Daß auf die Regierungsart Alles ankomme, welchen Charakter ein Volk haben werde, iſt eine ungegründete, nichts erklärende Behauptung; denn woher hat denn die Regierung ſelbſt ihren eigenthümlichen Charakter? — Auch Klima und Boden können den Schlüſſel hiezu nicht geben; denn Wanderungen ganzer Völker haben bewieſen, daß ſie ihren Charakter durch ihre neuen Wohnſitze nicht veränderten, ſondern ihn dieſen nur nach Umſtänden anpaßten, und doch dabei in Sprache, Gewerbart, ſelbſt in Kleidung, die Spuren ihrer Abſtammung und hiemit auch ihren Charakter noch immer hervorblicken laſſen. — — Ich werde die Zeichnung ihres Portraits etwas mehr von der Seite ihrer Fehler und Abweichung von der Regel, als von der ſchöneren, (dabei aber doch auch nicht in Carricatur) entwerfen; denn, außerdem daß die Schmeicheley verdirbt, der Tadel dagegen beſſert: ſo verſtößt der Kritiker weniger gegen die Eigenliebe der Menſchen, wenn er ihnen, ohne Ausnahme, bloß ihre

---

— 3. Ahnenland (Spanien). — 4. Prachtland (Italien) — 5. Das Titelland (Deutſchland, ſammt Dänemark und Schweden, als germaniſchen Völkern). — 6. Herrenland (Polen), wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieſer Herren aber, außer dem, der nicht Staatsbürger iſt, Unterthan ſein will. — — Rußland und die europäiſche Türkei, beide von größtentheils aſiatiſcher Abſtammung, würden über Frankeſtan hinaus liegen: das erſte ſlaviſchen, das andere arabiſchen Urſprungs, von zweien Stammvölkern, die einmal ihre Herrſchaft über einen größeren Theil von Europa, als je ein anderes Volk, ausgedehnt haben und in den Zuſtand einer Verfaſſung des Geſetzes ohne Freiheit, wo alſo Niemand Staatsbürger iſt, gerathen ſind.

Fehler vorrückt, als wenn er durch mehr oder weniger Lobpreiſungen nur den Neid der Beurtheilten gegen einander rege machte.

1. *Die franzöſiſche Nation* charakteriſirt ſich unter allen andern durch den Converſationsgeſchmack, in Anſehung deſſen ſie das Muſter aller übrigen iſt. Sie iſt *höflich*, vornehmlich gegen den Fremden, der ſie beſucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode iſt *höfiſch* zu ſein. Der Franzoſe iſt es nicht aus Intereſſe, ſondern aus unmittelbarem Geſchmacksbedürfniß ſich mitzutheilen. Da dieſer Geſchmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, ſo iſt die Damenſprache zur allgemeinen Sprache der letzteren geworden und es iſt überhaupt nicht zu ſtreiten: daß eine Neigung ſolcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienſtleiſtungen, hilfreiches Wohlwollen und allmälig auf allgemeine Menſchenliebe nach Grundſätzen Einfluß haben und ein ſolches Volk im Ganzen *liebenswürdig* machen müſſe.

Die Kehrſeite der Münze iſt die, nicht genugſam durch überlegte Grundſätze gezügelte, *Lebhaftigkeit*, und bei hellſehender Vernunft, einen Leichtſinn, gewiſſe Formen, bloß weil ſie alt oder auch nur übermäßig geprieſen worden, wenn man ſich gleich dabei wohl befunden hat, nicht lange beſtehen zu laſſen und ein anſteckender *Freiheitsgeiſt*, der auch wohl die Vernunft ſelbſt in ſein Spiel zieht, und in Beziehung des Volks auf den Staat, einen Alles erſchütternden Enthuſiasm bewirkt, der noch über das Aeußerſte hinausgeht. — Die Eigenheiten dieſes Volks, in ſchwarzer Kunſt, doch nach dem Leben gezeichnet, laſſen ſich ohne weitere Beſchreibung, bloß durch unzuſammenhängend hingeworfene

Bruchſtücke, als Materialien zur Charakteriſtik, leicht in ein Ganzes vorſtellig machen.

Die Wörter: Esprit (ſtatt bon sens), frivolité, galanterie, petit-maitre, coquette, etourderie, point d'honneur, bon-ton, bureau d'esprit, bon-mot, lettre de cachet. — u. drgl. laſſen ſich nicht leicht in andere Sprachen überſetzen; weil ſie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die ſie ſpricht, als den Gegenſtand bezeichnet, der dem Denkenden vorſchwebt.

2. Das engliſche Volk. Der alte Stamm der Briten*) (eines celtiſchen Volks) ſcheint ein Schlag tüchtiger Menſchen zu ſein; allein die Einwanderungen der Deutſchen und des franzöſiſchen Völkerſtammes (denn die kurze Anweſenheit der Römer hat keine merkliche Spur hinterlaſſen können) haben, wie es ihre vermiſchte Sprache beweiſet, die Originalität dieſes Volks verlöſcht, und da die inſulariſche Lage ſeines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich ſichert, vielmehr ſelbſt Angreifer zu werden einladet, es zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, ſo hat es einen Charakter, den es ſich ſelbſt anſchaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Mithin dürfte der Charakter des Engländers wohl nichts Anderes bedeuten, als den durch frühe Lehre und Beiſpiel erlernten Grundſatz, er müſſe ſich einen ſolchen machen, d. i. einen zu haben affectiren; indem ein ſteifer Sinn auf einem freiwillig angenommenen Princip zu beharren, und von einer gewiſſen Regel (gleich

---

*) Wie Hr. Prof. Büſch es richtig ſchreibt (nach dem Wort britanni nicht brittanni).

gut welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man ſicher weiß, weſſen man ſich von Ihm und Er ſich von Anderen zu gewärtigen hat.

Daß dieſer Charakter dem des franzöſiſchen Volks mehr als irgend einem anderen gerade entgegengeſetzt iſt, erhellet daraus: weil er auf alle Liebenswürdigkeit, als die vorzüglichſte Umgangseigenſchaft jenes Volks, mit Anderen, ja ſogar unter ſich ſelbſt, Verzicht thut, und bloß auf Achtung Anſpruch macht, wobei übrigens Jeder bloß nach ſeinem eigenen Kopfe leben will. — Für ſeine Landesgenoſſen errichtet der Engländer große und allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Stiftungen. — Der Fremde aber, der durch's Schickſal auf engliſchen Boden verſchlagen und in große Noth gerathen iſt, kann immer auf dem Miſthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. i. kein Menſch iſt.

Aber auch in ſeinem eigenen Vaterlande iſolirt ſich der Engländer, wo er für ſein Geld ſpeiſt. Er will lieber in einem beſonderen Zimmer allein, als an der Wirthstafel für daſſelbe Geld ſpeiſen; weil bei der erſteren doch etwas Höflichkeit erfordert wird und in der Fremde, z. B. in Frankreich, wohin Engländer nur reiſen, um alle Wege und Wirthshäuſer (wie D. Sharp) für abſcheulich auszuſchreien, ſammeln ſie ſich in dieſen, um bloß unter ſich Geſellſchaft zu halten. — Sonderbar iſt doch, daß, da der Franzoſe die engliſche Nation gemeiniglich liebt und mit Achtung lobpreiſt, dennoch der Engländer (der nicht aus ſeinem Lande gekommen iſt) jenen im Allgemeinen haßt und verachtet; woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarſchaft (denn da ſieht ſich England dem letzteren ohne allen Streit überlegen), ſondern der Handelsgeiſt überhaupt Schuld iſt, der, in der Vorausſetzung den vornehmſten Stand auszumachen, unter Kaufleuten deſſelben Volks ſehr ungeſellig iſt.*) Da beide Völker einander in Anſehung der beiderſeitigen Küſten nahe, und nur durch einen Canal (der freilich wohl ein Meer heißen könnte) von einander getrennt ſind: ſo bewirkt die Rivalität derſelben unter einander doch einen auf verſchiedene Art modificirten politiſchen Charakter in ihrer Befehdung: Beſorgniß auf der einen und Haß auf der anderen Seite; welche zwei Arten ihrer Unvereinbarkeit ſind, wovon jene die Selbſterhaltung, dieſe die Beherrſchung, im entgegengeſetzten Falle aber die Vertilgung der anderen zur Abſicht hat.

Die Charakterzeichnung der übrigen, deren Nationaleigenthümlichkeit nicht ſowohl, wie bei beiden vorhergehenden, meiſtens aus der Art ihrer verſchiedenen Kultur, als vielmehr aus der Anlage ihrer Natur durch Vermiſchung ihrer urſprünglich-verſchieden Stämme abzuleiten ſein möchte, können wir jetzt kürzer faſſen.

3. Der aus der Miſchung des europäiſchen mit

---

*) Der Handelsgeiſt iſt überhaupt an ſich ungeſellig, wie der Adelsgeiſt. Ein Haus (ſo nennt der Kaufmann ſein Comptoir) iſt von dem Anderen durch ſeine Geſchäfte, wie ein Ritterſitz vom anderen durch eine Zugbrücke, abgeſondert und freundſchaftlicher Umgang, ohne Ceremonie, daraus verwieſen; es müßte denn der mit von demſelben beſchützten ſein, die aber alsdann nicht als Glieder deſſelben anzuſehen ſein würden.

arabiſchem (mohriſchem) Blut entſprungene Spanier zeigt in ſeinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewiſſe Feierlichkeit, und ſelbſt der Bauer gegen Obere, denen er auch auf geſetzliche Art gehorſam iſt, ein Bewußtſein ſeiner Würde. — Die ſpaniſche Grandezza und die, ſelbſt in ihrer Converſationsſprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edlen Nationalſtolz. Daher iſt ihm der franzöſiſche vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er iſt mäßig, den Geſetzen, vornehmlich denen ſeiner alten Religion, herzlich ergeben. — Dieſe Gravität hindert ihn auch nicht, an Tagen der Ergötzlichkeit (z. B. bei Einführung ſeiner Ernte durch Geſang und Tanz) ſich zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabende der Fandango gefidelt wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieſer Muſik auf den Straßen tanzen. — — Das iſt eine gute Seite.

Die ſchlechtere iſt: er lernt nicht von Fremden; reiſet nicht, um andere Völker kennen zu lernen;*) bleibt in Wiſſenſchaften wohl Jahrhunderte zurück; ſchwierig gegen alle Reform, iſt er ſtolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen; von romantiſcher Stimmung des Geiſtes, wie das Stiergefecht, grauſam, wie das ehemalige Auto da Fe beweiſet, und zeigt in ſeinem Geſchmack zum Theil außer-europäiſche Abſtammung.

4. Der Italiäner vereinigt die franzöſiſche Leb-

---

*) Die Eingeſchränktheit des Geiſtes aller Völker, welche die unintereſſirte Neubegierde nicht anwandelt, die Außenwelt mit eigenen Augen kennen zu lernen, noch weniger ſich dahin (als Weltbürger) zu verpflanzen, iſt etwas Charakteriſtiſches an denſelben, wodurch ſich Franzoſen, Engländer und Deutſche vor Anderen vortheilhaft unterſcheiden.

haftigkeit (Frohſinn) mit ſpaniſchem Ernſte (Feſtigkeit) und ſein äſthetiſcher Charakter iſt ein mit Affect verbundener Geſchmack, ſo wie die Ausſicht von ſeinen Alpen in die reizenden Thäler einer Seits Stoff zum Muth, anderer Seits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament iſt hierin nicht gemiſcht, noch deſultoriſch (denn ſo gäbe es keinen Charakter ab), ſondern eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, ſo fern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar iſt. — In ſeinen Mienen äußert ſich ein ſtarkes Spiel ſeiner Empfindungen und ſein Geſicht iſt ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken iſt ſo affectvoll, daß es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich ſieht.

So wie der Franzoſe im Converſationsgeſchmack vorzüglich iſt, ſo iſt es der Italiener im *Kunſtgeſchmack*. Der Erſtere liebt mehr die *Privatbeluſtigungen*, der Andere *öffentliche*: pompöſe Aufzüge, Prozeſſionen, große Schauſpiele, Carnevals, Maskeraden, Pracht öffentlicher Gebäude, Gemälde mit dem Pinſel oder in muſiviſcher Arbeit gezeichnet, römiſche Alterthümer im großen Stil; um zu *ſehen* und in großer Geſellſchaft geſehen zu werden. Dabei aber (um doch den Eigennutz nicht zu vergeſſen): Erfindung der *Wechſel*, der *Banken* und der *Lotterie*. — — Das iſt ſeine gute Seite: ſo wie die *Freiheit*, welche die Gondalieri und Lazzaroni ſich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die ſchlechtere iſt: ſie converſiren: wie Rouſſeau ſagt, in Prachtſälen und ſchlafen in Ratzenneſtern. Ihre Converſazioni ſind einer Börſe ähnlich, wo die Dame des Hauſes einer großen Geſellſchaft Etwas zu koſten reichen läßt; um im Herumwandeln ſich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daß dazu eben Freundſchaft nöthig wäre, und mit einem kleinen daraus gewählten Theil zur Nacht ißt. — Die ſchlimme aber: das Meſſerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligten Freiſtätten, das vernachläſſigte Amt der Sbirren u. drgl.; welche doch nicht ſowohl dem Römer, als vielmehr ſeiner zweiköpfigen Regierungsart zugeſchrieben wird. — Dieſes ſind aber Beſchuldigungen, die ich keineswegs verantworten mag und mit denen ſich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfaſſung gefallen will als die ihrige.

5. Die Deutſchen ſtehen im Ruf eines guten Charakters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenſchaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet ſind. — Der Deutſche fügt ſich, unter allen civiliſirten Völkern am leichteſten und dauerhafteſten, der Regierung, unter der er iſt, und iſt am meiſten von Neuerungsſucht und Widerſetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Charakter iſt mit Verſtand verbundenes Phlegma; ohne weder über die ſchon eingeführte zu vernünfteln, noch ſich ſelbſt eine auszudenken. Er iſt dabei doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus und iſt an ſein Vaterland nicht leidenſchaftlich gefeſſelt; wo er aber in fremde Länder als Coloniſt hinkommt, da ſchließt er bald mit ſeinen Landesgenoſſen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen anſiedelt, was unter der höheren Obrigkeit in einer ruhigen, ſittlichen Verfaſſung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparſamkeit vor den

Anſitzungen anderer Völker ſich vorzüglich auszeichnet. — So lautet das Lob, welches ſelbſt Engländer den Deutſchen in N. Amerika geben.

Da Phlegma (im guten Sinn genommen) das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdauerung in Verfolgung ſeines Zwecks, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beſchwerlichkeiten iſt: ſo kann man von dem Talente ſeines richtigen Verſtandes und ſeiner tief nachdenkenden Vernunft ſo viel wie von jedem anderen, der größten Kultur fähigen Volke erwarten; das Fach des Witzes und des Künſtlergeſchmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzoſen, Engländern und Italienern nicht gleich thun möchte. — — Das iſt nun ſeine gute Seite, in dem, was durch anhaltenden Fleiß auszurichten iſt, und wozu eben nicht Genie*) erfordert wird; welches Letztere auch bei Weitem nicht von der Nützlichkeit iſt, als der mit geſundem Verſtandestalent verbundene Fleiß des

---

*) Genie iſt das Talent der Erfindung deſſen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann. Man kann gar wohl von Anderen gelehrt werden, wie man gute Verſe, aber nicht wie man ein gutes Gedicht machen ſoll; denn das muß aus der Natur des Verfaſſers von ſelbſt hervorgehen. Daher kann man es nicht auf Beſtellung und für reichliche Bezahlung als Fabrikat, ſondern muß es, gleich als Eingebung, von der der Dichter ſelbſt nicht ſagen kann, wie er dazu gekommen ſei, d. i. einer gelegentlichen Dispoſition, deren Urſache ihm unbekannt iſt, erwarten (scit genius natale comes qui temperat astrum). — Das Genie glänzt daher als augenblickliche, mit Intervallen ſich zeigende und wieder verſchwindende Erſcheinung, nicht mit einem willkürlich angezündeten und eine beliebige Zeit fortbrennenden Licht, ſondern wie ſprühende Funken, welche eine glückliche Anwandelung des Geiſtes aus der productiven Einbildungskraft auslockt.

Deutſchen. — Dieſes ſein Charakter im Umgange iſt Beſcheidenheit. Er lernt, mehr als jedes andere Volk fremde Sprachen, iſt (wie Robertſon ſich ausdrückt) Großhändler in der Gelehrſamkeit, und kommt im Felde der Wiſſenſchaften zuerſt auf manche Spuren, die nachher von Anderen mit Geräuſch benutzt werden; er hat keinen Nationalſtolz; hängt, gleich als Kosmopolit, auch nicht an ſeiner Heimath. In dieſer aber iſt er gaſtfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation (wie Boswell geſteht); diſciplinirt ſeine Kinder zur Sittſamkeit mit Strenge, wie er dann auch ſeinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, ſich eher despotiſiren, als ſich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlaſſen wird. — — Das iſt ſeine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite iſt ſein Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von ſich, original ſein zu können (was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers iſt); vornehmlich aber eine gewiſſe Methodenſucht, ſich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, ſondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich claſſificiren zu laſſen und in dieſem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgeboren) unerſchöpflich und ſo aus bloßer Pedanterei knechtiſch zu ſein; welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfaſſung Deutſchlands zugerechnet werden mag; dabei aber ſich die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entſtehen dieſer pedantiſchen Form ſelber aus dem Geiſte der Nation und dem natürlichen Hange des Deutſchen hervorgehe: zwiſchen dem, der herrſchen, bis zu dem, der gehorchen ſoll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sproſſe mit dem Grade des Anſehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt Nichts iſt; welches denn dem Staate, der dieſen ertheilt, freilich was einbringt, aber auch ohne hierauf zu ſehen, bei Unterthanen Anſprüche, Anderer Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß, und in der That als Peinlichkeit und Bedürfniß der methodiſchen Eintheilung, um ein Ganzes unter einen Begriff zu faſſen, die Beſchränkung des angebornen Talents verräth.

* * *

Da Rußland das noch nicht iſt, was zu einem beſtimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche ſich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber es nicht mehr iſt, die Nationalen der europäiſchen Türkei aber das nie geweſen ſind noch ſein werden, was zur Aneignung eines beſtimmten Volkscharakters erforderlich iſt: ſo kann die Zeichnung derſelben hier füglich übergangen werden.

Ueberhaupt da hier vom angebornen, natürlichen Charakter, der, ſo zu ſagen, in der Blutmiſchung der Menſchen liegt, nicht von dem Charakteriſtiſchen des erworbenen künſtlichen (oder verkünſtelten) der Nationen die Rede iſt: ſo wird man in der Zeichnung deſſelben viel Behutſamkeit nöthig haben. In dem Charakter der Griechen unter dem harten Druck der Türken und dem nicht viel ſanfteren ihrer Caloyers hat ſich eben ſo wenig ihre Sinnesart (Lebhaftigkeit und Leichtſinn), wie die Bildung ihres Leibes, Geſtalt und Geſichtszüge verloren, ſondern diese Eigenthümlichkeit würde ſich vermuthlich wiederum in That herſtellen, wenn die Religions- und Regierungsform, durch glückliche Ereigniſſe, ihnen Freiheit verſchaffte, ſich wieder herzuſtellen. — Unter einem anderen chriſtlichen Volke, den Armenianern, herrſcht ein gewiſſer Handelsgeiſt von beſonderer Art, nämlich durch Fußwanderungen von China's Gränzen aus bis nach Cap Corſo an der Guineaküſte Verkehr zu treiben, der auf einen beſondern Abſtamm dieſes vernünftigen und emſigen Volks, welcher, in einer Linie von N. O. nach S. W., beinahe die ganze Strecke des alten Continents durchzieht und ſich friedfertige Begegnung unter allen Völkern, auf die es trifft, zu verſchaffen weiß, und einen vor dem flatterhaften und kriechenden der jetzigen Griechen vorzüglichen Charakter beweiſt, deſſen erſte Bildung wir nicht mehr erforſchen können. — So viel iſt wohl mit Wahrſcheinlichkeit zu urtheilen: daß die Vermiſchung der Stämme (bei großen Eroberungen), welche nach und nach die Charaktere auslöſcht, dem Menſchengeſchlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich ſei.

F.

Der Charakter der Raſſe.

In Anſehung dieſer kann ich mich auf das beziehen, was der Herr Geh. H. R. Girtanner davon in ſeinem Werk (meinen Grundſätzen gemäß) zur Erläuterung und Erweiterung ſchön und gründlich vorgetragen hat; — nur will ich noch Etwas vom Familienſchlag und den Varietäten, oder Spielarten, anmerken, die ſich in einer und derſelben Raſſe bemerken laſſen.

Hier hat die Natur, ſtatt der Verähnlichung, welche ſie in der Zuſammenſchmelzung verſchiedener Raſſen beabſichtigte, gerade das Gegentheil ſich zum Geſetze gemacht; nämlich in einem Volk von derſelben Raſſe (z. B. der Weißen) anſtatt in ihrer Bildung die Charaktere beſtändig und fortgehend einander ſich nähern zu laſſen, — wo dann endlich nur ein und daſſelbe Portrait, wie das durch den Abdruck eines Kupferſtichs herauskommen würde, — vielmehr in demſelben Stamme und gar in der nämlichen Familie, im Körperlichen und Geiſtigen, in's Unendliche zu vervielfältigen. — Zwar ſagen die Ammen, um einem der Aeltern zu ſchmeicheln: „das hat dies Kind vom Vater; das hat es von der Mutter"; wo, wenn es wahr wäre, alle Formen der Menſchenzeugung längſt erſchöpft ſein würden, und da die Fruchtbarkeit in Paarungen durch die Heterogeneität der Individuen aufgefriſcht wird, die Fortpflanzung zum Stocken gebracht werden würde. — So kommt nicht etwa die graue Haarfarbe (cendrée) von der Vermiſchung eines Brunetten mit einer Blondinen her, ſondern bezeichnet einen beſonderen Familienſchlag und die Natur hat Vorrath genug in ſich, um nicht, der Armuth ihrer vorräthigen Formen halber, einen Menſchen in die Welt zu ſchicken, der ſchon ehemals drin geweſen iſt; wie denn auch die Nahheit der Verwandtſchaft notoriſch auf Unfruchtbarkeit hinwirkt.

G.

Der Charackter der Gattung.

Von der Gattung gewiſſer Weſen einen Charakter anzugeben, dazu wird erfordert: daß ſie mit anderen uns bekannten unter einen Begriff gefaßt, das aber, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden, als Eigenthümlichkeit (proprietas) zum Unterſcheidungsgrunde angegeben und gebraucht wird. — Wenn aber eine Art von Weſen, die wir kennen (A), mit einer andern Art Weſen (non A), die wir nicht kennen, verglichen wird: wie kann man da erwarten oder verlangen, einen Charakter des Erſteren anzugeben, da uns der Mittelbegriff der Vergleichung (tertium comparationis) abgeht? — Der oberſte Gattungsbegriff mag der eines irdiſchen vernünftigen Weſens ſein, ſo werden wir keinen Charakter deſſelben nennen können, weil wir von vernünftigen, nicht irdiſchen Weſen keine Kenntniß haben, um ihre Eigenthümlichkeit angeben und ſo jene irdiſche unter den Vernünftigen überhaupt charakteriſiren zu können. — Es ſcheint alſo, das Problem, den Charakter der Menſchengattung anzugeben, ſei ſchlechterdings unauflöslich; weil die Auflöſung durch Vergleichung zweier Species vernünftiger Weſen durch Erfahrung angeſtellt ſein müßte, welche die Letztere uns nicht darbietet.

Es bleibt uns alſo, um dem Menſchen im Syſtem der lebenden Natur ſeine Klaſſe anzuweiſen und ſo ihn zu charakteriſiren, nichts übrig, als: daß er einen Charakter hat, den er ſich ſelbſt ſchafft; indem er vermögend iſt, ſich nach ſeinen von ihm ſelbſt genommenen Zwecken zu perfectioniren; wodurch er, als mit Vernunftfähigkeit begabtes Thier (animal rationabile), aus ſich ſelbſt ein vernünftiges Thier (animal rationale) machen kann; — wo er dann: erſtlich ſich ſelbſt und ſeine Art erhält, zweitens ſie übt, belehrt und für die häusliche Geſellſchaft erzieht, drittens ſie, als ein ſyſtematiſches (nach Vernunftprincipien geordnetes) für die Geſellſchaft gehöriges Ganze, regiert, wobei aber das Charakteriſtiſche der Menſchengattung, in Vergleichung mit der Idee möglicher vernünftiger Weſen auf Erden überhaupt, dieſes iſt: daß die Natur den Keim der Zwietracht in ſie gelegt und gewollt hat, daß ihre eigene Vernunft aus dieſer diejenige Eintracht, wenigſtens die beſtändige Annäherung zu derſelben, herausbringe, welche letztere zwar in der Idee den Zweck, der That nach aber die erſtere (die Zwietracht) in dem Plane der Natur, das Mittel einer höchſten uns unerforſchlichen Weisheit iſt: die Perfectionirung des Menſchen durch fortſchreitende Kultur, wenn gleich mit mancher Aufopferung der Lebensfreuden deſſelben, zu bewirken.

Unter den lebenden Erdbewohnern iſt der Menſch durch ſeine techniſche (mit Bewußtſein verbunden-mechaniſche) zu Handhabung der Sachen, durch ſeine pragmatiſche (andere Menſchen zu ſeinen Abſichten geſchickt zu brauchen) und durch die moraliſche Anlage in ſeinem Weſen (nach dem Freiheitsprincip unter Geſetzen gegen ſich und Andere) zu handeln, von allen übrigen Naturweſen kenntlich unterſchieden, und eine jede dieſer drei Stufen kann für ſich allein ſchon den Menſchen zum Unterſchiede von anderen Erdbewohnern charakteriſtiſch unterſcheiden.

I. Die techniſche Anlage. Die Fragen: ob der Menſch urſprünglich zum vierfüßigen Gange (wie Moscati, vielleicht bloß zur Theſis für eine Diſſertation, vorſchlug): oder zum zweifüßigen beſtimmt ſei; — ob der Gibbon, der Orangoutang, der Chimpanſee u. a. beſtimmt ſei (worin Linneus und Camper einander widerſtreiten); — ob er ein frucht⸗ oder, (weil er einen häutigen Magen hat) fleiſchfreſſendes Thier ſei; — ob, da er weder Klauen noch Fangzähne, folglich (ohne Vernunft) keine Waffen hat, er von Natur ein Raub⸗ oder friedliches Thier ſey. — — Die Beantwortung dieſer Fragen hat keine Bedenklichkeit. Allenfalls könnte dieſe noch aufgeworfen werden: ob er von Natur ein *geſelliges* oder einſiedleriſches und nachbarſchaftſcheues Thier ſei; wovon das Letztere wohl das Wahrſcheinlichſte iſt.

Ein erſtes Menſchenpaar, ſchon mit völliger Ausbildung, mithin unter Nahrungsmitteln von der Natur hingeſtellt, wenn ihm nicht zugleich ein Naturinſtinct, der uns doch in unſerem jetzigen Naturzuſtande nicht beiwohnt, zugleich beigegeben worden, läßt ſich ſchwerlich mit der Vorſorge der Natur für die Erhaltung der Art vereinigen. Der erſte Menſch würde im erſten Teich, den er vor ſich ſähe, ertrinken; denn Schwimmen iſt ſchon eine Kunſt, die man lernen muß; oder er würde giftige Wurzeln und Früchte genießen und dadurch umzukommen in beſtändiger Gefahr ſein. Hatte aber die *Natur* dem erſten Menſchenpaar dieſen Inſtinct *eingepflanzt*, wie war es möglich, daß er ihn nicht an ſeine Kinder vererbte; welches doch jetzt nie geſchieht?

Zwar lehren die Singvögel ihren Jungen gewiſſe

Geſänge und pflanzen ſie durch Tradition fort: ſo, daß ein iſolirter Vogel, der noch blind aus dem Neſte genommen und aufgefüttert worden, nachdem er erwachſen, keinen Geſang, ſondern nur einen gewiſſen angebornen Organlaut hat. Wo iſt aber nun der erſte Geſang hergekommen *); denn gelernt iſt dieſer nicht, und wäre er inſtinctmäßig entſprungen, warum erbte er den Jungen nicht an?

Die Charakteriſirung des Menſchen, als eines vernünftigen Thieres, liegt ſchon in der Geſtalt und Organiſation ſeiner Hand, ſeiner Finger und Fingerſpitzen, deren, theils Bau, theils zartes Gefühl, dadurch die Natur ihn nicht für Eine Art der Handhabung der Sachen, ſondern unbeſtimmt für alle, mithin für den Gebrauch der Vernunft geſchickt gemacht, und dadurch die techniſche oder Geſchicklichkeitsanlage ſeiner

---

*) Man kann mit dem Ritter Linné für die Archäologie der Natur die Hypotheſe annehmen: daß aus dem allgemeinen Meer, welches die ganze Erde bedeckte, zuerſt eine Inſel unter dem Aequator, als ein Berg hervorgekommen, auf welchem alle klimatiſche Stufen der Wärme, von der des heiſſen am niedrigen Ufer deſſelben, bis zur arktiſchen Kälte auf ſeinem Gipfel, ſammt den ihnen angemeſſenen Pflanzen und Thieren, nach und nach entſtanden; daß, was die Vögel aller Art betrifft, die Singvögel den angebornen Organlaut ſo vielerlei verſchiedener Stimmen nachahmten, und jede, ſo viel ihre Kehle es verſtattete, mit der anderen verbanden, wodurch eine jede Species ſich ihren beſtimmten Geſang machte, den nachher einer dem andern durch Belehrung (gleich einer Tradition) beibrachte; wie man auch ſieht, daß Finken und Nachtigallen in verſchiedenen Ländern auch einige Verſchiedenheit in ihren Schlägen anbringen.

Gattung, als eines vernünftigen Thieres, bezeichnet hat.

II. Die pragmatiſche Anlage der Civiliſirung durch Kultur, vornehmlich der Umgangseigenſchaften und der natürliche Hang ſeiner Art im geſellſchaftlichen Verhältniſſe aus der Rohigkeit der bloßen Selbſtgewalt herauszugehen und ein geſittetes (wenn gleich noch nicht ſittliches), zur Eintracht beſtimmtes, Weſen zu werden, iſt nun eine höhere Stufe. — Er iſt einer Erziehung, ſowohl in Belehrung als Zucht (Disciplin), fähig und bedürftig. Hier iſt nun (mit oder gegen Rouſſeau) die Frage: ob der Charakter ſeiner Gattung ihrer Naturanlage nach ſich beſſer bei der Rohigkeit ſeiner Natur, als bei den Künſten der Kultur, welche kein Ende abſehen laſſen, befinden werde. — Zuvörderſt muß man anmerken: daß bei allen übrigen, ſich ſelbſt überlaſſenen Thieren jedes Individuum ſeine ganze Beſtimmung erreicht, bei den Menſchen aber allenfalls nur die Gattung: ſo, daß ſich das menſchliche Geſchlecht nur durch Fortſchreiten, in einer Reihe unabſehlich vieler Generationen, zu ſeiner Beſtimmung empor arbeiten kann; wo das Ziel ihm doch immer noch im Proſpecte bleibt, gleichwohl aber die Tendenz zu dieſem Endzwecke, zwar wohl öfters gehemmt, aber nie ganz rückläufig werden kann.

III. Die moraliſche Anlage. Die Frage iſt hier: ob der Menſch von Natur gut, oder von Natur böſe oder von Natur gleich für Eines oder das Andere empfänglich, ſei; nachdem er in dieſe oder jene ihn bildende Hände fällt (cereus in vitium flecti etc.). Im letztern Falle würde die Gattung ſelbſt keinen Charakter haben. — Aber dieſer Fall widerſpricht ſich ſelbſt;

denn ein mit praktiſchem Vernunftsvermögen und Bewußtſein der Freiheit ſeiner Willkühr ausgeſtattetes Weſen (eine Perſon) ſieht ſich in dieſem Bewußtſein, ſelbſt mitten in den dunkelſten Vorſtellungen, unter einem Pflichtgeſetze und im Gefühl (welches dann das moraliſche heißt), daß *ihm*, oder durch ihn *Anderen* Recht oder Unrecht geſchehe. Dieſes iſt nun ſchon ſelbſt der *intelligibele* Charakter der Menſchheit überhaupt, und in ſo fern iſt der Menſch ſeiner angebornen Anlage nach (von Natur) *gut*. Da aber doch auch die Erfahrung zeigt: daß in ihm ein Hang zur thätigen Begehrung des Unerlaubten, ob er gleich weiß, daß es unerlaubt ſei, d. i. zum *Böſen* ſei, der ſich ſo unausbleiblich und ſo früh regt, als der Menſch nur von ſeiner Freiheit Gebrauch zu machen anhebt, und darum als angeboren betrachtet werden kann: ſo iſt der Menſch, ſeinem *ſenſibelen* Charakter nach, auch als (von Natur) böſe zu beurtheilen, ohne daß ſich dieſes widerſpricht, wenn vom *Charakter der Gattung* die Rede iſt; weil man annehmen kann, daß die Naturbeſtimmung dieſer im continuirlichen Fortſchreiten zum Beſſeren beſtehe.

Die Summe der pragmatiſchen Anthropologie in Anſehung der Beſtimmung des Menſchen und die Charakteriſtik ſeiner Ausbildung iſt folgende. Der Menſch iſt durch ſeine Vernunft beſtimmt, in einer Geſellſchaft mit Menſchen zu ſein, und in ihr ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaften zu *kultiviren*, zu *civiliſiren* und zu *moraliſiren*; wie groß auch ſein thieriſcher Hang ſein mag, ſich den Anreizen der Gemächlichkeit und des Wohllebens, die er Glückſeligkeit nennt, *paſſiv* zu überlaſſen, ſondern vielmehr *thätig*, im Kampf mit den Hinderniſſen, die ihm von der Rohigkeit ſeiner Natur anhängen, ſich der Menſchheit würdig zu machen.

Der Menſch muß alſo zum Guten erzogen werden; der aber, welcher ihn erziehen ſoll, iſt wieder ein Menſch, der noch in der Rohigkeit der Natur liegt, und nun doch dasjenige bewirken ſoll, was er ſelbſt bedarf. Daher die beſtändige Abweichung von ſeiner Beſtimmung, mit immer widerholten Einlenkungen zu derſelben. — Wir wollen die Schwierigkeiten der Auflöſung dieſes Problems und die Hinderniſſe derſelben anführen.

A.

Die erſte phyſiſche Beſtimmung deſſelben beſteht in dem Antriebe des Menſchen zur Erhaltung ſeiner Gattung, als Thiergattung. — Aber hier wollen nun ſchon die Naturepochen ſeiner Entwickelung mit den bürgerlichen nicht zuſammentreffen. Nach der Erſteren iſt er im Naturzuſtande wenigſtens in ſeinem 15ten Lebensjahr durch den Geſchlechtsinſtinct angetrieben und auch vermögend, ſeine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der Zweiten kann er es (im Durchſchnitte) vor dem 20ſten ſchwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, ſeine und eines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, ſo hat er doch lange noch nicht das Vermögen, als Staatsbürger ſein Weib und Kind zu erhalten. — Er muß ein Gewerbe erlernen, ſich in Kundſchaft bringen, um ein Hausweſen mit einem Weibe anzufangen; worüber aber in der geſchliffenern Volksklaſſe auch wohl das 25ſte Jahr verfließen kann, ehe er zu ſeiner Beſtimmung reif wird. — Womit füllt er nun dieſen Zwiſchenraum, einer abgenöthigten [illegible] unnatürlichen Enthaltſamkeit, aus? Kaum anders [illegible] mit Laſtern.

B.

Der Trieb zur Wiſſenſchaft, als einer die Menſchheit veredelnden Kultur, hat im Ganzen der Gattung keine Proportion zur Lebensdauer. Der Gelehrte, wenn er bis dahin in der Kultur vorgedrungen iſt, um das Feld derſelben ſelbſt zu erweitern, wird durch den Tod abgerufen und ſeine Stelle nimmt der A B C Schüler ein, der kurz vor ſeinem Lebensende, nachdem er eben ſo einen Schritt weiter gethan hat, wiederum ſeinen Platz einem Andern überläßt. — Welche Maſſe von Kenntniſſen, welche Erfindung neuer Methoden würde nun ſchon vorräthig da liegen, wenn ein Archimed, ein Newton, oder Lavoiſier, mit ſeinem Fleiß und Talent, ohne Verminderung der Lebenskraft, von der Natur mit einem Jahrhunderte durch fortdauernden Alter wäre begünſtigt worden? Nun aber iſt das Fortſchreiten der Gattung in Wiſſenſchaften immer nur fragmentariſch (der Zeit nach) und gewährt keine Sicherheit wegen des Rückganges, womit es durch dazwiſchen tretende ſtaatsumwälzende Barbarei immer bedroht wird.

C.

Eben ſo wenig ſcheint die Gattung in Anſehung der **Glückſeligkeit**, wozu beſtändig hin zu ſtreben ihn ſeine Natur antreibt, die Vernunft aber auf die Bedingung der Würdigkeit glücklich zu ſein, d. i. der Sittlichkeit einſchränkt, ihre Beſtimmung zu erreichen. — Man darf eben nicht die hypochondriſche (übellaunige) Schilderung, die **Rouſſeau** vom Menſchengeſchlecht macht, das aus dem Naturzuſtande herauszugehen wagt, für Anpreiſung wieder dahin ein- und in die Wälder zurück zu kehren, als deſſen wirkliche Meinung annehmen, womit er die Schwierigkeit für unſere Gattung, in das Gleis der continuirlichen Annäherung zu ihrer Beſtimmung zu kommen, ausdrückte; man darf ſie nicht aus der Luft greifen: — die Erfahrung alter und neuer Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifelhaft machen, ob es mit unſerer Gattung jemals beſſer ſtehen werde.

Seine drei Schriften von dem Schaden, den 1. der Ausgang aus der Natur in die Kultur unſerer Gattung, durch Schwächung unſerer Kraft; 2. die Civiliſirung, durch Ungleichheit und wechſelſeitige Unterdrückung; 3. die vermeinte Moraliſirung, durch naturwidrige Erziehung und Mißbildung der Denkungsart, angerichtet hat. — Dieſe drei Schriften, ſage ich, welche den Naturzuſtand gleich als einen Stand der Unſchuld vorſtellig machten (wohin wieder zurückzukehren der Thorwächter eines Paradieſes mit feurigem Schwert verhindert), ſollten nur ſeinem Socialcontract, ſeinem Emil und ſeinem Savojardiſchen Vicar zum Leitfaden dienen, aus dem Irrſal der Uebel ſich heraus zu finden, womit ſich unſere Gattung, durch ihre eigene Schuld, umgeben hat. — Rouſſeau wollte im Grunde nicht, daß der Menſch wiederum in den Naturzuſtand zurück gehen, ſondern von der Stufe, auf der er jetzt ſteht, dahin zurück ſehen ſollte. Er nahm an: der Menſch ſei von Natur (wie ſie ſich vererben läßt) gut, aber auf negative Art, nämlich von ſelbſt und abſichtlich nicht böſe zu ſein, ſondern nur in Gefahr, von böſen oder ungeſchickten Führern und

Beiſpielen angeſteckt und verdorben zu werden. Da nun aber hiezu wiederum gute Menſchen erforderlich ſind, die dazu ſelbſt haben erzogen werden müſſen und deren es wohl keinen geben wird, der nicht (angeborne oder zugezogene) Verdorbenheit in ſich hätte: ſo bleibt das Problem der moraliſchen Erziehung für unſere Gattung, ſelbſt der Qualität des Princips, nicht bloß dem Grade nach, unaufgelöſt; weil ein ihr angeborner böſer Hang wohl durch die allgemeine Menſchenvernunft getadelt, allenfalls auch gebändigt, dadurch aber doch nicht vertilgt wird.

* * *

In einer bürgerlichen Verfaſſung, welche der höchſte Grad der künſtlichen Steigerung der guten Anlage in der Menſchengattung zum Endzwecke ihrer Beſtimmung iſt, iſt doch die Thierheit früher und im Grunde mächtiger als die reine Menſchheit in ihren Aeußerungen und das zahme Vieh iſt nur durch Schwächung dem Menſchen nützlicher, als das wilde. Der eigene Wille iſt immer in Bereitſchaft, in Widerwillen gegen ſeinen Nebenmenſchen auszubrechen und ſtrebt jederzeit, ſeinen Anſpruch auf unbedingte Freiheit, nicht bloß unabhängig, ſondern ſelbſt über andere, ihm von Natur gleiche Weſen Gebieter zu ſein; welches man auch an dem kleinſten Kinde ſchon gewahr wird;*)

---

*) Das Geſchrei, welches ein kaum gebornes Kind hören läßt, hat nicht den Ton des Jammerns, ſondern der Entrüſtung und aufgebrachten Zorns an ſich; nicht aus Schmerz, ſondern aus Verdruß über Etwas; vermuthlich darum, weil es ſich bewegen will und ſein Unvermögen dazu gleich als eine Feſ-

weil die Natur in ihm von der Kultur zur Moralität nicht, (wie es doch die Vernunft vorſchreibt) von der Moralität und ihrem Geſetze anhebend, zu einer darauf angelegten zweckmäßigen Kultur hinzuleiten ſtrebt; welches unvermeidlich eine verkehrte, zweckwidrige Tendenz abgiebt; z. B. wenn Religionsunterricht, der nothwendig eine *moraliſche* Kultur ſein ſollte, mit der *hiſto-*

ſelung fühlt, wodurch ihm die Freiheit genommen wird. — Was mag doch die Natur hiemit für eine Abſicht haben, daß ſie das Kind mit lautem Geſchrei auf die Welt kommen läßt, welches doch für daſſelbe und die Mutter im *rohen Naturzuſtande* von äußerſter Gefahr iſt? Denn ein Wolf, ein Schwein ſogar, würde ja dadurch angelockt, in Abweſenheit, oder bei der Entkräftung derſelben durch die Niederkunft, es zu freſſen. Kein Thier aber, außer dem Menſchen (wie er jetzt iſt), wird beim Geborenwerden ſeine Exiſtenz *laut ankündigen*; welches von der Weisheit der Natur ſo angeordnet zu ſein ſcheint, um die Art zu erhalten. Man muß alſo annehmen: daß in der frühen Epoche der Natur in Anſehung dieſer Thierklaſſe (nämlich des Zeitlaufs der Rohigkeit) dieſes Lautwerden des Kindes bei ſeiner Geburt noch nicht war; mithin nur ſpäterhin eine zweite Epoche, nachdem beide Aeltern ſchon zu derjenigen Kultur, die zum häuslichen Leben nothwendig iſt, gelangt waren, eingetreten iſt; ohne daß wir wiſſen: wie die Natur und durch welche mitwirkende Urſachen ſie eine ſolche Entwickelung veranſtaltete. Dieſe Bemerkung führt weit z. B. auf den Gedanken: ob nicht auf dieſelbe zweite Epoche, bei großen Naturrevolutionen, noch eine dritte folgen dürfte. Da ein Orang-Utang, oder ein Chimpanſee die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenſtände und zum Sprechen dienen, ſich zum Gliederbau eines Menſchen ausbildete, deren Innerſtes ein Organ für den Gebrauch des Verſtandes enthielte und durch geſellſchaftliche Kultur ſich allmälig entwickelte.

riſchen, die bloß Gedächtnißkultur iſt, anhebt und daraus Moralität zu folgern vergeblich ſucht.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts im Ganzen ihrer Gattung, d. i. collectiv genommen (universorum), nicht Aller Einzelnen (singulorum), wo die Menge nicht ein Syſtem, ſondern nur ein zuſammengeleſenes Aggregat abgiebt, das Hinſtreben zu einer bürgerlichen, auf dem Freiheits-, zugleich aber auch geſetzmäßigen Zwangs-Princip, zu gründenden Verfaſſung in's Auge gefaßt, erwartet der Menſch doch nur von der Vorſehung, d. i. von einer Weisheit, die nicht die ſeine, aber doch die (durch ſeine eigene Schuld) ohnmächtige Idee ſeiner eigenen Vernunft iſt, — dieſe Erziehung von oben herab, ſage ich, iſt heilſam, aber rauh und ſtrenge, durch viel Ungemach und bis nahe an die Zerſtörung des ganzen Geſchlechts reichende Bearbeitung der Natur, nämlich der Hervorbringung des vom Menſchen nicht beabſichtigten, aber, wenn es einmal da iſt, ſich ferner erhaltenden Guten, aus dem innerlich mit ſich ſelbſt immer ſich veruneinigenden Böſen. Vorſehung bedeutet eben dieſelbe Weisheit, welche wir in der Erhaltung der Species organiſirter, an ihrer Zerſtörung beſtändig arbeitender und dennoch ſie immer ſchützender Naturweſen mit Bewunderung wahrnehmen, ohne darum ein höheres Princip in der Vorſorge anzunehmen, als wir es für die Erhaltung der Gewächſe und Thiere anzunehmen ſchon im Gebrauch haben. — Uebrigens ſoll und kann die Menſchengattung ſelbſt Schöpferinn ihres Glücks ſein; nur daß ſie es ſein wird, läßt ſich nicht a priori, aus den uns von ihr bekannten Naturanlagen, ſondern nur aus der Erfahrung und Geſchichte, mit ſo weit gegründeter Erwartung ſchließen, als nöthig iſt, an dieſem ihrem Fortſchreiten zum Beſſeren nicht zu verzweifeln, ſondern, mit aller Klugheit und moraliſcher Vorleuchtung, die Annäherung zu dieſem Ziele (ein Jeder, ſo viel an ihm iſt) zu befördern.

Man kann alſo ſagen: der erſte Charakter der Menſchengattung iſt: das Vermögen, als vernünftigen Weſens, ſich, für ſeine Perſon ſo wohl als für die Geſellſchaft, worin ihn die Natur verſetzt, einen Charakter überhaupt zu verſchaffen; welches aber ſchon eine günſtige Naturanlage und einen Hang zum Guten in ihm vorausſetzt; weil das Böſe (da es Widerſtreit mit ſich ſelbſt bei ſich führt und kein bleibendes Princip in ſich ſelbſt verſtattet) eigentlich ohne Charakter iſt.

Der Charakter eines lebenden Weſens iſt das, woraus ſich ſeine Beſtimmung zum voraus erkennen läßt. — Man kann es aber für die Zwecke der Natur als Grundſatz annehmen: ſie wolle, daß jedes Geſchöpf ſeine Beſtimmung erreiche, dadurch, daß alle Anlagen ſeiner Natur ſich zweckmäßig für daſſelbe entwickeln, damit, wenn gleich nicht jedes Individuum, doch die Species die Abſicht derſelben erfülle. — Bei vernunftloſen Thieren geſchieht dieſes wirklich und iſt Weisheit der Natur; beim Menſchen aber erreicht es nur die Gattung, wovon wir unter vernünftigen Weſen auf Erden nur Eine, nämlich die Menſchengattung kennen, und in dieſer auch nur eine Tendenz der Natur zu dieſem Zwecke: nämlich durch ihre eigene Thätigkeit die Entwickelung des Guten aus dem Böſen dereinſt zu Stande zu bringen: im Proſpect, der, wenn nicht Naturrevolutionen ihn auf einmal abſchneiden, mit moraliſcher (zur Pflicht der Hinwirkung zu jenem Zweck hinreichender) Gewißheit erwartet werden kann. — Denn es ſind Menſchen, d. i. zwar bösgeartete, aber doch mit erfindungsreicher, dabei auch zugleich mit einer moraliſchen Anlage begabte, vernünftige Weſen; welche die Uebel, die ſie ſich unter einander ſelbſtſüchtig anthun, bei Zunahme der Kultur nur immer deſto ſtärker fühlen und, indem ſie kein anderes Mittel dagegen vor ſich ſehen, als den Privatſinn (Einzelner) dem Gemeinſinn (Aller vereinigt), ob zwar ungern, einer Disciplin des bürgerlichen Zwanges zu unterwerfen, der ſie ſich aber nur nach von ihnen ſelbſt gegebenen Geſetzen unterwerfen, durch dies Bewußtſein ſich veredelt fühlen, nämlich zu einer Gattung zu gehören, die der Beſtimmung des Menſchen, ſo wie die Vernunft ſie ihm im Ideal vorſtellt, angemeſſen iſt.

Grundzüge der Schilderung des Charakters der Menſchengattung.

1. Der Menſch war nicht beſtimmt, wie das Hausvieh, zu einer Herde; ſondern wie die Biene, zu einem Stock zu gehören. — *Nothwendigkeit*, ein Glied irgend einer bürgerlichen Geſellſchaft zu ſein.

Die einfachſte, am wenigſten gekünſtelte Art eine ſolche zu errichten, iſt die, Eines Weiſers in dieſem Korbe (die Monarchie). — Aber viele ſolcher Körbe neben einander befehden ſich bald als Raubbienen (der Krieg), doch nicht, wie es Menſchen thun, um den ihrigen durch Vereinigung mit dem anderen zu verſtärken; — denn hier hört das Gleichniß auf — ſondern bloß den Fleiß des *Anderen*, mit Liſt oder Gewalt, für ſich zu benutzen. Ein jedes Volk ſucht ſich durch Unterjochung benachbarter zu verſtärken und, es ſey Vergrößerungsſucht oder Furcht von dem anderen verſchlungen zu werden, wenn man ihm nicht zuvorkommt: ſo iſt der innere oder äußere Krieg in unſerer Gattung, ſo ein großes Uebel er auch iſt, doch zugleich die Triebfeder, aus dem rohen Naturzuſtande in den bürgerlichen überzugehen, als ein Maſchinenweſen der Vorſehung, wo die einander entgegenſtrebende Kräfte zwar durch Reibung einander Abbruch thun, aber doch durch den Stoß oder Zug anderer Triebfedern lange Zeit im regelmäßigen Gange erhalten werden.

II. Freiheit und Geſetz (durch welche jene eingeſchränkt wird) ſind die zwei Angeln, um welche ſich die bürgerliche Geſetzgebung dreht. — Aber, damit das Letztere auch von Wirkung und nicht leere Anpreiſung ſei: ſo muß ein Mittleres*) hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche, mit jenen verbunden, dieſen Principien Erfolg verſchafft. — Nun kann man ſich aber vielerlei Combinationen der Letzteren mit den beiden erſteren denken.

A. Geſetz und Freiheit, ohne Gewalt (Anarchie).
B. Geſetz und Gewalt, ohne Freiheit (Despotism).
C. Gewalt, ohne Freiheit und Geſetz (Barbarei).
D. Gewalt, mit Freiheit und Geſetz (Republik).

Man ſieht, daß nur die letztere eine wahre bürgerliche Verfaſſung genannt zu werden verdiene; wobei man aber nicht auf eine der drei Staatsformen (Demokratie) hinzielt, ſondern unter Republik nur einen Staat überhaupt verſteht und das alte Brocardicon: Salus civitatis (nicht civium) suprema lex esto nicht bedeutet; Das Sinnenwohl des gemeinen Weſens (die Glückſeligkeit der Bürger) ſolle zum oberſten Princip der Staatsverfaſſung dienen; denn dieſes Wohlergehen, was ein Jeder nach ſeiner Privatneigung, ſo oder anders, ſich vormalt, taugt gar nicht zu irgend einem objectiven Princip, als welches Allgemeinheit fordert, ſondern jene Sentenz ſagt nichts weiter, als: Das Verſtandeswohl, die Erhaltung der einmal beſtehenden Staatsverfaſſung, iſt das höchſte Geſetz einer bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt: denn dieſe beſteht nur durch jene.

---

*) Analogiſch dem medius terminus in einem Syllogism, welcher, mit Subject und Prädicat des Urtheils verbunden, die 4 ſyllogiſtiſchen Figuren abgiebt.

Der Charakter der Gattung, ſo wie er aus der Erfahrung aller Zeiten und unter allen Völkern kundbar wird, iſt dieſer: Daß ſie, collectiv (als ein Ganzes des Menſchengeſchlechts) genommen, eine nach und neben einander exiſtirende Menge von Perſonen iſt, die das friedliche Beiſammenſein nicht entbehren und dabei dennoch einander beſtändig widerwärtig zu ſein nicht vermeiden können; folglich eine durch wechſelſeitigen Zwang, unter von ihnen ſelbſt ausgehenden Geſetzen, zu einer, beſtändig mit Entzweiung bedrohten, aber allgemein fortſchreitenden Coalition, in eine weltbürgerliche Geſellſchaft (cosmopolitismus) ſich von der Natur beſtimmt fühlen: welche an ſich unerreichbare Idee aber kein conſtitutives Princip (der Erwartung eines, mitten in der lebhafteſten Wirkung und Gegenwirkung der Menſchen beſtehenden, Friedens), ſondern nur ein regulatives Princip iſt: ihr, als der Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, nicht ohne gegründete Vermuthung einer natürlichen Tendenz zu derſelben, fleißig nachzugehen.

Frägt man nun: ob die Menſchengattung (welche, wenn man ſie ſich als eine Species vernünftiger Erdweſen, in Vergleichung mit denen auf anderen Planeten, als von Einem Demiurgus entſprungene Menge Geſchöpfe denkt, auch Raſſe genannt werden kann) — ob, ſage ich, ſie als eine gute oder ſchlimme Raſſe anzuſehen ſei: ſo muß ich geſtehen, daß nicht viel damit zu prahlen ſei. Doch wird Niemand, der das Benehmen der Menſchen, nicht bloß in der alten Geſchichte, ſondern in der Geſchichte des Tages in's Auge nimmt, zwar oft verſucht werden, miſanthropiſch den Timon, weit öfterer aber und treffender den Momus in ſeinem Urtheile zu machen und Thorheit eher als Bosheit in dem Charakterzuge unſerer Gattung hervorſtechend finden. Weil aber Thorheit, mit einem Liniamente von Bosheit verbunden (da ſie alsdenn Narrheit heißt), in der moraliſchen Phyſiognomik an unſerer Gattung nicht zu verkennen iſt: ſo iſt allein ſchon aus der Verheimlichung eines guten Theils ſeiner Gedanken, die ein jeder kluge Menſch nöthig findet, klar genug zu erſehen: daß in unſerer Raſſe Jeder es gerathen finde, auf ſeiner Hut zu ſein und ſich nicht ganz erblicken zu laſſen wie er iſt; welches ſchon den Hang unſerer Gattung, übel gegen einander geſinnt zu ſein, verräth.

Es könnte wohl ſein: daß auf irgend einem anderen Planeten vernünftige Weſen wären, die nicht anders als laut denken könnten, d. i. im Wachen, wie im Träumen, ſie möchten in Geſellſchaft oder allein ſein, keine Gedanken haben könnten, die ſie nicht zugleich ausſprachen. Was würde das für ein von unſerer

Menſchengattung verſchiedenes Verhalten gegen einander, für eine Wirkung abgeben? Wenn ſie nicht alle engelrein wären, ſo iſt nicht abzuſehen, wie ſie nebeneinander auskommen, Einer für den Anderen nur einige Achtung haben und ſich mit einander vertragen könnten. — Es gehört alſo ſchon zur urſprünglichen Zuſammenſetzung eines menſchlichen Geſchöpfs und zu ſeinem Gattungsbegriffe: zwar Anderer Gedanken zu erkunden, die ſeinigen aber zurückzuhalten; welche ſaubere Eigenſchaft denn ſo allmälig von Verſtellung zur vorſetzlichen Täuſchung, bis endlich zur Lüge fortzuſchreiten nicht ermangelt. Dieſes würde dann eine Carricaturzeichnung unſerer Gattung abgeben; die nicht bloß zum gutmüthigen Belachen derſelben, ſondern zur Verachtung in dem, was ihren Charakter ausmacht und zum Geſtändniſſe, daß dieſe Raſſe vernünftiger Weltweſen unter den übrigen (uns unbekannten) keine ehrenwerthe Stelle verdiene, berechtigte *)

---

*) Friedrich II. fragte einmal den vortrefflichen Sulzer, den er nach Verdienſten ſchätzte und dem er die Direction der Schulanſtalten in Schleſien aufgetragen hatte, wie es damit ginge. Sulzer antwortete: „ſeitdem daß man auf dem Grundſatz (des Rouſſeau), daß der Menſch von Natur gut ſei, fortgebauet hat, fängt es an beſſer zu gehen.“ „Ah (ſagte der König) Mon cher Sulzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite raçe à laquelle nous appartenons.“ — Zum Charakter unſerer Gattung gehört auch: daß ſie, zur bürgerlichen Verfaſſung ſtrebend, auch einer Diſciplin durch Religion bedarf, damit was durch äußeren Zwang nicht erreicht werden kann, durch innern (des Gewiſſens) bewirkt werde; indem die moraliſche Anlage des Menſchen von Geſetzgebern politiſch benutzt wird; eine Tendenz, die zum Charakter der Gattung gehört. Wenn aber in dieſer Diſci-

— wenn nicht gerade eben dieſes verwerfende Urtheil eine moraliſche Anlage in uns, eine angeborne Afforderung der Vernunft verriethe, auch jenem Hange entgegen zu arbeiten, mithin die Menſchengattung nicht als böſe, ſondern als eine aus dem Böſen zum Guten in beſtändigem Fortſchreiten unter Hinderniſſen emporſtrebende Gattung vernünftiger Weſen darzuſtellen; wobei dann ihr Wollen, im Allgemeinen, gut, das Vollbringen aber dadurch erſchwert iſt, daß die Erreichung des Zwecks nicht von der freien Zuſammenſtimmung der Einzelnen, ſondern nur durch fortſchreitende Organiſation der Erdbürger in und zu der Gattung als einem Syſtem, d. i. kosmopolitiſch verbunden iſt, erwartet werden kann.

---

plin des Volks die Moral nicht vor der Religion vorhergeht, ſo macht ſich dieſe zum Meiſter über jene und ſtatutariſche Religion wird ein Inſtrument der Staatsgewalt (Politik) unter Glaubensdespoten: ein Uebel, was den Charakter unvermeidlich verſtimmt und verleitet, mit Betrug (Staatsklugheit genannt) zu regieren; wovon jener große Monarch, indem er öffentlich bloß der oberſte Diener des Staats zu ſein bekannte, ſeufzend in ſich das Gegentheil in ſeinem Privatgeſtändniß nicht bergen konnte, doch mit der Entſchuldigung für ſeine Perſon, dieſe Verderbtheit der ſchlimmen Raſſe, welche Menſchengattung heißt, zuzurechnen.

Zur Lehre
von der
Freyheit des menſchlichen Willens.

Briefe
an
Herrn Profeſſor Griepenkerl

von

Herbart.

Göttingen 1836.
In der Dieterichſchen Buchhandlung.

Vorrede.

Zu Kants Zeiten bedurfte die Sittenlehre einer Reform; er unternahm dieſelbe mit Ernſt und Strenge. Der Erfolg war ausgezeichnet, doch bey weitem nicht vollſtändig. Schon Fichte wich von ihm ab; noch mehr Schleiermacher, der ſich in ſeiner Kritik der Sittenlehre an Platon und Spinoza zugleich anzuſchließen ſuchte.

Weder Platon noch Spinoza ſind Freyheitslehrer im Kantiſchen Sinne; Spinoza iſt ſogar der ſtrengſte Fataliſt. Kant dagegen foderte, als nothwendigen Glaubensartikel zum Behuf der Sittlichkeit und der Zurechnung, unter dem Namen *Freyheit* ein Vermögen, eine Reihe von ſucceſſiven Dingen oder Zuſtänden abſolut von ſelbſt anzufangen. *) Hievon wollte er weder die

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft, in der dritten Antinomie.

Wirklichkeit noch die Möglichkeit beweiſen; ſondern nur ſoviel, daß Natur der Cauſalität aus Freyheit wenigſtens nicht widerſtreite. *)

Gegen dieſe, vermeintlich zur Begründung der Sittenlehre nothwendige Behauptung hat ſchon längſt der Verfaſſer ſich erklärt. **) Man hat geglaubt, er müſſe ſich dadurch dem Spinozismus nähern; und hierin liegt der nächſte Anlaß zur gegenwärtigen Schrift; welche, wenn ſie mit der allgemeinen praktiſchen Philoſophie verglichen wird, als ein kritiſcher Nachtrag zur letztern kann angeſehen werden. Zu dieſem Behuf bedarf das eingewebte Hiſtoriſche einer Ergänzung, die gleich hier Platz finden mag.

Zu allen Bewegungen der deutſchen Philoſophie ſeit Kant bildet die Wolffiſche Schule den Hintergrund; den man um deſto weniger aus den Augen verlieren darf, da die Hauptſchriften Kants, wie ſchon die Titel anzeigen, Kritiken ſind, und eine Kritik ihrer Natur nach dasjenige als bekannt annimmt, was ſie kritiſirt.

Des Demonſtrirens wegen verlangt Wolff,

---

*) Ebendaſelbſt, in der Auflöſung der kosmologiſchen Ideen; III, am Ende.

**) Unter andern im Lehrbuch zur Einleitung in die Philoſophie, §. 107, 109; und in der Encyklopädie, Abſchn. 2, Cap. 8.

man ſolle die Metaphyſik der praktiſchen Philoſophie voranſchicken. Die praktiſche Philoſophie zeige, wie in der Wahl zwiſchen Gütern und Übeln das Begehrungsvermögen zu lenken ſey. Aber die Pſychologie lehre, wie das Begehrungsvermögen beſchaffen, und von den übrigen Seelenvermögen abhängig ſey. Folglich entnehme die praktiſche Philoſophie ihre Principien aus der Pſychologie. Aehnliches gelte von der natürlichen Theologie und ſelbſt von der Ontologie; die genannten Wiſſenſchaften, Pſychologie, natürliche Theologie und Ontologie ſeyen aber ſämmtlich Theile der Metaphyſik. *) Schlägt man nun in der empiriſchen Pſychologie die Lehre vom Begehrungsvermögen nach: ſo findet man ſich gleich Anfangs wegen des Begriffs der Vollkommenheit **) an die Ontologie verwieſen. ***) Hier heißt es: Perfectio est consensus in varietate, seu plurium a se invicem differentium in uno. Consensum vero appello tendentiam ad idem aliquod obtinendum. Dicitur perfectio a scholasticis bonitas transscendentalis. Imperfectio est dissensus. Vocatur etiam malum. — Vita hominis, quatenus denotat complexum actionum liberarum, dicitur perfecta, si singulae ad communem quendam finem tendant, ad quem tendunt naturales. Inde nimirum oritur actionum liberarum cum inter se, tum cum naturalibus consensus. Atque in hoc consistit vitae humanae perfectio. — Actiones scelestae nec omnes inter se consentiunt, nec, si consentirent inter se, cum naturalibus animae ac corporis actionibus ad eundem finem generalem tendunt.

---

*) Wolffii Logica, §. 92. 105.

**) Wolffii Psychol. empirica §. 510.

***) Wolffii Ontologia §. 503.

Dies führt am Ende auf das alte naturae convenienter vivere zurück; worüber ſchon die Stoiker und Epikuräer in den theoretiſchen Streit geriethen, was denn eigentlich die Natur des Menſchen ſey?

Es gehört zu den größten Verdienſten Kants, daß er die Grundlegung zur praktiſchen Philoſophie aus dem Kreiſe der Naturfragen gänzlich herausgehoben hat.

Daß dagegen der Spinozismus, weit entfernt für ſich allein zu ſtehn, weſentlich mit der vorkantiſchen Anſicht der Schulen zuſammenhänge, iſt ſchon im erſten Bande der Metaphyſik nachgewieſen worden.

Wolff unterſcheidet, auf das zuvor Angeführte ſich ſtützend, wahre und ſcheinbare Voll-

kommenheit; anſchauliche Erkenntniß der einen oder der andern heißt bey ihm voluptas; das Gegentheil taedium. Er beruft ſich dabey auf den Cartesius, als den Erfinder dieſer Definition; woraus man um ſo mehr auf die Verwandtſchaft mit Spinoza ſchließen kann. Vom Cartesius führt er an: Diserte profitetur, quamlibet voluptatem ex magnitudine perfectionis eam producentis metiendam esse. *) Eine voluptas insignis ſoll aus der deutlichen Erkenntniß (ex distincta rerum cognitione) hervorgehen. **) Ferner: ex quo voluptatem percipimus, placet; quod placet, dicitur pulchrum, quod displicet, deforme. Bonum est, quicquid nos statumque nostrum perficit. Allein es giebt eine voluptas apparens, in Folge der perfectio apparens; daher: bonum nequit iudicari ex eo, quod voluptatem inde percipiamus.

Näher vorbereitend zur Freyheitslehre wird die vernünftige Begierde aus der deutlichen Vorſtellung eines Guts hergeleitet; dieſe vernünftige Begierde heißt Wille. Der zureichende Grund eines Wollens oder Nicht-Wollens heißt ein Motiv; ohne ſolchen Grund giebt es kein Wollen; *) und: quam primum nobis distincte aliquid repraesentamus tanquam bonum, quoad nos, idem volumus. **) Das iſt der Determinismus Wolffs. Ihn zu erläutern dient das bekannte Gleichniß der Wage, welches zwar nicht zu weit ſoll ausgedehnt werden; allein Wolff ſagt ſelbſt: similitudo consistit in eo, quod non minus in libra, quam anima, dentur tres status diversi; quorum unus per se inest, aut in eo casu, quo rationes ad utramque mutationem sunt aequipollentes; et quod ex primo non sequatur reliquorum unus nisi posita ratione sufficiente. ***)

---

*) Wolffii psychologia empirica. §. 516.

**) ibid. §. 532.

Unmittelbar hierauf folgt das Capitel von der Freyheit. Voluntas et noluntas non potest cogi: nulla enim vi externa effici potest, ut aliquid nobis videatur bonum vel malum. Veränderung der Motive, und hiedurch Veränderung des Wollens wird aber angenommen. Man muß den Gegenſtand des Begehrens erſt kennen; der Geiſt beſtimmt ſich nach den Motiven; doch bezeugt die Erfahrung,

---

*) ibid. §. 889.
**) ibid. §. 891.
***) ibid. §. 925.

daß wir bey zureichenden Motiven, das Begehren abändern können, wenn aus einem andern Grunde es uns beſſer ſcheint, das Handeln zu unterlaſſen als zu vollziehen. *) Der Geiſt beſtimmt ſich ſelbſt zum Wollen und Nichtwollen, gemäß den Motiven. Spontaneität iſt das innere Princip, ſich zum Handeln zu beſtimmen; ſie wird, dem Wortſinne nach (unentſchieden ob mit Recht) auch unbeſeelten Dingen, z. B. dem Feuer, und den Thieren zugeſchrieben. **) Dem Geiſte kommt ſie wahrhaft zu; er will nur deshalb, weil ihm der Gegenſtand gefällt. Ungern thun wir, was, an ſich betrachtet, uns mißfällt. (Man erinnere ſich aber hier der obigen Beſtimmung des placere aus der voluptas.)

Endlich: animae libertas est facultas ex pluribus possibilibus sponte eligendi, quod ipsi placet, cum ad nullum eorum per essentiam determinata sit. Ad libertatem adeo requirimus volitionum et actionum, quas volumus, contingentiam; intelligentiam obiecti appetibilis, vel aversabilis; spontaneitatem ac lubentiam. Habemus hic notionem libertatis, qualem nobis suggerit experientia. — Libertas animae non consistit in facultate sese sine motivis, immo contra motiva sese determinandi.

---

*) ibid. §. 931.

**) ibid. §. 933.

Bey dieſen kurzen Notizen muß es hier ſein Bewenden haben. Die Vergleichungen mit dem was im Buche folgt, werden ſich dem Aufmerkſamen von ſelbſt darbieten. Man wird ohne ausdrückliche Erinnerung Anlaß finden, an den consensus in varietate zurückzudenken, der auf etwas Richtiges deutet, aber es nicht darſtellen kann, weil das in älterer Zeit gewöhnliche Streben nach den höchſten logiſchen Abſtractionen nicht in den gehörigen Schranken gehalten war.

Daß Wolff im Weſentlichen über die Freyheitsfrage mit Leibnitzen zuſammenſtimmte, iſt bekannt genug; und erhellt ſchon hinreichend aus folgenden Worten Leibnitzens: *)

Le principe du besoin d'une raison suffisante est commun aux agens et aux patiens. Ils ont besoin d'une raison suffisante de leur action, aussi bien que de leur passion. — Les motifs n'agissent point sur l'esprit comme les poids sur la balance; mais c'est plutot l'esprit qui agit en vertu des motifs, qui sont ses dispositions à agir. Ainsi vouloir, que

---

*) Collection of Papers, which passed between Leibnitz and Clarke Fifth Paper. 14. 15.

l'esprit prefere quelques fois les motifs foibles aux plus forts; et même l'indifferent aux motifs; c'est separer l'esprit des motifs, comme s'ils etoient hors de lui, (comme le poids est distingué de la balance); et comme si dans l'esprit il y avoit d'autres dispositions pour agir, que les motifs, en vertu desquelles l'esprit rejetteroit où accepteroit les motifs. Au lieu que dans la verité les motifs comprennent toutes les dispositions que l'esprit peut avoir pour agir volontairement; car ils ne comprennent pas seulement les raisons, mais encore les inclinations qui viennent des passions ou d'autres impressions precedentes. Ainsi si l'esprit preferoit l'inclination foible à la forte, il agiroit contre soi même, et autrement qu'il est disposé d'agir.

Nach ſo deutlichen Erklärungen ſollte man glauben, die Sache wäre wirklich klar, und über jeden möglichen Streit hinweg.

Allein zwey ſtarke Gründe, unter ſich von ſehr verſchiedener Art, wirkten zur Erneuerung der Zweifel; ein praktiſcher und ein theoretiſcher. Der praktiſche lag darin, daß in dem Vorſtehenden der Unterſchied zwiſchen Sittlichkeit und Klugheit verdunkelt war. Denn Wolffs voluptas vera und voluptas apparens mochte den Unterſchied zwiſchen Klugheit und Unklugheit darbieten; aber die Sittlichkeit lag offenbar in einem ganz andern Gebiete. Wo ſollte man dies Gebiet ſuchen? — Kant wendete ſich an die logiſche Allgemeinheit. Man ſuchte immerfort im Kreiſe theoretiſcher Betrachtung; man begriff nicht, daß man dieſen Kreis ganz verlaſſen mußte. — Hiemit vereinigte ſich eine zweyte Urſache des erneuerten Streits. Kant erklärte als Idealiſt die Formen der Erfahrung für Einrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Der Cauſalbegriff wurde eine Kategorie; dieſe ſollte nur für Erfahrungsgegenſtände gelten. Hiemit ſonderte ſich ein Gebiet für theoretiſche Gedanken außerhalb des, auf Erfahrung und aufs Zeitliche beſchränkten, theoretiſchen Wiſſens. Mochte alſo der Cauſalbegriff das Wiſſen beherrſchen: ein Wille ohne Motive, als ein wenigſtens möglicher Gedanke, hatte noch Platz im überſinnlichen Reiche. Man hatte den Satz des zureichenden Grundes jetzt hinter ſich; Kants unzeitliche transſcendentale Freyheit ſchwebte über Zeit und Raum.

Hätten nun die Nachfolger ſich wenigſtens mit Kants Pünctlichkeit am kategoriſchen Imperative veſtgehalten, ſo wäre der Streit nicht hoffnungslos verworren. Aber ſchon Reinhold, nachdem er Stoff und Form in jeder Vorſtellung unterſchieden hatte, reimte darauf zwey Triebe, einen eigennützigen, der ſich auf empfindbaren Stoff, und einen uneigennützigen, der ſich aufs Realiſiren der bloßen Vernunftform beziehen ſollte. Dies Realiſiren heißt bey ihm ſogar das Object des rein vernünftigen Triebes *); während Kant, mit dem er doch übereinzuſtimmen meinte, ausdrücklich gelehrt hatte: „Alle praktiſchen Principien, die ein Object des Begehrungsvermögens, als Beſtimmungsgrund des Willens, vorausſetzen, ſind insgeſammt empiriſch, und können keine praktiſchen Geſetze abgeben.“ **) Reinhold muß alſo an die Präciſion des Kantiſchen Ausdrucks wenig geglaubt haben. Noch ſchlimmer machte es Fichte: der in ſeiner Sittenlehre mit gewohnter Dreiſtigkeit verkündigte: „es iſt gegenwärtig unſer Vorſatz, die Lehre von der Freyheit mit Kurzem ins Reine zu bringen“; ***) daß hiezu eine hiſtoriſche Darſtellung früherer Lehren die erſte Bedingung ſey, fiel ihm nicht ein; und Anderer Philoſopheme richtig aufzufaſſen, war nun einmal nicht ſeine Sache. Zwey Triebe, einen Naturtrieb und einen höhern, *) nahm er aus Reinholds Erbſchaft an; obgleich aber dem höhern Triebe die Nichtbeſtimmtheit durch ein Object, nach Kantiſcher Weiſe bleiben ſollte, wurde doch als Reſultat der Vereinigung beyder Triebe gefodert: objective Thätigkeit, deren Endzweck abſolute Freyheit, „abſolute Unabhängigkeit von aller Natur“ iſt, — ein unendlicher, nie zu erreichender Zweck, der gleichwohl anzeigen ſollte, wie gehandelt werden müſſe, um jenem Endzwecke ſich anzunähern. „In dem Kantiſchen „Satze, nach welchem die Maxime des Wollens „zur allgemeinen Geſetzgebung taugen ſoll, iſt „nur von der Idee einer Übereinſtimmung die „Rede; dieſe Idee aber ſoll man ſuchen zu realiſiren, und man hat zum Theil zu handeln, „als ob ſie realiſirt wäre. Der Kantiſche Satz „iſt nur heuriſtiſch; er iſt gar nicht Princip, ſon„dern nur Folgerung aus dem wahren Princip, „dem Gebote der abſoluten Selbſtſtändigkeit der „Vernunft.“ **) — „Die Selbſtſtändigkeit, un„ſer letztes Ziel, beſteht darin, daß alles abhän„gig iſt von mir, und ich nicht abhängig von „irgend etwas; daß in meiner ganzen Sinnen-

---

*) Reinholds Theorie des Vorſtellungsvermögens, S. 569.

**) Kants Krit. der praktiſchen Vernunft §. 2.

***) Fichtes Sittenlehre S. 171.

---

*) A. a. O. S. 167. und an mehrern Stellen.

**) A. a. O. S. 311.

„welt geſchieht, was ich will, ſchlechthin und „bloß dadurch daß ich es will, gleichwie es in „meinem Leibe, dem Anfangspunkte meiner abſoluten Cauſalität, geſchieht. Die Welt muß mir „werden, was mir mein Leib iſt.“ *) Indem nun dies genauer dahin beſtimmt wird, daß nicht die Selbſtſtändigkeit des Individuums, ſondern der Vernunft überhaupt gemeint iſt, **) entſtehen Foderungen einer kirchlichen, bürgerlichen, gelehrten Verbindung, von denen wir nur im Allgemeinen bemerken können, daß hiemit das Reinholdiſche Realiſiren eines Objects zu einer vielgeſpaltenen, weiten und breiten Ausdehnung gelangt, wodurch die Kantiſche objectloſe Freyheit gänzlich in Schatten geſtellt, und dagegen eine große Menge von Gegenſtänden, welche der ſittliche Wille herbeyſchaffen und beſorgen ſoll, angezeigt wird. Kann man ſich wundern, wenn bald darauf ein Anderer kam, der dieſe Gegenſtände als Güter im ſittlichen Sinne bezeichnete? Schleiermacher kam; er überlegte ausführlich, welche Form der Sittenlehre den Vorzug verdiene, ob die, welche von Pflichten, von Tugenden, oder von Gütern ausgehe? Er bemerkte richtig, daß dem Tugendbegriffe die Einheit, dem Begriffe der Pflichten — folglich auch der ſittlichen Geſetze, — die Mannigfaltigkeit zukomme. Damit war die Rede von Einem, und zwar urſprünglichen *Sittengeſetze*, am Ende; aber der eigentliche Grund der Verlegenheit, welche in den verſchiedenen Verſuchen, die Sittenlehre zu begründen, ſichtbar wird, war nicht erkannt, viel weniger gehoben. Schleiermacher ſuchte eine Reduction der verſchiedenen Formen auf einander. Ohne jene erſten beyden zu verwerfen, erklärt er doch ſich vorzugsweiſe für den Begriff der Güter, der allein kosmiſch ſey. *) Der Kantiſchen Freyheitslehre war die Spitze abgebrochen, als Reinhold und Fichte von Objecten des reinen Triebes redeten; auch erklärte Schleiermacher, der Freyheitslehre nicht zu bedürfen. **) Dagegen wurde von ihm Spinoza herbeygerufen; das suum utile quaerere fand wieder eine Stelle, ungeachtet der ſtrengen Kantiſchen Verbannung des Eudämonismus. Geziemt es der praktiſchen Philoſophie, ſolchergeſtalt im Kreiſe herumgetrieben zu werden?

---

*) A. a. O. S. 304.

**) A. a. O. S. 307.

Ungeachtet des Abweichenden zieht ſich indeſſen doch Ein Faden ſeit Kant durch die verſchiedenen Lehrmeinungen der Späteren hindurch; ſie wollen Gemeinſchaft. Welche Gemeinſchaft denn? Iſt es Gemeinſchaft des Genuſſes oder des Leidens? Der Geſinnung oder der Werke? Des Irrthums oder der Wahrheit? Gemeinſchaft der Waffen? Etwa damit „die Welt mir werde, was mir mein Leib iſt„? Oder Gemeinſchaft der Ordnung, des Friedens, des Rechts, der Achtung, der Liebe? Kurz: wo liegt das Löbliche der Gemeinſchaft? Etwa in ihrer Größe, in der Weite, in der Anzahl der Glieder? Liegt ſie im Umfange; in der Entfernung; oder in der Dichtigkeit und Concentration? — Um Fragen dieſer Art zu beantworten oder zurückzuweiſen, bedarf man der praktiſchen Ideen. Der bloße Begriff der Gemeinſchaft, ſo lange nicht beſtimmt wird: welche Gemeinſchaft? iſt leer; er wartet gleichſam auf die Beſtimmungen, welche ihm ſollen gegeben werden; denn alles Mögliche läßt ſich in ihn hineinlegen. Aber gerade an die Leerheit war man gewöhnt durch Kant, der die leere Form der Geſetzlichkeit zum Inhalte des oberſten Sittengeſetzes gemacht, und gemeint hatte, die Tauglichkeit einer Maxime zur allgemeinen Geſetzgebung werde ſich wohl hintennach finden, wenn ſich zeige, ob ſie in der Anwen-

---

*) Schleiermachers Kritik der Sittenlehre S. 440.

**) A. a. O. S. 10.

dung nicht auf Widerſprüche führe. Darin
noch die oben angeführte Wolffiſche Frage na
dem consentire zu erkennen. Kants Gemei
ſchaft war die des Geſetzes; und obgleich er de
Gebrauch des Güterbegriffs für die Moral ve
bot, ſo hatte er doch eine Maxime der erlaubte
Zueignung für die Rechtslehre. Man blieb alſo i
ſeinem Gedankenkreiſe, indem man, gegen ih
disputirend, oder gar in der Einbildung, er ſe
ſchon antiquirt, über Gemeinſchaft und Aneig
nung verfügte, als ob hier die erſten, urſprüng
lichen Werthbeſtimmungen zu treffen wären; un
als ob man ein geſchloſſenes Ganzes in theoretiſcher
Kenntniß vor ſich liegen ſähe, innerhalb
deſſen die Gemeinſchaften und Aneignungen
zu verzeichnen wären. Die Gemeinſchaft des
höchſten Gutes fand man ſchon, dem Namen
nach, bey Spinoza; deſſen Lehre freylich manche
würdige und urtheilsfähige Männer höchſt entſchieden
zurückgeſtoßen hatte! Anſtatt aber dieſer
unleugbaren Thatſache auf den Grund zu gehn,
hielt man ſie für Nachwirkung eines alten Vorurtheils.
Da ſich die Perſon ſehr leicht entſchuldigen
ließ, glaubte man auch die Lehre leicht zu
deuten; überdies gab es Auctoritäten, auf die
man ſich ſtützen konnte. —

Was aber die Fichteſche Freyheitslehre anlangt, ſo iſt ſie ſo bunt als möglich. Man findet hier nicht bloß Freyheit als unerreichbares Ziel, wie vorhin angeführt, ſondern gleich Anfangs bildet das Wollen — ein reelles Selbſtbeſtimmen ſeiner ſelbſt durch ſich ſelbſt — die rein objective Grundlage des Ich, in welcher vorgeblich das Denken ganz aus dem Spiele bleibt *); ſpäterhin ſoll es ein Zwillingspaar von Reflexionen geben, die erſte auf den Naturtrieb, die zweyte gerichtet auf jene erſte, mit Abſtraction vom Naturtriebe, damit nichts übrig bleibe, als die reine abſolute Thätigkeit, „und dieſe allein iſt das eigentliche wahre Ich", dergeſtalt daß jenes reelle Selbſtbeſtimmen ſeiner Selbſt durch ſich ſeblſt, wobey alle Reflexion bey Seite geſetzt war, ganz unnütz, ganz verſchwunden, und wie es ſcheint vergeſſen iſt. Aber zweyerley neue Freyheiten ſind dennoch gewonnen, eine formale, „die durch ſich ſelbſt die Tendenz der Natur fortpflanzt,", und eine materiale, welche gewonnen wird durch einen Trieb, ſich dem Naturtriebe zuwider, ja ohne alle Beziehung auf ihn" zu beſtimmen **), wodurch wiederum für die zu erklärende Ichheit der Naturtrieb überflüſſig, die Freyheit aber, die aus einem *Triebe* entſtehn ſoll, in der That völlig widerſinnig wird. Oder ſoll man etwa ſagen; wie das Saamenkorn einen Trieb hat zu wachſen, ſo hat das Kind des Menſchen einen Trieb zur Freyheit? — Die Unbegreiflichkeit der Freyheit wird weiterhin nicht bloß eingeſtanden, nicht bloß gefodert, ſondern auch dadurch noch vermehrt, daß, ungeachtet im Vorigen der Triebe ſo viel erfunden wurden, als man brauchte, doch eine unglückliche Trägheit, Feigheit und Falſchheit zum Vorſchein kommt (natürlich um das Böſe zu erklären,) wobey es nöthig wird, die Triebe ſämmtlich aus der Freyheit wegzulaſſen, auch die Freyheit nicht in dieſe oder jene Reflexion *hinein*, ſondern in den Aufſchwung *von* einer *zur* andern, in einen *Act* zu verlegen *). „Aus dem vorausgeſetzten Reflexionspuncte läßt die Maxime ſich theoretiſch ableiten. „Aber daß der Menſch auf dieſem Reflexionspuncte ſtehen bleibt, iſt nicht nothwendig, ſondern hängt ab von ſeiner Freyheit. So lange „ich in dem höhern Reflexionspuncte noch nicht „ſtehe, iſt er für mich nicht da; ich kann ſonach „von dem, was ich ſollte, keinen Begriff haben,

---

*) Fichtes Sittenlehre S. 14, 15. Zu vergleichen iſt des Verfaſſers Metaphyſik §. 324.

**) Fichte Sittenlehre S. 177.

---

*) A. a. O. S. 238 und anderwärts.

„ehe ich es wirklich thue. — Es läßt ſich vorherſehen, daß der Menſch auf den niedrigen Reflexionspuncten eine Zeit lang (wie lange wohl?) verweilen werde, da es ſchlechthin nichts giebt, das ihn höher treibe.“ Wozu denn vorhin der Trieb nach Freyheit um der Freyheit willen? *) — Die Antwort iſt leicht: darum, weil ſich pſychologiſche Betrachtungen während des Schreibens aufdrangen, die man nicht durchzuführen verſtand. Die Inconſequenz geht ſoweit, daß endlich gar von einer „Bildung für die Möglichkeit des Gebrauchs unſerer Freyheit“ **) durch Einwirkung der Geſellſchaft auf uns, ja von Muſtern die Rede iſt, welche mit der Achtung zugleich Luſt einflößen, dieſer Achtung ſich ſelbſt würdig zu machen. So ſoll gewonnen werden, was fehlt, nämlich: Bewußtſeyn und Antrieb. „Wer die eigne Freyheit auch dann noch nicht braucht, dem iſt nicht zu helfen.“ ***) Umgekehrt: wer einmal von der abſoluten Freyheit ſo viel hat fallen laſſen, daß er ſich Bewußtſeyn und Antrieb durch Muſter geben läßt, — welches eine ſehr ſtarke Zugänglichkeit für Cauſalverhältniſſe, nebſt den Zeitbeſtimmungen, wann ſie eintreten, vorausſetzt, und zwar für ſolche, die nicht auf der Oberfläche der Erſcheinungen, nach Kant, ſtehen bleiben, ſondern ins Innerſte eindringen, — wer ſchon ſo weit in die Pſychologie, wider ſeinen Willen, hineingerathen iſt: der ſuche nun mit gutem Willen in der Pſychologie weiter vorzudringen; anders iſt ihm nicht zu helfen.

---

*) A. a. O. S. 178.

**) A. a. O. S. 240.

***) A. a. O. S. 270.

Aber als ob Fichte Alles vollends hätte verwirren wollen, zieht er auch noch die Prädeſtination in ſeine Freyheitslehre hinein. „Die Prädetermination kann nicht wegfallen, außerdem iſt „die Wechſelwirkung vernünftiger Weſen nicht erklärbar; aber die Freyheit kann „eben ſo wenig wegfallen.“ Wie hilft er ſich? „A priori iſt keine Zeit. Es iſt nicht beſtimmt, „daß ich die Ereigniſſe ſo oder ſo in der Zeit „auf einander folgen laſſe. Was ich erfahren „werde, iſt beſtimmt, nicht von Wem. — Es „liegt für die geſammte Vernunft ein unendlich „Mannigfaltiges von Freyheit und Wahrnehmung „da; alle Individuen theilen ſich darin.“ *) Woraus denn folgt, daß die Früher-Gebornen den Vortheil der Auswahl haben; die Späteren kön-

---

*) A. a. O. S. 303.

nen wählen unter dem was übrig geblieben iſt. Es ſcheint faſt, Fichte habe vergeſſen, daß er es der Conſequenz ſeiner Lehre ſchuldig war, die Trennung der Individuen nicht von der Zeitlichkeit loszureißen; und daß er nicht etwa die nach einander in die Erſcheinung eintretenden Individuen alle zugleich konnte in den allgemeinen Glückstopf greifen laſſen; am wenigſten bevor ſie die Reflexionspuncte, von welchen aus die Maximen nothwendig ſeyn ſollen, ſchon erreicht hatten. Wollte er vielleicht auch jedes Individuum Zeit und Ort ſeiner Geburt frey wählen laſſen? Oder dachte er gar nicht an die nöthigen Gelegenheiten zum Handeln, als er ſchrieb: „Alle freyen Handlungen ſind von Ewigkeit her prädeſtinirt; aber die Zeit, in welcher etwas geſchehen wird, und die Thäter, ſind nicht prädeſtinirt?“ Eine Anſicht von den Handlungen, als wären es Kleider, welche der Eine oder der Andere anziehen könnte. Kurz, man ſieht, daß in Fichtes Sittenlehre über die Freyheit, als über ein Lieblingsthema, iſt phantaſirt worden; wobey in der Folge die Variationen nicht ausbleiben konnten.

Über den bald darauf erneuerten Spinozismus iſt kaum nöthig, etwas Allgemeines vorauszuſchicken. Eine Naturanſicht, die ſich durch ihre

Univerſalität empfiehlt, und die ſich für Theologie hält, mag für eine *ſehr aufgeklärte* Theologie gelten; aber dem Spinozismus fehlt das, was jede Religionslehre urſprünglich in ſich tragen muß, und was ihr durch keine Nachhülfe kann beygebracht werden. Abgeſehen von allen ſpeculativen Irrthümern, fehlt dem Spinozismus die *moraliſche* Wärme und Würde.

Erſter Brief.

Laſſen Sie Sich einmal gefallen, mein theurer Freund, etwas Wiſſenſchaftliches in Briefform zu leſen. Zwar auf ein Beyſpiel, das Sie mit allzugroßer Güte Selbſt gegeben haben, darf ich mich bey Abhandlung eines alten Streitpuncts nicht berufen; vielmehr muß ich bey Ihrer Äſthetik mich entſchuldigen, die jedes Ding nur in der ihm zukommenden Weiſe, alſo Wiſſenſchaftliches nur in ſchulgerechter Form, ſehen will. Allein die Entſchuldigung liegt nicht weit. Oder möchten Sie mir die Frage beantworten, in welches Fach die Freyheitslehre eigentlich gehöre? Iſt ſie bloß moraliſch, oder zugleich metaphyſiſch? Iſt ſie rein theoretiſch, oder auch praktiſch? Jedenfalls treibt ſie ſich überall in Büchern und Geſprächen herum; wir beyden aber, Sie und ich, pflegen dieſelbe im pädagogiſchen Sinne zu berühren;

während die Meiſten gerade daran, daß hiebey nothwendig auf Erziehung Rückſicht genommen werden muß und ſoll, am wenigſten denken. Hiemit errathen Sie ohne Zweifel ſchon den Grund, weshalb ich nicht bloß den Gegenſtand, der keine ausſchließende wiſſenſchaftliche Stelle hat, der überdies immer von neuem, als ob er keiner Entſcheidung fähig wäre, beſprochen wird, — in die leicht bewegliche briefliche Mittheilungs-Weiſe hineinziehe: ſondern auch gerade Sie, den langjährigen praktiſchen Erzieher, mir fortwährend vergegenwärtige; nämlich damit Sie mich hüten mögen, ins Disputiren gegen ſolche Irrthümer, die einem denkenden Pädagogen gar nicht ankleben können, mich allzu weit zu vertiefen.

Doch es giebt einen nähern Anlaß, als bloß die Sorge, Pädagogik gegen falſche Freyheitslehren zu ſchützen, welcher mich beſtimmt, auf den vielfach behandelten Gegenſtand zurückzukommen.

Eine mir ſehr unwillkommene Ähnlichkeit des Spinozismus mit meinen Unterſuchungen iſt neuerlich hervorgehoben worden, und zwar in einem Buche, das Sie, glaube ich, in ſeiner Art gut finden werden. Herr Romang, der Schule Schleiermachers angehörig, der „über Willensfreyheit und Determinismus“ mit nicht unbedeutender Gelehrſamkeit geſchrieben hat, benutzt, um ſeine Meinung vorzulegen, als Motto die Worte des Spinoza: ea res libera dicetur, quae ex sola suae naturae necessitate existit, et a se sola ad agendum determinatur. Er benutzt gelegentlich auch einige Stellen meiner Pſychologie über Zurechnung und über die Möglichkeit ſittlicher Bildung (S. 171, 172, 174 ſeiner Schrift,) auf eine Weiſe, wogegen ich nichts einwenden darf; da ich wenigſtens kein ſtrenges Recht habe zu fodern, man ſolle in ſolchen Fällen meine praktiſche Philoſophie zu Rathe ziehn, ohne die nun freylich Niemand in den wahren Zuſammenhang meiner Unterſuchungen eindringen wird. Aber an einem andern Orte, wo vorzugsweiſe von Leibnitzen die Rede iſt, wird mir die Ehre zu Theil, mit dieſem in eine Berührung zu gerathen, die einer Beſchuldigung ähnlich ſieht. Sie erinnern Sich wohl, daß man Leibnitzen den Vorwurf gemacht hat, mit dem berüchtigten Spinoza habe er nicht wollen befreundet erſcheinen *). Herr Romang nun ſchreibt S. 72: „Andre, wie z. B. „Leibnitz, dieſer hohe Ruhm des deutſchen Na„mens, haben ſich in ihrer Speculation auf Sätze „führen laſſen, welche keine von dem Spinozi„ſtiſchen Determinismus weſentlich verſchie-

---

*) Spinozae opera ed. Paul. Vol. II. pag. 674.

„dene Deutung zu erlauben ſcheinen, obgleich „ſie hartnäckig verſichern, in Anſehung „der ſittlichen Dinge zu einem ſolchen Verſtändniß „nicht berechtigt zu haben. Was hier über „Leibnitzen bemerkt worden, das möchte woh „auch auf eine neuere Philoſophie ſeine Anwendung „finden, und ſehr offen, obgleich nicht in weitläufigen „Ausführungen, beſtreitet H. die ſogenannte „transſcendentale Freyheit.“

Alſo offen gegen Kant; — wie denn gegen Spinoza? Sind meine Äußerungen über Spinoza im erſten Bande meiner Metaphyſik etwan verſteckt? —

Herr Romang hat freylich, wie es ſcheint, nur meine Pſychologie vor Augen gehabt. Eben darum wollen wir dieſen Schriftſteller für jetzt nicht weiter behelligen. Er hat nur ausgeſprochen, was ſchon Mancher mag gedacht haben; Spinoza redet gegen die Freyheit, ich erkläre mich auch dagegen — nämlich gegen die Kantiſche transſcendentale Freyheit; alſo muß doch wohl irgend eine Ähnlichkeit zu finden ſeyn, wenn nicht etwa das Wort Freyheit hier in verſchiedenem Sinn — erſt von Spinoza, dann von Kant, und dieſem entgegen auch von mir, — iſt gebraucht worden.

Eine polemiſche Abhandlung würde nun von dem Sinne der Worte beginnen. Sie würde z.

B. in Anſehung jenes von Spinoza entlehnten Mottos fragen: was heißt Natur eines Dinges, das durch bloße, in ihr liegende Nothwendigkeit exiſtirt? Wiefern kann ein ſolches, nicht von außen beſtimmtes, Ding, frey oder unfrey genannt werden? Was heißt beſtimmt werden zum Handeln; und welches Handeln, äußeres oder inneres, mag wohl gemeint ſeyn, wenn das Ding, das allein durch ſich ſelbſt zum Handeln beſtimmt wird, eben deshalb ein Freyes ſeyn ſoll? Etwan die Drehung jener berühmten Magnetnadel, der man Bewußtſeyn beylegt, damit ſie ſich einbilde frey zu ſeyn, weil ſie wiſſend, wenn auch mit innerer Nothwendigkeit, ſich gen Norden und Süden wendet: — wobey der Erd-Magnetismus mag vergeſſen werden, um das Beyſpiel ja nicht zu entkräften! Schwerlich möchte heut zu Tage Jemand das: ea res libera dicetur, einräumen, wenn man auch noch ſo ſpinoziſtiſch in Anſehung des Drehens und des Wiſſens vom Drehen den Satz veſthielte: ordo et connexio rerum idem est ac ordo et connexio idearum. Die Nothwendigkeit des Drehens möchte immerhin bloß in der Nadel liegen: man würde dennoch ausgelacht werden, wenn man wegen ſolcher Nothwendigkeit die Nadel frey nennte. Auch jenes bloß begleitende Bewußtſeyn würde nichts helfen, wenn es auch zur wirklichen Drehung eben ſo genau paßte, wie bey Spinoza die res cogitans zur res extensa. Wir reden ja von der Freyheit des Willens! Der Wille aber iſt ein inneres Handeln, und die ganze Frage von der Freyheit kommt nur deshalb in Betracht, weil wir den eigentlichen Werth des Menſchen in ſeinem Willen ſuchen. Wir ſprechen mit Kant:

> „Es iſt überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derſelben zu denken möglich, was ohne Einſchränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verſtand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geiſtes ſonſt heißen mögen, oder Muth, Entſchloſſenheit, Beharrlichkeit im Vorſatze, als Eigenſchaften des Temperaments, ſind ohne Zweifel in mancher Abſicht gut und wünſchenswerth; aber ſie können auch äußerſt böſe und ſchädlich werden, wenn der Wille, der von dieſen Naturgaben Gebrauch machen ſoll, und deſſen eigenthümliche Beſchaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut iſt.“*)

Spinoza dagegen ſpricht: Cum melior pars nostri sit intellectus, certum est, si nostrum utile revera quaerere velimus, nos supra omnia debere conari, ut eum, quantum fieri potest, perficiamus; in eius enim perfectione summum nostrum bonum consistere debet. *) Dem gemäß kennt er kein größeres Übel, als die servitus humana, die in den Affecten beſteht, und dieſer gegenüber ſucht er die libertas humana in der Stärke des Erkennens. Quicquid ex ratione conamur, nihil aliud est quam intelligere. Est ergo hic intelligendi conatus primum et unicum virtutis fundamentum. **) Hiemit iſt ſein Freyheits- und Tugendbegriff hinreichend beſtimmt, damit wir uns ohne Weiteres und ohne Rückkehr von ihm losſagen. Oder wenn wir ſpäter zu ihm zurückkehren, ſo geſchieht es nicht, um uns ihm anzuſchließen, ſondern um ſeine Blöße ins Licht zu ſtellen.

---

*) Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten; gleich im Anfange.

Was alſo vorhin von einer Ähnlichkeit mit Spinoza bemerkt wurde, das iſt rein zufällig, und im ſittlichen Sinne kaum vorhanden. Aber es ſpringt in die Augen, wie das eingebildete intelligere, welches bekanntlich auf den alten vorkantiſchen Dogmatismus gerichtet iſt, ſich durch die Vernunftkritik mußte gedrückt finden; und weshalb es zur Angelegenheit der Spinoziſten wurde, ſich von der Zucht der Kritik zu befreyen. Deshalb nämlich, weil bey Spinoza kein beſſerer Begriff von der Tugend zu finden war, als dieſer, der das suum utile quaerere ins intelligere überſetzt. Der Mangel an moraliſcher Einſicht lag den ſpeculativen Fehlern zum Grunde.

---

*) Tractatus theol. polit. cap. 4.

**) Ethica pars 4, prop. 26.

Jedoch ich erinnere mich, an Wen ich ſchreibe. Sie, mein theurer Freund, werden mir zwar nicht verdenken, daß ich die ſcheinbare Gemeinſchaft mit dem, heutiges Tages hochgeprieſenen, Spinoza zurückweiſe. Aber mit eintöniger Polemik darf man Ihnen nicht kommen. Bey einem vielbeſprochenen Gegenſtande ſoll man ſich hüten, daß man nicht langweilig werde; und bey einem ſolchen, der ohne Ende wird beſprochen werden, ſoll man nicht die Miene annehmen, ihn abmachen zu können, ſondern auf den Stand derjenigen Studien hinweiſen, von deren Fortführung und Zuſammenfaſſung die definitive Sentenz dereinſt zu erwarten iſt. Nun wohl! Wir wollen uns umſehn nach mancherley Richtungen; wir wollen geſprächsweiſe, ohne etwas zu erſchöpfen, mancherley berühren, mancherley ſammeln und bemerken, was ſich auf den Streitpunct bezieht; — ich werde nicht verhehlen, was ich denke, — aber auch nicht einſeitig darſtellen, wo gerade Vielſeitigkeit der Betrachtung das höchſte und dringendſte Bedürfniß iſt; alſo nicht etwan die Güte, die Sie für meine Schriften an den Tag gelegt haben, dazu misbrauchen, daß dieſe zu Gegenſtänden erhoben würden, über welche ſich ein Commentar oder eine Vertheidigung ſchreiben ließe.

Der Gegenſtand, den Sie hoffentlich mit mir betrachten wollen, iſt die Freyheit des Willens. Sie ſind gewohnt zu fodern, daß die Gegenſtände in der Philoſophie nicht beliebig aus der Luft gegriffen, auch nicht mit künſtlicher Dialektik wie Perſonen in Romanen und Novellen unvermerkt herbey geführt, und, wo ſie Bedeutung erlangen, als alte Bekannte begrüßt werden, die, eben weil ſie ſchon da ſind, auch ein Recht haben da zu ſeyn. Vielmehr verlangen Sie, daß man Ihnen die Gegenſtände der Betrachtung im *Gegebenen* nachweiſe; alſo in demjenigen, was vor allem Anfange des Philoſophirens ſchon vorgefunden wird.

Hier nun ſetzt mich die Freyheit des Willens in einige Verlegenheit. Denn ſie wird ja bezweifelt, wohl gar geleugnet; und ein ſolches Schickſal pflegt ein offenkundiges Factum doch nicht zu haben. Kant ſelbſt wagt nicht, ſie als ein Gegebenes zu behandeln; ſondern ſie iſt ihm ein praktiſches Poſtulat; als ſolches ſteht ſie bey ihm zwiſchen der Unſterblichkeit und dem Daſeyn Gottes.*) Seine ganze Überzeugung von der Freyheit beruht auf dem kategoriſchen Imperative. Was gegen dieſen kann geſagt werden, (und bekanntlich iſt deſſen nicht wenig!) das ſchwächt auch den Glauben an die Freyheit; zum mindeſten im Sinne Kants; von dem doch in neuerer Zeit die philoſophiſche Rede von der Freyheit ausgegangen iſt.

Aber der große Beyfall, welchen die Kantiſche Lehre gerade in dieſem Puncte erlangt hat, die Ängſtlichkeit, womit Diejenigen leiſe aufzutreten pflegen, die hierin von derſelben abweichen; die vermehrte Dreiſtigkeit, womit Fichte, eben während er ſie über ihre Gränzen hinaus trieb, ſein Sittengeſetz verkündigte:

> „Das Princip der Sittlichkeit iſt der nothwendige Gedanke der Intelligenz, daß ſie ihre Freyheit nach dem Begriffe der Selbſtſtändigkeit, ſchlechthin ohne Ausnahme, beſtimmen ſollte“, **)

dies ſind Facta, mit denen ſich unzählige bekannte Thatſachen, die außerhalb der philoſophiſchen Schulen am Tage liegen, ſehr leicht zuſammenſtellen laſſen. Das Wort Freyheit klingt in den Gemüthern der Menſchen wieder, wie kaum irgend ein anderes Wort; dabey liegt unfehlbar etwas zum Grunde, das man als ein Gegebenes annehmen kann.

---

*) Kritik der praktiſchen Vernunft, S. 238.

**) Fichtes Syſtem der Sittenlehre S. 66.

Der Wille der Menſchen, die ſich unfrey fühlten, ſtand unter irgend einem Drucke; das Wort Freyheit lüftet dieſen Druck; die unmittelbare Folge iſt ein Wohlgefühl, noch ehe ſich eine Gelegenheit zum Genuſſe, zum Vergnügen, zum Handeln, darbietet. Kann denn ein bloßes Wollen, noch ohne Gewolltes, den Menſchen ſo wohl thun? Können große Denker dies bloße Wollen, ohne Gegenſtand, ſo hoch erheben? Das mag wunderbar ſcheinen; aber unverkennbar trifft eben dies zuſammen mit dem Kantiſchen kategoriſchen Imperative. Sobald irgend ein Gegenſtand den Willen beſtimmt, klagt ihn Kant der Heteronomie an;' der freye Wille ſoll unabhängig von jedem Objecte der Maximen, in der bloßen geſetzgebenden Form der letztern, ſeinen einzigen Beſtimmungsgrund finden. So ſagt die Hauptſtelle bey Kant. *)

Kennen denn auch die Menſchen ein Wollen ohne Object? Oder bilden ſie dergleichen ſich nur ein, als ein Glück oder als einen Ruhm, der in unerreichbarer Ferne ſchwebe, wie ein Feenſchloß?

---

*) Kritik der praktiſchen Vernunft §. 6.

Fichte erinnert ſehr beſtimmt: wir können nichts thun, ohne ein Object unſerer Thätigkeit in der Sinnenwelt zu haben [*]). Auch iſt an ſich klar, daß, wo ein Wollen gedacht wurde, da ein Gewolltes hinzu gedacht war; nur die Eigenthümlichkeit dieſes Gewollten wird im Begriffe der Freyheit außer Acht gelaſſen, oder, wie bey Kant, ausdrücklich vom Beſtimmungsgrunde des freyen Willens ausgeſchloſſen.

Die Menſchen wollen nicht bloß Objecte, ſondern mit den Objecten wollen ſie wechſeln; ſie wollen ſich regen und rühren; ſie wollen auf eine unbeſchränkte Sphäre ihrer Regſamkeit hinausſchauen. Hier verſchwindet die Beſtimmtheit der Objecte; man will frey ſeyn, heißt: man will nicht gehindert ſeyn im künftigen möglichen Wollen.

Allein auch das Sollen ſchaut in die Zukunft. Die Freyheit ſoll beſtimmt werden; dafür ſuchen die Philoſophen ein Geſetz; nicht als ein Hinderniß, aber als eine Richtung des künftigen möglichen Wollens. Über das Sittengeſetz ſtreiten ſie; das heißt, die geſuchte Richtung ſchwebt in Frage; dennoch verlangt man eine veſte Richtung, wenn ſchon noch nicht einhellig angegeben wird, welche Richtung.

---

[*]) Fichte a. a. O. S. 75.

Man legt alſo einen Werth auf das Wollen, und zwar auf ein ungehindertes und zugleich entſchiedenes. Giebt es denn ein ſolches, oder iſt der Werth einem bloßen Gedankendinge zugeſprochen?

Hier, mein theurer Freund, werden wir uns gewiß nicht lange bedenken. Wir werden vielmehr, wenn es nöthig wäre, einſtimmig bezeugen, daß wir den Gegenſtand dieſer Betrachtung gar wohl kennen, und zwar als einen gegebenen.

Wir kennen ſehr gut den Gemüthszuſtand, in welchem uns nicht bloß, gleich einer offenen Landſchaft, die mannigfaltige Möglichkeit unſeres Thuns, als eines ungehinderten, vorſchwebt: ſondern auch unſer eignes Wollen in entſchiedener Richtung, ohne einer äußern Haltung zu bedürfen, durch dieſe Landſchaft ſeine Wege nimmt, bey Vielem vorübergehend, Anderes verbindend, mancherley Mittel verſuchend, dem Zwecke ungeachtet aller Widerwärtigkeit, die unſer Handeln oftmals verzögert, unbedenklich nachgehend und ihn ſo gleichförmig, als die Umſtände geſtatten, verfolgend.

Der Umſtände, der Widerwärtigkeit, welche zur vollen Freyheit nicht paſſen, erwähne ich hier deshalb, um damit ſogleich an den Unterſchied der innern von der äußern Freyheit zu erinnern. Die erſtere bleibt noch dem Willen, wenn auch die zweyte mangelhaft iſt; und gerade auf dies

Bleiben richten die Philoſophen ihren Blick, während im gemeinen Leben über Unfreyheit geklagt wird, ſobald das Handeln nicht gerade ausgehend ſeine Zwecke erreichen kann.

Aber die Idee der innern Freyheit iſt auch hier noch fern. Jenes Gegebene, was wir in uns und Andern erfahrungsmäßig kennen, findet ſich umringt von mancherley innerer Unfreyheit, die wir ebenfalls erfahrungsmäßig kennen. Es giebt Stunden, Tage, längere Zeiträume, — es giebt Geſchäfte, Lebenslagen, Verlegenheiten, — worin die Objecte uns preſſen, uns ihre Eigenthümlichkeit zu betrachten nöthigen, uns eine gezwungene Haltung geben, oder auch eine Schwankung des Wollens hervorbringen; ja worin die Beſonnenheit ermattet, Verdruß und Freude uns abwechſelnd ergreifen; — ein ſolches Gemälde bedarf hier keiner weitern Ausführung. Es iſt für jetzt genug zu erinnern, daß ſolche Zuſtände bald als Unglück bedauert, bald als Schuld angeklagt werden.

Jenes — wenn auch nicht ganz ungehinderte, — ſo doch durchdringende und entſchiedene Wollen, welches dem Begriffe der Freyheit um deſto beſſer entſpricht, je weniger es an einzelnen und beſtimmten Objecten haftet, je leichter es vielmehr die Objecte wechſelt, falls ihre Eigenthümlichkeit ihm nicht zuſagt: findet ſich als Thatſache zwar unzweydeutig vor, aber es iſt bey weitem nicht das Ganze unſeres Wollens; ſondern es liegt in der Mitte anderer Gemüthszuſtände, die ſich von ihm mehr oder weniger entfernen. Sollten wir es nicht beſſer hervorheben können, wenn auch nur in Gedanken?

Offenbar läßt ſich dieſe Thatſache idealiſiren. Das Wollen ſoll überall durchdringen; ſo idealiſiren die Menſchen im gemeinen Leben, die zwar wohl kampfluſtig zu ſeyn pflegen, aber nur in Erwartung des Sieges über jeden Widerſtand. Es ſoll die andern Gemüthszuſtände nicht aufkommen laſſen; ſo idealiſirt Fichte ſammt den Stoikern, indem nach dem Begriffe der Selbſtſtändigkeit, ohne Ausnahme, die Freyheit zu beſtimmen gefordert wird. Die Objecte ſollen nicht bloß durch die Leichtigkeit, ſie zu wechſeln, minder beſtimmend eingreifen, ſondern in ihnen ſoll gar kein Beſtimmungsgrund des Willens liegen; ſo idealiſirt Kant.

Allem dieſem Idealiſiren liegt die gegebene Thatſache zum Grunde; ſie iſt es, welche dadurch nicht bloß hervorgehoben, ſondern gleichſam verklärt wird; — aber das iſts auch, was Kant am wenigſten hören will. Was ſich factiſch in der Zeit beobachten läßt, alles das wirft er ins

Gebiet der Naturnothwendigkeit; dort ſoll es nach Geſetzen des Cauſalzuſammenhangs erklärbar ſeyn. Seine Freyheit hingegen ſoll unzeitlich und unerklärbar ſeyn; ſonſt genügt ſie ihm nicht. Man möchte ſagen, es ſey ein Unglück für Kant, daß ſich wirklich vorfindet, was er mit der Bedingung ſucht, es ſolle nirgends und niemals anzutreffen ſeyn, damit es bloß um des kategoriſchen Imperativs willen geglaubt werde.

Kant hat leider Manches bey Seite gelegt, was er hätte behalten und ſorgfältig unterſuchen ſollen. So die Dinge an ſich; ſo die gegebene Zweckmäßigkeit der Natur. Das büßte er, indem der noch mehr wegwerfende Fichte es leicht fand, ihn zu überbieten.

Laſſen wir nun für jetzt das Idealiſiren; und überlegen uns dagegen Folgendes zur nähern Beſtimmung unſeres Gegebenen.

Wenn der Menſch ſich für unfrey hält, ſo iſt er nicht frey. Die geiſtige Thätigkeit wird nicht erſt durch dasjenige eingeengt, was uns an die Haut kommt; ſondern die aus der Ferne erblickten Hinderniſſe begränzen ſchon den Geſichtskreis, worin wir unſer mögliches Handeln im Voraus geſtalten. Wer nun weit hinaus ſchaut, der ſieht Hinderniſſe, die ſich dem Kurzſichtigen verbergen. Der Unerfahrne iſt leicht fröhlich, wo der reife Mann ſorgenvoll ſeine Vorkehrungen trifft, um nicht in ſolche oder andere Abhängigkeit zu gerathen. Für Kinder iſt der Spielplatz eine weite Welt, für Jünglinge iſt der Beutel bald hinreichend gefüllt; während das ſpätere Alter ſich erſt durchs Nachdenken, und nicht ohne Selbſtüberwindung von dem Streben nach unerreichbaren Gütern los macht, um einen mäßigen Wohlſtand genügend zu finden, nachdem das Entbehrliche aus dem Kreiſe der Wünſche war zurückgewieſen worden. Hier war Unfreyheit; denn die Objecte hatten den Willen angezogen ohne ſich ihm zu ergeben; und wieder gewonnen wurde die Freyheit nur dadurch, daß man, ſtatt von ihnen ſich begränzen zu laſſen, vielmehr ſich gegen ſie verſchloß.

Werden wir nun, dem vorigen Satze gegenüber, auch ſo ſprechen dürfen: wenn ſich der Menſch für frey hält, dann iſt er frey? — Wie leicht kann er gefangen werden! Nicht bloß äußerlich; wie wenn man Denjenigen greift, der ſich im Verſteck für ſicher hielt; ſondern auch innerlich, wenn Ermattung, gehäuftes Unglück, eine Reihe von Überraſchungen, oder was ſonſt betäubend wirkt, das Maaß der Kräfte überſchreitet!

Allein die Menſchen täuſchen ſich über dieſen Punct, als ob ſie durch keine Erfahrung könnten

belehrt werden, immer von neuem. Welche Me
nung man von der Freyheit hege, das halten ſ
für ſo wichtig, als ob durchs bloße Meinen d
wirkliche Freyheit erworben würde. Es gab j
ſogar eine Zeit, wo man ſprach: das Ich iſt da
als was es ſich ſetzt. Damals hätte man allen
falls auch geglaubt, wer ſich über den Tod hin
wegſetze, der ſey unſterblich. Man hatte ſich gan
ernſtlich über die Zeitlichkeit hinweggeſetzt; ſo wa
man in die Kantiſche intelligible Welt gelangt
daß dort an Beſſerung, Verſöhnung, Erlöſung,
nicht zu denken ſey, fiel den Leuten nicht ein,
obgleich es vor den Füßen liegt. Auch dann
noch fiel es ihnen nicht ein, als es ihnen Ernſt
wurde, chriſtlich zu ſeyn und zu denken.

Faſſen wir nun unſre beyden Sätze zuſammen! Wenn der Menſch ſich für unfrey hält, ſo iſt er wirklich nicht frey; wenn er ſich aber die Freyheit zuſchreibt, ſo folgt daraus noch immer nicht, er ſey wirklich frey. Die Hinderniſſe, die er nicht ſieht, ſperren ihm zwar nicht die Ausſicht, aber ſobald er ſich rührt, können ſie ſeine Bewegung hindern. Und wir wollen gleich hinzuſetzen: ſie können ſelbſt einen geheimen, ihm ſelbſt unmerklichen Einfluß auf ihn ausüben. Dieſen Punct müſſen wir deshalb ins Auge faſſen, weil gerade hier der eigentliche Determinismus beginnt, der, wenn er übertrieben wird, das Wollen ſelber zweifelhaft macht.

Daß die meiſten Menſchen ſich weniger frey glauben würden, wenn ſie weniger kurzſichtig wären, — daß ſie übermüthig ſind, weil ſie von den Hinderniſſen, denen ſie entgegen gehn, wenig gewahr werden: dies wiſſen wir aus täglicher Erfahrung. Allein ſo lange noch von ſichtbaren, ja ſelbſt ſo lange noch von fühlbaren Hinderniſſen die Rede iſt, pflegt man dieſe als etwas Äußeres zu betrachten, ſo daß der Übermuth nur darin beſtehe, die Sphäre der äußern Freyheit größer zu ſchätzen, als ſie ſey. Was Krankheit, Reizbarkeit der Nerven, was der leibliche Theil der Affecten an der Freyheit hinwegnimmt, auch dies noch, wie ſehr es ins Innere dringt, trit in Gegenſatz gegen den innern Entſchluß, der, in beſonnenem Wachen gefaßt, unverändert wiederkehrt, ſobald der Geiſt aus demjenigen, was ihn etwa vorübergehend betäubte, ſich wieder empor hebt. Bis hieher hilft man ſich durch die Unterſcheidung der innern Freyheit von der äußern. Jene will man retten; aber die Gefahr, aus welcher ſie ſoll gerettet werden, iſt noch nicht dringend, ſo lange das Beſchränkende ſich als ein Fremdartiges dem Willen ſelbſt entgegenſetzen läßt. Erſt dann beginnt die Gefahr, wenn der Wille ohne unſern Willen vorhanden, — wenn er ſelbſt als ein Fremdartiges in uns hineingetragen, durch Zauberey uns angethan erſcheint.

Fehlt es etwa hier an Thatſachen?

Dieſes Spielwerks wirſt du überdrüſſig werden, ſagt man dem Knaben. Dieſe hitzige Freundſchaft wird mit Kälte, wo nicht mit Streit, endigen, ſagt man dem Jüngling. Dieſe Staatseinrichtung, die Ihr jetzt eifrig begehrt, wird Euch nicht beſſer genügen, ſagt man den Männern. Dieſe Mode wird vorübergehen, ſagen ſich ſelbſt die Frauen.

In dieſen und hundert ähnlichen Fällen wird ein Wille, der noch nicht da, vielmehr dem vorhandenen entgegengeſetzt iſt, vorausgeſehen, als ein unvermeidlich bevorſtehender, als ein inneres Ereigniß in dem eignen Ich, welches Ich in ſeinem künftigen Wollen oder Nichtwollen ganz eigentlich Sich finden werde. Laſſen ſich ſolche innere Ereigniſſe in vielen Fällen vorherſehen, ſo iſt gar nicht zu bezweifeln, daß in dem verborgenen Triebwerke unſeres unwillkührlichen Vorſtellens und Fühlens noch weit öfter und mannigfaltiger ein künftiger Wille vorbeſtimmt ſey. Zu ſolchen Vorherſagungen, wie die erwähnten, gehört weiter nichts, als daß man nicht die Befangenheit theile, aus welcher die Willen, deren

Umſchlagen ſich errathen läßt, hervorgingen. Eine Befangenheit in Objecte, gegen das Kantiſche Gebot. Kein Wunder, daß Kant nach einem Willen ſuchte, der durch Objecte überall nicht beſtimmt ſeyn ſollte; da ſich unſer Verhältniß zu den Objecten ſo leicht verändert, und alsdann auch der hierin befangene Wille.

Aber laſſen Sie uns nicht zu weit gehen! Möchten Sie wohl übernehmen, allgemein vorherzuſagen, wie ein ſolches oder anderes Wollen ſich nach Ablauf einer beſtimmten Zeit werde entwickelt haben? — Allgemein gewiß nicht; ſondern die Individuen kommen dabey in Betracht; das Verhältniß zwiſchen der Perſon und den Objecten wird keinesweges bloß durch die Objecte, ſondern auch durch die Perſon ſelbſt gegeben. Aber noch mehr! wenn wir in dieſem Zuſammenhange von der Perſon reden, ſo meinen wir gewiß nicht bloß deren Individualität, ſondern auch die gewonnene Bildung; und hiemit theils den Gewinn an Erfahrung, theils die Richtung und Beveſtigung des Charakters, theils das was Klugheit, was Phantaſie und Genie vermag.

Wußten etwa Diejenigen, denen das Glück zu Theil wurde, ſich mit Göthen zu unterhalten, deſſen geiſtreiche Antworten voraus? Wußten die, welchen die ſchwere Aufgabe geſtellt war, gegen

Napoleon zu kämpfen, deſſen taktiſche und ſtrategiſche Wendungen voraus? Nur zu oft verrechnet ſich die falſche Menſchenkenntniß, und ſteht dann beſchämt.

Nie hat ein großer Dichter alle die Kunſtwerke ausgeführt, deren Entwürfe ihm vorſchwebten; nie das Alles auch nur entworfen, wozu ſein Gedankenvorrath würde hingereicht haben. Der Feldherr hat nicht alle die Feldzüge, alle die Schlachten ſich gedacht, in denen er hätte ſiegen können; der Staatsmann iſt ſogar dergeſtalt an ſeinen wirklichen Staat gebunden, daß er es abſichtlich vermeidet, ſich einer Gedankenſchöpfung hinzugeben, die ihn von dem engen Pfade, auf welchem er ſich halten muß, ablenken könnte. Aus dem Reichthum der innern Welt gelangt nur ſehr Weniges zur äußern Erſcheinung. Nur ein kleiner Theil des Willens offenbart ſich als That; nur ein geringer Theil des Gedankenkreiſes erhebt ſich bis zum Wollen.

Der reichſte Geiſt hat die weiteſte Ausſicht auf künftiges mögliches Wollen, er wechſelt am leichteſten die Objecte, umgeht am gewandteſten die Schwierigkeiten, bekämpft am klügſten die Hinderniſſe; er wird alſo ſich vorzugsweiſe frey nennen. Und wir werden ihn nicht der Kurzſichtigkeit beſchuldigen, die ſonſt wohl den Freyheitsdünkel da erzeugt, wo Einer ſeine Gränzen nicht wahrnimmt. Wollten wir ihm aber das Kantiſche Sollen verkündigen, und zwar als hinweiſend auf die wahre Freyheit: ſo weiß ich nicht, ob er, anſtatt mit den Objecten zu wechſeln und gleichſam zu ſpielen, geneigt ſeyn möchte, ſie aus den Beſtimmungsgründen ſeines Willens herauszuwerfen, um ſich durch die bloße geſetzgebende Form der Maximen zu beſtimmen, und hiemit erſt ſich in den Beſitz des freyen Willens zu ſetzen. Sagten wir nun vollends, daß erſt in dieſem Puncte, in der bloßen geſetzgebenden Form der Maximen, Freyheit und Sittlichkeit Eins ſeyen, dann fürchte ich in der That, Mancher möchte erwiedern, daß er auf ſolchem Fuße weder frey noch ſittlich zu ſeyn begehre.

Doch genug vom Gegebenen, und alſo genug für heute; denn Sie werden die Betrachtung des Gegebenen ſehr leicht ergänzen, und ich muß ohnehin fürchten, zuviel von dem, was ſich Ihnen ganz von ſelbſt darbot, unnöthig beygebracht zu haben. Aber wenn wir nun ganz kunſtlos, ohne Syſtem, die Sache auffaſſen, wie ſie ſich giebt, finden wir dann Freyheit oder Determinismus? Finden wir einen Willen, der los und ledig iſt von der Beſtimmung durch die Objecte? Oder finden wir Objecte, die uns das Wollen anthun.

und es wie etwas Fremdartiges in uns hineinzaubern, als ob wir ſelbſt im Grunde gar nichts wollten? Mit einem ſolchen Entweder Oder möchte es doch wohl mislich ausſehn. Denn weder Eins noch das Andre finden wir genau; dagegen finden wir Annäherungen nach beyden Seiten; wir finden ſowohl den θυμος als die επιθυμια. Den Begriff der Freyheit aber finden wir in mancherley Lehren eingemiſcht; in Lehren von der Tugend, von der Pflicht, vom Rechte. Wie lauten dieſe Lehren? Einige Proben davon wollen wir erſt vernehmen, ehe wir uns zum Spinoza wenden, und zu ſeinem allzugroßmüthigen Gegner Jakobi. Daß wir am Ende zur Erziehungslehre zurückkommen müſſen, das wiſſen Sie im Voraus; aber abgeſehen hievon wird ſich Manches, was Andre geſagt haben, zu einem Überblicke zuſammenſtellen laſſen, der Ihnen wenigſtens Unterhaltung, vielleicht auch mehr Entſchiedenheit des eignen Urtheils gewähren kann.

Zweyter Brief.

„Wer wird doch die Freyheit im Gegebenen ſuchen!“ ſo höre ich ausrufen; und auch Sie, lieber Freund! obgleich Ihnen das Gegebene nicht unwillkommen iſt, werden vielleicht in Rückſicht auf gangbare Meinungen, unter welchen aufzuräumen nöthig iſt, mich erinnern wollen, daß der bekannte Satz:

Wir ſollen; alſo müſſen wir können,

eigentlich das Sollen als ein Gegebenes hinſtellt, aus welchem das Können erſt geſchloſſen werde.

Wenn dieſer Satz wirklich die Thunlichkeit als ein Prädicat deſſen was man ſoll, allgemein behauptet: ſo folgt allerdings nach richtiger Logik, daß jeder Zweifel am Können auch das Sollen drückt; und alsdann mag nicht bloß die Kantiſche Schule, ſondern wer irgend die Ethik allein auf den Pflichtbegriff baut, zuſehn, ob es wohl gethan war, die Tugend und die Eudämonie der Alten hintanzuſetzen. Sie wiſſen, wie Schleiermacher gerade hier die Kantiſche und Fichteſche Einſeitigkeit zu tadeln Gelegenheit fand! Ja ich möchte hinzuſetzen, daß oftmals halbe Wahrheiten für mich eine ſtärkere Geduldprobe ſind, als ganze Irrthümer.

Es nimmt ſich immer ſeltſam aus, wenn man Etwas, das unmittelbar vor Augen liegt, erſt aus Anderem ſchließt, was vielleicht nicht einmal den nämlichen Grad von Klarheit beſitzt.

Der Begriff des Sollens gehört nun eben nicht zu den beſonders klaren, ſondern zu den bedenklichen; denn er drückt eine Nothwendigkeit aus, die doch keine rechte und volle Noth iſt, da kein Müſſen darin liegt. Hingegen das Können und die Tüchtigkeit der Menſchen zeigt ſich oftmals ohne Auffoderung; und da wir Alle wiſſen, daß der Menſch gar Vieles kann was er nicht ſoll, ſo iſt es eine wunderliche Zumuthung, das Können erſt hinter dem Sollen hervor zu ſuchen, als ob es dahinter verſteckt läge.

Am ſeltſamſten aber klingt ein Satz, wenn er zur Beſtätigung gewichtvoller Behauptungen gebraucht wird, während man die Widerlegung deſſelben alle Tage in den Gerichtsſtuben vernehmen kann. Selten wird eine Concursmaſſe alle

Gläubiger befriedigen; diejenigen nun, welche leer ausgehn, rufen mit vollem Rechte dem Schuldner das debet zu; nur können ſie ihn dadurch nicht zahlungsfähiger machen. Freylich in alten Zeiten verſtand man das beſſer. Man ſchloß ſo: wer zahlen ſoll, muß zahlen können, und wenn er nicht auf bequemere Weiſe zahlen kann, ſo muß er Sclavendienſte thun. Wollen wir etwa auf dieſem Wege die Sclaverey bey uns erneuern? Es wird doch wohl bey der Zahlungs-Unfähigkeit bleiben; und das Sollen wird niemals eine Bürgſchaft werden für das Können, wenn ſich auch hie und da ein Schwärmer findet, der es dafür annimmt.

Sie ſehen, meine Widerlegung iſt nicht etwa von denjenigen Pflichten hergenommen, die man unvollkommene nennt, weil man dabey das Sollen nicht einmal recht anzubringen weiß; ſondern gerade aus dem Kreiſe der Rechtspflichten, wo das Sollen am klärſten hervortritt und einem Jeden am ſtärkſten eingeſchärft wird. Hier bleibt es ſogar trotz aller Anſtalten des Staats dabey, daß die Gläubiger dasjenige, was ihnen rechtlich gebührt, doch nicht erlangen können.

Kurz: wenn wir, um in unſerer Betrachtung fortzufahren, jetzt nicht mehr im Allgemeinen von der Freyheit des Willens, ſondern beſtimmt von der moraliſchen Willensfreyheit reden wollen, ſo gehört hieher nicht zunächſt der Pflichtbegriff, ſondern, (wie es die Worte ſchon anzeigen), die Tüchtigkeit des Menſchen, ſich frey zu regen und zu rühren, geht hier in die moraliſche Tüchtigkeit, d. h. in die Tugend über.

Nun iſt es zwar nicht das Ideal der Tugend, was wir im Gegebenen antreffen; eben ſo wenig als jener vordringende und entſchiedene Wille, den wir als gegeben anerkannten, im Stande war, uns die idealiſirte Freyheit, welche Kant die transſcendentale nannte, ſo vor Augen zu ſtellen, als ob ſtatt des Wechſels der Objecte aller Einfluß der Objecte auf die Beſtimmung des Willens verſchwunden wäre.

Wohl aber finden wir jene allgemeine Tüchtigkeit eines entſchiedenen Willens auf eine ganz ausgezeichnete Weiſe in dem Widerſtande der Grundſätze gegen Neigungen und Affecten, die uns zu Handlungen ohne Conſequenz und Beruf, hinreißen konnten; gegen thörichte Hoffnungen, gegen zügelloſe Phantaſien; — vollends alſo gegen ſolche Handlungen, worüber Andre, und gegen ſolche Gemüthsrichtungen, worüber wir ſelbſt uns Vorwürfe machen würden. Indem auf dieſe Weiſe der ſittliche Menſch eine falſche Men ſchenkenntniß, die auf ſeine Schwäche gerechnet hatte, vereitelt, hütet er ſich, Andern die Tüchtigkeit ihres moraliſchen Willens abzuſprechen; er läßt ſich lieber einmal von ſchlechten Menſchen täuſchen, ehe er auf die Beſſeren einen Verdacht wirft, der ihrer unwürdig wäre. Wir erkennen, daß, wenn die moraliſche Tüchtigkeit in Denen, die wir um uns ſehen, etwas Seltenes wäre, die Spuren ſich in der Geſellſchaft auf ähnliche Weiſe zeigen müßten, wie, es von ſchlechteren Sitten in ſchlechteren Zeiten bekannt iſt. Ja wir wiſſen von hohen Muſtern der Tugend, die unſre Verehrung fodern; wir wiſſen auch, daß dieſe Verehrung nichts Neues noch Seltenes iſt; wie wäre ſonſt der Ruhm des Sokrates, — um nur Einen zu nennen, — bis zu uns gelangt? Wie anders als durch ſeine Verehrer, deren es Viele gab und noch giebt.

Hier dienen wir nicht irgend einer Theorie, die wir von Jemandem entlehnt, oder ſelbſt erſonnen hätten; ſondern wir halten uns unmittelbar an Thatſachen, die zu bekannt ſind, um vergeſſen zu werden; und die vermuthlich ſchon zu Platons Zeiten eben ſo deutlich vor Augen lagen als jetzt.

Reicht etwa die Anerkennung dieſer Thatſachen hin, um das im Tone des Vorwurfs ausgeſprochene Wort: Determinismus, zu vermeiden? Hievon nur Eine Probe; und zwar eine ſehr ſanfte.

In der Zeit, da die Kantiſche Freyheitslehre noch eine faſt allgemeine Herrſchaft beſaß, ſuchte Stäudlin nach den Spuren derſelben beym Platon. Und was fand er?

„Aus unläugbar ächten Schriften des Platon „iſt ſoviel gewiß: er behauptete, daß die Erkenntniß des Guten nothwendig auch mit einem Begehren deſſelben verknüpft ſey, und „daß der Menſch, wenn er das Böſe thut, ſich „daſſelbe als etwas Gutes vorſtellen müſſe, „daß alſo das Böſe nur aus Irrthum entſpringe. Daraus aber folgt im Grunde, daß „weder die guten, noch die böſen Handlungen „eigentlich frey ſeyen. Muß ſich der Menſch „in ſeinen Begehrungen und Handlungen immer nach der Vorſtellung vom Guten, deſſen „Urheber er ja nicht ſelbſt iſt, und deſſen Form „er auch auf das Böſe überträgt, nothwendig „richten, ſo iſt er nicht der ſelbſtändige unabhängige Urheber ſeiner Handlungen. Es iſt „eine Art von Determinismus, welche nicht „mit eigentlicher menſchlicher Freyheit vereinbar „iſt. Zu dieſer muß auch das gehören, daß „der Menſch ſelbſt das, was er als gut aner-

„kennt, nicht begehrt und thut, und ſelbſt „auch wohl das Gegentheil. Übrigens hat jene „Theorie Platos weiter keinen Einfluß auf „ſeine ſittliche Lehre; er ſpricht doch oft unter „Vorausſetzung eigentlicher Freyheit in guten „und böſen Handlungen, wie dies überhaupt „bey den Determiniſten gewöhnlich iſt.“ *)

Sollte Platon wirklich das Böſe nur, aus Irrthum abgeleitet haben? Wenn man den Gorgias lieſet, wenn man das erſte Buch der Republik vor Augen hat (um nicht weiter umher zu ſuchen): ſo möchte man ſchon hierüber auf ganz andre Gedanken kommen; allein das bey Seite! Betrachten wir nur die Hauptſtelle im Anfange des zweyten Buchs der Republik, wo Glaukon und Adeimantos ſich mit aller Kraft der Rede unzufrieden bezeugen, daß Sokrates den Thraſymachus nur wie eine Schlange gezähmt habe; wo ſie ihn beſtürmen, er ſolle das Rechtthun nicht der Folgen wegen, ſondern auch den *ſchädlichſten Folgen zum Trotz*, wegen der Art, wie der Wohlgeſinnte ſich *innerlich* dabey befinde, loben und empfehlen. In Anſehung der ſittlichen Strenge zeigt ſich hier die auffallendſte Ähnlichkeit mit Kant; wo liegt denn der Unterſchied?

---

*) Stäudlins Geſchichte der Moralphiloſophie, S. 167.

„Freyheit (ſagt Kant) muß als Eigenſchaft
„aller vernünftiger Weſen vorausgeſetzt wer-
„den.“ *)

Aber Platon lobt nicht eine Eigenſchaft, die Alle ſchon beſitzen, ſondern eine Geſinnung, die in ſolcher Reinheit und Stärke, höchſt ſelten vorhanden, und ſehr ſchwer zu behaupten iſt.

Die Wichtigkeit dieſes Unterſchiedes trit hervor, wenn man ſich erinnert, daß nach Kant die Freyheit des Willens unmittelbar dem kategoriſchen Imperative, congruent, mithin die Sittlichkeit ſelbſt iſt. Daraus folgt, daß in böſen Geſinnungen die Sittlichkeit nicht mangeln kann, ſondern nur verlarvt, untergeordnet iſt. Denn die Freyheit bleibt immer; und gerade darauf, daß mitten in der Bosheit das Gute möglich wäre, wird bey Kant das größte Gewicht gelegt.

Platon zeichnet eine Tugend, die den ganzen Gemüthszuſtand des Menſchen durchdringt; ja er bedarf des Staats, um ſeinem Gemälde Leben und Fülle zu geben. Die Kantiſche Freyheit hingegen drängt alle Objecte hinweg; ſie be-

---

*) Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten. S. 99.

gnügt ſich, über vorgelegte Maximen zu reflectiren; in ihnen, falls ſie allgemeingeltend gedacht werden, darf kein Widerſpruch entſtehen; dann iſt ſie zufrieden, denn ſie hat genug an Regeln der Pflicht, und an Handlungen aus Pflicht. Da iſt nichts zu loben, wenn nur nichts Tadelhaftes vorkommt.

Platons Gemälde war anſchaulich; und weckte das äſthetiſche Urtheil. Kants theoretiſcher Begriff weckte die Metaphyſik, deren ſehr gegründete Einwendungen beſchwichtigt zu haben er nur mit genauer Noth ſich ſelbſt überreden konnte.

Ungeachtet dieſer Differenz ſtimmt die Geſinnung der beyden großen Männer doch ſo nahe zuſammen, daß man den Platoniſchen Sokrates, in ſeiner Unabhängigkeit von Allem was zum Wohlleben gehört, ſeiner Freymüthigkeit nnd ſcharfen Ironie, faſt für die perſonificirte Kantiſche Freyheit halten möchte. Auch wiſſen Sie, mein theurer Freund! daß ich für die Tugend, welche Platon im vierten Buche der Republik zeichnet, keinen paſſendern Namen zu finden gewußt habe, als dieſen: Idee der innern Freyheit.

Wie dies mit dem Vorigen zuſammenhänge, iſt leicht zu ſehen. Im Gegebenen, in unſerm eignen Innern und in Andern, ſo weit wir ſie beobachten können, haben wir eine moraliſche Tüchtigkeit gefunden; eine Stärke des Willens, welche, durch Grundſätze geregelt, gegen ungeordnete und tadelhafte Regungen viel vermag. Wir wiſſen auch, daß große Beyſpiele einer erhabenen Selbſtbeherrſchung vorhanden ſind. Wollen wir uns nun von hier aus zum Begriffe der Tugend erheben, ſo entkleiden wir das Löbliche, um es rein aufzufaſſen, vom Beſchränkenden das ihm anhängt; und gelangen auf dieſe Weiſe — zwar nicht zur vollſtändigen, wiſſenſchaftlichen Beſtimmung deſſen, was Tugend ſey, — dieſe muß auf einem andern Wege gewonnen werden, — wohl aber auf dasjenige in der Tugend, was man Freyheit nennt; und zwar moraliſche Freyheit, denn wir erhoben uns jetzt im Kreiſe moraliſcher Betrachtungen von dem, was dem Grade nach geringer und niedriger iſt, zum Höheren und Genügenden.

Dieſe moraliſche Freyheit haben wir nicht erklärt, denn wir haben idealiſirt. Zugleich aber iſt anerkannt, daß ein Mehr oder Weniger deſſen, was dem Ideal entſpricht, in der Wirklichkeit als gegeben vorkommt; und daß es dort, im Gegebenen, als eine Art jener Gattung von Freyheit geiſtreicher und großer Männer anzuſehen iſt, die als ein durchdringendes und entſchiedenes Wollen bey großer Leichtigkeit, die Objecte zu wechſeln, im vorigen Briefe beſchrieben wurde

Sollte die Freyheit etwan **erklärt** werden, nämlich ſo, daß ihr Urſprung begreiflich würde, ſo läßt ſich erwarten, dieſe Erklärung werde die ganze Gattung auf einmal treffen; das Moraliſche aber werde nur als eine nähere Beſtimmung in die Erklärung eintreten. Denn die Gattung lag ſchon als ein Gegebenes vor uns, noch ehe wir an den Tugendbegriff dachten.

Auf den Fall nun, daß eine ſolche Erklärung könnte verſucht werden, verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie nicht etwa den Begriff deſſen, was zu erklären iſt und im Gegebenen vorliegt, verfälſchen dürfe; es wäre denn, daß gerade der gegebene Begriff ſich ſelbſt als ein falſcher verriethe, welches durch einen innern Widerſpruch deſſelben geſchehen müßte, wie es bey metaphyſiſchen Problemen vorkommt; denn alsdann wäre eine Entfälſchung, eine Berichtigung des Begriffs von innen heraus nöthig. So etwas ſcheinen wirklich Diejenigen zu beſorgen, die uns nach Stäudlins Weiſe (in der vorhin angeführten Stelle) zu verſtehen geben, was ſie ſich unter Determinismus denken. Da ſoll die Vorſtellung des Guten eine ſolche Gewalt beſitzen, daß nach ihr die Begehrungen und Handlungen ſich richten müſſen. Da ſoll das Böſe aus einer irrigen Vorſtellung entſpringen. Mithin wäre das Wollen nur eine

Täuſchung; und wenn Einer uns ein falſches Bild, wer weiß nach welchen katoptriſchen Geſetzen, in die Seele würfe, der hätte uns dadurch zum falſchen Begehren und Handeln determinirt! Wir könnten dieſer Pſychologie nun wohl auf die Spur kommen, wenn wir uns rückwärts in Wolffs Schule hineinbegeben möchten, wo aus der Erkenntniß irgend einer Vollkommenheit zuerſt das Vergnügen, aus dieſem das Urtheil über die Güte des Gegenſtandes, und hieraus endlich die Begierde entſpringt *); und wo, dem Satze des zureichenden Grundes zu gefallen, ohne Motive kein Wollen und Nicht-Wollen möglich iſt; fragt man aber: was ſind Motive? ſo erfolgt die Antwort: Motive ſind beſtimmte Vorſtellungen des Guten und Böſen. **) Die Zerreißung der Seele in mehrere Vermögen, mindeſtens in ein Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen, hatte zur nothwendigen Folge, daß der Wille als paſſiv, nämlich als determinirt durch das von ihm verſchiedene Vorſtellungsvermögen erſcheinen mußte; beſonders nachdem man das Wort Vollkommenheit zwiſchen die beyden Vermögen dergeſtalt eingeſchoben hatte, daß in ihm ein praktiſcher Begriff ſich hinter einem ſcheinbar bloß theoretiſchen (dem **Kommen** zur Vollſtändigkeit) verſtecken konnte. Nehmen wir das Wort hinweg, ſo dringt ſich gleich die Frage auf: Weiß denn das bloße Vorſtellungsvermögen durch ſich ſelbſt irgend etwas von einem Gute? Güter ſind Gegenſtände, ſofern ſie begehrt werden; alſo hat das Vorſtellungsvermögen erſt beym Begehrungsvermögen in die Schule gehen müſſen, ehe es überall nur etwas davon erfahren konnte, daß ein Unterſchied zwiſchen Gütern und Übeln vorhanden iſt. Schickt es alſo nur öfter in die nämliche Schule; dort kann es noch mehr lernen; und ſo wird das Vorſtellungsvermögen ſeinen Stolz, das Begehren zu determiniren, wohl allmählig ablegen. — Daß hiemit die Sache für unſre Pſychologie noch nicht abgethan iſt, verſteht ſich von ſelbſt; allein wir ſehen wenigſtens, auf welchen ſchwachen Füßen dasjenige ſtand, was durch die Kantiſche Freyheitslehre verdrängt wurde. Jedenfalls kann nichts lächerlicher ſeyn, als den Unterſchied zwiſchen Vorſtellungen und Willen ſo zu ſtellen, wie wenn jene mehr activ wären als dieſer, der eigentliche Sitz unſerer Activität.

---

*) Wolffii psychologia empirica §. 509.

**) ibid. §. 889. 890.

Erlauben Sie nun, daß ich die Zuſammenſtellung zwiſchen Platon, Wolff, und Kant noch etwas veſthalte! Sie werden zwar Nichts, das uns noch neu wäre, daraus hervorgehen ſehn;

aber es wird Ihnen zur Unterhaltung, — und vielleicht der Streitfrage über Freyheit und Determinismus zu einer nicht unbedeutenden Aufhellung dienen.

Wie kommen Platon und Wolff zuſammen? Wenn Wolff lehrt: appetitus rationalis dicitur, qui oritur ex distincta boni repraesentatione*) (wo der Accent auf dem Worte distincta ruhet, denn weiterhin heißt es: sufficit appetitum distingui in sensitivum et rationalem, prouti vel ex confuſa idea, vel distincta notione procedit**)) lautet das auch nur im mindeſten Platoniſch? So ſehr auch Platon die logiſche Deutlichkeit zu ſchätzen weiß, ſoviel vermag ſie doch bey ihm nicht, daß hiedurch das höhere Begehren vom niedern zureichend könnte unterſchieden werden. Aber nach Stäudlins Auffaſſung iſt Platon Determiniſt; das iſt Wolff gewiß noch eher, denn bey ihm finden ſich die angegebenen Kennzeichen des Determinismus noch weit offenbarer. Beyden gemeinſchaftlich alſo ſtünde Kant als Freyheitslehrer gegenüber. Aber dieſe Lehre findet ihren eigentlichen Sinn nur durch den, mit ihr in die unmittelbarſte und unauflösliche Verbindung geſetzten kategoriſchen Imperativ. Dieſer will — negativ — Freyheit von Beſtimmungsgründen durch Objecte; — warum? weil er poſitiv eine vollkommene Allgemeinheit der Geſetzgebung verlangt hatte, die nicht bloß für alle Menſchen, ſondern ſchlechthin für alle Vernunftweſen gelten ſoll; und hiemit die Objecte unſerer Erfahrungswelt weit hinter ſich läßt.

---

*) Wolffii psych. emp. §. 880.

**) ibid. §. 886

„Mit welchem Rechte (ſagt Kant*)) können wir das, was vielleicht nur unter den zufälligen Bedingungen der Menſchheit gültig iſt, als allgemeine Vorſchrift für jede vernünftige Natur, in unbeſchränkte Achtung bringen, und wie ſollen Geſetze der Beſtimmung unſeres Willens, für Geſetze der Willensbeſtimmung eines vernünftigen Weſens überhaupt, und, nur als ſolche, auch für den unſrigen gehalten werden, wenn ſie bloß empiriſch wären, und nicht völlig a priori aus reiner, aber praktiſcher Vernunft ihren Urſprung nähmen?“

Zum Unglück iſt dieſe, vermeintlich praktiſche Vernunft, wenn man ſie genau nach ihren Worten auffaßt, nur eine logiſche Vernunft. Sie weiß dem ſo hoch gehaltenen Imperative keinen andern Inhalt zu geben, als nur die logiſche

---

*) Grundlegung zur Metaph. der Sitten S. [illegible]

Allgemeinheit; und wenn ſie vorgelegte Maximen beurtheilt, hat ſie für deren Richtigkeit nur das logiſche Kriterium, daß ſie, allgemein gedacht, ſich nicht widerſprechen.

Folglich wäre die Zuſammenſtellung Wolffs mit Kant, wie ſie hiſtoriſch näher liegt, ſo auch dem Inhalte der Lehren weit angemeſſener. Das tertium comparationis liegt in dem Bemühen, der Logik abzugewinnen, was im Kreiſe der Logik nicht liegt, nämlich die Beſtimmung des höhern, ſittlichen Begehrens im Vergleich gegen das niedere.

Nichtsdeſtoweniger iſt in der Kantiſchen Lehre etwas enthalten, das ſie nicht ſchulgerecht ausſpricht, das aber Jeden anſpricht. Worin liegt das? Schon vorhin waren wir damit beſchäftigt. Es liegt im Idealiſiren des Gegebenen. Frey ſind die Menſchen in gewiſſem Grade. Noch freyer wollen ſie werden. Dem Drucke des Irdiſchen wollen ſie entfliehen; darum iſt jene unendlich weite Allgemeinheit ihnen willkommen.

Wird denn aber ein beſonnener Denker das idealiſiren, was an ſich gleichgültig iſt? — Soll das Ideal ſich erhalten, ſo muß Dasjenige, was in ihm ſchrankenlos gedacht wird, ſchon an ſich löblich ſeyn; ſonſt fliegen die phantaſtiſchen Bilder leicht vorüber, und werden nicht mehr geſehn.

Hat man dieſen Punct allemal wohl überlegt? Will man die Freyheit idealiſiren, ſo ſorge man, dies Ideal mit dem der Tugend in genaueſter Einſtimmung zu halten. Wie aber, wenn Freyheit, — nicht etwan bloß die Ungebundenheit roher Menſchen, — ſondern ſelbſt diejenige Freyheit, deren Annahme zur moraliſchen Orthodoxie gerechnet wird, — ſich mit der Untugend in Geſellſchaft zeigt?

In der zuvor angeführten Stelle Stäudlins ſteht mit deutlichen Worten: es gehöre zur Freyheit, daß der Menſch ſelbſt das, was er als gut anerkenne, nicht immer begehre und thue; und wohl auch das Gegentheil.

Nun kann unbedenklich zugegeben werden, daß, wenn hierin eine Probe der Freyheit liegt, dann das ganze tägliche Thun und Treiben der Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, an der gefoderten Art von Proben überflüſſig reich ſey. Es bedarf gar keines beſondern Scharfſinns, um ſich davon zu überzeugen; denn ſelbſt die Bekenntniſſe der Menſchen laufen oft genug darauf hinaus; ſo wie auch auf das Gegentheil, nämlich daß ſie begehren und thun, was ſie weit entfernt ſind für gut zu erkennen. Noch mehr; man muß der Pſychologie gänzlich unkundig ſeyn, um ſich darüber noch einen Augenblick zu wundern. Es

verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß in einer Vorſtellungsreihe die beſtimmte Kenntniß des Nützlichen, Angenehmen, Schönen, Rechtlichen (um nicht immer ohne Noth den vieldeutigen Ausdruck: *das Gute*, zu gebrauchen,) vorhanden, und im Bewußtſeyn gegenwärtig ſeyn kann, während eine Begierde ſich erhebt, die, ohne noch jene Gedanken verdrängt zu haben, ſchon in That übergeht, und hiemit die Probe von Freyheit liefert, welche verlangt wurde. — Aber ich dächte doch, nicht bloß Sie, lieber Freund, und ich, ſondern auch noch mancher Andre mit uns, würden dem Worte Freyheit nicht ſo ſehr ſchaden wollen, daß wir es an ſo offenbaren Unfug verſchwenden ſollten. Darin gerade beſteht die moraliſche Unfreyheit, daß ungeachtet der Anerkennung des Guten, in welcher für ſich allein das zulängliche Motiv zum Rechthandeln liegen würde, dennoch Trägheit, Abneigung, Vorurtheil, entgegengeſetzte Wünſche, Partheylichkeiten, Verkleinerungsſucht, und wer weiß wie vielerley Untugend noch ſonſt, die Wirkſamkeit jenes Motivs aufheben, indem ſie den beſſern Gedanken gleichſam belagern, und gefangen halten. Wir alſo werden der Freyheit nicht zumuthen, daß ſie mit ſo *offenbarer* Untugend Geſellſchaft eingehe
Ganz eine andre Frage iſt, ob ſich jene, im vo-

rigen Briefe betrachtete Freyheit, die ſich zur moraliſchen wie die Gattung zur Art verhält, um Anerkennung des Guten, um den Unterſchied deſſelben vom Gemeinen, Schlechten, Übeln, Böſen, viel bekümmern werde? Darin hatte ſich der alte Wolffiſche Determinismus am meiſten verrechnet, daß er die Vorſtellung eines Gegenſtandes als eines Gutes oder Übels dem wirklichen Begehren immer vorausſchickte. Wer ruhig auf dem Stuhle ſitzt, der mag von entferntern Gütern und Übeln reden, als von ſolchen, die er unter Umſtänden wohl einmal begehren oder vermeiden würde; aber eine ſo gelaſſene, bloß hypothetiſche Betrachtung deſſen, was man etwan unter Umſtänden thun oder laſſen möchte, regiert nicht die wirklichen Thaten oder Unterlaſſungen, die eben deshalb oft lange geſchehen ſeyn können, ehe die objective Auffaſſung sub specie boni vel mali fertig geworden iſt. Der Proceß, *ein Object zu ſetzen*, — nämlich andern Objecten und dem Subjecte gegenüber, — braucht etwas Zeit und Ruhe; vollends alſo der noch weitläuftigere Proceß, ein Object in die Reihe der Zwecke und Mittel gehörig hineinzupaſſen, und, je nachdem dies gelingt oder mislingt, es den Gütern oder den Übeln beyzuzählen. Ehe nun dieſe Operation im Vorſtellungskreiſe beendet iſt, hat lange irgend eine Begierde ſich geſpannt und gewirkt; und oftmals ſind viele Schritte gemacht und iſt Vieles genoſſen und gelitten, bevor die ſchon früher begonnene Berathſchlagung über Anerkennung dieſer und jener Gegenſtände, die da Güter und Übel zu heißen Anſpruch machten, zu ihrem definitiven Abſchluſſe gelangt. Geſetzt alſo, daß es der Tugend weſentlich ſey, in allen Fällen ſehr bedächtig und verweilend ſich in Thätigkeit zu ſetzen, (was wir freylich kaum für allgemein halten möchten): ſo kann die weit raſchere Freyheit ſchon fertig ſeyn ehe jene beginnt; und dann iſt von demjenigen, was ſo eben zur Anerkennung, es ſey gut, gelangen ſollte, vielleicht das Gegentheil unglücklicherweiſe ſchon vollbracht, ohne daß doch eigentlich Tugend und Freyheit ſich erzürnt hätten, und die Freyheit zur Untugend übergegangen wäre.

Allein wenn wir im Ausdrucke pünktlich ſeyn wollen, ſo werde ich hier, den Worten nach, etwas zurücknehmen müſſen. Genau genommen iſt das ſchon Untugend, wenn die Freyheit ſich vorſchnell geltend macht, ohne bey der Tugend um Erlaubniß gefragt zu haben. Auch haben wir keine Befugniß, der Tugend eine ſolche Langſamkeit beyzulegen, als ob ſie, wie ein plumbeum ingenium, ſtets eine merkliche Friſt zum

Nachdenken foderte, und dann die Freyheit den rechten Augenblick verſäumen müßte. Überdies gehört es zum erfahrungsmäßig Gegebenen, daß manche Menſchen an Freyheit zuviel haben für die Tugend; und daß ſelbſt die vermeinte Paſſivität des Determinismus ihnen gegen ihre Fehler könnte gewünſcht werden. Es giebt einen Anſpruch an Selbſtbeſtimmung, wodurch die nothwendige Biegſamkeit, Anſchließung, Hingebung leidet. Wir kennen gar wohl ſolche Menſchen, deren Starrheit und Abgeſchloſſenheit ſich den Verhältniſſen entzieht, in denen ſie pflichtmäßig bleiben ſollten. Dies in Anſehung der religiöſen Demuth und Hingebung zu verfolgen, bleibt billig den Theologen überlaſſen; mir kann hier genügen, an das weibliche Geſchlecht, — und an Fichtes Foderung, das Weib ſolle ſich ganz hingeben *), zu erinnern. So hatte er ſchon im Naturrecht gelehrt; am auffallendſten aber iſt, daß er ſich nicht ſcheute, es in der Sittenlehre zu wiederhohlen; in dem nämlichen Buche, wo er das Princip der Sittlichkeit gerade darin geſetzt hatte, die Freyheit ſchlechthin ohne Ausnahme nach dem Begriffe der Selbſtändigkeit zu beſtimmen. Was dachte er dabey? Herauskommen kann

---

*) Fichtes Sittenlehre S. 446.

nichts anderes als dies, das weibliche Geſchlecht ſey der eigentlichen Sittlichkeit nicht fähig. Nehmen wir die Übertreibung weg, welche in der Foderung gänzlicher Hingebung liegt, ſo zeigt ſich bald, daß der Mann, dem religiöſe Demuth etwas gilt, auch ſeinerſeits von der entgegengeſetzten Übertreibung zurückkommen muß; daß er von abſoluter Selbſtändigkeit nicht träumen, und ſich nicht einbilden darf, ſchon durch den allgemeinen Grundbegriff des Sittlichen eine Stufe höher geſtellt zu ſeyn als das andere Geſchlecht.

Endlich wiſſen Sie längſt, mein theurer Freund! — und darum brauche ich es hier nicht ausführlich zu erörtern, ſondern nur kurz anzuführen, — daß mit der gemeinen Vorſtellungsart eines bloß paſſiven Determinismus nichts anzufangen iſt. Vielmehr, determinirt iſt jeder ausgebildete Charakter gerade durch ſeine Activität; welche Activität mit vollem Rechte Freyheit heißt. Während nun in moraliſchen Charaktern dieſe Activität ſich in tugendhafter Selbſtregierung darthut: fehlt ſehr viel daran, daß alle Selbſtregierung jedes ausgebildeten Charakters moraliſch wäre. Sondern es gehören hierher alle Anſtrengungen der Tapferkeit und Klugheit, dergleichen auch bey großen Verbrechern vorkommen können. Da zeigt ſich, daß die Freyheit, wie ſie im wirklichen Menſchen niemals vollkommen iſt, ſo auch keinesweges dazu taugt, ganz, und ausſchließend zu beſtimmen, worin das Weſen der Sittlichkeit beſtehe. Sondern hier findet ſich in neuern Moralſyſtemen eine fehlerhafte Einſeitigkeit, die man bey den Alten nicht antrifft; und daher wird es leicht begreiflich, wie ſogar gegen Platon das Wort Determinismus als Beſchuldigung konnte ausgeſprochen werden. In neuern Syſtemen hat man über den Rechten, die vorgeblich die Erzwingbarkeit unmittelbar in ſich tragen ſollten, vergeſſen, was die Hauptſache iſt, nämlich Rechtlichkeit als Charakterzug. Das, glaubte man, verſtehe ſich von ſelbſt; aber in Syſtemen, wenn ſie ihre gebührende Geſtalt zeigen ſollen, darf ein ſo wichtiger Begriff nicht übergangen werden. Eben dort verfehlte man den Platz für die Vergeltung und für das Wohlwollen; Sie wiſſen, was ich ſchon im erſten Bande der Metaphyſik in dieſer Beziehung an Schleiermachers Kritik der Sittenlehre gerügt habe. Wo ſo große Fehler die Grundgedanken der Ethik verunſtalten, da kann auch die ſittliche Freyheit nicht anders denn als eine hohle Negation erſcheinen, die nun, weil ſie keinen innern Beſtand hat, mit deſto mehr Aufwand von ſtarken Redensarten pflegt vertheidigt zu werden.

Da ich eben den erſten Band meiner Metaphyſik, und dort den §. 123. wieder nachleſe, ſo regt ſich mir, ich bekenne es, der Wunſch, Sie, lieber Freund, möchten Muße finden das nämliche zu thun. Es läßt ſich kaum ein ſtärkerer Contraſt denken, als den das unermeßlich aufgeblaſene Reden vom Hinaufſteigen zur Weltbildung, wodurch das Beſondere, als im göttlichen Entwurfe liegend, gegeben ſeyn ſoll, (vermuthlich einem Διὸς ὀαριστής!) und vom Darſtellen der Grundkräfte des Unendlichen durch jedes einzelne Weſen auf ſeine beſondere Weiſe u. ſ. w. — zeigen wird, wenn Sie damit die einfachen Überlegungen vergleichen wollen, welche für uns genügen, um in der allerengſten Nähe bey Einer Perſon oder bey zweyen Perſonen die ſämmtlichen Grund-Ideen der praktiſchen Philoſophie bey einander zu finden; von wo aus wir alsdann gebahnten Weg vor uns haben, um ins Weite, Große, Allgemeine, hinaus zu gehen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren. Aber freylich, wer dürfte zweifeln, daß es Menſchen gebe, die mit Flügeln ſtatt der Füße geboren werden! Und was ſoll dieſen nun vollends der Boden unter den Füßen? —

Dritter Brief.

Auf den Begriff der Tugend folgt bekanntlich in der praktiſchen Philoſophie der Pflichtbegriff; der nicht wie jener, auf die Einheit der Perſon, ſondern auf die Mannigfaltigkeit der Handlungen hinweiſet. Wo nun von freyen Handlungen geredet wird, da erſcheint jene Freyheit, die uns bisher beſchäftigte, zerſtückt; es kann in Anſehung der einzelnen Handlungen gefragt werden, ob ſie frey, oder gezwungen, oder wenn nicht ganz erzwungen, doch ungern, — wenn nicht ganz frey, dann wenigſtens noch bey leidlicher Geſundheit des Geiſtes, und nicht etwan in Folge einer ſogenannten Seelenkrankheit vollzogen ſeyen. Wo die Motive der Handlung gar nicht von außen kommen, (z. B. nicht durch Furcht oder zufällig erregte Hoffnung, nicht durch Zureden herbeygeführt), und wo ihnen gar nicht widerſtrebt wird,

— wo überdies alle überſehbaren Folgen bekannt, und vorbedacht waren: da wird die Handlung als völlig frey betrachtet. Hingegen ſind ſchon diejenigen Handlungen nicht vollkommen frey, welche in der Eile dergeſtalt geſchahen, daß man ſagen kann: der Menſch hatte nicht Zeit zur Überlegung; hier ſchon beginnt das etwa Verfehlte, Entſchuldigung zu finden; während umgekehrt die Richtigkeit eines ſchnell gefaßten Entſchluſſes gelobt wird. Im letztern Falle erblickt man eine ausgezeichnete Entſchiedenheit des Charakters neben der Sicherheit der Auffaſſung und des Urtheils. Bey der unüberlegten, in Eile vollzogenen Handlung vermuthet man, der Charakter der Perſon könnte wohl zu einer andern Handlungsweiſe den Grund enthalten haben. Etwas Ähnliches trit ein, wo aus unerwarteten Umſtänden ſich Folgen ergeben, welche nicht im Geſichtskreiſe des Handelnden lagen. Dies erinnert an den wichtigen Punct, daß einige Bekanntſchaft mit den möglichen und wahrſcheinlichen Folgen einem Jeden zugemuthet wird; wobey ſich die Verſchiedenheit derjenigen Folgen zeigt, welche eigentlich gewollt wurden, und anderer, welche man theils, ſich gefallen ließ, während ſie gewiß bevorſtanden, theils in ungewiſſer Ferne als dasjenige betrachtete, worauf man, wenn ſchon ungern, es müſſe ankommen laſſen. Wo Einer in großer Ungewißheit, etwan in einer ihm zuvor ganz unbekannten Lage, irgend Etwas thun mußte, da liegt vor Augen, daß ſelbſt die größte Entſchloſſenheit des Verſuchs doch kein entſchiedenes Wollen iſt, weil ſich kein beſtimmtes Gewolltes angeben läßt, ſondern ſtatt deſſen vorbehalten bleibt, gemäß den Umſtänden, die ſich ergeben werden, fernere Entſchlüſſe zu faſſen. Soviel Einfluß hat das Wiſſen aufs Wollen; und ſchon deshalb werden Kinder, auch die klügſten, deren Handlungen in ihrem kleinen Kreiſe vollkommen frey ſind, doch in Bezug auf größere Geſchäfte als unfrey, d. h. als unmündig betrachtet.

Belieben Sie hier in den vorigen Brief zurückzuſchauen! Die Wolffiſche Lehre machte Vorſtellungen zu Beſtimmungsgründen des Handelns; aber welche? Vorſtellungen des bonum et malum, wobey ſchon die Zweydeutigkeit, ob von Gütern und Übeln, oder vom Guten und Böſen die Rede ſey, uns in den Weg trit. Allein auch abgeſehen hievon kommt der Fehler des Determinismus, wie er gewöhnlich verſtanden wird, zum Vorſchein, daß in den Begriffen des bonum et malum ſchon eine Wahl verſteckt liegt, daher ein Cirkel begangen wird, wenn man das Begehren, was in der Wahl vorauszuſetzen iſt, durchs Vorſtellen herdurchführt, um durch ſolches Vorſtellen erſt den Beſtimmungsgrund der Wahl zu gewinnen; mit der Einbildung, auf dieſe Weiſe ſey das Begehren determinirt durchs Vorſtellen. Eine ganz andre Abhängigkeit des Wollens vom Wiſſen kommt zu Tage, wenn man bedenkt, daß beym beſonnenen Handeln eine Kenntniß der Gegenſtände und ihres Zuſammenhangs muß vorausgeſetzt werden; daß in der Sphäre dieſer Kenntniß erſt Zuneigungen und Abneigungen, Wünſche und Begierden, nebſt daran geknüpften Befürchtungen und Hoffnungen ſich bilden, — daß die Regſamkeit des Menſchen, welche nach äußerer. freyer Bewegung ſtrebt, erſt mannigfaltig die offenen und verſchloſſenen Wege auskundſchaften mußte, — daß Erfahrungen von der Beweglichkeit oder Veſtigkeit der Dinge und Verhältniſſe erſt einen Vorblick auf zu erwartende Folgen gewiſſer Handlungen eröffnet hatten, — daß vielfache Erfahrung ähnlicher Fälle nöthig war, wenn ein allgemeines Wollen, ähnlich den allgemeinen Begriffen, ſich erzeugen ſollte, — daß zu dieſem allen das Urtheil des Lobes und Tadels hinzukam, welches den ſchon zum Handeln fertigen Willen, durch einen, hieraus entſprungenen neuen Willen bald antreibt bald aber mit mehr oder weniger Gewalt zurückruft, und hiemit das zweydeutige bonum et malum in zwey völlig verſchiedene Klaſſen von Begriffen zerſpaltet.

Wollen Sie nun ſagen: die Vorſtellungen ſeyen ja doch die Baſis alles Wollens? Recht wohl; fahren Sie nur fort: die vorhandenen Gegenſtände, die Sinnesorgane, die beweglichen Gliedmaaßen ſind wiederum die Baſis der Vorſtellungen. Nun aber liegt die Activität des Vorſtellens nicht in Gegenſtänden, Sinnesorganen und Gliedmaaßen, ſondern ſie iſt rein geiſtig; und eben ſo liegt die Activität des Wollens nicht darin, daß man dies oder jenes vorſtelle, ſondern ſie beginnt in der Mitte des Vorſtellens als eine Activität von neuer und eigenthümlicher Art. Damit ſind wir noch lange nicht fertig, ſondern in der Mitte des Wollens beginnt wieder die neue Activität desjenigen Urtheils, welches über das Wollen, als ſeinen vorgeſtellten Gegenſtand, wie im Namen eines unpartheyiſchen Zuſchauers (nach Smith) Lob und Tadel ausſpricht. Noch immer ſind wir nicht fertig; denn ehe von eigentlicher Sittlichkeit die Rede ſeyn kann, muß das Urtheil, vielfältig lobend und tadelnd, zuſammenſtoßend mit dem vielfältigen, zur Allgemeinheit gelangten Wollen, ſelbſt zum Gegenſtande — nicht bloß der Betrachtung, ſondern einer höhern

Wahl geworden ſeyn; — eines Willens, welcher dem Urtheil entſcheidende Kraft beylegt; — und alsdann endlich kann gefragt werden, welcher Wille, ob der niedere, oder der höhere, den Charakter beſtimme, ſo daß aus ihm eine Reihe von zuſammenhängenden Handlungen hervorgehe, die man theils als freye, theils als unfreye bezeichnen könne.

Nur im Vorbeygehen mag bemerkt werden, welchen Spuk hier der Idealiſmus getrieben hat. Ob Gegenſtände, Sinnesorgane, Gliedmaaßen nöthig ſeyen, damit Vorſtellungen entſtünden? — Kant wußte es nicht recht zu ſagen, die Dinge an ſich waren unerkennbar; jedenfalls lagen alle Formen der Erfahrung, worauf das Weſentliche der Erkenntniß beruhet, in uns ſelbſt; die Syntheſis der Vorſtellungen, wodurch ſie erſt Werth bekommen, war unſer Werk. Aber aus den niedern Vermögen, welche ſolches ſchlechte Werk, wie die Beobachtung der Ereigniſſe, und hiemit des Zuſammenhanges zwiſchen Handlungen und ihren Folgen, auszurichten hatten, — aus Sinnlichkeit und Verſtand, — konnte die moraliſche Geſetzgebung nicht entſpringen; dieſe alſo mußte ſchon da ſeyn, gleich urſprünglich und unbedingt wie Kategorien, Raum und Zeit. Die praktiſche Vernunft war da; und was that ſie? Über Maximen herrſchte ſie; nicht über einzelnes Wollen und Handeln, außer nur mittelbar durch die von ihr zugelaſſenen oder verworfenen Maximen. Alſo auch die Maximen waren da; man weiß zwar nicht, woher ſie kommen? aber das ſchadet nichts, denn jeder zeitliche Urſprung fällt in die Erſcheinung! Für Überlegung des wahren Zuſammenhangs der innern Ereigniſſe hatte man keine Zeit, denn man brauchte keine Zeit. Alles, was zur Betrachtung der Möglichkeit ſittlicher Bildung ſorgfältig muß unterſchieden werden, war in einander gezerrt, und nun hatte man einen gordiſchen Knoten, an welchem von allen Seiten gezupft wurde, ohne daß Jemand ernſtlich Anſtalt getroffen hätte, ihn aufzulöſen. Vielmehr, man umwickelte den Kantiſchen Knoten, die transſcendentale Freyheit, noch obenein mit dem ſpinoziſtiſchen Fatalismus; dann waren Freyheit und Nothwendigkeit aufs ſchönſte vereinigt.

Indem wir zu den minder freyen Handlungen zurück kehren, begegnet uns Ariſtoteles, der gerade hier, bey dem was mehr von fremden Motiven als aus dem Charakter entſpringt, beſonders bey dem was ungern geſchieht, ſeine Meinung von der Freyheit vernehmen läßt. Nur einige Vorerinnerungen!

Ariſtoteles war der Mann der richtigen Mitte. Platon war ihm zu weit gegangen; er hätte ihn gern zurück gerufen, um ihn in ſeiner Nähe zu behalten. Die Nikomachiſche Ethik handelt, wie Platon, dem Namen nach von Tugenden; und ſo wäre ſcheinbar im vorigen Briefe der Ort geweſen, davon zu reden. Sieht man aber genauer zu: ſo zeigt ſich die Tugend in einer untergeordneten Stellung; ja ſtatt der Einen Tugend, der δικαιοσυνη, welche beym Platon, im vierten Buche der Republik, die andern drey Cardinaltugenden in ſich vereinigt, findet ſich beym Ariſtoteles eine Reihe von Tugenden; und man iſt hier nicht mehr im Stande, die mittelbaren Tugenden, nämlich die zur Pflichterfüllung nothwendigen Sitten, Gewöhnungen, Fertigkeiten, von der eigentlichen Tugend, aus welcher Pflichten entſpringen, deutlich zu unterſcheiden.

Dahin führt ſogleich ſeine Erklärung der Tugend: ſie ſey eine ἕξις προαιρετικὴ, ἐν μεσότητι οὖσα τῇ πρὸς ἡμᾶς, ὡρισμένῃ λόγῳ, καὶ ὡς ἂν ὁ φρόνιμος ὁρίσειε.*) Das Feld möglicher Handlungen und ihrer Folgen muß hier ſchon vor Augen liegen, um die, aus irgend welchen Rückſichten vernünftige Mitte zu beſtimmen. Auch πάθη und δυναμεις werden hier vorausgeſetzt; und zwar ſind letztere natürliche Beſchaffenheiten; erſtere ſind wandelbare Gemüthslagen; die Tugenden aber ſind nicht von Natur da; ſie müſſen erworben werden, und zwar als bleibende Fähigkeiten, wodurch die wandelbaren Aufregungen die Mitte halten.*)

---

*) Eth. Nicom. II, 6.

Doch dies iſt vielleicht noch nicht ſprechend genug. Nehmen mir lieber das zwölfte Capitel des erſten Buches vor uns!

„Gehört die Glückſeligkeit (Eudämonie) zu dem
„Lobenswerthen, oder zum Ehrwürdigen? —
„Alles Lobenswerthe hat eine Beziehung; ſo
„loben wir den Gerechten, Tapfern, und die
„Tugend, wegen der Werke und Thaten. Das
„Höchſte kann nicht gelobt werden. Die Göt-
„ter preiſen wir als ſelig; Niemand lobt die
„Glückſeligkeit ſo, wie man die Gerechtigkeit
„lobt; ſondern man preiſet jene als etwas Hö-
„heres und Göttliches. Der Tugend gebührt
„Lob, weil man durch ſie ſchöner Handlun-
„gen fähig wird. — Glückſeligkeit aber iſt das
„Princip, denn ihrentwegen thun wir Alle Al-
„les was wir thun. Was aber der erſte

---

*) ibid. II, 4.

„Grund aller Güter iſt, das betrachten wir
„als ein Ehrwürdiges und Göttliches.“

So ſetzt Ariſtoteles ein *τίμιον* über das *ἐπαινετόν*. Wäre auch dies noch nicht ſprechend genug, ſo füge ich hinzu: Ariſtoteles kennt keine Berathſchlagung wegen der Zwecke, ſondern nur wegen der Mittel *). Alſo die allernothwendigſte aller Berathſchlagungen, ob unſre Zwecke den praktiſchen Ideen gemäß ſind? findet in ſeiner Sittenlehre keinen Platz; noch vielweniger diejenige Berathſchlagung, nach welcher die praktiſchen Ideen den höchſten Platz unter allen möglichen Motiven erlangen; und durch welche der ſittliche Charakter eigentlich erſt im vollen Bewußtſeyn veſtgeſtellt wird.

Das iſt der Eudämonismus, welcher ſich zu den ſeligen Göttern flüchtet, und ſie über alles Lob erhaben findet; — weil freylich das gemeine Lob, der Sporn des Ehrgeizes, bey ihnen nichts ausrichten kann. Gegen dieſen Eudämonismus hatte Kant zu ſtreiten; und, — was wir auch an ſeiner Lehre mögen auszuſetzen finden — für dieſen Streit wollen wir ihm danken.

Während nun Kant in dieſem Streite zuerſt

---

*) Eth. Nic. III, 5; *βουλευόμεθα δὲ, οὐ περὶ τῶν τελῶν, ἀλλὰ περὶ τῶν πρὸς τὰ τέλη.*

im kategoriſchen Imperative ſeinen Stützpunct fand, alsdann von da zur Freyheit gelangte: findet Ariſtoteles, der vom kategoriſchen Imperative nur zu weit entfernt blieb, dennoch auch einen Weg zur Freyheit; und das iſt ſehr natürlich, denn man kann zu ihr viel leichter kommen, als zu den praktiſchen Ideen, welche hinter dem kategoriſchen Imperative dergeſtalt verborgen ſind, daß ſie ſeine logiſche Leerheit ausfüllen. Die Freyheit der Handlungen, die Jedermann kennt, iſt eben nicht transſcendentale Freyheit im Kantiſchen Sinne.

Ariſtoteles macht die ganz natürliche, auch heutiges Tages ſich aufdringende Bemerkung, daß die Menſchen ihre löblichen Handlungen gern als die ihrigen rühmen, hingegen bey tadelhaften die Schuld abzuwälzen ſuchen, indem ſie ſich als unfrey oder doch nicht ganz frey darſtellen.*) Dagegen erklärt er ſich, und legt den Satz zum Grunde; frey ſind die Handlungen, deren Urſprung im Handelnden liegt, welcher die Umſtände kennt.

---

*) Eth. Nicom. III, 1. 3. Beſonders 7. Das dritte Capitel ſchließt mit den Worten: τί διαφέρει τῷ ἀκούσια εἶναι τὰ κατὰ λογισμὸν ἢ θυμὸν ἁμαρτηθέντα; φευκτὰ μὲν γὰρ ἄμφω. δοκεῖ δὲ οὐχ ἧττον ἀνθρωπικὰ εἶναι τὰ ἄλογα πάθη. αἱ δὲ πράξεις τοῦ ἀνθρώπου, ἀπὸ θυμοῦ καὶ ἐπιθυμίας. ἄτοπον δὴ τὸ τιθέναι ἀκούσια ταῦτα.

Zorn und Begierde, als Quelle tadelhafter Handlungen, liegen eben ſowohl im Menſchen, als Fehler des Räſonnirens. — Dabey konnte freylich bemerkt werden, daß doch der Zorn nicht eben ſo bleibenden Grund im Menſchen hat, als angenommene Grundſätze; und daß die Begierden in ſehr verſchiedenem Grade mehr oder weniger den Charakter anzeigen. Allein wichtiger iſt, daß Ariſtoteles die Rückwirkung erwog, welche das Handeln des Menſchen auf ihn ſelbſt hat. Fertigkeiten erzeugen ſich aus Übungen. Abſichtlich übt man Geſchicklichkeiten; eben ſo abſichtlich ſoll man die Handlungen vermeiden, aus denen ein Zuſtand hervorgehn würde, in welchem man das Schlechte nicht mehr vermeiden könnte. „Wer einmal den Stein geworfen hat, der freylich vermag nicht mehr, ihn zurückzuhalten; aber an ihm lag es, daß er warf.“*) Da iſt nun Freyheit und Unfreyheit zugleich. Die Unfreyheit des jetzigen Zuſtandes wird eingeräumt; die Perſon wird dennoch als frey beurtheilt, indem man auf die frühere Zeit zurückgeht, in welcher ſie das Jetzige zu vermeiden in ihrer Gewalt hatte. Eins der bekannteſten Beyſpiele hievon iſt die Trunkenheit, welche auch Ariſtoteles nicht vergißt. Ein anderes giebt ihm die Häßlichkeit. So wenig man dem häßlich Gebornen ſeine Ungeſtalt zum Vorwurf anrechnet, ſo gewiß tadelt man den, welcher ſeine Geſundheit untergrub, oder auch nur vernachläſſigte, wegen der Spuren, die er davon an ſich trägt.

---

*) ibid. 7: ὀύτῳ καὶ τῷ ἀδίκῳ καὶ τῷ ἀκολάστῳ, ἐξ ἀρχῆς μὲν, ἐξῆν τοιούτοις μὴ γενέσθαι, διὸ ἑκόντες εἰσί, γενομένοις δὲ ὀυκέτι ἔξεστι μὴ εἶναι.

Wollen wir dagegen Einſpruch thun? Gegen den allgemeinen Gedanken gewiß nicht. Aber in der Anwendung kommt doch die Sache in vielen Fällen anders zu ſtehen. Es iſt nicht immer wahr, daß Einer vorausſah, was Alles er zu vermeiden, und aus wie ſtarken Gründen er es zu vermeiden hatte. Den reifen Mann verantwortlich zu machen für das, was er als Jüngling, als Knabe verfehlte und verſäumte, heißt nichts anderes als die Erfahrung, Überlegung, Beſtigkeit des Mannes fodern von dem ſchwächeren, vielfach reizbaren, leichtſinnigen Jugendalter. Zwar meint Ariſtoteles: der müßte gar ſinnlos ſeyn, der nicht wüßte, daß aus Handlungen die Fertigkeiten entſtehen.*) Aber wenn mit einem ſolchen Machtſpruche die Sache abgethan wäre, ſo gäbe es kein unmerkliches Abgleiten vom rechte Wege, keine allmählige Verwickelung des Menſchen in das Gewebe ſeiner eignen Handlungen und des ſittlichen Übels wäre auf einmal ſeh viel weniger in der wirklichen Welt, als wir leider! ganz unläugbar in derſelben vorfinden. Und das hat ohne Zweifel Ariſtoteles ſehr gut gewußt er hat ſich nur, wie es im Eifer der ſittlichen Strenge zu geſchehen pflegt, nicht am rechten Orte daran beſonnen. Oder ſollte wohl ſeine berühmte Poetik den Dichtern gerathen haben, Charaktere auf die Bühne zu bringen, die außer dem Kreiſe der allgemeinen Menſchenkenntniß lägen?

---

*) ibid. τὸ μὲν οὖν ἀγνοεῖν, ὅτι ἐκ τοῦ ἐνεργεῖν περὶ ἕκαστα αἱ ἕξεις γίνονται, κομιδῇ ἀναισθήτου.

Sie errathen ohne Zweifel, worauf ich ziele. Jene ſo wichtige Vorſchrift für die Tragödie meine ich, daß in ihr weder die Tugend ins Unglück, noch die Bosheit ins Glück, noch der ſehr Schlechte ins verdiente Leiden übergehen ſoll; ſondern daß ein Charakter von mittlerm Werthe durch einen Fehltritt, (*δι' ἁμαρτίαν τινὰ*) von einer hohen Stufe herabſtürzend muß dargeſtellt werden. Dieſer Fehltritt ſoll nicht etwan eine ſtrenge Prüfung des früheren Lebens veranlaſſen, damit Freyheit hervortrete, Zurechnung in Gang kommen; ſondern der Zuſchauer ſoll Mitleid und Schreck empfinden. Der tragiſche Held muß deshalb „eher zu den Beſſeren, als zu den Schlechteren" gehören.*) Und unaufhörlich wird eingeſchärft: die Tragödie ſoll ſeyn eine μίμησις πράξεως. Darin liegt die Verausſetzung, daß dergleichen Fehltritte im Leben nichts Seltenes ſind, daß vielmehr Jedermann mit dem Unglücklichen leicht ſympathiſire, weil die Gefahr ſolcher Fehler Allen nahe liegt. Wären aber Alle, die nur nicht zu den Sinnloſen gehören, ſtets aufmerkſam auf den Zuſtand (die ἕξις,) worin ſie durch ihre Handlungen allmählig gerathen können: ſo würde der tragiſche Held als ein Thor verächtlich erſcheinen; und das wäre noch weniger poetiſch, als wenn ein arger Sünder auf der Bühne die verdiente Strafe erleidet; oder wenn ein Tugendhafter auf empörende Weiſe ins völlig unverſchuldete Verderben geſtürzt wird, worin das μιαρὸν liegt.

Übrigens, was bedarfs der Poetik? Die pädagogiſche Proſa liegt uns noch viel näher; ſie ſpricht, daß die Jugend unaufhörlich muß gewarnt und gehütet werden. Daſſelbe weiß für ſeinen größern Wirkungskreis der Geiſtliche, der Seelſorger. Und der Moraliſt, iſt er etwan nicht Seelſorger? Durch bloße Freyheitslehre wird er es niemals werden. Er muß die Schwäche der Menſchen ins Auge faſſen, wie es ihm die Reigionslehre ſchon längſt geheißen hat; nicht aber ſich Täuſchungen bereiten durch Theorien, die zwar glänzend, jedoch nicht haltbar ſind.

---

*) de arte poetica cap. 14.

Freylich koſtet es Überwindung, einzugeſtehn, daß, wo Anfangs nur einzelne Handlungen unfrey waren, (im Anfange eines ungeordneten Lebens), da allmählig die lichten Zwiſchenräume immer ſeltener werden, endlich verſchwinden, und nun die Unfreyheit im Innern, die Verdüſterung des Geiſtes, ſo überhand nimmt, daß die verkehrten Handlungen nicht mehr Ausnahmen bleiben, ſondern zur Regel werden; wie es bey Trunkenbolden, Wüſtlingen, Spielern, Lügnern, Dieben, Räubern, offenbar der Fall iſt.

Aber die unglückliche Rückwirkung des Handelns auf das Innere zeigt ſich, minder grell und deſto häufiger, noch in einer ganz andern Klaſſe von Thatſachen; ich meine die, wo nicht bloß einzelne Handlungen ungern geſchehen, ſondern die ganze Lebenslage den Menſchen drückt; ſo daß er in ſeinem Thun durchgehends etwas verſchoben findet, ſich darin nicht wieder erkennt, allmählig ſeines eigenen Wollens kaum noch inne zu werden vermag, und ſpäterhin ſelbſt ein günſtigeres Geſchick nicht mehr genügend zu geſtalten vermag. So entſteht aus äußerer Unfreyheit die innere, wovon die Dichter weit mehr zu ſagen wiſſen als die Denker, und das wirkliche Leben ohne Zweifel zahlreiche Beyſpiele aufweiſen könnte, die, wenn man ſie kennte, noch weit ergreifender ſeyn würden, als jede poetiſche Schilderung.

Sie werden nun, glaube ich, Selbſt finden, daß Ariſtoteles wenigſtens in Einem Puncte richtiger ſah als Kant. Jener unterſcheidet die Zeiten; dieſer macht ganz ausdrücklich die Freyheit zeitlos. Nach Kant hat „das Sinnenleben in Anſehung der Freyheit abſolute Einheit des Phänomens“ *); nach Ariſtoteles kann leicht die Jugend freyer ſeyn wie das Alter, welches die einmal angenommenen Gewöhnungen und Fertigkeiten in ſich anhäuſt. Und ſo iſt es der Erfahrung zufolge wirklich überall, wo nicht von Jugend auf der Menſch, ſtatt ſich gehen zu laſſen, ſich fortdauernd abſichtlich zu Demjenigen macht, der Er, entweder ſeyn ſoll, oder — wo richtige ſittliche Begriffe mangeln, verkehrter Weiſe ſeyn will. Er wird freyer, wenn er fertiger wird; vorausgeſetzt daß ſeine Fertigkeiten mit ſeinen Abſichten zuſammentreffen, und daß die Abſichten in dem bey zunehmenden Jahren erweiterten

---

*) Kritik der praktiſchen Vernunft S. 177.

Geſichtskreiſe immer beſtimmter ihre Gegenſtände hervorheben, und vom Fremdartigen abſcheiden. In dieſem Sinne iſt es wahr, daß der Menſch frey wird, wenn er ſich frey macht.

Die Kantiſche Lehre dagegen hat auf eine höchſt ſeltſame Weiſe im ärztlichen Kreiſe Anklang gefunden, wo man ſogar noch in Geiſteszerrüttungen die Freyheit veſthalten wollte, und auf dieſe Weiſe herausbrachte, was im Wahnſinn Böſes gethan werde, ſey Sünde; oder vielmehr, das Verfallen in Wahnſinn ſey ungefähr in der Art ſündlich wie das Verfallen in Trunkenheit. In der That, dieſer Conſequenz iſt bey einer unzeitlichen, abſoluten Freyheit, die auf gleiche Weiſe über dem ſpäteren wie über dem früheren Leben ſchwebt, und darauf wie auf eine veſt zuſammenhängende Kette von Erſcheinungen herabſchaut, gar nicht zu entkommen. Eben darum hätten Diejenigen, welche die Kantiſche Lehre nicht ſchon längſt vorher, wie ſich gebührt, aus andern Gründen zu widerlegen wußten, ſich durch eine ſo ungereimte Conſequenz wenigſtens ſollen gewarnt finden. Zwar giebt es Fälle genug, in welchen der Wahnſinn wirklich verſchuldet wurde; aber das iſt keinesweges die allgemeine Regel, ſondern eher die Ausnahme; und der Blödſinn vollends iſt oft genug angeboren.

Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich gleich im Anfange dieſes Briefes die Freyheit als zerſtückt bezeichnete, ſobald ſie auf Handlungen bezogen wird. Dies zeigt ſich nun vollends klar. Bey jeder Handlung muß auf die Zeit, und auf die eben damals vorhandene Gemüthslage des Handelnden geſehen werden; wie es die Juriſten wirklich thun. Muth und Kleinmüthigkeit, Behendigkeit und Langſamkeit, die auf das mögliche Handeln den ſtärkſten Einfluß haben, können nicht gleich ſeyn bey dem halb Schlafenden und dem völlig Wachenden, nach ſtarkem Blutverluſte und in voller Geſundheit; und die wirkliche Sittlichkeit der Menſchen gewinnt nichts dadurch, daß man ihnen Kräfte vorgaukelt die ſie nicht haben.

Das Unrichtige jener Meinung von der Sünde im Wahnſinn möge uns hier zum Anlaß dienen, eine ſehr nothwendige Unterſcheidung herbeyzuführen. Die Freyheit im moraliſchen Sinne ſetzt eine andere Art von Freyheit voraus, ohne mit ihr zuſammenzufallen. Dieſe letztere iſt die geiſtige Geſundheit, deren wir hier wenigſtens in ſo fern erwähnen wollen, als nöthig, um die Verwechſelung mit jener zu verhüten. Es iſt dazu noch keinesweges erforderlich, in die verſchiedenen Arten der Geiſteszerrüttung ſo tief einzudringen, wie es in der Mitte pſychologiſcher Unterſuchungen geſchieht; ſondern ſchon auf der Oberfläche der Erſcheinungen findet ſich das, was wir brauchen um die Begriffe zu ſondern.

Sie kennen die vier Hauptbegriffe, unter welche die Merkmale der Geiſteszerrüttungen erfahrungsmäßig geordnet werden; Wahnſinn, Tobſucht, Narrheit und Blödſinn. In beyden letztern liegt die Unfreyheit wie eine ſchwere Decke auf der ganzen Thätigkeit des Geiſtes; in den beyden erſtern läßt ſich der Unterſchied des geſtörten Vorſtellens und Begehrens bemerken; und die berühmte Frage, ob es eine reine Tobſucht, eine mania sine delirio wirklich gebe, iſt verſuchsweiſe in die andere Frage überſetzt worden, ob eine reine Willenskrankheit ohne Leiden des Vorſtellungsvermögens vorkomme? Laſſen Sie uns indeſſen hier zunächſt das Verhältniß der leiblichen zur geiſtigen Thätigkeit als umgekehrt betrachten; ſo wird das Vorrecht des Geiſtes durch ein Vorgreifen des Leibes zwiefach beeinträchtigt ſeyn können. Nämlich eines theils wird die Apperception (Aneignung ſinnlicher Vorſtellungen) geſtört ſeyn, (und in ſchwerern Fällen, wo Phantasmen eintreten, auch die Perception;) anderntheils werden die organiſchen Bewegungen, welche ſonſt vom Gemüthszuſtande abhängen, nun ihrerſeits

Gemüthszuſtände hervorbringen; einen Drang zum Handeln ohne beſtimmten Gegenſtand und Zweck; welches denn wohl ein zerſtörendes Handeln ſeyn muß, weil Zerſtören an ſich ſehr viel leichter iſt als Bauen, und jede ungeregelte Thätigkeit darauf hinausläuft. Es braucht alſo hier nicht ein Begehrungsvermögen dergeſtalt, daß es für ſich allein krank ſey, vom Vorſtellungsvermögen losgeriſſen zu werden, ſondern der Unterſchied zwiſchen Delirium und Tobſucht, deren letztere übrigens in den meiſten Fällen mit jenem verbunden vorkommt, gründet ſich offenbar darauf, daß die leibliche Affection von verſchiedenen Seiten her in die geiſtige Thätigkeit eingreift.

Sie erinnern ſich ferner des Übergangs zur geiſtigen Geſundheit, den ich von jener Abtheilung ſchon längſt hergenommen habe, und der ſo natürlich iſt, daß man ihn geradezu als allgemein bekannt ſollte vorausſetzen dürfen. Geſundheit iſt das Gegentheil der Krankheit; geiſtige Geſundheit alſo iſt nach ihren weſentlichen Merkmalen erfahrungsmäßig beſtimmt, indem man die Gegentheile von Wahnſinn, Tobſucht, Narrheit und Blödſinn zuſammenfaßt. Die genauere Beſtimmung dieſer Gegentheile mag hier unberührt bleiben, damit wir uns für den Augenblick nicht in die Pſychologie vertiefen; es genügt für den jetzt nöthigen Begriff der geiſtigen Geſundheit, wenn der Leib weder im Allgemeinen die Geiſtesthätigkeit zerſtreut (wie in der Narrheit) oder ſchwächt (wie im Blödſinn): noch auch partielle Angriffe macht, die vorzugsweiſe von der Seite der Sinne und des Erkennens, (beym Wahnſinn) noch der Glieder und des Handelns (in der Tobſucht) herkommen.

Wo nun Juriſten und Ärzte mit einander überlegen, ob eine Handlung, die ſonſt aus Furcht vor der Staatsgewalt pflegt unterlaſſen zu werden, mit freyem oder unfreyem Willen ſey begangen worden: da ſchwebt dieſen Männern ein Begriff von Freyheit vor, der mit der eben beſchriebenen geiſtigen Geſundheit zuſammenfällt. Der mente captus hat in einer Traumwelt gelebt, die ihm die wahren Folgen ſeiner Handlungen verbarg; oder er hat zerſtörend gehandelt, ohne eigentlich den Gegenſtand ſeines Handelns anzufeinden; oder Zerſtreuung oder Schwäche hinderten alle wahre Überlegung und beſtimmte Abſicht. Das Handeln iſt alſo dasmal kein ſicheres Zeichen des eigentlichen Wollens; — am wenigſten des Charakters, denn falls der Kranke wieder geſund würde, käme unfehlbar ein entgegengeſetztes Wollen in der nämlichen Perſon zum Vorſchein. Solche Handlungen kann man zur Perſon nicht rechnen. Dieſe Perſon, — ganz abgeſehen von ihrer ſittlichen Bildung, — würde zuverläſſig durch bekannte Motive ganz anders determinirt ſeyn; ſie würde das Lächerliche und Gefährliche unfehlbar hinreichend ſcheuen, um ſich nicht ſo bloß zu ſtellen, wie der mente captus es thut. Sie würde frey ſeyn, eben weil ſie durch Geſetze und Sitten determinirt wäre, und die wahren Folgen ihrer Handlungen voraus ſähe.

Wollen wir nun etwan unternehmen, den Juriſten und Ärzten die Befugniß zu beſtreiten, mit welcher ſie, ohne die Philoſophen zu fragen, den Unterſchied der Freyheit und der Unfreyheit als einen Punct, der vor ihr forum gehört, behandeln und beſtimmen. Ein ſolcher Competenzſtreit kann zu nichts führen. Das Wort Freyheit hat und behält zuvörderſt im gemeinen Leben ſeine Bedeutung, wo es der Gefangenſchaft und Sclaverey gegenüber ſteht. Soll es andre Bedeutungen annehmen: ſo ſtehn diejenigen am ſicherſten veſt, welche jener erſten ſich am nächſten anſchließen. Der mente captus nun iſt in geiſtiger Gefangenſchaft; das iſt klar ohne alle ſittliche Begriffe; ſo wie der Wilde, der Barbar, der rohe Bauer, der harte Krieger, alle Gegentheile der Geiſtes-Zerrüttungen durch ihre Regſamkeit, Beſonnenheit, ihr kluges und gewandtes

Benutzen der Umſtände auf eine Weiſe darzuthun vermögen, die an ihrer geiſtigen Schnellkraft nicht im geringſten zu zweifeln geſtattet. Hier iſt innere Freyheit, völlig analog der äußern. Hier iſt diejenige Bedeutung des Ausdrucks: innere Freyheit, die zwar mit der Idee, welche wir mit dieſen Worten bezeichnen, eben ſo wenig zuſammentrifft, als mit Kants freyem Willen ohne Beſtimmungsgründe durch irgend welche Objecte, die aber dennoch dem urſprünglichen Sprachgebrauche ganz entſchieden gemäß iſt. Steht es nun beſſer mit dem Ausdrucke Determinismus? Oder helfen die Kantiſchen Worte Autonomie und Heteronomie? Eben daraus ſchließt man ja auf Geiſteszerrüttung, daß der Menſch in ſeinen Handlungen und Urtheilen nicht alſo determinirt wird, wie der Menſch bey geſundem Verſtande. Derjenige, deſſen Handlungen frey ſind, fällt unfehlbar der Kantiſchen Heteronomie anheim; er findet eben in den Objecten die Beſtimmungsgründe ſeines Thuns. Die Autonomie beginnt erſt da, wo die allgemeine Geſetzlichkeit, durch ihre bloße Form den Willen beſtimmt. Oder wollen wir nach unſerer Art, der Platoniſchen δικαιοσυνη uns anſchließend, lieber ſagen: da, wo die Kenntniß aller praktiſchen Ideen mit dem ihr angemeſſenen Willen zuſammentrifft? Eins wie das andre iſt ein moraliſcher Begriff, deſſen man gar nicht bedurfte, als man die Handlungen des geiſtig Geſunden für freye Handlungen erklärte; welche, wenn ſie gegen das poſitive Geſetz verſtoßen, dann in die geſetzliche Strafe verfallen, weil man darauf rechnet, jeder geiſtig Geſunde laſſe ſich beſtimmen zur Unterlaſſung derjenigen Handlungen, deren Strafe er nicht leiden will.

Vierter Brief

Daß Sie, mein theurer Freund: Sich den Begriff der *moraliſchen* innern Freyheit nicht werden rauben laſſen, weiß ich von Ihnen, ohne daß Sie mir es ſagen. Und das Nämliche wiſſen Sie von mir. Aber wie machten wir es, uns dieſen Beſitz zu ſichern? Beveſtigten wir ihn an die Tugend, die freylich ſeiner bedarf, aber auch eben ſo ſehr des Begriffs vom determinirten Charakter? Oder beveſtigten wir ihn an die Pflicht, die gerade, weil ſie von Handlungen die Regel ſeyn ſoll, uns aufs Handeln mit ſeinen Abſichten und Folgen hinzuſchauen nöthigt, und dadurch in die Verwickelungen des vorigen Briefes hinein führt?

Vielmehr, wir erkannten, (nicht erſt jetzt, ſondern ſchon längſt früher,) daß vom Tugendbegriff die Dunkelheit unzertrennlich iſt, welche im Begriffe der Perſon liegt; denn Tugend ſoll perſönliche Eigenſchaft ſeyn; es ſoll Vieles Verſchiedenartige durch die Perſon zuſammen gehalten werden und dort Einheit erlangen, während der praktiſchen Ideen mehrere ſind, und deren Anwendungen noch weiter auseinander laufen; ſo daß man, von der Einheit der Perſon ausgehend, kein Mittel haben würde, dies Mannigfaltige der Reihe nach kennen zu lernen und jedes Einzelne darin richtig zu beſtimmen. Der Tugendbegriff alſo ſetzt uns, wenn wir von ihm auszugehen verſuchen, nicht in Kenntniß, ſondern in Bewunderung deſſen was in ihm gefodert wird.

Was aber den Pflichtbegriff anlangt: ſo erlauben Sie mir wohl, hier des Überganges wegen, den ich zu nehmen im Sinne habe, folgenden bekannten Schluß aus einer Schrift, die Sie geleſen haben *) hieher zu ſetzen:

> Was in zweyen Begriffen das gemeinſame und gleiche Merkmal iſt, das kann nicht den Grund ihres Unterſchiedes enthalten.

Nun iſt in den beyden Begriffen des pflichtmäßig gehorchenden und des ihm gebietenden

---

*) Kurze Encyklopädie der Philoſophie aus praktiſchen Geſichtspuncten entworfen; S. 79.

Willens, das Merkmal des Wollens gleich und gemeinſam.

Alſo kann das Wollen nicht den Grund des Unterſchiedes zwiſchen dem pflichtmäßigen Gehorſam und dem Gebote enthalten.

Einen kürzeren und präciſeren Ausdruck für den Beweis des Satzes, daß von willenloſen Urtheilen, die in unſerer Kunſtſprache äſthetiſche heißen, die ganze Ethik ausgehen müſſe, habe ich nie finden können.

Dieſer Beweis ſteht nun offenbar dem sic volo sic iubeo der praktiſchen Vernunft bey Kant *) inſofern entgegen, als dies das Primitive ſeyn ſoll. Den gebietenden Willen legen wir als unſtreitiges Factum zwar zum Grunde; aber es zeigt ſich, daß die Auctorität deſſelben auf den willenloſen, urſprünglichen Werthbeſtimmungen beruhe. Daher iſt Pflicht kein primitiver, ſondern ein ſecundärer Begriff für die Wiſſenſchaft, während er im Leben, zur Anordnung der Handlungen von unmittelbarem Gebrauch iſt.

Da wir ferner wußten, daß äſthetiſche Urtheile nur über Verhältniſſe ergehen können: ſo war es nunmehr leicht, als das erſte Verhältniß, welches die praktiſche Philoſophie zwar nicht begründet aber eröffnet, jene Einſtimmung zwiſchen den urſprünglichen Werth-Urtheilen und dem entſprechenden Willen zu erkennen, welche wir mit dem Namen: Idee der innern Freyheit, bezeichnet haben.

---

*) Kritik der praktiſchen Vernunft §. 7. am Ende der Anmerkung.

Wie ich dazu komme, dieſer unter uns längſt veſtgeſetzten Hauptpuncte hier zu erwähnen, wird ſich bald offenbaren; ich habe nämlich die Abſicht, an ein paar ſtarken Beyſpielen zu zeigen, wie Diejenigen, welche das eben erwähnte Verhältniß, ſammt dem ihm zukommenden äſthetiſchen Urtheile nicht genau ins Auge faſſen, in den Fall kommen können, daß ſie bey allem Freyheitseifer doch von der ſittlichen Freyheit entweder abgleiten, oder ſich in dem Begriffe derſelben ſo verwickeln, daß er ihnen auf eine ganz unnöthige Weiſe zum Räthſel wird.

Der Name Freyheit kommt nicht bloß bey Tugend und Pflicht, ſondern auch beym Recht vor; ja er eignet ſich dort eine ſo entſcheidend wichtige Stelle zu, daß Kant gerade zu erklärte: Freyheit, Unabhängigkeit von eines andern nöthigender Willkühr, ſofern ſie mit jeder Andern Freyheit nach einem allgemeinen Geſetze zuſammen beſtehen könne, ſey das einzige, urſprüngliche, jedem Menſchen kraft ſeiner Menſchheit zuſtehende Recht. *) Ehe ich darauf eingehe, ein paar Worte vom Naturrechte im Allgemeinen.

Abgeſehen vom Geſellſchafts= und Staatsrechte müſſen im Naturrechte hauptſächlich zweyerley Klaſſen von Begriffen, die ſich im gemeinen Leben überall aufdringen, beleuchtet werden; nämlich die dinglichen Rechte und die Verträge. Dieſe beyden Klaſſen ſind nicht ganz leicht unter einem Hauptgedanken zu vereinigen; meiſtens fallen ſie den Schriftſtellern ganz ſichtbar aus einander. Wenn man die dinglichen Rechte, wie gewöhnlich voranſchiebt, ſtatt von den Verträgen ſchon deshalb weil ſie einfacher ſind, und nicht ins Weite auf jeden Dritten hinausweiſen — anzufangen: ſo möchte in dieſem Puncte wohl immer guter Rath theuer ſeyn und bleiben. Aber auch in den Verträgen verwickelt man ſich. Es werden ihrer ſo viele unbillige, leichtſinnige, eingegangen; die Umſtände verändern ſich ſo oft; die Auslegungen veranlaſſen ſo viel Streit, — wie ſollte man nicht bedenklich werden, wo es darauf ankommt, ein Zwangsrecht für dieſelben geltend zu machen? Denn — das iſt ja einmal die Vorausſetzung: von einem Rechte bloß für ſich, einem reinen, ethiſchen Begriffe deſſen

---

*) Kants Rechtslehre S. XLV.

was Einer vom Andern zu fodern habe, — und (was die Hauptſache iſt) welche Foderungen der Andre von Jenem ſich müſſe gefallen laſſen, ſo daß er ſie nicht abläugnen dürfe — davon handle das Naturrecht nicht; hingegen auf den Zwang ſteuere es los, und auf den Staat als den Executor des Zwanges. Bevor nun freylich ſo ſcharfe Maaßregeln, wie die der Obrigkeit, wiſſenſchaftlich aufgerufen werden: mag man ſich wohl bedenken, wie es eigentlich zugehe, daß ein Vertrag nicht etwan bloß für einen Augenblick anzeige, worin zwey Perſonen übereingekommen ſeyen, ſondern dieſelben auch dergeſtalt gebunden halte, daß es mit der Freyheit des Beſchließens nun in der Sphäre des Vertrages ein für allemal vorbey iſt; während doch die Perſonen ſich beyderſeits vollkommen bewußt ſind, ſie hätten innerlich noch daſſelbe Vermögen zu wollen, und anders und immer anders zu wollen, wie in jenem Augenblick, in welchem der Vertrag zum Abſchluß gelangte. Wie kommt ein Augenblick zur Herrſchaft über die ganze nachfolgende Zeit?

Nur eine kleine Probe von der Art, wie ſich die Naturrechte in dieſem Puncte drehen und wenden, möchte ich hier einſchalten, wenn es nicht zu weitläufig wäre. Ein paar Zeilen aus Hufelands Naturrecht mögen zur Andeutung dienen.

Dort wird geredet von „Veſtſetzung neuer Maximen, die ich jetzt durch meine Willkühr den „übrigen ſittlichen Regeln an die Seite ſetze. Das „Sittengeſetz verbietet mir nicht, auch dauernde, „ohne Zeiteinſchränkung gültige Maximen willkührlich mir vorzuſchreiben. Der Promiſſarius „hat ein vollkommenes Recht auf — Wahrhaftigkeit.“ *)

Sie, mein theurer Freund, der Sie Sich längſt mit mir des vorgeblichen Sittengeſetzes im singulari — als ob es keine Mehrheit urſprünglicher praktiſcher Ideen gäbe, — entwöhnt haben — Sie werden Mühe haben, bey einer ſolchen Rede nur irgend Etwas zu denken. Zuerſt fällt natürlich die Wahrhaftigkeit, als hier ohnehin vorausgeſetzt, aus der Erklärung der Verträge deshalb weg, weil ſie den Fragepunct gar nicht trifft. Von betrüglichen Verträgen kann nicht die Rede ſeyn, weil der Betrug keine wahre Übereinkunft der Willen ſtiftet. Aber von unbilligen, von gemeinſchädlichen Verträgen, welche die Ideen der Billigkeit und des Wohlwollens gegen ſich, und dennoch die Idee des Rechts für ſich haben, kann allerdings die Rede ſeyn; und wenn einzig und allein auf das Sittengeſetz —

---

*) Hufelands Naturrecht §. 260 u. ſ. w.

auf den vorgeblichen singularis hingewieſen wird, ſo muß man fragen: hat das Sittengeſetz geträumt oder geſchlafen, als das Unbillige und Gemeinſchädliche die Form des Rechts annahm?

Doch nicht erſt durch die Vorausſetzung tadelnswerther Verträge wollen wir es wecken. Die Sache ſteht viel ſchlimmer.

Was iſt das für ein Sittengeſetz, welches erlaubt, daß man ihm neue Maximen willkührlich an die Seite ſetze?

Hufeland meint den kategoriſchen Imperativ. Alſo wollen wir fragen: Kannſt Du wollen, daß es allgemeine Maxime werde, auf die Selbſttäuſchung deſſen zu rechnen, der ſich einbildet, ſeine Willkühr für alle künftige Zeit durch einen augenblicklichen Vorſatz gebunden zu haben?

Sie ſehen nun ſchon den Abweg. In ſolcher Dialektik fortfahrend würden wir uns bald ſo verwickeln, daß wir wohl ſelbſt eine Minute lang zweifeln könnten, ob der alte Satz: pacta sunt servanda, noch wahr ſey oder nicht. Dahin wird es nun mit uns nicht kommen. Aber bemerken Sie doch jene Worte: das Sittengeſetz verbietet mir nicht. Ein ſolches: qui tacet, consentire videtur, ſteckt hinter manchen naturrechtlichen Behauptungen; es ſind ausdrückliche Worte jenes Naturrechts: „bey mehrern Hand-

„lungen verweiſet das Sittengeſetz jeden Men„ſchen bloß an ſeine Willkühr. Freyheit der „Willkühr iſt geſetzmäßig; das Sittengeſetz legt „ihr Berichtigung bey.“ *)

Bevor ich weiter gehe, möge hier eine vortreffliche Stelle Schleiermachers, über den Begriff des Erlaubten Platz finden. „Derjenige „Begriff, welcher überall, wo er als ein wirk„licher und poſitiver in die Ethik eingeführt wird, „eine fehlerhafte Beſchaffenheit des Pflichtbegriffs „anzeigt, iſt der Begriff des Erlaubten. Nur „bey der Anwendung im Leben hat er als ein „negativer Begriff ſeine Bedeutung; ſo näm„lich, daß er beſagt, eine Handlung ſey noch „nicht ſo in ihrem Umfange und mit ihren Gren„zen vollſtändig aufgefaßt, daß ihr ſittlicher Werth „könne beſtimmt werden.“ **)

Gehen Sie mit dieſem Gedanken an die Naturrechte, ſo werden Sie Sich wundern, wie ſchnell man nach denſelben Eigenthum, — das wichtigſte der dinglichen Rechte, — erwerben kann. Da heißt es bey Hufeland ganz kurz: „Von „vielen Sachen kann mancher Gebrauch nicht „anders gemacht werden, als wenn Jemand ſie

---

*) A. a. O. §. 92. 93.

**) Schleiermachers Kritik der Sittenlehre S. 185. 186.

„ausſchließend gebraucht. Da jeder Menſch nun „vermöge ſeiner Perſönlichkeit Zwecke haben, und „allerhand Mittel dazu gebrauchen darf: ſo hat „er auch ein Recht, dieſe Sachen ausſchließend „zu gebrauchen. Das Eigenthum iſt der ausſchließende Gebrauch einer Sache, ſofern er nicht „verboten iſt. Jeder Menſch hat demnach ein „Recht, ſich Eigenthum zu erwerben. Die ganze „Beurtheilung der Rechte des Eigenthums beruht „im Naturſtande auf der Einſicht des Rechthabenden.“ *)

Sie erinnern Sich vielleicht an meine praktiſche Philoſophie, wo der Satz, welcher ſo lautet: *Es ſoll kein Streit ſeyn, folglich muß ich überlaſſen*, jenem Naturrechte gemäß füglich auf folgende Weiſe könnte verändert werden

> Es ſoll kein Streit ſeyn; folglich muß *der Andre mir* überlaſſen.

Welche Lesart die rechte ſey, iſt unter uns keine Frage; allein vermuthlich ſchwebt Ihnen eine andre Frage im Sinn: was für eine Perſönlichkeit mochte dort gemeint ſeyn, wo es hieß: da jeder Menſch vermöge ſeiner Perſönlichkeit Zwecke haben *darf*—? In dem Dürfen ſteckt jener, von Schleiermachern zurechtgewieſene Begriff des Erlaubten; wie kann denn aus der Perſönlichkeit ein ſo allgemeines, kategoriſches, definitives Dürfen hervorgehn, daß hierin allein der Grund des Eigenthums liege? Bedeutet etwan das Eigenthum weiter nichts, als daß die Handlung, wodurch man deſſelben ſich bemächtigt, noch nicht hinreichend in ihrem Umfange und in ihren Gränzen aufgefaßt ſey, um ihren ſittlichen Werth zu beſtimmen? Das wäre ein ſeltſames Eigenthum; und ſo iſt es keinesweges gemeint.

---

*) Hufelands Naturrecht §. 219—223.

Vernehmen Sie jetzt, was eine Perſon iſt! „Das Vermögen eines Weſens, ſich Zwecke für „ſeine Handlungen vorzuſetzen, heißt die Perſönlichkeit; und ein mit dieſem Vermögen begabtes „Weſen eine Perſon.“ *)

Faſt muß ich beſorgen, daß Sie mir zürnen, weil ich ein ſo altes Buch, wie Hufelands Naturrecht, jetzt noch anführe. Es iſt freylich vom Jahre 1795. Wohlan! Schlagen Sie Krug nach! Sie finden bey ihm folgendes, was im Jahre 1821 herauskam:

> „Jedes vernünftige Weſen vermag die Zwecke „ſeiner Thätigkeit ſich ſelbſt zu ſetzen, und „mit Freyheit zu verwirklichen, und „heißt daher eine Perſon; alles Vernunft-

---

*) A. a. O. §. 90.

„loſe aber eine Sache. Jener kommt daher „eine eigenthümliche Würde zu, welche die „perſönliche heißt; und dieſe Perſönlichkeit beruhet lediglich auf — der Vernunft und „Freyheit desjenigen Weſens, dem ſie beygelegt wird.“ *)

Und wie wird damit das Eigenthum in Verbindung gebracht?

„Da jedes vernünftige Weſen ein Recht auf „Sachen überhaupt, niemand aber ein urſprüngliches Recht auf beſtimmte Sachen hat: „ſo muß es — etwas Herrenloſes geben „oder gegeben haben, durch deſſen Ergreifung „und Zueignung kein fremdes Recht verletzt „wird. Eben darin und allein (in apprehenſione et appropriatione sola) liegt auch der „Grund der Rechtserwerbung. Denn das erſte „Beſitznehmen macht es rechtlich unmöglich „daß ein Andrer dieſelbe Sache auf gleiche „Weiſe erwerbe, weil ſie nicht mehr herrenlos iſt.“ **)

Wollen Sie nun etwa noch bey Droſte-Hülshoff nachſchlagen? Das Jahr 1831 wird nicht viel anders reden als das Jahr 1821.*)

---

*) Krugs Handbuch der Philoſophie, zweyter Band §. 491.

**) A. a. O. §. 514.

So werden wir ja wohl nachgeben müſſen; und die obige zweyte Lesart wird nunmehr näher beſtimmt ſo lauten:

> Es ſoll kein Streit ſeyn, folglich darf ich jedem Andern die Vermeidung deſſelben zumuthen, indem ich ihm durch Occupation zuvorkomme.

Aber eben des Urtheils: es ſoll kein Streit ſeyn, hatten ſich jene Naturrechtslehrer gar nicht bedient. Die Würde der Perſon beſorgt bey ihnen alles; und dieſe Würde beruhet nicht wie bey uns, auf dem Verhältniß zwiſchen der Einſicht (die meinethalben Vernunft heißen möchte) und dem entſprechenden Willen: ſondern, wo wir die Unwürde finden, nämlich wenn der Wille von der Einſicht abweicht, da beſitzen jene noch immer das erhabene Vermögen, ſich ſelbſt Zwecke zu ſetzen; und dies Vermögen, Freyheit genannt, führt immer geraden Weges zum Eigenthum, als einem Rechte gegen jeden Dritten; welches Recht in der That ungeheuer ſtark ſeyn muß, da es Gleichgewicht macht gegen das ganze Menſchengeſchlecht weniger dem Einen, der jeden Dritten, ohne ihn zu fragen, ausſchließt, weil es ihm ſo beliebt!

---

*) Lehrbuch des Naturrechts von Droſte-Hülshoff. §. 10 und 49.

Wir wollen alſo dasjenige hier unerwähnt laſſen, was in meiner praktiſchen Philoſophie, auf einem in der That ziemlich weitem Wege, zwiſchen der einfachen Rechts-Idee und der Rechtsgeſellſchaft, alsdann ferner zwiſchen der Rechtsgeſellſchaft und dem erlaubten Schutze durch Zwang, endlich noch zwiſchen der Erlaubniß des Zwanges und dem wirklichen Zwange im Staate, — in der Mitte liegt. Denn dieſe Strecke Weges zu überſchauen erfodert mehr, als was das bloße Wort Freyheit zu vermuthen geben möchte.

Indeſſen wird aus dem Vorigen, bey Vergleichung der Verträge mit dem Eigenthum, der Unterſchied hervortreten: daß bey jenen doch wenigſtens zwey Perſonen ihre Willen vereinigen mußten; beym urſprünglichen Erwerben des Eigenthums hingegen der Occupirende Niemanden braucht und Niemanden fragt. Verhält es ſich wirklich ſo: dann mögen wir nur aufhören von einerley Rechtsidee zu reden; das Recht iſt vielmehr zweyerley, dem die Sprache einen gemeinſchaftlichen Namen beygelegt hat.

Ehe wir das für entſchieden annehmen, wird es doch gut ſeyn, einmal das Kantiſche Naturrecht näher anzuſehn. Denn bey Kant pflegen ſich immer noch Spuren der Wahrheit zu finden, wenn anderwärts ſchon der Nebel die Ausſicht verſchließt.

Da kommt uns nun zwar Anfangs ein wenig erbauliches, ſogenanntes Poſtulat der Vernunft entgegen, nach welchem kein Gegenſtand der Willkühr an ſich herrenlos ſeyn, d. h. der Zueignung entzogen werden ſoll. Ja es fehlt auch nicht an der deutlichen Erklärung, dies Poſtulat ſolle ein Erlaubnißgeſetz bedeuten für den, welcher zuerſt nimmt und hiemit Andre ausſchließt.*) Hier iſt nun freylich wenig Zuſammenhang zwiſchen dem „*brauchbare Gegenſtande außer aller Möglichkeit des Gebrauchs ſetzen,*“ welches verboten, und dem Ausſchließen Andrer durch Zueignung ohne ſie fragen, welches erlaubt ſeyn ſoll. Vielmehr, wenn einmal die Vernunft (man weiß nicht recht wie?) vom Throne ihrer logiſchen Allgemeinheit ſich ſo weit herab bemüht, ſich um die Brauchbarkeit der Sachen für gemeine Zwecke der Willkühr zu bekümmern: ſo wäre natürlich zu ſchließen, *daran* ſey der Vernunft gelegen, den *vollſtändigſten* Gebrauch der Sachen zu veranſtalten; und ſie werde eben deshalb Niemandem die Zueignung eher geſtatten, als bis ausgemacht worden, worin das Maximum des Gebrauchs für Alle beſtehe, und wie die Theilung oder Verbindung der Sachen am zweckmäßigſten könne eingerichtet werden. Bey der Gelegenheit würde ſie denn wohl noch Einiges zu ſagen haben über die Richtung und Lenkung der äußern Freyheit, damit aus den Handlungen, wodurch die Sachen in Gebrauch kämen, auch Etwas für die Bildung der Menſchen zu tugendhaften Fertigkeiten (nach Ariſtoteles) möchte gewonnen werden; kurz, man würde einen Blick auf das Verwaltungs- und Culturſyſtem zu werfen Gelegenheit haben.

---

*) Kants Rechtslehre, §. 2.

Die richtige Anſicht kommt bey Kant etwas ſpät hintennach; und iſt nirgends präcis ausgeſprochen, noch weniger zum Grunde gelegt. Sie läßt ſich nur eben erkennen in der Stelle, wo es heißt:

> „Derſelbe Wille (der Bemächtigung) kann
> „eine äußere Erwerbung nicht anders berechtigen,
> „als nur ſo fern er in einem a priori
> „vereinigten (d. i. durch Vereinigung der Willkühr
> „Aller, die in ein praktiſches Verhältniß
> „gegen einander kommen können,) abſolut gebietenden
> „Willen enthalten iſt. Denn der

> „einſeitige Wille kann nicht Jedermann eine Verbindlichkeit auflegen, die an ſich zufällig iſt.“ *)

Auch hier noch iſt der rechte Punct nicht genau getroffen; denn die dinglichen Rechte ſtehen nicht in der Höhe eines abſolut gebietenden Willens, ſondern bedürfen nur einer Überlaſſung in allgemeinen Begriffen. **) Indeſſen iſt wenigſtens anerkannt, daß Vereinigung der Willen nöthig iſt, wo ein Recht entſtehen ſoll, und daß Keiner für ſich allein hinreicht, um ſich eine wahre Berechtigung im Kreiſe der Andern zu ſchaffen. Und hiemit iſt denn auch die anfängliche Behauptung gemäßigt, daß in der Freyheit das angeborne Recht liege. Dadurch, daß Einer frey da ſteht, hat er noch keine Rechte; aber indem Alle, die einander frey gegenüber ſtehen, ſich gegenſeitig berückſichtigen, entſtehen die Rechte. Und ſie ſollen ſich berückſichtigen, denn — es ſoll kein Streit ſeyn.

Tiefer in die Kritik des Naturrechts einzugehen, wäre hier am unrechten Orte, ſo nahe auch die Veranlaſſungen liegen. Sie, lieber Freund, werden zwar nicht fragen, wie denn die äußere Freyheit, für welche ſich die Naturrechte ſo lebhaft intereſſiren, mit der innern Freyheit zuſammenhänge; denn das wiſſen wir nur zu gut; und Jene, die ſo gern von der angebornen Freyheit, als der Quelle aller Rechte, reden mögen, bezeugen gerade dadurch, daß die innere Freyheit nicht als eine bloß intelligible, zeitloſe, für ſich allein da ſteht, ſondern ſich allerdings um Objecte, um Sachen, dergleichen im Kreiſe der Rechtsverhältniſſe vorkommen, bekümmern muß. Aber zugleich ſehen wir, daß auch die äußere Freyheit, die ſich die Zwecke ihrer Thätigkeit beliebig ſetzt, nicht für ſich allein auftreten darf, wenn ſie Berechtigungen verlangt, die nur vermöge ethiſcher Betrachtungen können gefunden werden. Urtheile des Lobes und Tadels, — äſthetiſche Urtheile über den Willen, — müſſen erſt ausgeſprochen ſeyn, ehe man beſtimmen kann, was der äußern Freyheit zu gewähren, was zu verſagen ſey. Solchen Urtheilen iſt jede Perſon ausgeſetzt. Sie kann eine Würde erlangen, aber ſie kann auch ins Unwürdige verfallen. Das hätte Ariſtoteles bedenken ſollen, der ſich ſo leicht mit der Sclaverey vertrug, indem er meinte, es gebe Menſchen, denen von Natur zukomme, zu dienen, und in beſtändiger Unterwürfigkeit zu leben. *) Aber möchten das von der andern Seite doch auch Diejenigen bedenken, die ſchon darin eine Würde finden, daß der Menſch ſich beliebige Zwecke ſetzen kann. Meinte etwan Ariſtoteles, die Sclaven könnten das nicht? So blind war er ſicher nicht; aber darin fand er keine Würde, und es liegt keine drin; wohl aber iſt es leicht, die Menſchen zum Übermuth zu verleiten. Daß man die praktiſche Philoſophie in Moral und Naturrecht zerriſſen hat, iſt Schuld an dieſem, wie an vielem andern Unheil.

---

*) Kants Rechtslehre, §. 14.

**) Praktiſche Philoſophie, S. 195.

Über die innere Freyheit, zu der wir jetzt zurückkehren, hat ſich wohl Niemand ſo ſehr gewundert, als Kant, dem ſein eigner kategoriſcher Imperativ, ſo veſt er ihn behauptete, dennoch zum Räthſel wurde. „Warum (ſo fragt er) ſoll ich „mich dieſem Geſetze unterwerfen? Ich will einräumen, daß mich dazu kein Intereſſe treibt, „denn das würde keinen kategoriſchen Imperativ „ergeben; aber ich muß doch hieran nothwendig „ein Intereſſe nehmen, und einſehen, wie das „zugeht; denn dies Sollen iſt eigentlich ein Wollen. Es ſcheint, wir könnten dem, der uns „fragte, warum denn die Allgemeingültigkeit unſerer Maximen als eines Geſetzes, die einſchrän-

---

*) Aristot. Polit. I, 5, 6.

„kende Bedingung unſrer Handlungen ſeyn müſſe, „und worauf wir den Werth gründen, den wir „dieſer Art zu handeln beylegen, (der ſo groß „ſeyn ſoll, daß es überall kein höheres Intereſſe „geben kann), und wie es zugehe, daß der Menſch „dadurch allein ſeinen perſönlichen Werth zu füh„len glaubt, gegen den ein angenehmer oder un„angenehmer Zuſtand für nichts zu halten ſey: — „keine genugthuende Antwort geben." *)

So offene Äußerungen dürfen uns gewiß nicht verleiten zu glauben, in dem Gemüthe Kants ſey jemals ein Zweifel von praktiſcher Art aufgeſtiegen, — in ihm, der, wenn irgend ein Sterblicher, gewiß das reine Intereſſe am Sittlichen mit unwandelbarer Treue und Zuverſicht empfand und hegte. Solche Arbeiten, wie die Werke Kants, ſind durch ein unreines Intereſſe nicht möglich; kein Sporn des Ehrgeizes hält aus gegen die Anſtrengung des Denkens, welche dazu nöthig iſt. Es kann nur eine theoretiſche Frage ſeyn, die ihn beſchäftigt, indem er Rechenſchaft von dem Werthe des Handelns nach dem Sittengeſetze zu geben verſucht.

Auch ſcheint er Anfangs zu glauben, die Ant-

---

*) Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, im dritten Abſchnitte.

wort ſey ſchon gefunden, indem er die Freyheit in die intelligible Welt verſetzt. „Das moraliſche Sollen iſt eignes nothwendiges Wollen als „Gliedes einer intelligibeln Welt; und wird nur „in ſo fern als Sollen gedacht, wiefern man „ſich zugleich als Glied der Sinnenwelt be„trachtet.“

Gleichwohl iſt ihm etwas Unbegreifliches zurückgeblieben. Er fragt nicht mehr; aber es fällt ihm ein, daß wohl Jemand fragen könnte, und daß alsdann wenigſtens eine Abweiſung nöthig wäre. Was iſt denn aber noch zu fragen, wenn das ſittliche Wollen, folglich das Streben des beſſern Menſchen wirklich ſchon ſeinen reinen Ausdruck gefunden hat? — Umgekehrt, wenn noch etwas Fragliches übrig bleibt, ſo möchte es wohl daran gerade liegen, daß die Formel, die man ausſprach, dem ſittlichen Streben nicht genau angemeſſen iſt. Doch hören wir Kant!

„Die ſubjective Unmöglichkeit, die Freyheit „des Willens zu erklären, iſt mit der Unmög„lichkeit, ein Intereſſe ausfindig und begreiflich „zu machen, welches der Menſch an moraliſchen „Geſetzen nehmen könne, einerley.“

Wie? wenn wir eine theoretiſche Erklärung geben könnten, dann wäre ein Intereſſe ausfindig gemacht? Ein Intereſſe, ſollte man denken, werde unmittelbar empfunden. Nur dann wird es nicht empfunden werden, wenn der Gegenſtand, welcher es erregen könnte, nicht vorliegt, ſondern ſtatt ſeiner etwas Fremdartiges! — „Gleichwohl (fährt Kant fort) nimmt der Menſch wirklich daran ein Intereſſe, wozu wir die Grundlage in uns das moraliſche Gefühl nennen, welches fälſchlich für das Richtmaaß unſerer ſittlichen Beurtheilung von Einigen ausgegeben worden, da es vielmehr als die ſubjective Wirkung, die das Geſetz auf den Willen ausübt, angeſehen werden muß, wozu Vernunft allein die objectiven Gründe hergiebt."

Setzen wir hier anſtatt Vernunft die ſämmtlichen praktiſchen Ideen: ſo iſt dieſe Stelle richtig. Die Verhältniſſe, welche mit Lob und Tadel beurtheilt werden, ſind das Objective, welches innerlich beſchaut werden mußte, damit ſich in uns die Ideen erzeugten. Aus ihnen beſtimmt ſich der ſittliche Wille; dieſer gebietet als geſetzgebend. Das Geſetz übt eine ſubjective Wirkung auf jeden individuellen Menſchen, indem der individuelle Wille die Macht und Auctorität jenes ſittlichen Willens empfindet. Dieſe ſubjective Wirkung iſt in verſchiedenen Menſchen verſchieden; der ſchlechte Menſch empfindet ſie als Vorwurf; der bloß ungebildete als Erhebung, der edlere

Menſch als Erquickung und Begeiſterung. Dieſe und andre Weiſen des moraliſchen Gefühls können in der That nicht das Richtmaaß der ſittlichen Beurtheilung an die Hand geben. Aber was denn ſucht Kant eigentlich?

„Um das zu wollen, wozu die Vernunft al„lein den ſinnlichafficirten vernünftigen Weſen „das Sollen vorſchreibt, dazu gehört freylich ein „Vermögen der Vernunft, ein Gefühl der Luſt „oder des Wohlgefallens an der Erfüllung der „Pflicht einzuflößen, mithin eine Cauſalität der„ſelben, die — Sinnlichkeit ihren Principien „gemäß zu beſtimmen!

Ja nun freylich ſehen wir, was ihn irrte! Da ſtanden Sinnlichkeit und Vernunft als zwey völlig heterogene Seelenvermögen einander gegenüber. Und ein Wohlgefallen konnte nicht empfunden werden, wenn nicht eine ſinnliche Affection dabey vorging. Im Schönen ſteckte alſo wohl etwas vom Angenehmen verborgen? Und wenn dies vermieden würde: dann wäre wohl noch die neue Gefahr nicht zu überſtehen, daß die verſchiedenen Klaſſen des Äſthetiſchen in einauder laufen würden? Solche Gefahr ſcheint man ſich wirklich noch heutiges Tages einzubilden; als ob Äußeres vom Innern und Innerſten ſich nicht deutlich genug abſondern ließe! An ein rein geiſtiges Gefühl, in dem inwendigſten Weſen der Vernunft ſelbſt, war nun gar nicht zu denken. Soviel vermochte die alte falſche Pſychologie.

„Es iſt aber gänzlich unmöglich, einzuſehen, d. i. a priori begreiflich zu machen, wie ein bloßer Gedanke, der ſelbſt nichts Sinnliches in ſich enthält, eine Empfindung der Luſt oder Unluſt hervorbringe.“

Und was enthält denn die Formel des kategoriſchen Imperativs, was bietet die bloße allgemeine Geſetzlichkeit dar? — In der That, die alte Pſychologie trägt nicht allein die Schuld, ſondern die leere logiſche Hülſe der bloßen Geſetzlichkeit iſt es ſelbſt, welche macht, daß ſich das ſittliche Intereſſe durch ſie nicht befriedigt finden kann.

Wollen wir uns das einmal recht klar machen? — Nehmen Sie an, lieber Freund, die Vernunft laſſe ſich herab, der Sinnlichkeit etwas Sinnliches darzubieten, etwas, das recht eigentlich durch Empfindung könne aufgefaßt werden; und erwarte nun die Wirkung, die ſich als ein Gefühl der Luſt, des Wohlgefallens offenbaren ſoll. Jetzt wird doch nicht mehr paſſen, was Kant noch hinzuſetzt, nämlich daß Erfahrung nur zwiſchen zwey Gegenſtänden der Erfahrung ein Cauſalverhältniß zeigen könne, hier aber reine Vernunft durch bloße Ideen die Urſache von einer Wirkung in der Erfahrungswelt ſeyn ſolle. Daran kann doch die Schuld des ausbleibenden Luſtgefühls nicht mehr liegen, wenn wir der Sinnlichkeit etwas Sinnliches zu empfinden geben! Was aber ſoll dies Sinnliche ſeyn, um hier zur Sache ein Gleichniß zu liefern? Natürlich etwas, das dem kategoriſchen Imperative ähnlich ſey. Alſo eine bloße Form. Gut, wenn es eine ſchöne Form iſt, ſo wird das Schöne empfunden, oder, wie ich lieber ſagen möchte, gefühlt werden. Aber jede Form ſchließt Verhältniſſe eines verbundenen Mannigfaltigen in ſich. Das iſt kein Gleichniß für den kategoriſchen Imperativ, der eine bloße Geſetzlichkeit ohne Ausnahme fodert. Alſo eine Richtſchnur. Eine ſolche iſt das paſſende Gleichniß für den kategoriſchen Imperativ. Doch auch nicht einmal eine Schnur; etwa eine ſeidene oder gedrehte; dieſe könnte ſchon viel zu bunt ſeyn. Alſo eine gerade Linie; eine bloße mathematiſche Länge; ohne irgend etwas von Farbe, oder von Geſtaltung nach der Breite und Dicke! — Jetzt können wir darauf rechnen, daß ſelbſt die Sinnlichkeit ſich nicht regen wird, um ein Gefühl der Luſt oder Unluſt in ſich zu erzeugen, ſondern ſie wird vollkommen gleichgültig bleiben, weil eben gar nichts zu ſehen da iſt, welches irgend wie gefallen oder misfallen könnte.

Ganz anders kommt die Sache zu ſtehn, wenn Kant von einem Reiche der Zwecke redet, — wir würden ſagen, von einer beſeelten Geſellſchaft. Und wie wäre bey ihm ſelbſt das hohe und reine moraliſche Intereſſe möglich geweſen, wenn ihm nicht der wahre Gegenſtand deſſelben vorgeſchwebt hätte? Darum haben auch ſo viele ſeiner Nachfolger ſich an den Ausdruck gehalten, der Menſch ſolle nie bloß als Mittel, ſondern zugleich als Zweck behandelt werden. Nur ſchließt ſich dieſe Formel nicht mit derſelben Präciſion dem Kantiſchen Freyheitsbegriffe an, wie der kategoriſche Imperativ; ſtatt deſſen veranlaßte das Reich der Zwecke wahrſcheinlich Manchen, zu glauben er könne mit Kants Bewilligung jenes abenteuerliche Hinaufſteigen zur Weltbildung unternehmen, deſſen ich am Ende des zweyten Briefes erwähnte, und welches um deſto leichter gelingt, da Sonne, Mond, und Sterne dabey pflegen ignorirt zu werden; wie ſie denn wirklich zur Begründung der Ethik, unmittelbar wenigſtens, nichts beytragen.

Fünfter Brief.

Den Freyheitsbegriff betrachteten wir biſher in mancherley Beziehungen. Wird es Ihnen jetzt genehm ſeyn, mein theurer Freund, daß wir ſein Gegenſtück, den Determinismus, uns vorführen laſſen; und zwar von Demjenigen, deſſen Offenheit gerade in dieſem Puncte als nachahmungswerthes Muſter aufgeſtellt wird? Bey der Gelegenheit können Sie einmal recht genau nachſehn, ob nicht vielleicht auch mir etwas von verſtecktem Spinozismus anklebt. Denn es iſt Spinoza ſelbſt, den ich redend einzuführen gedenke; und deſſen Ethik ich Sie bitte Sich zu vergegenwärtigen. Einem Drama in fünf Acten möchte man das Werk vergleichen; wenigſtens hat es Expoſition, Verwickelung, und Löſung des Knotens. Voran ſteht Gott und der menſchliche Geiſt; dann folgt, was den Geiſt niederdrückt, — die Affecten werden geſchildert, die menſchliche Knechtſchaft wird dargethan; und endlich — die menſchliche Freyheit. Betrachtet man dieſen Plan, ſo kann man fragen: iſt denn Spinoza Determiniſt? endigt denn nicht die Knechtſchaft in der Freyheit? Wird denn der Knoten nicht gelöſet? Wozu helfen uns denn die beyden gleichlaufenden unendlichen Reihen in der res extensa und res cogitans, welche zuſammen den Makrokosmus vorſtellen? — Sie lächeln, mein Freund; denn Sie kennen dieſe berühmte Ethik. Darum wollen wir bey allgemeinen Fragen fürs Erſte nicht verweilen, ſondern ſogleich das ins Auge faſſen, was wir ſuchen; nämlich den Determinismus. Auf dieſen weiſet ohne Zweifel die Überſchrift des vierten Theils hin: de servitute humana.

Dort nun wird Jedem, der hören will, kund und zu wiſſen gethan: Die Worte Vollkommenheit und Unvollkommenheit haben eigentlich nichts zu bedeuten. Wie die Leute, wenn ſie ein Haus bauen, es dann fertig nennen, wenn es die beabſichtigte Größe und Einrichtung erreicht hat, ſo haben ſie auch der Natur die Abſicht untergeſchoben, ſolche Gegenſtände, wie man gewöhnlich findet, hervorzubringen; kommt nun einmal etwas Ungewohntes vor, dann meinen ſie, die Natur hätte einen Fehler begangen. Nun iſt zwar daran nicht zu denken; denn das ewige Weſen, welches wir Gott oder die Natur nennen (bemerken Sie dieſe Gleichſetzung!) wirkt mit der nämlichen Nothwendigkeit, mit der es exiſtirt; Zwecke der Natur oder Gottes ſind nur menſchliche Einbildung. — Indeſſen, wir pflegen nun einmal die Individuen in der Natur auf einen Gattungsbegriff, welcher der allgemeinſte iſt, zurückzuführen; dieſer Begriff iſt der des Seyn. In ſolcher Beziehung iſt alſo ein Ding vollkommener als ein anderes, wenn es mehr Seyn (plus entitatis seu realitatis) enthält, als das andere. Und wenn wir den Dingen etwas beylegen, das eine Negation in ſich ſchließt, z. B. Gränze, Ende, Schwäche, dann nennen wir ſie in ſo fern unvollkommener, weil ſie unſer Gemüth nicht ſo afficiren, wie die andern Dinge, die wir vollkommen nennen. Was nun die Begriffe des bonum und malum anlangt: ſo enthalten dieſe nichts poſitives, ſondern ſie ſind relativ. Z. E. Muſik iſt gut für den — Melancholicus, übel für den Trauernden (ob der Melancholicus etwan ein Wahnſinniger ſeyn ſoll, weiß ich nicht genau zu ſagen; Platon nennt wenigſtens den μελαγχολικὸς neben dem μεθυστικὸς und dem ἐρωτικὸς*);

---

*) Plato de rep. IX. p. 573. c.

dem Tauben hingegen iſt ſie weder gut noch übel!

Noch frage ich nicht, wie Ihnen das gefalle! — Hoffen Sie nur nicht zu früh, mein theurer Freund, Sich genau zu erinnern, was nach Spinoza für gut und übel zu erkennen iſt! Nothwendig muß ich Ihre Geduld noch für folgende Proben, die Sie ſchwerlich im Gedächtniß haben, in Anſpruch nehmen; doch will ich ſie kurz zuſammenfaſſen.

Unter dem Worte gut verſtehe ich (Spinoza) im Folgenden das, wovon wir gewiß wiſſen, es ſey ein Mittel, wodurch wir dem Vorbilde der menſchlichen Natur, welches wir uns denken (quod nobis proponimus) näher kommen können. Unter dem Worte übel das Gegentheil. — Erklärung 1.) Unter dem Guten verſtehe ich das, wovon wir gewiß wiſſen, es ſey uns nützlich. Erklärung 2.) Unter dem Übel verſtehe ich das, wovon wir gewiß wiſſen, es werde uns in der Erlangung eines Gutes hinderlich ſeyn. — Satz 8. Die Erkenntniß des Guten und des Übels iſt nichts anderes, als: der Affect der Freude und Traurigkeit, ſo fern wir uns deſſen bewußt ſind. — Satz 14. Die wahre Erkenntniß des Guten und des Übels, ſofern ſie wahr iſt, vermag keinen Affect in Schranken zu halten, ſondern nur ſo fern ſie als ein Affect betrachtet wird. — Satz 19. Jeder begehrt oder verabſcheut nach den Geſetzen ſeiner Natur nothwendig das, wovon er urtheilt, es ſey ein Gut oder ein Übel. — Satz 20. Je mehr einer ſeinen Nutzen zu ſuchen, d. h. ſein Daſeyn zu erhalten ſtrebt und vermag, um deſto mehr iſt er mit Tugend begabt; im Gegentheil, je mehr einer vernachläſſigt ſeinen Nutzen zu ſuchen, d. h. ſein Daſeyn zu erhalten, deſto ſchwächer iſt er. — Satz 22. Das Streben ſich zu erhalten, iſt die erſte aller Tugenden und das Fundament aller Tugend. — Satz 23. Wiefern der Menſch zu einer Handlung dadurch beſtimmt wird, daß er inadäquate Vorſtellungen hat, ſo kann man nicht ſagen, er handle tugendhaft, ſondern nur, wiefern er durch dasjenige beſtimmt wird, was er einſieht. — Satz 24. Der Tugend genau gemäß handeln iſt nichts Anders in uns, als: nach Anleitung der Vernunft handeln, leben, das eigne Daſeyn erhalten, (dieſe drey Dinge bedeuten einerley) aus dem Fundament des Strebens nach dem eignen Nutzen. — Satz 26. Was wir vernunftgemäß anſtreben, iſt nichts anderes als: Einſicht (intelligere.) — Satz 28. Das höchſte Gut des Geiſtes iſt die Erkenntniß Gottes.

Dieſen Sätzen füge ich noch einen, davon ziemlich weit getrennten hinzu:

Saz 68. Wenn die Menſchen frey geboren würden, ſo würden ſie vom Guten und vom Übel ſich gar keinen Begriff machen, ſo lange ſie frey wären.

Iſt Ihnen nun klar geworden, was eigentlich Spinoza unter den Worten bonum und malum verſteht? Soviel errathen Sie wohl, daß er mit dem letzten Satze auf den Baum der Erkenntniß zielt. Auch kann ich den ſehr kurzen Beweis leicht beyfügen. Der Freye hat nur adäquate Vorſtellungen; die Erkenntniß des Übels aber iſt inadäquat; und die des Guten bloß relativ gegen jene. — Wie (werden Sie fragen) die Erkenntniß des Übels iſt inadäquat? Was für Übel meint denn der Mann? Etwa Krankheit u. d. gl. wo uns die vollſtändige Kenntniß des natürlichen Zuſammenhangs fehlt? Giebt es denn kein ſittliches Übel, und haben wir etwa von der Lüge, vom Unrecht, keine angemeſſenen Begriffe? — Doch Sie erinnern Sich wohl des Satzes, den wir oft beſprochen haben, ius naturae est ipsa naturae potentia*); alſo dieſen Einwurf, als ob das Unrecht ein ſittliches Übel wäre, da es ja nur eine Negation, ein Mangel an Kraft iſt, werden Sie vorläufig zurücknehmen, — nicht wahr? Was Sie aber ſchwerlich errathen, wenn Sie nicht für dieſe vortreffliche Ethik ein ſehr genaues Gedächtniß haben, — das iſt der Beweis des Satzes, daß die Erkenntniß des Übels eine inadäquate ſey. Alſo hören Sie! Die Erkenntniß des Übels iſt die Traurigkeit ſelbſt, ſo fern wir uns deren bewußt ſind. Und dieſer Satz — geſetzt, er könnte jenen begründen — worauf beruht er ſelbſt? Die Vorſtellung der Traurigkeit iſt mit dem Affecte ſo verbunden, wie die Seele mit dem Leibe, das iſt: dieſe Vorſtellung iſt von der Vorſtellung der Affection des Leibes nur der Anſicht nach (solo conceptu) verſchieden. Es koſtet freylich einige Mühe, ſich an die Wichtigkeit des Leibes zu rechter Zeit zu beſinnen; allein ohne dieſe kommt man bey Spinoza nicht von der Stelle. Das erhellet recht deutlich aus einer Äußerung am Ende des dritten Buches, die ich der Genauigkeit wegen lateiniſch herſetzen werde.

---

*) Tractat. polit. cap. II, §. 4.

Cum dixerim, mentis cogitandi potentiam augeri vel minui, nihil aliud intelligere volui, quam: quod mens ideam sui corporis vel alicuius eius partis formaverit, quae plus minusve realitatis exprimit, quam de suo corpore affirmaverat. Nam idearum praestantia et actualis cogitandi potentia ex obiecti praestantia aestimatur. —

Hier muß ich doch wohl anhalten. Die kecken Behauptungen würden uns ſonſt betäuben; man braucht wenigſtens Zeit, um ſich ihrer zu erwehren. Vor allen Dingen muß man es nicht machen, wie Diejenigen, die beym Leſen des Spinoza ihre eigenen Religions-Vorſtellungen hineintragen, und Andre, welche dergleichen nicht darin finden, mit Vorwürfen des Misverſtehens belegen. Es klingt freylich vortrefflich, summum mentis bonum est Dei cognitio, und was dazu gehört, summum bonum eorum, qui virtutem sectantur, omnibus commune est, eoque omnes aeque gaudere possunt. Aber man darf dabey nicht jenen Deus sive natura vergeſſen, der nicht einmal eine vergötterte Natur zu heißen verdient, ſondern eine nackte Naturnothwendigkeit, welcher ihre abſichtliche und kunſtvolle Zweckmäßigkeit durch leere Machtſprüche war abgeleugnet worden. Man ſollte im Gedächtniß behalten, daß vom bonum nur als vom Correlat des malum geſprochen, und eins wie das andre als Reſultat der Unfreyheit angeſehen wird. Tiefer unten wird ſich Gelegenheit finden, hievon Gebrauch zu machen. — Man ſollte aufmerken auf ein ſo wildes durcheinander werfen von Begriffen, wie jenes, wo in Einem Zuge erſt von Annäherung an das Vorbild der menſchlichen Natur, dann vom Nützlichen, dann vom Affect der Freude, die Beſtimmung des Guten hergenommen wird. Iſt die Annäherung an das allgemeine Bild der menſchlichen Natur nützlich? geſchieht ſie im Affect der Freude? Meinen etwa Diejenigen, die nach Vortheilen oder nach Genießungen ſtreben, ſie wären noch nicht menſchenähnlich genug? Oder die Andern, denen ein Ideal der Menſchheit vorſchwebt, ſind ſie es etwa, die dem Nutzen und der Freude nachjagen? Oder endlich muß man es noch ſagen, daß eine der ſtärkſten Verſchiedenheiten der Charaktere ſich zeigt, wo die kalte Berechnung des Nutzens, und wo die Sucht zu genießen vorherrſcht?

Vom bonum et malum, das heißt, vom Guten und Übeln, haben wir im Vorſtehenden einige bunt durch einander hingeworfene Sätze gefunden. Wo bleibt nun der gute und böſe Wille? Was von jenem Allen läßt ſich darauf auch nur entfernt deuten? — Der erſte Blick auf die ausgehobenen Stellen zeigt, daß dieſer Grundbegriff der Ethik, in einen ſolchen Zuſammenhang gar nicht paßt. Daher iſt die Ethik des Spinoza — offen geſagt: unter der Kritik. Denn wo man kritiſiren ſoll, da muß der angekündigte Gegenſtand irgend wie fehlerhaft behandelt ſeyn; wie es etwa beym Ariſtoteles, bey Fichte, zum Theil bey Kant der Fall iſt; der Auctor muß aber doch den Hauptgegenſtand nicht gänzlich ausgelaſſen haben, als ob es ihm am Organ der Auffaſſung gefehlt hätte. Spinozas Ethik iſt aber ein Gerede des Blinden von der Farbe. Von dem ſittlichen Bedürfniſſe, wodurch Kant zu ſeiner Freyheitslehre getrieben wurde, möchte ſchwerlich eine Spur in ſeinen Schriften zu finden ſeyn. Nicht etwa nur ausgelaſſen hat er den Begriff des Guten und Böſen, ſondern ihn ſo vollkommen aus den Augen gerückt, daß ſelbſt der Weg nicht mehr zu finden iſt, wie man dahin gelangen könne. Das zeigt das Buch nicht bloß in einzelnen Sätzen, ſondern im ganzen Umriſſe. Die Affecten ſind hier in die Mitte geſtellt; de servitute humana seu de affectuum viribus, heißt die Überſchrift des vierten Theils, welchem die Beſchreibung der Affecten im dritten vorangeht, der Gegenſatz der ſogenannten libertas humana nachfolgt. Sind denn die Affecten an ſich das Böſe? Giebt es keine kalte und beſonnene Bosheit, giebt es keine gemeine Trägheit? Giebt es kein Gutes an ſich? Was ſuchten denn Platon und Kant? Wovon iſt in den vorſtehenden Briefen geſprochen worden? Haben wir vorhin geträumt? Oder hätten wir etwa vom Anfang an gegen die Affecten allerley Mittel zur Befreyung vorkehren oder aufſuchen ſollen; etwan wie man gegen das Fieber die China verordnet oder das Chinin bereitet? — Die Affecten mögen wohl eine Plage, eine läſtige Krankheit ſeyn, aber eine Plage, und wenn es die Cholera wäre, iſt noch nicht das Böſe.

Doch geſetzt, eine Rede gegen die Affecten verdiene den Namen einer Ethik: — was enthält denn die Rede des Spinoza? Tadelt er die Affecten? Oder weiß er etwa wirklich eine Art von Fiebermittel dagegen?

Er rühmt ſich ganz ausdrücklich, daß er die menſchlichen Fehler more geometrico behandeln wolle. (In der Einleitung zum dritten Theile.) Wahrlich und in vollem Ernſte, ein großer Ruhm für — den Pſychologen; nur ja nicht für den Moraliſten. Der rein theoretiſchen Wiſſenſchaft — nicht der praktiſchen, geziemt es, ſich ſo vernehmen zu laſſen:

Affectus in se considerati ex eadem naturae necessitate et virtute consequuntur, ac reliqua singularia; ac proinde certas causas agnoscunt, per quas intelliguntur, certasque proprietates habent, cognitione nostra aeque dignas, ac proprietates cuiuscunque alterius rei, cuius sola contemplatione delectamur.

Nun wohl! Wenn ihm die Betrachtung der Affecten Vergnügen macht, — wir wollen es ihm gönnen. Geſtattet man doch dem entfernten Zuſchauer, eine Feuersbrunſt als ein prachtvolles Schauſpiel zu preiſen, — nämlich wenn er nicht helfen kann; — wundert man ſich doch nicht, wenn er dabey die Macht und Stärke des Feuers, und die Nothwendigkeit, welcher nachgebend das brennende Gebäude nun zuſammenſtürzen muß, in Überlegung zieht.

Spinoza begnügt ſich jedoch nicht mit ſolcher Contemplation. Er weiß auch etwas von Mitteln zur Bändigung der Affecten.

Was denn weiß er? Hat er etwas vernommen von der Reinigung der Affecten, deren Ariſtoteles bey der Tragödie gedenkt? Oder kennt er eine zweckmäßige Lebensordnung durch Wechſel der Beſchäftigungen, des geſelligen Umgangs, der Familienfreuden? Oder ſchwebt ihm ein platoniſcher Staat, eine Gemeinſchaft höherer Weſen vor? Oder beſitzt er Machtſprüche der Selbſtbeherrſchung nach Art der Stoiker?

So weit meine Augen in dieſer von mir oft durchſuchten Ethik gereicht haben, finde ich nur Keckheit und Verzagtheit.

Erſtlich Keckheit. Denn nichts anderes iſt es, wenn er behauptet: affectus, qui passio est, desinit esse passio, simul atque eius claram et distinctam formamus ideam; und, um hievon die Wirkſamkeit zu zeigen, den Satz vorausſchickt: prout cogitationes, rerumque ideae ordinantur et concatenantur in mente, ita corporis affectiones, sive rerum imagines ad amussim ordinantur et concatenantur in corpore. *) Dieſe rerum imagines ſind eine lächerliche Hypotheſe.

Zweytens Verzagtheit. Dahin gehört ſchon der Satz: affectus nec coerceri nec tolli potest, nisi per affectum contrarium et fortiorem affectu coercendo. **) Daß es ihm damit Ernſt iſt, ſieht man an einer andern Stelle, wo er ſagt: unusquisque ab inferendo damno abstinet timore maioris damni. Hac igitur lege societas firmari poterit, si modo ipsa sibi vindicet ius, quod unusquisque habet — de bono et malo iudicandi; quaeque adeo potestatem habeat —

---

*) Spinozae eth. V, 1. 3.

**) ibid. IV, 7.

***) ibid. IV, 37. Schol. 2.

leges ferendi, easque non ratione, quae affectus coercere nequit, sed minis firmandi. *)

Non ratione sed minis! Das iſt der wahre Determinismus; vorausgeſetzt, daß man nicht leere Drohungen ausſtoße, ſondern wirklich die Macht — das heißt nach Spinoza das Recht und die Tugend beydes zugleich, — in Händen habe.

Aber das heißt dennoch verzagen, nämlich an dem, was für den ſittlichen Menſchen allein Intereſſe hat, an der Macht der Gründe. Indem wir es nun Verzagtheit des Spinoza nennen, daß er ſich auf die Wirkſamkeit der Gründe nicht ſtützt: laſſen wir ihm diejenige Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt. Allerdings legt er auf das intelligere den höchſten Werth; er wünſcht, es möchte ſiegen über die inadäquaten Vorſtellungen; ihm liegt nicht am Despotismus durch die phyſiſche Überlegenheit. Er wußte und fühlte ohne Zweifel, daß in ſeiner eignen Perſon das Denken und die Ausdehnung nicht parallel fortgebildet waren; es konnte ihm auch nicht entgehen, daß es um ihn andre Menſchen gab, bey denen ſich der vorgebliche Paralle-

---

*) ibid. IV, 37. Schol. 2.

lismus durch Abweichungen von umgekehrter Art verletzt ſand; bey ihm überwog das Denken, bey den Andern die phyſiſche Macht. Dieſe Andern nun verzagten nicht an der Macht der Gründe, denn ſie hatten nie begehrt, daß Gründe herrſchen ſollten, wo ihnen die phyſiſche Macht zu Gebote ſtand, und für ihre Zwecke ausreichte. Nur für den Denker heißt das *Verzagen*, wenn er meint, am Ende müſſe doch im Kleinen der Stock, im großen das Schwerdt die Entſcheidung geben. Aber an der Macht *ſeiner* Gründe mußte er wohl verzagen. Denn mit der Veredlung ſeiner in der Jugend angewöhnten Vorſtellungen vom Jehovadienſte war er eben nicht weiter gekommen, als bis zu der Annahme einer unendlichen Subſtanz, die, wenn ſie nicht eine res extensa wäre, auch nicht eine res cogitans ſeyn könnte. Darum macht er auch beym Menſchen überall den *Leib* zur Grundlage, und begreift nichts von einer *geiſtigen* Energie, die vom Leibe zwar unterſtützt oder geſtört, doch *ihren eigenen Geſetzen* folgt. Wir wollen uns hier nur mit einem kurzen Worte daran erinnern, daß die Betrachtung der Materie als Erſcheinung, die uns ſeit Kant geläufig geworden iſt, zu Spinozas Zeiten noch zu ungeläufig war, um weſentlichen Einfluß auf die wiſſenſchaftlichen und insbeſondere auf die moraliſchen Anſichten auszuüben.

Soll ich dieſen Brief noch verlängern? — Spinoza paßt nicht zu Ihnen und zu mir; ſtünde er allein, wir würden ihn gemieden haben. Allein wir treffen ihn in guter Geſellſchaft; das verändert die Sache. Hätte er zu uns auch nur die drey Worte geſprochen: omnia quae honeste cupimus, ad haec tria potissimum referuntur, nempe: res per primas suas causas intelligere; passiones domare, sive virtutis habitum acquirere; et denique secure, et sano corpore vivere:*) — ſo würden wir ihm unſre Zweifel geäußert haben, ob das honestum auf dieſe Weiſe zu faſſen ſey; da ſchwerlich Platon hierin ſeine wahre Meinung wieder erkennen dürfte. — Hätte er uns nun geweiſſagt, Leſſing und Göthe würden dereinſt ſeine Gönner werden, ſo würden wir geantwortet haben, Platon möge wohl einigen Grund gehabt haben, die Dichter aus ſeiner Republik zu verweiſen. Hätte er aber alsdann ſich darauf berufen, daß Jakobi ihn mit großem Reſpect behandeln, Schleiermacher gar ihn mit Platon in nähere Verbindung bringen werde: was hätten wir dann geſagt? — Etwa geradezu: dabey müſſe eine der ſeltſamſten Verblendungen eines vielfach verblendeten Zeitalters zum Grunde liegen? Laſſen Sie uns das näher überlegen! Einſtweilen, damit uns nicht die Beſorgniß anwandle, als ſeyen wir beyden Individuen, Sie und ich, gegen Spinoza einer grillenhaften Antipathie unterworfen, führe ich Ihnen Stäudlins Worte an:

---

*) Spinozae tractat. theol. polit. cap. 3.

> „Es wird doch wohl aus dem bisher Angeführ-
> „ten klar ſeyn, daß Spinoza alle ſittlichen
> „Ideen, Urtheile, und Gefühle des Menſchen
> „verwirrt, verkehrt, verdreht und verfälſcht, und
> „zwar auf eine Art, welche dem innerſten
> „moraliſchen Bewußtſeyn widerſpricht und es
> „empört.“ *)

Das Buch iſt vom Jahre 1822, und von einem Theologen. Etwa zehn Jahre früher machte ein Juriſt ſeine Meinung über Spinoza in ähnlicher Art kenntlich; Henrici, in ſeinen Ideen zur Rechtslehre, führt jenen unter folgender Überſchrift auf:

> „Poſitiv kühne Aufhebung aller ſittlichen Reali-
> „tät; aus den Geſetzen der materialen Men-
> „ſchen-Natur. Recht der Stärke. Determi-
> „nirter Antimoralism.“

---

*) Stäudlin Geſchichte der Moralphiloſophie S. 772.

So ſchlimm finde ich den Spinoza nicht; — ich finde nur einen Menſchen in ihm, der mit ſeinem quatenus, ſeinem nihil aliud quam (den Redeformeln, die er bis zum höchſten Überdruſſe widerholt), ſeinen durch einander geworfenen Definitionen, Axiomen, Propoſitionen, ſogenannten Demonſtrationen, Scholien, u. ſ. w. alles ſchon zu wiſſen meint, ehe er von irgend einem Gegenſtande der Unterſuchung auch nur ſoviel begriffen hat, daß, um zu demſelben zu gelangen, eine Unterſuchung nöthig iſt. Und davon kann man viel auf Rechnung ſeiner Lage und ſeines Zeitalters ſchreiben. Für ihn giebts Entſchuldigung genug; nur Schade, ſie paßt nicht auf die, welche ihn erneuerten.

Sechster Brief.

Wenn wir von Jakobi anfangen zu ſprechen, ſo iſt wohl nicht die Frage, was er ſich aus Spinoza gemacht habe, für uns die wichtigſte; ſondern es liegt uns näher, zu fragen, was die *Freyheit* ihm, ihrem eifrigen Verehrer und Verfechter, geweſen iſt.

Das Weſen der Freyheit beſteht, nach ihm, in der Unabhängigkeit des Willens von der Begierde. *)

Wollen wir ihm das zugeben? — ich denke, ja! Denn die Bedenklichkeit würde erſt anfangen, wenn er eine abſolute und urſprüngliche Unabhängigkeit behauptete.

Nun ſpricht er zwar unmitelbar vorher von einer abſoluten Selbſtthätigkeit, aber dort noch nicht von einer abſoluten Unabhängigkeit; ſondern die reine Selbſtthätigkeit ſoll nur zum Grunde liegen, weil eine bloß vermittelte Handlung ein Unding ſeyn würde, während er übrigens meint, daß jedes endliche Ding ſich in ſeinem Daſeyn, folglich auch in ſeinem Thun und Leiden auf andere endliche Dinge nothwendig ſtütze und beziehe.

---

*) Jakobis Werke IV, 1. S. 27.

Die Hauptfrage: ob er mit uns gemeinſchaftlich von der moraliſchen Freyheit rede: kann gar nicht zweifelhaft ſeyn. Einzelne Stellen in dieſer Hinſicht anzuführen iſt nicht nöthig. Er erwähnt der Stoiker, die zwiſchen Dingen der Begierde und Dingen der Ehre keine Vergleichung zuließen; er ſieht ganz richtig ein, daß die unbedingten Urtheile über das honestum keine theoretiſchen ſeyn können; daß ihnen ſolche Schlüſſe, wie: A = B, und B = C, folglich A = C, nicht zum Grunde liegen; und daß ſie doch als Thatſachen vorhanden ſind.

Sind wir denn nun mit ihm einverſtanden? — Vielleicht wir eher mit ihm, als er mit uns. Zuerſt aber kann man fragen, ob er mit ſich ſelbſt einverſtanden ſey? Wo nicht: ſo wäre das eben nichts Ungewöhnliches. Oft genug kommt es vor, daß Diejenigen, welche ſich auf Theorie einlaſſen, wofern ſie dieſelbe nicht mit veſter Hand durchzuführen vermögen, nun mit abſoluten Foderungen drein ſchlagen, und die Theorie wie ein Spinnengewebe behandeln; was man zwar leicht zerreißt, wovon aber etwas hängen bleibt!

Jakobi redet ein wenig weiterhin von einer „innerlichen Allmacht des Willens“; und doch hatte er zuvor eine „Unterwerfung aller und jeder einzelner Weſen unter mechaniſche Geſetze“ anerkannt. Er fragt: wer will den Namen haben, daß er nicht allen Verſuchungen zu einer ſchändlichen Handlung jederzeit widerſtehen könne? — und hat doch vermuthlich mit aller Welt gebetet: führe uns nicht in Verſuchung! Freylich vergeſſen gar Viele, daß alle religiöſe Demuth auf der Stelle aufhören muß, ſobald die Einbildung jenes abſoluten Könnens allgemein wird. Oder meint man, es dürfe noch von ſchweren Pflichten die Rede ſeyn neben einem allmächtigen moraliſchen Willen? Was iſt denn ſchwer für die Allmacht? Wo iſt eine endliche Größe, die neben einer unendlichen nicht verſchwände?

Das ſeltſamſte bey ihm wie bey vielen Andern iſt die Anſtrengung, die ſie anwenden, um die Lehre von der Freyheit zu behaupten; und ſich ſelbſt, trotz aller Gegengründe, die ſie kennen, davon zu überreden. Koſtet es ſchon ſoviel Mühe, den bloßen Glauben daran veſtzuhalten, — wie viel mehr mag dazu gehören, dieſelbe Lehre in praxi zu bethätigen! Und doch ſollte ein allmächtiger Wille vor allem die Wirkung thun, daß jeder Zweifel an ſeiner Exiſtenz verſchwände.

Jakobi hatte einen Mangel an moraliſcher Geſinnung in manchen Männern von ausgezeichnetem Geiſte bemerkt, wo die Geſinnung mit den Meinungen zuſammenhing, dergeſtalt daß ſie von der Seite der Meinung ſchon wegen der Leichtigkeit, ſchädliche Meinungen zu verbreiten, mußte angegriffen werden. Nun waren irreligiöſe Meinungen mit vorzüglicher Menſchenkenntniß in Verbindung getreten; daraus pflegt ſich eine Art von Determinismus zu erzeugen, der in der Wiſſenſchaft zu nichts zu brauchen iſt, dem man aber doch — etwa mit Hülfe einiger ſpinoziſtiſcher Reminiscenzen, ein gelehrtes Anſehen geben kann; ſo daß er fähig ſcheint zu ſtreiten und beſtritten zu werden. Geſetzt, ein ſolcher Streit geſchehe wirklich, was ſtreitet denn da eigentlich? eine ſtrengere moraliſche Geſinnung mit einer weniger ſtrengen. Worüber ſtreitet man denn? Etwa über den höchſten Erkenntnißgrund der Tugend und Pflichten; oder über die wiſſenſchaftliche Anordnung und Ausführung der ſittlichen Begriffe? Nein! davon braucht man auf beyden Seiten nicht viel zu verſtehen. Man ſtreitet über die menſchliche Natur; die ſchon den Epikuräern und Stoikern den Boden ihrer Lehren darbieten ſollte, aber nicht konnte, indem beyde Partheyen ſich ungefähr mit gleichem Erfolge auf ſie beriefen. *) Die menſchliche Natur muß ja wohl der Menſchenkenner am richtigſten beurtheilen! *Nein*, ſpricht der Gegner, *der Menſch iſt frey*. Eigentlich will er etwas anderes ſagen, nämlich dies: Du haſt zwar die Menſchen außer Dir, in den Handlungen, wodurch ſie ihre moraliſche Schwäche und Verkehrtheit zeigen, vielfach beobachtet; den Widerſtand ihrer innern Schaam aber konnteſt Du nicht beobachten, denn man ſieht es den ſchlechten Handlungen nicht an, mit welchem innern Widerſtreben ſie vollzogen werden. Dies konnteſt Du nur in Dir ſelbſt wahrnehmen. Beginne denn von jetzt an, dein geiſtiges Auge mehr als bisher nach innen zu wenden. Zwar wirſt Du, hiedurch allein, Dich nicht völlig umſchaffen, — aber eine große und weſentliche Veränderung dennoch bemerken. Eine andre Art von Wirkung und Gegenwirkung wird in Dir entſtehen; das Beſſere in Dir wird mehr Kraft bekommen, ſchon bloß dadurch, daß Du eine ſchärfere Reflexion darauf wendeſt. Verbinde damit eine veränderte Wahl deiner Beſchäftigungen und deiner Geſellſchaft: ſo wird eine Reihe von innern Thatſachen, zu Deiner Wahrnehmung gelangen, wodurch die Unvollſtändigkeit Deiner bisherigen Menſchenkenntniß wird bewieſen ſeyn.

---

*) Cicero de finibus mag hier verglichen werden.

Spräche man ſo zu dem Menſchenkenner: was möchte er wohl antworten? vermuthlich etwa folgendes: das Alles weiß ich längſt. Aber (würde er fortfahren, wenn er aufrichtig ſeyn wollte,) ich weiß auch, daß man durch ſolche Reflexion auf ſich ſelbſt ſich das Leben ſchwer macht, und ſich abſondert von den Menſchen, mit denen man leben will; und dazu habe ich nicht Luſt.

Dieſe Antwort hatte ohne Zweifel Jakobi im Voraus errathen; dieſe moraliſche Unfreyheit des: Nicht-Luſt-haben, hatte er erkannt; und er wußte wohl, daß hierin keine allgemeine Beſchaffenheit der menſchlichen Natur liegt, ſondern nur eine weit verbreitete Schlechtigkeit der Individuen. Er ſtreitet alſo für die Freyheit, als für das Gegentheil der unſittlichen Geſinnung.

Kann denn dabey etwas Wiſſenſchaftliches ausgemacht werden? Wenn wir von der Freyheit reden, ſo ſetzen wir die moraliſchen Foderungen als etwas längſt Bekanntes und Zugeſtandenes voraus. Die Frage iſt nur: auf welchem Wege es möglich ſey, ihnen Genüge zu ſchaffen, und wie weit man durch bloßes Fodern, und durch bloße unmittelbare Reflexion auf ſich ſelbſt (die keinesweges bey allen Individuen gleich viel vermag) zu erreichen im Stande ſey; und dieſe Frage iſt wichtig — nicht um für uns ſelbſt Entſchuldigungen zu ſuchen, die wir, wenn man ſie allzugütig uns darböte, verſchmähen würden, — ſondern weil man in Anſehung der Menſchen, zu deren Bildung man beytragen ſoll, ſich nicht täuſchen darf, wo es darauf ankommt, ſie richtig zu behandeln.

Indem nun Jakobi den Streit der Geſinnungen, dem eine theoretiſche Geſtalt geliehen wird, in Rede und Gegenrede ausführt, behandelt er ihn wie eine Kantiſche Antinomie, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſelbſt ganz entſchieden auf einer Seite ſteht.

Zuerſt der Satz: der Menſch hat keine Freyheit. Wie beweiſet er das?

1.) „Die Möglichkeit des Daſeyns aller uns bekannten einzelnen Dinge, ſtützt und bezieht ſich auf das Mitdaſeyn anderer einzelner Dinge; und wir ſind nicht im Stande uns von einem für ſich allein beſtehenden endlichen Weſen eine Vorſtellung zu machen.“

Wären Sie doch hier zugegen, mein theurer Freund! ich habe eine Frage an Sie. Können

Sie Sich von dem erſten beſten Stück Stein, als von einem für ſich allein beſtehenden endlichen Weſen eine Vorſtellung machen, oder nicht? — Was mich anlangt, ſo kann ich es ohne die geringſte Mühe. Vielleicht deshalb, weil ich überall nicht gewohnt bin, den Dingen, die nun einmal da ſind, ihre eigne Möglichkeit, als ob die auch Etwas wäre, voraus zu ſchicken; (worüber, als über den allgemeinſten Fehler der alten Metaphyſik, im erſten Bande meiner Metaphyſik Manches zu ſagen war.) Vielleicht auch deshalb, weil ich noch überdies nicht gewohnt bin, die Gränzen eines endlichen Dinges als etwas Poſitives anzuſehen, welches ein Prädicat des Dinges ſelbſt wäre. Umgekehrt, die Gränzen, welche mir in meiner Auffaſſung und Zuſammenfaſſung deſſen entſtehen, was einander begränzt, ſehe ich lediglich als Prädicate meiner Vorſtellung von den Dingen an, da ich weiß, welche Verwirrung in jeder theoretiſchen Unterſuchung ſogleich überhand nimmt, ſobald man ſich nicht beſinnt, welche Prädicate dem Dinge, welche dagegen der Vorſtellung des Dinges zugeſchrieben werden.

Aber aus Spinozas Ethik kenne ich wohl den 28ſten Satz des erſten Buchs, wo die endlichen Dinge alle in einer unendlichen Reihe liegen, und ſolchergeſtalt einander in ihre Gränzen einſchließen; welches der dortigen unendlichen Subſtanz freylich ſehr fremdartig iſt, und auf keine bloße Vorſtellung des Zuſchauers kann zurückgeführt werden. Es entſteht mir daraus der Verdacht: Jakobi möge es eben ſo gemacht haben, wie Fichte in ſeiner Beſtimmung des Menſchen, wo die ſpinoziſtiſche Weisheit, als ob ſie der wahre Realismus wäre, zum Grunde gelegt wird, um für den Idealismus den Platz des vermeintlich widerlegten Realismus zu gewinnen.

2.) „Die Reſultate der mannigfaltigen Beziehungen der Exiſtenz auf Coexiſtenz drücken ſich in lebendigen Naturen durch Empfindungen aus.“

3.) „Das innere mechaniſche Verhalten einer lebendigen Natur nach Maaßgabe ihrer Empfindungen heißen wir Begierde oder Abſcheu; oder: das empfundene Verhältniß der innerlichen Bedingungen des Daſeyns und Beſtehens einer lebendigen Natur zu den äußerlichen Bedingungen eben dieſes Daſeyns, oder auch nur das empfundene Verhältniß der innerlichen Bedingungen unter einander, iſt mechaniſch verknüpft mit einer Bewegung, die wir Begierde oder Abſcheu nennen.“

Alſo aus den Empfindungen reſultiren die Begierden? und zwar unvermeidlich? denn etwas Anderes kann das Wort mechaniſch hier nicht wohl bedeuten! Hiemit iſt das folgende zu vergleichen:

4.) „Was allen verſchiedenen Begierden einer lebendigen Natur zum Grunde liegt, nennen wir ihren urſprünglichen natürlichen Trieb, und er macht das Weſen ſelbſt dieſes Dinges aus. Sein Geſchäft iſt, das Vermögen da zu ſeyn der beſondern Natur, deren Trieb er iſt, zu erhalten und zu vergrößern.“

Dieſer Fortſchritt iſt entweder unklar, — oder er muß aus dem Spinozismus erklärt werden. Unklar iſt, daß noch irgend etwas den Begierden zum Grunde gelegt wird, nachdem ihnen die Empfindungen (nach 3) ſchon zum Grunde liegen. Unklar, daß den verſchiedenen Begierden Einerley zum Grunde liegen ſoll; unklar, daß ein Weſen, welches einmal da iſt, noch einen Trieb haben ſoll, der in die Zukunft geht, und daß doch eigentlich dieſer Trieb das Weſen ſelber ſeyn oder es ausmachen ſoll. Wie? die lebendige Natur, dieſe ſchon daſeyende, beſteht in dem Gehen in die Zukunft? Daß man oft genug ſo geredet hat, wiſſen wir; ob man etwas dabey gedacht hat, iſt die Frage. Was eine lebendige Natur bedeute, läßt ſich nicht in der Kürze ſagen; allein was in irgend einem möglichen Sinne künftig heißt, das iſt noch nicht;

und dieſe Negation paßt in keinem möglichen Sinne zu dem was iſt, wenn nämlich von dem Weſen eines realen Dinges geſprochen wird.

Aber freylich wenn dem Daſeyn ein *Vermögen da zu ſeyn* vorausgeſchickt wird: dann iſt der Spinozismus genau in der nämlichen Geſtalt hier zu erkennen, deren ich in der Metaphyſik ſchon erwähnte; welcher gemäß *im Anfangspuncte* eine bloße Möglichkeit des Endpuncts, *in der Mitte* ein bloßer Übergang, und *am Ende* der bloße *Schein* der Realität geſetzt wird.*) Auch dringt ſich die Erinnerung an ein paar ähnlich lautende Sätze des Spinoza auf. Unaquaeque res, quantum in se est, in suo Esse perseverare conatur. Hic conatus nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Idem conatus nullum tempus finitum, sed indefinitum involuit.

5.) „Dieſen urſprünglichen Trieb könnte man die Begierde a priori nennen. Die Menge der einzelnen Begierden ſind von dieſer unveränderlichen allgemeinen nur ſo viele gelegentliche Anwendungen und Modificationen.“

Eine Parallelſtelle zu dieſem Satze findet man in dem neunten unter den berühmten 44 Paragraphen, welche die Lehre des Spinoza in größter Präciſion darſtellen ſollen. Man lieſet dort:

---

*) Metaphyſik §. 55.

> „Nehmen wir von den ſogenannten vier Elementen
> „an, daß alle Weiſen der Ausdehnung
> „auf ſie zurückgeführt werden können. Nun
> „ließe ſich die Ausdehnung im Waſſer gedenken,
> „ohne daß ſie Feuer, im Feuer, ohne
> „daß ſie Erde, in der Erde, ohne daß ſie Luft
> „wäre, u. ſ. w. Keine dieſer Weiſen aber
> „wäre für ſich, ohne die körperliche Ausdehnung
> „vorauszuſetzen, gedenkbar, und ſie wäre
> „demnach in jedem dieſer Elemente, der Natur
> „nach, das erſte, das eigentliche Reale,
> „das Subſtantielle, die natura naturans.

Da haben wir — zwar nicht einen Weg um zu beweiſen, daß der Menſch keine Freyheit habe: — aber etwas Anderes nicht unbedeutendes, nämlich eine Manier, den Spinozismus in die Verbindung mit Platoniſchen Ideen zu bringen. Denn es liegt am Tage, daß, während wir Andern die körperliche Ausdehnung weder nach Kantiſcher noch Spinoziſtiſcher Art vorausſetzen, hier das unnöthig Vorausgeſetzte ſogar für das natürliche Vordere, Erſte, Subſtantielle erklärt wird; warum? weil es nach logiſcher Weiſe darauf wartet, entweder als Feuer oder Waſſer oder Luft oder Erde beſtimmt zu werden. [Unpaſſend hat hier Jakobi eine Stelle von Leibnitzen angeführt, nach welcher das logiſche Verhältniß der Gattung zur Art ſolle bey Seite geſetzt werden; eben ſo unpaſſend wird dagegen das Verhältniß des Unbegränzten zum herausgehobenen Begränzten zu Hülfe genommen; denn die Merkmale der Elemente können nicht aus der vorausgeſetzten Ausdehnung herausgehoben, ſondern ſie müſſen geradezu durch logiſche Determination hineingelegt werden; und es iſt hier ganz beſtimmt das Platoniſche *μετεχειν* oder *κοινωνειν* vorhanden.]

Nur durch Nachahmung dieſer Manier iſt es geſchehen, daß Jakobi von einer Begierde a priori den ganz grundloſen und durch Nichts auch nur leidlich veranlaßten, Gedanken herbeyführte. Er hatte ſchon Empfindungen; aus dieſen ſollten die Begierden reſultiren. Nichts berechtigte ihn, dieſen eine neue Grundlage unterzuſchieben. Lediglich die Analogie verleitet ihn zu meinen, es würde feiner lauten, wenn man die vielen Begierden als Modificationen einer allgemeinen darſtellte. Ob er ſich wohl, gemäß der Analogie mit den einzelnen modis der Ausdehnung und des Denkens, das zum Grunde liegende Attribut, alſo hier: die Begierde a priori, als unendlich gedacht hat? —

Jedenfalls geht er dem Zuge, in den er einmal gerathen iſt, nämlich vom Beſondern zur Vorausſetzung des Allgemeinen, weiter nach; wie ſogleich offenbar ſeyn wird.

6.) „Schlechterdings a priori könnte man eine Begierde nennen, welche jedem einzelnen Weſen ohne Unterſchied der Gattung, der Art, und des Geſchlechts zugeſchrieben würde, in ſo fern alle auf gleiche Weiſe bemüht ſind, ſich überhaupt im Daſeyn zu erhalten.“

Damit wir bald erfahren, wohin das zielt, und wie damit die Unfreyheit zuſammen hängt, ziehe ich das Folgende kurz zuſammen.

Die Begierde a priori hat Geſetze a priori. Der urſprüngliche Trieb des vernünftigen Weſens ſtrebt, das perſönliche Daſeyn zu erhalten und zu vergrößern, d. h. das Bewußtſeyn, was das Weſen von ſeiner Identität hat, dem Grade nach zu erhöhen. Dieſer Trieb heißt — der Wille; das Geſetz deſſelben iſt, nach Begriffen der Übereinſtimmung und des Zuſammenhangs, d. h. nach Grundſätzen zu handeln.

Sollte wohl irgend ein Determiniſt, der auf Menſchenkenntniß fußt, zu einem Willen, zu einem Geſetze deſſelben, und ſogar zu Grundſätzen ſo leicht und ſo ſchnell gelangt ſeyn, wenn er ſeine Meinung von den Menſchen wie ſie ſind, theoretiſch auszudrücken ſuchte? — Finden wir etwa, daß die Mehrzahl der Menſchen Grundſätze *hat* oder auch nur (mehr als von Hörenſagen) *kennt*? finden wir, daß in ihnen die Gleichförmigkeit eines geſetzmäßigen Verfahrens über den Kreis des Angewöhnten und täglich Wiederkehrenden hinausreicht? Iſt es wahr, daß bey Menſchen, die nach Umſtänden und Aufregungen bald ſo bald anders wollen, überhaupt vom *Willen* im ſingulari zu reden die Erfahrung uns berechtigt? — Angenommen, jener *Trieb*, von welchem, die einzelnen Begierden nur Modificationen ſeyn ſollten, wäre mehr als ein Hirngeſpinnſt: dann freylich käme es nicht auf Erfahrung, nicht auf Menſchenkenntniß an; dann aber müßte auch die Erfahrung nicht Inconſequenz in die Theorie hineintragen. Es müßte nun dabey ſein Bewenden haben, daß der *Trieb*, *wie* er einmal wäre, ſich äußerte, nach ſtrenger Regel, weil er nicht anders könnte, indem er ein *ſolcher* und kein andrer wäre; — ein Abweichen von Grundſätzen müßte nie vorkommen, denn von Naturgeſetzen giebt es keine Ausnahmen; unvernünftige Begierden noch neben der vernünftigen Begierde, welche vorgeblich den Grad der Perſonalität erhöhen ſoll, wären ſchlechthin ausgeſchloſſen, da ja, laut obiger Verſicherung, die Menge der einzelnen Begierden „nur gelegentliche Anwendung der un„veränderlichen allgemeinen iſt."

Aber, wie von einer bekannten Sache, ſpricht Jakobi weiter: „So oft das vernünftige Weſen „*nicht* in Übereinſtimmung mit ſeinen Grundſätzen handelt, ſo handelt es nicht nach ſeinem „Willen, ſondern nach einer unvernünftigen Begierde." Die Conſequenz kümmert ihn gar nicht; er iſt auf einmal mitten in der täglichen Erfahrung. Die Frage, wann, wie, warum es wohl geſchehe, daß durch unvernünftige Begierde „die Quantität des lebendigen Daſeyns vermindert" werde, lag doch nahe genug, — aber wenn er einmal ſich darauf nicht einließ, ſo war doch zum allermindeſten die *Verminderung des lebendigen Daſeyns eine Negation dieſes Daſeyns* und dieſe Negation kann nicht *in dem dadurch verminderten Daſeyn ſelbſt* liegen! Auch das überlegt er nicht, oder *ſcheint* es nicht zu überlegen, ſondern fährt dreiſt fort:

> „Derjenige Grad des lebendigen Daſeyns, welcher die Perſon hervorbringt, iſt nur eine Art „und Weiſe des lebendigen Daſeyns überhaupt; „und nicht ein eignes beſonderes Daſeyn oder „Weſen. Deswegen rechnet ſich die Perſon „nicht allein diejenigen Handlungen welche nach „Grundſätzen in ihr erfolgen, ſondern auch

„diejenigen zu, welche die Wirkungen unvernünf-
„tiger Begierden und blinder Neigung ſind.“
Von welchem lebendigen Daſeyn iſt denn das zu verſtehen, daß „ein Grad deſſelben die Perſon „hervorbringt“? Iſt etwa dabey ein Grad der Wärme zu denken, der ein Gewächs zur Blüthe bringt? Dabey iſt Gefahr des fallenden Thermometers, und einer Blüthe, die erfriert. Wie kann ferner der Grad eine Art und Weiſe ſeyn, und wovon? Vom lebendigen Daſeyn überhaupt? Da liegt alſo wiederum, wie es ſcheint, ein *Allgemeines*, *welches zugleich ſubſtantiel* iſt, wie vorhin, verborgen; ſo daß von ihm die vernünftige Begierde, die zwar ſelbſt die *Grundlage* aller einzelnen Begierden ausmacht, nun ihrerſeits *begründet* und getragen wird. In weſſen Namen denn redet Jakobi ſo ſeltſame Dinge, *wenn nicht wieder in Spinozas Namen*?

Ich weiß nicht, mein theurer Freund, ob Sie jemals den Brief Jakobis an Hemſterhuis mit verweilender Aufmerkſamkeit geleſen haben, den wir in dem Buche über Spinoza ſowohl franzöſiſch als deutſch antreffen. Darin wird Spinoza als eine dialogiſche Perſon eingeführt; der Eingang des Briefes aber enthält eine Lobrede auf ihn, als auf einen Mann vom geradeſten Sinn, der freieſten Prüfungsgabe, und einer nicht leicht zu übertreffenden Richtigkeit, Stärke und Tiefe des Verſtandes. Noch mehr! es findet ſich darin eine Stelle, wo Spinoza die Freyheit des Menſchen für das Weſen des Menſchen ſelbſt erklärt; „das iſt, für den *Grad* ſeines wirklichen Vermögens, oder der Kraft, womit er das iſt, was er iſt.“ Da kommt nun auch ein quatenus vor, welches die Thüre offen hält, damit neben der vorhin ſogenannten vernünftigen Begierde noch etwas, — und nicht wenig — hineinkommen könne, welches die Perſon — faſt möchte ich ſagen: *einfältig genug* ſeyn ſoll, *Sich Selbſt zuzurechnen*, obgleich es als unvernünftige Begierde, d. h. als etwas Fremdes, Eingedrungenes, Verneinendes, ſich vollſtändig genug, und warnend genug, verrathen würde, wofern an dergleichen Verkehrtes überhaupt zu denken wäre. Es heißt nämlich dort: „In ſo fern er (der Menſch) allein nach den Geſetzen ſeines Weſens handelt, handelt er mit vollkommener Freyheit.“ Dasjenige, was durch dies *In ſo fern* ausgeſchloſſen wird, ſind bekanntlich *die inadäquaten Vorſtellungen*.

Und nun bitte ich Sie, in meinen vorigen Brief einen Blick zu werfen. Die dort aus Spinozas Ethik ausgehobenen Stellen (vom Streben ſich zu erhalten, oder ſeinen Nutzen zu ſuchen, als dem Fundamente aller Tugend, u. ſ. w.) werden jetzt hinreichend beleuchtet erſcheinen.

Nur noch eine kleine Geduld, — und wir werden bey einem „ganzen Syſteme der praktiſchen „Vernunft, in ſo fern es nur über Einem Grundtriebe erbaut iſt", anlangen.

> „Wenn der Menſch, durch eine unvernünftige „Begierde verblendet, ſeine Grundſätze übertreten hat, ſo pflegt er nachher, wenn er die „übeln Folgen ſeiner Handlung empfindet, zu „ſagen: *mir geſchieht recht.* Da er ſich „der Identität ſeines Weſens bewußt iſt, ſo „muß er ſich ſelbſt als den Urheber des unangenehmen Zuſtandes anſchauen, in dem er „ſich befindet." — „Hätte der Menſch nur Eine „Begierde, ſo würde er gar keinen Begriff „von Recht und Unrecht haben. Er hat aber „mehrere, die er nicht alle in gleichem Maaße „befriedigen kann. *Sind nun alle dieſe nur „Modificationen Einer urſprünglichen, ſo giebt dieſe das Princip, „nach welchem die verſchiedenen ſich „gegen einander abwiegen laſſen,* und „wodurch das Verhältniß beſtimmbar wird, „nach welchem ſie, ohne daß die Perſon mit „ſich ſelbſt in Widerſpruch und Feindſchaft gerathe, befriedigt werden können."

Alſo der Identität ſeines Weſens iſt er ſich bewußt, — ungeachtet jener Unwahrheit, daß er auch da nach den Geſetzen ſeines Weſens handelt, wo er eben nicht danach handelt!

Spinoza ſelbſt lehrt: quicquid necessario sequitur ex idea, quae in Deo est adaequata, non quatenus mentem unius hominis tantum, sed quatenus aliarum rerum mentes simul cum eiusdem hominis mente in se habet, eius illius hominis mens non est causa adaequata, sed partialis. Ac proinde mens quatenus ideas inadaequatas habet, quaedam necessario patitur. So ſchließt der Beweis des erſten Satzes im dritten Theile. Mit dieſem Misgeſchick, daß die Ideen in der Univerſal-Subſtanz anders abgetheilt ſind als die menſchlichen Seelen, daß alſo (trotz der vergeblichen Untheilbarkeit *), worauf Jakobi ein großes Gewicht legt) doch eine Seele nur die partiale Urſach ihrer inadäquaten Vorſtellungen iſt, alſo nicht das

---

*) Der 44ſte, letzte Paragraph in Jakobis Darſtellung der Sp. Lehre lautet alſo: Der unendliche Begriff Gottes, da er einzig und untheilbar iſt, muß wie im Ganzen, ſo auch in jedem Theile ſich befinden: oder, der Begriff eines jeden Körpers, oder einzelnen Dinges, es ſey was es wolle, muß das unendliche Weſen Gottes in ſich faſſen: vollſtändig und vollkommen.

unendliche Weſen in ſich faßt: — mit dieſem Grunde des Leidens vereinigt ſich noch ein andrer ſchlimmer Umſtand. Die Theile des Leibes ſind in Bewegung; alles dasjenige nun, was verurſacht, daß dieſe Theile ein abgeändertes Verhältniß ihrer Bewegung und Ruhe gegen einander annehmen, iſt ein Übel. *)

Möchten Sie, lieber Freund, einmal einen Phyſiologen oder einen Arzt wegen der Gefahr eines ſolchen abgeänderten Verhältniſſes (dergleichen ja beym Laufen, Lachen, Schwitzen, Verdauen, vielfältig vorkommt,) zu Rathe ziehn? Wer weiß, vielleicht finden Sie einen ſolchen, der aus Liebe zum Spinozismus bey der Frage ernſthaft bleibt. Es iſt heut zu Tage keineweges gewiß, daß man darüber lachen werde! Doch hören Sie weiter! Spinoza ſelbſt kommt bey der Gelegenheit dahinter, daß zuweilen ſtarke Veränderungen vorgehen, welche die Identität der Perſon zweifelhaft machen; fit aliquando, ut homo tales patiatur mutationes, ut non facile eundem illum esse dixerim. — Et quid de infantibus dicemus? quorum naturam homo provectae aetatis a sua tam diversam esse credit, ut persuaderi non posset, se unquam infantem

---

*) Ethicae pars IV, 39.

fuisse, nisi ex aliis de se coniecturam faceret. Sed (hier bricht er weislich ab!) ne superstitiosis materiem suppeditem movendi novas quaestiones, malo haec in medio relinquere.

Wir wollen für jetzt alle die Ungereimtheit, welche hier beyſammen iſt, hingehen laſſen. Eins aber muß gerügt werden. Erſt war die Begierde ein mechaniſches Verhalten; jetzt hintennach, da ſchon die eine urſprüngliche Begierde ſich allerley Unvernünftiges hat aufdringen laſſen, ſoll ſie doch noch dazu taugen, daß nach ihr, als einem Princip, Ordnung unter den vielen einzelnen Begierden geſchafft werden könne! Hängt das zuſammen? Verſchwinden etwa damit die leidigen inadäquaten Vorſtellungen, welche nach dem ganzen ſpinoziſtiſchen Syſtembau unvermeidlich ſind? — Konnte das Princip ſich halten, ſo mußte es ſich halten; hat es einmal Verletzungen erlitten, ſo kommt Alles, was man Abwiegen nennen könnte, zu ſpät; und es bleibt bey Spinozas Satze: poenitentia virtus non est. Eben deshalb muß man keine Ethik ſchreiben, ſondern die Sachen gehen laſſen wie ſie gehn, denn ſie gehen immer recht, weil ſie gehn wie ſie müſſen. Schrieb denn aber Spinoza nur darum eine Ethik, weil er mußte? Ohne Zweifel wäre es klüger geweſen nicht alſo zu müſſen. Nicht wahr? —

Doch jetzt im Ernſte: — nachdem ich gezeigt habe, daß dem ganzen erſten Theile der Jakobiſchen Abhandlung nicht wirkliche Unterſuchung, wie ſie dem Gegenſtande wäre angemeſſen geweſen, ſondern ſpinoziſtiſche Manier zum Grunde liegt, ſoll ich noch zeigen, daß ſie in keinem beſſern Geiſte endigt? Da heißt es: „alle Grundſätze beruhen auf Begierde und Erfahrung!“ Ferner: „Aus dem Triebe, die Perſon zu erhalten, folgt eine Liebe der Perſon, welche die Liebe des Individui einſchränkt“, — in Folge einer vorgeblichen Abſtraction, indem ein vernünftiges Weſen als ſolches vom Andern nicht zu unterſcheiden iſt! Nun, nach ſo vieler Verkehrtheit, wenn der Satz: der Menſch hat keine Freyheit, ſo ſchlecht bewieſen iſt, wie viel Scharfſinn mußte denn wohl aufgeboten werden, um durch den zweyten Theil der Abhandlung den Gegenſatz, jenem gegenüber, vertheidigen zu können? — Natürlich ſehr wenig. Die ſittlichen Geſinnungen brauchten nur als Thatſache hingeſtellt zu werden; und neben ihnen eine beſſere Liebe, als jene eingebildete, durch Abſtraction (si diis placet) erzeugte. Von Freyheit und Unfreyheit war weiter nicht die Rede, als nur indem auf Begierden, theils vorhandene, theils vorgebliche a priori ſeyn ſollende, das Wort Mechanismus war übertragen, hingegen die ſittliche Geſinnung (wie gleich im Anfang dieſes Briefes bemerkt iſt), mit gewöhnlicher Übertreibung von der Macht des bloßen Willens beſchrieben worden.

Wie aber ſtellt ſich am Ende Jakobi den Streitpunct?

Den Gegner läßt er behaupten: „die Fähigkeit und Fertigkeit, wirkſame Grundſätze auszubilden oder praktiſch anzunehmen, iſt wie die Fähigkeit Vorſtellungen zu empfangen; wie das Vermögen dieſe Vorſtellungen in Begriffe zu verwandeln; wie die Lebhaftigkeit und Energie des Gedankens; wie der Grad des vernünftigen Daſeyns. So zeigt der einfache, mit Vernunft verknüpfte Grundtrieb, bis zu ſeiner höchſten Entwickelung hinauf, lauter Mechanismus und keine Freyheit; obgleich ein Schein von Freyheit durch das oft entgegengeſetzte Intereſſe des Individui und der Perſon, und das abwechſelnde Glück einer Herrſchaft, worauf die Perſon allein mit deutlichem Bewußtſeyn verknüpfte Anſprüche hat, zuwege gebracht wird.“

Er ſelbſt ſtellt folgendes entgegen: die urſprüngliche Richtung eines jeden Weſens muß Ausdruck eines göttlichen Willens ſeyn. Dieſer Ausdruck in der Creatur iſt ihr urſprüngliches Geſetz, in welchem die Kraft, es zu erfüllen nothwendig mit gegeben ſeyn muß. Dieſes Geſetz, welches die Bedingung des Daſeyns des Weſens ſelbſt, ſein urſprünglicher *Trieb*, ſein eigner Wille iſt, kann mit den Naturgeſetzen, welche nur Reſultate von Verhältniſſen ſind, und durchaus auf Vermittelung beruhen, nicht verglichen werden. Nun gehört aber jedes einzelne Weſen zur Natur; iſt alſo auch den Naturgeſetzen unterworfen, und hat eine *doppelte* Richtung. Die Richtung auf das Endliche iſt der ſinnliche *Trieb* oder das Princip der Begierde; die Richtung auf das Ewige iſt *der intellectuelle Trieb*, das Princip reiner Liebe. Es iſt genug, wenn das Daſeyn dieſer doppelten Richtung und ihr Verhältniß durch die That bewieſen, und von der Vernunft erkannt iſt.

Jetzt frage ich: iſt das der wahre Streitpunct? — Wenn aus dem Vorigen klar hervorging, der Gegner ſey Spinoza, ſo iſt der Streitpunct ſo falſch geſtellt als nur irgend möglich. Spinoza würde nicht bloß *zugeben*, ſondern er ſelbſt *behauptet*: rerum naturalium potentia, qua existunt et qua operantur, ipsissima Dei est potentia; d. h. der Urtrieb iſt nicht bloß *Ausdruck* des göttlichen Weſens, ſondern ſogar göttliches Weſen *ſelbſt*. Soll hier ein Streit ſeyn, ſo liegt er in der zum Grunde liegenden Idee der Gottheit. Ferner: gerade die gefoderte Doppelheit der Richtung war vorhin auch dem Gegner, durch die von mir gerügte Inconſequenz beygelegt worden, indem außer dem Urſprunge der Begierden aus den Empfindungen, die aus der Coexiſtenz hervorgingen, noch eine Begierde a priori eingeſchoben wurde, die nichts anders iſt als der conatus sese conservandi, welcher nach Spinoza das Poſitive jedes endlichen Dinges ausmacht; das suum Esse, womit das suum utile quaerere zuſammenhängt. Auch bey Spinoza iſt das intelligere die reine Selbſtthätigkeit, deren Richtung verſchieden iſt von dem inadäquaten Vorſtellen. Nicht alſo daran iſt gelegen, daß noch ein Trieb mehr, und daß überhaupt die Richtung doppelt ſey; denn Niemand behauptet die einfache Richtung: ſondern die Richtung, welche Jakobi fodert, mußte gezeigt werden; ſie iſt aber gar nichts Triebartiges; ſie iſt ſelbſt nicht einfach, ſondern vielfach; dergeſtalt, wie es die praktiſchen Ideen anzeigen. Daran fehlte es bey Spinoza; und das hätte Jakobi nachweiſen ſollen.

Indem ich jetzt zu Schleiermachern übergehe, nämlich in Anſehung der Frage: was er ſich aus Spinoza gemacht habe: ſehe ich die Unzulänglichkeit deſſen, was ich werde ſagen können, voraus;

der Grund davon wird Ihnen ſogleich ſichtbar werden, wenn Sie in Schleiermachers Kritik der Sittenlehre auch nur Einen Blick werfen wollen; gleichviel an welcher Stelle. Verſuchen Sie doch Selbſt, aus dem Garn, was Sie dort finden, irgend einen recht zuſammenhängenden Faden herauszuziehn! Sehn Sie nach, ob Sie nicht, wo Sie Einen Gedanken zu faſſen hoffen, durch zwey andre geſtört werden! Das iſt nun vollends ſchlimm bey einem Schriftſteller, der nicht citiren will, unter dem Vorwande, Jeder müſſe die Bücher, welche zu citiren wären, ſchon genau kennen und ſolle keiner Citate bedürfen.

Wie nun, wenn der Schriftſteller, der ſo verfährt, ſelbſt nicht Alles, was zu ſeinem Vortrage gehört, vollſtändig im Gedächtniſſe hat?

Erinnern Sie Sich zuvörderſt an die Stelle, die ich Ihnen am Ende des vorigen Briefes — freylich nicht aus der Ethik, ſondern aus dem tractatus theologico-politicus anführte: omnia, quae honeste cupimus, ad haec tria potissimum referuntur, nempe: res per primas suas causas intelligere; passiones domare, sive virtutis habitum acquirere; et denique secure, sanoque corpore vivere. Das heißt auf Deutſch: Alle Güter, im ſittlichen Sinne dieſes Worts, (denken Sie an das Wort honeste,) zerfallen in drey Hauptklaſſen; in der erſten ſteht das theoretiſche Wiſſen; in der zweyten die Befreyung von Affecten; in der dritten das äußerliche Wohlſeyn — wenn auch nicht die voluptas, ſo doch die indolentia der Epikuräer. Daß die eigentliche Sittlichkeit ganz ausgelaſſen iſt, liegt am Tage. Das Wort virtus kann hier nicht helfen, denn bey Spinoza heißt es: per virtutem et potentiam idem intelligo; hoc est, virtus, quatenus ad hominem refertur, est ipsa hominis essentia seu natura, quatenus potestatem habet, quaedam efficiendi, quae per solas ipsius naturae leges possunt intelligi. *) Wobei mir Fieschi, der Held des Tages, einfällt; Sie können auch die berühmte Giftmiſcherin hinzudenken, die ſich freute, als ſie einmal ihren geliebten Arſenik wieder zu ſehen bekam. Wenn einmal jene essentia seu natura beſtimmt angenommen wird: wer will dann noch beweiſen, die Liebe zum Böſen ſey der Natur dieſer Menſchen fremd geweſen? und darin habe nicht ihre Stärke (potentia) gelegen?

Nun hören Sie Schleiermachern, wie er den Spinoza rühmt; und ſehen Sie nach, ob es mit dieſem Ruhme factiſch ſeine Richtigkeit hat.

---

*) Spin. eth. IV, defin. 8.

„Bey der Art, wie er den Menſchen abhängig macht von der der Natur, wäre es keinem verzeihlicher geweſen als ihm, die Begünſtigungen derſelben als etwas Sittliches unter dem Namen der Güter aufzunehmen. Hievon aber entfernt er ſich gänzlich durch die Erklärung, daß alle wahren Güter, der Wirklichkeit nach, allen Weiſen, der Natur nach aber allen Menſchen müßten gemein ſeyn.“ *) Da haben wir das summum bonum omnibus commune, wogegen ich ſchon im fünften Briefe warnte; weil man nicht jenen deus sive natura vergeſſen darf, der ohne ſittliche Züge der Gegenſtand der Erkenntniß ſeyn ſoll, welche Erkenntniß vorgeblich das höchſte Gut iſt. Das secure, sanoque corpore vivere hatte Spinoza nicht vergeſſen, aber Schleiermacher vergaß, wie es ſcheint daß der tractatus theologico-politicus zu den ächten Quellen des Spinozismus gehört; und daß ſelbſt in der Ethik Sätze genug ſtehen, die denſelben Gedanken, nämlich die Abhängigkeit des Geiſtes vom Leibe, nothwendig herbey führen; dergeſtalt, daß die Conſequenz, welche jene Verzeihlichkeit begründen ſoll,

---

*) Schleiermachers Kritik d. Sittenl. Zweytes Buch, am Ende des erſten Abſchnitts.

ſich in die Nothwendigkeit für den Leſer verwandelt, auch das Ungeſagte hinzuzudenken. Oder was denken Sie von dem Satze, der beynahe am Ende der Ethik ſteht: qui corpus ad plurima aptum habet, is mentem habet, cuius maxima pars est aeterna? *) Wer ſo Etwas hinſchreiben kann, ſoll der etwa noch dabey ſagen, daß er wirklich und ohne allen Zweifel die Begünſtigungen der Natur unter die Güter aufnimmt? Muß man etwan auch hier noch wieder an das ius naturae erinnern, was nach der potentia beſtimmt wird? Oder iſt das ius kein Gut? Uebrigens bitte ich hier an den früher angeführten Satz zu denken: wenn die Menſchen frey geboren würden, dann würden ſie den Begriff der Güter und Übel gar nicht haben. Warum? der Weiſe iſt frey, darum hat er keine inadäquate Vorſtellungen, folglich keinen Begriff vom Übel, — folglich — auch keinen Begriff vom Guten. Denn wie ſollte der ſpinoziſtiſche Weiſe das kennen, was an ſich gut iſt? Davon weiß er nichts! Sollte wohl Schleiermacher ſich bey der vorhin angeführten Stelle hieran erinnert haben? —

Ein anderer Ruhm des Spinoza ſoll darin

---

*) Spin. Ethic. V, 39

beſtehn, daß er mit dem Worte Tapferkeit (fortitudo) die ganze Tugend bezeichnet *). Sie, lieber Freund, und ich, würden freylich ſagen, damit laſſe ſich nothdürftig das Drittel des zweyten Fünftels der Tugend bezeichnen; wenn überall die Behauptung: die Tugend ſey nur Eine, als richtig verſtanden, und eben deshalb als vereinbar mit dem unleugbar Mannigfaltigen in der Tugend, darf vorausgeſetzt werden. Doch darüber zuerſt ein paar Worte zur Erinnerung!

Erſtlich: Die Tugend iſt ein Ideal. Als ſolches iſt ſie nicht ein Reales. Ihre Einheit wird nicht als etwas Vorhandenes nachgewieſen, ſondern gefodert als dasjenige was ſeyn ſoll. Gefodert alſo wird, ein Mannigfaltiges der Ideen ſolle im wirklichen Menſchen zur Einheit des perſönlichen Characters zuſammen wachſen. Das wird gefodert, noch ohne Frage, wie es geſchehen könne.

Zweytens: Das Mannigfaltige, welches urſprünglich, noch ohne Rückſicht auf Untugend, den Begriff der Tugend beſtimmt, iſt theils Einſicht, theils Wille; und dies beydes umfaßt die ſämmtlichen praktiſchen Ideen, nebſt allem,

---

*) Schleiermacher a. a. O. Zweytes Buch, am Ende des zweyten Abſchnitts.

was aus ihnen in der Ideenlehre *abgeleitet* wird.

Drittens: Dies Mannigfaltige ſoll eine Verbindung eingehn, gleich den *Factoren* eines *Products*; aber:

Viertens: Dazu ſollen noch eine Menge von *mittelbaren* Tugenden (Gewöhnungen, Fertigkeiten, u. ſ. w.) kommen, von denen im plurali zu reden iſt, weil ſie *als Theile einer Summe* ſich jenem *Producte* anſchließen müſſen, wenn der Menſch tugendhaft ſeyn ſoll, während er, als Menſch, ſonſt beſtändig in der Gefahr ſchlechter Sitten und Gewöhnungen ſchwebt.

Die Mannigfaltigkeit der praktiſchen Ideen, ohne die man zwar in der Sittenlehre vieles richtig ſehen, und trefflich vortragen, aber nichts an ſeinem rechten ſyſtematiſchen Orte ſehen kann: — hat nun Schleiermacher nicht geſehen. Darum rühmt er:

> „Die Tugend iſt beym Spinoza nur Eine,
> „und untheilbar nicht nur der Wirklichkeit
> „nach, ſondern auch für den Gedanken und
> „die Unterſuchung, und kann als ein Mannig-
> „faltiges nicht anders beſchrieben werden, als
> „im Gegenſatze gegen die Mißverſtändniſſe und
> „Thorheiten"; u. ſ. w.

Hiedurch ſoll Spinozas Eintheilung der fortitudo in animoſitas und generoſitas geſchützt werden gegen den Verdacht — als habe er doch wenigſtens Einen richtigen Blick in die Sittenlehre gethan. Spinozas Worte ſind:

> Per animositatem intelligo cupiditatem, qua unusquisque conatur suum Esse ex solo rationis dictamine conservare. Per generositatem autem cupiditatem intelligo, qua unusquisque ex solo rationis dictamine conatur reliquos homines iuvare et sibi amicitia iungere. *)

Daß dieſe Stelle keinen Erſatz für die bey Spinoza gänzlich verdorbenen Ideen des Rechts und der Billigkeit geben kann, ſpringt in die Augen; aber etwas von der Idee des Wohlwollens könnte man darin ſuchen, wenn man von der Vornehmthuerey der Großmuth abſähe. Damit man ja nicht ſo nachſichtig ſey, ja nicht an die verſchiedenen Factoren denke, deren Product die Tugend iſt: redet Schleiermacher alſo:

> „Die Eintheilung iſt nur eine verdeutlichende und vertheidigende Maaßregel, um deſto auffallender zu zeigen, wie auch nach Spinoza der Geiſt *aus der Sphäre der Beſchauung, welche ihn allein zu feſſeln*

---

*) Spin. Eth. III. 59. Schol.

> „ſcheinen könnte, in die einer gemeinſamen beſtimmten Thätigkeit heraustrit."

und bekant an einer andern Stelle:

> „Spinoza ſtellt den Staat nur als ein Verwahrungs- und Verbeſſerungsmittel auf;

worauf er rühmend fortfährt:

> „dagegen aber auch (wenn man einzelne leicht zu beſſernde Irrungen nicht rechnen will) leitet er nichts wahrhaft und vollkommen ſittliches von ihm ausſchließend ab." *)

Geſtatten Sie mir hier wiederum erſt eine Zwiſchenrede aus der praktiſchen Philoſophie.

Die Lehre vom Staate erfodert durchaus, daß man ihr die vollſtändige Betrachtung der idealen Geſellſchaft voranſchicke. Den Staat charakteriſirt ſeine Macht. Dabey iſt die gewöhnliche Schwäche und Verkehrtheit der Menſchen vorausgeſetzt; und in ſo fern erſcheint der Staat als ein nothwendiges Übel. Hieher gehört Fichtes Wort: der Staat ſey dazu da, ſich ſelbſt entbehrlich zu machen; woran Schleiermacher an der eben gebrauchten Stelle erinnert. Auf ſolche Weiſe betrachtet, bleibt der Staat von zwey Seiten völlig unbegriffen. Man begreift weder ſein

---

*) Krit. d. S. drittes Buch, gegen Ende des erſten Abſchnitts.

natürliches Daſeyn, — denn das läßt ſich durch das Wort: Übel, nicht erkennen; — noch auch ſeinen poſitiven ſittlichen Werth, welcher auf Demjenigen beruhet, was durch die Macht beſchützt wird, nämlich die Geſellſchaft.

Hat nun ein Sittenlehrer irgend einiges geiſtige Vermögen, von der Art, wie es vorausgeſetzt werden muß, wenn einer eine Sittenlehre ſchreiben ſoll: ſo muß ſich dies Vermögen darin zeigen, daß er ſehe was am allerleichteſten zu ſehen iſt, weil es als das größte Sichtbare in die Augen fällt: — nämlich die Geſellſchaft und ihre ſittliche Würde. Daran erkennt man den Platon und den Ariſtoteles, verſchiedenen Werthes zwar, doch beyde als Sittenlehrer.

Wie aber, wenn Schleiermacher bekennt, Spinoza leite nichts wahrhaft ſittliches vom Staate ab?

Faſt fürchte ich, er thut ihm unrecht. Denn ſo wenig Spinoza dazu taugte, die ſittliche Würde des Staats in treuer Darſtellung kenntlich zu machen, ſo ſieht man ihm doch ein Bemühen an, ſeine Verkehrtheit zu überwinden. Oder findet ſich nichts der Art in den politiſchen Schriften? Freylich ſcheint Schleiermacher eben ſo wenig den tractatus politicus (der unvollendet blieb) als den früheren tractatus theologico-politicus bey ſeiner Kritik der Sittenlehre zu Rathe gezogen zu haben.

Geſetzt aber, es bleibe dabey, daß Spinoza nichts wahrhaft ſittliches vom Staate abgeleitet habe, (und mit Conſequenz konnte er es freylich nicht,) was folgt dann? Etwa dies, daß man dennoch überall den Platon und Spinoza zuſammenſtellen müſſe, als ſey dieſer, gleich jenem, und neben ihm, die höchſte Auctorität in der Ethik? Dazu gehört ohne Zweifel, daß ſie vor allen Dingen unter ſich einſtimmig ſeyen. Und doch zeigt der Eine gerade da ſeine Unfähigkeit, wo die Fähigkeit und Vortrefflichkeit des Andern glänzend hervortrit! Und eben dies ſieht Schleiermacher, indem er bekennt, Spinoza wiſſe nichts Sittliches vom Staate abzuleiten!

Worin lag denn aber die Unfähigkeit, von der wir reden? Sie muß doch wohl einen Grund haben; und zwar in der Anlage der ſpinoziſtiſchen Ethik. Da wir nun hier nicht ſowohl unmittelbar von Spinoza, ſondern von Demjenigen reden, was ſich Schleiermacher aus ihm gewoben hat: ſo muß ich etwas weiter ausholen.

Eigentlich ſollte ich Sie erſuchen, Sich mit mir ſowohl hinten als vorn in dem Schleiermacherſchen Buche umzuſehn. Aber die Stelle hinten, über die Methode, führt uns zu weit, daher hievon nur wenige Worte. Sie wiſſen: das erſte Axiom der Sittenlehre iſt, daß es einen Unterſchied des guten und böſen Willens, oder mit etwas veränderter Wendung, daß es Pflichten giebt. Die Methode alſo muß das richtige Fortſchreiten von dieſem Anfangspunkte an bezeichnen. Während nun zu Platons Zeit die Philoſophie erſt nach veſten Formen ſuchte, weiß Schleiermacher ſchon vom Platon eine heuriſtiſche Methode, als die beſte von allen, zu rühmen. Und während wir bey Spinoza das Gute und Böſe hinter dem zweydeutigen bonum et malum verſchwinden ſahen, rühmt von ihm Schleiermacher, das Weſentliche der geometriſchen Methode ſey von ihm ſogar reiner und richtiger durchgeführt, als von den Größenlehrern ſelbſt! Kein Wort weiter über dieſe Extravaganz! Wir wollen uns jetzt vorn im Buche umſehn.

Gleich im erſten Abſchnitte des erſten Buches vergleicht dieſer Kritiker die bisherigen ethiſchen Grundſätze unter andern aus dem Geſichtspuncte folgender Frage: iſt das Princip ein freyes und bildendes, oder beherrſchendes und beſchränkendes? Hier werden die Stoiker getadelt; weshalb? "Es kann bey ihnen das ethiſche Princip die Thätigkeit, welche jedesmal erfodert „wird, nicht hervorbringen, wenn nicht zuvor

„durch den blinden Naturtrieb erſt geſetzt wor„den, daß überhaupt etwas geſchehen ſolle; denn „aus dieſem entſteht immer jede erſte Auffode„rung zum Handeln.“ Ferner getadelt wird Fichte; „denn wenn gleich Fichte davon ausgeht: „kein Wollen ohne Handeln, — ſo muß doch „der höhere Trieb den Stoff jedesmal nehmen „vom Naturtriebe.“ Ferner getadelt wird Kant. „Denn vor der Frage, ob die Maxime „allgemeines Geſetz ſeyn könne, muß die Maxime „zuvor gegeben ſeyn; und wie anders wollte ſie „dies, wenn nicht als ein Theil des Naturzweckes.“ (Alſo von Naturtrieben und Naturzwecken iſt auch hier die Rede; laſſen Sie uns beyläufig die Frage veſthalten, in welche Art von Pſychologie das wohl paſſen möge?) Dagegen gelobt — und zuſammengeſtellt — werden Platon und Spinoza; „von denen freylich der „letztere das Streben ſein eigenthümliches Daſeyn zu erhalten, als das Weſen aller beſeelten Dinge, und als den letzten Grund alles „menſchlichen Handelns aufſtellt, und von einem „zwiefachen Triebe in Einer Seele nichts hören will.“ (Denken Sie hier an die oben erwähnte Begierde a priori, außer und neben welcher Jacobi eine zweyte Richtung foderte; zwar mit Recht, jedoch ohne recht zu wiſſen.

was für eine.) „Aber, ob ſchon Ein und „derſelbe Trieb, kann und muß er doch in jedem Falle in einer von beyden Geſtalten erſcheinen; entweder nämlich das wahrhaft eigenthümliche Daſeyn des Menſchen, „ſein im engeren Sinne ſogenannte „Handeln, zum Gegenſtande habend, und „was ſo entſteht, iſt das Sittliche; oder „aber das gemeinſchaftliche mit andern Dingen „verknüpfte und von ihnen abhängige Daſeyn, „und das nur ſcheinbare Handeln, wovon die Urſache zum Theil außerhalb des Menſchen „zu finden iſt; daher es mit Recht (!) ein Leiden heißt, und das ſo entſtandene — ermangelt der ſittlichen Beſchaffenheit.“ (Ob das wirklich Schleiermachers Meinung war? ich wage es nicht zu behaupten, ſondern laſſe ihn fortfahren über Spinoza zu ſprechen:) „Von dieſem „nun iſt jenes nicht etwa ein Umbilden und Verbeſſern des letztern, oder ein nur auf das letztere „erbautes; ſondern von vorne her ein eigenes. „Daher auch Spinoza ausdrücklich behauptet“ (doch hoffentlich nicht mit ihm Schleiermacher?) „daß das Fliehen des Böſen, das Vernichten eines etwa ſchon voran gedachten und angeſtrebten Unſittlichen gar kein eigenes Geſchäft ſey, ſondern nur mittelbar, und von

„ſelbſt erfolge, indem das Gute geſucht wird." (Nämlich jenes — vergebliche Gute, was aus dem wahrhaft Eigenthümlichen, der Begierde a priori, entſteht.) „Hierin zeigt ſich am ſchärfſten der Unterſchied von jenem, als bey welchem das Gute nur dadurch zu Stande kommt, daß das Böſe ausgeſchloſſen wird; und ſo am beſten bewährt ſich eine Sittenlehre als wirklich ein freyes und eigenes Gebiet des Handelns umfaſſend."

Ein Gebiet vielleicht; aber auch ein freyes? Kann man Freyheit aus einem Triebe conſtruiren, der ſeine, ihm angewieſene Richtung mitbringt? und was vorhin der Naturtrieb hieß, iſt das etwan weniger zu fürchten, wenn man ihm einen andern Namen giebt? Läßt ſich das vorerwähnte freye Gebiet aus der gefährlichen Nachbarſchaft herausrücken, und zwar durch veränderte Formeln?

Sie glauben vielleicht, mein theurer Freund, ich bräche am unrechten Orte ab. Aber Schleiermacher geht hier ſogleich zum Platon über, und findet dort — das Nämliche! Wie iſt das möglich, werden Sie fragen? Hören Sie weiter! „Das Nämliche erhellet von ſelbſt aus der Formel des Platon, nämlich der Verähnlichung mit Gott." (Wie mit Gott? dem Allweiſen, Gerechten, Gütigen?) „Denn da es der Gottheit

„an allem, was Naturtrieb genannt werden mag, ermangelt"; (die ſpinoziſtiſche res extensa fehlt alſo;) „und die Thätigkeit der höhern Geiſteskraft in ihr eine rein aus ſich ſelbſt hervorgehende, ſchaffende, und bildende iſt", (ſo iſt Platon, möchten wir ſagen, ganz ein Anderer als Spinoza; — aber dennoch fährt Schleiermacher fort:) „ſo würde offenbar ein gemeinſchaftliches Glied zur Vergleichung nicht zu finden ſeyn, wenn im Menſchen die Vernunft nur beſchränkend auf ſeinen Naturtrieb handelte, und nur was jener hervorgebracht, auf ihre Weiſe geſtaltete, ſondern" —

jetzt, mein theurer Freund! werden Sie ſogleich ſehen, wohin uns Schleiermacher irre leitet, —

> „ſondern es muß auch bey uns das Verhältniß zu dem niederen Vermögen nicht das weſentliche des höheren" (ohne Zweifel: Vermögens) „ſeyn, ſondern nur die Erſcheinung ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit."

Wir meinten in Platons äſthetiſche Sphäre, zu ſeiner Teleologie und Ideenlehre zu gelangen, — und ſiehe da! nichts als dürre theoretiſche Begriffe kommen zum Vorſchein, und obenein noch ein Stück falſcher Pſychologie! So gehts, wenn

Anſichten, im vornehmen Tone Anſchauungen genannt, die Stelle der Unterſuchung einnehmen wollen. Da verwiſchen ſich die Gränzen der verſchiedenen Disciplinen, weil die Disciplin des Denkens verloren ging.

Das iſt das Geheimniß der vorgeblichen Annäherung des Spinoza an Platon. Der alte unkritiſche Dogmatismus, gegen den Kant ſich erhob, hat das ungeheure Selbſtvertrauen, er vermöge die Gottheit *theoretiſch* zu erkennen; redet nun von *Gottähnlichkeit, wovon lediglich in Bezug auf praktiſche Ideen die Rede ſeyn kann und darf*, und mengt damit die alte Fabel von den Seelenvermögen, ſo daß hinter den höhern und niedern Vermögen und Trieben alle ſittlichen Begriffe, die ſich nicht aus den Worten: hoch und tief, ableiten laſſen, wie die Sonne hinter den Wolken verſchwinden. Wenn das noch nicht klar genug hervortrit, ſo können wir uns nunmehr, zur ferneren Überlegung, wieder an den Staat erinnern.

Sollte aus ſolchen Principien eine Staatslehre erwachſen, ſo wäre nach Spinoza unſtreitig die größere *Macht* das höhere Vermögen: aber das Verhältniß zum niedern Vermögen, (d. h. zur geringern Macht) wäre „nicht das Weſent-

„liche des höhern, ſondern nur die Erſcheinung ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit.“ Damit, denke ich, wären wir auf einmal bey der berühmten Staatslehre des Herrn v. Haller; wo Jeder, den Glück und Umſtände vollkommen frey machen, eo ipso Fürſt iſt; das Regieren über Andre kommt dann als ein Nebenumſtand hinzu. Von Rechten und Pflichten — oder, nach unſerer Gewohnheit zu reden, von dem Grunde der Auctorität, womit der Gebieter gebietet, wäre keine Nachweiſung nöthig. Aber eine Hauptſache: der Fürſt muß ein Eingeborner ſeyn. Ja kein Fremder! Und warum nicht? Blicken wir zurück auf die obige Relation aus Spinoza! Jener Trieb — der einzige, der ſich aber in zweyerley Geſtalten zeigen ſollte, muß uns zum Vorbilde dienen. Hat er das „wahrhaft eigenthümliche Daſeyn des Menſchen“ zum Gegenſtande, dann entſteht das Sittliche. So lautet die Sage, die wir ſo eben vernahmen. Alſo: das Sittliche iſt das Einheimiſche, und das Einheimiſche iſt das Sittliche; an dieſem Indigenat iſt es zu erkennen! Hingegen die Coexiſtenz (von dieſer ſprach ſchon Jakobi) hat ſchlimme Folgen, nämlich mirabile dictu — ein bloß ſcheinbares Handeln; womit denn die Verbrecher ſich tröſten mögen. Sie haben nur ſcheinbar, oder nach einer Variante, nur leidend — gehandelt, und dies leidende Handeln — da es nicht einheimiſch, da es ihnen ja von außen iſt angethan worden — „ermangelt der ſittlichen Beſchaffenheit."

Und auf ſolchem Wege — gewinnt man: ein freyes Gebiet für die Sittenlehre? Können Sie Sich etwas dabey denken? Daß Diejenigen, die über eingebildeten höhern und niedern Trieben brüteten, keine praktiſchen Ideen finden konnten, iſt eben ſo klar, als daß derjenige verarmen muß, der ſein Gewerbe verläßt, um ſich durch Künſte der Goldmacherei zu bereichern. Das eigene Gebiet der Sittenlehre erreicht man nicht auf dem Wege falſcher Pſychologie. — — War es denn aber möglich, daß ganze Decennien hindurch das deutſche philoſophirende Publicum in einem ſolchen Kreiſe von Irrthümern ſich wie verzaubert herumdrehen konnte? Unſtreitig gab es Ausnahmen; und deren würden ſehr Viele geweſen ſeyn, wenn man, ſtatt nachzuſprechen, den Spinoza ſelbſt aufmerkſam geleſen hätte. Und Schleiermacher? — Laſſen Sie uns nicht vergeſſen, daß die vorſtehenden Proben aus einer ſeiner frühern Schriften nicht zum Maaßſtabe für Ihn Selbſt dienen können.

Siebenter Brief.

Wie es geſchehen konnte, daß durch Jakobis ſonſt wohlthätiges literariſches Wirken das Anſehen des Spinoza vielmehr ſtieg als ſank: davon, mein theurer Freund, wird Ihnen der vorhergehende Brief zwar eine Andeutung zu enthalten ſcheinen, allein dieſe Andeutung weiter als ſchon geſchehen, zu verfolgen, werden Sie eben ſo wenig Luſt haben, als ich. Bey der von Jakobi gefoderten Duplicität der Richtung wird Ihnen Kant eingefallen ſeyn, deſſen intelligibele Freyheit im Gegenſatz zur Sinnlichkeit gewiß Alles leiſtet, was in dieſer Hinſicht kann gefodert werden. Und doch war Jakobi auch hiemit nicht zufrieden; von derjenigen Unterſcheidung, die er ſich dachte, ſagt er: ſie finde ſich wirklich in der Kantiſchen Philoſophie; aber ſie komme nur augenblicklich darin vor; erſcheine nur, um ſogleich wieder zu verſchwinden; und dies aus der ſehr guten Urſache: „weil der Geiſt keine wiſſenſchaft„liche Behandlung verträgt, weil er nicht Buchſtabe werden kann.“ *) Eine ganz natürliche Sprache zu jener Zeit, da man ſchlechterdings von Einem Princip ausgehen wollte; folglich weder in Pſychologie noch in Metaphyſik, weder in Moral noch Naturrecht noch Kunſtlehre wahrhaft hinein kommen konnte.

Nun wiſſen Sie wohl, daß mir das Streben heutiger Philoſophen, einander zu überbieten, (wodurch die falſchen Richtungen nicht gebeſſert werden) ſehr mißfällt, alſo werden Sie Sich nicht wundern, wenn ich, ſtatt Kant und Jakobi und wer weiß wen ſonſt noch überſteigen zu wollen, vielmehr in gutem Vertrauen zu Ihrer Freundſchaft Sie erſuche, Sich mir zu Gefallen einige Stufen herab zu bemühen, damit wir eine andre Art von Duplicität mit einander betrachten können, die jedenfalls zur Sache gehört; und die überdies die Frage aufregt, ob nicht, um die Unabhängigkeit des Willens von der Begierde (worin Jakobi die Freyheit ſetzt) gehörig zu beleuchten, es zuerſt nöthig ſeyn dürfte, Wille und Begierde etwas ſorgfältiger, als vorhin geſchehen,

---

*) Jakobis Werke II, S. 314.

zu unterſcheiden? — Meiner Bitte um anhaltende Aufmerkſamkeit wird Ihre Güte, glaube ich, zuvorkommen.

Betrachten Sie die Begierde des Inſects und den freyen Willen eines Königs. Daß ich damit „nicht den Geiſt in Buchſtaben“ verwandeln, — oder mit deutlichen Worten: daß ich nicht den äſthetiſchen Urtheilen die theoretiſche Betrachtung unterſchieben will, — das wiſſen Sie im Voraus; und werden Selbſt überlegen, ob oder in wie fern ich den eigentlichen Sinn Jakobis, da er von Geiſt und Buchſtaben redete, richtig treffe.

In dem Inſect, z. B. der Raupe, der Biene, der Spinne, finde ich beſonders deutlich jene Begierde a priori, welche den Lebenslauf des Inſects ſo beſtimmt, daß es nicht einen Augenblick Zeit hat zu *ſpielen*, wie etwan Hunde und Katzen ſpielen; ſondern immer genau der Bildungsſtufe, die ſein Leib eben jetzt erreicht hatte, entſprechen muß. Die Begierde, das eigne Daſeyn zu erhalten, alſo auch das suum utile quaerere, iſt durch den eigenthümlichen Organismus und die vorgeſchriebenen Metamorphoſen eines ſolchen Thiers ganz genau bezeichnet. Daneben fehlt es auch nicht an Empfindungen, die von der Coexiſtenz herrühren; und die Begierde a priori hat hier volle Gelegenheit, ſich mit den Empfindungen dergeſtalt zu vereinigen, daß — wenn im vorigen Briefe von Inſecten die Rede geweſen wäre, ich offenbar einen großen Theil meines Tadels hätte zurückhalten müſſen.

Werden wir nun einmal wagen, unſre Gedanken zu einem königlichen Willen zu erheben? Ein ſolcher kündigt ſich an durch Befehle, denen kein Zweifel wegen der Befolgung anklebt. Was ein König befiehlt, das iſt in ſeinen Augen ſo gut als vollzogen, denn es geſchieht gewiß, und zwar in der kürzeſten Zeit, auf welche ſchon im Befehl gerechnet iſt. Die Handlung ſelbſt, wodurch das Wort des Herrſchers in Erfüllung geht, ſetzt nichts Neues in ſeinem Gemüthe; ſie giebt ihm keine Befriedigung mehr, denn er war ſchon befriedigt, durch die Zuverſicht in ſeinem Wollen.

Anſtatt alſo, daß die Begierde wartet auf eine Erfahrung, greift der Wille der Erfahrung vor, und iſt hiedurch von vorn herein von ihr unabhängig.

Sollte wohl hierin etwas von der Freyheit des ſtoiſchen Weiſen zu erkennen ſeyn? So ſcheint es wirklich. Der Weiſe dünkt ſich König; nicht wegen einer Macht, die er nicht beſitzt, ſondern weil er nichts will, was er nicht erreichen kann. Die Herrſcher (ſpricht der Weiſe) ſind weniger

Könige, als ich; denn ihnen begegnet manchmal wider Erwarten, daß ihren Befehlen die Vollziehung mangelt; ich aber, auch bey den ſchwierigſten Unternehmungen, will niemals mehr als mein eignes Handeln; es iſt ein Verſuch in Hinſicht des äußerlichen Erfolgs, aber für mich liegt ſchon im Verſuche die Vollendung; ich wollte nichts weiter. Darum bin ich frey.

Jetzt, mein Theurer, überlegen Sie dieſen Begriff der Freyheit. Es liegt darin nichts vom Urſprunge des Willens, ſondern auf die Reife des Willens kommt hier Alles an.

Das wird klärer werden, wenn wir uns auf das Mehr oder Weniger der Freyheit einlaſſen, wie wir es in unſrer gewohnten Mitte zwiſchen dem Inſect und dem Weiſen antreffen. So lange wir uns einer beſtimmten Begierde überlaſſen, ſchweben wir in Erwartung deſſen was da kommen werde; je leichter wir dagegen ablaſſen vom Streben nach dem Ungewiſſen, deſto freyer fühlen wir uns. Darum ſprach ich ſchon im erſten Briefe vom Wechſel der Objecte. Diejenige Freyheit, die wir im gemeinen Leben an verſtändigen Männern bemerken, liegt in ihrer Bewegung, ihrem Übergehen von einem Gegenſtande zum andern; in der Gelaſſenheit, womit ſie das verabſchieden, was ihnen zum Dienſte nicht länger bereit iſt, in der Geläufigkeit, womit ſie Anderes aufſuchen und benutzen. Da iſt nicht ganz die Zuverſicht eines königlichen Befehls, aber eine Ähnlichkeit iſt doch vorhanden. Wie der König nicht bewegt wird durch den Anblick des Werks, deſſen Entſtehen er anordnete, — denn er hatte es im Geiſte ſchon fertig geſehen indem er befahl: ſo wird Derjenige, welcher die Objecte leicht wechſelt, wenig bewegt in dieſem Wechſel, denn der Erfolg ſeines Handelns entſpricht ihm leicht, weil er ihn da ſucht, wo er ihn finden kann, und weil er auf dieſes ſein Geſchick im voraus rechnet, alſo keine weite Abweichung des Erfolgs von ſeinen Abſichten zu beſorgen hat.

Gehen wir nun zurück zur Kantiſchen Freyheit: ſo ſpricht dort die praktiſche Vernunft ihr: sic volo, sic iubeo. Meint ſie etwa, der ſinnliche Menſch folge ihr ſo unbedingt wie ihr Imperativ kategoriſch lautet? Nein; aber ſie will eben nur befehlen; und nun befiehlt ſie immerfort, ohne Rückſicht auf den Erfolg; das kann ihr nicht verweigert werden, darum iſt ſie frey; und dies iſt der Freyheitsbegriff, auf den es ankommt.

Und Spinoza? Seine Freyheit ſucht er im Wiſſen; ſein intelligere, und die Zuverſicht, womit er die wahre Philoſophie zu beſitzen ſich rühmt, giebt ihm das *Gefühl* der Freyheit; gleichviel hier, ob täuſchend oder nicht.

„Aber in Bezug auf das gemeine Leben, (möchte Jemand ſagen) iſt eine ſolche Freyheit meiſtens nur Täuſchung. Denn wie Viele giebt es, die ſich mit gutem Grunde der Zuverſicht überlaſſen dürften, was ſie verlangen, das werde geſchehen?“

Geſetzt, dieſer Einwurf ſey treffend, ſo trifft er doch nicht den Begriff, ſondern nur deſſen Anwendung. Auf die Frage: wie fangen wir es an, uns demjenigen Zuſtande zu nähern, den wir uns als Freyheit denken, bleibt immer noch die Antwort: nähert entweder die Erfolge Euren Abſichten, oder richtet Eure Abſichten nach den möglichen Erfolgen ein; überhaupt aber vermindert das unnöthige Schwanken, welches Eure Unfreyheit vermehren würde. **Sorget, zu wiſſen was ihr wollt; ſorget zuvor noch, zu erforſchen was ihr könnt.**

Ein andrer Einwurf möchte hergenommen werden von der Freyheit der Wahl. Noch iſt der Wille (könnte man ſagen) nicht entſchieden, ſo lange die Wahl ſchwankt; dennoch iſt eben die Wahl frey.

Aber die freye Wahl ſteht gerade ſo weit offen, als wie weit die Zuverſicht reicht, jedes *mögliche* Wollen innerhalb der gegebenen

Sphäre werde, wie es auch ausfalle, kein Hinderniß antreffen. Eben deßhalb iſt die Freyheit deſto größer, je offener die Wahl.

Suchen wir nun die Anwendung auf den moraliſchen Willen, ſo ergiebt ſich ſogleich von ſelbſt, daß, wenn derſelbe die vorerwähnte königliche Zuverſicht beſäße und durch die That bewährte, er für frey gelten würde; und daß nur der Mangel an Nachdruck gegen die Begierden, welchen er gewöhnlich verräth, zu der Foderung geführt hat, er ſolle ſtärker ſeyn; — hiemit aber zu der Misdeutung: er ſey gewiß ſtärker als die Hinderniſſe, welche der Lauf der Zeit ihm entgegenführt; er ſey unabhängig vom Zeitlichen; er liege demnach urſprünglich im Menſchen!

Hätten Sie nicht längſt geſehen, Lieber, wohin ich wollte, ſo ſähen Sie es doch jetzt. Es kommt darauf an, für den moraliſchen Willen die Freyheitsfrage dergeſtalt zu ſpalten, daß nicht länger die Stärke deſſelben mit ſeinem Urſprunge vermengt werde. Mit Recht fodert man ſeine Stärke; aber den Urſprung vermag kein Poſtulat zu ändern, man muß ihn unterſuchen.

Schon im dritten Briefe entwarf ich, veranlaßt durch den Wolffiſchen Irrthum, eine kurze Skizze deſſen, was bey der ſittlichen Bildung zuſammenkommen muß. Im vierten erinnerte ich an den Beweis, aus welchem erhellet, daß von einem urſprünglich gebietenden Willen die Behauptung nicht bloß falſch iſt, ſondern nicht einmal angenommen werden darf, indem kein Wille bloß als ſolcher zu gebieten hat. Er wäre Tyrann, wenn er geböte, ohne die äſthetiſchen Urtheile in ſich aufgenommen zu haben, die ſelbſt ſchon ein Wollen wenigſtens als möglichen Gegenſtand der Betrachtung vorausſetzen. Würfe man auch die Zeitbeſtimmung hinweg, welche beym Menſchen eine ſucceſſive Bildung anzeigt, ſo würde man dennoch den gebietenden Willen, in welchem die moraliſche Stärke, und hiemit die wahre ſittliche Freyheit liegt, nicht als ein Erſtes in der Reihe der Begriffe ſetzen dürfen, weil die urſprünglichen Werth-Urtheile nothwendig jenem vorausgedacht werden müſſen. In ihnen allein beſteht die Autonomie, und hiemit unmittelbar das Intereſſe, wonach Kant, wie im vierten Briefe bemerkt worden, vergebens ſuchte. Und eben hier findet ſich auch jene zweyte Richtung, welche Jakobi da foderte, wo ihm weder Spinoza noch Kant genügten, und die er ganz richtig in keine — wahr oder falſch angenommene — Begierde a priori hineinbringen konnte. Denn äſthetiſche Urtheile ſind von Begierden und Trieben das gerade Gegentheil. Derjenige Wille, der ſich aus ihnen erzeugt, iſt durchaus ungleichartig jenen Begierden, welche den Urtheilen vorangehen, und ihnen zu Gegenſtänden der Betrachtung dienen können.

Zugleich aber ſehen Sie nun, weshalb ich vorhin die Begierde a priori, in welche Jakobi den ſpinoziſtiſchen conatus, quo unaquaeque res in suo Esse perseverare conatur, überſetzt hatte, mit dem Inſtincte oder Lebenstriebe der Inſecten verglich. Dieſe Thiere ſind höchſt wunderbare Kunſtwerke des Schöpfers, der ihnen durch ihren organiſchen Bau die ganze nothwendige Reihe ihrer Beſtrebungen mit einer Zweckmäßigkeit vorgeſchrieben hat, von der ſie ſelbſt nichts begreifen: aber zur Freyheit ſind ſie nicht gemacht. Und der Menſch? trägt er etwan auch eine ſolche Begierde a priori in ſich? — Es iſt ihm ohnehin ſchwer genug, ſich zu einem kräftigen ſittlichen Willen empor zu arbeiten; hätte er aber gar mit einer — ich ſage mit Einer Grundbegierde, die überall in der Sphäre der Empfindungen, wie in einem nährenden Boden wurzelte, wüchſe, wucherte, ſich nach einem organiſchen Geſetze entfaltete und ausbreitete, — in Kampf zu treten: dann möchten wir auf ſittliche

Bildung nur geradezu Verzicht thun. Schon unſere Hausthiere ſpielen, was das Inſect nicht kann. Das menſchliche Kind ſpielt und phantaſirt noch unendlich mehr; und hierin zeigt ſich jene Beweglichkeit, jene Leichtigkeit, die Objecte zu wechſeln, die wir gleich Anfangs, noch ohne Rückſicht auf Sittlichkeit, als weſentliche Annäherung an Freyheit erkannten.

Spinozas Ethik ſcheint für Inſecten geſchrieben zu ſeyn; nicht für Menſchen, die einſt wie menſchliche Kinder geſpielt haben. Für Inſecten mag jener lächerliche Satz gelten: prout cogitationes, rerumque ideae ordinantur et concatenantur in mente, ita corporis affectiones, sive rerum imagines, ad amussim ordinantur et concatenantur in corpore. Nämlich, wenn es möglich wäre, was nicht möglich iſt, eine menſchliche Phantaſie in die Seele eines Inſects hineinzubringen (Seele nehme ich hier für das Princip der Einheit, wonach ſämmtliche Muskelbewegungen des Thiers einſtimmig, und mit Bezug auf äußerlich wahrgenommene Gegenſtände gelenkt werden): dann würde man dadurch die Lebensgefühle, und hiemit die leibliche Conſtitution des Thiers umſchaffen; ſo gewiß als es ſich jetzt von ſeinen wirklichen Lebensgefühlen in jedem Augenblicke beſtimmt und getrieben zeigt. Wäre der

Leib des Kindes wie der des Inſects, dann wären die Kinderphantaſien entweder tödlich, oder das leibliche Leben müßte in einem beſtändigen Aufruhr, und bey verſchiedenen Kindern ſo verſchieden ſeyn, wie die Phantaſien nach Verſchiedenheit der Umgebung und der dargebotenen Spielwerke verſchieden ſind. Wie oft wird man noch gegen die Einbildung ſchreiben müſſen, als ob beym Menſchen Pſychologie an Phyſiologie angekettet wäre! Dieſer thörichten Einbildung hat bisher die Freyheitslehre zum Gegengewicht dienen müſſen; und in ſo fern gewährte ein Irrthum Schutz gegen einen andern noch größern Irrthum. Damit iſt aber für wahre Erkenntniß gerade ſo wenig gewonnen, als durch den kläglichen Satz: affectus non potest coerceri nisi per affectum fortiorem, gegen die Affecten gewonnen wird.

Jakobi hatte ſich ſo tief in den Spinoza hineinſtudirt, daß er von theoretiſcher Wiſſenſchaft keinen andern als ſpinoziſtiſchen Begriff mehr faſſen konnte. Hätte er dagegen auf den, zum Theil vortrefflichen Kantiſchen Buchſtaben etwas mehr Aufmerkſamkeit gewendet: ſo möchte leicht die Philoſophie jetzt um ein halbes Jahrhundert weiter ſeyn als ſie iſt. Unfrey nennt Kant den

Willen, ſo fern er durch Objecte beſtimmt wird. Darin liegt der ganz richtige Satz, daß die Sittenlehre nicht als Güterlehre auftreten darf. Für ſie iſt der *Wille* ſelbſt das *Object* der Schätzung und Würdigung. Alle ihre Mühe aber, ihn ſelbſt zu beurtheilen und dadurch zu lenken, wäre verloren, wenn gegen ſie eine andre Lehre auftreten könnte, welche, ſich ſtützend auf eine vorgebliche Bekanntſchaft mit der Abſtammung, der Natur und den Objecten des Willens, ihn als hiemit ſchon vollſtändig beſtimmt, und keiner weitern Beſtimmung zugänglich, — *mithin unfrey*, — darſtellen würde. Auf *dieſen* Unterſchied zwiſchen Freyheit und Unfreyheit hätte Jakobi achten ſollen. Statt deſſen plagt er ſich überall mit dem Geſpenſt eines Mechanismus, der in bloßer Vermittelung beſtehen ſoll. Er ſchreibt:

> "Da unſer bedingtes Daſeyn auf einer Unendlichkeit
> „von Vermittelungen beruhet, ſo iſt
> „damit unſerer Nachforſchung ein unabſehliches
> „Feld eröffnet, welches wir ſchon um unſerer
> „phyſiſchen Erhaltung willen zu bearbeiten genöthigt
> „ſind. Alle dieſe Nachforſchungen haben
> „die Entdeckung deſſen, was das Daſeyn
> „der Dinge vermittelt, zum Gegenſtande. Diejenigen
> „Dinge, wovon wir das Vermittelnde

> „eingeſehen, das iſt, deren Mechanismus wir
> „entdeckt haben, die können wir, wenn die
> „Mittel ſelbſt in unſern Händen ſind, auch
> „hervorbringen. Was wir auf dieſe Weiſe,
> „wenigſtens in der Vorſtellung conſtruiren
> „können, das begreifen wir! und was wir nicht
> „conſtruiren können, das begreifen wir auch
> „nicht.“ *)

Nun hat er zwar ſelbſt das Hülfsmittel gegen dieſe falſche Vorſtellung des Mechanismus in Händen.

> „Wenn ein durchaus vermitteltes Daſeyn oder
> „Weſen nicht gedenkbar, ſondern ein Unding
> „iſt, ſo muß eine bloß vermittelte, das iſt
> „ganz mechaniſche Handlung ebenfalls ein Un-
> „ding ſeyn. Eine reine Selbſtthätigkeit muß
> „überall zum Grunde liegen.“ **).

Dieſen richtigen Gedanken weiß er aber nicht zu entwickeln. Und die Monaden Leibnitzens konnten ihm dazu nicht helfen, ſie waren ſelbſt in einer Art von Kosmologie befangen, die über alles mögliche menſchliche Wiſſen hinausgeht. Sie wiſſen, mein theurer Freund, wie weit dieſe vorgeblichen Spiegel des Univerſums von meinem einfachen Begriffe der Durchdringung und Selbſterhaltung entfernt ſind.

---

*) Ueber die Lehre des Spinoza. Beilage VII.

**) Abhandlung über die Freyheit, XXV. im vorher angeführten Werke.

Daß nach der Lehre von den Selbſterhaltungen nicht einmal das, was als Materie erſcheint, ein bloß vermitteltes Daſeyn hat; daß nicht einmal Bewegung aus dem ſtoßenden Körper in den angeſtoßenen kann hineingegoſſen werden; daß vielmehr jedes Element ſelbſt, nach eigner Art, dazu thun muß, durch ſeine eignen innern Zuſtände dabey in Betracht kommt; daß es nicht das Univerſum, ſondern ſich ſelbſt, ſeine urſprüngliche Qualität in allem demjenigen abſpiegelt, was in ihm vorgeht; daß vollends den geiſtigen Thätigkeiten eine höchſt mannigfaltige Wechſelwirkung dieſer Abſpiegelungen zum Grunde liegt, und zwar von den Empfindungen an bis zu den höchſten Gedanken und Entſchließungen; daß es hiebey weit mehr auf einen innern als auf einen äußern Mechanismus ankommt, der nur geiſtig und nicht körperlich kann verſtanden werden: dies Alles, und wie dadurch der Begriff des Mechanismus ſelbſt in ſeinem Innerſten verändert, wie er von dem Begriffe einer bloßen Paſſivität gereinigt, wie die Unterwürfigkeit des Einen vom Andern dadurch zurückgewieſen wird, darf ich Ihnen nicht erſt wiederholt auseinanderſetzen. Oder ſind Sie, lieber Freund, vielleicht der Meinung, eben hier wäre der Ort, eine mehr populäre Auseinanderſetzung dieſer Gegenſtände zu verſuchen? Vielleicht der Ort! Aber iſt es auch die Zeit? Dieſe Zeit der politiſchen und religiöſen Schwärmerey, — und eben dieſe Zeit der materiellen Intereſſen, hört ſie auf theoretiſche Unterſuchungen? Will ſie von ihren Schäden geheilt ſeyn? Kann man ihr noch einen Begriff beybringen von den Bedingungen gründlicher Forſchung außer den längſt ausgefahrenen Geleiſen empiriſchen und mathematiſchen Wiſſens? — für jetzt wenigſtens begnüge ich mich, Sie zu fragen, ob Sie nach meinen Grundſätzen jemals auf den Gedanken kommen konnten,

> „anzunehmen, daß Vorſtellung und Begierde „eine bloß mechaniſche Verkettung begleiten können“ *)

oder darauf, daß

> „in der ganzen Natur das denkende Vermögen „bloß das Zuſehen habe; daß ſein einziges „Geſchäft ſey, den Mechanismus der wirkenden Kräfte zu begleiten; daß eine Unterredung, die wir mit einander führen, ein An-

---

*) A. a. O. Beylage V.

> „liegen unſrer Leiber ſey; daß der Erfinder
> „der Uhr ſie im Grunde nicht erfand; viel-
> „mehr nur ihrer Entſtehung aus blindlings ſich
> „entwickelnden Kräften zuſah.“ *)

Kennen wir etwa Kräfte für ſolche Geiſteserzeugniſſe *außerhalb* des Geiſtes, daß Er, der Geiſt, ihnen zuſehen könnte? Oder kennen wir Kräfte *innerhalb* des Geiſtes, aber *verſchieden von den Gedanken ſelbſt*, die zuerſt ſich zu dem Gedankenbilde vereinigten, welchem gemäß ſpäterhin Uhren gemacht wurden? Wo iſt da Jemand, der zuſähe, und wo iſt etwas von ihm verſchiedenes, dem er zuſehen könnte? Daß wir hier von *der* Apperception nicht reden, welche hinzukommt *nachdem* die Uhr ſchon als ein geiſtiges Gebilde fertig iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Das aber iſt eben das Geſpenſt von Determinismus, was man überall fürchtet, ſtatt darauf loszugehen: daß, wenn Einer etwas will, dieſes Wollen eigentlich nicht ſein Wollen, ſondern etwas Fremdes, was durch ihn, wie durch einen Canal, hindurchgegoſſen werde, — daß alſo er ſelbſt nicht der Wollende ſey, er es nicht zu verantworten habe, er deshalb nicht zu loben und nicht zu tadeln ſey, ſondern die eigentliche Wirkſamkeit außer ihm liege, und vielleicht aus den entfernteſten Enden des Univerſums her in ihm zuſammenfließe. Solcher Determinismus iſt allerdings da zu fürchten, wo man, aus lauter Scheu vor der atomiſtiſchen Anſicht, die Freiheitslehre, welche durchaus Selbſtſtändigkeit der Individuen im volleſten Sinne fodert, aufgab, oder ſie in den Spinozismus verſinken ließ.

---

*) A. a. O. im Geſpräche mit Leſſing.

Da wir überall gar nichts in die menſchlichen Seelen hineinfließen laſſen, wohl aber wiſſen, daß aus Vorſtellungen ein Wollen entſteht, welches nun als neuer Anfangspunct nach Geſetzen fortwirkt, die erſt in und mit ihm entſtehen, alſo gewiß nicht aus der Fremde kommen, — ſo iſts genug, nur jenen Gegenſtand der Beſorgniß, welchen Jakobi mit den Worten Vermittelung und Mechanismus bezeichnet, von uns hinweg, und in die Fremde hinaus zu weiſen; er wird ſchon von ſelbſt in irgend einer Güterlehre, wo man den Objecten einen Werth beylegt, und dann den Willen, als durch ſeine Natur und Abſtammung auf ſie gerichtet, zu ihnen hinweiſet, — in irgend einer Lehre von Trieben, worin das Univerſum ſich manifeſtirt, als ob die Natur des Willens etwas ein für allemal Fertiges und Gegebenes wäre, — endlich im Spinozismus, das heißt, weit genug von uns entfernt, ſeinen Platz finden. Mit einem Determinismus, der in Fatalismus überzugehen droht, (wie Jakobi ſo oft behauptet) werden wir um ſo weniger Gemeinſchaft machen, da das fatum eine bloße Vorbeſtimmtheit ohne Gründe und trotz aller Gründe darſtellt, während der Determinismus der Verkettung der Gründe nachgeht, — wobey er freylich ſehr kurzſichtig iſt, wenn er bloß das Ineinandergreifen der Glieder auffaßt, und die *eigne* Natur *jedes* Kettengliedes darüber vergißt.

Viel ſchlimmer würde es mit dem phyſiologiſchen Determinismus ſtehen, den wir für die meiſten Thiere anerkennen müſſen, und keineswegs durch unſre ganz allgemeinen ontologiſchen Grundſätze vertreiben können, — wenn nicht hier die Erfahrung zu Hülfe käme, die uns beym Menſchen eine freye Phantaſie, ein faſt reines Ergebniß des *pſychiſchen* Mechanismus zeigt, während wir jenes, vorhin angeführte, Inſectenleben in ſo fern, als die dabey pſychiſche Thätigkeit *vom Geſammtzuſtande des Leibes* abhängt, gar nicht unerwartet, gar nicht wunderbar, ſondern recht ſehr natürlich finden müſſen. Nehmen Sie einmal in Gedanken die Beweglichkeit der Phantaſie hinweg; denken Sie Sich den Blödſinnigen oder nur Stumpfſinnigen, deſſen

Vorſtellungen in einem engen Kreiſe zum Stillſtande gekommen ſind; — und fragen Sie Sich, ob jetzt noch vom freyen Willen eine Möglichkeit vorhanden ſey? Das Gewollte muß doch vorgeſtellt, es muß vom Nicht-Gewollten unterſchieden ſeyn; die freye Handlung muß erſt ein Gedankengebilde ſeyn, ehe ſie zur Ausführung gelangt; wo bleibt die Möglichkeit eines ſolchen Gedankengebildes, wenn ſich die Vorſtellungen nicht bewegen und fügen? Wie ſollen ſonſt diejenigen Vorſtellungsmaſſen, in welchen die Maximen und Grundſätze liegen, etwas über die untergeordneten vermögen?

Von der freyen Phantaſie bis zum freyen Willen iſt nun noch ein weiter Weg. Aber was die Begierde anlangt, — in dem Sinne, wie Jakobi von ihr redet, indem er den Willen als von ihr unabhängig betrachtet, — da kennen wir ja längſt den Unterſchied zwiſchen dem Kinde was begehrt, und dem Kinde was im Spiel ſeine Phantaſien ausdrückt! Hier iſt ſchon die Vorbedeutung, daß einſt, wann Beobachtung und Nachdenken die Plätze einnehmen werden, die vorläufig das Phantaſiren beſetzt, dann mit beyden auch ein gebildeter Wille verbunden ſeyn werde, welchen die Begierden zwar ſtürmiſch begegnen mögen, der aber auch ſeinerſeits ihnen begegnen wird. Nur verbitten wir die Begierde a priori, — jenen Inſecten-Inſtinct; und was beym Menſchen dem nahe kommt — jede Begierde im singulari, dergleichen wir Sucht oder Leidenſchaft zu nennen gewohnt ſind; denn hier zeigt uns, noch ohne alle Theorie, nur gar zu oft die Erfahrung, daß der Kampf zwiſchen einer herrſchenden Leidenſchaft und dem freyen Willen ſich keineswegs immer zu Gunſten des leztern entſcheidet. Aber mußte es denn bis zu eigentlicher Leidenſchaft kommen? — Wenigſtens gewiß nicht nach einem allgemeinen Geſeze der geiſtigen Natur; gewiß nicht ſo, daß Abhängigkeit des Willens von der Begierde zur Regel würde. Selbſt die Leidenſchaften ſind verſchieden, ſind individuel, taugen nicht im geringſten, um für jenes ſpinoziſtiſche Vorurtheil des conatus suum Esse conservandi als Beläge angeführt zu werden. Oder wollen wir den Hunger als die Leidenſchaft aller Leidenſchaften betrachten? Wenn wir den Menſchen in ſittlicher Freyheit uns vorſtellen, iſt dieſer Menſch etwa der Wilde, der nicht eher aus träger Ruhe ſich aufraft, als bis er die Noth fühlt ſein Daſeyn zu friſten? Wie oft kommt denn wohl im geſelligen Leben gebildeter Menſchen der Fall vor, daß Einer die Behauptung ſeines Daſeyns zum eigentlichen Zielpuncte ſeines Wollens machte? Wenn Menſchen von einiger Bildung ſprechen, wir und die Unſrigen müſſen zu leben haben, ſo ſchließt der Ausdruck leben eine ganze Fülle von abwechſelndem Thun und Genießen in ſich; und der ſittliche Wille hat ſchon eine Menge von ſchlechten Mitteln zu unnöthigen Genießungen zurückgewieſen; — dergeſtalt, daß es längſt nicht mehr Zeit iſt, die Exiſtenz dieſes Willens zu bezweifeln, und ängſtlich auf deren Rettung zu denken. Solche Angſt entſteht allemal aus zu langer Beſchäftigung mit falſchen Theorien, unter denen der Spinozismus wohl eine der allerverkehrteſten ſeyn dürfte. Hätte übrigens Jakobi die äſthetiſchen Urtheile gehörig ins Auge gefaßt, ſo wäre ihm nicht das Misgeſchick begegnet, deſſen ich im vorigen Briefe erwähnte. Sie haben geſehn, lieber Freund! wie gänzlich es ihm mislang, ſich von Spinoza zu ſcheiden; wie er beynahe mit jedem Worte in den Spinozismus zurückglitt. Er wollte eine zweyte Richtung; er wollte den höhern Willen ſcheiden vom niedern? Nun wohl, die Scheidewand iſt da; ſie wird gebildet durch die äſthetiſchen Urtheile. Dieſe ſind weder der niedere noch der höhern Wille, denn ſie ſind gar kein Wille.

Anhangsweiſe hier noch ein paar Worte über

Schleiermachers neuere, zum Gebiet der Sittenlehre gehörige Abhandlungen. Unſtreitig leuchtet daraus dasjenige Verdienſt hervor, was ein gelehrter Mann ſich erwirbt, indem er für Gegenſtände von höchſter Wichtigkeit die öffentliche Aufmerkſamkeit geſpannt zu erhalten ſich redlich nnd ernſtlich bemüht. Aber viel mehr als dies, können wir ihm ſchwerlich einräumen. Es iſt nur zu klar, daß der berühmte Mann bis gegen das Ende ſeines Lebens in derſelben Vorſtellungsart geblieben iſt, die wir aus ſeiner Kritik der Sittenlehre ſchon kannten. Da finden wir in der zweyten Abhandlung über das höchſte Gut (vom Jahre 1830) eine „Geſammtwirkung der Intelligenz auf dieſer „Erde vermittelſt der menſchlichen Organiſation, „die wir auseinander zu legen haben, als wäre „ſie ſo vollendet, daß ſie ſich mit denſelben Zügen nur immer zu erneuern brauchte.“ Da finden wir eine „räumliche und zeitliche *Zertheilung der Vernunft*, ſofern ſie in den zugleich und nacheinander ſeyenden Einzelweſen „eingeſchloſſen iſt als deren Seele,“ (alſo keine Selbſtſtändigkeit der Individuen!) und da giebt es eine „urſprüngliche Aufgabe, „*daß die ganze* „*Vernunft Bewußtſeyn werde*, welche „Aufgabe ſich, wie in jedem Einzelweſen, ſo auch „in dem Ganzen des menſchlichen Geſchlechts

„nur allmählig realiſirte;“ in welchem Realiſiren Ihnen, mein theurer Freund, die Reinholdiſch-Fichtiſchen Nachklänge darzulegen wohl nicht nöthig iſt. Zum Überfluſſe führe ich noch den Ausdruck an: daß „nur die Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts der wahre und eigentliche Ort des höchſten Gutes“ ſeyn ſoll; wobey denn ſogleich auffällt, daß zugleich zu viel und zu wenig geſchieht, indem der Makrokosmus auf die Erde und das menſchliche Geſchlecht beſchränkt wird; denn ſollte die Sternenwelt vermieden werden (wie freylich ſehr natürlich und billig!) aus dem einfachen Grunde, weil wir ſo überaus wenig davon wiſſen, — ſo hätte auch aus demſelben Grunde nicht die Totalität der Erde und des Erdenlebens ſollen als bekannt vorausgeſetzt werden; ja endlich würde ſich gefunden haben, daß die erſte Grundlage der Ethik in Anſehung des dabey vorausgeſetzten Wiſſens nicht die größte, ſondern die — allerkleinſte ſeyn mußte, die ſich nur irgend denken ließ; ohne einen andern Anſpruch an Totalität als an die Reihe der ſittlichen Werthbeſtimmungen ſelbſt. Aber von dem Gegenſatze der Totalität und Einzelnheit wußte Schleiermacher ſo wenig loszukommen, daß ſogar die allgemeine Pflichtformel (in der Abhandlung über den Pflichtbegriff) ſo abgefaßt wird: „Jeder Einzelne bewirke jedesmal mit ſeiner ganzen ſittlichen Kraft das möglich-Größte zur Löſung der Geſammtaufgabe in der Gemeinſchaft mit Allen,“ — welche Formel wir, denn doch wohl gerade zu einen verdorbenen Kantianismus nennen dürfen. Kantianismus wegen des Hinausweiſens jedes Einzelnen auf eine nie genau, ſondern nur höchſt oberflächlich ſelbſt vom Gelehrten aufzufaſſende Allgemeinheit und Geſammtheit! Verdorbener Kantianismus wegen Einmiſchung einer Geſammtaufgabe, während, wie ich oft erinnert habe, Pläne zu Aufgaben durchaus nicht an die Stelle ſittlicher Maximen dürfen geſetzt werden, weil es gerade gegen den Hauptbegriff der Tugend läuft, irgend ein Werk im Auge zu haben, das man, es koſte was es wolle, vollbringen müßte. Gerade das iſt ein Hauptvorzug der Kantiſchen Lehre, daß ſie von der Einbildung eines ſolchen abſolut zu vollbringenden Effects frey und rein iſt. Und Irrthümer in dieſem Puncte ſind von weit größerer praktiſcher Wichtigkeit, als man wohl geneigt iſt ſich zu geſtehen. Wie viel geben die neuern Geſchichten unberufener Schwärmer zu denken, welche von Aufgaben träumten, und darüber die beſtimmteſten Pflichten verletzten! — Sie erlauben mir wohl auch die Erinnerung an ein paar Zeilen, welche ſo lauten: daß Begierde das Künftige ſucht, der Geſchmack aber über das Vorliegende beſtimmt. Sie haben gewiß nicht die Stelle vergeſſen, wo dieſe Worte ſtehn, und ſtehen mußten. Vielleicht fällt Ihnen noch eine andre Stelle ein, welche ſagt: Charaktere mit herrſchenden Plänen ſind energiſcher; aber Charaktere mit herrſchenden Maximen ſind reiner!

Schleiermacher dagegen, aufs Handeln erpicht, und in die Zukunft ſchauend, wozu ihm ein abſolutes Wiſſen nöthig geweſen wäre, — anſtatt die Geſinnungen zu bedenken, die im kleinſten Raume des Wiſſens eben ſo rein ſeyn können, als im größten, — hat folgende abgeleitete Pflichtformeln: 1) „Handle jedesmal gemäß deiner Identität mit Andern nur ſo, daß du zugleich auf die Dir angemeſſene eigenthümliche Weiſe handelſt. 2) Handle nie als ein von den Andern unterſchiedener, ohne daß deine Übereinſtimmung mit ihnen in demſelben Handeln mitgeſetzt ſey. 3) Eigne nie anders an, als indem du zugleich in Gemeinſchaft trittſt. 4) Tritt immer in Gemeinſchaft, indem du dir auch aneigneſt. — Sollten Sie Sich etwa fragen, in welches Capitel meiner praktiſchen Philoſophie dieſe Formeln paſſen könnten? ſo werden Sie wohl in einige Verlegenheit kommen. Mir fällt keine rechte Stelle dafür ein, wenn nicht vielleicht in dem einzigen episodiſchen Capitel, über den theoretiſchen Begriff der Geſellſchaft, welcher dort ſorgfältig von den geſellſchaftlichen Ideen iſt unterſchieden worden. Hingegen bey Schleiermachern — was ich wahrlich nicht errathen würde, wenn es nicht gedruckt vor mir läge, — iſt in dieſen vier Formeln das Ganze erſchöpft. Denn ſie ſind nichts Anderes als: die Vertheilung derſelben Momente auf die Geſammtheit der Einzelnen, von denen bey Einem (einer idealen Perſon) die vollkommene Löſung der ſittlichen Aufgabe abhängt. Es giebt nämlich ein univerſales Gemeinſchaft-Bilden, und ein eben ſolches Aneignen. Es giebt auch ein eigenthümliches Aneignen, und eben ſolches Gemeinſchaft-Bilden. Die beyden Gemeinſchafts-Gebiete ſind die des Rechts und der Liebe, die beyden Aneignungs-Gebiete die des Berufs und Gewiſſens. Damit hängen zuſammen ein paar colliſionsfreye Formeln der Rechtspflicht und der Liebespflicht. Die erſte lautet ſo: Begieb dich unter kein Recht ohne dir einen Beruf ſicher zu ſtellen, und ohne dir das Gebiet des Gewiſſens vorzubehalten; die andre: Gehe keine Gemeinſchaft der Liebe ein, als nur indem du dir das Gebiet des Gewiſſens frey behältſt, und in Zuſammenſtimmung mit deinem Beruf.

Hier möchte ich gern eine Brücke finden, auf der wir zu unſerm Hauptgegenſtande, der Freyheit, zurückkehren könnten, — der innern ſowohl, die bekanntlich oft von der Liebe beſchränkt wird, als der äußern, damit man ſo recht eigentlich die Wahl hätte, unter welches Recht (da man doch unter irgend einem — oft ſehr unvollkommenen — Rechte leben muß,) man ſich begeben wolle. Schade nur: der Aufſatz über die Behandlung des Pflichtbegriffs iſt bey jenen Formeln am Ende! —

Sie und ich, lieber Freund, wir beyde haben uns nie gerühmt, colliſionsfreye Pflichtformeln (verſchieden von den, uns freylich bekannten, vorbeugenden Rathſchlägen ſittlicher Klugheit,) finden zu können; wenn wir nun in dieſem Puncte Schleiermachern in einer unerreichbaren Höhe über uns erblicken, ſo wollen wir uns mit der alten Unterſcheidung zwiſchen der eigentlichen mathematiſchen, und der ſogenannten moraliſchen Gewißheit tröſten; und das um ſo mehr, da bey uns nicht die Pflichtenlehre, ſondern die Ideenlehre, in welcher die wiſſenſchaftliche Beſtimmtheit zu Hauſe iſt, den Kern der Ethik ausmacht.

Das hängt ſehr weſentlich damit zuſammen, daß wir keine abſoluten Aufgaben, mithin keine abſolut-allgemeinen Regeln des äußern Handelns, anerkennen; ſondern uns begnügen, das Handeln ſtets als eine unvollſtändige Äußerung der Geſinnungen zu betrachten, um deren Werth es uns eigentlich zu thun iſt.

Hier treffen wir, wie es ſcheint, den erſten falſchen Grundgedanken, welcher, aus dem Spinozismus und der vermeintlichen Univerſal-Anſchauung ſtammend, die ſämmtlichen Unterſuchungen Schleiermachers irre geleitet hat. Er verwickelte ſich in dem Großen und Zuſammengeſetzten, weil er das Kleine, Einfache, welches eine präciſe Beurtheilung geſtattet, überſprungen hatte. Er ſagt ſelbſt (in der Abhandlung über das Erlaubte) ſeine Arbeiten ſetzen überall voraus: eine weſentliche Zuſammengehörigkeit alles deſſen, was mit Recht ſoll ſittlich genannt werden können. „Denn es hört alle Conſtruction „des pflichtmäßigen auf, mithin iſt es auch um „alle wiſſenſchaftlichen Principien zur Beurtheilung „der einzelnen ſittlichen Handlungen geſchehen" (bemerken Sie doch dieſen ungeheuern Schluß!) „ſobald ein Widerſpruch ſtatt finden kann zwiſchen dem, was das Ganze fodert, und dem, „worauf ein Theil Anſpruch macht." Ein Theil?

Wer ſagt, wer verbürgt, daß die Einzelnen, und deren nähere Verhältniſſe, *nur* als Theile *ſollen* aufgefaßt werden? Und wer *kann* das Ganze auffaſſen? Das Ganze? — Das Ganze der Sternenwelt? Das Ganze unſeres Sonnenſyſtems? Das Ganze der Erde und ihrer Ereigniſſe? — Wir wollen beſcheidener fragen: kennt irgend ein Menſch das Ganze der künftigen Folgen irgend einer ſeiner Handlungen mit Gewißheit? kann er es einer wiſſenſchaftlichen Conſtruction anpaſſen? Geſetzt, wir könnten handeln in einer Ideal-Welt; wir könnten überdies die Totalität der Idealwelt überſchauen: ſo läge doch der *Werth* dieſer Welt nicht in ihrer Ganzheit, ſondern es würden ſich nur die nämlichen Verhältniſſe, welche im Kleinen ſchon einen Werth haben, im Großen wiederhohlen. Wer die Kleinen Verhältniſſe nicht zu würdigen weiß, der verfehlt auch die ähnlichen Werthe im Großen. Nun fallen aber vollends unſre Handlungen nicht in eine Idealwelt! Der handelnde Menſch *kennt das*, was er eigentlich beabſichtigt; und er *vermuthet* einige der unvermeidlichen Nebenfolgen mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit, ſo daß er Einiges hofft zu bewirken, Anderes zuläßt. Dies, was er beabſichtigt und zuläßt, bezeichnet ſein Wollen als ein Beſtimmtes; und dies Beſtimmte kann er beurtheilen. Mehr nicht: Will er mehr beurtheilen, mehr conſtruiren, ſo täuſcht er ſich; und ſolche täuſchende Conſtructionen ſollen nicht gemacht werden. — Konnte ſich Schleiermacher das nicht gegenwärtig erhalten, was half es ihm denn, daß er den Pflichtbegriff untergeordnet, ja ſogar — leider! — Naturgeſetze, denen, ſelbſt nach Spinoza, jeder Zweckbegriff fremd iſt, und Sittengeſetze, die von äſthetiſchen Urtheilen abhängen, dialektiſch in einander gewirrt hatte, ſtatt die Begriffe von beyden wahrhaft aufzuklären?

Schleiermacher kannte die Alten. Unzähligemal muß er den, an die Ungewißheit aller Erfolge erinnernden Spruch geleſen haben: Niemand ſey vor dem Tode glücklich zu nennen. Er ſetzte, wenn ich nicht irre, das Glück des Lebens in ein gelingendes ſittliches Handeln. So konnte er Niemanden wahrhaft glücklich nennen, der nicht vom Gelingen ſeines ſittlichen Handelns überzeugt iſt. Er hat mit uns die gleichen hiſtoriſchen Ereigniſſe erlebt. So mußte er wiſſen, daß ganz gewöhnlich ſelbſt die klügſten und mächtigſten der Menſchen ſich in der Erwartung der Folgen ihres Handelns verrechnen; daß ſie häufig das Gegentheil deſſen, was ſie ſäeten, geerndtet haben. Er war Religionslehrer. So mußte er das täglich wiederkehrende, allgemeinſte Religions-Bedürfniß empfinden; dies nämlich, daß wir nur im Glauben die Ergänzung unſeres höchſt unvollſtändigen Wiſſens um die Folgen unſerer beſtgemeinten Handlungen beſitzen. Und ſollte er wohl gemeint haben, mit der Größe des Ganzen, z. B. mit der Größe des Staats, worin ein Menſch lebt, wachſe auch — nicht etwa die Menge der Beſchränkungen, — ſondern die Größe des ſittlichen Daſeyns? ohne zu bedenken, wie viel die Intenſität des Lebens in kleinern Kreiſen dadurch verliert? — Doch laſſen wir jetzt Schleiermachern! Andere mögen ihn kritiſiren, und ſein rühmlich angeſtrebtes Werk, die Kritik der Sittenlehre, beſſer fortſetzen als er es wirklich angefangen hat; ſie mögen ſich dabey erinnern, daß die Zeiten vorbey ſind, wo man den idealiſtiſchen Eifer ſo weit trieb, Natur und Geſchichte a priori zu conſtruiren. Damals freylich konnte man jeden Augenblick das ideale Ganze des Staats, der Kirche, der Wiſſenſchaft und der Kunſt mit dem realen Ganzen der Welt verwechſeln, in welchem wir nicht bloß handeln wie wir wollen, ſondern auch erfahren müſſen, was wir nicht wollen.

Achter Brief.

Veranlaßt durch Jakobi und Spinoza, waren wir allmählig, ohne den gemächlichen Gang einer brieflichen Unterhaltung zu unterbrechen, in Betrachtungen von mehr pſychologiſcher als moraliſcher Art hineingerathen. Hier alſo, glaube ich, wird es mit Ihrer Zuſtimmung geſchehen können, daß ich einen Gedanken niederſchreibe, der mir ſchon lange vorſchwebte, nämlich über das Verhältniß der Pſychologie zur Moral. Eigentlich bedarf es dazu nur weniger Worte; ich meine nämlich, es giebt zwiſchen dieſen beyden Wiſſenſchaften keinen conträren Gegenſatz, ſondern Pſychologie und Moral ſind disparat.

„Und wer wird denn an einen conträren Gegenſatz hier auch nur denken? Hier, wo das Grübeln nach höhern nud niedern Trieben eher fürchten läßt, man werde die Moral in ein Capitel der Pſychologie verwandeln?"

So höre ich Sie fragen! Wie aber, frage ich Sie, wenn Jemand ſagte, Pſychologie und Moral verhalten ſich wie Spinoza und Jakobi? Dann würden Sie doch nicht den Gegenſatz zwiſchen den beyden Männern leugnen; denn vorhanden iſt er, ſo wenig auch Jakobi den richtigen Ausdruck dafür zu finden weiß. Und wenn Sie nun Sich erinnern, daß Spinoza von Abſichten und Zwecken der Natur nichts leiden will, Jakobi hingegen das Syſtem der Endurſachen ausſchließend in Schutz nimmt: dann werden Sie es nicht gar zu befremdend finden, daß Partheyen gegen einander auftreten, die ſich die Miene geben, einerſeits Moral nach der Pſychologie einrichten zu wollen, andererſeits aber auch umgekehrt Alles in der Pſychologie ſchwarz oder weiß zu färben, je nachdem ſie eine Beziehung auf Gutes oder Böſes darin zu entdecken glauben.

Schneller als ich dieſe Zeilen ſchreiben konnte, werden Ihre Gedanken mir entgegen gekommen ſeyn. Sie werden Sich an eine Menge widerſtrebender Tendenzen erinnert haben, die einerſeits auf große Zufriedenheit mit allen ſogenannten Manifeſtationen des Welt- und Zeit-Geiſtes, andererſeits auf große Anſprüche ſchleuniger Verbeſſerung deſſen was nicht mehr zu ertragen ſey, hinauslaufen.

Von mir wiſſen Sie, daß ich nicht in der Meinung, der Moral irgend Etwas entziehen zu wollen, ſondern um dasjenige, was ihren Foderungen gemäß ſich thun läßt, genauer kennen zu lernen, einen langen Fleiß an die Pſychologie gewendet habe.

Schärfung ſittlicher Grundſätze, Stärkung des ſittlichen Willens, iſt eine herrliche Sache. Wenn man aber den Willen aus dem Gedankreiſe des Menſchen herausreißt, ſo vermag er nicht mehr zu wirken; eben ſo wenig als das Pulſiren des Herzens dem thieriſchen Körper frommt, aus dem man das Herz herausgeriſſen hatte. Jeder wirkliche Wille hat ſeine Energie nur in und mit der geſammten geiſtigen Thätigkeit des Individuums, dem er angehört, und alle unſre moraliſche Beurtheilung eines abſtract gedachten Willens hilft nur in ſo weit zum Beſſeren, als ſie vermag, in den wirklichen Willen einzugreifen.

Geht es langſam mit dieſem Eingreifen in den wirklichen Willen, noch langſamer mit den Anſtalten zum Handeln, und noch viel langſamer mit den Producten ſolches Handelns in der Außenwelt: ſo entſteht wohl manchmal eine Abſpannung der erſten energiſchen Auffaſſung von dem, was pflichtmäßig zu thun ſey. Dann mags dem Ungeduldigen ſcheinen, die Moral ſey verletzt, indem ihre Befolgung verzögert wird. Ihre unbedingten Foderungen ſcheinen vielleicht geringgeſchätzt, indem erſt noch überlegt wird, unter welchen Bedingungen ſie zur Ausführung gelangen können. Dieſe abſpannende Wirkung hat oft genug die gemeine Menſchenkenntniß. Legt man ſie nun auch der Pſychologie zur Laſt, was Wunder, wenn die Moraliſten verdrieslich werden? Vollends wenn ſie von einer Pſychologie hören, worin dem überſinnlichen Vermögen, Freyheit genannt, nicht mehr die alte bequeme Stelle unter den übrigen Seelenvermögen eingeräumt wird?

Umgekehrt: auch die Pſychologie veranlaßt zuweilen ohne ihre Schuld eine Art von Liebhaberey an allerley Menſchenfiguren, wie wenn es Naturproducte wären, die man ſammeln, kennen lernen, in möglichſter Vollſtändigkeit beſchreiben, in beſter Ordnung regiſtriren müßte. Dichter und Hiſtoriker — und mit ihnen wohl auch poetiſirende und Zeitalter-deutende Philoſophen — gefallen ſich darin, ſeltene Menſchen begriffen zu zu haben, das Wunderliche nicht zu bewundern, das Schlechte als ein Natürliches zu erklären. Kommt ihnen nun die Moral in die Quere: ſo wird ſie beſchuldigt, nicht auf der Höhe der Zeit zu ſtehn, bornirte Anſichten zu haben, das Nothwendige nicht als ein Freyes begreifen zu können, und was dergleichen Redensarten mehr ſind.

Wo liegt nun das, was ſich gegenſeitig abſtößt? Es liegt daran, daß es Mühe koſtet, ſo verſchiedene Gemüthsſtimmungen neben einander zu hegen, zu behaupten; ſich in jedem Augenblick zu beſinnen, wo man ſey und was man treibe. Die Kälte und Ruhe der theoretiſchen Forſchung gehört der Pſychologie; die Strenge und Klarheit des äſthetiſchen Urtheils gehört der Ethik. Der Denker muß für beydes bereit ſeyn. Ihn, als Moraliſten, können die Zielpuncte nicht locken, welche der geſetzloſe Wille zu verfolgen pflegt; er giebt dem Willen Geſetze, und um es zu können, hält er den Athem ſeines eignen Willens an, denn nur als unpartheyiſcher Zuſchauer ſoll er urtheilen, um den Werth des Willens zu finden und mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit anzuzeigen. Ihn, als Pſychologen, darf das ſittliche Intereſſe nicht gegen die wirkliche Natur des menſchlichen Geiſtes verblenden; er muß ſehen was zu ſehen iſt, erklären was ſich erklären läßt.

Aber es könnte ſcheinen, ich hätte mich falſch ausgedrückt. Denn wo iſt hier etwas Abſtoßendes? Wenn die Zielpuncte des geſetzloſen Willens den Moraliſten nicht locken ſollen, — locken ſie denn etwa den Pſychologen? Eben ſo wenig. Der Moraliſt tadelt, der Pſychologe braucht zwar nicht zu tadeln, denn das gehört nicht in den Inhalt ſeiner Lehre; muß er nun deshalb das tadelhafte für tadellos ausgeben? Nein! er hat zu ſchweigen, wo der Moraliſt redet; aber er kann ſchweigend annehmen, was von jenem ausgeſprochen wurde. Der Pſycholog erklärt; der Moraliſt braucht nicht zu erklären, denn das gehört nicht in den Inhalt ſeiner Vorſchriften; muß er nun deshalb das Erklärte für unbegreiflich ausgeben? Nein! er nimmt den Gegenſtand wie er liegt; ſchweigend über verborgene Gründe die ihn nicht angehn, und ihm nicht vorliegen, beurtheilt er das Vorliegende.

Dies letztere iſts, was die Mehrzahl nicht zu begreifen pflegt. Wenn aber eine Blume ſich geöffnet hat, dann weiß Jedermann, daß die Beurtheilung, ob ſie ſchön ſey oder nicht ſchön, ſich nicht nach der Frage richtet, an welchem Stamm, in welchem Boden ſie gewachſen ſey. Dennoch iſt und bleibt dies eine unſchuldige, ja eine intereſſante Frage. Wenn eine Landſchaft bewundert wird, ſo fällt Niemandem ein, ſie durch geologiſche Erklärung der Berge und Thäler mehr oder weniger maleriſch zu machen. Darum aber, weil die Geologie keine Landſchaft zu verſchönern im Stande iſt, wird ſie doch nicht für eine Feindin der Malerey angeſehen werden! Begriffe man nun endlich einmal, daß alle ethiſche Geſetzgebung auf äſthetiſchen Urtheilen beruht, ſo würde die Einbildung, als ob wahre Pſychologie, die freylich keine äſthetiſche, ſondern eine theoretiſche Wiſſenſchaft iſt, — jemals der Moral zu nahe treten könne, ſogleich verſchwinden; und jenes Abſtoßende würde, weit entfernt die Wiſſenſchaften zu entzweyen, nur noch in der Anſtrengung des denkenden Individuums empfunden werden, welches zweyerley disparate Studien vereinigen ſoll, nicht aber für dies oder jenes der einſeitigen Vorliebe nachgeben darf.

Und warum nicht darf? — Darum nicht, weil Pſychologie in den Dienſt der Moral treten muß, um die Mittel darzubieten und die Hinderniſſe zu entfernen, nachdem von der Moral die Zwecke waren veſtgeſtellt worden. Der treue und geſchickte Diener darf nicht Schmeichler ſeyn; — oder beſſer: der treue und geſchickte Beamte muß aus eigner Einſicht wiſſen, was zu thun und zu laſſen ſey, um die Zwecke des Herrn nach Möglichkeit zu befördern. Das iſt das Verhältniß der Pſychologie zur Moral.

Um aber dies Verhältniß richtig beſtimmen zu können: mußten wir zuvor das Sittliche richtig erkennen. Wir mußten weder in den allgemeinen Formeln der Pflichtgebote ſeine Quelle ſuchen, noch es mit den Objecten, als Gütern, von außen kommen laſſen. Wir durften es nicht aus Trieben herhohlen; weder aus Naturtrieben, als ob es pflanzenartig im Menſchen wüchſe; noch aus einem höhern Triebe, als ob die Tugend dem Menſchen angeboren wäre. Sondern zuerſt mußten wir wiſſen, daß alle urſprüngliche Werthbeſtimmung, und ſo auch die des Willens, ſich im Anſchauen vorkommender Verhältniſſe erzeugt. Hatten wir nun die Verhältniſſe, welche der Wille bilden kann, vollſtändig beyſammen: ſo mußten wir noch die bloße Beurtheilung dieſer Verhältniſſe, — das äſthetiſche Element des Sittlichen, — zuſammen faſſen mit dem Willen ſelbſt; und nun erſt, nachdem wir in dieſer Verbindung das Sittliche erkannten, kam die pſychologiſche Frage an die Reihe: welches ſind für den Menſchen, wie er iſt, die Bedingungen ſeiner ſittlichen Bildung, Veredlung, und Lebensführung. Daß dieſe Frage in Pädagogik und Politik hinüber ſchauet, ergiebt ſich dann leicht von ſelbſt.

Zur Erhohlung von ſo vielem Spinozismus

— welchen Schriftſteller kann ich nun wählen, um daran die pſychologiſchen Reflexionen zu knüpfen, zu denen ich durch das Vorhergehende bin geführt worden? Welchen ſoll ich nennen, damit ſchon der bloße Name für Sie eine ſichere Aufheiterung ſey? Ich wähle Jean Paul. In der Levana findet ſich ein ganzes Capitel vom Spielen der Kinder; und dabey waren wir ja im vorigen Briefe.

„Was heiter und ſelig macht und erhält (ſo „beginnt er,) iſt bloß Thätigkeit. Die gewöhnlichen Spiele der Kinder ſind — ungleich den „unſrigen, — nichts als die Äußerungen ernſter „Thätigkeit, aber in leichteſten Flügelkleidern; „wiewohl auch die Kinder ein Spiel haben, das „ihnen eins iſt, z. B. das Scherzen, ſinnloſes „Sprechen, um ſich ſelber etwas vorzuſprechen, „u. ſ. w. Schriebe nun ein Deutſcher ein Werkchen „über die Kinderſpiele — welches wenigſtens nützlicher und ſpäter wäre, als eins über die Kartenſpiele, — ſo würde er ſie ſehr ſcharf und „mit Recht, dünkt mich, nur in zwey Klaſſen „theilen; 1) in Spiele oder Anſtrengungen der „empfangenden, auffaſſenden, lernenden Kraft, „2) in Spiele der handelnden, geſtaltenden Kraft. „Zur erſten Klaſſe gehören die Kinderfreuden am „Drehen, Heben, — Schlüſſel in Schlöſſer zu

„ſtecken, Thüren auf und zu zumachen, einem
„elterlichen Geſchäfte zuzuſchauen. Die zweyte
„Klaſſe faßt diejenigen Spiele in ſich, worin das
„Kind ſich ſeines geiſtigen Überfluſſes durch
„dramatiſches Phantaſiren, und ſeines körperlichen
„durch Bewegungen, zu entladen ſucht."

Weiterhin kommt die naturgetreue Schilderung der kindlichen Phantaſie, die ſich aus Allem Alles macht; und dann die Bemerkung:

> „Von derſelben Phantaſie, welche gleich der
> „Sonne, den Blättern die Farbe aufträgt,
> „wird ſie ihnen auch ausgezogen. Dieſelbe
> „Putzjungfer kleidet an und aus; folglich giebts
> „für Kinder kein ewiges Spiel und
> „Spielzeug. Darum laſſet ein entkleidetes
> „Spielzeug nicht lange vor dem ſinnlichen Auge;
> „ſperrt es ein. Nach langer Zeit wird die
> „Abgeſchiedene wieder gefreyet. Daſſelbe gilt
> „von dem Bilderbuche; denn dem Bilderbuche
> „iſt das poetiſche Beſeelen eben ſo nöthig als
> „dem Spielſchranke."

Weiter brauche ich gewiß nicht abzuſchreiben; Sie erinnern Sich nun des Übrigen; — erinnern Sich auch, daß man die Unabhängigkeit von der Begierde nicht erſt beym Willen zu ſuchen hat. Iſt dieſe Unabhängigkeit dasjenige, was unter dem Namen Freyheit ſo ängſtlich geſucht wird, ſo kommt ſie weit früher, als der eigentliche Wille; ſie kommt mit der höchſt beweglichen Phantaſie, welche keiner Begierde geſtattet, ſich einzuwurzeln; ſie kommt im Spiele. Nur ſchlimm: das Spiel wird ernſt, oder weicht vor dem Ernſte zurück. So leicht es iſt, Kinder, die nicht verwöhnt wurden, Jahre lang mit Wenigem zu befriedigen und zu erfreuen: ſo kommt doch eine Zeit, wo ſie etwas gelten, etwas treiben, etwas haben wollen. Und während ſelbſt hier die größten Verſchiedenheiten, nicht bloß nach den Individualitäten, ſondern auch nach äußern zufälligen Umſtänden vorkommen, — dergeſtalt, daß an jenes Hirngeſpinſt einer Begierde a priori kein erfahrener Erzieher denken wird, — ſo beginnt doch nun ein langer und mißlicher Übergang, an deſſen weit entferntem Ende erſt jener reife Wille zu ſehen iſt, den wir im vorigen Briefe frey nannten.

Wie vielerley Untugend kann inzwiſchen herbeykommen! Ganz abgeſehen vom Hange zur ſinnlichen Luſt und Behaglichkeit, ſammt den eigentlichen Begierden die hierin begriffen ſind, ſtellen ſich dem Erzieher in den Weg: Arbeitsſcheu, Ungefälligkeit, Falſchheit, Empfindlichkeit, Eigenſinn, Geiſt des Widerſpruchs, Trotz, Kälte, Gefühlloſigkeit, Undankbarkeit, Zankſucht, Schadenfreude, Härte, Spottgeiſt, Selbſtſucht, Neid, Eigennutz, Gewinnſucht, Geiz, Entwendung, Stolz, falſcher Ehrgeiz. Sie merken wohl, daß Niemeyer vor mir aufgeſchlagen liegt. Es kam mir für dasmal nur auf die Menge des Verkehrten an, welches die Unſittlichkeit ſchon lange vorher anzukündigen pflegt, ehe von Grundſätzen, nach Jakobi, oder von Maximen, nach Kant, etwas Deutliches zu ſehen iſt.

Wir ſind gar zu ſehr daran gewöhnt, die Sittlichkeit als dasjenige zu denken, was der Menſch aus ſich macht, und nach Art des Fichteſchen Ich in ſich ſetzt. Wie dicht auch die Schulen mancher Philoſophen Sittlichkeit und Freyheit in einander drängen mögen: immerfort wird die Erfahrung wiederhohlen, daß die Sittlichkeit, als Eigenſchaft des wirklichen Menſchen, nicht in Einem Guſſe entſteht, nicht aus Einem Stücke gemacht wird, nicht auf allen Bildungsſtufen ſich ſelbſt genau gleich iſt: ſondern daß ſie ſowohl als ihre Gegentheile mannigfaltig ſind, allmählig entſtehn, und bey den Individuen verſchiedene Formen annehmen. Das Löbliche im Knaben kann noch nicht die Tugend des Mannes ſeyn, und das Ehrwürdige in edeln weiblichen Charakteren iſt und bleibt anders geartet als das Erhabene männlicher Weisheit.

Immerfort wird dies für den Erzieher die Folge haben, daß er mit den Moralſyſtemen gerade um ſo weniger etwas anfangen kann, je mehr ſie ſich darin gefallen, aus Einem Princip zu deduciren. Und was der Erzieher nicht brauchen kann, wird das etwa dem Politiker beſſere Dienſte leiſten? Sie vergönnen mir doch, nach meiner alten Weiſe Politik und Pädagogik als vielfach analoge Wiſſenſchaften zu betrachten? — Doch nichts weiter von Politik!

Die pädagogiſche Sorgfalt für ſittliche Bildung iſt aus ſehr verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt, unter denen allerdings auch das Warten auf die freyen Handlungen des Zöglings einen Platz hat, aber nicht den günſtigſten und hoffnungsreichſten. Wer mit Freyheitsideen an die pädagogiſche Praxis geht, der iſt wahrlich um nichts beſſer berathen, als Diejenigen es waren, die in früherer Zeit meinten, die Seelen der Kinder ſeyen wie weiches Wachs, dem man beliebige Formen geben könne.

Jahre genug ſind verfloſſen, ſeitdem Kant ſein Bruchſtück eines moraliſchen Katechismus bekannt machte;*) es haben ſich aber keine pädagogiſchen Wunder darnach ereignet.

---

*) Kants Tugendlehre §. 52.

Finden wir etwa das Streben nach der Kantiſchen allgemeinen Geſetzlichkeit bey der Jugend? — Wir finden, daß ſie Anſprüche dieſer Art an den Erzieher macht. Die ſich als gleich betrachten, wollen gleich behandelt, wollen nicht hinter den Andern zurückgeſetzt ſeyn. Aber dem Erzieher ſtehen große, oft ſonderbare Unterſchiede der Individualität, der Fortſchritte, der verdienten Vorwürfe deutlich vor Augen; er kann gar manche Ungleichheiten der Behandlung nicht vermeiden. Dies vermehrt noch das ohnehin vorhandne Streben, worin alle einander gleichen, — nämlich das Streben nach äußerer Freyheit. Alle, auch Diejenigen, die ihre Freyſtunden nicht zu gebrauchen wiſſen, denken doch mit frohem Vorgefühl an die Zeit nach der Entlaſſung. Was wollen ſie alsdann? Etwa nach Maximen leben; und zwar nach Maximen, die allgemeine Geſetze ſeyn könnten? Vielmehr, ſie wollen ungefähr ſo leben, wie ihre älteren ſchon entlaſſenen Bekannten. Und wie leben denn dieſe Bekannten? Das läßt ſich zwar nicht allgemein beantworten; doch findet ſich bey dem erfahrungsreichen Niemeyer eine merkwürdige Stelle, die hieher gehört.

„Jünglinge, welche ſo leicht zum Wohlleben
„und zur Schwelgerey hingeriſſen werden, ſchützt,

> „beſonders wenn ſie im Überfluſſe erzogen ſind,
> „nichts als ſtarke Liebe zu den Wiſſenſchaften,
> „und überhaupt zu geiſtigen Beſchäftigungen.
> „Ohne dieſe gehn ſie faſt ohne Ausnahme verloren.
> Daher ſollte man gerade die, welche
> „um des Brodtes willen wenig zu lernen brauchen,
> am meiſten lernen laſſen.“

Wobey uns doch wohl einfallen wird, daß, wenn man ſie lernen läßt, ohne ihr Intereſſe zu berückſichtigen — nämlich das unmittelbare Intereſſe an den Gegenſtänden des Unterrichts, — die heilſame Liebe, welche ja ſtark ſeyn ſoll, durch das bloße Lernen nicht kann herbeigeführt werden. —

Jedenfalls ſind wir hier ſehr weit entfernt von dem Kantiſchen freyen Willen, deſſen Beſtimmungsgrund kein Object, ſondern die bloße Form der Geſetzlichkeit ſeyn ſollte. Es findet ſich gerade umgekehrt, daß ein großer Kreis von Objecten, worin viel geiſtige Beſchäftigung möglich iſt, den Jüngling ſoll angezogen haben, weil außerdem der Wille mehr und mehr von Begierden abhängig werden würde. Die Gefahr liegt darin, daß nach pſychologiſch zu erkennenden Gründen der Gedankenkreis immer mehr zuſammenſinkt und ſich verengt, indem Weniges beſtimmend hervortrit, vieles Andere daneben theils mit theils ohne Abſicht zurückweichen muß. Der Menſch wird immer einſeitiger; ſeine Phantaſie verarmt; er beſchränkt ſich auf ſein Fach, ſein Geſchäft, ſeine nähere Umgebung, ſeine ernſtere Sorge; ſoll er Vieles bedenken und verfolgen, ſo muß es im Zuſammenhange ſtehn, muß ſich als ein Ganzes geſtalten laſſen. Dies fühlen ſchon junge Leute, wenn nicht eine ſehr ſorgfältige Bildung es ihnen möglich machte, in großen Umriſſen, in ſicheren Verknüpfungen ein weit ausgedehntes und ſtets paſſend ergänztes Mannigfaltiges zuſammen zu halten. Was Wunder, wenn gar Wenige Luſt haben, ſich um das Allgemeine zu bekümmern? Es iſt eine Erleichterung, mit der man ſpricht: Wie Vieles giebt es, das mich nicht angeht! — Und ſehr nahe liegt es, fortzufahren: mögen Andere nach ihrer Weiſe leben; mich ſoll man bey der meinigen laſſen; ich verlange nicht, daß meine Maximen allgemeine Regeln, vollends Geſetze, ſeyn ſollen; ich habe nun einmal meine Paſſion, dieſer gemäß richte ich mich ein, und wenn mein Leben in ſolcher Art mit ſich ſelbſt zuſammenſtimmt, ſo lebe ich vernünftig.

War es etwa dies, was Jakobi meinte, da er im Namen ſeines Gegners ſprach: Die Fähigkeit, wirkſame Grundſätze anzunehmen, iſt wie die Lebhaftigkeit und Energie des Gedankens; wie der Grad des vernünftigen Daſeyns —?

War es dies, ſo konnte er dazu gelangen ohne jene inſtinctartige Begierde a priori, ohne ſpinoziſtiſchen conatus suum Esse conservandi, — kurz, ohne falſchen Determinismus. Wahre Pſychologie lehrt wahren Determinismus; aber den falſchen hebt ſie auf.

Diejenigen Begierden, welchen der Wille ſich leider oft genug ſclaviſch unterwirft, hängen nicht bloß von der Beſchaffenheit der gewollten Objecte ab; ſie ſtehn auch nicht ſo entſchieden veſt in der Individualität, daß dagegen gar nichts zu thun wäre. Sie ſchließen das äſthetiſche Urtheil nicht dergeſtalt aus, als ob es nach ſpinoziſtiſcher Manier müßte wie ein Vorurtheil geſchmähet werden. **Es ſchwebt lange genug in Frage, wohin der Menſch ſich neigen werde**, damit dem Ariſtoteles ſein Recht verbleibe, der die Fertigkeiten auf Übungen ankommen ließ. Das Menſchengeſchlecht hat ſich wirklich zu ſo großartigen Anſichten des Allgemeinen empor gearbeitet, daß Kant ſeiner kategoriſchen Imperativ ausſprechen, und dadurch einen ſtarken Eindruck hervorbringen konnte. Die praktiſchen Ideen ſind nichts Neues; zum deutlichen Bewußtſeyn entwickelten ſie ſich ſchon in den

Schulen des Platon und der Stoiker; ſie liegen in der chriſtlichen Religionslehre; mit dieſer verbunden haben ſie auf viele Millionen gewirkt; und würden noch ſicherer gewirkt haben, wäre man nicht unbehutſam genug geweſen, die Religionslehre durch allzugroße Breite den ſkeptiſchen Anfechtungen bloß zu ſtellen.

Aber die transſcendentale Freyheit — jenes Kantiſche Vermögen abſolut anzufangen [*]), ſtellt Alles in das falſche Licht, als ob die Sittlichkeit jetzt erſt anfangen ſollte, und als ob jeder Zeitmoment die immer neue Foderung ſolches Anfangens für die Erſcheinung, das heißt hier, für das zeitliche Bewußtſeyn der Menſchen, in ſich trüge. Damit läßt ſich die, in politiſcher Hinſicht ſo vielfach gerügte, Verkehrtheit vergleichen, die Vergangenheit als hinter uns abgebrochen anzuſehen. So wenig irgend ein Staat in dieſem Augenblick von vorn anfängt zu exiſtiren, ſo gewiß alle politiſchen Ereigniſſe nur Fortſetzungen deſſen ſind, was an geſelligem Streben ſchon da war, eben ſo gewiß wird auch die bereits vorhandene ſittliche Bildung in jedem Augenblicke auf allen Punkten der Erde gefördert oder rückwärts geführt. Der religiöſe Glaube giebt uns die Zuverſicht, daß im Ganzen das Beſſere im Wachſen begriffen ſey.

---

[*]) Kritik der reinen Vernunft, dritte Antinomie.

Hindert etwa dieſe Anſicht des Fortſetzens, daß unmittelbar, wo Sittliches oder Unſittliches zum Vorſchein kommt, darüber ein Lob oder Tadel von vorn an ergehe? Keinesweges. Das Urtheil iſt immer neu; aber ſeine Wirkung ſammelt ſich zu frühern Wirkungen. Die Sittlichkeit beſteht nicht in dem bloßen Urtheil.

Das Urtheil, als Kraft gedacht, mag einmal der Schwerkraft, die in anderer Hinſicht himmelweit von ihr verſchieden iſt, — verglichen werden. Sie heißt bey den Mechanikern eine beſchleunigende Kraft. Nicht als ob ſie ſelbſt nur Fortſetzung wäre; — vielmehr, in jedem Augenblick giebt ſie einen neuen Antrieb, abſolut anfangend. Aber die Geſchwindigkeit des fallenden Körpers vereinigt den jetzigen und die frühern Antriebe; und jede endliche Geſchwindigkeit iſt ſchon Reſultat der verfloſſenen Zeit, in welcher die Beſchleunigung ſtatt fand. Gewiß aber wird dies bey Ihnen, verehrter Freund! nicht gegen die Mißdeutung zu ſichern nöthig ſeyn, als wäre nun doch das äſthetiſche Urtheil gleich einem Triebe! Das iſt es ſo wenig als die verſchiedenen Individuen davon alle und immer gleichförmig beſchleunigt werden. Der äſthetiſche Gegenſtand bleibt ſich gleich; aber die von ihm empfangene Wirkung hängt von der Empfänglichkeit ab. —

Was folgt nun aus dieſem Determinismus? Etwa dies, daß wir die Hände in den Schooß legen müßten, weil Alles ſchon beſtimmt ſey, und wir es doch nicht ändern könnten? Gerade umgekehrt. Wer die Zukunft vorauszuwiſſen meint, der muß auf die Geſammtheit alles Wollens gerechnet haben; denn eben das Wollen iſt für menſchliche Angelegenheiten das Hauptmoment, wovon das Hervorbringen der Zukunft ausgeht und abhängt. Wer im kleinen Kreiſe, wer in ſich ſelbſt die Zukunft errathen will, der fragt zuerſt ſich, ob und wie er ſich kenne? Welche Veſtigkeit er ſich zutrauen, wie viel Gewandtheit und Geſchick er in zweifelhaften Lagen aufbieten oder wieviel etwa noch durch Übung gewinnen könne? Mag er nur auch nach der Reinheit ſeiner ſittlichen Geſinnung fragen, denn von dieſer hängt in Augenblicken ſchwieriger Entſchließung nicht das Wenigſte ab. Mag er nur nicht gar zu entſchieden ſich ſelbſt als bekannt vorausſetzen; die Zukunft iſt noch nicht beſtimmt, wenn er zur Reinigung ſeines Herzens irgend etwas noch zu überdenken vermag. Der Fluß der Zeit geht nicht neben den menſchlichen Gemüthern vorbey, ſondern er geht durch ſie hindurch, — das heißt, er geht nicht, wie Waſſer, an den Wänden der Röhre vorüber, ſondern gleich dem elektriſchen Strome durch die Subſtanz, auf deren eigene Natur es ankommt, ob ſie ihn leiten, oder hemmen werde.

Wer ſich in Betrachtungen dieſer Art verwickeln kann; dem fehlt es, wenigſtens ſo lange die Verwickelung dauert, an der Klarheit des ſittlichen Bewußtſeyns. Beſitzt er dieſe: ſo iſt er hiemit unmittelbar activ, beſtimmt unmittelbar wirklich ſich ſelbſt; und dieſe Thätigkeit iſt in ſeiner Apperception ein unſtreitiges Factum, ohne Frage, wie es entſtanden ſey.

Wird etwan einem lebenden Menſchen ſein Leben dadurch zweifelhaft, daß ſein Stammbaum nicht bis zu Adam und Eva hinaufreicht? Genug, er iſt nun da! So auch das ſittliche Bewußtſeyn. Es iſt da, und es wirkt; das ſteht veſt im Kleinen und im Großen; im Einzelnen und im Ganzen. Die Geſchichte, wie es allmählig entſtand, mag klar oder dunkel ſeyn; an der jetzt wirklichen Thatſache kann ſie nichts ändern.

In dieſem Sinne ſind die pſychologiſchen Betrachtungen weder nützlich noch ſchädlich, ſondern rein überflüſſig. Aber in andrer Hinſicht ſind ſie wichtig; denn: ſie zeigen die Beweglichkeit der Gemüther zum Guten und zum Böſen. Sie zeigen die Nothwendigkeit der Erziehung und der Selbſtbildung; unter der Vorausſetzung, für Beydes ſey der gute Wille ſchon vorhanden.

Erfahrungsmäßig, wenn auch nicht mit wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit, iſt jene Beweglichkeit allgemein bekannt.

Daraus folgte von jeher, daß man ſuchte, ſich gegen ſie zu beveſtigen. Man verſuchte das — durch Grundſätze. Und ſo war es recht. Wer wollte das Bedürfniß der Geſetzmäßigkeit für die Sittlichkeit läugnen? nur giebt es kein Geſetz ohne Inhalt: keinen Imperativ der bloßen Geſetzlichkeit.

Wie vorhin Jean Paul mir half, mit wenig Worten das Spielen der Kinder — eigentlich ihr Phantaſiren, und hiemit den Grund aller menſchlichen Freyheit — zu bezeichnen, ſo mag er jetzt nochmals helfen, an Grundſätze, oder an ein allgemeines Wollen zu erinnern, was allerdings eine logiſche, aber nichts weniger als eine bloß theoretiſche Natur in ſich trägt.

„Das ächte Kernfeuer der Bruſt glüht in „jenen Männern, welche ein durch das ganze „Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der „Leidenſchaftliche, einzelne Wollungen und Wal-

> „lungen haben. Das lange Wollen, das jeden
> „innern Aufruhr bändigt, ſetzt nicht einen bloßen
> „Zweck, ſondern Endzweck, — gleichſam
> „eine Central-Sonne aller Umläufe, — die
> „Idee voraus. Es kann nur ein ſtarkes oder
> „großes Leben geben, nicht aber eine einzelne
> „große oder ſtarke That, wie jeder Schwächling
> „eine auch vermag. Ein unausgeſetzter
> „Wille kann nur das Allgemeinſte meinen; je
> „beſonderer der Wille angeht, deſto öfter bricht
> „ihn die Außenwelt ab.“ *)

So denkt ſich Jean Paul die ſtoiſchen Grundſätze, denn von denen redet er an dieſer Stelle. Aber — ſind ſittliche Grundſätze die erſten, und die ſich am *leichteſten* bilden?

Von äſthetiſchen Urtheilen beginnt, wie für die Wiſſenſchaft, ſo auch im Laufe des Lebens für jeden einzelnen Menſchen, die wahre, eigene, nicht angelernte ſittliche Einſicht; mit welcher Alles, was von ſittlichen Grundſätzen gelehrt und gelernt wird, ſich vereinigen muß, um Bedeutung zu bekommen. Dagegen führt alle Vorkehrung gegen ſchlechte Gewöhnungen, Begierden, Leidenſchaften, zunächſt nur zu mittelbaren Tugenden; deren Werth ſehr groß, doch bedingt iſt durch Anſchließung an jene Einſicht ins unmittelbar Würdige und Rechte. Bedarf es aber noch der Erinnerung, daß im Laufe des Lebens ſich die äſthetiſchen Urtheile bey gegebenem Anlaß bilden, und wiederhohlen, und einprägen, und ſich nur ſehr allmählig von den mannigfaltigſten zufälligen Beymiſchungen reinigen—? Bey Ihnen, mein Freund, hat der Satz: daß äſthetiſche Urtheile nicht urſprünglich als logiſche Allgemeinheiten hervortreten, daß ſie vielmehr die Natur einzelner Urtheile an ſich tragen — keine Vertheidigung nöthig. Noch mehr: äſthetiſche Urtheile ſind an ſich kein Wollen; nicht einmal ein einzelnes, viel weniger ein allgemeines.

---

*) Levana II, §. 110.

Dagegen können, wo es aufs Generaliſiren ankommt, die gemeinſten Bemerkungen deſſen, was gewöhnlich nützt oder ſchadet, den Vorſprung gewinnen. Die Mehrzahl der Maximen, der allgemeinen Reflexionen von praktiſchem Inhalte, die man im Leben wie gangbare Münze umlaufen ſieht, ſind offenbar mehr im Geiſte der Lebensklugheit als der Sittlichkeit gedacht. Ja ſogar in jedem Falle, wo Einer den Andern zu kennen meint, und nun ſein Betragen danach einrichtet, entſteht eine Art von Regel des fernern Handelns, die auf Allgemeinheit Anſpruch macht, wenn auch mit dem Vorbehalte, zu beobachten, wie das Verhältniß ſich weiter geſtalten werde. Wer nun rühmt, er verſtehe im Allgemeinen die Menſchen zu behandeln, der traut ſich viel dergleichen Kenntniſſe zu, die, aus vergangner Erfahrung und Übung geſchöpft, auch weiterhin, auch für die Zukunft, auch für neue Bekanntſchaften und Lebenslagen gültig ſeyen. Und hier iſt das Wiſſen unmittelbar mit dem Wollen und Handeln verſchmolzen; ſchon deshalb kommen Maximen des klugen Handelns eher in praktiſchen Gebrauch, als jene der Sittlichkeit.

Die Pädagogik redet nun vollends nicht bloß von der nöthigen Bildung einzelner ſittlicher Maximen, ſondern auch von deren eben ſo nöthiger Vereinigung; und dann noch vom Gebrauche der vereinigten Maximen. Ohne dies hier zu entwickeln, iſt wenigſtens ſoviel klar, daß zur Reife eines ſittlichen Willens — und darin fanden wir ja laut dem vorigen Briefe die eigentliche Freyheit! — gar Vieles und Verſchiedenes zuſammenkommen muß; daher einerſeits die Seltenheit ausgezeichneter, ganz gediegener ſittlicher Charaktere, andererſeits die Vielförmigkeit deſſen, was man im weiteſten Sinne das Böſe nennt, indem darunter alles das verſtanden wird, was an ſtrenger und vollkommner Sittlichkeit mangelt.

Sie, mein verehrter Freund! werden vermuthlich dieſen Briefen in Ihrer Bücherſammlung zwiſchen meinen Geſprächen über das Böſe, und meiner kurzen Encyklopädie der Philoſophie aus praktiſchen Geſichtspunkten, ein Plätzchen anweiſen. Während ich nun von Ihrer Güte erwarten darf, daß Sie bey zweifelhaften Stellen, den Zuſammenhang mit dem Ganzen der Philoſophie, in der Encyklopädie aufſuchen werden: erlaube ich mir, zur Anknüpfung des hier Geſagten an die Geſpräche über das Böſe noch etwas beyzufügen.

Erinnern Sie Sich zuvörderſt, daß dort die ſpinoziſtiſche Lehre als eine falſche, die Kantiſche als moraliſch würdevoll, aber wenig geſchickt zur pſychologiſchen Betrachtung, die Fichteſche als zwar nicht richtiger, aber doch beweglicher und zugänglicher war dargeſtellt worden. Der Spinoziſt in jenen Geſprächen kennt Anfangs das Böſe gar nicht; er erſchrickt aber, indem er, ſein beſſeres Selbſt bey Spinoza vergeblich ſuchend, und nicht einmal eine wahre Perſönlichkeit antreffend, endlich gewahr wird, daß, wo Einheit und Realität, (*bloß theoretiſch* aufgefaßt;) für das an ſich Gute ausgegeben worden, da nothwendig das Zerfallen in zahlloſe Endlichkeiten das Falſche, und eben dieſe Falſchheit, die Mutter aller individuellen und zeitlichen Exiſtenz, das Böſe, —

hiemit alſo das Böſe dem Guten urſprünglich inwohnend, und gleichſam eingeboren ſeyn müſſe. „Wir Alle, (ſpricht er) die geſammte Menge „der endlichen Weſen, die wir nur deshalb den „allgemeinen Schooß der Gottheit verließen, um „einander einzuſchränken, zu haſſen, und zu be„kriegen, wir ſind das, was nicht ſeyn ſollte. „Wir ſind das ewige Böſe, und die ewige Lüge. „Um Gott zu finden, müſſen wir uns vergeſſen. „Und haben wir ihn gefunden, dann werden wir „wider Willen auf uns ſelbſt zurückgeſtoßen. Denn „der Unendliche iſt behaftet mit aller Endlichkeit.“ Über dieſe Sorge den Spinoziſten hinwegzuſetzen, das finden beyde Mitredner, ſowohl der Kantianer als der Fichtianer, weit ſchwerer, als ſie anfangs meinten; — ſie ſelbſt aber waren ſchon zuvor unter einander zerfallen, obgleich ſie gemeinſchaftlich die transſcendentale Freyheit — jenes Vermögen abſolut anzufangen, welches unabhängig von allen Objecten, den einzigen Beſtimmungsgrund des Willens in der allgemeinen Geſetzlichkeit finden ſoll, — behaupten, und hievon ausgehend ſich über das Böſe Rechenſchaft geben wollen. Den Kantianer drückt im Verborgenen der Widerſpruch, daß in der nämlichen Freyheit, die durch ſich ſelbſt unmittelbar dem moraliſchen Willen völlig congruent, ja mit ihm identiſch ſeyn ſoll, hintennach noch das radicale Böſe Platz nimmt; indem es, um recht ſicher zugerechnet zu werden, auch einen ganz freyen Urſprung haben muß. Der Fichtianer, anſtatt hier anzugreifen, wo der Angriff am leichteſten war, trägt vor, was er gelernt hat, nämlich eine Unterſcheidung verſchiedener Reflexionspuncte, ſo daß in der Erhebung vom niedern zum höheren das Gute, folglich in der Trägheit zu ſolchem Aufſchwunge, und beſonders im Zurückſinken von ſchon erreichter Höhe, das Böſe liegen müßte. Auf ſolche Weiſe wäre wiederum, wie man ſo oft verſucht hat, und wie es auch im Spinozismus liegt, das Böſe auf eine bloße Negation reducirt; eine der unwahrſten und ſchädlichſten Vorſtellungsarten die es giebt. Anſtatt nun von hier aus zu widerlegen, hat der Kantianer keine nähere Angelegenheit, als zu zeigen: die Fichteſche Freyheit ſey blinder Zufall, denn der freye Aufſchwung zum höhern Reflexionspunkte ſolle das Licht der Vernunft erſt anzünden, folglich werde das Wollen vom Sehen und Wiſſen, das Praktiſche vom Theoretiſchen abhängig, — welches allerdings in eine Anſicht, der Wolfiſchen ähnlich, zurückführen würde.

Sollte nun in dieſe Verwirrung irgend Etwas von Ordnung kommen, ſo mußte vor allem das äſthetiſche Urtheil geweckt, und die theoretiſche Betrachtung, worin man ſich verſtrickt hatte, vorläufig zum Schweigen gebracht werden. Dem Spinoziſten, als dem am meiſten beunruhigten und an ſeiner Meinung ſchon irre gewordenen, wird zu dieſem Behufe ein lichter Augenblick geliehen, — worauf das Erſtaunen folgt, indem er ſich beſinnt: nach Spinoza ſey die Realität Vollkommenheit, die Macht ſey Tugend, das Poſitive als ſolches ſey das Gute; — aber gerade hievon hatte er ſo eben das Gegentheil gefunden, indem er den erſten Punct, der unmittelbar vom Tadel getroffen wird, unterſchied von demjenigen Puncte, der den erſten Platz einnimmt im Gebiete des Seyns oder Geſchehens. „Das Böſe (hatte er gefunden) iſt „nicht durch Trägheit, alſo das Gute nicht durch „Thätigkeit hinreichend charakteriſirt; — ſondern: „ſo wie der Haß, die Feigheit, die Lüſternheit, „die Tyranney, u. ſ. w. unmittelbar verwerflich „gefunden werden, ſo muß auch die Liebe, der „Muth, die Mäßigung, die Gerechtigkeit, un„mittelbar als vortrefflich anerkannt werden, ohne „Frage, woher ſie kommen.“

Dies: ohne Frage woher ſie kommen, iſt offenbar die Haupſache. Dies iſts, was Kant richtig fühlte, indem er der praktiſchen Vernunft das (von ihm nur zu weit ausgedehnte) Primat vor der ſpeculativen zuerkannte.*) Ein Primat, ein Vorzug, war nicht nöthig; aber Unabhängigkeit des äſthetiſchen Urtheils von jeder theoretiſchen Nachforſchung, ſie habe Namen welchen ſie wolle, iſt allerdings nöthig. Dies iſts, was Spinoza gänzlich verfehlte und verdarb, indem er am Ende des erſten Theils ſeiner Ethik gegen das äſthetiſche Urtheil und gegen alles, was davon abhängt, declamirt; — denken Sie nur an die „praeiudicia de bono et malo, merito et peccato, laude et vituperio, ordine et confusione, pulchritudine et deformitate."

Daß nun ſchon aus dieſem Grunde die ſpinoziſtiſche Richtung nimmermehr die Oberhand über die Kantiſche gewinnen kann: dies mußte in jenen Geſprächen von mir zunächſt anerkannt und deutlich ausgeſprochen werden; es war aber unvermeidlich, hiebey den gemeinſchaftlichen falſchen Zug der Kantiſchen und ſpinoziſtiſchen Lehre bemerklich zu machen, daß beyde ins Weite, ins Unermeßliche, ins Allgemeine (wiewohl auf verſchiedene Weiſe) hinausweiſen, während die gewöhnlichen Pflichten des täglichen Lebens in einem ſehr engen Gedankenkreiſe zulänglich klar gefunden werden; welches unmittelbar die Probe liefert, daß man in weiter Ferne ſucht, was vor den Füßen liegt. Schon hier beginnt die Nothwendigkeit, eine Sprache der Mäßigung mit Vermeidung mancher hochtönenden, aber hohlen Redensarten zu führen, welche, indem ſie das Gute und Böſe recht erbaulich vor Augen ſtellen ſollen, aus dem Erhabenen ins Lächerliche fallen, von wahrer Belehrung über den Gegenſtand aber, der einer lehrreichen Behandlung ſo ſehr bedarf, weit entfernt bleiben.

---

*) Kritik der prakt. V. S. 215.

Was nun dort, hindeutend auf die Vorſtellungen, als bleibende Zuſtände der Seele, die keinesweges ſo vergänglich ſind als ihr Erſcheinen und Verſchwinden im Bewußtſeyn, — hindeutend auf Gutes und Böſes, als wurzelnd in den Verbindungen der Vorſtellungen, und hiedurch den urſprünglich bildſamen Charakter des Menſchen immer mehr beveſtigend, — iſt geſagt worden: das iſt für Sie, verehrter Freund, ſchon längſt kein Räthſel mehr; und Sie werden nicht wollen, daß ich über Gegenſtände, die in meiner Metaphyſik und Pſychologie mit aller Ausführlichkeit abgehandelt ſind, hier am unrechten Ort von neuem ſpreche. Nur zu einigen Bemerkungen, die uns hier nahe liegen, und wodurch die eigentliche Gefahr des Böſen vielleicht mehr ins

Licht treten wird, habe ich durch die vorſtehenden Erinnerungen an eine ältere Schrift mir den Weg bahnen wollen.

Anfangen muß ich hier nothwendig von Demjenigen, was, einmal erwähnt, am erſten kann bey Seite geſetzt werden; nämlich von dem erſten ſprachgemäßen Unterſchiede zwiſchen geiſtiger Freyheit und Unfreyheit, welcher durch die Geſundheit und die Zerrüttungen des Geiſtes beſtimmt wird. Daran erinnerten wir uns ſchon am Ende des dritten Briefes; und es läßt ſich daran alles knüpfen, was durch den, in der Kantiſchen Schule *viel zu weit ausgedehnten* Ausdruck *Sinnlichkeit* mit Grunde kann bezeichnet werden. Wenn zu Spinozas Zeit eine vollſtändigere Phyſiologie bekannt geweſen wäre, ſo würde er vermuthlich die Affecten noch weit mehr, als ohnehin geſchehen, in die Länge und Breite gezogen — und hoffentlich ſeinen thörichten Parallelismus zwiſchen der res cogitans und der res extensa gar ſehr reformirt haben; wir wollen annehmen, es ſey geſchehen; und damit ſey alles Dasjenige abgethan, was den Einflüſſen des Leibes Übles kann nachgeſagt werden.

Indem ich von da forteile, finde ich zunächſt, daß die Kindheit nicht immer in ſo ſchuldloſen Spielen hingebracht wird, wie etwa Niemeyer und Jean Paul es verlangen, und wie gute Mütter es leiten. Nicht immer werden ſchädliche Reize abgehalten, nicht immer kommt den natürlichen Begierden eine ſo mäßige und doch genügende Sorgfalt entgegen, daß in ruhiger Klarheit und Heiterkeit die früheſten Jahre dahin fließen, und das äſthetiſche Urtheil ſich mit den andern menſchlichen Thätigkeiten gleichzeitig entwickeln, rein ausſprechen, oft genug ſich wiederhohlen und beveſtigen könnte. Sondern meiſtens gewinnen die Begierden den Vorſprung; und es muß erſt zu Reibungen, Anklagen, Zanken und Spotten kommen, damit der Eine genöthigt werde vom Andern zu hören, was er ſich ſelbſt nicht ſagen wollte; es miſchen ſich Strafen, mindeſtens Vorwürfe der Erwachſenen drein, um einen Gehorſam zu erzwingen, der eine äußere Geſetzlichkeit ſchafft, wogegen das Innere ſich ſträubt anſtatt ſeine Zuſtimmung zu geben. *Die natürliche Verſpätung des äſthetiſchen Urtheils iſt der allgemeinſte Grund der ſittlichen Rohheit.* Die Gegenſtände der Beurtheilung, die Neigungen, Begehrungen, Handlungen, mußten erſt da ſeyn, ehe ſie nur beobachtet werden konnten; das Gemüth mußte erſt wieder von ihnen zur Ruhe gelangen, ehe das Beobachtete ſich zur Beurtheilung darbot.

Unterdeß war fremdes Lob, fremder Tadel vielfach laut geworden — ſo kam das Urtheil von außen. Es beſchränkte die äußere Freyheit, anſtatt daß es innere Freyheit hätte geben ſollen. Zu dieſem Übel kam ein zweytes. Denn nicht immer urtheilt die Umgebung richtig; manchmal auch ſchweigt ſie ganz. Wo nun das Urtheil von außen etwa ſtumm blieb, wo Heimlichkeit oder Nachſicht eine falſche Gewöhnung begünſtigte, da ſchien das oben erwähnte Erlaubnißgeſetz einzutreten; nach Art jenes Satzes, qui tacet, consentire videtur. So fanden wirs ſogar ja bey den Naturrechtslehrern, nachdem ſtatt des äſthetiſchen Urtheils eine Art von Orakel, unter dem Namen des Sittengeſetzes, war eingeführt worden, deſſen Schweigen ſoviel galt als Erlauben.

Dem eingebildeten Occupationsrechte, welches den Vortheil der frühern Zeit geltend macht, (qui prior tempore, potior iure,) ſteht für den gewöhnlichen, ſittlich rohen Menſchen ganz nahe das Recht des Stärkern und des Liſtigeren; welcher das Misfallende des Streits dadurch vermieden glaubt, daß, nachdem Er einmal ſeine Überlegenheit unwiderſprechlich dargethan hat, die Schwächern von ſelbſt Ruhe und Frieden halten werden.

Und hier nun beſonders trit der oben bemerkte Umſtand klar hervor, daß zur Form der allgemeinen Maximen nicht etwan zuerſt das ſittliche Bewußtſeyn ſich erhebt, ſondern daß Klugheit und Eigennutz den Vorſprung gewinnen. Die Sophiſten lehrten früher als Sokrates! ſie lehrten, das Recht ſey der Vortheil des Stärkern: und Redekunſt ſey ſtärker als Weisheit. So Gorgias und Thraſymachus.

Erſt im Gegenſatze, im Widerſpruche gegen verderbliche Lehren, erhebt ſich das äſthetiſche Urtheil nun auch ſeinerſeits zu allgemeinen Formeln. Und dabey hat es noch fortwährend zu kämpfen; denken wir nur an Stoiker und Epikuräer! Vergeſſen wir auch nicht die Akademiker zwiſchen beyden!

Allgemeine Formeln ſind der Misdeutung und dem Zweifel Preis gegeben. Ihr Sinn iſt Demjenigen nicht klar, der ſie nicht im eignen Bewußtſeyn erzeugte; ſie ſcheinen ihm kraftlos, leer, am Ende gar lächerlich.

Wir brauchen nun nicht tiefer in alle die Verwirrung hineinzuſchauen, welche entſteht, indem gerade die Maximen und Grundſätze, durch deren Beſtimmtheit der Charakter ſollte beveſtigt werden, ſich bald in der Anwendung unhaltbar zeigen, bald untereinander in Streit gerathen; und hiemit den gewöhnlichen Menſchen verleiten, entweder in der Ungebundenheit ſein Heil zu ſuchen, oder ſich lediglich den Satzungen und gemeinen Sitten anzuſchließen, hiemit aber das innere Übel ſeiner Werthloſigkeit durch den äußern Schein zu verlarven. Es iſt nicht nöthig, der Trauer über Verkehrtheiten, von denen wir leider täglich hören und leſen, hier Worte zu geben.

Nun behaupten die Theologen eine Erblichkeit der Sünde; und Kant behauptet ein radicales Böſe. Wollen wir ihnen widerſprechen? Eine natürliche Gefahr des Böſen wenigſtens haben wir uns eben jetzt deutlich gemacht; und man ſieht dieſelbe jetzt immer deutlicher, je tiefer man eindringt in die Mannigfaltigkeit der Bedingungen, welche alle zuſammen müſſen erfüllt werden, wofern das Sittliche nicht bloß im Menſchen hervortreten, ſondern auch ſich reinigen, gereinigt ſich beveſtigen, und beveſtigt wirken und handeln ſoll. Einſeitige Sittenlehren vergeſſen hier immer Eins über dem Andern.

Das aber müſſen wir Jenen nunmehr zu bedenken geben: daß die Behauptung der Willensfreyheit ſogleich ihre Präciſion verliert, wenn von Erbſünde und vom radicalen Böſen auch nur das mindeſte zugelaſſen wird. Hat die Freyheit eine urſprüngliche Richtung mitgebracht: ſo iſt ſie nicht mehr das ſtrenge Gegentheil des Determinismus.

Betrachtet man den Begriff der Freyheit zuvörderſt ohne alle Rückſicht auf Sittlichkeit: ſo muß, wofern man ſie in aller Strenge verlangt, jenes alte Syſtem der Indifferenz oder des Gleichgewichts zurückgerufen werden, für welches noch Jacobi in dem Briefe an Hemſterhuis ſich erklärt, obgleich er in der Abhandlung über die Freyheit nichts hören will von dem „ungereimten Vermögen, ſich ohne Gründe zu entſcheiden.“ Dies Vermögen kann man nicht ablehnen, wenn der Begriff präcis ſeyn ſoll; denn die Meinung iſt, daß die Gründe, auch nachdem ſie vernommen worden, doch nichts entſchieden haben. Mithin geſchieht die Entſcheidung ohne Gründe; und dies eben iſt der Fehler in moraliſcher Hinſicht, weil die Wahl des Beſſeren, wenn ſie nicht um des Beſſern willen geſchieht, keinen Werth hat.

Betrachtet man zweytens die Freyheit als den Sitz der Sittlichkeit: ſo muß ſie einen Grund ihrer Beſtimmung haben; ſonſt träte die eben erwähnte Werthloſigkeit ein: aber der Grund darf ſchlechthin nicht außerhalb der Freyheit ſelbſt, mithin durchaus nicht in irgend einer Beſchaffenheit des gewollten

Gegenſtandes liegen. Hier nun iſt der einzig mögliche Verſuch, dieſen Freyheitsbegriff veſtzuhalten, derjenige, welchen Kant durch ſeinen kategoriſchen Imperativ machte; indem die bloße Form der Geſetzlichkeit den freyen Willen beſtimmen ſollte; alle objectiven Motive aber unter dem Namen der Heteronomie verbannt wurden.

Von dem Augenblicke an, da Kant dieſe Lehre vortrug, hätte man wiſſen ſollen, daß hier die Spitze war, auf welcher ganz allein, und *ohne die mindeſte Veränderung*, die Freyheitslehre ſchweben mußte, wenn ſie einen ſtrengen Gegenſatz gegen den Determinismus bilden ſollte. Sobald aber Kant das Wort: radicales Böſes, ausſprach, hatte er jene Spitze abgebrochen. Denn das hieß: die Freyheit wird unfrey, da ſie objective Motive annimmt, denen ſie *unzugänglich* ſeyn ſollte, um in kein Cauſalverhältniß zu verfallen. Hätte er das Böſe nicht für radical erklärt, ſo würden die ſchlechten Handlungen und Geſinnungen bloße Pauſen in der zeitlichen Erſcheinung der Freyheit geweſen ſeyn; das hätte aber dem ſcharfen Tadel, welcher von den äſthetiſchen Urtheilen über den Willen und hiemit über die Perſon ergeht, nicht genügt; daher verrieth Kant ein richtiges Gefühl, wenn auch nicht eine richtige Theorie, indem er durch das radicale Böſe die Conſequenz ſeiner Lehre zerbrach.

Mit hinreichender Präciſion ſteht Spinoza der Kantiſchen Lehre gegenüber, indem er die Selbſtſtändigkeit der Individuen aufhebt, ihre Entſchließungen in das abſolute Werden des Univerſums verſenkt, und aller Wirkſamkeit der Zweckbegriffe den Krieg erklärt. Was er am Ende der Lehre von den Affecten über animositas und generositas ſagt, zeigt zwar eine Spur des äſthetiſchen Urtheils; aber dies hat gegen die veſten Mauern ſeines Fatalismus nichts weſentliches vermocht; daher hievon kein Grund mag hergenommen werden, ihm die Präciſion ſeiner freyheitswidrigen Lehre abzuſprechen.

Sind nun die beyden Arten von Präciſion, welche an den entgegengeſetzten Enden ſtehn, unzuläſſig: ſo muß der Raum in der Mitte zwiſchen beyden benutzt werden. In dieſer Mitte fand ſich unwiderſprechlich der Unterſchied des mente captus von Demjenigen, der freyer Handlungen fähig iſt, welche Handlungen gerade darum frey genannt werden, weil ſie determinirt ſind durch einleuchtende Motive. Dem Worte Freyheit kann alſo eine ſolche Präciſion, wodurch es das ſtrenge Gegentheil des Determinismus anzeigen würde, nicht aufgedrungen werden. Die beyden Namen müſſen mit einander Frieden machen. Unter Bedingungen, worauf das Wort Determinismus deutet, wird Freyheit erworben, wenn auf Erziehung die rechte Selbſterziehung folgt.

Und wir, mein theurer Freund! werden uns leicht darin finden, daß von freyer Phantaſie und freyer Reflexion, von freyem Spiel und freyer Wahl geredet wird; denn wiewohl dies Alles nicht die ideale Freyheit erreicht, die wir in vollkommener Einſtimmung des Willens mit dem äſthetiſchen Urtheile ſuchen, ſo erkennen wir doch, daß, pſychologiſch genommen, jene Ausdrücke geſchickt ſind, um Annäherungen an die Idee, wie ſolche nach menſchlicher Weiſe von verſchiedenen Seiten her geſchehen müſſen, paſſend zu bezeichnen.

— Amphora coepit
Institui; currente rota cur urceus exit?

So höre ich Sie fragen; und wenn ich antworte, daß ich ja kein Kunſtwerk verſprach, ſo bietet ſich Ihnen gleich die Erwiederung dar: wer Neuigkeiten bringe, der möge ſchreiben nach Belieben; aber Briefe über bekannte Sachen ſeyen ohne Entſchuldigung, wenn nicht die Kunſtform ihre Exiſtenz rechtfertige. Doch mein Freund iſt bey ſo wenig dankbarem hiſtoriſchen Material wohl nicht ſo ſtrenge; und es wird kaum nöthig ſeyn beyzufügen, daß ich in der That wünſchte, nur allgemein bekannte Sachen geſagt und ein überflüſſiges Büchlein geſchrieben zu haben.

Neunter Brief.

Damit es Ihnen ja nicht begegne, dieſe Blätter mit einem ähnlichen Gefühl zu verabſchieden, als womit man ſchlechte Verſe weglegt, weil ſie einen Werth affectiren, den ſie nicht haben: ſo will ich um mehrerer Sicherheit willen den Schein von Einheit, welchen die vorigen Briefe für ſich allein allenfalls beſitzen möchten, nun vollends zerſtören, indem ich durch einen Zuſatz das simplex duntaxat et unum, die erſte Bedingung jeder Kunſtform, ſichtbar überſchreite. Es hängt nämlich mit dem Vorſtehenden ein Gegenſtand ſehr genau zuſammen, an den gleichwohl ſchwerlich irgend Einer von Denen, welche die Freyheitsfrage abhandelten, mag gedacht haben. Doch ehe ich ihn nenne, erlauben Sie mir wohl ein kurzes Vorwort.

Zur Genüge, um nicht zu ſagen, zum Über=

druß, iſt gegen mich der Vorwurf wegen Begründung der praktiſchen Philoſopie auf äſthetiſchen Urtheilen wiederhohlt worden. Sie, mein theurer Freund! haben zwar meines Wiſſens nicht eben Gewicht darauf gelegt, aber zu Geſicht gekommen iſt Ihnen mindeſtens damals, als Sie Ihre Äſthetik ausarbeiteten, das, was Bouterweck in der ſeinigen, (gemäßigt und klar, wie von ihm zu erwarten war,) über dieſen Punct geäußert hatte. Da es kurz iſt, kann es füglich hier Platz finden.

„Von der Sittenlehre der Stoiker an, die vorzugsweiſe ſchön nennen, was der Würde des „Menſchen gemäß iſt, hat ſich dieſe Vorſtellungsart durch die Syſteme Shaftesburys und der „Äſthetiker aus der ſchottiſchen Schule bis zu „einer der neueſten Anſichten der Sittlichkeit unter „mancherley Abänderungen fortgezogen. Aber „liegt denn nicht zuweilen die moraliſche Billigung mit der rein äſthetiſchen in offenbarem „Streite? Wenn wir uns auch erlauben wollen, „das Gefühl, das den moraliſchen Urtheilen vorangeht, ſittlichen Geſchmack zu nennen: —

Belieben Sie, ehe ich fortfahre, zu bemerken, daß alſo auch nach Bouterweck den moraliſchen Urtheilen Etwas vorangeht. Er nennt dies Vorangehende ein Gefühl; ich würde beſtimmter ſagen: dem moraliſchen Urtheil geht das, von ihm wohl zu unterſcheidende, äſthetiſche Urtheil, — oder genauer, es gehen ihm, dem Einen moraliſchen Urtheile, mehrere äſthetiſche Urtheile voran, die allerdings auch Gefühle in ſich ſchließen, aber durch den ſehr unbeſtimmten, und gerade hier ſehr vieldeutigen Ausdruck Gefühl nicht charakteriſtiſch bezeichnet werden können;

> „wird durch dieſes Wort die Gefahr äſthetiſcher
> „Sitten aufgehoben die ſelbſt Schiller anerkannt
> „hat, der doch wohl wußte was ſchön iſt?
> „Iſt das ein Gefühl des Schönen, was gebietend
> „aus unſerm Buſen ſpricht, und uns
> „an ein Geſetz erinnert, das Erfüllung ſtrenger
> „Pflichten fodert?

Gewiß nicht. Gebieten iſt Wollen; die Auctorität des Gebietens und hiemit des Geſetzes liegt aber nicht im Wollen; ſie kann und darf nicht darin geſucht werden, wie ich öfter, und noch im Anfange des vierten Briefes, erinnert habe.

> „Beziehen ſich die Geſetze der Empfindung des
> „Schönen auf ein Thun und Laſſen?

Iſt denn, möchte man dagegen fragen, das Sittliche damit abgethan, daß man etwas thue oder laſſe? Oder was bedeutet die oft gehörte Formel, es ſey nicht genug, pflichtmäßig — ſondern man ſoll aus Pflicht handeln?

> „Schließt jede Bereitwilligkeit, der Pflicht ein Opfer zu bringen, ein heiteres Wohlgefallen an dieſem Opfer in ſich?

Sie wiſſen, was ich ſchon anderwärts gegen das Vergeſſen der negativen Seite des Äſthetiſchen — des turpe — erinnert habe; deſſen Vermeidung im Kreiſe der Pflichten gerade der häufigſte Fall iſt.

> „Und wo bliebe der achtungswürdige Menſch, welcher der ganzen Herrlichkeit der ſchönen Kunſt nicht eher einen Werth zugeſtehen will, bis ihr ihm bewieſen habt, wozu ſie wohl nütze?“

Da kommt der Misverſtand in den Worten zum Vorſchein. Reden wir vom Äſthetiſchen: ſo denkt man, wir reden von Kunſt. Uns gegenüber redet man weiter von der ganzen Kunſt, als ſprächen wir von der ganzen Äſthetik. Bey ſolchen logiſchen Fehlern iſt kein Einverſtändniß möglich. Was iſt denn früher da, das Äſthetiſche oder die Kunſt? Was reicht weiter? Wo bleibt die ſchöne, die große Natur? — Wenn nun das Äſthetiſche ſich nicht will in lauter Kunſt einengen laſſen: ſo wird man ſich ſchon gefallen laſſen müſſen, daß ſittliche Schönheit und ſittliche Größe oder deren Gegentheile, ſich unter andern auch in ſolchen Charakteren und Individuen finden, die in ihrem Leben nie ein Gedicht geleſen haben oder zu leſen Luſt haben. Übrigens könnte man jene Frage etwa ſo parodiren: wo bliebe der tüchtige Bildhauer, welcher der ganzen Herrlichkeit der Muſik nicht eher einen Werth zugeſtehen will, bis ihr ihm bewieſen habt, was wohl die Muſik zur Bildhauerey nütze?

Man kann Niemandem das zeigen, was er nicht ſehen will. Sollen aber die praktiſchen Ideen erkannt werden, ſo ſetzt dies voraus, man wolle ſie ſehen. Alsdann fällt es der praktiſchen Philoſophie nicht ſchwer, als klare Thatſache vor Augen zu legen, daß jede praktiſche Idee ihr eigenthümliches Verhältniß hat, aus deſſen Beurtheilung ſie entſpringt; und der nämliche Satz, welcher alle, auch die verſchiedenſten Theile der Äſthetik zuſammenhält:

äſthetiſche Urtheile ergehen nur über Verhältniſſe, dieſer Satz, nach deſſen Anleitung die praktiſchen Ideen gefunden, geordnet, unterſchieden wurden, verknüpft nun ohne alle weitere Frage die Ethik mit der Äſthetik. Die Frage verſchwindet durch den Augenſchein. Hier iſt wirklich Etwas, das man figürlich redend Anſchauung nennen könnte. Nur geht es nicht der Unterſuchung voran; ſondern es iſt das Werk der regelmäßig geführten Unterſuchung.

Nicht aber bloß aus Achtung für die, in der

Natur der Sache liegende, wiſſenſchaftliche Form, muß das wohlbekannte: in verbis simus faciles, hier zurückgewieſen werden: ſondern der Ausdruck: äſthetiſches Urtheil, iſt für den Urſprung der praktiſchen Ideen auch deshalb nothwendig, weil, wie ſchon vorhin bemerkt, der ganze Menſch nicht nach einer, ſondern nach allen praktiſchen Ideen, und nicht nach einzelnen pflichtmäßigen oder pflichtwidrigen Entſchlüſſen und Handlungen, ſondern nach ſeinen angenommenen Sitten und Grundſätzen muß beurtheilt werden, wenn man ein moraliſches Urtheil über ihn fällen will. Bey dieſem liegen die äſthetiſchen Urtheile zum Grunde; aber der Grund eines Thurms iſt nicht deſſen Spitze, und eben ſo wenig iſt durch irgend ein äſthetiſches Urtheil ſchon das moraliſche vollſtändig gegeben.

Hier breche ich ab, um Sie, mein theurer Freund! nicht gleichſam ſtehen und warten zu laſſen; denn was ſollten Ihnen dieſe, für uns längſt abgethanen Sachen? Aber vorhin wird Ihnen die Art, wie Schillers kurzer Aufſatz in den Horen: über die Gefahr äſthetiſcher Sitten, von Bouterweck erwähnt wurde, aufgefallen ſeyn. Er beruft ſich darauf, Schiller habe wohl gewußt, was ſchön ſey. Die Gefahr einer bloß glatten Äußerlichkeit haben wir freylich niemals bezweifelt! Aber ſoll man etwan hinzu ſetzen, Platon habe wohl gewußt, was ſchön ſey? Soll man fragen, wer von beyden, Platon und Schiller, durch die Umſtände ſeiner Jugendbildung wohl am meiſten möge begünſtigt worden ſeyn, um ſich ein feines und ſicheres äſthetiſches Urtheil zu erwerben?

Zunächſt wäre hier daran zu erinnern, daß die Stoiſche Lehre, deren Bouterweck gedenkt, ihre Wurzel in der Platoniſchen hatte; und überdies, wenn man ipsissima verba verlangt, ſetzt Platon im Philebus ausdrücklich das Gute in die Klaſſe des Schönen;*) wie es ohnehin aus ſeiner ganzen Lehre klar iſt. Aber noch mehr! Platon hat nicht etwa ſich begnügt, wie Schiller, gegen die Gefahr äſthetiſcher Sitten einen kurzen Aufſatz zu ſchreiben, ſondern er hat die Dichter aus ſeiner Republik verwieſen. Da er nicht einmal in Anſehung des Sophokles eine Ausnahme macht, ſo iſt noch ſehr die Frage, ob er für Schillern günſtiger geſinnt geweſen wäre. Des Sophokles! Daß Sie, mein Theurer! dieſen Ihren Hausfreund zu nennen berechtigt ſind, dazu empfangen Sie meinen Glückwunſch.

Kenne ich irgend einen Dichter, bei welchem das Poetiſche zugleich moraliſch iſt, ſo iſt es dieſer. Seine Charaktere ſind ſo von allen Seiten beleuchtet, daß die Beurtheilung kaum irre gehn kann. Sein Ajax, Selbſtmörder aus verlorner Ehre, iſt nicht bloß gereizt durch Hintanſetzung beym Streit über Achills Rüſtung, ſondern der Übermuth iſt ſchon früher laut geworden gegen die Götter. *) Sein Herkules verſchuldet den furchtbaren Tod, indem er der Gattin die Nebenbuhlerin gerade ins Haus ſendet. **) Sein Ödipus klagt ſich ſelbſt der übertriebenen Heftigkeit an, durch welche er das Unheil herbeygezogen und vergrößert hat. ***) Sein Neoptolemus iſt das ſchönſte Bild der mit ſich ſelbſt kämpfenden Wahrheitsliebe, was ſich denken läßt. †) Und während hier Odyſſeus, der falſche, den ſtärkſten Contraſt bilden muß, hat der Dichter ihn anderwärts durch einen der feinſten Meiſterzüge von der beſſern Seite gezeigt, indem er ihn erſt zum Zeugen der Wuth des Ajax macht, dann aber auch gerade durch ihn den Streit wegen der Beſtattung des Leichnams endigen, und die

---

*) Plat. Philebus, p. 64, c. 65. a.

---

*) Soph. Aiax v. 752 — 777.

**) Trach. v. 545.

***) Oed. Colon. v. 438.

†) Philokt. beſonders v. 895 und 1224.

Ehre des Unglücklichen wiederherſtellen läßt. *) Das Einzige, was man in der Sammlung dieſer koſtbaren Werke vielleicht anders wünſchen möchte, iſt, daß neben der Antigone, welche den weiblichen Muth auf der höchſten Stufe darſtellt, ſich das Mannweib Elektra befindet, die von der bevorſtehenden Furienplage des Oreſtes kein Vorgefühl zu haben ſcheint. Hier iſt ein Fall, wo ich den Sophokles mehr poetiſch als moraliſch finde; überdies iſt der Schluß nicht einmal poetiſch, da man am Ende genöthigt iſt, eine Art von Scharfrichter-Scene hinzuzudenken. Doch dies iſt Nebenſache. Wären alle Dichter wie Sophokles: wer würde an einen Streit zwiſchen dem Sittlichen und dem Poetiſchen denken?

Vom Sophokles ſchweigt, ſoviel ich mich erinnere, Platon in Bezug auf unſern Gegenſtand gänzlich; die rühmliche Erwähnung im Eingange der Republik gehört nicht hieher. Äſchylus, und ſtärker Euripides **) werden namentlich einzelner Stellen wegen getadelt. Am beſtimmteſten aber ſind Homer und Heſiodus Diejenigen, welche Platon von ſich weiſet; und zwar in mancherley Rückſicht. Schon das Anpreiſen der eigennützigen

---

*) Aiax, beſonders v. 110 und 1340.

**) Plato de rep. VIII, p. 568. b.

Frömmigkeit wird gerügt[*]) weiterhin die anſtößigen Göttergeſchichten; [**]) nicht minder die Schadenfreude der Olympier; dagegen ſoll das erſte Geſetz wegen der Religionslehre in Platons Staat dieſes ſeyn, zu lehren: *μὴ πάντων αἴτιον τὸν θεὸν, ἀλλὰ τῶν ἀγαθῶν.* [***]) Weiter getadelt wird die Beſchreibung der Unterwelt beym Homer; [†]) doch ich überlaſſe Ihnen, bey guter Muße einmal das zweyte und dritte Buch der Republik genauer zu durchſuchen; hier ſind es meiſtens die Religions-Vorſtellungen, deren Einfluß zu Platons Zeiten gewiß ſehr zu fürchten waren; und wogegen auch beym Sophokles keine Hülfe zu ſuchen war. Dieſem Umſtande glaube ich es zuſchreiben zu müſſen, daß Platon ſich in Anſehung deſſelben zu keiner lobenden Ausnahme bewogen fand. Beſchränkte ſich nun die Sache hierauf: ſo könnten wir ſie, als uns wenig berührend, von der Hand weiſen. Wir haben das Chriſtenthum! Dieſem gegenüber, kann in religiöſer Hinſicht ſelbſt Göthes Fauſt wenig ſchaden. Verähnlichung mit Gott, als der ſpinoziſtiſchen Univerſalſubſtanz, werden wir beym Platon nicht ſuchen; und ob man überall irgend Etwas dabey denken könne, wollen wir lieber nicht fragen.

---

[*]) ibid. II, p. 363, b.

[**]) ibid. II, p. 377, d. u. ſ. w.

[***]) ibid. II, p. 380. c.

[†]) ibid. III, gleich im Anfange.

Allein Platon nimmt die Sache nicht bloß von der religiöſen Seite. Er faßt ſie ſo allgemein, und zugleich ſo ernſt, als möglich. Noch im zehnten Buch der Republik kommt er darauf zurück; und das Ende iſt, daß er von dem Gegenſatze zwiſchen Philoſophie und Poeſie als von einer alten Feindſchaft redet. Zugleich betheuert er, zwar hören zu wollen, wenn die ergötzende und nachahmende Kunſt etwas für ſich anführen könne; allein was ihm als wahr erſcheine, das dürfe er nicht verleugnen.*) Meinen Sie wohl, daß die heutige Kunſt ſich würdig einem ſolchen Ernſte gegenüber zu ſtellen fähig wäre? Die Frage iſt für Nationalbildung unſtreitig von großer Wichtigkeit.

Das aber werden Sie gewiß am allerwenigſten meinen, daß ich etwa, weil ich die Ethik auf äſthetiſche Urtheile gründe, nun dieſer Urtheile wegen, die den Willen zum Gegenſtande haben, die ganze Äſthetik, die alles mögliche Andere in ihren Kreis aufnimmt, vertheidigen, — oder, wenn das überall unnöthig iſt, die

---

*) de rep. X, p. 607, b. c.

Äſthetik mit ihren untergeordneten Theilen, den Kunſtlehren, verwechſeln, — oder, falls auch dieſe, und in ihrer Mitte die Poetik, keiner ernſtlichen Vertheidigung bedürfen, darum Jeden, der als Dichter groß iſt, für hülfreich zur Nationalbildung erklären, — und vollends gar die Entſcheidung philoſophiſcher Streitfragen vom Gutachten einiger Dichter erwarten würde. Vielmehr möchte ich den Dichtern anheim ſtellen, ſich zur Deckung der ſchwachen Seite ihres Ruhms mit der Philoſophie durch einen Contract auseinander zu ſetzen, deſſen erſter Artikel dahin lauten müßte, daß ſie, die Dichter, Verzicht darauf thäten, die Rolle der Philoſophen zu ſpielen. Oder können ſie etwa glauben, mein Theurer, daß Leſſing und Göthe, vielbeſchäftigt und vielbeleſen wie ſie waren, ſich jemals Zeit genommen haben, ein zum Theil ſo langweiliges Buch, wie Spinozas Ethik, ganz, und wiederhohlt, — kurz, ſo zu leſen, wie man es leſen muß, um ſich ein gültiges Urtheil darüber zu erwerben?

Doch zurück zum Platon. Er hohlt weit aus, um zu zeigen, die äſthetiſchen Künſtler, Dichter, Maler — ſeyen Nachahmer des Scheins, und weit von der Wahrheit entfernt. Der Maler könne den Riemer, den Zimmermann u. ſ. w. zwar täuſchend abbilden, aber ohne von deren Kunſt das Mindeſte zu verſtehen. Nun gebe es Leute, welche behaupten, die Tragiker und deren Heerführer, Homer, verſtänden alle Künſte, alles Menſchliche und Göttliche, alles was zu loben und zu tadeln ſey. Dieſe Leute ſeyen durch das Nachahmen des Scheins betrogen. Er fragt: wenn Einer beydes hervorzubringen vermag, ſowohl das Nachzuahmende ſelbſt als auch deſſen Bild: wohin wird er ſich wenden? Natürlich zum Gegenſtande ſelbſt, und nicht zum bloßen Bilde. Hat denn Homer gewirkt wie Lykurg, Charondas, Solon, Thales, Anacharſis, Pythagoras, Protagoras, Prodikos, welche letztere von ihren Anhängern ſo geehrt werden, daß man ſie beynahe auf den Köpfen umherträgt? Den Homer und Heſiodus dagegen hat man herumziehn und ſingen laſſen. — Aber durch Metrum, Rhythmus, Harmonie, täuſchen die Dichter, mögen ſie von der Kunſt des Riemers oder von der Kriegskunſt oder wovon ſonſt reden. Selbſt der Riemer und der Schmidt verſtehen noch nicht, wie eigentlich Zaum und Gebiß eingerichtet ſeyn ſollen, ſondern der Reiter muß es ihnen ſagen; während der Maler erſt dann, wenn Zaum und Gebiß ſchon da ſind, ſie abzubilden vermag. Brauchen, Verfertigen, Nachahmen ſind drey verſchiedene Künſte; die letzte ſteht im unterſten

Range. Der Gebrauch erſt zeigt, wie die Sachen ſeyn ſollen. Davon verſteht der Nachahmer nichts; die Nachahmung iſt Scherz und Tand.

Es mag hart klingen, mein theurer Freund — aber wenn Sie das zehnte Buch der Republik nachſchlagen, werden Sie ſelbſt finden, — von hier geht Platon unmittelbar zu den Tragikern, als Nachahmern, über. Gemüthsbewegungen malen ſie; und wenden ſich hiemit an den ſchlechtern Theil unſrer Seele; an dasjenige in uns, was voll von Widerſprüchen iſt. Sie machen uns verweilen bey dem, worüber der beſſere Menſch leicht hinwegzukommen ſucht; denn freylich, die Affecten bieten einen willkommenern Stoff zur Nachahmung, als der Gleichmuth. So ſchwächen ſie das, was in uns herrſchen ſoll. In der That loben wir den Dichter, wenn er uns erſchüttert und fortreißt; während wir in Angelegenheiten des wirklichen Lebens doch den Schein der Ruhe zu behaupten ſuchen. Daran denken die Wenigſten, daß von dem, was mit Beyfall geſehen wurde, etwas anklebt. Die Wächter des Staats ſollen nichts nachahmen, als was ihren ſtrengen Sitten angemeſſen iſt. *Οὐκ ἔστι διπλοῦς ἀνὴρ παρ' ἡμῖν, οὐδὲ πολλαπλοῦς· ἐπειδὴ ἕκαστος ἓν πράττει.* *).

---

*) Plato de rep. III. p. 397. e.

Wollen wir noch leugnen, daß Platons Lehre Determinismus iſt? Er will ja nichts Doppeltes, nichts Vielfaches, nichts Bewegliches; ſeine Charaktere ſollen ſo veſt beſtimmt ſeyn als möglich; und zwar bekanntlich mit Hülfe der Erziehung. — Iſt das vielleicht bloß innere Veſtigkeit bey äußerer Freyheit? Darüber mag Montesquieu ein Wort mitreden.

> „Les loix de Minos, de Lycurgue, et de
> „Platon, supposent une attention singuliere
> „de tous les citoyens les uns sur les autres". [*])

wobey mir noch eine andere Stelle deſſelben Schriftſtellers einfällt:

> „La liberté politique ne consiste point à
> „faire ce que l'on veut. Dans un état, c'est-
> „à-dire, dans une société ou il y a des
> „loix, la liberté ne peut consister qu'à pou-
> „voir faire ce que l'on doit vouloir, et à
> „n'être point contraint de faire ce qu'on ne
> „doit pas vouloir." [**]).

Wollen wir unſer kunſtreiches Zeitalter damit entſchuldigen, daß wir auf politiſche Freyheit, mithin auf republikaniſche Strenge, die mit jener nothwendig zuſammenhängt, keinen großen

---

[*]) Montesquieu esprit des loix liv. IV, chap. 7.

[**]) Espr. d. l. liv. XI, chap. 3.

Anſpruch machen? Wollen wir ſagen, wir ſeyen von einer Seite freyer, weil von einer andern gebundener? Oder wollen wir gar bekennen, die Künſte können bey uns wenig ſchaden, weil ſie überhaupt auf unſer bewegtes, den Neuigkeiten aller fünf Welttheile Preis gegebenes, zerſtreutes Daſeyn wenig wirken?

Daß ein vom äſthetiſchen Urtheile geregeltes Leben, ſelbſt wenn es zur anerzognen Sitte geworden, und überdies von den Mitlebenden beſtändig bewacht wird, trotz aller ſolchen unveränderlichen Beſtimmtheit doch den Namen eines freyen Lebens verdiene; daß, mit Einem Worte, das äſthetiſche Urtheil der Sitz der Autonomie ſey; dies, mein theurer Freund! ſteht uns zwar klar vor Augen. Wenn wir aber bemerken, daß dieſe Wahrheit aufs mannigfaltigſte umnebelt iſt, ſo iſt der Grund hievon gewiß nicht einfach. In einem gebildeten Zeitalter, wie das unſrige und das des Platons, giebt es einerſeits wirklich des Mannigfaltigen, was eine faſt beſtändige Zerſtreuung herbeybringt, ſehr Vieles; (von der Schwärmerey, die leicht wächſt, wenn man ſie pflanzt, wollen wir nicht einmal reden;) andererſeits klagte Schiller, die Kunſt ſey durch die Künſtler gefallen, alſo durch diejenigen, welche das äſthetiſche Urtheil vorzugsweiſe wach erhalten ſollten; und das iſt der Art, wie Platon die Dichter tadelt, nicht ganz ſo fremd, wie es wohl ſcheint. Denn wir ſahen: er tadelt ſie als Nachahmer, und als fortreißend zu ungeordneter Gemüthsbewegung. Dürfen wir denn gegen ihn behaupten, das Nachahmen und Fortreißen ſey nicht Liebhaberey der Dichter, vollends der Maler und der Bildhauer? Vielmehr ich beſorge, daß ſelbſt bey ſehr großen Dichtern oft genug ein Vergnügen, überhaupt nur zu geſtalten, geſtaltend zu künſteln, und künſtelnd etwas, das wohl einem geiſtigen Weſen ähnlich wäre, hervorzuzaubern, da vorherrſchend geworden iſt, wo man ſtatt poetiſcher Launen, die ſich an ihrer eigenen Willkühr ergötzen, eher Urſache gehabt hätte ſich klaſſiſche Productionen eines geläuterten Geſchmacks zu verſprechen. Wenn nun Platons Tadel, nach ſeiner wahren Abſicht, mehr die Künſtler trifft als die Kunſt: ſo iſt er hier offenbar ſchon mit Schillern auf Einem Wege. Es kommt aber hinzu, daß meiſt ältere, moraliſch minder gebildete, Dichter diejenigen ſind, deren ſchädliche Wirkung Platon zunächſt vor Augen hatte; — Homer und Heſiodus. Das Gebiet der Äſthetik iſt ſehr weit umfaſſend; der große Homer, mit ſeinen unſterblichen Wunderwerken hat hier noch ſo wenig den Platz ausgefüllt, daß in weiter Ferne von ihm, Sophokles den Ton des ſittlichen Urtheils angeben konnte, wovon bey Homer bekanntlich nur ſehr wenig zu ſpüren iſt. Wie viele aber, und wie verſchiedene, ſtanden noch neben dem Sophokles, deren Geſammtheit Platon vor Augen hatte, indem er gegen die tragiſchen Dichter ſprach! Im äſthetiſchen Univerſum — ich meine, in der ganzen Menge von Arten und Gattungen des Schönen und Häßlichen, oder des Löblichen und Tadelhaften, iſt in der That das Sittliche, wenn wir bloß auf ſeinen Umfang ſehen, ein ſo kleines Ländchen, daß, könnte es von jenem eine landchartenähnliche Zeichnung geben, man vielleicht Mühe hätte, dieſes darauf zu finden. Daß aber manchmal Krieg zwiſchen den abgetheilten Bezirken entſtehe, darüber würde man ſich beym Anblick einer ſolchen Land-Charte gar nicht mehr wundern; und Bouterwecks Frage wegen des nicht ſeltenen Streits zwiſchen dem Sittlichen und irgend einem Äſthetiſchen von andrer Art, — dieſe Frage würde von ſelbſt wegfallen. Die Erklärung iſt leicht; ſie ergiebt ſich unmittelbar aus dem Blick auf die praktiſchen Ideen. Aber der Gegenſtand iſt ernſt, und ſelbſt traurig. —

Platon mochte einige, — er mochte viele, ja die meiſten Künſtler tadeln, welche zu ſeiner

Zeit wirkten. Das iſt noch kein unbedingter Tadel der Kunſt, — und am allerwenigſten trifft ſolcher Tadel das äſthetiſche Urtheil ſelbſt, welches vielmehr die ganze Platoniſche Lehre beſeelt, und von der ſpinoziſtiſchen ſcheidet.

Wir können nicht bloß, ſondern wir müſſen ihm zugeben, daß im weiten Reiche der Künſte gar Manches vorkommt, was wir in der That nur deswegen nicht ſo ſtrenge, wie Er, zurückweiſen, weil wir wiſſen, *oder meinen*, daß es theils, verglichen mit andern wirkſamen Potenzen, unbedeutend, theils zur Anregung einer äſthetiſchen *Stimmung* ſelbſt nützlich iſt. Sähen wir die Sache nicht aus dieſem Geſichtspuncte, ſo würden wir ihm beynahe ganz beypflichten müſſen. Und das würde geſchehen, ohne nur im mindeſten unſerer Lehre von der Grundlage der Ethik Abbruch zu thun.

Oder ſteht etwan unſere Meinung vom Staate der Platoniſchen ſo ſehr entgegen, daß wir, mit einigen Naturrechtslehrern, die bürgerliche Ordnung für eine rechtliche Zwangsanſtalt halten ſollten, welche wohl auch ohne Rückſicht auf ſittliche Geſinnung der Bürger beſtehen könnte? Wir wiſſen, daß eine ſolche Zwangs-Anſtalt nicht einmal *möglich* iſt, und noch viel weniger löblich.

Oder weicht etwan unſre Erziehungslehre in den Hauptumriſſen ab von der Platoniſchen Anſicht? Auch das nicht; wie wir denn glücklicherweiſe überhaupt nicht nöthig gehabt haben, uns in pädagogiſchen Dingen mit ſolcher Polemik zu befaſſen wie gegen die meiſten philoſophiſchen Schulen ſeit Kant. — Oder kümmert es uns etwa, was man von Platons Cenſur der Dichter im heutigen Paris denken möchte? Beynahe fürchte ich, auch das demokratiſche Athen werde die Platoniſche Republik wenig zeitgemäß gefunden haben.

Aus Platons Lehre redet das wahre praktiſche Intereſſe. Der Platoniſche Staat aber beruht auf der Erziehung; und beyde, mit wahrer Freyheit wohl vereinbar, auf einem ſolchen Determinismus, welcher in der Zurückweiſung der Dichter und Theater ſeinen zwar nicht einzigen und vollſtändigen, aber äußerlich am meiſten bezeichnenden, offenen — man möchte faſt ſagen: handgreiflichen — Ausdruck gefunden hat.

Nicht auf einzelne Kunſtwerke, aber auf den äſthetiſchen Geſammt-Eindruck kommt es an, welchen die Jugend und die beweglichen Gemüther empfangen. Das iſt der wahre Sinn jener Verbannung der nachahmenden Kunſt. Hier würde es uns nichts helfen, wenn wir, was leicht wäre, gegen Nachahmung als Princip der Äſthetik uns erklärten. Immerhin mag der Künſtler nachahmen, nur ſoll er nicht darin ſich gefallen; immerhin fortreißen, nur uns nicht im Affect ſtecken laſſen; immerhin mögen ſogar manche Kunſtwerke nicht unmittelbar ſittlich wirken; aber das Ganze der Kunſt muß dennoch der Moralität dienen; denn die Macht der Kunſt iſt nicht zu bezweifeln, und es iſt ein wahres Wort:

Μέγας ὁ ἀγὼν, μέγας, οὐχ ὅσος δοκεῖ, τὸ χρηστὸν ἢ κακὸν γενέσθαι.

Analytische Beleuchtung

des

Naturrechts und der Moral,

zum Gebrauch
beym Vortrage der praktischen Philosophie.

Von

J. F. Herbart.

Göttingen,
Im Verlage der Dieterichschen Buchhandlung.
1836.

Vorrede.

Schon in der synthetischen Darstellung der praktischen Philosophie sind die Begriffe von Recht, Pflicht, Tugend, und Gütern, in so weit als bekannt vorauszusetzen, daſs von ihnen folgende Namenerklärungen gelten:

Unter dem Worte Recht denkt sich Jeder zunächst seine Foderungen gegen Andre, daſs sie etwas zu verhüten haben, was ihm Grund zur Klage geben würde; und zwar dergestalt, daſs umgekehrt Rechte Andrer Pflichten für ihn werden.

Das Wort Pflicht aber bezeichnet allgemein die gesammte, auch aus innern Gründen entspringende Nothwendigkeit, gewisse Regeln des Handelns zu beobachten.

Tugend bedeutet den innern Werth derjenigen Person, welche die sämmtlichen Regeln des Handelns kennt und deshalb beobachtet.

Güter sind Gegenstände, sofern sie gewollt werden.

Versteht man nun unter dem Namen Naturrecht die Lehre von Rechten, die vorhanden sind ohne positives Gesetz; desgleichen unter dem Worte Moral die Lehre von Pflichten, wie sie in ihrem ganzen Umfange der Tugendhafte beobachtet: so hat die allgemeine praktische Philosophie Naturrecht und Moral zu begründen und zusammenzufassen. Zu diesem Zwecke müssen sowohl ihre Principien als ihre Methoden untersucht werden.

Die allgemeinste Methodenlehre ist hier, wie überall, die Logik. Allein das Eigenthümliche im Gebrauche derselben hängt von den Principien ab.

Angefangen kann nicht werden von Rechten. Denn indem die Rechte verschiedener Personen einander begränzen, und Jeder die Gesammtheit seines Rechts als einen Kreis betrachtet, worin Andre ihn nicht stören dürfen: entsteht für ihn die Vorstellung dessen, was ihm erlaubt sey. Aber alles Erlaubte setzt voraus, daſs zuvor nach Gebot und Verbot sey gefragt worden.

Anfangen kann man auch nicht von Pflichten. Denn die Regeln des Handelns, zusammengefaſst in den Begriff einer Gesetzgebung, stellen ein Verhältniſs dar zwischen einem gesetzgebenden, also gebietenden, und einem gehorchenden Willen. Dies setzt einen Unterschied beyder Willen als bekannt voraus. Der Grund dieses Unterschiedes ist aber nicht von selbst bekannt; vielmehr muſs derselbe erst nachgewiesen werden, denn im bloſsen Wollen, welches das gemeinsame Merkmal jener beyden Willen ist, kann der Unterschied nicht unmittelbar liegen.

Auch von der Tugend kann nicht ausgegangen werden; denn jede Person ist Eine; aber wie das Mannigfaltige, dessen Kenntniſs und Beobachtung der Person einen innern Werth giebt, zu verbinden sey, ist für ein Princip nicht unmittelbar hinreichend klår.

Am Wenigsten ist von Gütern anzufangen. Denn ihr Maaſs ist der Wille, der sie anstrebt und ihre Gegentheile zurückweiset. Aber er selbst soll in der praktischen Philosophie als ein besserer oder schlechterer gemessen, oder mindestens geschätzt werden.

Denkt man sich nun einen höhern, gesetzgebenden Willen, von welchem Rechte, Pflichten, Tugend und sittliche Güter abhängen: so kann dieser nicht ins Unendliche fort durch einen noch höhern bestimmt werden. Aber die Frage nach dem Grunde des Unterschiedes zwischen Gebieten und Gehorchen würde sich bey jedem Willen wiederholen. Jeder höhere Wille muſs also eine ursprünglich willenlose Werthbestimmung für sich anzuführen haben, welche das Merkmal einer solchen Vestigkeit in sich trage, daſs sie nicht von veränderlicher Gemüthsstimmung, sondern von der bloſsen Betrachtung ihres Gegenstandes abhänge.

Werthbestimmungen dieser Art kommen nicht bloſs in der praktischen Philosophie vor; sondern bey sehr mannigfaltigen Gegenständen, die, so ungleichartig sie übrigens sind, doch eben deshalb, weil ihr Werth ursprünglich, und unwillkührlich anerkannt wird, sämmtlich ästhetische Gegenstände genannt werden. Die Werthbestimmungen selbst heiſsen ästhetische Urtheile; und auch für diejenigen, welche den Willen betreffen, haben wir in der Kunstsprache keinen andern passen dern Ausdruck. Denn für die Worte Vernunft, und moralisches Urtheil, welche allein man vorschlagen könnte, muſs ein andrer Sinn vestgehalten werden.

Vernunft im Allgemeinen bedeutet die Fähigkeit der Überlegung von Gründen und Gegengründen. Praktische Vernunft setzt voraus, der Überlegende habe ein Bild seines Willens, indem er seines Wollens sich bewuſst ist. Nun sey die Betrachtung dieses Bildes unmittelbar mit einer Werthbestimmung desselben verbunden: so beginnt hiemit erst die Überlegung, deren Ende, wenn sie richtig vollzogen wurde, darin besteht, diese Werthbestimmung allen andern Motiven vorzuziehn. Und wiederum erst nachdem dieses Vorziehn in seinem ganzen Umfange den gesetzgebenden Willen erzeugt hat, kann von dem moralischen Urtheile die Rede seyn, welches anzeigt, ob und in wie fern der Mensch in Gesinnung und Handlung dem gesetzgebenden Willen gehorsam war oder nicht.

Die Principien der praktischen Vernunft sind nun die willenlosen Werthbestimmungen des Willens.

Die Methode der praktischen Philosophie muſs sich nach dem Eigenthümlichen dieser Principien richten; zuvörderst schon, um sie vollständig zu finden, und auf ihre einfachsten Ausdrücke zurückzuführen.

Ästhetische Urtheile können nur über Verhältnisse ergehen; und es ist die nothwendige Probe ihrer Richtigkeit, daſs der Werth der Verhältnisse verschwindet, sobald man die Glieder vereinzelt; hingegen wieder hervortrit bey erneuerter Zusammenfassung. Die Probe zeigt das, worauf es ankam; nämlich daſs sich kein Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen (und noch weniger ein Begehren) eingemischt hat; vielmehr die bloſse zusammenfassende Betrachtung den Werth des Gegenstandes erkannt hat, in welchem das Verhältniſs liegt. Die Zergliederung eines solchen Gegenstandes kann übrigens nur eine logische Abstraction seyn; wie wenn man die farbigen Stellen eines Gemäldes einzeln betrachten wollte, während gerade die gegebene Verbindung und Anordnung dieser Stellen das Wesentliche des Gemäldes ausmacht.

Nimmt man hiezu noch die drey allgemeinen Sätze der Ästhetik:

1) Kein ästhetisches Urtheil lautet ursprünglich als ein allgemeines, — denn das klare Vorstellen eines Verhältnisses darf nicht durch Gegensätze specifischer Differenzen verdunkelt werden, ohne die sich kein Umfang eines Begriffs denken läſst;

2) Von mehrern ästhetischen Urtheilen, deren einfachster Ausdruck schon gefunden war, gilt kein Aufsteigen zu höherer Allgemeinheit, — denn die Abstraction würde die verbundenen Verhältniſsglieder trennen;

3) Jedes ästhetische Urtheil gilt von selbst in dem logischen Umfange, welcher den Gliedern des Verhältnisses gemeinschaftlich zukommt, — denn in diesem Umfange finden sich die Verhältnisse selbst;

so hat man im Vorstehenden die kurze Übersicht derjenigen Methode, nach welcher schon in der allgemeinen praktischen Philosophie [1]), die Reihe der Ideen, von innern Verhältnissen zu äuſsern fortschreitend, war gefunden worden; so daſs keine dieser Ideen aus der Reihe kann hinweggedacht werden, ohne eine Lücke zu verrathen.

---

[1]) Herausgegeben im Jahre 1808, gleichzeitig mit den Hauptpuncten der Metaphysik.

An dem eben genannten Buche soll durch das vorliegende nichts verändert werden; das frühere aber war synthetisch, das gegenwärtige ist analytisch abgefaſst.

Zu jeder Synthesis, die aus vorausgesetzten Gründen ein Gegebenes in Begriffen construirt und dadurch erklärt, gehört als Seitenstück eine Analysis des Gegebenen, welche darthun muſs, durch die Construction sey im Denken eben dasselbe gefunden, was man schon durch Beobachtung, soweit dieselbe reicht, erkannt hatte. Trifft nun die Erklärung vollkommen zusammen mit dem Gegebenen, so liegt hierin die Probe, man habe nicht etwa (wie oft genug geschah) die alten Namen dessen, was factisch bekannt ist, misbräuchlich auf Erzeugnisse eines ungeregelten Denkens übertragen. Ist aber die Construction auch dem gröſsten Theile nach gelungen, (wie etwa bey Vorausberechnung der Wiederkehr eines Kometen,) so können doch geringe Abweichungen vom Gegebenen vorkommen, welche alsdann entweder in der Beobachtung, oder in der Construction und ihren Gründen etwas Mangelhaftes vermuthen lassen. Hiedurch gewinnt man Fingerzeige, welchen weiter nachzuspüren ist.

Ob auch für die praktische Philosophie das Gegenüberstellen der Synthesis und Analysis möglich sey, kann bezweifelt werden; indem die eigentlichen Gegenstände derselben, nämlich die Tugend und deren Gefolge von Pflichten und Rechten, nicht als erfahrungsmäſsig gegeben anzusehen sind; und die unvollkommenen Beyspiele, die man statt derselben anführen möchte, nicht dergestalt können analysirt, und mit der synthetisch aufgestellten Wissenschaft verglichen werden, daſs Abweichungen auf der einen oder andern Seite mit Sicherheit zum Auffinden des Mangelhaften zu benutzen wären.

Es ist uns aber eine Menge von Schriften gegeben, in welchen mancherley Werthbestimmungen des Wollens und Handelns vorliegen. Sind dieselben richtig: so muſs mit ihnen die praktische Philosophie übereinstimmen. Auf jeden Fall bieten sie einen Stoff dar, der sich um desto bequemer analysiren läſst, da man daraus zwey Disciplinen gebildet hat, welche unter den Benennungen Naturrecht und Moral abgesondert erscheinen, jedoch mit dem Einen Worte Ethik zusammengefaſst, und als auf einer gemeinsamen Grundlage erbauet hervortreten. In der vorerwähnten praktischen Philosophie findet sich keine Trennung in solcher Form, auch die Zusammenfassung ist anders gestaltet; und man kann nach den Gründen sowohl der partialen Einhelligkeit mit Andern, als auch der Abweichungen fragen.

Sollte darauf vollständig geantwortet werden: so möchte ein starker Band, (ähnlich dem ersten Bande der Metaphysik,) nicht zu viel gewesen seyn; alsdann aber würde sich die analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral geradezu in eine Kritik der bisherigen Ethik verwandelt haben, deren Umrisse sie schon jetzt nicht vermeiden konnte.

Da nämlich das Gegebene so aufgefaſst werden muſs, wie es gegeben ist; und da der gröſsere und schwierigere Theil der Ethik schon längst die Form des Naturrechts angenommen hat; da überdies alle zur praktischen Philosophie gehörigen Schriften unter Bedingungen ihrer Zeit geschrieben wurden: so kann sich die Analyse, oder auch eine Kritik der Sittenlehre, welche von getreuer Darstellung des zu beurtheilenden Gegenstandes ausgehn soll, weder über das von der Moral getrennte Naturrecht, noch über historische Sonderung und Zusammenfassung dessen, was zu verschiedenen Zeiten gelehrt worden, hinwegsetzen; thut sie es dennoch, so wird sie die vorgefundenen wissenschaftlichen Gestaltungen leicht verletzen können, und die Beglaubigung ihrer Unpartheylichkeit sich selbst erschweren.

Findet man nun in diesen wenigen Bogen Grotius, Kant, Hufeland, Fichte, Droste-Hülshof als Naturrechtslehrer; Platon, Aristoteles, Spinoza, Schleiermacher, Stäudlin und Andere als Lehrer der Moral erwähnt: so erblickt man einzelne, zum Theil weit aus einanderstehende Puncte einer Zeitreihe, zwischen welche sehr viele andre Schriftsteller einzuschalten leicht gewesen wäre. Gesetzt, die Einschaltung wäre vollzogen: so würde Vieles, was Einer vom Andern angenommen hatte, sich in Ansehung der Gegenstände, von denen man zu reden hätte, wiederholen; was aber Einer besser als seine Vorgänger, oder manchmal auch schlechter gemacht hätte, dies würde hervortreten; dadurch würde auch das Gemeinsame der Systeme eine eigenthümliche Bedeutung in jedem derselben an den Tag legen; und hiemit aus dem Lobe und Tadel der literarischen Leistungen sich die Kritik der Sittenlehre zusammensetzen.

Für die Analyse hingegen, welche den mannigfaltigen Inhalt des Naturrechts und der Moral auseinanderzubreiten beabsichtigt, kommt wenig darauf an, wie oft ein gewisser Gedanke sey wiederholt, nachgesprochen, ausgeschmückt, in diesem oder jenem System mehr oder weniger passend benutzt worden; und vollends für eine kurze Übersicht ist Vieles ganz unbedeutend, was die Kritik gleichwohl als sehr charakteristisch für die Lehre dieses oder jenes Schriftstellers auszuheben hat. Sucht man die Wiederholungen, so weit es ohne Verletzung des Zusammenhangs thunlich ist, zu vermeiden: so kann man sich mit einer kleinen Zahl der anzuführenden Schriftsteller begnügen; man kann die spätern als ergänzend die frühern betrachten, und auf solche Weise die Darstellung sehr abkürzen.

Findet man z. B. bey Grotius schon den gröſsern Theil des Naturrechts, aber noch keine scharfe Sonderung der Moral und kein zusammenhängendes Staatsrecht, so braucht man von den Spätern wenig mehr, als was einerseits jene Sonderung zu begreifen, andrerseits das mehr ausgebildete Staatsrecht zu charakterisiren dient; und hätte Aristoteles der Moral so trefflich vorgearbeitet wie Grotius dem Naturrecht, oder dürfte man von den Stoikern so reden, als ob ihre Lehre uns vollständig und genau bekannt wäre, so möchte von Kant, Schleiermacher, Stäudlin, u. a. m. weniger anzuführen seyn als man hier finden wird.

Zugleich wird einleuchten, daſs es für eine Schrift, wie die gegenwärtige, keine strenge Nothwendigkeit, sondern nur eine Auswahl des Zweckmäſsigen giebt. Das Wesentliche der zu analysirenden Lehren konnte groſsentheils aus andern, als den angeführten Schriftstellern entnommen, es konnte mehr oder weniger ausführlich entwickelt werden; dann wäre manches anders geformt, anders ausgedrückt, und viele andre kritische Bemerkungen hätten sich dargeboten, die jetzt fehlen, ohne doch der Analyse zu fehlen; denn diese würde gar keine Kritik in sich aufgenommen haben, wenn nicht der synthetische Vortrag, vielfach abweichend von andern üblichen Darstellungen, und dennoch dasjenige enthaltend, was man unter den Namen Naturrecht und Moral gesucht hat, eben dadurch bestätigt werden müſste, daſs kritisch, und soweit nöthig, historisch begreiflich wird, wie Andre zu ihren Meinungen kommen konnten.

Die vorliegende Arbeit ist also nicht als etwas in seiner Art Vollständiges anzusehen, sondern nur als eine kurze Probe dessen, was sowohl analytisch als kritisch kann weiter ausgeführt werden. Wollte man z. B. aus Fichte's und Schleiermacher's Schriften mehr Lehrpuncte ausheben, als hier geschehen, so würde die Analyse gewinnen, ohne daſs die Kritik einen gleich groſsen Zusatz bekäme; denn was jene Schriftsteller Unrichtiges in ihre Grundansicht aufgenommen haben, das wiederholt sich, bey vorausgesetzter Consequenz, in den verschiedenen Lehrpuncten. Wollte man dagegen eine gröſsere Menge von Schriftstellern benutzen: so würde die Kritik sich weiter verbreiten, ohne gleichmäſsigen Zuwachs für die Analyse; weil die behandelten Lehrpuncte meistens die nämlichen sind; der Gewinn der Kritik aber würde um desto höher zu schätzen seyn, je besser der historische Zusammenhang hervorleuchtete. Nur erfodert das Geschäfft der Kritik, daſs man sich auch auf die theoretischen Meinungen jedes Schriftstellers einlasse, denn der Irrthum hat Verwickelungen, welche die Wahrheit nicht kennt. Im vorliegenden Buche konnte darüber nur weniges gesagt werden. Der Verfasser bezieht sich deshalb auf seine frühern Schriften. Neben denselben können zur Sicherung des Verständnisses zwey so eben erschienene Bücher gebraucht werden; nämlich die Logik von Drobisch, und die Metaphysik von Hartenstein; welche auch schon für sich allein an Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks wohl kaum noch etwas vermissen lassen.

Schlägt man nun diese, oder die ähnlichen Schriften des Verfassers nach, in der Absicht, dort die Verbindung der praktischen Philosophie mit Logik und Metaphysik angezeigt zu sehen, so wird man das Gesuchte schwerlich schon auf den ersten Blick erkennen; daher sollen hier ein Paar Worte darüber hinzugefügt werden. Die Logik, unverdient herabgesetzt in einigen neuern Schulen, (die dadurch nur sich selber schaden,) hat der praktischen Philosophie sehr viel zu sagen; aber sie kann es nicht eher im Zusammenhange aussprechen, bis diese letztere sich selbst den Unterschied dessen, was in ihr vest steht, von dem, was den Unbestimmtheiten eines Mehr und Weniger unterworfen bleibt, auseinandergesetzt hat.

Kennt man noch nicht die praktischen Ideen: so stöſst man überall auf schwankende Begriffe. Dann kann höchstens die Logik gegen einzelne Inconsequenzen warnen; wie wenn zum Beyspiel Jemand beym Urrechte zu leben die Zwangspflichten zum Kriegsdienste vergessen, oder beym Eigenthum nicht an das *dominium eminens* (an die nothwendigen Maaſsregeln beym Brande, bey Seuchen, bey der Anlage neuer Kunststraſsen, u. s. w.) gedacht, ja gar die Befugniſs zu zwingen auf eine doppelte Negation zurückgeführt hat, als ob zwingende Handlungen sich durch ein bloſses Verneinen des Unrechts zulänglich beschreiben lieſsen. Soll dergleichen zu spät Bedachtes hinterher nachgeholt werden, dann folgen freilich einzelne Ausstellungen der Logik, aber damit gelangt nicht die ganze Wissenschaft zu ihrer logischen Anordnung; welche vielmehr zuerst eine richtige Begründung voraussetzt, um alsdann die Begriffsreihen zu beleuchten, die zur Anwendung der Principien erforderlich sind. Will man hiezu des vorliegenden Buches sich bedienen, so ist Vergleichung desselben mit der vorerwähnten allmeinen praktischen Philosophie in allen Puncten nothwendig.

Was dagegen die Metaphysik anlangt: so muſs man unterscheiden zwischen der allgemeinen Metaphysik und der Psychologie, die zur angewandten Metaphysik gehört. Jene beschäfftigt sich vorzüglich mit der Auseinandersetzung des wirklichen und des scheinbaren Geschehens. Mag nun Jemand das wirkliche Geschehen (im Innern der realen Wesen) noch so sehr verkennen; mag er auch immerhin das scheinbare Geschehen im Raume für ein wirkliches halten: so hat doch dies keinen Einfluſs auf die ursprüngliche Werthbestimmung der Gesinnungen und Handlungen. Hat man die letztern richtig ins Auge gefaſst, so können dadurch Irrthümer in Ansehung des Ich und der Freyheit abgehalten werden; allein dies ist mehr ein Einfluſs der praktischen Philosophie auf die Metaphysik, als umgekehrt. Eigentliches Bedürfniſs wahrer Metaphysik macht sich in der praktischen Philosophie nicht eher fühlbar, als bis man zur Tugendlehre, zur Pädagogik und Politik fortschreitet; denn hier wird die Psychologie Denen fehlen, die nicht damit bekannt sind. An dieser nun darf die Metaphysik nicht fehlen; allein davon ist hier nicht zu reden.

Die historischen Linien, welche man in diesem Buche angedeutet finden wird, lassen sich zwar leicht bis in die Gegenwart verlängern; allein bey aller Mishelligkeit, die sich daraus ergeben kann, ist nicht zu vergessen, daſs wohlgesinnte Männer in der praktischen Philosophie niemals durch so tief begründete Streitigkeiten getrennt werden, als bey theoretischen Gegenständen. Es findet sich immer Etwas, worüber man einverstanden ist, wenn es auch während des Streits übersehen wurde. Die heutige Zeit ist im Allgemeinen friedlich gesinnt; wir leben nicht mehr in den Jahren der Revolution; und der sogenannten Wissenschaftslehre, die eben damals an die Stelle der Philosophie zu treten schien. Auch nicht mehr in der Zeit der Aufregung nach dem Napoleonischen Drucke. Dauert die jetzige Stimmung, so äuſsert sie unvermeidlich bald ihren Einfluſs auf die philosophischen Schulen.

Begreifen diese erst, daſs Eintracht ihnen besser geziemt als der Hader, der bloſs Befangenheit in einer abgelaufenen Zeit verräth: so werden sich die Wege der Annäherung schon finden; und zwar vorzugsweise mit Hülfe der praktischen Philosophie, und ihrer Geschichte.

Übrigens wäre über die Einrichtung dieses Buchs noch Einiges zu sagen, was sich meistens in die einfache Bemerkung einschlieſsen läſst, daſs es als Lehrbuch nur kurz seyn durfte, und daſs es sich soviel möglich der Ordnung des älteren, welches den Gang des mündlichen Vortrages bestimmt, anschlieſsen muſste. So ist z. B. schon in den §§. 31 — 33, welche hier noch zur Einleitung gehören, über die Idee des Wohlwollens das Nöthige gesagt worden, weil die ursprünglichen Ideen früher entwickelt werden müssen, bevor die in andern Schulen gangbaren Vorstellungsarten über die Begründung der praktischen Philosophie können erläutert werden. Fiele diese Rücksicht weg: so würden einige Puncte, welche hier schon in der Einleitung erwähnt sind, einen bequemern Platz im ersten Abschnitte gefunden haben. Der mündliche Vortrag darf die Analysis nicht zu weit von der Synthesis absondern; es ist genug, wenn die schriftliche Darstellung den Unterschied beyder an den Tag legt.

Inhalt.

Einleitung.

A. Historische Vorbereitung §. 1 — 14.

B. Erste Übersicht des Naturrechts und der Moral §. 15 — 34.

Erster Abschnitt. Von der Begründung der praktischen Philosophie.

Erstes Capitel. Von der Begründung nach spinozistischer Richtung §. 35 — 44.

Zweytes Capitel. Von der Begründung nach Kant und Fichte §. 45 — 54.

Zweyter Abschnitt. Analytische Beleuchtung des Naturrechts.

Erstes Capitel. Von der ältesten Gestaltung des Naturrechts §. 55 — 74.

Zweytes Capitel. Von der Gestaltung des Naturrechts in der kantischen Periode §. 75 — 107.

Erste Anmerkung. Vom Strafrechte.

Zweyte Anmerkung. Über die Arten der Verträge.

Dritter Abschnitt. Analytische Beleuchtung der Moral.

Erstes Capitel. Vom Umrisse der Moral §. 109 — 125.
Zweytes Capitel. Von den einzelnen Hauptpuncten der Moral §. 126 — 191.
Drittes Capitel. Von der teleologischen Richtung der Moral §. 192. — 215.

Einleitung.

A. *Historische Vorbereitung.*

§. 1.

In der gebildeten Gesellschaft wird Kenntniſs der Rechte und Pflichten nicht bloſs gefodert, sondern auch bey Jedem vorausgesetzt; daher es scheinen kann, ein streng wissenschaftliches Studium so bekannter Gegenstände noch neben der positiven Theologie und Jurisprudenz wäre kaum nöthig. Dies Vorurtheil wird am sichersten verhütet durch historische Darlegung der Verwickelungen, in welchen das Mannigfaltige der praktischen Philosophie sich so sehr befangen zeigt, daſs Auseinandersetzung und Zusammenfassung desselben gleich nothwendig ist.

§. 2.

Abgesehen von den Gegensätzen bürgerlicher Ordnung und Unordnung, die schon beym Homer, von den Familienpflichten und Ehrenpunkten, welche beym Sophokles stark hervortreten[1], und von mancherley ähnlichen Spuren bey den Dichtern überhaupt; abgesehen auch von dem ἀντιπεπονθός der Pythagoräer (einem Gröſsenbegriff, da bey der Vergeltung die Gleichheit zu beobachten ist), der εὐθυμία des Demokrit u. s. w.: erblicken wir um die Zeit des Sokrates die griechischen Denker in einem lebhaften Streite über die Gültigkeit der sittlichen Begriffe. Auf der einen Seite Sophisten, wie Thrasymachus mit seinem Grundsatze: das Recht sey der Vortheil des Stärkeren, — auf der andern Seite den Sokrates, umgeben von sehr verschiedenartigen Schülern, unter welchen Xenophon mit seiner besonnenen Lehre vom Nützlichen, und Platon mit dem entschiedensten Aufstreben zum absolut-Guten, am meisten hervorragen. Um den Abstand zwischen diesen beyden zu bezeichnen, braucht man nur an den Cyrus des einen, und an die Republik des andern (besonders an das zweyte, vierte und achte Buch) zu erinnern. Xenophon soll sogar, wie Gellius berichtet, den ersten beyden Büchern der Republik seine Cyropädie absichtlich entgegengesetzt haben [1].

---

[1] An die Antigone des Sophokles erinnert schon Aristoteles (Rhetor. I, 13) in Beziehung auf das, was von Natur recht sey.

§. 3.

Viele haben im Platon zu finden geglaubt, was sie suchten. Tennemann suchte und fand bey ihm eine Kantische Pflichtenlehre; Schleiermacher fand Gottähnlichkeit als höchstes Gut, und dieses als das beste Princip der Sittenlehre [2]. Daſs weder das eine noch das andre kann behauptet werden, zeigt Stäudlin [3]. Es kommt hier darauf an, daſs man theoretische und praktische

---

[1] Stäudlin's Geschichte der Moralphilosophie, S. 110.

[2] Schleiermacher's Krit. d. Sittenl., S. 246 und 443.

[3] Stäudlin a. a. O. S. 137 u. 142. Vergl. Metaphysik I S. 412.

Philosophie nicht vermenge; aber auch nicht vom Platon eine strenge Unterscheidung beyder fodere. Manche Fragen, die ein heutiger Denker an ihn richten kann, finden bey ihm keine Antwort. Dahin gehört, was sich auf den Pflichtbegriff und die Freyheitslehre bezieht [1]). Stäudlin findet beym Platon Determinismus, und doch die Voraussetzung eigentlicher Freyheit [2]).

§. 4.

Daſs, im Widerspruche mit Platons scharfer Trennung des Sittlichen vom Glück, Andere neben ihm auftraten, die den gegenwärtigen, klug ausgewählten Genuſs als den Preis ihrer Beherrschung der Affecten betrachteten; daſs bald eine sanfte Erregung angerühmt, bald über die Leiden des Lebens geklagt, bald aber auch das Glück in der Abhärtung und Entbehrung gesucht wurde: dies Alles kann wenig befremden. Beym Aristoteles könnte man dagegen genau bestimmte Begriffe erwarten. Anstatt aber dem Platonischen *δίκαιον* sich anzuschlieſsen, streitet er gegen die Idee des Guten, indem er sich in die Vieldeutigkeit des Worts verwickelt [3]). Die Verwirrung wird unheilbar, indem er den ganz falschen Satz aufstellt, die Tugend werde gelobt wegen der Werke und Thaten, die Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*) hingegen als etwas Höheres und Vollständiges geschätzt [4]).

---

[1]) Über den wesentlichen Zusammenhang dieser beyden Puncte vergleiche man hauptsächlich Kant's Kritik der prakt. Vernunft §. 5 und 6.

[2]) a. a. O. S. 166.

[3]) *Ethic. ad Nicom.* I, 4.

[4]) *ibid.* I, 12.

Der Fehler ist nur dadurch bedeckt, daſs er in dem Tugendhaften die Gemüthsstimmung voraussetzt, vermöge deren im Rechthandeln zugleich die Freude daran soll enthalten seyn[1]: diese Art von Freude kann aber nicht eher von andrer Freude unterschieden werden, als bis man weiſs, was Rechthandeln heiſst; und sie kann nicht behauptet werden, wenn das richtige Streben auf unübersteigliche Hindernisse stöſst. Nachdem er nun ferner die Tugend in Einsicht und Wille geschieden hat, weiſs er keine bessere Richtschnur für die Einsicht zu finden[2], als die des Mittlern zwischen Zuviel und Zuwenig.

Übrigens sind aus der Rhetorik des Aristoteles folgende Definitionen schon der Kürze wegen zu bemerken[3]: *καλὸν μὲν ἐστιν, ὃ ἂν δι' αὐτὸ αἱρετὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ· ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν ἡδὺ ᾖ, ὅτι ἀγαθόν. εἰ δὲ τοῦτό ἐστι τὸ καλὸν, ἀνάγκη, τὴν ἀρετὴν καλὸν εἶναι· ἀγαθὸν γὰρ ὂν ἐπαινετὸν ἐστιν. Ἀρετὴ δὲ ἐστι μὲν δύναμις, ποριστικὴ ἀγαθῶν καὶ φυλακτική. καὶ δύναμις εὐεργετικὴ πολλῶν καὶ μεγάλων καὶ πάντων περὶ πάντα. Μέρη δὲ ἀρετῆς δικαιοσύνη, ἀνδρεία, σωφροσύνη, μεγαλοπρέπεια, μεγαλοψυχία, ἐλευθεριότης, πρᾳότης, φρόνησις, σοφία. — Ἔστι δὲ δικαιοσύνη ἀρετὴ, δι' ἣν τὰ αὐτῶν ἕκαστοι ἔχουσι, καὶ ὡς ὁ νόμος· ἀδικία δέ, δι' ἣν τὰ ἀλλότρια, οὐχ ὡς ὁ νόμος.* Man sieht, wie hier die Begriffe des Schönen, des Guten, des Angenehmen, des Nützlichen, des Gesetzlichen durch einander fahren.

---

[1] *Ethic. ad Nicom.* I, 9.

[2] *ibid.* II, 2. *τὰ δ' ἐν ταῖς πράξεσι καὶ τὰ συμφέροντα οὐδὲν ἑστηκὸς ἔχει.*

[3] *Rhet.* I, 9.

§. 5.

Von andrer Art sind die Verwickelungen der Ethik mit der Psychologie. Durch Platons populäre Darstellung (in der Republik) veranlaſst, wachsen sie beym Aristoteles durch seine mehr hervortretende Vermengung der Lebenskraft mit der Seele. Obgleich er es hier unentschieden läſst, ob das ἄλογον ψυχῆς von dem λόγον ἔχον an sich verschieden, oder nur wie die concave und convexe Seite eines Kreisbogens unterscheidbar sey [1]): so entsteht doch eine gänzlich falsche Stellung der Begriffe, indem er das ἄλογον als dasjenige Eine auffaſst, welches theils Lebenskraft ohne Geist, theils geistig, aber (wie die Begierden) der Vernunft zu folgen oder nicht zu folgen fähig sey. Eine Zusammenfassung, die so wenig bestehen konnte, machte das Theilen nothwendig: und dazu kommt noch, daſs gegen das Ende der Ethik nicht bloſs wie beym Platon, der Tugend wegen, sondern auch des Vergnügens wegen Theile in der Seele gemacht werden: denn das Vergnügen soll die Thätigkeiten vollenden [2]); daher werden nothwendig die Klassen der Vergnügungen eben so vielerley Thätigkeiten anzeigen: welches zum Spalten der Seelenvermögen Anlaſs geben muſste. Dunkelheiten der Psychologie muſsten alsdann Dunkelheiten für den Sittenlehrer werden, der als Eudämonist aus allen möglichen Vergnügungen, nach dem Grade ihrer Haltbarkeit und wahrscheinlichen Erreichbarkeit, die Glückseligkeit zusammen zu suchen hatte; obgleich Aristoteles sich aus der Verlegenheit zu helfen gedenkt, indem er das Unterscheidende des Menschen vor den Thieren so darstellt, als wäre es demselben mehr eigenthümlich; (wie wenn die Merkmale der Gattung weniger als die specifischen Differenzen einem Gegenstande zukämen [1]).

---

[1] *Ethic.* I, 13.

[2] *ibid.* X, 4.

§. 6.

Auch derjenige Streitpunct, welcher in neuerer Zeit am meisten Schwierigkeit verursacht, nämlich die Freyheitslehre, ist vom Aristoteles angeregt. Er will zeigen, daſs, weil und wiefern die Tugenden, als Fertigkeiten und Beschaffenheiten, von uns selbst abhängen, eben so auch die Schlechtigkeiten freywillig sind (*ἑκούσιαι*)[2]. Auf dem Wege aber zu diesem Ziele begeht er solche Fehler, daſs gerade die Hauptpuncte, um derentwillen die Sittenlehre nothwendig ist, in Schatten gestellt werden. Er behauptet, Niemand berathschlage wegen der Zwecke, sondern nur wegen der Mittel [3]; natürlich weil er voraussetzt, der Zweck sey immer die Glückseligkeit. Ferner: er sagt zwar, dem Verdorbenen sey das Bessere nicht mehr möglich [4]. Aber die Verwöhnung sey freywillig; und: nicht zu wissen, daſs aus dem Handeln die Gewöhnungen entspringen, sey gar Sinnlosigkeit [5]. Vielmehr ist es Unachtsamkeit; und eben diese macht beständig die sittlichen Ermahnungen nöthig. Überhaupt kommt es beym Besser- und Schlechter-Werden bey weitem nicht bloſs auf Gewöhnung an; um die Sittenlehre aber stände es schlimm, wenn man, um die Grundbegriffe des Guten und Bösen zu kennen, erst die schwierigen Untersuchungen der Psychologie und Pädagogik vollendet erblicken müſste.

---

[1] *Ethic.* X, 7 am Ende. *τὸ γὰρ οἰκεῖον ἑκάστῳ τῇ φύσει, κράτιστον καὶ ἥδιστόν ἐσθ᾽ ἑκάστῳ· καὶ τῷ ἀνθρώπῳ δὴ ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος, εἴπερ μάλιστα τοῦτο ἄνθρωπος.*

[2] *ibid.* III. 7.

[3] *ibid.* III, 5.

[4] *ibid.* III, 7. *γενομένοις οὐκέτι ἔξεστι μὴ εἶναι.*

[5] *ibid.* *τὸ μὲν οὖν ἀγνοεῖν, ὅτι ἐκ τοῦ ἐνεργεῖν περὶ ἕκαστα αἱ ἕξεις γίνονται, κομιδῇ ἀναισθήτου.*

§. 7.

Aristoteles war so sehr gewöhnt, die Tugend als Fertigkeit anzusehen, (woraus nothwendig eine Mehrheit von Tugenden entspringt) daſs er sogar die Gerechtigkeit als eine solche zu behandeln anfängt, obgleich ihr Grundbegriff, der des Rechts, gar keine persönliche Beschaffenheit anzeigt. Das Schlimmste aber ist, daſs er den wahren Begriff des Rechts ganz verfehlt. Denn er schiebt zweyerley unter: erstlich Gesetzmäſsigkeit, ohne die verbindende Kraft des Gesetzes zu untersuchen, zweytens Gleichheit, ohne diejenigen Ungleichheiten zu betrachten, welche in dem einmal Zugestandenen und hiedurch Rechtlichen bevestigt sind. Den Maaſsstab der Würdigkeit bey ungleichen Personen in verschiedenen Staatsverfassungen läſst er nach kurzer Erwähnung im Dunkeln liegen 1). Der Richter heiſst bey ihm Vermittler, und soll die Gleichheit wieder herstellen — als ob überall die Gleichheit dem Rechte gemäſs wäre 2). Dagegen ist der Sclave Eigenthum des Herrn, das Kind ein Theil des Vaters; nicht hieher, sondern nur auf solche Personen, die einer Gesetzgebung fähig sind, d. h. die einander in dem Grade gleich sind, daſs sie wechselsweise einander regieren und von ein-

---

1) *Ethic.* V, 6.

2) *ibid.* V, 7.

ander regiert werden, paſst nach Aristoteles der Begriff des Gerechten[1]. Daher stöſst sich auch seine Politik nicht an der Sclaverey; auſser sofern sie von der Kriegsgewalt abhängt. Daſs es Sclaven von Natur gebe, denen es zukomme und nützlich sey, zu dienen, hält er für eine Thatsache[2]; er beruft sich dabey auf die Verschiedenheit der Thiere und Menschen, des Leibes und der Seele; und ist dem spinozischen Satze ganz nahe, das Recht entstehe aus der Gewalt.

§. 8.

Der Skepticismus und Probabilismus der Peripatetiker ist die natürliche Folge der eben bemerkten Fehler. Aber auch die Stoiker, indem sie sich verschiedener Formeln als Principien bedienten, haben besser ermahnt als gelehrt. Der kynische Grundsatz, der Natur gemäſs zu leben, war ohne Zweifel gegen die Verkünstelung der Bedürfnisse im Culturzustande gerichtet; zu diesem kehrten die Stoiker zurück von der einfachern Formel, übereinstimmend zu leben[3]. Ihre Tugendlehre war polemisch[4]; der Vorzug derselben vor der des Aristoteles liegt darin, daſs die Tugenden nicht als vereinzelte Fertigkeiten, sondern als zusammengehörig zur Einheit, nämlich zur Weisheit hervortreten[5]; während die Güter in mannigfaltiger Unterordnung, die Pflichten[6] vielfach getheilt erscheinen. Die Beurtheilung der Stoiker wird übrigens wegen mangelnder Quellen immer etwas Unsicheres behalten.

---

[1] *Ethic.* V, 10.

[2] *Politicorum* I, 5.

[3] Stäudlin a. a. O. S. 252 und 297; vergl. S. 294.

[4] Schleiermacher Krit. d. Sittenl. S. 218.

[5] Schleierm. a. a. O. S. 180 und 182.

[6] Stäudlin S. 348.

Merkwürdig ist Ciceros Auffassung der Stoischen Lehren schon in Ansehung des Naturrechts. Entschieden verschmäht er, das Recht von bürgerlichen Einrichtungen [1]) abzuleiten. Vielmehr giebt es nach ihm eine Art von Familienrecht des Menschengeschlechts im Reiche Gottes; und hiemit eine Gleichartigkeit und allgemeine Verbindung der Menschen untereinander [2]), wodurch nothwendig die Geringschätzung der Barbaren und die Sclaverey ausgeschlossen wird.

Was das Privateigenthum anlangt, so knüpft er dies nur sehr kurz andeutend an eine Art von Verjährung ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Rechtstitel [3]). Wichtig ist auch die Verbindung des *decorum* mit der Pflichtenlehre [4]).

§. 9.

Durch das Christenthum mit der Religion in engste Verbindung gesetzt, gewann die Sittenlehre unendlich an Ausbildung und Wirksamkeit. Als aber die Mystik der Neuplatoniker mit jenem wetteiferte [5]), entstanden neue Verwickelungen durch Glaubenspuncte. Drey Principien wurden unterschieden und verbunden: das

---

1) *Cic. de legibus* I, 15.

2) *ibid.* I, 7. 10. 11. 12.

3) *Cic. de officiis* I, 7: *eorum, quae natura fuerant communia, quod cuique obtigit, id quisque teneat;* wo der Grund dieses *obtigit* nicht weiter in Betracht gezogen wird.

4) *ibid.* I, 27 *seqq.*

5) Stäudlin a. a. O. S. 440 u. s. w.

Gute (dies zugleich das Eine und Seyende), die intelligible Welt (das System der Ideen) und die Weltseele[1]). Diese zweyte Benutzung der Platonischen Lehren ist weit verschieden von der frühern durch die Stoiker; weil die Veranlassung verschieden war. Die Stoiker nämlich hatten gegen Skepticismus und Eudämonismus zu kämpfen; hier aber wollte es die Philosophie der Religionslehre gleich thun. Aber hier stieſs man nun an die Frage vom Ursprunge des Bösen; und suchte sich zu helfen, indem man das Böse vom Realen ausschloſs, wodurch es in Schein, ja in bloſse Negation verwandelt wurde[2]).

§. 10.

Das Bisher-Erwähnte zusammengenommen bildet den verworrenen Hintergrund, aus welchem ein Werk langer Zeiten, umgearbeitet durch eine Reihe scharfsinniger Männer, nämlich das Römische Recht, glänzend hervortrit, obgleich es nur in fragmentarischer Darstellung bis zu uns gelangt ist. Hier erblickt man deutlich die verschiedenen Rechtsverhältnisse in ihrer Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit; man erblickt die Rechtsfähigkeit jeder Person als abhängig von der ihr einmal eingeräumten Stellung in der Gesellschaft; worauf Geburt, Civität, Familie, guter Ruf, Geschlecht, Alter, Gesundheit, Wohnort, Kirchengemeinschaft, Einfluſs haben; daneben zeigt sich die Möglichkeit, daſs zu einigen Rechten selbst fingirte Personen hinzugedacht werden. Man erblickt ferner die Sachen, wie sie als beweg-

---

1) Stäudlin a. a. O. S. 448.

2) Stäudlin a. a. O. S. 452.

lich oder unbeweglich, vertretbar oder nicht vertretbar, vereinzelt und getheilt oder nicht, mit Bezug auf Früchte und Kosten, Gegenstände von Rechten sind oder noch werden können. Man erblickt Handlungen und Geschäffte, sowohl einseitige als mehrseitige, welche unter mehr oder minder bestimmten gesetzlichen Formen und Bedingungen Rechte begründen können; wobey als Hindernisse besonders Irrthum, Betrug, Zwang, Simulation in Betracht kommen; und auſser den Bedingungen (affirmativen oder negativen, suspensiven oder resolutiven, potestativen oder casuellen) noch auf *dies*, *modus*, und auf Nebenverträge zu rücksichtigen nöthig werden kann. Es kommen hinzu Regeln über Erwerb, Erhaltung, Ausübung, Aufgebung und Verlust der Rechte; von deren Concurrenz und Collision; endlich von der Art dieselben gerichtlich zu verfolgen. Mit besonderer Genauigkeit sind diejenigen Rechte bestimmt, welche aus Familienverhältnissen und aus Todesfällen entstehen können [1].

§. 11.

Die bloſse Deutlichkeit und Consequenz reicht aber noch nicht hin zur Rechtfertigung gegen Zweifel, und zur Aufklärung des ersten Ursprungs der Grundbegriffe. Schon der bestimmten Trennung der Stände, sofern sie von der Geburt abhingen, wirkte das Christenthum seiner Natur nach, indem es die Niedrigsten wie die Höchsten zur kirchlichen Gesellschaft vereinigte, fortwährend entgegen, obgleich es weder bey den Alten die Sclaverey [1]) noch bey den Neuern die Leibeigenschaft unmittelbar aufhob.

---

[1] Mackeldey Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts, I, §. 112 u. s. w.

Je mehr nun das alte Personenrecht zurückwich, desto mehr trat das Sachenrecht, als Hauptstütze der beharrlichen Rechtsverhältnisse, in den Vordergrund; während das Recht der Obligationen nur auf einzelne Streitigkeiten sich zu beziehen scheint. Vermöge des Eigenthums verwächst gleichsam der Mensch mit den Sachen; und wer das Seinige antastet, der verletzt ihn selbst. Bey der Accession, durch welche die Früchte schon im Entstehen dem Eigenthümer des Bodens zuwachsen, ist dies am Auffallendsten. Gleichwohl wird Niemand dabey an ein natürliches Band zwischen der Sache und dem Menschen, vollends an ein unauflösliches, denken. Vielmehr kann das Eigenthum theils veräufsert, theils willkührlich beschränkt werden, wie bey den Servituten, der Emphyteuse, der Superficies, und dem Pfandrechte. Alle diese, an sich zufälligen, Realrechte, wie können sie gegen jeden Dritten verbindlich wirken, so dafs er von den Sachen ausgeschlossen sey, an denen sie haften, während es in seiner Macht und in seinem Wunsche steht, sich ihrer zu bedienen? — Diese Dunkelheit veranlafst verschiedene Versuche, das Eigenthum zu erklären; und dadurch wird selbst der Rechtsbegriff schwankend. Es fällt indessen Licht auf den Gegenstand, sobald man bemerkt, dafs noch vor der Entscheidung der Eigenthumsfrage schon der Besitz, falls er nicht fehlerhaft (*vi*, *clam*, *precario* erlangt) ist, durch Interdicte geschützt wird [2], nämlich in wiefern der Besitzer Grund hat zu glauben, kein Andrer habe ein besseres Recht[1]. Hiebey kam ursprünglich die Natur der Sachen in Betracht; derjenigen nämlich, bey welchen eine wahre Detention, und hiemit Ausschlieſsung Andrer, Statt finden kann[2]. Solche Sachen würden unmittelbar Gewaltthätigkeit veranlassen, wenn der Besitzer nicht geschützt wäre. Allein der Schutz ist nur vorläufig; und die Usucapion erst verwandelt das provisorische Recht in ein definitives, wenn nicht zuvor andre Entscheidungsgründe eintraten.

---

[1] Hugo Lehrb. d. Naturrechts §. 145.

[2] Mackeldey a. a. O. §. 232. not. b.

§. 12.

Während nun auf diese Weise schon klar wird, daſs weder die Gleichheit noch die Willkühr oder Meinung irgend eines Gesetzgebers, sondern die Verwerflichkeit des Streits dem Rechte zum Grunde liegt; und daſs hiemit das Eigenthum den nämlichen Ursprung hat, wie die bindende Kraft der Verträge: so scheint doch gerade diese Verwandtschaft beyder nur eine neue Unsicherheit im Rechtsbegriffe zu offenbaren. Denn durch Verträge greift der Mensch seinem künftigen Wollen vor: und hiemit zugleich den Beweggründen, die aus veränderten Umständen entstehen können. Wegen der mannigfaltig verkehrten Willkühr, womit Verträge oft genug eingegangen werden, hat auch das Römische Recht bey weitem nicht Alles, wozu Einer dem Andern sich verbindlich macht, als bürgerliche Obligation anerkannt; und selbst im Deutschen Rechte giebt es keine unbedingte Klagbarkeit der Versprechungen[3].

---

[1] Mackeldey a. a. O. §. 215.

[2] Ders. a. a. O. §. 217. not. a.

[3] Eichhorn Einleitung in das deutsche Privatrecht §. 92.

§. 13.

Nachdem über das Verhältniſs menschlicher Gesetze zum Naturgesetz, und des letzteren zum göttlichen Gesetze, bey den Scholastikern Streitigkeiten waren erhoben worden: behaupteten Einige, der Wille Gottes strebe nach nichts nothwendig, sondern nach Allem zufällig; und die Moral flieſse aus dem freyen und zufälligen Willen Gottes ab 1). Das stärkste Seitenstück hiezu lieferte späterhin Spinoza, indem er das Recht aus der Freyheit und der Macht Gottes (*quoniam Deus ius ad omnia habet, et ius Dei nihil aliud est quam ipsa Dei potentia, quatenus haec absolute libera consideratur*) entspringen lieſs 2). Damit stimmt seine Lehre von den Verträgen: *fides alicui data, qua aliquis solis verbis pollicitus est, se hoc aut illud facturum, quod pro suo iure omittere poterat, vel contra, tamdiu rata manet, quamdiu eius, qui fidem dedit, non mutatur voluntas* 3). Es entgeht ihm nicht, daſs nach einer solchen Lehre die Menschen Feinde seyn würden, und das Recht nur dem Namen nach vorhanden wäre. Aus Furcht nun sollen sie zum gemeinsamen Recht zusammentreten, und in sofern mögen die Scholastiker den Menschen ein *animal sociale* nennen 2).

Die Lehre des Hobbes, obgleich der spinozistischen ähnlich durch das *bellum omnium contra omnes*, ist doch

---

1) Stäudlin a. a. O. S. 554 u. 558.

2) *Spinozae tract. politicus* cap. 2, §. 3.

3) *l. c.* §. 12.

4) *l. c.* §. 15. Schon Henrici (Ideen zur wissenschaftl. Begründung der Rechtslehre) stellt den Spinoza mit den Sophisten zusammen. Nicht günstiger urtheilt Stäudlin a. a. O. S. 772.

deshalb etwas leidlicher, weil sie mit gleichen Ansprüchen Aller auf Alles beginnt, und mit der Verbindlichkeit der Verträge endigt.

§. 14.

Wir sind hier schon in das Zeitalter eingetreten, mit welchem die Absonderung des Naturrechts von der Moral beginnt; und zwar (abgesehen von minder bedeutenden Vorgängern) durch das berühmte Werk des Hugo Grotius *de iure belli et pacis*. Von diesem Punkte an würde eine so kurze historische Zusammenstellung, wie die bisherige, nicht mehr zweckmäſsig seyn; vielmehr muſs nun die Zergliederung der Gegenstände anfangen, welche die praktische Philosophie behandelt.

B. *Erste Uebersicht des Naturrechts und der Moral.*

§. 15.

Zum eigentlichen Rechte gehört nach den Bestimmungen, welche Hugo Grotius gleich Anfangs davon giebt: *alieni abstinentia, et si quid alieni habeamus, aut lucri inde fecerimus, restitutio; promissorum implendorum obligatio, damni culpa dati reparatio, et poenae inter homines meritum.* Davon unterscheidet er eine weitere Bedeutung des Wortes Recht; welche von richtiger Schätzung des Nutzens und Schadens ausgehe, und sich nach Verschiedenheit der Verhältnisse unter den Menschen in deren angemessener Behandlung zeige[1]).

---

[1]) *De iure b. et p.* **prolegomena**, 8 - 10.

Der Unterschied dessen, was strenge und was minder strenge bestimmt sey, findet sich nun noch bey den heutigen Schriftstellern; und ihm gemäſs wird der Rechtslehre der Platz vor der Tugendlehre angewiesen, weil man, (wie Krug sich ausdrückt[1],) erst wissen muſs, was und wieviel sich erzwingen läſst, ehe man bestimmen kann, was und wieviel dem guten Willen zu überlassen.

Obgleich hiemit angedeutet worden, daſs dem Rechte die Befugniſs, es nöthigenfalls mit Zwange gelten zu machen, von den Meisten als ein ihm ursprünglich inwohnendes Merkmal, und als Unterscheidungs-Zeichen von den Ansprüchen der Moral, beygelegt wird: so fehlt doch selbst in diesem höchst wichtigen Punkte die völlige Einhelligkeit[2].

§. 16.

Abgesehen von den verschiedenen Begründungen, auf die es bey der ersten Übersicht nicht ankommt: findet man bey den neuern Schriftstellern den Umriſs, welchen Grotius seinem Werke gab, darin völlig verändert, daſs, während Er (von der Frage: *quid bellum, quid ius,* schon im ersten Capitel beginnend, und vom Kriege zum Frieden übergehend.) die naturrechtlichen Fragen im gröſsten Stile, nämlich als völkerrechtliche, behandelt, die Neuern vielmehr vom Einfachsten zum Zusammengesetzten fortgehen, also das Privatrecht dem öffentlichen Rechte voranstellen.

---

[1] Krugs Handbuch der Philosophie, II, §. 497.

[2] Man vergleiche zunächst Pölitz: die Staatswissenschaften, I, Naturrecht §. 6.

§. 17.

Im Privatrechte werden ursprüngliche Rechte von erworbenen geschieden; jene gelten den Personen als solchen; zu den erworbenen Rechten aber gehört vorzugsweise das Eigenthum an äuſseren Sachen. Die Lehre von der Entstehung und dem Untergange dieses Rechts pflegt der Betrachtung der Verträge und ihrer Hauptarten voranzugehn; alsdann wird noch von der Sicherung der Rechte durch Vertheidigung und Strafe gehandelt, (wobey vorbehalten bleibt, vom Strafrechte wiederum an einem andern Orte, nämlich bey den Hoheits-Rechten des Staats zu reden.)

§. 18.

Das öffentliche Recht soll sowohl das Staatsrecht als das Völkerrecht umfassen. Es fällt in die Augen, daſs diese beyden Theile sehr ungleicher Natur sind. Denn während im Völkerrechte meistens die Verhältnisse der Einzelnen, sofern sie noch nicht der Staatsgewalt untergeordnet sind, wiederkehren müssen, nur mit sehr vermehrtem Gewicht: ist der Staat nicht bloſs ein Inbegriff vieler kunstreich geordneter Verhältnisse, sondern er ist auch der Stützpunct der Lehren von Zwang und Strafe, nachdem man den Einzelnen, und allen untergeordneten Gesellschaften, das Recht der Selbsthülfe abgesprochen hat.

Dennoch legen Einige 1) das Staatsrecht in die Mitte zwischen dem Familienrecht und Kirchenrecht. Andre verbinden diese letztgenannten Abschnitte unter dem Namen der angewandten Rechtslehre 2).

---

1) Z. B. Droste-Hülshof; und etwas minder auffallend Hufeland.

2) Z. B. Krug a. a. O.

§. 19.

Als Grund des Staats werden meistens drey Verträge angegeben, das *pactum unionis, ordinationis, et subiectionis civilis;* wozu für die Beywohner (im Gegensatze der Grund-Eigenthümer, denen der Boden gehört,) noch das *pactum receptionis* kann gerechnet werden[1]. Zur Oberherrschaft gehören die gesetzgebende, ausübende, richterliche Gewalt, neben welchen von Einigen auch die aufsehende besonders genannt wird.

Ob die angegebenen Verträge dergestalt vorauszusetzen sind, daſs sie geschlossen werden muſsten? (nach Hobbes) oder sollten? (nach Kant und Andern), oder ob die Staaten lediglich als thatsächlich vorhanden zu betrachten sind (welches in Ansehung ihrer Gröſse und ihrer Gränzen meistentheils die vorherrschende Ansicht seyn wird): diese verschiedenen Meinungen wirken zurück auf die Würdigung der Privatrechte im Naturstande; so sehr, daſs Einige (mit Kant) dieselben, so fern sie äuſsere Sachen betreffen, als bloſs provisorisch ansehen[2].

§. 20.

Diese letztere Meinung begünstigt den Irrthum, als ob die Rechtslehre, zuletzt sich stützend auf den äuſseren Zwang, (der doch im Kriege unter mehrern Staaten unsicher wird,) ein abgeschlossenes Ganzes für sich bilden, und sich von der Tugendlehre absondern könnte.

Im Staate wird nicht auf den guten Willen und auf die Überzeugung jedes Einzelnen gewartet, denn die Geschäffte müssen fortgehn, und die öffentliche Ordnung muſs erhalten werden. Dies veranlaſst den Schein, als stände die Rechtslehre auf ähnliche Weise der Tugendlehre gegenüber, wie der äuſsere Erfahrungskreis dem innern, oder wie Naturphilosophie der Psychologie.

---

[1] Hufeland's Naturrecht §. 448. 449.

[2] Kant's Rechtslehre §. 15. 44.

Aus der praktischen Philosophie ist bekannt, daſs die Ideen des Rechts und der Rechtsgesellschaft einen Theil dessen ausmachen, was der Tugendlehre vorangehn muſs, um dieselbe zu begründen.

Hievon weit abweichend, wird gewöhnlich die Tugendlehre der Rechtslehre coordinirt; und die Staatslehre, welche jener angehört, auf diese letztere beschränkt, anstatt auf dem ganzen System aller praktischen Ideen zu beruhen.

§. 21.

Die unmittelbare Folge davon ist, daſs nun unter den Tugenden wiederum die Gerechtigkeit erscheint; neben ihr aber die Gütigkeit, unter welche sich alsdann dasjenige verstecken muſs, was nicht von der Idee des Wohlwollens, sondern von der Idee der Vollkommenheit ausgeht, nämlich in so fern sich dasselbe auf die Vervollkommnung Andrer bezieht. Denn in Ansehung der eignen Person werden Pflichten gegen sich selbst aufgestellt; und diese von den Pflichten gegen Andre unterschieden.

§. 22.

Hiebey verwickeln sich die Begriffe der Tugend und der Pflicht, welche (wie Schleiermacher gezeigt hat) sorgfältig unterschieden werden müssen, weil die Zerlegung derselben nicht gleichartig seyn kann.

Pflichten gehn auf ein Thun und Lassen; sie sind verschieden nach äuſsern Umständen und nach Individualitäten. Die Tugend liegt im Innern, und kann niemals vollständig hervortreten. Der Pflichten giebts viele; die Tugend, im eigentlichen Sinne, ist nur Eine.

§. 23.

Indessen wird die eben erwähnte Verwickelung einigermaſsen verbessert, wenn Einige die reine Tugendlehre von der angewandten unterscheiden, und mit dem letztern Namen die Auseinandersetzung der Pflichten bezeichnen.

Zur reinen Tugendlehre gehört alsdann die Betrachtung des Gewissens, und dessen, was der Mensch an sich selbst zu tadeln findet. Hier ist besonders von den Gegentheilen der Tugend zu handeln; theils von der Untugend, theils vom Laster in seinen mannigfaltigen Gestalten, theils von dem eigentlichen Bösen. Ferner gehören hieher die Hindernisse der Tugend, in den Stimmungen, Neigungen, Gewohnheiten, Affecten, Leidenschaften, schlechten Grundsätzen. (Bey Spinoza ist die Tugendlehre nichts anderes als eine Lehre von der Bändigung der Affecten).

Die Moral gränzt hier an die Religionslehre, welche zurechtweisend, bessernd, und erhebend eingreift.

§. 24.

Die Pflichtenlehre setzt das Mannigfaltige der Handlungen auseinander; sie sucht zu bestimmen, in wiefern der Mensch für die Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit zu sorgen, wie er die Kräfte des Leibes und Geistes zu schonen und zu bilden, wiefern er nach Vermögen und Ehre zu streben habe; ferner was er

Andern an seinem Rechte nachzulassen, was er ihnen noch über ihr Recht hinaus zu leisten habe; Pflichten der Billigkeit, Dankbarkeit, Nachsicht, Wohlthätigkeit, — aber auch der Wahrhaftigkeit, der Ehrerbietung, der Aufrechthaltung geselliger Verhältnisse kommen zur Sprache.

§. 25.

Daſs im Kreise der Pflichten Manches unbestimmt bleiben werde, läſst sich erwarten, da die Absonderung des Rechts, als des streng-Bestimmbaren, älter ist als die (seit Gundling) daran geknüpfte Lehre vom Zwange. Nach dieser Absonderung muſste ohne Zweifel etwas minder streng-Bestimmbares im Kreise der Vorschriften für menschliches Handeln zurück gelassen werden. Dennoch giebt es Viele, die keine gleichgültigen Handlungen (keine *adiaphora*) annehmen [1]). Dies hängt mit theoretischen Meinungen von der Möglichkeit, das Ganze zu überschauen, zusammen. Wenn daneben nicht einmal ein Unterschied des Grades in der Wichtigkeit und sittlichen Bedeutung der menschlichen Handlungen aufgestellt wird: so gehört diese Lehre zu den sehr bedenklichen, denn sie macht entweder sehr ängstlich oder sehr leichtsinnig.

§. 26.

Man überlege nun, daſs die Gegenstände des Naturrechts, — der Stand der Personen, das Eigenthum mit seinen Beschränkungen, die Verträge mit ihren oft unerwarteten Folgen, die Strafen mit ihren zweifelhaften Wirkungen, der Staat mit seinen verschiedenen Gewalten, die Kriege mit ihren Opfern und Gefahren, die Friedensschlüsse mit ihrer geringen Zuverlässigkeit, — gerade dasjenige ausmachen, was den Menschen für sich und die Seinigen, für Freunde und Bekannte, für alle seine Aussichten und Sorgen am meisten in Aufregung und Spannung versetzt. Hat man, ohne hinreichende Gründe, jene Gegenstände aus dem Gebiete der Tugendlehre hinweggerückt: so darf man um desto weniger erwarten, daſs gegen die Gemüthsbewegungen, welche daraus entstehn, eine solche Tugendlehre besondere Hülfe leisten werde. Denn was einer ganz andern, wohl gar höhern, Einsicht, als der moralischen, zu bedürfen scheint, das pflegt nach andern Gesichtspuncten behandelt zu werden, und entfremdet alsdann den praktischen Menschen dem was zu seinem Geschäffte nicht paſst, und worüber er hinaus zu seyn glaubt.

---

[1]) Schleiermacher Krit. d. Sittenl. Erstes Buch, zweiter Abschnitt, gegen das Ende.

Nicht bloſs Platon sucht die Tugend im Staate, sondern auch *Montesquieu* beruft sich auf Tugend und Ehre, als auf die Principien der Republik und der Monarchie. Gehört nun die Moralität ins öffentliche sowohl als ins Privatleben: so dürfen weder die wichtigsten Lebens-Verhältnisse der einseitigen, bloſs rechtlichen Beleuchtung überlassen werden, noch darf es darauf ankommen, welche schwärmerische Meinungen in die von der Wissenschaft leer gelassenen Plätze eindringen mögen. Der philosophische Vortrag muſs Naturrecht und Moral zusammenfassen; obgleich das ungetheilte Ganze alsdann der Theologie und der Jurisprudenz verschiedene Seiten zuwendet.

§. 27.

Da jedoch diese beyden Seiten einmal vorhanden und der Beschaffenheit des Gegenstandes angemessen sind: so kommt in dieser Beziehung noch Folgendes in Betracht:

Erstlich: das Naturrecht besitzt eben so wenig die Macht des Staats, und der in ihm geltenden positiven Rechte, als die philosophische Tugend- und Pflichtenlehre im Stande ist, den mächtigen Einfluſs der Kirche auf die Gemüther auszuüben. Das Naturrecht, wenn es irgend auf Unabhängigkeit vom positiven Rechte Anspruch macht, kann nur durch Gründe wirken; auf Gründe aber, mit Beyseitsetzung des Vortheils und der Stärke, hört nur der moralische Mensch. Daher darf es sich von der Moral nicht dergestalt absondern, als ob es, ohne sie, Eingang finden könnte. Denn es ist weder bestimmt, dem Stärkern zu schmeicheln, noch den Schwächern aufzureizen.

§. 28.

Zweytens: wieviel Rücksicht der Jurisprudenz, eben soviel Rücksicht gebührt der Theologie. Nun kann aber der philosophische Vortrag der Ethik nicht dadurch die Theologie berücksichtigen, daſs er etwa die Rechtsverhältnisse als den Leib für das zeitliche Reich Gottes bezeichne. Denn die Physiologie dieses Leibes ist unbekannt; das Universum ist kein Gegenstand menschlicher Erkenntniſs; die Einbildung einer solchen Erkenntniſs läuft entweder in den Spinozismus zurück, oder sie verwickelt in den Versuch einer Theodicee, wegen des mannigfaltigen, im Erdenleben sichtbaren Unrechts, die für menschliches Wissen unausführbar ist.

Dinge dieser Art bleiben dem Glauben überlassen, dessen Macht und dessen Werth und Würde man nicht verkennen soll; dem vielmehr das Wissen Platz machen soll; schon deshalb, weil es sonst in Gefahr geräth, an sich selbst zu verzweifeln. Denn Niemand ist im Stande, sich sein Wissen, nachdem es einige Ausbreitung erlangt hat, als ein Wissen auf einmal zu vergegenwärtigen.

§. 29.

Vielmehr hat die praktische Philosophie auf die praktische Seite des Christenthums Rücksicht zu nehmen. Hier ragt das Gebot der Liebe hervor. Der Haſs gegen den Feind soll abgelegt, die Liebe zum Einzelnen soll zum allgemeinen Wohlwollen erhöht, und hiemit eine solche Gemeinschaft gestiftet werden, daſs sie dem Auge des Allgütigen gefallen könne.

Wiewohl nun die Gerechtigkeit einen besondern Factor der ganzen und vollständigen Tugend bildet, (wegen der, von den andern praktischen Ideen ursprünglich unabhängigen Idee des Rechts,) so soll doch die Gerechtigkeit nicht dergestalt abgesondert werden, wie wenn sie, nach einem unter den Menschen weit verbreiteten Vorurtheile, ein *minimum* der Sittlichkeit ausmachte, mit welchem man sich allenfalls begnügen könnte. Eine solche Ansicht ist verderblich für die Charakterbildung; und die für sich allein auftretende Gerechtigkeit verdient den Namen der Tugend nur in einem untergeordneten Sinne.

Während nun dies von allen den Schriftstellern, welche die Tugend der Gütigkeit neben die Gerechtigkeit stellen, ohne Zweifel anerkannt wird: kehrt die obige Bemerkung zurück, daſs man nicht bloſs Tugendlehre und Rechtslehre coordinirt (§. 20), sondern auch der Rechtslehre den ersten Platz anweiset (§. 15); woraus die Frage entsteht, ob es nicht natürlicher wäre, die Tugendlehre, als das mehr Umfassende, früher abzuhandeln, um alsdann das mehr Specielle, die Rechtslehre, aus dem weitern Kreise herauszuheben?

§. 30.

Wollte man hierauf antworten: in der Reihe der Begriffe gehe das Recht voran vor der Gerechtigkeit, so ist dies zwar richtig; aber eben so geht der Begriff der Güte oder des Wohlwollens voran vor der Gütigkeit als eines Factors der Tugend; daher zwar die Tugendlehre kein Erstes seyn kann, aber nun weiter zu fragen ist: warum denn der Begriff des Rechts einen frühern Platz bekomme als der Begriff der Güte?

Zwar im Laufe des Lebens muſs vor Allem das Recht befriedigt werden; diese Befriedigung soll aber gerade dem innern Menschen, zufolge der Religionslehre, nicht genügen. Wenn nun beyde Betrachtungen einander dergestalt das Gleichgewicht halten, daſs keine Priorität zwischen jenen beyden Begriffen deutlich hervortrit: so ist nachzuforschen, ob es etwa einen wissenschaftlichen Grund, oder doch einen Anlaſs gebe, aus welchem sich die einmal üblich gewordene Stellung jener beyden Disciplinen, wo nicht rechtfertigen, so doch erklären lasse?

§. 31.

Unter den schottischen Philosophen hatte Hutcheson das Wohlwollen für das Princip der Tugend erklärt.

Adam Smith, sein Nachfolger, nennt diese Lehre zwar ein liebenswürdiges System; er tadelt aber mit Recht, dasselbe zeige nicht deutlich den Grund an, woher der Beyfall entstehe, den wir andern Tugenden geben [1].

Diesen Männern glaubten sich die spätern deutschen Philosophen weit überlegen. Kant stellt sogar folgende „casuistische Frage":

> Würde es mit dem Wohle der Welt überhaupt nicht besser stehen, wenn alle Moralität gewissenhaft auf Rechtspflichten eingeschränkt, das Wohlwollen aber unter die *adiaphora* gezählt würde? [2]

Er antwortet sich selbst ganz richtig:

> In diesem Falle würde es an einer groſsen moralischen Zierde der Welt, nämlich der Menschenliebe, fehlen, welche, auch ohne die Vortheile zu berechnen, die Welt als ein schönes moralisches Ganzes in ihrer Vollkommenheit darzustellen erfodert wird.

Hätte er überlegt, daſs die „abscheuliche Familie" des Neides, der Undankbarkeit und der Schadenfreude nicht ohne Zwang als „Verletzung der Selbstpflicht" kann dargestellt werden: so würde er wohl das Gewicht seiner eignen obigen Antwort besser geschätzt haben. Dann hätte aber seine ganze Ethik eine andre Form bekommen müssen.

Schleiermacher glaubt die anglicanische Sittenlehre in die gallicanische hinüberzuführen durch folgendes:

> „Ist das Wohlwollen das Höchste: warum soll es
> „seine Befriedigung hernehmen aus der Lust an

---

[1] Adam Smith's Theorie der moralischen Gefühle, VI, 3.

[2] Kant's Tugendlehre §. 35.

> „der unmittelbaren eigentlichen Glückseligkeit Andrer; und nicht vielmehr eine höhere Lust finden „an ihrer höheren, nämlich auch wohlwollenden „Lust. Diese kann ich nicht sicherer befördern, „als durch Bewirkung meiner eignen, ihnen zur „Anschauung dargebotenen Glückseligkeit [1])".

So glaubt er ein „in die Augen springendes Lächerliches" gegen Hutcheson nachzuweisen. Ja gegen Adam Smith erlaubt er sich zu sagen: Smith habe mit seinem Grundsatz, welcher die Sympathie der Menschen zum Kennzeichen des Sittlichen mache, alles überboten, was oben gesagt worden, von der Art wie das Wohlwollen wieder in die Selbstliebe zurückkehre [2]).

Nur eben zuvor ist aus Adam Smith's Werke nachgewiesen, daſs derselbe an Hutcheson tadelte, was zu tadeln ist. Die Sympathie ist bey Smith ein Misgriff in der Einkleidung; sein Hauptgedanke ist in folgenden Worten zu erkennen:

> Wer sein Betragen in dem Lichte betrachtet, worin der unpartheyische Zuschauer es ansehen würde, giebt entweder den Motiven, die darauf Einfluſs hatten, seinen Beyfall, oder er findet, daſs er diese Motive bey sich selbst nicht rechtfertigen kann [3]).

Es versteht sich von selbst, daſs beym unpartheyischen Zuschauer die Sympathie, sofern sie partheyisch wäre, schon ausgeschlossen ist. Übrigens trifft der Vorwurf, bey Smith an den Worten zu kleben, schon Garven[1]), der Smith's Princip geradezu ungereimt nennt, und doch viel von ihm gelernt zu haben bekennt.

---

[1] Schleiermacher Kritik der Sittenlehre, erstes Buch, zweyter Abschnitt, S. 2.

[2] Schleierm. a. a. O. im Anhange zum vorerwähnten Abschnitte.

[3] kurz zusammengezogen aus dem Anfange des dritten Theils in Smith's zuvor angeführtem Werke.

§. 32.

Das eben Angeführte leitet auf die Beantwortung der obigen Frage, (§. 30). Wer das Wohlwollen mit der Sympathie verwechselt, der hat weder das Wohlwollen selbst, noch den Standpunct des unpartheyischen Zuschauers gehörig aufgefaſst.

Zuvörderst: der Zuschauer lobt das Wohlwollen. Allein, er selbst, als unpartheyisch, ist in sofern nicht wohlwollend.

Zweytens: Giebt er die unpartheyische Stellung auf, und versetzt er sich ins Wohlwollen: so steht er in der Mitte zwischen einem möglichen andern Zuschauer, der ihn lobt, und den wirklichen Individuen, die er vor sich — aber auſser sich sieht, indem er ihrer Angelegenheiten sich anzunehmen beschlieſst, als wären es die seinigen.

Drittens: läſst er sich zur Sympathie hinreiſsen: so hört in so weit das Wohlwollen auf. Denn indem er die Empfindungen von Lust und Schmerz, die Hoffnungen und Befürchtungen, die er bey Andern vorfand, innerlich nachahmt: sind ihre Angelegenheiten nun wirklich die seinigen; und das Verhältniſs zwischen seinem Willen und dem vorgestellten fremden Willen hört auf[2]).

---

[1]) Garve in der Abhandlung, welche seiner Übersetzung der aristotelischen Ethik voransteht. VII, 4.

[2]) praktische Philosophie I, 3.

Gesetzt nun, es werde (um die obige Frage zu verdeutlichen) als zweifelhaft dargestellt, wer mehr zu loben sey, der Urheber eines Werkes von hohem ästhetischen Werthe, oder der Erfinder einer sehr gemeinnützigen Einrichtung: so gebührt darüber der bloſsen Sympathie gar keine Stimme, sondern ihr kommt lediglich das Nützliche zu Statten, indem es ihren Wünschen gemäſs ist. Der Wohlwollende aber betrachtet den Erfinder in dessen Verhältnisse zu der Menge Derer, die sich des Nützlichen bedienen; er lobt ihn als einen Solchen, der sich um das öffentliche Wohl verdient gemacht hat. Endlich der unpartheyische Zuschauer bekümmert sich, als solcher, um kein Wohlseyn; er schätzt das ästhetische Kunstwerk, daher trifft sein Lob zugleich, wiewohl auf verschiedene Weise, den Künstler und den Wohlwollenden.

Worin liegt nun das Zweifelhafte? Bloſs darin, ob wir uns auf dem Standpuncte des unpartheyischen Zuschauers halten, oder ob, indem wir die wohlwollende Gesinnung loben, eben dies Lob uns veranlaſst, selbst in den Standpunct der wohlwollenden Betrachtung uns zu versetzen?

§. 33.

Diese Verwechslung der Standpuncte des unpartheyischen Zuschauers und des Wohlwollenden geschieht so leicht, daſs manche Moralisten nöthig fanden, sich gegen sie zu stemmen. Daraus aber entstand der neue Irrthum, als laufe das Wohlwollen in die Selbstliebe zurück, von welcher die Sympathie sich nicht streng unterscheiden läſst. So konnte sich die Sittenlehre der christlichen Religionslehre nicht gehörig anschlieſsen.

Die schottischen Moralisten erfuhren eine unverdiente Zurücksetzung. Kant wurde einseitig zu Gunsten der Rechtslehre; Schleiermacher schloſs sich zwar dem Plato an, (bey welchem vorzugsweise die Idee der innern Freyheit ausgebildet hervortrit,) aber fast noch mehr stützte er sich auf Spinoza, dessen *animositas* und *generositas*[1]) auf der *fortitudo*, das heiſst, auf der Idee der Vollkommenheit beruht.

So lange die Sittenlehre solchen Einseitigkeiten Preis gegeben bleibt, hat sie das Schicksal, im unnöthigen Zwiespalt mit sich selbst unrichtiger zu erscheinen, als sie wirklich ist.

§. 34.

Wo Einseitigkeit der Ansicht die Behandlung einer Wissenschaft beherrscht, da muſs man unrichtige Begründung erwarten; denn in der Angabe der Gründe sucht jeder die Behandlung im Voraus zu rechtfertigen. Wo verschiedene Ansichten mit einander streiten, da wird am meisten über die Begründung gestritten. Eine Kritik der Sittenlehre muſs sich in solchen Streit einlassen, um ihn, wo möglich, zu schlichten. Der Zweck dieser Schrift ist aber nicht sowohl kritisch als analytisch; daher kann im Folgenden von der Verschiedenheit in den Begründungen der praktischen Philosophie nur sehr kurz gesprochen werden.

Die Analyse soll auf die wahren Gründe der praktischen Philosophie zurück weisen. Damit sie dies vermöge: muſs man vor allem Naturrecht und Moral beysammen sehen; wozu schon die vorstehende Über-

---

1) *Spinozae ethica pars III, prop. 59. Schol.*

sicht eine Vorbereitung gab. Man kann sich ferner nicht auf Einen Schriftsteller beschränken, da man keinen finden wird, der nicht auf irgend eine Art einseitig wäre. Allein es bedarf deren auch nicht viele, um durch Zusammenstellung der verschiedenen Einseitigkeiten die Grundzüge eines Ganzen sichtbar zu machen, von welchem, nachdem man es einmal kennt, die einzelnen Theile alsdann jeder beliebigen Auswahl für Diejenigen bereit liegen werden, die sich mit einer speciellen Ausarbeitung solcher Theile beschäfftigen wollen.

Erster Abschnitt.

Von der Begründung der praktischen Philosophie.

Erstes Capitel.

Von der Begründung nach spinozistischer Richtung.

§. 35.

Um in der Kürze deutlich zu seyn, kann hier nicht auf Vielerley, sondern nur auf die Hauptrichtungen des Philosophirens, welche heutiges Tages vorherrschen, eingegangen werden. Diese sind die spinozistische und die kantische Richtung. Ehe wir darauf kommen, sind ein Paar Vorerinnerungen nöthig.

§. 36.

Billigen und Misbilligen, oder, wie man vielleicht lieber sagt, Loben und Tadeln, ist etwas Anderes, als der Gegenstand, welcher gelobt und getadelt wird; sey nun dieser Gegenstand ein Seyn und Thun, oder ein Wissen und Fühlen dieses Seyns und Thuns. Die Bedingungen des Billigens und Misbilligens müssen erfüllt werden um es zu vollziehen; und, wo es theilweise schon vollzogen ist, dessen wahren Sinn zu erkennen. Schleiermacher hat zwar die Hauptverschiedenheit der Begründungen der Ethik darin gesucht, dafs einige Systeme, indem sie Naturgemäfsheit, Vollkommenheit, oder Gottähnlichkeit fodern, auf ein So-und-nicht-Anders-Seyn und Thun der Menschen gerichtet seyen, während die übrigen ihr Ziel in der Lust und Schmerzlosigkeit, hiemit also in dem Zustande fänden, in welchem sich zu wissen und fühlen sie beabsichtigten[1]). Wir aber können uns auf die letztere Klasse, welche keiner lobenden und tadelnden Beurtheilung des Willens Gehör giebt, gar nicht einlassen.

Die erste Klasse, auch wenn sie von Naturgemäſsheit redet, sucht doch den Menschen über seine gemeine Natur zu erheben; nicht als ob das Natürliche an sich zu tadeln wäre, sondern weil es Gefahr läuft, in tadelnswerthen Verhältnissen sich zu äuſsern, deren Vermeidung mancherley Beschränkungen nöthig macht. Daſs auf der Construction einer bestimmten und geordneten Reihe von Verhältnissen die Synthesis der praktischen Philosophie beruht, wird hier als bekannt vorausgesetzt.

§. 37.

Fast allgemein wird bey den Begründungen der praktischen Philosophie die Psychologie zu Hülfe genommen. Erstlich weil der Mensch mit seinen Gesinnungen und Bestrebungen schon vorhanden ist, bevor man ihm eine Lenkung zu geben durch philosophische Lehren beabsichtigt. Dies läſst sich, besonders in Bezug auf Rechtsverhältnisse, auch selbst auf die Umstände des leiblichen Lebens ausdehnen, daher eine juristische Anthropologie[2]). Zweytens verlangt man, die Psychologie solle über die geistige Thätigkeit, welche die sittliche Herrschaft ausübt, Auskunft geben. Dies ist nun zwar in sofern nothwendig, als dasjenige, welchem die Herrschaft zukommt, sorgfältig von dem zu-Beherrschenden muſs unterschieden werden. Dahin gehört die Abscheidung des Sittlichen vom Begehren und vom Fühlen des Angenehmen; diese Abscheidung genau vestzuhalten ist aber nicht ganz so leicht, wie sie scheinen mag. Verfehlt man die erste Bedingung der wahren Begründung, nämlich die Betrachtung des Willens in den Verhältnissen, welche er bildet, so geräth man in die Gefahr einer unwillkührlichen und unbewuſsten Sympathie mit dem Wollen selbst, sofern es wirklich Ist und Thut; diese Sympathie vermag eben so wenig ein richtiges Urtheil über den Willen zu fällen, als die andere Sympathie mit dem Wissen und Fühlen jenes Seyns und Thuns; denn man steht alsdann auf dem Standpuncte dessen, was nicht herrschen soll, sondern beherrscht zu werden bestimmt ist. Hat man die erste Bedingung verfehlt, so kann man auch die zweyte nicht erfüllen, nämlich die Reihe geordnet und vollständig aufzustellen, worin die Begriffe der Willens-Verhältnisse, sammt deren ursprünglichen Werth-Bestimmungen liegen. Dann bleibt auch die dritte Bedingung unerfüllt, nämlich nachzuweisen, woran es liegt, daſs einerseits die praktische Philosophie auf allgemeine Geltung Anspruch macht, andererseits aber doch Manches entweder ganz unbestimmt, oder dem eignen Gewissen eines Jeden überlassen bleibt, der es nicht bloſs nach Verschiedenheit der Umstände, sondern auch nach seiner Individualität zu bestimmen hat[1]).

---

[1]) Schleiermachers Kritik der Sittenlehre, im Anfange des ersten Abschnitts.

[2]) Man vergleiche das Naturrecht des Herrn geh. J. R. Hugo.

---

[1]) Schleiermacher hat auf diesen wichtigen Punct eine scharfe Aufmerksamkeit gerichtet. Krit. der Sittenl. im ersten Ab-

In so weit also muſs allerdings die Psychologie zu Hülfe kommen, als nöthig, um das Herrschende im sittlichen Menschen dergestalt zu charakterisiren, daſs es sich von dem zu-beherrschenden Willen ganz, und mit Sicherheit unterscheiden lasse. Die Schwierigkeit liegt hier bekanntlich darin, daſs jedes Herrschen und Gesetz-Geben selbst als ein Wollen gedacht wird und im wirklichen sittlichen Leben in der That sich mehr oder weniger als Wollen offenbaren muſs. Wäre dies die ursprüngliche Gestalt und Natur Dessen, was im sittlichen Leben zur Herrschaft gelangt, so würde man auch zu keinem andern Resultate gelangen können, als zu dem eines innerlichen Krieges, welchen der sittliche Mensch gegen sich selbst erhebe.

§. 38.

Aber die Foderung, das Herrschende psychologisch zu erklären, hat viel weiter geführt. Sie führt bey Spinoza zum Fatalismus, bey Kant zu einer übertriebenen Freyheitslehre; Beyde verwickeln die sittlichen Grundbegriffe in speculative Schwierigkeiten und Fehler.

§. 39.

Spinoza, der Befreyung von Affecten und Leidenschaften als das Wesen des Sittlichen betrachtet, schiebt der Darstellung derselben nicht bloſs eine Seelenlehre, sondern dieser noch eine Lehre von Gott voran. Ohne uns auf das Vorgeschobene hier einzulassen, führen wir

---

schnitte des dritten Buchs. Er meint sich zu helfen, indem er zwey Seelenvermögen unterscheidet; Vernunft als das allgemeine, Phantasie als das individuelle.

wegen der schlecht geordneten Darstellung seiner Ethik besonders in den drey letzten Büchern, und um der Frage, ob diese Ethik eine Lehre von Tugenden oder von Pflichten oder von Gütern sey, zuvorzukommen, zuerst den Schluſssatz des ganzen Werkes an, als das Ziel, welches ihm vorschwebte.

Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; nec eadem gaudemus, quia libidines coercemus, sed contra, quia eadem gaudemus, ideo libidines coercere possumus.

Wer besitzt diese *beatitudo?* Das Böse erregt oft den unsichern Widerstand und immer die Trauer des sittlichen Menschen. Ein Schriftsteller, der von Gott anhebt, muſste hier entweder an eine Theodicee denken, oder er muſste das Böse für etwas im Grunde nicht Wirkliches halten. Ist nun die Realität das Gute, so ist das Böse eine bloſse Negation. Damit hängen unmittelbar die Sätze zusammen: *per virtutem et potentiam idem intelligo, hoc est, virtus, quatenus ad hominem refertur, est ipsa hominis essentia seu natura, quatenus potestatem habet, quaedam efficiendi, quae per solas ipsius naturae leges possunt intelligi*[1]; und der Satz über das Recht: *per ius naturae intelligo ipsas naturae leges, hoc est, ipsam naturae potentiam, atque adeo uniuscujusque individui naturale ius eo usque se extendit, quo eius potentia*[2]. Die Gegentheile werden dem gemäſs bloſse Mängel und Schranken.

§. 40.

Daſs bey einem Pantheisten Naturgewalt und Gottheit zusammen fallen, darf zwar nicht befremden; eben so wenig als daſs Einige sich durch solche Sätze, wie: *Summum mentis bonum est Dei cognitio, et summa mentis virtus Deum cognoscere*[1], *summum bonum omnibus commune*[2], *nemo potest Deum odio habere*[3], verblenden lassen. Um aber den wahren Sinn dieser Sätze mit Spinoza's eigenen Worten zu bezeichnen, wollen wir eine längere Stelle hersetzen; und zwar nicht aus der Ethik, sondern aus dem seltener gelesenen *Tractatus theologico-politicus*, wo man im zweyten Absatze des dritten Capitels Folgendes findet: *Explicare paucis volo, quid per Dei directionem, perque Dei auxilium externum et internum, et quid per electionem Dei intelligam. Per Dei directionem intelligo: fixum et immutabilem naturae ordinem, sive rerum naturalium concatenationem. Sive dicamus, omnia secundum leges naturae fieri, sive ex Dei decreto ordinari, idem dicimus. Quicquid natura humana ex sola sua potentia praestare potest ad suum Esse conservandum, id Dei auxilium internum, — et quicquid praeterea ex potentia causarum externarum in ipsius utile cadit, id Dei auxilium externum merito vocare possumus. Atque ex his etiam facile colligitur, quid per Dei electionem sit intelligendum. Nam cum nemo aliquid agat, nisi ex praedeterminato naturae ordine, hoc est, ex Dei aeterna directione et decreto, hinc sequitur, neminem sibi aliquam vivendi rationem eligere, neque aliquid efficere, nisi ex singulari Dei vocatione, qui hunc ad hoc opus, vel ad hanc vivendi rationem prae aliis elegit.*

---

[1] *Ethica* p. IV. *defin.* 8.

[2] *Tractat. polit.* cap. 2. §. 4.

Die Ueberschrift des Capitels, worin diese Stelle vorkommt, lautet so: *de Hebraeorum vocatione. Et an*

---

[1] *Ethica* IV, 28.
[2] *ibid.* IV, 36.
[3] *ibid.* V, 18.

donum propheticum Hebraeis peculiare fuerit. Daſs nach eben der Stelle sich ein Mordbrenner als eine auserwählte Geiſsel Gottes betrachten werde, ist klar; und überdies wird er den obigen Satz benutzen können: das Recht eines Jeden erstrecke sich so weit als seine Macht.

§. 41.

Der wahre Kern der spinozistischen Ethik liegt in dem Satze: *quatenus mens res omnes ut necessarias intelligit, eatenus maiorem in affectus potentiam habet*[1]). Damit hängt zusammen: *melior pars nostri est intellectus*[2]). Wo nun der Wille geradezu als ein untergeordneter Theil betrachtet wird, da kann nach Gründen, aus welchen sein Werth oder Unwerth zu bestimmen wäre, kaum ernstlich gefragt werden. Indessen hat dennoch wenigstens die Idee der Vollkommenheit Einfluſs auf Spinoza's Ethik gehabt; nur, wie nach dem eben Gesagten zu erwarten, dergestalt, daſs der Unterschied der Stärke und Schwäche eigentlich im Erkennen gesucht wird. Der Grundgedanke liegt in der Entgegensetzung des Thuns und Leidens, nach dem Satze: *mentis actiones ex solis ideis adaequatis oriuntur; passiones autem a solis inadaequatis pendent*[3]).

§. 42.

Da die Rechtslehre als derjenige Theil der praktischen Philosophie pflegt angesehen zu werden, welcher der strengsten Bestimmung, also der klärsten wissenschaftlichen Entwickelung fähig sey: so sollte man erwarten, Spinoza, der auf adäquate Begriffe den höchsten Werth legt, werde in der Rechtslehre glänzen. Da nun gerade das Gegentheil als Thatsache vor Augen liegt, (§. 13, 39) so wirft eben dieser Umstand ein Licht auf die eigenthümliche Schwierigkeit der Rechtslehre. Unter den vorhandenen Rechtsverhältnissen springen die dinglichen Rechte, als die wichtigsten im gewöhnlichen Privatleben, am meisten ins Auge. Diese für wirkliche Eigenschaften der Sachen, an denen sie haften, anzusehen, ist bey der mindesten Überlegung (schon des Wechsels der Eigenthumsrechte) offenbar unmöglich. Also scheint es, der Eigenthümer übe eine Wirkung in unendliche Ferne aus, indem er Jedem das Antasten des Seinigen verbietet. Aber auch diese Wirkung erscheint fabelhaft, aufser in wiefern eine wirkliche Gewalt in der Person des Eigenthümers ist, durch welche er den Angreifer zurücktreiben kann. Wer also vom ästhetischen Urtheil nichts in seine Reflexion aufgenommen hat, der wird auf die Frage: was ist das Recht? natürlich antworten: die Macht.

---

[1]) *Spin. eth.* V, 6.

[2]) *Tract. theol. pol.* in der Mitte des cap. 4. Nämlich dem Verstande soll die Nothwendigkeit einleuchten.

[3]) *Ethic.* III. 3.

Die blofse Sympathie würde sich weniger in die Stelle der Berechtigten, als vielmehr der grofsen Anzahl der rechtlich Ausgeschlossenen versetzen. Wer aber sich auf dasjenige beruft, was die Vernunft ihm, oder auch was einem Jeden seine Vernunft sage: der hüte sich, den Ausspruch zweifelhaft zu machen durch das hypothetische Orakel, dem derselbe zugeschrieben wird. Das Vernünftige ist ohne Vergleich gewisser, als die Vernunft. Zur Probe, was Alles im Namen der Vernunft könne gesagt werden, kann das gleich Folgende dienen.

§. 43.

Der Schein von Gröſse, welchen der Spinozismus dadurch erlangt, daſs er als sein Fundament das Wissen um eine göttliche Nothwendigkeit darstellt, verschwindet bald, wenn man seine Nachgiebigkeit gegen den Eudämonismus ins Auge faſst.

Ethica pars IV, prop. 18, scholion: — Lubet ipsa rationis dictamina breviter ostendere, ut ea, quae sentio, facilius ab unoquoque percipiantur. Cum ratio nihil contra naturam postulet, postulat ergo ipsa, ut unusquisque se ipsum amet, suum utile, quod revera utile est, quaerat, et id omne, quod hominem ad maiorem perfectionem revera ducit, appetat (Vermengung des Nützlichen und der Vervollkommnung,) *et absolute, ut unusquisque suum Esse, quantum in se est, conservare conetur* (Vermengung der Vertheidigung gegen das, was dem eignen Daseyn Abbruch thun könnte, mit dem Streben, Mehr zu gewinnen). *Deinde quandoquidem virtus nihil aliud est, quam ex legibus propriae naturae agere, — sequitur, virtutis fundamentum esse ipsum conatum, proprium Esse conservandi; et felicitatem in eo consistere, quod homo suum Esse conservare potest* (?) — *Multa extra nos dantur, quae nobis utilia, quaeque propterea appetenda sunt. Ex his nulla praestantiora excogitari possunt, quam ea, quae cum nostra natura prorsus conveniunt. Si enim duo e. g. eiusdem prorsus naturae individua* (wo findet man die?) *invicem iunguntur, individuum componunt singulo duplo potentius. Homini igitur nihil homine utilius; nihil, inquam, homines praestantius ad suum Esse conservandum optare possunt, quam quod omnes in omnibus ita conveniant, ut omnium mentes et corpora unam quasi mentem, unumque corpus componant, et omnes simul,* *quantum possunt, suum Esse conservare conentur, omnesque simul omnium commune utile sibi quaerant, ex quibus sequitur, homines, qui ratione gubernantur, hoc est, homines, qui ex ductu rationis suum utile quaerunt, nihil sibi appetere, quod reliquis hominibus non cupiant, atque adeo eosdem iustos, fidos, atque honestos esse.*

Dieser fromme Wunsch ist gewiſs faſslich. Aber noch faſslicher ist ein Axiom, welches demselben nur um wenige Blätter voransteht:

Nulla res singularis in rerum natura datur, qua potentior et fortior non detur alia. Sed quacunque data datur alia potentior, a qua illa data potest destrui. Das Axiom folgt unmittelbar auf die Definition: *per virtutem et potentiam idem intelligo.*

§. 44.

Die Schwankung der Sittenlehre, welche im Vorstehenden anstatt einer vesten Begründung sichtbar wird, zeigte sich nicht erst bey Spinoza; auch war längst zuvor die Sittenlehre in den Schutz der Religion gestellt (§. 9). Aber seine Sprache kam der Art von Aufklärung gelegen, welcher sich die Religion in eine falsche Naturlehre verwandelt: als dürfte aus allen durch Erfahrung und Rechnung einzeln bekannten Causalitäten, eine einzige unendlich groſse Kette der Naturnothwendigkeit, in geistiger Hinsicht sowohl als für die Körperwelt, gebildet, das Zweckmäſsige und wahrhaft Wunderbare in der Natur aber, sammt dem was für irdisches Wissen in den Wegen der Vorsehung dunkel bleibt, mit gigantischem Übermuthe verkannt werden, um nicht mit dem gemeinen Volksglauben in Berührung zu gerathen. Dazu kommt, daſs dem besonnenen, vollends dem gesellschaftlich gebildeten Menschen seine Affecten vielfach unbequem werden, weil sie, auch ohne Sonderung der praktischen Ideen, die Stimme des Gewissens, — aber nicht allein des Gewissens, sondern auch die des Ehrgeizes und der Klugheit gegen sich haben. Deshalb bleibt eine Lehre gegen die Affecten und Leidenschaften fortwährend Bedürfnifs, wenn sie auch über das *suum utile quaerere* sich nicht wesentlich erheben kann und will.

Zu der Zeit, da Kant auftrat, gab es neben solchen Ansichten auf der einen Seite noch schlimmere, auf der andern bessere. Durch einige französische sogenannte Philosophen war der sinnlichste Epicureismus in Umlauf gebracht. „Was hatte der Lehre eines Hel„vetius, eines Diderot, den schnellen allgemeinen Ein„gang verschafft? Nichts anderes, als dafs diese Lehre „die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in sich fafste." So spricht Jakobi[1]), und giebt dadurch einem Jahrhundert ein trauriges Zeugnifs. In den deutschen Schulen war noch das Wolffische Princip, *perfice te*, üblich; nach Garve's Urtheil[2]) unbefriedigend für den Verstand, unkräftig für das Herz, wenn es nach damaliger Weise der Schulen erklärt wurde, nämlich durch den Satz: Suche das Mannigfaltige in Dir übereinstimmend zu Einem zu machen. Garve selbst, damals in grofsem Ansehen, erklärt es dahin, dafs der Mensch nach Einsichten streben, seine Begierden zähmen, die innere Thätigkeit seines Geistes durch Denken und wohlwollende Neigungen unterhalten und erhöhen, und eben

---

1) Jakobi's Werke, vierten Bandes erste Abtheilung, S. 235.

2) Garve's Übersetzung der Ethik des Aristoteles, erster Band, S. 181.

diese Thätigkeit durch nützliche Arbeiten, durch treue Abwartung eines gewissen Berufs, durch gerechte und wohlthätige Handlungen, auch äuſserlich, im geselligen Leben, üben solle. Darin liegen die praktischen Ideen, wiewohl unbestimmt und ungeordnet. Jakobi foderte etwas Höheres. Ob die Tugend mehr den Glauben gebäre, oder der Glaube mehr die Tugend? Er antwortete: der Glaube habe unbedingt den Vorrang. „Das religiöse Gefühl ist die Grundlage der Menschheit.” Und doch, während er den Spinozismus nicht bloſs des Fatalismus, sondern des Atheismus anklagte, trug er selbst zu dessen Verbreitung bey; und indem er Lessing's Hinneigung zum Spinozismus bekannt machte, stellte er sich selbst als Lessing's Freund und Verehrer dar; welcher Umstand wenigstens daran erinnert, daſs zwey treffliche Männer viel leichter in sittlicher Hinsicht zur Übereinstimmung gelangen, als im Streit über Glaubenspuncte.

Zweytes Capitel.

Von der Begründung der praktischen Philosophie nach Kant und Fichte.

§. 45.

Kant klagt über ein wunderbares Gemisch, worin bald die besondere Bestimmung der menschlichen Natur, bald die Idee von einer vernünftigen Natur überhaupt, bald Vollkommenheit, bald Glückseligkeit, hier moralisches Gefühl, dort Gottesfurcht, von diesem etwas, von jenem auch etwas, anzutreffen sey; ohne daſs man sich einfallen lasse, zu fragen, ob auch überall in der Kenntnifs der menschlichen Natur, die wir doch nur aus Erfahrung hernehmen können, die Principien der Sittlichkeit zu suchen seyen? Eine vermischte Sittenlehre aber mache das Gemüth schwanken zwischen Beweggründen, die nur sehr zufällig zum Guten, öfters zum Bösen leiten [1]).

Beispiele verwarf er. „Selbst der Heilige des Evan„gelii mufs zuvor mit unserm Ideal der sittlichen Voll„kommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür er„kennt. Woher haben wir den Begriff von Gott? Le„diglich aus der Idee, welche die Vernunft *a priori* von „sittlicher Vollkommenheit entwirft" [2]).

§. 46.

Das Gegenmittel der Vermischung wäre Sonderung gewesen; Kant aber suchte es in der Vereinfachung, und in der Strenge eines Gesetzes. Alle hypothetischen Vorschriften, als zur Lehre von der Glückseligkeit gehörig, wurden bey Seite gesetzt; es sollte nur Ein Imperativ kategorisch gelten. Auch dieser sollte kein Object als Zweck aufstellen, um nichts aus der Erfahrung zu entlehnen, und keinen Raum für die Frage: ob man wirklich diesen Zweck wolle? offen zu lassen.

§. 47.

Indem nun Kant den sehr wichtigen Satz aufstellte [3]):

„Alle praktischen Principien, die ein Object des „Begehrens, als Bestimmungsgrund des Willens

---

[1]) Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. S. 31. 34.

[2]) A. a. O. S. 29.

[3]) Kant's Kritik der praktischen Vernunft §. 2.

„voraussetzen, sind insgesammt empirisch, und können keine praktischen Gesetze abgeben",

hatte er hiedurch eben dasselbe gesagt, was vielleicht noch bestimmter so lautet: wo ein Unterschied des guten und bösen Willens gemacht wird, da ist der Wille selbst das Object der Beurtheilung; und dies Object darf nicht mit den Objecten des Willens verwechselt werden. Nun handelt die Güterlehre von den Objecten des Willens; aber die Sittenlehre (Moral und Naturrecht zusammengenommen,) von dem Unterschiede des guten und bösen Willens; also darf die Sittenlehre nicht mit einer Güterlehre verwechselt, und niemals als eine solche dargestellt werden.

§. 48.

Kant's nächste Folgerung war:

„Wenn ein vernünftiges Wesen sich seine Maximen „als praktische allgemeine Gesetze denken soll, so „kann es sich dieselben nur als solche Principien „denken, die nicht der Materie, sondern bloſs „der Form nach, den Bestimmungsgrund des Wil„lens enthalten".

Deutlicher: So lange ein Wille als ein ganz einzeln stehendes Wollen betrachtet wird, ist dies Wollen kein Gegenstand der Beurtheilung mit Lob und Tadel, sondern es ist gleichgültig. Denn die Bestimmung, daſs es ein solches oder anderes sey, liegt alsdann nur darin, auf welchen Gegenstand es gerichtet sey; nicht aber den Gegenständen, welche hier, nach Ausschlieſsung der Güterlehre als gleichgültig betrachtet werden, mithin ihren Unterschied nicht auf den Willen übertragen können, — sondern dem Wollen selbst soll in der Sittenlehre ein Werth oder Unwerth beygelegt werden. Also mufs das Wollen nicht als einzeln stehendes, sondern mit Anderem zusammengefafst in Betracht gezogen werden. Jede Zusammenfassung, welche als solche eine neue Bedeutung erlangt, ergiebt eine Form; im Gegensatze gegen die blofse Summe dessen, was zusammengefafst wird, welche Summe in sofern Materie heifst. Also kann nur der Form des Wollens ein Werth oder Unwerth beygelegt werden.

Von hier aus würde der Weg zu den ästhetischen Urtheilen über die Verhältnisse des Willens, als über die gesuchten Formen, offen gestanden haben. Aber Kant macht hier einen Sprung.

§. 49.

Er fährt fort:

> „Nun bleibt von einem Gesetze, wenn man alle „Materie davon absondert, nichts übrig, als die „blofse Form einer allgemeinen Gesetzgebung."

Er redet also nicht mehr von diesem oder jenem Wollen, als gerichtet auf solche und andere Gegenstände; er gewinnt nicht durch Zusammenfassungen solches Wollens die Formen, welche sich zur Beurtheilung würden dargeboten haben. Sondern er redet vom Gesetze. Das Gesetz ist nun zwar allerdings, in wiefern es vom Gesetzgeber ausgeht, ein Wollen des Gesetzgebers. Auch ist aus dem Vorigen bekannt, dafs Derjenige kein sittlicher Gesetzgeber seyn würde, welcher sein Wollen gewisser Güter, oder sein Verabscheuen gewisser Übel, zur allgemeinen Vorschrift möchte erheben wollen. Allein vom Willen eines Gesetzgebers war hier noch nicht der Ort zu reden, sondern von einer Beurtheilung mit Lob und Tadel. Sonst würde Gefahr einer solchen Verwechslung entstehen, wie wenn der Gesetzgeber als Herr gedacht, und der Unterschied des guten und bösen Willens nun darin gesucht werden sollte, ob der Wille der Untergebenen dem Herrn nützlich oder schädlich sey; wodurch Gutes und Böses sich in Güter und Übel für den Herrn auflösen, und in die weit gröſsere Klasse solcher Güter und Übel zurückfallen müſste. Dies war sicher nicht Kant's Meinung. Vom Begehren, sofern demselben ein Werth oder Unwerth zukommt, hatte er die Objecte, die Materie, als das Gleichgültige, zurückgewiesen. Dabey muſste es bleiben. Keineswegs aber muſste er *vom Gesetze* die Materie absondern, und nicht die bloſse Form *der allgemeinen Gesetzgebung* übrig behalten. Das Gesetz würde durch die Beurtheilung der Willens-Verhältnisse seinen mannigfaltigen Inhalt gefunden haben.

§. 50.

Daſs nun Kant durch den gemachten Sprung in die metaphysischen Schwierigkeiten der Freyheitslehre gerathen ist, anstatt bey den ersten Gründen der praktischen Philosophie (welche die höchste Klarheit besitzen müssen), jede Berührung der Metaphysik zu vermeiden: darf uns hier noch nicht weiter beschäfftigen. Sondern es kommt darauf an, das von ihm aufgestellte Sittengesetz, gleichviel wie es möchte gefunden seyn, zu analysiren. Dies Gesetz lautet bekanntlich folgendermaſsen:

> „Handle so, daſs du wollen könnest, die Maxime
> „deines Handelns sey allgemeines Gesetz"[1].

---

[1] Wegen einiger kleinen Abweichungen in den Worten, deren sich Kant selbst, an verschiedenen Orten bedient hat, ver-

Darin liegt der Satz: Begehre keine Ausnahmen für Dich. Nun trifft es sich zwar sehr häufig, daſs ein unsittlicher Wille sich sogleich durch solches Begehren verräth. Obgleich aber Kant als Beispiel anführt, ein allgemeines Gesetz zu lügen könne Niemand wollen, weil es dann gar keine Versprechen geben, und Keiner an ein solches glauben würde [1]), hat doch Spinoza allgemein gesagt: *iudicandi facultas eatenus etiam alterius iuris esse potest, quatenus mens potest ab altero decipi* [2]); und sehr auſführlich gelehrt: *unusquisque naturae iure dolo agere potest, nec pactis stare tenetur, nisi spe maioris boni vel metu maioris mali*, woraus er auf die Nothwendigkeit des Staats schlieſst [3]). Es möchte also doch Einige geben, welche das Recht des Stärkern im Gebiete des Denkens und Redens als allgemeines Gesetz zu wollen, für möglich halten, ohne zu besorgen, daſs alsdann aller Glaube aufhören werde. Wo das ästhetische Urtheil nicht völlig wacht, da wird man immer den Lauf der Dinge, wie er sich unter Menschen manchmal wirklich zeigt, als natürlich, daher nicht als gesetzwidrig zu betrachten geneigt seyn.

§. 51.

Ferner, wer sich der allgemeinen Gesetzlichkeit unterwirft, dessen einzelne Handlungen treten dadurch auch unter sich gleichsam in eine gerade Linie zusam-

---

gleiche man die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Seite 17 und Seite 52, desgleichen die Kritik der prakt. Vernunft §. 7.

[1]) Kant's Grundl. zur Metaphysik d. Sitten, S. 19.

[2]) *Tract. polit.* cap. 2, §. 11.

[3]) *Tract. theol.-polit.* cap. 16.

men; sie werden die Äuſserungen eines, ein für allemal gefaſsten, Vorsatzes; welche Handlungen aber davon abweichen, diese bezeichnen einen zwiefachen Ungehorsam, nämlich einestheils gegen den eigenen Vorsatz, anderntheils gegen das allgemeine Gesetz. Nur wenn etwa der gefaſste Vorsatz selbst von der allgemeinen Gesetzlichkeit abwiche, dann lieſse sich denken, daſs mit der letztern, obgleich nicht mit jenem, die Handlungen sammt den augenblicklichen Gesinnungen, aus denen sie entstehn, in Einstimmung wären. In der That wird zuweilen von einem Menschen gesagt, er sey (und handle) besser, als seine Grundsätze.

Der eignen Vorsätze nun erwähnt Kant unter dem Namen der Maximen. Zu jedem Handeln muſs, nach ihm, zuvörderst eine Maxime hinzugedacht seyn; dann erst kommt in Frage — nicht etwan, ob die Maxime aus einer schon vorhandenen allgemeinen Gesetzgebung hervorgehe, sondern ob — falls eine Gesetzgebung sich allmählig aus verschiedenen, zur Allgemeinheit gesteigerten Maximen der Individuen zusammensetzen würde, — dann auch diese oder jene, zu einer bestimmten Handlung hinzugedachte Maxime einen Platz unter den Gesetzen einzunehmen fähig — oder noch genauer, ob der Handelnde fähig wäre ihr mit seinem eignen Willen einen solchen Platz anzuweisen.

Über jeder Handlung schwebt also eine doppelte Allgemeinheit, theils der Maxime, theils, höher aufwärts, der Gesetzgebung. Der Fall, daſs gehandelt sey ohne Maxime, bleibt unerwähnt, ohne Zweifel als eine Rohheit unter aller sittlichen Beurtheilung; erst mit den

Maximen beginnt der Unterschied, daſs sie zur Allgemeinheit taugen oder nicht.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich einzufinden pflegen, wenn man die Maxime genau, und mit Rücksicht auf die Umstände, abfassen soll, welche bey einer bestimmten Handlung vorauszusetzen ist, (die Handelnden selbst besitzen selten die dazu nöthige logische Übung), abgesehen auch von der neuen Schwierigkeit, zu beurtheilen, ob nun auch ohne Rücksicht auf Umstände und Personen dieselbe Maxime als allgemeines Gesetz, nicht etwa zu einer schon vorgezeichneten Gesetzgebung passen, sondern in sich selbst haltbar sein könne: so ist wenigstens soviel klar, daſs Kant die Sittlichkeit zunächst im Gehorsam sucht; daſs also das moralische Urtheil die Handlungen (sammt den durch sie geäuſserten Gesinnungen) nicht ursprünglich würdigt, sondern dieselben der Frage nach ihrer Einstimmung oder Abweichung vom Allgemein-Gesetzlichen unterwirft. Dem gemäſs läge der ursprüngliche Werth in der allgemeinen Gesetzlichkeit, und hiemit wäre das ästhetische Urtheil ausgesprochen, von welchem jenes moralische abhinge.

§. 52.

Gesetzt, eine ächte ästhetische Beurtheilung sey gefunden; auſserdem gebe es Maximen eines gewissen Verfahrens, welches geeignet sey, jene Beurtheilung hervorzurufen: so läſst sich allerdings die zwiefache Frage aufwerfen, ob die Maximen mit Lob oder Tadel zu belegen sind, und ferner, ob die einzelnen Handlungen einen treuen und zusammenhängenden Ausdruck der löblichen Maximen bilden. Sind solche Handlungen zur Sitte eines Individuums geworden, so kann in sofern das Individuum sittlich heiſsen; bekanntlich aber fodert der Sprachgebrauch, daſs man diesen Ausdruck nur da gebrauche, wo der Wille selbst den Gegenstand des Lobes ausmacht. Dies vorausgesetzt: so liegt die Moralität in der Treue, womit das Verfahren im Geleise der Maximen bleibt, und die Maximen sich jener Beurtheilung anschlieſsen. Der moralische Wille ist demnach da vorhanden, wo er die, seinen Werth bestimmenden, ästhetischen Urtheile zu seiner Richtschnur angenommen hat, und nun dieser Richtschnur regelmäſsig folgt.

So kann der Begriff der Moralität bestimmt werden, wenn die Beurtheilung, wovon er abhängt, als vorhanden angenommen wird. Hatte denn aber Kant diese Beurtheilung gehörig bestimmt?

Wer den präcisen Ausdruck einer ästhetischen Beurtheilung gefunden hat, der muſs wenigstens nicht selbst zweifelhaft seyn wegen des Interesse, was er an dem Gegenstande nehme, und nicht fragen, worauf er den Werth desselben gründe. Da gleichwohl Kant sich mit dieser Frage noch beschäfftigt, nachdem er schon seinen kategorischen Imperativ aufgestellt hat[1], so liegt darin der Beweis, daſs die allgemeine Gesetzlichkeit, wie nöthig und nützlich sie auch übrigens seyn möge, doch nicht den ersten Grund aller sittlichen Werthbestimmung enthalten könne.

Daſs ohne jenen Sprung (§. 48) etwas ganz Anderes würde gefunden seyn, ist ohnehin bekannt.

---

[1] Kant's Grundl. z. Met. d. S. S. 101 u. s. f.

§. 53.

Fichte's Sittenlehre verhält sich zur kantischen wie ein Plan zu einer Maxime. Der Plan ist gemeinsame Unterwerfung der Sinnenwelt. Der Grund des Plans liegt in der innern Unwahrheit des idealistischen Ich, welches, während es Alles ist, sich selbst als beschränkt setzt, und, um zur Wahrheit zu gelangen, diese Beschränkung aufheben müſste. Daſs ein solcher Plan durch seine gigantische Gröſse gefallen kann, bringt ihn der spinozistischen Richtung näher als der kantischen.

Dennoch hatte Fichte die kantische Richtung; er bekam sie durch Kant's Freyheitslehre.

Bei Kant war der kategorische Imperativ der Grund; die Freyheit war aus demselben gefolgert. Denn der Wille sey frey, sobald ihn kein Gegenstand bestimme; der sittliche Wille aber sey eben derjenige, welchen keine Materie des Gesetzes, sondern nur die gesetzgebende Form der Maximen bestimmen könne [1].

Fichte behielt die Folge, aber ihr Verhältniſs zum Grunde kehrte er um. Der kategorische Imperativ sey nur heuristisch, er diene zur Prüfung dessen, was man als Pflicht ansehe; aber nicht constitutiv; nicht Princip, sondern Folgerung aus dem wahren Princip, dem Gebote der absoluten Selbständigkeit der Vernunft [2].

Fichte wollte den Baum pflanzen, nachdem er die Wurzel beschädigt hatte.

---

[1] Kant's Kritik der prakt. Vernunft §. 5 und 6. Dies ist die Hauptstelle.

[2] Fichte's Sittenlehre, S. 311.

§. 54.

Sowohl Kant als Fichte unternahmen die alte Absonderung des Naturrechts von der Moral, die sie vorfanden, nach ihrer Weise zu begründen, anstatt sie aufzuheben.

Kant wendete sich an einen, für die Begründung der Sittenlehre fremdartigen Gedanken. Er verwickelte sich in die Frage: werden auch die Menschen, wie sie sind, thun was ihnen das Sittengesetz gebietet? Wo nicht: so muſs man sich nach Triebfedern umsehn, damit geschehe was seyn soll, wenn schon nicht so, wie es geschehen sollte. Nun läſst sich zwar die sittliche Gesinnung nicht aus unsittlichen Triebfedern hervorzaubern; die äuſsern Handlungen aber können erzwungen werden; — nämlich wenn der rechte, und hinreichende Zwang vorhanden ist! Ein Blick auf das *ius belli* würde nun gewarnt haben, denn unter streitenden Staaten und Völkern soll Recht seyn, statt des Rechts aber entscheidet der Krieg. Nichtsdestoweniger aber meinte Kant die Eintheilung der praktischen Philosophie zu begründen, indem er zu dem Sollen einen Theilungsgrund hinzunahm, mit dem das Sollen nichts gemein hat.

„Man nennt (sagt er) die bloſse Übereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, ohne Rücksicht auf die Triebfeder derselben, die Legalität; diejenige aber, in welcher die Idee der Pflicht aus dem Gesetze zugleich die Triebfeder der Handlung ist, die Moralität. Die Pflichten nach der rechtlichen Gesetzgebung können nur äuſsere Pflichten seyn. weil diese Gesetzgebung nicht verlangt. daſs die Idee der

Pflicht Bestimmungsgrund der Willkühr sey. Die ethische Gesetzgebung dagegen macht zwar auch innere Handlungen zu Pflichten, aber nicht etwa mit Ausschliessung der äufsern, sondern sie geht auf Alles, was Pflicht ist, überhaupt" [1]).

Fichte ging einen Schritt weiter. Er lehrte geradezu: Aus dem Sittengesetze hätte man den Rechtsbegriff nicht ableiten sollen [2]). Sein Rechtssatz heifst zwar: ich mufs meine Freyheit auf die Möglichkeit der Freyheit Andrer beschränken: aber: „Auf dem Gebiete des Naturrechts „hat der gute Wille nichts zu thun; das Recht mufs „sich erzwingen lassen, wenn auch kein Mensch einen „guten Willen hätte; und darauf geht die Wissenschaft „des Rechts aus, eine solche Ordnung der Dinge zu „entwerfen."

So hatte man sich geflissentlich der Kritik Schleiermacher's ausgeliefert, der das Naturrecht eine Unform nannte, welche von einer rechten Ethik müsse zerstört werden [3]).

Von einer Gesetzgebung, die den guten Willen verschmähe, pflegt man nun zwar neuerlich nicht zu reden, aber das Eintheilen, was durch die nicht viel minder starken Ausdrücke Kant's und Fichte's verdächtig wurde, hat dennoch nicht aufgehört; es bleibt daher immer noch ein Gegenstand, der eine sorgfältige Prüfung erheischt. Auch wird eine solche Prüfung um desto eher zu erwarten seyn, da man mehr und mehr eingesehen

---

1) Kant's Rechtslehre, Einleitung, III.

2) Fichte's Naturrecht, I, am Ende des ersten Hauptstücks.

3) Schleiermacher's Kritik der Sittenl. am Ende des dritten Buchs. Vergl. unten §. 76.

hat, daſs in den Staaten die rechtliche Gesinnung der Bürger nicht zu den entbehrlichen Dingen zu zählen ist. Endlich haben neuere Schriftsteller schon anerkannt, es sey falsch, wenn man dem Rechtsgesetze bloſs den Zwang zur Triebfeder gebe; und die Erzwingbarkeit als das Merkmal des Rechts betrachte.

Anmerkung.

Die Begründung der Sittenlehre wird zwar im Vorstehenden sowohl als im Nachfolgenden vorausgesetzt als schon bekannt aus der allgemeinen praktischen Philosophie; dergestalt, daſs die Analyse dessen, was von Andern anzuführen ist, nach Absonderung des Irrigen auf jene zurückweiset. Allein es giebt Irrthümer, die bequem sind, und sich durch einen Schein von logischer Ordnung und Genauigkeit sehr in Besitz des allgemeinen Vertrauens gesetzt haben. Dahin gehört nun auch die Eintheilung der Sittenlehre in Rechts- und Tugendlehre, von denen sich vorgeblich jene auf die äuſsern Verhältnisse, diese auf den innern Menschen bezieht. Einige Erläuterungen, von denen freylich zu wünschen ist, daſs sie schon überflüssig seyn mögen, können zu mehrerer Sicherheit daran geknüpft werden.

Erstlich: **Was** will man eintheilen? die Sittenlehre. Den Worten nach eine Lehre von den Sitten. Dem bekannten Sinne nach werden hier nicht die äuſserlich feinen Sitten des geselligen Anstandes, sondern die angenommenen Weisen des Thuns und Lassens in sofern betrachtet, als sie den Willen der Menschen zu erkennen geben. Nun aber ist die Sitte nichts augenblicklich Vorübergehendes, sondern sie bleibt, ihre Äuſserungen wiederholen sich; daher vergleicht man sie mit Regeln, welche auch bleiben sollen, während das Thun und Lassen in der Zeit fortläuft. Beträgt sich ein Mensch diesen Regeln gemäſs, so sagt man, er sey sittlich; wo nicht, er sey unsittlich. Ständen diese Regeln irgendwo deutlich, vollständig, geordnet, zusammenhängend, abgeleitet von einer obersten Regel: so wäre die Begründung der Sittenlehre im Klaren, und man hätte den Begriff, den man eintheilen will, sammt der Eintheilung selbst schon vor Augen.

Was aber bedeutet das ästhetische Urtheil, wovon oben (§. 48 u. s. w.) geredet worden? Es bedeutet die ursprüngliche Werthbestimmung des Willens. Also vergleicht es nicht das Betragen des Menschen mit einer vorhandenen Regel, sondern es stiftet den Werth, welcher, bezogen auf den Zeitverlauf des Lebens, zur Regel wird; so daſs, nachdem die Regel schon da ist, alsdann die Vergleichung der Handlungsweise mit der Regel dem moralischen Urtheil überlassen bleibt.

Gäbe es nur Ein solches ästhetisches Urtheil: so folgte aus ihm nur Ein Sittengesetz. Es giebt aber mehrere solche ästhetische Urtheile, die ursprüngliche Werthe oder Unwerthe des Willens anzeigen; und zwar sind deren, welche ursprünglich tadeln, mehrere, als deren, welche ursprünglich loben; doch giebt es auch der letztern mehrere und wesentlich verschiedene. Es ist nicht ganz leicht, sie zu sondern und gehörig wieder zu verbinden. Man kann nicht etwan die lobenden alle auf eine Seite, und die tadelnden auf die andre legen; denn jedem lobenden Urtheil steht ein tadelndes zur Seite; wiewohl nicht jedem tadelnden ein lobendes.

Aus allen diesen, den Willen betreffenden, ästhetischen Urtheilen zusammengenommen (nicht aber etwan auch andern, die bey den Künsten in Betracht kommen), hat sich nun längst, aber ohne gehörige Sonderung, ein allgemeiner, jedoch unbestimmter Begriff gebildet von dem, was der Mensch solle. Zu diesem Sollen hat man ein Gesetz hinzugedacht, unter dem Namen des Sittengesetzes; über den Inhalt desselben aber hat man gestritten, bis Kant endlich meinte, das Sittengesetz habe gar keinen andern Inhalt, als eben nur die Gesetzlichkeit selbst. Diejenigen Neuern, welche hier schon von Kant abweichen, mögen wohl überlegen, was sie unter dem Sittengesetz, wovon sie fortwährend reden, eigentlich verstehn. Man kann nicht eher eintheilen, bis der einzutheilende Begriff völlig gesichert ist.

Zweitens: nach welchem *fundamentum divisionis* will man eintheilen? Antwort: nach dem Unterschiede des Innern und Äuſsern.

Seit Kant nun meint man, diese Eintheilung sey sehr leicht und klar. Das Sittengesetz sey ein Gattungsbegriff, unter welchem die Arten stehen: Rechtsgesetz und Tugendgesetz. Angenommen, dem sey also: alsdann ergiebt die Logik, daſs der Gattungsbegriff sich selbst genau gleich bleiben muſs in jeder von den Arten, in welche er als deren gemeinsames Merkmal hineingeht. Mithin wäre Rechtsgesetz gleich dem Sittengesetze in seiner Anwendung auf das Äuſsere. Tugendgesetz wäre ebenfalls gleich dem Sittengesetze, nur in verschiedener Anwendung, nämlich der auf das Innere. Der rechtliche

Mensch wäre gleichsam vergoldet von außen; der gerechte Mensch golden von innen. Das Gold aber, das, worin der Werth liegt, würde dem Wesen nach genau dasselbe seyn, ob es nun in der Vergoldung läge, oder im Innern.

Gesetzt ferner, ein Mensch handele ungerecht aus Schwäche, ein anderer handle ungerecht aus Neid, ein dritter handle ungerecht aus Undank, ein vierter, der weder schwach, noch neidisch, noch undankbar ist, meine, wie Cäsar, wenn man einmal das Recht verletze, so müsse es des Herrschens wegen geschehen: so wäre, falls das Obige seine Richtigkeit hätte, in allen diesen Fällen das, was sich dem Tadel darbietet, genau das nämliche. Denn es soll, der Voraussetzung nach, nur Ein Sittengesetz geben, und die Unsittlichkeit soll immer nur die Negation dieses Einen seyn. Enthält nun das Recht dieses Eine ganz, wie die Art den ganzen Gattungsbegriff in sich aufnimmt, so fragt sich: sind Schwäche, Neid, Undank etwa nur die Ursachen, und gleichsam der Boden, aus welchem in jenen verschiedenen Handlungen das Tadelnswerthe emporstieg? Wenn aber ein andermal kein Unrecht aus der Schwäche, kein Unrecht aus dem Neide, kein Unrecht aus dem Undank hervorgeht, sind Schwäche, Neid, Undank alsdann nicht zu tadeln? Wollte Einer dies behaupten, so könnte Jemand das Beyspiel anders auffassen. Er könnte schließen: „Das Tugendgesetz enthält den ganzen Gattungsbegriff, nämlich das Sittengesetz. Nun ist Schwäche, oder Neid, oder Undank, gegen die Tugend. Darin also liegt das Tadelnswerthe, nicht aber in der Äußerung, nämlich der ungerechten Handlung."

Dann käme ohne Zweifel ein Dritter, um uns zu belehren, die Unsittlichkeit sey zwar der Art nach immer die nämliche, aber sie sey doppelt vorhanden, indem ein und dasselbe Sittengesetz erstlich im Innern, und dann nochmals im äufsern Handeln sich verletzt finde.

Gegen die Logik dieses Dritten nun ist nichts einzuwenden. Vielmehr gerade das ist die nothwendige Folge aus der Voraussetzung Eines Sittengesetzes, dafs aller Tadel der Unsittlichkeit gleichartig wird, und sich nur durch Multiplication vergröfsern läfst.

Was würde wohl daraus werden, wenn Jemand dies im Ernste annähme[1])? Würde er etwa nun zufrieden seyn mit der Scheidung des Naturrechts und der Moral? Gerade im Gegentheil würde er darauf dringen, man solle das überall gleiche Sittengesetz vollständig anwenden; und die beyden Abschnitte Eines Systems nicht in verschiedenen Schulen vortragen, wodurch die Einmischung verschiedener Ansichten fast unvermeidlich veranlafst werde.

Der Grund aber, aus welchem hier auf Einheit der praktischen Philosophie gedrungen wird, hat nicht diese Folge, denn er ist von jenem Grunde das gerade Gegentheil. Es ist nützlich, es ist der verschiedenartigen Anwendung wegen nöthig, dafs die praktische Philosophie sowohl von der juristischen als von der theologischen Seite beleuchtet wird; aber nachdem hie-

---

1) Manche Neuere befinden sich auf dieser Bahn, auch wenn sie von der blofsen Multiplication des Unsittlichen nicht ausdrücklich reden.

durch die Idee des Rechts als ursprünglich unabhängig von den andern praktischen Ideen wird erkannt seyn, muſs die Unterscheidung noch weiter fortschreiten, damit auch die Vergeltung sich vom Rechte, und auch die innere Freyheit sammt der Stärke sich von der Güte trenne. Hat man diese fünf Principien deutlich vor Augen: dann gerade wird es vollends klar werden, wie thöricht es seyn würde, fünf verschiedene Wissenschaften aus Einer machen zu wollen; während die Anwendungen der praktischen Ideen überall in einander greifen, und eine befriedigende Darstellung sowohl von der einen als von der andern Seite erst dann gelingen kann, wann auf beyden Seiten das Ganze, den Hauptumrissen nach, schon als bekannt darf vorausgesetzt werden. Auf solche Weise wird das wahre und volle Interesse der Wissenschaft fühlbar werden; von den längst bekannten Fragepuncten aber, die man theils im Naturrecht, theils in der Moral zu behandeln pflegt, wird keiner verloren gehn.

Wer aber ungeachtet des schon Gesagten doch noch bey den alten Meinungen beharrt: der wird im Folgenden Gelegenheit genug finden, dieselben von neuem zu prüfen.

Nur das bemerke man gleich hier: daſs an ein logisches Eintheilen an der Spitze der Sittenlehre gar nicht zu denken ist. Wollte Einer die Farbe eintheilen in roth, blau, gelb, grün u. s. w., so würde Jedermann sogleich sagen: wir wissen nicht eher, was Farbe ist, bevor wir roth, blau, gelb, grün u. s. w. bey einander haben und jedes unmittelbar anschauen; man muſs also nicht eintheilen, sondern zusammenfassen. Wie durch

Zusammenstellung verschiedener Farben der Begriff der Farbe, so entsteht der Begriff des Sittlichen durch Zusammenfassung dessen, was zuvor die einzelnen praktischen Ideen dargeboten haben. Die vollständige Zusammenfassung giebt aber unmittelbar den Begriff der Tugend, in deren Inhalt dann auch die Gerechtigkeit gehört; während das Recht, wie jede andre praktische Idee in ihrer Sphäre, eine Menge von eigenthümlichen Bestimmungen darbietet, die man zwar in Begriffen absondern und verfolgen kann, aber ohne Bürgschaft für ihre Anwendbarkeit im Leben, so lange nicht auch die andern Ideen sind zu Rathe gezogen worden.

Zweyter Abschnitt.

Analytische Beleuchtung des Naturrechts.

Erstes Capitel.

Von der ältesten Gestaltung des Naturrechts.

§. 55.

Daſs vom Misfallen am Streit die Rechtslehre ausgehn muſs, bezeugt Hugo Grotius, indem er nach Zurückweisung der Behauptung, der Nutzen sey die Quelle des Rechts, die ganze Abhandlung an die Betrachtung des Krieges heftet; dergestalt, daſs er zuerst vom Kriege überhaupt, dann von dessen Ursachen, endlich vom Übergange des Krieges in den Frieden handelt.

Er brauchte nicht zu sagen: der Streit misfällt. Denn dies Misfallen belebt sein ganzes schönes Werk.

Die *societatis custodia, humano intellectui conveniens,* welche er als die Quelle des Rechts nennt, umfaſst allerdings Mehr als das bloſs Rechtliche; und eben dieses beweiset, daſs es ihm noch nicht darum zu thun war, das Naturrecht von der Moral abzureiſsen. Er würde statt des Völkerrechts eine Völkermoral gelehrt haben, wenn er nicht als praktischer Staatsmann hätte lehren und wo möglich wirken wollen. Darum bedient er sich seiner ganzen Gelehrsamkeit, nicht bloſs der profanen, sondern auch der theologischen; er will die stärkste und kräftigste Überzeugung hervorbringen.

Und nicht bloſs von öffentlichen Verhältnissen will er handeln. Gleich Anfangs sagt er ausdrücklich: er schlieſse den Streit im Privatleben nicht aus, der ohne Zweifel mit dem öffentlichen von gleicher Beschaffenheit sey.

Zu den wichtigsten Begriffs-Bestimmungen gehört die gleich folgende: *ius hic nihil aliud quam quod iustum est significat, idque negante magis sensu quam aiente; ut ius sit quod iniustum non est. Est autem iniustum, quod naturae societatis ratione utentium repugnat. — Ab hac iuris significatione diversa est altera, sed ab hac ipsa veniens, quae ad personam refertur, quo sensu ius est, qualitas moralis personae competens ad aliquid iuste habendum vel agendum. — Est et tertia iuris significatio, quae idem valet quod lex, ut sit regula actuum moralium obligans ad id quod rectum est, — non simpliciter ad iustum, quia ius hac notione non ad solius iustitiae, qualem exposuimus, sed et aliarum virtutum materiam pertinet.* Hiebey die Bemerkung über den Begriff des Erlaubten: *permissio autem proprie non actio est legis, sed actionis negatio, nisi quatenus alium ab eo cui permittitur, obligat, ne impedimentum ponat.*

Von der eigentlichen Gerechtigkeit, (der *iustitia expletrix,*) wird richtig die sogenannte attributive gesondert. *Civitas, quae de communi reddit, quod civium quidam in publicum impenderunt, nonnisi expletricis iustitiae officio fungitur.* Hingegen die attributive Gerechtigkeit ist vielmehr Sorge des Wohlwollens.

Die Hauptsache ist, daſs weder von Personen mit ihren Ansprüchen, noch von Gesetzen und Erlaubnissen ausgegangen, sondern in Ansehung der geselligen Verhältnisse zuerst dasjenige für Unrecht erklärt wird, was dieselben unmöglich machen, ihnen durchaus zuwider seyn würde; damit das Recht zu allererst als das

das Gegentheil des Unrechts erkannt werde[1]). Nur das ist hier fehlerhaft, daſs der Begriff der Gesellschaft zu früh kommt, und deshalb der einfachste Begriff des Streits, mithin der hieraus abzuleitende des Unrechts, übersprungen wird. Zwey Personen wären Anfangs schon Gesellschaft genug gewesen; sind ihrer mehrere, so treten sogleich neue Verhältnisse ein[2]).

§. 56.

Ganz vest konnte Grotius auf seiner Basis nicht stehen, so lange nicht zu beyden Seiten des Rechts die Idee der Vollkommenheit, und die der Vergeltung gehörig entwickelt, und das erste Wesentliche der Rechtsgesellschaft, (nämlich die vorbeugenden Maaſsregeln,) genauer bezeichnet war. Dies verräth sich gleich da, wo er die Frage behandelt, *an bellare unquam iustum sit?*

Er sucht Hülfe beym Cicero, zunächst beym dritten Buche *de finibus*, wo die stoische Lehre vom höchsten Gute als vom Begriffe der Naturgemäſsheit abhängig erscheint. Der Satz: *inter prima naturae nihil est, quod bello repugnet*, genügt ihm nun zwar selbst nicht; aber dennoch bedient er sich dessen als bereitend ein günstiges Vorurtheil für den zweyten Satz: *recta ratio ac natura societatis non omnem vim inhibet, sed eam demum, quae societati repugnat, id est, quae ius alienum tollit.* Ist denn nicht schon ein Recht vorhanden vor der Gesellschaft? Falls aber dies eingeräumt war, durfte denn auch dieses Recht mit Zwang behauptet werden, ohne daſs die Befugniſs zum Zwange von der Gesellschaft ausgehe? Mit andern Worten: Giebt es ein Zwangsrecht im Naturstande? Oder muſs man etwa mit dem absoluten Imperative anfangen: Gesellschaft, auch wo sie noch nicht wäre, soll gestiftet werden; und dann fortfahren, was ihre Stiftung oder Erhaltung unmöglich machen würde, ist nicht bloſs Unrecht, sondern es soll auch mit Gewalt zurückgewiesen werden?

---

[1] Praktische Philosophie, erstes Buch, viertes Capitel.

[2] Ebendaselbst, achtes Capitel.

Grotius geht hier[1]) zwar bis auf einen Zustand zurück, wo es noch kein Eigenthum geben möchte; dennoch scheint er sich die Gesellschaft als schon vorhanden zu denken. Er sagt: *Societas eo tendit, ut suum cuique salvum sit communi ope ac conspiratione.* Giebt es denn schon ein *suum cuiusque?* Diese Frage hat erim Sinn, indem er fortfährt: *quod facile intelligitur locum habiturum, etiamsi dominium (quod nunc ita vocamus) introductum non esset. Nam vita, membra, libertas, sic quoque propria cuique essent, ac proinde non sine iniuria ab alio impeterentur.* Also giebt es Urrechte; und diese dehnt er noch weiter aus: *Sic et rebus in medio positis uti, et quantum natura desiderat* (wieviel wohl?) *eas absumere, ius esset occupantis.* (Wie, wenn im Versuch des Vorgreifens Streit entstände?) *Non est ergo contra societatis naturam sibi prospicere, ac proinde nec vis, quae ius alterius non violat, iniusta est.* Das aber eben ist der Fragepunct, wie man Gewalt brauchen könne, ohne das Recht des Andern durch Angriffe auf dessen Glieder und Freyheit — also nach dem Obigen: auf dessen Urrechte, — thätlich zu verletzen? Verschwinden

---

1) *De iure belli et pacis, lib.* 1, *cap.* 2. §. 1, 6.

denn nun diese vorschnell eingeräumten Urrechte, weil er unrecht that? Und wie weit? Verschwinden sie etwa gänzlich, wenn er den Widerstand, um sich im Unrecht zu behaupten, aufs äufserste treibt?

§. 57.

Anstatt diese Schwierigkeiten zu beseitigen, findet sich Grotius gedrückt vom *ius divinum voluntarium.* Bey der Gelegenheit hilft er sich zunächst durch den Satz: *natura non iniquum est, ut quantum quisque fecit mali, tantundem patiatur* [1]). Also die Idee der Billigkeit begränzt den Zwang: und hiemit fällt der Zwang unter den Begriff der Strafe [2]).

Anderwärts aber meint er wiederum, dieses Auskunftsmittels entbehren zu können. *Si corpus impetatur vi praesente cum periculo vitae non aliter vitabili, tunc bellum privatum esse licitum etiam cum interfectione periculum inferentis diximus. Notandum est, ius hoc defensionis, per se ac primario, nasci ex eo, quod natura quemque sibi commendat, non ex iniustitia aut peccato alterius unde periculum est. Quare etiamsi ille peccato careat, puta quod bona fide militet, aut alium me putet quam sim, aut quod insania aut insomniis agitetur, non eo tolletur ius se tuendi, cum sufficiat quod ego non teneor, id quod ille intentat, pati. An et innocentes, qui interpositi defensionem aut fugam, sine qua*

---

1) *ibid. cap.* 2, §. V, 3.

2) Praktische Philosophie, erstes Buch, neuntes Capitel. Man hat sich gewöhnt, das Wort Billigkeit in einem ganz falschen Sinne zu nehmen, nämlich für unvollkommnes Recht, dessen Dunkelheit dadurch noch dunkler wird. Billigkeit heifst soviel als gebührende Vergeltung; sie geht auf Lohn und Strafe.

evadi mors non potest, impediunt, transfodi aut obteri possint, disputatur[1]).

Es wird noch in ähnlicher Art disputirt. **Pölitz** lehrt: Der Mensch muſs eher verhungern als stehlen; und das Sprichwort: Noth kennt kein Gebot, kann weder durch die Pflichtenlehre noch durch die Rechtslehre entschuldigt, geschweige denn begründet werden[2]). **Rehberg** dagegen sagt: „Man mag wohl fragen, ob derjenige, der an einen Baum, dessen Früchte ihm die einzigen Nahrungsmittel darböten, nicht hinanzureichen vermag, einen Andern, der längere oder behendere Glieder hätte, zwingen dürfe, sie ihm zu reichen. Nach dem Kantischen Principe muſs es verneint werden. Aber wird nicht hiedurch schon der gesunde Menschenverstand genöthigt, das System aufzugeben?"[3])

Was über Streitfragen dieser Art zu sagen ist, muſs um so mehr in der praktischen Philosophie nachzulesen Jedem überlassen bleiben, da Alles auf die Stelle ankommt, welche solchen Gegenständen im System angewiesen wird[4]). Hier mag nur Folgendes bemerkt werden.

§. 58.

Der Satz: *natura quemque sibi commendat*, heiſst entweder mit andern Worten, jeder sorge für sich selbst. Dieser Imperativ stammt aus der Idee der Vollkommenheit, und hat **an sich** mit dem Rechte nichts zu thun.

---

[1]) *l. c. libr.* 2, *cap.* 1. §. III. IV.

[2]) Pölitz Naturrecht §. 26 (im ersten Bande des Werks über Staatswissenschaften). Er bemerkt es als eine der sonderbarsten Erscheinungen, daſs das Nothrecht die Denker theile.

[3]) Rehberg sämmtliche Schriften, 1. Band, S. 88.

[4]) Man vergl. zunächst prakt. Philos. I, 6 am Ende.

Oder er weiset hin auf die natürlichen Strebungen, die iede Übereinkunft, in dem Maafse als sie ihnen zuwider liefe, unsicher machen würden.

Der andre Satz: *ego non teneor, id quod ille intentat pati*, ist im Namen Beyder gesprochen, die *bona fide*, mithin unabsichtlich, und weder übelwollend noch in der Meinung, Unrecht zu thun, in Streit gerathen. Der Streit misfällt! Aber jener Satz erhitzt Beyde zum Streit; und nicht blofs in äufsersten Nothfällen.

Dafs der Begriff der Urrechte überall kein exacter wissenschaftlicher Begriff ist, sondern nur als mehr oder weniger der Wahrheit sich annähernd darf gestattet werden, ist längst gezeigt ¹).

Casuistische Fragen mag man denen überlassen, welche sich befugt halten, Collisionen zu leugnen. Die Fragen erneuern sich immer; ungeachtet aller vorgeblichen Entscheidung; sie schaden der Wissenschaft, indem sie das in einander ziehen, was nur abgesondert eine genau bestimmte Beurtheilung zuläfst. Etwas Falsches zu lehren, ist weit bedenklicher, als in Augenblicken der Noth einen Fehlgriff zu thun, der in den Umständen mehr oder weniger Entschuldigung finden würde, weil deren richtige Auffassung schwierig ist.

Solchen Lebenslagen, worin die casuistischen Fragen ihren Anlafs finden, soll nach Möglichkeit vorgebeugt werden. Das ist der Satz, welchen die Wissenschaft zu entwickeln, und der Mensch zu befolgen hat.

---

1) Prakt. Philos. S. 175. Grotius hält auch das Urrecht der Freyheit nicht für unveräufserlich, sondern so beschaffen: *ut natura quis servus non sit; non ut ius habeat ne unquam serviat; nam hoc sensu nemo liber est. Libr.* 2, *cap.* 22, §. XI.

§. 59.

Wie das Recht der Selbsthülfe da wegfällt, wo ein Richterspruch wirksam eintreten kann[1]: so soll auch eine untergeordnete Obrigkeit nicht anders als im höchsten Nothfall kriegerische Maaſsregeln ohne Zustimmung der obersten Staatsgewalt treffen[2]. Dies hängt schon mit der Unterscheidung des *bellum solenne* und *minus solenne* zusammen.

Die oberste Staatsgewalt ist zu erkennen an der gesetzgebenden, ausführenden, richterlichen Macht, und an der Abhängigkeit der von ihr eingesetzten Beamten, und niederen Behörden.

Atque hoc loco primum reiicienda est eorum opinio, qui ubique et sine exceptione summam potestatem esse volunt populi, ita ut ei reges, quoties imperio suo male utuntur, et coercere et punire liceat: quae sententia quot malis causam dederit, et dare etiamnum possit, penitus animis recepta, nemo sapiens non videt[3]. — *Nec verum est, omnes reges a populo constitui; quod exemplis patrisfamilias, advenas sub obediendi lege acceptantis, et gentium bello devictarum satis intelligi potest*[4]. Solchen Sätzen, wie: *regimen omne eorum qui reguntur, non qui regunt, causa esse paratum, — liberos homines in commercio non esse, — si quos populos rex bello quaesierit, cum eos non sine civium sanguine ac sudore quaesierit, civibus quaesitos potius credi debere quam regi*, ist Grotius nicht günstig; es heiſst bey ihm: *in civilibus nihil est quod omni ex parte incommodis careat, et ius non ex eo*

---

[1] Grotius *l. c. lib.* I, *cap.* 3. §. II. 1.

[2] *l. c.* §. IV, 2, 3.

[3] *l. c.* §. VIII, 1.

[4] *l. c.* §. VIII, 13.

quod optimum huic aut illi videtur, sed ex voluntate eius unde ius oritur metiendum est [1]). *Ita vita humana est, ut plena securitas nunquam nobis constet. Adversus incertos metus a divina providentia, et ab innoxia cautione, non a vi praesidium petendum est* [2]). Das letztere wird gesagt gegen Kriege aus politischer Besorgniſs wegen anwachsender Macht andrer Staaten.

§. 60.

Der häufige Übergang von öffentlichen zu Privatverhältnissen, und rückwärts, bestätigt es, daſs Grotius sich die Gesellschaft immer schon als vorhanden, nur nicht immer augenblicklich wirksam denkt. So bleibt zwar der unpraktische Begriff eines Naturstandes vor, und auſser aller Gesellschaft vermieden. Das Naturrecht aber schwankt bei ihm, indem es sich bald mehr bald weniger von der Tugendlehre absondert. *Ius naturae, quatenus legem significat, non ea tantum respicit, quae dictat iustitia, quam expletricem diximus, sed aliarum quoque virtutum, ut temperantiae, fortitudinis, prudentiae actus in se continet, ut in certis circumstantiis non honestos tantum sed et debitos* [3]). Die bloſse *iustitia expletrix* würde, meint er, wohl gestatten, einen Dieb zu erschieſsen, wenn derselbe in schneller Flucht mit dem gestohlenen Eigenthum forteilte, und sonst nicht zu erreichen wäre. Allein den Unterschied zwischen dem Diebstahl bey Tage und bey Nacht findet er darin: der Gesetzgeber wolle nicht, daſs bloſs wegen entwendeter Sachen Jemand getödtet werde; da nun bei Nacht seltener Zeugen vorhanden sind, so müsse man eher demjenigen glauben, der nur wegen eigener Lebensgefahr den Dieb getödtet zu haben vorgebe. Um aber wo möglich Zeugen zu finden, solle der, welcher den Dieb greift, dies durch Schreyen kund machen. In den Fällen, wo das Gesetz gestatte, den Dieb zu tödten, sey nur die Strafe aufgehoben, aber nicht ein Recht ertheilt. *Lex ius necis non habet in omnes cives ex quovis delicto, sed demum ex delicto tam gravi, ut mortem mereatur*[1]).

---

[1]) *l. c.* §. XVII, 2.

[2]) *l. c. lib.* 2, *cap.* 1, §. XVII.

[3]) *l. c. lib.* 2. *cap.* 1, §. IX.

Was den Unterschied des *bellum privatum* und *publicum* anlangt, so bestimmt er ihn so: *In privato bello ius quasi momentaneum est, et cessat simulatque iudicem adiri res patitur. At publicum, quia non oritur nisi ubi non sunt aut cessant iudicia, tractum habet, et perpetuo fovetur accedentibus novis damnis et iniuriis. Praeterea in bello privato ferme defensio mera consideratur: at publicae potestates cum defensione et ulciscendi habent ius: unde illis licet praevenire vim non praesentem, sed quae de longo imminere videatur, non directe (quod iniustum), sed indirecte ulciscendo delictum coeptum iam, sed non consummatum*[2]).

§. 61.

Die fernere Betrachtung möglicher Ursachen des Krieges führt nun auf die Lehre vom Eigenthum. Wie entstand dasselbe? Antwort: *Non animi actu solo: neque enim scire alii poterant quid alii suum esse vellent; et idem velle plures poterant: sed pacto quodam aut expresso, ut per divisionem, aut tacito, ut per occupationem.*

---

1) *l. c. lib.* 2, *cap.* 1, §. XIV.

2) *l. c.* §. XVI.

Simulatque enim communio displicuit, nec instituta est divisio, censeri debet inter omnes convenisse, ut quod quisque occupasset, id proprium haberet [1]).

Die Worte *censeri debet*, sagen deutlich genug, daſs hier auf die historische Einkleidung, und auf die *primaeva communio rerum* nicht in sofern Gewicht zu legen ist, als ob davon die Erklärung der Occupation abhinge. Da aber Grotius anerkennt, daſs Übereinkunft dem Eigenthum zum Grunde liegend muſs gedacht werden: so folgt, daſs er von der Übereinkunft früher hätte handeln müssen, worauf die Frage, wie es dingliche Rechte geben könne, die nicht auf bestimmte Personen beschränkt sind, erst in ihr wahres Licht würde getreten seyn. Mit dem Vorbehalt, hierauf zurückzukommen, wenden wir uns sogleich zu seiner Lehre von den Versprechungen.

§. 62.

Hier kommt uns sogar der Satz entgegen, daſs auch bey den Gesetzen eine ähnliche Basis anzunehmen ist. Denn indem er die Behauptung zurückweiset, die verbindende Kraft der Verträge komme von den Gesetzen, sagt er: *tum ratio nulla reperiri potest, cur leges, quae quasi commune pactum sunt populi, obligationem pactis possint addere* [2]). Ferner entwickelt er die gradweise Verschiedenheit des mehr oder minder entschlosseuen Wollens, welches Jemand durch seine Worte oder Zeichen kund giebt; daher nicht jede Äuſserung dieser Art dem Andern schon ein bestimmtes Recht giebt. Alsdann folgen die bekannten Fragen über Irrthum und Furcht; über unerlaubte Verträge, über Beschränkung durch die Gesetze. Nach den allgemeinen Lehren hierüber[1]) handeln die darauf folgenden Capitel von den Contracten und vom Eide. Auf solche Weise trit die Betrachtung aus dem Kreise der eigentlichen Rechtsbegriffe hinaus. Vom Eide ist dies an sich klar, da hiebey die Religion vorausgesetzt wird: aber nicht minder gilt es von den Contracten. Denn:

---

[1]) *l. c. lib.* 2, *cap.* 2, §. 11, 5.

[2]) *l. c. lib.* 2, *cap.* 11, §. 1, 3.

In contractibus natura aequalitatem imperat, et ita quidem, ut ex inaequalitate ius oriatur minus habenti. Quod enim promittunt aut dant, credendi sunt promittere aut dare tanquam aequale ei quod accepturi sunt, utque eius aequalitatis ratione debitum[2]).

Es ist offenbar, dafs dies gar nicht aus der Natur einer Übereinkunft kann geschlossen werden; auch wird oft genug die Noth des Einen der Vortheil des Andern, ohne dafs ein Kauf oder Tausch darum ungültig wäre. Allein die positiven Gesetze zeigen sich für solche Fälle, wo die Noth absichtlich erkünstelt wird, einstimmig mit Grotius; nämlich durch die harten Strafen des Dardanariats[3]). Und als künstlich übertrieben wird ohne Zweifel die Noth auch da angesehen, wo Capitalien genug vorhanden sind, aber der Gebrauch durch hohe Zinsen erschwert ist. Indem nun die Gesetze gegen Wucher eben so wie die gegen Dardanariat zu den Polizeygesetzen gerechnet werden, zugleich aber historisch bekannt genug ist, dafs die Volksstimme solche

---

[1]) *l. c. lib.* 2, *cap.* 11.

[2]) *l. c. lib.* 2, *cap.* 12. §. VIII, XI.

[3]) Feuerbach Lehrbuch des peinlichen Rechts. §. 441.

Gesetze durchaus fodert[1]): erkennt man hierin, (was freylich ohnehin klar ist.) daſs die Idee der Billigkeit gebietend auftrit, und hiedurch in dem Naturrecht einen Platz erlangt, den die bloſse Idee des Rechts nicht hätte ausfüllen können. Es soll nämlich Keiner dem Andern durch erkünstelte Noth absichtlich wehe thun: wer es thut, verdient Strafe, auch wenn er nicht Rechte gekränkt hat. Kornwucher und Zinswucher rauben Keinem das, was schon sein war: aber sie schaden absichtlich, und das verdient Vergeltung.

§. 63.

Vermischung der Billigkeit mit dem Rechte, und ebendeshalb mangelhafte Entwickelung dessen, was die Idee des Rechts für sich allein ergiebt, möchte nun wohl auch dort als Erklärungsgrund anzunehmen seyn, wo Grotius, wie vorhin bemerkt, (§. 61) der Occupation zwar richtig eine vorauszusetzende Überlassung zum Grunde legt, aber die Natur des dinglichen Rechts doch unerklärt läſst; und nun auf Beschränkungen des Eigenthums kommt, deren Nachahmung bey neuern Schriftstellern noch unbegreiflicher ausfällt.

Er sagt nämlich: *Videamus ecquod ius communiter hominibus competat in eas res, quae iam propriae aliquorum factae sunt. Quod quaeri mirum forte aliquis putet, cum proprietas videatur absorpsisse ius illud omne, quod ex rerum communi statu nascebatur. Sed non ita est. Spectandum*

---

[1] Ohne Gesetze gegen die wucherlichen Zinsen würde die Spannung zwischen Reichen und Armen noch gröſser, und das Anleihen fremden Geldes noch leichtsinniger durch die Bereitwilligkeit der Darleiher werden. Dagegen kann die Staatsklugheit wohl schwerlich etwas Trifftiges einwenden.

enim est, quae mens eorum fuerit qui primi dominia singularia introduxerint: quae credenda est talis fuisse, ut quam minimum ab aequitate naturali recesserit. Nam si scriptae etiam leges in eum sensum trahendae sunt quatenus fieri potest, multo magis mores, qui scriptorum vinculis non tenentur. Hinc primo sequitur, in gravissima necessitate reviviscere ius illud pristinum rebus utendi, tanquam si communes mansissent; quia in omnibus legibus humanis, ac proinde et in lege dominii, summa illa necessitas videtur excepta. Hinc illud, ut in navigatione, si quando defecerint cibaria, quod quisque habet in commune conferri debeat. Sic et defendendi mei causa vicini aedificium orto incendio dissipare possum; et funes aut retia discindere in quae navis mea impulsa est, si aliter explicari nequit. Quae omnia lege civili non introducta sed exposita sunt. Nam et inter theologos recepta sententia est, in tali necessitate si quis quod ad vitam suam necessarium est sumat aliunde, eum furtum non committere; cuius definitionis non haec causa est, quam nonnulli afferunt, quod rei dominus et caritatis regula rem egenti dare tenetur, sed quod res omnes in dominos distinctae cum benigna quadam receptione primitivi iuris videantur. Nam si primi divisores interrogati fuissent quid de ea re sentirent, respondissent quod dicimus[1].

§. 64.

Grotius scheint übersehen zu haben, daſs bei so billigen Gesinnungen, wie er der ursprünglichen Theilung zum Grunde legt, die groſse Ungleichheit des Eigenthums, die in jedem bestimmten Zeitpuncte rechtskräftig ist, nicht hätte entstehen können. Es ist also kein Wunder, daſs neuere Schriftsteller ihm hierin

---

[1] *l. c. lib.* 2, *cap.* 2. §. VI.

nicht folgen. Wenn aber behauptet wird, der Grund des Eigenthumsrechts beruhe eigentlich auf der Vorstellung des Berechtigten, daſs eine Sache sein Gut sey, und nur durch ausschlieſsenden Gebrauch ihm als Mittel dienen könne: so ist vollends nicht einzusehen, woher denn Beschränkungen des Eigenthums durch Anderer Nothgebrauch und unschädlichen Gebrauch kommen sollen[1]).

Der *animus habendi* des Eigenthümers kann sich Beydem widersetzen; und was die **Beurtheilung** des unschädlichen Gebrauchs anlangt, so hat er gewiſs Ursache, diese nicht jedem Andern einzuräumen.

Hufeland fragt gegen Grotius: bey welcher Sache läſst sich die Einwilligung der Andern gehörig beweisen[2])? Die Antwort ist: Jeder Dritte soll das Rechtsverhältniſs, wodurch zwey Personen unter sich den Streit vermeiden, mit Respect betrachten; dieser Respect wächst immer, je gröſser das System der vorhandenen Rechtsverhältnisse unter vielen Personen schon geworden ist. Daher gilt das dingliche Recht gegen jeden Dritten; obgleich ursprünglich eine Überlassung zum Grunde lag, ohne welche die bloſse Occupation und der bloſse *animus habendi* nichts gegolten hätte. Auf diese Weise gehen Rechtsverhältnisse von einer Generation zur andern über, ohne daſs nach einer ersten Theilung gefragt wird. Der Respect für sie steigt mit der Sicherheit, die sie gegen den Streit gewähren können; er sinkt, wenn sie ungeschickt sind die Gemüther

---

1) Z. B. bey Hufeland. Naturrecht §. 225 und §. 246.

2) Ebendaselbst §. 224.

in Frieden zu erhalten. Daher dürfen die Rechtsverhältnisse nicht in solchen Fällen, wo sie jedes menschliche Gefühl empören würden, streng behauptet werden; und der Fehler, der im Nothgebrauche liegt, kann sich bis zum Unbedeutenden vermindern[1]).

§. 65.

Daſs nun das dingliche Recht ein solches ist, wie es durch die Überlassung wird; daſs besonders das Eigenthum sehr mannigfaltigen Beschränkungen kann unterworfen werden[2]), unter denen die Oberhoheit des Staats die wichtigste ist; daſs bey langem Nichtgebrauch des Berechtigten die Zeit unter gewissen Umständen das Recht unsicher macht[3]), (worin sich manche Neuere nicht finden können, während doch die Verjährung sonst auch nicht ins positive Recht hätte Eingang finden dürfen,) darüber sagt Grotius viel Treffendes; merkwürdig aber ist, daſs er auch die Testamente als zum Naturrecht gehörig ansieht, indem er sie als eine bedingte und widerrufliche Veräuſserung des Eigenthums darstellt[4]). Die Intestat-Erbfolge gilt ihm für den vermuthlichen letzten Willen des Erblassers[5]).

Über das Recht der Eltern auf ihre Kinder erklärt er sich so: *aequum est, ut qui se regere non potest regatur aliunde; at alius naturaliter inveniri non potest, cui regimen competat quam parentes.* Doch soll dies nur für die frü-

---

1) Praktische Philosophie, erstes Buch, sechstes u. achtes Capitel.

2) *De iure b. et p. lib.* 2, *cap.* 3, §. XIX, 2 u. anderwärts.

3) *ibid. cap.* 4.

4) *ibid. lib.* 2, *cap.* 6, §. XIV.

5) *ibid. cap.* 7, §. III.

here Zeit gesagt seyn: die alte Römische *patria potestas* bezeichnet er deutlich genug als tyrannisch [1]. Übrigens ist er bey den Familienrechten ungewöhnlich kurz; und bringt mit diesen die Stimmenmehrheit in Collegien und die Frage von dem Rechte der Auswanderung in dasselbe Capitel, welches überhaupt von der ursprünglichen Erwerbung der Rechte auf Personen handelt.

§. 66.

Indem Grotius von den Alimenten als von einer nicht ganz strengen Schuldigkeit der Eltern spricht, während doch der Staat durch Verpflichtung zu denselben, so wie durch Mäſsigung der väterlichen Gewalt, durch Vormundschaft u. s. w. sich der Kinder annimmt: konnte er sich veranlaſst finden, an die Foderungen des Platon zurückzudenken, nach welchen der Staat auch auf die Erziehung einen entscheidenden Einfluſs ausüben soll; wie es zum Theil nach heutigen Gesetzen (z. B. wo die Eltern genöthigt werden ihre Kinder zur Schule zu schicken) wirklich der Fall ist. Dies würde ihn auf sehr wichtige Fragen über Familienrecht und Anspruch des Staats geführt haben; welche auch auf die Erbschaften sich beziehen, indem es dem Staate nicht gleichgültig seyn kann, nach welchen Regeln die Gütervertheilung, und hiemit das Verhältniſs der Reicheren und Ärmeren sich richtet. So leichte Gründe, wie z. B. die gröſsere Liebe der Eltern zu den Kindern als umgekehrt, um daraus zu beweisen, daſs vielmehr Descendenten als Ascendenten die natürlichen Erben seyen[1]), würden neben jenen wichtigen Fragen nicht sehr in Betracht kommen.

---

[1] *ibid. cap.* 5. §. II - VII.

Aber auch anderwärts, wo er sich auf sehr specielle Fragen über Interpretation, und über *obligationes ex delicto* und *quasi ex delicto* einläſst[2]), verräth sich die juristische Casuistik, welche zwar dem täglichen Leben höchst nöthig, der philosophischen Untersuchung aber in sofern nachtheilig ist, als sie die Aufmerksamkeit von den Hauptbegriffen abzieht, und die Untersuchung als geendigt erscheinen läſst, wenn die laufenden Geschäffte abgemacht sind.

Von dieser Seite angesehen, hat Grotius zur Absonderung der Moral und des Naturrechts mitgewirkt; so vielfältig er übrigens durch Vergleichung der heil. Schriften beyde in Verbindung setzt.

§. 67.

Was das eigentliche Staatsrecht anlangt, — die Lehre vom Zusammenwirken der Staatsgenossen, und von den daraus entspringenden Rechtsverhältnissen, — so findet man davon bey Grotius fast nur einige rhapsodische Bemerkungen; obgleich die Elemente des Staats, nämlich Gesellschaft und höchste Gewalt, ihm beständig vorschweben. Die verschiedensten Staatsformen nimmt er als ein Gegebenes an; gleichwohl stöſst er zuweilen auf Puncte, die ihm ein starkes Miſsfallen an dem, was

---

1) *ibid. cap.* 7, §. V.

2) *ibid. cap.* 16, 17. Auch die Accession, Confusion, Specification, u. s. w. behandelt er (im achten Capitel) mehr ins Einzelne gehend, als man von einem Werke über Krieg und Frieden erwarten möchte.

oft genug als historisch gegeben vorkommt, abnöthigen. So lehrt er in dem Capitel *de acquisitione derivativa facto hominis, ubi de alienatione imperii, et rerum imperii*[1]) zuerst ganz einfach: *Sicut res aliae, ita et imperia alienari possunt ab eo, cuius in dominio vere sunt; id est, a rege, si imperium in patrimonio habeat: alioquin a populo, sed accedente regis consensu.* Gleich darauf aber erklärt er sich lebhaft gegen willkührliche Veräuſserungen von Theilen des Reichs. *In partis alienatione aliud insuper requiritur, ut etiam pars, de qua alienanda agitur, consentiat. Nam qui in civitatem coeunt, societatem quandam contrahunt. — Sic vicissim parti ius non est, a corpore recedere. — Nec dicat mihi aliquis, imperium esse in corpore, tanquam in subiecto, ac proinde alienari ab eo posse ut dominium etc.*

Anderwärts hält er sehr strenge auf den Satz, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. So in dem Capitel *de causis iustis ut bellum geratur ab his qui sub alieno imperio sunt.* Hier heiſst es zuerst: *Si edicitur ipsis, ut militent, quod fieri solet, siquidem constat ipsis iniustam esse belli causam: abstinere omnino debent.* Damit begnügt er sich noch nicht; sondern er fährt fort: *Si dubitent, res licita sit necne, eritne quiescendum an parendum? Parendum plerique censent. Non caret tamen hoc sua difficultate. Pars tutior est, abstinere bello. Neque obstat, quod ex altera parte periculum est inobedientiae. Nam cum utrumque incertum sit (nam si iniustum est bellum, iam in eius vitatione nihil est inobedientiae) caret peccato, quod ex duobus minus est. Inobedientia autem in eiusmodi rebus suapte*

---

1) *lib.* 2. *cap.* 6. Schon die Überschrift zeigt die Vermischung der öffentlichen mit den Privatverhältnissen.

natura minus malum est quam homicidium, praesertim multorum innocentium. Nec magni ponderis est, quod contra nonnulli adferunt, fore, ut, id si admittatur pereat saepe respublica, quia plerumque non expediat rationes consiliorum edi populo. Ut enim hoc verum sit de causis suasoriis belli, de iustificis verum non est, quas oportet claras esse et evidentes, et proinde tales quae palam exponi et possint et debeant[1].

Welche Folgen aus dieser Lehre in Ansehung der bewaffneten Macht könnten gezogen werden, das hat Grotius wohl schwerlich vollständig überlegt. Selbst das Gegentheil aber kommt in Betracht; dies nämlich, daſs die Volksstimme, wenn sie einmal das Recht zum Kriege prüfen zu dürfen glaubt, alsdann zu ungerechten Kriegen den Herrscher fortreiſsen kann; und vollends bey gerechter Sache die abrathenden Klugheitsgründe nicht gehörig erwägen wird. An kriegslustige Völker scheint Grotius bey diesem Gegenstande gar nicht gedacht zu haben.

§. 68.

Das Völkerrecht, als Analogon des Privatrechts, berührt Grotius bey allen sich darbietenden Gelegenheiten. Schon dort, wo er von den Beschränkungen des Eigenthums handelt (§. 63.): fodert er die Zugänglichkeit eines Volks für fremde Personen und Sachen in einer Ausdehnung, welche dem Völkerrechte eine sehr breite Basis geben würde, wenn sie von Bedenklichkeiten frey wäre. Länder, Flüsse, Meere, sollen bey gerechter Ursache zum Durchgange offen stehn; also für Vertriebene, oder des Handels wegen, oder in einem gerechten Kriege. *Neque recte excipiet aliquis me-*

---

[1] *lib.* 2, *cap.* 26, §. III. IV.

tuere se multitudinem transeuntium. Ius enim meum metu tuo non tollitur: eoque minus, quia sunt rationes cavendi. Etiam metus ab eo, in quem bellum iustum movet is qui transit, ad negandum transitum non valet.

Auf ähnliche Weise würde jedes Haus zum Durchgange offen stehen. Die Möglichkeit des Misbrauchs, die Schwierigkeit denselben zu unterscheiden und zu verhüten, die endlosen Streitigkeiten, denen vielmehr das Recht vorbeugen soll, alles dies spricht gegen Grotius, und beschränkt die Foderung auf Nothfälle einer unvermeidlichen Nachgiebigkeit, die nicht einmal als Beyspiele für die Folge gefahrlos sind.

Er aber geht in seiner Consequenz von Personen auf Sachen über; denen gleichfalls freyer Durchgang rechtlich gestattet werden soll, ohne Zölle, wenn nicht Leistungen dadurch vergütet werden. Hätte er für solche Foderungen die Billigkeit, und das Wohlwollen als Princip des Verwaltungssystems, aufgerufen: so würde das Wahre des Gedankens sich leichter hervorheben und näher bestimmen lassen als jetzt, da er im Namen des Rechts zu reden unternimmt; welches Recht er doch nicht sicherer zu begründen wuſste als durch den Satz: *spectandum est, quae mens eorum fuerit qui primi dominia singularia introduxerunt, quae credenda est talis fuisse, ut quam minimum ab aequitate naturali recesserit.*

Endlich verlangt er sogar die Erlaubniſs der Wohnsitze, und Occupation der leerstehenden Plätze; die Befugniſs für billige Preise das Nöthige zu kaufen; desgleichen die Befugniſs eheliche Verbindungen zu suchen; und zwar dergestalt, daſs von mehreren fremden Völkern keins soll ausgeschlossen werden.

§. 69.

Daſs Verhältniſse dieser Art sich nicht so ganz von selbst verstehen, als ob es Urrechte wären, und daſs es nicht überflüssig ist, sich ihrentwegen nach Verträgen umzusehen, bemerkt Grotius späterhin da, wo er von Bündnissen und Sponsionen die mancherley Arten unterscheidet. Es giebt nach ihm Bündnisse, die eben das vestsetzen was dem Naturrechte gemäſs ist; er sagt, sie seyen ehemals häufig und gewissermaaſsen nothwendig gewesen; denn sonst habe auch ohne Krieg zwischen Völkern diejenige Unsicherheit der Personen und des Eigenthums geherrscht, welche sich unter andern in der für rühmlich gehaltenen Seeräuberey zu erkennen gebe [1]. Es versteht sich von selbst, daſs Verträge der Art geschlossen werden sollen, um dem Streite vorzubeugen, in wiefern überhaupt Berührung unter den Völkern vorhanden ist; und daſs sie um desto löblicher sind, je mehr äuſsere Freyheit sie gewähren (nach der Idee der Vollkommenheit), je freundlichern Umgang sie einleiten (gemäſs dem Wohlwollen), und je mehr nützlichen Verkehr sie eröffnen (nach Anleitung der Billigkeit).

§. 70.

Allein Grotius erinnert hiebey selbst an gefährliche Verwickelungen, von denen einige sich eben so in Privatverhältnisse einzuschleichen pflegen, eine andere aber, wiewohl nicht ausschlieſsend doch vorzugsweise, dem Völkerrechte eigen ist [2].

1) Bündnisse, welche über die Vermeidung des

---

[1] *lib.* 2, *cap.* 15, §. V, 1.

[2] *ibid.* §. VII, XIII, XV, XVI.

Streits hinaus gehn, können ohne Bedenken unter der Voraussetzung der Gleichheit des Rechts auf beyden Seiten, geschlossen werden. Sobald aber der Schwächere dem Stärkern mehr zu leisten, oder seinetwegen mehr zu unterlassen hat, als ihm von der andern Seite vergolten wird: ist das Verhältnifs unsicher, weil es Gefahr einer fortschreitenden Unterordnung droht.

2) Ist ein Theil mit Mehrern verbündet: so entsteht oft die Frage nach dem Vorrang der Bündnisse, besonders wenn die andern entweder unter sich oder mit noch andern in Krieg gerathen. Dagegen ist bey jeder Anhäufung von Rechtsverhältnissen Vorsicht nöthig. Am schlimmsten ist, dafs die Beurtheilung, wer von den Streitenden Recht habe, nicht immer kann abgelehnt werden.

3) Hat ein Theil das Bündnifs verletzt: so behauptet zwar Grotius, der andre Theil sey nicht mehr daran gebunden. Allein es macht schon Schwierigkeit, die Gröfse der Verletzung zu schätzen, und mit der Wichtigkeit des ganzen Bündnisses zu vergleichen; überdies aber führt diese Regel geradehin zur Erneuerung eines rechtlosen Zustandes.

4) Bey Völker-Verträgen sind Mittelspersonen noch weit gewisser unvermeidlich, als im Privatleben; und wenn die Verabredung der letztern nicht genehmigt wird, läfst sich nach Verlauf der Zwischenzeit kaum noch Wiederherstellung in den vorigen Stand erwarten.

§. 71.

Die Fragen wegen der Auslegung führen neue Verlegenheiten herbey; unter andern folgende, welche mit dem Vorstehenden zusammenhängen.

1) *Utriusque populi socii ab utroque populo tuti sunto.* (So hatten Rom und Karthago verabredet.) Später nimmt eins der beyden Völker ein drittes in sein Bündniſs auf; das andre klagt über irgend ein vom dritten erlittenes Unrecht, und bekriegt dasselbe. Soll nun die obige Verabredung nur von den damaligen *sociis* gelten? So entscheidet Grotius, *quia agitur de foedere rumpendo, quae odiosa est materia; et de adimenda Carthaginiensibus libertate, eos qui iniuriam ipsis fecisse crederentur, armis cogendi; quae libertas est naturalis, nec temere abdicata censetur* [1].

Wüſste man nicht, daſs von Rom und Karthago die Rede ist: so möchte wohl einleuchten, daſs ein Paar Völker, die ernstlich Frieden wollen, auch die beyderseitigen *socios*, gleichviel ob frühere oder spätere, in Ruhe lassen müssen. Der Sinn der Übereinkunft ist nun freylich nicht der, daſs Eins vom *socius* des Andern sich Alles müsse gefallen lassen, ohne sich zu vertheidigen; aber vor thätlicher Vertheidigung muſs dem Andern der Fall vorgelegt, und Alles angewandt werden um zum Einverständniſs zu gelangen. Derjenige, welcher mit zweyen im Bündnisse bleiben soll, ist nothwendiger Vermittler ihrer Streitigkeiten, da er nicht ohne Widerspruch beyde zugleich unterstützen kann. Wer neutral bleibt, ist schon in Gefahr, mit beyden zu brechen; wenigstens kann alsdann die obige Vereinbarung ihren Zweck, nämlich vollständige Sicherung des Friedens nicht erreichen.

Schon hieraus ergiebt sich, daſs nach der Natur der Sache das Völkerrecht zu fortwährenden Unterhandlungen unter den Regenten hinführt.

---

[1] *lib.* 2, *cap.* 16. §. XIII.

2) Wenn das Oberhaupt des Staates sich ändert, wenn selbst eine andere Verfassung eintrit: gelten dann noch die zuvor geschlossenen Verträge? — Grotius bejaht zwar die Frage, aber mit der Ausnahme, wenn der Vertrag auf der Eigenheit früherer Einrichtung beruhte. Dies also will untersucht seyn.

§. 72.

Wo Unterhandlung und gemeinsame Untersuchung nöthig ist, da müssen zu diesem Behuf Personen beglaubigt und bevollmächtigt, alsdann angenommen und gegen Verletzung geschützt werden. Ein *ius gentium voluntarium* hatte Grotius hier schwerlich Grund zu unterscheiden vom natürlichen Rechte [1]. Passender ist diejenige Unterscheidung, welche von den Absendern ausgeht, denn höher als diese, können die Gesandten nicht stehen. Daher Schwierigkeiten im Bürgerkriege, wo beyde Partheyen sich die rechtmäſsige Gewalt beylegen, die andere aber nicht den unabhängigen Regierungen gleich stellen, folglich auch nicht als im Namen einer solchen, Gesandte von ihr annehmen wollen. Andere Schwierigkeiten können aus dem Betragen der Gesandten und ihrer Begleiter entstehen [2].

§. 73.

Vom Kriege ist, ohne auf dessen ungerechte, zweifelhafte oder gerechte und zulängliche Ursachen [3], auf das in demselben erlaubte oder unerlaubte Verfahren durch List oder Gewalt[1]), hier einzugehen, zuvörderst der Hauptpunct zu bemerken: daſs während desselben eine Gleichstellung der kriegführenden Mächte entsteht, vermöge deren nicht mehr gefragt wird, auf welcher Seite das Recht sey, sondern einerley Kriegsgebrauch auf beyden Seiten zulässig erachtet wird[2]).

---

[1] *lib.* 2, *cap.* 18, §. I.

[2] *ibid.* §. IV.

[3] *lib.* 2, *cap.* 22 - 26.

Schon diese Gleichstellung ist ein Verlust für Den, welcher die gerechte Sache hat; es kommt hinzu, daſs fremde Ehrenpuncte das öffentliche Urtheil von der ursprünglichen Frage ablenken, nämlich solche, die aus der Tapferkeit und Klugheit während der Führung des Krieges entspringen.

Grotius führt eine falsche Auslegung an, zu welcher die im Kriege entstandene Gleichheit führen kann. *Sunt qui videntur existimare, res bello captas, etiam si iusta belli causa non adfuerit, reddendas non esse, eo quod bellantes inter se, cum bellum inierunt, ista capientibus donasse intelligantur. Sed nemo suum iactare praesumitur; et bellum per se longe abest a contractuum natura. Ut vero pacati populi certi quid haberent quod sequerentur, nec bello implicarentur inviti, sufficiebat introductio externi dominii, quod cum interna restitutionis obligatione potest consistere. — Sed et qui rem bello iniusto captam ab alio penes se habet, tenetur eam reddere*[3]).

---

[1]) *lib.* 3, *cap.* 1.

[2]) *lib.* 3, *cap.* 4, §. III. IV. Von Räubern heiſst es dagegen: *Non habent specialem istam communionem, quam inter hostes in bello solenni et pleno introduxit ius gentium* *lib.* 3, *cap* 19, §. II.

[3]) *lib.* 3, *cap.* 10. §. V. VI.

Neque peccato vacare aut a restitutionis onere immunis censeri debet rerum hostilium in bello iusto captura. Quippe si id quod recte fit spectas, non ultra licitum est capere aut habere, quam causa subest debendi in hoste [1].

Offenbar führt auch dies wieder auf Beurtheilungen, deren Richtigkeit sehr zweifelhaft seyn kann. Daher ist ein Zusatz sehr nöthig, der sich gleich darbieten wird.

§. 74.

Der Sieg kann zur Herrschaft führen. *Iusto bello ut alia acquiri possunt, ita et ius imperantis in populum, et ius quod in imperio habet ipse populus: sed nempe quatenus fert aut poenae nascentis ex delicto aut alterius debiti modus. Quibus addenda est causa vitandi periculi summi. In publico periculo quae modum excedit securitas, immisericordia est* [2].

Wie aber auch der Frieden möge geschlossen werden, so dient zur Wegschaffung der vorerwähnten Schwierigkeit das Folgende:

Res subditorum pace concedi possunt ob utilitatem publicam, sed cum onere damni resarciendi [3].

Der Friede ist kein Urtheil über frühere Rechtsfragen. *Ad pacem veniri vix solet iniuriae confessione. Si nihil aliud convenerit, omni pace id actum censeri debet, ut quae bello data sunt damna, eorum nomine actio non sit. Quod de damnis etiam privatim acceptis intelligendum est: nam et haec belli effecta sunt. In dubio enim ita censentur contrahere voluisse bellantes, ut neuter iniustitiae damnaretur* [4].

---

1) *lib.* 3, *cap.* 13. §. I.

2) *cap.* 15, §. I.

3) *cap.* 20, §. VII.

4) *cap.* 20, §. XI, 2. §. XV.

Ein sehr wahres Wort des Cäsar fügt Grotius am Ende bey: *Si uterque pares sibi videantur, id optimum tempus de pace agendi, dum sibi uterque confidit.*

Zweytes Capitel.

Von der Gestaltung des Naturrechts in der Kantischen Periode.

§. 75.

Grotius war vom Recht als dem Gegentheil des Unrechts ausgegangen; und er hatte es von Anfang an, wie in seinem ganzen Werke, dem Kriege entgegengesetzt. Hätte er eben so deutlich, und mit ausdrücklichen Worten, gesagt: das Miſsfallen am Kriege, oder überhaupt am Streite (wenn schon derselbe vorübergehend unvermeidlich werden kann,) ist das Princip des Rechts: so möchten die bald erfolgten Verwirrungen, worin die sogenannten Socialisten (Pufendorf, Thomasius u.s.w.) sich befangen sahen, vielleicht unterblieben, oder wenigstens nicht durch ihn veranlaſst seyn. Aber Grotius hatte seine Darstellung, wie es ihm bey seiner klassischen Gelehrsamkeit natürlich war, an die stoischen Lehrformen geknüpft, die er beym Cicero in den Büchern *de finibus* und *de legibus* fand. Darin lag Anlaſs genug für Die, welche sich an seinen Worten im Eingange des Werks hielten, ihre Dialektik an der Frage zu üben: ob denn wirklich die menschliche Natur zur *οἰκείωσις* der Stoiker [1]) hinzustreben geeignet sey, die er als eine vernünftige, und über den Eigennutz hinausgehende Geselligkeit beschreibt.

---

[1]) Grotius in den Prolegomenen §. 6

Ob nicht vielmehr die bürgerliche Gesellschaft auf der Furcht beruhe?[1])

Vergebens also hatte Grotius das Motiv zu seiner Arbeit so kräftig als möglich ausgesprochen: *Videbam per Christianum orbem vel barbaris gentibus pudendam bellandi licentiam: levibus aut nullis de causis ad arma procurri, quibus semel sumtis nullam iam divini, nullam humani iuris reverentiam, plane quasi uno edicto ad omnia scelera emisso furore.*

Daſs endlich Kant die Fragen nach der menschlichen Natur, in denen jene übel angebrachte Dialektik sich herumtrieb, als zur Begründung der praktischen Philosophie durchaus nicht gehörend beseitigte, ist schon oben (§. 45) angegeben worden. Allein hiemit war noch immer nicht die Idee des Rechts an den ihr gebührenden Platz, und in die zur Anwendung nöthige Verbindung mit den andern Ideen zurückgeführt. Man hatte sich in der Zwischenzeit an die Scheidung des Naturrechts und der Moral (§. 15 u. s. w.) nicht bloſs gewöhnt, sondern dieselbe als einen besondern Gewinn an besserer Einsicht vielfältig angepriesen.

§. 76.

Die Kantische Periode fiel in die Zeit der französischen Revolution. Ein neuer Eifer ergriff das, von der Moral schon getrennte Naturrecht, und prägte es so charakteristisch aus, als möglich. Auf die langsamen

---

[1]) So lehrt Thomasius in seiner, an Pufendorf sich anschlieſsenden *iurisprudentia divina*, *lib.* 3, *cap.* 6, §. 12. Selbst das Bedürfniſs der zum Lebensunterhalt nöthigen Güter soll nur eine Nebenursache seyn.

Wirkungen moralischer Volksbildung wollte man nicht warten; der Staat, als rechtliches Institut, sollte bald fertig seyn. Hiezu sollte das Naturrecht helfen; und es wurde nun, was es für sich allein werden kann. Damals war man sehr geneigt, politische Fragen, (wie sie durch Locke, Montesquieu, Rousseau, und Andere, in Anregung gekommen waren,) so zu betrachten, als beträfen sie unmittelbar das Recht. Während nun das Staatsrecht bey Grotius die schwächste Stelle ist, wogegen das Völkerrecht unverhältniſsmäſsig hervortrit, kehrt sich dies bey neuern Schriftstellern um. Aber die von allen Seiten zuströmenden Gedanken wuſste man so wenig zu beherrschen, daſs man Ordnung in der Einseitigkeit suchte. Hatte Kant den Eudämonismus aus der Begründung der praktischen Philosophie verbannt (§. 47): so sah man keinen Weg mehr, auf welchem das, mit der Sympathie verwechselte Wohlwollen (§. 31-33) und in dessen Namen eine wohlwollende Verwaltung, in den ursprünglichen Zweck des Staats könne aufgenommen werden. Man meinte im Gegentheil bestimmt zu wissen:

1) Es gebe Urrechte noch vor dem Eigenthum.

2) Es gebe Eigenthum noch vor den Verträgen.

3) Es gebe Gesellschaften in Folge der Verträge; unter ihnen die häusliche und die kirchliche.

4) Zum Schutze, und zwar durch unfehlbar wirkenden Zwang, müsse eine groſse Gesellschaft — falls sie nicht schon da wäre, vertragsmäſsig gestiftet, und selbst die wirklich vorhandene gerade darauf eingerichtet werden, jene verschiedenen Rechte zusammengenommen zu behaupten. Diese Gesellschaft sey der

Staat, mithin eine Zwangs-Anstalt, der man andere Zwecke, auf die sich nur unvollkommne Pflichten bezögen, nicht unterlegen dürfe.

Ungeachtet nun jene Rechtsbegriffe schon unter sich verschieden waren, so sollte es doch für sie ein gemeinsames, die Tugendlehre aber ausschlieſsendes Princip geben.

In die Klasse des Ausgeschlossenen gehörte nun auch, als dem Rechte benachbart, die Billigkeit. Verleitet durch diese leere Negation, erklärte man Billigkeit (nicht für eine Idee, sondern) für eine Pflicht, den unvollkommnen Rechten Andrer gemäſs seine eignen vollkommnen Rechte freywillig zu beschränken[1]).

Das so gestaltete Naturrecht ist es, von welchem kurz darauf Schleiermacher behauptete: es scheine keinen andern Ursprung zu haben, als die Negativität des Begriffs von der Sittlichkeit; es bestehe aus den ungleichartigsten Dingen; es sey entstanden aus der Aufgabe, zu dem, was in der Staatskunst als ein Willkührliches und Positives erscheine, das Natürliche und Nothwendige zu finden; — man könne es kaum für Mehr gelten lassen als für ein groteskes Spiel des wissenschaftlichen Strebens; und es folge unmittelbar, daſs eine rechte Ethik diese Unform zerstören müsse[2]).

Dies Urtheil ist zu hart. Nicht unförmlich ist das Naturrecht, sondern zur Übersicht der allgemeinsten Rechtsfragen im Ganzen bequem und sogar nothwendig.

---

1) Hufeland's Naturrecht, zweyte Ausgabe, §. 97.

2) Schleiermacher's Kritik der Sittenlehre, am Ende des dritten Buchs.

Es verhält sich damit, wie mit der gewöhnlichen Abtheilung der Seelenvermögen in der Psychologie, die man auch, um die Masse der zu untersuchenden Gegenstände zusammenzuhalten, benutzen muſs. Nur darf die Kenntniſs des Mannigfaltigen, was in einer Wissenschaft zu untersuchen vorkommt, nicht mit der Kenntniſs der wahren Erklärungsgründe verwechselt werden. Wer die erste hat, besitzt darum noch nicht die zweyte.

Hätte Schleiermacher sich um Grotius bekümmert, dessen zahlreiche Beyspiele nicht aus den Zeiten ausgebildeter Staatskunst entlehnt sind, sondern den Streit der Völker nach Angabe der Historiker und Dichter betreffen, so möchte er wenigstens über den Ursprung des Naturrechts etwas anders geurtheilt, und es nicht bloſs als eine misrathene Staatslehre betrachtet haben. Allein sein Urtheil trifft die ältesten Kantianer; wie sich gleich zeigen wird.

§. 77.

Nach Schmid, dessen sehr kurzes Naturrecht durch Präcision ausgezeichnet ist, soll Rechtsphilosophie die Wissenschaft seyn von der praktischen Möglichkeit, die Idee vom äuſsern vollkommenen Rechte durch äuſsere physische Kraft zu realisiren. Das Sittengesetz (der kantische kategorische Imperativ) untersagt schlechthin jeden Gebrauch der Freyheit, welcher sich, als allgemein gedacht, selbst zerstören würde. Das Sittengesetz gebietet einen solchen Freyheits-Gebrauch, welcher, als allgemein gedacht, nicht bloſs sich selbst nicht zerstört, sondern auch befördert. Darauf beruht der Unterschied zwischen dem unvollkommnen Rechte (dem

Recht der Güte), und dem vollkommenen strengen Rechte. — Das äuſsere strenge Recht soll nun seyn: der Gebrauch der Freyheit auf diejenigen Bedingungen beschränkt, unter welchen sie mit jedes Andern Freyheit nach allgemeinen Gesetzen bestehen kann[1]).

Soll das Recht sich nicht selbst widersprechen, so kann nicht allgemeines Gesetz seyn, daſs ein Vernunftwesen *A* es leide, das heiſst, nicht verhindere, wenn ein anderes Vernunftwesen *B* dessen Freyheit mit Widerspruch der seinigen gebraucht. Es ist also keinem allgemeinen Gesetze zuwider, daſs ein Vernunftwesen das andere an der Störung seiner Rechte hindere, d. h. physische Gewalt anwende, um sein eignes Recht gegen fremden Eingriff zu schützen. Das Recht zu zwingen. Soll aber diese Erlaubniſs, welche das Recht zum Zwange giebt, sich nicht selbst widersprechen, so darf das letzte Vernunftwesen *B* jener Einschränkung nicht wieder seine Gewalt entgegen setzen. Die Befugniſs zu zwingen[2]).

Ganz ähnlich lehrt Hufeland: Der Grundsatz aller Rechte ist: Jeder Mensch hat ein Recht, Alles zu wollen, was nicht als verboten nach allgemein gültigen Gesetzen gedacht werden muſs.

Kurz zuvor behauptet er: Durch das Sittengesetz wird den willkührlichen Handlungen nicht immer die Bestimmung der Nothwendigkeit, sondern mehrern auch die Bestimmung der bloſsen Möglichkeit beygelegt, folglich sie der bloſsen Willkühr überlassen. Das Sittengesetz verweiset bey diesen Handlungen jeden Menschen bloſs an seine Willkühr. — Und weiterhin: Da das Sittengesetz die vollkommenen Rechte bloſs von der Willkühr des Berechtigten abhängen läſst, folglich die ihre Ausübung verhindernden Handlungen nie erlauben kann: so ist Jeder berechtigt, alle ein vollkommenes Recht einschränkenden Handlungen durch Zwang zu hindern [1]). Die Pflichten im absoluten Naturrecht, die eine Befugniſs des Berechtigten begründen, sind also immer bloſs negativ: die Willkühr nicht einzuschränken, die Handlung nicht zu hindern, das Recht nicht zu kränken [2]).

---

[1]) Karl Christian Erhard Schmid's Naturrecht, §. 1 - 9.

[2]) Ebendaselbst §. 106.

Diese Negativität war es, welche Schleiermachern in die Augen fiel. Aber das Misfallen am Streit ist keine bloſse Null; sondern ein wirkliches Urtheil.

§. 78.

Ohne Zweifel hatte Kant es selbst verschuldet, daſs man auf bloſse logische Negationen das ästhetische Urtheil glaubte reduciren zu können. Das lag schon in seinem kategorischen Imperative (§. 49. 50). Auch hat er in seinem eignen Naturrechte sich nicht gehütet vor der Einbildung, das Zwangsrecht auf bloſse Verhinderung eines Hindernisses der Freyheit zurückführen zu können [3]); so offenbar es auch ist, daſs in der Anwendung der wirkliche Zwang sich nur selten mit solcher Verdoppelung der Negation begnügt, vielmehr, um wirksam zu seyn, bis zu Handlungen fortschreitet, die nicht bloſs einseitig als Wiederherstellung des Rechts, sondern auch von der andern Seite als eingreifend in die Rechte des Andern wollen erwogen seyn. Hierin liegt alsdann die Frage, ob das Recht etwan ursprünglich auf Bedingungen der Gegenseitigkeit eingeschränkt war, und ob aus Einer Verletzung unzählige Verletzungen ohne Ende und Gränze entspringen sollen?

---

[1] Hufeland's Naturrecht §. 92 - 102.

[2] Ebendaselbst §. 108.

[3] Kant's Rechtslehre, Einleitung, §. D.

Nichts destoweniger trägt im Ganzen das Naturrecht Kant's einen andern Charakter als das eben zuvor angeführte, dessen Verdienst nicht darin besteht, daſs es auf dem kantischen Princip gebaut ist, sondern darin, daſs es mit juristischer Gelehrsamkeit gearbeitet ist, und besonders darin, daſs es die Staatslehre sorgfältig behandelt. Theils aus dem letztern Grunde, theils um den merkwürdigen Contrast gegen Kant zu zeigen, sollen die nächstfolgenden Paragraphen den Inhalt desselben kurz angeben.

§. 79.

Ungeachtet jenes Ausdrucks: Pflichten, die eine Befugniſs des Berechtigten begründen (§. 77); ungeachtet des Beyspiels, was Grotius gab, indem er das Recht, was Jemand hat, *ableitet* vom Gegensatze des Unrechts, welches der vernünftigen Geselligkeit widerstreitet: meint Hufeland dennoch: der nächste Gegenstand des Naturrechts seyen Zwangsrechte, und nicht Zwangspflichten; und durch die Ableitung des Rechts, in so fern es erlaubt sey, werde zugleich die Befugniſs (also die gegenüberstehende Verpflichtung) dargethan. Die natürliche Folge dieses Fehlgriffes ist erstlich, daſs in der vordern Hälfte seines Buchs die Rechte als Güter erscheinen, die Jemand hat; zweitens, daſs in der andern Hälfte, wo der Staat dazu kommt, diesem die Rolle des Vermindernden und Verkürzenden zu Theil wird, den man sich jedoch gefallen läſst in der Hoffnung, durch ihn reichen Ersatz dessen zu gewinnen, was er nahm.

Von vorn herein ist Hufeland freygebig mit Urrechten. Das erste derselben soll gehen auf die Kräfte und Anlagen, oder auf eines Jeden eigene Person [1]. Die vorausgeschickte Erklärung der Person enthält aber weiter nichts, als das Vermögen, sich selbst Zwecke seiner Handlungen zu setzen [2]. Ferner hat Jeder Recht zu leben, folglich auch sein Leben zu erhalten. Recht zum Zweck schlieſst Recht zu Mitteln in sich, folglich habe ich ein Zwangsrecht, mir alle Mittel zu erwerben und zu erhalten, ohne welche mein Leben nicht erhalten werden kann; Luft, Platz, Nahrung, und in den meisten Klimaten Decke. Ferner: ein Recht, mir Wohlbefinden zu erhalten, und den Schmerz abzuwehren; desgleichen: alle Hindernisse der Handlungen und des Gebrauchs der Kräfte abzuwehren. Weiter: Ein Recht auf Ausbildung aller Kräfte für den Gebrauch der Sittlichkeit. Unumschränkte Freyheit in Ansehung alles Intellectuellen. Freyheit, soviel zu lernen als man will. Religionsfreyheit. Recht, Sachen zu gebrauchen und zu erwerben. Recht auf guten Namen, und gegen Ausbreitung böser Nachrede.

Noch nicht genug! Es giebt auch ein Zwangsrecht für Freunde; ja! „ich darf jede Beeinträchtigung der Güter Anderer durch Zwang abwehren"; und: „wenn sich der Andere durch eigene Handlungen Güter rauben will, deren er sich nicht entäuſsern darf, so hindre ich ihn mit Zwang daran; (Verhinderung des Selbstmordes)." Desgleichen: „Wenn Güter durch das Schweigen des Andern geraubt werden können, so kann ich ihn zum Reden zwingen."

---

[1] Hufeland's Naturrecht §. 117.

[2] Ebendaselbst §. 90.

§. 80.

Nicht ohne Bedeutung ist in den vorstehenden und ähnlichen Sätzen die veränderte Form der Rede. Anstatt daſs die Sprache des ästhetischen Urtheils ganz unpersönlich lauten müſste: es gefällt, es misfällt, (denn der unpartheyische Zuschauer, welchem es kann beygelegt werden, ist gar nicht als auf sich reflectirend, mithin nicht als Person, vollends nicht als Eine unter mehreren Personen zu denken,) wurde zuerst das Sittengesetz als Anrede vorgetragen: handle so, daſs Du wollen könnest, u. s. w. Das Naturrecht aber, wenn schon angeblich aus dem Sittengesetz hergeleitet, spricht auch nicht mehr in der zweyten, sondern sogar in der ersten Person: ich darf.

Daſs dies nicht als gleichgültig aufzunehmen sey, erhellet aus dem Satze: im Naturstande ist kein Richter, oder vielmehr, jeder ist sein eigner Richter[1].

Wie sehr dies: oder vielmehr, die Sache verschlimmert, zeigt sich so deutlich als möglich bey Schmid, der sich durch die Consequenz zu einer wahren *deductio ad absurdum* treiben läſst. Er sagt: „Da jeder das Recht hat, in seiner eignen Sache zu richten wenn er will, und da diese richterlichen Entscheidungen bey

---

[1] Hufeland §. 170.

Wesen die des Irrthums fähig sind, sich widerprechen können; da ferner Niemand dadurch das Recht verletzt, daſs er sein Recht vertheidigt: so ist es rechtlich möglich, daſs zwischen zwey physischen oder moralischen Personen ein Krieg entstehe"[1]).

Nicht bloſs versteht sich von selbst, daſs der Begriff eines Richters, dem sich Partheyen gemeinschaftlich unterordnen sollen, hier gar nicht anzubringen war; — nicht bloſs ist der Krieg an sich Folge und Fortsetzung des Unrechts: sondern überdies lag es in dem Sinne des kategorischen Imperativs und des aus ihm abgeleiteten Rechtsbegriffs, daſs, wenn schon die Personen sich äuſserlich gelten machten, (nach der Idee der Vollkommenheit, denn mit dieser ganzen persönlichen Ausbreitung hat das Recht ursprünglich nichts gemein,) sie doch den Zusammenstoſs verhüten, und nebeneinander bestehen sollten. Sind sie wegen des Rechts nicht einverstanden: so folgt eben daraus, daſs sie einen wirklichen Richter anrufen, oder vom streitigen Gegenstande beyde abstehen müssen[2]). Lieber werden sie irgendwie sich vergleichen. Krieg aber wird entstehen, wo mindestens Einer den streitsüchtigen Willen des Andern, also dessen Unrecht, fortwährend zu befürchten hat.

---

1) Schmid §. 172. Dieser Gipfel der Ungereimtheit läſst sich wohl nur mit der *potentia passiva recipiendi existentiam* vergleichen. Metaphysik I. §. 71.

2) Praktische Philosophie, im vierten, und besonders im achten Capitel des ersten Buchs.

§. 81.

Die Behauptung der Urrchte erhält eine neue Art der Ausdehnung durch die Annahme der Gleichheit für Alle, der Unverlierbarkeit und zum Theil Unveräuſserlichkeit.

Die Gleichheit wird so weit getrieben, daſs auch Kindern und Wahnsinnigen dieselben Rechte, wie Andern, zukommen sollen: da ihnen nicht die Vernunft und das Vermögen der Sittlichkeit selbst abzusprechen sey, sondern nur die Anwendung derselben Hindernisse bey ihnen finde[1]. — Also keine eigentliche väterliche Gewalt[2].

Die Unverlierkarkeit soll sich darauf gründen, daſs kein Recht durch die Willkühr eines Andern mir genommen werden könne. Also keine Verjährung[3].

Die Unveräuſserlichkeit soll nicht für alle Rechte gleich entschieden seyn, indem man der Sittlichkeit wegen einige durchaus behalten, andere nur irgend welcher Pflichten willen aufzugeben genöthigt sey. — Auf diesem Wege würde das Naturrecht, schon um gehörig verstanden zu werden, in die Moral zurückkehren müssen.

§. 82.

Den Urrechten folgen die erwerblichen Rechte (dem absoluten Naturrecht das hypothetische). Da aber vom vorgeblichen Erwerbe des Eigenthums durch bloſsen *animus habendi* schon oben (§. 64) Gelegenheit war zu sprechen: so ist hier nur weniges nachzutragen.

---

[1] Hufeland's Naturrecht §. 142.

[2] A. a. O. §. 379.

[3] A. a. O. §. 148 und §. 328.

1) Durch Besitznehmung erwirbt man nur ein Eigenthum herrenloser Sachen. Aber die genauern Bestimmungen über *possessio bonae* und *malae fidei* gehören nicht ins Naturrecht [1]).

2) Zuwachs (*accessio naturalis et artificialis*) soll eintreten: „wenn ich eine Sache gleich von ihrer Entstehung an zu meinem Eigenthum rechne" [2]). Der erste, der sie dazu rechnet, ist allerdings meistens der Eigenthümer der Hauptsache; die Schwierigkeiten aber, die sich erheben würden, wenn ein Andrer früher das Entstehen eines *accessorium* vorhersähe, und dasselbe nun auch früher zu dem seinigen rechnete, könnten allein schon hinreichen, um diese ganze Ansicht des Eigenthums zu widerlegen [3]).

§. 83.

3) Bey den Verträgen entsteht nothwendig Verlegenheit, wenn aus jedem, auch unvorsichtigen, Versprechen, ohne Rücksicht auf nachmals unverschuldet veränderte Umstände, ein Recht ohne Unterschied des Grades seiner Gültigkeit, — und aus dem Rechte ohne Weiteres die Befugniſs zum Zwange, abgeleitet wird; wogegen schon das positive Gesetz in Ansehung der Minderjährigen und ähnlicher Fälle, warnen kann; vollends wenn das Naturrecht alle Mittel des Zwanges bis zur Erreichung des hergestellten Rechts erlaubt [4]).

---

[1]) Hufeland §. 247. 248.

[2]) A. a. O. §. 240.

[3]) Über diesen Gegenstand ist in der Praktischen Philosophie S. 169 zu vergleichen.

[4]) Hufeland §. 187, wo er das *ius belli infinitum* jedoch nicht bis zur Tödtung ausgedehnt wissen will, auſser um Lebensgefahr dadurch abzuwenden.

Hufeland nun verwickelt sich hier dergestalt, daſs er von Vestsetzung neuer Maximen redet, „die ich jetzt durch meine Willkühr den übrigen sittlichen Regeln an die Seite setze" [1]); als ob Willkühr und Sittlichkeit in Eine Reihe treten könnten. Angenommen aber, das Sittengesetz verböte mir nicht, „auch dauernde, ohne „Zeiteinschränkung gültige Maximen willkührlich mir „vorzuschreiben": so ist noch die Frage, wie dadurch ein Andrer zu einem Rechte gelangen könne; während er nach der gemeinsten Menschenkenntniſs vorhersehen muſs, daſs jene Willkühr, falls nichts Bindendes hinzukommt, nur für Anwandlung einer thörichten Laune zu halten ist, auf welche sich zu verlassen lächerlich seyn würde. Dies Bindende ist nun zwar nicht weit zu suchen; es ist der Vorwurf, den Streit erhoben zu haben, wenn man von der geschehenen Überlassung abgeht; während auf das, was Jemand sich selbst willkührlich vorschrieb, nichts mehr ankommt, sobald von der andern Seite auf das Versprochene gutwillig verzichtet wird. Anstatt aber auf den Vorwurf des erhobenen Streits sich zu berufen, wendet sich Hufeland zu den äuſsern Zeichen, wodurch Einer dem Andern überläſst. Nun hat (meint er) der Promissarius ein vollkommenes Recht: Wahrhaftigkeit zu fodern; — natürlich in dem Augenblick des Versprechens. „Er „darf also annehmen, daſs die Willens-Erklärung des „Andern zur Zeit des Versprechens ernstlich „war." Was damit gewonnen sey, ist zwar nicht zu begreifen; aber Hufeland fährt nach den letztangeführten Worten unmittelbar also fort: „Sie (die Willens-

---

1) Hufeland §. 260.

„Erklärung) zu ändern, hat der Versprechende kein „Recht mehr, da er seine Willkühr für immer „bestimmt hat." Etwan auch, wenn der Promissar Verzicht leistete?

Hufeland führt hier eine groſse Menge scheinbar abweichender Meinungen über den Grund des Vertragsrechts an. Die Worte weichen noch mehr ab als die Meinungen, so lange man sich in das ästhetische Urtheil, welches Jeder fühlt und Jeder wirklich fällt, den Worten nach nicht zu finden weiſs.

§. 84.

4) Nach logischer Ordnung muſs der allgemeinen Darstellung des Vertragsrechts das Besondere folgen, was an verschiedenartigen Verträgen zu bemerken ist. Die ganze Mannigfaltigkeit dessen, was im menschlichen Leben zu Verträgen auffodert, in sie hineinführt, in ihre Schwierigkeiten verwickelt, soll nun in einer bloſsen Rechtslehre lediglich von der rechtlichen Seite in Betracht kommen; ungefähr wie in den Gerichtshöfen, wenn schon die Verhältnisse unter Menschen so weit verdorben sind, daſs Streitigkeiten ausbrechen.

Abgesehen aber von den schon Anfangs (§. 10) erwähnten, bey Verträgen vorkommenden Puncten, die aus dem positiven Recht ins Naturrecht pflegen hereingezogen zu werden; abgesehen auch von der Eintheilung der Verträge, die nach Hufeland's Aussage nicht hieher gehört, weil die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Arten positiv bestimmt sind [1]), geht hier das hypothetische Naturrecht ins Gesellschaftsrecht über;

---

[1]) A. a. O. §. 293. 326.

also, nach einigen allgemeinen Vorerinnerungen, (welche die Gesellschaft auf den Vereinigungsvertrag, und im Falle der Ungleichheit, auf den Unterwerfungsvertrag zurückführen,) wird hier von einfachen und zusammengesetzten Gesellschaften gehandelt, dergestalt, daſs zu den einfachen Gesellschaften Ehe, elterliches Verhältniſs, und Knechtschaft, zu den zusammengesetzten auſser der Familie vorzüglich der Staat, und (in der Regel) die Kirche gerechnet wird.

Um nun sich in den Gränzen des Naturrechts zu halten, und alle auſserdem nöthigen Bestimmungen der Moral, der Religion, und der Politik zu überlassen: hütet sich Hufeland, bey der Ehe Monogamie, für die Kinder das Recht der Erziehung zu fodern. In der Ehe soll gelten, was verabredet ist; elterliche Gewalt soll in den Händen des Erziehers, mithin nur unter der Bedingung, wenn die Eltern die Pflicht der Erziehung einsehen und ausüben wollen, in ihren Händen seyn; von wirklicher Verabredung soll das Recht abhängen, Knechte zu veräuſsern. Die Kirche kann Zweck, Mittel und Rechte nach ihrem Gefallen abändern [1]).

Da es aber nicht im Ernste so seyn soll, sondern dies Alles nur dem abstracten Naturrecht zu Gefallen so gesagt wird: so darf man wohl fragen, wozu dienen solche naturrechtliche Abstractionen? Vielleicht nur, um das Bedürfniſs der Ergänzung durch die Moral recht fühlbar zu machen.

§. 85.

In den angewandten Theilen jeder Wissenschaft muſs man sowohl das Anzuwendende, als den Gegenstand, worauf die Anwendung trifft, als bekannt voraussetzen. In der praktischen Philosophie entsteht eine doppelte Quelle von Mängeln, wenn einerseits nicht das ganze System der praktischen Ideen (denn sie sollen alle zugleich und in Verbindung zur Anwendung kommen) andererseits nicht die menschlichen Verhältnisse, wie sie sich in der Wirklichkeit aus psychologischen Gründen und in Folge äuſserer Umstände gestalten, hinreichend deutlich vor Augen liegen.

---

[1]) A. a. O. §. 354 - 407.

Schon bey den zuvor erwähnten Gegenständen, besonders aber in der Staatslehre, macht sich dies fühlbar. Die Systeme des Rechts, des Lohns, der Verwaltung und der Cultur ergeben nur zusammengenommen, nicht einzeln, die Idee der Gesellschaft, wie sie seyn soll. In der wirklichen Welt ist überall, wo Menschen dicht beysammen leben, ein Gedränge von entgegengesetzten Interessen mitten im Verkehr, der vom Glück, von Klugheit und Eigennutz, und von deren Gegentheilen geleitet wird. Der Staat ist in diesem Gedränge entstanden und fortgebildet, ehe man ihn genau planmäſsig einrichten konnte; er muſs groſsentheils als ein Naturgewächs beschrieben werden. Das aber ists, worauf die naturrechtlichen Staatslehren sich ungern einlassen; ja nicht einmal die Gesammtheit der Ideen ziehen sie zu Rathe.

Hufeland hatte ein langes Register von Urrechten aufgestellt; (§. 79), das Bild eines Menschen der fast Alles darf was er will. In der Einleitung zum Staatsrechte aber spricht er: „Der Mensch lebt von Natur nicht im Staate; er opfert im Staate einen Theil seiner natürlichen Freyheit auf, und setzt sich vielen neuen

Übeln aus. Dies sind Gründe wider den Staat." Anstatt nun zu zeigen, daſs die neuen Übel eigentlich nur die alten sind, aber sehr gemildert und vermindert, fügt er hinzu: „Die Menschen lassen sich leicht von Jemandem führen, von dem sie Gutes für sich erwarten. So entsteht der Staat." Solche Nachklänge der Unzufriedenheit des Rousseau und der Ironie des Montesquieu werden nicht gebessert durch den Schluſs: „Der Staat ist das einzige hinreichende Mittel, um die Übel der Gesellschaft abzuwenden, und die Vortheile derselben zu erhalten. Darum, und weil ohne Staat unsre Rechte nicht gehörig gesichert werden können, ist Staat zu errichten Pflicht."

Daſs er den Staat als Mittel betrachtet, wird unter Berufung auf Lessing weiterhin noch von neuem versichert (§. 434).

§. 86.

Das Vorerwähnte lag im Geiste der Zeit; eigenthümlich aber war Hufeland's Verdienst, die Einseitigkeit des Staatsrechts wenigstens dadurch zu vermindern, daſs ein allgemeines bürgerliches Recht demselben zur Seite gestellt wurde. Noch besser wäre gewesen, es voranzustellen; dann würde die Eintheilung des Staatsrechts, nämlich die Unterscheidung zwischen Rechten der Oberherrn und der Unterthanen, nicht so auffallend das Bild einer Gesellschaft zwischen Macht und Ohnmacht dargeboten haben.

Der Hauptgedanke dieses allgemeinen bürgerlichen Rechts beruht auf der Voraussetzung des Naturstandes, welchen der Mensch verließs, und vielleicht zurückwünscht. Nun soll berechnet werden, was er verlor und gewann. „Das Resultat muſs seyn: eine Summe von Rechten des Staatsgenossen als Privatmannes, die er entweder unstreitig hat, oder doch haben kann, mit Weglassung aller derjenigen Rechte aus dem Naturstande, die mit dem Staate gar nicht bestehen können." Folgendes sind die Hauptpuncte:

1) Unveräuſserliche Rechte (§. 81) bleiben; veräuſserliche aber muſs man im Staate beweisen können, sonst gehn sie verloren.

2) Selbsthülfe bleibt nur, wo der Staat nicht helfen kann.

3) Keine Sclaverey, kein Religionszwang. Aber Lehr- und Schreibfreyheit dürfen in Nothfällen beschränkt werden.

4) Ungleichheiten in Rechten zum Erwerbe können vorkommen. (Anstatt zu sagen: der Staat darf Vorzüge dieser Art geben, wäre besser gewesen zu erinnern, wie sie entstehen können, und dann schwer aufzuheben sind, auch nachdem sie drückend wurden).

5) Vorbeugende Maaſsregeln gegen schwankendes und zweifelhaftes Recht. (Vormundschaft. Curatel. Verjährung.)

6) Verbot schädlicher Verträge. (Wuchergesetze, verbotene Grade bey der Ehe, u. s. w.

7) Ergänzung mangelhafter Rechtsverhältnisse (*Obligationes quasi ex contractu*, *ex delicto*. Erbrecht. Testamente, u. s. w.)

8) Bestimmung der Ehrenrechte. Rangordnungen.

9) Anerkennung oder Aufhebung der kleinern Gesellschaften im Staate; doch ohne Verleihung eigner Gerichtsbarkeit.

10) Verpflichtungen in Ansehung der Ehe, der väterlichen Gewalt, und des Gesindes.

11) Veststellung des richterlichen Verfahrens, und

12) Strafrecht wird für den Schutz des Privatlebens angeordnet.

Man erkennt hierin leicht Fragmente dessen, was nach den gesellschaftlichen Ideen besser zu ordnen und auszuführen gewesen wäre.

Hufeland klagt, das allgemeine bürgerliche Recht sey bisher als eine überflüssige Wissenschaft fast immer bloſs dem Namen nach angezeigt worden, weil man gelehrt habe, daſs die Staatsbürger im Staate gar keine andre als die Rechte der Menschen im Naturstande gegen einander hätten [1]. Keine andere, und doch weniger; das wäre reiner Verlust.

§. 87.

Gesetzt nun, das Vorstehende sey wirklich nicht bloſs vorangestellt, sondern auch gehörig ausgeführt: so muſste nun noch, um den weiten Umfang des Erzwingbaren, und hiemit die Sphäre der Staatsgewalt zu bezeichnen, die Bemerkung hinzukommen, daſs die Menschen, je mehr sie das Schädliche und Nützliche kennen lernen, um desto mehr auf gemeinsame Einrichtungen dringen, und, nachdem dieselben vorhanden sind, deren Beobachtung gegenseitig von einander fodern; daher der Schutz der Staatsgewalt an Ausdehnung auf mannigfaltige Verhältnisse immer zunimmt, indem die Gesetzgebung, jenen Foderungen gemäſs, immer fortschreitet.

---

[1] A. a. O. §. 550.

Nach solcher Vorbereitung waren dann die Majestätsrechte, zwar immer noch nicht vollständig begründet, aber sie waren doch vorläufig anzugeben. Hufeland stellt sie in folgender Art auf:

A. In Rücksicht der Art wie die Staatsgewalt wirkt:

1) Das Recht der Aufsicht. Der Grad der Genauigkeit ist nach der Möglichkeit des Schadens, der bey der Unterlassung der Vorkehrungen entstehen könnte, abzumessen. Die Aufsicht über Gesellschaften darf genauer seyn als über Einzelne, weil jene mehr schaden können. Es hat aber Jeder das Recht, Handlungen geheim zu halten, die Niemandes Rechte kränken. Das Staatsoberhaupt darf nur dann, wenn es daraus Gefahr besorgt, die Entdeckung fodern, ist aber zum Ersatz verbunden, wenn es einen Irrthum einsieht.

2) Das Recht der Gesetzgebung. Die Gesetze verbinden alle Unterthanen in gleicher Lage auf gleiche Weise. Der Regent als solcher ist an die positiven Privatgesetze nicht gebunden; (natürlich weil er nicht mit den Unterthanen in gleicher Lage ist.) Hieher gehört Bestätigung der Gewohnheiten, Auslegung vorhandener Gesetze; Abänderungen, Gränzbestimmungen, Ausnahmen, Ersatz für aufgehobene Privilegien; Promulgation. „Jedes Gesetz muſs so beschaffen seyn, daſs *a*) „jeder Bürger sich dasselbe durch seine eigne Willkühr „auflegen könnte und dürfte; *b*) daſs eine allgemeine „Einwilligung aller einzelnen Bürger dazu physisch und „moralisch möglich ist."

3) Das Recht der Beurtheilung; und

4) Das Recht der Vollstreckung, in welchem das Recht des Befehlens enthalten ist.

B) In Rücksicht der Mittel, welche der Staat anwendet.

1) Das Recht, den Staat als Ganzes vorzustellen; *ius repraesentationis.* Dahin gehört das Recht der Aufnahme neuer Bürger.

2) Das Recht, Ämter und Beamte anzuordnen. Der Beamte wird instruirt, und mit ihm ein Vertrag gegeschlossen.

3) Das Recht der Zwangsanstalten und der Militärgewalt. Dahin gehört das Recht der Heeresfolge (*ius sequelae armatae.*)

4) Cameral- und Finanzgewalt. Besteuerungsrecht, Finanzverwaltung, *patrimonium reipublicae, ius circa adespota. Dominium eminens.*

C. In Rücksicht auf die verschiedenen Theile des Staatszwecks.

1) Äufsere Hoheit. Recht des Kriegs, Friedens, der Bündnisse und Gesandschaften.

2) Innere Hoheit. Das Recht der Justiz in Bezug auf Gesetze und Gerichtshöfe. Dahin Civiljustiz nebst dem Rechte der Vormundschaft, und Criminaljustiz sammt den Rechten zu untersuchen, die Strafen zu vollziehen, oder zu begnadigen. Ferner das Recht der Polizey, sowohl der höhern (die auf den ganzen Staat wirkt), als der niedern (in einzelnen Ortschaften und Gesellschaften); und sowohl abwehrend (Sicherheitspolizey) als fördernd (in Bezug auf Menschen und auf Sachen).

Über einige dieser Majestätsrechte wird unten (§. 112) eine Anmerkung folgen.

§. 88.

Es kommen noch zwey Puncte hinzu:

1) Die Unterscheidung der wesentlichen und zufälligen Majestätsrechte, welche jedoch ziemlich schwankend erscheint; und

2) Das Majestätsrecht über Religions-Angelegenheiten, *ius circa sacra.* Hieher gehört

a) Das Recht der Aufsicht.

b) Das *ius reformandi,* welches bestimmte Arten des Gottesdienstes erlaubt, beschränkt, verbietet.

c) Das Schutzrecht über die Kirche, *tutela et advocatia ecclesiastica.*

d) Das Recht des Befehls.

e) Die Finanzgewalt und das Obereigenthum.

§. 89.

Vorausgesetzt nun, die sämmtlichen Majestätsrechte seyen bestimmt, das Privatleben zu schützen; und dies eben sey der Sinn des Unterwerfungsvertrags: so beruht der Staat auf der Heilighaltung desselben; und es möchte alsdann wohl überflüssig seyn, noch von Rechten der Unterthanen als solchen zu reden; zudem wenn schon ihre Stellung durch das allgemeine bürgerliche Recht (§. 86) ist bezeichnet worden.

Gleichwohl hat Hufeland ein Capitel unter dieser Überschrift. Natürlich werden hier die vollkommnen Rechte fast bis zum Unbedeutenden beschränkt[1]; daneben aber ist die Rede von unvollkommnen Rechten, welche nach frühern Erklärungen[1]) nur Rechte etwas willkührlich zu begehren (nicht zu thun) bedeuten sollen. Also wenn die Rechte der Unterthanen gegen den Oberherrn in Frage kommen, dürfen sie ihr Begehren äuſsern; das heiſst ohne Zweifel, sie haben ein Recht, gehört zu werden und Bescheid zu empfangen. Treibt man die Frage weiter, so ist offenbar, daſs man an das berühmte Problem von der besten Verfassung stoſsen muſs.

---

[1] A. a. O. §. 523 in der Anmerkung; und §. 524. Kant sagt geradezu: der Herrscher im Staate hat gegen den Unterthan lauter Rechte und keine Zwangspflichten. Rechtslehre S. 204.

Um indessen die Schwierigkeit nicht gröſser scheinen zu lassen, als sie wirklich ist: so wäre leicht gewesen, oben bey Erwähnung der Beamten zu bemerken, daſs Viele derselben nicht bloſs Instructionen zu befolgen, sondern groſsentheils aus eigner Einsicht und Überzeugung (z. B. die Richter) zu handeln haben; und daſs, je gröſser der Staat, um desto weniger die Oberherrn oder der Regent mit Privatpersonen unmittelbar in Verbindung kommen. Erlaubt man sich nun mit Rücksicht auf das Übliche den Zusatz: daſs die höhern Beamten den Namen der Räthe zu führen pflegen, so vermindert sich die Furcht vor der Willkühr der Staatsgewalt durch den Blick auf die Unterordnung der niedern Beamten unter höhere, und einzelner Fehlgriffe unter eine Beurtheilung von vielen Seiten.

Ist man damit im Naturrechte noch nicht zufrieden: so beginnen dessen Gränzstreitigkeiten mit der Politik, auf welche Hufeland wegen der Regierungsformen verweiset. Doch hat er den Satz: Jedes Volk hat Freyheit, eine Regierungsform zu erwählen. Jede (fügt er hinzu) ist rechtmäſsig, die durch Einwilligung Aller, welche dadurch Rechte und Verbindlichkeiten erhalten sollen, vestgesetzt ist, und deren Bestimmungen nicht die Gränze eines Vertrags überschreiten, (nämlich nichts Unmögliches und nichts sittlich Verbotenes enthalten). Da er nun keine vollkommne Pflicht der Minorität, der Mehrzahl der Stimmen nachzugeben, einräumen will[1]), so hat er die Umänderungen der Regierungsform gewiſs hinreichend erschwert; und jene Sätze verlieren ihre praktische Bedeutung.

---

[1]) A. a. O. §. 73 und §. 113.

§. 90.

Ein Volk, (der Staat aus dem Gesichtspuncte eines Fremden), lebt im Naturstande; und der Grundsatz des Völkerrechts lautet so:

> Jedes Volk hat das Recht, seine und Andrer vollkommne Rechte durch Zwang zu erhalten[2]).

Nach dieser Grundlegung wird 1) von ursprünglichen, 2) von erworbenen Rechten, 3) von der Art zu verletzen, 4) von der Art zu schützen gehandelt[3]).

Charakteristisch sind die Behauptungen: jedes Volk sey nur durch willkührliche Vereinigung entstanden; und: das Volk, als eine Verbindung betrachtet, sey nur ein Mittel zum gebotenen Zwecke der einzelnen Menschen[4]).

Der erste dieser Sätze offenbart die gewaltsamste naturrechtliche Abstraction. Der zweyte zeigt, wie weit die Betrachtung der Gesellschaft nach praktischen Ideen, oder die Auffassung ihrer eigenthümlichen Würde, hier entfernt ist.

---

[1]) A. a. O. §. 545.

[2]) A. a. O. §. 664. 671. 674.

[3]) Wegen der Gegenstände, die in die gemachten Abtheilungen fallen, vergleiche man oben §. 68 - 74.

[4]) Hufeland §. 678. 679.

§. 91.

Nach der hiemit geendigten Analyse der Hauptgegenstände, welche das Naturrecht zu behandeln pflegt, schaue man zurück, um zu bemerken, wie leicht dasselbe von der anfänglich eingeschlagenen Bahn abweichen kann; und wie nöthig hier Vorsicht ist, um dem bessern Geiste, welcher diesen Gegenständen angehört, treu zu bleiben.

Das Volk, (hieſs es), sey nur Mittel zum gebotenen Zwecke der Einzelnen. (§. 90). Damit stimmt zusammen, daſs der Staat das einzige hinreichende Mittel sey, um die Übel der Gesellschaft abzuwenden, und die Vortheile derselben zu erhalten. (§. 85). Was aber ist der gebotene Zweck? Die Frage ist um desto bedenklicher, da gleich Anfangs die Rechte als Güter erscheinen (§. 79); denn anstatt von dem Rechte, was über Allen schwebt, wurde gesprochen von den Rechten, welche Dieser und Jener habe. Es sollte aber von dem Sittengesetze nach Kant ausgegangen werden, welches jedem Eudämonismus streng entgegensteht. (§. 47). Würde nun auf jene Frage bloſs geantwortet, der gebotene Zweck sey Erhaltung der vollkommenen Rechte, so würden die Rechte, welche Güter sind, uns in den Eudämonismus zurückwerfen [1].

Angenommen jedoch, dieser Ausdruck sey nicht so buchstäblich zu nehmen: so fragt sich weiter: welches sind diejenigen Rechte oder Güter, die als Bedingungen des sittlichen Lebens nicht dürfen veräuſsert werden? Man nennt hier Freyheit des Willens, Leben, höhere Seelenkräfte, Vermögen sich überhaupt oder seine edlern Kräfte zu vervollkommnen, Religion, Gleichheit der Menschen und Freyheit der Handlungen, in sofern sie zur Ausübung der Sittlichkeit durchaus nothwendig sind[1]. Diese Erklärung läuft im Cirkel; und wird um desto unbestimmter, da „diese letzte Bedingung in ihrem ganzen Umfange nur von jedem Handelnden kann beurtheilt werden, und Andre erst von ihm erfahren müssen, was Alles er dazu seiner Überzeugung nach rechnet." Es fragt sich also weiter:

---

[1] Wirklich redet Hufeland von unveräuſserlichen Gütern, §. 150.

1) Wie viele Menschen haben wohl darüber eine geprüfte Überzeugung?

2) Wieviel Wahrheit mag in solchen Überzeugungen seyn? Wie nun, wenn Einige, sich für rechtgläubig haltend, den Anblick der Ketzer ihrer Sittlichkeit nachtheilig erachten? Die Geschichte weiſs von Religionskriegen zu erzählen.

3) Wie, wenn sehr Viele die Bedingungen ihrer Sittlichkeit gar nicht bedroht finden? Sollen diese gleichgültig werden gegen Volk und Staat, weil sie von unveräuſserlichen Gütern, welche Schutz bedürften, nichts wissen? Für sie bleiben dann nur Rechte zu schützen, die für sie Güter sind; und ihnen gilt das Naturrecht nur im Sinne des Eudämonismus.

---

[1] In der Anmerkung zum §. 150.

§. 92.

Soll über dies Alles eine ernstliche Belehrung erfolgen, so muſs das Sittliche, sammt seinen Bedingungen vollständig erwogen werden. Nennt man nun die Wissenschaft hievon Moral: so ruhet die Gültigkeit des Naturrechts auf der Moral; und durfte von ihr nicht getrennt werden.

Die eine und ungetheilte praktische Philosophie läſst diesen Schwierigkeiten keinen Raum; denn nach ihr liegt die Staatsgewalt in der nach allen praktischen Ideen bestimmten Gesellschaft, welche nicht Mittel ist, sondern eine unmittelbare Würde besitzt; so daſs eben so wohl von der Tugend der Gesellschaft, als von der Tugend des Einzelnen ein Ideal hervortrit.

Läſst dagegen das Naturrecht sich auf den gewöhnlichen Standpunct des Privatmanns herab, so sind die Rechte Güter des Berechtigten, und Lasten für die Andern, die sich dadurch beschränkt und verpflichtet finden. Auf Verletzung folgt nun zunächst die Foderung des Ersatzes; aber die häufige Unzulänglichkeit — oft Unmöglichkeit des Ersatzes ist bekannt. Also Vorbeugung, Drohung, Strafe; überhaupt Gesetze mit äuſsern Triebfedern; denn dem Privatmann ist's einerley, aus welchen Motiven Jemand handele, wenn nur der rechtliche Besitz nicht geschmälert wird. So trennt sich das Naturrecht von der Moral, indem es die Foderungen des Privatmanns in allgemeinen Begriffen auffaſst.

§. 93.

Hiemit ist der Grund-Charakter von Kant's eigner Rechtslehre so angegeben, wie er selbst ihn im

Anfange seines Buches angiebt. Allgemeiner wechselseitiger Zwang soll verknüpft seyn mit Jedermanns Freyheit. In der Möglichkeit dieser Verknüpfung liegt das Recht [1]). „Freye Willkühr eines Jeden soll mit der Freyheit aller Andern nach einem allgemeinen Gesetze bestehn; aber es wird in diesem Gesetze nicht die Gesinnung, sondern nur das äuſsere Verhältniſs gefodert. Abgesehen davon, daſs Jeder sich selbst beschränken solle, sagt die Vernunft, „daſs sie in ihrer Idee hierauf eingeschränkt sey; und dies sagt sie als ein Postulat, welches keines Beweises fähig ist" [2]).

Analysirt man dies, so sieht man zunächst, daſs Zwang hinzu gedacht ist zu dem, was er zu verhindern bestimmt ist. Und was würde denn seyn, wenn der Zwang es nicht hinderte? Gewiſs der Streit. Die Willkühren des Einen und des Andern würden nicht zusammen bestehen. Hätte nun Kant deutlich ausgesprochen, was er eigentlich verwirft, so würde er den Streit als das Verwerfliche bezeichnet haben. Es war nicht nöthig, so eilig sich nach dem Gegenmittel umzusehn. Er konnte es füglich erwarten, daſs auch die Streitenden sehen würden was Er sah; und es einstweilen darauf ankommen lassen, was sie selbst daraus schlieſsen würden. Dadurch wäre er ganz genau in den anderwärts bezeichneten Weg gekommen [3]). Um desto sicherer, da er hier keinen Beweis führen will, sondern ein Postulat aufstellt, welches, wenn das Fodern

---

1) Kant's Rechtslehre §. E.

2) Ebendaselbst §. C.

3) Praktische Philosophie, viertes Capitel des ersten Buchs.

daraus weggelassen wird, eine bloſse Misbilligung, d. h. ein ästhetisches Urtheil bedeutet.

§. 94.

Aber der Sprung ist geschehen; auf die Überlassung, welche erfolgen und den Streit enden sollte, ist nicht gewartet; innerhalb der erzwungenen Schranken (man weiſs zwar nicht wo und wie diese Schranken gezogen sind), steht nun Jeder mit seinem „angebornen Rechte."

Jedoch dies ist nur ein einziges, nämlich eben jene begränzte Freyheit, sofern sie mit der Freyheit jedes Andern bestehen kann.

Der gefoderte Zwang aber fehlt noch. Von selbst ist er nicht da; man muſs ihn erst schaffen. Es muſs erlaubt seyn, Jeden Andern zum Eintritt in eine bürgerliche Verfassung hinein zu nöthigen[1]).

Auf diesem Wege gelangt die kantische Rechtslehre sehr schnell zum Staatsrecht; aber hier kann sie nicht stehen bleiben. Die Staaten unter einander müssen sich ebenfalls nöthigen, in Verein zu treten. Dann wird ewiger Friede seyn.

§. 95.

Nun ist der ewige Friede „eine unausführbare Idee"[2]). Wenn er das wirklich ist (was wir dahin gestellt seyn lassen), so muſste Kant zurück schlieſsen: also bleibt der Krieg, mit allen dahin zielenden Anstalten, mit aller Vermehrung der Kriegsmacht über das innere Bedürfniſs der Staaten, mit aller Verbreitung falschen Glanzes

---

1) Kant a. a. O. §. 8.

2) A. a. O. §. 61.

und böser Gewohnheiten; also kommt es nie zum Gleichgewicht des wechselseitigen Zwanges; mithin entsteht die Frage, was denn übrig bleibe, wenn der Plan des Zwanges aufgegeben werden muſs? Und die Antwort wäre gewesen, das Misfallen am Streit bleibt übrig.

§. 96.

Wenn nun der Streit Vielen misfällt, so kommt es noch darauf an, ob diese Vielen innerlich frey sind[1]; das heiſst, ob sie geübt sind, ihren Willen nach ihrer Einsicht zu lenken. Gesetzt, dem sey also: alsdann wird vieler Streit vermieden werden ohne Zwang; und die zwanglose Einhelligkeit Vieler kann eine Kraft des Zwanges gegen Einzelne übel Gesinnte ergeben. Man kann auch zu Gründen des Zwanges gelangen; nur muſs man nicht dabey anfangen wollen.

Kant hatte das Vermögen der innern Freyheit so unbedingt behauptet, daſs man auf den ersten Blick sich wundern möchte, warum er denn bey der Begründung der Rechtslehre sich nicht darauf berief? Die Antwort auf diese Frage ist zweifach. Erstlich folgt wirklich nicht das Misfallen am Streit aus der Idee der innern Freyheit; auch nicht aus irgend einem andern Grunde: sondern es ist ursprünglich da, und wurde von Kant mit Recht postulirt in dem Sinne, in welchem ein Postulat nur eine wissenschaftliche Zumuthung ist, daſs Etwas ohne Beweis solle eingeräumt werden. Zweytens aber hatte Kant durch seine Behauptung der absoluten innern Freyheit so arg wider die Erfahrung verstoſsen, daſs er es nicht mehr wagte, für äuſsere Angelegenheiten darauf zu rechnen. Er war zu weit gegangen: darum lieſs er sich zu weit zurücktreiben.

---

[1] Praktische Philosophie, erstes Capitel des ersten Buchs.

§. 97.

Übrigens sieht man schon, daſs der Grundgedanke bey Kant und bey Grotius der nämliche ist; einerley Abscheu vor Krieg und Streit beseelt beyde.

Die starre Abstraction aber, worin mit so vielen Andern Hufeland eine wissenschaftliche Pünktlichkeit suchte, findet sich bey Kant nicht. „Durch einseitigen Willen kann Anderen eine Verbindlichkeit, die sie für sich sonst nicht haben würden, nicht auferlegt werden." [1]). Also entsteht Eigenthum nicht mit Hufeland aus der Vorstellung der Berechtigten, daſs eine Sache sein Gut sey (§. 64), sondern mit Grotius: *non animi actu solo, sed pacto quodam aut expresso aut tacito* (§. 61); nur mit dem Unterschiede, daſs Kant einen nothwendig zu vereinigenden Willen Aller, der erst im bürgerlichen Zustande zur Wirklichkeit gelangt, an die Stelle jenes Vertrages setzt. Von dem Gegenstande selbst ist schon oben (§. 64) das Nöthige bemerkt.

Auſserdem braucht wegen der Differenz gegen die gewöhnliche Meinung nur angezeigt zu werden, was dieselbe hinlänglich charakterisirt, nämlich daſs Kant die Pflicht der Monogamie und der Erziehung als naturrechtlich anerkennt; Verjährung fodert, um das *dominia rerum incerta facere* zu vermeiden; und Testamente zuläſst, weil die *hereditas iacens* sogleich ein Gegenstand der ausschlieſsenden Wahl für den ernannten Erben werde.

---

1) Kant a. a. O. §. 15.

Die Absicht ist klar; es soll kein Anlaſs zum Streit eintreten.

§. 98.

In Fichte's Naturrecht, dessen Kritik nur in sofern hieher gehört, als sie die Analyse weiter führt, gewinnen die schon bekannten abstracten Begriffe ein neues Leben; aber eben dadurch sprengen sie die einseitig gezogenen Gränzen; es wird mehr und mehr fühlbar, daſs sich die Idee des Rechts, wo sie zur Anwendung vollständig gelangen soll, nicht von den andern praktischen Ideen absondern darf, vielmehr — ohne darum ihre ursprüngliche Selbstständigkeit aufzugeben, mit allen andern in Verbindung treten muſs.

Was bedeutet ein Urrecht zu leben, ohne Lebensmittel? Woher Lebensmittel ohne Besitz des Bodens, und ohne Arbeit? Woher Ordnung und Gewinn der Arbeit, ohne Theilung der Geschäffte und der Stände? Und wie begreift man den Ursprung der allermeisten Contracte, auſser in Folge der Geschäffte?

„Alles Eigenthum, (erinnert Fichte,) gründet sich „auf wechselseitige Anerkennung, und diese ist bedingt „durch gegenseitige Declaration"[1]. Schon hieraus erhellet die Ausschlieſsung gänzlicher Armuth. Denn gewiſs hat Niemand declarirt, leben zu wollen ohne Lebensmittel. Aber Fichte geht weiter.

„Leben zu können ist das absolut unveräuſserliche „Eigenthum aller Menschen. Es ist Jedem eine gewisse „Sphäre der Objecte zugestanden worden, ausschlieſsend „für einen gewissen Gebrauch. Aber der allgemeinste „Zweck dieses Gebrauchs ist der, leben zu können.

---

[1] Fichte Naturrecht, I, S. 154.

„Die Erreichung dieses Zwecks ist garantirt; dies ist
„der Geist des Eigenthumsvertrags. Es ist Grundsatz
„jeder vernünftigen Staatsverfassung: Jedermann soll
„von seiner Arbeit leben können. Alle Einzelne haben
„mit allen Einzelnen den Vertrag geschlossen. Alle
„haben sonach Allen versprochen, daſs ihre Arbeit
„wirklich das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes
„seyn soll: und der Staat muſs dafür Anstalten
„treffen. In einem Volke von Nackenden wäre
„das Recht, das Schneiderhandwerk zu treiben, kein
„Recht; oder soll es ein Recht seyn, so muſs das Volk
„aufhören, nackend zu gehn. Wir gestehen dir
„das Recht zu, solche Arbeiten zu verfertigen,
„heiſst zugleich: wir machen uns verbindlich,
„sie dir abzukaufen. Sobald Jemand von
„seiner Arbeit nicht leben kann, ist ihm das, was
„schlechthin das Seinige ist, nicht gelassen; der Vertrag
„ist also in Hinsicht auf ihn völlig aufgehoben
„und er ist von diesem Augenblick an nicht mehr
„rechtlich verbunden, irgend eines Menschen Eigenthum
„anzuerkennen" [1]).

Man sieht hier zuvörderst die Folge des Satzes, daſs alles Recht auf Gegenseitigkeit der Überlassungen beruhe; welches soviel heiſsen würde als: die geringste Verletzung von einer Seite hebt alle Verbindlichkeit von der andern Seite auf. Darin liegt Drohung; und deren Ausführung gilt dem Zwange gleich. Schon oben (§. 70, 3.) war Gelegenheit, hierüber gegen Grotius eine Erinnerung zu machen. Aus dem Satze:

---

[1]) A. a. O. II. S. 30.

der Streit misfällt, folgt gerade umgekehrt: um Eines Streites willen soll nicht ein zweyter entstehn; wodurch sich das Misfallen verdoppeln würde. Aber jede übereilte Annahme der, dem Rechte unmittelbar inwohnenden Befugniſs zum Zwange, wie man dergleichen durchgängig bey den Naturrechtslehrern findet, ergiebt die falsche Folgerung, von der hier die Rede ist.

§. 99.

Fichte hat schon Anstalten vom Staate gefodert. Er spricht gleich darauf noch deutlicher: „Die executive Macht ist darüber so gut verantwortlich, als über „alle andern Zweige der Staatsverwaltung; und der „Arme, es versteht sich, derjenige, der den Bürgervertrag mit geschlossen hat, hat ein absolutes Recht auf „Unterstützung."

Durfte denn, wird man fragen, irgend Einer vom Bürgervertrage sich ausschlieſsen? Die Antwort ergiebt sich von selbst, daſs, wenn Gegenseitigkeit der Anerkennung allein das Eigenthum gründet, der, welcher sich ausschlösse, gar nicht in der Mitte der Übrigen könnte geduldet werden.

Aber die Hauptsache ist die Foderung an den Staat. Man sieht auf den ersten Blick, daſs der Staat, wenn er die Armen unterstützt, dies doch nur im Namen der Begüterten thun kann, da es von ihren Beyträgen geschieht. Man sieht ferner, daſs, je mehr jene gegen diese wider deren Willen begünstigt werden, um desto mehr Unzufriedenheit besonders von Seiten Solcher entstehn wird, welche durch ihre Arbeit Vermögen erworben haben; endlich überhaupt, daſs nichts dem innern

Frieden gefährlicher ist, als Aufregung der Ärmern gegen die Reichern. Wenn vollends Leben mehr bedeuten soll, als: Nicht Hungers sterben, so ist keine Gränze zu finden.

§. 100.

Gegenstände dieser Art im Naturrechte berühren, heiſst schon bekennen, daſs dem Naturrecht ohne Moral keine sichere praktische Gültigkeit zukomme. Wo soviel Geduld von der einen, so viel Bereitwilligkeit von der andern Seite nöthig ist, da muſs Zuneigung die Gesinnungen beseelen; die bloſse Negation, es solle kein Streit seyn, kann die Besorgniſs, er werde dennoch entstehn, nicht beschwichtigen.

Mit Einem Worte: es ist die Gesinnung des Wohlwollens, deren man bedarf; und die Idee des Wohlwollens, an welche sich hier die Wissenschaft stützen muſs.

Geschieht dies: so erlangt man zwar keine officielle Zusicherung, die Jedem Einzelnen könnte kund gemacht werden, er solle von seiner, ihm gestatteten Arbeit leben können; aber im Allgemeinen wird der National-Ökonomie der Weg der Untersuchung geöffnet, wie nach dem Princip der möglich-grössten Wohlfahrt des Ganzen, und jedes Einzelnen die Güter zu benutzen, die Arbeiten zn veranlassen seyen, ohne die schon bestehenden Rechte zu verletzen.

§. 101.

Bey Grotius fanden Einschränkungen des Eigenthums Statt, die er daraus erklärte, daſs man bey der ersten Theilung die geringste mögliche Abweichung von der natürlichen Billigkeit voraussetzen müsse. (§. 63).

Man darf sich also nicht sehr wundern, wenn bey Fichten auch Einschränkungen des Eigenthums vorkommen; freylich solche, die, wenn man ihren wahren Sinn erforschen, und sie diesem gemäſs ausbilden will, auf Verwaltung fürs Gemeinwohl müssen zurückgeführt werden.

„Das Eigenthum der Objecte besitzt jeder nur in so „weit, als er dessen für die Ausübung seines Geschäffts „bedarf" [1]).

Eine solche Behauptung aus dem Misfallen am Streite ableiten, hieſse, die Ängstlichkeit wegen des Streits nicht bloſs zu weit ausdehnen, sondern sie ganz verkehrt anbringen; denn gesetzt, Einer behaupte Eigenthum noch über den Bedarf seines Geschäffts, und man wolle ihm dies nachweisen um es ihm zu nehmen und einem Andern zu geben, so würde nun eben der Streit ausbrechen, schon wegen der Schwierigkeit des Beweises, und wegen der Ungewiſsheit solcher Bedürfnisse, die möglicher Weise eintreten können.

Eben so: „Kein Müssiggänger soll in einem vernunft„gemäſsen Staate seyn." Das behauptet Fichte wenige Zeilen vorher. Aber wer müssig geht, der streitet noch nicht; und wenn Andre ihn als unnützen Verzehrer anfeinden, so sind sie weit mehr als er dem Vorwurfe, Streit zu erheben, ausgesetzt.

Haben nun gleich solche Sätze sich ins Naturrecht nur verirrt: so sind sie doch nicht ohne Bedeutung. Indem ihnen aber ihre rechte Stelle soll angewiesen werden, weisen sie hin auf ein ganz anderes System

---

1) A. a. O. II. S. 33.

von Begriffen, welches mit dem Naturrecht zu einem gröſseren Ganzen gehört.

§. 102.

Fichte spricht in diesem Zusammenhange über Landbau, Bergbau, Viehzucht, Jagd; über Producte, Fabricate, Handel, Geld. Es kommt also der Boden, es kommen Sachen, Arbeiten, und Geschäffte des Verkehrs in Betracht. Soll die Betrachtung dem Zwecke der wohlwollenden Verwaltung entsprechen (§. 100), da sie auf bloſse Rechtsbegriffe nicht zurückgeführt werden kann (§. 101): so muſs man zu den Sachen die Möglichkeit, sie zweckmäſsig zu benutzen, zu den Arbeiten und Geschäfften Geschick, Kenntniſs, Übung, — und hiezu wiederum Bildung und Leitung, ja endlich noch die Zusammenstellung der Menschen hinzudenken. Man muſs dies Alles nicht bloſs auf zu erwerbende Güter für den Genuſs, sondern auch auf Abwehr der Übel beziehn. In nördlichen Klimaten ist das Verwaltungssystem weit verwickelter, als in südlichen, wo die Natur mehr bietet und der Mensch weniger braucht. Die Natur hat die Güter und Übel vertheilt und zerstreut, ehe der Mensch austheilen und sammeln konnte. Menschliche Ansiedelungen in Städten und auf dem Lande, Unterschiede der dichtern und dünnern Bevölkerung sind entstanden, ehe man Absichten für systematische Verwaltung hineinlegte. Hohe und Geringe, Herren und Knechte finden sich vor, eine Unterordnung der Menschen ist gegeben, ehe man fragt, welches Geschäfft einem Jeden zukomme. Überall Schranken; und doch überall Bewegung. Kann man die Bewegung nicht genau zum Besten lenken, so muſs man sie wenigstens vom Gemeinschädlichen abzulenken suchen.

§. 103.

Um zuvörderst bey bekannten naturrechtlichen Gegenständen anzuknüpfen: müssen hier die Familienverhältnisse erwähnt werden.

1) Damit nicht der Zufall der Erbschaften ganz zweckwidrig den Unterschied des Reichthums und der Armuth steigere, fanden schon die alten Gesetzgeber Vorkehrungen nöthig. Die Grundstücke waren vertheilt; die Erbschaften sollten dieselben nicht aus einer Familie in die andere werfen; die weibliche Verwandschaft sollte keine Erbschaft begründen [1]). Irgend welche Vorkehrungen müssen getroffen werden.

2) Soviel auch gegen drückende Knechtschaft zu sagen ist, so muſs doch gerade weil bey uns nicht wie bey den Alten, der Wohlstand der Staatsbürger auf einem zahlreichen Haufen von Sklaven beruhet, die Bereitwilligkeit zu dienen um desto sorgfältiger geschont werden. Dienste bleiben nothwendig; Folgsamkeit darf eben so wenig durch Vorspiegelungen dessen, was im Allgemeinen unerreichbar ist, als durch Härte und Misachtung geschwächt werden.

§. 104.

Allgemeines Wohlwollen, verbreitet unter den Staatsbürgern, ist die Grundbedingung des Verwaltungssystems [2]). Gäbe es kein Christenthum: so würde man diese Bedingung noch weit mehr als jetzt vermissen. Montesquieu, der Furcht, Ehre, Tugend, dem Despotismus, der Monarchie, der Republik, als die jedem eigenthümlichen Principien zutheilte, sagt vom Christenthum: *Les principes du Christianisme bien gravés dans le coeur, seroient infiniment plus forts que ce faux honneur des monarchies, ces vertues humaines des républiques, et cette crainte servile des états despotiques* [1].

---

[1]) Montesquieu *esprit des loix, livre* 27.

[2]) Praktische Philosophie, zehntes Capitel des ersten Buchs, am Ende.

§. 105.

Die sechsfache Abtheilung menschlicher Thätigkeit:

1) Gewinnung, Sammlung, Veredlung der rohen Naturerzeugnisse,
2) deren Bearbeitung,
3) Umsatz,
4) Erhaltung und Vervollkommnung der Kenntnisse,
5) Privatdienste,
6) Dienste der Beamten [2],

erinnert zu allernächst daran, daſs jedem Individuum seine Arbeit angemessen seyn muſs, um ihm als seine Thätigkeit Befriedigung zu gewähren.

Die Menschen müssen beschäfftigt seyn; Maschinen sollen nicht den Dienst vorwegnehmen, welcher einem Menschen das Gefühl erregen konnte, daſs er doch zu Etwas tauge.

Der Ertrag der Arbeit ist erst das Zweyte, was in Betracht kommt. Der seit Smith so berühmte Begriff der Theilung der Arbeit bedeutet Zusammenhang der

---

[1] Montesquieu *esprit des loix, livre* 24, *chap.* 6. Man vergleiche das ganze vierundzwanzigste Buch.

[2] Pölitz Staatswissenschaften II, 17.

Arbeiter, und richtige Verbindung 1) der Naturgüter mit dem menschlichen Fleiſse, 2) des Landbaues mit den Gewerben, dem Handel, und den Wissenschaften.

Völlige Freyheit der Gewerbe und des Verkehrs ist bedenklich. Den Eigennutz des Einen durch den Eigennutz des Andern zu zügeln, mag eine kluge Rechnung seyn; aber Eigennutz und Schwindeley taugt nicht für den Geist des Verwaltungssystems, der in den Gemüthern der Volksmasse liegen muſs.

§. 106.

Bildung der Nation zur Frugalität, ,wie bey den Spartanern,

Bildung der Nation zur Sparsamkeit, wie bey den Holländern,

Bildung der Nation zum Erwerbfleiſse, wie bey den Engländern,
muſs sich mit gehöriger Vertheilung der Kenntnisse durch die mannigfaltigen Schulen verbinden. Hier aber gränzt das Verwaltungssystem ans Cultursystem.

§. 107.

Nachdem gezeigt worden, zu welchen Erweiterungen das Fichtesche Naturrecht führen würde: kann in die Gränzen der gewöhnlichen Ansicht nur noch mit wenigen Bemerkungen zurückgegangen werden, deren Anwendung auf die meisten neuern Bearbeitungen dieser Disciplin sich von selbst darbieten wird.

Es ist ein häufiger und leicht einschleichender Fehler in der Form der Untersuchung, die Ordnung der Gegenstände zu verwechseln mit der Ordnung der Begriffe; derselbe Fehler, welcher in den theoretischen

Wissenschaften Realgründe mit Erkenntnifsgründen vermengt. So scheint den Gegenständen ganz angemessen, von den Urrechten, als den ersten und allgemeinsten, ausgehend, fortzuschreiten zu den erworbenen dinglichen Rechten, als den zunächst stehenden so wohl in Ansehung der Zeit als der Wichtigkeit; und dann erst die Verträge als nähere Bestimmungen der Lebens-Verhältnisse folgen zu lassen. Hat man sich aber in die Reihe der praktischen Ideen hineingedacht, oder auch nur dem Grotius oder Kant nachgedacht, so wird der ächte Grundbegriff, welcher dem Unrecht, und hiemit der Verursachung des Streits entgegensteht, nicht zunächst dingliche Rechte, und noch weniger Urrechte erblicken lassen. Sondern gestritten wird zunächst um irgend Etwas in der gemeinsamen Sinnenwelt der Streitenden, wäre es auch nur der jetzige Gebrauch einer Sache. Und der Vorwurf, dafs man streite, ist in persönlicher Beziehung nicht der erste Punct in der Reihe der Begriffe. Ursprünglich liegt nur ein Misverhältnifs vor. Dies nicht zu vermeiden, sondern im Streite fortzufahren, ist zwar schon ein persönlicher Vorwurf, wofern nicht andre Gründe hinzukommen; aber noch kein Vorwurf des Unrechts, sondern der innern Unfreyheit; wobey es jedoch nicht auf Einen Grund allein, sondern auf die ganze Einsicht jeder Person ankommt. Erst nachdem irgendwie der Streit durch Überlassung, gleichviel ob von einer oder von beyden Seiten, geendigt worden, beginnt das Recht als Gegentheil des Unrechts, welches demjenigen zur Last fallen würde, der wider die geschehene Überlassung den Streit von neuem erhöbe.

Warum führt man diese einfachste Betrachtung nicht gleich auf das Urrecht zu leben, gesunde Glieder zu haben u. d. gl.? Darum nicht, weil im allgemeinen Begriffe des Streits, von welchem man ausging, noch nicht die Bestimmung enthalten war, daſs vom Gegenstande des Streits der Eine ablassen könne, der Andre aber nicht.

§. 108.

Hieran knüpft sich noch eine andre Bemerkung. Die Frage, ob die Möglichkeit, ja die Leichtigkeit, den Streit zu meiden, auf beyden Seiten gleich oder ungleich sey, läſst sich schon nach dem was so eben erinnert worden, aus dem Gebiete des Rechtlichen nicht verbannen. Hat man aber einmal den Gedanken der Ungleichheit (z. B. unter Reichen und Armen) in's Auge gefaſst, so begegnet nicht selten, daſs die Schwierigkeit den Streit zu vermeiden, verwechselt wird mit derjenigen Ungleichheit, welche von der *aequitas*, der Billigkeit, das Gegentheil ist.

Begriffe zu verwechseln, ist allemal wider die Wissenschaft; aber verschiedene Begriffe zu verbinden, ist oftmals groſser Gewinn, wo die Trennung Einseitigkeiten erzeugt hatte, die vielleicht ihrerseits wiederum die Untersuchung in eine fremde Bahn lenken.

Verfolgt man das eben erwähnte Beyspiel; so gehört die Unbilligkeit, daſs die Zugeständnisse der Armen an die Reichen nicht gegenseitig gleich vergolten werden, nicht in die reine Rechtslehre; sondern diese läſst nur die Gefahr des Streits erblicken, welcher durch Hunger, durch Noth aller Art könnte herbeygeführt werden. Dann läuft aber die Betrachtung dieser Gefahr weiter fort. Auch von der andern Seite ist Gefahr, und zwar nicht bloſs vom Widerstande der Reichen, sondern von Largitionen der Reichsten an die Armen, wobey der Mittelstand das Opfer werden würde. So geräth man in historisch-politische Betrachtungen, zu welchen die reine Rechtslehre, obgleich sie der vorbeugenden Maaſsregeln erwähnen muſs, doch eben so wenig übergehn wollte als zur Moral.

Erste Anmerkung zum zweyten Abschnitte,

vom Strafrechte.

Ein Hauptgegenstand ist im Vorigen übergangen worden, theils um den Zusammenhang des Verwaltungssystems mit der Rechtsgesellschaft ins Licht treten zu lassen, theils weil dem Strafrecht eine eigene historische Zusammenstellung der Meinungen gebührt, wovon jetzt eine kurze Probe folgen soll. In den naturrechtlichen Schriften findet dasselbe seinen Platz, weil es nur von der Staatsgewalt kann ausgeübt werden; allein die naturrechtliche Behandlung desselben leidet an unvermeidlicher Einseitigkeit. Zuvörderst mag erinnert werden an das oben (§. 62) gelegentlich Bemerkte, daſs absichtliches Wehethun durch erkünstelte Noth auch dann Strafe verdient, wenn es Niemandes Rechte kränkt. Hierin zeigt sich die vom Recht unabhängige Idee der Billigkeit. Man könnte dabey die Frage erheben: ob es nicht oftmals nothwendig sey, wehe zu thun, um wohl zu thun; wie man Unkraut ausreiſsen muſs wo gutes Gewächs gedeihen soll. Die Antwort ist sehr leicht diese: **das absichtliche Wehethun verdient Strafe und das absichtliche Wohlthun verdient Lohn; beydes hebt sich auf im Falle der Gleichheit; das Übergewicht des Wohlthuns erst ist verdienstlich. Darauf hat zu achten wer Wohl aus Wehe erzeugen will; auch wo er nicht Rechte kränkt, die ihm ein solches Verfahren verbieten würden.**

Grotius hat das Strafrecht sehr sorgfältig behandelt[1]. Die wesentlichsten Fragepuncte kommen bey ihm gleich Anfangs in richtiger Ordnung zur Sprache. *Inter ea quae natura ipsa dictat licita esse et non iniqua, est hoc, ut qui male fecit, malum ferat. Poenae, quae proprie ita nominatur, hoc inest, ut delicto reddatur.* Weiterhin: *qui punit, ut recte puniat, ius habere debet ad puniendum;* mit dem nicht ganz genauen Zusatze: *quod ius ex delicto nocentis nascitur;* aber verbessernd: *qui deliquit, sua voluntate se videtur obligasse poenae, quia crimen grave non potest non esse punibile.* Dann noch ferner die höchst nöthige Bestimmung: *Sed huius iuris subiectum (id est: cui ius debetur), per naturam ipsam determinatum non est; dictat enim ratio, maleficum posse puniri, non autem quis punire debeat.* Hiemit hängt eine spätere Zurückweisung Derer zusammen, welche das Strafrecht auf die Gränzen der Jurisdiction und auf Schutz der Unterthanen beschränken. Die Staatsgewalten strafen, *non proprie qua aliis imperant, sed qua nemini parent*[2]. (Eigentlich wiefern sie geeignet sind, einen von der Individualität unabhängigen, nur von der Idee geleiteten Willen darzustellen.) Der Schuldige kann dagegen vom Gleich-Schuldigen nicht gestraft werden (weil die Auctorität der Idee in ihm aufgehoben ist).

---

[1] *De iure b. et p. lib.* II, *cap.* 20.

[2] *l. c.* §. XI.

Erst nachdem diese nothwendige Grundlage vor Augen liegt, folgt die: *altera quaestio de fine poenis proposito. Nam quae diximus hactenus, id duntaxat ostendunt, nocentibus iniuriam non fieri, si puniantur. Inde vero non sequitur, omnino puniendos: neque id verum est: poena non irascitur, sed cavet. Liquet, ab homine hominem non recte puniri tantum puniendi causa*[1]; *quae igitur utilitates rectam faciant poenam, videamus.* Und nun hütet sich Grotius wohl, etwa nur einen einzigen Zweck der Strafe aufzustellen, welches die richtig eingeleitete Untersuchung sogleich würde verdorben haben.

Subtilius ista examinanda sunt. Dicemus ergo, in poenis respici aut utilitatem eius qui peccarit, aut eius, cuius intererat, non peccatum esse, aut indistincte quorumlibet. Ad horum trium finium primum pertinet poena, quae hoc agit, ut eum qui peccavit reddat meliorem. Diese Strafe hat enge Gränzen. Die zweyte, für den Beschädigten, sorgt, *ne posthac tale quid patiatur, aut ab eodem, aut ab aliis. Ne qui laesus est, ab eodem malum patiatur, tribus modis curari potest: primum, si tollatur qui deliquit, deinde si vires nocendi ei adimantur, postremo si malo suo dedoceatur delinquere, quod cum emendatione de qua iam egimus, coniunctum est. Ne ab aliis laedatur qui laesus est, punitione non quavis sed aperta et conspicua, quae ad exemplum pertinet, obtinetur.* Die dritte bezweckt: *ne qui uni nocuit, aliis noceat, aut ne alii impunitate illecti aliis*

---

[1] Zu vergleichen prakt. Philos. 1. Buch, 9. Cap.

quibusvis molesti sint; mit ähnlichen Nebenbestimmungen wie zuvor. Endlich der wichtige Zusatz: *omnes fines cessare oportet, ut poenae locus non sit.* Und die Gränzbestimmung: *actus mere interni, etiamsi ad notitiam aliorum perveniant, puniri ab hominibus non possunt. Id tamen non obstat quo minus actus interni, quatenus in externos influunt, in aestimationem veniant non sui proprie sed actuum externorum, qui inde meriti sui accipiunt qualitatem.* Ob Grotius hier den Unterschied zwischen Absicht als Ursache der sträflichen That, und Moralität dieser Absicht selbst (welche letztere, für sich betrachtet, keineswegs in die Berechnung der Straffälligkeit hineingehört) scharf gefaſst habe, mag zweifelhaft seyn. Verwechselungen in diesem Puncte sind so häufig, daſs man von ihm wohl eine ausführliche Auseinandersetzung hierüber erwarten könnte; dergleichen übrigens nach genauer Bestimmung der Idee der Billigkeit nicht mehr nöthig ist. Nahe genug kommt er etwas weiter hin dem wesentlichen Puncte, indem er sagt: *puniendi non sunt actus oppositi virtutibus, quarum natura coactionem omnem repudiat, in quo genere sunt misericordia, liberalitas, gratiae relatio.* Tugenden, worauf die Idee der Billigkeit (in ihrer ursprünglichen Gestalt), nicht paſst, daher auch auf ihre Gegentheile nicht der Begriff der Strafe.

Auch die Frage von Strafen vor oder nach dem Gesetz bleibt bey Grotius nicht unberührt. Er kommt darauf, indem er den Stoischen Satz: der Weise dürfe nicht verzeihen, zurückweiset. *Poena potest esse non debita, sed licita tantum. Atque id verum esse potest tum ante legem poenalem, tum post eam positam. Naturaliter qui deliquit in eo statu est, ut puniri licite possit: sed non* *ideo sequitur, debere poenam exigi: quia hoc pendet ex connexione finium cum poena. Maior difficultas esse videtur post legem poenalem, quia legis auctor aliquo modo legibus suis obligatur, sed hoc diximus verum esse quatenus auctor legis ut pars civitatis spectatur, non qua civitatis ipsius personam atque auctoritatem sustinet. Causae autem liberandi a poena legis solent esse, aut intrinsecae, cum si non iniusta dura tamen est poena ad factum comparata, — aut extrinsecae, ex merito aliquo aut alia re commendante, aut etiam spe magna in posterum.*

Was das Maaſs der Strafe anlangt: *puniendus nemo ultra meritum: intra meriti modum magis aut minus pro utilitate.* Weiterhin folgt die Bemerkung, daſs dies den Gesetzgeber nicht hindere, auf Zeit und Umstände, auf Gefährlichkeit und Beyspiel Rücksicht zu nehmen (d. h. auf die Verpflichtungsgründe, die Ruhe und das Wohl der Gesellschaft schärfer im Auge zu behalten).

Mit diesen wahrhaft vortrefflichen Entwickelungen des Grotius vergleiche man nun einige neuere Proben.

Erste Einseitigkeit. Kant, in seiner Unzufriedenheit mit Beccaria, will Bestrafung des Verbrechers nur darum, weil er verbrochen hat. So würde die Billigkeit, anstatt das begränzende Princip abzugeben, selbst die Triebfeder der Strafe: ja er treibt das vermeinte *ius talionis* so weit, daſs es nicht bloſs die Quantität, sondern sogar die Qualität der Strafe angeben solle [1]. Aber Recht und Billigkeit sind zweyerley; und es giebt eben so wenig ein Recht der Vergeltung, als eine Vergeltung des Rechts, oder ein Recht des

---

[1] Kant's Rechtslehre, zweyten Theils erster Abschnitt.

Wohlwollens und ein Recht der Vollkommenheit. Keine praktische Idee steht im Genitiv der andern.

Zweyte Einseitigkeit. Fichte verlangt einen Abbüſsungsvertrag, d. h. gegenseitige Nachsicht aller Staatsbürger, die es zu einer Rechtswohlthat macht, daſs man sich strafen lasse um nicht durch Verbrechen und schon durch Vergehen vogelfrey zu werden[1]). Das ist die Folge der falschen Lehre, daſs alles Recht gegenseitig bedingt sey, und daſs jede Verletzung des Bürgervertrags den Verlust aller Rechte des Verletzenden als Bürgers und als Menschen herbeyführe. Der Satz: es soll kein Streit seyn, sagt gerade im Gegentheil: man soll den Streit, wenn er in Einem Puncte entstand, wie ein Feuer betrachten, das gelöscht werden muſs damit es nicht um sich greife.

Dritte Einseitigkeit. Schleiermacher meint, ethisch betrachtet seyen Strafe und Belehrung Eins und dasselbe, und nur der Methode nach unterschieden; die Aufgabe sey nur, die Anwendbarkeit einer jeden zu bestimmen[2]). Da ist also von Vergeltung nicht die Rede; und die Strafen werden sich sehr vermindern,

---

1) Fichte's Naturrecht, zw. Th. S. 96.

2) Schleierm. Krit. d. S. zw. Buch, gegen Ende des zweyten Abschnitts. An dieser Stelle findet sich eine Anführung Kant's, welcher auf die Strafwürdigkeit des Menschen vor Gott das Verbot gründen soll, daſs Keiner dürfe Strafe verhängen über den Andern. Bekannt ist jedoch, daſs gerade im Gegentheil Kant's Rechtslehre eine berühmte Stelle enthält, nach welcher sogar ein auswanderndes Volk den letzten im Gefängnisse befindlichen Mörder noch vorher müſste hinrichten lassen, damit die Blutschuld nicht auf dem Volke hafte, welches auf diese Bestrafung nicht gedrungen hätte.

weil viele Verbrecher weder nach der einen noch nach der andern Methode sittlich umgeschaffen werden können, während die jetzt gewöhnlichen Strafen sich nur selten darauf einlassen, in dem Verbrecher selbst einen Zweck zu erreichen; vielmehr die öffentliche Sicherheit schon soviel Sorgfalt und soviel Aufwand erfodert, daſs die Gesellschaft sich dadurch nicht wenig belästigt findet.

Vierte Einseitigkeit. Feuerbach sucht den Rechtsgrund der Strafdrohung in der Verbindlichkeit des Staats, die Rechte Aller zu sichern; und den Zweck der Strafe in der Abschreckung Aller von Rechtsverletzungen. Rechtliche Wiedervergeltung (meint er) reducire sich auf *moralische* Vergeltung[1]. Dabey wäre zu fragen, ob etwa die Tugend solle bezahlt, das Laster durch irgend eine Buſse aufgewogen werden? Nur zu oft verirrt sich der Begriff der Vergeltung dahin, wo gar keine Vergeltung möglich ist, wo vielmehr nur das reine Lob und der reine Tadel der Gesinnung Platz findet. Lohn und Strafe sind äuſsere Handlungen, die auf Gesinnungen nur in soweit passen, als Erfolge derselben äuſserlich hervorgetreten sind. Hier aber ist denn auch wirklich die Sphäre der Strafe, und des Zwanges, welche der bloſse Rechtsbegriff nicht würde geschaffen haben.

Die traurige Nothwendigkeit, Rechte durch Zwang zu schützen, bricht sich Bahn durch alle Theorien;

---

[1] Wegen einiger andern Einseitigkeiten kann vorläufig Pölitz (Staatswissenschaft, erster Band, Staatsrecht §. 47 u. s. f.) nachgelesen werden; womit zu vergleichen Feuerbach's Lehrb. d. peinl. Rechts §. 16, 17, 18. In diesem letztern Buche findet man zugleich sehr zahlreiche literarische Nachweisungen.

und die Einseitigkeit, nur hierauf sehen zu wollen, ist die natürlichste von allen. Möchte man denn wenigstens bedenken, daſs Todesstrafe und lebenslängliches Gefängniſs die seltensten Strafen sind; daſs nach jeder andern Strafe eine Zeit folgt, wo der Gestrafte in die Gesellschaft zurückkehren muſs; und daſs er nun eine neue Unsicherheit in die Gesellschaft zurückbringt, die oftmals gröſser ist als die frühere; endlich daſs sich das Quantum dieser Unsicherheit bey weitem nicht bloſs nach den schon begangenen, schon entdeckten und bestraften Verbrechen schätzen läſst. Mögen also Diejenigen, welche bey der Sicherung der Rechte bloſs an Abschreckung, und bey der Abschreckung bloſs an Strafen des Staats denken, sich fragen, ob ihre Theorie fertig ist, oder ob etwan aus ihrem Princip noch etwas Weiteres folgt? Wollen sie Sicherheit durch Zwang, ohne Rücksicht auf Vergeltung, so wird ihre Theorie einen polizeylichen Umfang durch unvermeidliche Consequenz erlangen, wovor sie selbst erschrecken müssen.

Die Geschichte lehrt, daſs sich das ganze System der Strafen unausbleiblich nach den Culturstufen abändert. Früher sind die Strafen hart, aber auf wenige Klassen von Vergehungen; später mild, aber ausgedehnt und vielfach drückend.

Gegen das Ende wird noch eine Bemerkung über die Wirkung der Strafen vorkommen. (§. 179).

Zweyte Anmerkung zum zweyten Abschnitte;

über die Arten der Verträge.

Verlangt man Einzelnheiten, so sind naturrechtliche Schriften von Juristen aufzusuchen, welchen sich eine groſse Mannigfaltigkeit vorkommender Fälle weit häufiger darbietet, als den philosophischen Schriftstellern. Mit einiger Vorsicht, bald in Bezug auf Logik, bald auf die Ideen, wird man die Darstellungen der Juristen zu benutzen haben. Nur wenige Proben mögen hier Platz finden, und zwar aus dem Naturrecht von Droste-Hülshof; einem der neuesten, und der sorgfältigsten in der genauern Zergliederung einzelner Lehren.

1) Er giebt eine Übersicht der Verträge, die er eintheilt nach drey Momenten: Gegenstand, Form, Wirkung. Es war leicht sich zu erinnern, daſs der Wirkung die Ursache gegenüber steht; alsdann hätte sich die wichtigste aller Unterscheidungen gefunden, nämlich die in willkührliche und nothwendige Verträge mit der Nebenbemerkung, daſs ein Vertrag, von verschiedenen Seiten aufgefaſst, zum Theil willkührlich, zum Theil mehr oder weniger nothwendig seyn kann. Sehr Vieles, was auf stillschweigende Übereinkunft, auf natürliche Erwartung, auf Motive, die Einer beym Andern voraussetzen durfte, zurückzuführen ist, fällt in eine von Droste-Hülshof selbst aufgestellte Klasse, nämlich in die der nicht förmlichen Verträge, welche er den schriftlichen und mündlichen gegenüber stellt. Solche beruhen auf nothwendigen, oder wenigstens auf so bekannten Ursachen, daſs man glaubt sich darüber nicht einmal aussprechen zu dürfen. Auf diese Weise wächst Jeder in

den Staat hinein, und es wird für bekannt angenommen, daſs er sich den Gesetzen desselben unterworfen hat, weil er sonst nicht würde darin bleiben können. Und aus Verträgen, die Anfangs willkührlich waren, entstehen oftmals Folgen, derentwegen ihre Fortdauer so wichtig wird, daſs auch gegenseitige Einwilligung nicht mehr hinreicht, sie aufzuheben; so bey der Ehe. Kenntniſs der Umstände, der Geschichte, der Natur der Dinge muſs in solchen Fällen hinzu kommen, damit der Rechtslehrer sich nicht in leeren Begriffen des Willkührlichen auch dann noch herumtreibe, wenn schon längst Ursachen vorhanden sind, um der Willkühr, die für sich allein ins Ungereimte fallen würde, eine bestimmte Richtung zu geben. Schwierigkeiten, welche entstehen wofern solche Ursachen sich zu spät fühlbar machen, geben Stoff zu Betrachtungen für Politik und Gesetzgebung, denen es zukommt, vorbeugende Einrichtungen zu treffen.

2) Die Eintheilung in Rücksicht auf die Wirkung, in einseitige, zweyseitige, bedingte, entgeltliche, unentgeltliche, unbedingte, Modalverträge, ist logisch fehlerhaft, da ihre Glieder sich nicht einmal ausschlieſsen, vielweniger der Begriff der Wirkung darin vestgehalten, und weder an einen bestimmten Theilungsgrund, noch an Vollständigkeit der Glieder zu denken ist. Das mindeste, was hier muſste gesagt werden, besteht darin, daſs zweyseitige allemal bedingt sind, nämlich durch volle gegenseitige Leistung; (sonst zerfiele der Eine Vertrag in zwey einseitige;) daſs aber in allen Fällen, wo die Leistungen nicht gleichzeitig vollendet sind, etwas Gewagtes im Vertrage liegt, sobald wegen

unerwarteter Umstände ein Theil der noch unvollendeten Leistung von der einen Seite nicht vollführt, oder von der andern nicht angenommen werden kann. Wer hat nun gewagt, und wer soll den Schaden tragen? Hier scheint zwar Derjenige am meisten gewagt zu haben, der zuerst die Leistung vollendete. Allein mit Sicherheit wird sich schwerlich im Allgemeinen etwas Genügendes vestsetzen lassen, wo nicht positive Gesetze die Auslegung des Vertrags im Voraus bestimmt haben.

3) Wenn in Ansehung des Gegenstandes die Verträge zerfallen in sachliche, persönliche, accessorische: so fragt sich zuerst, ob die accessorischen (Pfand, Bürgschaft, Conventionsstrafe, Erlassungsvertrag, Novation, Aufhebungsvertrag, Delegation, Cession) allemal als trennbar von den Hauptverträgen, können angesehen werden? Falls man nämlich dies annimmt: so müssen die Hauptverträge unverändert bestehen, auch wenn in Ansehung der accessorischen etwas verfehlt würde. Sind aber die accessorischen Verträge untrennbare Bestimmungen der Hauptverträge, so gehört ihre Erfüllung zur vollständigen Leistung, und falls sie von einer Seite verletzt werden, ist alsdann auf der andern Seite gestattet, vom Vertrage abzugehen, aus dem Rechtsgrunde der nicht erfüllten Bedingung. — Man sieht, daſs hier alles darauf ankommt, die Totalität dessen zu bestimmen, was untheilbarer Gemeinwille beyder Contrahenten seyn soll.

4) Nachdem die sachlichen Verträge weiter getheilt sind in solche, die das Eigenthum selbst, und die den Gebrauch des Eigenthums betreffen: sollen die erstern

zerfallen in Schenkung, Tausch, Kauf, Darlehn, Zinsvertrag, und Bücherverlag. Gerade der letzte allein wird von Droste-Hülshof ausführlicher behandelt, und zwar um gegen die gewöhnliche Meinung zu behaupten: daſs die Unrechtmäſsigkeit des Nachdrucks nicht für alle Fälle aus rechtsphilosophischen Gründen zu beweisen sey. „Wenn (sagt er) Jemand dadurch, daſs er etwas thut, was für sich keine Rechtsverletzung ist, die Ursache wird, daſs ein Andrer einen Gewinn nicht zieht, so ist dies so wenig eine Rechtsverletzung, als man rechtlich verpflichtet ist, Andern Gewinn zu verschaffen." Auch soll Kant, welcher dem Schriftsteller ein Recht beylegt, zu fodern, daſs Niemand seine Rede zum Publicum anders als in seinem Namen halte, darum den rechten Punct nicht getroffen haben, weil ja der Nachdrucker nicht für seine Erfindung ausgiebt was er nachdruckt.

Nun ist der Gewinn, welchen der Verleger durch den Nachdruck vielleicht einbüſst, eine so schwer zu bestimmende Gröſse, daſs dessen Entwendung unmittelbar einen vesten Punct der Betrachtung darzubieten nicht im Stande ist. Aber die Natur des Buchhandels ist so bekannt, daſs, wenn der Verleger in jedem verkauften Exemplar wirklich die Bedingung, nicht nachzudrucken, ausgesprochen hätte, er nichts Neues sagen würde. Vollends jetzt, da laut genug von allen Seiten über Nachdruck geklagt worden, weiſs man den Willen der Verleger, und kennt den Streit, welchen der Nachdrucker gegen die Verkaufsbedingung erhebt. Man weiſs ferner, daſs der Schriftsteller anständige Bedingungen (wohin besonders genaue Correctur gehört), mit persönlichem Vertrauen zu seinem Verleger eingeht, und daſs er nicht gesonnen ist, in der unanständigen Gesellschaft Dessen zu erscheinen, der sich eines übel berüchtigten Gewerbes nicht schämt. Es möchte also wohl vergebens seyn, in einem Naturrechte den Nachdruck zu vertheidigen.

5) Die persönlichen Verträge sollen seyn: Versprechen, Dienstvertrag, Mandat, Depositum, Gesellschaftsvertrag. Daſs auch hier die logische Feile mangelt, zeigt schon das erste Glied, da in dessen Umfang alle Verträge fallen.

Der Hauptpunct aber ist hier der Gesellschaftsvertrag, bey welchem, auf die Staatslehre vorbereitend, Droste-Hülshof schon das *pactum unionis* und *ordinationis* erwähnt, welches an sich ganz richtig ist. Allein die weitere Auseinandersetzung schiebt Rechte und Willen vor, wo von Zwecken und Meinungen zu reden war. Durch vereinte Kräfte gemeinschaftliche Rechte zu befördern — dieser Ausdruck paſst nicht einmal auf eine Handelsgesellschaft, welche nicht Rechte, die schon vorhanden seyen, befördern, sondern Gewinn, der noch nicht da ist, erwerben will. Auch eine kirchliche Gesellschaft denkt im gemeinsamen Gottesdienste nicht an Rechte, sondern sie denkt demüthig an Gott; und eine gelehrte Gesellschaft denkt an die Wissenschaft, die von keiner Willkühr abhängt. Jener Ausdruck aber erinnert an Rechte, die als Güter sind betrachtet worden, gemäſs der bekannten, in den Naturrechten gewöhnlichen Auffassung (§. 91). Wenn nun auch dies noch nicht einen falschen Weg, sondern nur erst eine falsche Richtung der Gedanken verräth, so ist dagegen bedeutender die Erklärung über den Verfassungsvertrag: er könne enthalten:

1) daſs der gemeinschaftliche Wille aller Einzelnen,

2) der Wille der Mehrheit,

3) der Wille einer bestimmten Minorität,

4) der Wille eines bestimmten Einzelnen die rechtlich möglichen Mittel für den Gesellschaftszweck wählen und anwenden, d. i. den gesellschaftlichen Gesammtwillen bestimmen solle. In der ersten Weise entscheide der wahre Gesammtwille. Das schon führt auf die Frage: ob denn in den andern Weisen nicht der wahre, sondern ein untergeschobener Gesammtwille entscheide, und hiemit die Gesellschaft ihrem wahren Wesen nach verschwunden sey? Was die zweyte Weise anlangt: so wird die Mehrheit in absolute und relative unterschieden. Es wird erinnert an die bekannte Schwierigkeit, daſs oftmals nicht bloſs über Ja und Nein abzustimmen ist, sondern eine Menge von möglichen Entscheidungen zugleich vorliegt; daher es leicht begegnet, daſs diejenige, welche die meisten Stimmen für sich hat, doch immer nur eine Minorität gegen die Menge der andern unter sich getheilten Stimmen bildet. Dies nun hätte benutzt werden können und sollen, um begreiflich zu machen, daſs man, um höchst ermüdenden und zeitraubenden Berathungen zu entgehen, sich lieber geradezu einer Minorität unterwirft [1]. Überhaupt aber ist das Sprichwort: Wieviel

---

1) Gesetzt, die Anzahlen der Stimmen für 7 vorliegende mögliche Entscheidungen seyen, von der gröſsten Zahl angefangen, nach der Folge der Buchstaben, *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, *f*, *g*. Zeigt nun die erste Stimmensammlung, daſs *f* und *g* gewiſs keinen

Köpfe, soviel Sinne, der nächste Erklärungsgrund des allgemein gefühlten Bedürfnisses, dem Angesehenen zu folgen, woraus der freywillige Gehorsam gegen die Staatsgewalt entspringt.

Aber der Hauptfehler jener Darstellung (und vieler ähnlichen) liegt in dem Begriff des *pactum ordinationis.* Man mag einstweilen das *pactum subiectionis*, was beym Staate hinzukommt, ganz und gar bey Seite setzen; man mag überdies, um vorläufig die Begriffe zu ordnen, von den praktischen Ideen ganz hinwegsehen; man mag demnach das *pactum unionis* als Sache einer ganz ungebundenen Willkühr betrachten. Nun aber entsteht eine klare Ungereimtheit, wenn man das *pactum ordinationis* noch einmal als Werk der bloſsen Willkühr, und jene Abstimmung als ein Aufsuchen des gemeinsamen Willens ansieht. Das Wollen war abgethan, indem ein gemeinsamer Zweck das *pactum unionis* knüpfte. Die Frage ist von jetzt an nach den Mitteln und Hindernissen, die für oder wider das Gewollte wirken können. Diese Mittel und Hindernisse liegen in der Natur der Dinge, der vorhandenen Kräfte; es kommt darauf an sie zu erkennen. Besäſse Jemand eine zuverläſsige Erkenntniſs, so wäre an ein *pactum ordinationis* gar nicht zu denken; die Gesellschaftsglieder müſsten ihm, so gewiſs sie den Zweck wollen —

Anwachs zur Mehrzahl erlangen können, so fragt sich für die zweyte Stimmensammlung, ob nicht schon $e + f + g$ eine Mehrzahl ergeben könne? Man muſs also, um ohne Sprung fortzugehn, in solchem Falle zunächst über fünf Meinungen abstimmen lassen. Dies zur Andeutung der Weitläufigkeit, wohin das Aufsuchen der wahren Majorität führen kann. Ohnehin ändern sich die Meinungen während des Abstimmens.

und in sofern, als sie bereit sind denselben auch dann noch zu wollen, wenn er Opfer und Anstrengungen fodert, unbedingt Folge leisten. An die Stelle einer zuverlässigen Erkenntniſs trit in der Wirklichkeit die Meinung. Behauptet Jeder, von den Mitteln und Hindernissen des Geammtzwecks eben so viel zu verstehen, als jeder Andere: dann giebt es viele Meinungen, *Vota*, Abstimmungen; und was heraus kommt, ist weder Majorität noch Minorität des Willens, sondern der Meinung. Dies würde vollkommen klar seyn, wenn das Wollen des gesellschaftlichen Zweckes ein absolutes Wollen wäre; aber die Opfer und Anstrengungen, zu denen man sich entschlieſsen soll, machen daraus ein bedingtes; und deshalb, in Verbindung mit der Abneigung, eigne Einsicht geringer zu schätzen als fremde, mischt sich wieder das Wollen ins Meinen; welches, wenn sich dies schon bey der Errichtung der Gesellschaft zeigt, ein besonderes *pactum* wegen der ersten Anstellungen, Geschäfftsordnungen u. s. w. ergiebt. Für die Staatslehre ist dies besonders deswegen wichtig, weil es erklärt, weshalb für die Staatsgewalt so nöthig ist, für den Mittelpunct der reifsten, geprüftesten Einsichten zu gelten.

Dritter Abschnitt.

Analytische Beleuchtung der Moral.

Erstes Capitel.

Vom Umrisse der Moral.

§. 109.

Es trifft sich gerade, daſs wir von dem kurz zuvor erwähnten Verwaltungssystem (§. 102 - 106) in der Reihe der praktischen Ideen füglich weiter gehn, und das demselben sich anschlieſsende Cultursystem auch hier folgen lassen können. Denn so groſs ist die Confusion, welche aus Mangel gehöriger Unterscheidung der praktischen Ideen entstand, daſs man vielfältig von dem Puncte aus, welcher in der Ideenlehre die neunte Stelle einnimmt, den ganzen Kreis der Moral hat beschreiben wollen.

Ragte unter den Schriften über Moral eine ältere systematische so hervor, wie des Grotius Werk in Ansehung des Naturrechts: so würde die Analyse, um aus Älterem das Neuere erklärlich darzustellen, auch die Moral nach Art des vorigen Abschnitts zu behandeln haben. Allein die Werke des Platon und Aristoteles, welche hier den Anfang der wissenschaftlichen Bearbeitung machten, sind für den jetzigen Zweck nicht systematisch genug; und die Arbeiten der Stoiker sind uns nicht hinreichend bekannt, um von ihnen auszugehen. Dennoch können sie einigermaaſsen zur Stütze dienen. Schon Kant stellte Wolf und die Stoiker dergestalt zusammen [1]), daſs er ihre Sittenlehren als dem Princip der Vollkommenheit angehörig bezeichnete. Schleiermacher, nicht wenig Tadel über Kant ergieſsend, daſs er nicht habe verstehen können, Vollkommenheit sey in praktischer Bedeutung etwas Anderes, als Tauglichkeit zu allerley Endzwecken, erklärt dagegen Vollkommenheit als Vollständigkeit eines Dinges in seiner Art [2]). Hier leuchtet nun sogleich ein, daſs die Art des Dinges als bekannt muſs vorausgesetzt werden, wenn man nach diesem Begriffe Alles das beurtheilen soll, was an einem solchen Dinge zu loben und zu tadeln seyn kann. Vollständigkeit in seiner Art ist eben deshalb kein Princip, sondern ein unbestimmter Ausdruck, hinter welchem sich die Unwissenheit in Ansehung der Art des Dinges verstecken kann. Abstrahirt man dagegen ganz von der Frage nach der Art, so bleibt Vollständigkeit ein Lob in Bezug auf die vollgewordene Zahl und Gröſse. Faſst man hinwiederum diese Art des Lobes in ihrer ganzen Ausdehnung: so findet sich, daſs überhaupt, wo die Beschaffenheit des Dinges bey Seite gesetzt wird, Gröſseres und Kleineres lobend und tadelnd kann verglichen werden, wie dies aus der allgemeinen praktischen Philosophie bekannt ist.

Weit hievon abgehend, zieht Schleiermacher nicht bloſs die Zusammenstimmung des Zufälligen mit dem Wesentlichen, sondern auch die Vollkommenheit eines Kunstwerks herbey; und meint nun: hätte Kant hieran

---

1) Kant's Kritik der praktischen Vernunft §. 8. Anmerkung 2

2) Schleiermacher Kritik der Sittenlehre: erstes Buch, erster Abschnitt, gegen die Mitte des Abschnitts.

gedacht, so hätte sich ihm ein eigenthümlicher und tieferer Sinn enthüllen müssen, in Beziehung auf welchen dieser Ausdruck leicht der ächteste ethische sey, weil er der Wahrheit nach unmittelbar auf den Gedanken des **Ideals** hinweise.

Das Ideal ist freylich nicht die ursprünglich-einfache Idee der Vollkommenheit; wohl aber kann man das von ihr abgeleitete Cultursystem als ein Ideal ansehn.

Da nun die Stoiker, Wolf, und Schleiermacher, verschieden wie sie übrigens sind, sich doch um dieses Ideal herum gruppiren, so läſst sich annehmen, daſs sie Alle, und mit ihnen vielleicht die Mehrzahl der Moralisten, den in seiner Art vollständigen Menschen als den sittlichen betrachteten, natürlich mit dem Vorbehalt, eine Gesammtheit von Menschen an die Stelle zu setzen, wenn sich finden möchte, daſs der Einzelne allemal unvollständig bleiben werde.

Man würde also, einer solchen Ansicht zufolge, den Umriſs der Moral besitzen, wenn man den vollständigen Menschen zeichnen könnte.

§. 110.

Schleiermacher's Meinung, daſs nur die Gesammtheit des menschlichen Geschlechts der wahre und eigentliche Ort des höchsten Gutes sey, würde auch die Meinung des Cultursystems seyn, wenn das Cultursystem sich einbilden dürfte, die ganze Moral zu bestimmen. Und wenn er, mit den Stoikern und mit Fichten sich entzweyend (wegen der, ihnen Schuld gegebenen, Beschränkung eines Naturtriebes, von welchem sie doch den Anlauf zur Thätigkeit erwarteten), — eine lebendige und bildende Kraft will, hingegen die Beschränkung von auſsen verwirft[1]: so hat auch dieser Gedanke seine rechte Stelle im Cultursystem; nur muſs er folgende Bestimmung annehmen:

Wo nur die Gröſse in Betracht kommt, da erhöhet jeder Zusatz den Werth; jeder Mangel bringt Verlust am Werth. Je mehr Kraft und Regung derselben, desto besser; wo eine Thätigkeit auf fremdartigen Antrieb erfolgt, da ist der Verlust am Werthe desto gröſser, je mehr der Mensch ungern handelt. Unmittelbares Interesse ist Kraft; was für fremdes Interesse geschehn muſs, ist Last[2]. Da gleichwohl Mittel zu Zwecken nöthig sind, (schon im Verwaltungssystem): so scheidet sich Nützliches vom an sich Werthvollen sowohl bey Kenntnissen als bey Übungen, welche zwiefache Eintheilung das Cultursystem zur Übersicht bringt, besonders wenn noch der Unterschied der Körper-Übungen von den Künsten hinzukommt.

§. 111.

Denkt man sich die verschiedenen Individualitäten der Menschen einstimmend mit den Geschäfften, und die Erziehung als vermittelnd und sichernd diese Einstimmung: so liefert das Cultursystem eine Zeichnung der Gesellschaft, wofern es alle Geschäffte umfaſst, die zusammenwirkend ein selbstständiges Ganze ergeben. Alsdann ist die Gesellschaft um desto besser, je mehr in ihr Jeder sein Werk mit Lust treibt, und je genauer Jeder mit Allen in Verbindung steht. Die Lust nämlich ist hier die Probe der Kraft; das Lob der Kraft aber darf nicht verwechselt werden mit dem Streben nach Genuſs.

---

[1] Schleiermacher's Krit. d. S. a. a. O. etwas weiterhin.

[2] Der Begriff des Interesse ist für die Pädagogik wichtig, und kann für jetzt derselben überlassen bleiben.

Hieraus ist zu verstehen, wie Schleiermacher behaupten konnte, die Ethik sey nichts Anderes als systematische Analyse des höchsten Gutes; zu welchem aber das Gesetz nicht fehlen dürfe; auch nicht der Weise; weil sonst der Inbegriff desselben als ein zufällig und äuſserlich entstehendes erscheinen würde[1].

§. 112.

Schleiermacher hat sich an Platon und Spinoza zugleich angeschlossen. Jener soll nach ihm zuerst das höchste Gut des Menschen, nämlich die Ähnlichkeit mit Gott, und dann erst die Regel des Verfahrens hiezu, — dieser umgekehrt zuerst das Gesetz, nämlich die Angemessenheit des jedem Handeln zugehörigen Gedankens, und hieraus erst das höchste Gut, nämlich die in jeder enthaltene Erkenntniſs Gottes, gefunden haben.

Was bey Platon unmittelbar, nicht erst durch Deutung, zu finden war, das ist doch noch etwas Anderes. Es ist die Idee der beseelten Gesellschaft, oder die Idee der innern Freyheit angewendet auf die Gesellschaft[2]. Dieser müssen wir deshalb hier erwähnen, weil sie auf andere Weise als das Cultursystem, den Umriſs der Moral zeichnet. Denn während das Cultursystem nach Fächern der Kraftäuſserungen und der Virtuositäten zerfällt, setzt sich die beseelte Gesellschaft zunächst aus den Systemen des Rechts, des Lohns, der Verwaltung und Cultur zusammen. Fragt man weiter nach der Ausdehnung auf gegebenem Boden, welche jedes dieser Systeme sich schaffen soll, so erfolgen verschiedene Antworten. Rechts- und Lohnsystem wehren dem Streit, wo er zu besorgen ist; das Verwaltungssystem umfaſst Güter und Übel, wo, um sie zu erreichen und zu beseitigen, gemeinsame Thätigkeit nöthig ist; das Cultursystem geht vorzugsweise den Sprachgebieten nach. Hieraus ergiebt sich, daſs die beseelte Gesellschaft nicht in veste Gränzen eingeschlossen seyn kann; daher ihr Gegensatz gegen den Staat; dem ein geographisch bestimmtes Machtgebiet zukommt.

---

[1] Schleierm. a. a. O. erstes Buch, im Anfange des zweyten Abschnitts.

[2] Im vierten Buche der Republik.

Anmerkung.

Jetzt blicke man zurück auf die Majestätsrechte des Staats. (§. 87.)

1) Wohin gehört das Regal der Posten[1], der Landstraſsen, überhaupt der öffentlichen Verbindungsmittel? Die Antwort im Sinne des Naturrechts würde lauten: zum Schutz der Rechte. Wogegen soll hier geschützt, und zwar mit Zwang geschützt werden? Etwa gegen das Unrecht, was Räuber verüben könnten?

---

[1] Pölitz (Staatsw. II. Bd. Finanzwissenschaft §. 52) spricht zwar mit Andern gegen das Postregal; aber ebenderselbe hat früher (Staatswissenschaftslehre §. 31) deutlich genug die Nothwendigkeit gezeigt, daſs der Staat das Postwesen gestalten müsse; und die Finanzfrage kommt hier gar nicht in Betracht.

Gewiſs: aber aus einer so einseitigen Ansicht folgt nicht, daſs man Posten, wohl gar Schnellposten einrichten müsse; sondern es folgt nur, daſs, wenn so etwas, übrigens gleichviel ob zweckmäſsig oder nicht, einmal existirt, es alsdann nicht der Plünderung Preis gegeben seyn darf. Hingegen die ursprüngliche Foderung, es solle Verbindungsmittel geben, hat mit dem Recht nichts zu thun. Die falsche Meinung, welche es dahin zieht, hängt an Rechten als Gütern (§. 91 und 92); während von Gütern, im gewöhnlichen Sinne, nämlich sofern sie Wohlseyn hervorbringen, die praktische Philosophie nur in soweit affirmative Kenntniſs nehmen darf, als sie das Wohlwollen billigt, also im Verwaltungssystem (§. 104 u. s. w.). Die Negationen, daſs Güter keinen Streit hervorbringen sollen, und daſs, wo Vergeltung gesucht wird, keine Ungleichheit der Güter statt finden darf, würden für sich allein keine Posten und Landstraſsen hervorrufen. Aber auch das Verwaltungssystem ist nicht die eigentliche Stelle für die Mittel der Gedankenverbindung durch Briefe, und der Reisen, wodurch Personen aus der Ferne zu eineinander kommen. Sondern das Cultursystem ist es, welches unmittelbar auf Sprache gegründet, eben deshalb jede mögliche Erleichterung des schriftlichen und mündlichen Sprechens erfodert[1]. Nun sind die hiezu dienenden Posten und Landstraſsen zugleich die Mittel zur Fortschaffung der Waaren; hiedurch gehören sie dem Verwaltungssystem. Und nachdem sie aus solchen Gründen schon da sind, müssen sie gegen Unrecht gesichert werden; also fallen sie auch noch der

---

[1] Praktische Philosophie I, 11.

Rechtsgesellschaft und dem Lohnsystem anheim. Fragt aber Jemand, wie denn dies Alles in Verbindung zu denken sey? so ist die Antwort: der ganzen gesellschaftlichen Einsicht (nach allen Ideen) soll die gesellschaftliche Wirksamkeit entsprechen; mit andern Worten, der Verbindungspunkt liegt in der Idee der innern Freyheit, sofern dieselbe auf die Gesellschaft ist bezogen worden. Und von dieser eben war im vorstehenden Paragraphen die Rede.

2) Wohin gehört das Regal der Münze? Wiederum müſste im Sinne des Naturrechts geantwortet werden: in die Klasse der Anstalten, welche verhüten, daſs nicht Betrug in Zahlung und Tausch den Verkehr verderbe. Wieder eine einseitige Ansicht! Der Betrug ist nicht das Erste, was zu fürchten wäre, wenn es keine öffentlich geprüften Münzen gäbe. Sondern die ehrlichsten Leute könnten sich irren, und schon die Furcht des Irrthums würde sie bey jedem Tausch und jeder Zahlung in Verlegenheit setzen, wenn es darauf ankäme, die contractmäſsige Gleichheit der Werthe zu sichern.

3) Zu ganz ähnlichen Betrachtungen könnte ein sehr groſser Theil dessen, was zur Polizey gerechnet wird, veranlassen. Zu einiger Entschuldigung für die einseitige naturrechtliche Ansicht mag dienen, was oben (§. 87) von dem wachsenden Schutzbedürfniſs ist gesagt worden. Allein der wohlgeordnete Staat wartet nicht mit heilsamen Einrichtungen, bis aus Mangel derselben Streit entstand, der alsdann rechtlich müſste geschlichtet werden. Er wartet nicht, bis man klagt, sondern er handelt gleich unmittelbar im Namen des öffentlichen

Interesse, so oft man auch in den Naturrechten die *salus populi* vom Staatszwecke geschieden hat. Sein Handeln ist nicht bloſs Zwingen, sondern groſsentheils Schaffen, wenigstens Helfen. Und so gebührt es sich, denn der Staat ist keine bloſse Rechtsgesellschaft, eben so wenig als das Recht auf dem Zwange beruhet; und nochmals eben so wenig als irgend ein Zwangssystem kann ausgesonnen, vollends realisirt werden, welches auch nur den rechtlichen Foderungen volle Sicherheit verheiſsen dürfte. Man muſs sich, um an so etwas zu denken, unwissend gegen die bekanntesten Thatsachen stellen; es ist aber genug daran zu erinnern, daſs auch unter dem Galgen gestohlen wird.

4) Wohin gehört das so höchst wichtige Recht der Ämter, der Beamten, ihrer Beaufſichtigung und Beförderung? Nicht alle Beamten sind Richter; es giebt auch Geistliche, und öffentlich verpflichtete Ärzte. Welchen Zwang haben diese auszuüben? Welchen Zwang die, welchen die Sorge für öffentliche Gebäude obliegt? Nicht alle solche Gebäude sind Gefängnisse; es giebt auch Kirchen, Hospitäler, Magazine u. s. w. Und es gehört viel Zwang dazu, um solche Dinge in eine Zwangstheorie hineinzuzwingen; für deren Beurtheilung nicht einmal das Recht die richtige Ansicht darbieten kann, und die gleichwohl dem Staate angehören.

Diese Bemerkungen brauchen nicht verlängert zu werden. Man wird erwiedern, es sey noch nie dem Naturrecht eingefallen, die Politik zu verdrängen. Aber es ist ihm wohl eingefallen, unter den Majestätsrechten auch solche aufzuzählen, deren wahren Grund es nicht angab, und *losgerissen von der Moral*, nicht angeben konnte.

Vom Majestätsrechte, eine Rangordnung vestzusetzen, kann Gelegenheit genommen werden, auf die Idee der beseelten Gesellschaft zurückzublicken [1], vorausgesetzt, daſs man jeden Gedanken an falschen Schein fern halte.

§. 113.

Weil die beseelte Gesellschaft über jede bestimmte Gränze hinausweiset, liegt in ihr eine religiöse Tendenz. Wir sehen in Gott die Gemeinschaft mit dem Universum.

Und da es in der Gesellschaft Jedem wichtig ist zu wissen, daſs die Andern gleiche Gesinnung hegen: so entsteht hieraus, in Verbindung mit der Neigung, sich auszusprechen, die öffentliche Bezeugung der Dankbarkeit, Demuth, Ehrfurcht gegen das höchste Wesen. Diese Öffentlichkeit des Gottesdienstes schafft sich eine weitere Sphäre als das Machtgebiet; die Kirche erstreckt sich auf gegebenem Boden weiter als der Staat.

Der Gottesdienst benutzt die Gesammtheit der Künste. Dem Unterricht, welchen er darbietet, kommt der schon vorhandene Glaube entgegen, der nur bestätigt (nicht mit Streitfragen belastet) seyn will.

Mit dem Bedürfnisse, an die moralische Weltordnung zu glauben, um in sie mitwirkend hineinzupassen, verbindet der Unterricht die Glaubenspuncte (Einheit des gleichförmig Waltenden am Himmel wie in den uns bekannten Lebensformen, Persönlichkeit Gottes nach allen praktischen Ideen, nebst dem Positiven und Historischen), ferner die Naturbetrachtung (Erhabenheit des

---

[1] Praktische Philosophie, I, 12.

Sternhimmels, Schönheit der Organismen, Wohlthätigkeit ihrer Einrichtung, Künstlichkeit, welche das Wohlthätige als absichtlich bezeichnet), endlich für die Schwäche des Menschen Trost im Unglück, Zurechtweisung des Irrenden, Aufrichtung des Reuigen.

§. 114.

Kann sich nun die Moral nicht gegen die Religionslehre abschlieſsen (eben so wenig als sie von Dankbarkeit, Demuth, Ehrfurcht, überhaupt schweigen darf), so kann sie auch nicht die Staatslehre als auſserhalb ihrer Gränzen liegend betrachten.

Zwar hat Kant in seiner Tugendlehre vom Staate geschwiegen; dennoch ist nicht erst von den Späteren dieser Gegenstand in den Umriſs der Moral hineingezogen; vielmehr hat Schmid, noch ehe er sein Naturrecht schrieb, in seiner Moralphilosophie vom Staate und den dahingehörigen Rechtsbegriffen gesprochen [1]). Wollte man auch den Schutz der Rechte innerhalb des Staats als das Charakteristische des Naturrechts ansehn, so würde man eben dadurch nur die Unvollständigkeit des von der Moral abgesonderten Naturrechts eingestehn, weil das Völkerrecht ohne solchen Schutz ist, und, wenn es von der Sitte beschützt wird, gerade dieser moralische Schutz die Ergänzung dessen bildet, was der Staat leistet; der in seinen auswärtigen Verhältnissen selbst keine absolute Vestigkeit besitzt; also auch nicht eine solche schaffen kann. Übrigens ist auf §. 26 und 27 zurückzusehen.

---

1) Karl Christian Erhard Schmid's Versuch einer Moralphilosophie, §. 571 u. s. w.

§. 115.

Der Umstand aber, daſs die Moral vom Staate nicht schweigen kann, muſs besonders benutzt werden, um Schleiermacher's Einseitigkeit, die ganze praktische Philosophie als Darstellung eines Cultursystems zu behandeln, vermeiden zu helfen. Denn ohne Rechtsbegriffe giebt es keine Staatslehre. Die Nothwendigkeit, alle praktischen Ideen zusammenzufassen, um gültige Resultate fürs Leben zu erhalten, muſs jetzt schon hinreichend einleuchten.

§. 116.

Die praktischen Ideen genügen jedoch für sich allein noch nicht, sondern ihre Anwendung auf den Menschen setzt Erfahrung, Geschichte, und Psychologie voraus.

Im zweyten Theile der praktischen Philosophie ist dies so stark als möglich dadurch bemerklich gemacht worden, daſs dessen erste Hälfte sich durchgehends mit den schwachen Seiten des Menschen und der Gesellschaft, noch vor Auseinandersetzung der Pflichten, beschäfftigt. In dieser Art von Contemplation würde man den Spinoza, der sich weitläuftig mit den Affecten und der menschlichen Knechtschaft befaſst, als Vorgänger nennen können, wenn nur einigermaaſsen zu erkennen wäre, daſs ihm die Ideenlehre dabey vorgeschwebt hätte. Wo aber dem Menschen, wie er ist, die Ideen nicht gegenüber stehn, da würde das Gemälde, auch wenn es psychologisch richtig wäre (was vom Zeitalter des Spinoza nicht zu verlangen ist), doch keinen Gebrauch für die Sittenlehre darbieten.

§. 117.

Merkwürdiger noch ist, daſs Spinoza, anstatt genügende Vorschriften fürs Leben aufzusuchen, vielmehr die Contemplation dergestalt in ihren Anfang zurückführt, daſs er die Religionslehre nicht bloſs zu erreichen, sondern zu überbieten scheint. Denn während sie den Stolz der guten Werke demüthigend, die Seligkeit vom Glauben abhängig macht, setzt Spinoza, gemäſs seinem Satze: *melior pars nostri est intellectus* (§. 41), in die Stelle des Glaubens ein ganz eigentliches Wissen; daher die praktischen Ideen, die sich auf den Willen beziehen, dergestalt verdunkelt werden, als lohnte es sich kaum der Mühe, den Werth des Willens, welcher an sich der geringere Theil des Menschen sey, sorgfältig zu bestimmen. Es ist aber noch nöthiger, den Stolz des Wissens, als den der guten Werke zu demüthigen. Denn die Werke kommen wenigstens als Zeichen der Gesinnungen in Betracht; das eingebildete Wissen aber, welches den Herrn des Himmels und der Erde in seine Begriffe fassen möchte, verkennt gänzlich die Distanz zwischen sich und seinem Gegenstande.

Auch darf die Zurückweisung der guten Werke nicht so verstanden werden, als ob die Werke keiner Vorschrift und Aufsicht mehr benöthigt wären. Denn das Handeln und das Wollen geht immerfort; die Contemplation kann es nicht verdrängen, und es auch nicht gegen die Gefahr schützen ins Unlöbliche zu verfallen.

§. 118.

Ein Theil der eben erwähnten Erwägung menschlicher Schwäche, nämlich die Betrachtung des einzelnen

Menschen, findet in den Sittenlehren von gewöhnlicher Form eine andere Stelle; sie steht ganz am Ende. So bey Krug, wo in der angewandten ethischen Methodenlehre vom Hange zum Bösen und von der Bekehrung gesprochen wird. Dagegen redet Kant am Ende der Tugendlehre von der wackern und fröhlichen Gemüthsstimmung der Tugend, unter der Voraussetzung, man sey sich keiner vorsätzlichen Übertretung bewuſst. Während nun hier eigentlich die Meinungen einverstanden sind, paſst zu der Stellung am Ende besser die kantische Ermunterung, da die Moral Denjenigen, welcher ihr gemäſs handeln soll, nicht füglich gedrückten Muthes entlassen kann. Aber die Hauptsache ist, daſs nun die Betrachtung der natürlichen Schwäche nicht auf die Gesellschaft und den Staat ausgedehnt wird; und doch giebt es hier eine nothwendige Nachsicht mit den Dingen wie sie sind, die leicht fehlen wird wo sie nicht gehörig motivirt ist.

§. 119.

Auf die Erwägung menschlicher Schwäche folgt in der praktischen Philosophie noch nicht unmittelbar die Auseinandersetzung der Pflicht-Verhältnisse im Leben; sondern zuvor werden die Beschäfftigungen, der gesellige Umgang, die Familie und das Dienstverhältniſs als Stützpuncte des sittlichen Daseyns zusammengefaſst, deren wohlthätige Wirkung sich jedoch bey unrichtiger Behandlung in die entgegengesetzte verwandelt. Dies paſst wiederum nicht bloſs auf den Einzelnen, sondern auch auf die Gesellschaft, so daſs hierauf die Philosophie der Geschichte Rücksicht zu nehmen hat.

Hiemit ist Schleiermacher's schon erwähnte Foderung zu vergleichen, die Idee des Weisen solle in der Ethik nicht fehlen. Der Weise aber ist nach ihm Derjenige, welcher durch stetige Fortrückung auf der Linie des Lebens das höchste Gut im Zusammenhange und ohne Abweichung vollbringt. Er bekennt nun zwar selbst, daſs diese Idee zu Errichtung des ethischen Systems, welches aus einzelnen getrennten Gliedern zusammengefügt werden müsse, nicht unmittelbar zu gebrauchen sey [1]. Allein die getrennten Glieder sind ein Übel; es wird dadurch die Lebens-Ansicht und deren Beurtheilung verwirrt; und der Erfolg ist eine Gemüthsstimmung, welcher der Kantischen Foderung einer wackern Fröhlichkeit keinesweges entspricht. Das Übel wird wenigstens vermindert, wenn der Mensch alle die Verhältnisse, welche zugleich Anspruch an ihn machen, zusammenfaſst, um nicht bald dahin bald dorthin getrieben zu werden, vielmehr in reifer Überlegung seine Richtung zu wählen und nach Möglichkeit zu behaupten.

§. 120.

Vielleicht entdeckt sich hier ein Hauptgrund der oft vernommenen Klage, daſs die Moral auf das Leben wenig wirke. Man sucht in der Moral die logische Ordnung; indem von Pflichten des Menschen gegen sich selbst — vollkommnen und unvollkommnen — in Ansehung des Leibes und des Geistes, dann von Pflichten gegen Andre, — Liebespflichten, Achtung, Berücksichtigung ihrer Zustände — gehandelt wird [2]. Aber je mehr Imperative sich solchergestalt anhäufen: desto mehr drücken sie den Menschen, den sie wegen ihrer Verbindung im Laufe des Lebens in Verlegenheit setzen. Er sucht eine andre Ordnung, um leisten zu können, was gefodert wird.

---

[1] Schleiermacher Krit. d. S. 1. B. im Anfange des zweyten Abschnitts.

[2] So in Kant's Tugendlehre, und ähnlich bey vielen Andern.

§. 121.

Die nächste Folge ist: daſs, wenn die Handlungsweise sich nur unvollkommen allen Pflichten zugleich anpassen läſst, wenigstens die Gesinnung gerettet werden muſs. Und dies giebt der Tugendlehre einen Vorrang vor der Aufzählung der Pflichten. Gerade umgekehrt aber wird nach alter Gewohnheit die Pflicht vorangestellt, und diese alsdann in vollkommene Pflicht und Tugendpflicht zerlegt. Auf solchem Wege war selbst Kant schon bey der Begründung der gesammten praktischen Philosophie durch einen absoluten Imperativ.

§. 122.

Verfolgt man den Gedanken vom Vorrange der Tugend für sich ganz allein: so kann es scheinen, als hätte man das Mittel gefunden, der Moral einen vesten Umriſs anzuweisen, wodurch sie von den angränzenden Disciplinen gesondert wäre. Der Name Tugendlehre weiset auf das Innere der Person, mit Ausschlieſsung der äuſsern Verhältnisse. Die Pflichten würden dann nur in so weit zur Moral gehören, als der Grund der Verpflichtung in der Tugend läge.

Allein bey vielen Pflichten liegt schon der innere, und nicht etwan erst ein bürgerlicher Verpflichtungsgrund, auſserhalb des Begriffs der Tugend. Jedermann giebt zu, daſs unrechtliche Handlungen nicht bloſs aus Furcht vor dem Zwange unterbleiben sollen; aber der ursprüngliche Tadel derselben trifft auch nicht erst die Einheit des persönlichen Charakters, sondern er geht geradezu von der Rechtsidee aus; und auf die einzelnen Handlungen. Eben so sind Handlungen aus Schwäche, aus Feigheit, geradezu das Gegentheil dessen, was die Idee der Vollkommenheit fodert, noch ohne Frage, wie die handelnde Person beschaffen sey. Man erkennt dies am leichtesten in den Fällen, wo die Person einen Entschuldigungsgrund für sich hat, so daſs die an sich tadelhafte Entschlieſsung nicht im Charakter, sondern zum Theil in äuſsern Anlässen ihren Ursprung fand.

Tugend ist in der Reihe der sittlichen Begriffe nicht der erste, sondern er entsteht, indem die Einheit der Person zur Gesammtheit der praktischen Ideen hinzugedacht wird. Die einzelnen Ideen verstummen aber nicht durch ihre Vereinigung, sondern jede derselben behält noch immer eine Stimme für sich allein; daher wird von verletzten Pflichten oft genug geredet, ohne daſs man sich um die ganze Persönlichkeit des Handelnden bekümmerte.

Das Ideal der Tugend steht so hoch, daſs man fragen kann, ob eine Moral, die im eigentlichsten Sinne nur Tugendlehre wäre, überall für den schwachen Menschen passe? Wenige Sterbliche werden sich einer so vollkommnen, so sehr sich unter allen Umständen gleichbleibenden Besinnung an das Ganze ihres Wollens rühmen dürfen, daſs aus vollständigem Bewuſstseyn dieses nach allen Ideen geläuterten Wollens alle ihre Handlungen hervorgingen [1]). Theilt sich aber das

---

[1]) Vielleicht trifft dies den Sinn des Stoischen κατόρθωμα. Stäudlin, im Lehrbuch der Moral (1825) hat §. 19 ein Paar Stellen von Stobäus und Cicero, welche hierauf passen.

Bewuſstseyn nach einzelnen Absichten bey einzelnen Handlungen: so nähert sich schon die Gefahr einer Handlungsweise, die nicht von allen Seiten angesehen richtig seyn möchte.

Man wird also wohl darauf Verzicht thun müssen, die Moral lediglich auf den Begriff der Tugend zu gründen. Der Umkreis der Pflichten würde nicht ganz in sie hineinpassen.

§. 123.

Kann man nun die Gesammtheit der praktischen Ideen nicht dadurch in ihrer Anwendung begränzen, daſs man sie bloſs auf das Innere der Person bezieht: so wird man noch weniger eine andre gültige Begränzung finden; daher dehnt sich die Moral dergestalt aus, daſs sie sich in die ganze und ungetheilte praktische Philosophie verwandelt. Diesen Umfang wollte schon Schleiermacher; so liegt es schon in der Idee des Cultursystems; noch gewisser also in der Gesammtheit der praktischen Ideen.

§. 124.

Hier aber erhebt sich besonders wegen der Politik eine Bedenklichkeit. Denn während positive Theologie und Jurisprudenz durch ihre gegebene Grundlage hinreichend von der Moral gesondert sind, kann sich die Politik nur auf solche Weise, wie die Pädagogik, von der Moral scheiden; nämlich die eine durch Berufung auf Historie, die andre auf den ihr eignen Erfahrungskreis, als auf die Grundlagen, deren sie bedürfen. Dies aber giebt keine strenge Gränzbestimmung, denn auch die Moral benutzt empirische Kenntnisse.

Und doch würde man es nicht ertragen, wenn der Lehrer der Moral zugleich den Politiker spielen, wenn er etwan irgend eine Staatsverfassung als die einzig rechtliche und sittliche anpreisen wollte. Eben so wenig aber kann jedem Moralisten, als solchem, die Erziehungslehre anvertraut werden. Dennoch hat die Moral eine nothwendige Richtung sowohl auf Pädagogik als auf Politik. Und dieses wufsten die Alten besser als die Neuern. Aristoteles kannte die politische Richtung; Platon nicht nur diese, sondern auch die pädagogische, wiewohl er sie der politischen zu sehr unterordnet.

§. 125.

Es bleibt also nichts übrig, als die Moral in doppelter Rücksicht zu betrachten, nämlich einestheils gesondert von der Politik, anderntheils in Berührung mit derselben. Die anfängliche Sonderung aber ist schon deswegen wichtig, damit die pädagogische Beziehung der Moral in der, ihr gebührenden, Unabhängigkeit von der politischen, deutlich hervortrete. Zwar besitzt der Staat, in Folge der gesellschaftlichen Ideen, seine eigenthümliche Würde, und ist nicht blofses Mittel, eben so wenig der Veredlung der Menschen als der blofsen Sicherstellung der Rechte. Aber der Mensch versinkt auch niemals ganz in den Staatsbürger, vielmehr mufs er schon veredelt in den Staat eintreten.

Zweytes Capitel.

Von den einzelnen Hauptpuncten der Moral.

§. 126.

Stäudlin, einer der gelehrtesten Kenner der Moral, und gewiſs mit allen Einzelnheiten derselben sehr vertraut, wenn er auch in den wahren Zusammenhang nicht überall eindrang, giebt in folgender Reihe die Hauptpuncte der allgemeinen Moral an:

1) Moralische Gesetze und Grundsätze.
2) Vom Guten und Bösen, und den Pflichten überhaupt.
3) Von den moralischen Beweggründen und Triebfedern.
4) Von der Freyheit.
5) Von Sünde, Laster, Affecten, Leidenschaften.
6) Von der Tugend und Besserung.
7) Von den Gütern und dem höchsten Gute.
8) Vom Gewissen.
9) Von den Mitteln zur Tugend und Besserung.

Drückte die Reihenfolge eine strenge Ableitung aus, so würde man bestimmt daraus schlieſsen, daſs Stäudlin's Moral in die Klasse der ursprünglichen Pflichtenlehren gehöre. Allein er bemerkt selbst, der Begriff der Pflicht sey zwar einer der wesentlichsten in der Moral, doch erschöpfe er sie nicht ganz [1]).

§. 127.

Auch mit dieser Beschränkung können wir die Anordnung der Reihe nicht gebrauchen. Stäudlin sagt zwar mit Recht, bey der Sittlichkeit denke man sich vor Allem ein Wollen und Handeln nach vesten und bestimmten Gesetzen. Allein indem er sogleich von hier zu einem Bewuſstseyn des Moralgesetzes, nach welchem sich das Gewissen richte, und wodurch wir zum Glauben an die Freyheit geleitet werden, auf kantischem Wege übergeht[1]: verräth sich, daſs er die richtig angefangene Analyse nicht fortgesetzt hat. Bey dem Begriffe des Gesetzes durfte er nicht stehen bleiben. Er muſste sogleich den gesetzgebenden Willen unterscheiden vom gehorchenden, denn das Gesetz bezieht sich auf beyde; er muſste finden, daſs Wille ihr gemeinsames Merkmal ist, und daſs hierin der Grund des Unterschiedes zwischen beyden d. h. des Unterschiedes zwischen Befehlen und Gehorchen, nicht liegen kann, folglich muſste er zu den willenlosen Werthbestimmungen oder ästhetischen Urtheilen fortschreiten, um den Ruhepunct der Analyse, und hiemit den Anfang der synthetischen Untersuchung zu finden, woraus sich die praktischen Ideen ergeben. Diese Untersuchung lag ihm vor Augen, aber er hat sie gänzlich verkannt.

---

[1]) Stäudlin's Lehrbuch der Moral von 1825, §. 18.

§. 128.

Gesetze, Pflichten, Beweggründe, gehören zwar zusammen; aber Gutes und Böses gehört nicht zu den Pflichten, sondern zur Tugend (denn es bestimmt unmittelbar den Werth der Person); Triebfedern sind nicht allemal Beweggründe, (die sich mit klarem Bewuſstseyn angeben lassen), Laster, Affecten, Leidenschaften gehören zu den Hindernissen der Tugend, und liegen, gleich ihr, in der Person; das Wort Sünde hingegen wird mehr von Handlungen gebraucht, und gehört in dieser Bedeutung zu den Übertretungen der Pflicht; Freyheit muſste bey der Tugend erwähnt werden; Besserung steht ganz am unrechten Orte, denn der schwache oder schlechte Mensch bessert sich, die Tugend aber ist ein Ideal; das höchste Gut muſste als Zielpunct alles pflichtmäſsigen Handelns, der Tugend als dem Anfangspuncte dieses Handelns gegenüber treten; das Gewissen aber, da es zugleich auf Gesinnungen und Handlungen geht, muſste sich der Tugend und der Pflicht gemeinschaftlich anschlieſsen.

---

[1] A. a. O. §. 1.

Die ganze Reihe reducirt sich hiemit auf die beyden Hauptbegriffe Tugend und Pflicht.

§. 129.

Über die Tugend sagt Stäudlin manches Treffende, ohne die Gründe anzugeben. Er sagt es, wie aus langer Kenntniſs des ihm vertrauten Gegenstandes unmittelbar geschöpft.

„Sie wird erworben. Sie läſst sich ohne Kampf nicht denken"[1]. In der That würde selbst höheren Wesen, mit geringeren Schwächen als der irdische Mensch, die Tugend schwer seyn, wegen der Schwierigkeit, das ursprünglich-Mannigfaltige der praktischen Ideen vereinigt darzustellen und vestzuhalten.

„Sie ist etwas Zusammengesetztes und Vielseitiges, „sowohl in der Gesinnung als in der That". Aber hier fährt er unrichtig fort: „es giebt in so fern viele Tugenden". Gleich darauf verbessert er sich: „doch liegt in ihnen Einheit und Harmonie, und es giebt nur Eine Tugend [1]).

---

[1] A. a. O. §. 43.

Auf der Einheit, als einer Foderung an die Person, beruht das Eigenthümliche des Begriffs. Die Harmonie liegt zunächst in der innern Freyheit, als der Einstimmung zwischen Einsicht und Willen.

„Sie ist wahre Kraft des Geistes und Gesundheit des Gemüths, so wie das Laster Schwäche und Krankheit desselben ist".

Dieser Punct bedarf einiger Verweilung und Berichtigung.

§. 130.

Aus der Psychologie ist der Begriff der Gesundheit des Geistes bekannt; er umfafst die Gegentheile der Geisteskrankheiten, Wahnsinn, Tobsucht, Narrheit und Blödsinn [2]).

Von diesen Grundformen der Gemüthskrankheiten kann der roheste, ja der lasterhafteste Barbar sehr weit entfernt seyn; und es ist nichts als eine uneigentliche Redensart, wenn man das Laster als Geisteskrankheit beschreibt; nähme man solche Reden buchstäblich, so würden heillose Verwirrungen der Begriffe daraus folgen.

Statt dessen giebt es eine wichtige Unterscheidung der Untugend, dafs sie entweder mit der Gesundheit des Geistes besteht, oder mit Mängeln derselben verbunden ist. Im letztern Falle entspringt sie oft selbst daraus (z. B. bey Temperamentsfehlern), oder umgekehrt, sie erzeugt jene, und dreht sich dann mit ihnen im Kreise (wie bey Lüstlingen, die sich entnerven); in jedem Falle richtet sich hiernach die verschiedene Art von Sorgfalt, welche zur Abhülfe muſs angewendet werden.

---

[1]) A. a. O. §. 44.

[2]) Lehrbuch der Psychologie, in der Schlufsanmerkung zum zweyten Theile.

§. 131.

Man halte sich nun den Unterschied der geistigen Gesundheit von der Tugend gegenwärtig, indem von den Hindernissen der Tugend zunächst das Auffallendste in Betracht gezogen wird, wogegen schon die Alten ihre häufigen Ermahnungen richteten; unter andern Cicero, besonders in den tusculanischen Untersuchungen.

Leidenschaften können zum Wahnsinn führen; und wo sie es soweit nicht treiben, setzen sie doch die geistige Gesundheit in Gefahr durch die häufigen Affecten, die sie erregen. Allein in so fern sind sie nur Krankheits-Ursachen. Manchmal besteht bey ihnen, in stärkern Naturen, die geistige Gesundheit. Hingegen sind sie immer, schon ihrem Wesen nach, Gegentheile der Tugend, denn sie sind Gegentheile der innern Freyheit. Zu ihnen gehört die moralische Rohheit, z. E. kalte Grausamkeit.

Affecten sind immer als Krankheitszustände, wenn schon meistens als leichte und oft ganz unbedeutende, zu betrachten. Die Reizbarkeit, welche sich in ihnen offenbart, gehört zwar an sich zur geistigen Gesundheit; allein die Reizung steigt, wo der Affect sich ausbildet, bis zu einer körperlichen Erschütterung. Diese nun bedarf Schonung. Der Affect braucht Zeit, sich abzukühlen: und sie muſs ihm, wo möglich, gegönnt werden; sonst wächst das Übel, und kann sich einwurzeln. Geschieht die Abkühlung nicht alsbald, so wird Erholung später desto nöthiger. Zugleich aber gehört hieher die Vorsicht, den Affect nicht absichtlich zu steigern; wozu die lyrische Poesie sehr leicht veranlaſst, wenn sie mehr sympathetisch als poetisch aufgefaſst wird.

§. 132.

Der Ruhm des stoischen Weisen, daſs ihm die Tugend zur vollkommenen Glückseligkeit genüge, ist wider die Wahrheit. Von der einen Seite schützt die Tugend gegen gemeine Übel; von der andern aber macht sie empfindlich gegen das moralisch Schlechte, was man ansehen muſs ohne es ändern zu können. Die Tugend bedarf eines solchen Ruhmes nicht.

Wahr dagegen ist (was auch dem Spinoza muſs eingeräumt werden): *necessitas ferendae conditionis humanae quasi cum Deo pugnare prohibet* [1]).

§. 133.

Individualität, Alter, und Geschlecht, machen in Ansehung der Affecten groſse Unterschiede der Disposition und der Gefahr. Wie bey Kindern die Affecten sehr vorübergehend sind, so sind sie bey Männern und Frauen nicht ganz gleichartig; Jeder Einzelne hat überdies an der ihm nöthigen Wachsamkeit eine eigenthümliche Aufgabe, welche durch Selbstbeobachtung muſs erkannt werden.

§. 134.

Diese psychologische Überlegung nun muſs fortgesetzt werden, um zu verstehen, in wiefern von einer Mehrheit der Tugenden könne geredet werden. Das

---

[1]) *Cic. tusc. quaest.* III, *cap.* 25.

Auffallendste ist zwar hier der Gegensatz der Tugend gegen verschiedene Laster, welche entstehen, wenn zu unbewachten Begierden Gewöhnung hinzukommt. Aber aus solchem Gegensatz flieſst nur der Unterschied der mittelbaren Tugenden von der Einen, die unmittelbar den Werth der Person ausmacht. Dahin gehört Mäſsigkeit, Ordnung, Sparsamkeit, u. s. w.

§. 135.

Im psychologischen Sinne führt schon die Verschiedenheit der praktischen Ideen selbst auf eine Mehrheit von Tugenden.

Ginge man von dem Grundbegriff der Tugend aus: so würde man dieselbe gar nicht eintheilen können; denn das Mannigfaltige des Inhalts eines Begriffs giebt keine Eintheilung. Nun gehört die Gesammtheit der praktischen Ideen zum Inhalte; und die Foderung der Einheit, welche auf der Einheit der Person beruht, (indem diese als Eine gelobt und getadelt wird), verbietet, die Gesammtheit wieder aufzulösen.

Betrachtet man aber die Person als das Reale, worauf die Foderung sich richtet: so sieht man sogleich Folgendes:

1) Die Person muſs als Naturkraft vorhanden seyn, um nach der Idee der Vollkommenheit beurtheilt werden zu können. Stumpfsinnige Menschen können eben so wenig tugendhaft seyn, als Bäume und Steine.

2) In der Gesinnung der Person muſs Wohlwollen sich vorfinden. Denn es läſst sich durch Motive nicht schaffen. Das Motiv, (wenn es ein solches gäbe) richte den Willen auf irgend einen Gegenstand *A* oder *B*;

sollte nun Jemand darum wohlwollend gegen eine andre Person seyn, weil er zuvor, und eigentlich, *A* oder *B* beabsichtigte, so wäre nicht die andre Person der unmittelbare Gegenstand seines Wollens; und der Begriff des Wohlwollens wäre aufgehoben. Das Wohlwollen kann nicht Beweggründe haben, aber es soll Triebfeder seyn, aus welcher sich Beweggründe ableiten lassen.

Nun führt schon dies auf eine Verschiedenheit der Tugenden. Gesetzt, man lobe an einer Person die Tapferkeit, an einer andern die Wohlthätigkeit: so ist das eine Lob sowohl als das andre ein unmittelbares; aber keine von diesen Tugenden ist die Tugend selbst.

§. 136.

3) Rechtlichkeit und Billigkeit, als Charakterzüge, mufsten erworben werden, und zwar in Folge des Misfallens am Streit und an unvergoltenen Thaten. Hier ist die Idee, und die Reflexion darauf, das Erzeugende des Charakterzuges, der nicht, wie in den vorigen Fällen, konnte ursprünglich vorhanden seyn, oder sich von selbst eingefunden haben.

4) Vollständige innere Freyheit soll nach allen jenen Ideen den Willen bestimmen. Also mufste sie zuvörderst jenes Ungleichartige, und nicht von selbst Verbundene, sammeln; sie kann also auch nicht ursprünglich vorhanden seyn, sondern mufste erworben werden.

Bey wirklichen Personen ist sie, wie Rechtlichkeit, Güte, Tapferkeit, eine unter mehrern Tugenden; ja sie ist oft unvollständig, und eben deshalb nicht die Tugend selbst.

Wir können nun dem Sprachgebrauche nicht wehren, welcher die löblichen Seiten der Personen mit der Benennung der Tugenden belegt.

§. 137.

An die Behauptung absoluter Freyheit, als ursprünglicher Eigenschaft des menschlichen Willens, hatte sich mit vielen Andern Stäudlin gewöhnt in der Zeit, da er der Kantischen Lehre anhing. Späterhin scheint er empfunden zu haben, daſs der kategorische Imperativ und die transscendentale Freyheit mit einander stehen und fallen. Wenigstens muſste ihm, als Theologen fühlbar werden, daſs die lieblosen Urtheile über Andre, welche daraus hervorgehn, dieser Lehre eben so wenig zur Empfehlung dienen können, als die unbehutsamen Ansprüche an Besserung nicht bloſs der Einzelnen, sondern auch öffentlicher Zustände, als ob geschehen könnte was nicht geschehen kann, und häufig nicht einmal geschehen darf. Was man aber in seinem Buche findet, ist ein Versuch, dem Determinismus einzuräumen, daſs freye Handlungen von gewissen Seiten nicht frey seyen 1); und dabey doch eine Freyheit zu behalten, die selbst wider die Gesetze des Verstandes handeln könne. Die psychologische Finsterniſs, welche sich in diesem und vielen andern zusammengehäuften Ausdrücken verräth, braucht hier nicht aufgehellt zu werden; nur eine kurze Rückweisung auf Kant ist nöthig, noch bevor an die pädagogischen Hauptbegriffe erinnert wird, welche bey der Freyheits-

---

2) Ständlin a. a. O. §. 30.

frage, wo sie sehr nöthig sind, gewöhnlich vergessen werden [1].

§. 138.

Schon oben (§. 49) ist gezeigt worden, wie Kant auf den Gedanken eines Gesetzes kam, in welchem nichts anders als eben nur die Form einer allgemeinen Gesetzgebung enthalten wäre. Vorausgesetzt, hierin liege allein der Bestimmungsgrund des Willens: so wäre der so beschaffene, keinen andern Motiven zugängliche Wille frey. Das heiſst: er stünde auſserhalb des Zusammenhangs der Ursachen und Wirkungen, nach welchem die Begierden des Menschen von äuſsern Gegenständen angezogen oder zurückgestoſsen, die Neigungen und Gewöhnungen durch Temperament und frühere Lebenslagen bestimmt, die Meinungen von Gütern und Übeln durch Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen erzeugt, durch fortdauernde Erfahrungen eingeprägt und geschärft, endlich die Aufmerksamkeit geweckt, eingeschläfert, dahin und dorthin gewendet wird. Denn alles dies hält den Willen des Menschen dergestalt in Unterwürfigkeit, daſs die Fragen, wie Einer dazu gekommen sey, dies oder jenes zu wollen, sich gewöhnlich durch Angabe von Motiven beantworten lassen, denen ein sittlicher Wille sich entweder nicht hingeben sollte, oder doch nicht zu überlassen brauchte. Soll die Tugend den Willen bestimmen, so muſs er, wie es scheint, nicht schon bestimmt seyn; die Tugend muſs nicht den Platz schon besetzt finden. Und dies, meinte Kant, wäre nur dann zu erreichen, wenn die

---

[1] Übrigens verweiset der Verfasser auf seine Schrift: zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens.

Tugend selbst gar nichts von Motiven in sich aufnähme, die wohl auch ohne sie den Willen bestimmen könnten. Vom Begriffe des Gesetzes ausgehend, sollte die Sittlichkeit sich lediglich auf die gerade Linie der Gesetzlichkeit beschränken.

Wenn nun Jemand mehr als diese bloſse Form der allgemeinen Gesetzlichkeit im Begriffe der Sittlichkeit, der Pflicht, der Tugend findet: so hebt dies Mehr die Freyheit nach dem kantischen Begriffe geradezu auf; es sey übrigens was immer möchte dafür angenommen werden. Hat dieses Mehr den Willen bestimmt: so ist er dem Causalgesetze verfallen. Hat es ihn nicht bestimmt: so ist der Wille eben darum unsittlich, weil es, als der Voraussetzung nach im Begriffe der Sittlichkeit enthalten, ihn hätte bestimmen sollen.

Den letzten Punct hat Stäudlin, wie es scheint, nicht gefaſst. Daher verlangt er, die Freyheit solle an sich indifferent und unbestimmt, und erst, wenn sie selbst (also nicht der sittliche Antrieb) den Grund einer bestimmten Handlungsweise hervorgebracht hat, bestimmt und entschieden seyn.

§. 139.

Die nächste, sehr ernste und nicht auf bloſses Disputiren beschränkte, Folge dieser falschen Freyheitslehre ist, daſs die natürliche Kraft und das natürliche Wohlwollen, woran die wahre Tugend nie reich genug seyn kann, und welches beydes anderwärtsher zu ersetzen weder als möglich noch als zulässig zu denken ist, anstatt unter den Schutz und die Schonung der Moral gestellt, und wenigstens hiedurch gegen äuſsere

Reibungen und gegen die Wirkung der Menschenkenntniſs vertheidigt zu werden, — sich einer förmlichen Geringschätzung Preis gegeben findet; in der Einbildung, die Freyheit sey die Zauberquelle, aus welcher die Tugend flieſsen werde, wenn man auch jene natürlichen Quellen verstopfe [1]).

Dies verräth sich in dem, was Schleiermacher schon längst der kantischen Lehre vorwarf. Daher nämlich, weil Recht und Billigkeit allein übrig bleiben, um die Idee der innern Freyheit an ihnen zu realisiren, nachdem die Ideen der Vollkommenheit und des Wohlwollens von ihrem natürlichen Boden sind vertrieben worden, — daher kam es, daſs die kantische Lehre, welche sowohl nach ihrer ersten Anlage als nach den persönlichen edeln Gesinnungen ihres Urhebers dem reinen Wohlwollen die ganze ihm gebührende Anerkennung widmen konnte, doch in der Ausführung sich nach der Seite des Rechts hinüberlehnte; und nun dem Tadel einer juridischen Beschaffenheit, der Verwechselung des juridischen mit dem ethischen, ja gar der Verweilung auf dem mechanischen Gebiete des bloſsen Rechts bloſs gestellt war [2]). Begann hier das Verkennen, so ist kein Wunder, wenn es von diesem ersten Puncte an immer weiter um sich griff.

---

[1]) Die kantische Freyheitslehre war auf das kategorische Sollen gebaut. *En matière de morale, nous aimons spéculativement tout ce qui porte le caractère de la séverité.* Montesquieu XXV. 4.

[2]) Schleiermacher's Krit. d. S. zweytes Buch erster Abschn. an mehrern Stellen.

§. 140.

Hat man eingesehen, daſs die natürliche Kraft des Menschen den ersten Factor der Tugend hergeben muſs, und daſs hierin zugleich die Bedingung aller übrigen liegt: so stöſst man leicht auf die Frage: woher kommt denn das Böse? Liegt es nicht in der Kraft: so muſs es wohl im Gegentheil, im Mangel derselben, in der Schwäche liegen. Oft genug ist die Meinung hervorgetreten, das Böse sey eine Begränzung, eine Trägheit, oder irgend eine Art von Negation. Etwas Licht fällt nun schon durch bloſse Erinnerung an die praktischen Ideen auf den Gegenstand. Schwäche ist als solche in der That gegen die Idee der Vollkommenheit; daneben aber steht das Übelwollen, das Unrecht, die Unbilligkeit, die innere Unfreyheit. Hieraus ergiebt sich mindestens soviel, daſs man nicht unternehmen muſs, das Böse wie mit Einem Griff zu fassen. Allein zur vollständigen Kenntniſs des Bösen gelangt man in Ansehung des Menschen erst, indem man ihn als im Leben und Handeln begriffen betrachtet: also in der Mitte der Pflichten; denn diese beziehn sich aufs Thun und Lassen.

§. 141.

Wiederholtes Handeln der Tugend muſs unter ähnlichen Umständen gleichförmig seyn; denn die Tugend bleibt sich gleich. Hieraus ergiebt sich der Begriff des Gesetzes; mit ihm der Begriff der Pflicht, indem der Wille in jedem einzelnen Falle der Frage anheim fällt, ob er dem Gesetze gemäſs sey oder nicht.

Aber die Regeln des Willens können auch in ihm selbst ihren Ursprung haben, indem er sich unter ähnlichen Umständen gleichförmig wiederholt; und hievon ein allgemeiner Begriff gebildet wird.

Daſs Kant zwischen dem Sittengesetz und dem einzelnen Wollen die Maximen stellte, daſs er dieselben als schon vorhanden annahm, indem er nun erst in Hinsicht ihrer die Frage aufzuwerfen gebot, ob sie zur allgemeinen Gesetzlichkeit passen oder nicht: dies wurde schon oben bemerkt. (§. 51. 52). Wäre er von den praktischen Ideen ausgegangen, oder noch besser von ihrer Gesammtheit, von der Tugend: so würden daraus, im Sinne seiner Rechts- und Tugendlehre die drey Maximen abgeleitet seyn:

1) Beschränke deine Freyheit so, daſs Jedes Andern Freyheit damit bestehen könne.

2) Befördere deine eigne Vollkommenheit; und

3) fremde Glückseligkeit [1]).

Die Art und Weise, wie er zu den beyden letztern Maximen gelangt, indem er von Zwecken redet, die zugleich Pflichten seyen, ist so rhapsodisch, erinnert so deutlich an die Güterlehre, weicht von der Foderung, nur die gesetzgebende Form der Maximen solle Motiv des freyen Willens seyn, so offenbar ab, daſs hierauf kein Gewicht zu legen ist. Das Ganze dieser Abhandlung erscheint als ein misrathener Anhang zu den frühern Arbeiten.

Setzt man denselben bey Seite: so werden jene Maximen als schon vorhanden anzusehen seyn vor der Frage, ob sie zur allgemeinen Gesetzgebung passen?

---

1) Kant's Tugendlehre, Einleitung IV.

Erst nachdem die Frage bejaht worden, erlangen sie ihren Platz in der Sittenlehre.

Nun waren aber solche Maximen nicht die einzigen vorhandenen; sondern neben ihnen gab es eine Menge von Klugheitsregeln, wie etwan diese: du muſst entweder Amboſs oder Hammer seyn. Auch sie sollen geprüft werden, ob sie allgemeine Gesetze seyn können. Halten sie die Probe nicht aus, so sind sie hiemit verworfen.

Kant ergriff also die Sittenlehre in ihrer Schwankung zum Guten oder zum Bösen, denn die Schwankung fand er vor; dergestalt, daſs verkehrte Maximen sich zu bevestigen suchten. (§. 44.)

§. 142.

Wenn nun Leidenschaften (§. 131) und Laster (§. 134) sich durch Maximen gelten machen, und in solcher Gestaltung den praktischen Ideen Trotz bieten: dann ist Böses erwachsen aus dem, was ursprünglich nur ein tadelhaftes Wollen war. Dieses Böse verdirbt die Person; es ist also ein Gegentheil der Tugend. Zugleich ist nun begreiflich, wie es als Gegensatz der Pflicht erscheinen kann; es trifft nämlich die Tugend in ihrem Übergange zum gleichförmigen, also gesetzmäſsigen Handeln, dem es eine falsche Gesetzlichkeit entgegenstellt. Keinesweges ist es eine bloſse Negation; sondern Stäudlin sagt richtig: es ist etwas Positives, mit Schuld Verbundenes und Wirksames [1]).

---

[1]) Stäudlin a. a. O. §. 17.

§. 143.

Was über die beyden letzten der von Stäudlin angegebenen Hauptpuncte (§. 126) zu sagen ist, muſs hier seine Stelle finden.

Zuvörderst erinnere man sich aus der praktischen Philosophie an den Unterschied des Sollens und Müssens [1]. Nicht der wirkliche Wille, sondern das Bild des Willens ist gebunden im Sollen, nämlich gebunden an das unvermeidliche Urtheil. Dies findet seine Erläuterung im Begriffe des Gewissens. Demjenigen, dem sich das Gewissen regt, dringt sich das Wissen oder das Bild seines Wollens auf; daher die Nothwendigkeit, welche das Wort Pflicht ankündigt. Diese Nothwendigkeit geht aller logischen Ausbildung der praktischen Ideen, vollends der Zusammenfassung derselben im Begriffe der Tugend voran; und deshalb behauptet der Pflichtbegriff eine solche Priorität, daſs man sich veranlaſst fand, auf ihn die Moral zu bauen, obgleich er unmittelbar eben so wenig als der Tugendbegriff zur Unterscheidung und Bestimmung der praktischen Ideen hinführt.

§. 144.

Machte man nun die Pflicht zum Princip: so verfehlte man die praktischen Ideen nicht bloſs einzeln, sondern auch ihre Zusammenfassung in Ein Product, mithin den Begriff der Tugend. Dennoch hatte man den Namen derselben im täglichen Reden vorgefunden. Man deutete ihn ohne Unterschied auf die Factoren der Tugend und auf die mittelbaren Tugenden. (§. 134) ja es konnte dahin kommen, daſs man Tugend überhaupt als ein Mittel ansah, um die Pflicht zu erfüllen; und alsdann waren die Mittel zur Tugend und Besserung, (wovon Stäudlin in einem Zuge redet) nur die neuen Mittel um jenes Mittel zu erlangen.

---

[1] Praktische Philosophie in der Einleitung S. 20.

§. 145.

Aus gemeiner Erfahrung ist bekannt, daſs die löblichen und tadelhaften Seiten der Personen erst durch längere Übung im Handeln und Gewöhnung an äuſsere Lebens-Umstände ein mehr und mehr bestimmtes Gepräge erhalten. Die Tugend schien daher zu unbestimmt, um das Princip der Wissenschaft abzugeben. Man erklärte sie für eine Fertigkeit im Guten, einstimmig mit dem Aristoteles (§. 7). Die Tugend wurde nach dieser Ansicht nicht Princip, sondern Folge des früheren Lebens.

Aus gemeiner Erfahrung ist aber ebenfalls bekannt, daſs, da Pflichten sich auf ein Thun und Lassen beziehn, welches Folgen hervorzubringen oder zu verhüten beabsichtigt, jede Pflichtbestimmung sich in die Frage nach der Gewiſsheit oder Wahrscheinlichkeit dieser Folgen verwickelt, welche der Handelnde im Voraus zu überlegen hat. Darin liegt eine Warnung, die man nicht bloſs in Ansehung des Princips der Moral, sondern der Moral selbst in ihrer Ausführung benutzen muſs.

An diesen Umstand stieſs die Casuistik, nicht erst neuerlich, sondern schon bey den Alten. Gleich das erste Buch der Republik des Platon, ja schon der Eingang des Buchs stöſst an solche Schwierigkeit in Ansehung der Gerechtigkeit und der Wahrhaftigkeit.

§. 146.

Die Unsicherheit in der Bestimmung einzelner Pflichten darf nun durchaus nicht verwechselt werden mit jener Schwankung zwischen den Maximen, deren einige sich gegen die praktischen Ideen auflehnen. (§. 142.) Wohl aber mufs bey dem obigen Satze: wiederholtes Handeln der Tugend müsse unter ähnlichen Umständen gleichförmig seyn, (§. 141) überlegt werden, wie weit wohl die Ähnlichkeit der Umstände gehen möge? Genau genommen hat man zwey vollkommen gleiche Fälle eben so wenig zu erwarten, als zwey vollkommen gleiche Blätter eines Baums.

§. 147.

Um nicht im Allgemeinen die Unsicherheit gröfser erscheinen zu lassen, als sie ist: dient zuerst folgende Bemerkung.

In gewöhnlichen Fällen geht die Verantwortung wegen entfernter Folgen einer Handlung von der handelnden Person auf eine andre über. So bey der Bezahlung einer Schuld, wo der Empfänger den Gebrauch des wieder erhaltenen Geldes nach seiner Willkühr und Einsicht verfügt. Insbesondere haben dienende Personen einen engen Gesichtskreis, und was sie nicht übersehen können, mögen die beurtheilen, welche weiter hinaus schauen. Es mufs aber Jeder überlegen, wie weit ihm die Beurtheilung zustehe, und wo die der Andern anfange.

§. 148.

Ferner: viele Handlungen des Einzelnen können nicht als abgeschlossen angesehen werden, wo das Ganze der Absicht von einem Gemeinwillen ausgeht. Oftmals ist Pflicht, anzufangen in Erwartung, daſs ein Andrer fortsetze; oder fortzusetzen, weil und wie ein Andrer anfing, besonders wo dem Andern nicht geziemt, weiter zu gehn, bis Jemand in sein Wirken eingreift. In andern Fällen ist Widerstand, oder doch Widerspruch nöthig, wo Andre falsch anfingen.

§. 149.

Oft kommt es darauf an, eine in der Zeit fortlaufende Wirksamkeit zu übernehmen. Hier hat man zuerst die Vertheilung der Anstrengung auf verschiedene Zeitpuncte zu überlegen. Dann die Verwickelung des Plans, und die Frage, ob man mitten im Handeln bey veränderten Umständen werde still stehen können. Man erlebt Dinge, die Niemand vorhersehen konnte. Man findet in spätern Jahren sich selbst verändert. Man muſs verstehen, Meinungen und Pläne fallen zu lassen, wo sie nicht mehr passen.

§. 150.

Soll die besondere Moral [1]) sich über das Allbekannte erheben: so muſs sie sehr tief ins Einzelne gehn; daher bleibt Stäudlin's Darstellung derselben bey der hier beabsichtigten Kürze unberührt; um so mehr, da solchen Gegenständen, die gewöhnlich von den Sittenlehrern einzeln abgehandelt werden, schon in dem synthetischen Vortrage der praktischen Philosophie wenigstens die Stelle ist bezeichnet worden, wohin sie gehören.

Dagegen wird Folgendes sich an das Vorhergehende unmittelbar anschlieſsen, und zu einer Übersicht der Fichteschen Sittenlehre hinleiten.

---

[1]) Stäudlin a. a. O. §. 68 u. s. w.

Die Meisten verwickeln sich in Handlungen, die sie aus allerley Rücksichten glauben nicht unterlassen zu können. Auf diese Weise entsteht ein Scheinleben; das Handeln hört auf, die wahren Gesinnungen auszudrücken. Die Einzelnen sind nur Etwas, so fern sie in der Masse der Andern schweben. Gegen Solche gilt Fichte's Aufruf zur Selbstständigkeit statt des Moralprincips [1]).

Unser Leben soll einen Werth haben. Das Unbedeutende muſs beseitigt, dem Klassischen muſs abgewonnen werden was die geistige Gesundheit fördern kann. Die geselligen Anschlieſsungen erfodern Unterordnung, wo wir Andre über uns sehen; eignes Wirken wo man uns erwartet; Geduld oder Strenge nach Umständen; stets aber Begränzung des Wirkungskreises, um das Leben nicht mit Verantwortlichkeiten zu belasten, die es verzehren. Sonst können Pflichten entstehn, die kaum noch dem Gedanken an Tugend Raum lassen.

Bey Menschen von minderer Bildung muſs zunächst auf die mittelbaren Tugenden hingewirkt werden, denn ihr geistiges Daseyn ist mit ihrer Lebensführung verschmolzen. Hier gehn die Sitten den Grundsätzen voran; oft aber fehlt es an beydem zugleich; und der bessere Mensch geräth dann leicht in Versuchung, seinen sittlichen Gedankenkreis einigermaaſsen den Umständen anzupassen.

---

[1]) Fichte's Sittenlehre S. 66.

§. 151.

Ohne solchen herabziehenden Einfluſs hätte wohl Fichte nicht die Kirche und den Staat unter das gelehrte Publicum herab gesetzt.

„Ich betrachte (spricht er) das Symbol der Kirche „als Mittel, Andre zu meiner Überzeugung allmählig zu „erheben; gerade so, wie mein Handeln im Nothstaate betrachtet werden muſs, als Mittel, den Vernunftstaat herbeyzuführen. Das Symbol ist Anknüpfungspunct. Es wird nicht gelehrt, sondern von ihm „aus wird gelehrt; es wird vorausgesetzt" [1]).

Um dies zu analysiren, ist ein Blick auf das Kantische und Fichtesche Naturrecht nöthig. Schon oben (§. 54) wurde klar, daſs bereits Kant sich herabgelassen hatte, bey der sittlichen Gesetzgebung an die Triebfeder des äuſsern Zwanges zu denken, und daſs hierauf seine Absonderung des Naturrechts von der Moral sich gründete; ja daſs Fichte auf dem Gebiete des letztern den guten Willen entbehrlich glaubte.

Nun ist nicht zu leugnen, daſs in den Verhältnissen des täglichen Lebens der sittliche Mensch sich in die Mitte Andrer gestellt sieht, auf deren Sittlichkeit er nicht zählen kann; und daſs, wenn man diesen Umstand nach dessen verschiedenen Abstufungen verfolgt, gerade hier die gröſsten Schwierigkeiten des sittlichen Lebens sich zu offenbaren pflegen.

Im vernunftmäſsigen Staate wenigstens sollten diese Schwierigkeiten verschwinden. Aber das verfehlen jene Beyden. Selbst ihr Vernunftstaat soll ohne guten Willen bestehen; welches nicht bloſs für die Politik eine unmögliche Aufgabe erzeugt, sondern auch das Ideal herabdrückt.

---

[1]) Fichte's Sittenlehre, 3. Hauptstück. 2. Abschn. gegen das Ende.

§. 152.

Fichte findet sich in folgendem Widerspruche befangen:

„Das Sittengesetz fodert: 1) daſs ich Alles, was mich beschränkt, oder, (was dasselbe bedeutet) in meiner Sinnenwelt liegt, meinem absoluten Endzwecke unterwerfe; es zu einem Mittel mache, der absoluten Selbstständigkeit mich zu nähern. 2) Daſs ich Einiges, was mich doch, da es in meiner Sinnenwelt liegt, beschränkt, meinem Zwecke nicht unterwerfe, sondern es lasse wie ich es finde" [1]). Unter letzterem werden hier die Werke Anderer, als Producte ihrer Freyheit verstanden. „Diese Producte sind ihnen Mittel zu weitern Zwecken; und beraube ich sie dieser Mittel, so können sie den Lauf ihrer Causalität nach ihren entworfenen Zweckbegriffen nicht fortsetzen".

Der Widerspruch soll gelöset werden, durch die Voraussetzung, daſs alle freye Wesen denselben Zweck nothwendig hätten.

„Freyheit ist absolute Bedingung aller Moralität. Aber ich kann den Andern nur frey wollen unter der Bedingung, daſs er seiner Freyheit zur Beförderung des Vernunftzwecks sich bediene; Ich muſs einen Freyheitsgebrauch gegen das Sittengesetz schlechterdings aufzuheben wünschen. Hiebey aber entsteht die weitere Frage: welcher Freyheitsgebrauch ist denn

---

[1]) A. a. O. in der Mitte des 2. Abschnitts.

„gegen das Sittengesetz? Wer kann darüber, allgemein „gültig, richten? — Wir müssen suchen, unser Urtheil „übereinstimmend zu machen. — Die Wechselwirkung „Aller mit Allen zur Hervorbringung gemeinsamer prak-„tischer Überzeugung ist nur möglich, in wiefern Alle „von gemeinschaftlichen Principien ausgehn, dergleichen „es nothwendig giebt. An solche mufs ihre fernere „Überzeugung angeknüpft werden. — Eine solche Wech-„selwirkung, auf welche sich einzulassen Jeder verbun-„den ist, heifst eine Kirche, ein ethisches Gemeinwe-„sen; und das, worüber Alle einig sind, ihr Symbol".

Das Seitenstück zu dieser sogenannten Kirche ist der Staat, nämlich die Gemeine, welche überein gekommen ist über ihre Rechte in der Sinnenwelt.

Es ist nicht überflüssig zu bemerken, dafs Fichte's Sittenlehre im Jahre 1798 erschien. Seit 1789 war noch kein Decennium verflossen.

§. 153.

Die höchst einseitige Ansicht der Kirche wird von selbst auffallen; bemerkt werden mufs aber, dafs auch jenes ethische Gemeinwesen nicht erst aus einer Klemme, worin das Sittengesetz gerathen sey, hätte hervortreten sollen. Denn die Wechselwirkung zur Hervorbringung gemeinsamer praktischer Überzeugung liegt unmittelbar in der Gesellschaft, so fern sie von der Idee der innern Freyheit beseelt ist, (§. 112, 113). Es ist zwar ganz richtig, dafs eine solche Gesellschaft die Kirche (die schon da ist,) in sich aufnimmt; aber wie die Kirche nicht blofs eine solche Gesellschaft, so ist auch eben so wenig eine solche Gesellschaft blofs die Kirche.

Sondern zur beseelten Gesellschaft gehören Rechtsgesellschaft, Lohnsystem, Verwaltungssystem und Cultursystem in ihrem ganzen weiten Umfange. Fichte's Einseitigkeit schreitet dagegen noch weiter fort.

§. 154.

Vom Cultursystem reiſst er einen Theil los unter dem Namen des gelehrten Publicums. Diesem giebt er Freyheit vom Auctoritäts-Glauben; und nicht bloſs Freyheit vom Symbol, sondern auch die ungebundenste Äuſserung alles dessen, wovon man sich überzeugt zu haben glaube.

Dadurch verräth sich vollends, daſs gerade hier, im Kern der Fichteschen Sittenlehre, an der Stelle, wo sich eine Idealzeichnung finden sollte, immer ein drückendes Gefühl, wie von vorhandenen Schranken, die man erweitern müsse, wirksam geblieben war; so daſs, wenn einmal in die Gegend der Schranken herabgestiegen werden sollte, dann eben diese Schranken vollständiger hätten untersucht und vor Augen gelegt werden müssen. (§. 116, 118.)

Indessen ist es immer noch zu rühmen, daſs der Gegensatz zwischen den Ideen und den Schwierigkeiten des sittlichen Lebens wenigstens einige verweilende Aufmerksamkeit bey Fichten erlangt. Die Moral rückt dadurch ihrer Anwendung näher, als wenn sie sich bloſs in Imperativen ergieſst, die nur nöthig hätten zu befehlen, um ihren Foderungen Genüge zu schaffen.

§. 155.

Der wissenschaftliche Grund der Einseitigkeiten, woran die Fichtesche Sittenlehre leidet, liegt in der

Art von Gründlichkeit, die sie beabsichtigt; und sie giebt ein merkwürdiges Beyspiel des fehlerhaften Verfahrens, auf theoretische Principien die praktische Philosophie bauen zu wollen.

Schon der oben angeführte Widerspruch (§. 152) giebt eine Probe von dialektischer Form, welche da, wo von gegebenen Widersprüchen ausgegangen werden mufs, (in der Metaphysik), an ihrer rechten Stelle ist; und von dieser Stelle sich nicht kann vertreiben lassen, weil die Erfahrung sie daselbst vesthält. In der praktischen Philosophie aber, die nicht von der Erfahrung ausgehn darf, da sie Ideen aufzustellen und Ideale zu zeichnen hat, ist eine solche Form wenigstens in den Haupttheilen des Lehrgebäudes am unrechten Orte.

Allein Fichte war in der That von demjenigen Puncte ausgegangen, welcher im ganzen Gebiete der innern Erfahrung am meisten hervorragt. Sein Gegebenes war das Ich; und aus diesem wollte er nach dem Vorurtheil seiner Zeit die gesammte, sowohl theoretische als praktische Philosophie construiren. Dies Vorurtheil verlangte ein einziges Princip für die gesammte Wissenschaft.

§. 156.

Erfüllt von diesem Vorurtheil bewegte man sich auf dem kantischen Boden. Hier fand man Natur und Freyheit im Gegensatze der Erscheinung gegen das Reale. Aus dem Streben nach Wahrheit entstand nun bey Fichte eine Art von Feindseligkeit gegen die Natur, die für eine täuschende Erscheinung galt. Freylich im Ich wurde der Grund der Täuschung gesucht: in eben diesem idealistischen Ich, welches Alles setzt und ist, und doch sich für beschränkt hält. (§. 53.) Man erkennt die Vorstellungsart des Idealisten schon in den vorhin angeführten Ausdrücken. Etwas liegt in meiner Sinnenwelt — bedeutet soviel als: es beschränkt mich. (§. 152.) Eben darum aber, weil das Ich von einer ungeheuern Selbsttäuschung fast erdrückt schien, flofs seine Bestimmung zur Wahrheit, zur Freyheit, zur Sittlichkeit, in Eins zusammen. Daher jenes Moralprincip: Foderung absoluter Selbstständigkeit.

§. 157.

Drängen gegen die Schranken, Eile zur Pflicht mit geringer Rücksicht auf die Tugend, und noch geringerer Beachtung dessen, was von der Gunst oder Ungunst der Gelegenheit abhängt, ist der natürliche Charakter einer Moral im Stile des theoretischen Idealismus.

Während der gewöhnliche Mensch sich viel zu sehr durch wahrscheinliche Erfolge zum Handeln bestimmen läfst, und oft genug darauf allein sein Augenmerk richtet: trägt der Idealist eine falsche Zuversicht in sich: gelingen müsse, was ursprünglich dem reinen Ich angemessen sey. Zum Beobachten der wirklichen Lebensverhältnisse dagegen kann es keinen mifslicheren Standpunct geben, als den idealistischen.

„Die wahre Tugend besteht im Handeln; im Handeln „für die Gemeine, wobey man sich selbst gänzlich ver„gesse"[1]).

Gerade umgekehrt könnte man schon aus dem Römischen Rechte eine Warnung gegen ein unverlangtes

---

[1]) A. a. O. §. 19.

Handeln für Andre, vollends für die Gemeine, hernehmen. Der *negotiorum gestor* muſs das Unternommene gehörig zu Ende führen, Rechnung ablegen, und ist für *culpa* und *diligentia* verantwortlich. Schon deshalb darf er sich selbst nicht gänzlich vergessen; er muſs mindestens seine Kräfte prüfen, da er das einmal Begonnene nicht darf liegen lassen.

Überdies aber beruhet die Tugend auf der geistigen Gesundheit, (§. 130) und erfodert einen Grad von Besonnenheit, (§. 122) der durch hastiges Handeln so sehr leidet, daſs man mit vollem Rechte manchen Individuen eine Beschränkung ihrer Vielgeschäftigkeit auferlegen kann. Das Handeln überhaupt, vollends aber die Quantität des Handelns, ist kein sicherer Maaſsstab für die Tugend, die oft genug sich im Unterlassen zeigen muſs, und nicht selten im ruhigen Daseyn am schönsten gedeiht.

§. 158.

Der Mangel eigentlicher Tugendlehre wird bey Fichten bedeckt durch die mystisch-religiöse Tendenz, welche seine Lehre vom Ich annimmt. Die Darstellung des reinen Ich wird bey ihm das Ganze der vernünftigen Wesen, die Gemeine der Heiligen. Über alles individuelle Bewuſstseyn hinaus liegt der Gesichtspunct, auf welchem aller Vernunftwesen Bewuſstseyn, als Object, in Eins vereinigt wird; der Gesichtspunct Gottes. Für ihn ist jedes vernünftige Wesen absoluter und letzter Zweck. Dagegen soll jene Vergessenheit des eignen Selbst beym wirklichen Handeln in der Sinnenwelt statt finden. „Jedem allein wird, vor seinem Selbstbe„wuſstseyn, die Erreichung des Gesammtzwecks der

„Vernunft aufgetragen; die ganze Gemeine der vernünf„tigen Wesen wird von seiner Sorge und seiner Wirk„samkeit abhängig, und er allein ist von nichts abhängig. „Jeder wird Gott, so weit er es seyn darf, das heiſst: „mit Schonung der Freyheit aller Individuen. Jeder „wird gerade dadurch, daſs seine ganze Individualität „verschwindet, und vernichtet wird, reine Darstellung „des Sittengesetzes in der Sinnenwelt; eigentliches rei„nes Ich, durch freye Wahl und Selbstbestimmung."

An dieser, historisch merkwürdigen, Stelle findet Fichte nöthig, sich von den gewöhnlichen Mystikern zu unterscheiden; und zwar durch die schon oben erwähnte Foderung des Handelns. „Diejenigen (sagt er) „welche die Vollkommenheit in fromme Betrachtungen, „in ein andächtiges Brüten über sich selbst setzen, und „von daher die Vernichtung ihrer Individualität, und „ihr Zusammenflieſsen mit der Gottheit erwarten, irren „gar sehr. Ihre Tugend ist und bleibt Egoismus; sie „wollen nur *sich* vollkommen machen".

§. 159.

Beschuldigte Fichte die gewöhnliche Mystik des Egoismus: so ist gegen ihn die Frage billig, ob nicht seine Lehre zu einer stolzen Unzufriedenheit führe? Zwar wenn wirklich Jeder die beschriebene hohe Gesinnung annähme, und annehmen könnte, so würde der Stolz verschwinden. Aber er selbst lehrt Verschiedenheit des Berufs; und es giebt bey ihm eine sehr zahlreiche niedere Volksklasse. Es ist kaum zu glauben, daſs er *Jedem allein* die Erreichung des Gesammtzwecks der Vernunft würde aufgetragen haben. Vielmehr ist zu besorgen, daſs, wer irgend einen solchen Auftrag anerkennt, ein solcher sich gar sehr allein finden, und wo nicht mit Allen, doch mit Vielen unzufrieden seyn wird.

Ohnehin ist an gehörige Werthschätzung dessen, was die vorhandenen Individuen an Kraft, Güte, und Rechtlichkeit wirklich besitzen, da schwerlich zu denken, wo man auſs deutlichste fodert: Jeder solle für sich, d. h. vor seinem eignen Bewuſstseyn nur Instrument, bloſses Werkzeug des Sittengesetzes seyn, und schlechthin nicht Zweck.

Im Jahre 1804 hielt Fichte eine Reihe von Vorlesungen, worin er offen erklärte: seiner Meinung nach stehe das Zeitalter in der Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit [1]). Freylich trägt die Jahrszahl dazu bey, so etwas begreiflicher zu machen.

§. 160.

An die eben erwähnte Foderung knüpft Fichte die Eintheilung der Pflichten. Wo die Moral durchgehends von Pflichten gegen uns selbst redet, da findet Fichte nur Pflichten auf uns selbst; nämlich in dem Falle, wenn das Wirken für Andre nicht ungehindert von Statten geht, und wir deshalb, um Mittel für Andre zu werden, bey uns selbst anfangen müssen. Er nennt deshalb diese Pflichten mittelbare und bedingte; die absoluten Pflichten für Andre stehn ihnen entgegen. Mit dieser Eintheilung kreuzt sich eine andre in allgemeine und besondere Pflichten.

---

[1]) Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, S. 34. Mehr davon tiefer unten.

§. 161.

Die allgemeinen bedingten Pflichten sind theils negativ, theils positiv.

Zu jenen gehört das Verbot des Selbstmordes. Hier wird sehr richtig zuerst der groſse Unterschied bemerklich gemacht zwischen Lebensgefahr und Zerstörung des Lebens. Die letztere verbietet Fichte durchaus. Obgleich aber hierüber scharfsinnige Bemerkungen bey ihm vorkommen, so fehlt doch die Gröſsenschätzung des Fehlers, der im Selbstmorde liegen kann. Da die Pflichtenlehren gewöhnlich (auch bey andern Gegenständen) in dieser Hinsicht mangelhaft sind: soll hier noch Folgendes bemerkt werden.

Nicht bloſs die Stoiker gestatteten den Selbstmord; sondern unter den ersten Römischen Kaisern geschah es häufig, daſs die, welche zum Tode verurtheilt waren, sich selbst den Tod gaben. So verschafften sie sich nicht bloſs die Ehre des Leichenbegängnisses, sondern auch Vollziehung ihrer Testamente; während ohne dies Auskunftsmittel ihre Güter dem Fiscus anheim fielen [1]). Der Selbstmord war also Mittel der Fürsorge für Die, welche ihnen nahe standen; und zwar im Falle eines gewiſs bevorstehenden Todes.

Daſs man solchen Selbstmord nicht mit andern, aus Feigheit, aus Leidenschaft, mit Verletzung der Pflicht gegen die Angehörigen und gegen den Staat, in Eine Klasse setzen kann: fällt in die Augen. Spricht aber die Moral bloſs ihr Verbot, so hat sie nichts unterschieden.

---

[1]) Montesquieu *esprit des loix*, XXIX, 9.

Zu den positiven Selbstpflichten rechnet Fichte nicht bloſs Sorge für Gesundheit des Leibes und Geistes, sondern auch Sorge für geordneten Haushalt, als Mittel für jene.

§. 162.

In die Klasse der besondern bedingten Pflichten fällt die Wahl des Standes, — nicht nach Neigung! so lehrt Fichte; wobey ganz aus den Augen gesetzt ist, was oben (§. 111) über den Werth der Lust am Geschäfft, mehr einstimmig mit Schleiermachern, bemerkt worden. Zweckmäſsig dagegen ist die Erinnerung: „ich muſs bey der Gesellschaft anfragen, ob noch Raum da ist, und ob es meiner Mühe da bedürfe, wo ich sie anwenden will" [1]).

§. 163.

Die allgemeinen unmittelbaren Pflichten theilt Fichte dreyfach. Zuerst faſst er überhaupt die Freyheit Andrer ins Auge; so daſs zu den Rücksichten auf die Rechte der Andern noch Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit hinzukommen; aber nicht aus Wohlwollen. Vielmehr ist Wohlthätigkeit nach Fichten eine bedingte Pflicht; „sie würde nicht Statt finden, wenn der Staat seine Schuldigkeit thäte". Und Dienstfertigkeit soll recht eigentlich dienen; nämlich dazu, daſs Andre soviel Kraft als möglich in der Sinnenwelt haben, um dadurch die Vernunftherrschaft zu befördern.

Die zweyte Abtheilung ist mit dem Streite beschäfftigt; es sey nun Leben oder Eigenthum oder Beydes, was den Streit veranlaſst. Hier wird auch von der Ehre gehandelt, sammt dem guten Ruf.

---

[1]) Fichte's Sittenlehre §. 21.

Die dritte Abtheilung widmet sich der Pflicht, unmittelbar Moralität zu befördern; wo zuerst das merkwürdige Bekenntniſs im Namen der Freyheitslehre abgelegt wird: es scheine unmöglich, daſs Moralität mitgetheilt werde, und nach Abrechnung des Unausführbaren scheine nicht viel Mehr, als fromme Wünsche, übrig zu bleiben. So muſste es allerdings scheinen, und von der Zuversicht, womit dennoch das Princip der Moralität überall vorausgesetzt wird, muſste die Freyheitslehre lieber ganz schweigen; weil sie keine Mittel darbieten kann, worauf über die gemeine Erfahrung hinaus sich bessere Hoffnungen gründen könnten. Auch ist weder vom Affect der Achtung noch von der Pflicht des guten Beyspiels viel zu sagen gewesen. (Man vergleiche oben §. 139).

Diese ganze Klasse reducirt sich also am Ende auf Rechtsbegriffe.

§. 164.

Es bleiben noch übrig Pflichten des Standes und des Berufs. Hieher bringt Fichte zuvörderst die Familien-Pflichten; dann durchläuft er kurz die Pflichten der Gelehrten, der moralischen Volkslehrer, (Geistlichen) der ästhetischen Künstler, der Staatsbeamten, der niedern Volksklassen.

Von der Familie hatte Fichte schon im Naturrecht gehandelt; es scheint, er sey im Zweifel gewesen, ob dorthin, oder in die Moral, der Gegenstand gehöre. Das kann um desto weniger befremden, da Staat und Kirche mit ihren Verfügungen bey der Familie zusammentreffen.

Über die Pflichten der Gelehrten könnte man um so mehr etwas Ausführliches erwarten, da Fichte auch hier wiederum die Gelehrten voranstellt vor Geistlichen, Künstlern, Staatsbeamten. Allein er beschränkt sich beynahe auf den einen Gedanken, der Gelehrte solle die Wissenschaft weiter bringen; wobey sich die Erinnerung aufdringt, daſs nicht alle Wissenschaften zu allen Zeiten gleichmäſsig zum Fortschreiten geeignet sind; und daſs in Ansehung der Wirksamkeit auf andre Berufskreise die Fortschritte der Gelehrten viel weniger Einfluſs haben, als der schon vorhandene Bestand des Wissens, womit verglichen der augenblickliche Zuwachs allemal gering ist.

§. 165.

Obgleich nun die Pflichtenlehre bey Fichten logisch geordnet scheint: so bemerkt man doch bald, daſs zu einer bequemen Übersicht derselben Manches fehlen müsse. Sind die Selbstpflichten nur bedingt, folglich abhängig: so muſsten die unbedingten vorantreten, um nach ihnen das Abhängige zu ermessen und genauer zu bestimmen. Ferner sieht man sich zwischen kleinern und gröſsern Lebenskreisen umhergeworfen, wenn bald von dem, was der Einzelne für sich bedenken soll, bald von Rücksichten, welche die Gesellschaft fodert, bald vom Recht und Streite unter Privatpersonen, bald von Beförderung der Sittlichkeit im Allgemeinen, dann von der Familie, und endlich von den mancherley Arten des Berufs gesprochen wird.

§. 166.

Um nun ein Paar veste Puncte zu gewinnen, ist dienlich, etwas ganz Bekanntes ins Auge zu fassen;

nämlich daſs die Pflichten gegen den Staat den strengsten Gehorsam, die Pflichten in der Familie und die des Beruſs dagegen die anhaltendste Sorgfalt erfodern.

Das erste erhellet unmittelbar aus dem Unterwerfungsvertrage, welcher den Majestätsrechten entspricht (§. 87). Familie und Beruf aber geben eine beständige Stellung und Beschäfftigungsweise, welche sogleich leidet, wenn sie auch nur auf kurze Zeit aus den Augen gesetzt wird.

Andre gesellige Verhältnisse also müssen zwischen den genannten hineingepaſst werden; während Gesundheit und Übung des Körpers und Geistes im gewöhnlichen Lebenslaufe die Bedingungen vestsetzen, unter denen überhaupt Pflichten zu erfüllen möglich ist.

§. 167.

Es mag noch Schleiermacher benutzt werden, um das Material der Sittenlehre zur Übersicht zu bringen. Er reihet die Pflichten auf folgende Weise aneinander, wiewohl nur zum Behuf der Kritik:

Selbsterhaltung, Mäſsigkeit im Genuſs, Sparsamkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, Selbstschätzung und Bescheidenheit, Erhöhung sittlicher Vollkommenheit, Wahl des Beruſs nach Einsicht, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Mitfreude und Mitleid, Nachsicht ohne Schwäche, Umgänglichkeit.

Da er jedoch die Pflicht auch ansieht als bestimmbar durch Güter, welche zu erwerben seyen, so mag die Reihe der letztern hier ebenfalls Platz finden:

Äuſsere Güter (Reichthum, Gewalt, Glück), Freundschaft und freundliche Verbindungen, bürgerliche und häusliche Geſellſchaft, Kirche und Schule, Kunſtwerke, Güter des Leibes (Geſundheit, Schönheit, Stärke, Wohlgebautheit), Güter der Seele (die vier Cardinaltugenden), endlich der Weiſe ſelbſt und ſein ſittliches Wohlbefinden [1]).

Die Vermiſchung der Tugenden mit Gütern und mit Pflichten hat Schleiermacher gerügt; auch iſt die Aufſtellung der Reihen bey ihm eben ſo wenig als hier, für eine Anordnung zu halten.

Aber ſchon auf den erſten Blick iſt klar, daſs Mittel und Zwecke zu ſondern ſind; daſs die Mittel theils innere (mittelbare Tugenden) theils äuſsere ſind, welchen letztern hier auch ſolche Gegenſtände müſſen beygezählt werden, die einen äſthetiſchen aber nicht ſittlichen Werth haben (Kunſtwerke, Stärke und Schönheit des Leibes); daſs Verwechſelungen zu heben ſind (ſo iſt die Sympathie in der Mitfreude und dem Mitleide verwechſelt mit dem Wohlwollen), daſs Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit, Treue, auf Recht und Billigkeit müſſen zurückgeführt werden u. ſ. w.; kurz, daſs die Anordnung durch längſt bekannte Mittel kann erreicht werden.

§. 168.

Bey einiger Übung in Anordnungen dieſer Art wird es nicht beſonders ſchwer ſeyn, moraliſche Schriften von mancherley Art zu benutzen, ſobald man die praktiſchen Ideen in der Verſchiedenheit der Ausdrücke wieder erkennt, und ihnen das, was mittelbar einen poſitiven oder negativen Werth hat (liege nun dies in

---

2) Schleiermacher's Krit. d. S. zweytes Buch. zweyter Abſchnitt

Fertigkeiten oder in äuſsern Dingen) gehörig anfügt. Hiedurch aber entdeckt sich mehr und mehr der entferntere Zusammenhang von Mitteln zu Mitteln, oder von Hinderung der Hindernisse, der sich durch alle Lebensumstände hindurchzieht; so daſs die sittliche Klugheit und Übung ein immer weiteres Feld gewinnen würde, wenn nicht oft genug Entsagung da eintreten müſste, wo die widerstrebenden Potenzen übermächtig werden.

Im Allgemeinen hat man sich in der Reihe der Principien des Fortgangs und Rückgangs [1]) zu orientiren, und dieselbe nach den Umständen zu verlängern. Besondere Hülfsmittel aber bieten Politik und Pädagogik dar; von welchen jetzt noch das folgt, was nöthig ist um die zwiefache Richtung der Moral (§. 125) zu bezeichnen.

§. 169.

Der Zusammenhang der Moral mit der Pädagogik erhellet leicht aus den fünf Hauptpuncten der sittlichen Jugendbildung:

1) Richtungen des kindlichen Willens.
2) Ästhetische Urtheile und deren Mängel.
3) Bildung der Maximen.
4) Vereinigung der Maximen.
5) Gebrauch der vereinigten Maximen [2]).

Es ist nämlich klar, daſs die ersten beyden Puncte sich auf den Begriff der Tugend, die drey übrigen auf den der Pflicht beziehen [3]).

---

1) Praktische Philosophie, zw. B. 7. Capitel.

2) Umriſs pädagogischer Vorlesungen §. 43 und 153.

3) Die groſse Wichtigkeit der Pädagogik, d. h. der Verbindung praktischer Philosophie, sofern sie sich auf den einzelnen

§. 170.

1) Kein vernünftiger Erzieher wird die Richtungen des kindlichen Willens zuerst durch moralische Maximen, oder auch durch die ihnen zum Grunde liegenden ästhetischen Urtheile zu bestimmen unternehmen. Nicht einmal die mittelbaren Tugenden, auf welche man bey Minder-Gebildeten hinarbeitet (§. 150), sind für den Erzieher das Erste und Wichtigste; sondern er sieht zuerst auf Naturkraft und natürliches Wohlwollen, (§. 135) als auf Dasjenige, was er, so weit es vorhanden ist, sorgfältig entwickeln und schonen muſs. Daher trit der Unterricht als das Hauptgeschäfft hervor, nicht wegen der Kenntnisse, sondern wegen des Interesse der Erkenntniſs und der Theilnahme [1].

2) Weder mehr noch weniger wichtig als jene Richtungen des Willens, sondern mit ihnen in gleichem Range, steht die ästhetische Stimmung der Kinder, welche der Erzieher hauptsächlich durch Vermeidung alles dessen, was ein Gefühl vom eignen Ich aufreizt

---

Menschen bezieht, mit Psychologie und Erfahrung, für alle wissenschaftliche Betrachtung der Anwendbarkeit der Moral, wird im Folgenden mehr und mehr erhellen. Für den analytischen Zweck des gegenwärtigen Buchs wäre es nöthig gewesen, auch pädagogische Schriftsteller anzuführen, wenn nicht auf ein andres Buch könnte verwiesen werden; nämlich auf Brzoska's Schrift über die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare, Leipzig 1836. Herr Professor Brzoska besitzt eine reiche Kenntniſs pädagogischer Literatur; und er hat dafür gesorgt, durch eine groſse Menge angeführter Stellen aus den verschiedensten Schriften die pädagogischen Grundsätze Andrer mit denen des Verfassers leicht vergleichbar zu machen.

[1] Allgemeine Pädagogik S. 140.

und einprägt, zu befördern suchen wird. Zeigt sich diese Stimmung, (und mit ihr der auffallendste Grundzug der Humanität im Gegensatze der Thierheit,) so wird ihr das Sittliche im Leben und in geschichtlicher Form darzubieten seyn, aber noch ohne auffallende Anwendung auf den Zögling, als läge eine Foderung an ihn selbst darin. Bevor solche moralische Foderungen ihre ganze Schwere fühlen lassen, muſs das bloſse ästhetische Urtheil sicher und klar sich gebildet haben.

Hiemit ist aber nicht ausgeschlossen, daſs dem Zöglinge das Gewissen geschärft werde (§. 143), wenn er durch seine eignen Handlungen dazu Anlaſs giebt.

§. 171.

3) Bildung der eigennützigen Maximen beginnt gewöhnlich von selbst im spätern Knabenalter. Bemerkt der Erzieher davon deutliche Spuren: so muſs nunmehr der Übergang der ästhetischen Urtheile in moralische Anfoderungen an den Zögling selbst, beschleunigt, — es muſs Ernst und Strenge in diese Foderungen gelegt werden, indem sie als Maximen der bessern Art jenen andern gegenüber den Vorrang behaupten sollen. Hier gerade ist das Sollen und die Pflicht am rechten Orte.

4) Wie der Zögling die menschlichen Verhältnisse allmählig vollständiger und zusammenhängender überschaut: so bedarf er auch einer genaueren Vereinigung der moralischen Maximen mit deutlicher Ausschlieſsung der unsittlichen.

5) Hiemit verbindet sich die moralische Selbstbeobachtung, indem die vereinigten Maximen sich dem stets andringenden Bösen (§. 142) entgegensetzen.

§. 172.

Wie nun vor den Augen des Erziehers eine werdende Sittlichkeit oder Unsittlichkeit sich aus einem gegebenen Boden erhebt: eben so steht vor den Augen des Staatsmanns eine im Wachsen oder Abnehmen begriffene, mehr oder weniger von sämmtlichen praktischen Ideen beseelte Gesellschaft, getragen von der Natur, verbunden durch Gemeingeist, gebunden durch Macht, reflectirend über sich selbst in höherm oder niederm Grade. Sein Ziel ist, sie als Rechtsgesellschaft zu bevestigen, als Lohnsystem zu sichern, als Verwaltungssystem zu veredeln, als Cultursystem zu erweitern und zusammenzuhalten, endlich ihrem Selbstbewufstseyn die innere Zufriedenheit zu erhöhen. Für diese Zwecke stehn ihm zwar Macht und Ansehen zu Gebote, aber der vorhandene Gemeingeist mufs ihm entgegen kommen.

Nun findet sich der Gemeingeist niemals ganz gleichförmig in Einem Puncte beysammen. Kleinere Gesellungen von der Familie bis zur Kirche haben sich allmählig gebildet. Schon die Rechtsgesellschaft war nicht auf einmal da. Die früher verbundenen Familienhäupter haben späterhin Andern das Beytreten gestattet, aber nicht immer unter gleichen Bedingungen. Nicht alle sind in gleichem Maafse active Bürger in Bezug auf das *pactum unionis et ordinationis* (§. 19); es giebt Unterschiede des Personenrechts und des Standes. Auch den Güterbesitz hat man gegen die Wechsel des Verkehrs zu bevestigen gesucht; besonders in Ansehung der unbeweglichen Güter; es giebt Majorate, Lehne, Rechte der Agnaten; doch daneben auch neue Reiche.

Im Laufe der Zeit haben Diejenigen, die ein ähnliches Interesse hatten, sich enger verbunden; es giebt Corporationen, die ihr Recht bewachen. Selbst in der Fähigkeit, Contracte zu schlieſsen, haben sich Ungleichheiten vestgesetzt. Von dem Allen ist im Laufe der Zeit der Ursprung meist vergessen; der Druck aber wird empfunden.

Zu den Ungleichheiten in den Verhältnissen kommt die Verschiedenheit der Personen.

Einige sind schon da, wo sie seyn wollen; Andre haben Aussichten; noch Andre suchen sich Bahnen; wieder Andre möchten im Trüben fischen; die Meisten suchen nur ein vortheilhaftes Geschäfft. Einige erheben sich zum Interesse für bestimmte Gegenstände, als Kunst, Wissenschaft, Landbau, Militär; einige treten hervor als Wortführer von Corporationen und Particular-Interessen. Manche wollen Parthey machen. Einige empfehlen Ruhe, Andre Bewegung.

§. 173.

Der Staatsmann ist nun zwar nicht Erzieher; als solcher kann und darf sich Niemand der Gesellschaft gegenüber stellen, denn sie ist nicht Jugend. Aber er kann zweyerley thun.

Erstlich kann er den Gemeingeist da aufsuchen, wo er ihn findet, also vorzugsweise in den kleineren Gesellungen, wo die Menschen sich näher und beständiger berühren und unter einander besprechen. Hieher gehören die Communal-Ordnungen und die Aufsicht über Corporationen. Dadurch wird das Wollen der Menschen, wie sie sind, unmittelbar rectificirt, und über den gemeinen Eigennutz hinaus in eine höhere Sphäre versetzt; indem ihr gemeinsames Streben sich belebt und berichtigt.

§. 174.

Zweytens kann der Staatsmann für die gröſsten und allgemeinsten Angelegenheiten selbst Sorge tragen. Dadurch werden die Menschen, die auf ihn sehen, zu dem Glauben gebracht, daſs der Gemeingeist des ganzen Staats keine Fabel ist; sie gewinnen Respect für das Ganze. Gelingt dies: so wird es dem Staatsmann auch gelingen, Ehrenpuncte hervorzuheben, in denen man die praktischen Ideen wieder erkennen mag. Denn Ehrenpuncte entspringen, (wenn auch einseitig und deshalb nicht in aller Hinsicht richtig), aus ästhetischen Urtheilen.

So haben von jeher groſse Regenten und Minister gewirkt. Der Glanz, der von ihnen ausging, strahlte zurück in der Ehre, die man schätzte und suchte.

§. 175.

Drittens, wenn mehrere Staatsmänner sich in Einer Sphäre befinden, so entstehen unter ihnen Berathungen, etwan im Rathe des Regenten, oder auch in verfassungsmäſsigen Versammlungen. Aus den Berathungen gehen nach Vergleichung vieler ähnlicher Fälle, also mit Rücksicht auf die Geschichte, Staats-Maximen hervor. Maximen aber bestimmen ihrer Natur nach nicht bloſs die Gegenwart, sondern sie machen an sich selbst den Anspruch, auch in Zukunft gültig befunden zu werden.

Es wird nun schon klar seyn, daſs diese Betrachtung auf der Bahn des §. 151 fortschreitet; wie natürlich, da Politik und Pädagogik auf derselben Grundlage beruhen.

Geht man auf der nämlichen Bahn weiter, so ergiebt sich noch Folgendes:

§. 176.

Viertens, die Maximen müssen vereinigt werden. Hiezu ist Bearbeitung der Begriffe nöthig; daraus wird eine Doctrin, oder eine Staatswissenschaft, welche zu lehren und zu lernen ist.

Nur um den Begriff dieser Doctrin nicht leer zu lassen, mögen einige Sätze angegeben werden.

§. 177.

Die Doctrin betrifft die drey Factoren des Staats: allgemeinen Willen, Formen, und Macht[1]; welche dem *pactum unionis*, *ordinationis*, *subiectionis* entsprechen.

A) Die Macht muſs so stark seyn, daſs sie niemals als Parthey erscheine, am wenigsten sich selbst dafür halte und auf ihre Sicherheit bedacht sey. Sie würde aber unfehlbar geschwächt, wenn sie einen allgemeinen Willen gegen sich hätte; in wiefern also ein solcher vorhanden ist, muſs sie sich mit ihm verständigen. Am besten ist, wenn sie ihm dergestalt voranschreitet, daſs er hintennach in ihren Verfügungen sich wieder erkennt.

B) Der allgemeine Wille muſs die Macht, so lange nicht offenbare Proben des Miſsbrauchs vorliegen, unterstützen; denn er bedarf der öffentlichen Ordnung.

---

[1] Praktische Philosophie, fünftes Capitel des zweyten Buchs.

Er hat ein Kennzeichen der wohlgesinnten Macht daran, wenn sie die Nationalbildung zu ihrer Angelegenheit macht; denn dadurch würde sie auf den Fall des Miſsbrauchs sich selbst beschränken. Ein negatives Kennzeichen wäre, wenn sie falsche Ehrenpuncte (z. B. des Kriegsruhms, der Eroberungssucht) gelten machte.

C) Die wichtigsten unter den Formen sind die Gesetze. Diese (noch abgesehen von ihrem Inhalte) müssen faſslich seyn und gefaſst werden. Sie müssen logisch geordnet, gemein verständlich so weit irgend möglich, und nicht bloſs förmlich promulgirt seyn, sondern für Bekanntschaft mit ihnen muſs beständig Sorge getragen werden. Ein würdevolles Bild des Staats muſs aus ihnen hervorleuchten.

§. 178.

Die Doctrin betrifft auch die praktichen Ideen, welche sich auf die Gesellschaft beziehn.

A) Die Rechtsgesellschaft darf nicht schwanken. Da aus Rechtsverhältnissen Druck und Gegendruck entsteht, so bleibt es eine beständige Aufgabe an Überlegung und guten Willen, denselben nach Möglichkeit und Gelegenheit zu mildern.

B) Die Strafen und Belohnungen dürfen die Menschen nicht schlechter machen als sie waren, (wie in Gefängnissen, wo ein Verbrecher den andern unterrichtet, — oder auf der andern Seite durch Vorgunst, die Andre kränkt).

C) Naturproducte sollen benutzt, aber nicht leichtsinnig verbraucht werden. Wälder sind zu schonen, Straſsen zu unterhalten u. s. w., Staatsschulden sollen nicht den Urenkeln aufgeladen werden.

D) Mitten im Gedränge der schwankenden und streitenden Meinungen wirken die Wissenschaften dahin, die Zukunft mit der Vergangenheit zu verbinden. Diese Wirkung soll man begünstigen. Alles Klassische soll wie ein Schatz der Nationen gehütet werden. Beamte sollen Gelehrte seyn; Prüfungen den Unwissenden zurückweisen.

E) Religion ist der, durch Ideen beseelten Gesellschaft so wesentlich, (§. 113) daſs der Staat gegen die Kirche nie gleichgültig seyn darf. Die Kirche vereinigt die Stände, indem sie deren Unterschied bey Seite setzt. Sie vereinigt die Nationen, denen sie gemeinschaftlich angehört; und erinnert im Kriege an den Frieden.

§. 179.

Fünftens, die vereinigten Maximen müssen gebraucht werden. Das heiſst: die Doctrin wird allmählig auf die Gesetzgebung einflieſsen. Hiebey versteht sich von selbst, daſs Maximen, die von Staatsmännern ausgingen und von Gelehrten in wissenschaftlichen Zusammenhang gebracht wurden, mit den gehörigen Belägen und Warnungen aus der Geschichte versehen sind, also nicht auf unbehutsame Neuerungen in den Gesetzen hinführen können. Langsam, wie ein lebender Organismus sich durch seinen Stoffwechsel erweitert und reinigt, soll die Gesetzgebung sich fortbilden.

Auf Allgemeinheit macht die Gesetzgebung Anspruch; eben deshalb aber wird sie durch das Wesentlich-Ungleiche, was sie vorfindet, immer mehr genöthigt, die Fälle genauer zu unterscheiden.

Auf dem Boden, wo sie wirkt, findet sie den Unterschied der Städte und des offenen Landes. Der mehr politische Geist der Städte, und deren Neigung sich unter einander zu verbinden, darf ihr eben so wenig entgehen, als die Nothwendigkeit, die natürliche Aristokratie der Gutsbesitzer gegen die Bauern zu berücksichtigen. Ungleichheiten dieser Art kann sie nicht wegschaffen, aber sie muſs die Wirkungen mildern; und sie mag insbesondere den Anwachs sehr groſser Städte, schon wegen des gefährlichen Pöbels, der sich darin erzeugt, zu begünstigen sich hüten.

Der Wechsel der Zeit führt ein Steigen und Sinken der Familien herbey. Groſsen Namen gebührt Respect; aber die Gesetze belasten sich, wenn sie das kraftlos Gewordene gegen unvermeidliches Sinken beschützen wollen.

Schule und Kirche sind in der Gewalt des Staats; aber Wissenschaft und Glaube folgen keinem Zwange.

Anmerkung.

Der Parallelismus zwischen Pädagogik und Politik ist nicht bloſser Luxus der Theorie, sondern er verdient Beachtung in den Fällen, wo die Erfahrung entweder im kleinen Kreise deutlicher hervortrit als im groſsen, oder umgekehrt. Wir erinnern hier an das Criminalrecht. Pädagogische Strafen tragen zwar einen andern Charakter als bürgerliche; sie suchen sich soweit als möglich an die natürlichen Folgen der Handlungen anzuschlieſsen; sie binden sich nicht an das Quantum der Vergehung; und ihr Zweck, nämlich Besserung, ist selten der positive Zweck der bürgerlichen Strafe, weil selten einige Hoffnung übrig ist ihn zu erreichen. Allein

1) Negativ betrachtet, sollte dennoch die letztre ihn beachten, d. h. es liegt dem Staate daran, daſs der Gestrafte nicht schlechter und hiemit gefährlicher werde, als er schon war.

2) Da die Strafe in jedem Falle irgend einen Zweck hat, so muſs man ihre Wirkung beobachten; nicht aber sich der oft völlig grundlosen Einbildung überlassen, die Wirkung sey schon bestimmt, weil man sich einen Zweck vorgestellt, und in der Meinung, ihn zu erreichen, gehandelt hatte.

Nun weiſs der praktische Erzieher, wie leicht Aufsicht, Drohung, Zwang, Strafe, solche Wirkungen hervorbringen können, die von den beabsichtigten weit verschieden sind. Mit der Aufsicht wächst die Schlauheit; der Drohung achtet der Leichtsinn wenig; durchgreifender Zwang schadet oft der natürlichen Kraft, und die Strafe, statt abzuschrecken, weckt Theilnahme für den Gestraften, Erbitterung gegen den Strafenden, — wo nicht in der Umgebung schon die Nothwendigkeit derselben anerkannt, und selbst die Art sie zu vollziehen, gebilligt war. Faſst man diese Wirkungen zusammen: so ergiebt sich, daſs nur innerhalb sehr enger Schranken, die von mancherley Bedingungen abhängen, auf Zweckmäſsigkeit des Strafsystems zu hoffen ist. Es hält schwer zu glauben, daſs dem Criminalrichter, der Sentenzen fället und sie vollziehen läſst, ohne sich weiter um den Gestraften zu bekümmern, die analogen Erfahrungen im Groſsen sich eben so leicht darbieten werden, als sie im Kleinen dem Erzieher sich aufdringen.

Bey Allen, die in Folge eines Richterspruches zu irgend einer Art von Arrest verurtheilt sind, liegt Etwas zur weitern Nachfrage und Beobachtung vor, was die Schonung der Privat-Geheimnisse schon verwirkt hat. Geistliche nun, denen die Seelsorge in Gefängnissen obliegt, könnten sich hier groſse Verdienste erwerben, und für ihre eigne Berufsbildung noch bedeutend gewinnen, wenn sie, autorisirt von der Justizbehörde, genauer fragten und forschten, um von den feinern Zügen der Geschichte des Verbrechens eine richtige Zeichnung, vom Gemüthszustande des Verurtheilten eine tiefere Kenntniſs zu erlangen. Es müſste veststehn, daſs für einerley Verbrechen die einmal gefällte Sentenz nicht mehr geschärft würde, wenn auch nähere Umstände später bekannt würden. Die Geistlichen wären es alsdann, welche Beobachtungen über Alles, was bey der Wirkung der Strafe zusammenkommt, einer höhern Behörde zu berichten hätten. Durch sie würde man erfahren, theils was den Gefängnissen noth thut; theils was dagegen, wo eine glimpfliche Behandlung eingeführt ist, Kosten verursacht die nur den Verbrecher an ein sorgenfreyeres Leben gewöhnen, — bequemer, als er es nach der Entlassung fortsetzen kann.

Ohnehin liegt es im Kreise des geistlichen Amts, den sittlichen Zustand der Kirchengemeine, und was auf ihn einflieſst, zu beobachten. Wer in Folge eines Richterspruchs gestraft worden, ist gewiſs nach der Entlassung eine unwillkommene Erscheinung in der

Gemeine; aber von seiner Lebensweise so weit als möglich Kenntniſs zu nehmen, kann nicht bloſs Polizeysache seyn; es ist dem Geistlichen nicht gleichgültig; er muſs bemerken und sammeln, was sich bemerken läſst. Dies gilt auch, und zwar vorzüglich, den andern Gliedern der Gemeine. Denn sie sind es zunächst, auf welche das abschreckende Beyspiel hatte wirken sollen.

Die groſse Vorliebe für Geschwornen - Gerichte, deren ursprünglich politische Tendenz wegfällt, sobald die Staatsgewalt nicht als Parthey gefürchtet wird, möchte wohl kaum einen bessern Grund haben, als den, daſs — ganz abgesehen vom Verbrecher, und von sicherer Ausmittelung des Thatbestandes, — die Erbitterung gegen die strafende Hand aufhört, wo die Staatsgewalt den Schein vermeidet, als hätte sie Gelegenheit gewünscht sich in ihrer Stärke zu zeigen. Denn ob der Angeschuldigte durch die Form der Untersuchung gewinne? möchte sehr zweifelhaft seyn.

In keinem Falle darf das Criminalverfahren als ein für sich allein abgeschlossenes Ganze betrachtet werden. Denn es soll wirken! Aber Kirche, Schule, Sitten, Meinungen, wirken mit; und Psychologie sammt der praktischen Menschenkenntniſs müssen helfen, sowohl um es zu leiten als um es zu beurtheilen.

§. 180.

Im Vorstehenden liegt nun nicht etwa die Behauptung, als müſsten Pädagogik und Politik in der hier angegebenen Form vorgetragen werden. Zum praktischen Gebrauche müssen vielmehr dem Praktiker die Haupttheile seines Geschäffts auseinander gesetzt werden [1]). Hier aber, in der praktischen Philosophie, kommt es nur auf die Stellung der Begriffe an. Es ist genug, wenn aus dem Vorstehenden unmittelbar einleuchtet, daſs an Tugend und Pflicht sich Alles anschlieſst, und zwar zuvörderst an die Tugend, dann erst an die Pflicht. Diese Stellung läſst sich nicht umkehren. Die praktischen Ideen sind die veste Grundlage, auf ihnen ruhet zunächst der Tugendbegriff; die Pflichten aber zerfallen unbestimmt, und es läſst sich kein geschlossenes System der Maximen für sie finden. Schon deshalb nicht, weil bey jeder Handlung die Wahrscheinlichkeit der Wirkung und selbst die Verantwortlichkeit wegen der entfernteren Folgen, wenigstens überlegt werden muſs, ehe man sich davon lossagt (§. 146, 147). Ferner darum nicht, weil niemals vermieden werden kann, daſs sich Maximen des Nützlichen und Schädlichen bilden, die so weit gelten, als sie nicht wider das Sittliche verstoſsen (§. 141). Die Kantische Ansicht (§. 51) kann nie ganz verschwinden, denn der Handelnde steht auf empirischem Boden; darum hat er Maximen noch vor der Prüfung ihrer Zulässigkeit, wie schwankend sie auch übrigens seyn mögen.

---

[1] Die allgemeine Pädagogik des Verfassers ist nach den drey Geschäftszweigen, Regierung, Unterricht, und Zucht geordnet. Der Umriſs pädagogischer Vorlesungen ergänzt diese Abhandlung noch durch genaueres Eingehn auf die Altersstufen der Zöglinge, die Verschiedenheit der Lehrgegenstände, und der Lehranstalten, die Mannigfaltigkeit der vorkommenden Fehler, welche zu bessern sind.

§. 181.

Blickt man auf Veranlassung der Pädagogik und Politik zurück auf Familie und Staat: so erinnert dies sogleich daran, daſs theils zwischen Beyden, theils zu beyden Seiten, etwas liegen geblieben ist, was sich einer fernern Betrachtung darbietet.

1) Je gröſser der Staat: desto weiter die Distanz zwischen häuslichem und öffentlichem Interesse. Welches auch die Staatsform sey, der Privatmann verschwindet (mit wenigen Ausnahmen) vor der Masse und der Macht. Das häusliche Interesse überwiegt bey der groſsen Mehrzahl der Einzelnen. Darin liegt Schutz gegen so falsche Erziehungspläne, als Fichte einst — freylich in Zeiten der Noth — gelten machen wollte[1]. Erziehung ist und bleibt zunächst Angelegenheit der Familien, und bedarf des häuslichen, aber nicht eines öffentlichen Jugend-Lebens, in welchem sich alte Rohheiten von vorn an erneuern würden[2].

Allein das häusliche Interesse kann auch zu groſs werden: so groſs, daſs von ihm das öffentliche Interesse verschlungen wird. Dann verwandelt sich der Staat in ein Abstractum, und von der Macht, die aus der Gesammtheit hervorgehn sollte, bleibt nur ein Rest, der nicht allen Proben gewachsen ist.

---

[1] Fichte's Reden an die deutsche Nation S. 331 u. s. f.

[2] Nur den Worten nach widerspricht dies einer Stelle in der allgemeinen Pädagogik (S. 351). Denn was hier an dem Fichteschen Plane getadelt worden, das ist eine solche Öffentlichkeit, welcher Losreiſsung von Familien zum Grunde liegt, während unser gröſster Vorzug vor den Alten in dem bessern Familiengeiste besteht.

Es braucht kaum noch gesagt zu werden, daſs zwischen dem häuslichen und dem ganz öffentlichen Interesse dasjenige in der Mitte liegt, was sich den Gesellschaften im Staate, — zuerst der Kirche, dann hauptsächlich den Communen widmet; daher die groſse Wichtigkeit der letztern nicht bloſs dem Staatsmann einen Anknüpfungspunct darbietet, (§. 173) sondern überhaupt und mit vollem Rechte die vorzügliche Beachtung unseres Zeitalters auf sich gezogen hat. Vielleicht aber gehörte auch die ganze Bildung der heutigen Zeit dazu, einen *solchen* Communalgeist hervorzurufen, der nicht an Privilegien hänge, sondern einverstanden mit den allgemeinen Angelegenheiten, und hinreichend gleichartig in den verschiedenen neben einander bestehenden Communen fortschreite, um nicht Spannungen zuzulassen.

§. 182.

2) Die eben erwähnten Gegenstände liegen von selbst im Gesichtskreise jedes Gebildeten, weil sein eignes Interesse dahin weiset, so daſs es durch moralische Überlegung nur braucht gehörig gelenkt zu werden. Anderes aber liegt theils tiefer, theils höher; daher man der Moral (besonders der christlichen) das Verdienst zuschreiben darf, die Aufmerksamkeit, wenigstens der Besseren dahingewendet zu haben.

Während die wohlgeordnete Familie das Bestreben in sich trägt, eine von allen praktischen Ideen beseelte Gesellschaft im Kleinen darzustellen; während sie auch einen groſsen Theil der *dienenden* Klasse in eine solche Lage setzt, daſs derselbe wenigstens mittelbar dem Staate angehört: bleibt ein andrer Theil arm, hülflos, daher auch in der Gefahr, sich gänzlich unterdrückt und verachtet zu glauben, und hiemit zum eigentlichen Pöbel herabzusinken. So gewiſs nun hierauf eine Mannigfaltigkeit der schwersten Pflichten sich bezieht: so kann doch an diesem Orte nur an das Obige (§. 99 - 111) erinnert werden; denn der Gegenstand erfodert gemeinsame Anstrengungen, wenn gründlich soll geholfen werden; er gehört ins Verwaltungs- und Cultursystem; also freylich nicht in ein von der Moral losgerissenes Naturrecht, worin man sich wegen des Eigenthums auf den bloſsen *animus habendi* beruft. (§. 64.)

§. 183.

3) Über den Staat hinaus liegen Völkerrecht, Völkermoral, und der Versuch, vom Weltplane eine zwar nicht allgemeine, aber in Bezug auf die irdische Existenz des Menschengeschlechts wenigstens leidliche Vorstellung zu gewinnen.

Grotius bestrebte sich, ein in sich zusammenhängendes, dem positiven Rechte ähnliches Völkerrecht hervorzurufen. Da keine wirkliche positive Gesetzgebung soweit reicht; da hierin der Grund lag, ein natürliches Recht jenseits des positiven Rechts gelten zu machen, und eben dies Veranlassung gab, das Naturrecht von der Moral loszureiſsen: so muſs hier vor Allem bemerkt werden, daſs kein bloſses Recht der Völker für sich allein fähig ist, ein wissenschaftliches Ganzes zu bilden, sondern daſs die Wissenschaft sich nothwendig zur Tugend der Gesellschaft, und zur Moral der Völker erhebt, selbst noch ohne nach der Ausführbarkeit einer solchen zu fragen. Anknüpfen können wir jedoch an das Vorhergehende.

§. 184.

Zuvörderst ist gänzlich fern zu halten jene Ansicht, als wären Staat und Volk bloſse Mittel zu irgend einem, wenn auch noch so wichtigen Zwecke. (§.85, 90.) Viel besser ist hier Schleiermacher's Lehre vom höchsten Gute (§.110) und überhaupt von Gütern, (§.167) wiefern der sittliche Mensch sie zu erwerben strebt. Denn obgleich die praktische Philosophie nicht als Güterlehre *ursprünglich* auftreten darf, (§.47) so sind doch für den moralischen Willen (§. 52) Gegenstände vorhanden, für welche er thätig ist. Diese liegen im Kreise der durch praktische Ideen beseelten Gesellschaft (§. 112, 113); und es leuchtet ein, daſs Staat und Volk eine solche Gesellschaft zu bilden, also einen *unmittelbaren* Werth zu erlangen bestimmt sind.

§. 185.

Insbesondere ist zu bemerken, daſs die ideale Gesellschaft nicht, wie das Machtgebiet des Staats, geographisch bestimmte Gränzen hat (§. 112). Bezieht man nun dies einstweilen bloſs auf die Rechtsgesellschaft als solche, so ergiebt sich die Nothwendigkeit des Völkerrechts schon aus den von Grotius bemerkten Umständen (§. 70, 71, 72). Und ohne Zweifel hat Grotius soviel, als irgend ein Schriftsteller hoffen kann, dazu beygetragen, daſs die Unterhandlungen unter den Häuptern der Staaten einen stetigen Fortgang erlangten, mithin eine gegenseitige Aufsicht in Gang kam, die mehr und mehr geeignet wird, den Kriegen vorzubeugen.

§. 186.

Diese Aufsicht ist nun freylich keine volle Gewalt; aber sie ist mindestens eben so weit entfernt von müssiger Contemplation. Sie hat, wenn nicht Sittlichkeit, doch Sitten hervorgebracht; das ästhetische Urtheil ist früher wach, ehe der Wille sich dadurch moralisch und vollständig bestimmen läſst. Man muſs bey solchen Dingen längere Zeiträume vor Augen haben; und sich an die alte Barbarey der Kriege erinnern. Eine moralische Kraft ist im Werden begriffen; und sie wächst, indem die gegenseitige Beobachtung sich schärft; während die Hoffnung abnimmt, durch Eroberungskriege etwas Wesentliches zu gewinnen, — und das Gewonnene behaupten zu können. Beyspiele vergeblicher Unternehmungen dieser Art schrecken allmählig davon ab.

§. 187.

Vorausgesetzt also, die gegenseitige Aufsicht sey nicht unwirksam: so nähert sich allmählig ein Zustand, den man, wenn auch nicht ganz passend, doch wohl kaum mit einem andern Worte, als mit dem Namen Föderalismus bezeichnen kann, da ein System von Bündnissen, deren Collisionen sich ausgeglichen haben, dabey zum Grunde liegt.

Man kann demnach nicht erwarten, daſs eine Zeit kommen werde, worin benachbarte Staaten weniger gegenseitige Rücksicht von einander fodern würden als bisher; aber es läſst sich erwarten, daſs diese Rücksichten sich immer zweckmäſsiger bestimmen werden.

Sollten z. B. die Interventionen ganz aufgegeben werden, so würde dieses soviel bedeuten, als: keiner habe sich um den Nachbarn zu bekümmern; statt dessen aber wird Jeder die Intervention, welche ihm lästig wäre, sorgfältiger vermeiden; also frühzeitiger auf Warnungen hören.

§. 188.

Man erblickt hier leicht den wesentlichen Unterschied des Naturstandes, wie ihn das Naturrecht unter Privatpersonen sich denkt, und desjenigen Naturstandes, der unter Völkern wirklich statt findet. Bey Privatpersonen ohne irgend eine nähere Bestimmung ihrer Bildungsstufe, kann man eine stets wirksame Besonnenheit, und ein gleichförmig geregeltes Betragen nicht allgemein voraussetzen. Bey Staaten aber sammeln sich Maximen und Erfahrungen so, daſs ein offenbar unzweckmäſsiges Verfahren nicht eintreten oder doch nicht lange fortdauern kann. Überdies, wenn irgend wo ein öffentliches Unrecht vorkommt, so verhallt die Stimme des Vorwurfs nicht leicht, und wird sie an Einem Orte zum Schweigen gebracht, so ertönt sie desto stärker am andern. Bey so reizbarem Ehrgefühl, wie es die höhern Lebenskreise mit sich bringen, darf man eine wachsende Wirkung derselben annehmen.

§. 189.

Während nun das politische Gleichgewicht allmählig einer rechtlichen Geselligkeit sich annähert: ist auch das Cultursystem im Fortschreiten begriffen. Die frühere Scheidung durch Sprachen und Sitten verschwindet mehr und mehr; in der Kirche erlangt das Gemeinsame ein Übergewicht über dem Besondern; und was die Schulen erreichen, wird gegenseitig mitgetheilt. Dies genügt schon zur Erinnerung, daſs die Völkermoral nicht Ursach hat, sich auf bloſses Völkerrecht zu beschränken.

§. 190.

Was aber die natürlichen Fehler anlangt, mit denen das Cultursystem zu kämpfen hat, desgleichen die Schwierigkeiten des Verwaltungssystems [1], so zeigen sich diese zwar in den Verhältnissen der Völker, ohne doch hier insbesondre ihren Sitz zu haben. Wären sie im Innern der Staaten gehoben, so würde der Geist jener Systeme bald vordringen, und sich auch nach auſsen hin Bahn machen. So lange dies nicht geschieht, ist allerdings die Völkermoral mehr in der Idee vorhanden, als in der Wirklichkeit zu spüren. Es kann alsdann verdienstlich seyn, sie wenigstens zur Sprache zu bringen, damit nicht im Groſsen ungerügt bleibe, was im Kleinen vom lebhaftesten Tadel verfolgt wird. Nur zu oft blendet das Böse, indem es sich groſs darstellt.

Aber dies Verdienst hat eine Schattenseite. Schwärmerische Köpfe lassen sich durch nichts so leicht entzünden, als durch die Rede vom Bösen im Groſsen, von allgemeiner Sündhaftigkeit.

§. 191.

Einer nicht längst verflossenen Zeit verkündigte Fichte's Beredsamkeit, sie stehe in der Epoche vollendeter Sünde, und hiemit gerade im Mittelpuncte der Geschichte. Das sollte mit dem Weltplan zusammenhängen. Nun kann in einer unabsehlich langen Zeit jeder Zeitpunct als der Mittelpunct angesehen werden; und obgleich sich seit Fichte's Rede die Zeitumstände sehr geändert haben, so ist doch keine so groſse Umschaffung des Sittlichen eingetreten, daſs, wofern damals die behauptete Epoche vorhanden war, sie heute schon der Vergangenheit angehören könnte. Muſste man sich damals eine so harte Rede gefallen lassen, so ist es auch noch jetzt die Schuldigkeit des Zeitalters, die Ermahnung zu beherzigen. Findet sich dagegen, daſs Wahres mit Schwärmerey gemischt worden, daſs dem Wahren ein andrer Zusammenhang und eine andre Darstellung gebührt, daſs die Schwärmerey in allerley Nachklängen fortdauert, so ist es noch nicht zu spät zur Prüfung und Sichtung, besonders für ein Zeitalter wie das jetzige, dem man Besonnenheit so sehr empfehlen muſs!

---

[1] Praktische Philosophie, im sechsten Capitel des zweyten Buchs.

Das Nöthigste hierüber im folgenden Capitel.

Drittes Capitel.

Von der teleologischen Richtung der Moral.

§. 192.

Einer eudämonistischen, also falschen Moral, ist es wesentlich, sich nicht bloſs um die nähern Folgen der Handlungen, deren Wahrscheinlichkeit im täglichen Leben für Gewiſsheit gelten muſs, zu bekümmern, sondern auch um die entfernteren; denn künftiges Glück will sie durch gegenwärtige Mühe und Entbehrung erkaufen. Eine religiöse Moral dagegen stellt die entfernteren Folgen der Gottheit anheim, denn sie sucht nur des höchsten Wesens Zufriedenheit, und als Zeugniſs hievon die Ruhe des Gewissens. Aber ein Mittelding aus beyden erzeugt sich, wenn Jemand zum Ersatz für den aufgegebenen Eudämonismus sich schmeichelt, solche Folgen seiner Handlungen vorauszusehen, durch die er in den göttlichen Plan eingreifen und dabey mitwirken könne. Die groſse Unsicherheit unseres Wissens, schon in Ansehung der gewöhnlichsten Folgen, sollte davon abschrecken; (§. 145 - 149) allein es fehlt nicht an Einbildungen eines Wissens, welche sich darüber hinaus setzen. Kritik theoretischer Lehren gehört nicht hieher: daher kann Nachstehendes nur als Anhang betrachtet werden.

§. 193.

Um die Analyse der bekanntesten Lehrmeinungen desto kürzer fassen zu können, stellen wir etwas Allgemeines voran.

Gemäſs der religiösen Weltbetrachtung hat die göttliche Güte den empfindenden Wesen ihr Daseyn deshalb gegeben, damit ihnen wohl sey. Um aber in dieser Betrachtung nicht irre zu werden, muſs man die häufig vorkommenden Fehler in Ansehung der Idee des Wohlwollens (§. 31 - 33) vermieden haben. Auch muſs man sich nicht der Klage überlassen, welche das menschliche Leiden höher anschlägt als das Wohlseyn; sondern man muſs den sehr leicht begreiflichen Grund dieser Klage im Auge haben, daſs sich die unangenehmen Vorfälle mehr ins Gedächtniſs prägen als die angenehmen.

Nun ist es der Idee des Wohlwollens gemäſs, die Individuen einzeln zu berücksichtigen, und auch da, wo das Verwaltungssystem sie zusammenfaſst, doch diese Verbindung nur als Mittel fürs Gemeinwohl zu benutzen, während das Gemeinwohl selbst nur eine gröſste mögliche Summe des individuellen Wohlseyns enthält.

§. 194.

Die Idee der Vollkommenheit führt auf eine andre, ebenfalls religiöse Weltbetrachtung. Das Weltall soll ein Cultursystem seyn. Aber das Cultursystem hat seinen Werth nicht in den Leistungen der Individuen, sondern in der Einheit Aller, als eines Ganzen; welche Einheit nicht die einer Summe ist, sondern die eines Systems. Wird nun mit gewohnter Einseitigkeit (wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten) die Idee der Vollkommenheit allein an die Spitze der Moral gestellt, so ist die nächste Folge, daſs jene Rücksicht auf die Individuen in Schatten trit, und anstatt der Individuen vielmehr die Gattung für den Gegenstand des Weltplans erklärt wird.

§. 195.

Noch eine andre Vorstellung vom Weltplan ergiebt sich, wenn Rechtsgesellschaft und Lohnsystem, in gewöhnlicher Verbindung, so hoch gesteigert werden, daſs sie das Ganze umfassen. Hieher wird meistens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gedeutet; das künftige Leben ist alsdann für die Individuen die Zeit der Vergeltung.

§. 196.

Da sich diese Ansichten des Weltplans auf die praktischen Ideen stützen: so kann man keine derselben für falsch erklären, aber auch keine der andern vorziehn; sondern man muſs sie verbinden; so wie sich die Ideen in der von ihnen beseelten Gesellschaft concentriren. Nur hat man so noch immer nicht das Wesentliche eines Plans begründet: denn aus den Ideen folgt keine Zeit; keine Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft; und eben so wenig Verlust eines vergangenen Besseren, als Veranstaltung einer künftigen Besserung.

Nach dem Anlasse, welcher dies Zeitliche in die gangbaren Lehrmeinungen philosophischer Schulen einführte, ist nicht weit zu suchen. Zur kantischen Freyheitslehre kam das radicale Böse; und diese zwey Widersacher unzeitlich zu verbinden, wollte nicht gut gelingen.

§. 197.

Kant hatte unabhängig von aller Erfahrung die praktische Vernunft, — aber nur auf Zeugniſs der Erfahrung das natürliche Böse angenommen; daher man glauben möchte, beydes sey bey ihm so disparat, wie ästhetisches Urtheil und Begierde es wirklich sind. Hieraus hätte nun kein Widerspruch entstehn können; und es würde gar keiner besondern Versicherung bedurft haben, daſs „eine jede böse Handlung so betrachtet werden müsse, als ob der Mensch unmittelbar aus dem Stande der Unschuld in sie gerathen „wäre" [1]). Das versteht sich von selbst, da das Urtheil sich überall nicht nach irgend einem Stande, oder Ursprunge des Willens, richtet; sondern unmittelbar den

---

[1]) Kant's Religion innerhalb der Gränzen bloſser Vernunft; S. 42.

Willen trifft, und ihn nimmt wie er eben ist; vorausgesetzt, daſs dieser Wille als etwas Vestes und Bestimmtes sey gegeben worden. Aber bey aller Ungleichartigkeit des Reinen und des Empirischen fielen nach Kant doch das Sittliche und das Sinnliche unter den nämlichen Begriff; denn bey ihm war das Sollen ursprünglich ein Wollen, und die sinnlichen Triebfedern gaben auch Beſtimmungen der Willkühr. So schien es, der freye und doch radical böse Mensch widerspreche sich selbst in seinem ursprünglich doppelten Wollen. Das moralische Gesetz drang sich ihm unwiderstehlich auf [1]), so daſs, wenn keine andre Triebfeder dagegen wirkte, er es als hinreichenden Bestimmungsgrund seiner Willkühr in seine oberste Maxime aufnehmen, d. h. moralisch gut seyn würde. Warum ist er es denn nicht? Warum ist es Niemand, (so nämlich sagt Kant!) da doch unter Voraussetzung der absoluten Freyheit gerade gleichviel Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daſs Einige die Triebfedern der Sinnlichkeit, Andre aber das moralische Gesetz vorziehn werden? —

Nach manchen Versicherungen, im Menschen sey ein natürlicher Hang zum *Bösen*, der doch am Ende in einer freyen Willkühr gesucht werden müsse (also nicht für natürlich gelten könnte) — ferner, man dürfe nicht nach einem Zeitursprunge, sondern nur nach einem Vernunftursprunge fragen: bequemt sich Kant doch am Ende zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel, Widersprechendes zu sondern; er läſst sich den zeitlichen Unterschied des Früheren und Späteren gefallen, was

---

1) A. a. O. S. 33.

bey einem geständlich empirischen Gegenstande (dem gewöhnlichen Hange der Menschen zum Bösen) füglich gleich Anfangs hätte geschehen mögen. Diese Zeitlichkeit erblickt man nun in dem ganzen Plane der Kantischen Religionslehre. Denn da ist von einem Kampfe des guten Princips mit dem Bösen um die Herrschaft über den Menschen, und alsdann von einem Siege des guten Princips die Rede, ja auch von einer Stiftung des Reiches Gottes auf Erden; desgleichen von der Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in ihre Kraft. Freylich übersteige es alle unsre Begriffe, dafs ein natürlicherweise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache; aber wenn man wohl bedenke, dafs auch der Verfall vom Guten ins Böse aus der Freyheit entspringe, so sey dieser nicht begreiflicher als das Wiederaufstehen aus dem Bösen zum Guten. Es gab also schon bey Kant einen sichtbaren Unterschied dreyer Momente. Zuerst war das Gute; dann ein Verfall vom Guten ins Böse; und nochmals dann ein Wieder-Aufstehen aus dem Bösen zum Guten.

Der Unbegreiflichkeit aber war Preis gegeben, was zum Behuf einer moralischen Pädagogik und Politik aufs sorgfältigste mufs untersucht werden. Der Untersuchung war durch die Freyheitslehre der Riegel vorgeschoben. Nun war hiemit zwar noch nicht geradezu die Schwärmerey eingeladen, sich an die Stelle der Untersuchung zu setzen; aber die Sache wurde schlimmer, weil in andern Puncten wirklich Anlässe zur Schwärmerey bey Kant zu finden sind [1]).

---

[1]) Vergl. des Vrfs. Metaphysik I, §. 39, erste Anmerkung. Über

§. 198.

Ungeachtet der vorgeblichen Unbegreiflichkeit dessen, was man pädagogisch soll begriffen haben, entwickelte sich dennoch aus einem halb wahren, halb falschen pädagogischen Gedanken der Keim dessen, wovon wir reden, nämlich des Weltplans.

„Die moralische Bildung des Menschen muſs nicht „von der Besserung der Sitten, sondern von der Um„wandlung der Denkungsart, und von der Gründung „eines Charakters anfangen“ [1]).

Aus dem Obigen (§. 170) erhellet leicht, was hieran wahr ist. Die Denkungsart ist das ästhetische Urtheil. Dieses braucht zwar nicht umgewandelt zu werden, denn das kann und soll nicht geschehn; aber daſs es wach werde, daran ist allerdings im höchsten Grade gelegen. Gleichwohl ist selbst dann, wann es wacht, noch keinesweges für die Sittlichkeit entschieden. Es ist ganz falsch, daſs nicht von der Besserung der Sitten müsse angefangen werden; diese muſs vielmehr zugleich negativ durch Abwehr schlechter Sitten, und positiv durch Alles das, was für Schonung und Entwickelung der Naturkraft und des Wohlwollens geschehn kann, gleichen Schrittes mit dem ästhetischen Urtheil vorwärts gehen; und was den Charakter anlangt, so darf nicht vergessen werden, daſs zum objectiven Theile desselben noch der subjective [2]) hinzukommen muſs, wohin die gesammte Bildung der Maximen gehört. Von allen hier erwähn-

---

das Böse Psychologie II, §. 152; desgleichen in der Schrift über die Freyheit des menschlichen Willens den achten Brief.

[1]) Kant's Religion i. d. G. d. bl. Vernunft, S. 55.

[2]) Allgemeine Pädagogik, drittes Buch, im ersten Capitel.

ten Erfodernissen ist keins so beschaffen, daſs es durch die andern könnte ersetzt werden; sondern es muſs ihnen allen, gleich sorgfältig, Genüge geschehn.

Die Frage ist aber, ob es erlaubt sey, auf pädagogische Principien den Plan der Erziehung des Menschengeschlechts im Namen Gottes zu begründen? Und die weitere Frage ist, ob man den Weltplan aus einem solchen Erziehungsplane werde begriffen haben? Ob es gar keiner Physik, Chemie, Physiologie, Astronomie bedürfen werde, um sich vom Weltplan irgend einen, wenn auch noch so dürftigen Begriff zu machen? —

Bey Kant steht das eben Angeführte in unmittelbarstem Zusammenhange mit der Foderung einer „Revolution für die Denkungsart, und einer Reform für die Sinnesart".

Von einer Revolution hätte er um so weniger im Allgemeinen reden sollen, da er den Grund des Bösen nicht in einer Verderbniſs der moralisch gesetzgebenden Vernunft [1]) suchen will; aber wegen jenes doppelten Willens (§. 197), welchen das Verkennen des ästhetischen Urtheils herbeyführte, muſste ihm der Ausdruck passend scheinen. Wäre das ursprüngliche Böse schon eine Umkehrung durch falsche Unterordnung des sittlichen Willens unter den sinnlichen, so müſste zum Behuf der Besserung das Umgekehrte von neuem umgekehrt werden; und so verhält es sich in der That beym ausgebildeten Bösen (§. 142), welches schlechterdings nicht mit der ursprünglichen Schwäche des Menschen darf verwechselt werden, und keinesweges allgemein der Gattung zuzuschreiben ist, sondern nur bey Individuen vorkommt [1].

---

[1]) A a. O. S. 31.

Kant aber redet allgemein folgendermaaſsen fort: „Wenn der Mensch den obersten Grund seiner Maxi„men, wodurch er ein böser Mensch war, durch eine „einzige unwandelbare Entschlieſsung umkehrt, und hie„mit einen neuen Menschen anzieht, so ist er in so fern, „dem Princip und der Denkungsart nach, ein fürs Gute „empfängliches Subject; aber nur in continuirlichem „Wirken und Werden ein guter Mensch; d. h. er kann „hoffen, daſs er bey einer solchen Reinheit des Princips „sich auf dem guten Wege eines beständigen Fortschrei„tens vom Schlechtern zum Bessern befinde".

Die Consequenz hätte hier etwas Anderes gefodert. Gesetzt, das Böse läge ursprünglich an verkehrter Unterordnung jener beyden Willen; so wäre es sogleich vollkommen gehoben, sobald das Verkehrte durch eine Revolution von neuem umgekehrt würde; und der continuirliche Fortschritt, — auf welchen für den projectirten Weltplan alles ankommt, — ist selbst nach allen vorhergehenden Fehlern hier nur sprungweise eingeführt. Aber Kant überläſst sich einer Reminiscenz an seine, aus der Kritik der praktischen Vernunft bekannte, Meinung: der unzeitliche Act der Freyheit liege der ganzen Reihe von Handlungen des Menschen zum Grunde. — also auch umgekehrt müsse einem Act der Freyheit, nämlich der vorerwähnten Revolution der Denkungsart, eine sich allmählig entwickelnde Zeitreihe entsprechen, welche das Umkehren gleichsam auseinanderziehe, und ein continuirliches Quantum von Übergängen zum Bessern daraus mache. In Ansehung desselben fügt er nun hinzu:

---

[1] Die Ausdehnung, welche Kant seiner Meinung vom natürlichen Bösen gegeben hat, führt sehr leicht dahin, daſs man die Menschen für schlechter, schwächer, der wahren Freyheit und Selbstbeherrschung unfähiger hält, als sie wirklich sind. Warum? weil man eine absolute Freyheit bey ihnen sucht, und, da sie diese nicht haben, den Mangel gröſser schätzt, als er wirklich ist.

„Dies ist für Denjenigen, der den intelligibeln Grund
„des Herzens (aller Maximen der Willkühr) durch-
„schauet, für den also diese Unendlichkeit des Fort-
„schritts Einheit ist, d. h. für Gott, soviel als wirk-
„lich ein guter, ihm gefälliger Mensch seyn; und in
„so fern kann (!) diese Veränderung als Revolution
„betrachtet werden; für die Beurtheilung der Men-
„schen aber, die sich und die Stärke ihrer Maximen
„nur nach der Oberhand, die sie über die Sinnlichkeit
„in der Zeit gewinnen, schätzen können, ist sie nur
„als ein immer fortdauerndes Streben zum Bessern,
„mithin als allmählige Reform des Hanges zum Bösen
„anzusehen".

Das Wörtchen kann verräth eine Unsicherheit in der Gleichstellung des intelligibeln Acts mit der zeitlichen Evolution in eine Reihe, welche als der ihm entsprechende Ausdruck sollte gelten können. Wirklich ist in diesem Können ein nicht unbedeutender Rechnungsfehler verborgen. Unendlicher Fortschritt ist gefodert; aber diese Unendlichkeit läuft nur nach Einer Seite, nämlich in die Zukunft. Gesetzt nun, ein Mensch bessere seine vorher schlechte Denkungsart, und zwar von dem Augenblick an, da irgend eine moralische Lehre oder Gewissensregung ihn zu dem Entschluſs bringt, ein neuer Mensch werden zu wollen: so ist dieser Augenblick ein Anfangspunct für eine Zeitreihe, die in die Zukunft läuft. Wirft man die Zeit weg: so soll das Zeitlose, sich selbst Gleiche, herauskommen. Aber man kann den Anfangspunct nicht zurückschieben, wie doch geschehn müſste, um in der früheren Zeit den nämlichen continuirlichen Fortschritt anzutreffen; vielmehr, nach Aufhebung des zeitlichen Auseinanderziehens, fällt das frühere Böse mit der späteren Besserung in eine sich selbst widersprechende Einheit; und man muſs einen sehr nachsichtigen Richter voraussetzen, wenn ein solcher die Zeit vor der Besserung ignoriren soll. Dergleichen Hoffnung auf Nachsicht liegt nun zwar allerdings in der Religionslehre, aber nicht in der Kantischen Rechnung, welche sich auf die falsche Voraussetzung der unzeitlichen Freyheit gestützt hatte.

§. 199.

Wollte man im Ernste, und in Bezug auf die göttliche Weltregierung, sagen, ein Plan, das Böse erst entstehen zu lassen, um es alsdann aufzuheben, hätte lieber gar nicht gefaſst werden sollen: so würde eine solche Sprache unverantwortlich dreist seyn. Allein wir reden hier von denjenigen Lehrmeinungen, welche den Weltplan zu erkennen vorgeben, und ihn doch nicht genügender darzulegen wissen. Diese nun sind dreist, weil sie ein Phantom des Bösen verfolgen.

Das Böse ist zwar an sich keine bloſse Negation (§. 142); aber der Begriff desselben enthält die Negation des Sittlich-Guten; und jeder Mangel in der Bestimmung eines positiven Begriffs wird Grund eines Fehlers in der Bestimmung des ihm entgegenzusetzenden negativen.

Was oben (§. 129 - 149) von der Tugend und Pflicht, unter Voraussetzung des bekannten Unterschiedes der praktischen Ideen gesagt worden: das muſs zusammen vestgehalten werden, um die Vielförmigkeit und groſse Mannigfaltigkeit dessen zu begreifen, was durch einander gemengt Denen vorschwebt, die vom Bösen, und von continuirlicher Besserung so reden, als ob an ein gleichförmiges Continuum bey so verschiedenartiger Mannigfaltigkeit zu denken wäre. Der Irrthum, der aus Vermengung der praktischen Ideen entstand, ist um desto schädlicher, da er die richtige Verbindung der Psychologie mit der Moral, die gerade hier eintreten muſs, unmöglich macht.

Wenn nun vollends nicht bloſs von der Besserung der Individuen, sondern wie natürlich, vorzugsweise von der Gattung und ihrer sichtbar fortschreitenden Geschichte, ja von der Stiftung eines göttlichen Reiches auf Erden, (§. 197) mithin auch von Staat und Kirche die Rede seyn soll: so zieht dies eine neue Dreistigkeit in der Deutung der Geschichte nach sich; als ob aus dem Wenigen, was von dem Menschengeschlechte auf unserm Planeten seit ein Paar Jahrtausenden bekannt ist, eine Analogie gebildet werden dürfte, die sich auf die göttliche Weltregierung für alle Vergangenheit und alle Zukunft, und sogar im ganzen Reiche der Vernunftwesen ausdehnen lieſse!

Wo Deutungen dieser Art mit Vorliebe ausgebildet werden, da zieht schon der Historiker eine Gränzlinie zwischen der also erzeugten Mythologie und der wahren Geschichte. Nicht minder muſs die Philosophie gegen dergleichen Mythen ihre Gränzen bewachen; besonders dann, wenn gerade in ihrem Namen dieselben vorgetragen werden. Hier läſst sich jedoch nur ein einziges Beyspiel dieser Art kurz berühren.

§. 200.

In Fichte's Weltansicht war der Grundzug eines an sich höchst achtungswerthen Strebens für die Veredlung der Menschheit schon seit Anbeginn seiner Laufbahn mit zwey Nebenzügen verbunden; einer sehr finstern Meinung von der Gegenwart, — „obgleich in allen Zeitaltern die Anzahl Derer, die fähig sind sich zu Ideen zu erheben, die kleinere war, so ist doch diese Anzahl nie kleiner gewesen, als eben jetzo" [1]) — und einem Hinausschauen in die weiteste Ferne nach Dingen, die da kommen sollen, ja bis in eine Zeit nach Myriaden, Millionen, Billionen von Jahren, in welcher alle Staatsverbindungen überflüssig seyn würden [2]). Beydes war Fehler der damaligen Zeit und des noch neuen Idealismus, der sich bis zu dem Satze verstieg: „die Welt muſs mir werden, was mir mein Leib ist" [3]).

Späterhin, unter ganz entgegengesetzten Einflüssen der Zeit, wurde die Verirrung schlimmer, während die Grundgedanken blieben. Er erlaubte sich nun, ganz ernsthaft zu lehren: Ohne alle Anstrengung oder Frey-

---

1) Im Jahre 1794. Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, in der Vorrede.

2) A. a. O. S. 33, 44, u. anderwärts.

3) Fichte System der Sittenlehre S. 304.

heit müsse das Menschengeschlecht in seiner allerältesten Gestalt, wenigstens in Einem Puncte seines Daseyns rein vernünftig gewesen seyn; er sprach von einem Vernunft-Instincte, unbekümmert um die darin enthaltene *contradictio in adiecto.* Wollte man aber etwan unter diesem Instincte ein ursprünglich wachendes ästhetisches Urtheil, und eine mühelose Befolgung desselben verstehen, (mit Verzichtleistung auf das Überlegen, welches den eigentlichen Sinn des Worts Vernunft ausmacht), so würde man mit einer so nachsichtigen Interpretation doch nichts erreichen. Denn während ein solcher Instinct schon zum Ideal hinauf verklärt wäre, und nichts Höheres zu suchen übrig lassen würde, fährt Fichte an derselben Stelle sogleich fort: „der eigentliche Zweck des Daseyns ist doch nicht das Vernünftig-Seyn, sondern das Vernünftig-Werden durch Freyheit", welches eine solche Vorliebe für das Werden verräth, daſs man zu allernächst auf die Frage stöſst, wie doch Fichte es habe ertragen mögen, von einer allerältesten Gestalt zu reden; und ob er sich gar nicht besonnen habe, daſs, sobald man bloſs construirend, ohne thatsächliche Begränzung, sich auf eine Vorzeit einläſst, man sie rückwärts ins Unendliche construiren muſs? — Alles dies aber ist nur die Einleitung zu dem Mythus von einem Normalvolke einerseits, und von scheuen, rohen, erdgebornen Wilden andrerseits, desgleichen von der Zerstreuung des Normalvolkes unter die Wilden, womit denn erst die Geschichte beginnen — man möchte sagen: die Zeit erst in Fluſs kommen soll. Diese gänzlich unphilosophische Behandlung der bekannten mosaischen Erzählung wird nur überboten durch eine spätere

Dreistigkeit in demselben Buche, nach welchem „das Christenthum in seiner Lauterkeit und seinem wahren Wesen noch nie zur öffentlichen Existenz gekommen ist [1])." Solche Dreistigkeiten pflegen im Laufe der Zeit zu wachsen; und es ist gut, ihren historischen Anfangspunct zu kennen.

§. 201.

Der vorgebliche Weltplan, womit dies zusammenhängt, soll fünf Grund-Epochen des Erdenlebens umfassen, mit scheinbaren Durchkreuzungen und zum Theil neben einander fortlaufenden Zeitaltern. 1) Die Epoche der unbedingten Herrschaft der Vernunft durch den Instinct. Stand der Unschuld. 2) Die Epoche, da der Vernunft-Instinct in eine äuſserlich zwingende Auctorität verwandelt ist; das Zeitalter der anhebenden Sünde. 3) Die Epoche der Befreyung von der gebietenden Auctorität; der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit. 4) Die Epoche der Vernunft-Wissenschaft; der Stand der anhebenden Rechtfertigung. 5) Die Epoche der Vernunftkunst. Der Stand der Heiligung.

Die Worte: Kind, Knabe, Jüngling, Mann, Greis, wollen zwar auf einen Weltplan nicht gut passen; allein über das Vorstehende möchten sie doch einen kürzern Aufschluſs geben, als irgend ein Blick auf die praktischen Ideen, oder auf Tugend und Pflicht würde geben können. Zwar wird der ganze Plan als ein Zurückgehn zum Anfangspuncte beschrieben, allein dies Rückkehren soll aus eigner Kraft geschehen, und die Kraft soll aus der Erkenntniſs kommen. Also an der Erkenntniſs hatte es Anfangs gefehlt; und aus dem obigen Vernunft-Instincte können wir die Vernunft nicht bloſs in wiefern sie überlegt, sondern auch in so fern weglassen, als man ihr die praktische Einsicht, d. h. die ursprünglichen Werthbestimmungen beyzulegen gewohnt ist. Welchen Werth hatte denn aber der Zustand unbedingter Herrschaft der Vernunft ohne Vernunft? Welchen neuen Werth hat am Ende die Vernunftkunst? Welcher negative Werth wird durch das Wort Sünde angezeigt? — Einige zuvor ausgelassene Worte mögen jetzt, wenn möglich, zur Antwort dienen.

---

[1]) Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, S. 289 und S. 410.

Die zweyte Epoche wird näher beschrieben als ein Zeitalter positiver Lehr- und Lebens-Systeme, die nirgends zurückgehen auf die letzten Gründe, und deswegen nicht zu überzeugen vermögen, dagegen aber zu zwingen begehren, und blinden Glauben, unbedingten Gehorsam fodern. Eine ziemlich deutliche Beschreibung des Knabenalters; wer aber sündigt nun eigentlich, der Knabe oder der zwingende Pädagoge?

Die dritte Epoche wird beschrieben als Epoche der Befreyung, unmittelbar von der gebietenden Auctorität, mittelbar von der Botmäſsigkeit des Vernunft-Instincts und der Vernunft überhaupt in jeglicher Gestalt: ein Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit, und völliger Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden. Ein zügelloses Jünglingsalter.

Die vierte Epoche soll dasjenige Zeitalter seyn, worin die Wahrheit als das höchste anerkannt, und am höchsten geliebt wird. Hier, und in der letzten, fünften

Epoche scheinen nun freylich Mann und Greis die Rollen zu tauschen, denn während der Mann handelt, der Greis sich mit ruhigem Wissen begnügt, kommt im Fichteschen Weltplan erst das Wissen und dann die Kunst, wiewohl man sonst der Meinung ist, daſs groſse Künstler oft am wenigsten fähig sind, sich von ihrem Thun selbst genaue Rechenschaft zu geben; daher sich vielleicht auch wiederum die erste Periode, die des Instincts, ohne groſse Abweichung an die Stelle der fünften setzen lieſse.

Aber angenommen, die Wissenschaft sey nöthig zur Kunst: so möchte doch eine auf unrühmlichem Wege, nämlich im Durchgange durch ein zügelloses Jünglingsalter, erbeutete Wahrheit, wie künstlich sie auch nachmals benutzt würde, eben so wenig taugen uns einen Begriff vom Weltplan zu geben, als zu begreifen ist, weshalb eine so schlechte Benutzung der Knabenjahre planmäſsig vorangehn muſste, von welcher nicht bloſs Jugendsünden, sondern eine vollendete Sündhaftigkeit die Folge war.

§. 202.

Da nun aus dem Vorstehenden weder eine vernünftige Werthbestimmung, noch ein verständig angelegter Plan, wohl aber eine übel angebrachte Analogie zwischen dem Erdenleben der menschlichen Gattung und den Lebensstufen eines Individuums hervorgeht: so muſs es um so mehr befremden, daſs späterhin der Werth des vernunftmäſsigen Lebens gerade in die Entfernung von dieser Analogie gesetzt wird. Das Individuum soll sein Leben an den Zweck der Gattung setzen. Es wird verlangt, man solle ein solches Leben billigen und bewundern. Aber vorläufig wäre zu fragen, ob die Zumuthung überall einen Sinn habe?

Das bekannte: *dulce et decorum est pro patria mori*, hat einen Sinn, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Wann denn ist die Gattung in Gefahr?

Groſse Männer haben sich um die Wissenschaften verdient gemacht, und dadurch vielleicht auf die Gattung wohlthätig gewirkt. Worin waren sie vertieft, in die Gattung, oder in die Wissenschaft? Was hätte die Wissenschaft damit gewonnen, wenn sie etwa, anstatt darauf ihre Augen zu richten, darüber hinaus geblickt hätten? Das Geschäfft des Forschens wenigstens wird durch solches Hinaufschauen zu hohen Absichten, nicht leichter, sondern schwerer.

Rousseau sagt irgendwo: Mancher liebt die Tartaren, um nicht seinen Nächsten lieben zu müssen. Kant's casuistische Frage, ob es nicht gut wäre, alle Moralität gewissenhaft auf Rechtspflichten zu beschränken, (§. 31) hätte nicht durch Hinweisung auf Menschenliebe als eine moralische Zierde der Welt beantwortet werden können, wenn er einen Sinn darin gefunden hätte, statt der Menschen die Gattung, und zwar dergestalt zu setzen, daſs man ihr, dem Abstractum, sein Leben widme.

Fichte spricht jedoch vom Zwecke der Gattung, oder von der Idee. Welche Idee gemeint seyn könne, ist oben angegeben, nämlich die des Cultursystems. (§. 194.) Diese Ansicht ist richtig, aber einseitig.

§. 203.

Das eben Bemerkte reicht noch nicht hin, um Fichte's Behauptungen zu erklären. Vom Weltplan, der nur ein Gegenstand der Contemplation ist, wendet sich Fichte abwärts zur Tugend und zum Laster, indem er behauptet: es giebt nur Eine Tugend: die, sich selber als Person zu vergessen; und (nach einer falschen Analogie des Lasters mit der Tugend) nur Ein Laster: das, an sich selbst zu denken; und an den stärksten Worten der Betheuerung, dies sey vollkommen ernstlich gemeint, läſst er es nicht fehlen 1).

Wenn man nun auch diese Betheuerungen als leere Machtsprüche zurückwiese; wenn man auch foderte, er solle seinerseits den Werth darthun, den es haben würde, wenn Jeder vergäſse was er zunächst kennt, und lieber das bedächte, was er dem allergröſsten Theile nach nicht kennt; wenn man ihm auch die unsägliche Confusion vorhielte, die aus der Vernachlässigung eigner Angelegenheiten über fremden, aus den Einbildungen, für Andre leben zu können, aus falschen Reflexionen über die Gattung, woran glücklicherweise eine groſse Menge von Menschen gar nicht denkt, entspringen würde; wenn man ihm endlich zeigte, daſs er in seiner Rede gegen die Selbstsucht dasjenige vermengt und verwirrt habe, was gegen Übelwollen, Unrechtlichkeit, Unbilligkeit, Beschränktheit des Geistes, mangelnden Bürgersinn, Sucht zu genieſsen, zu glänzen, zu herrschen — *einzeln, und mit Unterscheidung dieser unter einander verschiedenen Puncte,* gesagt werden muſs, um richtig gesagt zu werden: so würde man damit das

---

1) A. a. O. S. 71. Was möchte wohl Grotius dazu gesagt haben? Vergl. §. 57.

Wesentliche jener Fichteschen Lehrmeinungen noch immer nicht treffen.

Fichte's Misgeschick war die natürliche Verwandtschaft des Idealismus, den er zuerst von Kant angenommen und dann erweitert hatte — mit dem Spinozismus[1]).

§. 204.

Dem Spinozismus ist es eigen, dem Urwesen eine nothwendige Spaltung in eine Vielheit von Individuen beyzulegen. Diese Spaltung ist das radicale Übel, welches durch den Weltplan soll geheilt werden. Daher die Foderung — nicht eines wahren Fortschritts, sondern der Rückkehr zum Anfange. Ein kümmerlicher Plan, der in langsamer Verminderung des Übels besteht.

Wie sehr nun auch die Individuen durch die Lehren einiger Schulen zum künstlichen Vergessen ihrer selbst, wie nahe auch das eingeschläferte Selbstbewufstseyn dem Traum einer Art von Gattungs-Bewufstseyn möchte gebracht werden: die Natur bleibt in ihrem Geleise. Sie erhält ihre Gattungen, und vermehrt die Individuen. Nicht die geringste Hoffnung ist vorhanden, dafs sie jemals nach idealistischen Foderungen sich richten, und spinozistische Meinungen bestätigen werde. Die Spaltungen, wenn es je dergleichen gegeben hätte, äufsern nicht die geringste Neigung, sich enger zu schliefsen. Freylich vermehren sich die Erfindungen, wodurch der Mensch seine Zwecke befördert; ein Umstand, durch dessen Misdeutung sich Fichte vielfältig getäuscht hat. Aber diese Erfindungen werden nicht nach Principien des Idealismus gemacht, ausgeführt, benutzt, sondern nach Principien der Naturforschung.

---

[1]) Metaphysik I, §. 98, und II, §. 305 u. s. w.

Anmerkung.

Da der Idealismus Anlaſs zur Erneuerung des Spinozismus gegeben hat, so ist er dadurch selbst dergestalt verdunkelt, und aus seinem frühern Zusammenhange herausgehoben worden, daſs eine kurze Erinnerung an den Unterschied zwischen Kant's und Fichte's idealistischen Ansichten hier nicht überflüssig seyn wird; zudem da wohl gar Verwechselungen der Ideenlehre (theils der praktischen, theils der platonischen Ideen) mit dem Idealismus vorkommen, die freylich nur von den Worten herrühren.

Nach Kant sollten die Formen der Erfahrung von der eignen Beschaffenheit des menschlichen Erkenntniſsvermögens abhängen. Deshalb sprach er von einem „transscendentalen Idealismus", welcher auf die alte Kosmologie angewendet, Schwierigkeiten löse, die aus der Verwechselung bloſser Vorstellungen mit Dingen an sich entstanden seyen. Hierin lag etwas Wahres. Die meisten Menschen sind gewöhnt, das Ausgedehnte als solches für real, und bloſse Bewegungen schon für ein wirkliches Geschehen in den Dingen selbst, zu halten. So lange nun Jemand nicht geübt ist, sein Zusammenfassen der Dinge von den Dingen selbst zu unterscheiden, so lange er nicht begreift, daſs die Formen der Zusammenfassung (Gestalt und Bewegung) bloſse Formen für das Vorstellen sind: läuft er Gefahr, sich in metaphysischen Fragen zu verwickeln, selbst dann, wenn er die Metaphysik nicht einmal dem Namen nach kennt.

Hätte man behutsam genug Wahres und Falsches in der Kantischen Lehre gesondert, so wäre der uneigentlich sogenannte Idealismus Kant's niemals in den eigentlichen Idealismus, d. h. in die Meinung, alles Reale sey nur Vorstellung, übergegangen. Zu dieser Übertreibung aber kam Fichte, indem er einer schwachen Stelle der Kantischen Lehre Consequenzen aufzwang, zu denen sie gar nicht bestimmt, wiewohl auch nicht dagegen geschützt war. Hiemit war die Philosophie von der Bahn gründlicher Untersuchung abgelenkt. Man verwechselte vorgebliche Triebe des Ich, zum wahren Selbstbewufstseyn zu gelangen, mit den Foderungen, bey welchen praktische Ideen zum Grunde liegen; und eine Art von Naturgeschichte, nach welcher höchstens Erwartungen dessen, was geschehen werde, sich richten könnten, trat an die Stelle der Bestimmung dessen, was seyn soll. Naturgesetze und Sittengesetze geriethen in Verwirrung. Die an sich schon grofse Schwierigkeit, den wirklichen Gang der Ereignisse richtig zu beobachten, und daneben die Begriffe von dem was geschehen sollte, scharf auszubilden; alsdann eins mit dem andern zu vergleichen, und hieraus endlich auf das zu schliefsen, was in gegebenen Fällen zugleich ausführbar und pflichtmäfsig sey: diese Schwierigkeit wurde noch schwerer durch jene Verwirrung; und überdies ging der Gewinn verloren, welchen der Kantische transscendentale Idealismus der Metaphysik hätte bringen können. Übrigens hätte Kant das Wort Idealismus sicher nicht gebraucht, wenn er nicht selbst schon die richtige Bestimmung seiner Gedanken verfehlt hätte. Formen der Zusammenfassung sind keine Prädicate des

Realen; aber das Reale hört darum nicht auf real zu seyn, weil der Vorstellende es in die Form des zusammenfassenden Vorstellens (gleichviel ob des Anschauens oder des Denkens) bringt. Der Denker soll nur besonnen genug seyn, um in seinen eignen Gedanken dasjenige, was er dem Gegenstande beylegt, zu unterscheiden von dem andern, was bloſs auf sein zusammenfassendes oder entgegensetzendes Vorstellen paſst. Diese Besonnenheit mangelt allemal da, wo Bestimmungen des Räumlichen und Zeitlichen für Beschaffenheiten des Realen als solchen gehalten werden.

§. 205.

Setzt man die eben erwähnten falschen Meinungen bey Seite, um so günstig als möglich für Fichten dasjenige aus seinem Weltplan herauszufinden, was er Wahres konnte sagen wollen, und etwa durch jene theoretischen Irrthümer verleitet, im Ausdrucke verfehlte: so löset sich jener Weltplan in die praktischen Ideen, und in die Foderungen der sittlichen Ausbildung, nebst einigen sehr bekannten historischen Reflexionen auf.

Es ist schöner für Viele zu wirken, als für Wenige; — nach der Idee der Vollkommenheit. Steht aber auch dem Individuum nur ein engerer Wirkungskreis zu Gebote, so ist es doch schöner, für Andre zu wirken, als für sich selbst; — nach der Idee des Wohlwollens.

Kann auch dies nicht seyn: so ist mindestens zu verhüten, daſs nicht die an sich schuldlose Sorge für die eigne Person übergehe ins sittlich-Häſsliche. Dies geschieht erstlich, wenn Jemand seine Rechte ursprünglich als Güter betrachtet, anstatt als Zugeständnisse Andrer, die nicht einmal unbedingt zu nehmen sind (§. 64, 79, u. s. f.); — gegen die Idee des Rechts. Es geschieht zweytens, wenn Jemand mehr von Andern fodert als er ihnen vergilt; — gegen die Idee der Billigkeit. Es kann auſserdem auf mancherley Weise geschehen in Folge von Begierden und Gewöhnungen, die in Laster übergingen; in dieser Hinsicht aber ist keine vollständige Aufzählung der einzelnen Fälle möglich; eben so wenig als hier nöthig seyn wird, noch die einzelnen Puncte aufzuzählen, welche aus näher bestimmten Anwendungen der praktischen Ideen, und insbesondere aus den gesellschaftlichen Ideen entspringen.

Faſst man, nach dieser Vorerinnerung, die sämmtlichen Ideen, wie sichs gebührt, in die Idee der innern Freyheit zusammen: so läſst sich nun fragen, ob wohl diese an sich unzeitliche Idee, erlaube, als Zielpunct eines zeitlichen Fortschritts dargestellt zu werden; und zwar unter den allgemeinsten Bedingungen des menschlichen Lebens? Der Anfangspunct läſst sich für diese Aufgabe zwar nicht zeitlich veststellen, aber doch in so fern bestimmen, daſs schon in der menschlichen Persönlichkeit theils das Wollen als ein Gegebenes muſs angesehen werden, theils auch das innere Wissen um dies Wollen, verbunden mit der Fähigkeit, das innere Bild des Wollens lobend und tadelnd zu beurtheilen. Wie aber soll sich nun der Anfangspunct vom Zielpuncte unterscheiden? Der Unterschied kann theils im Wissen und Beurtheilen gesucht werden, theils im Wollen. Liegt er in jenem: so ist entweder das Wissen noch unvollständig, — dann muſs es an der Gelegenheit gefehlt haben, denn die Fähigkeit war vorausgesetzt; — oder das Wissen ist der Form nach noch nicht reif, d. h. es klebt noch an Einzelnheiten, es hat noch keine systematische Regelmäſsigkeit gewonnen. Sucht man dagegen jenen Unterschied im Wollen: so ist Anfangs das Wollen noch ungehorsam gegen die Einsicht, und der Gehorsam findet sich am Ende.

Nähme man ferner den ungehorsamen Willen gleich für den Anfang der Zeitreihe, so fiele wenigstens die Gelegenheit des Tadels schon in den Anfangspunct. Je unvollständiger dagegen das anfängliche Wissen gedacht werden soll, desto weniger tadelhaft muſs damals der Wille gewesen seyn. Diejenigen also, welche die Zeitreihe mit ihren Blicken soweit als möglich rückwärts verfolgen wollen, beginnen am liebsten mit einem Stande der Unschuld; freylich möchten sie Mühe haben anzugeben, was denn wohl eigentlich damals der Mensch gewollt habe? Vermuthlich war er am unschuldigsten und zugleich am unwissendsten, wenn er noch gar nichts wollte; am sichersten, wenn er noch gar nicht da war.

Im Verlauf der Zeit mögen nun die Anlässe des Wollens allmählig kommen, so kommt alsdann auch Gelegenheit des Wissens und hiemit des Tadels. Denkt man gesellige Reibungen hinzu, so unterwirft der Stärkere den Schwächeren; und nachdem die Kräfte ins Gleichgewicht getreten, d. h. zur Ruhe gekommen sind, entsteht eine Zeit des gleichförmigen Gehorchens, also eine Gewöhnung an Regelmäſsigkeit, während die Regeln selbst mit den Ideen noch wenig oder nichts gemein haben. Fichte's zweyte Epoche.

Es kommt die dritte, denn die falschen Regeln haben keinen Bestand; der Druck wird abgeworfen, ehe das Rechte zur Regel geworden ist.

Soll eine vierte kommen, so mag es wohl nöthig seyn, daſs einige strafende Redner auftreten; man sieht aber nicht, daſs diese gerade von einem Normalvolk, von erdgebornen Wilden, und von der menschlichen Gattung reden müſsten, denn die bisher beschriebene Zeitreihe kann lang oder kurz, früher oder später, für Viele oder für Wenige, einmal oder vielmal, unter den verschiedensten Umständen ablaufen; und das Vorstehende ist weit entfernt, eine Kenntniſs des Weltplans darzubieten, obgleich sich nun von selbst versteht, (was keiner weitern Ausführung bedarf), daſs für volle innere Freyheit noch vollständiges und systematisches Wissen mindestens der praktischen Ideen, und der Gehorsam des pflichtmäſsigen Willens allmählig hinzukommen müssen.

§. 206.

Was würde die Moral gewinnen, wenn wir den Weltplan wüſsten? Die Moral ist theils Tugendlehre theils Pflichtenlehre; die Frage kann also auf Gesinnungen und auf Handlungen bezogen werden.

Letztere Beziehung liegt am nächsten. Denn die Handlungen treffen in die Zeitreihe des Plans. Niemand aber handelt, wo sein Handeln entweder als fruchtlos oder als überflüssig im Voraus erkannt wird.

Zum Handeln gehört das Voraussehen wahrscheinlicher Folgen, die ausbleiben würden, wofern das Handeln unterbliebe [1]). So gern man sich einem groſsen

---

[1]) Man vergleiche §. 140.

Plane anschlieſst, zu welchem mitzuwirken möglich ist: so gewiſs müssen die Folgen nahe genug liegen, um vermuthet zu werden; und von uns abhängen, damit wir nicht unthätige Zuschauer bleiben. Mit der Allmacht wird Niemand wetteifern.

Deshalb überläſst man der Vorsehung, für die Gattung zu sorgen; aber man handelt im amtlichen und häuslichen Kreise.

Anders verhält es sich mit den Gesinnungen. Der Muth der Tugend würde zu Boden gedrückt werden, wenn sie an eine Wahrscheinlichkeit stieſse, der Weltplan sey ihr entgegen. Und hier müssen wir uns erinnern, daſs es des Menschen Loos ist, weit mehr leidend zu beobachten, als thätig einzugreifen; besonders wenn wir über den Kreis hinaus schauen, in welchem wir handeln können. Contemplation über die Gattung paſst für Zustände der Ruhe; aber die Ruhe wäre ein Leiden, wenn ihr der religiöse Glaube fehlte.

Dieser Glaube verlangt jedoch keinen Weltplan zu wissen, in dem Sinne, als ob ein solcher erst müſste in bestimmten Umrissen vorgelegt werden, damit man sich entschlieſse auf ihn einzugehen. Man weiſs ohnehin, daſs man Zeit, Ort, Gelegenheit zum Handeln nicht wählen konnte; daher verlangt man schon nicht mehr, bestimmt zu wissen, wie Eins ins Andre eingreife; es genügt, nur überhaupt das Zusammentreffen aller moralischen Wirksamkeit und eine Beschleunigung dessen, was überhaupt geschehen soll, (deren Gegentheil die Verzögerung seyn würde), annehmen zu dürfen.

Aber wichtig ist es für den Glauben, die Menschheit nicht im Allgemeinen als versunken zu betrachten, sondern ihr ein beständiges Fortschreiten, von jeher, welches wenigstens die Rückschritte übertreffe, beylegen zu dürfen. Die Zusammenfassung der Vergangenheit mit der Zukunft würde ein trauriges Ganzes geben, wenn diese bloſs bestimmt wäre, wieder herzustellen, was jene früher verdorben hätte. Das Princip des Plans würde auf solche Weise wenig geeignet seyn, Trost und Zuversicht zu gewähren. Daher mag man wohl zusehen, ob es nöthig ist, einem so trüben Gedanken nachzuhängen, der aus ungemessener Unzufriedenheit mit der Gegenwart nur zu leicht entspringt, sobald gefragt wird, wie eine solche Gegenwart habe entstehen können?

§. 207.

Vor Allem ist zu bedenken, daſs der Wille der Menschen eben so wohl aufgeregt als zurückgedrängt werden muſste, wenn sittliche Bildung möglich seyn sollte.

Spielraum für das Handeln, und mannigfaltiger Anlaſs dazu, muſs erst da seyn, oder es kommt gar kein Wille zu Stande. Bloſses Begehren, vollends bloſses Wünschen, ist noch kein Wille. Man entschlieſst sich erst, wenn durch öfteres gelingendes Handeln die veste Meinung entstanden ist, das Begehrte sey erreichbar. Die Anlage der Menschheit, vielfach begabt wie sie ist, wäre unentwickelt geblieben, hätte der Mensch nicht vermocht sie zu äuſsern, und an seinen Werken zu sehen was er vermochte. Falsche Richtungen des Willens waren dabey im Allgemeinen nicht zu vermeiden, und es darf nicht Anstoſs erregen, daſs sie zugelassen wurden.

Aber eben so nothwendig war und bleibt, daſs der angeregte Wille vielfach wieder gebrochen wurde. Nicht leicht wird der Mensch der Zuschauer seines eignen Wollens; am wenigsten leicht der unpartheyische Zuschauer. Er muſste es werden; sonst kam das ästhetische Urtheil über den Willen nur schwach, und das moralische gar nicht zu Stande. Ein ungebundener Wille aber hört nicht von selbst auf, läſst der Contemplation nicht von selbst Zeit; ja selbst wenn er gebrochen wird, ist die Reue viel früher das Bereuen von Klugheitsfehlern, als sittliche Einkehr in sich selbst.

Von hier ausgehend, würde man nun zuvörderst wiederum die pädagogischen, also auch psychologischen Bedingungen der sittlichen Bildung aufsuchen müssen, (§. 169) um mit diesen theils das historisch-Bekannte über den bisherigen Gang der Menschenbildung zu vergleichen, theils damit dasjenige zu verknüpfen, was Geographie und Geologie darbieten können; wenn es überall möglich wäre, vom irdischen Standpuncte aus zu einer nur irgend deutlichen Erkenntniſs des Weltplans zu gelangen.

§. 208.

Allein das Erste, woran man stöſst, ist die Stabilität der Lebensweise bey vielen Völkern des Orients, und selbst in Europa die unzählbare Menge von Individuen, deren Daseyn ohne irgend bemerkbare weitere Folgen dahin flieſst. Diese gehn für einen auf der Erde auszuführenden Plan, so fern man den Zielpunct in eine weit entlegene Zukunft setzt, verloren; und es bleibt in Ansehung der Individuen nichts übrig, als die

Aussicht auf ein Leben nach dem Tode unter völlig unbekannten Verhältnissen, wenn das Mangelhafte ihres sittlichen Daseyns soll ergänzt werden. Nicht einmal scheinbar wird durch sie die Ansicht bestätigt, als hätte die Vorsehung ihr irdisches Daseyn für den Zweck der Gattung bestimmt; und man müſste sie (wie es wohl hie und da sichtbar wird), als völlig gleichgültige Naturproducte geringschätzen, wenn die ursprüngliche Werthbestimmung des geistigen Lebens ausschlieſsend oder auch nur vorzugsweise an einen Weltplan geknüpft wäre. Fiele unglücklicherweise ihnen selbst so etwas ein: so wären sie von aller sittlichen Leitung verlassen und entbunden; und dies erinnert nur zu sehr an die Lehre von einem Staate, den bloſs äuſsere Triebfedern zusammenhalten würden, und worin der gute Wille überflüssig wäre. (§. 54 und 151.)

Selbst die an sich zulässige Meinung, das Leben und Handeln der Individuen könne doch einen verborgenen Zusammenhang mit dem Weltplan haben, wird verwerflich in praktischen Anwendungen. Nach verborgenen, ihm selbst bekannten Motiven kann der Mensch nicht handeln; vollends aber die Benutzung des Bösen zum Guten, die man in dieselbe Verborgenheit hineindeuten würde, gäbe Denen, welche in der Beförderung des Weltplans ihren Werth suchten, gleiche Ermunterung zum Bösen wie zum Guten [1]). Solche Folgen kommen heraus, wenn man in die praktischen Principien, welche für sich veststehn, die Teleologie einmengt, die als reine Contemplation, nicht aber [illegible] als Erkenntniſsprincip, bey der Naturforschung bleiben muſs.

---

[1]) Man vergleiche §. 40.

§. 209.

Noch andre Schwierigkeiten zeigen sich, wenn man die Beschaffenheit des Erdkörpers in Betracht zieht. Die Oberfläche desselben ist eine geschlossene Kugelfläche; mit verschiedenen Klimaten, Menschenrassen und Naturproducten. Versetzt man sich über Millionen und Billionen von Jahren hinaus: so verliert man bey vollständiger gröſst-möglicher Bevölkerung des ganzen Erdbodens das Hülfsmittel der Auswanderungen aus den Augen, was jetzt gerade so häufig von einer allzugedrängten oder unzufriedenen Bevölkerung pflegt benutzt zu werden. Man fragt sich, woher die Metalle, die Steinkohlen kommen sollen, wenn einst die Fundgruben erschöpft sind? Man sieht voraus, daſs bey der Ungunst mancher Klimate die verschiedenen Menschenrassen, die schon jetzt so groſse Reibungen mit sich bringen, niemals zu gleicher Geistesbildung gelangen können; daſs also das Menschengeschlecht, nachdem Alles vollgedrängt ist, alle Küsten in Berührung gekommen, alle Straſsen und Bahnen befahren sind, stets eine sehr ungleiche Gesellschaft bilden wird, worin der Schwächere neben den Stärkeren und Klügeren gestellt ist.

Andre Planeten sind durch ihre Kugelform und durch die nothwendige Verschiedenheit ihrer Klimate, so fern dieselben von der Stellung gegen die Sonne abhängen, in gleichem Falle.

So thöricht es nun wäre, hieraus eine Art von Verlegenheit für die Pläne der Vorsehung ableiten zu wollen: so deutlich erinnert das Gesagte an die Kurzsichtigkeit Derjenigen, welche in den Weltplan am weitesten hineinzuschauen meinten. Das Bekenntniſs der Unwissenheit ist hier eben so nothwendig, als die sorgfältigste Verhütung aller Einbildungen, wodurch die Moral sammt der Rechtslehre auf unsichere Stützen würde gestellt werden.

§. 210.

Beschränkt man sich auf die Zeit, in welcher jede zu sehr verdichtete Bevölkerung noch Raum zum Aussenden des Überflusses, die Erde noch hinreichenden Vorrath an Fossilien, aber auch die Ungleichheit der Anlage und Bildung ihre bekannten Folgen hat: so kann man mit ziemlicher Sicherheit auch noch verschiedene Staaten und Staatsformen, verschiedene Kirchen und Glaubensformen neben einander voraussetzen; so sehr auch die allgemeine gegenseitige Nachahmung Alles auf Einen Ton zu stimmen sucht. Freylich wird die gebildete Klasse immer homogener werden; aber sie ruhet überall auf Unterlagen, die nicht gleichartig werden können. Und die höheren Geister, welche produciren wo andre nachahmen, lassen sich nur in so weit vereinigen, als das Band der strengen Wissenschaften ihnen eine gleichförmige Nöthigung auferlegt.

Zeigt nun schon die Vergangenheit, daſs in Einem Volke der Monotheismus, in einem andern Wissenschaft und Kunst; in einem dritten das förmliche Recht, in einem vierten die vorzügliche Achtung für das weibliche Geschlecht und hiemit die Gründung eines edlern Familienlebens, ein eigenthümliches Gedeihen hatte; daſs auch späterhin Verschiedenes an verschiedenen Orten hervortrat, um noch später in den allgemeinen Vorrath zusammen zu flieſsen, von welchem der Spruch gilt: Prüfet Alles und behaltet das Beste: so hat man nicht Ursache an einen solchen Plan zu denken, welcher die Vergangenheit als eine Zeit des Herabsinkens, und irgend eine Zukunft als eine Periode der Wiederherstellung bezeichnen könnte. Solche Ansichten mochten passend scheinen, so lange man das Mittelalter bloſs als die Zeit der Barbarey, die neuere Wissenschaft und Kunst bloſs als eine Wiederholung der alten darstellte. Ist das eine und das andre falsch: so müssen die Meinungen von einem wiederherstellenden Weltplane als verspätet zurückgewiesen werden. Wären sie früher gekommen, so hätten sie eher einigen Schein behaupten können. Diejenige Zukunft, in welche wir hinauszuschauen allenfalls glauben können, ist in so fern lang genug, als das Mittelalter, und besonders solche Jahrhunderte, welche am Meisten des Herabsinkens beschuldigt werden, nicht auf immer den mittlern Theil der Geschichte bilden, sondern mehr in den Hintergrund der Vergangenheit zurücktreten werden. Das nun läſst sich voraussehen, daſs mit der Zeit, wie der Standpunct der Historiker sich verändert, auch das Bild der alsdann verflossenen gesammten Reihe von Begebenheiten einen andern Eindruck machen wird. Mag auch jede Zukunft, sobald sie als Gegenwart in die Reihe trit, ihre eigenthümliche Unzufriedenheit mit sich bringen: so ist doch nicht zu erwarten, daſs jede neue Unzufriedenheit es so leicht finden werde wie jetzt, den Weltplan als langsame Annährung an ein verlorenes goldenes Zeitalter darzustellen. Es wird sich mehr und mehr finden, daſs der

Fortgang in gewisser Hinsicht sich immer ähnlich bleibt; nämlich durch allmähliges Verknüpfen dessen, was anfänglich getrennt hervorwuchs, und durch Gewinn an Stärke des Bessern, je mehr die Verknüpfung ihm die Kraft giebt, das Schlechtere von sich abzusondern und in Vergessenheit zu bringen, nachdem dies als das Schlechtere war erkannt worden.

Aber es gebührt sich schon jetzt, Täuschungen zu vermeiden, für die es keine bessere Entschuldigung giebt, als die sehr ungenügende, die allenfalls mag hergenommen werden von unserer Stellung gegen das, was wir jetzt Vergangenheit nennen.

§. 211.

Das Heraklitische Feuer, *ἁπτόμενον μέτρῳ καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρῳ*, stellt auch einen in sich zurücklaufenden Weltplan dar; Zerstörung, wodurch sich die alte Feuer-Wüste erneuert. Ausschmückung durch einige geologische Meinungen wäre leicht. Wo die Überreste tropischer Thiere und Pflanzen gefunden werden, da war es ehedem heiſs; jetzt verbirgt die Erde, oberflächlich erkaltet, aber in der Tiefe wärmer, ihr Feuer im Innern; irgend einmal kann es wieder hervorbrechen. Vom Feuer zum Bösen ist nur ein kleiner Schritt. Nur etwas melancholische Laune, und neben jener Unzufriedenheit mit den Menschen, noch eine andre Art oder Richtung der Unzufriedenheit, nämlich mit der körperlichen Natur: so wird der alte Weltplan sich wiederherstellen; man wird anstatt der Unschuld und der Rechtfertigung das Böse hinten und vorn haben, in der Mitte aber, statt der vollendeten Sündhaftigkeit die Tugend. Es wird leicht seyn, die Mitte in eine schon längst verfloſsene Zeit zu verlegen; dazu ist nur nöthig, den Blick in die Vergangenheit etwas weiter auszudehnen. Dann sind wir jetzt in einem hoffnungslosen Versinken begriffen. Man wird aus diesem umgekehrten Weltplan soviel lernen, wie aus dem vorigen, nämlich unmittelbar Nichts, mittelbar aber Vorsicht gegen Meinungen ohne hinreichende Gründe; durch die man lediglich Verstimmung des Gemüths bewirken kann.

§. 212.

Sed inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum: idque in maximis ingeniis, altissimisque animis et existit maxime, et apparet facillime. Quo quidem demto, quis esset tam amens, qui semper in laboribus et periculis viveret? [1]). Und gewiſs bleibt noch immer nach aller Zurückweisung grundloser Weltpläne, nicht bloſs das Bedürfniſs, sondern auch die Befugniſs, den Blick in eine unbestimmte Zukunft hinaus zu erweitern. Alles ladet dazu ein, was sich der Mensch als möglichen Erfolg seiner edlern Bestrebungen denken kann; Alles fodert dazu auf, was Andre, was der Staat, was die Menschheit Groſses und Schönes zu Stande gebracht haben. Es kommt nur darauf an, daſs man hier, wie in jeder andern Überlegung, vesten Boden unter sich habe, und grillenhafte Misdeutungen vermeide. Nicht klein soll der Mensch in seinen eignen Augen erscheinen; nicht bedeutungslos sein Thun oder Lassen. Nur aus groſsen Erwartungen erfolgen groſse Anstrengungen; aber auch nur begründete Erwartungen vermögen auf lange Zeit und vollends bey wechselnden Umständen den Muth anhaltend zu tragen, und nach jeder nöthigen Erholung zu erneuern.

---

[1]) *Cicero tusc. qu.* I, 15.

Was oben (§. 170-179 und §. 186-189) über Politik und Pädagogik gesagt worden, das würde alle Bedeutung verlieren, wenn die Zukunft unsern Blicken dergestalt verschlossen wäre, daſs sich der Mensch um desto klüger nennen dürfte, je mehr seine Gedanken und Sorgen auf die nächste Gegenwart beschränkt würden. Vielmehr muſs gerade gegen so kleinliche Sorgen die groſse Menge der Menschen noch mehr gewarnt werden, als man die ausgezeichnetern Köpfe gegen die Überspannung der Weltpläne zu warnen hat. Eine veste Gränze zwischen dem Zuviel und Zuwenig giebt es nicht; die Anpreisung einer richtigen Mitte wäre ein leeres Wort; wie weit aber aus gegebenen Thatsachen, im Interesse der praktischen Ideen, mit Wahrscheinlichkeit auf ein Künftiges kann geschlossen werden, so weit und nicht weiter muſs der Gedanke und die Sorge wegen der Zukunft sich ausdehnen; alsdann wird danach die Energie des Handelns, unter Voraussetzung der rechtlichen und sittlichen Gesinnung, sich von selbst bestimmen.

§. 213.

Gesetzt, ein Sittenlehrer besitze wirklich einen richtigen Vorblick für eine weit ausgedehnte Zukunft, und (wie sich unter solcher Voraussetzung von selbst versteht) auch hinreichende Kenntniſs der Vergangenheit und der Gegenwart in Folge gründlicher historischer Studien: so wird es allerdings verdienstlich seyn, den

Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie erkennen mögen, was sie sind, was sie haben, was ihnen mangelt. „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" wird nach Fichte's Vorgange noch manche Zukunft darbringen.

Eine Vorbereitung dazu wird seyn, daſs man erst das Allgemeine überdenke, was von jedem gebildeten Zeitalter zu sagen ist. Auf solchen Hintergrund wird das Gemälde der jedesmaligen Gegenwart müssen aufgetragen werden. Um aber das Allgemeine zu finden, so fern es das Sittliche betrifft, wird die nämliche Reihenfolge der Betrachtung anzuwenden seyn, deren oben schon in Bezug auf Politik und Pädagogik gedacht wurde.

Jedes gebildete Zeitalter leidet zugleich an Fehlern der Rohheit und der Verkünstelung; denn niemals sind Alle gebildet, und schwerlich bleibt Bildung frey von Übertreibung. Mit der Rohheit hängen falsche Richtungen des Willens um desto gewisser zusammen, da mit der Gütermasse der Wohlhabenden allemal die Lüsternheit der Entbehrenden wächst, und von groſsen Städten ein zahlreicher Pöbel schwer zu trennen ist. Was aber die Verkünstelung anlangt, so gehört zu ihr der falsche Geschmack, der Unächtes dem Ächten, Glänzendes dem Würdigen, Stechendes dem Gewöhnlichen vorzieht, um Abwechselung zu haben; und dies paſst auf die sittlichen Gegenstände gerade darum, weil ihnen die ästhetische Beurtheilung zum Grunde liegt. In Folge der Rohheit und des falschen Geschmacks kommen nun unrichtige Maximen; von denen hier als Beyspiel schon die einzige genügen kann: man müsse zuweilen Krieg haben, um der Verweichlichung zu entgehn, und um sich gegen andre Völker in Respect zu setzen. Denn eine solche Maxime will auf unrechtem Wege erzielen, was durch ganz andre Maaſsregeln sollte gewonnen seyn. Das Übel wächst durch falsche Systeme, in denen sich die Maximen gleichsam verdichten. Dahin gehört unstreitig alle falsche Philosophie, sobald sie mehr wirkt als bloſse Aufregung des Nachdenkens, denn im letztern Falle wirkt sie wohlthätig, wo sie Reactionen hervorruft. Ob die vereinigten Maximen auch zur Anwendung kommen? ist am Ende noch um desto mehr fraglich, weil consequentes Verfahren nach genau bestimmten Systemen immer schwer ist, daher weit mehr nach vereinzelten Maximen, als systematisch pflegt gehandelt zu werden. Man braucht nur an die gewöhnliche weite Trennung der Politik von der Pädagogik — oder gar an die falsche Unterordnung der zweyten unter die erste zu denken, während beyde, gleichmäſsig auf der Moral (mit Inbegriff der Rechtslehre) beruhend, auch gleichmäſsig neben einander zur praktischen Anwendung gelangen sollten.

Wird nun ein gegenwärtiges Zeitalter geschildert, so müssen die angegebenen Fächer mit den hervorstechenden Zügen, welche sich beobachten und bewähren lassen, ausgefüllt werden; alsdann aber wird man den Redner leicht entschuldigen, wenn er beym Ausmalen der wahrscheinlichen Zukunft sich einige Hyperbeln erlaubt. Denn er ist nicht Prophet, und das Zukünftige läſst sich noch nicht beobachten.

§. 214.

Um nun einen richtigen Blick für die Zukunft zu gewinnen, muſs man sich hüten, nicht Alles, was einen Werth hat, als in einer und der nämlichen gleichförmigen Bewegung begriffen sich vorzustellen. Das öffentliche Recht und das Criminalrecht verändern sich schneller als das Privatrecht; die Staaten können groſse Veränderungen erleiden, die auf die Kirche einen verhältniſsmäſsig geringen Einfluſs haben; die Wissenschaften können sich verbreiten, oder auf einen engern Kreis beschränken, ohne darum innerlich viel zu verlieren oder zu gewinnen, und umgekehrt. Gegenseitiger Einfluſs ist hiemit nicht geleugnet, aber wie groſs er sey, das bedarf für jeden bestimmten Gegenstand einer besondern Untersuchung. Manches muſs sich gegenseitig im Gleichgewichte halten, was einzeln genommen ein groſses Übel seyn würde; so muſs Vieles Irrige in Meinungen und in Wissenschaften von der Staatsgewalt wie ein Gleichgültiges behandelt werden, ohne Gunst und ohne Druck, weil es nur auf diese Weise eine ihm angemessene Gegenwirkung erwecken kann, durch welche es am sichersten verschwindet. Symptomatische Curen sind hier, wie in der Medicin, wenn die Ursache der Übel und die Zusammenwirkung der Umstände nicht zuvor untersucht wurde, oftmals Misgriffe.

§. 215.

Kenntnisse dieser Art, so praktisch sie sind, lassen sich doch nicht aus den eigenthümlichen Principien der praktischen Philosophie entwickeln; denn es kommt hier nicht auf Urtheile des ursprünglichen Beyfalls oder

Misfallens, auch nicht auf solche Erfahrungsgegenstände an, die man als allgemein bekannt voraussetzen dürfte um jene Urtheile darauf anzuwenden. Man sucht die Kenntnisse der in näherer oder entfernterer Zukunft zu erwartenden, und daher im Voraus zu berücksichtigenden Erfolge gewöhnlich in der Politik; allein auch dort können sie nur aus Erfahrung, Geschichte, und Zeugnissen vieler kundigen Männer aller Art, allmählig gesammelt und soviel möglich verknüpft werden.

Vieles davon wird durch Psychologie einerseits, durch Naturforschung andererseits, mehr und mehr begreiflich werden. Stets aber muſs Berichtigung durch neue Erfahrung und Beobachtung vorbehalten bleiben; und doch wird Ungewiſsheit über dem Zweckmäſsigen immerdar schweben, und das menschliche Handeln wird sich nach Wahrscheinlichkeiten in mannigfaltiger Abstufung richten müssen.

Mit diesem unvermeidlichen Empirismus hängt eine Gefahr zusammen, welche vermieden werden kann und soll. Obgleich die Erfolge unsicher bleiben, und der Unbehutsame sich leicht dem Gesammteindrucke der Unsicherheit desto mehr hingiebt, je mehr er sich ins praktische Leben vertieft, und je öfter die Erfahrung seine vorgefaſsten Gedanken berichtigt: so weiſs doch der, welchem einmal die Grundbegriffe der Tugend klar wurden, sich davor zu hüten, daſs nicht etwan auch diese vor seinen Augen zu schwanken scheinen. Denn die Gefahr liegt nur darin, daſs die menschlichen Handlungen nach dem Erfolge pflegen beurtheilt zu werden, der jedoch selbst von der Klugheit, welche in den Absichten liegen mochte, nur eine zweydeutige, und häufig bloſs scheinbare Probe liefert. Mischt sich nun vollends eine solche Beurtheilung lobend und tadelnd in das Urtheil über den Willen selbst, so verliert dies letztere seine Bestimmtheit und Sicherheit. Jene von letztem gesondert zu halten, ist eben die allgemeinste Sorge der praktischen Philosophie.

Kant und Fichte besitzen gemeinschaftlich den Ruhm, mit Nachdruck den praktischen Empirismus bestritten zu haben. Da aber Einer wie der Andre dem Herkommen huldigend eine Rechtslehre und eine Pflichtenlehre neben einander stellte: so konnte durch beyde noch immer nicht die Wissenschaft zu ihrer richtigen Form gelangen, so leicht dies auch schon längst zuvor gewesen wäre, wenn man verstanden hätte, ohne Fatalismus und ohne Freyheitslehre das zu benutzen, was in alter Zeit Platon, in neuerer Zeit Hugo Grotius vortrefflich vorgearbeitet hatten.

Platon hatte für die Sittenlehre das ästhetische Urtheil geweckt; und die Idee der innern Freyheit im vierten Buche seiner Republik richtig bestimmt. Zwar nicht vom Aristoteles, aber wohl bey den Stoikern wurde, von Einigen wenigstens, seine Vorarbeit gehörig benutzt: man sieht in Cicero's erstem Buche *de officiis* die Spuren der andern praktischen Ideen, durch welche die zuerst gefundene Idee muſste ergänzt werden [1]). Hätte man das Werk des Grotius eben so gut benutzt, so würden auch seine Anfänge sich ergänzt haben; und das nämliche Ganze wäre von zweyen verschiedenen Puncten ausgehend gefunden worden. Nichts war leichter, als nach Anleitung des Capitels *de poenis* (und mancher andern Stellen), die Idee der Billigkeit von der des Rechts abzuscheiden; den Unterschied der Güte vom Recht kennt Jeder; die Idee der Vollkommenheit schwebt allen Moralisten vor, wenn auch nicht in gehöriger Sonderung der Gröſsen von den qualitativen Bestimmungen; doch diese Abstraction ist so leicht, daſs man jedem Denker zumuthen kann, sie von selbst zu finden. Allein in einem Zeitalter, worin sogar die ganze Sittenlehre als Glückseligkeitslehre betrachtet, mithin diejenigen Motive des Willens, die von der Wahrscheinlichkeit der Erfolge ausgehn, mit den sittlichen Bestimmungen verwechselt wurden, — muſsten wohl die Rechte als Güter, die Jemand habe, erscheinen; so empfahl sich das Naturrecht, aber der Geist des Grotius wich von ihm. Doch nicht umsonst redete Kant von Maximen, wenn schon späterhin die Pläne sich den Maximen vordrängten; nicht umsonst hat er die Güterlehre zurückgewiesen; und es steht noch nicht schlimm mit einer Wissenschaft, so lange ihre gröſsten Fehler sich auf Einseitigkeiten zurückführen lassen.

---

[1]) Kurze Encyclopädie d. Philos. im fünften Capitel.

Tab. I

K A S O Z E N T A A S H M A I
K A K O T S K K R H S S N K A L A T T (O) A T K O T
O I O A H T A I S A I O K

[illegible]

ΕΑΤΑΤΑΔΕΜΕΜΙΣΘΩΤΑΙΤΑΕΡΓΑ

[illegible]

Psychologische

Untersuchungen

von

Herbart.

Erstes Heft.

Mit zwey lithographirten Tafeln.

Göttingen.
Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Für die Psychologie sind zwey Klassen von Untersuchungen gleich nothwendig; die eine von den zugleich sinkenden, die andre von den zugleich steigenden Vorstellungen. Jene muss vorangehn, weil die ursprüngliche Klarheit, welche in der Wahrnehmung liegt, erst einen Verlust muss erlitten haben, bevor sich das Vorstellen der verlornen Klarheit wieder bemächtigen, oder wenigstens wieder annähern kann. Aber die zweyte Klasse von Untersuchungen muss folgen, wenn nicht eine Art von Einseitigkeit in der Wissenschaft entstehen soll, wodurch ihr praktischer Gebrauch, und selbst die richtige Auffassung des Ganzen leiden würde.

Der ersten Klasse einige mathematische Bestimmtheit zu geben, hatte der Verfasser schon vor vielen Jahren versucht; da er in einem grössern Werke die Begriffe der Statik und Mechanik des Geistes durch die ersten nothwendigen Grundformeln zu fixiren suchte. Was die zweite Klasse anlangt, so wird schon etwas dadurch gethan seyn, dass die Einseitigkeit, welche ohne sie entstehn könnte, angezeigt wird; übrigens ist ein, freylich sehr schwacher, Keim dessen was hieher gehört, in jenem Werke zu finden *).

Etwas mehr auch hierin zu leisten, dazu wurde das jetzige Unternehmen anfänglich bestimmt: allein indem die Papiere, welche sich darauf beziehen, für den Druck zu ordnen waren, ergab sich, dass zuerst selbst der frühern Arbeit einige Erweiterungen von solcher Art nöthig seyn möchten, wodurch bestimmte Thatsachen könnten benutzt werden, um daran die Theorie erproben zu lassen. So ist das vorliegende erste Heft entstanden: welches seinen Werth hauptsächlich in der Auswahl der Thatsachen sucht. Nicht als ob dieselben an sich zu den am meisten interessanten gehörten. Sondern darum, weil es darauf ankommt, aus den Vorräthen der empirischen Psychologie solche Gegenstände auszuwählen, die sich mit Präcision aufstellen lassen; und deren giebt es nur sehr wenige, daher man eben diese wenigen sehr sorgfältig benutzen muss, wenn man wissen will, ob eine gegebene Theorie sich in der Anwendung bewähre oder nicht.

Mögen nun Andere, die eine bessere Theorie zu besitzen glauben, nicht bloss widersprechen,

---

*) Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. §. 93.

sondern auch mit eignen Kräften sich auf diesen Uebungsplätzen hervorthun. Für einzelne Facta lassen sich leicht scheinbare Deutungen erkünsteln; wo aber ganze Systeme von Thatsachen auf einmal vorliegen, die man nicht vereinzeln kann, da muss es sich verrathen, ob die Erklärungen erkünstelt sind, oder sich ungezwungen auffinden liessen. Alsdann verliert die Frage, was Dieser oder Jener einräumen und bewilligen möchte, alle Bedeutung. Klare Thatsachen liegen ausser dem Bereiche der Wortgefechte; einmal richtig verstanden, reden sie lauter als irgend eine Schule reden kann *).

---

*) Gegen die eingebildete Herrschaft einiger Schulen zu protestiren wäre überflüssig: gegen die Streitsucht, die sich immer von neuem regt, und bey jedem neuen Anlauf wieder leichtes Spiel zu haben meint, soll hier bloss an den ersten Band der Metaphysik, nebst der — damit zu verbindenden — analytischen Beleuchtung des Naturrechts und der Moral, erinnert werden. Zur Fortsetzung dieser kritisch-historischen Schriften wäre Stoff genug vorhanden: die jetzige Absicht ist aber nicht darauf gerichtet, den Formwechsel alter Lehrmeinungen in seinem Gange zu stören. Wegen des allgemeinen Zusammenhanges der Untersuchungen ist auf des Verfs. kurze Encyklopädie zu verweisen. Dort ist einigermaassen für die Bequemlichkeit Derer gesorgt, die noch immer das Wort Metaphysik scheuen. Auf den allgemeinen Zusammenhang hinzuweisen, ist um desto nöthiger, je mehr man (wie in der vorliegenden Schrift geschieht) sich auf specielle Gegenstände einlässt, denn

Mathematische Psychologie steht der Natur der Sache nach zwischen Metaphysik und Erfahrung. Mit blosser Erfahrung allein würde sie nicht in Gang kommen; denn die Analysen der Erfahrung finden eine solche Verwickelung von Umständen vor, — das, was in uns geschieht, zeigt sich der Beobachtung so bunt und so schwankend, dass man nicht deutlich sieht, was für ein Gegenstand eigentlich vorliege, an welchen die Rechnung angebracht werden könne. Ob man durch glückliche Hypothesen den Eingang der Untersuchung hätte finden können, mag dahin gestellt seyn; es ist wenigstens Jahrhunderte lang nicht geschehen. Gesetzt aber auch, es geschähe: so würden Begriffe, welche der Metaphysik angehören, dabey nicht zu vermeiden seyn, nämlich die Causal-Begriffe. Alles kommt darauf an, welche Meinung von der gegenseitigen Wirksamkeit dessen was sich abwechselnd in uns regt, man zum Grunde lege. Für den Vortrag entsteht hieraus ferner die Schwierigkeit, dass, wie bestimmt auch diese Meinung gedacht seyn möge, sie auf neue Schwierigkeiten stösst, wenn sie in Worten ausgedrückt werden soll. Für metaphysische Gedanken bleibt der sprachliche Ausdruck allemal man-

über dem Einzelnen darf das Ganze nicht aus den Augen verloren werden.

gelhaft, weil er entweder von der gewöhnlichen Umgangssprache sich zu weit entfernt, oder, falls er populär seyn will, die Einmischung des populären Meinens und Denkens nicht abwehren kann. In dieser Beziehung können die mathematischen Formeln zu Hülfe kommen; nämlich in der Voraussetzung, dass man sie benutze, um von ihnen aus, nachdem sie einmal da stehn, auf die bey ihnen zum Grunde liegenden Causal-Begriffe zurückzuschliessen. Man wird in dem ersten der nachstehenden Aufsätze (womit noch der Schluss der dritten Abhandlung kann verglichen werden,) die Begriffe der Spannung, der Energie, und der Wirksamkeit zusammengestellt finden: und zwar gemäss der früher schon angegebenen Rechnung; dergestalt, dass aus der Rechnung erkannt werden möge, wie der Begriff des Gleichgewichts unter den Vorstellungen hier zu verstehen sey. Es zeigt nämlich die Rechnung kein Gleichgewicht unter den Spannungen, auch keins unter den Energien; sondern unter den Wirksamkeiten, welche darin bestehn, dass jede Vorstellung der Hemmung, die über alle verhängt ist, hinreichend entgegenstrebt, um nicht mehr als ihr zukommt davon zu übernehmen. Denn jede einzelne Vorstellung wehrt der Hemmung, und setzt ihr eine Gränze. Die Annäherung an diese Gränze geschieht allmählig; bey denjenigen Vorstellungen, die ganz aus dem

Bewusstseyn verdrängt werden, ist diese Gränze imaginär: (sie fällt ins Negative, was bey Vorstellungen nicht möglich ist,) die übrigen gelangen niemals ganz dahin. Würden die Gränzen erreicht, alsdann wäre Ruhe vorhanden; und nichts anderes, als diese Ruhe, verstehn wir unter dem Gleichgewicht der Vorstellungen. Dies wirft ein Licht zurück auf die der Rechnung zum Grunde liegenden Causal-Begriffe. Würde ein anderer Begriff von dem Causal-Verhältnisse der Vorstellungen zum Grunde gelegt, so würde derselbe ohne Zweifel in einer andern Form der Rechnung seinen Ausdruck finden; und hieraus zurückschliessend würde der Leser den Unterschied der Causal-Begriffe deutlicher erkennen, als ihm derselbe in blossen Worten könnte dargelegt werden. Welcher von den Causal-Begriffen aber nun der Wahrheit gemäss sey, dies würde nicht die Rechnung entscheiden, sondern einerseits müssten die Begriffe metaphysisch untersucht werden, andererseits käme es auf Erfahrung an, welche die Resultate der Rechnung zu erproben und zu bewähren hätte. Dass übrigens neue Untersuchungen der Prüfung und vielleicht der Berichtigung bedürfen, weiss Jedermann, und gilt hier wie es bey allen ähnlichen Unternehmungen gelten wird.

Inhalt.

Seite

I. Ueber die Wichtigkeit der Lehren von den Verhältnissen der Töne, und vom Zeitmaasse, für die gesammte Psychologie 1

II. Ueber die Tonlehre 39

III. Ueber die ursprüngliche Auffassung eines Zeitmaasses 143

IV. Bemerkungen über die Bildung und Entwickelung der Vorstellungsreihen 184

Ueber die Wichtigkeit der Lehre von den Verhältnissen der Töne, und vom Zeitmaasse, für die gesammte Psychologie.

Als Kant, die reine Vernunft kritisirend, den Verstand auf die Erfahrung verwies: da war es Zeit, den transscendenten Begriffen einstweilen Ruhe zu gönnen; und über die Möglichkeit der Erfahrung zuvörderst genauer nachzudenken, um später mit besserer Vorbereitung zu höhern Untersuchungen zurückzukehren.

Man würde bald gefunden haben, dass aus angenommenen Formen des Verstandes und der Sinnlichkeit sich keine Möglichkeit der Erfahrung ergiebt; weil Formen, die auf immer gleiche Weise in uns liegen, keine Unterschiede dessen, was sich zur Beobachtung darbietet, erklären können.

Man würde weiter gefunden haben, dass die Gränze zwischen Sinnlichkeit und Verstand unrichtig müsse gezogen seyn. Denn um die Formen des Verstandes, die Kategorien, vollständig aufzufinden, hatte sich Kant an die reine Logik gewendet; diese sollte ihm einen Leitfaden gewähren, welcher den Eintheilungen der Urtheile entlehnt war. Eben diese Logik nun, welche für die eigentliche Wissenschaft des Verstandes galt, verräth durch ihre ganze Kunstsprache ein Bedürfniss räumlicher Vorstellungsart: ohne welche weder von Gegensätzen noch vom Umfang und Inhalt der Begriffe, weder von Sätzen noch Schlüssen, weder von Prämissen noch Conclusionen zu reden wäre. Das ganze Oben, Unten, Mitten, was bey Begriffen und Schlüssen uns überall begleitet, zeigt eine Gemeinschaft mit dem Raume, der vermeinten Form der Sinnlichkeit.

Nach solchen Bemerkungen gegen die Art, aus einer Zusammenwirkung der Sinnlichkeit und des Verstandes die Möglichkeit der Erfahrung zu erklären, musste auch die Frage, wie sind synthetische Urtheile a priori möglich? von neuem in Erwägung kommen. Das mindeste, was man dabey thun konnte, war, den Umfang des Feldes zu betrachten, worin dergleichen Urtheile sich darbieten. Gleich der Raum liefert nicht bloss mathematische, sondern auch ästhetische Urtheile in Menge. Die Zeit liefert dergleichen in Verbindung mit der Sprache und Musik. Die Musik hat an der Tonleiter eine Fülle von Verhältnissen, die als consonirend und dissonirend unmittelbar beurtheilt werden; mit einer Evidenz, wie bey geometrischen Axiomen. Woher diese synthetischen Urtheile? Sollte dafür eine neue Form der Sinnlichkeit, die Tonlinie, analog dem Raume, angenommen werden? Oder meinte man im Ernste, der Tonkünstler, welcher Musik nicht bloss hört sondern denkt, empfinde einen Nervenkitzel in Folge zusammentreffender Schallwellen? —

Diese kurzen Erinnerungen an Manches, was schon anderwärts gesagt worden, müssen hier als Anknüpfungspuncte genügen. Man gedenke dabey der Schwierigkeit, für die Psychologie solche Thatsachen aufzustellen, welche hinreichend scharf beobachtet sind, um der Untersuchung zu Stützpuncten zu dienen. Wo es an vesten

Puncten fehlt, deren Bedürfniss man lebhaft fühlt, da ist immer eine grosse Versuchung vorhanden, nach eigner Meinung solche Vestungswerke zu errichten, wie Kant und so Viele nach ihm unternahmen, indem sie jedes einzelne Seelenvermögen durch genaue Gränzbestimmungen veststellen wollten, und dabey besonders über .Verstand und Vernunft in nicht geringe Streitigkeiten geriethen. Kein Wunder, dass späterhin es sehr übel genommen wurde, als der Verfasser die sämmtlichen Seelenvermögen für mythologische Wesen erklärte.

Giebt es aber wirklich gar keine vesten Puncte für die Psychologie? Oder müssen wir uns wohl gar nochmals auf das Fichtesche Ich einlassen, so wenig Vestigkeit dieses auch in der neuern Geschichte der Philosophie bewiesen hat?

Veste Puncte in der Psychologie wird man vor allem unter den stehend und bleibend gewordenen Producten des menschlichen Vorstellens zu suchen haben. Diese erzählen zwar nicht selbst die Geschichte ihres ersten Ursprungs und ihrer allmähligen Ausbildung; aber auch nicht bey allen ist diese Geschichte so verwickelt und so schwer zu finden, wie beym Ich; und nicht alle individualisiren sich so mannigfaltig wie das Selbstbewusstseyn. Auch stehen nicht alle so vereinzelt wie dieses, für welches man keine passenden Vergleichungen auffinden kann. Sondern es giebt deren, die gruppenweise beysammen liegen, so dass die Erklärung, nachdem sie irgendwo einen Anfang gewann, leicht von selbst fortläuft.

Als bleibende Erzeugnisse des menschlichen Geistes müssen besonders die ächten und anerkannten ästhetischen Urtheile angesehen werden. Diese Producte haben das Schwankende abgelegt, was sonst die Bewegungen des Denkens und Fühlens charakterisirt; und die anderwärts so schwierige Frage: ob sie einen realen Gegenstand unmittelbar zu erkennen geben? — diese Frage, welche die Untersuchung über das Ich so unsäglich erschwerte, — findet bey ihnen gar nicht statt. Denn Jedermann weiss, dass ein ästhetisches Verhältniss das nämliche bleibt, ob es nun bloss vorgestellt oder äusserlich wahrgenommen werde.

Schon die Geschichte, wo sie Völker und Zeiten in deren Eigenthümlichkeit aufzufassen sucht, findet ein wichtiges Hülfsmittel der Charakteristik in den Werken der schönen Kunst, welche zu Documenten aus der Vorzeit dienen. Sie betrachtet diese als sprechende Repräsentanten der Bildungs-Stufe und Bildungsweise der Orte und Zeiten; während in den Thaten, ja selbst in den Gesetzen, viel mehr Schwebendes, Abhängiges, Zufälliges liegt; welches selbst, wenn es sich lange bleibend erhielt, doch oft nur blieb, weil es einmal da war. Was durch seine Schönheit bleibt, hat dagegen zugleich das Zeugniss der nachfolgenden Zeiten für sich, die es gegen den Untergang schützten.

Wiederum aber ist unter den ästhetischen Gegenständen ein grosser Unterschied für die Psychologie, je nachdem ihre Regel mehr oder weniger genau vestgestellt ist. Die Frage: worin liegt der Grund dieser Regel? wie hängt sie mit den Gesetzen der geistigen Thätigkeit (sowohl bey den Künstlern als den Zuschauern und Hörern) zusammen? diese psychologische Frage wird schwierig, wo die Regel noch schwankt; — hingegen veranlasst sie desto belehrendere Untersuchungen, je entschiedener die Ueberzeugung ist, dass die Regel nur so und nicht anders angenommen werden könne. Wäre hier von räumlichen Gegenständen zu reden, so würden wir eben deshalb der Psychologie früheren Gewinn von der Betrachtung architektonischer Regeln versprechen, als von Reflexionen über Plastik und Malerey. Nicht als ob den letztern ein geringerer Werth beyzulegen wäre! Aber die Architektur hat weit vestere Formen; und bey ihr kann man viel leichter das Fehlerhafte im Gegensatze des Richtigen erkennen.

Wer indessen bey der Wahl des Gegenstandes, woran die Untersuchung sich üben und bewähren soll, die Einfachheit und hiemit die Bestimmtheit der Probleme zu schätzen weiss, worauf eine anhaltende Meditation, fern von aller Zerstreuung durch ein buntes Vielerley, sich heften muss: der wird den Raum, mit den Verwickelungen seiner Gestalten in drey Dimensionen, gern so lange zur Seite legen, als ihm die Zeit, die nur eine Dimension hat, noch Fragepuncte genug darbietet. Und einfacher, möchte man glauben, lasse sich kaum etwas finden, als das Zeitmaass, welches zwischen zwey momentanen Wahrnehmungen eingeschlossen, sich gleichförmig wiederhohlt, wenn die nämlichen Wahrnehmungen stets in gleichen Zeitdistanzen erneuert werden.

Dennoch giebt es einen Gegenstand, der den ersten Elementarbegriffen der Psychologie noch näher liegt als die Zeit mit ihrer Continuität, und der Tact mit seinen Abtheilungen. Es sind die Zusammenstellungen einfacher Töne, wodurch die Tonkunst ihre charakteristisch verschiedenen Intervalle und Accorde bildet. Wir werden diesen Gegenstand zuerst ins Auge fassen. Denn hier lässt sich bestimmter, als irgendwo sonst, angeben:

Was soll die Psychologie erklären?

Wie genau trifft die Erklärung mit dem Erklärten zusammen?

Man bemerke wohl, in welchem Sinne hier von vesten Puncten für die Psychologie geredet wird. Die Meinung ist nicht etwa diese: als sollten die vesten Puncte als Principien der Erklärung gebraucht werden. Die Psychologie hat in demjenigen Gebiete, worin wir uns hier versetzen, nicht eigentlich zu lernen, sondern sie lehrt, in Folge der Principien, die sie schon besitzt; und ihre Lehre geht ohne allen Vergleich weiter, als bloss auf die Tonkunst, die vielmehr ein sehr untergeordneter Gegenstand für die Lehre im Ganzen genommen ist. Allein indem sie lehrt, — indem sie Constructionen a priori entwirft, — entsteht der uns wohl bekannte Zweifel, ob die Lehre nicht etwan ein Hirngespinnst sey, wie es viele giebt. Darum bedarf die Lehre einer Bestätigung; und hiezu werden in der Erfahrung veste Puncte gesucht, mit denen die Lehre zusammentreffen soll. Denn eben diese sind das, was sie erklären soll. Könnte man solcher vesten Puncte viele finden, so hätte die Tonlehre keinen besondern Vorzug. Allein während es der Bestätigungen viele und mancherley giebt, sind sie doch nicht alle von gleichem Werthe, weil in vielen andern Fällen die Lehren der Psychologie bestimmter lauten, als dasjenige sich beobachten lässt, was in der Erfahrung mit ihr zusammentreffen soll; indem es vielmehr so schwankend, zerfliessend, vieldeutig ist, dass für die Vergleichung keine sichern Resultate gewonnen werden. Was würde es nützen, wenn wir z. B. eine psychologische Lehre zur Erklärung des Unterschiedes zwischen dem Bittern, Scharfen, Gewürzhaften, besässen? Diesen Unterschied unabhängig von aller Lehre, schon bloss thatsächlich, vestzustellen, würde nicht gelingen; man würde die Theorie mit keiner sichern Erfahrung vergleichen können. Ganz anders verhält es sich mit dem Unterschiede zwischen einer Quarte, falschen Quinte, reinen Quinte; deren jede von der andern so weit getrennt ist, dass es lächerlich seyn würde, hier von einer Gefahr der Verwechselung auch nur zu träumen; und zwar dergestalt getrennt, dass lediglich das musikalische Denken, ohne leibliches Hören, und vollends ohne Theorie, hinreicht, um sie zu unterscheiden.

Jedoch wollen wir nicht verhehlen, dass eine absolute Genauigkeit auch hier nicht statt findet. Wenn wir die Lehren der Psychologie noch beyseite setzen, so finden sich schon zweyerley Bestimmungen der Tonverhältnisse, von denen nicht geläugnet werden kann, dass aus ihnen eine geringe Schwankung hervorgeht. Die erste Bestimmung ist das ästhetische Urtheil selbst, welches im blossen Hören oder Denken die musikalischen Intervalle von den dazwischen fallenden (deren Zahl unendlich ist) unterscheidet. Würde man aber verlangen, dass hiedurch alle Intervalle bis auf ein Tausendtheil der Octave sollten vestgestellt werden, so möchte wohl der geübteste Musiker, wenigstens bey Dissonanzen, sich dazu unfähig bekennen. Die zweyte Bestimmung ist vollkommen scharf, denn sie geht von den Schwingungen oder den Längen der tönenden Körper aus; und man verdankt sie den mathematischen Physikern. Indem sie aber praktisch angewandt wird, zeigt sich ein kleiner Unterschied zwischen dem leiblichen Hören und dem musikalischen Denken. Man hört schon bey geringer Abweichung von den Angaben der Physiker ein gewisser Zittern der Töne, und hält dies leicht für das Zeichen unreiner Intervalle. Dennoch lässt man sich bey Tasten-Instrumenten die gleichschwebende Temperatur gefallen, (die nothwendige Bedingung freyer Bewegung durch alle Tonarten,) welches nicht möglich wäre, wenn das musikalische Denken, welches dem Hören von innen her appercipirend entgegenkommt, an jener vorausgesetzten Unreinheit Anstoss nähme. Hier bleibt nun zweifelhaft, ob das musikalische Denken aus Nachsicht einen Nothbehelf sich gefallen lässt; — oder ob insgeheim das ästhetische Urtheil mit der gleichschwebenden Temperatur näher, als man meinte, übereinstimmt; so dass es sehr zufrieden seyn würde, wenn sich tönende Körper fänden, die im Stande wären, ihre Schwingungen nach der gleichschwebenden Temperatur einzurichten. Ein solcher Zweifel fällt denen nicht ein, welche, um die Reinheit eines Intervalls zu prüfen, sich aufs Horchen legen, ob die leiblich gehörten Töne schwirren und zittern oder nicht. Darauf aber können wir die psychologischen Lehren nicht beschränken; vielmehr werden wir bey einigen geringen Differenzen das Zeugniss der gleichschwebenden Temperatur als Bestätigung anführen, wo die physikalische Angabe zugleich von ihr und von unserer Rechnung um ein Geringes abweicht.

Jetzt aber müssen wir fragen: welcher Zusammenhang ist überhaupt zwischen den Schwingungen tönender Körper, und dem musikalischen Denken? Ohne Zweifel hat man eher Töne gehört, als Töne gedacht; so wie man eher Körper sah und betastete, ehe man geometrische Körper dachte. Allein die synthetischen

Urtheile a priori, deren wir vorhin erwähnten, binden sich in der Musik eben so wenig als in der Geometrie an das äusserlich Angeschaute. Um dies bemerklich zu machen, und den Empirismus des leiblichen Hörens zu vermeiden, wollen wir einen Augenblick annehmen, Jemand bestünde auf der nicht ungewöhnlichen (beym Mangel aller bessern Erklärung nicht übel zu deutenden) Hypothese: Das Harmonische des reinen Accordes beruhe auf dem Zusammentreffen der Schallwellen im leiblichen Ohre. Wir könnten ihm etwa folgende Fragen vorlegen:

1) Wenn zwey reine Accorde einander in gleicher Lage unmittelbar folgen: warum sind die Quinten und Octaven unerträglich? Und zwar so ganz unleidlich, dass sogar die sogenannten verdeckten (nur als Uebergang hinzugedachten, keinesweges wirklich gehörten) Quinten und Octaven von den Tonkünstlern verboten und gemieden werden? Und warum doch nur dann verboten, wenn einerley Paar von Stimmen diese Fortschreitung macht? Was haben die Schallwellen mit den paarweise zusammengefassten Stimmen zu thun?

2) Woher der Unterschied zwischen den beyden gleich reinen Accorden, dem Dur und Moll? Was hat die kleine Terze düsteres, wenn sie vom Grundton bestimmt wird, da sie im Dur-Accorde doch auch vorhanden ist, nämlich zwischen der grossen Terz und der Quinte?

3) Warum bedient man sich in der Musik der Dissonanzen, deren schlecht zusammenstossende Schallwellen man ja vermeiden sollte?

4) Warum liegt in der Septime eine Nothwendigkeit, sie nach unten, — im Leitton, ihn nach oben aufzulösen?

5) Warum ist der übermässige Secundensprung verboten?

6) Warum bleibt ein Accord sich immer gleich, wie man auch die Lage desselben verändere; während die Veränderung eines einzigen Tones, nur um eine kleine Secunde, den ganzen Accord umschafft?

Am halben Dutzend Fragen mag es genug seyn, um anzudeuten, was Derjenige unternimmt, der die Tonlehre erklären will. Soviel möge man einstweilen glauben, dass hier mit Schallwellen wohl nimmermehr etwas auszurichten seyn dürfte. Wir gedenken uns ihrer gar nicht zu bedienen; denn Schwingungen der Körper sind keine Vorstellungen, keine innern Zustände der Seele; und die Angaben der Physiker kommen uns nur in sofern in Betracht, als das ästhetische Urtheil — welches uns die verlangten vesten Puncte darbietet, — damit unzweydeutig einverstanden ist.

Da nun die Wichtigkeit der Tonlehre für die Psychologie darin gesetzt wird, dass hiedurch eine Bestätigung zu gewinnen ist: so entsteht die zwiefache Frage:

Erstlich: was soll bestätigt werden?

Zweytens: worin liegt und wie weit reicht die Bestätigung?

Auf die erste Frage ist nur Weniges zu antworten. Man kennt die Schwellenformel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$, welche in verschiedenen Schriften ist entwickelt worden; und auf deren Ableitung wir weiterhin noch zurückkommen müssen. Diese Formel kann in derjenigen Bedeutung, worin sie ursprünglich gefunden wird, unmöglich durch die Erfahrung bestätigt werden, — nämlich wenn man

Genauigkeit verlangt. Denn im Allgemeinen zwar ist gewiss, dass unsere Vorstellungen einander aus dem Bewusstseyn verdrängen; aber zu beobachten, ob zwey stärkere Vorstellungen a und b gerade hinreichen, um ein nur wenig schwächeres c, als das obige, verschwinden zu machen, diess würde erstlich eine unmögliche Abmessung der Stärke des a und des b, und noch obendrein die Beobachtung dessen erfordern, was sich der Beobachtung entzieht, indem es aus dem Bewusstseyn entweicht. Da wären wir also bey den Unmöglichkeiten, die oft genug der mathematischen Psychologie von Unkundigen sind vorgeworfen worden. Hätte man sich erinnert, was schon vor mehr als dreyssig Jahren in den Hauptpuncten der Metaphysik war gesagt worden, so würde man viel leere Worte gespart haben.

Die erwähnte Formel soll nun dennoch bestätigt werden; nämlich in solcher Anwendung, die sich beobachten lässt. Dazu gehört nicht das, was aus dem Bewusstseyn verschwindet, sondern was bey gewissen Verhältnissen des Drucks und Gegendrucks im Bewusstseyn bleibt. Und hiezu wiederum ist nöthig, dass die Vorstellungen in Gegenwirkung wider sich selbst versetzt werden; wie es erfolgen muss, wenn eine Vorstellung in Bezug auf eine andre gleichzeitige in Gleiches und Entgegengesetztes zerfällt. Solches geschieht schon bey zwey gleichzeitigen Tönen; es ereignet sich auf eine mehr verwickelte Weise bey drey gleichzeitigen Tönen, d. h. beym Dreyklange. Und die Folgen davon werden gefühlt, indem man den Dreyklang als harmonisch oder disharmonisch bezeichnet. Es ist nun auf vielfache Weise jene einzige Formel, welche den Aufschluss über den Unterschied der Intervalle und Accorde liefert. Noch mehr: wir werden durchgehends nur zwey verschiedene Anwendungen gebrauchen, indem entweder $a = b$, oder $a = 5$ und $b = 4$ (beynahe, denn die genauere Bestimmung bleibt vorbehalten) zu setzen ist. Das Zusammentreffen der Rechnung mit den Thatsachen muss selbst Derjenige vor Augen sehn, der sich in die Begriffe nicht finden kann; und diess ist die Bestätigung, um welche es zu thun ist. Denn wenn die Formel sich in der Tonlehre bewährt, und zwar nicht bloss einmal, sondern sovielemal, dass die ganze Tonlehre davon erleuchtet wird, so ist sie, sammt dem ganzen Zusammenhange, in den sie gehört, bestätigt.

Die zweyte Frage war: worin liegt, und wie weit reicht die Bestätigung?

Hier ist Verschiedenes zu sondern. Erstlich, die Intervalle zweyer Töne. Dann die reinen Accorde. Darauf die nicht consonirenden, und besonders die Auflösung der Dissonanzen. Von den einzelnen Intervallen wurden zuerst die Erklärungen der Quinten, der Quarte, der Terzen und der Secunde gefunden, und schon in den Hauptpuncten der Metaphysik kurz angezeigt. Ganz neuerlich beym Rückblick auf die ältere Arbeit, bot sich die Erklärung der übrigen Intervalle, (der beyden Sexten und der Septime) dar, genau übereinstimmend mit jenen früher erklärten, welche auch als Umkehrungen der letztern können betrachtet werden.

In einem Aufsatze vom Jahre 1811 (im Königsberger Archiv) wurde die Erklärung der reinen Accorde gegeben; der wichtigste Punct von allen. Damals blieb aber noch im Dunkeln, worin der Unterschied beyder reinen Accorde bestehe; hierüber, so wie über einiges, was die Dissonanzen und die Tonleiter betrifft, waren dort unrichtige Meinungen geäussert.

Die neuerliche Untersuchung hat nun auch hierüber Licht gegeben.

Wegen der Grundlage unserer, hier anzuwendenden, Theorie sollte es billig genügen, auf die früheren Schriften lediglich zu verweisen. Allein während hier auf die Frage: wie jene Grundlage gefunden sey, nichts ankommt (denn wir wollen hier nicht begründen sondern bestätigen, und dazu dienen die Thatsachen): ist dennoch dahin zu sehen, dass die Theorie in den Hauptpuncten richtig verstanden werde. An Misverständnissen aber ist kein Mangel. Und nicht alles Misverstehen rührt her von Uebelwollen oder Unverstand. Auch der Wohlwollendste sucht mit Recht eine neue Lehre mit seinem frühern Wissen in Zusammenhang zu bringen; darum werden Verknüpfungen gewagt, Analogien verfolgt, die allmählig den alten Vorurtheilen den Zugang öffnen, und ihnen das Uebergewicht verschaffen. Vieles thut auch die Sprache, vieles die Darstellung. Wo sich noch keine veste Kunstsprache gebildet hat, da kann man sich nicht in der Kürze verständlich machen: welche Darstellung man aber auch wähle, sie wird eine Quelle von Misverständnissen schon durch das Ueberflüssige, was sie, blosser Erläuterung wegen einmischt. So ist es namentlich der Lehre von der Hemmungssumme ergangen; wobey wir unsre eigne Darstellung einer Ungenauigkeit beschuldigen müssen, die freylich der Zusammenhang sehr leicht aufklären konnte [*].

---

[*] Psychologie §. 42. Es heisst dort: Die Hemmungssumme sey entweder a, oder b; und weiter: "das Zu-Hemmende würde = a seyn, wenn b ungehemmt bleiben sollte." Diese

Schon dies einzige Beispiel ermahnt uns, dass es nicht überflüssig seyn werde, die Begriffe von der Hemmungssumme und dem Hemmungs-Verhältnisse hier nochmals kurz zu entwickeln. Erreichen wir auch damit nur andre Worte, so mag man wenigstens diese mit den frühern vergleichen, um sich nicht so gar leicht an den einzelnen Ausdrücken und Rede-Wendungen zu stossen.

Jedermann weiss, dass unsre Vorstellungen im Bewusstseyn bald mehr bald weniger hervortreten. Die gewöhnlichsten Beyspiele abwechselnder Reflexionen können dies schon allenfalls vorläufig bezeugen. Denkt man sich eine Rose und eine Lilie, so kann man bald auf die Farben dieser Blumen, bald auf den Lilienstängel und den Dornstrauch der Rose die Aufmerksamkeit richten; betrachtet man die letztern, so vermindert sich das Vorstellen der Farben. Zufällig ist jedoch in diesem Beyspiele der Umstand, dass ein willkührliches Aufmerken angenommen wurde; denn unsre Gedanken wechseln oft genug auch ohne alle Willkühr so sehr, dass andre an die Stelle treten, während die frühern mehr oder minder schwinden; auch einige ganz verschwinden.

Ungeachtet dieser Veränderlichkeit aber, bleiben die Vorstellungen selbst (z. B. jene der Rosenfarbe und

---

Worte bezeichnen bloss eine vorläufige Reflexion dessen, der die H. S. noch sucht, und nicht gefunden hat. Gleich weiterhin zeigt sich, dass die wahre H. S. $= b$ ist, woraus unmittelbar folgt, die Vorstellung b bleibe ungehemmt, wenn auch von a nur ein Quantum $= b$ gehemmt wäre, so dass der Rest $a - b$ ebenfalls ungehemmt bleiben würde. Ein solches Hemmungs-Verhältniss ist zwar unmöglich, allein wir reden hier von der Hemmungssumme.

der Lilienfarbe) die nämlichen. Auch ihr Verhältniss (z. B. der Unterschied des Rosenroth und Lilienweiss) bleibt unverändert.

Wir wollen dieses unveränderliche Verhältniss jetzt zuerst in Betracht ziehn; und können dabey schon jetzt auch auf solche Beyspiele hinweisen, die uns weiterhin besonders beschäfftigen sollen; nämlich auf die unveränderlichen Unterschiede der Töne. Eine reine Quinte bleibt immer das nämliche Intervall, ob man nun den Grundton stärker, und die Quinte schwächer, oder umgekehrt, höre oder denke.

In dem Unveränderlichen liegt zunächst das, was wir die Hemmungssumme nennen. Unsre Theorie sagt nämlich, (gleichviel aus welchen tiefern Gründen, um die wir uns hier nicht bekümmern,) dass bey Vorstellungen, die im conträren Gegensatze stehen, (wie jene beyden Farben oder Töne) aus dem Gegensatze selbst eine Nothwendigkeit entstehe, vermöge deren die Vorstellungen an Klarheit verlieren müssen; ein Verlust, der oft so weit geht, dass die Vorstellungen völlig verdunkelt, und im Bewusstseyn nicht mehr gegenwärtig sind. Wie gross ist diese Nothwendigkeit? — Da sie gar nicht vorhanden ist bey ganz gleichartigen Vorstellungen, welche vielmehr zu einem einzigen ungetheilten Vorstellen verschmelzen, so bestimmen wir ihre Grösse nach der Abweichung von der Gleichartigkeit; also nach der Grösse jenes Unterschiedes oder conträren Gegensatzes; den wir den Hemmungsgrad nennen; erinnern uns aber dabey, dass die Vorstellungen auch schon ursprünglich eine verschiedene Stärke besitzen, (wie bey hellerem oder schwächerem Lichte die Farben, und bey stärkerem oder schwächerem Klange die Töne); welche ursprüngliche Intensität nicht verwechselt werden darf mit jener veränderlichen Klarheit im Bewusstseyn. Die ursprüngliche Stärke und *ihre* Verschiedenheit, findet man in den Wahrnehmungen des Hörens, Sehens u. s. w. hingegen die veränderliche Klarheit in den Erinnerungen, welche nachbleiben; in den Gedanken, welche kommen und gehen. Soll nun die Nothwendigkeit jenes Verlustes, d. h. die Hemmungssumme, ihrer Grösse nach bestimmt werden, so kommt es zugleich auf den Hemmungsgrad und auf die ursprüngliche Stärke an. Je grösser der Hemmungsgrad, desto mehr Nothwendigkeit des Verlustes oder des Sinkens; je grösser die ursprüngliche Stärke, desto weniger Nothwendigkeit des Sinkens.

Allein hier droht schon eine Verwechselung. Die ursprüngliche Stärke ist das Eigenthum jeder einzelnen Vorstellung für sich; hingegen der Hemmungsgrad ist für keine einzelne an sich vorhanden; er beruhet auf ihrem conträren Gegensatz, also auf dem Verhältniss der einen zur andern. Welches von diesen beyden: — Hemmungsgrad, — ursprüngliche Stärke, — kommt nun zuerst in Betracht, wo das nothwendige Sinken soll bestimmt werden? Offenbar nicht die Stärke. Durch sie allein erfolgt kein Sinken; vielmehr, wenn schon die Nothwendigkeit des Sinkens da ist, dann widersteht jede Vorstellung um desto mehr, je stärker sie ist. Wohl aber kommt zuerst der Hemmungsgrad in Betracht; denn in ihm beginnt die Nothwendigkeit des Sinkens. Da nun, wie zuvor bemerkt, der Hemmungsgrad für keine einzelne Vorstellung allein, sondern nur für ein Paar derselben vorhanden ist; und in ihrem Unterschiede liegt: so kommt die Nothwendigkeit des Sinkens *zuerst für das Paar* in Betracht, und daraus erst kann die nämliche Nothwendigkeit für jede einzelne Vorstellung abgeleitet werden. Man darf also die eine und die andre dieser Betrachtungen nicht verwechseln. Mit andern Worten: man muss die Hemmungssumme von dem Hemmungs-Verhältniss unterscheiden.

Möchte auch das Hemmungs-Verhältniss, worin jede einzelne Vorstellung an der Nothwendigkeit des Sinkens ihren Antheil bekommt, unbestimmt bleiben; möchte sich darüber nichts ausmachen lassen: nichts destoweniger müsste sich die Hemmungssumme erkennen lassen, wenigstens für ein Paar von Vorstellungen. Denn hat die Nothwendigkeit zu sinken einen Grad: so ist eben dieser auch der Grad des Gegensatzes, wenn man einstweilen die Stärke bey Seite setzt, das heisst, sie gleich annimmt. Und umgekehrt: caeteris paribus ist der Grad des Gegensatzes seinem Begriffe nach die Grössenbestimmung der Nothwendigkeit des Sinkens. Will man das leugnen, so hat man dem Begriffe etwas von Unterschieden beygemischt, wobey die Vorstellungen mit einander verträglich bleiben würden, wie bey disparaten Verschiedenheiten. Die conträr entgegengesetzten schliessen einander gegenseitig aus; und wie der Gegensatz erfahrungsmässig eine Grösse hat (wie bey höhern und tiefern Tönen) so soll hier, — das ist unsre Grund-Annahme — diese Grösse den Grad der Nothwendigkeit des Sinkens bestimmen. Realisirt sich diese Grösse in einem Paar schwacher oder starker Vorstellungen (die wir für jetzt als unter sich gleich betrachten): so ist sie dem gemäss weniger oder mehr realisirt. Sind also x und y ein paar veränderliche Grössen, wodurch wir die Stärke der beyden Vorstellungen bezeichnen, ist ferner $x = y$, und der Hemmungsgrad $= m$, einem ächten Bruche, der höchstens $= 1$ werden kann, so ist $mx = my$ die Hemmungssumme; und dass sie es ist, liegt unmittelbar in ihrem Begriffe.

Oder sollte etwan $mx + my$ die Hemmungsumme seyn? Das widerlegt schon der erste Blick. Wenn mx gehemmt ist, so braucht nicht auch noch my, weder ganz noch theilweise gehemmt zu werden: eins von beyden ist genug, weil der Nothwendigkeit des Sinkens Genüge geschah, und dieselbe aufhört, sobald von zweyen Entgegengesetzten das eine verschwindet.

Ist nun ferner $y < x$: so realisirt sich die Grösse des Gegensatzes darum nicht in einem grössern Paar. Der Ueberschuss des x über y vergrössert zwar x selbst, aber auf x allein passt kein Begriff eines Gegensatzes. Darum ändert sich auch nicht die Hemmungssumme, sondern sie bleibt $= my$; weil sie mit keiner einzelnen Vorstellung etwas zu thun hat.

Wenn dagegen $y > x$, so ist der Ueberschuss des y über x nicht für das Paar vorhanden; die Hemmungssumme ist nun $= mx$.

Sollen wir nun etwa diese Darstellung noch vereinfachen? Wir würden es können, wenn die Vorstellungen eben so wenig ein Quantum ursprünglicher Stärke in sich trügen, wie die Fixsterne für das Auge einen merklichen Durchmesser haben. Dann bliebe doch noch immer eine Gradbestimmung für Klarheit und Verdunkelung; so wie, im Gleichnisse, für die Fixsterne ein Unterschied der Klarheit in Folge der heitern oder trüberen Atmosphäre. Dann würden wir geradezu sagen: der Hemmungsgrad m ist selbst die Hemmungssumme: und zwar unmittelbar durch den Begriff, weil die Hemmungssumme eben nichts anderes seyn soll, als die gefoderte Negation der Klarheit, d. h. der Wirklichkeit des Vorgestellt-Werdens in dem gegebenen Paar. (Wir drücken uns so aus, damit man nicht eine Verdunkelung mit einer Verminderung der ursprünglichen Stärke verwechsele.)

Wie aber bey den uns näheren leuchtenden Körpern es einen Durchmesser, also eine Vervielfältigung der leuchtenden Puncte giebt, und ausserdem auch eine Intensität des Lichts für jeden einzelnen Punct: so giebt es für ein Paar Vorstellungen, die gleich stark sind, erstlich einen gemeinsamen Grad dieser gleichen Stärke (analog der scheinbaren Grösse der leuchtenden Fläche) und zweytens eine Intensität des, in diesem Paare liegenden Gegensatzes; (analog der Intensität des Lichts). Darum entsteht ein Product, worin beyde Grössenbestimmungen sich vereinigen. Den Grad der gleichen Stärke nannten wir oben x oder y: die Intensität des Gegensatzes m: daher das Product mx oder my. In diesem Product ist m der Multiplicandus: x oder y der Multiplicator; wären aber x und y etwan nicht gleich, so könnte der Ueberschuss des einen über dem andern sich mit dem Begriff m nicht verbinden, der überall, bey jedem Minimum seiner Anwendbarkeit, ein Paar voraussetzt.

Ungeachtet dessen nun, was hier vom Ueberschusse gesagt worden, liegt vor Augen, dass, falls $x > y$, die Hemmungssumme auch dann verschwindet, wenn mx gehemmt wird; lediglich darum, weil die wahre Hemmungssumme my in der Grösse mx als ein Theil derselben enthalten ist. Diese Ueberlegung gehört dahin, wo für drey Vorstellungen die Hemmungssumme gesucht wird *); welches für jetzt in Ansehung der Schwierigkeit, die aus Verschiedenheit der Hemmungsgrade entstehen kann, nicht in Betracht kommt. Nur einen Punct müssen wir erwähnen.

Man könnte nämlich aus dem Vorstehenden den unrichtigen Schluss ziehen, bey drey Vorstellungen gäbe es drey Paare, folglich für jedes Paar eine Hemmungssumme, die sich solchergestalt aus drey Grössen zusammensetzen würde. Wenn z. B. $m = 1$, und für drey Vorstellungen a, b, c (wovon a die stärkste, c die schwächste) die H. S. zu suchen wäre: so hätte man in dem Paare ab, die H. S. $= b$; in ac wäre sie c, in bc nochmals c; mithin zusammen $b + 2c$.

Allein in dem Paare ab — wiewohl wir von dem Hemmungs-Verhältniss noch nichts Bestimmtes erwähnten, wird doch gewiss nicht a den grössten Theil der Hemmung erleiden, sondern mehr als die halbe Hemmungssumme wird auf das schwächere b fallen. Desgleichen in dem Paare ac mehr als die halbe Hemmungssumme wird auf c fallen. Also auf b und c zusammen mehr als $\frac{1}{2}(b + c)$, mithin mehr als $\frac{2c}{2} = c$. Daher ist die Hemmungssumme, welche in dem Paare bc anzunehmen wäre, schon überstiegen; wie könnte man denn dieses Paar noch von neuem in Rechnung nehmen? Die Hemmungssumme ist demnach $b + c$.

Was nun ferner das Hemmungs-Verhältniss anlangt, so ist der einfachste Gedanke, der sich sogleich darbietet, dieser: Nachgeben-Müssen ist Schwäche; das Gegentheil ist Stärke. Je mehr Stärke, desto geringer

---

*) Psychologie §. 52.

die Nothwendigkeit, nachzugeben. Also wenn die Hemmungssumme, die wir durch den allgemeinen Begriff der Nothwendigkeit des Sinkens dachten, jetzt auf jede einzelne Vorstellung bezogen wird: so entsteht — zwar nicht Vertheilung einer wirklichen Last, — aber eine solche Determination jenes allgemeinen Begriffs, dass es für die schwächeren Vorstellungen nothwendiger sey zu sinken (d. h. an Klarheit zu verlieren), als für die stärkeren. Auf den Comparativ: nothwendiger, kommt es hier an; denn der Positivus: nothwendig, liegt schon in der Hemmungssumme. Die Stärke hat Widerstand zur Folge gegen die Veränderung des Zustandes jeder Vorstellung; die stärksten Vorstellungen erleiden die geringste Veränderung, und zwar einfach in Folge der Stärke. Das heisst, sie erleiden die Verdunkelung im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke. Daher a, b, c in den Verhältnissen $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{c}$ oder bc, ac, ab; und weil die Hemmungssumme ein Quantum ist, welches den sämmtlichen einzelnen Verdunkelungen gleich kommen muss, so wird die Vertheilungsrechnung nöthig, welche so steht:

$$(bc + ac + ab) : \left\{\begin{array}{l} bc \\ \\ ac \\ \\ ab \end{array}\right. = (b + c) : \begin{array}{c} \frac{bc\,(b + c)}{bc + ac + ab} \\ \\ \frac{ac\,(b + c)}{bc + ac + ab} \\ \\ \frac{ab\,(b + c)}{bc + ac + ab}. \end{array}$$

Daran knüpfen wir sogleich eine leichte Bemerkung.

Man multiplicire a mit dem was von ihm soll gehemmt werden; desgleichen b; endlich c. Man bekommt

$$\frac{a \,.\, bc\,(b + c)}{bc + ac + ab},\quad \frac{b \,.\, ac\,(b + c)}{bc + ac + ab},\quad \frac{c \,.\, ab\,(b + c)}{bc + ac + ab}.$$

Diese Grössen sind sämmtlich gleich. Auf ähnliche Weise kann man schon für zwey Vorstellungen gleiche Producte erhalten, wenn jede Vorstellung, sofern sie durch eine Zahl als Bezeichnung ihrer verhältnissmässigen Stärke ausgedrückt ist, multiplicirt wird in das Quantum Hemmung, was sie zu erleiden hat. Der Sinn hievon ist nicht schwer zu finden. Nach der Hemmung sind die Vorstellungen im Gleichgewichte. Die allgemeine Nothwendigkeit des Sinkens war für alle gleich: diese Gleichheit zeigt sich eben so wohl in dem geringeren Nachgeben der stärkeren. als in dem grössern der schwächern. Betrachtet man die Hemmung als Spannung, d. h. als einen Grad des Zurückstrebens in die ursprüngliche Klarheit, so ist die Wirksamkeit der zurückstrebenden Vorstellung theils abhängig von der ursprünglichen Stärke, theils von der Spannung; wenn nun jede Vorstellung gleich stark wirkt gegen die andern, um ihnen die allgemeine Nothwendigkeit des Sinkens aufzuerlegen; so ist Ruhe mitten in der Spannung. Weitere Aufklärung hierüber hängt ab vom Begriffe der Spannung. Zuvörderst aber können wir diejenige Formel erreichen, auf welche im Folgenden am meisten ankommt. Es ist diejenige, welche entsteht, wenn

$$c = \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}$$

gesetzt wird. Daraus ergiebt sich

$$c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}.$$

Wir haben diese Formel mit dem Namen der Schwellenformel bezeichnet. Wäre die schwächste der drey Vorstellungen genau in dem Verhältniss zu beyden stärkern, wie die Formel anzeigt, so wäre das

Gehemmte gerade so gross wie die Vorstellung selbst; sie würde ganz gehemmt, doch so, dass der mindeste Zusatz ihr die Kraft geben würde, noch eine Spur von Klarheit neben den stärkern Vorstellungen zu behalten, also gleichsam sich auf der Schwelle des Bewusstseyns zu behaupten.

Die Bemerkung, dass für $a = b$ sich ergiebt

$$c = b\sqrt{\tfrac{1}{2}},$$

wird im Folgenden oft gebraucht werden.

Gegen die obige vorläufige Darstellung vom Gleichgewichte der Vorstellungen wird man vielleicht einwenden, sie passe nicht auf mehr als zwey Vorstellungen in den Fällen, wo ungleiche Hemmungsgrade vorkommen *). Die Quanta der Hemmung erscheinen nämlich dort unter der Form:

$$\text{für } a, \qquad \text{für } b, \qquad \text{für } c,$$

$$\frac{bc\varepsilon S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}, \quad \frac{ac\eta S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}, \quad \frac{ab\vartheta S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$$

Multiplicirt man diese Grössen nach der Reihe mit a, b, c, so fallen die Producte ungleich aus, weil die Factoren ε, η, ϑ, ungleich sind. Allein diese Incongruenz ist blosser Schein.

Zwischen a und b sey der Hemmungsgrad p, zwischen a und c sey derselbe n, zwischen b und c sey er m; wo p, n, m, ächte Brüche oder höchstens $= 1$ sind. Alsdann bedeutet in den obigen Formeln allemal $\varepsilon = p + n$, $\eta = p + m$, $\vartheta = m + n$. Diese Werthe setze man in die Formeln, und überlege zugleich, dass dadurch das Gehemmte von a, b, c, jedesmal in zwey Theile zerfällt, und dass es darauf ankommt zu sehen, ob a mit b, a mit c, b mit a, b mit c, c mit a, c mit b, also sämmtliche Paare unter sich im Gleichgewichte seyen. Nach geschehener Multiplication der Hemmungsgrössen mit a, b, c, ergiebt sich, wenn wir den überall gleichen Divisor weglassen:

---

*) Psychologie §. 54.

für a	für b	für c
1) $a.bcSp$	3) $b.acSp$	5) $c.abSm$
2) $a.bcSn$	4) $b.acSm$	6) $c.abSn$

wo 1 mit 3, 2 mit 6, und 4 mit 5 im Gleichgewicht, und hiemit Ruhe vorhanden ist.

Dies wirft ein Licht zurück auf die obige Rechnung für den überall gleichen Hemmungsgrad $m = 1$. Denn dort auch muss eigentlich a sowohl mit b als mit c, desgleichen b mit a und mit c, und c mit a sowohl als mit b ins Gleichgewicht treten. Ist $m = n = p = 1$, so wird $\varepsilon = \eta = \vartheta = 2$; und die Grössen $\frac{2bcS}{2bc + 2ac + 2ab}$ u. s. w. verlieren bloss den Factor 2, weil er im Nenner und Zähler gleich ist. Dagegen wenn m, n, p, ungleich sind, bestimmt jeder von diesen Hemmungsgraden in einem Paare die Hemmung.

Es bleibt jetzt noch übrig, dass wir den Begriff der Spannung genauer bestimmen. Er drückt das Verhältniss aus, welches zwischen der ganzen Vorstellung, in Hinsicht ihrer ursprünglichen Stärke, und ihrem Gehemmten statt findet. Man kann von einer Vorstellung $= 10$, wenn ein Quantum derselben $= 5$ gehemmt worden, sagen, sie sey eben so gespannt, wie eine andre $= 6$, wenn von derselben das Quantum $= 3$ gehemmt ist. Heisst das Gehemmte, oder die Depression, D, die Vorstellung A, so ist die Spannung $= \frac{D}{A}$. Wendet man dies an auf das Hemmungsverhältniss dreyer Vorstellungen a, b, c, also auf die Verhältnisszahlen

$$bc\varepsilon,\quad ac\eta,\quad ab\vartheta,$$

so ist das Verhältniss der Spannungen

$$\frac{bc\varepsilon}{a},\quad \frac{ac\eta}{b},\quad \frac{ab\vartheta}{c}$$

oder $$b^2c^2\varepsilon,\quad a^2c^2\eta,\quad a^2b^2\vartheta,$$

so dass, wenn $\varepsilon = \eta = \vartheta$, alsdann die Spannungen dem Quadrate der Verhältnisszahlen gemäss bestimmt werden. Der Begriff der Spannung ist nun ein ganz abstracter Begriff von dem Zustande, worin eine Vorstellung sich befinde, indem sie mehr oder weniger gehemmt, also von der ursprünglichen Klarheit abgewichen, und in Verdunkelung gerathen ist. Das Quantum des Gehemmten sowohl als das Quantum des ursprünglich klaren Vorstellens ist hier durch die Abstraction bey Seite gesetzt. Will man den abstracten Begriff durch Determination zu demjenigen zurückführen, welcher die Wirksamkeit jeder Vorstellung im Gleichgewichte mit andern bestimmen soll: so gehören dazu zwey Schritte, und man kann sich dieselben in folgender Art deutlich machen. Erstlich ist die angegebene Spannung in jedem beliebigen Theile der von der Hemmung betroffenen Vorstellung zu finden; und die Energie, welche aus der Spannung hervorgeht, ist grösser oder kleiner, wenn bey gleicher Spannung die Vorstellung selbst grösser oder kleiner ist. Man multiplicire also die zuletzt angegebenen Verhältnisszahlen, welche der Spannung gelten, durch die Stärke der Vorstellungen selbst; so kommt

$$ab^2c^2\varepsilon,\quad ba^2c^2\eta,\quad ca^2b^2\vartheta.$$

Jetzt ist weiter zu überlegen, dass diese gefundenen Energie-Verhältnisse, (welche den Hemmungsverhältnissen $bc\varepsilon$, $ac\eta$, $ab\vartheta$, gleich sind, weil man durch abc dividiren kann,) noch mit demjenigen müssen verglichen werden, was jede Energie zu bewirken hat, und worauf sie deshalb verwendet wird. Bey der schwächsten Vorstellung ist zwar die Energie, worin sie durch stärkere Spannung versetzt ist, am grössten; dagegen ist desto mehr von ihr gehemmt worden, und die Wirksamkeit der Energie fällt desto geringer aus, je mehr dadurch zu vollbringen ist. Umgekehrt verhält sichs bey den stärkern Vorstellungen. Was zu vollbringen ist, das bestimmt sich nach dem Quantum des Gehemmten; denn dies soll wo möglich wieder in die Klarheit zurückversetzt werden. Um also aus den Energieen die Wirksamkeiten zu finden, multiplicire man die Energie-Verhältnisse mit den umgekehrten Verhältnissen des Gehemmten. Man hat demnach

$$\frac{ab^2c^2\varepsilon}{bc\varepsilon}, \quad \frac{ba^2c^2\eta}{ac\eta}, \quad \frac{ca^2b^2\vartheta}{ab\vartheta}$$

oder

$$abc, \quad bac, \quad cab,$$

das heisst, die Wirksamkeiten sind gleich; oder das Gleichgewicht ist vorhanden, während die Spannungen von dem umgekehrten Verhältniss der Quadrate der ursprünglichen Stärke abhängen.

Es war demnach nicht einmal nöthig, die Factoren ε, η, ϑ, in ihre Bestandtheile aufzulösen; jedoch war es dienlich, um das Gleichgewicht in sämmtlichen Paaren nachzuweisen. Sind die Hemmungsgrade gleich, so kann man, statt mit bc, ac, ab zu dividiren, auch mit a, b, c multipliciren. Dies dient zur Vergleichung mit dem Obigen.

Hiemit wird die Irrung vermieden seyn, welche aus einem minder behutsamen Gebrauche des Worts Spannung in dem grössern Werke, vielleicht dann entstehen könnte, wenn man den Zusammenhang ausser Acht liesse [*]).

Die hier entwickelten Begriffe sind allgemein; und man mag sie in ihrer Allgemeinheit prüfen, um sich zu überzeugen, dass dabey auf keine specielle Anwendung gerechnet wird; während alle Proben, worin sie sich bewähren sollen, nur speciell seyn können.

Nur Weniges ist noch beyzufügen in Ansehung des zweyten der hier folgenden Aufsätze. Weniges kann genügen, weil die Wichtigkeit der Untersuchung über das Vorstellen des Zeitlichen für die gesammte Philosophie, allgemein bekannt und anerkannt ist. Wir erinnern kurz an Kant. Bey ihm hing die Religionslehre an der Freyheitslehre; die Freyheit aber, als ein Glaubens-Artikel (nicht als ein Gegenstand des eigentlichen Wissens, denn das sollte sie nach ihm überall nicht seyn,) hing am kategorischen Imperative. Wie war denn diese Verbindung beschaffen? Das kategorische Sollen trat in den schärfsten Gegensatz gegen alles Müssen: dem Müssen aber, das heisst, der Naturnothwendigkeit, wurde die gesammte Zeitlichkeit zugewiesen. In die Zeit fiel die Causalität, soweit Causal-Verhältnisse Gegenstände der Erkenntniss seyn möchten. Um der unbegreiflichen Causalität, welche daneben der Freyheit eingeräumt bleiben sollte, Respect zu verschaffen, musste ihr Zeitlosigkeit beygelegt werden. Dies stand in der genauesten Verbindung mit der Kantischen Lehre von der Zeit als einer reinen Anschauung, welche, man weiss nicht warum? und wie? nun einmal dem menschlichen Geiste inwohnen sollte.

---

[*]) Psychologie §. 58. weiset zurück auf §. 43., und hiemit auf den Satz: die Vorstellung wirkt in dem Verhältniss, in welchem sie leidet.

Was wir gegen diese Lehre (sowohl in der Psychologie als in der Metaphysik) schon längst vorgetragen haben, bedarf für jetzt keiner Wiederholung noch weiteren Ausführung. Wir lassen auch hierüber die Thatsachen reden; Thatsachen, die man hätte genauer untersuchen können, wenn auch nur der mindeste Gedanke an Mechanik des Geistes dazu gekommen wäre. Scheut man sich freylich vor diesem Gedanken, so unterlässt man die Untersuchung; aber die Thatsachen bleiben.

Dass eine solche Untersuchung an die, in der Zeit fortlaufende, Evolution unserer Vorstellungsreihen erinnert, liegt vor Augen; und die Wichtigkeit der Reihenbildung wird immer mehr erkannt werden, je tiefer man in die Psychologie eindringt.

Auf der Reihenbildung, und der davon abhängenden reihenförmigen Reproduction, beruht auch, wie am gehörigen Orte gezeigt, die Auffassung des Räumlichen. Hiemit sind Hemmungen wegen der Gestalt verbunden; deren Untersuchung durchaus verschieden seyn muss von jener Bestimmung der Hemmungssumme und des Hemmungs-Verhältnisses in Ansehung derjenigen Wahrnehmungen, welche in unmittelbarer Empfindung bestehn. Wer nur im mindesten geübt ist, Form und Materie der Erfahrung zu unterscheiden, der sollte dies wissen; allein es scheint dennoch nöthig daran zu erinnern. Denn der Hauptgrund, weshalb die obigen Lehren von der Hemmungs-Summe und dem Hemmungs-Verhältniss so wenig sind begriffen worden, liegt allem Anschein nach darin, dass man versuchte, sie anzubringen wo sie nicht passen. Die Hemmung wegen der

Gestalt dringt sich jeden Augenblick als Thatsache auf; wer nur meint, diese Thatsache habe unmittelbar durch jene Principien erklärt werden sollen, der wendet die Principien falsch an, und es kann nicht fehlen, dass er in Verwirrung gerathe. Lediglich um solcher Verwirrung zu steuern, wollen wir hier einige Sätze nackt hinstellen, die man leugnen mag wenn man kann; ihren Dienst werden sie leisten, wenn sie begreiflich machen, dass Hemmung wegen der Gestalt etwas anderes seyn müsse, als Hemmung unter einfachen Empfindungen.

Ein Punct, auf einer gleichfarbigen Ebene gesehen, zieht den Blick von allen Seiten zu sich hin, und entlässt ihn nach allen Seiten.

Zwey Punkte, auf einer gleichfarbigen Ebene gesehen, ziehen den Blick gegen ihren Mittelpunct hin.

Eine gerade Linie lenkt den Blick von einem Puncte zum andern, und nach beyden Seiten über die Endpuncte hinaus zu einer unbestimmten Verlängerung der Linie.

Ein Winkel lenkt den Blick zwischen seine Schenkel, gegen den Winkelpunct hin, und von da zurück unbestimmt in den Sector hinaus, welcher dem Winkel zugehört.

Drey Puncte in einer Ebene können gleichmässig nur von dem Mittelpuncte des Kreises aus gesehen werden, in dessen Peripherie sie liegen. Nun entstehen grosse Unterschiede, wenn dieser Mittelpunct in der Fläche des Dreyecks, oder ausserhalb derselben liegt. Beym gleichseitigen Dreyeck findet das Auge ihn leicht; beym spitzigen gleichschenklichten Dreyeck sucht es ihn auf der Mittellinie, wird aber bald gegen die Mitte der

Grundlinie, bald gegen die Spitze hingelenkt; beym stumpfen gleichschenklichten Dreyeck gelangt es kaum über die, dem Dreyecke zugehörige Fläche hinaus; beym ungleichseitigen Dreyecke, besonders wenn darin ein stumpfer Winkel vorkommt, geräth es vollends in ein ungewisses Schwanken. Derjenige Punct, von welchem die Entfernungen der gegebenen drey Puncte zusammengenommen, ein Minimum ausmachen würden, sollte eigentlich das Gesichtsfeld, als Mittelpunct desselben, bestimmen; allein wenn auch der Blick sich auf diesen Punct heftete, so würde doch immer der entfernteste Punct des Dreyecks schwächer gesehen werden, als die beyden näher liegenden, die das Auge mehr für sich gewinnen, und es gegen den Mittelpunct ihrer Distanz hinziehn. Sobald dies geschieht, geht die Auffassung der Gestalt fühlbar verloren; der entfernteste Punct wird wieder gesucht; aber die ganze Auffassung pflegt eher abzubrechen, bevor jenes Hin- und Herschwanken völlig zur Ruhe gekommen ist.

Wir wollen nun nicht etwa noch bis zu unregelmässigen Vierecken und Fünfecken fortschreiten, deren Auffassung noch schwieriger, und mit grösserer Unruhe verbunden ist, weil sich der Mittelpunct desjenigen Gesichtsfeldes, welches dem Zusammenfassen zum gleichmässigen Sehen am günstigsten wäre, noch schwerer möchte bestimmen lassen; und weil selbst, wenn er gefunden wäre, doch immer noch an der Gleichmässigkeit etwas mangeln würde.

Regelmässige Polygone, je mehr Seiten sie haben, werden um desto leichter gefasst, weil sie sich dem Kreise nähern, und hiemit den Blick in dessen Mittelpunct lenken. Daraus ersieht man sogleich, dass die

Vorstellung eines regelmässigen Hunderteсks und eines regelmässigen Tausendecks sich fast gar nicht hemmen, weil beyde in der Vorstellung des Kreises beynahe zusammenfallen; während Quadrat und gleichseitiges Dreyeck einander noch stark entgegengesetzt sind, obgleich bey weitem nicht so sehr, als die Vorstellungen solcher ungleichseitigen Dreyecke, deren Winkel sehr verschieden sind.

Wie nun, wenn Jemand uns zwey ungleichseitige Dreyecke vorlegte, mit der Zumuthung, hier die Hemmungssumme und das Hemmungsverhältniss zu bestimmen? Wie vollends, wenn man eine solche Aufgabe in Bezug auf zwey verschiedene Gesichts-Bildungen, oder nur in Bezug auf die Mienen stellte, in welche ein und dasselbe Gesicht kann verzogen werden?

Fragen aufwerfen, um Zweifel zu erregen, ist leicht. Wer aber Fragen zu beantworten wünscht, muss zuerst Ordnung in die Fragen bringen.

Wer noch an dem Vorurtheil hängt, das Räumliche sey simultan, folglich auch die Vorstellung des Räumlichen ohne Succession, der enthalte sich aller Fragen an die Psychologie in Bezug auf das Räumliche. Die Kantische Meinung von den sogenannten reinen Anschauungen a priori, als den Schätzen, worin alle räumlichen und zeitlichen Constructionen enthalten wären, so dass man sie nach Belieben herausgreifen könne, hatten alle Untersuchung dieser Gegenstände erdrückt; aus dieser Befangenheit musste man zuerst herausgehn. Dann aber folgte die Ueberlegung, dass die Nachforschung in Ansehung des Zeitlichen wenigstens einfacher ist, als die des Räumlichen mit seinen drey Dimensionen; und dass selbst die des Zeitlichen nicht eher möglich ist, als bis man die Reproductions-Gesetze kennt, nach welchen der Gedankenlauf sich zeitlich entwickelt und gestaltet.

Fragt z. B. Jemand, welche Hemmung statt finde zwischen einem Hexameter und einem Pentameter? so bietet sich leicht die Antwort dar: der Pentameter lässt in der Mitte und am Ende eine Sylbe vermissen, welche der Hexameter besitzt. Aber woher das Vermissen? Das setzt eine versuchte Reproduction voraus; und um dies zu verstehen, muss man erst Untersuchungen über die Auffassung der Rhythmen angestellt haben, zu welchen wieder die Untersuchung über das Zeitmaass den Weg bahnen muss.

Wäre die Rede von der Abschätzung räumlicher Grössen durchs Augenmaass, also, um beym Einfachsten stehen zu bleiben, davon, wie man es anfange, die Distanz zweyer Puncte so aufzufassen, dass man den dritten Punct finden könne, welcher vom zweyten eben so weit abstehn solle, als der zweyte vom ersten: so kämen drey Umstände in Frage. Erstlich: die Verschmelzung unter den Vorstellungen des ersten und zweyten Punctes; denn diese Verschmelzung wird geringer, wenn der Zwischenraum grösser ist. Zweytens das Einschieben des Umgebungsraums, den wir zu jedem sichtbaren Gegenstande, vermöge der unbestimmten Reproduction früherer Raum-Vorstellungen, hinzudenken. Drittens diejenige Reproduction des ersten Puncts, durch welche wir denselben in Gedanken an die Stelle des zweyten setzen, um von da aus noch einmal die nämliche Distanz zu wiederholen; auf ähnliche Weise, wie wenn man einen Maassstab, anstatt ihn umzuschlagen, vielmehr soweit fortrückt, als seine ganze Länge beträgt. Alle drey Umstände können beym Augenmaasse zusammen wirken. Man bemerkt leicht, dass es für jeden derselben eine Analogie beym Zeitmaasse giebt. Daher mag man Vergleichungen zwischen Augenmaass und Zeitmaass anstellen; nur ist nicht zu vergessen, wie viel schwieriger die Betrachtung des Zeitmaasses werden muss, weil für das Auge zwar die gegebene Raum-Distanz stehen bleibt, und der Beobachtung immer zugänglich ist, hingegen das Zeitmaass verloren geht, wenn es einmal verfehlt war und nicht von neuem gegeben wird.

Dass aber das Zeitmaass sich festhalten lässt, zwar nicht mit mathematischer Genauigkeit, jedoch zu mannigfaltigem Gebrauche hinreichend, ist Thatsache. Nun liegt jedes Maass zwischen zwey Gränzen, und bedarf sowohl der einen, als der andern, um vestgehalten zu werden. Also kann das Zeitmaass nicht eher gegeben seyn, als bis der zweyte Einschnitt in die Zeit zum ersten hinzukommt; und es wäre schon verloren noch ehe es gegeben ist, wenn der erste Einschnitt nicht vestgehalten wäre, indem der zweyte dazu trit.

Das blosse Vesthalten aber würde auch nichts helfen. Bliebe eine durchs Wahrnehmen gewonnene Vorstellung unverändert im Bewusstseyn, so würde sich dieselbe durch Wiederhohlung bloss verdoppeln, verdreyfachen, überhaupt verstärken. Also muss die Vorstellung, durch welche der erste Einschnitt in die Zeit gegeben, und der erste Zeitpunct vestgestellt wird, sich während der von nun an verlaufenden Zeit irgendwie verändern. Diese Veränderung muss nahe der Zeit selbst proportional seyn, weil sich das Zeitmaass innerhalb solcher Gränzen, die sich nicht genau angeben lassen, beliebig veststellen lässt. Es giebt nämlich Zeitabschnitte, die zu nahe, andere, die zu fern stehn, als dass ihre Distanz sich unmittelbar schätzen, vollends sich zur Auffassung des Tacts gebrauchen liesse; es giebt aber zwischen Beydem noch eine ziemlich weit offene Möglichkeit schnellern und langsamern Tactes, worin die Zeit so abgemessen wird, wie man ihr Maass willkührlich bestimmt hatte.

Welche Veränderung ist es nun, die, proportional der Zeit, mit der Vorstellung des ersten Tactzeichens, während des ersten Zeit-Theils, vor sich geht; dergestalt, dass die Grösse dieser Veränderung zum Maasse wird, dessen Gleichheit sich wieder erkennen lässt, wenn zum zweyten Tactzeichen das dritte, zum dritten das vierte, und so ferner, hinzukommt? — Wenn der Arzt den Puls fühlt, so sind die Pulsschläge die Tactzeichen. Wie weiss nun der Arzt, ob der Puls gleichmässig geht oder nicht? Sein Vorstellen dessen, was er fühlt, muss während der Zwischenzeiten beharren, aber auch sich verändern; die Veränderung muss bestimmt seyn durch den langsamern oder schnellern Puls; und die Gleichheit der Veränderungen muss ihm bemerklich seyn, mit hinreichender Genauigkeit, damit er den Zustand des Kranken darnach beurtheile. Welches sind diese Veränderungen? Das ist die Frage.

Man kann an qualitative oder an quantitative Veränderungen denken. Eine qualitative Veränderung ereignet sich bey solchen Vorstellungen, die an Schärfe der Bestimmtheit verlieren. Man hat etwa eine Person im blauen Kleide gesehn; sollte man aber dem Kaufmann, der viele blaue Tuchproben vorzeigt, angeben, welches Blau? so würde man schwanken zwischen mehrern Nüancen. Man weiss etwa, dass eine eben gehörte Musik in C dur gesetzt ist; brächte aber nun Jemand mehrere Stimmgabeln herbey, und man sollte sagen, nach welcher von diesen Stimmgabeln die Instrumente gestimmt waren, so bemerkt man, dass die Vorstellungen, die man aufbehalten hat, nicht so vest bestimmt sind, um hierüber zu entscheiden.

Vielleicht also ist jene Veränderung während des Verlaufs einer kurzen Zwischenzeit, nach welcher beim Pulsschlage gefragt wurde, auch schon ein anfangendes Übergehn aus Bestimmtheit in Unbestimmtheit; und die Erneuerung der Pulsschläge ist eine Wiederkehr zur vorigen Bestimmtheit. Die Auffassung des Tacts wäre dann zum Theil eine Art von Grad-Messung solches Übergangs, nämlich wegen der Zeit, welche der Übergang verbraucht.

Man wird tiefer unten die verworrenen Neben-Vorstellungen berücksichtigt finden *), durch welche die Tactzeichen ihre Bestimmtheit verlieren können. Wir haben geglaubt, diesen Umstand von der Untersuchung nicht ausschliessen zu dürfen; jedoch wir sind weit entfernt, uns auf ihn allein zu verlassen. Nicht sowohl deshalb, weil die Unbestimmtheit eben unbestimmt ist, denn wenn sie in den nach einander folgenden Zeit-Abschnitten nur gleich bleibt, so kann sie auch deren Gleichheit fühlbar machen. Es ist nicht einmal nöthig, dass sie ganz gleich bleibe; die entferntern Nebenvorstellungen können durch die Hemmung abgeschnitten

---

*) Dass man die verworrenen Vorstellungen dessen, was zum Umfange eines Allgemein-Begriffs gehört, von den bloss verdunkelten sorgfältig unterscheiden muss, haben wir längst bemerklich gemacht. Psychologie §. 122.

werden, während die nähern, fast gleichartigen, sich mehr emporheben; im Aufmerken auf den Tact liegt überdies ein absichtliches Abstrahiren von dem, was nach dem Tacte geschieht oder gethan wird. Es ist auch gewiss, dass der Tact wirklich nicht immer, wo er vorkommt, auch wahrgenommen wird; vielmehr wird er leicht verloren, und es gehört nicht geringe Übung dazu, ihn vestzuhalten; zunächst aber kommt nur das in Betracht, was der Möglichkeit einer solchen Übung ursprünglich zum Grunde liegt. Endlich darf man die Frage, ob Jemandem die Zeit lang oder kurz vorkomme, hier nicht einmischen, denn was lang oder was kurz scheint, kann gleich gefunden werden; auch hängen die Gränzen, innerhalb deren im Allgemeinen der Tact bemerkbar ist, nicht von subjectiven Gemüths-Stimmungen ab.

Allein es giebt eine Klasse von Thatsachen, die uns erinnerten, auf jene qualitative Veränderung des Vorstellens nicht zuviel zu rechnen. Diese Thatsachen sind dem Zeitmaasse so eigenthümlich, dass schwerlich beym Auffassen gleicher Grössen im Raume etwas Ähnliches kann nachgewiesen werden. Es sind die Unterschiede der guten und schlechten Tactzeiten, die in der Metrik und Musik eine so wichtige Rolle spielen. Diese aus irgend welchen Einschiebungen verworrener Nebenvorstellungen zu erklären, scheint unmöglich. Mag immerhin das Eingeschobene, und hiemit der Übergang aus Bestimmtheit in Unbestimmtheit, gleich gross seyn; und mag damit das Einschieben eines Vorstellens des Umgebungs-Raumes zwischen zwey Raumpuncte (etwa zwischen zwey Sterne, während man den nächtlichen Himmel betrachtet,) noch so genau correspondiren: so werden doch die guten und schlechten Tactzeiten ungleich aufgefasst; und diese Ungleichheit bey aller Gleichheit der Zeitdistanzen, welche gerade dem Zeitlichen selbst beygelegt wird, und keineswegs etwan aus andern, fremden Umständen hergehohlt ist, scheint das Problem in solchem Grade zu erschweren, dass wir von jedem Versuch der Auflösung hätten abstehen müssen, wären uns nicht die Principien der Mechanik des Geistes zu Hülfe gekommen.

Auch hier aber musste erst ein Zweifel überwunden werden. Es konnte nämlich scheinen, als wäre das Fortsetzen einer Zeitreihe nach gegebenem Zeitmaasse bloss ein besonderer Fall der Reproduction gegebener Reihen überhaupt; auch lässt sich nicht leugnen, dass Verse oder Melodien, die man aus dem Gedächtnisse wiederhohlt, zur Evolution der Reihen gehören. Aber nach allem, was wir von dieser Evolution erforscht haben, geschieht sie durch ein continuirliches Heben und Sinken der Reihen-Glieder; und so blieb in Frage, woher denn die bestimmten, plötzlichen Einschnitte in die Zeit kommen sollen, welche man durch Tactschläge bezeichnet? Dieser Umstand wies uns endlich dahin, das Zusammentreffen einer sinkenden und einer steigenden Vorstellung, die, in wiefern sie in Gemeinschaft gerathen sind, auch eine gemeinschaftliche Bewegung zu machen hätten, genauer zu untersuchen. Bey dieser Gelegenheit hat sich das Resultat herausgestellt, dass man für die psychologische Rechnung die Einheit der Zeit mit Wahrscheinlichkeit auf zwey bis drey Secunden setzen kann: schwerlich viel kürzer und gewiss nicht viel länger. Die Frage nach den Einheiten, welche den Zahlen zum Grunde liegen, ist demnach kein Medusenhaupt, womit man die mathematische Psychologie schrecken könnte.

Diejenigen, welche gewohnt sind, in ihren Betrachtungen über das Zeitliche mit der unendlichen Zeit anzufangen, mögen zusehn, wie sie in ihrem Herabsteigen zum Endlichen das Zeitmaass erreichen, und die angeführten Thatsachen erklären wollen. Können sie das nicht, oder begnügen sie sich mit Allgemeinheiten, die sich nicht ins Einzelne verfolgen lassen, so mögen sie begreifen, dass sie vom Unendlichen nicht hätten ausgehen sollen. Ferner mögen sie alsdann begreifen, dass ihnen der unendliche Raum eben so wenig dienen kann, ihm bestimmte Constructionen abzugewinnen; am wenigsten solche, die einen ästhetischen Werth oder Unwerth in sich tragen. Das Abwerfen der Schranken bezeichnet in der Philosophie den Anfänger; Maass und Gestalt wieder zu gewinnen, ist die Aufgabe für die Meister.

Nicht anders verhält sichs im Gebiete der Begriffe. Leere Allgemeinbegriffe treiben sich überall herum; damit ist weder die geistige noch die körperliche Natur zu erkennen.

Unser Zweck war, die Quellen der Psychologie weiter als bisher zu eröffnen. Darum haben wir uns bequemt, aus der Höhe der Allgemeinheiten so tief als möglich herabzusteigen, und bestimmte Thatsachen in Betracht zu ziehn. Gelangt man einmal zu der Einsicht, wie viel diese zu denken geben, so wird man ja hoffentlich auch überlegen, wie viel noch zu thun, und wie die Hülfsmittel des Denkens zu benutzen sind.

Ueber die Tonlehre.

1. **Erste Thatsache.** Von jedem beliebigen Tone aus kann man continuirlich zu höhern und zu tiefern Tönen fortschreiten, ohne dass die höchsten oder tiefsten Töne, die man hören, vollends die man sich denken könne, sich bestimmt angeben liessen.

2. **Zweyte Thatsache.** Die Unterschiede je zweyer Töne lassen sich als Maasse gebrauchen, nach welchen man andre gleich grosse, grössere oder kleinere Unterschiede abmessen kann. Solche Maasse sind unter dem Namen der Intervalle bekannt.

3. **Anmerkung.** Für die Musik sind alle gleichnamigen Intervalle gleich gross. Innerhalb einer jeden Octave befinden sich die kleine und grosse Secunde, kleine und grosse Terze, Quarte, falsche Quinte, reine Quinte, kleine und grosse Sexte, kleine und grosse Septime, — völlig auf gleiche Weise, ob nun der Grundton, von welchem anfangend diese Intervalle bestimmt werden, höher oder tiefer liege. Eine Octave liefert genau eben so viele und eben solche zu unterscheidende Intervalle, als eine andre. Die geometrischen Verhältnisse der Physiker verwandeln sich für die Musik in arithmetische.

4. **Folgerung.** Da zwischen je zwey Tönen ein Continuum möglicher Übergänge vom tiefern zum höhern liegt: so muss jedes endliche Intervall sich

dividiren und multipliciren lassen; und jeder endliche Divisor oder Multiplicator muss eine endliche Grösse liefern.

5. Frage: Gesetzt, man habe ein Intervall, welches nicht unendlich klein, sondern schon zu gross sey, als dass die Töne, zwischen denen es liegt, für völlig einerley genommen werden könnten: mit welcher Zahl würde man es multipliciren oder dividiren müssen, um dasjenige Intervall zu finden, dessen Töne völlig verschieden seyen?

6. Anmerkung: Es lässt sich leicht errathen, dass, wenn jenes Intervall ein Bruch der Octave ist, es mit dem umgekehrten Bruche müsse multiplicirt werden, um die Octave, und hiemit das Intervall der völligen Verschiedenheit zweyer Töne zu ergeben. Um aber dieses zu beweisen, müssen wir weiter gehn.

7. Dritte Thatsache. Zwey Töne, deren Distanz eine Octave ist, haben gegen jeden mittlern Ton die gleiche harmonische Bedeutung in sofern, als sie zu einem und demselben Accorde gehören.

Das heisst: die Secunden sind umgekehrte Septimen, die Terzen umgekehrte Sexten, die Quarte ist die umgekehrte Quinte.

Damit man nicht bloss das, worauf es hier ankommt, sich genau vergegenwärtige, sondern auch an eine weiterhin ganz unentbehrliche Bezeichnung sich gewöhne: dienen zunächst die ersten vier Figuren auf beyliegender Tafel. Der Ton *c* ist hier immer durch eine Querlinie angedeutet, welche dreyzehn senkrechte Parallelen durchschneidet. Zu diesem *c* ist das obere *d* die Secunde; das untere *d* die Unter-Septime; der Abstand beyder beträgt eine Octave; und der Secunden-

Accord von *c* gilt gleich dem Septimen-Accorde von *d*. In der Figur ist das obere *d* durch einen Strich nach oben, das untere durch einen Strich nach unten angedeutet; man darf aber nicht an der Stelle des Strichs den Ton *d* selbst suchen, welcher hier lediglich in so fern betrachtet wird, als *c* demselben nahe, hingegen von *e*, *f*, *fis* weiter entfernt liegt. Die Absicht der Figur wird klärer werden, wenn man sich *c* auf einem Tasten-Instrumente liegend denkt, wo rechtshin *d* folgt, aber linkshin, weiter abwärts, das um eine Octave tiefere *d* seinen Platz hat. Vergleicht man nämlich jetzt die zweyte Figur mit der ersten, so ist leicht zu bemerken, dass ein paar Striche, deren einer, aufwärts gerichtet, das obere *e*, der andre abwärts gehende, das untere *e* bezeichnen, beyde weiter rechtshin liegen, als die ähnlichen Zeichen für *d* in der ersten Figur. Eben so liegt *f* in der dritten Figur noch weiter rechts; desgleichen *fis* in der vierten Figur, während man auch hier sich hüten muss, die Töne an den Stellen zu suchen, wo ihre Zeichen stehn; da vielmehr die ganze Länge der Querlinie nur den Ton *c* bedeutet.

Dasjenige, worauf es in diesen figürlichen Darstellungen am meisten ankommt, ist dies: für den gegenwärtigen Zweck kann ein solcher Ton, der, wie hier *c*, als liegend zwischen höhern und niedern soll aufgefasst werden, nicht bloss als ein Punct in der Tonlinie (was er eigentlich ist), sondern er muss so betrachtet werden, als wäre er auseinandergezogen, und als besässe er eine Ausdehnung in die Länge. Denn es soll in ihm seine Verschiedenheit von einem höhern und von einem niedern, als ein Quantum angesehen werden, auf dessen Bestimmung sein harmonischer Werth beruhet. Die Ausdehnung rechtshin nun bedeutet Gleichheit mit Tönen, die rechts liegen, und Gegensatz gegen Töne die links liegen; die Ausdehnung linkshin bedeutet Gleichheit mit Tönen, die links liegen, und Gegensatz gegen Töne zur Rechten. In der vierten Figur, wo *c* als liegend zwischen dem obern und dem untern *fis* erscheint, sieht man sogleich, dass dem *c* gleich viel Ausdehnung rechtshin und linkshin musste gelichen werden, um anzudeuten, dass in ihm der Unterschied von dem untern *fis* und dem obern *fis* gleich gross sey. Hat dagegen *c* mit dem untern *fis* noch etwas gemein, — welches als das Gleiche in beyden betrachtet werden könne, — so hat es mit dem obern *fis* gerade eben so viel gemein, denn es soll hier als der genaue Mittelpunct zwischen beyden angesehen werden.

Geht man nun rückwärts zu den vorigen Figuren, so sind auch diese leicht zu verstehen. Hat *c* mit dem obern *fis* noch etwas gemein, so ist seine Gemeinschaft mit dem, ihm näher liegenden *f*, *e*, *d*, gewiss grösser und grösser; darum giebt ihm jede Figur, von dem aufwärts gerichteten Theilstriche an, mehr Ausdehnung rechtshin, das heisst, dorthin, wo auf Tasten-Instrumenten der höhere Ton zu suchen ist. Umgekehrt, hat *c* mit dem untern *fis* noch etwas gemein, so ist seine Gemeinschaft mit dem, ihm ferner liegenden, untern *f*, *e*, *d*, gewiss kleiner und kleiner; darum giebt ihm jede Figur, von dem abwärts gerichteten Theilstriche an, weniger Ausdehnung linkshin, das heisst, dorthin, wo auf Tasten-Instrumenten der tiefere Ton zu suchen ist. Wie nun die Ausdehnung rechtshin, Gemeinschaft mit höhern, so bezeichnet die Ausdehnung linkshin, Verschiedenheit von höhern, — und wie die Ausdehnung links hin, Gemeinschaft mit niedern, so bezeichnet die Ausdehnung rechtshin, Verschiedenheit von niedern Tönen.

Worin besteht aber das Merkwürdige der oben angegebenen dritten Thatsache? Darin, dass die Ausdehnungen rechts und links sich allemal zur Octave ergänzen müssen, wenn sie für den mittlern Ton (hier beyspielsweise den Ton *c*) seine Gemeinschaft oder seine Verschiedenheit mit zwey solchen Tönen bezeichnen sollen, die, gegen ihn, die gleiche harmonische Bedeutung haben.

8. Könnte denn nicht ein gleicher Abstand nach oben und nach unten, einen gleichen harmonischen Werth ergeben? Etwa wie in Figur 5, das obere *g* und das untere *f* nach entgegengesetzten Seiten gleichen Abstand von *c* haben? Die Erfahrung verneint dies durchaus; es wäre denn, dass man, wie in Figur 4, die halbe Octave, oder auch die ganze Octave zur Bestimmung des Abstandes wählte.

9. Oder könnte nicht dasjenige Intervall, zu welchem die beyden Abstände sich ergänzen sollen, kleiner oder grösser seyn, als die Octave? Etwa wie in Fig. 6, wo die Querlinie immer noch den Ton *c* bedeutet, aber statt der vorigen dreyzehn Senkstriche, zwischen denen zwölf kleine Abstände Platz hatten, nur zehn Senkstriche mit neun Abständen übrig gelassen sind. Das Intervall, zu welchem sich ergänzend die beyden andern den gleichen harmonischen Werth bekämen, wäre also nicht mehr die Octave, sondern die grosse Sexte. Die übermässige Secunde *c* — *dis* ist davon ein Drittheil; und die falsche Quinte *dis* — *a*

zwey Drittheil. Nach unten hin würde man zur Ergänzung die falsche Quinte *c*—*fis* nehmen, um die übermässige Secunde bis zur Sexte zu erweitern; und die Gemeinschaft zwischen *c* und *fis* betrüge nicht mehr (wie oben) gleichviel wie die Verschiedenheit, sondern nur noch halb soviel, nämlich soviel als die Distanz von *fis* bis zum untern *dis*. Demnach sollten in Bezug auf *c* nunmehr die beiden Töne *dis* und *fis* den gleichen harmonischen Werth haben; eine musicalische Ungereimtheit der ärgsten Art. Ähnliche Ungereimtheit wird man unter ähnlichen Voraussetzungen überall finden.

Es ist hier für das Verstehen der Figur immer genau vestzuhalten, dass der Querstrich allemal den nämlichen Ton *c* bezeichnet. Diesem hat man die Ausdehnung gegen *dis* rechtshin, gegen *fis* linkshin geliehen, um nach Abzug der Verschiedenheit, das übrige Gemeinschaftliche darzustellen. Die Unwahrheit der Figur liegt in der Unwahrheit der Voraussetzung. Der Wahrheit gemäss müsste die Figur für *dis*, welches von *c* rechts liegt, rechtshin; für *fis*, welches von *c* links liegt, linkshin, um die weggelassenen drey Senkstriche erweitert werden; dann aber käme sogleich zum Vorschein, dass *fis* und *dis* keineswegs für *c* die nämliche harmonische Bedeutung haben; denn zählte man die Senkstriche von links nach rechts, so käme, wie sichs gebührt, das Zeichen von *dis* zwar auf den vierten, hingegen das für *fis* auf den siebenten.

10. Jetzt lässt sich die (unter 5) aufgeworfene Frage zuvörderst nach ihrem Sinne näher bestimmen. Sie betrifft dasjenige Intervall, bei welchem die Gleichheit, die im continuirlichen Fortschreiten oder vielmehr

Fortfliessen der Töne nicht plötzlich verschwinden konnte, ganz aufhört. Dies Aufhören kann nur da eintreten, wo die Verschiedenheit, oder besser gesagt, der Gegensatz (weil die Töne nicht disparat, sondern conträr sind) vollständig wird. Denn die Intensität der Töne wird hier überall als gleich angenommen; und so muss das Entgegengesetzte wachsen, wie das Gleiche abnimmt.

Gleichheit und Gegensatz als wirklich abgesondert vorstellen zu wollen, als ob jedes einzeln wahrnehmbar wäre, ist desto unzulässiger, da offenbar beydes die Relation zu einem willkührlichen Grundton voraussetzt. Die Absonderung geschieht nur in Begriffen; ist aber durchaus nothwendig, weil man das continuirliche Fliessen, welches bey vollkommner Gleichheit der Töne seinen Anfangspunct hat, nicht ableugnen kann.

11. Satz. Das Intervall des vollkommenen Gegensatzes ist die Octave.

Beweis. Obere und untere Töne können in Ansehung eines mittlern niemals einerley Gleichheit oder Gegensatz erlangen; denn gerade der Unterschied des Oben und Unten besteht darin, dass jeder positive Zuwachs nach der einen Seite einen negativen nach der andern in sich schliesst. Nichtsdestoweniger lehrt die Thatsache, dass obere und untere Töne harmonisch gleichgeltend für den mittlern seyn können; sie lehrt hiemit, dass es zwar auf die Eintheilung, aber nicht darauf ankomme, welcher Theil gleich, und welcher entgegengesetzt sey. Da nun der mittlere Ton in beyden Fällen in Gleiches und Entgegengesetztes zerlegt wird, ob nun ein oberer, oder ob ein unterer

Ton die Eintheilung bestimme: so kann die Zerlegung, die von beiden Seiten herrührend gleiche Wirkung thut, nur in Ansehung des Theilungspunctes, wohin sie fällt, mithin des Verhältnisses unter den Theilen, von solcher Bedeutung seyn, dass der harmonische Werth dadurch bestimmt wird. Die Einerleyheit des Theilungspuncts aber ist nur möglich, wenn das, was von der einen Seite als Gleichheit abgeschnitten wird, von der andern Seite als Gegensatz zurückbleibt; und umgekehrt. Nun ist der mittlere Ton der Nullpunct, zu dessen beyden Seiten Grössen liegen, deren jede, negativ genommen, zu der andern positiven kann addirt werden. Diese Addition, bezogen auf die Gleichheit, muss anzeigen, wie weit die Gleichheit, hingegen auf den Gegensatz bezogen, anzeigen, wie weit der von der Gleichheit noch nicht völlig befreyte Gegensatz sich erstrecke. Bey den Tönen ergiebt sich aus solcher Addition allemal die Octave. Also ist die Octave das Intervall verschwindender Gleichheit und vollgewordenen Gegensatzes.

12. Folgerung. Wenn wir bloss um jenen harmonischen Werth uns bekümmern, so ist einerley, welcher von zwey gleichnamigen (um eine Octave entfernten) Tönen über oder unter dem mittlern liege. In so fern kann also z. B. die Figur 1, anstatt den Ton *c* zweymal darzustellen, so verändert werden, dass ein einziger Querstrich genügt, in welchem das Theilungszeichen zugleich aufwärts und abwärts geht; wie Fig. 7 anzeigt; wo man sich *d* oberwärts oder unterwärts denken mag.

13. Der Umstand, dass alle Verschiedenheit der harmonischen Werthe innerhalb der Octave liegt (3),

und dass in höhern und niedern Octaven sich immer dieselben Werthe wiederhohlen, — während vom Grade des Gegensatzes einzig und allein solche Werthbestimmung abhängt, — reicht eigentlich schon hin, um den obigen Satz zu beweisen. Denn über die Gränze hinaus, welche die Octave gesetzt hat, können Unterschiede des grössern und geringern Gegensatzes nicht mehr unmittelbar statt finden; so gewiss es übrigens ist, dass ein nur einigermaassen geübtes Ohr sie noch mittelbar (vermöge eingeschobener, d. h. hinzugedachter Octaven) recht gut vernimmt. Allein die vorstehenden Entwickelungen waren für das Nachfolgende durchaus unentbehrlich.

14. Weitere Folgerung. Zwey Töne zerlegen sich allemal gegenseitig; und da das Gleiche in beyden gleich gross, so muss allemal nach Abzug desselben auch das rein-Entgegengesetzte des einen, der Quantität nach gleich seyn dem rein-Entgegengesetzten des andern. Es giebt demnach allemal zum mindesten drey Grössen für eine Hemmungs-Rechnung; nämlich zwey gleiche Quanta des rein-Entgegengesetzten, und das Quantum der Gleichheit welche als Gleichheit nur eine ist, und von den gleichen Theilen, die dem einen und dem andern zukommen, noch unterschieden werden muss.

15. Satz. Die Gleichheit widerstrebt, als Eine, den beyden Gegensätzen.

Beweis. Wären die Töne ganz gleich: so würde ihre Gleichheit der Grund ihres völligen Zusammengehens in Ein Vorstellen seyn; da es in der Seele keine Scheidewände giebt. Dasselbe sollte statt finden, in wie weit die Gleichheit vorhanden ist. Aber dann müsste das Entgegengesetzte, weil es sich in den einfachen Tönen nicht von den Gleichen absondern kann, in dieselbe Einheit hineingezogen werden. Die Gleichheit findet also Widerstand, und ist hierin jedem der beyden rein-Entgegengesetzten auch ihrerseits rein und vollkommen entgegen. Die gleichen Theile, einzeln genommen, gelangen entweder gar nicht, oder doch nur unvollkommen, zur Vereinigung; und können deshalb nicht unmittelbar als Eine Summe in Rechnung kommen, welche als eine durchaus ungetheilte Kraft wirksam wäre. Ob und wie fern eine solche Summe dennoch in Betracht zu ziehn sey, wird sich in der Folge zeigen.

16. Vierte Thatsache. Wenn die Octave in zwey, oder drey, oder vier gleiche Theile zerlegt wird: so entsteht allemal Dissonanz. Diese Dissonanzen sind, wenn *c* für den Grundton genommen wird:

a. Bey zwey gleichen Abständen: *c* und *ges*, die falsche Quinte; oder *c fis*, die übermässige Quarte.

b. Bey dreyen: *c*, *e*, *gis*, *c*, drey grosse Terzen. Den Unterschied der grossen Terze von der verminderten Quarte *gis c* können wir hier, wo es nur auf den Abstand ankommt, bey Seite setzen.

c. Bey vieren: *c*, *dis*, *fis*, *a*, *c*; vier kleine Terzen; (der verminderte Septimen-Accord von *dis*.) Auch hier kommt der Unterschied der übermässigen Secunde von der kleinen Terz nicht in Betracht.

17. Anmerkung. Dieser Umstand ist von der grössten Wichtigkeit in Ansehung des Unterschiedes zwischen Musik und den ästhetischen Bestimmungen über räumliche und zeitliche Verhältnisse; für welche die Symmetrie allemal von Bedeutung, und meistens Bedingung des Schönen ist.

Im Allgemeinen ist der Grund der Disharmonie nicht weit zu suchen. Die gleichen Theile, worin eine jede Vorstellung zerlegt wird, streiten mit gleichen Kräften wider einander. Wir betrachten zuvörderst näher

18. die falsche Quinte. Hier sind nicht bloss die Theile des einen und des andern Tones gleich, sondern die Gleichheit beyder (15) strebt, das Entgegengesetzte von beyden zusammen zu ziehen; so entsteht ein Conflict unter drey gleichen Kräften; ein Streit ohne Übergewicht auf einer Seite.

19. Fünfte Thatsache. Die reine Quinte wird als die vollkommenste Consonanz nächst der Octave allgemein anerkannt.

20. Fragen: *a*) Da die reine Quinte (z. B. *c*, *g*) von der falschen Quinte (z. B. *c fis* oder genauer ausgedrückt *c ges*) sich nur um einen halben Ton (*fis g*) unterscheidet, wie kann bey solcher Nähe ein so grosser Contrast entstehn, wie der zwischen einer harten Dissonanz und einer vollkommenen Consonanz?

b) Da die reine Quinte von der Octave beynahe um die Hälfte der ganzen Octave entfernt ist: wie kann sie der Beschaffenheit nach, nämlich als Consonanz, der Octave zunächst stehen?

21. Vorbereitung zur Antwort. Wenn die Antwort völlig klar und zureichend seyn soll: so muss aus einem und demselben Grunde erhellen: *a*) derjenige Streit, an welchem die falsche Quinte leidet, sey bey der reinen Quinte auf ein *minimum* reducirt; und *b*) die Gleichheit, welche bey der Octave gar nicht statt findet, (indem sie gerade das Intervall der verschwindenden Gleichheit ist, nach 11.) sey bey der reinen Quinte der Wirkung nach aufgehoben.

Antwort. Beydes findet in der That zugleich statt, weil die Gleichheit der reinen Quinte zu beyden Gegensätzen gerade in dem Verhältnisse steht, nach welchem unter drey geistigen Kräften, deren beyde stärksten gleich sind, die dritte schwächere auf die Schwelle des Bewusstseyns getrieben wird; nämlich die Gleichheit verhält sich zu jedem der Gegensätze wie $\sqrt{\frac{1}{2}}$ zu 1. Hiemit haben die Gegensätze vollkommnes Übergewicht.

Dies kann man, einstweilen nur die Octave in zwölf gleiche Distanzen theilend (genauere Rechnung bleibt vorbehalten,) schon daran erkennen, dass in Fig. 8. beyde Gegensätze durch 7 von jenen Distanzen ausgedrückt werden, mithin nur 5 für die Gleichheit übrig bleiben*). Es ist nämlich $\sqrt{\frac{1}{2}} : 1 = 1 : \sqrt{2} = 10 : 14,14$ oder nahe $5 : 7$.

23. Vergleichung mit der Angabe der Physiker. Gestützt auf Schwingungs-Verhältnisse tönender Körper, oder auf Saiten-Längen, giebt man gewöhnlich das geometrische Verhältniss der Quinte zum Grundton an wie $3 : 2$. Nun sind im musicalischen Gebrauche nicht nur alle Octaven gleich gross, sondern es müssen überhaupt anstatt der von den Physikern be-

---

*) Die Figur kann benutzt werden, um die Art der Bezeichnung nochmals in Betracht zu ziehn. Der Ton *g* ist eigentlich ein Punct in der Tonlinie; man denke ihn sich ursprünglich da, wo der mit *c* bezeichnete Theilungsstrich steht. Von hier an ist er auseinander gezogen, um linkshin die Gleichheit mit *c*, rechtshin den Gegensatz gegen *c* bemerklich zu machen. Aber auch *c* ist ein Punct in der Tonlinie; diesem musste wegen der Gleichheit mit *g* die Ausdehnung rechtshin, wegen des Gegensatzes linkshin geliehen werden.

stimmten geometrischen Verhältnisse die entsprechenden arithmetischen gesetzt werden; (nach 3.) Das heisst: wenn die Physiker den Grundton durch 1, die Octaven durch 2, die reine Quinte durch $\frac{3}{2}$ ausdrücken, so muss gesetzt werden

statt $1, \quad 2, \quad \frac{3}{2}$
hier $0, \quad log\ 2, \quad log\ \frac{3}{2}$

wo, weil es nur auf Verhältnisse der Logarithmen ankommt, mit gemeinen Logarithmen eben so gut als mit natürlichen kann gerechnet werden. Es ist nun $l\,2 = 0{,}30103$; $log\,\frac{3}{2} = 0{,}17609$; dem gemäss verhält sich der volle Gegensatz der Octave zu dem Gegensatz der Quinte wie $30103 : 17609 = 1 : 0{,}58496$; zieht man nun $0{,}58496$ ab von 1, so ergiebt sich $0{,}41504$ als die Gleichheit der Quinte. Es ist aber $0{,}41504 : 0{,}58496 = 1 : 1{,}4094$, nahe wie $1 : \sqrt{2}$, oder $0{,}58496 : 0{,}41504 = 1 : 0{,}70952$, nahe wie $1 : \sqrt{\frac{1}{2}}$.

Der Unterschied beyder Berechnungen ist an sich unbedeutend; er kommt vollends deswegen nicht in Betracht, weil bey Tasten-Instrumenten die sogenannte gleichschwebende Temperatur nöthig ist, wenn man sich in den verschiedenen Tonarten frey bewegen will; wäre aber der einen oder andern Rechnung ein Vorzug zu geben, so hat man zu überlegen, dass Bestimmungen, welche den tönenden Körpern gelten, eigentlich ganz verschieden sind von psychologischen Erklärungen dessen, was im Vorstellen sich ereignet; und dass die letztern sich nicht im mindesten auf jene stützen, obgleich sie nahe genug damit zusammentreffen, um von daher eine Bestätigung zu empfangen. Weiterhin wird sich noch eine, etwas weniges abweichende, Berechnung aus einem andern psychologischen Grunde ergeben.

24. Anmerkung. Nachdem die reine Quinte bestimmt worden, scheinen die übrigen Intervalle sich aus dem Quinten-Cirkel (*c*, *g*, *d*, *a*, u. s. w. bis zu *his*, welches auf Tasten-Instrumenten mit *c* zusammen fallen muss) von selbst zu erzeugen. Allein das ist viel zu weit hergehohlt. In der Musik werden die Intervalle nicht erst abgeleitet, sondern unmittelbar empfunden, und eine psychologische Erklärung kann sich auf Ableitungen weiter nicht einlassen, als nur in wiefern wirklich eins zum andern hinzugedacht, wenn auch nicht leiblich gehört wird. Dagegen aber ist allerdings das musikalische Denken die Hauptsache; und der thörichten Einbildung, als wäre die Musik ein Nervenkitzel, widerspricht die Untersuchung schon dadurch, dass sie Fragen aufgiebt und beantwortet, die sonst nicht aufs entfernteste angeregt wurden.

25. Sechste Thatsache. Die Quarte wird zwar oft als umgekehrte Quinte vernommen; dennoch consonirt sie weit weniger als diese; ja es giebt Einige, die ihr kaum den Rang einer Consonanz zugestehen mögen.

26. Erklärung. In der reinen Quarte verhält sich der Gegensatz zur halben Gleichheit wie $1 : \sqrt{\tfrac{1}{2}}$. Sollte nämlich die Gleichheit in der That das Entgegengesetzte vereinigen: so müsste sie den einen Ton zum andern, aber auch den andern zu jenem fügen; ihr Streben müsste demnach in eine zwiefache, ja selbst entgegengesetzte Wirksamkeit übergehn. Diese Wirksamkeit wird bey der Quarte im Entstehen gehemmt; denn die Stärke der rein entgegengesetzten Theile ist hier noch hinreichend, um die Hälften der Gleichheit auf die Schwelle des Bewusstseyns zu treiben. Die Quarte macht daher eine Gränze zwischen dem Gebiete,

wo die Gleichheit vorherrscht (bey den engern Intervallen) und der Gegend, worin sie streitet und weiterhin bald unterliegt. Davon mehr bey der Melodie. (95.)

Das angegebene Verhältniss leicht zu erkennen, theile man zuerst nur wie vorhin, die Octave in zwölf gleiche Abstände. Fig. 9 zeigt 7 Theile Gleichheit gegen 5 Theile Gegensatz. Die halbe Gleichheit verhält sich demnach, obenhin genommen, zum Gegensatze wie $\frac{7}{2} : 5 = 7 : 10 = 0{,}7 : 1$, nahe wie $\sqrt{\frac{1}{2}} : 1$.

27. **Vergleichung mit den Angaben der Physiker.** Wie oben in Bezug auf schwingende Saiten giebt man der Quarte das geometrische Verhältniss zum Grundton wie $\frac{4}{3} : 1$, also zur Octave wie $\frac{4}{3} : 2$. Nach (23) ist nun zu setzen

anstatt 1, 2, $\frac{4}{3}$
hier 0, *log.* 2, *log.* $\frac{4}{3}$

Es ist *l* 2 = 0,30103; *log* $\frac{4}{3}$ = 0,12494. Demgemäss verhält sich der volle Gegensatz der Octave zu dem Gegensatze der Quarte wie 30103 : 12494 = 1 : 0,41504. Zieht man 0,41504 ab von 1, so ergiebt sich 0,58496 als die Gleichheit der Quarte. Davon soll aber hier die Hälfte genommen werden, weil es darauf ankommt, die ältere Bestimmung in die Vergleichung mit obiger Theorie einzuführen. Also die halbe Gleichheit ist = 0,29248; und diese nun verhält sich nach der alten Lehre zu jedem Gegensatze wie 0,29248 : 0,41504 = 0,7047 : 1, d. h. nahe wie $\sqrt{\frac{1}{2}} : 1$.

28. **Siebente Thatsache.** Nach der gleichschwebenden Temperatur, welche bey Tasten-Instrumenten die Bedingung ihres gleichmässigen Gebrauchs für alle Tonarten ist, müssen drey grosse Terzen (wie *c*, *e*, *gis*, *c*) und vier kleine Terzen (wie *c*, *es*, *ges* oder *fis*, *a*, *c*)

die Octave gleichmässig ausfüllen. Demnach hat die grosse Terz ein Drittheil Gegensatz gegen den Grundton, und zwey Drittheile Gleichheit; die kleine Terz aber ein Viertheil Gegensatz und drey Viertheile Gleichheit. Hievon weichen die Bestimmungen der Physiker in so weit ab, dass auch dem Gehör einiger Unterschied merklich wird.

29. Zusatz. Die psychologische Bestimmung der Terzen kann zwey verschiedene Wege einschlagen, welche nicht genau dasselbe Resultat liefern. Allein bevor dies gezeigt wird, ist derjenige Unterschied zu bemerken, welcher zwischen dem leiblichen Hören und dem musikalischen Denken statt findet. Die psychologische Bestimmung gründet sich auf letzteres allein; jenes hingegen hängt zum Theil von den Schwingungsgesetzen der tönenden Körper ab. Daher kann man, leiblich hörend, ein Verhältniss als disharmonisch empfinden, wo im musikalischen Denken keine Disharmonie vorhanden ist. Und so hat die gleich-schwebende Temperatur für einen Nothbehelf der Tasten-Instrumente gelten können, während sie dem musikalischen Denken mehr angemessen war, als man glaubte. Indessen ist in diesem Puncte eine Überlegung von allen Seiten nöthig.

30. Frage. Lassen sich die beyden Terzen unabhängig vom Dur und Moll der reinen Accorde zulänglich bestimmen?

31. Antwort. Einerseits sind die reinen Accorde die Hauptstützen der Musik; anderentheils sind doch die beyden Terzen nicht auf reine Accorde beschränkt, sondern von weiterem Gebrauche. Kommt es nun einstweilen bloss darauf an, die Terzen durch bestimmte Merkmale als gewisse Puncte auf der Tonlinie von al-

len anderen Puncten zu unterscheiden: so hat man nicht nöthig, die Terze bloss als den dritten Ton zu zweyen schon gegebenen (Grundton und Quinte) zu betrachten. Daher muss die obige Frage verneint werden; allein mit dem Vorbehalt, auch die Bedingungen des reinen Accordes zu erwägen, und diese nicht etwan von jenen Merkmalen, als durchaus vestgestellt, abhängig zu machen.

Was nun zuvörderst die grosse Terze anlangt, so ist ohne Zweifel der Punct der Tonlinie, wo die halbe Gleichheit dem Gegensatze gleich, und ihre vereinigende Wirkung mit jedem Gegensatze im Gleichgewichte ist,— als ein von anderen Puncten der Tonlinie verschiedener, sich auszeichnender, zu betrachten. Dies trifft zusammen mit der gleichschwebenden Temperatur, nach welcher, wie schon gesagt, (28) die ganze Gleichheit zwey Drittheile gegen ein Drittheil Gegensatz beträgt. Hieraus allein aber würde sich das Harmonische der grossen Terz, was sie im reinen Dur bekommt, nicht erklären lassen.

Was zweytens die kleine Terz anlangt: so hat man den Punct aufzusuchen, wo die beyden Hälften der Gleichheit gegen die beyden Gegensätze stark genug sind, um letztere auf die Schwelle zu drängen. Nach der bekannten Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ oder wenn $b = a$, $c = b\sqrt{\frac{1}{2}}$, muss hier, wenn jeder Gegensatz $= x$, die Gleichheit $= 1 - x$, die halbe Gleichheit $= \frac{1-x}{2}$, angesetzt werden

$$x = \frac{1-x}{2}\sqrt{\tfrac{1}{2}}$$

woraus $x = \frac{1}{1+2\sqrt{2}} = \frac{2\sqrt{2}-1}{7}$

$= 0{,}261203$,

und die halbe Gleichheit $= 0{,}36939$.

32. Vergleichung mit den Angaben der Physiker. Nach ihnen verhält sich die grosse Terz zum Grundton wie 5 : 4, die kleine zum Grundton wie 6 : 5. Diese geometrischen Verhältnisse mit Hülfe der Logarithmen auf arithmetische zurückführend, haben wir

1) für die grosse Terz, anstatt des Verhältnisses der Terze zur Octave wie 5 : 8, oder $\frac{5}{4} : 2$, das Verhältniss $\log \frac{5}{4} : \log 2 = 9691 : 30103 = 0{,}32193 : 1$, mithin, da der Gegensatz $= 0{,}32193$, die Gleichheit $= 0{,}67807$, und deren Hälfte $= 0{,}33903$, etwas grösser als den Gegensatz.

2) für die kleine Terz, anstatt des Verhältnisses der Terz zur Octave, wie 6 zu 10, oder $\frac{6}{5} : 2$, hier das Verhältniss $\log \frac{6}{5} : \log 2 = 7918 : 30103 = 0{,}26303 : 1$, welches nach obiger psychologischer Bestimmung (31) hätte seyn sollen $0{,}261203 : 1$, also nahe damit zusammentrifft.

33. Frage. Da die beyden Sexten als umgekehrte Terzen vernommen werden (nach der dritten Thatsache in 7): müssen sie nur hiedurch bestimmt werden; oder gibt es für sie auch unmittelbar solche Gründe der Bestimmung, dass füglich die Terzen als umgekehrte Sexten zu betrachten wären?

34. In Ansehung der grossen Terze liegt sogleich am Tage, dass, was bey ihr Gleichheit, bey der kleinen Sexte Gegensatz ist, und umgekehrt. Also ist bey der letztern zwischen dem ganzen Gegensatz jedes Tons, und der Summe ihrer gleichen Theile, Gleichgewicht vorhanden. Rechnet man nach Zwölfteln der Octave, so hat beym Intervall der kleinen Sexte jeder Ton acht

Zwölftel Gegensatz und vier Zwölftel Gleichheit relativ gegen den andern Ton; gesetzt also, man könne die beyden gleichen Theile addiren, so ist ihre Summe gleich gross wie jeder von den Gegensätzen.

Bey der kleinen Terze kann ebenfalls in Bezug auf die grosse Sexte bemerkt werden, dass Gleiches und Entgegengesetztes ihre Stellen vertauschen; und dies führt hier zu folgender Rechnung.

Die Summe der gleichen Theile sey zu jedem der rein-entgegengesetzten Theile in dem Verhältniss, dass sie auf die statische Schwelle gedrängt werde: so hat man, wenn jeder gleiche Theil $= x$, jeder entgegengesetzte $= 1 - x$,

$$2x = (1 - x) \sqrt{\tfrac{1}{2}}$$

oder

$$x = \frac{1}{1 + 2\sqrt{2}}$$

welches genau mit der Angabe in (31) zusammentrifft, nur dass hier Gleiches ist was dort Entgegengesetztes war.

Sind die Vorstellungen der Töne nach der Hemmung sattsam verschmolzen, so hat die vorausgesetzte Addition kein Bedenken; man kann also dann auch die Terzen für umgekehrte Sexten nehmen; eine nothwendige Abhängigkeit der Sexten von den Terzen ist nicht zu behaupten.

35. Frage. Kann man auf ähnliche Weise, wie über Terzen und Sexten, auch über die Septimen und Secunden Aufschluss erlangen?

36. Antwort. *a*) In Folge der Verschmelzung kann jeder einzelne Ton als verbunden mit dem, was im andern ihm gleich ist, betrachtet werden. So entstehn durch die Addition jedes Tons zu der Gleichheit, zwey Kräfte, neben welchen die entgegengesetzten Theile

auf die Schwelle mögen gedrängt werden. Das Gleiche heisse x, das Entgegengesetzte $1-x$; so entsteht folgende Rechnung:

$$(1+x)\sqrt{\tfrac{1}{2}}=1-x$$

woraus $$x=(\sqrt{2}-1)^2=0{,}17158$$

b) Oder man nehme an, die Vorstellungen, welche durch die halben Gleichheiten zur Vereinigung getrieben werden, seyen, durch diese halbe Gleichheit verstärkt, im Conflicte mit den einzelnen dergestalt, dass jede verstärkte wider die andere einzelne, aber auch jede gegen die andere verstärkte dränge. Das Entgegengesetzte heisse jetzt x, also die halbe Gleichheit $=\frac{1-x}{2}$, so hat man $\left(1+\frac{1-x}{2}\right)\sqrt{\tfrac{1}{2}}=1$; wenn 1 auf die Schwelle fallen soll; woraus wiederum

$$x=1-2\sqrt{2}+2=(\sqrt{2}-1)^2=0{,}17158.$$

Von diesen beyden Rechnungen dient die erste zur Bestimmung der kleinen Septime; die zweyte bestimmt die grosse Secunde; und beyde, unabhängig von einander, treffen genau zusammen. Es ist nämlich, wenn man den Gegenstand obenhin nach Zwölfteln der Octave betrachtet, leicht zu sehen, dass die kleine Septime nur noch zwey Zwölftel Gleichheit enthält. Addirt man diese zwey Zwöftel der einen Vorstellung zu der andern ganzen, so entsteht das bekannte Verhältniss zum Gegensatze wie 14 : 10; und hievon ist die erste der beyden Rechnungen nur der genauere Ausdruck. Bey der grossen Secunde beträgt die Gleichheit nahe zehn Zwölftel; davon die Hälfte, nämlich fünf, addirt zu jeder ganzen Vorstellung, so kommt das Verhältniss zur andern unverstärkten wie 17 : 12, nahe wie 14 : 10; und dies ists, was die zweyte Rechnung genauer bestimmt. Der Buchstabe x bedeutet in der ersten Rechnung das Gleiche, in der zweyten das Entgegengesetzte, weil Septime und Secunde sich zur Octave ergänzen.

37. **Vergleichung mit den Angaben der Physiker.** Die kleine Septime, als Quinte der kleinen Terz, (eine ganz unpassende Voraussetzung, weil die ursprüngliche kleine Terz von der des reinen Accordes bedeutend abweicht,) soll sich zum Grundton verhalten wie $\frac{9}{5} : 1$; also zur Octave wie $\frac{9}{5} : 2$. Nach einer andern Angabe (wobey richtiger die Septime als Quarte der Quarte betrachtet wird) soll das Verhältniss zum Grundton $= \frac{16}{9} : 1$, also zur Octave $= \frac{16}{9}$ zu 2 seyn. Nun ist

$$log\, \tfrac{16}{9} : log\, 2 = 0{,}24988 : 30103 = 0{,}83008 : 1,$$

mithin bey der Septime der Gegensatz $= 0{,}83008$, also die Gleichheit $= 0{,}16992$, welches von unserer Bestimmung, $= 0{,}17158$, nur sehr wenig abweicht.

Die grosse Secunde wird so angegeben, dass ihr Verhältniss zum Grundton sey $= \frac{9}{8} : 1$, also zur Octave $= \frac{9}{8} : 2$. Aber

$$l\, \tfrac{9}{8} : l\, 2 = 5115 : 30103 = 0{,}16992 : 1$$

also stimmt diese Angabe der Secunde mit jener der Septime genau zusammen, wie es seyn muss, weil der Secunden-Accord nichts anderes ist als der umgekehrte Septimen-Accord.

Dass hier die Abweichung zwischen der Aussage der Physiker und der psychologischen Bestimmung äusserst unbedeutend ist, erhellt sogleich, wenn man sich erinnert, dass sich die angegebenen Brüche, welche um etwa anderthalb Tausendtel verschieden sind, auf diejenige Einheit beziehen, welche den Ausdruck der

Octave ausmacht. Bey einer Septime oder Secunde, also einer Dissonanz, ein paar Tausendtel der Octave mehr oder weniger zu unterscheiden, möchte schwerlich selbst geübten Ohren gelingen. Und bey allen diesen Rechnungen darf man nicht einen Augenblick ausser Acht lassen, dass (nach obigem Beweise, 11,) die Octave dasjenige Intervall ist, wo der Gegensatz voll, oder = 1 wird; so dass von dieser Einheit die sämmtlichen Bestimmungen so wohl der Gleichheit als des Gegensatzes abhängen.

38. Schon oben (31) blieb vorbehalten, der reinen Accorde wegen, den bisherigen Bestimmungen der Intervalle einige andre an die Seite zu setzen, von denen man nicht voraussetzen darf, dass sie, auf eigenthümlichen Gründen beruhend, mit jenen ganz genau zusammen treffen werden. Bevor wir jedoch dazu kommen, ist hier noch die Frage nach der kleinen Secunde oder grossen Septime zu erheben, welche den sogenannten halben Ton ergeben muss. Wäre der Unterschied des Entgegengesetzten überall gleich bey zwey nächsten der zuvor bestimmten Intervalle: so könnte man diesen Unterschied als den halben Ton betrachten.

Das Entgegengesetzte — was wir manchmal der Kürze wegen den Gegensatz nennen, — muss zuerst nachträglich für die reine Quinte und Quarte aufgesucht werden.

Nach (22) soll bey der reinen Quinte der Gegensatz $= x$ sich zur ganzen Gleichheit $= 1 - x$ verhalten wie $1 : \sqrt{\tfrac{1}{2}}$. Also

$$x : 1 - x = 1 : \sqrt{\tfrac{1}{2}}$$

woraus $$x = \frac{1}{1+\sqrt{\tfrac{1}{2}}} = 2\left(1-\sqrt{\tfrac{1}{2}}\right) = 0{,}58578.$$

Nach (26) soll bey der reinen Quarte der Gegensatz $= x$ zur halben Gleichheit sich verhalten wie $1 : \sqrt{\tfrac{1}{2}}$. Also

$$x : \frac{1-x}{2} = 1 : \sqrt{\tfrac{1}{2}}$$

woraus $$x = \frac{\sqrt{2}}{2+\sqrt{2}} = \sqrt{2} - 1 = 0{,}41421.$$

Hiermit stellen wir die obigen Angaben (31, 34, 36.) zusammen, und erhalten folgende Tafel, woraus das Fortschreiten des Gegensatzes von einem Intervall zum andern hervorgeht:

Gegensatz der			Unterschiede
grossen Secunde	= 0,17158		
		— —	0,08962
kleinen Terze	= 0,26120		
		— —	0,07213
grossen Terze	= 0,33333		
		— —	0,08088
Quarte	= 0,41421		
		— —	0,08579
falschen Quinte	= 0,50000		
		— —	0,08579
reinen Quinte	= 0,58578		
		— —	0,08088
kleinen Sexte	= 0,66666		
		— —	0,07213
grossen Sexte	= 0,73879		
		— —	0,08962
kleinen Septime	= 0,82841.		

Man sieht, dass die Abweichung in diesen Unterschieden hauptsächlich von der kleinen Terz und grossen Sexte herrührt; es entsteht daraus die Frage, ob beyde nicht in anderer Hinsicht einer andern Bestimmung entgegengehen werden? Dies muss sich bey der Untersuchung über die Accorde aufklären. Giebt es hier eine Bedenklichkeit, so liegt sie darin, dass unsre Tasten-Instrumente, deren gleichmässige Temperatur gleiche Unterschiede mit sich bringt, dem Gehör keine so bedeutenden Fehler, als daraus anscheinend entstehen müssten, fühlbar machen. Die Bestimmung der Physiker, (32), nach welcher anstatt 0.26120 vielmehr 0.26303 zu setzen wäre, macht die Abweichung nicht geringer sondern grösser; daher kann von dorther keine Abhülfe der anscheinenden Schwierigkeit erfolgen. Wir müssen erst weiter gehn.

39. Fragen. *a*) Worin liegt das Harmonische der reinen Accorde?

b) Warum giebt es nur zwey reine Accorde?

c) Worin liegt der Grund, dass, bey gleich vollkommner Harmonie, doch das Dur einen Vorzug der grössern Ruhe besitzt, das Moll dagegen mehr einer getrübten Gemüths-Stimmung entspricht?

40. Vorläufige Bemerkungen. Die ersten beyden Fragen laufen in einander zurück; so dass, wenn die erste vollständig beantwortet ist, sich die zweyte von selbst erledigen muss. Wir werden daher die zweyte als Anlass benutzen, der Antwort auf die erste einige nähere Bestimmungen beyzufügen. Denn wenn das Harmonische des reinen Accordes genau erklärt ist, so kann die Erklärung nicht weiter passen als nur auf die beyden reinen Accorde; sonst würde es deren mehr als zwey wirklich geben.

Glaubt man aber im Zusammentreffen der Schallwellen, (welches, beyläufig, eine unausführbare Genauigkeit und Reinheit, sowohl des Gesanges als der Instrumental-Musik erfodern würde,) den Grund der reinen Accorde zu finden: so bleibt die dritte Frage unbeantwortet. Denn ob im reinen Accorde die kleine Terz (wie *c*, *es*) unten, und die grosse Terz oben liege (wie *es*, *g*) oder umgekehrt, (wie *c*, *e*, *g*): immer haben beyde auf gleiche Weise Platz in der Quinte (wie *c*, *g*); da immer, nach den angenommenen Verhältnissen, $\frac{5}{4}\cdot\frac{6}{5} = \frac{3}{2}$ giebt. Unsre frühern Bestimmungen offenbaren dagegen eine scheinbare Schwierigkeit. Der Gegensatz der Quinte soll seyn $= 0{,}58578$, aber die beyden Gegensätze der Terzen addirt geben $0{,}26120 + 0{,}33333 = 0{,}59453$; mithin hat die Quinte nicht Raum genug für die beyden Terzen. Es wird sich zeigen, dass daraus für das Moll etwas anderes folgt als fürs Dur. Im leiblichen Hören kann übrigens der Grund des Unterschiedes um desto weniger gesucht werden, da auch die Tasten-Instrumente bei gleichschwebender Temperatur keinen Unterschied offenbaren; denn sie geben der grossen Terz ein Drittheil, der kleinen ein Viertheil der Octave; und immer ist $\frac{1}{3} + \frac{1}{4} = \frac{7}{12}$, wie man die beyden Terzen auch legen möge. Man muss das musikalische Denken untersuchen.

41. Beantwortung der ersten Frage. Indem je zwey Vorstellungen von Tönen sich gegenseitig brechen, (nämlich in Gleiches und Entgegengesetztes,) müssen drey solche Vorstellungen sich doppelt brechen: dergestalt dass in jeder drey Theile zu unterscheiden sind. Im reinen Accorde verhalten sich die drey Theile allemal wie die Zahlen 3, 4, 5, beynahe; sucht man nun zu 4 und 5 die dritte auf der statischen Schwelle, so ergiebt die Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$, wenn $b = 4$, $a = 5$, für c den Werth $= 2{,}9814$; das heisst, beynahe 3; dergestalt, dass bey höchst geringer Abänderung der Zahlen 3, 4, 5, vollkommen ein solches Verhältniss statt finden wird, wie schon oben bey den Intervallen als

der Grund der Consonanz erkannt wurde. Jedoch ist hier ein wichtiger Unterschied. Bey den Intervallen befanden sich solche Kräfte im Conflict, die von den Vorstellungen zweyer Töne herrührten; hingegen hier enthält jeder einzelne Ton des reinen Accordes in Folge der doppelten Brechung alle drey Theile, unter denen das angegebene Verhältniss sich findet.

42. Erläuterung. In Figur 10 sieht man die Brechungen in sämmtlichen Tönen des reinen Accordes von *c dur*. In Figur 11 dagegen die Brechungen in sämmtlichen Tönen des reinen Accordes von *c moll*. Die Figuren stellen dasjenige als abgesondert vor Augen, was man abgesondert nicht hören kann, aber, als wäre es abgesondert, denken muss, um die Art des innern Streits zu überlegen, worin eine an sich einfache Vorstellung begriffen ist, indem sie von zwey andern zugleich zerlegt wird in Gleiches und Entgegengesetztes.

43. Zusatz. Der angegebene Grund der Harmonie ist so allgemein, dass er nicht bloss in jeder Lage, die man dem reinen Accorde geben kann, der nämliche bleibt, sondern auch die von jenem abgeleiteten Accorde, den Sexten- und Sext-Quarten-Accord, sammt ihrem Unterschiede, erklärt. Die veränderten Lagen, welche entstehen, wenn man entweder die Octave, oder die Terz, oder die Quinte oben legt, verändern in den Figuren bloss die Richtung derjenigen Striche, welche die Brechung anzeigen, in so fern, dass man sie jenen Abänderungen gemäss nach oben oder nach unten ziehen kann, je nachdem die Brechung von einem obern oder untern Tone herrührt. Damit ändert sich an der Brechung gar nichts; das heisst, der Unterschied ist nicht harmonisch, sondern er hat nur Bedeutung für die

Melodie, von der wir hier nicht sprechen. Was aber den Sexten- und Sext-Quarten-Accord anlangt, so entstehn diese durch Hinzufügung einer Bass-Note, welche entweder der Grundton, oder die Terze, oder die Quinte ist. Dies nun verstärkt wohl eine oder andre Brechung, verändert sie aber auch nicht. Wird eine Brechung durch die Terze oder Quinte verstärkt, so ist die Art der Auffassung des Harmonischen nicht im Gleichgewichte; (man kann sich das an den Figuren vor Augen stellen, wenn man von den Strichen, welche die Brechung anzeigen, einen oder den andern etwas dicker oder länger zeichnet.) Daher gewähren die abgeleiteten Accorde nicht die vollkommene Ruhe, wie der reine Accord besonders dann, wenn der Grundton unten, und zugleich die Octave oben liegt. Die Octave bringt keine neue Brechung hervor; sie sichert aber dem Grundton das Übergewicht, indem sie nicht ihn, wohl aber gemeinschaftlich mit ihm die beyden andern Töne bricht. Wer etwa fragen möchte, welcher Ton das Vorrecht habe, der Grundton zu seyn, der müsste vergessen haben, dass die Quinte die vollkommenste Consonanz ist, und dagegen die Quarte, welche aus ihrer Umkehrung entsteht, ihr in der Consonanz nicht gleich kommt. Im Accorde von *c* muss *c* selbst der Grundton seyn, damit *g* als Quinte deutlich vernommen werde, nicht aber etwa die Quarte bilde; und so bey jedem andern reinen Accorde. Man vergleiche, was oben (22 und 26) von der Quinte und Quarte gesagt worden. Die Quarte endigt nur die Wirksamkeit der halben Gleichheit, die Quinte erst endigt den Streit der Gleichheit wider die Gegensätze; und dadurch kommt sie der Octave als Consonanz am nächsten.

44. Bestätigung durch eine Thatsache. Besonders merkwürdig ist, dass unter allen Lagen, die man dem reinen Accorde geben kann, diejenige am vollkommensten das Harmonische fühlbar macht, welche entsteht, wenn man den Accord nicht in die Distanz einer Octave einschliesst, sondern ihn dergestalt in zwey Octaven vertheilt, dass zunächst über dem Grundton die Quinte liegt, dann statt der Terze die Decime folgt, und oben die zweyte Octave den Accord abschliesst. Die Folge davon ist, dass der Grundton unmittelbar nur durch die Quinte gebrochen wird, und hiemit vollkommen consonirt; dann aber bey der Quinte sowohl als bey der Decime sich ein Umstand ereignet, den wir näher beleuchten müssen.

Man vergleiche Fig. 12 mit Fig. 10, und eben so Fig. 13 mit Fig. 11. Der einzige Unterschied in Ansehung der Töne *c* und *g*, *es* und *g*, scheint darin zu bestehen, dass die Richtung der Brechungsstriche etwas verändert ist. Allein hiemit hängt eine Erinnerung zusammen an die Bedingung, unter der die allgemeine Schwellenformel zur Anwendung gelangt. Soll $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ auf der statischen Schwelle seyn: so müssen a, b, c im vollkommenen Gegensatze stehen. Nun ist zwar jeder Brechungsstrich das Zeichen des vollkommenen Gegensatzes, denn er sondert die Mischung des Gleichen und Entgegengesetzten, und die Mischung ist damit rein aufgehoben. Allein in Fig. 10, wo der Accord als innerhalb einer einzigen Octave eingeschlossen erscheint, ist der mittlere Theil zwischen den beyden Brechungsstrichen zwiefach in Betracht zu ziehen. Einerseits als Entgegengesetztes, anderntheils als ein Stück der Gleichheit. Um dieses für einen Fall beyspielweise vollends zu beleuchten, nehme man in Fig. 10 die Darstellung des Tones *e*. Der Theil zwischen beyden Brechungsstrichen ist einerseits ein Stück von dem, was *e* mit *g* Gleiches hat, und in so fern demjenigen, was von ihm links liegt, rein entgegengesetzt; er ist andererseits ein Stück von dem, was *e* mit *c* Gleiches hat, und in so fern demjenigen, was von ihm rechts liegt, rein entgegengesetzt: aber in anderer Rücksicht ist er gleichartig dem, was links liegt, wiefern beydes zusammen die Gleicheit mit *c* bezeichnet; und eben so gleichartig dem, was rechts liegt, wiefern beydes zusammen die Gleichheit mit *g* bezeichnet. Dieses In-wiefern und In-sofern verschwindet bey der vollkommensten Lage des reinen Accordes. In Fig. 12 sind die Theile rechts und links die Gleichheiten nach unten und nach oben, daher unter einander entgegengesetzt wie Unten und Oben; der mittlere Theil aber ist nun Gegensatz in doppeltem Sinne: zugleich nach oben und nach unten. Dasselbe bemerkt man ohne Mühe bey Fig. 11 und 13.

45. Antwort auf die zweyte Frage. Da der Grund der Harmonie durch die Schwellenformel angegeben worden: so kann es scheinen, dieser Grund wäre nicht ausschliessend, wie er doch seyn soll. Denn in der Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ sind *a* und *b* beliebig anzunehmende Grössen; man kann demnach für *c* unzählige Werthe finden. Nun kommt zwar hier eine zweyte Gleichung hinzu, nämlich $a + b + c = 1$, indem *a*, *b*, *c* als entstanden aus einer einzigen Vorstellung zu denken sind, welche Vorstellung durch Brechung in die Theile *a*, *b*, *c*, weder grösser noch kleiner wird, son-

dern das Eine und Ganze ist, worauf jene, als Brüche desselben, sich beziehen. Allein wo bleibt die, zur völligen Bestimmung nöthige dritte Gleichung? — Nach einer solchen darf man hier gar nicht fragen; wir haben der Bestimmungen nur zu viele. Es sollen nämlich so genau als möglich diejenigen Bestimmungen vestgehalten werden, welche in den einzelnen Intervallen, wo die Töne paarweise genommen wurden, schon liegen. In diesem Betracht ist die Aufgabe, den reinen Accord zu construiren, sogar mehr als bestimmt, und eine ganz genaue Auflösung überall nicht möglich. Für den praktischen Gebrauch genügt eine Annäherung vollkommen; aber sie ist nur in den beyden reinen Accorden erreichbar.

46. Ausführlichere Beantwortung der zweyten Frage. Da die Quinte nächst der Octave die vollkommenste Consonanz ist, (22) so nehme man zuvörderst in der Schwellenformel für a die Gleichheit der Quinte. Der Gegensatz ist $= 0{,}58578$, also die Gleichheit $= 0{,}41421$. Man versuche, ob sich hieraus, in Verbindung mit jenen beyden Gleichungen, für b und c solche Werthe gewinnen lassen, welche der Voraussetzung entsprechen, dass die reine Quinte aus einer grossen und einer kleinen Terze bestehen, und dieselben in sich fassen solle.

Die drey Bestimmungen sind also:

$$a + b + c = 1$$
$$a = 0{,}41421$$
$$c = b \sqrt{\frac{\mathrm{a}}{\mathrm{a} + \mathrm{b}}}$$

Nun ist $c = 1 - (a + b)$

Man setze $a + b = x$; und $b = x - a$, so kommt

$1 - 2x + x^2 = \frac{(x-a)^2\, a}{x}$, woraus die Gleichung

$$x^3 - (2+a)\, x^2 + (1+2a^2)\, x - a^3 = 0$$

Diese Gleichung förmlich aufzulösen ist nicht nöthig, denn man kennt x schon sehr nahe. Man weiss, dass b fast $= \frac{4}{12} = \frac{1}{3}$, und a fast $= \frac{5}{12}$; also sehr nahe $a + b = x = \frac{3}{4}$; daher ist nur die gewöhnliche Annäherung zur Wurzel noch übrig. Also setze man $x = \frac{3}{4} + u$. Nach gehöriger Rechnung findet man

$$u = 0{,}0003\ldots \text{ woraus } b = 0{,}3361;\ c = 0{,}2497$$

so dass b noch über $\frac{1}{3}$, c noch nicht völlig $= \frac{1}{4}$ wird. Das heisst: die grosse Terze müsste (freylich sehr wenig) mehr betragen, als ihr die gleichschwebende Temperatur, einstimmig mit unserer obigen Angabe, einräumt: dagegen weicht die kleine Terze merklich ab sowohl von unsrer frühern Rechnung als von der Angabe der Physiker, während ihr die gleichschwebende Temperatur, nach der sie $= \frac{1}{4}$ seyn muss, so nahe kommt als man irgend verlangen kann. Unsre frühere Rechnung, da wir die kleine Terz unabhängig vom reinen Accorde bestimmten, gab ihr den Gegensatz, d. h. die Entfernung vom Grundton, $= 0{,}2612$; eine so grosse Distanz passt aber nicht in den reinen Accord, nämlich nach der jetzigen Voraussetzung, welche sich darauf stützt, die Quinte solle vollkommen rein seyn. Bekanntlich wird ihr dies von der gleichschwebenden Temperatur nicht zugestanden, sondern sie muss um ein Weniges, was jedoch dem Gehör schon merklich ist, abwärts schweben; also dem Grundtone sich annähern. Dass dies einen sehr guten Grund hat, wenn man ihn gleich in etwas weiterer Ferne suchte, als da, wo er zu allernächst liegt, wird sich bald vollends aufklären.

47. Zweytens nehme man die kleine Terz als schon bestimmt an, nach (31). Ihr Gegensatz ist dort $= 0{,}2612$ gefunden worden. Nun lässt sich zwar schon voraussehn, dass dies die schlechteste Bestimmung des reinen Accordes seyn wird. Denn wenn $c = 0{,}2612$, mithin grösser als vorhin, so zeigt schon die Schwellenformel $c = b \sqrt{\frac{a}{a+b}}$, dass b ziemlich nahe proportional mit c wachsen muss, welches die grosse Terz noch grösser, die Gleichheit der Quinte kleiner, also die Quinte selbst nicht kleiner, sondern grösser, und über den Punct der Reinheit hinaufgetrieben geben würde. Indessen wollen wir die Rechnung dennoch ausführen, da für die Untersuchung dieser Gegenstand bedeutend ist. Man hat also

$$a + b + c = 1$$

$$c = 0{,}2612$$

$$c = b \sqrt{\frac{a}{a+b}}$$

Nun ist $a = 1 - (b + c)$, und $a + b = 1 - c$

Daher $c^2 (1 - c) = b^2 (1 - b - c)$, oder

$$b^3 - b^2 (1 - c) = c^2 (1 - c) = 0$$

wo b die unbekannte Grösse ist.

Da b nahe $= \frac{1}{3}$, so setze man $b = \frac{1}{3} + u$; die Rechnung ergiebt $u = 0{,}0336$, also $b = 0{,}3669$, und $a = 0{,}3719$, so dass der Gegensatz der Quinte $= 0{,}628$, welcher seyn soll $= 0{,}58578$, sogar die Hälfte der Distanz von hier bis zum Gegensatz der kleinen Sexte — welcher 0,6666 beträgt, — noch übersteigen würde.

48. Drittens nehme man die grosse Terz als schon bestimmt an; nach (31). Ihr Gegensatz ist dort $= \frac{1}{3}$ gefunden. Man hat demnach

$$a + b + c = 1$$
$$b = 0{,}3333$$
$$c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$$

Man setze $a + b = x$, also $c = 1 - x$, und

$$(1-x)^2 = b^2.\frac{x-b}{x}\text{, woraus}$$
$$x^3 - 2x^2 + (1-b^2)\,x + b^3 = 0$$

Wiederum sey $x = \frac{3}{4} + u$, so findet sich $u = 0{,}00136$, $x = 0{,}75136$, $a = x - b = 0{,}4180$, der Gegensatz der Quinte $= 0{,}5819$; da er nun seyn sollte $= 0{,}5857$, so braucht man die Quinte nur kaum merklich abwärts schweben zu lassen. Der Gegensatz der kleinen Terz wird jetzt $c = 0{,}2486$, also sehr wenig kleiner als $\frac{1}{4}$; daher nunmehr Alles ganz nahe mit der gleichschwebenden Temperatur übereinkommt, welche nach dem, was hier entwickelt worden, wohl nicht mehr für einen Nothbehelf gelten dürfte.

49. Beantwortung der dritten Frage (in 39). Die sehr befremdende und schwer scheinende Frage, weshalb das Moll völlig gleich consonirend wie das Dur, dennoch — man weiss nicht recht wie? — minder befriedigt, wie jenes, (so dass vortreffliche Musiker selbst in Werken, die dem Moll angehören, oft ganz am Ende anstatt des Moll noch im Dur schliessen, um den letzten Ruhepunct zu gewinnen); weshalb es überdies mehr geeignet ist, Trauer, Schwermuth, Zorn, selbst Grillen und Humor auszudrücken, als das Dur, während es zur reinen Heiterkeit und zum Frohsinn nicht passt: diese Frage kann auf dem jetzigen Standpuncte der Untersuchung auf eine Weise beantwortet werden, die ins Auge fällt, sobald man nur auf die

schon bekannten Zeichnungen zurückblickt. Beym Dur-Accorde, wie ihn Fig. 10 darstellt, entsteht der schwächste unter den drey Theilen, worin jede Ton-Vorstellung gebrochen wird, allemal dadurch, dass er übrig bleibt, nachdem in Bezug auf den Grundton die grosse Terz und die Quinte vestgestellt worden. Beym Moll hingegen ist es der Grundton, gegen welchen die kleine Terz unmittelbar bestimmt wird. Hätte nun dies Intervall freyen Raum im reinen Accorde, — oder dürfte der Accord ihm genügend construirt werden, so läge hierin nichts, was dem Dur nachstände. Allein es ist (in 47) gezeigt worden, dass alsdann die grosse Terz und die Quinte unerträglich müssten überspannt werden. Demnach ist nicht bloss die kleine Terz gepresst, sondern im Moll fällt die Abweichung, die sie erleidet, auf den Grundton selbst, welcher sich vertiefen müsste, wenn dem wahren Verhältnisse sollte genügt werden. Dies kann eben so wenig geschehen, als die Quinte darf erhöhet werden.

50. Vergleichung mit der Angabe der Physiker. Was die kleine Terz anlangt, so ist diese, wie oben schon bemerkt, nach der Bestimmung durch die Schwingungen tönender Körper sogar noch grösser, als wir sie fanden; nämlich ihr Gegensatz beträgt nicht bloss 0,2612, sondern 0, 26303. So hätte sie noch weniger Platz im reinen Accorde. Dagegen verengt die Angabe der Physiker die grosse Terz so sehr, dass, wenn solches dem musikalischen Denken gemäss wäre, die gleichschwebende Temperatur unerträglich seyn müsste. Während nun diese ein unverwerfliches Zeugniss gegen das Verfahren, Töne nach Schwingungen der tönenden Körper zu bestimmen, ablegt: versperrt die physikalische

Ansicht sich ganz und gar den Weg, zwischen Dur und Moll einen wesentlichen Unterschied zu finden. Ihr ist der reine Accord immer recht, denn immer giebt 0,26303 den Abstand der kleinen, 0,32193 den Abstand der grossen Terz; und immer ist $0,32193 + 0,26303 = 0,58496$, dem Gegensatz der Quinte, ob nun die kleine Terz unter oder über der grossen liege. Die Täuschung, dass hierin kein wesentlicher harmonischer Unterschied liegen könne, wird desto vollständiger, da die bekanntesten Thatsachen es bezeugen, dass durch Umkehrungen, wie man sie auch anstellen möge, kein Intervall seinen harmonischen Werth verändert; — nämlich wenn das Intervall selbst umgekehrt wird.

51. Frage. Woher rührt es, dass die Musik bey einiger Abweichung von der strengen Reinheit (die sich in der Ausführung ohnehin nicht mit mathematischer Genauigkeit erreichen lässt) noch verständlich und selbst wohlklingend bleibt? Und wie lassen sich dafür mit einiger Bestimmtheit die Gränzen angeben?

52. Jenes rührt nicht bloss her von Unvollkommenheiten des Gehörs, sondern wesentlich auch davon, dass einige Verschiedenheit in der Art, den reinen Accord zu bestimmen, (vergl. 46 und 48) und einige Abweichung der hieraus hervorgehenden von den ursprünglichen Intervallen muss zugelassen werden. Was innerhalb der Gränzen solcher Verschiedenheit und Abweichung schwebt, kann nicht schlechthin als unrein verworfen werden.

53. Zusatz. Indem wir zu den beyden Gleichungen $a + b + c = 1$ und $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ noch eine Bestimmung für ein schon vestgestelltes Intervall.

also für *a*, oder für *b*, oder für *c* hinzunahmen: erschöpften wir die ganze Sphäre der Möglichkeit reiner Accorde; (denn dass nicht daran zu denken war, etwa die falsche Quinte oder die Secunde mit den Bedingungen des reinen Accordes zu vereinigen, übersieht man auf den ersten Blick) wenn wir also jetzt weiter fortgehn, so verlassen wir gewiss diese Sphäre; aber es fragt sich, ob wir damit sogleich in das Gebiet der Dissonanz eintreten werden, oder ob es noch etwas Mittleres gebe? Dies veranlasst zunächst, an Thatsachen zu erinnern.

54. Thatsachen. Es giebt Accorde, denen die Ruhe der reinen Accorde fehlt, bey denen man also nicht bleiben kann, sondern auf welche etwas folgen muss. In einigen dieser Accorde sind Töne, die eine bestimmte Richtung anzeigen, wohin man, von ihnen ausgehend, sich wenden müsse. Diese Töne heissen Dissonanzen im engern Sinne. Dasjenige Beispiel, was sich als das nächste, gewöhnlichste darbietet, ist die kleine Septime im Septimen-Accorde mit der grossen Terz.

Die Frage, wie sind Dissonanzen möglich? zerfällt hiemit in die allgemeinere: wie kann es Accorde geben, denen eine solche Unruhe inwohnt, dass man bei ihnen nicht bleiben könne? und in die mehr specielle: wie kann es in diesen Accorden Töne geben, die als Dissonanzen eine bestimmte Art von Auflösung erfodern?

55. Thatsache. Derjenige Accord, welcher aus dem Moll entspringt, wenn man in ihm anstatt der reinen Quinte die falsche nimmt, enthält keine Dissonanz im engern Sinne (54); aber es liegt in ihm eine unbestimmte Unruhe, vermöge deren man bey ihm nicht bleiben, dagegen aber auf verschiedene Weise von ihm

aus fortschreiten kann. Man sehe die bekannten Fortschreitungen in Fig. 14, 15, 16, welchen, wenn man die Melodie nicht zu verletzen fürchtet, der übermässige Secundensprung Fig. 17 um so mehr beygefügt werden kann, da das Harmonische in Fig. 18 eigentlich das nämliche ist.

56. Frage. Was ist der Grund der Unruhe in dem verminderten Dreyklange?

57. Vorbereitung der Antwort. Innere Unruhe, vermöge deren etwas nicht bleiben kann, enthält eine Negation, die nicht auf etwas Äusseres, also auf einen Punct im Innern gerichtet seyn muss. So lange man nicht Eins vom Andern im Innern dergestalt unterscheiden kann, dass klar werde, wie und warum jenes diesem widerstreite, lässt sich der Grund der innern Unruhe nicht angeben. Im vorliegenden Falle kennt man nun zwar die falsche Quinte, bey welcher jeder Ton in zwey gleiche und entgegengesetzte Kräfte gebrochen wird; allein diejenige Unruhe, welche daraus entsteht. ist nicht nothwendig dieselbe wie im erwähnten Accorde; denn sie nimmt einen ganz andern Charakter an. und gewinnt die Bestimmtheit einer eigentlichen Dissonanz, wenn man einen Grundton hinzufügt, gegen welchen die falsche Quinte zur Septime wird; z. B. wenn man zu *h f* den Grundton *g* oder *gis* hinzudenkt. Auch kann zu den nämlichen Tönen, die wir *h f* nannten, *cis* hinzukommen, dann entsteht eine ganz andre Bestimmtheit; nun wird *f* als übermässige Quarte gegen *h*. die aufwärts strebt, vernommen, unter dem Namen *eis*, ohne dass der Ton selbst merklich braucht verändert zu werden; den wir vielmehr gemäss der gleichschwebenden Temperatur, beständig als in der

Mitte der Octave von *h* zum höhern *h* stehend voraussetzen. Die falsche Quinte allein würde also die unbestimmte Unruhe des Accordes *h·d f* nicht erklären, viel weniger die Verschiedenheit seiner Fortschreitungen begreiflich machen.

58. Antwort. Man kennt aus dem Obigen den Gegensatz der kleinen Terz. Beyde kleine Terzen *h d* und *d f* sollen hier passen in die Distanz der falschen Quinte *h f*. Allein wenn wir den Gegensatz der kleinen Terz $= 0.2612$ verdoppeln, so giebt dies 0.5224; welches sehr merklich grösser ist als die Distanz der falschen Quinte $= 0,5$. Um diese Grösse zu schätzen, muss man sie mit der Distanz der falschen und reinen Quinte vergleichen, die wir oben $= 0,08578$ fanden. Die Überschreitung der falschen Quinte, welche zwey kleine Terzen hervorbringen würden, beträgt, wie man sieht, 0,0224, nähme man sie vierfach, so käme 0,0896; also nähert sich eine so arg überschrittene falsche Quinte um mehr als ein Viertel der Distanz, ihrer Nachbarin, der reinen Quinte. Eine solche Abweichung von der ursprünglichen Bestimmung der Intervalle ist unmöglich; sie würde allen Zusammenhang der Musik aufheben. Also die falsche Quinte bleibt; aber jede der kleinen Terzen wird beynahe in den nämlichen Raum eingeengt, den im reinen Accorde eine einzelne bekommt. Hiezu kommt noch ein andrer Umstand, den die Figur bemerklich macht.

In Fig. 19 sieht man die Brechung des Grundtons *h* durch *d* und *f*. Die drey Theile sind im Verhältnisse von 6, 3, 3; oder 2, 1, 1. War schon Gleichheit der Kräfte zwischen den Theilen, welche in der falschen Quinte gebrochen sind; so ist nun wiederum

Gleichheit der Kräfte, also grösst-möglicher Streit ohne Sieg, zwischen den beyden kleinern, unter sich entgegengesetzten Theilen.

Demnach, während das Streben, die kleinen Terzen rein zu hören, wider die falsche Quinte wirkt, sind auch noch die beyden Terzen unter sich im Widerstreit.

Kennte man nicht thatsächlich diesen Accord: würde man es einer Theorie wohl glauben, dass die blosse Veränderung der reinen Quinte in die falsche, durch Erniedrigung eines Tones um ein Zwölftheil der Octave, eine solche Corruption des reinen Accordes hervorbringen könne? Vermuthlich eben so wenig, als der Unkundige das, worauf es ankommt, in den Zeichnungen erblicken wird.

Was nun die Fortschreitungen anlangt: so hat zwar derjenige Ton, der einer eigentlichen Dissonanz am nächsten kommt, nämlich die falsche Quinte, eine vorwiegende Neigung nach unten, aber nicht mit der Entschiedenheit, wie wenn derselbe zur Septime wird. Wollte man in Fig 15 den Grundton *g* hinzufügen oder hinzudenken, so würde die Fortschreitung *f g* nicht ertragen werden. Dagegen, dass die Fortschreitung *f gis* nur des Secundensprunges wegen gern vermieden wird, während sie in der Umkehrung (Fig. 18) höchst gewöhnlich ist, — dies zeigt gerade, dass ein, für die Harmonie zufälliger, Umstand den Grund der vorherrschenden Neigung nach unten enthält. Setzt man, wie in der Tonleiter, von *a moll*, *fis* statt *f*, so ist durch diese, der Tonart fremdartige Erhöhung der Weg nach oben geöffnet, und es fehlt nicht am Streben, ihn zu betreten.

In dem Allen ist nichts Anderes zu erkennen, als eine Compression der Terzen durch die falsche Quinte, wobey es auf Nebenumstände der Tonart und dessen was vorhergeht, ankommt, nach welcher Seite hin der Druck gelüftet werde. Der Druck entsteht hier aus dem Bestreben, das Intervall in seiner eigenthümlichen Bestimmtheit zu vernehmen.

59. Thatsachen. In den verschiedenen Septimen-Accorden, sammt deren Umwandlungen, sind die Septimen selbst Dissonanzen im engeren Sinne; das heisst, sie bestimmen die Fortschreitung, durch welche sie aufzulösen sind.

Dies aber gilt in ganz vorzüglichem Grade von der kleinen Septime in Verbindung mit der reinen Quinte und grossen Terz, welche letztere dann zum Leitton wird.

60. Frage. Woher rührt diese Entschiedenheit, womit der eben erwähnte Septimen-Accord die ihm gebührende Auflösung anzeigt und fordert?

61. Vorbereitung zur Antwort. In der kleinen Septime, für sich allein betrachtet, kann der Grund nicht liegen. Denn:

Erstlich: für sich allein lässt sich die kleine Septime von der übermässigen Sexte nicht zulänglich unterscheiden. Wenn man in (38) zum Gegensatze der grossen Sexte = 0,73879 einen halben Ton als Erhöhung derselben addirt und den halben Ton (dessen Grösse, wie dort gezeigt, sich nicht bestimmt angeben lässt,) auch nur zu 0,08088 annimmt, so kommt schon 0,81967 als Gegensatz der übermässigen Sexte; nimmt man ihn, was eben so füglich geschehen kann, = 0,08578 (der Unterschied der falschen Quinte von der reinen,) so ergiebt sich für die übermässige Sexte der Gegensatz, oder die Distanz vom Grundton, = 0,82457. Beydes ist von 0, 82841, dem Gegensatze der kleinen Septime, nicht hinlänglich verschieden, um zu erklären, weshalb die Septime, wie *c b*, nach innen zu *c a*, hingegen die übermässige Sexte, wie *c ais*, nach aussen zu *h h* hindrängt.

Zweytens. Die kleine Septime sowohl als ihr Umgekehrtes, die grosse Secunde, sind nicht ursprünglich verständliche Intervalle. Überlegt man die Weise, wie ihre Bestimmungen, unabhängig von einander und doch genau zusammentreffend, oben gewonnen wurden (36), so sieht man gleich, dass die Auffassung eines solchen Intervalls nicht unmittelbar geschehn kann. Soll die kleine Septime aufgefasst werden, so müssen die Töne dergestalt abwechselnd vernommen seyn, dass jeder sich in der Verschmelzung das Gleiche des andern zueignen konnte; dann müssen sie wieder zusammen klingen, damit nun erst das Übergewicht der vorhin verstärkten Vorstellungen über dem Entgegengesetzten der einzelnen empfunden werde. Soll die grosse Secunde zur Auffassung gelangen, so müssen zuvor beyde Töne zugleich vernommen, und durch die halbe Gleichheit möglichst vereinigt seyn; dann müssen sie wieder abwechselnd gehört werden, damit sie als einzelne der vorigen zwiefachen Vereinigung widerstehend noch eben aus derselben hervortauchen.

Zusatz. Der hier gefoderte Wechsel kann einige Modification dadurch erleiden, dass bey längerem Hören verweilend die Empfänglichkeit für das Gleiche allmählig abnimmt, und das Entgegengesetzte sich mehr verstärkt. *) Darauf kann hier nicht eingegangen werden.

---

*) Psychologie §. 98.

62. **Antwort.** Zuerst kommt es auf den Zusammenhang an, damit man nicht die übermässige Sexte zu hören glaube. In Fig. 20 hört Jedermann *ais*, und nicht *b*: denn man ist im Zusammenhange von *e moll.* Hingegen in Fig. 21, wo *b* zum reinen Accorde von *c dur* hinzutritt, denkt Niemand an *ais*. Nur von Fällen wie der letzten reden wir hier.

Wir setzen demnach den reinen Dur-Accord voraus, zu welchem die kleine Septime hinzutrete: und betrachten zuerst die Veränderung, die sie hervorbringt.

Zuvörderst zeigt die Fig. 22, verglichen mit Fig. 10, dass durch den Einbruch der Septime der reine Accord in seinem stärksten Theile verletzt, — also gewiss verunreinigt wird. Denn sowohl in *c*, als in *e*, als in *g* kommt der Theilungsstrich, welcher *b* bezeichnet, fast in die Mitte der fünf Zwölftel hinein, welche das Übergewicht hatten.

Zweytens: nun gewinnt der Theil, welcher vier Zwölftel beträgt, und durch die grosse Terz abgeschnitten ist, das Übergewicht.

Drittens: wiewohl auch der kleinste Theil, welchen im reinen Accorde Terz und Quinte übrig liessen, jetzt aus dem Drucke, der ihn zur statischen Schwelle trieb, auftaucht: so ist doch sein Hervortreten geringer, als das der vier Zwölftel; dadurch wird an der Gränze, welche die grosse Terz bezeichnet, nur der Conflict vermehrt.

Endlich viertens: der kleinste Theil von zwey Zwölfteln, welchen jetzt die Septime abschneidet, sollte auf die statische Schwelle fallen, und zwar schnell, so dass er bald ganz aufhören würde, zu der Bestimmung dessen, was vorgestellt werde, mitzuwirken. Allein die

Vorstellung jedes Tons, wie sie auch gebrochen werde, bleibt immer eine und dieselbe; und so lange sie selbst nicht ganz gehemmt oder verändert ist, kann auch kein Theil von ihr sich so absondern, als ob unabhängig von ihm das Übrige den Zustand des Vorstellens bestimmte. Daher muss in Ansehung dieses kleinsten Theils die ganze Vorstellung in einen Zustand gerathen, den wir nur nach einer entfernten Analogie mit dem, was in der Metaphysik Selbsterhaltung heisst, mit der gleichen Benennung bezeichnen können.

63. Fortsetzung. Es folge die Auflösung, wie Fig. 23 zeigt: was geschieht dadurch?

Erstlich, der Theil, welcher schon mit seinem Übergewicht die andere drängte, wird noch verstärkt, indem die grosse Terz (durch die Fortschreitung des Leittons) sich zur Quarte erweitert, (welche Quarte bey gehöriger Bewegung des Basses zur Octave des neuen Grundtons wird.) Dadurch geschieht, was dem Übergewichte gemäss ist; es wird gleichsam seiner Forderung entsprochen.

Zweytens, die beyden kleinen Terzen geben der Compression (58) nach, indem sie in eine grosse zusammenfallen. Sie gehorchen dem Drucke.

Drittens: dem Streben der Selbsterhaltung in Ansehung des kleinsten Theils wird ebenfalls genügt, indem derselbe sich bis zu dem Raum der kleinen Terze (statt deren die grosse Sexte eintrit.) erweitert. Hiezu folgende Erläuterungen:

64. Was die eben erwähnte Compression anlangt, so ist sie noch grösser als aus (58) schon erhellet. Man addire den Gegensatz der grossen Terz zu den Gegensätzen zweyer kleiner Terzen, um zu sehn, ob daraus

die kleine Septime entstehn könne. Wir wissen, dass im reinen Accorde die grosse Terz mindestens $\frac{1}{3}$ betragen muss; (46, 47. 48); aus 0,3333 + 0,2612 + 0,2612 wird aber 0,8557, während der Gegensatz der kleinen Septime nur 0,82841 gefunden wurde. Nicht einmal eine grosse Terz und falsche Quinte hat Raum genug in der kleinen Septime, denn jene beyden ergeben 0,8333. Also wird selbst die falsche Quinte gepresst, da, wie wir gesehn haben, (und wie das Gefühl des Leittons Jeden lehrt) die grosse Terz im Septimen-Accorde sich ein Übergewicht aneignet, indem die Septime den reinen Accord stört. Die Terz giebt nicht nach; die falsche Quinte muss sich in die Septime fügen; sie thut es, indem sie sich zusammenzieht.

65. Aber man könnte fragen, ob denn der Septime eine Kraft eigen sey, die falsche Quinte zu unterwerfen?

Zuvörderst, wenn die Töne, welche die kleine Septime bilden, des Zusammenhanges wegen als übermässige Sexte vorkommen werden, — nicht leiblich sondern im musikalischen Denken, in welchem allein der Unterschied liegt, — so erfolgt das Umgekehrte. Die übermässige Sexte wird gesprengt wie von einer ausdehnenden Gewalt. Vgl. Fig. 20. Der Septime braucht indessen nicht der Zusammenhang mit schon früher angeregten musikalischen Gedanken die Kraft zu geben, comprimirend sowohl auf die falsche Quinte als auf die darin enthaltenen Terzen zu wirken; sondern die übermässige Sexte ist es, welche erst aus dem Zusammenhange erhellet, wenn sie vorkommt; alsdann aber ist zugleich die falsche Quinte nicht vorhanden, sondern die Töne, aus denen sie besteht, werden als übermässige Quarte* vernommen. Das Umgekehrte der übermässigen

Sexte ist die verminderte kleine Terz (wie *ais c*,) diese aber kann gleichfalls nur in Folge des Zusammenhangs vernommen werden; die Töne, aus denen sie besteht, bilden an sich eine grosse Secunde. Da nun dies factisch veststeht, so kann auch die Thatsache, dass die kleine Septime im Septimen-Accorde gegen die darin liegende falsche Quinte zusammenziehend wirke, nicht bezweifelt werden. Unter den Erklärungsgründen aber, die schon oben (62) dafür angegeben worden, ist einer, der einer Auseinandersetzung bedarf, nämlich der, welcher davon hergenommen ist, dass der kleine Theil von zwey Zwölfteln, welchen die Septime in dem Grundtone und in allen Tönen des reinen Accordes abschneidet, auf die statische Schwelle gedrängt wird.

66. Dass neben dreyen geistigen Kräften, die sich verhalten wie 4, 3, 3, eine vierte, die nicht stärker ist als die Verhältnisszahl 2 anzeigt, nicht bestimmend wirksam bleiben könne, zeigt sich in Folge der Schwellenformel

$$d = \sqrt{\frac{abc\ (b+c)}{bc+ac+ab}}$$

welche gefunden wird, wenn man in der bekannten Hemmungs-Rechnung für a, b, c, d erstlich berechnet, wieviel von d, der schwächsten Kraft, zu hemmen ist, und dies alsdann $= d$ setzt.*) Nehmen wir in der Formel $b = c$, so wird kürzer

$$d = \sqrt{\frac{2ab^2}{2a+b}}$$

und dies giebt für $a = 4$, $b = 3$, den Werth $\sqrt{\frac{72}{11}} = 2{,}5584$. Hätte der kleinste Theil unter denen, welche beym Septimen-Accorde aus der Brechung in jedem

---

*) Psychologie §. 51.

Tone entstehn, diese Grösse, und könnten dabey (was unmöglich) die andern bleiben wie sie sind: so wäre hier etwas Ähnliches wie beym reinen Accorde. Eine geistige Kraft, die gerade nur auf die statische Schwelle gedrängt zu werden geeignet ist, kommt nur in unendlicher Zeit, d. h. niemals dahin; sie wird nicht wirklich unterdrückt, sondern, sie vermag nur nicht, den Conflict der andern unter sich zu vergrössern: deren Hemmungs-Summe vielmehr desto langsamer sinkt, je mehr davon auf die schwächste fällt. So ists beym reinen Accorde. In dem Falle des Septimen-Accordes aber kann man fragen, wieviel wohl daran fehle, dass es sich hier eben so verhalte? Gesetzt, der kleine Theil von zwey Zwölfteln würde vergrössert, und in Fig. 22 rückte der Theilungsstrich, welcher von *b* herrührt. (im Septimen-Accorde von *c*) etwas weiter vor, um die Vergrösserung auszudrücken: so würde derjenige Theil, welcher von der kleinen Terze *b g* herrührt, um eben so viel kleiner. Angenommen ferner, die grosse Terze erweitere sich um eben so viel, und die kleine Terz *g e* werde dadurch verengt: so lässt sich bestimmen, welche Veränderung mit dem Septimen-Accorde vorgehn müsste, wenn er jener Bedingung der Harmonie, dass der schwächste Theil auf die Schwelle zu sinken bestimmt, und hiemit gegen die andern Theile entwaffnet sey, — Genüge leisten sollte. Nennen wir das kleine Quantum der Veränderung, die mit jedem der vier Theile vorgehn soll, x, da es noch unbekannt ist: so ist $4+x$ anstatt 4, $3-x$ anstatt 3, und noch $2+x$ statt 2, in die Formel für d zu setzen. Also

$$d = \sqrt{\frac{2\,(4+x)\,(3-x)^2}{2(4+x)+(3-x)}} = 2+x$$

Geordnet: $28 - 78x - 19x^2 + x^3 = 0$
Da man weiss, dass x nur ein kleiner Bruch seyn kann, so lasse man x^3 einstweilen weg, und behandle die Gleichung wie eine quadratische. Oder, da man aus den ersten Gliedern schon sieht, dass x nahe $= \frac{28}{78} = \frac{14}{39}$, mithin wenig über 0,3 seyn müsse, so nehme man x^3 0,027; alsdann hat man $28{,}027 - 78x - 19x^2 = 0$, oder

$$x^2 + 4{,}1053x = 1{,}4751$$

und $$x = -2{,}0526 \pm \sqrt{(2{,}0526)^2 + 1{,}4751}$$

$$= 0{,}3324$$ (wobey $\frac{1}{12}$ als Einheit zu denken ist.)

Sollte um so viel die grosse Terz erhöhet, und zugleich die Septime erniedrigt werden, so würde die falsche Quinte sich einer Quarte um mehr als die Hälfte eines Zwölftels der Octave (also eines halben Tons) nähern. Eine so gewaltsame Veränderung der Intervalle würde sich zu keinem Versuche eignen; man kann aber ziemlich nahe dasselbe Resultat auf eine weit glimpflichere Weise erreichen. Die gesuchte Quadratwurzel wird nicht viel grösser ausfallen, wenn die grosse Terz nur um ein Fünftheil eines halben Tons erhöhet, die Septime um etwas mehr als ein Viertheil desselben erniedrigt wird. Man hatte ursprünglich die gegebenen Zahlen 4, 3, 3, 2; nun setze man

anstatt	4	3	3	2
jetzt	4,2	2,8	2,7	$2 + x$

so findet man durch Ausziehung der Quadratwurzel aus dem Bruche, der jetzt durch bekannte Grössen gegeben ist, $x = 0{,}386$, welches anzeigt, dass bey der angenommenen Bestimmung der kleinste Theil nicht mehr weit von der statischen Schwelle entfernt ist.

Um dem gemass einen leichten Versuch nur obenhin, (denn grosse Genauigkeit würde die Muhe nicht lohnen), anzustellen, kann man auf einem Pianoforte etwan die Töne *e* und *b* des Septimen-Accordes von *c*, um etwas verstimmen; es ist nicht schwer, nach dem Gehör die grosse Terz *e* ungefähr um ein Fünftel des halben Tons zu erhöhen, und zugleich die falsche Quinte *b* reichlich um ein Viertheil des halben Tons zu erniedrigen. Schlägt man den so verstimmten Septimen-Accord an, so ist der erste Eindruck wegen der schreyend-überspannten grossen Terz sehr widrig; da aber dieses seinen Hauptgrund in den Schwingungen der Saiten hat, also dem leiblichen Hören zur Last fällt, so suche man den Versuch davon zu befreyen. Dies gelingt meistens, wenn man gleichzeitig im Basse ein paar untere Octaven des Grundtons *c* stark anschlägt, und nach einer kleinen Weile die linke Hand aufhebt, während die rechte noch den verstimmten Accord vesthält. Man vernimmt nun das Nachtönen desselben. Der verdorbene Septimen-Accord ist noch zu erkennen; aber die Dissonanz hat ihr Salz verloren; das Getön ist nicht gerade beleidigend, es klingt vielmehr etwas süsslich-fade. Lässt man die gewöhnliche Auflösung des Septimen-Accordes folgen (*c f a*): so vermisst man die gewohnte Befriedigung. Und dies gerade bestätigt unsre obige Darstellung. Denn darauf kam es an, zu zeigen, worin die treibende, und zwar in bestimmter Richtung zur Auflösung treibende Kraft der Dissonanz liege. Die Begriffe hievon lassen sich nun noch etwas mehr auseinandersetzen.

67. Erstlich: die vier Kräfte, worin der Septimen-Accord jede einzelne Tonvorstellung bricht, sind weit vom Gleichgewichte entfernt. Wird eine geistige Kraft von den übrigen so stark gehemmt, dass sie beträcht-

lich unter die statische Schwelle fallen soll, so giebt ihr dies einen Antrieb, welchem gemäss sie nicht etwan in unendlicher Zeit (wie wenn sie bloss auf die Schwelle gedrängt würde), sondern in sehr kurzer Zeit aus dem Bewusstseyn verdrängt werden muss, falls dies an sich möglich ist *). Nun ist im Septimen-Accorde eine so starke Hemmung des kleinsten Theils vorhanden, denn eben zuvor wurde berechnet, dass neben 4, 3, 3, auf die Schwelle schon eine Grösse = 2,5584 würde getrieben werden; folglich ist die Grösse = 2 gewiss beträchtlich unter der Schwelle.

Zweytens. Geschähe das völlige Verdrängen wirklich: so würden in demselben Augenblick auch die beyden Theile, welche durch die Verhältnisszahl 3 bezeichnet wurden, einen plötzlich verstärkten Stoss zum Sinken **) bekommen; den man erfahrungsmässig bemerken müsste. Diesen bemerkt man nicht, während die innere Unruhe jenes Accordes sehr fühlbar ist.

Drittens: Da es unmöglich ist, von der an sich einfachen Vorstellung eines Tons ein bestimmtes Stück so abzuschneiden, wie wir dies in der Zeichnung thaten; vollends es dergestalt abzusondern, dass es dem ferneren Andringen der entgegenwirkenden Kräfte unzugänglich würde (wie dies der Fall bey den ganzen Vorstellungen ist, sobald sie wirklich auf die Schwelle gesunken sind): so ist an ein wirkliches Versinken jenes kleinsten Theils nicht zu denken. Gleichwohl ist wirklich ein so starker Druck vorhanden, der ein solches Versinken, soviel an ihm ist, hervor zu bringen geeignet wäre. Dieser Druck kann nur durch eine Gegenwirkung aufgehalten werden, welche in demselben Maasse, als der Druck andringt, zunehmen muss. Solche Gegenwirkung muss in der Vorstellung selbst sich erzeugen, denn das ganze Verhältniss, von dem wir hier reden, ist ein inneres in jeder einzelnen Vorstellung, weil jeder Ton in jene vier Kräfte gebrochen wurde. Diese Gegenwirkung nun ist es, die wir Selbsterhaltung nannten, weil etwas Ähnliches unter diesem Namen in der Metaphysik vorkommt, wiewohl unter andern Umständen und nähern Bestimmungen.

---

*) Psychologie §. 75, wo die Beispiele zu vergleichen sind.

**) Ebendaselbst.

Viertens: Dem Streben, was in dieser Gegenwirkung liegt, kann von aussen Genüge geschafft werden, wenn der kleinste Theil, den die stärkste Hemmung traf, durch veränderte Brechung verstärkt wird. Dann hört die Selbsterhaltung auf.

Fünftens: Dasselbe Streben aber entsteht gar nicht, wenn die Brechung gleich Anfangs darauf eingerichtet wird, dass der Druck nicht hinreiche, es zu erzeugen. Es wird abgespannt, indem man durch eine minder wirksame Brechung den Druck schwächt. Das ist der Fall des vorerwähnten Versuchs, welcher die Dissonanz entkräftet, anstatt sie durch Auflösung in reine Harmonie zu befriedigen.

68. Jetzt fällt ein neues Licht auf den Grund der Harmonie in den reinen Accorden.

Wir haben zwar schon oben auf's Bestimmteste gezeigt, dass der Schwellenwerth des kleinsten unter drey Theilen, worin drey Ton-Vorstellungen einander gegenseitig brechen, der allgemeine Charakter des reinen Accordes ist; dergestalt dass dieses Kennzeichen bey jedem einzelnen Tone des Accordes, in jeder Lage, in allen abgeleiteten Accorden, und gleicherweise beym *dur* und *moll*, zutrifft. Wir haben ferner die Schwierigkeit gezeigt, dieses Kennzeichen mit der vorgängigen Bestimmung der einzelnen Intervalle zu vereinigen; dergestalt, dass bey den reinen Accorden, aber auch nur bey ihnen, eine genügende Annäherung möglich ist; daher dies zugleich als das ausschliessende Kennzeichen der reinen Accorde muss anerkannt werden. Und schon hierüber verbreitet die nächst vorhergehende Untersuchung ein helleres Licht. Denn man sieht nun in bestimmten Fällen, (dem verminderten Dreyklange und dem Septimen-Accorde) unmittelbar vor Augen, wie weit andre Brechungen abweichen von dem Schwellenwerthe des kleinsten Theils.

Allein bey der frühern Darstellung konnte man sagen: man sey zwar genöthigt, einzuräumen, der allgemeine und zugleich ausschliessende Charakter des reinen Accordes müsse den Grund des Harmonischen, was in ihm eigenthümlich liegt, enthalten; man begreife aber den Zusammenhang des Grundes mit der Folge noch immer nicht.

Nun ist gewiss, dass nimmermehr eine speculative Erklärung ästhetischer Urtheile aus sich das Gefühl, was in diesen liegt, erzeugen kann. Aus dem Fühlen wird man herausversetzt durchs Denken. Wohl aber wird gerade umgekehrt bey solchem Denken gefodert und vorausgesetzt, man habe längst schon gefühlt was zu fühlen war, sonst würde man nicht einmal wissen, wovon die Rede sey, und welcher Gegenstand solle erklärt werden.

So wenig wir demnach jetzt erst das vorausgesetzte Fühlen hintennach erzeugen wollen; so können wir doch jetzt nachweisen, welchen Contrast der dissonirende Accord gegen den consonirenden macht.

Erstlich ist schon die Compression der kleinen Intervalle, durch die grössern, in denen jene Platz finden sollen, — oder überhaupt die Incongruenz der Intervalle zum Accorde — von welcher schon der reine Accord nicht ganz frey, doch grösser beim dissonirenden. (Man vergleiche 64 mit 48).

Zweytens und hauptsächlich. Beym reinen Accorde vermag einerseits der kleinste Theil nicht, den Conflict unter den stärkern zu vermehren; denn beym Schwellenwerthe der dritten, kleinsten Grösse ist die Hemmungssumme für die grössern die nämliche als ob der kleinste nicht da wäre*). Andrerseits aber wird auch das zuvor beschriebene Streben der Selbsterhaltung vermieden, welches nur eintreten könnte, wenn der kleinste Theil geringer wäre, als der Schwellenwerth anzeigt. Wir erkennen demnach die Harmonie des reinen Accordes als die richtige Mitte, zu welcher die Musik bey allen Bewegungen eben so oft zurückkehrt, als sie den reinen Accord hören lässt.

Drittens: Da diese richtige Mitte sich in allen Tönen erzeugt, die zum reinen Accorde gehören, und da sie dieselbe durch gegenseitige Brechung bestimmen: so unterstützen sie sich gegenseitig darin, — ihre verschiedene ursprüngliche Eigenheit verschmilzt darin; und man könnte sagen, dass die richtige Mitte sich in jeder von ihnen abspiegelt, um überall als die gleiche erkannt zu werden.

Hier aber soll uns eine Bemerkung nicht entgehen, die sich in der Vergleichung des kleinen Septimen-Accordes (mit grosser Terz), und aller andern dissonirenden Accorde, leicht darbietet.

---

*) Psychologie §. 47, 50.

69. Thatsache. Der Accord der kleinen Septime mit der grossen Terz ist, obgleich dissonirend, doch heiterer, und einer Consonanz ähnlicher, als der verminderte Dreyklang, und als alle andern Septimen-Accorde.

70. Frage. Da sich die dissonirende Septime, und das von ihr gestörte Verhältniss des reinen Accordes in allen Tönen des Septimen-Accordes vervielfältigt, und gleichsam abspiegelt (wie in Fig. 22 überall die Theile 4, 3, 3, 2, wiederkehren); wo kann dennoch eine Ähnlichkeit mit der allgemeinen Bedingung der Consonanz vorkommen?

71. Vorbereitung zur Antwort. Man durchmustere den Accord, um zu bemerken, ob bey Weglassung eines oder des andern der vier Töne, derjenige zu finden ist, auf welchem der erwähnte Vorzug beruhe.

Erstlich: die Septime kann man nicht weglassen; ohne sie wäre der Accord ein reiner.

Zweytens: die Quinte wird oft genug weggelassen; sie wird in Gedanken so leicht ergänzt, dass es beynahe scheinen könnte, sie wäre überflüssig. Das Heitere des Accordes wird auch so noch empfunden.

Drittens: die Terze darf nicht fehlen; der Accord wird sonst unbestimmt, da die kleine Terz eine ganz andre Harmonie bildet, wenn sie hinzu gedacht wird. Aber in ihr kann dennoch jene Heiterkeit nicht hinlänglich begründet seyn, denn:

Viertens, wenn man den Grundton weglässt, so bleibt nur der trübe verminderte Dreyklang.

Nach dieser Vorerinnerung ist leicht zu errathen, dass in dem Grundton ein harmonisches Verhältniss liegen möge, welches sichtbar werde, wenn man die Quinte weglässt.

72. **Antwort.** Man untersuche in Fig. 22 den Grundton dergestalt, dass der Gegensatz desselben gegen die Septime, ferner die Gleichheit mit der Terze, und derjenige Theil, welchen jeder dieser Theile in dem andern absondert, verglichen werden.

Der erste ist nahe $= \frac{10}{12}$, der zweyte $= \frac{8}{12}$, der dritte mittlere $= \frac{6}{12}$. Das Verhältniss ist wie 10 : 8 : 6 d. h. wie 5 : 4 : 3; also gleich dem Verhältniss der Theile, welche im reinen Accorde aus der Brechung entstehn.

Bekanntlich kommt nichts darauf an, welcher von diesen Theilen eigentlich Gleichheit oder Gegensatz sey, da sich dies durch die verschiedenen Lagen des Accordes umkehrt. Die Theilung bleibt die nämliche; und mit ihr das Verhältniss der Theile, welches allein in Betracht zu ziehen ist. Nachdem dies einmal empfunden worden, bleibt die Reminiscenz auch noch, wenn die Quinte wieder hinzugefügt wird.

73. **Thatsache.** Der Septimen-Accord mit der kleinen Septime und kleinen Terze (wie *c*, *es*, *g*, *b*) Fig. 24, lässt sich nicht unmittelbar auflösen, sondern, indem die Septime sich auflöset, entsteht aus ihm ein andrer Septimen-Accord, (oder dessen abgeleiteter); welches so fort geht, bis ein solcher gefolgt ist, der die grosse Terz enthält; wie Fig. 25.

74. **Frage.** Was unterscheidet diesen Septimen-Accord mit der kleinen Terz so sehr von jenem mit der grossen Terz?

75. **Vorbereitung zur Antwort.** Zuerst fällt auf, dass jenes Harmonische des Grundtons, welches vorhin beym Septimen-Accorde mit der grossen Terze bemerkt worden, (72) hier wegfällt. Die Verhältnisszahlen 10, 9, 7 können dergleichen nicht ergeben. Setzt man $a = 10$, $b = 9$ in die Schwellenformel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$, so kommt $c = 6{,}529$, was weit von 7 entfernt ist. Auch fehlt hier das Heitere; der Accord klingt wie ein schwer zu lösendes Problem. Man vernimmt zwey reine Accorde, die aber einander gegenseitig stören. (*c moll* und *es dur.*) Untersucht man genauer, so merkt man, dass es die kleine Terz ist, welche den Knoten bildet. Die andern Töne des Accordes gehn den nämlichen Weg der Auflösung, wie im Septimen-Accorde mit der grossen Terz; aber der Ton, welcher die kleine ergiebt, ist damit nicht weggeschafft; er bleibt liegen, und verwandelt sich in die Septime des neuen Accordes, der jenen zur Auflösung dient. Also ist hier eine partielle Auflösung, und zwar, so weit sie reicht, die nämliche, wie man sie schon kennt (62—67); daher müssen auch die Gründe, welche dort gegeben wurden, hieher passen, mit Ausnahme dessen, was die kleine Terz angeht. Das Obige kann demnach hier von neuem geprüft werden.

76. **Antwort.** Wenn zu *c moll* die Septime *b* gesetzt wird, so bricht der Theilungsstrich, welcher *b* bezeichnet, (Fig. 24) überall den stärksten Theil des reinen Accordes; und es gewinnt auch hier derjenige Theil, welcher vom Gegensatz der grossen Terz herrührt, das Übergewicht; es entsteht an der Stelle, welche der Brechung durch die Terz entspricht, ein

vermehrter Conflict; wie oben (62). Auch ist der Grund der Selbsterhaltung wegen des kleinsten Theils hier der nämliche. Selbst die Compression der kleinen Terzen ist hier zum Theil wie vorhin; (64) denn auch hier sollen deren zwey nebst der grossen Terz innerhalb des Umfangs der Septime statt finden. Alles dies schafft die kleine Terz des Septimen-Accordes nicht weg. Denn der Septimen-Accord mit der kleinen Terz enthält keine falsche Quinte; an ihrer Stelle steht hier die reine Quinte *es b.* Da nun die beyden kleinen Terzen, die sonst (im Septimen-Accord mit der grossen Terz) zusammen in der falschen Quinte liegen, jetzt getrennt sind: so fällt der grössere Theil ihrer Compression (58) hier weg; und es bleibt nur der Druck der Septime (64). Dieser Druck, verbunden mit dem Übergewicht und der Expansion der grossen Terz, treibt die kleine Terz gegen den Grundton, also nach unten, anstatt nach oben; und dieser Richtung folgt sie wirklich nach ihrer Verwandlung in die Septime des folgenden Accordes, durch welchen sie jedoch zu solcher Bewegung einen weit kräftigern Antrieb bekommt.

77. Zusatz. Ist einmal eine raschere Bewegung im Gange, so kann sie derselben Richtung auch sogleich entsprechen. Man sehe Fig. 26. wo derjenige Septimen-Accord, der uns jetzt beschäfftigt, nur im Durchgange vorkommt. Hier braucht die Terze *es* nicht zu warten, bis sie sich in die Septime verwandle, (obgleich sie es füglich kann, wenn man in der Oberstimme einen Vorhalt anbringen will). Allein die grössere Besonnenheit bey langsamen Bewegungen verlangt, dass sie erst als Septime vernommen werde, damit der Knoten sich auflöse, und nicht zerhauen werde.

78. Anmerkung. Eine scheinbare Ausnahme von der Regel entsteht in dem Falle der Fig. 25^b, wo statt des Septimen-Accordes sein abgeleiteter, der Sext-Quinten-Accord, gesetzt worden. Hier ist sehr gewöhnlich, zunächst bloss einen reinen Accord folgen zu lassen; allein damit erreicht man keine Ruhe sondern man muss weiter fortfahren. Die Regel ist ignorirt, aber das Gefühl bleibt. Noch ungenügender fällt eine solche Bewegung aus, wenn man statt des abgeleiteten den ursprünglichen Septimen-Accord setzt.

79. Die Erweiterung der, in dem Septimen-Accorde enthaltenen grossen Terz (*es g* in dem Accorde *c*, *es*, *g*, *b*) zur Quarte (*es*, *as*), welche der Expansion, womit der Leitton im Septimen-Accorde mit der grossen Terz vordringt, einigermaassen ähnlich ist, hat zwar nichts gegen sich; allein sie verändert auch nichts Wesentliches. Will man nicht *g* in *f* gehn lassen, so muss *f* im Basse angegeben werden; die Brechung der Töne bleibt aber im Grunde die nämliche, da zu jedem Tone sehr leicht seine Octave hinzugedacht wird.

80. Thatsache. Wenn man die Distanz der Octave in vier gleiche Theile zerlegt, und die entsprechenden Töne zugleich hören lässt: so entsteht ein unverständlicher Streit, der einer nähern Bestimmung bedarf, damit die richtende Kraft einer Dissonanz in ihm vernommen werde.

81. Erläuterung. Sey *c* der Grundton: so weiss man im angegebenen Falle nicht, ob man

1) *c dis fis a*, oder
2) *c es fis a*, oder
3) *c es ges a*, oder

4) *his dis fis a*, gehört habe. Man erfährt aber sogleich die Entscheidung, wenn

1) *h dis fis a*, oder
2) *c d fis a*, oder
3) *c es f a*, oder
4) *his dis fis gis*, nachfolgen. Anstatt dieser Accorde können auch sogleich deren Auflösungen gebraucht werden, nämlich

1) *h e g*
2) *b d g*
3) *des f b*
4) *cis e gis*; welche sämmtlich reine Moll-Accorde, oder von solchen abgeleitet sind.

Die Entscheidung kann aber auch (wiewohl nicht ganz sicher) schon durch das zunächst Vorhergehende gegeben seyn; nämlich wenn vorherging

1) *c d fis a*, oder
2) *c es f a*, oder
3) *c es ges as*, oder
4) *h dis fis a*.

Ganz sicher ist diese Entscheidung nicht, denn sie ist nicht immer für Erhöhung eines Tons zu nehmen; allein wir wollen sie hier als solche in Betracht ziehn. Wir reden demnach hier vom verminderten Septimen-Accorde und seinen abgeleiteten.

*82. Zusatz. Es sollen jedoch hier nicht die mannigfaltigen Verwickelungen vollständig untersucht werden, welche aus verzögerten Auflösungen entstehn können (wie Fig. 27). Solche interessiren mehr die praktische Musik als die Psychologie.

Aus diesem Grunde übergehn wir auch den Septimen-Accord mit der kleinen Terze und falschen Quinte.

83. Frage. **Wie und warum unterscheidet sich der verminderte Septimen-Accord von dem Septimen-Accorde mit der grossen Terz, aus welchem er durch Erhöhung des Grundtons entsteht?**

84. Vorbereitung zur Antwort. Zuerst muss man überlegen, dass der verminderte Septimen-Accord zwey verminderte Dreyklänge (55—58) enthält. Er sey *cis, e, g, b:* so ist *cis, e, g,* ein Accord für sich; *e, g, b*, desgleichen. Jeder von beyden enthält zwey kleine Terzen eingeschlossen in dem Umfange einer falschen Quinte, die von derselben zusammen gedrückt sind. Der ganze Accord *cis, e, g, b,* liegt demnach innerhalb drey Vierteln der Octave; und der Gegensatz zwischen *cis* und *b* muss 0,75 betragen. Löset sich *b* in *a* auf, welches von *cis* die kleine Sexte ist: so giebt die Distanz von *cis* bis *a* den Gegensatz der kleinen Sexte = 0,6666; also ist *b* um 0,08333 ... herabgesunken, d. h. genau um ein Zwölftel der Octave, welches der durchschnittliche oder mittlere Werth des halben Tones ist.

Nun aber kommt es ferner darauf an, wie viel die Erhöhung oder Erniedrigung der Töne betrage, denen man ein Kreuz oder ein *b* vorsetzt: denn durch Erhöhung des Grundtons entsteht die verminderte Septime aus der kleinen. Hier giebt es nicht weniger als drey verschiedene Bestimmungen.

1. Aus der Vestsetzung der einzelnen Intervalle, wie sie ohne Rücksicht auf die Accorde zuerst vorgenommen war, fand sich der Unterschied der kleinen und grossen Terz, also die Erhöhung der letztern über die erste, = 0,07213. Aber

2. Als wir die reinen Accorde untersuchten, fand

sich bey derjenigen Berechnung, die mit der gleichschwebenden Temperatur am besten übereinstimmt (48), die grosse Terz = 0,3333, die kleine 0,2486; der Unterschied = 0,0847. Hiemit trifft die Differenz der falschen Quinte, einerseits von der Quarte, andrerseits von der reinen Quinte sehr nahe zusammen; denn sie beträgt 0,08578. (Vergl. oben die Angaben in 38). Man kann demnach den Werth der Erhöhung oder Erniedrigung (durch welche die falsche Quinte aus der reinen muss entstehen können) im Durchschnitt auf 0,085 setzen. Wäre davon die grosse Secunde das Doppelte, so betrüge ihr Gegensatz 0,170; sie käme hiemit der Bestimmung der Physiker nach Schwingungsverhältnissen fast gänzlich gleich, aus welcher sich der Gegensatz 0,16992 ergab. Die kleine Septime, welche die grosse Secunde zur Octave ergänzt, wäre nun 0,83. Hievon die verminderte Septime, d. h. anderthalb falsche Quinten, oder 0,75 abgezogen, lässt den Rest 0,08.

3. Unabhängig von einander, und genau übereinstimmend*), sind die Bestimmungen der grossen Secunde und kleinen Septime gefunden worden (36). Legt man, diesen gemäss, den Werth der kleinen Septime, nämlich 0,82841, zum Grunde, und zieht hievon die verminderte Septime, also 0,75, ab: so bleibt der Rest 0,0784 als die Erhöhung des Grundtons. Diese Zahl fällt zwar zwischen 0,07213 und 0,0847; allein sie weicht von der letztern noch bedeutend ab. Was folgt nun aus dem Allen?

---

*) Überdies noch genau übereinstimmend mit der Distanz zwischen der Quarte und reinen Quinte. Man vergleiche die Zahlen in 38, und nehme 0,08579 doppelt. Daraus findet sich genau 0,17158.

85. Antwort. Erstlich, wenn die vier Töne des verminderten Septimen-Accordes zugleich vernommen werden, ohne dass etwas voraus ging: so bleibt unbestimmt, welcher von den vier Tönen derjenige sey, den die Erhöhung betroffen habe. Alle oben angezeigten vier Fälle (81) sind möglich; daher hört man nur einen unverständlichen Streit. (16) Diesen Streit characterisirt bloss das Trübe und Gepresste des verminderten Dreyklangs, der hier zwiefach vorhanden ist. (58) Drey kleine Terzen scheinen vorhanden zu seyn (wie *c es*, *es ges*, und *fis a*); der Hörende strebt sich diese völlig zu vergegenwärtigen: es ist aber nicht möglich; denn diese müssten zusammen den Umfang 0,7836 einnehmen; welches von 0,75, den anderthalb falschen Quinten, in welchen der Accord eingeschlossen ist, weit abweicht. Der Unterschied 0,0336 ist ein bedeutender Theil vom halben Ton, dessen mittlerer Werth, wie nur eben zuvor erinnert, ein Zwölftel = 0,08333 ausmacht.

Zweytens: sobald dagegen aus dem Zusammenhange bekannt ist oder wird, welcher von den vier Tönen als erhöhet aus einem niedrigern entstanden sey: so richtet sich danach die Art der Auffassung. Das musikalische Denken, (welches geringe Mängel des leiblich Gehörten allemal verbessert, und für welches der Schall der Instrumente oft nur eine Art von Zeichensprache ist.) vollzieht die Erhöhung so, wie sie erfolgen soll; dergestalt dass sie 0,085 oder mindestens 0,0847 betrage, wenn auch wirklich nur eine Erhöhung von 0,0784 leiblich gehört wird. Dadurch aber wird die verminderte Septime, welche nur den letztern Werth zulässt zusammengedrängt. Oder, was dasselbe ist, aber noch stärker empfunden wird, die übermässige Secunde —

das Umgekehrte und Harmonisch-Gleichgeltende der verminderten Septime, — wird expandirt, nicht anders als ob eine starke Feder dazwischen gespannt wäre. Wer dies etwa nicht fühlte, dem könnten wir es in andrer Art nachweisen; nämlich als eine merkwürdige:

87. Thatsache. Der übermässige Secunden-Sprung ist verboten.

Gleichwohl wird er oft genug gemacht, und zwar da, wo man gerade das Harte desselben, das Gefühl des Schwer-zu-Übersteigenden beabsichtigt. Und dann wird er empfunden, auch wenn die Tasten des Instruments genau dieselben Töne angeben, die sonst eine kleine Terz ausmachen. Es ist gar nicht nöthig, dem leiblichen Hören zu gefallen den Stimmhammer zu gebrauchen; das musikalische Denken ist in diesem Falle mächtig genug, um die nämlichen Töne bald als bequeme kleine Terzen, bald als widerspenstige übermässige Secunden zu vernehmen. Noch mehr: die übermässige Secunde ist wirklich nur sehr wenig grösser, als die kleine Terz im reinen Accorde; und nicht einmal so gross, als die kleine Terz an sich seyn würde.

88. Das Übrige der Erklärung ergiebt sich nun leicht. Der Septimen-Accord mit der kleinen Septime und grossen Terze ging entweder wirklich vorher, wie in Fig. 28, oder für das geübte musikalische Ohr ist es soviel, als wäre er vorhergegangen. Die sämmtlichen Töne haben also schon ihre Richtung; nur der Grundton ausgenommen. Jene folgen der Richtung die sie haben; dieser, aufwärts dringend, vollendet seinen Gang. Fig. 29 und 30 sind leichte Abänderungen, die keiner weitern Erläuterung bedürfen.

89. Zusatz. Bey dieser Veranlassung ist es am

gelegensten, die Bemerkung vestzuhalten, dass sowohl Erniedrigung als Erhöhung eines Tones, obgleich nicht ganz genau bestimmbar, (weil der Unterschied der Terzen an sich etwas schwankend, und jedenfalls ein wenig kleiner ist als der Unterschied der falschen Quinte von ihren beyden Nachbarinnen) doch etwas mehr betragen als der mittlere halbe Ton. Dieser ist 0,08333 jene, die Erhöhung oder Erniedrigung, haben wir im Durchschnitt = 0,085 gefunden. (84). Wenn nun von zweyen Tönen, die um ein Sechstheil der Octave, also ungefähr um eine grosse Secunde verschieden sind, der obere erniedrigt, der untere erhöhet wird: so treffen beyde Veränderungen nicht genau in Einem Puncte zusammen; sondern sie greifen über einander weg, und lassen zweymal den Unterschied des mittlern halben Tons von der Erhöhung oder Erniedrigung zwischen sich; d. h. zweymal 0,00166, also 0,00333. So gering diese Grösse ist: so muss doch bemerkt werden, dass wir hiedurch dasjenige in Abrede stellen, was die physikalischen Schriften von der sogenannten enharmonischen Tonfolge zu sagen pflegen. Nach ihnen sollen die Töne so aufeinander folgen: *c*, *cis*, *des*, *d*, *dis*, *es*, *e*, u. s. w. anstatt dass sie so folgen müssen:

c, *des*, *cis*, *d*, *es*, *dis*, *e*, u. s. w.

Damit man dies einsehe, verweisen wir auf Fig. 31. Fortschreitungen dieser Art sind in der Musik nicht selten. Nun weiss Jedermann, dass die falsche Quinte *es* im Sext-Quinten-Accorde sich unterwärts auflösen muss; hingegen der Leitton *dis* nach oben zu *e* hinstrebt. Wenn also ein Violinspieler oder Sänger *es* spielt oder singt, so treibt ihn sein Gefühl nach unten; soll er nun *es* in *dis* verwandeln, so bekommt er einen

Impuls nach oben. In Folge dieses Impulses muss er den Ton *es* nicht erniedrigen (denn es wird ihm verboten, nach unten hin sich zu wenden) sondern ihn erhöhen, denn nach oben hin wird er getrieben in demselben Augenblick, wo ihm vorgeschrieben ist, *dis* anstatt *es* zu denken und zu spielen. Dagegen fodert jene physikalische Lehre von ihm, er solle rückwärts nach unten gehn in demselben Augenblick, wo er einen Antrieb aufwärts bekommt; und zwar, (was das Widersinnige ist) eben derjenige Impuls, der ihn vorwärts treibt, soll ihn unmittelbar rückwärts treiben. Das wird nicht geschehen, wo nicht eine falsche Theorie sich einmengt, und ihr aus Vorurtheil gehorcht wird.

Der Anfang des Irrthums liegt bey der ersten Bestimmung der grossen Terz *). Diese nehmen die Physiker zu niedrig, indem sie den Schwingungen nachgehn, welche auf das Klingen der Schallwellen, nicht aber auf das musikalische Denken Einfluss haben. Unsre psychologische Betrachtung hat gezeigt, dass im reinen Accorde die grosse Terz mindestens ein Drittel der Octave betragen muss, indem die beyden andern Bestimmungen, (deren zweyte wegen der dadurch überspannten Quinte unbrauchbar ist, die erste aber von der reinen Quinte ausgeht), sie noch grösser geben.

90. Thatsache. Zu einer Melodie — einer zusammenhängenden Folge von Tönen, worin eine Stimme

---

*) Nimmt man *fis* für die grosse Terze der Secunde *d*, und addirt die Gegensätze beider Intervalle nach den Angaben der Physiker (32 und 37), nämlich 0,32193 + 0,16992 = 0,49185, so erreicht man für die Distanz von *c* bis zu *fis*, (dem Leitton zu *g*), nicht einmal die falsche Quinte 0,5. Zieht man den Gegensatz der Quarte, (27), nämlich 0,41504, davon ab, so bleibt nur 0,07681 für die Erhöhung des *f* zu *fis*.

sich bewegt, — muss eine mögliche Folge von Harmonien hinzugedacht werden können. Sonst würden die Töne sich von denen einer bloss gesprochenen, und gedehnten Rede nicht unterscheiden, sie würden keine musikalische Bedeutung haben.

91. Folge. Daher sind nicht bloss alle Mitteltöne ausgeschlossen, die ausser der Tonleiter liegen würden; sondern die Melodie muss auch bey jedem Tone, den sie angiebt, so lange verweilen, dass man die Harmonie dazu finden oder vernehmen könne. Hiemit ergiebt sich, dass die Melodie aus discreten (wiewohl der Zeit nach zusammen hängenden) Tönen bestehn muss, und kein Continuum derselben in sich aufnehmen kann. Sie bewegt sich auf einer Tonleiter, aber nicht in der Tonlinie; selbst bey durchgehenden Noten.

92. Weitere Folge. Da kein einzelner Ton für sich eine musikalische Geltung hat, die reine Quinte hingegen abgesehen von der Octave, die vollkommenste Consonanz ist, (19—22) so muss der erste veste Anfangspunct (wenn ihm auch andre Töne als blosse Einleitung vorausgehn sollten,) die reine Quinte zulassen, oder besser, hören lassen. Diese giebt ihm die erste entschiedene Brechung, von der alle weitere Bedeutung abhängt. Die Octave würde dazu nicht taugen, weil bey ihr die Brechung gerade Null ist. (11).

93. Thatsachen. Wenn eine Stimme sich eine grosse Secunde aufwärts bewegt, und alsdann in den ersten Ton zurückkehrt, so bemerkt man entschieden, dass man sich bewegt hat, und nun bey der Rückkehr Ruhe findet. (Fig. 32.)

Dasselbe gilt, wenn eine Stimme sich eine kleine Secunde abwärts bewegt. Fig. 33.

Dagegen contrastiren die Bewegungen und das Rückkehren auf verschiedene Weise, wenn ein grösseres Intervall durchlaufen wurde. Fig. 34. War das Intervall eine Terze, so hat man zwar Ruhe bey der Rückkehr, aber man bemerkt weniger Bewegung. War es eine Quarte, so hat man mehr Bewegung, aber am Ende weniger Ruhe. War es eine falsche Quinte, oder, was hier gleich gilt, eine übermässige Quarte, so ist der Grundton zum Ruhen verdorben. War es eine reine Quinte, so ist zwar Bewegung und Ruhe vorhanden, aber man vernimmt die Quinte auf eine zweydeutige Weise; weil Verschiedenes kann hinzugedacht werden. Endlich vergleiche man noch Fig. 35; wo die kleine Untersecunde und grosse Obersecunde um eine Octave höher sind gelegt worden. Diese Gänge sind ganz unbefriedigend, und können durchaus nicht anstatt jener ersten (in Fig. 32 und 33) gebraucht werden.

94. Folge. Man sieht also, dass bey der Melodie nicht mehr gleichgültig ist, was für die harmonische Geltung gleichbedeutend war, nämlich ob ein Ton eine Octave höher oder tiefer liege. Deshalb wird man für die Melodie zuerst in Betracht ziehn, wie weit die Gleichheit eines Tons mit den höhern oder tiefern wirksam werden könne.

95. Satz. Die Wirksamkeit der Gleichheit umfasst eine kleine Septime, in deren Mitte der Hauptton liegt. (Man verwechsele hier nicht die Gleichheit mit den gleichen Theilen, wovon oben, 15, das Nöthige gesagt ist.)

96. Beweis. In der Quarte verhält sich der Gegensatz zur halben Gleichheit wie $1 : \sqrt{\frac{1}{2}}$. Das heisst, hier ist die Gränze, bis wohin die Töne durch die

zwiefache Wirkung dessen, was in ihnen gleich und in sofern Eins ist, einer zum andern hingedrängt werden, als ob sie in einen Ton zusammen fallen sollten. (26.) Bey grössern Intervallen unterliegen die Hälften der Gleichheit; bey der falschen Quinte sind die Gegensätze schon eben so stark, wie die ganze Gleichheit; bey der reinen Quinte herrschen sie dergestalt, dass bey noch grössern Intervallen nicht mehr die Gleichheit, sondern die gleichen Theile, welche man in Gedanken absondert, in Betracht kommen. Dies Alles ist oben ausführlich entwickelt worden.

Da man dieses weiss: so erhellt der Satz sogleich von selbst. Denn vom Haupttone nehme man eine Quarte aufwärts; beyde zusammen umfassen eine kleine Septime; und diese ist das Gebiet, worin seine Gleichheit dergestalt wirksam ist, dass sie die Töne zum Zusammenfallen antreibt.

97. Zusatz. Da die eine Hälfte dieses Gebiets unter dem Haupttone liegt, so versetze man dasselbe eine Octave höher, und man erhält Platz für die Tonleiter; dergestalt aber, dass dieser Platz aus zwey getrennten Theilen besteht, und zwischen beyden die Distanz einer grossen Secunde (mit einer merkwürdigen Genauigkeit) offen bleibt. Die falsche Quinte liegt mitten in dieser Distanz isolirt; auch gehört sie nicht zur Tonleiter.

98. Frage. Wenn eine Stimme sich um eine grosse Secunde aufwärts und wieder zurück bewegt: wie wirken die daraus entstehenden Vorstellungen?

99. Vorbereitung zur Antwort. Innerhalb der Distanz einer kleinen Terze können ein paar Töne als beynahe gleichartig angesehen werden, so dass ei-

ner grösstentheils die Fortsetzung des andern sey. Denn die Bestimmung der kleinen Terz ging davon aus, dass die beyden Gegensätze von den halben Gleichheiten zur Schwelle gedrängt werden. Dies gab die Gegensätze = 0,2612; welcher Werth späterhin für den Gebrauch in den Accorden noch zu gross gefunden wurde. (47 u.s.w.)

Nun sollen zwar bey der grossen Secunde (36) die einzelnen Ton-Vorstellungen noch auf der Schwelle seyn neben der, durch die halbe Gleichheit verstärkten; die wir als durch frühere Übung gewonnen voraussetzen (nach einer Bemerkung in 61.) Allein während dies für zusammenklingende Töne gilt, verändert es sich da, wo einer nach dem andern vernommen wird. Der vorhergehende erleidet hier eine Hemmung durch den folgenden; zugleich wird er in der früheren Verworrenheit reproducirt und bestärkt; er kann demnach überhaupt nicht ganz, aber am wenigsten in seiner ursprünglichen Integrität im Bewusstseyn bleiben. Rückwärts gilt dies von dem folgenden Tone nur in so fern, als man von dem momentanen Hören des ursprünglich reinen Tons hinwegsieht. Das schon Vernommene wird von der halben Gleichheit ergriffen, und mit dem noch übrigen Vorstellen des vorigen Tons verschmolzen. Daher wird die Secunde als ein andrer Ton, der nur nicht völlig der erste sey, vernommen. Wäre die Secunde der Hauptton selbst: so würde sie nur als sie selbst, ohne ein Gefühl des Andersseyns und Abweichens, vernommen werden. Hiezu nehme man Folgendes:

100. Antwort. Wir haben vorausgesetzt, der erste Ton habe schon eine entschiedene Brechung durch die reine Quinte (92). Kommt nun durch die Secunde eine neue Brechung hinzu: so ist der erste Ton dop-

pelt gebrochen, und zwar dergestalt, dass in Ansehung seines kleinsten Theils eine Selbsterhaltung statt finden sollte; (62, 67.) nämlich in dem Maasse, als derjenige Druck, welcher von den stärkern Theilen der nämlichen Vorstellung herrührt, den schwächsten zu verdrängen im Begriff wäre. Dies setzt den Druck als eben jetzt wirksam, mithin die Brechung als geschehen voraus. Allein in wiefern der erste Ton seiner Integrität beraubt, also nicht in völliger Bestimmtheit dem Bewusstseyn gegenwärtig ist, trifft ihn die Brechung weniger.

Dagegen hat der zweyte Ton, (die Secunde) in jedem Augenblick des Hörens seine ursprüngliche Klarheit; er ist der Brechung bloss gestellt, welche theils vom Hauptton, theils von der hinzugedachten Quinte desselben ausgeht. Bey ihm also trit die Selbst-Erhaltung um desto sicherer ein, da er im Anfange des Ertönens ein erst entstehendes, nur bey längerem Verweilen anwachsendes Vorstellen liefert, welches der schon starken Vorstellung des frühern Tons sehr geringen Widerstand entgegensetzt.

Nun rührt die Nöthigung zur Selbsterhaltung bloss von der zu starken Gleichheit her; und würde verschwinden, wenn dieselbe sich nur um ein Zwölftheil der Octave verminderte, — oder wenn statt des Hauptons, sofern dieser noch im Bewusstseyn gegenwärtig ist, dessen kleine Untersecunde (der Leitton), zu hören wäre.

Der Leitton macht mit der Ober-Secunde eine kleine Terz. Diese Distanz würde der Secunde die Selbsterhaltung ersparen, weil ihr gemäss die Gegensätze schon auf der Schwelle, und nicht mehr darunter sind. (Vergl. 99.)

Gesetzt nun, es sey in Folge zweckmässiger Übung (wie jede Musik sie fast jeden Augenblick darbietet,) neben der Obersecunde der Leitton gehört worden; so wird derselbe, falls kein Hinderniss eintrit, leicht hinzugedacht, wenn man vom Topftone zur Secunde fortgeht; denn er ist es, welcher das durch jene Brechung erregte Streben befriedigt.

Damit ist aber die Vorstellung des Haupttons nicht sowohl verdrängt als verworren; denn nur die Integrität dieser Vorstellung war verschwunden. Hingegen die Hemmung selbst ist so unbedeutend, dass, nachdem die Secunde aufgehört hat, zu ertönen, sich der Hauptton von selbst wieder hervordrängt, und sobald er wirklich erklingt, Ruhe in ihm gefunden wird.

101. Thatsächliche Bestätigung. Man gehe die Tonleiter durch, und versuche, den Grundton, soviel möglich dabey vestzuhalten. Den Erfolg zeigt Fig. 36. Gleich bey der Secunde verschwindet der Grundton; späterhin kann man ihn in Gedanken behalten, bis zum Leitton; zu welchem die Secunde muss hinzugedacht werden.

102. Erläuterung. Warum verschwindet der Grundton bey der Secunde? Was verdrängt ihn aus dem Bewusstseyn? Darüber mag man sich wundern! Denn an eine starke Hemmung ist hier nicht zu denken. Die entferntern Töne, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, — alle haben einen stärkern Hemmungsgrad gegen den Grundton, als die ihm so nahe liegende Secunde. Warum dulden sie den Grundton neben sich; und wie macht es die Secunde, ihn zu vertreiben? Besonders aber, wenn sie ihn vertrieb, wie ist es möglich, dass ein starkes Streben, ihn wieder zu hören, entstehe, welches

sich augenblicklich befriedigt findet, sobald entweder zu ihm selbst, wie in Fig. 32, oder auch nur zu seiner Terze, wie hier, zurückgegangen wird?

Die Distanz der Secunde ist nur 0,17158, oder nahe ein Sechstheil der Octave. Theilte sich nun auch die hieraus entstehende Hemmungs-Summe zwischen der Secunde und dem Grundtone sogleich: so würde die Hemmung des letztern nur $\frac{1}{12}$ betragen. Aber erstlich: eine so geringe Hemmungs-Summe sinkt langsam; und zweytens, der Klang der Secunde muss verweilend anhalten, bevor die Vorstellung desselben eine gleiche Stärke erlangt, wie der vorhergegangene Grundton im verweilenden Hören schon erlangt hat.

Mit einem Worte: an ein wirkliches, so bedeutendes Verschwinden, an eine so plötzliche Hemmung der Vorstellung des Grundtons, wie hier im ersten Augenblicke, da die Secunde ertönt, sich zu ereignen scheint, ist nicht im Ernste zu denken. Nicht Hemmung, sondern Verworrenheit ist eingetreten. Die halbe Gleichheit macht sich gelten. Das von ihr verunreinigte Vorstellen verdrängt die reine, lautere Vorstellung. Darum kann man nicht sagen, dass man den Grunton im Gedanken vest gehalten habe; ausser mit einer Art von Anstrengung, deren Widriges man fühlt. Vollends wer den Leitton kennt, der denkt ihn hier unwillkührlich hinzu; er verändert dadurch die Brechung soweit nöthig, um dem Streben der Selbsterhaltung zu Hülfe zu kommen. Eben darum nun, weil der Grundton beynahe gar nicht gehemmt war, bedarf die Vorstellung desselben auch keine merkliche Zeit, um wiederzukehren, sondern das Gleichgewicht ist sogleich wiederhergestellt, und Ruhe trit ein, indem der Grundton erklingt. Man findet ihn unverändert wieder, denn er hatte keine wesentliche Brechung erlitten.

103. **Fernere Erläuterung.** Den stärksten Contrast gegen diesen letztern Umstand macht der Gang in die falsche Quinte oder übermässige Quarte. Fig. 34^d. Kehrt man von da zum Grundton zurück, so ist er verdorben; er gewährt keine Ruhe mehr. Denn er ist in der Mitte gebrochen, und befindet sich im stärksten Widerstreit mit sich selbst. Die andern Fälle der Fig. 34 verrathen zwar ebenfalls sämmtlich, dass an dem Grundtone etwas kleben bleibt; allein die Ursache ist von andrer Art. Terzen und die reine Quinte, Sexten und die Quarte passen mit dem Grundtone in Einen Accord. Wenn in ihnen die Melodie fortschreitet, so empfindet man wenig Bewegung, weil die Harmonie auf gleiche Weise hinzugedacht wird, wenn dies nicht durch nähere Bestimmungen gehindert ist. Hingegen darin gleichen sich die Secunde und die falsche Quinte, dass beyde gegen den Grundton dissoniren; und dieser Ähnlichkeit ungeachtet unterscheiden sie sich dennoch so, dass bey der Secunde nicht deren Accord, sondern dessen Auflösung, hingegen bey der falschen Quinte der Accord selbst, in welchen diese mit dem Grundton passt, (zunächst, wenn andre Bestimmungen fehlen, der verminderte Dreyklang) hinzugedacht wird; und zwar so, dass dies Hinzugedachte nicht weicht sondern bleibt, indem man in den Grundton zurückgeht; anstatt dass mit der Secunde auch die Vorstellung ihrer Auflösung verschwindet, und der Rückgang in den Grundton die Ruhe wieder herstellt. Dies war der Punct, auf den es ankam. Die Secunde verändert ihre eigne Brechung, indem der Leitton hinzugedacht wird;

die falsche Quinte **bleibt** in der Brechung, und bricht den Grundton. Jenes geschieht durch die Selbsterhaltung gegen die Macht der Gleichheit; dieses trit ein, weil die Gleichheit viel zu gering ist, um eine Selbsterhaltung hervorzurufen.

Sehr zu beachten ist hiebey der Umstand, dass der Gang in die Secunde nicht mit dem Gange in die None, oder Unterseptime (Fig. 35 *b* und *c*) darf verwechselt werden. Hier fehlt es an Gleichheit, daher fehlt die Selbsterhaltung sammt der veränderten Brechung. Es geht wie bey der falschen Quinte; man denkt den dissonirenden Accord (etwa *d, f, a, c,* oder *c, f, a, d,*) hinzu, und behält ihn in Gedanken auch bey der Rückkehr in den Grundton, die nun keine Ruhe gewährt.

104. **Frage.** Wenn eine Stimme sich um eine kleine Secunde abwärts und aufwärts bewegt: wie wirken die daraus entstehenden Vorstellungen?

105. **Vorbereitung zur Antwort.** Wir setzen immer voraus, der Hauptton sey als solcher vestgestellt; und zwar hauptsächlich durch seine reine Quinten. In andrer Verbindung z. B. wie Fig. 37, würde ein ganz andres Resultat herauskommen, als für den Hauptton *c* in Fig. 33, der die Bewegung *c, h, c,* macht, während *g* hinzugedacht ist. Nur von diesem Falle ist hier die Rede; und *h* soll unter *c* liegen; keinesweges oberwärts, wie in Fig. 35 a.

106. **Antwort.** Alles kommt wieder auf die Gleichheit an. Indem *h* ertönt, scheint *c* aus dem Bewusstseyn zu verschwinden; in der That aber wird es nur sehr wenig gehemmt; dagegen trit die Vorstellung desselben als durch *h* vorworren hervor, indem die halbe Gleichheit hier noch weit wirksamer ist als im vorigen Falle. Die Brechung, welche *h* erleidet, würde

einen noch kleinern Theil von ihm abschneiden, und dieser würde durch die grössern Theile derselben Vorstellung noch schneller auf die Schwelle geworfen werden, wenn nicht die Selbsterhaltung zuvorkäme. Ihrem Streben aber wird genügt, wenn die Gleichheit dergestalt vermindert wird, dass die Brechung sich bis zu der einer kleinen Terz verändert; welches hier durch die obere Secunde *d* geschehn muss. Kennt man diese Befriedigung einmal: so wird sie, wenn nicht gehindert, leicht hinzugedacht. Allein die kaum ein wenig gehemmte Vorstellung des Haupttons drängt fortwährend dagegen; trit nun der Hauptton wieder ein, so ist Ruhe vorhanden. Der Fall ist die Umkehrung des vorigen, nur noch entschiedener wegen der grössern Gleichheit.

107. **Frage.** Warum ereignet sich nicht das Nämliche, wie in den vorigen Fällen, dann, wenn die Stimme eine kleine Secunde aufwärts und zurück, oder eine grosse Secunde unterwärts und zurück sich bewegt? Und worin liegt der Unterschied vom vorigen? (Man sehe Fig. 38.)

108. Antwort. In der That wird aus obigem Grunde leicht die kleine Terz (zu *des b*, zu *b des*) hinzugedacht; allein die Quinte *g*, durch welche der Hauptton *c* bestimmt ist, bildet nun mit *des* und *b* den verminderten Dreyklang, dessen unbestimmte Unruhe man kennt. (55 — 58). Diese lässt sich durch Rückkehr in den Hauptton nicht wegschaffen.

109. Zusatz. Eigentlich ist die Auffassung der kleinen Ober-Secunde schwankend, wenn nichts hinzukommt; denn sie kann gegen die Quinte auch Erhöhung des Grundtons und Übergang zur grossen Secunde seyn, wie Fig. 39.

110. Frage. Wodurch wird die Quinte zur obern Dominante?

111. Vorbereitung zur Antwort. Zuerst muss der Unterschied bemerkt werden zwischen der Dominante und der blossen Quinte. Es kommt auf den Unterschied der Melodie und Harmonie an. Nur wenn eine Stimme sich so bewegt, dass zum ersten Ton der *dur*-Accord der Quinte gehört, und alsdann der reine Accord des Hapttons folgt, wird in dieser Bewegung die Quinte zur Dominante.

112. Antwort. Eigentlich dominirt die Quinte, wie aus dem Obigen erhellet, schon dadurch, dass durch sie der Hauptton vestgestellt ist. Zugleich aber haben wir gezeigt, dass die nächsten Bewegungen des Hapttons, wenn beym Rückgange in ihn Ruhe entstehn soll, nicht jene in die kleine Obersecunde oder grosse Untersecunde seyn können, sondern entweder in die grosse Secunde aufwärts, oder in die kleine Secunde unterwärts geschehen müssen; und dass in beyden Fällen der Dur-Accord der Quinte, wo nicht gehört, so doch gedacht wird. Darum ist die Quinte, als Grundton dieses Accordes, dergestalt vorherrschend, dass sie die nächsten Bewegungen des Hapttons bestimmt.

112. Anmerkung. Die Quarte dagegen bestimmt die nächste Bewegung, welche die reine Harmonie machen kann, während der Hauptton ruhet. Man weiss aus dem Obigen, dass sie die Gränze setzt, bis zu welcher die Wirksamkeit der Gleichheit mit dem Hauptton sich erstreckt (95). Als untere Quarte fällt sie mit der Oberdominante zusammen; als obere Quarte hat sie die Terzen zu nächsten Nachbarn, welche sich ohne Sprung zu ihr hin bewegen können. Zur Ausfüllung der reinen Harmonie gehört alsdann diejenige Sexte, welche von der kleinen oder grossen Terze die reine Quarte ist; daher richtet sich das Dur oder Moll des hieraus entstehenden Accordes nach demjenigen des Haupttons, indem über die, den Terzen zugehörige Sphäre der Gleichheit nicht hinausgegangen wird. Beym Dur macht demnach die Quinte die Bewegung einer grossen Secunde aufwärts; beym Moll geht die Terze den nämlichen Gang. Aus beyden ergiebt sich ein natürlicher Rückgang in die Töne des reinen Accordes vom Hauptton. Will man nun Bewegung des Haupttons selbst folgen lassen, so entsteht der bekannte Gang Fig. 40, welcher die nächsten Bewegungen sowohl des Haupttons als seiner reinen Harmonie zusammenfasst, und ihn hiemit in möglichster Kürze veststellt.

114. Thatsache. Die Tonleiter stellt sämmtliche Töne, welche zu den eben erwähnten beyden Bewegungen gehören, in eine Reihe, die man nach zweyen entgegengesetzten Richtungen durchlaufen kann. Hierbey zeigt sich der Leitton als empfindliche Note, die selbst bey der Moll-Tonart im Heraufgehn nicht entbehrt werden kann, obgleich sie dort den übermässigen Secundensprung (87) hervorbringt, wenn man nicht den vorhergehenden Ton erhöhen will.

115. Frage. Woher rührt die Empfindlichkeit des Leittons, und die in ihm fühlbare Nothwendigkeit, ihn, als ob er eine Dissonanz wäre, in die Octave aufzulösen?

116. Vorbereitung zur Antwort. Man nehme, indem man die Tonleiter hinaufgeht, statt seiner die kleine Septime: so bleibt man innerhalb der Linie, worin die Quarte den Mittelpunct bildet; also wird diese

der Punct, in welchen die Wirksamkeit der Gleichheit alle Töne zusammenzuziehn sucht (95).

117. Antwort. Der Leitton überschreitet diese Linie; die Gleichheit mit ihm zieht die beyden vorigen Töne nach oben, während sie die Quarte nicht mehr beherrschend sondern streitend erreicht (18).

Die übermässige Quarte nämlich, welche der Leitton gegen jene Quarte des Grundtons bildet, ist in Ansehung der Distanz als gleich der falschen Quinte zu betrachten. (Vergl. 84 mit 38.). Der Leitton versetzt sich also nicht bloss in Streit gegen die Quarte, sondern er entzieht ihr auch die Macht, den Mittelpunct, wohin alle Töne sich neigen würden, zu bestimmen. Hiezu kommt seine schon früher gewonnene Verbindung mit der obern Secunde des Grundtons (100). In Ansehung der, ihm zunächst vorhergehenden, Sexte, ist ein Unterschied beym Heraufgehn im Dur und Moll, näher zu betrachten.

Nämlich bey der Dur-Scala, welche von der grossen Sexte zum Leitton fortschreitet, beträgt diese Fortschreitung eine grosse Secunde; was daraus folgt, weiss man aus dem Obigen (102). Die Vorstellung der Sexte geräth in Verworrenheit. Das Streben der Selbsterhaltung (106) wird durch Rückkehr in einen tiefern Ton befriedigt, wozu sich hier die nur kurz vorhergegangene Oberdominante darbietet. Alles zusammen ergiebt den Gang Fig. 41.

Etwas anders verhält sich die Moll-Scala, wenn die hier einheimische kleine Sexte gebraucht wird, und darauf der übermässige Secunden-Sprung folgt. Fig. 42. Hier ist die Gleichheit zwischen der kleinen Sexte und dem Leitton zu gering, um die Sexte in Verworrenheit zu versetzen. Man hört vielmehr fortdauernd das Harte der übermässigen Secunde; sie bleibt kleben, und bildet mit dem Leitton, der Quarte und Secunde einen Sext-Quinten-Accord. Dies wird beym gewöhnlichen Gange durch die grosse Sexte vermieden, welcher Gang aus der Nachgiebigkeit gegen den, vom Leitton herrührenden Zug nach oben entstanden ist.

118. Thatsache. Beym Contrapuncte, d. h. bey der Bewegung einer Stimme gegen eine andre, hat man nöthig gefunden, drey Fälle zu unterscheiden; indem die andre entweder still steht, oder in entgegengesetzter oder in gleicher Richtung sich bewegt. Der letzte Fall wird im allgemeinen als gefährlich bezeichnet, indem leicht Fehler dabey begegnen können; vorbotene Quinten, Octaven, Terzen.

119. Frage. Lässt sich hiebey ein allgemeiner Grund der Gefahr angeben?

120. Antwort. Wenn eine Stimme ruhet, während eine andre sich bewegt: so ändert sich das Verhältniss der Gleichheit zum Gegensatze. Wenn die bewegte Stimme sich der ruhenden nähert, so wächst die Gleichheit, und der Gegensatz nimmt ab; das Umgekehrte gilt, wenn jene sich entfernt. Beydes geschieht aus doppeltem Grunde bey der Gegenbewegung. Allein bey der sogenannten geraden Bewegung, welcher gemäss beyde Stimmen einerley Richtung nehmen, kommt etwas vor, das sich aufhebt. Eine Stimme nähert sich der Stelle, welche so eben die andre einnahm; die andre entfernt sich von derselben Stelle, und vereitelt, wenigstens theilweise, die Annäherung. Hatten sich nun Gleichheit und Gegensatz in Wechselwirkung gesetzt:

so wird diese Wechselwirkung zugleich aufgehoben und wiederhergestellt.

121. **Thatsache.** Octaven, die sich vom Aufang eines musikalischen Satzes an, fortwährend begleiten, sind nicht anstössig.

122. **Erklärung.** Man hört in diesem Falle einerley Melodie doppelt, indem von Anfang an, die Stimmen sich nicht gegenseitig brechen, sondern nur die Töne, welche in einerley Stimme liegen, unter einander in Verhältniss treten.

123. **Thatsache.** Dagegen sind in solchen Sätzen, worin Anfangs die Stimmen andre Intervalle bildeten, mehrere Octaven nach einander unzulässig; und so widrig, dass selbst die sogenannten verdeckten Octaven, welche durch leicht hinzugedachte Übergänge entstehen können, gern vermieden werden.

124. **Erklärung.** Hatten einmal die Stimmen sich durch irgend ein Intervall in gegenseitige Brechung versetzt, so wird die Octave als ein Aufhören der Brechung, und als ein Durchgang durch verschiedene Brechungen empfunden. Folgt nun eine zweyte Octave: so nähert sich eine Stimme der Stelle, wo so eben die andre lag; hiemit entsteht ein Grad von Gleichheit, welcher, im Augenblick des Überganges vernommen, sogleich durch die sich ausbildende neue Wahrnehmung völlig zurück gestossen wird.

125. **Thatsache.** Noch unerträglicher sind zwey reine Quinten unmittelbar nach einander bey gerader Bewegung der nämlichen Stimmen; während sie bey entgegengesetzter Bewegung, oder wenn es nicht die nämlichen Stimmen sind, die in das zweite Quinten-Verhältniss treten, kaum empfunden werden. Fig. 43, *a*, *b*, *c*.

126. Erklärung. Es kommt auch hier auf den Augenblick des Überganges, und die in ihm entstehende Wahrnehmung einer Gleichheit an, welche zurückgestossen wird. Sind es nicht dieselben Stimmen, so fehlt der Übergang; bey der Gegenbewegung fehlt die entstehende Gleichheit, wenn sie nicht, wie freylich durch Transposition in die höhere Octave leicht geschieht, hinzugedacht wird.

Aber in dem eigentlich fehlerhaften Falle erhebt sich nicht bloss die Gleichheit durch die sich der vorigen annähernde Stimme: sondern dieses gleicht der Erhebung nach einer Niederlage zu neuem Streite. Denn bey der reinen Quinte wird die Gleichheit von den Gegensätzen auf die Schwelle getrieben (20—22). Folgt nun eine Quinte der andern, so empfindet man bey der zweyten Quinte eine gewaltsame Spannung der Töne gegen einander, die nothwendig erfolgen muss, indem die Selbstständigkeit jedes Tons gegen den andern wider die, von neuem auftauchende, Gleichheit sich geltend macht.

127. Thatsache. Auch eine falsche und eine reine Quinte dürfen einander in dem nämlichen Paar Stimmen nicht unmittelbar folgen; doch ist dieser Fehler nicht so unerträglich wie der vorige.

128. Erklärung. Auch hier nähert sich eine Stimme der Stelle, wo unmittelbar zuvor die andre lag. Auch hier also entsteht im Moment des Übergangs ein neuer Grad von Gleichheit, der sogleich niedergedrängt wird. Der Unterschied vom vorigen Falle ist jedoch der, dass, wenn die falsche Quinte vorangeht, nicht eine ganz darniederliegende sondern im Streite begriffene Gleichheit sich vergrössert und dann zurückgedrängt

wird; wenn umgekehrt die reine Quinte vorangeht, die im Moment des Überganges auftauchende Gleichheit nicht ganz verdrängt sondern nur wieder in den Stand des Streits wider die Gegensätze zurückgebracht wird.

129. Thatsache. Zwey grosse Terzen sind in einigen Fällen (die wir nicht einzeln durchlaufen wollen) ebenfalls in so fern verboten, dass sie nicht in dem nämlichen Paar Stimmen einander unmittelbar folgen dürfen.

130. Erklärung. Bey der grossen Terz sind die Gegensätze im Gleichgewicht mit dem zwiefachen Antriebe der Gleichheit, wodurch die Vorstellungen in Eine würden verschmolzen werden (31). In dem, am gewöhnlichsten vorkommenden Falle, Fig. 44^{a}, erhebt sich die Oberstimme aus der grossen Terz zur übermässigen Quarte, welche, wie öfter bemerkt, als Distanz betrachtet der falschen Quinte gleich kommt. Hiemit trit an die Stelle des vorigen Gleichgewichts der bekannte Streit in der falschen Quinte. Würde nun die Unterstimme eben so hoch sich erheben, wie in Fig. 44^{b}, so wäre der Gleichheit in demselben Übergange Streit gedroht und Gleichgewicht eingeräumt. Dies wird Fig. 44^{c} vermieden durch Erniedrigung der Unterstimme in eine tiefere Octave; zum Zeichen, dass es bloss darauf ankam, die Gleichheit nicht wachsen zu lassen; und ebenfalls wird es Fig. 44^{d} vermieden, indem die Oberstimme sich theilt, während die Unterstimme ruhet; zum Zeichen, dass nur der Übergang soll vermieden werden, worin einerley Paar Stimmen mit sich selbst in Widerstreit gerathen würde.

131. Zusatz. Bleiben die Fortschreitungen innerhalb der Distanz einer Quarte, — wie wenn ein paar be-

nachbarte kleine Terzen, oder auch eine grosse Terz einer kleinen folgt, — oder sind es Quarten, die einander folgen: so bleibt man auf eine oder andre Weise in dem Bezirk, worin von einem gegebenen Puncte nach einer Seite hin die halbe Gleichheit wirksam ist. Dass alsdann die Folgen der streitenden Gleichheit nicht entstehen können, wird keiner weitern Erläuterung bedürfen.

Allgemeine Anmerkungen.

A. *Thatsächliches.*

Ein Gelehrter, der die Tonkunst theoretisch und praktisch kennt, hat folgendes mitgetheilt:

„Ächte Erfahrungen des ästhetischen Urtheils über Tonverhältnisse werden gemacht bey dem zwey- und mehrstimmigen Gesange ohne Instrumental-Begleitung; vorausgesetzt, dass die Sänger reine Ohren und Stimmen haben, ohne durch akustische Berechnungen der Intervalle zu vorgefassten Meinungen bestimmt zu seyn. Die Unterschiede sind zu klein, als dass nicht Meinungen, wo sie einmal vorhanden sind, auf ihre Beurtheilung einen Einfluss ausüben sollten. Die folgenden Bemerkungen gelten nur unter jener Voraussetzung".

„1. *Cis* ist höher als *des*, *dis* höher als *es*, u. s. w. Es gilt dies von jedem zufällig erhöheten und zufällig erniedrigten Tone, wenn beyde auf dem Clavier dieselbe Taste haben".

„Dem Scheine nach macht folgendes Beyspiel hievon eine Ausnahme. Man nehme auf *fis* den Sext-Quinten-Accord mit der falschen Quinte und grossen Sexte (*fis*, *a*, *c*, *dis*, Fig. 45). Man lasse nun, während die drey obern Stimmen aushalten, *fis* in *f* herabsinken; und gehe von da zum Sext-Quarten-Accord auf *e* (*e*, *a*, *c*, *e*,) welchem der reine Accord von *e dur* folge. Hier fühlt der Sänger der tiefsten Stimme eine Sorge, das auf *fis* folgende *f* ja hoch genug zu singen. Hingegen in einem andern Falle ist von dieser Sorge keine Spur mehr zu fühlen. Man beginne nämlich mit dem Secunden-Accorde auf *ges*, welchem mit obigem Sext-Quinten-Accorde von *fis* die gleichen Claviertasten gehören, (*ges*, *a*, *c*, *es*, Fig. 46); lasse nun *ges* in *f* herabsinken, und schliesse in *b dur*. Hier könnte man erwarten, dass der Sänger um desto eher besorgt seyn würde, das *f* hoch genug zu treffen, weil *ges* tiefer ist als *fis*; daher denn das auf *ges* folgende *f* leichter zu tief werden könnte, als im Übergange von *fis* zu *f*. Allein diese Besorgniss bemerkt man nicht".

Es dürfte nicht schwer seyn, den Grund hievon zu finden. Man sehe zurück auf das, was oben von der Veränderung gesagt worden, welche sich schon beym reinen Accorde ereignet, wenn zu ihm die kleine Septime trit, also wenn die grosse Terze sich in den Leitton verwandelt. Diese Terze bekommt dadurch ein Übergewicht; sie strebt, sich zu erweitern. Will der Sänger diesen Effect nicht hervorbringen, (und im ersten der angegebenen Fälle darf er es nicht,) so muss er sich hüten, den Grundton (im Beyspiele das *f*) zu tief zu nehmen; daher jene Sorgfalt, es ja hoch genug zu treffen; denn sonst könnte nicht der Sext-Quarten-Accord von *e* folgen, wie doch geschehn soll. Umgekehrt, wo der Schluss in *b dur* beabsichtigt wird, da soll *a* der Leitton werden; also muss *f* tief genug genommen werden, und wird so genommen, obgleich es auf *ges* folgt.

„2. Eine ähnliche Sorge, wie im obigen ersten Falle, empfindet der Sänger, wenn er eine Moll-Tonleiter herabsingend dabey den übermässigen Secundensprung anbringen soll; z. B. *a*, *gis*, *f*, *e* u. s. w. Auch hier liegt ihm daran, das *f* hoch genug zu nehmen".

Dieser Fall ist vom vorigen verschieden, ungeachtet der anscheinenden Gleichartigkeit. Hier kommt ein Leitton nur in so fern in Betracht, als rückwärts vom Hauptton zum Leitton herabgegangen war. Vorausgesetzt nun, man habe *gis* hoch genug zu nehmen sich bemüht, so könnte, wenn darin zu viel geschehen wäre, die Distanz von *gis* zu *f* eher zu gross als zu klein werden. Nach unserer obigen Angabe (84) soll die verminderte Septime genau $\frac{3}{4}$ der Octave (anderthalb falsche Quinten), mithin die übermässige Secunde nicht mehr als $\frac{1}{4}$ der Octave betragen. Hierauf können wir folgende Berechnung gründen: Man nehme *gis*, wie es seyn muss, als grosse Terze von *e*, der reinen Quinte des Grundtons; zu welchem die Scala heruntergeht. So ist der Gegensatz der grossen Terz = 0,33333 . . . und der reinen Quinte = 0,58578 zu addiren, um die Höhe des Leittons *gis* = 0,91911 zu finden. Hievon abgezogen $\frac{1}{4}$ = 0,25 ergiebt nun 0,66911 für die Höhe des Tons *f*. Eben dieses *f*, als kleine Sexte desHaupttons, hat die Höhe = 0,66666 (man sehe oben 38). Der Sänger, wenn er genau um eine übermässige Secunde herabsteigt, wird also noch nicht ganz die kleine Sexte, oder untere grosse Terz des Hauptons, erreichen, und es wird scheinen, als hätte er sich gefürchtet, sie zu tief zu nehmen, weil er sich hütet, die übermässige Secunde zu übertreiben. Die Beobachtung ist eben so richtig als fein. Nähme man auch die verminderte Septime für die Summe einer falschen Quinte und einer solchen kleinen Terz wie im reinen Accorde (48), also 0,5 + 0,2486 = 0,7486, demnach die übermässige Secunde = 0,2514: so käme doch, dies vom Leitton abgezogen, noch immer 0,6677 für jenes *f*; mithin immer noch mehr als 0,66666.

„3. Sänger von geringer Reizbarkeit, denen also Ruhe ein grösseres Bedürfniss ist, als Bewegung, — nehmen die grossen Terzen meistens zu stumpf, so dass ein bedeutendes Sinken, eine Unreinheit beym Fortschritt unvermeidlich wird. Z. B.

e f d e f
c a b g a

Nach einer solchen Folge von Terzen und Sexten kann die letzte Sexte (*f a*) fast schon um $\frac{1}{8}$ Ton zu tief geworden seyn, wenn die zweite Stimme der ersten im Sinken folgt. Sank sie aber nicht mit, zwang sie vielmehr die erste Stimme, schon beym ersten Fortschritt von *e* zu *f*, das *f* rein zu nehmen, so wird eine misfällige Rückung fühlbar, indem der halbe Ton *e f* zu gross wird. Sänger von viel Reizbarkeit, die auch zum Beschleunigen der Bewegung geneigt wären, nehmen die grossen Terzen immer scharf; doch selten höher als die gleichschwebende Temperatur sie giebt."

Das obige Beispiel enthält zweymal den Fortschritt vom Leitton zum Hauptton; dabey dürfte wohl eine Art von natürlicher Nachlässigkeit im Spiele seyn, mit der man gewöhnlich auch im Vortrage den Hauptton behandelt, wenn er dem Leitton, der ihn schon anmeldete, nachfolgt. Er wird hart, wenn man ihn eben so stark hervorhebt, als den Leitton.

„4. Im Moll-Accorde wird der Grundton leicht zu tief genommen; und es ist nicht die kleine Terz, sondern die Quinte, welche ihn vesthält; vielmehr drängt die kleine Terz ihn abwärts, indem er zugleich von der Quinte rein erhalten wird. (Dies ist nichts als Erfahrung, und für die trübe Wirkung des Moll-Accordes liegt kein anderer Erklärungsgrund näher.) Das Obige ist am fühlbarsten in Sätzen von solcher Art, wo zuerst nur der Grundton, dann hinzutretend mit ihm gleichzeitig die kleine Terz, und zu beyden hinzukommend, gleichzeitig die Quinte vernommen wird."

Diese wichtige Bemerkung bestätigt das, was oben vom Unterschiede des Moll vom Dur gesagt worden, so auffallend, dass es scheinen wird, die Theorie (in 49) sey aus der Erfahrung geschöpft. Gleichwohl sind die vorliegenden rein praktischen Bemerkungen erst mitgetheilt worden, nachdem der Druck dieser Blätter schon begonnen war. Folgendes gehört noch dazu:

„5. Mischt sich dagegen, etwa durch den Sinn der untergelegten Worte, der Affect der Trauer in den Gesang, dann wird nicht bloss die kleine Terz leicht zu tief genommen, sondern auch der Sänger der tieferen Stimme hält den Grundton gern dagegen vest, in so fern er den Affect theilt. Bleibt er aber gleichgültig und sorglos, dann lässt er sich abwärts drängen; und die Quinte muss ihm folgen, wenn der Accord nicht völlig unerträglich werden soll. Merkwürdig ist, dass, wenn Grundton und Quinte rein bleiben, und die kleine Terz unter den angeführten Umständen herabgedrückt wird, die nun zu scharfe grosse Terz (*es g* in dem Accorde von *c Moll*) nicht bemerkt wird, ja die Wirkung zu begünstigen scheint."

„6. Ich hörte einst folgende Cadenz:

b *a*
e *f*
g *f*
c *f*

in sehr langsamer Bewegung *diminuendo* so vortragen, (auf Bogen-Instrumenten,) dass der erste Geiger sein *b* ins *a*, der zweyte sein *e* ins *f*, allmählig überfliessen liess; was mir aus mehreren Gründen das grösste Misfallen erregte; besonders aber deswegen, weil es einen Moment gab, in welchem *a* nicht mehr als Auflösung der vorhergehenden Septime *b* erschien; und der *f dur* Accord, zwar mit freundlichem Gesicht, wie ein Fremder in die Gesellschaft trat, die ihm seine Freundlichkeit nicht gleich erwiedern konnte."

Sprechender konnte wohl kein Ausdruck gewählt werden für das, was oben über die Abstumpfung der Dissonanz, ohne Gewinn einer wahren Consonanz, gesagt worden, wenn die allgemeine Bedingung der Harmonie, aber durch unreine Intervalle, erfüllt wird. (66. 67.)

Es folgt nun eine Bemerkung über consecutive reine Quinten, womit man zunächst Fig. 43 *b*, dann aber vorzüglich Fig. 47 vergleichen mag. Der Fortschritt vom zweyten zum dritten Tacte war von geübten Ohren neu und ausserordentlich schön gefunden worden. Das Urtheil änderte sich nicht, als auf die Quintenfolge hingewiesen wurde. Darin liegt eine Bestätigung zum Obigen (in 125). Übrigens werden hier die Quinten desto eher bemerklich, weil die Altstimme den Grundton verdoppelt. Es wäre leicht, sie noch weniger misfällig zu machen, wenn der Alt in *es* ginge, und darnach die weitere Tonfolge sich richtete, welches durch einige Abänderung des Tenors geschehn könnte.

Hier mag nun noch eine Erinnerung an durchgehende Noten Platz finden, und an das, womit ihre Möglichkeit in Verbindung steht, nämlich die Bestimmungen der Stärke und der Zeit (sowohl des Eintritts als der Dauer) der Töne.

Durchgehende Noten gehören nicht der vorhandenen Harmonie, sondern der Melodie einer einzelnen Stimme. Der Hörer soll also nicht alles Gleichzeitige zusammenfassen, sondern er soll den Gang jeder einzelnen Stimme für sich verfolgen. Das wird zwar leicht, und ist leicht begreiflich, wenn der Klang der Stimme verschieden ist, wie etwa der Klang der Hoboe und der Geige; aber diese Voraussetzung passt nicht überall. Singstimmen, Bogen-Instrumente, selbst Blas-Instrumente sind, jede Gattung für sich genommen, nicht immer deutlich verschieden; die Tasten des Forte-Piano geben vollends, wenn eine Fuge gespielt wird, keine Hülfe, damit dem Zuhörer die Unterscheidung der Stimme, worauf doch sehr gerechnet ist, erleichtert werde. Nun gelingt dies zwar dem Ungeübten sehr schlecht, aber schon damit es eine Möglichkeit der Übung gebe, müssen durchgehende Noten wenigstens in Einer Stimme sich leichter mit den Hauptnoten dieser, als der übrigen Stimmen, verbinden. Dabey kommt es zuerst darauf an, dass die durchgehenden Noten den Hauptnoten nahe, gewöhnlich dazwischen (im Durchgange) liegen. Ferner ist hier die Geschwindigkeit der Bewegung sehr wesentlich. Anfänger im Spielen eines Instruments, die nur langsam fortkönnen und oft stocken, finden die vortrefflichsten Musikstücke voll unerträglicher Disharmonie, weil sie den durchgehenden Noten zu viel Dauer geben, und denselben gestatten, in die Auffassung der Harmonie einzugreifen. Also: Beym richtigen Vortrage verschmelzen die durchgehenden Noten nur mit den Hauptnoten der Stimme wozu sie gehören; dies geschieht schnell, denn die Verschmelzung wird durch die Nähe begünstigt; sie verschmelzen nicht (oder doch nur unbedeutend wenig) mit den entferntern Tönen der andern Stimme, denn dazu würde mehr Zeit gehören als man ihnen lässt. So ists meistens; und abgesehen von solchen Fällen, wo die Sonderung der Stimmen entweder absichtlich erschwert und verzögert, oder nur dem Geübten zugemuthet wird. Jedenfalls tragen die durchgehenden Noten dazu bey, ein allzulangsames Tempo zu verbieten. *)

---

*) Der gelehrte Freund, von welchem die obigen Bemerkungen herrühren, hat unmittelbar vor dem Abdruck dieses Bogens noch Folgendes nachgeliefert, was nicht füglich mehr in den Text kann verwebt werden:

„Vorhalte, durchgehende Noten, Orgelpuncte, treffen darin zusammen, mehrere, in sich vollständige Melodien zu einem Ganzen zu vereinigen. Den Begriff des Orgelpuncts muss man dergestalt erweitern, dass er nicht bloss am Schlusse eines Stücks, sondern auch in der Mitte, und allenthalben angewandt werden dürfe, und dass der liegende Ton nicht bloss im Basse, sondern in jeder beliebigen Stimme sich finden, ja gänzlich fehlen dürfe; zu welchem allen J. S. Bach die Beispiele liefert."

„Ein in sich vollständiger melodischer Satz ist eine Reihe von Tonvorstellungen, in welcher nicht bloss die einzelnen Glieder innig mit einander verschmolzen sind, sondern es gesellt sich auch noch zu den wirklich klingenden Tönen eine blosse Ton-Vorstellung, nämlich die von dem Ziele, wohin der melodische Satz eilt, und welches bald nach dem Anfange der Reihe nicht mehr zweifelhaft ist. Diese Vorstellung als blosse Vor-Ahnung von dem Ziele, schliesst sich, sobald sie hervorgerufen ist, jedem Gliede der melodischen Reihe an, und wird durch jedes folgende

Der richtige Vortrag — die Bedingung richtiger Auffassung, — erfodert ferner solche Unterschiede, die sich theils auf die Stärke und Schwäche, theils auf die Dauer der Töne beziehn. Nicht bloss das sogenannte Forte und Piano für ganze Theile der grössern musikalischen Perioden, sondern die Stärke und Schwäche

---

Glied verstärkt und verdeutlicht, bis sie am Schlusse wirklich in die Wahrnehmung eintrit. Sie ist gleichsam im Zustande der Begierde, die ihrer Befriedigung bis zum Schlusse immer näher kommt, und die also einen immer stärkeren Reiz erhält. — Solcher Reihen von Melodien können mehrere gebildet werden, die alle nach demselben Ziele streben, in denen also dieselbe vorgefühlte Vorstellung sich jedem Gliede stets verstärkt anschliesst, und wodurch alle diese verbundenen Reihen mit einander harmoniren; besonders wenn sie so gebildet sind, dass der Reiz des Wachsens jener gemeinsamen Vorstellung auf die gleichzeitigen Glieder der Reihe trifft, und durch das harmonische Zusammentreffen noch gesteigert wird. — Nun braucht aber jenes Ziel nicht ein einziger, nicht derselbe Ton zu seyn, sondern es liegt nahe, dafür etwa den Accord der Tonica zu nehmen. So strebte dann der Sopran zur obern Octave, der Alt zur Quinte, der Tenor zur Terz, und der Bass zur Prime. Machen nun die Melodien sich geltend als vollständig verschmolzene Vorstellungsreihen, dann verschwindet das ästhetische Bedürfniss ungetrübter Harmonien von den einzelnen zusammentreffenden Puncten; und das Urtheil ist nicht auf das Verweilende gerichtet, sondern auf das zum gemeinsamen Ziele Forteilende. Alles ist, mit einem Worte, melodisch; und selbst das Harmonische wird nur in diesem Sinne gedacht, nämlich als vorwärts drängend.

„Eins der reichsten Beispiele vom Orgelpuncte befindet sich in einem Vorspiele von J. S. Bach auf dem Choral: Vom Himmel hoch da komm ich her."

(Man sehe, am Ende der beyliegenden Tafeln, A und B.) „a. Erste Strophe. b. Ähnlich der umgekehrten ersten Strophe. c. Zweyte Strophe; d. Dritte Strophe. e. Ähnlich der umgekehrten ersten Strophe. f. Letzte Strophe, und die untere Terz derselben ähnlich. g. Ähnliche erste Strophe."

„Hier sind also alle Strophen einer Choral-Melodie fast gleichzeitig über einem liegenden Basse zu einem fünfstimmigen Geeinzelner Noten kommt hier in Betracht; überdiess wollen einige gestossen, andre gehalten und zuweilen selbst gedehnt, einige sorgfältig verbunden, andre getrennt seyn. Hier kommen auch Quantitäts-Bestimmungen zum Vorschein; aber diese Quantitäten sind von ganz andrer Art, als jene der Intervalle und Accorde; und die Bestimmungen sind nicht so scharf, nicht so leicht zu verletzen wie jene. Ein Musikstück misfällt darum noch nicht, wenn auch etwas an dem Licht und Schatten fehlt, was der Vortrag hineinbringen sollte. Es ist hier wie beym Vorlesen; wer deutlich lieset, wird noch verstanden, obgleich an dem Accent, am Hervorheben der Hauptworte, an Beobachtung der Interpunction u. s. w. vieles vermisst werden möge. Die Gedanken können die nämlichen bleiben, ob auch einer oder der andere mehr oder minder im Bewusst-

---

sange vereinigt. Der Bass ist hier nothwendig, weil die vier gegebenen Melodien, selbst in Verbindung mit der fünften Stimme, sich auf den Schluss-Accord nicht stark genug beziehen, um die Vorstellung von ihm früh genug zu erwecken; er muss also in seinem Grundtone sich wirklich hören lassen. Harmonisch betrachtet ist nun in diesem Satze des Misfälligen genug: aber die Vereinigung mehrerer in sich geschlossener Melodien drängt sich zum gemeinsamen Schlusse: man muss nur die Melodien bestimmt und deutlich genug im Sinne haben".

„Auf das Tempo kommt weniger an, als man glauben sollte. Jenes Beyspiel soll in dem grossen Raume einer Kirche verständlich werden: man muss es also langsam spielen. Von den Achteln dürfen höchstens 80 auf die Minute gehn. Indessen ist in den so verbundenen Ton-Vorstellungen eine bestimmte Unruhe; die ein gewisses Maass der Bewegung hat, welchem das gewählte Tempo nicht widersprechen darf. Eine zu grosse Langsamkeit könnte, wenn ein sehr starkes Drängen zum Ziele in den verbundenen Reihen fühlbar wäre, den Zuhörer zur Verzweiflung bringen".

seyn hervortrete. So bleibt ein Accord der nämliche, ob nun die Quinte, oder die Terze, oder die Octave lauter gesungen werde. Die Septime soll freylich da, wo sie am rechten Platze ist, deutlich angegeben werden, und hinreichend zu hören seyn, damit sie nicht bloss als Störung des reinen Accordes, sondern als treibend zur Auflösung vernommen werde; aber wenn auch dagegen gefehlt würde, der Septimen-Accord bleibt doch unverändert; er hängt nicht ab von der Stärke oder Schwäche einzelner Töne.

Dagegen hängen mit dem Vortrage sehr wesentlich die Gemüths-Zustände zusammen, welche beym Zuhörer entstehn. Dies gilt, wie beym Vorlesen, so auch bey der Musik. Sie verliert grossentheils ihre so oft bewunderte Gewalt, Affecten zu erregen und zu besänftigen, zur Freude oder zur Trauer zu stimmen, wenn man sich begnügt, die Töne bloss rein und tactmässig vorzubringen. Diese Gewalt liegt mehr in der Melodie, als in der Harmonie; sie ist anders bey der Flöte als bey der Geige; sie ist stärker bey der Singstimme als bey irgend einem Instrumente; sie wächst theils durch die Kunst des Gesanges, theils durch die Anzahl der Singstimmen.

Nichts desto weniger würde man der Musik ihre Basis entziehen, wenn man die Harmonie wegnähme; denn schon die einfachste Melodie, von einer einzelnen Stimme ohne Begleitung vorgetragen, setzt voraus, dass eine Harmonie hinzugedacht werde, wodurch die Intervalle, welche der Gesang durchläuft, ihre Bedeutung erhalten.

Mit der Erwähnung der Affecten aber, welche von der Musik erregt werden können, eröffnet sich ein Blick auf das Ganze der Psychologie. Denn die Musik steht hier nicht mehr in ihrer Eigenthümlichkeit allein. Die nämlichen Affecten können ganz andre Ursachen haben. Man mag nun überlegen, worin das Gemeinschaftliche aller solcher Ursachen bestehe, was sich in der Gleichartigkeit ihres Wirkens zeigt. Damit können wir uns hier nicht beschäfftigen; genug, wenn wir an den Unterschied des Dur und Moll, an die innere Unruhe aller andern Accorde ausser dem reinen, an das Treibende der Dissonanzen, an halbe und Trugschlüsse, an die solchergestalt gespannten und immer veränderten Erwartungen, an Ruhe und Bewegung, an die Verschiedenheit der Bewegung beym Contrapunct erinnern; welches Alles zu den ersten Bedingungen gehört, ohne welche die Musik jene Gewalt über die Affecten nicht besitzen würde. Etwas Analoges muss überall vorkommen, wo Affecten erregt werden; und die letzten Gründe davon können denen, die wir in der Musik nachgewiesen haben, nicht ganz ungleichartig seyn.

Damit ist aber nicht gesagt, dass man nun andre Gegenstände der Psychologie eben so behandeln solle, wie wir hier die Musik behandelt haben. Wenn anderwärts die Zustände, worin die Vorstellungen sich durch ihre Unterschiede versetzen, anders geartet sind, wenn daraus auf andre Weise Ruhe und Unruhe, Erwartung und Täuschung, Antrieb und Befriedigung entspringt: so hat man erst die Eigenthümlichkeit solcher Zustände zu erforschen, bevor man die Untersuchung in Gang setzt, die sich darauf beziehen soll. Welche Behutsamkeit dabey nöthig sey, wird einigermaassen schon aus dem Folgenden erhellen.

B. *Theoretische Bemerkungen.*

Wir wollen jetzt auf die Grundlage unserer Untersuchung einen Rückblick werfen. Als Anknüpfungspunct mögen die Farben dienen. Gesetzt, es wolle Jemand die Farben auf ähnliche Weise, wie die Töne, in Betracht ziehn, so wird er zuerst die Frage auf den Hemmungsgrad zweyer Farben richten müssen.

Hätten wir nicht die Octave als die Distanz voller Hemmung unter zwey Tönen gekannt, innerhalb welcher Distanz die merkwürdigen Puncte aufzufinden seyn müssten, welche das ästhetische Urtheil auszeichnet, weil in ihnen die Hemmung besondere Eigenheiten gewinnt: so würde die vorstehende Untersuchung keinen Anfang gefunden haben. Es wäre dann nicht möglich gewesen, die allgemeinen Begriffe, der Hemmungssumme, des Hemmungs-Verhältnisses, der Schwellen u. s. f. darauf anzuwenden. Wussten wir dagegen, dass z. B. die falsche Quinte dem Grundton halb entgegen und halb gleich ist, dass überdies die Gleichheit aus zwey Vorstellungen Eine macht, so sahen wir nicht bloss überhaupt den Streit des Vereinigens und des Unvereinbaren, sondern auch das Beharren in diesem Streite zwischen drey Theilen, deren keiner stärker ist als der andre. Wussten wir, dass die reine Quinte nahe ein Zwölftel Gegensatz mehr, mithin ein Zwölftel Gleichheit weniger als die falsche Quinte, in sich trägt, so konnten wir nach schon vorhandenen Formeln den Sieg der Gegensätze über die Gleichheit finden; womit das Gefühl der Selbstständigkeit beyder, um eine reine Quinte entfernten Töne genau übereinstimmt. Auf ähnliche Weise konnten wir auch die andern merkwürdigen Puncte nicht nur finden und bestimmt anzeigen, sondern auch nachweisen, worin die Eigenthümlichkeit eines Jeden bestehe; während andre Puncte der Tonlinie keine besondre Auszeichnung besitzen. Sähe man aber zwey Rosen, eine weiss, die andre röthlich, so würden zwar die Farben durch ihren Unterschied ein Gefühl hervorbringen, indem irgend ein Grad der Gleichheit und des Gegensatzes in Conflict träte: allein so lange man nicht angeben kann, welcher Grad der Gleichheit und des Gegensatzes, ist hier keine Untersuchung möglich, wenn man auch den weit wichtigern Unterschied der Gestalt, also der Raum-Verhältnisse, die von ganz andrer Art sind, bey farbigten Gegenständen beseitigen könnte.

Wir wissen bis jetzt nicht, ob die reinen Farben, roth, blau, gelb, paarweise genommen, einen vollen Gegensatz, wie die Octave, ausmachen; wir wissen nicht einmal das reine roth, blau, gelb, bestimmt nachzuweisen. Soviel ist klar, dass, wenn reines roth und reines blau etwa noch nicht den Gegensatz der Octave erreichen sollten, er dann auch, vom Rothen zum Blauen fortschreitend, nicht mehr jenseits des Blauen erreicht werden kann, weil es über das Blaue hinaus keine Fortsetzung der Entfernung vom Rothen zum Blauen mehr giebt. Das ganze Continuum der Farben ist anders beschaffen als das der Töne.

Um die Sache näher zu beleuchten, muss man zurückgehn auf die charakteristische Eigenthümlichkeit der Octave (11). Diese lässt sich in allgemeinen Begriffen denken, ohne Rücksicht auf Töne; aber die Begriffe finden in der Erfahrung keine andre Anwendung, ausser nur auf Töne. Der allgemeine Gedanke lässt sich etwa so ausdrücken:

1) Drey Vorstellungen, *P*, *Q*, *R*, sollen so beschaffen seyn, dass, wenn *Q* näher an *R* rückt, es sich um eben soviel von *P* entferne. Die drey Vorstellungen sollen also in einem qualitativen Continuum liegen. Annäherung ist hier ein Übergang, dessen Fortsetzung zur völligen Gleichheit führt; die Continuität aber liegt darin, dass bey der Entfernung die Gleichheit nie plötzlich verloren geht, sondern, indem sie sich vermindert, der Gegensatz allmählich wächst. Hieraus folgt:

a) Der abnehmende Gegensatz des *Q* gegen *R* bildet einen zunehmenden Gegensatz des *Q* gegen *P*; und eben so die wachsende Gleichheit des *Q* mit *R* eine abnehmende Gleichheit des *Q* und *P*.

b) Erstreckt sich die Gleichheit mit *P* über *Q* hinaus, so, dass *R* noch Antheil habe an derselben, so ist dieser geringere Antheil enthalten in der grössern Gleichheit des *Q* mit *P*.

c) Desgleichen, wenn umgekehrt die Gleichheit mit *R* sich über *Q* hinaus erstreckt, so dass *P* noch Antheil daran hat, so liegt dieser Antheil in der grössern Gleichheit des *Q* mit *R*.

d) Also begegnen einander die beyden Gleichheiten in *Q*; und ein Theil von *Q* kann angesehen werden als gemeinsame Gleichheit sowohl mit *R* als mit *P*.

e) Wenn hingegen diese gemeinsame Gleichheit in *Q* verschwindet: dann ist auch keine Gleichheit zwischen *P* und *R*; sondern zwischen beyden reiner und vollkommner Gegensatz.

2) *Q* soll einen ästhetischen Charakter durch *R* bekommen, und dieser Charakter soll von der Distanz des *Q* und *R* allein abhängen; dergestalt, dass er mit der Veränderung dieser Distanz sich verändere.

3) Der ästhetische Charakter des Q soll auch durch P bestimmt werden können.

4) Q wird in beyden Fällen in Gleiches und Entgegengesetztes gebrochen; es fragt sich nun, ob seine Gleichheit mit P etwas gemein hat mit der andern Gleichheit zwischen Q und R.

5) Findet eine gemeinsame Gleichheit (d) wirklich statt, so liegt diese gemeinsame Gleichheit zwischen zwey Gränzen, deren eine durch R, die andre durch P bestimmt wird. Daraus folgt:

a) die beyden Brechungen sind verschieden; also auch die ästhetischen Charaktere.

b) P und R sind nicht in vollem Gegensatz, sondern es giebt zwischen ihnen noch einige Gleichheit.

6) Verschwindet dagegen die gemeinsame Gleichheit, so fallen deren Gränzen zusammen. Daraus folgt:

a) Beyde Brechungen, sowohl durch P als durch R, ergeben einerley Theilung des Q; und hiemit einerley ästhetischen Charakter desselben;

b) P und R sind alsdann im vollen Gegensatz, und es giebt zwischen ihnen keine Gleichheit.

7) Beyde eben angegebene Folgen (*a* und *b*) fliessen dergestalt aus Einem Grunde, dass wenn auch die gemeinsame Gleichheit sich nicht abgesondert zu erkennen giebt, dann doch aus dem gleichen ästhetischen Charakter, welcher durch Brechungen von entgegengesetzten Seiten her in Q entsteht, auf den vollen Gegensatz zwischen P und R zu schliessen ist.

So weit die allgemeine Darstellung ohne Bezug auf Töne und Farben. Nimmt man P für einen beliebigen Ton, R für dessen Octave, Q für irgend einen mittlern Ton zwischen beyden, so kann man vergleichen, was oben (11) schon kurz gesagt war. Dort wurde *Q*, eigentlich ein Punct in der Tonlinie, unter dem Bilde einer Linie vorgestellt, auf welcher man Gleiches und Entgegengesetztes sowohl mit höhern als mit tiefern Tönen abschneiden könne. Wäre zwischen *P* und *R* eine kleinere Distanz als die Octave, so würde das, was *Q* mit dem einen und dem andern gemein hat, in einander greifen, wie in Fig. 10 bey derjenigen Querlinie, welche den Ton *e* als gebrochen durch das tiefere *c* und das höhere *g* vorstellt; wo die gemeinsame Gleichheit zwischen den mit *c* und mit *g* bezeichneten Theilstrichen liegt. Soll die gemeinsame Gleichheit verschwinden, so muss man für *P* und *R* solche Töne nehmen, die unter sich eine Octave bilden. Erfahrungsmässig gegeben ist nun zwar nicht diese bildliche Darstellung, wohl aber der gleiche harmonische Charakter, welcher dem mittlern Tone durch den höhern sowohl als durch den tiefern zu Theil wird, sobald dieselben unter einander eine Octave ausmachen. Durch diese Einerleyheit des harmonischen Charakters wird bekannt, wie viel Ausdehnung nach entgegengesetzten Seiten man einem Tone beilegen müsse, um seine Gleichheit und seinen Gegensatz gegen einen andern Ton richtig abzutheilen. Dass man alsdann die Gleichheit, negativ genommen, zum Gegensatze addiren, oder als dessen Ergänzung betrachten könne, versteht sich von selbst.

Jetzt aber nehme man Farben anstatt der Töne. Man kann zwar dieselben so annehmen, dass deren drey in gerader Linie liegen; wie z. B. Grün dem Gelben desto näher liegt, je weiter es vom Blauen entfernt ist. Auch bekommt Grün einen ästhetischen Charakter; wenn Blau, oder wenn Gelb daneben sichtbar ist. Allein Niemand wird sagen, dass aus irgend welchen Zusammenstellungen dieser Art die Einerleyheit des ästhetischen Charakters für eine mittlere Farbe entstehe, wenn von entgegengesetzten Seiten her ein paar andre mit ihr verglichen werden. Wenigstens ist nichts Ähnliches bekannt; während die verschiedenen Lagen eines und desselben Accordes, und die damit verbundenen Umkehrungen der Intervalle zu den bekanntesten Dingen gehören. Jede solche Umkehrung versetzt von zweyen Tönen einen um eine Octave höher oder tiefer, während der Accord im Wesentlichen der nämliche bleibt.

Noch mehr! Bey gleichzeitiger Auffassung zweyer Farben ist immer ein Auseinandersetzen im Gange; man kann nicht zwey Farben an Einem Orte sehen. Bey gleichzeitigen Tönen aber giebt es kein Auseinandersetzen (es wäre denn die Unterscheidung der Stimmen in der Reflexion des geübten Musikers). Hier würde Derjenige, der von gesonderten oder ungesonderten [illegible] einer und der andern Vorstellung spräche, wenn er daraus Einwürfe gegen unsre Theorie ableiten wollte, nicht weit kommen; denn die Töne eines Accordes durchdringen einander; und die Sonderung der geschriebenen Noten in ihren fünf Linien ist keine Trennung der Vorstellungen, wenn die Töne ins Ohr fallen, oder besser, wenn sie im Geiste ihre harmonische Wirkung thun. Dagegen würde man nicht ganz ohne Grund bey Farben die Möglichkeit, dass deren Vorstellungen einander durchdringen könnten, bezweifeln — oder vielmehr beschränken, obgleich bei weitem nicht ganz ableugnen können. Denn wenn verschieden gefärbte Puncte einander gar zu nahe liegen, so glaubt man eher eine mittlere Farbe, als ein Verhältniss wahrzunehmen. Dem

Auseinandersetzen muss einiger Spielraum gestattet werden, welches allerdings einer ganz vollkommenen Durchdringung einigen Abbruch thut. Übrigens wird ganz unleugbar eine Harmonie der Farben oft genug empfunden; und höchst wahrscheinlich würde man zu bestimmteren Resultaten, als bisher bekannt sind, durch geordnete Versuche gelangen, wenn dieselben von richtigen theoretischen Gesichtspuncten ausgehend geleitet wären. Fände man unter Farben einen ähnlichen Übergang von Verhältnissen, wie jener aus der falschen Quinte in die reine, von da in die Sexten u. s. w.; so hätte man hiemit Bestimmungen der Hemmungsgrade; und von da aus könnte man hoffen weiter zu kommen; nämlich durch continuirliches Abändern der Verhältnisse; wozu allerdings die Geduld und Genauigkeit experimentirender Physiker, verbunden mit dem scharfen Blicke eines geübten Malers gehören würde. Vielleicht finge man sicherer mit Zusammenstellung dreyer Farben an, als mit zweyen, um nämlich die erste Spur der Untersuchung zu gewinnen. Denn darin scheinen (wie man bey bunten Blumenbeeten und ähnlichen Gegenständen leicht bemerkt) die Farben den Tönen ähnlich zu seyn, dass die einzelnen Vorstellungen doppelt gebrochen werden müssen, um ein lebhaftes Gefühl des Schönen hervorzurufen. Alsdann hätte man rückwärts die Paare zu untersuchen, welche in der harmonischen Ternion von Farben lägen; nämlich um die richtigen Intervalle zu bestimmen.

Wir wollen hier eine Vermuthung wagen. Zwischen je zwey möglichst reinen Farben, in deren Unterschied sich nichts vom Schwarz und Weiss einmischt *), scheint überall keine so grosse Distanz, wie die Octave, statt zu finden. Die paarweise zusammengestellte Farben, welche man auch wähle, wirken zu stark auf einander, als dass man die Abwesenheit aller Brechung, wie bey der Octave, glaublich finden möchte. Reines Gelb und reines Roth oder Blau, erregen zusammengestellt eher ein Gefühl der Selbstständigkeit jeder Farbe, ähnlich dem der reinen Quinte. Vielleicht gäbe es einen Weg, dies mit einiger Wahrscheinlichkeit näher zu beleuchten. Eine Analogie der Erhöhung der Töne oder auch der Erniedrigung (wie des *d* in *dis* oder *des*) lässt sich bey Farben in so weit erkennen, als manchmal bey der Vergleichung nahe liegt zu sagen, die eine Farbe sey nur eine Abänderung der andern. Nicht aber alle Farben, welche zwischen zwey andern liegen, werden so aufgefasst. Grün liegt zwischen Gelb und Blau; gleichwohl wird reines Grün gewiss nicht als Abänderung vom Blau oder Gelb aufgefasst. Gesetzt nun, das, was wir eben vom reinen Grün sagten, gelte eigentlich nicht bloss von einerley, sondern von zweyerley Grün, welches überdem eins vom andern noch weit genug verschieden sey, um nicht als eine blosse Nüance angesehn zu werden; ja es sey eine hinreichende Mannigfaltigkeit des Grünen zwischen Gelb und Blau vorhanden, um selbst noch etwas mehr als zwey, von einander ganz entschieden abweichende grüne Tinten zwischen Blau und Gelb einzuschieben: so gewönne das vorhin Gesagte, nämlich die Vergleichung dieser Distanz mit der reinen Quinte, an Wahrscheinlichkeit. Man würde nämlich etwas mehr als drey grosse Secunden zwischen Blau und Gelb einschalten, wenn Blau, Blaugrün, Gelbgrün, und Gelb, eine Unterscheidung abgäbe, die noch etwas zu grosse Schritte machte, um die ganz entschiedenen Abweichungen des einen Punkts vom andern nächsten angemessen zu bezeichnen. Fände sich gar, dass drey und ein halber solcher Schritte nöthig wären, so hätte man beinahe die Analogie der Schritte von *c* zu *d*, *e*, *fis*, *g*.

---

*) Zinnober-Roth, Schwefelgelb, Himmelblau, möchten einigermaassen für reine Farben, oder solchen nahe kommend, gelten können. Schwerlich giebt es hier ganz veste Puncte.

Wir wollen diese sehr unsichern Betrachtungen nicht verfolgen. Wichtiger ist eine Erinnerung an die Causalbegriffe, welche hier zum Grunde liegen; und an die Verschiedenheit der Art und Weise, wie Vorstellungen als Kräfte auf einander wirken können, ohne doch ursprünglich Kräfte zu seyn oder zu haben. Man braucht nur, um sich vor Einseitigkeit zu hüten, neben den Farben auch der räumlichen Formen zu gedenken. Ein Beet voll blühender Hyacinthen, Aurikeln, Nelken, Georginen, gefällt nicht bloss durch die Gegensätze der mannigfaltigen Farben, die es dem umherwandelnden Blicke darbietet; sondern jede Blume besitzt eine Schönheit der Gestalt, welche die nämliche bleibt bey verschiedener Farbe. Nichtsdestoweniger kann die Gestalt nur gesehen werden mit Hülfe dessen was sichtbar ist; das Sichtbare aber ist eben die Farbe. Also das nämliche Sichtbare veranlasst zweyerley ganz verschiedene Klassen von ästhetischen Urtheilen. Es muss eine doppelte Causalität unter den Vorstellungen geben, die uns einerley Anblick gewährt. Wir wollen hier nicht auf die psychologische Frage von dem Grunde des räumlichen Vorstellens eingehn; nur damit man auch hier nicht bey leeren Allgemeinheiten Hülfe suche, dient eine negative Bemerkung; nämlich diese, dass wiederum in den räumlichen Auffassungen eines und desselben Gegenstandes grosse Unterschiede vorkommen. Die Gestalt einer Blume sieht man nicht, wie der Mathematiker eine Linie von doppelter Krümmung auffasst, durch Projectionen auf zwei Ebenen, sammt zugehörigen Abscissen, Ordinaten, Gleichungen. Die Schönheit der Blume ist nicht jene intellectuale Schönheit der Cykloide, welche einst durch ihre besondre Fügsamkeit in Rechnungsformeln den Mathematikern so viel Vergnügen machte. Niemand aber kann sagen, die mathematische Betrachtungsart wäre den Gegenständen nicht angemessen. Vielmehr besteht hier mancherley neben einander.

So nun auch bestehen neben einander die verschiedenen Anwendungen, welche von der Hemmungs-Rechnung auf die Töne gemacht werden. Die Brechung der Töne, worauf ihr musikalischer Werth beruht, ist unabhängig von der Stärke; die Stärke aber thut ihre Wirkung, indem die schwächern Vorstellungen mehr aus dem Bewusstseyn verdrängt werden. Anzuzeigen, dass die Melodie einer Singstimme solche und solche Intervalle durchlaufe, dazu reicht die leiseste Begleitung hin; und die Begleitung muss leise seyn, wenn jene allein als Hauptstimme soll vernommen werden, (wie in Liedern und Arien.) Wofern aber mehrere Melodien zugleich, und mit gleicher Aufmerksamkeit sollen verfolgt werden, wie Chöre und vollends Fugen dies fordern), so ist gleiche Stärke der Stimmen nothwendig, weil sonst die allgemeinste Wirkung eintrit, vermöge deren das Entgegengesetzte sich aus dem Bewusstseyn verdrängt, und die schwächern Vorstellungen davon am meisten zu leiden haben. Darin liegt nichts Befremdendes. Die Brechung, welche einen Ton zu einem bestimmten Intervall macht, versetzt ihn in einen bestimmten innern Zustand; mit diesem Zustande kann er im Bewusstseyn steigen oder sinken. Eben so bey Gemälden. Die Vorstellung eines solchen enthält alle einzelnen Vorstellungen der farbigten Stellen in denjenigen Brechungen, welche das Gemälde zu diesem und keinem andern machen; das ganze Gemälde kann vergessen und wieder in Erinnerung gebracht werden; was nun im Bewusstseyn sinkt und steigt, das sind die Vorstellungen mit und in den Zuständen, welche das Kunstwerk in ihnen erzeugte. Bey diesem Sinken und Steigen sind sie den allgemeinen Gesetzen der Hemmund Reproduction unterworfen.

Aus dem Umstande, dass Kunstwerke einen weit tiefern Eindruck zurücklassen als das Kunstlose und Regellose, folgt ohne Zweifel eine grosse Gewalt ästhetischer Verhältnisse; allein man braucht darum noch nicht anzunehmen, dass ursprüngliche Gesetze einer weit stärkeren Verschmelzung für solche Vorstellungen statt finden, die mit einander ästhetische Verhältnisse eingehn, als für die, welche dazu untauglich sind. Denn die häufige Wiederholung prägt diejenigen Verhältnisse immer tiefer ein, von welchen die Künste, sobald sie einmal in Gang kommen, fortwährend erneuerte Anwendungen machen; mit Ausschluss alles dessen, was ihnen nicht dienen kann. Daraus entspringt die Übung der Zuhörer und Zuschauer; deren Empfänglichkeit für die Kunst wenigstens eine Zeitlang mit der Übung wächst; wenn schon späterhin eine nur zu oft bemerkbare, Übersättigung eintreten kann.

Über die ursprüngliche Auffassung eines Zeitmaasses.

Vorerinnerung. Wir reden nicht vom Begriff eines solchen Zeitmaasses, welches durch Multiplication oder durch Division eines andern, schon aufgefassten, Zeitmaasses entstehen kann; auch nicht von dem allgemeinen Begriffe irgend eines Zeitmaasses, welcher durch Abstraction von bestimmten Zeitmaassen erhalten wird; sondern von der ursprünglichen Auffassung einer solchen Zeit, die, nachdem sie da ist, zum Maasse dient; also sich vervielfältigen und dividiren lässt; und alsdann auch in Gedanken eingeschoben werden kann zwischen solche Zeitpunkte, die einander zu fern oder zu nahe stehn, als dass man unmittelbar und ursprünglich ihre Distanz hätte bestimmt wahrnehmen können. Über die anscheinende Schwierigkeit des Gegenstandes ist schon in der ersten Abhandlung (S. 33 u. f.) gesprochen.

1. Thatsache. Wie gross die Zeit sey, die sich unmittelbar auffassen lässt, kann man zwar nicht genau bestimmen; allein zur bequemen Auffassung eignet sich eine Zeit-Secunde, oder, ihr nahe kommend, die Zeit zwischen einem Pulsschlage und dem nächstfolgenden.

2. Thatsache. Man kann aber auch beträchtlich kleinere oder grössere Zeitmaasse willkührlich veststellen, so dass sie, einmal angegeben, sich wiederhohlen und beobachten lassen. Solches geschieht unter andern beym Marschiren, Tanzen, Trommelschlagen.

3. **Thatsache.** Man kann eine solche, zum Maasse einmal angenommene Zeit auch eintheilen, (nicht etwan bloss in Begriffen, sondern unmittelbar im Vorstellen und Handeln.) Solches geschieht in der Musik, wo der einmal gegebene Tact in halbe Tacte, Viertel, u. s. w. zerlegt wird.

4. **Thatsache.** Diese Zerlegung geschieht am bequemsten nach den Brüchen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, deren Producten und Potenzen. Daher der $\frac{4}{4}$ Tact, $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{8}$, u. s. w. bis zum $\frac{12}{8}$ Tact; und die kleinern Zerlegungen bis zu $\frac{1}{64}$.

5. **Thatsache.** Auch die Multiplicationen ganzer Tacte werden unmittelbar empfunden. Daher der Periodenbau der Musik. Eine leichte Probe sind die zusammengehörigen acht Tacte in der Tanz-Musik, statt deren man nicht sieben oder neun Tacte würde anwenden dürfen.

6. **Thatsache.** Die Zeitdistanzen lassen sich nicht bloss auffassen, sondern sind überdies Gegenstand ästhetischer Urtheile, wie in der Musik und Metrik.

7. **Thatsache.** Nicht bloss erfüllte Zeiten, in denen etwas wahrgenommen wird, lassen sich als länger oder kürzer unmittelbar auffassen: sondern auch leere Zeiten zwischen den Wahrnehmungen, d. h. Pausen. Diese werden in der Musik eben so nothwendig beobachtet, als die Dauer eines Tons.

8. **Thatsache.** Wenn man beabsichtigt, ein Zeitmaass vestzustellen, so findet man es am bequemsten und sichersten, dasselbe durch Pausen anzugeben. Man vermeidet zu diesem Behufe die Dauer jeder Wahrnehmung so viel als möglich.

9. **Thatsache.** Es ist an sich gleichgültig, durch welchen Sinn die Wahrnehmungen geschehen, wofern,

sie nur so nahe als möglich momentan sind, damit das Zeitmaass als Pause zwischen ihnen leer bleibe. Übrigens würde eine Gesichts-Empfindung, (durch plötzliche und sehr kurze Bewegung eines Stabes, beym Dirigiren einer Musik,) oder eine Gefühls-Empfindung (wie beym Pulsfühlen,) die nämlichen Dienste leisten, wie eine Gehörs-Empfindung, wenn sie nur der Foderung, momentan zu seyn, eben so nahe kommen könnte, wie beym Hammerschlage, beym Tropfenfalle, bey den Schlägen der Secunden-Uhr.

10. Thatsache. Die momentanen Wahrnehmungen, deren leere Zwischenzeiten als Pausen sollen vorgestellt werden, wählt man am bequemsten so, dass sie unter sich gleichartig seyen; und bey der ursprünglichen Veststellung des Maasses müssen sie gleich stark seyn.

11. Erläuterung. Wenn der Musikdirector die Schläge dergestalt ungleich macht, dass der erste, dritte, fünfte Schlag (und so fort nach ungeraden Zahlen) unter sich gleich stark, aber stärker seyen, als der zweyte, vierte, sechste, (und so fort nach geraden Zahlen): so wird die Zeit zwischen dem ersten, dritten, fünften, zum Maasse, und die schwächern Schläge theilen dies Maass in Hälften. Wenn er aber den ersten, vierten, siebenten, zehnten, u. s. f. stärker macht als die jedesmal dazwischen fallenden zwey andern, — den zweyten und dritten, fünften und sechsten, achten und neunten, u. s. f.: so ergeben die stärkern Schläge unter sich das Zeitmaass, welches nun durch die zwischen fallenden schwächeren in Drittel zerfällt. Die Stärke ist also nicht gleichgültig; sondern die Wahrnehmungen, welche das Maass veststellen sollen, müssen unter sich gleich stark seyn.

12. Frage: Was wird vorgestellt, indem man eine Pause wahrnimmt?

13. Vorbereitung zur Antwort. Die Frage erinnert an die berühmte Schwierigkeit, leere Zeit wahrzunehmen; und nichts ist gewisser, als dass eine solche nicht bloss wahrnehmen, sondern auch als kürzer oder länger unterscheiden, ganz etwas Anderes seyn muss, als ein bloss sinnliches Wahrnehmen. Das Vorstellen darf während der Pause nicht aufhören, wenn sie soll beobachtet werden, und das fortdauernde Vorstellen muss auch ein Vorgestelltes haben, denn Vorstellen ohne Vorgestelltes ist eine Ungereimtheit.

Bey der Antwort werden wir, wie sich von selbst versteht, uns nicht auf die blosse Möglichkeit einlassen, dass vielleicht eine ganz zufällige, fremdartige Vorstellung während der leeren Zeit ins Bewusstseyn treten könnte. Dadurch würde ein ganz andrer Gedankengang beginnen. So etwas geschieht bey gar zu langen Pausen; mit der Beobachtung der Pause ists aber dann vorbey.

Wir werden aber auch nicht einen noch ungebildeten Geist voraussetzen; denn alle obige Thatsachen können wir nur im Kreise von einigermaassen gebildeten Menschen nachweisen. Jedoch ist gar keine Bestimmung einer gewissen Bildungsstufe nöthig, wie man sogleich sehen wird.

14. Antwort. Wir bezeichnen zuvörderst diejenigen, möglichst momentanen Wahrnehmungen, wozwischen die Pausen fallen sollen, (Trommelschläge, Tactschläge, Schläge der Secunden-Uhr 10 d. gl.) mit h_1, h_2, h_3, h_4, u. s. w.

Ferner setzen wir voraus, eine solche Vorstellung, wie h, sey dem Wahrnehmenden nichts Neues, sondern er habe sie schon früher, wenn man will, längst gehabt, und vielmals wiederhohlt.

So ergiebt sich aus der Wahrnehmung des jetzigen h_1 sogleich eine zwiefache Folge.

Erstlich, die ältere gleichartige Vorstellung, welche wir mit H bezeichnen, beginnt, sich zu reproduciren. Diese Reproduction braucht einige Zeit, welche man immerhin sehr klein annehmen mag; aber ohne Stillstand; denn die reproducirte Vorstellung ist fortwährend im Steigen oder Sinken begriffen*). Nach Verlauf der Zeit t habe sich von der ganzen Vorstellung H das Quantum γ reproducirt.

Zweitens: die Wahrnehmung h_1 sey noch so momentan: dennoch verschwindet das hiemit begonnene Vorstellen h_1 nicht plötzlich aus dem Bewusstseyn, sondern es muss sich allmählig ins Gleichgewicht setzen gegen irgend welche andre Vorstellungen, (an denen es nie ganz fehlen kann,) die entweder unmittelbar oder mittelbar, durch ihre Verbindungen, darauf hemmend wirken.

Also gleichzeitig, während der Pause, ist γ im Steigen und h_1 im Sinken begriffen.

Beyde verschmelzen überdies, so weit sie können.

Hierauf würde das Vorstellen während der Pause sich beschränken, wenn die Vorstellung H in keinen Verbindungen stände. Allein wofern sie zu irgend einem Continuum gehört, (wie jenes der Töne,) oder wofern sie auch nur mit einigen andern verschmolzen ist, so beschränkt sich die Reproduction nicht auf sie allein: sondern gemäss der abgestuften Verschmelzung erhebt sie, schneller Einiges, langsamer Anderes, mit sich empor; es entsteht eine Wölbung, d. h. mehr von den nächsten, minder von den entferntern Neben-Vorstellungen; trit verworren mit ihr ins Bewusstseyn hervor.

---

*) Psychologie §. 82.

15. Zusatz. Vorausgesetzt nun, die ältere Vorstellung H stehe in solchen Verbindungen, und reproducire mit sich ein solches verworrenes Vorstellen: so verschmilzt auch dies, soweit das während der Pause geschehen kann, mit der sinkenden Vorstellung h_1.

16. Frage. Was verändert sich, indem die momentane Wahrnehmung h_2 hinzukommt, und hiemit die erste Pause geendigt wird?

17. Antwort. Die verworrenen Nebenvorstellungen, sofern sie dem h entgegengesetzt sind, erleiden einige Hemmung; indem zugleich der ältern Vorstellung H mehr freyer Raum geschafft, und mit ihr verbunden dem noch im Sinken begriffenen h_1 möglich gemacht wird, sich von neuem zu erheben; wiewohl bey weitem nicht ganz bis zum ungehemmten Vorstellen.

Man bemerke, dass auf die ältere Vorstellung H zwey entgegengesetzte Wirkungen gemacht werden. Einerseits ist es der von ihr ausgehenden Reproduction entgegen, dass ihre Nebenvorstellungen eine Hemmung erleiden; andrerseits wird ihr eignes Steigen begünstigt, und dem zufolge auch ihr Reproduciren. Der Unterschied dieser ihr widerfahrenden Gunst und Ungunst ist um desto grösser, je stärker die momentane Wahrnehmung h_2; und für die entfernteren Nebenvorstellungen ist er ungünstiger als für die näheren.

18. Frage. Was ereignet sich während der zweyten Pause?

19. Antwort. Wir nehmen an, h_2 sey eben so stark wie h_1: so ist zur Reproduction der Nebenvorstellungen eben so viel Grund vorhanden, wie in der ersten Pause. Die Hemmung derselben kann also nur vorübergehend seyn, und die Reproduction erneuert sich; beginnend wieder von den näheren, und fortlaufend zu den entfernteren Nebenvorstellungen, die mehr von der Hemmung waren getroffen worden. Aber diese Reproduction geht jetzt nicht bloss von der ältern Vorstellung H aus. Sondern h_1, wie weit es während der ersten Pause mit den Nebenvorstellungen verschmolzen war (15), so weit wirkt es mit, um dieselben steigen zu machen.

Auch sinkt h_2 während der zweyten Pause aus demselben Grunde, wie h_1 während der ersten sank. Gleichzeitig steigen y und h_1, indem beyde mit h_2 verschmelzen, so weit sie können. Die verworrenen Nebenvorstellungen, so weit sie reproducirt werden, verschmelzen mit h_2.

20. Frage. Vorausgesetzt, die zweyte Pause sey eben so lang wie die erste: auch seyen h_1, h_2, und das am Ende der zweyten Pause hinzukommende h_3, alle gleich stark: was verändert sich, indem h_3 nun eintrit?

21. Antwort. Die verworrenen Nebenvorstellungen, in so weit sie dem h entgegengesetzt sind, erleiden für den Augenblick wieder einige Hemmung. Dagegen hört h_2 auf, zu sinken. Es gewinnt freyen Raum, um sich heben zu können. Desgleichen erlangen y und h_1 noch mehr freyen Raum, als sie schon hatten.

22. Anmerkung. Der Faden der verworrenen Nebenvorstellungen, welche an sich im continuirlichen

Hervortreten begriffen sind, war durch h_1 an einer bestimmten Stelle abgeschnitten worden, indem hier die Hemmung eintrat. Bey gleicher Länge der zweyten Pause mit der ersten, hat h_1 dazu mitgewirkt, sie gerade so weit, als sie mit ihm während der ersten Pause verschmolzen waren, wieder hervorzuheben; aber nicht weiter, weil die Verschmelzung nicht weiter ging. Unterdessen ist eben so viel von jenem Faden mit h_2 verschmolzen.

23. Frage. Was geschieht während der nun folgenden dritten Pause?

24. Antwort. In den gegebenen freyen Raum erheben sich allmählig γ, h_1 und h_2, während h_3 sinkt. Nach kurzer Hemmung der verworrenen Nebenvorstellungen wirken mit γ auch h_1 und h_2 in so weit gemeinschaftlich zur Erhebung dieser Nebenvorstellungen, als sie mit denselben verschmolzen sind. Da nun eine gleiche Länge jenes Fadens der Nebenvorstellungen mit h_1 und h_2 verschmolzen war: so sind beyde auch in gleichem Maasse zur Reproduction desselben Fadens wirksam. Mit der reproducirten Länge verschmilzt auch h_3.

25. Frage. Vorausgesetzt, die zweyte Pause sey länger als die erste; alles Übrige wie vorhin (20): wie unterscheidet sich dieser Fall vom vorigen?

26. Antwort. Während der Pause wirken γ und h_1 zusammen reproducirend auf die Nebenvorstellungen; allein mit dem Unterschiede, dass h_1 nur soweit dazu wirkt, als seine Verschmelzung ging; dagegen γ weiter fortfährt, die Nebenvorstellungen zu reproduciren; also den hervortretenden Faden derselben verlängert.

27. Folge. Also können während der dritten

Pause auch nicht gleiche Reproductionen durch h_1 und h_2 bewirkt werden; denn ihre Verschmelzung ist nicht gleich.

28. **Frage.** Vorausgesetzt, die zweyte Pause sey kürzer als die erste; alles Übrige wie vorhin: wie unterscheidet sich dieser Fall vom vorigen?

29. **Antwort.** Da der Faden der Nebenvorstellungen kürzer abgeschnitten wird: so kann h_2 nicht so weit mit ihm verschmelzen als h_1; welches letztere nun sammt y in seinem Streben, noch weiter zu reproduciren, gehindert ist.

30. **Folge.** Also können während der dritten Pause wiederum nicht gleiche Reproductionen durch h_1 und h_2 bewirkt werden.

31. **Anmerkung.** Wegen der verworrenen Neben-Vorstellungen kann auf die vorige Abhandlung verwiesen werden. Der Ton c (Fig. 48) gehe über in d, und mag dort, grösserer Deutlichkeit wegen. länger verweilen; so dass man schon beym Anfange des folgenden Tactes seine Rückkehr erwarte. Wird d als Secunde vernommen, so geschieht dies dadurch, dass die Vorstellung c nicht so wohl gehemmt, (denn die Hemmung ist gering,) als verunreinigt ist durch die mit ihr verbundene halbe Gleichheit des d und c. (Vorige Abhandlung, 36, 101. 102) Die solchergestalt verunreinigte Vorstellung c ist ein Beyspiel verworrener Nebenvorstellungen. Ein eben so gutes, ja noch stärkeres Beyspiel giebt der Gang von c in *des* (Fig. 48^b); denn durch die halbe Gleichheit beyder Töne wird die Vorstellung c noch stärker aus ihrer Reinheit heraus versetzt, weil die Gleichheit grösser ist. Ein minder gutes Beyspiel wäre Fig. 49, wo c in *es* geht; denn bey der

kleinen Terz, wenn sie genau ist, beginnen die Gegensätze schon gegen die halben Gleichheiten aufzutauchen; das heisst, die Reinheit ist nicht mehr ganz getrübt. Für den jetzigen Zusammenhang kommt es auf ein bestimmtes Intervall nicht an, dergleichen sich ausserhalb des Tongebiets, und für solche Wahrnehmungen, wodurch man den Tact anzugeben pflegt, ohnehin nicht nachweisen lässt. Soll aber eine Pause wahrgenommen werden, so darf die Vorstellung, welche die Tactschläge angiebt, eben so wenig in ihrer Reinheit vestgehalten werden, als völlig aus dem Bewusstseyn verschwinden. Zwar kann Jemand, während *c*, *c*, mit zwischenfallenden Pausen ertönen, leicht die Vorstellung *c* absichtlich vesthalten (wie Fig. 50 andeutet): je besser ihm aber dies gelingt, desto gewisser giebt es für ihn keine Pause. In der Pause muss das Vorgestellte seine Bestimmtheit fahren lassen.

32. Thatsache. Während der dritten Pause kann schon die Gleichheit der Zeitdistanzen wahrgenommen werden; nicht aber früher. Denn die zweyte Pause, welche der ersten gleich ist, wird durch den dritten Schlag abgeschnitten; so lange dies noch nicht geschah, waren nicht zwey gleiche Zeitdistanzen gegeben.

33. Zusatz. Die dritte Pause muss aber mindestens eben so lange dauern, als die beyden vorigen, wofern die beyden gleichen Reproductionen (24) sich entwickeln sollen.

34. Frage. Wie geschieht das Vesthalten des Zeit-Maasses in Gedanken?

35. Vorbereitung zur Antwort. Dazu ist nöthig, dass diejenigen Vorstellungen, von welchen eine Reproduction ausgehen und bewirkt werden soll, sich

hinreichend stark im Bewusstseyn erhalten; und dass auch die Art ihrer Verbindung unter einander nicht verändert werde. Es wird also das Vesthalten des Zeitmaasses befördern, wenn noch mehrere Tactschläge mit gleichen Pausen einander folgen.

36. Antwort. Dem gemäss verlängern wir die Reihe der h_1, h_2, h_3 . . . bis h_n, wo n eine beliebige Zahl seyn mag. Je grösser diese Zahl, desto mehr ist die Stärke der Vorstellung h durch die Wiederhohlung und Verschmelzung gewachsen.

Nun würde aber die blosse Verstärkung der Vorstellung h nichts weniger als ein Zeitmaass ergeben. Ein jedes Maass liegt zwischen zwey Abschnitten. Das Abschneiden ist eine Negation dessen, was abgeschnitten wird. In den Vorstellungen selbst, die wir mit h bezeichnen, liegt keine Negation.

Ferner ist beym Gebrauche jedes Maasses nothwendig, dass seine Abschnitte dahin gelegt werden, wo die abzumessende Grösse ihre Gränzen bekommen soll. Und beym Erkennen der Gleichheit solcher Grössen, die schon nach dem Maasse bestimmt sind, müssen die Abschnitte des Maasses mit den Gränzen der gegebenen Grössen wahrnehmbar zusammenfallen.

Wird ein Zeitmaass durch Tactschläge gegeben, (wie bey den Schlägen der Secunden-Uhr, um hier an das einfachste Beyspiel zu erinnern), so sind die Pausen das Maass, welches zuerst abgeschnitten wird durch die Tactschläge; dann aber auch, nachdem es durch öftere Wiederhohlung gehörig eingeprägt war, leisten die Tactschläge den Dienst, den Gebrauch des Maasses zu vermitteln, indem sie den Anfang und das Ende jeder abzumessenden Zeitgrösse bezeichnen. Hiebey muss jedoch die Reproduction vorausgesetzt werden. Würden nicht die Vorstellungen der früheren Tactschläge reproducirt, und zwar dergestalt, dass in den Augenblicken, da die späteren gegeben worden, die Reproduction beginne, so wären die Abschnitte des Maasses, und hiemit das Maass selbst, verschwunden; folglich könnte keine Gleichheit der Zeitdistanzen wahrgenommen werden. Überdies muss die Reproduction auch die Abschnitte in ihrer früher bestimmten Distanz wieder darbieten; denn wenn die Distanz sich vermehrte oder verminderte, so wäre das Maass verändert.

Also geschieht das Vesthalten des Zeitmaasses in Gedanken durch das Vesthalten eines bestimmten Reproductionsgesetzes; welches weiter zu untersuchen ist (50.)

37. Zusatz. In vorstehender Antwort kann zunächst das dunkel scheinen, dass Negation und Position ihre Plätze tauschen. Das Maass ist positiv; seine Begränzung durch Abschnitte ist eine Negation. Hier aber ist eine Pause das Maass; die Vorstellungen der Tactschläge bilden die Abschnitte. Und doch ist Pausiren eine Negation; Vorstellen dagegen positiv.

Bevor wir weiter gehn, wollen wir an das Maass im Raume erinnern. Man kann Maassstäbe aus Holz und Metall verfertigen. Man kann aber auch mit dem geöffneten Zirkel messen; alsdann liegt zwischen den Zirkel-Spitzen ein leerer Raum; dieser dient zum Maasse, indem man die Spitzen hier und dort einsetzt.

Zu näherer Beleuchtung können noch andre Thatsachen beytragen.

38. Thatsache. Zum Zeitmaasse kann auch eine fortdauernde Wahrnehmung dienen, wofern in ihr Abschnitte mit hinreichenden Zwischenzeiten gemacht wer-

den. Figur 51 stellt dies vor Augen, indem lange Noten durch Vorschläge abgetheilt werden; wobey jedoch die Abwechselung, welche durch die Vorschläge entsteht, nicht bis zur Geschwindigkeit eines Trillers gehn darf, denn dieser ist zum Zeitmaasse nicht passend.

39. Zusatz. Auf ähnliche Weise vernimmt man das Zeitmaass in manchen andern Fällen; z. B. da wo ein tönender Körper wiederhohlt mit einem Hammer angeschlagen wird; indem jedes Anschlagen ein augenblickliches Geräusch und eine momentane Verstärkung des Tons hervorbringt. Beym Singen der Worte auf lange Noten bewirken die Consonanten ein Zwischen-Geräusch, auch wenn die Noten die nämlichen bleiben. Ja schon beym blossen Sprechen sind es die Consonanten, welche dadurch, dass sie die Sylben theilen, Einschnitte in die von den Vocalen ausgefüllte Zeit machen; daher sich der Tact zuerst in der Sprache durch das Metrum geltend gemacht hat.

40. Frage. Was leisten hier die momentanen Wahrnehmungen, wodurch die Abschnitte bezeichnet sind?

41. Antwort. Es ist klar, dass die momentanen Wahrnehmungen nicht mit den Augenblicken, in welche sie fallen, so verschwinden dürfen, als ob sie vergessen wären. Sobald Vergessenheit einträte, würden sie aufhören, das Maass zu bestimmen, dem sie zur Begränzung dienen sollen. Also werden die Vorstellungen jener begränzenden Wahrnehmungen fortdauern, und sich mit den anhaltenden Wahrnehmungen dessen, was zwischen die Abschnitte fällt, verbinden. Diese Verbindung aber darf auch nicht einen Augenblick genau die nämliche seyn, wie im andern; sonst würde die

längere oder kürzere Zeitdistanz zwischen den Abschnitten keinen bemerkbaren Unterschied des Maasses ergeben. Auch muss diese Zeitdistanz gross genug seyn, damit ein merklicher Unterschied in der Verschmelzung entstehen könne.

42. Thatsache. Das Zeitmaass kann auch durch abwechselnde Wahrnehmungen von gleicher Zeitlänge gegeben werden; wie Fig. 52.

43. Zusatz. Dahin gehört das Sehen einer Pendel-Schwingung. Hier eben sowohl als bey wechselnden Tönen liegt in der zweyten Wahrnehmung eine Verneinung der ersten; indem beym Pendel die Bewegungen in entgegengesetzter Richtung geschehen; unter den Tönen aber ein Hemmungsgrad statt findet.

44. Frage. Worin besteht der Unterschied dieser Art, das Zeitmaass anzuzeigen, von den vorigen?

45. Antwort. Da hier jede Wahrnehmung die andre abschneidet, so ist das Zeitmaass eigentlich zweymal gegeben; jedoch vereinigen sich beyde Maasse zu einem doppelten, welches zwischen dem Anfange und der Wiederkehr einer und derselben Wahrnehmung liegt. Weil nun sowohl die erste als die zweyte dieser Wahrnehmungen zum Anfange des doppelten Maasses dienen kann (wobey Fig. 50 mit 49 zu vergleichen): so muss, wenn diese Unbestimmtheit soll gehoben werden, der Anfangspunct noch auf andre Weise vestgestellt seyn, welches wegen des bekannten Unterschiedes der guten und schlechten Tactzeit ohnehin nöthig ist. Davon weiterhin.

46. In die Zeit, welche das Maass erfüllt, können die mannigfaltigsten Vorstellungsreihen fallen; und dies wird auf die verworrenen Neben-Vorstellungen, falls eine Pause eintrit, Einfluss haben. Anders wird Der-

jenige während der Pausen in Erwartung seyn, der Verse zu recitiren, anders der, welcher Gestirne zu beobachten, anders der, welcher Musik zu machen, anders der, welcher zu tanzen oder zu marschiren gewohnt ist. Für die blosse Beachtung des Zeitmaasses sind diese Unterschiede gleichgültig. Nicht einmal auf das Quantum der eingeschobenen Neben-Vorstellungen kommt es unmittelbar an. Wer am Pendel die Zeit beobachtet, mag Schwingungen in grössern oder kleinern Bogen vor sich haben; bey den grössern sind zwar mehr veränderliche Bogen des Pendels gegen den unbeweglichen Hintergrund zu sehen, als bey Schwingungen in kleinern Bogen, und die Vorstellungen werden durch den Gegensatz jener Bogen in stärkere Hemmung unter einander gerathen; allein es kommt hier nicht auf die Dichtigkeit dessen an, was in die Zeitabschnitte eingeschoben wird, sondern nur darauf, dass gleiche Zeitabschnitte durch die Gleichheit der Zeit erkannt werden, welche jedesmal zu den Reproductionen erfordert werden, wodurch die Tactschläge wirken.

47. Wenn dagegen bestimmte Vorstellungsreihen durch mehr oder weniger Übung geläufig werden, so verkürzt sich mehr oder minder das Zeitmaass, welches den Abschnitten in diesen Vorstellungsreihen entsprechen soll. Auswendig gelernte Gedichte oder Tonstücke langsam vorzutragen, kostet desto mehr Anstrengung, je weiter die Übung fortschrit.

48. Dabey nun offenbart sich, dass jedes Werk, welches zu einer successiven kunstmässigen Darstellung gelangen soll, sein Tempo erfodert; indem bey zu langsamem Vortrage das Successive nicht genug ineinander greift; bey zu schnellem dagegen das Gefühl sich in

keinem Puncte ausbilden kann; zum Beweise, dass die Vorstellungen ihre bestimmte Zeit brauchen, um alle diejenigen Zustände zu durchlaufen, auf welche das Kunstwerk eingerichtet ist.

49. Ob das Zeitmaass durch Pausen und eintretende Nebenvorstellungen, oder durch Einschnitte in fortdauernde Wahrnehmungen (38) oder durch Bewegungen und Stillstände, wie beym Pendel, oder durch abwechselnde Wahrnehmungen mit gleichen Zeitlängen (42) gegeben werde: es kommt immer auf eine Folge von Zuständen an, welche die, den Tact bezeichnenden, oder ausfüllenden, Vorstellungen während der Zeit, welche dem Zeitmaasse gleich ist, durchlaufen müssen.

---

50. Um nach dieser vorläufigen Beleuchtung der nothwendigsten Thatsachen eine genauere Untersuchung einzuleiten, müssen wir uns an die Principien der Mechanik des Geistes anwenden; und es muss zuerst der Unterschied zwischen dem Sinken und nachmaligen Steigen einer Vorstellung bemerkt werden, die zu andern hinzukommend von denselben gehemmt, dann aber durch eine ihr gleichartige reproducirt wird.

Die momentane Vorstellung h_1 werde eben jetzt gegeben: so entsteht zwischen ihr, und andern im Bewusstseyn vorhandenen Vorstellungen eine Hemmungssumme, wovon ein Theil auf h_1 fällt. Dieser Theil von h_1 sinkt in der ersten Pause nach einem solchen Gesetze, dass, für eine kurze Zeit, das Sinken als proportional der Zeit kann angesehen werden. Man erkennt dies schon in der allgemeinen Formel für eine sinkende Hemmungssumme, nämlich

$$\sigma = S\,(1 - e^{-t})$$

wo σ das Gehemmte nach Ablauf der Zeit t, und S die ganze Hemmungssumme bedeutet. Noch genauer gehört hieher die Formel

$$\sigma = \frac{h}{q}(1 - e^{-qt})$$
$$= h\left(t - \tfrac{1}{2}qt^2 + \tfrac{1}{6}q^2t^3 - \cdots\right)$$

wo q den Bruch von h_1 bezeichnet, welcher soll gehemmt werden*).

Schon nach diesem Gesetze wird das Sinken allmählig langsamer. Ein anderes Gesetz des noch langsamern Sinkens trit ein, nachdem die Hemmungssumme vollends gesunken ist.

Dagegen richtet sich die Reproduction, wenn am Ende der ersten Pause h_2 hinzukommt, anfangs nach dem Quadrate der Zeit**), wie aus Nachstehendem erhellen wird.

51. h_1 sey während der ersten Pause so weit gehemmt, dass von ihm noch F, ein Quantum wirklichen Vorstellens, im Bewusstseyn übrig bleibe. Also $h - F$ ist gesunken. Dies ist die Energie des Strebens, womit h_1 ins volle Bewusstseyn zurückkehren würde, wenn auf einmal alle Hemmung wegfiele. Jetzt aber kann das hinzukommende h_2 nur die vorhandene Hemmung des h_1 vermindern; indem es den hemmenden Vorstellungen einen neuen Antrieb zum Sinken giebt, welchem sie allmählig gehorchen. Es entsteht nämlich durch h_2 eine neue Hemmungssumme. Wir wollen dieselbe fürs

---

*) Psychologie §. 77.

**) ebendaselbst, §. 82, wo aber auf Anlass der Voraussetzung, die reproducirte Vorstellung sey auf der statischen Schwelle, ein Irrthum entstanden ist, welcher hier soll berichtigt werden.

erste bloss in so fern in Betracht ziehn, als sie abermals im ersten Beginnen nahe proportional der Zeit sinken muss. Derjenige Theil von ihr, welcher auf die hemmenden Vorstellungen fällt, nöthige dieselben zu einem allmähligen Sinken $= x$; welches wir einstweilen nur so bestimmen, dass $x = nt$ seyn möge. Nun erhält eben durch dieses Sinken, das heisst, durch das Nachlassen der Hemmung, jenes aufstrebende $h - Y$ Freyheit, hervorzutreten. Nach Verlauf der Zeit $= t$ sey bereits ein Quantum von h_1, welches wir mit y bezeichnen, hervorgetreten, also $h - y$ noch gehemmt und im Aufstreben begriffen. Im nächsten Zeittheilchen dt ist die Freyheit des weitern Hervortretens $= x\,dt$; die Energie des Hervortretens $= h - y$; also das Hervortretende

$$x\,(h-y)\,dt = dy.$$

Und da wir vorläufig $x = nt$ gesetzt haben,

$$nt\,dt = \frac{dy}{h-y}$$

$$-\tfrac{1}{2}\,nt^2 = \log\,\frac{h-y}{C}$$

$$e^{-\frac{1}{2}nt^2} = \frac{h-y}{C}$$

$$\text{für } t = o \text{ wird } 1 = \frac{h-Y}{C}$$

$$\text{mithin } e^{-\frac{1}{2}nt^2} = \frac{h-y}{h-Y}$$

$$\text{und } y = h - (h-Y)\,e^{-\frac{1}{2}nt^2}$$
$$= Y + (h-Y)\,(\tfrac{1}{2}nt^2 - \tfrac{1}{8}n^2t^4 + \ldots)$$

Schon hier sieht man, dass der Zuwachs von y sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit richtet.

Wir haben die Grösse n unbestimmt gelassen; weil über das etwa noch fortdauernde Sinken der hemmenden Vorstellungen wegen der Wirkung von h_1 nichts vestgesetzt werden soll. Nehmen wir aber an, dass die hemmenden Vorstellungen schon wieder nahe zu ihrem vorigen Zustande zurückgekehrt seyen, oder dass die Hemmungssumme gleich Anfangs zu gering gewesen sey, um den Zustand derselben, verglichen mit ihrer ganzen Stärke, bedeutend zu verändern: so kann folgende, der Wahrheit nahe kommende Rechnung Platz finden.

Es sey $m\sigma$ das Quantum der Hemmungssumme, welches auf die hemmenden Vorstellungen wirke; auch wie oben (50), $\sigma = S\,(1 - e^{-t})$, und sonst nichts zu berücksichtigen: so ist nun, anstatt dass wir vorhin $x = nt$ setzten, vielmehr $x = mS\,(1 - e^{-t})$; und

$$mS\,(1 - e^{-t})\,(h - y)\,dt = dy$$

$$\text{oder } mS\,(1 - e^{-t})\,dt = \frac{dy}{h - y}$$

Alsdann wird

$$mSt + mSe^{-t} = -\log \frac{h - y}{C}$$

$$e^{-mS(t + e^{-t})} = \frac{h - y}{C}$$

$$\text{für } t = o \text{ wird } e^{-mS} = \frac{h - Y}{C}$$

$$\text{mithin } C = (h - Y)\,e^{mS}$$

$$\text{und } (h - Y)\,e^{mS(1 - e^{-t} - t)} = h - y$$

$$\text{also } y = h - (h - Y)\,e^{mS(1 - e^{-t} - t)}$$

$$\text{Nun ist } 1 - e^{-t} - t = -\tfrac{1}{2}t^2 + \tfrac{1}{6}t^3 - \ldots$$

woraus erhellt, dass y wiederum mit einem Gliede, wie

$$Y + (h - Y)\,.\,\tfrac{1}{2}\,mSt^2$$

anfangen muss, wo das vorige $n = mS$.

Oder wenn, nach der andern Formel in 50, $\sigma = \frac{h}{q}(1 - e^{-qt})$, wo q ein ächter Bruch, — und wenn wir allgemein statt h die Hemmungssumme, die gerade vorhanden seyn mag, $= S$, mithin $x = \frac{mS}{q}(1 - e^{-qt})$ setzen: so kommt

$$\frac{mS}{q}(1 - e^{-qt})(h - y)dt = dy$$

$$\frac{mS}{q}(1 - e^{-qt})dt = \frac{dy}{h - y}$$

$$\frac{mS}{q}(t + \frac{1}{q}e^{-qt}) = -\log\frac{h - y}{C}$$

$$e^{-\frac{mS}{q}(t + \frac{1}{q}e^{-qt})} = \frac{h - y}{C}$$

Für $t = o$, $e^{-\frac{mS}{q^2}} = \frac{h - Y}{C}$ also $C = (h - Y)e^{\frac{mS}{q^2}}$

$$(h - Y)e^{\frac{mS}{q^2}(1 - qt - e^{-qt})} = h - y$$

also $y = h - (h - Y)e^{\frac{mS}{q^2}(1 - qt - e^{-qt})}$

Nun ist $1 - qt - e^{-qt} = -\frac{1}{2}q^2t^2 + \frac{1}{6}q^3t^3 - \ldots$

also $e^{-\frac{mS}{q^2}(1 - qt - e^{-qt})} = 1 - mS(\frac{1}{2}t^2 - \frac{1}{6}qt^3 \ldots)$

und $y = Y + (h - Y).mS(\frac{1}{2}t^2 - \frac{1}{6}qt^3 \ldots)$

52. Um nun das Vorige zusammenzufassen, erinnern wir uns der ersten Voraussetzung, unter welcher überhaupt nur an ein Wahrnehmen des Zeitmaasses kann gedacht werden; es ist ohne Zweifel die, dass während desselben keine bedeutende Veränderungen in Ansehung der Bedingungen des Laufs der Vorstellungen sich ereignen. Dies schliesst jedoch erfahrungsmässig die Beschäfftigungen nicht aus, die nach dem Tacte (nur nicht gegen ihn) so oder anders können vorgenommen werden. Demnach werden wir annehmen,

dass die Spannung der hemmenden Vorstellungen durch den ersten Tactschlag nicht merklich verändert sey; dass also die Vorstellung h_2 nicht bedeutend anders sinke als h_1 gesunken ist; sondern wie diese nahe proportional der Zeit während der ersten Pause sinkt, eben so muss auch dasselbe, unter nicht wesentlich veränderten Umständen, von h_2 in der zweyten Pause gelten.

Allein während h_2 sinkt, erhebt sich, nach dem so eben angegebenen Gesetze, h_1. So lange die Zeit klein ist, bezeichnet das Quadrat der Zeit noch kleinere Fortschritte; jedoch solche, die sich beschleunigen. Geht die Zeit fort wie $\frac{1}{10}$, $\frac{2}{10}$, $\frac{3}{10}$, so gehört dazu ein Fortschritt wie $\frac{1}{100}$, $\frac{4}{100}$, $\frac{9}{100}$. In solcher Weise sich erhebend, kann h_1 während der zweyten Pause zwar nicht beträchtlich hoch steigen, (besonders wenn $h-Y$, d. h. das vorige Sinken, und mS, also der Druck, welchen die hemmenden Vorstellungen durch h_2 erlitten, nicht zu beträchtlich ist,) allein da seine Bewegung beschleunigt wird, und da es zugleich mit dem sinkenden h_2 allmählig verschmilzt, so kann es sehr wohl auf letzteres einen fast momentanen Stoss dann ausüben, wann h_2 eben unter die Tiefe $h-Y$ herabzusinken im Begriff ist. Verschmolzene Vorstellungen nämlich geben einander einen Antrieb zum gemeinsamen Steigen oder Sinken. Bliebe nun auch h_1 in der Tiefe $h-Y$ während der zweyten Pause stehn, so würde es, in dieser Stellung mit h_2 in Verbindung getreten, dieselbe nicht behaupten können, wenn h_2 noch tiefer sänke. Nun ist aber wegen des beschleunigten Steigens die Verschmelzung des h_1 mit h_2 im schnellen Zunehmen begriffen, ihre entgegengesetzten Bewegungen müssen in einem Augenblicke, da beyde gemeinschaftlich sich beynahe in der Tiefe h—Y befinden, einen Stillstand, oder vielleicht ein paar Rückungen hervorbringen, indem erst die eine, und gleich darauf die andre der beyden Vorstellungen mehr in ihrer Bewegung unterbrochen wird. Wir wollen nicht unternehmen, dies genauer zu bestimmen; es ist auch nicht nöthig. Denn jedenfalls entsteht hieraus ein Gefühlzustand; wie allemal, wenn eine Vorstellung einen Antrieb zum Sinken empfängt oder empfangen hat, dem sie nicht nachgeben kann.

Dieser Gefühls-Zustand wird nun noch anders modificirt, indem am Ende der zweyten Pause, also fast in dem eben bezeichneten Augenblick, h_3 dazu kommt; wodurch jenen beyden freyer Raum zum gemeinsamen Steigen eröffnet wird.

53. Jetzt können wir den Unterschied der zweytheiligen und dreytheiligen Tact-Arten, desgleichen die sogenannten guten und schlechten Tact-Zeiten berücksichtigen.

Zuvor ist zu erinnern, dass der Viervierteltact schon durch seinen Namen als das eigentlich vollständige Ganze bezeichnet wird, wovon die gebräuchlichern andern Tact-Arten Brüche, einige seltnere aber Erweiterungen sind.

Ferner ist zu erinnern, dass im Viervierteltact der Anfang die beste Zeit, die Mitte eine minder gute, das zweyte und vierte Viertel aber die schlechte Zeit ausmachen.

Auf ähnliche Weise werden oft in Versen zwey Füsse zusammengefasst um ein Ganzes mit den Unterschieden besserer und schlechterer Zeiten zu bilden.

Man denke sich nun h_1 als das erste, h_2 das zweyte

h_3 das dritte Viertel anzeigend. So erhellet aus dem Vorigen, dass h_2 den Dienst leistet, h_1 zu reproduciren, und zwar aus einer Tiefe des Sinkens, zu welcher h_2 selbst herabgedrückt wird, bis es den Gegenstoss des reproducirten h_1 empfängt, und in demselben Augenblick mit diesem zugleich durch h_3 wieder gehoben wird.

Hier kann der Zweifel entstehn, ob der Gegenstoss nicht zu früh erfolgen werde? Denn h_1 erhebt sich; und wenn auch h_2 nicht merklich schneller sinkt als in der ersten Pause h_1 gesunken war: so scheint es doch, die Verbindung beyder werde eine Nöthigung des gemeinsamen Sinkens oder Steigens noch eher herbeyführen, als die zweyte Pause der ersten gleich geworden ist.

Der Umstand aber, dass h_2 in die schlechte Tactzeit fällt, zeigt an, dass dieser Tactschlag schwächer seyn darf als der erste. Nun ergiebt eine frühere Untersuchung, dass wenn zu andern Vorstellungen eine neue kommt, diese unter übrigens gleichen Umständen etwas mehr Zeit zum Sinken braucht, wenn sie schwächer, als wenn sie stärker ist*). Eigentlich braucht also h_2 nicht ganz die Tiefe $h—Y$ zu erreichen, wofern es zu einer geringern Tiefe langsamer sinkt, und dies wird geschehn, wenn es schwächer ist als h_1. Um wieviel schwächer? das fühlt man freylich leichter als es sich möchte berechnen lassen; viel beträgt der Unterschied nicht. Aber stärker darf h_2 gewiss nicht seyn als h_1; sonst verliert sich der Eindruck, dass der Tact mit h_1 begann, und h_2 auf h_1 sich bezieht, indem es dasselbe erneuert.

---

*) Psychologie §. 77.

Warum h_3 in eine bessere Tactzeit fällt als h_2, kann nach dem Vorstehenden wohl kaum zweifelhaft seyn. Mit ihm vereinigt sich h_1, welches jetzt schon im schnellern Steigen begriffen, durch die unvollkommne Verschmelzung mit h_2 um desto weniger seine Bewegung verzögert, da beyde zusammen freyen Raum gewinnen. Das Gefühl der Vereinigung des dritten mit dem ersten Tactschlage wird Niemand leugnen; es äussert sich natürlich durch die etwas grössere Stärke, welche man dem dritten Tactschlage zu geben pflegt.

54. Bey dem vierten Viertel entscheidet die grössere oder geringere Stärke des Schlages, ob der Tact drey oder vier Viertel enthalten wird.

Es ist leicht möglich, dass der vierte Schlag ein erster des neuen Tacts werde. Denn h_1 und h_2 gemeinschaftlich üben jetzt einen Gegenstoss gegen das sinkende h_3; das Gefühl davon wird stärker seyn als beym dritten Tactschlage; und es braucht nur unterstützt zu werden durch den vierten stärkern Schlag. Der vorherbemerkte Umstand, dass schon der dritte Schlag stärker seyn konnte als der zweyte, steht hier gar nicht im Wege; vielmehr ist es erfahrungsmässig bekannt genug, dass im Dreyviertel- und vollends im Dreyachtel-Tact, oft das dritte Tactglied sich vor dem zweyten hervorhebt, und sich vorbereitend zugleich dem folgenden Tacte anschliesst.

Allein gesetzt, es erfolge gar kein vierter Schlag: was wird in Folge des psychischen Mechanismus geschehn?

Zweyerley kann sich ereignen. Erstlich wird der vierte Zeitpunkt schon durch h_2, welches gegen h_3 sich erhebt, bemerklich gemacht. Zweytens, auch ein fünfter Zeitpunct kann bezeichnet werden, und zwar als erster eines neuen Tacts. Dazu ist nur nöthig, dass der dritte Tactschlag gegen den ersten in ein solches Verhältniss getreten sey, wie in andrer Hinsicht der zweyte gegen den ersten. Und dies geschieht sehr leicht. Hat der dritte Tactschlag irgend eine grössere Ähnlichkeit mit dem ersten als der zweyte, so entsteht eine Reproduction dieser Ähnlichkeit, die nun eine doppelt so lange Zeit einnimmt wie die vorige. Am bestimmtesten lässt sich dies erkennen, wenn die guten Zeiten doppelt oder selbst dreyfach durch eigne Zeichen angegeben werden, wie in Fig. 54. Allein dies ist nicht durchaus nöthig. Beym Recitiren von Versen reicht schon eine geringe Hebung und Senkung der Stimme, oder eine vermehrte und verminderte Stärke der ausgesprochenen Laute, dazu hin, dass sich doppelte und dreyfache Reproductionen bilden, wodurch die schlechteren Tactglieder in die besseren eingeschlossen werden. Hierin mag etwas dunkel bleiben, was sich bis jetzt nicht ganz aufklären lässt; wie sehr aber diese Reproductionen von der Ähnlichkeit, also von der grössern Verschmelzung unter den Vorstellungen abhängen, sieht man sogleich, wenn man den Tact mit denselben in Widerspruch setzt, wie Fig. 55 und 56; wo Fig. 55 einem zweytheiligen Tacte angehört, und in den dreytheiligen hineingezwungen; Fig. 56 aber noch auffallender dem dreytheiligen Tacte entspricht, und dagegen in den viertheiligen gesetzt ist. Schreibt man Musik im Fünfvierteltact, so zeigt sich vollends, wie leicht derselbe in zwey und drey, oder drey und zwey unter sich verbundene Glieder gleichsam zerbricht; daher derselbe nicht üblich ist. Die mindeste Hervorragung des dritten oder vierten Viertels entscheidet, ob sich dies jenem, oder jenes diesem unterordnen soll.

Folgt man also dem unwillkührlichen psychischen Mechanismus, so entsteht der Viervierteltact, indem das dritte Viertel, irgend wie dem ersten ähnlicher als das zweyte, auch vollständiger auf das erste reproducirend wirkt, und gleichsam dasjenige nachhohlt, was an der ersten Reproduction gefehlt hat. Hiemit brauchen nur die Wahrnehmungen wirklicher Tactschläge zusammenzutreffen. Man kann das vierte Viertel des ersten Tacts durch h_4 angeben; man kann dies auch fehlen lassen; jedenfalls trifft h_5 mit dem Stosse zusammen, welchen h_3 durch die von ihm bewirkte Reproduction aus dem ersten Tactschlage empfängt. Solchergestalt liegt das eigentliche Zeitmaass, nämlich der halbe Tact, zweymal in dem Ganzen; der ganze Tact aber wird in der musikalischen Periode wiederum verdoppelt, seltener verdreyfacht, wo nicht kühnere Wendungen einen andern Rhythmus in Anspruch nehmen.

Die Zerfällungen der Viertel in Achtel, Sechzehntel, u. s. w. wiederhohlen solche Einschaltungen im Kleinen.

55. Zwey Bemerkungen bieten sich hiebey noch dar. Die eine: Der Stoss, welchen eine reproducirte Vorstellung durch ihre beschleunigte Bewegung hervorbringt, wird unter gleichen Umständen desto nachdrücklicher ausfallen, je tiefer dieselbe zuvor gesunken war; wenigstens innerhalb gewisser Gränzen. Darauf deutet die Formel in 51, indem y mit dem Quadrate der Zeit um so mehr wächst, je grösser $h-Y$, das heisst, je kleiner Y. Man unterstützt dies, indem man zugleich diejenigen Tactschläge verstärkt, welche in den Anfang jedes Tacts fallen, wodurch mS vergrössert wird.

Die zweyte Bemerkung: Aus den untergeordneten Gliedern, in welche man den Tact zerlegt hat, entstehn Reihen von Vorstellungen, welche mit den Hauptschlägen verschmelzen, von ihnen wo möglich reproducirt, und in spätere Zeitdistanzen eingeschaltet werden; meistens aber sich in ein unbestimmtes Streben zur Reproduction verlieren müssen, wegen der Gegensätze, die sie unter einander bilden. So wenn Jemand eine Zeitlang mit Musik oder Poesie oder Beobachtungen beschäfftigt war. Kurz: wir sind hier wieder bey jenen verworrenen Neben-Vorstellungen, für welche zwar ein bestimmtes Reproductions-Gesetz sich nicht nachweisen lässt, die aber doch nicht als gesetzlos anzusehen sind; und wobey es für jetzt nur darauf ankommt, dass sie in die nach einander folgenden Zeitdistanzen auf gleiche Weise eingeschoben werden. Wenn z. B. der Unterofficier seinen Rekruten marschiren lehrt, und dabey, jede Sylbe dehnend, spricht:

Rechten, Linken, Rechten, Linken,

oder Einundzwanzig Zweyundzwanzig,

so liegt das Einschalten in der Dehnung jeder Sylbe; ohne dass ein bestimmtes Vorgestelltes könnte angegeben werden, wodurch die ausgedehnten Sylben anschwellen; wohl aber soll in die angezeigten Zeitdistanzen die Bewegung des Rekruten fallen. Eben so, wenn Jemand während des Clavierspielens den Tact lautsprechend zählt, so liegt in dem

Eins, Zwey, Drey, Vier

an sich keine Zeitbestimmung, denn man kann schneller oder langsamer zählen; aber man hat längst diese Zahlen zu mannigfaltiger Musik ausgesprochen; daher fehlt es gewiss nicht an unbestimmten Neben-Vorstellungen, die man in den einmal angegebenen und aufgefassten Tact einschalten könne; und welche nur beytragen, um ihn gleichmässig festzuhalten, während die eben jetzt auszuführende Musik durch ihn geordnet werden soll.

56. Man wird die *Gestaltungen in der Zeit*, zu welchen für Metrik und Musik der Tact die Grundlage bildet, ohne Zweifel zu Gegenständen erneuerter Untersuchung machen. Wir ziehen uns hier zu einem ganz einfachen Fragepuncte zurück, welcher übrig bleibt, wenn man alle Unterschiede der Tactschläge und alles Mancherley, was in gegebenen Zeitdistanzen eintreffen oder hineingedacht werden kann, bey Seite setzt. Wir wollen annehmen, Jemand habe lediglich die ganz einförmigen Schläge einer Uhr, oder das Fallen der Tropfen, oder ähnliches völlig gleichartiges in gleichen Zeitdistanzen wahrgenommen; aber so oft wiederhohlt, dass an keine Unterscheidung des ersten, zweyten, dritten, u. s. w. zu denken ist. Wir suchen nun das Einfachste, was erstlich ihn bestimmt, die Zeitdistanzen als gleich zu erkennen, zweytens ihn befähigt, dieselben fortgesetzt anzugeben, auch wenn die Wahrnehmung aufhört.

Wenn die gleichen Wahrnehmungen h_1, h_2, h_3, h_4, ... h_n, h_n+1, sich sehr oft wiederhohlt haben, so kann jede neu hinzukommende nur noch unbedeutend wenig an der Stärke der aus allen verschmolzenen allmählig entsprungenen Gesammtvorstellung verändern; besonders da die Empfänglichkeit abnimmt *). Auch wird sich nach gehörigem Zeitverlauf diese Gesammtvorstellung sehr nahe mit dem hemmenden Vorstellungen ins Gleichgewicht gesetzt haben. Jedoch kann nicht etwan alle

---

*) Psychologie §. 94.

Hemmung aufgehört haben; sonst würde die Vorstellung h fortwährend ungehemmt vorhanden seyn, und die Pausen könnten nicht vom erneuerten Eintreten unterschieden werden. Hieraus ergiebt sich nun eine leichte Abänderung dessen, was in 52 schon angegeben ist. Die dortige Tiefe $h - Y$, wozu das erste h herabsank, kann hier nicht passen, weil eine sehr verstärkte Vorstellung, nach vielfacher Wiederhohlung, nicht mehr so sinken wird wie die erste sinken musste. Aber wie gering auch, bey geringer Hemmung die Tiefe sey, worin sich h_n beym Eintritt von h_{n+1} befindet, dennoch schafft letzteres einigen freyen Raum, einige Reproduction, einigen Zusammenstoss derselben mit ihm selbst, dem sinkenden, welches nun gleichsam auf elastischen Boden fällt, und wenigstens im Sinken aufgehalten wird, indem es der stärkeren und älteren Gesammtvorstellung den Antrieb giebt, mit ihm zu sinken, welches nicht geschehen kann. Der Augenblick des Zusammenstosses muss nach den, sich gleich bleibenden Zeitdistanzen der Schläge, nach der Stärke derselben, nach der Grösse der noch übrigen Hemmung, sich längst gleichförmig bestimmt haben. Wir brauchen nicht anzunehmen, dass die Zeitdistanz dieses Augenblicks von dem vorigen Schlage, gleich sey der Zeitdistanz zwischen den Schlägen selbst. Gesetzt, der nächstfolgende Schlag komme später: so hat sich, weil derselbe schon innerlich vorgebildet wurde, ein Gefühl des Aufschubs, und des Wartens erzeugt, welches selbst ein Gegenstand der innern Apperception wird; die Folge der Schläge wird nun als mehr oder weniger langsam empfunden. Oder der nächstfolgende Schlag kommt früher: so beschleunigt er die Reproduction, und es entsteht ein Gefühl der Aufregung; für die Apperception die Empfindung des Schnellen und Eilenden. Haben diese Gefühle sich durch Wiederhohlung ausgebildet, so braucht der Appercipirende, um das Zeitmaass nicht bloss aufzufassen, sondern selbst fortgesetzt anzugeben, nur die Vorstellung *h* in Gedanken vestzuhalten, und es alsdann geschehen zu lassen, dass sie den Wechsel der Gefühle durchlaufe, die reihenförmig mit ihr verbunden sind. Trifft er beym Versuch, im äussern Handeln eine ähnliche Zeitreihe hervorzubringen, nicht gleich das rechte Maass, so wird auch nicht das nämliche Gefühl des Langsamen, oder Schnellen, oder Bequemen hervorgehn: abgeänderte Versuche werden den ersten bald berichtigen; vorausgesetzt, dass nicht Umstände, dergleichen wir bey Seite gelegt haben, sich einmischen.

57. Die Thatsache nun, dass es einen Unterschied des Bequemen im Gegensatze des Langsamen und des Geschwinden wirklich giebt, ist das Allerwichtigste in dieser ganzen Untersuchung; denn sie zeigt, dass wir mit unseren psychologischen Rechnungen nicht so im Finstern tappen, wie diejenigen sich einbilden, die von solchen Rechnungen lieber nichts hören möchten. Eine Tertien-Uhr taugt nicht, das Gefühl des Tactes zu erwecken; schon unsere Taschen-Uhren sind unbequem dazu; eine Uhr, die alle Minute nur einmal ihren Schlag hören liesse, wäre auf entgegengesetzte Weise dazu ganz unbrauchbar. Sehr bequem dagegen fasst man mittelst der Secunden-Uhr den Tact auf, wenn man zwischen je zwey nächstfolgenden Schlägen noch einen in Gedanken einschaltet geschieht dies Einschalten nicht, so findet man ihre Schläge eher etwas langsam, sie lassen auf sich warten. Nun ist aus dem Vorigen klar, dass

zwar auch nach einer Minute, und selbst nach viel längeren Zeiten die Reproduction keine Schwierigkeit hat; aber sie allein verhilft zu keinem Gefühl des Tacts. Soll sie dieses ergeben, so muss sie die Vorstellung des vorhergehenden Schlages nicht bloss noch im Bewusstseyn antreffen, sondern es muss auch nicht einerley seyn, ob sie früher oder später mit derselben sich verbinde. Kommt sie zu spät: so ist das Sinken der Vorstellung des vorhergehenden Schlages schon so langsam geworden, dass es fast dem Stillstehn gleicht; und dann ists einerley, ob sie noch etwas später oder früher eintrifft; der Unterschied, auf dem das Tactgefühl beruht, ist nun verloren. Die Hemmung muss noch nahe der Zeit proportional seyn, damit mehr oder weniger Zeit bemerklich werde, und zwar so genau bemerklich, dass man unmittelbar nach dem Gefühl diess Mehr oder Weniger anzugeben unternehmen könne.

Von den beyden Formeln in 50 verliert die zweyte ihre Gültigkeit, sobald die Zeit $= \frac{1}{q} \log \frac{1}{1-q}$ geworden ist *); wir brauchen uns aber hier nicht um die Bestimmung des ächten Bruches q zu bekümmern; denn schon die erste Formel

$$\sigma = S(1 - e^{-t})$$

welche, wenn die Umstände ihrer Voraussetzung gemäss unverändert blieben, selbst für unendliche Zeit gelten würde, zeigt hinreichend das, worauf es ankommt. Die Hemmungssumme S mag grosss oder klein seyn, das Gehemmte, oder σ, trägt in sich den Factor $1 - e^{-t}$, welcher von der Zeit t abhängt. Nun ist für $t = \frac{1}{4}$

---

*) Psychologie §. 77.

auch $1 - e^{-t}$ beinahe $\frac{1}{4}$, es ist nämlich $= 0{,}2211\ldots$ hingegen für $t = \frac{1}{2}$ ist $1 - e^{-t}$ nur $= 0{,}3934$. Also hier ist die Proportionalität der Zeit schon sichtbar verloren. Wir werden dem gemäss nicht sehr weit von der Wahrheit abirren, wenn wir die Einheit der Zeit auf zwey Secunden setzen; da, wie nur eben zuvor bemerkt, nach halben Secunden sehr bequem gezählt wird, wenn man den Tact abmessen will. Wo dagegen der Musiker kein *Moderato*, sondern ein *Allegro* oder *Adagio* vorschreibt, da sagen schon seine Kunstausdrücke, dass er darauf rechnet, ein Gefühl entweder von Aufregung oder Verweilung solle mit dem Tacte verbunden seyn; niemals aber wird er fodern, dass man die Zeit nach Tertien oder nach Minuten abmesse. Für die Bewegung des Lichts durch den Raum einer Meile, oder für das Wachsen des Grases in einer Minute, haben wir nun vollends zwar Begriffe, aber keine Wahrnehmung; weil in zu kurzer Zeit unsre Vorstellungen ihren Stand im Steigen oder Sinken nicht merklich verändern; bey zu langsamer Bewegung aber wir ihren Lauf nicht auf eine entsprechende Weise zurückhalten können.

58. Dass aber auch auf die Reproduction unbestimmter Vorstellungsreihen von bestimmter Länge in den Künsten gerechnet wird, erhellet am deutlichsten aus der Beybehaltung der nämlichen Versart in den Gedichten. Man wird im Verlauf einer Minute ungefähr ein Dutzend Hexameter mit lauter Stimme (wie ein Rhapsode in grösseren Versammlungen thun mochte) recitiren können; mithin braucht ein Hexameter etwa fünf Secunden. Diese Zeit wäre als Pause unmittelbar für das Tactgefühl zu lang; dagegen als erfüllte Zeit wird

die gleiche Dauer der Hexameter sehr leicht wahrgenommen, und doch kann hier kein bestimmter einzelner Hexameter angegeben werden als derjenige, durch welchen die Abmessung geschähe, denn die Verse selbst sind verschieden, und dem Zuhörer wird auch nicht etwan ein Schema des Metrums mitgetheilt; es wird ihm nicht aufgetragen, den Vers zu beobachten; er wird vielmehr mit dem Gegenstande des Gedichts beschäfftigt; und die ganze Mühe der Verskunst wäre verloren, wenn nicht unwillkührlich das Maass sich im Gemüthe des Zuhörers bildete, und die Gleichheit der wohlgemessenen Verse empfunden würde.

59. Unter den mancherley Fragen, die sich in Ansehung der Schätzung längerer Zeiträume noch aufwerfen liessen, wollen wir nur eine erwähnen. Wenn Bilder zur Schau gestellt werden, wie lange darf ein jedes derselben stehen bleiben, wenn der Zuschauer wahrnehmen soll, dass die Zeiten, die man ihm zur Betrachtung gestattet, unter einander gleich sind? Offenbar hängt dies sehr von der Beschaffenheit der Bilder ab. Ist der Gegenstand reich an Figuren, so dauert es eine ganze Weile, bis sich die räumliche Auffassung vollendet; von Gemüthszuständen höherer Art, von Reflexionen über die Kunst wollen wir ganz abstrahiren. Einfache geometrische Figuren sind schnell aufgefasst, besonders wenn dem Zuschauer nicht daran liegt, sie sich bestimmt einzuprägen. Bleibt nun das Aufgefasste länger stehen, als es beschäfftigt, so sinken die Vorstellungen, indem die Empfänglichkeit ermattet, sehr bald zu tief, als dass auch nur einigermaassen der Wechsel der aufzufassenden Gegenstände ein Tactgefühl erzeugen könnte. Bey zusammengesetzten Gegenständen im Raume kommt

eben sowohl als bey poetischen oder rhetorischen Darstellungen viel auf die Übung und Vorbildung derjenigen Personen an, welchen das Sehenswerthe gezeigt oder der Vortrag gehalten wird. Dennoch wird für grössere Versammlungen ein gewisses Mittelmaass der Verweilung gesucht, welches, wenn es richtig getroffen wurde, bey der Mehrzahl der Anwesenden ein Gefühl von gleichmässiger Beschäftigung und Zeit-Erfüllung hervorbringt. Das Bemühen ein solches Mittelmaass zu finden, scheint nicht ganz so vergeblich zu seyn, als man bey der grossen Verschiedenheit der Individualitäten wohl erwarten möchte.

Zusatz.

Die angegebene Bestimmung der Zeit-Einheit, nämlich zwey Secunden ungefähr, wird überall in Betracht kommen, wo die psychologische Rechnung die Zeit durch Zahlen ausdrückt. Wenn z. B. nach den einfachsten statischen Gesetzen eine Vorstellung zur Schwelle sinkt, so liefert die Rechnung eine Zahl für die Zeit dieses Sinkens.

Bisher konnten wir solchen Zahlen nur den Werth beylegen, dass sie zu Vergleichungen dienen. Wenn die Vorstellung $a = 3$, $b = 2$, $c = 1$, so sinkt c zur Schwelle in der Zeit 0,944; wenn aber $a = 4$, $b = 3$, $c = 2$, so findet sich die Zeit $= 2{,}015$ *). Im zweyten Falle dauert also das Sinken mehr als doppelt so lange. Hier konnte man fragen, ob die Zeit, welche sich mehr als verdoppelt, nach Minuten oder nach Secunden zu schätzen sey. Denn freylich versteht sich von selbst, dass man an Stunden oder gar an Tage nicht denken könne, weil der Wechsel unserer Vorstellungen in einer Stunde viel zu gross ist, um mit dem höchst einfachen Ereigniss, dass eine einfache Vorstellung aus dem Bewusstseyn verschwindet, irgend passend verglichen zu werden.

---

*) Psychologie §. 75.

Jetzt können wir mit Wahrscheinlichkeit bestimmter sprechen. Im obigen ersten Falle wird die Zeit $= 1,9$ Secunden, im zweyten etwas über vier Secunden betragen.

Am angeführten Orte findet sich noch ein Beyspiel. Es sey $a = 10$, $b = 10$, $c = 7$; die Zeit, in welcher c zur Schwelle sinkt, würde unendlich werden, wenn $c = 0,707\ldots$ wäre; dennoch findet sich, dem Schwellenwerthe von c so nahe, $t = 4,44\,..$ also 8,88 Secunden.

In allen diesen Beyspielen ist der grösste mögliche Hemmungsgrad unter den sämmtlichen Vorstellungen angenommen. Da der Gegenstand durch die gefundene Angabe der Zeit in Secunden ein neues Interesse gewinnt, so wollen wir einige Proben derjenigen Abänderungen aufsuchen, welche vom Hemmungsgrade entspringen.

Man findet am angeführten Orte die Formel

$$t = \text{log. nat.}\ \frac{qS}{qS - c}$$

wo q den ächten Bruch bedeutet, welcher das Quotum der sinkenden Hemmungssumme für c angiebt; S ist die anfängliche Hemmungssumme. Wäre qS nicht grösser als c, so würde c nicht gänzlich aus dem Bewusstseyn verdrängt; die Formel setzt also voraus, der Nenner solle immer positiv seyn, indem $qS > c$. Sie zeigt hiemit, dass nur in äusserst seltenen Fällen, nämlich bey sehr geringer Differenz zwischen qS und c, eine grosse Zahl für t herauskommen kann.

Nach dieser Formel (deren Zusammenhang man am gehörigen Orte nachsehen wolle), ergeben sich folgende Zeitbestimmungen:

A. Für $a = 2$, $b = 2$, $c = 1$,
sey der Hemmungsgrad $m = 1$,
so ist $t = 1{,}0986 = 2{,}1972$ Secunden.
$m = 0{,}9$ giebt $t = 1{,}3499 = 2{,}6998$ —
$m = 0{,}8$ — $t = 1{,}7917 = 3{,}5834$ —
$m = 0{,}7$ — $t = 3{,}0445 = 6{,}089$ —

Für $m = 0{,}6$ wird schon der Logarithme, welcher die Zeit anzeigt, unmöglich; d. h. c sinkt nicht mehr zur Schwelle; der Hemmungsgrad 0,6 reicht nicht mehr hin, um das Drängen des a und b gegen c so stark zu machen, dass c ganz aus dem Bewusstseyn verschwinden müsste.

B. Für $a = 10$, $b = 10$, $c = 1$,
sey der Hemmungsgrad $m = 1$,
so ist $t = 0{,}11552 = 0{,}23104$ Secunden
$m = 0{,}9$ giebt $t = 0{,}12921 = 0{,}25842$ —
$m = 0{,}8$ — $t = 0{,}14660 = 0{,}2932$ —
$m = 0{,}7$ — $t = 0{,}16942 = 0{,}33884$ —
$m = 0{,}6$ — $t = 0{,}20067 = 0{,}40134$ —
$m = 0{,}5$ — $t = 0{,}24613 = 0{,}49226$ —
$m = 0{,}4$ — $t = 0{,}31845 = 0{,}6369$ —
$m = 0{,}3$ — $t = 0{,}45198 = 0{,}90396$ —
$m = 0{,}2$ — $t = 0{,}78845 = 1{,}5769$ —

Für $m = 0{,}1$ wird der Logarithme unmöglich.

Diese beyden Beyspiele, in welchen wir der Kürze wegen einerley Hemmungsgrad für sämmtliche Paare von Vorstellungen angenommen haben, können zu einiger Übersicht schon hinreichen.

Dass für $a = b = 2$ der Hemmungsgrad $m = 0,6$ nicht mehr zu gebrauchen seyn würde, und eben so wenig für $a = b = 10$ der Hemmungsgrad $m = 0,1$: dies zeigt ein Täfelchen in dem grössern psychologischen Werke *).

Denn für $m = 0,6$ soll dort, wenn $b = a$, beydes $= 2.18$ seye, um $c = 1$ auf die Schwelle zu treiben. Desgleichen für $m = 0,5$, $a = b = 2,561$

$m = 0,4$, $a = b = 3,108$

$m = 0,3$, $a = b = 4$

$m = 0,2$, $a = b = 5,74$

$m = 0,1$, $a = b = 10,84$

welche letztre Angabe zu erkennen giebt, dass für $a = b = 10$ der Hemmungsgrad $m = 0,1$ schon zu klein war.

Die Gleichheit des a und b ist hier nur der bequemern Übersicht wegen angenommen worden. Den merkwürdigen Umstand, dass für den Schwellenwerth $c = 1$, bey grösster Verschiedenheit der Werthe von a, sich b innerhalb sehr enger Gränzen halten muss, kennt man aus dem frühern Werke **). Eine Analogie damit wird sich anderwärts zeigen.

Beym Anblick obiger Zahlen wolle man nicht fragen, mit welchen Erfahrungen wir unsre Hunderttausendtheile von Secunden belegen. Es versteht sich von selbst, dass nicht einmal die Hunderttheile zu verbürgen sind. Die Zahlen sind so hingeschrieben, wie die Rechnung sie gab; indem die Fortschreitung solcher Zahlen einiges

---

*) Daselbst §. 56. In der Formel für b ist dort ein Druckfehler. Statt $8m^2$ lese man $8m$.

**) Daselbst §. 55.

Interesse hat, und zu künftigen Vergleichungen Anlass geben kann. Die Psychologie wäre glücklich, wenn ihr in allen Puncten soviel erfahrungsmässig bestimmtes zu Hülfe käme, wie oben (in 57) ist nachgewiesen worden. Mögen aber Andre versuchen, uns Erfahrungen entgegen zu stellen! Das würde leicht seyn, wenn unsre Formeln, anstatt der Bruchtheile von Secunden etwa Minuten, oder selbst viele Minuten anzeigten. Denn alsdann würde man mit Recht sagen, ein so spät sich herstellendes Gleichgewicht unter drey einfachen Vorstellungen lasse auf eine Trägheit aller geistigen Bewegungen schliessen, der man die menschlichen Köpfe im Allgemeinen nicht anklagen könne.

Ein andrer wichtiger Punct, bey welchem die Einheit der Zeit auf Bestimmung wartete, ist das zeitliche Entstehen der Vorstellungen *). Wenn man die Werthe nachsieht, welche aus der Formel

$$z = \varphi\ (1 - e^{-\beta t})$$

wo φ die Empfänglichkeit, β die Intensität einer anhaltenden sinnlichen Wahrnehmung bedeutet, für angenommene Zeiten hervorgehn **), so kann man es einigermaassen befremdend finden, dass in so kurzen Zeiten wie $t = \frac{1}{2}$ und $t = 1$, also in einer oder zwey Secunden, schon ein so bedeutendes Quantum des Vorstellens entstehen, und so viel von der Empfänglichkeit erschöpft werden solle. Allein erstlich kommt hiebey Alles auf die noch zu bestimmende Grösse β an. Diese wurde in unsern Rechnungen bloss willkührlich, zum Behuf der Rechnung, angenommen. Zweytens darf man gar nicht glauben, das, was uns im sinnlichen Wahrnehmen eigentlich beschäftigt, und worüber die Zeit merklich hingeht, sey das blosse Sammeln der momentanen Wahrnehmungen. Es ist vielmehr hauptsächlich die Reproduction der älteren gleichartigen Vorstellungen, nebst dem, was sich daran knüpft, die Wölbung und Zuspitzung in Ansehung der oben erwähnten verworrenen Neben-Vorstellungen. Man sieht, und man strebt genauer zu sehn. Man hört, und man will genauer hören. Denn das früher schon Gesehene und Gehörte drängt sich herbey, und doch ist es nicht genau oder nicht ausschliessend das, was sich eben jetzt, zum Sehen und Hören darbietet. Dazu kommt nun noch die Configuration; beym Sehen die räumliche, beym Hören gesprochener Worte die Verknüpfung der Vocale und Consonanten zu Sylben, Worten, Sätzen, Perioden. Wer auf Umstände der Art nicht achtet, der wird nicht einmal richtige psychologische Analysen zu Stande bringen; vielweniger zwischen Rechnung und Erfahrung die gehörige Vergleichung machen können.

---

*) Psychologie §. 94 u. s. f.

**) Daselbst §. 95 vergleiche man die Werthe von z in den Täfelchen.

Den obigen Zeitbestimmungen könnten noch andre beygefügt werden: allein es scheint nicht nöthig. Was die Zeiten des Sinkens zur Schwelle anlangt, so fällt zwar in die nämliche Zeit ein geringeres Sinken der stärkeren Vorstellungen, neben welchen die schwächeren aus dem Bewusstseyn verschwinden; und es wäre leicht, auch dies Sinken seiner Grösse nach zu berechnen, um es jenem Verschwinden gegenüber zu stellen. Man weiss aber schon aus den früheren Untersuchungen *), dass dieses durch die Hemmungs-Verhältnisse bestimmt ist.

Indessen wollen wir nicht unbemerkt lassen, dass

---

*) Psychologie §. 75.

sich von diesem proportionalen Sinken mehrerer einander widerstrebender Vorstellungen eine Ansicht fassen lässt, dergleichen Einige bey der Lehre vom statischen Moment am Hebel anzubringen pflegen. Denn obgleich hier nichts vorkommt, was sich mit der Länge der Hebel-Arme vergleichen liesse, so zeigt sich doch eine Analogie mit dem grössern Bogen, welche ein Gewicht am längern Arme durchlaufen müsste, wenn es zur Bewegung käme. Dem Bogen nämlich würde die Geschwindigkeit entsprechen; und das kleinere Gewicht hätte eine grössere Geschwindigkeit, mithin gleich viel Bewegung, wie am kürzern Hebel-Arme das grössere Gewicht. Gegen diese Art, den Hebel zu betrachten, haben wir zwar anderwärts eine Erinnerung gemacht *); allein passender ist eine analoge Betrachtung hier, wo Vorstellungen zusammen sinken, weil sie noch nicht im Gleichgewichte sind, sondern erst dadurch, dass sie sinken, sich demselben nähern. An sich nämlich ist eine schwächere Vorstellung gewiss nicht im Gleichgewicht mit einer stärkern; sie kann nur dazu gelangen, indem sie gerade durchs Sinken in den Zustand des Strebens übergeht. Hiedurch gewinnt sie nicht bloss überhaupt Energie, sondern mehr Energie als die minder sinkende stärkere; und durch diesen Factor erst kann sie ersetzen, was der ursprünglichen Stärke zum Gleichgewichte fehlt. Vorstellungen, die in endlicher Zeit zur Schwelle sinken, gelangen zwar niemals dahin; sie müssten negativ werden, welches ungereimt ist. Aber bevor sie zur Schwelle getrieben sind, haben sie dennoch eine solche Geschwindigkeit, welche der Annäherung zum Gleichgewichte (obgleich ein solches hier nur ein imaginäres ist), entspricht, indem sie von der ursprünglichen gemeinschaftlichen Hemmungssumme, in Verbindung mit den Hemmungs-Verhältnissen, bestimmt wird. Setzt man nun in Gedanken die Geschwindigkeiten des Sinkens, wodurch die Energien erzeugt werden (da die Vorstellungen an sich weder Kräfte sind noch Kräfte haben), an die Stelle der Energie selbst, so hat man hier eine ähnliche Ansicht wie dort, wo entgegengesetzte Bewegungen sich aufheben sollen, wenn den Geschwindigkeiten das umgekehrte Verhältniss der bewegten Massen zugeschrieben wird; nur dass hier nicht Bewegungen einander aufheben sondern einander entsprechen, weil sie von einem gemeinschaftlichen Grunde abhängen, dem sie, bey ungleicher Stärke der Vorstellungen, doch gleichmässig Genüge leisten müssen.

---

*) Metaphysik §. 387.

Bemerkungen über die Bildung und Entwickelung der Vorstellungsreihen.

Am gehörigen Orte ist gezeigt worden, dass die Reproduction einer vorhandenen Reihe von Vorstellungen in der nämlichen Ordnung und Folge, wie dieselbe war gegeben worden, hauptsächlich von der Abstufung der Reste herrühre, welche bey der reproducirenden Vorstellung zu unterscheiden sind. Denn die grössern Reste wirken anfangs geschwinder auf ihre Clienten, wenn wir solche Benennung denjenigen Vorstellungen geben dürfen, welche reproducirt werden. Die kleinern Reste wirken anfangs langsamer, aber beharrlicher. Wofern nun hemmende Kräfte entgegen wirken, so giebt es Maxima, über welche die Reproductionen nicht hinausgehn; diese Maxima folgen nach einander in der Ordnung jener grössern und kleinern Reste, wenn man das Übrige gleichsetzt *).

Diese Theorie bedarf nun noch gar sehr der weiteren Ausbildung. Gegenstand derselben ist zunächst der gedächtnissmässige Gedankenlauf, welcher den Faden früher erworbener Vorstellungen auf gegebenen Anlass treulich so wieder abwickelt, wie die Verknüpfung war gebildet worden.

Will man die Formeln dafür ohne nähere Bestimmung so gebrauchen wie sie vorliegen, so finden sich zwar die Maxima nach einander gemäss der Ordnung jener Reste, allein es zeigt sich dabey folgender Umstand. Seyen die Vorstellungen *a*, *b*, *c*, *d*, so gelangt *b* zu einem Maximum, während *a* nicht bloss noch im Bewusstseyn gegenwärtig ist, sondern auch noch nicht unter jenes Maximum des *b* herabgesunken ist. Demnach bleibt *a* hervorragend über *b*; desgleichen *b* über *c*; *c* über *d*, und so ferner. Die Vorstellungen kommen dem gemäss zwar allmählig zu einander hinzu, aber die frühern weichen nicht vor den folgenden.

---

*) Psychologie §. 86 u. s. w.

Nun lässt sich nicht leugnen, dass es der Erfahrung gemäss oft wirklich so geschieht; und es kann noch weit öfter so geschehn als wir es bemerken. Denn sobald irgend ein äusseres Handeln hinzukommt, wäre es auch nur Sprechen oder Schreiben, so brauchen die frühern Vorstellungen gar nicht ihr Maximum zu erreichen, um die Handlung zu veranlassen; erfolgt aber die That und deren äussere Erscheinung, so werden hiedurch, nämlich durch die Wahrnehmung dessen was gethan ist, die entsprechenden Vorstellungen höher gehoben: dadurch verlieren die reproducirenden Reste ihre Spannung gemäss der Folge der ausgeführten Handlungen; diese Spannung bleibt aber den folgenden Resten, bis auch diese zum Thun gelangen: und die Reihe läuft ab, während die dazu gehörigen Handlungen eine zur andern hinzukommen.

Im täglichen Leben greift der Mensch zu den äussern Hülfsmitteln der Beschäfftigung, oder er sucht Gesellschaft, wenn er sich seine Vorstellungen zu entwickeln wünscht. Dem Einsamen und zugleich Unbeschäfftigten stocken die Gedanken. Das stille Denken ist überdies grossentheils merklich ein zurückgehaltenes Sprechen; und man hat allen Grund anzunehmen, dass wirklich ein Handeln dabey vorgeht, welches für die Seele schon ein äusseres Handeln ist; nämlich ein Anregen der Nerven, welche die Sprachorgane regieren; nur nicht stark genug um die Muskeln zu bewegen.

Daher ist die Theorie nicht bloss richtiger sondern auch vollständiger als sie auf den ersten Blick scheinen möchte. Sie macht aufmerksam, dass man die Erfahrung genauer beobachten soll.

Gleichwohl ist es einer fortgesetzten Untersuchung werth, ob die Sache sich immer und nothwendig so verhalte; ob also die Vorstellungen wirklich nur zu einander hinzukommen, oder ob unter näher zu bestimmenden Bedingungen die frühern vor den spätern zurückweichen.

Sehr verschiedene Puncte kommen hier zugleich in Betracht, die aber nur nach einander können angegeben werden.

I. Die erste Voraussetzung, unter welcher die schon längst bekannt gemachten Formeln auf jenes Resultat führen, ist diese: die reproducirende Vorstellung habe einen vesten Stand im Bewusstseyn. Wie aber wenn sie selbst im Sinken begriffen ist; so dass eben die Reste, welche reproducirend wirken, zugleich während dieses Wirkens, einer nach dem andern im Bewusstseyn eine niedrigere Stellung bekommen? Dass ihr Reproduciren sich dadurch vermindern muss, dass hiemit auch die reproducirten Vorstellungen eine nach der andern einen Verlust erleiden, also die frühern den spätern mehr Platz machen müssen, leuchtet im Allgemeinen schon ein. Und die Voraussetzung eines vesten Standes im Bewusstseyn passt zwar näherungsweise auf die herrschenden Vorstellungsmassen, nicht aber auf solche Vorstellungen, die selbst in einer sich evolvirenden Reihe liegen; auch nicht auf die stärkern unter denselben.

Um nun die Sache zu prüfen, müssen wir zuerst das Gesetz des Sinkens zurückrufen.

Die Vorstellung P sey irgend einer Hemmungssumme dergestalt unterworfen, dass ein Bruchtheil von ihr sinken müsse, den wir mit kP bezeichnen. Kommt keine weitere Bestimmung hinzu, so ist $k\sigma$ der entsprechende Bruchtheil des Gehemmten σ in der Zeit t. Demnach $kP - k\sigma$ das noch Übrige, welches in dem Zeittheilchen dt für P die Nothwendigkeit seiner ferneren Hemmung bestimmt, mithin

$$k\,(P-\sigma)\;dt = k d\sigma$$

Wofern aber die nämliche Hemmungssumme zugleich auf ältere Vorstellungen fällt, und diese nöthigt, für kurze Zeit unter ihren statischen Punct herabzusinken, so streben sie fortwährend, zu demselben zurückzukehren; wirken dadurch gegen P, dass es noch schneller sinke, welches wiederum auf sie zurückwirkt; und dies geschieht in dem Maasse, wie ein andrer Theil der Hemmungssumme sie während der Zeit t zum Sinken gebracht hat. Das Gesunkene derselben sey $k'\sigma$, so vermehrt sich die ganze Nöthigung zum Sinken während des Zeittheilchens dt um $k'\sigma$, und hievon fällt auf P der Bruchtheil $k.\ k'\sigma$; mithin ist nun

$$k\,(P-\sigma+k'\sigma)\;dt = k d\sigma$$

wo, wie schon zuvor, der Factor k für die Rechnung überflüssig ist. Es sey aber ferner $1 - k' = q$, so ist kürzer ausgedrückt

$$(P-q\sigma)\;dt = d\sigma$$

und da für $t = o$ auch $\sigma = o$,

$$\sigma = \frac{P}{q}\,\left(1 - e^{-qt}\right)$$

wobey zu bemerken, dass wenn jener Bruchtheil k'. (welcher andeutet, wiefern die andern Vorstellungen unter ihren statischen Punct herabgedrückt, also aus dem Gleichgewicht gebracht sind) sehr gering ist, alsdann q sehr nahe $= 1$ seyn muss. Dies braucht aber nicht immer der Fall zu seyn.

Es sey nun P bis auf seinen Rest $= r$ herabgesunken. So ist

$$r = P - k\sigma = P - \frac{kP}{q}(1 - e^{-qt})$$

Ein eben so grosser Rest sey aus früherer Zeit verschmolzen mit dem Reste ϱ der Vorstellung Π; er habe während der Zeit t das Quantum A, einen Theil von ϱ, reproducirt; so ist dies geschehen nach einer schon bekannten Formel

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

welche sich ergiebt aus der Differentialgleichung

$$\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega$$

Hier ist r die wirkende Kraft; $\frac{\varrho}{\Pi}$ das Verhältniss, in welchem Π die Wirkung annimmt; $\frac{\varrho - \omega}{\varrho}$ das Verhältniss, worin, nachdem schon ω im Verlauf der Zeit t hervorgetreten, jetzt, im nächsten Zeittheilchen, die Wirkung noch fortdauert *). Dabey wird r als constant vorausgesetzt.

Weil nun die obige veränderliche Grösse

$$r = P\left[1 - \frac{k}{q}(1 - e^{-qt})\right]$$

---

*) Psychologie §. 86.

in diese constante übergegangen ist, so muss man für t einen bestimmten Werth setzen. Die abgelaufene Zeit also, während welcher durch den mit ϱ verbundenen Rest r die Grösse ω bis zu dem Quantum A gehoben wurde, — werde mit t' bezeichnet. So lange diese Zeit noch in ihrem Verlaufe begriffen war, sank zwar P, allein die reproducirende Wirkung auf Π hing immer von einerley r ab, welches mit ϱ verbunden war. Jetzt aber sinkt P unter die Grösse $= r$ herab; also muss auch die Reproduction sich vermindern, und die Formel dafür muss verändert werden. Wir werden also die Differentialgleichung so abfassen:

$$P\left[1-\frac{k}{q}\left(1-e^{-qt}\right)\right]\cdot\frac{\varrho-\omega}{\Pi}\cdot\ dt = d\omega$$

und dieselbe so integriren, dass für $t = t'$ auch $\omega = A$ sey. Man findet zunächst

$$(\varrho - A)\ e^{-\frac{P}{\Pi}\left[\left(1-\frac{k}{q}\right)t' - \frac{k}{q^2}\cdot\ e^{-qt'}\right]} =$$

$$(\varrho - \omega)\ e^{-\frac{P}{\Pi}\left[\left(1-\frac{k}{q}\right)t - \frac{k}{q^2}\cdot\ e^{-qt}\right]}$$

und hieraus

$$\omega = \varrho - (\varrho - A)\ e^{-u}$$

wenn $u = \frac{P}{\Pi}\left[\left(1-\frac{k}{q}\right)(t-t') + \frac{k}{q^2}\left(e^{-qt'} - e^{-qt}\right)\right]$

Um den Sinn dieser Formel zu überlegen, gehn wir zurück zu dem Ausdrucke für r. Da nämlich r ein Bruch von P seyn soll, so sey $r = mP$; alsdann ist

$$m = 1 - \frac{k}{q}\left(1 - e^{-qt}\right)$$

mithin $e^{-qt} = 1 - \frac{q}{k}(1 - m)$

und $t = \frac{1}{q} \log \frac{k}{k - (1 - m)\, q}$

Hier darf der Nenner nicht negativ und nicht $= o$ werden, damit nicht eine unmögliche oder unendliche Zeit herauskomme; also ist folgende Gleichung:

$$k = (1 - m)\, q$$

eine Gränzgleichung, welche anzeigt, dass $m > 1 - \frac{k}{q}$, also dass r nicht jeder beliebig kleine Bruch von P werden könne, sondern dass dieses nach den angenommenen Brüchen k und q seine Gränze habe, die in keiner Zeit könne überschritten werden. Hat man, innerhalb der Gränze, m bestimmt, so ergiebt sich hieraus, und aus k und q, die zugehörige Zeit.

Es kommt ferner darauf an, k und q zu bestimmen. Soll die allmählige Hemmung der Vorstellung P eine bedeutende Folge haben, so wird man k nicht zu gering — etwa zwischen $\frac{1}{2}$ und 1, — annehmen. Alsdann ist das Einfachste, $k = q$ zu setzen. Dies ist ohnehin die Voraussetzung, wenn die Hemmungssumme zwischen P und den dadurch unter ihren statischen Punct herabgedrückten Vorstellungen getheilt werden soll; denn alsdannn ist $(k + k')\, \sigma = \sigma$, $k + k' = 1$, und da $q = 1 - k'$, so folgt $q = k$. Hiemit verkürzt sich die Formel für ω. Denn nun ist $1 - \frac{k}{q} = o$, also

$$u = \frac{P}{\Pi q} \left(e^{-qt'} - e^{-qt}\right)$$

und $\omega = \varrho - (\varrho - A)\, e^{-\frac{P}{\Pi q}\left(e^{-qt'} - e^{-qt}\right)}$

Indem t wächst, verschwindet mehr und mehr e^{-qt}, und ω nähert sich einer Gränze, die man, wenn t' ein kleiner Bruch ist, durch den Ausdruck

$$\varrho - (\varrho - \Lambda)\, e^{-\frac{P}{\Pi q}} [1 - qt + \tfrac{1}{2} q^2 t^2]$$

hinreichend angeben kann. Das abzuziehende $\varrho - \Lambda$ verschwindet also nicht ganz; sondern die Gränze für ω, welche sonst ϱ ist, findet sich um so mehr erniedrigt, wenn das reproducirende P gegen Π nicht zu gross ist.

Während aber diese Reproduction des Restes r sich vermindert, wirken andre kleinere Reste von P noch so lange unvermindert auf die mit ihnen verbundenen Π', Π'', Π''' u. s. w., bis auch sie von dem allmähligen Sinken des P getroffen werden. Stehen nun allen diesen Reproductionen die hemmenden Kräfte entgegen, (wovon weiterhin,) so lässt sich schon hieraus zum Theil begreifen, wie die Reihe abläuft; indem ein früher gehobenes ω dem Widerstande nicht bloss überhaupt (was schon die ältern Rechnungen lehren) früher weicht, sondern auch schnell genug sinkt, um sich hinter dem nächstfolgenden ω zurückzuziehn. Und dies kann selbst dann, wenn q ein wenig grösser ist als k, sich nicht stark verändern, da der Unterschied zwischen zwey ächten Brüchen, die beyde nahe an 1 seyn sollen, nicht gross seyn kann.

II. Auf Vorstellungen, die im Sinken begriffen sind, wirkt, so lange die Hemmungssumme nicht ganz gesunken ist, eine Kraft, der sie noch weiter nachgeben müssen. Dies gilt auch denjenigen, von welchen die Hemmung herrührt, so lange die Reproduction, welche sie zwar verzögern aber nicht ganz hindern können, noch fortschreitet. Während nun die Reste der Vorstellung P das Hervortreten der Π, Π', Π'', Π''' u. s. w. noch fördern können, ist für diese Π freyer Raum vorhanden; und es kommt in Frage, ob sie bloss passiv gehoben werden, oder ob sie den freyen Raum, wie gering er auch seyn möge, vielleicht selbstthätig benutzen werden?

Um hier wenigstens den Begriff des Fragepuncts klar zu machen dient folgende kurze Rechnung.

Wenn $\omega = \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$

so ist $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi} e^{-\frac{rt}{\Pi}}$.

Dieses ist der Ausdruck für die Geschwindigkeit, womit in dem Zeittheilchen dt die Reproduction des ω durch den Rest r vor sich geht. In demselben Augenblick würde die Vorstellung Π, wovon ω ein Theil ist, sich, falls sie dazu stark genug wäre, mit einer Energie $= \Pi - \omega$ erheben, da dieser Theil von ihr noch gehemmt ist. Also wäre dann

$$\frac{d\omega}{dt} = \Pi - \omega$$

und es kommt in Frage, ob dieser oder jener Differentialquotient der grössere sey? Denn der grössere bestimmt die augenblickliche Geschwindigkeit. Nun wird bey der ganzen Betrachtung vorausgesetzt, Anfangs habe sich Π nicht von sich selbst heben können, wohl aber sey die Reproduction durch r begonnen worden. Anfangs also war

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi}$$

welches sich ergiebt, indem man in dem obigen Ausdruck $t = o$ setzt. Zugleich ergiebt sich, dass diese Geschwindigkeit grösser war als Π; sonst wäre Anfangs $d\omega = \Pi dt$ gewesen. Aber aus

$$\frac{r\varrho}{\Pi} > \Pi$$

folgt $\frac{r}{\Pi} > \frac{\Pi}{\varrho}$

welche Ungleichheit der Verhältnisse muss vestgehalten werden. Da nun die Geschwindigkeit, welche der Rest r bewirkt, beständig abnimmt, so fragt sich, ob zu irgend einer Zeit die Abnahme so weit gehe, dass die andre Geschwindigkeit $\Pi - \omega$ grösser werde? denn wenn dies geschieht, so wird sich ω gleichsam losreissen von r, um für den Augenblick seinem eignen Zuge zu folgen.

Zum Versuch setzen wir die Gleichung auf:

$$\frac{r\varrho}{\Pi} e^{-\frac{rt}{\Pi}} = \Pi - \omega = \Pi - \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

woraus $\left(\frac{r\varrho}{\Pi} - \varrho\right) e^{-\frac{rt}{\Pi}} = \Pi - \varrho$

und $\frac{\Pi}{r} \log \frac{\varrho}{\Pi - \varrho}\left(\frac{r}{\Pi} - 1\right) = t$

Deutlicher vielleicht

$$\frac{\Pi}{r} \log \frac{\frac{r}{\Pi} - 1}{\frac{\Pi}{\varrho} - 1} = t$$

wo der Logarithme nicht negativ seyn kann, weil $\frac{r}{\Pi} > \frac{\Pi}{\varrho}$ seyn soll, nach der Voraussetzung. Die Einwendung, der Nenner würde unendlich, wenn $\Pi = \varrho$, kann nicht statt finden: denn eine geringe Differenz ist hier hinreichend, und im strengsten Sinne ungehemmt konnte Π nicht mit r verschmelzen, sobald die Vorstellungen Π und P auch nur im mindesten verschieden sind.

III. Wir fassen jetzt einige, hier zunächst minder bedeutende Umstände kurz zusammen.

1) Die frühern Glieder der Reihen bereiten das Steigen nicht bloss der nähern, sondern auch der entferntern unter den nachfolgenden. Daraus entsteht für jedes spätere eine Zusammenwirkung von mehrern vorhergehenden; die sich jedoch mit dem Sinken der frühern vermindert.

2) Die weiterhin folgenden wirken zurück auf die vorhergehenden. Dies kommt unter andern in Ansehung des absichtlichen Handelns in Betracht, wo die Vorstellung des Zwecks die Mittel herbeyruft, deren Reihe bis zum Zwecke fortläuft.

3) Je zwey nächste Glieder sind unter sich verbunden; oft so nahe, dass sie fast in einander fliessen; wovon die beyden Vocale eines Diphthongs ein auffallendes Beyspiel geben; und kaum weniger auffallend die zunächst einander folgenden Consonanten, wenn solche nicht durch einen Vocal getrennt sind. Dass hiebey keine Umkehrungen vorzukommen pflegen, ist eine starke Probe von der Gesetzmässigkeit, welcher die einmal gebildeten Vorstellungsreihen in ihrer Entwickelung treu bleiben.

Indessen diese Umstände sind nicht gleich wesentlich, denn es giebt in Hinsicht derselben grosse Verschiedenheiten, die sich zwar daran offenbaren, dass einige Vorstellungsreihen weit leichter als andere gefasst und behalten werden; die aber eben deswegen anfangs, so lange man nur im Allgemeinen die Möglichkeit der Reproduction untersucht, müssen bey Seite gesetzt werden. Wir eilen zur Hauptsache.

IV. Von sehr allgemeiner Anwendung ist folgendes.

Man weiss, dass in der Psychologie, wo kein Beharrungsvermögen (keine sogenannte *vis inertiae*, wie bey

Körpern) vorkommen kann, das Steigen oder Sinken der Vorstellungen unmittelbar durch die Kräfte bestimmt wird; indem also $\frac{d\omega}{dt}$ die Geschwindigkeit anzeigt, womit eben jetzt ω sich hebt, erkennt man darin nicht etwa die blosse Fortsetzung einer frühern Bewegung, sondern die jetzige Wirksamkeit, wodurch ω steigt; mag übrigens der Sitz dieser Wirksamkeit seyn welchen man wolle.

Gesetzt nun, es gebe mehrere solche Wirksamkeiten zugleich, und für alle einen gemeinsamen Widerstand: so wird zwar dieser Widerstand, so fern er nachgiebig ist, durch jene alle gemeinschaftlich zum Weichen gebracht; allein dazu gehört Zeit; und in wie fern die Geschwindigkeit dieses Weichens nicht kann plötzlich vermehrt werden, bleibt in jedem Augenblicke ein Hinderniss jener Wirksamkeiten, worunter die schwächern derselben desto mehr leiden müssen, je mehr — für den Augenblick, — die stärkeren sich gelten machen. In diesem Sinne kann man sagen, die stärkeren drängen den Widerstand gegen die schwächeren.

Wenn eine eben aufgeregte Vorstellungsreihe sich Bahn macht unter den andern Vorstellungen, die sonst im Bewusstseyn würden ungestört gewesen seyn, so können wir diese andern als einen gemeinsamen Widerstand ansehen, (zufällige Umstände bey Seite setzend;) und alsdann unser Augenmerk auf die Geschwindigkeiten $\left(\text{wie } \frac{d\omega}{dt}\right)$ richten, welche den einzelnen Gliedern der Vorstellungsreihe zukommen.

Zwey von diesen Gliedern seyen, wie vorhin, Π' und Π''; gehoben durch die mit ihnen verbundenen

Reste r' und r'' der reproducirenden Vorstellung P. Also gemäss dem, was schon oben (II) erinnert worden, giebt die allgemeine Formel

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

$$\frac{d\omega'}{dt} = \frac{r'\varrho}{\Pi'} e^{-\frac{r't}{\Pi'}} \text{ und } \frac{d\omega''}{dt} = \frac{r''\varrho}{\Pi''} e^{-\frac{r''t}{\Pi''}}$$

Fragt man, welche von diesen Geschwindigkeiten die grössere, und hiemit gegen den Widerstand die stärkere sey, so zeigt der Augenschein, dass zwar für $t = o$, wenn $\Pi' = \Pi''$, bey gleichem ϱ, hingegen $r' > r''$, die Geschwindigkeit $\frac{d\omega'}{dt}$ die grössere und stärkere ist; dass sie aber nicht die grössere bleibt, indem ihre Exponentialgrösse desto schneller verschwindet, je grösser r. Demnach wird der Widerstand zwar Anfangs dahin stärker drängen, wo in der Vorstellungsreihe die schwächern r sich befinden; allein späterhin sich mehr gegen die vordern Glieder der Reihe wenden, und diese gegen jene zurückdrängen.

Es muss einen Augenblick geben, in welchem je zwey solche Geschwindigkeiten wie die obigen, unter sich gleich sind, also auch gleichen Druck des Widerstandes tragen. Man setze

$$\frac{r'\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r't}{\Pi}} = \frac{r''\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r''t}{\Pi}}$$

$$\text{so ist } r' : r'' = e^{-\frac{r''t}{\Pi}} : e^{-\frac{r't}{\Pi}}$$

$$\text{und } \log r' - \log r'' = \frac{r't}{\Pi} - \frac{r''t}{\Pi}$$

$$\text{mithin } \Pi . \frac{\log r' - \log r''}{r' - r''} = t$$

Man dividire die Differenz der Logarithmen der reproducirenden Reste durch die Differenz der Reste selbst; der Quotient, multiplicirt mit der, als gleich angenommenen, Stärke derjenigen Vorstellungen, welche reproducirt werden, ergiebt den Zeitpunct, in welchem die Reproductionen zu gleicher Geschwindigkeit gelangen.

Diese Zeitpuncte scheiden die beyden Zeiten, worin, zuerst $\frac{d\omega'}{dt}$, dann $\frac{d\omega''}{dt}$, mehr gegen den Widerstand vordringt. Um aber die Folge dieser Zeitpuncte, worauf vorzugsweise die Evolution der Vorstellungsreihen zu beruhen scheint, zur Übersicht zu bringen, wollen wir für r', r'', u. s. w. eine Reihe von Zahlen annehmen. Es versteht sich, dass hier natürliche Logarithmen gebraucht werden.

Es sey $r' = 10$, $r'' = 9$, so ist $\frac{l10 - l9}{10 - 9} = 0{,}10536$

$r' = 10$, $r''' = 8$, $\frac{l10 - l8}{10 - 8} = 0.11157$

$r' = 10$, $r'''' = 7$, $\frac{l10 - l7}{10 - 7} = 0{,}11889$

$r' = 10$, $r''''' = 6$. $\frac{l10 - l6}{10 - 6} = 0.12770$

ferner $r'' = 9$, $r''' = 8$ giebt $\frac{l9 - l8}{9 - 8} = 0.11778$

$r'' = 9$, $r'''' = 7$ $\frac{l9 - l7}{9 - 7} = 0{,}12565$

$r'' = 9$, $r''''' = 6$ $\frac{l9 - l6}{9 - 6} = 0.13515$

ferner $r''' = 8$, $r'''' = 7$ giebt $\frac{l8 - l7}{8 - 7} = 0.13353$

$r''' = 8$, $r''''' = 6$ $\frac{l8 - l6}{8 = 6} = 0{,}14384$

u. s. w.

Damit die Formel richtig verstanden werde, muss man bemerken, dass $\frac{\Pi}{r'-r''}$ eine Zahl ist, die mit einer andern Zahl, nämlich $\log r' - \log r''$, multiplicirt, wieder eine Zahl giebt. Diese letztre nun ist auf die Einheit der Zeit zu beziehen. Die Einheit für die Stärke der Vorstellungen ist hier nicht bloss unbestimmt, sondern gleichgültig.

Ist der Zeitpunct der gleichen Geschwindigkeit verflossen, so kann man fragen, ob der entstandene Unterschied bedeutend zunehme? Es gehe t über in $t+u$, so sind die beiden Geschwindigkeiten

$$\frac{d\omega'}{dt} = \frac{r'\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r'}{\Pi}(t+u)} \text{ und } \frac{d\omega''}{dt} = \frac{r''\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r''}{\Pi}(t+u)}$$

$$= \frac{r'\varrho}{\Pi} . e^{-\frac{r't}{\Pi}} . e^{-\frac{r'u}{\Pi}} \qquad = \frac{r''\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r''t}{\Pi}} . e^{-\frac{r''u}{\Pi}}$$

und wenn u klein genug, so ist nahe

$$e^{-\frac{r'u}{\Pi}} = 1 - \frac{r'u}{\Pi} \text{ und } e^{-\frac{r''u}{\Pi}} = 1 - \frac{r''u}{\Pi}$$

Beyde Geschwindigkeiten sind im Abnehmen begriffen; die Verluste verhalten sich einer zum andern nahe wie $r' : r''$; die Abnahme überhaupt ist nahe dem Zeittheil u proportional.

Für die obigen Zahlen kann man Beyspielsweise $\Pi = 5$ annehmen; da nun (laut voriger Abhandlung) die Einheit der Zeit auf 2 Secunden zu schätzen ist, so wird das Zehnfache jener Zahlen für die Zeiten, in welchen die Geschwindigkeiten gleich werden, die Angabe in Secunden liefern. Diese Zeitbestimmung ist unabhängig von ϱ; welches jedoch für jede Geschwindigkeit und für jedes ω bestimmt seyn muss. Nicht jeden Theil von Π darf man in diesem Zusammenhange für ϱ annehmen, da (nach II) $\frac{r}{\Pi} > \frac{\Pi}{\varrho}$ seyn muss. Es sey $\varrho = 4$; dies wird passen, wenn nur nicht r bis auf 6 herab vermindert ist.

Also für $\Pi = 5$, $\varrho = 4$, $r' = 10$, findet man

wenn $t = 0$, dann $\omega = 0$, und $\frac{d\omega}{dt} = 8$

wenn $t = 1{,}0536$ Secunden, $\omega = 2{,}6053$; $\frac{d\omega}{dt} = 2{,}789$.

Für dieselben Werthe von Π und ϱ, aber $r'' = 9$.

wenn $t = 0$, $\omega = 0$, $\frac{d\omega}{dt} = 7{,}2$

wenn $t = 1{,}0536$ Secunden, $\omega = 2.4502$, $\frac{d\omega}{dt} = 2{,}789$.

Hiebey ist nun noch kein Widerstand in Rechnung gezogen; aber man sieht, dass ein solcher vor der angegebenen Zeit anders als nach derselben einwirken werde, wenn er jedesmal die geringere Geschwindigkeit noch mehr verzögert. Denn die zuvor grössere Geschwindigkeit verliert jetzt in dem Verhältniss 10 : 9 gegen den Verlust der andern, die ihr gleich geworden war.

Anmerkung 1. Wenn man den Ausdruck für die Zeit, nämlich $t = \Pi \frac{\log r' - \log r''}{r' - r''}$, in den für die Geschwindigkeit, also in $\frac{r'\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r't}{\Pi}}$ oder in $\frac{r''\varrho}{\Pi} e^{-\frac{r''t}{\Pi}}$, substituirt: so findet sich eine Bestimmung der gleichen Geschwindigkeit durch r' und r''. Um die gestrichelten Buchstaben zu vermeiden, sey nun $r' = a$ und $r'' = b$; so giebt jene Substitution

$$\frac{d\omega'}{dt} = \frac{d\omega''}{dt} = \frac{\varrho}{\Pi} \cdot \left(\frac{b^a}{a^b}\right)^{\frac{1}{a-b}}$$

Dies führt auf den Gedanken, man könne die gleiche Geschwindigkeit, worin je zwey Reste r für einen bestimmten Augenblick zusammentreffend wirken müssen beliebig annehmen, auch zugleich die Differenz jener Reste willkührlich voraussetzen; und hieraus die Reste selbst berechnen.

Sey das obige $\frac{d\omega'}{dt} = \frac{\varrho}{\Pi} \cdot V$, also $V = \left(\frac{b^a}{a^b}\right)^{\frac{1}{a-b}}$ und $V^{a-b} = \frac{b^a}{a^b}$, auch die bekannte Differenz $a - b = n$, während a und b unbekannt sind: so kommt $a^b V^n = b^a$, oder $b \log a + n \log V = a \log b$; und weil $a = b + n$,

$$b \log (b + n) + n \log V = (b + n) \log b$$

Da $\log (b + n) = \log b + \log \left(1 + \frac{n}{b}\right)$, so folgt

$$b \log b + b \log \left(1 + \frac{n}{b}\right) + n \log V = b \log b + n \log b.$$

oder $b \log \left(1 + \frac{n}{b}\right) = n - \frac{1}{2}\frac{n^2}{b} + \frac{1}{3}\frac{n^3}{b^2} - \frac{1}{4}\frac{n^4}{b^3} + \ldots + n \log V$

$= n \log b$ und $1 - \frac{1}{2}\frac{n}{b} + \frac{1}{3}\frac{n^2}{b^2} - \frac{1}{4}\frac{n^3}{b^3} + \ldots + \log V = \log b$

Hat man V und n passend angenommen, so dass b hinreichend gross gegen n seyn müsse, so wird

$$\text{nahe } 1 + \log V = \log b$$

Man kann also auch noch immer n so wählen, dass die Rechnung bequem sey zur weitern Annäherung, nachdem V schon vestgesetzt worden.

Beyspiel: für $\Pi = 5$ und $\varrho = 4$ soll die gleiche Geschwindigkeit $= 5$ seyn. Also $\frac{dw'}{dt} = \frac{4}{5}\, V = 5$, und $\frac{25}{4} = V$. Nun ist $1 + \log V = \log 17$ beynahe; man kann also füglich $n = 1$ setzen; es ist alsdann $1 - \frac{1}{24} + \log \frac{25}{4} = \log 16{,}496$; so dass ungefähr $b = 16{,}5$ und $a = 17{,}5$ wird. Man kann aber auch $n = 2$ setzen, woraus $1 - \frac{1}{17} + \log \frac{25}{4} = \log 16{,}018$; also nahe $b = 16$ und $a = 18$. In beyden Fällen wird die Zeit etwa 0,6 Secunden betragen; und die Geschwindigkeiten sind Anfangs beträchtlich grösser, als in dem frühern Beispiele.

Anmerkung 2. Aus $t = \Pi \frac{\log r' - \log r''}{r' - r''}$ sieht man unmittelbar, dass die Zeit so kurz seyn kann wie man will, wofern man Π im nämlichen Verhältniss verkleinert. In Ansehung der Reste, wenn $r' = r'' + u$, findet sich

$$\frac{t}{\Pi} = \frac{1}{u} \log\left(1 + \frac{u}{r''}\right) = \frac{1}{r''} - \frac{1}{2}\frac{u}{r''^2} + \frac{1}{3}\frac{u^2}{r''^3} - \ldots$$

welches, wenn die Reste gleich sind, also $u = 0$ ist, sich in $\frac{1}{r''}$ verwandelt; eine Gränze, die nicht überschritten werden kann; so dass, wenn t sehr klein seyn und dabey Π nicht in demselben Verhältnisse abnehmen soll, beyde Reste sehr gross sein müssen. Man kann auch $\log \frac{r'}{r''} = f$ als eine gegebene Grösse ansehn; dann ist $r' = r'' e^f$ und $\frac{t}{\Pi} r'' (e^f - 1) = f$, mithin

$$\frac{\Pi}{tr''} = \frac{e^f - 1}{f} = 1 + \tfrac{1}{2} f + \tfrac{1}{6} f^2 - \ldots$$

wo $f = 0$ für $r' = r''$ wird, und nicht negativ genommen werden darf.

V. Wenn eine Vorstellungsreihe sich im Bewusstseyn entwickelt, so hat sie nicht bloss denjenigen Widerstand zu überwinden, welcher von andern Vorstellungen herrührt, die sonst im Bewusstseyn würden gewesen seyn, und nun mehr oder weniger zurückgedrängt werden: sondern auch unter den Gliedern der Reihe wird es Gegensätze geben; daraus wird eine Hemmungssumme entstehn; diese Hemmungssumme wird sogar eine Zeitlang anwachsen, und jenen Widerstand, der zu überwinden ist, noch verstärken. Wenn wir nun, der Einfachheit wegen, auch nur Eine reproducirende Vorstellung P annehmen, deren verschiedene Reste r', r'', r''' u. s. w. mit Π', Π'', Π''' u. s. w. (den Gliedern der Reihe) verschmolzen sind: so geschieht doch die Reproduction von Anfang an durch alle diese Reste zugleich; die Gegensätze der verschiedenen Π bilden unter sich eine wachsende Hemmungssumme, zu welcher die sämmtlichen Π in dem Maasse beytragen, wie sie im Bewusstseyn emporsteigen. Wie gross diese Hemmungssumme sey, und nach welchem Gesetze sie wachse, lässt sich im Allgemeinen nicht vestsetzen; weil die Reihen höchst verschieden seyn können. Im gemeinen Leben wird oft genug bemerkt, Einiges sey schwerer, Anderes leichter zu behalten; diese Unterschiede kann man in demjenigen, was während der Reproduction verschiedentlich nach Zeit und Umständen im Bewusstseyn ist, nicht suchen, denn die grössere oder geringere Schwierigkeit des Behaltens (also eigentlich des Reproducirens, worin die Probe des Behaltens sich zeigt,) wird den Reihen selbst zugeschrieben.

Überdies kommen noch physiologische Nebenumstände hinzu; indem Jemand mehr oder weniger aufgelegt ist, sich mit diesem oder jenem Gegenstande zu beschäfftigen, wenn das leibliche Befinden besser oder schlechter, wenn auch nur diejenige Disposition, welche durch Affecten irgend einer Art herbeygeführt wurde, günstiger oder ungünstiger einwirkt.

Die Mannigfaltigkeit dessen, wovon der Widerstand abhängt, ist demnach so gross, dass an eine allgemeine Regel seines Wirkens nicht zu denken ist; eben deshalb aber ist es passend, dass wir uns verschiedene Formen aufsuchen, wie er möglicherweise beschaffen seyn könnte, und welche Folgen, die man in der Erfahrung wieder erkennen wird, daraus hervorgehn mögen.

VI. Die einfachste Voraussetzung ist folgende: Wenn durch den Rest r der reproducirenden Vorstellung P, von dem mit ihm in Verbindung getretenen Reste ϱ der Vorstellung Π, im Laufe der Zeit t das Quantum ω hervorgetreten ist: so soll im nächsten Zeittheilchen dt der Bruch α von ω zum Sinken gedrängt werden: dergestalt dass α eine constante Grösse sey. Also

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega)\,dt-\alpha\omega\,dt=d\omega$$

woraus $\omega=\dfrac{\varrho}{1+\dfrac{\alpha\Pi}{r}}\left(1-e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t}\right)$

Vergleicht man dies mit der bekannten Formel

$$\omega=\varrho\left(1-e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

welche aus dem eben gefundenen Ausdruck wieder hervorgeht, wenn $\alpha=o$ gesetzt wird: so zeigt sich, dass ω nun einer niedrigern Gränze sich geschwinder nähert;

dass aber ein eigentliches Maximum, worauf ein Sinken folgen würde, nicht statt findet; nämlich nicht unter der Voraussetzung, α sey constant.

Nun kann man diese Voraussetzung zunächst dadurch zurücknehmen, dass man eine schnelle Veränderung zulässt, die einer plötzlichen nahe kommen möge. Hieraus entstehn schon zwey Fragen. Erstlich: wie stark müsste sich α ändern, wenn $\frac{d\omega}{dt}=0$ werden sollte? Zweytens: wie gross wäre eine Veränderung, wodurch die Erhebungsgränze von ω unter den, zu einer bestimmten Zeit schon erreichten Standpunct sollte herabgesetzt werden?

1) Aus $\omega = \frac{\varrho}{1+\frac{\alpha\Pi}{r}}\left(1-e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t}\right)$

folgt $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi}e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t}$

Dieses würde $=0$ werden, wenn eine gleiche negative Grösse plötzlich hinzukäme. War also für ein bestimmtes t' und ω'

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega')\,dt-\alpha\omega'\,dt=d\omega',$$

so müsste im nächsten Augenblicke statt dessen

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega')\,dt-\alpha\omega'\,dt-\alpha'\omega'\,dt=d\omega'$$

eintreten, wo α' den nöthigen Zusatz zu α ausdrückt, oder α sich in $\alpha+\alpha'$ dergestalt verwandeln würde, dass

$\alpha'\omega' = \frac{r\varrho}{\Pi}e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t'}$ wäre, um obiges $\frac{d\omega}{dt}$

aufzuheben. Hieraus folgt mit Zuziehung des Werths von ω' nun

$$\acute{\alpha} = \frac{r + \alpha \Pi}{\Pi} \cdot \frac{1}{e^{\left(\frac{r}{\Pi} + \alpha\right)t} - 1}$$

welcher Zusatz um desto geringer wäre, je grösser t schon angewachsen seyn würde. (Man denke sich etwa $\frac{r}{\Pi} = 2$, $\alpha = 0{,}3$, $t = 1$, so ist $\acute{\alpha} = 2{,}3 . \frac{1}{9{,}974 - 1}$, also wenig über $\frac{1}{4}$.)

Von jetzt an wäre demnach $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\rho}{\Pi} e^{-\left(\frac{r}{\Pi} + \alpha + \acute{\alpha}\right)t}$, zwar kleiner als zuvor, aber nicht negativ; und die Erhebungsgränze von ω, wäre nicht mehr, wie vorhin,

$$\frac{r\rho}{r + \alpha \Pi}, \text{sondern herabgesetzt auf } \frac{r\rho}{r + (\alpha + \acute{\alpha})\,\Pi}$$

Auch würde sich wegen der Veränderung des Exponenten, ω dieser Gränze schneller nähern als zuvor.

Wenn die Veränderung von α noch mehr betrüge, als hier gefunden worden, so müsste, im Augenblicke der Veränderung, ω eine negative Geschwindigkeit bekommen, also herabsinken von der erreichten Höhe; es würde aber gleich darauf doch fortfahren zu steigen; nur noch weniger als zuvor.

2. Der Ausdruck $\acute{\omega} > \frac{r\rho}{r + \acute{\alpha}\Pi}$ bezeichnet eine dergestalt herabgesetzte Erhebungsgränze, dass $\acute{\omega}$ augenblicklich zurückgedrängt, obgleich dann wieder steigend, nicht mehr auf seinen schon erreichten Stand sich von neuem erheben könnte. Man hätte also

$$\acute{\alpha} > \frac{r\,(\rho - \acute{\omega})}{\Pi \acute{\omega}}$$

oder, wenn man der Gränzbestimmung wegen das Gleichheitszeichen anstatt des Zeichens der Ungleichheit setzt,

$$\acute{\alpha} = \frac{\alpha e^{\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t} + \frac{r}{\Pi}}{e^{\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t} - 1}$$

wo der Nenner die Vergleichung mit dem vorhin (1.) gefundnen Werthe erleichtert; indessen kann man vielleicht noch deutlicher so schreiben:

$$\acute{\alpha} = \frac{\alpha + \frac{r}{\Pi} e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t}}{1 - e^{-\left(\frac{r}{\Pi}+\alpha\right)t}}$$

Dass nun auch minder plötzliche Veränderungen des Widerstandes doch schnell entstehen, und den vorigen nahe kommen können, wird nach dem was oben (besonders unter IV) gesagt worden, wohl nicht zu bezweifeln seyn. Auch ist klar, dass wenn α plötzlich, oder schnell, kleiner wird, alsdann umgekehrte Erfolge eintreten müssen. Wahrscheinlicher jedoch sind solche Bestimmungen, vermöge deren der Widerstand allmählig wächst, indem die Glieder der Vorstellungsreihe emporsteigen, und dasjenige gegen sich in Spannung versetzen, was ihnen im Wege ist. Zu einer solchen gehen wir jetzt über.

VII. Anstatt des obigen α setze man $\mu\omega$, wo μ einen beliebigen ächten Bruch bedeutet. Also:

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)dt - \mu\omega^2 dt = d\omega$$

oder

$$dt = \frac{d\omega}{\frac{r}{\Pi}\varrho - \frac{r}{\Pi}\omega - \mu\omega^2}$$

Setzen wir $\sqrt{4\mu\varrho\frac{r}{\Pi} + \frac{r^2}{\Pi^2}} = a$, so giebt die Rechnung

$$t = \frac{1}{a} \log \frac{a + \frac{r}{\Pi} + 2\mu\omega}{a - \frac{r}{\Pi} - 2\mu\omega} . \text{ Const.}$$

und da $t = o$ für $\omega = o$, so ist Const $= \dfrac{a - \frac{r}{\Pi}}{a + \frac{r}{\Pi}}$ mithin vollständig

$$t = \frac{1}{a} . \log \frac{a + \frac{r}{\Pi} + 2\mu\omega}{a - \frac{r}{\Pi} - 2\mu\omega} . \frac{a - \frac{r}{\Pi}}{a + \frac{r}{\Pi}}$$

und hieraus, wenn man noch der Kürze wegen $\dfrac{r}{\Pi} = b$ setzt,

$$\omega = \frac{a^2 - b^2}{2\mu} . \frac{e^{at} - 1}{(a + b) e^{at} + a - b}$$

woraus ferner, indem $\dfrac{a^2 - b^2}{2\mu} = \dfrac{2 r \varrho}{\Pi}$,

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{2 r \varrho}{\Pi} . \frac{2 a^2 e^{at}}{[(a + b) e^{at} + a - b]^2}$$

Wenn die Zeit unendlich, wird $\omega = \dfrac{a - b}{2\mu}$; das ist, $\omega = \dfrac{-r + \sqrt{r^2 + 4 r \varrho \mu \Pi}}{2 \mu \Pi}$; und eben den nämlichen Werth findet man, wenn, um $d\omega = 0$ zu setzen, der Nenner $\dfrac{r\varrho}{\Pi} - \dfrac{r}{\Pi}\omega - \mu\omega^2$ in Factoren zerlegt, also die Gleichung $\mu\omega^2 + \dfrac{r}{\Pi}\omega = \dfrac{r\varrho}{\Pi}$ aufgelöset wird. Demnach ist die Erhebungsgränze für ω zugleich das Maximum; und auch hier, wie im vorigen Falle, findet ein eigentliches Maximum, worauf ein Sinken folgen sollte, nicht statt.

Setzt man in dem so eben angegebenen Ausdrucke $\mu = 0$, so wird $\omega = \frac{0}{0}$; wenn man aber Nenner und Zähler nach μ differentiirt, und alsdann $\mu = 0$ setzt, so findet sich $\frac{4 r \varrho \Pi d \mu}{2\sqrt{r^2 + 4 r \varrho \Pi \mu} \,.\, 2 \Pi d \mu} = \varrho$, wie es seyn muss, indem für $\mu = 0$ nichts Anderes als das längst bekannte $\omega = \varrho \left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}} \right)$ herauskommen kann, dessen Erhebungsgränze $= \varrho$ ist.

Ueberhaupt kann für geringe Werthe von μ die jetzige Formel nicht weit von jener abweichen. Die zuvor mit a bezeichnete Grösse $\sqrt{4 \mu \varrho \frac{r}{\Pi} + \frac{r^2}{\Pi^2}}$ ist $= \frac{r}{\Pi}$ für $\mu = 0$; und dann auch $a = b$.

Um nun den Faden der Untersuchung in IV wieder aufzunehmen, müssen wir zuerst für zwey verschiedene Reste r' und r'' den Zeitpunct aufsuchen, wo beyde dem steigenden ω eine gleiche Geschwindigkeit ertheilen. Hier würden wir in eine abschreckende Weitläuftigkeit der Rechnung gerathen, wenn unmittelbar aus der Gleichheit zweyer, von r' und r'' abhängiger Differentiale $d\omega'$ und $d\omega''$ sollte t gesucht werden. Allein wenn μ nicht zu gross genommen wird, ist durch die Rechnung in IV der Werth von t schon nahe gefunden, und wird sich, so weit nöthig, berichtigen lassen.

Beyspiel: Wie oben sey $r' = 10$, $r'' = 9$, $\Pi = 5$, $\varrho = 4$, $\mu = \frac{1}{10}$; demnach $a = 2{,}6833$ und $b = 2$ für $r' = 10$; und $a = 2{,}4738$ und $b = 1{,}8$ für $r'' = 9$. Aus $t = \Pi \frac{\log r' - \log r''}{r' - r''}$

$$\text{und } \frac{d\omega}{dt} = \frac{2r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{2a^2 e^{at}}{[(a+b)e^{at} + a - b]^2}$$

ergiebt sich nun $\frac{d\omega'}{dt} = 2{,}3835$ und $\frac{d\omega''}{dt} = 2{,}4108$; beydes, wie natürlich, etwas kleiner, als in dem Beyspiel, welches oben in IV berechnet wurde, $\frac{d\omega}{dt} = 2{,}789$; überdies ist aber $\frac{d\omega''}{dt} > \frac{d\omega'}{dt}$; die Zeit der gleichen Geschwindigkeit ist also überschritten, da im Anfange $d\omega'$ grösser war als $d\omega''$; und so weit, als die eben gefundenen Zahlen angeben, können daher die Geschwindigkeiten im rechten Augenblicke noch nicht abgenommen haben. Es kommt nur darauf an, eine nicht gar zu beschwerliche Correctur zu gewinnen, wenigstens auf den Fall, dass man eine solche für nöthig hielte.

Der Nenner werde entwickelt; alsdann Zähler und Nenner mit e^{at} dividirt: und in das letzte Glied des letztern der vorige Werth von t substituirt, welches füglich angeht, weil dieses Glied gering ist im Vergleich gegen die andern. Nach gehöriger Rechnung kann man ferner $t = t' + u$ setzen, und auf bekannte Weise dem Werthe von u sich annähern. Wäre es nöthig, so würde man mit dem hiedurch verbesserten t die Operation wiederhohlen. Also:

$$\frac{d\omega'}{dt} = \frac{2r'\varrho}{\Pi} \cdot \frac{2a^2 e^{at}}{(a+b)^2 . e^{2at} + 2 . (a-b)(a+b)e^{at} + (a-b)^2}$$

$$= \frac{2r'\varrho}{\Pi} \cdot \frac{2a^2}{(a+b)^2 e^{at} + 2(a^2 - b^2) + (a-b)^2 e^{-at}}$$

Hier wird man in e^{-at} den Werth setzen, welcher für t in IV gefunden war, und folglich $(a-b)^2 . e^{-at}$ einstweilen als constant betrachten. Wenn nun auf ähnliche Weise auch mit $\frac{d\omega''}{dt}$ verfahren worden, lässt sich beydes gleich setzen, und nachdem die beyden veränderlichen Grössen auf eine Seite gebracht worden, hat die Gleichung folgende Form:

$$Ae^{a''t} - Be^{a't} = C, \text{ oder, } t' + u \text{ für } t \text{ gesetzt,}$$
$$Ae^{a''t'} . e^{a''u} - Be^{a't'} . e^{a'u} = C,$$

alsdann kann $e^{a''u}$ und $e^{a'u}$ in eine Reihe aufgelöset, und u mehr oder weniger genau berechnet werden. Wir wollen für das obige Beyspiel nur $e^{a'u} = 1 + a'u$ nehmen. Es ergiebt sich $u = -0{,}0577$, und da (nach IV) der Werth von $t = \Pi \,.\, 0{,}10536$ war, mithin für $\Pi = 5$, $t = 0{,}5268$, so haben wir nunmehr verbessert $t = 0{,}469$. Setzt man dies in $\frac{d\omega}{dt}$, so kommt für $r' = 10$, $\frac{d\omega'}{dt} = 2{,}7518$; und für $r'' = 9$, $\frac{d\omega''}{dt} = 2{,}7465$; die Differenz der Werthe, welche eigentlich gleich seyn sollten, beträgt jetzt also nur noch 0,0053; anstatt vorhin 0,0273. Der Fehler in t ist nun dem vorigen entgegengesetzt; denn $\frac{d\omega''}{dt}$ ist noch nicht zur Gleichheit mit $\frac{d\omega'}{dt}$ gelangt; und t sollte noch ein weniges grösser seyn; gewiss aber liegt es nun bedeutend näher bey 0,469 als bey 0,5268, und ist hiemit hinreichend begränzt.

VIII. Da für r die Erhebungsgränze von $\omega = \frac{-r + \sqrt{r^2 + 4r\varrho\mu\Pi}}{2\mu\Pi}$ gefunden wurde (VII): so suche man dasjenige μ'', für welches der Rest r'' die nämliche Erhebungsgränze gebe, wie r' für μ'. Also

$$\frac{-r'+\sqrt{r'^2+4r'\varrho\mu'\Pi}}{2\mu'\Pi}=\frac{-r''+\sqrt{r''^2+4r''\varrho\mu''\Pi}}{2\mu''\Pi}.$$

Der Kürze wegen sey $\frac{-r'+\sqrt{r'^2+4r'\varrho\mu'\Pi}}{2\mu'\Pi}=E$, so findet man

$$\mu''=\frac{r''(\varrho-E)}{\Pi E^2}$$

Im obigen Beyspiele (VII) ist $E=3{,}416$; und dieses ist das nämliche für $\mu'=\frac{1}{10}$ und $r'=10$, wie für $\mu''=0{,}0901$ und $r''=9$. Es versteht sich von selbst, dass wenn das kleinere r'' die Reproduction des ω eben so weit bringen soll, als das grössere r', dann der Widerstand etwas geringer seyn muss. Der Unterschied aber ist klein zwischen beyden μ, wenn nicht die Reste weit verschieden sind. Wird der Unterschied des Widerstandes grösser, also μ'' kleiner oder μ' grösser, so gehört zu r'' eine höhere Erhebungsgränze, als zu dem grössern r'.

Nun kann in Folge dessen, was in IV und V über den Widerstand gesagt worden, (vollends wenn noch das hinzukäme, was in I angeführt ist,) nachdem der Zeitpunct der gleichen Geschwindigkeit (VII) vorüber gegangen, jener Unterschied leicht grösser werden: und hiemit wirklich für ω'' eine höhere Gränze der Annäherung eintreten als für ω'; mithin ω', wenn schon steigend, doch hinter ω'' zurückbleiben. Es kommt jetzt darauf an, dies genauer zu untersuchen.

Zu diesem Zwecke wenden wir uns nochmals zu der Integration von

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - \mu\,\omega^2\,dt = d\,\omega$$

woraus gefunden war

$$t = \frac{1}{a}\log\frac{a + \frac{r}{\Pi} + 2\mu\omega}{a - \frac{r}{\Pi} - 2\mu\omega}\,.\ \text{Const.}$$

In dem Zeitpuncte gleicher Geschwindigkeit sey $t = T$, und $\omega = O$; die Constante soll dem gemäss bestimmt, also in so fern die Rechnung abgeändert werden, um alsdann ein grösseres oder geringeres μ nach jenem Zeitpuncte annehmen zu können.

Zuvor sey noch bemerkt, dass bis zu dem erwähnten Zeitpuncte hin die beyden μ füglich für gleich können angenommen werden, in der Voraussetzung nämlich, dass auf r' und r'' noch viele andre kleinere Reste r''', r'''', u. s. w. folgen, vermöge deren die reproducirende Vorstellung P auf die spätern Glieder der Vorstellungs-Reihe wirkt. Denn wenn schon der grösste Rest r' anfangs am meisten vordringend den Widerstand gegen die spätern Glieder treibt, so leiden doch davon die schwächern Reproductionen gemeinschaftlich, und diejenige, welche unter ihnen noch die stärkste ist, also die von r'' ausgeht, am wenigsten: so dass r' von r'' sehr verschieden seyn müsste, um hier eine bedeutende Verzögerung zu veranlassen. Dagegen ist schon in IV gezeigt, dass r' nicht bloss von r'', sondern sehr bald auch von r''' überflügelt wird, also μ' schon deshalb einer fortgesetzten Vergrösserung unterworfen ist.

Da nun $T = \frac{1}{a}\log\frac{a + \frac{r}{\Pi} + 2\mu O}{a - \frac{r}{\Pi} - 2\mu O}\,.\ \text{Const.}$

so ist Const. $= \frac{a - b - 2\mu O}{a + b + 2\mu O} \cdot e^{aT}$, indem wir, wie vorhin, $\frac{r}{\Pi} = b$ setzen. Also vollständig

$$t = \frac{1}{a} \log \frac{a + b + 2\mu\omega}{a - b - 2\mu\omega} \cdot \frac{a - b - 2\mu O}{a + b + 2\mu O} \cdot e^{aT}$$

wo nun vor Augen liegt, dass die Erhebungsgränze so bestimmt wird, als ob vor Ablauf der Zeit T kein anderes μ statt gefunden hätte. Denn wenn $t = \infty$, kann der Logarithme nur dadurch unendlich werden, dass $a - b = 2\mu\omega$.

Zur Abkürzung sey $\frac{a + b + 2\mu O}{a - b - 2\mu O} = K$,

also $$t = \frac{1}{a} \log \frac{a + b + 2\mu\omega}{a - b - 2\mu\omega} \cdot \frac{e^{aT}}{K},$$

so ist $$\omega = \frac{(a - b) K e^{a(t-T)} - (a + b)}{2\mu (K e^{a(t-T)} + 1)}$$

und $$\frac{d\omega}{dt} = \frac{a^2}{\mu} \cdot \frac{K e^{a(t-T)}}{(K e^{a(t-T)} + 1)^2}$$

Um hier das obige Beyspiel zu verfolgen, müssen wir zuerst ω' und ω'' nach der Gleichung in VII für den Zeitpunct der gleichen Geschwindigkeit, also für $t = 0{,}469$ oder kürzer für $t = 0{,}47$ (da es etwas grösser seyn wird,) berechnen. Dies giebt $\omega' = 2{,}3513$, und $\omega'' = 2{,}2072$. Nun wollen wir nur eine geringe Veränderung von μ' annehmen, so dass füglich aus den angegebenen Gründen eine stärkere, zwar nicht plötzliche, aber sehr bald entstehende, könnte erwartet werden. Es sey also, anstatt des frühern $\mu' = 0{,}1$, jetzt $\mu' = 0{,}12$. Da so eben gefunden worden, dass die veränderte Constante keinen Einfluss auf die Formel für die Erhebungsgränze hat, so ist in die nämliche Formel nur das veränderte μ' zu setzen; alsdann ergiebt sich, dass ω' sich bis zu dem Werthe $= 3{,}3333$ erheben würde, wenn die Zeit unendlich wäre. Hingegen ω'', dessen μ'' wir unverändert lassen, würde steigen bis zu dem Werthe $= 3.369$. Vermöge der Art, wie ω' und ω'' von Exponentialgrössen abhängen, ist klar, dass sie bey längerer Zeit sehr bald so gut als constant werden; man kann also das Emporsteigen von den zur Zeit $t = 0.47$ erlangten Werthen bis zu den Erhebungsgränzen fast als gleichförmig, demnach als geradlinigt, ansehen. Demnach, wenn, nach jenem Zeitpuncte, ω' noch um $3.3333 - 2.3513 = 0{,}982$, und ω'' noch um $3.369 - 2.207 = 1{,}162$ steigen soll: so kann man dem ω'' eine grössere Geschwindigkeit des Steigens beylegen; und zwar so, dass näherungweise die Geschwindigkeiten des ω' und ω'' sich verhalten, wie der Wachsthum in gleicher Zeit, also wie $0{,}982 : 1.162$. Es wird demgemäss einen Zeitpunct geben, in welchem $\omega' = \omega''$. Man setze $2{,}2072 + x = 2{,}3513 + y$, wo x und y dasjenige bedeuten, um wieviel ω'' und ω' noch zunehmen müssen, um gleich zu werden, und zwar in gleicher Zeit. Verhält sich solches Zunehmen wie $1{,}162 : 0{,}982$, so ist $x = 1{,}162\,t$ und $y = 0{,}982\,t$, und $y = \frac{0{,}982}{1{,}162}\,x$. Hieraus $x = 0{,}9303$, $y = 0.7862$, $t = 0{,}8006$. Da hier t von dem Zeitpuncte der gleichen Geschwindigkeiten anfängt, so muss man für die obigen Formeln $0.47 + 0{,}8006 = 1{,}2706 = t$ nehmen; und es fragt sich nun, ob dieser Werth nahe richtig sey. Wir könnten, um dies zu prüfen, in die Formel für ω'', welche unverändert ihr voriges $\mu'' = 0{,}1$ behält, das eben gefundene t setzen; allein das Verfahren lässt sich umkehren, und wir werden, weil t sich mehr verändert als ω, vielmehr in die Formel für t (nach VII) denjenigen Werth von ω setzen, welcher als der wahrscheinliche aus der eben geführten Rechnung hervorgeht. Wenn nämlich x oder y zu dem frühern ω'' und ω' addirt wird, so findet man $\omega'' = \omega' = 3{,}1375$. Angenommen dies sey richtig, so giebt die Formel für t in VII nunmehr $t = 1{,}1378$; welches von dem, als erste Annäherung gefundenen, 1,2706, nicht so sehr abweicht, dass weitere Rechnung deshalb nöthig wäre, die Jeder leicht würde anstellen können.

Hier kam es nur auf den Begriff dessen an, was zu berechnen ist. Man sieht nämlich, dass bey der Reproduction der Vorstellungs-Reihen die frühern Glieder, während sie selbst noch steigen, von den nachfolgenden können überstiegen werden.

IX. Wir wenden uns zu andern möglichen Formen des Widerstandes; und zwar zu einer ganzen Klasse dieser Formen, von denen die einfachsten näher in Betracht sollen gezogen werden. Der Widerstand kann nach Potenzen der Zeit bestimmt seyn; er mag einfach der Zeit oder einer Potenz der Zeit proportional, oder eine solche Function derselben seyn, die man nach Potenzen der Zeit entwickeln würde. An die Stelle des vorigen $\mu\omega^2$ trete jetzt μt, so haben wir

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - \mu t\,dt = d\omega.$$

woraus, wenn für $t = 0$ auch $\omega = 0$,

$$\omega = \left(\varrho + \mu\frac{\Pi^2}{r^2}\right)\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \mu\frac{\Pi}{r}t$$

und $$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi} e^{-\frac{rt}{\Pi}} - \frac{\mu\Pi}{r}\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right)$$

Hier kann $\omega = 0$ werden, nachdem es ein Maximum hatte. Der Differential-Quotient zeigt, dass ω bis gegen das Maximum hin fast eben so zunimmt, wie wenn kein Widerstand wäre; vorausgesetzt nämlich, dass μ ein kleiner Bruch sey. Man kann auch so schreiben:

$$\frac{d\omega}{dt} = \left(\frac{r\varrho}{\Pi} + \frac{\mu\Pi}{r}\right) e^{-\frac{rt}{1}} - \frac{\mu\Pi}{r}$$

also fürs Maximum

$$t = \frac{\Pi}{r} \log\left(\frac{r^2}{\Pi^2} \cdot \frac{\varrho}{\mu} + 1\right)$$

Ist diese Zeit gross genug, damit man allenfalls $e^{-\frac{rt}{\Pi}}$ neben 1 weglassen könne, so kann um desto gewisser für $\omega = 0$ dasselbe zur ersten Annäherung dienen; und dann ist, indem ω verschwindet, nahe

$$t = \frac{\varrho r}{\mu\Pi} + \frac{\Pi}{r}$$

Für die vorigen Annahmen $r = 10$, $\varrho = 4$, $\Pi = 5$, $\mu = \frac{1}{10}$, wird fürs Maximum $t = 2{,}54$, und für $\omega = 0$, $t = 80{,}5$; also steigt ω schnell und nimmt langsam bis auf 0 ab.

Da für kurze Zeiten die Bewegung des ω fast gänzlich derjenigen gleichkommt, die für $\mu = 0$ statt finden würde, so kann hier verglichen werden, was oben (in IV) gefunden worden. Die Geschwindigkeiten zweyer Reste, wie $r' = 10$ und $r'' = 9$, werden unter Voraussetzung jener Werthe von Π, ϱ, μ, viel früher gleich, als das Maximum eintrit. Wenn nun wiederum der Zeitpunct gleicher Geschwindigkeiten eine Veränderung des μ herbeyführt, so muss der Erfolg dem schon bekannten (VIII) ziemlich ähnlich ausfallen; nur wird dann zugleich das Maximum für $r' = 10$ etwas eher kommen.

Andre Werthe von r, Π, ϱ, μ, so weit solche brauchbar sind, bringen in der Zeit fürs Maximum nur geringe Veränderung hervor. Man weiss aus II, dass $\frac{r}{\Pi} > \frac{\Pi}{\varrho}$;. überdies ist ϱ ein Theil von Π, und obgleich hier $\mu > 1$ genommen werden kann, so wird man doch nicht leicht eine grosse Zahl dafür nehmen, wenn die Entwickelung der Vorstellungsreihe nicht unterdrückt werden soll. Innerhalb der hiedurch vorgeschriebenen Gränzen ändert sich eine logarithmische Grösse, wie t, nur wenig; vollends wegen des Coefficienten $\frac{\Pi}{r}$, welcher kleiner wird, wenn r gegen Π vergrössert. Hier, wo ein Maximum statt findet, kann man die Zeit desselben nicht viel leichter verrücken, als bey den zuvor angenommenen Gesetzen des Widerstandes (in VI, VII, VIII.) ein Maximum denkbar gewesen wäre.

Es richte sich jetzt die Form des Widerstandes nach dem Quadrate der Zeit. Also:

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - \mu t^2\,dt = d\omega$$

Woraus $\omega =$

$$\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}t - \frac{\mu\Pi}{r}t^2 \ldots\ldots (A)$$

und $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r}{\Pi}\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)e^{-\frac{rt}{\Pi}} - 2\mu\frac{\Pi}{r}t + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$

welches letztere man auch schreiben kann:

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi}e^{-\frac{rt}{\Pi}} + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \frac{2\mu\Pi}{r}t$$

Bey der Integration ist $\omega = 0$ für $t = 0$ genommen. Um die Zeit des Maximums aus der Gleichung

$$\frac{r}{\Pi}\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)e^{-\frac{rt}{\Pi}} = \frac{2\mu\Pi t}{r} - \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$$

bequem zu finden, kann zunächst die Bemerkung dienen, dass t gewiss grösser ist als $\frac{\Pi}{r}$, weil dadurch die beyden letzten Glieder sich aufheben würden. Man nehme $t = \frac{n\Pi}{r}$, wo n eine beliebige Zahl; so lässt sich für die angenommenen Werthe, mit Hülfe der bekannten Tafeln leicht erkennen, ob $\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot e^{-n} > \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}(n-1)$. Ist hiedurch ein nahe kommender Werth von t gefunden, welchen wir mit T bezeichnen, so sey $t = T + u$,

$$\frac{r}{\Pi}\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)e^{-\frac{r}{\Pi}(T+u)} = \frac{2\mu\Pi}{r}(T+u) - \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$$

und $e^{-\frac{r}{\Pi}\cdot T} = M$; alsdann ist

$$\frac{r}{\Pi}\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right) \cdot M \cdot e^{-\frac{r}{\Pi}u} = \frac{2\mu\Pi}{r}(T+u) - \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$$

woraus wegen $e^{-\frac{r}{\Pi}u} = 1 - \frac{r}{\Pi}u + \frac{1}{2}\frac{r^2}{\Pi^2}u^2 - \ldots$ u leicht gefunden wird.

Hier kann nun eher als im vorigen Falle für μ eine Zahl > 1 gesetzt werden, da, so lange $t < 1$, das Hervortreten von ω durch das Glied $\mu t^2 dt$ nicht so sehr gehindert erscheint, als vorhin durch $\mu t dt$.

Indem für die jetzt angenommene Form des Widerstandes eine ähnliche Untersuchung, wie in VII, soll geführt werden, stossen wir zuerst wieder auf die Frage nach dem Zeitpuncte, wo die Geschwindigkeiten für r' und r'' gleich sind. Diese Frage bedarf jedoch hier nicht viel mehr als eine Rückweisung auf IV. Um nämlich $\frac{d\omega'}{dt} = \frac{d\omega''}{dt}$ zu finden, wird man die Werthe dieser Differential-Quotienten für r' und r'' zu bestimmen haben. Wenn nun dort, weil t für den gesuchten Zeitpunct nicht gross seyn kann, $1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}$ in die Reihe $1 - 1 + \frac{rt}{\Pi} - \frac{1}{2}\frac{r^2t^2}{\Pi^2} + \frac{1}{6}\frac{r^3t^3}{\Pi^3} - \ldots$ aufgelöset, und mit dem Factor $\frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$ multiplicirt wird, so sieht man gleich, dass $\frac{2\mu\Pi^2}{r^2} \cdot \frac{rt}{\Pi}$ sich gegen das folgende Glied $-\frac{2\mu\Pi}{r}t$ aufhebt; ferner dass $\frac{2\mu\Pi^2}{r^2} \cdot \frac{1}{2}\frac{r^2t^2}{\Pi^2} = \mu t^2$ für r' und r'' gleich ausfällt, und hiemit aus der Gleichung verschwindet; endlich dass auch die Glieder, welche von t^3 abhängen, nur sehr wenig verschieden seyn können, wenn nicht eine grosse Differenz zwischen r' und r'' vorausgesetzt war. Also bleibt von $\frac{d\omega'}{dt} = \frac{d\omega''}{dt}$ nicht viel mehr übrig als $\frac{r'\varrho}{\Pi}e^{-\frac{r't}{\Pi}} = \frac{r''\varrho}{\Pi}e^{-\frac{r''t}{\Pi}}$. Dies aber ist aus IV bekannt, und wir werden die dortigen Werthe hier gebrauchen können.

Nun müssen, wie in VIII, ω' und ω' für jenen Zeitpunct berechnet werden. Wir nehmen Beyspielsweise wiederum $r' = 10$, $r'' = 9$: also den Zeitpunct gleicher Geschwindigkeit $= 5 \cdot 0{,}1053 = 0{,}526$. Dies in die Gleichung für ω gesetzt, wobey $\mu = 1$ seyn mag, (desgleichen wie zuvor $\varrho = 4$, $\Pi = 5$,) giebt

$$\omega' = 2{,}445 \text{ und } \omega'' = 2{,}406$$

Ferner soll aus den früher angegebenen Gründen der Widerstand sich, von dem erwähnten Zeitpuncte an, mehr gegen ω' wenden. Wie in VIII verändern wir die Constante in der Formel für ω, damit $\omega = O$ für $t = T$ seyn möge; um alsdann ein etwas grösseres μ eintreten zu lassen. Die Integration von

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - \mu t^2\,dt = d\omega$$

ergiebt ursprünglich

$$\omega = \varrho - \mu\frac{\Pi}{r}\left(t^2 - \frac{2\Pi}{r}\left(t - \frac{\Pi}{r}\right)\right) + \text{Const.}\,e^{-\frac{rt}{\Pi}}$$

Es sey $O = \varrho - \mu\frac{\Pi}{r}\left(T^2 - \frac{2\Pi}{r}\left(T - \frac{\Pi}{r}\right)\right) + \text{Const.}\,e^{-\frac{r}{\Pi}T}$

und man bezeichne $O - \varrho + \mu\frac{\Pi}{r}\left(T^2 - \frac{2\Pi}{r}\left(T - \frac{\Pi}{r}\right)\right)$ $= K$, so ist $Ke^{\frac{r}{\Pi}T} = \text{Const.}$; und vollständig

$$\omega = \varrho - \frac{\mu\Pi}{r}\left(t^2 - \frac{2\Pi}{r}\left(t - \frac{\Pi}{r}\right)\right) + K.e^{-\frac{r}{\Pi}(t-T)} \ldots (B)$$

woraus

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{2\mu\Pi}{r}\left(\frac{\Pi}{r} - t\right) - K.\frac{r}{\Pi}.e^{-\frac{r}{\Pi}(t-T)}$$

Soll dieser Differentialquotient $= 0$ seyn, so hat man

$$\frac{2\mu\Pi}{r}\left(t - \frac{\Pi}{r}\right) = -K.\frac{r}{\Pi}\,e^{-\frac{r}{\Pi}(t-T)}$$

Um in der Berechnung des Beyspiels fortzufahren, suchen wir zuerst aus jenem, der Formel (A) zugehörigen Differentialquotienten, auf die schon angegebene Weise, die Zeit des Maximum für $r'' = 9$, also für ω''; indem $\mu = 1$, wie vorhin, stehen bleibt. Es ergiebt sich $t = 1{,}2176$; und daraus das Maximum selbst, nämlich $\omega'' = 3{,}1765$. Nachdem dies gefunden, welches der Vergleichung wegen nöthig ist, kann in der Formel (B) nunmehr nach Belieben μ verändert werden; indem man sich den Widerstand gegen ω' mehr oder weniger vergrössert denkt, welches, wie aus dem Obigen erhellet, nach den verschiedenen Umständen verschieden seyn kann. Hiebey wird also der Bequemlichkeit der Rechnung etwas einzuräumen seyn. Man kann die Zeit des Maximums für ω' als die anzunehmende Grösse betrachten; so ergiebt sich daraus das hiezu nöthige veränderte μ. Man setze z. B. in dem zur Formel (B) gehörigen Differentialquotienten, $t = 1{,}2$; so findet man $\mu = 1{,}061$; und das Maximum von $\omega' = 3{,}236$. Oder soll $t = 1{,}15$ seyn, so kommt $\mu = 1{,}263$, und das Maximum von $\omega' = 3{,}1653$. Im ersten Fall steigt ω' höher als ω'' sich etwas später (in der Zeit $t = 1{,}2176$) erheben wird; im zweyten Falle, bey verstärktem Drucke des durch μ angedeuteten Widerstandes hat ω' sein Maximum noch früher als vorhin; es gelangt nur bis 3.1653. Für die nämliche Zeit, $t = 1{,}15$, findet man $\omega'' = 3.171$; schon nahe seinem Maximum $= 3.1765$. Da nun ω' von Anfang an grösser war als ω'', so muss es einen Zeitpunct gegeben haben, worin beyde gleich waren; und dieser Zeitpunct muss eingetreten seyn, während beyde noch im Steigen begriffen waren. Dieser Fall ist ähnlich dem, was schon in VIII gefunden wurde. Allein es lässt sich erwarten, dass auch ein andrer Fall — der dort nicht vorkommen konnte, weil das Gesetz des Widerstandes kein Maximum, sondern nur eine Erhebungsgränze erlaubte, — hier möglich sey; nämlich der Fall, dass eine Vorstellung erst vom Maximum wieder herabsinke, bis die andre ihr nachkommt und sie übersteigt.

Wir setzen nun die Zeit des Maximums für ω' auf $t = 1{,}16$; und finden $\mu = 1{,}219$; $\omega' = 3{,}1802$. Von hier sinkt ω' herab; und bey dem nämlichen μ hat es um die Zeit $t = 1{,}2176$ nur noch den Werth $\omega' = 3{,}1752$; geringer als der gleichzeitige Werth von $\omega'' = 3{,}1765$. Fasst man dies mit dem vorigen zusammen, so ergiebt sich:

für $t = 1.16$ $\omega' = 3.180$; ω'' zwischen 3,171 und 3,176.
für $t = 1{,}2176$ $\omega' = 3.1752$; $\omega'' = 3.1765$.

Also muss ein gleicher Werth für beyde statt gefunden haben, nachdem schon ω' sein Maximum erreicht hatte.

Indessen fällt hier der Zeitpunct der gleichen Werthe sehr nahe an den Zeitpunct des Maximums für ω''. Man kann das Beyspiel verändern. Wir nehmen den Zeitpunct des Maximums für ω' ein wenig früher; etwa $t = 1{,}155$; und finden das dazu nöthige $\mu = 1{,}2407$; woraus $\omega' = 3.17244$; hingegen für $t = 1.2179$ ist $\omega' = 3{,}1669$. Ferner ist, für $t = 1{,}155$, $\omega'' = 3.1716$. Zusammengestellt

für $t = 1{,}155$; $\omega' = 3.17244$; $\omega'' = 3.1716$
für $t = 1{,}2176$ $\omega' = 3{,}1669$; $\omega'' = 3{,}1765$.

Sucht man nun die Stelle, wo die beyden ω sich kreuzen oder wo sie einerley Werth haben, so macht hiebey sich der Umstand bemerklich, dass eine Grösse in der Nähe ihres Maximums sich nur wenig verändert. Man versuche $t = 1{,}17$, es findet sich $\omega' = 3.1721$, aber zugleich $\omega'' = 3{,}1735$, welches zu gross ist, und anzeigt, man müsse die Zeit noch kleiner nehmen. Also sey nun $t = 1{,}16$; hier wird $\omega' = 3{,}17240$, und $\omega'' = 3{,}1723$; also sind beyde noch nicht vollends, doch ganz nahe gleich, allein ω' ist kaum von dem Werthe, der sein Maximum war, zu unterscheiden. Dieser Umstand, der allgemein seyn muss, weil er auf einem allgemeinen und bekannten Grunde beruht, ist wichtig in Ansehung der Art, wie die Vorstellungen selbst da, wo die vorige, von ihrem Maximum herabsinkend, der folgenden weicht, in einander greifen. Die spätere steigt schnell, während die vorige noch ihren Platz zu behaupten scheint, wiewohl sie schon im Sinken begriffen seyn mag.

Ueberhaupt zeigt sich nun, dass wenn zwey reproducirte Vorstellungen nach einander ein Maximum haben, zwischen beyden eine Kreuzung ihrer Werthe statt finden könne. Die genauern Bestimmungen hievon sind jetzt zu suchen.

X. Die Gleichung (*A*), nämlich

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}t - \frac{\mu\Pi}{r}t^2$$

nimmt durch Auflösung in eine Reihe folgende Form an:

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\left(\frac{rt}{\Pi} - \tfrac{1}{2}\frac{r^2t^2}{\Pi^2} + \tfrac{1}{6}\frac{r^3t^3}{\Pi^3} - \tfrac{1}{24}\frac{r^4t^4}{\Pi^4} + \ldots\right) + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}t - \frac{\mu\Pi}{r}t^2$$

$$= \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \tfrac{1}{3}\mu t^3 + \tfrac{1}{12}\mu\frac{r}{\Pi}t^4 - \ldots$$

Hier sieht man deutlich, dass die Grösse μ nicht eher merklich vermindernd in Betracht kommt, als bis der Kubus der Zeit bedeutend wird; und dass alsdann selbst dass Verhältniss $r : \Pi$ auf diese Verminderung noch wenig Einfluss hat, der jedoch sehr gross wird, wenn die spätern Glieder heranwachsen. Indessen auf lange Zeit wird die Bedeutung der Formel niemals ausgedehnt werden; und bekanntlich sind Reihen dieser Art ihrer Natur nach eigentlich immer convergent, wegen der zunehmenden Zahlen in den Nennern der Coefficienten.

Unterwirft man die frühere Gleichung

$$\omega = \left(\varrho + \mu\frac{\Pi^2}{r^2}\right)\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \mu\frac{\Pi}{r}\,t$$

einer ähnlichen Behandlung, so ergiebt sich

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \tfrac{1}{2}\mu t^2 + \tfrac{1}{6}\mu\cdot\frac{r}{\Pi}t^3 - \ldots$$

dass also hier, wo der Widerstand proportional der Zeit wachsend angenommen war, der Einfluss der Grösse μ zunächst schon vom Quadrat der Zeit abhängt.

In Ansehung des Differentialquotienten zu (A) ist die analoge Bemerkung schon vorhin gemacht worden.

Jene Umformung kann veranlassen, für kleine t einen zum Rechnen bequemen Ausdruck für die Differenz $\omega' - \omega''$ zu suchen. Aus

$$\omega' = \varrho\left(1 - e^{-\frac{r't}{\Pi}}\right) - \tfrac{1}{3}\mu' t^3 + \tfrac{1}{12}\mu'\frac{r'}{\Pi}t^4 - \tfrac{1}{60}\mu'\frac{r'^2}{\Pi^2}t^5$$
$$+ \tfrac{1}{360}\frac{\mu' r'^3}{\Pi^3}t^6 - \ldots$$

und

$$\omega'' = \varrho\left(1 - e^{-\frac{r''t}{\Pi}}\right) - \tfrac{1}{3}\mu'' t^3 + \tfrac{1}{12}\frac{\mu'' r''}{\Pi}t^4 - \tfrac{1}{60}\frac{\mu'' r''^2}{\Pi^2}\,t^5$$
$$+ \tfrac{1}{360}\frac{\mu'' r''^3}{\Pi^3}t^6 - \ldots$$

wird $\omega' - \omega'' = \varrho\left(e^{-\frac{r''t}{\Pi}} - e^{-\frac{r't}{\Pi}}\right) - \frac{t^3}{3}(\mu' - \mu'')$

$$+ \frac{t^4(\mu' r' - \mu'' r'')}{12\,\Pi} - \frac{t^5(\mu' r'^2 - \mu'' r''^2)}{60\,\Pi} + \ldots$$

Auch aus der ursprünglichen Gestalt der Gleichung lässt sich ein endlicher Ausdruck für $\omega' - \omega''$ finden; wie für grössere t nöthig ist. Aus

$$\omega' = \left(\varrho - \frac{2\mu'\Pi^3}{r'^3}\right)\left(1 - e^{-\frac{r't}{\Pi}}\right) + \frac{2\mu'\Pi^2}{r'^2}t - \frac{\mu'\Pi}{r'}t^2$$

und

$$\omega'' = \left(\varrho - \frac{2\mu''\Pi^3}{r''^3}\right)\left(1 - e^{-\frac{r''t}{\Pi}}\right) + \frac{2\mu''\Pi^2}{r''^2}t - \frac{\mu''\Pi}{r''}t^2$$

wird

$$\omega' - \omega'' = \varrho\left(e^{-\frac{r''t}{\Pi}} - e^{-\frac{r't}{\Pi}}\right) + 2\Pi^3\left(\frac{\mu''}{r''^3} - \frac{\mu'}{r'^3}\right)$$

$$+ 2\Pi^3\left(\frac{\mu'}{r'^3}e^{-\frac{r't}{\Pi}} - \frac{\mu''}{r''^3}e^{-\frac{r''t}{\Pi}}\right) + 2\Pi^2\left(\frac{\mu'}{r'^2} - \frac{\mu''}{r''^2}\right)t$$

$$- \Pi\left(\frac{\mu'}{r'} - \frac{\mu''}{r''}\right)t^2$$

Könnte man diesen Ausdruck $= 0$ setzen, und daraus t berechnen, so wären die Kreuzungen der Werthe mehrerer ω gefunden; und der Weg wäre gebahnt, um unter diesen Kreuzungen die mancherley nähern Bestimmungen aufzuspüren, welche bey der Reproduction der Vorstellungsreihen eintreten können. Nun lässt sich ohne Zweifel eine einzelne Gleichung von solcher Form leicht genug auflösen; damit aber ist wenig oder nichts gewonnen; denn es kommt auf eine bequeme Uebersicht der verschiedenen Fälle an, welche unter jenem Ausdruck enthalten sind. Drey verschiedene Möglichkeiten lassen sich sogleich aus der Menge hervorheben:

1) $\frac{\mu'}{r'} = \frac{\mu''}{r''}$, wodurch das letzte Glied wegfällt.

2) $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$, wodurch das vorletzte Glied verschwindet.

3) $\frac{\mu'}{r'^3} = \frac{\mu''}{r''^3}$. Was dieser Fall bedeute, erkennt man am leichtesten aus den Gleichungen für ω' und ω'', deren erstes Glied eine Erhebungsgränze anzeigt. Diese Gränze wird für beyde die nämliche, wenn $\frac{\mu'}{r'^3} = \frac{\mu''}{r''^3}$, nur geht für ω' die Annäherung an dieselbe schneller als für ω''. Dass es bey dieser Annäherung nicht bleibt, vielmehr nothwendig für jedes ω ein Maximum eintrit, war schon durch den oben angegebenen Differential-Quotienten ersichtlich.

Vor genauerem Eingehn auf die einzelnen Fälle muss im Allgemeinen bemerkt werden, dass für das Maximum von ω, wenn die Zeit dafür als bekannt angesehen wird, ein sehr einfacher Ausdruck statt findet. Denn weil $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r}{\Pi}\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)e^{-\frac{rt}{\Pi}} - 2\mu\frac{\Pi}{r}t + \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}$ $= 0$ seyn muss, so ist auch $\left(\varrho - \frac{2\mu\Pi^3}{r^3}\right)e^{-\frac{rt}{\Pi}} - \frac{2\mu\Pi^2}{r^2}t$ $+ \frac{2\mu\Pi^3}{r^3} = 0$; und da alle diese Glieder sich in dem allgemeinen Werthe von ω befinden, so verschwinden sie für den Fall des Maximums, und es bleibt bloss übrig $\omega = \varrho - \frac{\mu\Pi}{r}t^2$; wie auch aus der ursprünglichen Differentialgleichung erhellet. Folglich sind für ω' und ω'' die Maxima gleich, wenn $\frac{\mu'\Pi}{r'}t'^2 = \frac{\mu''\Pi}{r''}t''^2$, das heisst, wenn

$$t'^2 : t''^2 = \frac{\mu''}{r''} : \frac{\mu'}{r'} = \mu'' r' : \mu' r'' = \frac{r'}{\mu'} : \frac{r''}{\mu''}$$

Nach dieser Vorerinnerung wenden wir uns zu dem zweyten der nur eben vorhin unterschiedenen drey Fälle. Es sey also $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$, oder $\mu' : \mu'' = r'^2 : r''^2$. Denn ein grösseres $\frac{\mu'}{r'}$ gehört zur kürzern Zeit t', ein kleineres $\frac{\mu''}{r''}$ zur längern Zeit t'', um die beyden ω auf denselben Punct zu bringen. Dies lässt sich mit dem vorigen verbinden, und giebt

$$t'^2 : t''^2 = r'' : r'$$

Die Quadrate der Zeiten fürs Maximum verhalten sich alsdann umgekehrt wie die zu ihnen gehörigen reproducirenden Reste, wenn die Maxima gleich sind.

Nun ist von selbst klar, dass wenn ω' und ω'' nach einander ein gleiches Maximum haben, in der Zwischenzeit beyde, das eine sinkend und das andre steigend, irgendwo zusammentreffen müssen, wo $\omega' - \omega'' = 0$ ist. Der zweyte jener drey Fälle entspricht also ganz vorzüglich dem, was im Vorhergehenden untersucht wurde; und die Beyspiele welche schon in IX berechnet sind, können dies hinreichend ins Licht setzen; obgleich dort nicht streng ein ganz gleiches Maximum gefodert wurde, sondern nur zwey, zwischen denen die Kreuzung sich ereignen könne. Wenn $\mu'' = 1$, und $r' : r'' = 10 : 9$, so ist $r'^2 : r''^2 = 100 : 81 = 1,2346 : 1$, und die Zahl 1,2346 fällt zwischen die dortigen $\mu' = 1,219$ und $\mu' = 1,2407$. Desgleichen in dem zweyten Beyspiele, wo die Maxima fast ganz gleich sind, quadrire man die Zeiten 1,155 und 1,2176. Man findet 1,3340 und 1,4826, ferner ist $\frac{9}{10} \cdot 1,4826 = 1,33534$, also sind die Quadrate der Zeiten fast ganz im umgekehrten Verhältnisse der zugehörigen Reste, obgleich das Beispiel nicht einmal genau für den vorliegenden Fall gewählt war. Endlich nehme man die Biquadrate der Zeiten 1,155 und 1,2176: man findet ihr Verhältniss wie 1 : 1,235, welches fast ganz dem obigen Verhältnisse der beyden μ entspricht. Es folgt nämlich unmittelbar aus dem Vorigen:

$$t'^4 : t''^4 = r''^2 : r'^2 = \mu'' : \mu'$$

Wenn also reproducirte Vorstellungen nach dem jetzt angenommenem Gesetze des Widerstandes gleiche Maxima im Bewusstseyn erreichen, so werden sie einander sehr schnell folgen, wofern nicht die reproducirenden Reste bedeutend verschieden an Stärke, und die Grade des Widerstandes noch mehr verschieden sind. Die Zeiten rücken zusammen wie die Quadratwurzeln der Reste, und wie die Biquadratwurzeln der Grade des Widerstandes. Jener Eine Zeitpunct aber, in welchem $\omega' - \omega'' = o$, oder in welchem ihre Werthe sich kreuzen, kann alsdann nicht schwer zu finden seyn, denn er liegt zwischen den beyden Zeiten des Maximums.

Wir betrachten nun zunächst den ersten der unterschiedenen drey Fälle; es sey $\frac{\mu'}{r'} = \frac{\mu''}{r''}$ oder $\mu' r'' = \mu'' r'$. Wollte man diese Annahme mit der obigen Bedingung der Gleichheit des Maximums verbinden, so käme eine Ungereimtheit. Nämlich

$t'^2 : t''^2 = \mu'' r' : \mu' r''$ gäbe nun $t' = t''$; welches ein gleiches Bewegungsgesetz beyder ω voraussetzen würde. Vielmehr ist klar, dass hier dem stärkern Reste bey weitem nicht genug Widerstand entgegentritt, um das von ihm bewirkte Maximum so weit zurückzudrängen, bis es demjenigen gleich würde, welches von dem schwächern Reste abhängt.

Dennoch wird es in diesem Falle eine Kreuzungsstelle geben; nur weit entfernt von jedem Maximum. Um dies zu erkennen, ist nur nöthig, die Glieder in dem Ausdrucke für $\omega' - \omega''$ durchzumustern. Das erste Glied enthält verschwindende Exponentialgrössen. Das zweyte ist constant. Das dritte enthält abermals verschwindende Exponentialgrössen. Das fünfte ist der Voraussetzung gemäss $= o$. Das vierte aber enthält den Factor $\frac{\mu'}{r'^2} - \frac{\mu''}{r''^2}$, welcher, wenn $\frac{\mu'}{r'} = \frac{\mu''}{r''}$, sich so schreiben lässt: $\frac{\mu'}{r'}\left(\frac{1}{r'} - \frac{1}{r''}\right)$. Da nun $r'' < r'$, so ist $\frac{1}{r'} < \frac{1}{r''}$; das Glied also ist negativ ungeachtet des positiven Vorzeichens, und da ihm der Factor t enthalten ist, so wächst dies negative Glied, bis zu $\omega' - \omega'' = o$; auch bekommt es von hier an einen negativen Werth, indem ω'' nun $> \omega'$.

Für $r' = 10$, $r'' = 9$, $\Pi = 5$, $\varrho = 4$, $\mu'' = 1$, sey der Annahme gemäss, dass $\mu' r'' = \mu'' r'$, nunmehr $\mu' = \frac{10}{9} = 1,111\ldots$ Man setze $t = 1,8$ in die Gleichung für $\omega' - \omega''$, so erhält man $\omega' - \omega'' = -0,005837$; also ist die Zeit der Gleichheit beyder ω schon ein wenig überschritten. Für die nämliche Zeit findet sich ungefähr $\frac{d\omega'}{dt} = -1,37\ldots$ desgleichen $\frac{d\omega''}{dt} = -1,12\ldots$ und beyde ω über 1,5; wo die negativen Differential-Quotienten anzeigen, dass die Maxima überschritten, und die positiven Werthe von ω, dass die reproducirten Vorstellungen noch im Bewusstseyn gegenwärtig sind. Hieraus erhellt die Möglichkeit einer solchen Kreuzung, wo beyde reproducirten Vorstellungen zugleich von ihrem Maximum herabsinken, und während dieses Sinkens noch diejenige, welche bis dahin die andre überragte, hinter derselben zurücktrit.

Was den dritten Fall anlangt, nämlich $\frac{\mu'}{r'^3} = \frac{\mu''}{r''^3}$, so lässt sich voraussehn, dass er keine gleichen Maxima ergeben wird. Denn zu solchem Behuf muss, wie oben gezeigt, von einerley ϱ die gleiche Grösse $\frac{\mu\Pi}{r}t^2$ abgezogen werden. Soll diese Grösse in einer kürzern Zeit entstehn, so erfordert dies nach der Natur der Sache ein grösseres r; und für das einfach grössere r soll die Zeit quadratisch abnehmen. Wenn nun $t''^2 : t'^2 = \frac{1}{r''} : \frac{1}{r'}$, und überdies $t''^2 : t'^2 = \frac{\mu'}{r'} : \frac{\mu''}{r''}$, so folgt aus $\frac{1}{r''} : \frac{1}{r'} = \frac{\mu'}{r'} : \frac{\mu''}{r''}$ von selbst $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$, welches jener zweyte Fall war; aber nicht $\frac{\mu'}{r'^3} = \frac{\mu''}{r''^3}$, wo $\mu' : \mu'' = r'^3 : r''^3$ einen viel zu sehr verstärkten Druck in der kürzern Zeit anzeigt, als dass die Maxima gleich werden könnten.

Um das Beyspiel mit denen in IX vergleichbar zu machen, muss es unter den dortigen Umständen nach der Formel B berechnet werden. Für $r' = 10$, $r'' = 9$, $\mu'' = 1$, wird μ' nun $\frac{\mu'' r'^3}{r''^3} = \frac{1000}{729} = 1{,}3718$. Der zur Formel B gehörige Differentialquotient, (in welchem man der leichtern Rechnung wegen, erst für angenommene t suchen mag ein μ so zu finden, dass es dem gegebenen nahe komme,) erfordert für jenes μ ein $t = 1{,}1276$. Hieraus das Maximum von $\omega' = 3{,}12778$. Wie zu erwarten war, die Zeit ist kürzer, und das Maximum niedriger als bey den Beyspielen in IX; auf welche übrigens nur nöthig ist zu verweisen.

XI. Die vorhin schon angegebene Differentialgleichung

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - \mu t\,dt = d\omega$$

erfodert zum Maximum

$$\frac{d\omega}{dt} = o;\ \varrho - \omega = \frac{\mu \Pi t}{r},\ \text{und}\ \omega = \varrho - \frac{\mu \Pi t}{r}$$

Also für gleiche Maxima bey gleichem ϱ und Π

$$t' : t'' = \frac{\mu''}{r''} : \frac{\mu'}{r'}$$

Aus dem Integral

$$\omega = \left(\varrho + \mu \frac{\Pi^2}{r^2}\right)\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right) - \frac{\mu \Pi t}{r}$$

folgt

$$\omega' - \omega'' = \varrho\left(e^{-\frac{r''t}{\Pi}} - e^{-\frac{r't}{\Pi}}\right) + \Pi^2\left(\frac{\mu'}{r'^2} - \frac{\mu''}{r''^2}\right)$$

$$+ \Pi^2\left(\frac{\mu'' e^{-\frac{r''t}{\Pi}}}{r''^2} - \frac{\mu' e^{-\frac{r't}{\Pi}}}{r'^2}\right) + \Pi\left(\frac{\mu''}{r''} - \frac{\mu'}{r'}\right) t$$

Von den in X bemerkten drey Fällen giebt es hier nur zwey: nämlich

1) $\frac{\mu'}{r'} = \frac{\mu''}{r''}$, wodurch das letzte Glied wegfällt, und eine Curve über das Maximum der andern hinweg geht;

2) $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$; wodurch das zweyte Glied verschwindet, und gleiche Maxima entstehn.

Beyspiel für den ersten Fall. Es sey $r'' = 9$, $\varrho = 4$, $\Pi = 5$, $\mu'' = 1$; nun soll für $r' = 10$, $\varrho = 4$, $\Pi = 5$, angenommen werden $\frac{\mu'}{r'} = \frac{\mu''}{r''}$; also $\mu' = \frac{10}{9} = 1{,}111\ldots$ Wir suchen zunächst die Maxima für beyde ω, und setzen alsdann die zugehörigen Zeiten aus jeder Gleichung in die andere, so findet sich

für $t = 1{,}3672$ $\omega' = 3.2405$ $\omega'' = 3.1814$

für $t = 1{,}4645$ $\omega' = 3{,}2262$ $\omega'' = 3{,}1864$

Setzt man in die Gleichung für $\omega' - \omega''$ nun $t = 2.21$, so erhält man schon einen kleinen negativen Werth, nämlich $\omega' - \omega'' = -0.00167$. Dass aber beyde ω hier noch lange nicht aus dem Bewusstseyn verschwunden seyn können, zeigt ein Blick auf den Werth von t für $\omega = o$, welcher schon in IX angeführt worden, nämlich $t = \frac{\varrho r}{\mu \Pi} + \frac{\Pi}{r}$, hier nahe gleich für beyde ω; beynahe $8{,}5 = t$. Man sieht, dass die Curve für ω' über das Maximum von ω'' hinweg geht, aber um die Zeit 2.2 die Werthe sich kreuzen, so dass ω' sich nun hinter ω'' zurückzieht.

Beyspiel für den zweyten Fall. Es sey $r'' = 9$, $\varrho = 4$, $\Pi = 5$, $\mu'' = 1$; nun soll für $r' = 10$, $\varrho = 4$, $\Pi = 5$, angenommen werden $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$; also $\mu' = 1{,}2346$. Aus dem (schon oben, in IX angegebenen) Werthe der Zeit fürs Maximum findet man $t = 1{,}31809$; und das Maximum $\omega' = 3{,}1864$. Diesem gleich ist, wie schon für den ersten Fall gezeigt, ω'' für $t = 1{,}4645$. Nimmt man zwischen den Zeiten das arithmetische Mittel, also $t = 1{,}3913$, und setzt diesen Werth in die Formel für $\omega' - \omega''$, so ergiebt sich $\omega' - \omega'' = 0{,}0003$, also beynahe $= o$.

Also auch hier giebt $\frac{\mu'}{r'^2} = \frac{\mu''}{r''^2}$ gleiche Maxima. Der Grund ist der nämliche wie in X, und er lässt sich leicht noch weit allgemeiner fassen. Es sey angenommen

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\, dt - \mu t^n dt = d\omega$$

Welche Zahl nun auch n seyn möge: immer folgt

$$\text{aus } \frac{d\omega}{dt} = o,\ \varrho - \omega = \frac{\mu \Pi}{r} t^n$$

Zu t^n gehört immer ein bestimmtes r, und aus der Natur der Sache folgt immer, dass je kürzer t, desto grösser r. Wenn nun $t'^n : t''^n = \frac{1}{r'} : \frac{1}{r''}$, und überdies, weil für gleiche Maxima die Grösse $\frac{\mu \Pi}{r} t^n$ gleich bleiben muss, auch $t'^n : t''^n = \frac{\mu''}{r''} : \frac{\mu'}{r'}$, so folgt $\frac{1}{r'} : \frac{1}{r''} = \frac{\mu''}{r''} : \frac{\mu'}{r'}$, und $\frac{\mu''}{r''^2} = \frac{\mu'}{r'^2}$.

Je höher die Potenz n, desto näher bey einander liegen die Wurzeln von r, denen die Zeiten proportional seyn sollen. Umgekehrt, wenn n ein ächter Bruch wäre, würde das Verhältniss der Zeiten durch Potenzen der Reste bestimmt werden, und es gäbe mehr Zwischenzeit zwischen einem Maximum und dem andern.

Wir haben bisher nur solche Gesetze des Widerstandes in Betracht gezogen, deren Begriff sehr leicht fasslich, und für die Rechnung nicht besonders schwierig ist. Man könnte zu anderen übergehen; auch gehören hieher noch Untersuchungen anderer Art *); allein es ist besser, der Rechnung einstweilen Ruhe zu gönnen, und dagegen über die Anwendungen etwas beyzufügen.

XII. Schon die oberflächlichste Vergleichung dieser und der beyden vorhergehenden Abhandlungen reicht hin, um eine grosse Verschiedenheit wahrzunehmen, die ihren Grund in dem Gegenstande hat. Thatsachen lassen sich voranstellen, wenn sie eine präcise Auffassung ohne Mühe gestatten; allein dies ist in dem weiten Gebiete der Psychologie nur eine seltene Ausnahme. Viel öfter muss die Selbstbeobachtung erst durch die vorangehende Theorie auf dasjenige hingewiesen werden, was zu bemerken ist; und auch alsdann lässt sich nur unvollkommen wiederfinden, was die Rechnung bestimmt angiebt. Dies ist besonders deshalb unvermeidlich, weil das Verschwinden und schon die Verminderung des Vorstellens sich niemals unmittelbar beobachten lässt. Dass man etwas vergessen habe, bemerkt man oft; dass man eben jetzt etwas vergesse, weiss man niemals und kann es nicht wissen. Auch steigende Vorstellungen mögen innerlich beobachtet werden, wenn sie sich ihrem Maximum nähern, aber der Anfang des Steigens bleibt unbemerkt. Wie soll man es denn anfangen, jene Kreuzungen steigender und sinkender Vorstellungen factisch nachzuweisen, von welchen zuvor geredet worden? Doch etwas lässt sich thun; man kann

---

*) Im §. 100 der Psychologie ist ein andrer Faden angesponnen, dessen weitere Benutzung vorbehalten bleibt.

in den Producten des Vorstellens im Allgemeinen erkennen, dass so etwas vorgegangen seyn müsse.

Unsre Vorstellungen gestalten sich, indem sie reproducirt werden. Diese Gestaltung ist nicht genau eine bleibende; ihr Product keine veste Gestalt, doch aber oft der Vestigkeit nahe genug, um erkannt zu werden.

Drey verschiedene Arten, wie die Vorstellungen sich kreuzen können, sind im Obigen als möglich zum Vorschein gekommen.

1) Die zweyte Vorstellung, anfangs hinter der ersten zurück, kann diese übersteigen, während beyde fortwährend steigen. Man setze, dass eine dritte gleich darauf die zweyte eben so übersteige; so wird nun die zweyte ihre Stellung zwischen der ersten und dritten haben; diese Stellung wird während des Steigens nahe die nämliche bleiben. Eben so werde die dritte von der vierten, die vierte von der fünften, u. s. f. überstiegen. Nähern sich alle diese Vorstellungen einer Erhebungsgränze (VII, VIII,) so erscheint das gesammte Vorgestellte gleich einem emporgestiegenen Bau, dessen allmähliges Werden man mit angeschaut hat.

2) Die zweyte Vorstellung bleibt hinter der ersten lange genug zurück, damit die erste ihr Maximum erreichen könne; dann durchkreuzt sie dieselbe, und gewinnt selbst ein nahe liegendes Maximum. Nun folge eben so der zweyten die dritte; so wird die zweyte ein Durchgangspunct, durch welchen, als den zwischen liegenden, man von der ersten zur dritten gelangt. Wenn dies bis zur vierten, fünften, u. s. w. fortgeht, so entwickelt sich ganz eigentlich eine Reihe, von der jedes vorhergehende Glied dem folgenden weicht. So

bey der gedächtnissmässigen Reproduction; Beym Aufzählen, Aufsagen, u. d. gl.

3) Die zweyte Vorstellung, von der ersten gleichsam eingehüllt, hat ein Maximum, und erst von diesem herabsinkend übertrifft sie die erste, welche jetzt noch schneller sinkt, und dadurch hinter der zweyten sich zurückzieht. Eben so sey eine dritte Anfangs von den beyden vorhergehenden eingehüllt; indem sie langsamer sinkt als die zweyte, ziehe sich diese hinter ihr zurück. Während des Sinkens hat nun wieder die zweyte eine mittlere Stellung, aber die Ordnung der ersten und dritten ist umgekehrt. Dies geht so fort zur vierten, fünften, u. s. w. So giebt das Gesammt-Vorgestellte das Gegenstück zu einem sich erhebenden Bau; es ist das Bild eines Verfalls, welcher, während das Höhere sammt dem Niedern sinkt, zugleich das Innere nach aussen kehrt und nackt vor Augen stellt.

Von der Wichtigkeit des Zwischen für die Psychologie ist in frühern Schriften vielfältig gesprochen; es wird kaum nöthig seyn, hier noch an den Raum, und dessen Analoga zu erinnern, die man bis in Logik und Sprachlehre hinein verfolgen kann. Jedermann weiss, dass die Präpositionen durchgehends auf räumliche und zeitliche Verhältnisse hinweisen. Wichtiger noch für den Gedankenbau sind die Conjunctionen, auf die wir vielleicht anderwärts zurückkommen; hier schliessen wir mit einem Worte von Jean Paul: „im einzigen Zwar steckt ein kleiner Philosoph."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

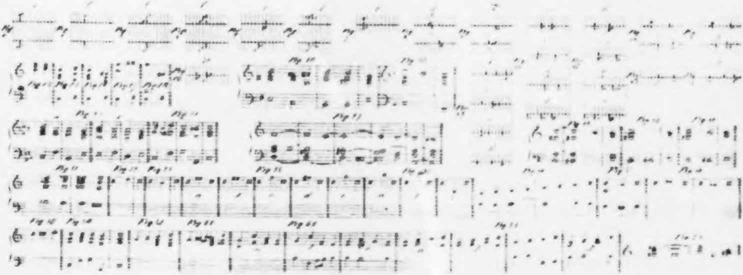


Fig 46

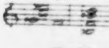


Fig 47

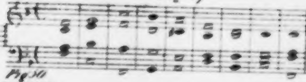


Fig 48

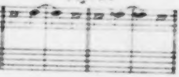


Fig 49

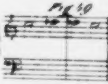


Fig 50

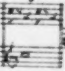


Fig 51

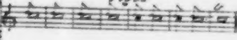


Fig 52

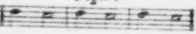


Fig 53

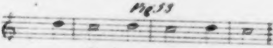


Fig 54

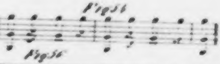


Fig 55

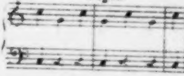
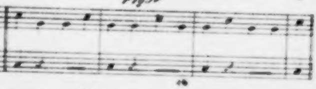
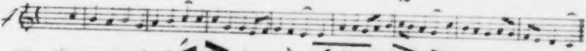


Fig 56

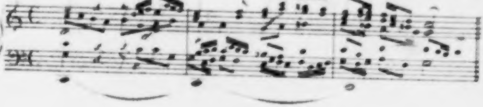


A



B

J. S. Bach



Psychologische

Untersuchungen

von

Herbart.

Zweytes Heft.

Göttingen,
Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dies Heft enthält die, schon im vorigen erwähnte, Untersuchung über zugleich steigende Vorstellungen; und hiemit den nothwendigsten Nachtrag, welcher zu des Vfs grösserem psychologischen Werke musste geliefert werden.

Ausserdem wird man hier eine Abhandlung finden, worin die Kantischen Kategorien mit den Conjunctionen, deren sich die Sprache bedient, zusammengestellt werden. Der Bau der Sprachen giebt Thatsachen an die Hand, welche zwar nicht mathematische Bestimmtheit (wie Tonlehre und Zeitmaass), aber doch grammatische Vestigkeit besitzen; Thatsachen, die jedem Individuum auf gleiche Weise vorliegen, und nicht mit den Schwankungen zu kämpfen haben, welchen die innere Wahrnehmung unterliegt. Sucht man für die psychischen Thatsachen eine solche Reihenfolge, in welcher sie mehr oder weniger genau können aufgefasst werden, so kommt eine ganz andere Rangordnung zum Vorschein, als die, welche unsre psychologischen Compendien darbieten. —

Kurz vor geendetem Drucke dieser Blätter wurde dem Verfasser eine Stelle aus einem Buche in glaubhafter Abschrift vorgelegt, worin ein Ausfall auf die mathematische Psychologie enthalten ist. Man kann wohl einmal nachsehn, von wo das Widersprechen ausgeht, und wie weit es führt.

Herr geh. Hofrath **Fries** widerspricht, indem er behauptet:

> „Blosse Verhältnisse sind nur eine mathema-
> „tische Abstraction, bey deren Anwendung
> „auf bestimmte Fälle, wenn auch nicht die
> „Messung, doch die Messbarkeit der verglichen-
> „nen Grössen vorausgesetzt werden muss."

Also Anwendung auf bestimmte Fälle — davon redet Hr. geh. Hofrath Fries. Er zeige nun diejenigen Anwendungen auf bestimmte Fälle, die er widerlegt habe.

Messbarkeit verglichener Grössen — davon redet Hr. F. Wie beweiset er, dass denjenigen Grössen, welche zu messen bis jetzt keine Hülfsmittel bekannt sind, die Messbarkeit abzusprechen sey?

> „Die Messbarkeit von intensiven Grössen ist
> „nur möglich, wenn ihnen eine extensive Scale
> „an die Seite gesetzt werden kann."

Also vom Messen-Können — nicht von der Messbarkeit der Grössen selbst und an sich — redet hier Hr. F.; vertieft, wie er zu seyn pflegt, in seinen eignen Gedanken.

Wir müssen doch wohl für Solche, die nicht bloss Sich hören, sondern das beachten, wovon ihnen gegenüber die Rede ist, obige Stelle etwas verändern.

> Blosse Verhältnisse, in mathematischer Abstraction gedacht, müssen so weit verfolgt werden, bis sich Gesetze und charakteristische Unterschiede zeigen, die sich in ganzen Klassen von Thatsachen wiedererkennen und zu fortgesetzter Vergleichung benutzen lassen. Dabey werden Grössen vorausgesetzt, die an sich messbar seyn würden, wenn wir zur wirklichen Messung schon die Mittel besässen.

Von Anwendungen auf bestimmte Fälle, desgleichen von empirisch gemessenen Grössen, die man, um nur überhaupt zu Anwendungen zu gelangen, in die Formeln substituiren müsste, ist hier im Allgemeinen nicht die Rede; und um so weniger von extensiven Scalen für intensive Grössen.

Gegen folgende Behauptung:

> „für die intensiven Grössen des geistigen Le-
> „bens könne keine Einheit gegeben werden",

welche Behauptung sich etwas voreilig auf die Höhen des geistigen Lebens verstiegen hat, — wird man in der Region, wo die Fundamente der Psychologie liegen, ganz einfach sagen, dass zwey Lichter doppelt so stark leuchten als eins; dass drey Saiten auf einer Taste dreymal so stark tönen als eine. Kurz: jede, erste beste sinnliche Empfindung dient als Einheit, wo das Empfundene sich gleichartig vervielfältigt. Um die Unsicherheit, welche dabey Statt finden kann, kümmern wir uns hier, wo es auf Einzelnheiten nicht ankommt, wenig; noch viel weniger jedoch um eine andre Art vorgeblicher Unsicherheit, worauf Hr. F. ein Gewicht legt, als hätte er von hoher Hand einen Schatz empfangen. Er trägt nämlich ganz ernsthaft folgenden Satz vor:

> „Bey Intensitätsrechnungen gelten die ersten
> „Grundsätze der Arithmetik nicht sicher.
> „Zum Beyspiel: wenn die eine Grösse
> „kleiner, die andre grösser, als eine
> „dritte ist, so folgt nicht, dass die grössere
> „auch grösser als die kleinere sey."

Worauf beruhet denn die Evidenz der Arithmetik bey extensiven Grössen? Etwan auf der Extension, die in den Zahlen mangelt? Der anthropologische Empirismus wird vielleicht sagen: Man sehe mit den leiblichen Augen, dass drey Fuss mehr ist als zwey, vier Fuss mehr als drey, und dann auch vier Fuss mehr als zwey. Man lerne durch die tägliche Erfahrung, dass zweymal zwey Fuss wirklich vier Fuss ergeben! Achtet aber Hr. F. eine solche Sprache (als ob die Zahlbegriffe Zwey, Drey, Vier, an den Füssen klebten,) seiner unwürdig, so zeige er nun das Vorrecht des Extensiven vor dem Intensiven, welches zu beweisen seine Sache wäre. — Statt des Beweises bringt er ein Beyspiel für jenen Satz vom Intensiven; ein Beyspiel, weit erhaben über die Fundamente der Psychologie, und das doch in der That handgreiflich zu heissen verdient. Es ist hergenommen von — der Geschicklichkeit im Schachspiel.

> „Wenn *A* mit *B* spielt, gewinnt meist *A*;
> „wenn *B* mit *C* spielt, gewinne meist *B*; so
> „folgt nicht, dass, wenn *A* mit *C* spielt, *C*
> „meist verlieren würde."

Wenn der Körper *A* länger ist als *B*, und der Körper *B* breiter als *C*, so folgt nicht, dass *A* grösser sey als *C*. Auch bey Extensitäts-Rechnungen gelten die ersten Grundsätze der Arithmetik nicht sicher, — vielmehr, sie gelten ganz und gar nicht, wenn man bey einer Grösse, welche mehrere Factoren enthält, unterlässt, die Factoren einzeln und sämmtlich zu berücksichtigen. An Factoren der Geschicklichkeit im Schachspiel — als da sind: Geschick im Gebrauch des Springers, Läufers, Thurms, der Königin, der Bauern u. s. w. erinnern die eignen Worte:

> „denn die Unterschiede der Geschicklichkeiten
> „können von sehr verschiedener Art seyn."

So schlägt sich Hr. F. mit seinen eignen Waffen. Das Beyspiel lehrt, dass in Bezug auf intensive Grössen einige Übung im Denken nöthig ist. Hr.

F. stelle sich in Gedanken neben einem in aller Hinsicht grössern Mathematiker, und einem in aller Hinsicht kleineren. Er wird sogleich wissen, dass Jener grösser sey als dieser; und die mathematische Evidenz wird hier nicht von Lineal und Zirkel abhängen. Oder auch: Hr. F. stelle sich, wenn es ihm beliebt, an die Spitze der Philosophen. Er gehe nun den verschiedenen Geschicklichkeiten nach, welche im Philosophiren liegen. Er stelle alle ihm bekannten Philosophen, — nicht etwan in Reih' und Glied, — sondern von sich ausgehend weise er, nach seinem Gutdünken, allen andern die Plätze an, die sie in gehörigen Distanzen als grössere oder kleinere Logiker, grössere und kleinere Metaphysiker, Psychologen, Naturphilosophen, Ethiker u. s. w. einnehmen sollen. Er spalte wiederum die Geschicklichkeiten, um die Distanzen genauer zu bestimmen. Wir wollen diesmal um die Plätze nicht streiten; Hr. F. wird aber wissen, dass es Streit darum giebt, weil die Grössenschätzung nicht ausbleiben kann, obgleich keine Messung nach Fussen und Zollen, mittelst extensiver Scalen, hiebey anzubringen ist. Bey aller Unsicherheit solcher Grössenschätzung wird Hr. F. doch genug davon in Gedanken behalten, um nicht Schüler und Meister durch einander zu werfen, Fortschritte der Schüler abzuleugnen, Geschwindigkeit oder Langsamkeit des Fortschreitens der Unbestimmtheit preis zu geben. Die Quantitäts-Begriffe werden ihn nicht verlassen, obgleich man ihm hiebey nicht mit Rechnungen beschwerlich zu fallen gedenkt. Was ungewiss bleibt, ist darum noch nicht an sich unbestimmt und maasloss; es giebt auch hier Grössenverhältnisse, nach denen gefragt wird; es giebt Proben, Zeichen, indirecte Erkenntnissmittel, aus denen ein Mehr oder Weniger kann geschlossen werden. Dass aber den sehr zusammengesetzten geistigen Thätigkeiten des wissenschaftlichen Denkens andere, minder zusammengesetzte zum Grunde liegen, — dass man, immer weiter zurückgehend, endlich deren so einfache annehmen kann, welche sich der Rechnung unterwerfen lassen, — und wozu das diene: dies Hrn. F. deutlich zu machen, darauf muss man, wie es scheint, Verzicht leisten; wenn er nämlich nicht selbst des mathematischen Hebels, des Falls im luftleeren Raume, der Schwingung ohne Reiben, und dgl. sich erinnert.

Zurückblickend auf jenen angenommenen Fall des Schachspiels könnten wir noch die Wahrscheinlichkeit bemerken, dass wenn B gegen A, C gegen B oftmals *) verliert, dann auch C gegen A verlieren werde. Sind aber die Intensitäten so sublimer Natur, dass sie sich den ersten Regeln

---

*) Anstatt des verfänglichen Meist; wobey unbestimmt bleibt, wiefern das Gewinnen als Probe der Geschicklichkeit im Ganzen könne angesehen werden.

der Arithmetik entziehen, so geht nicht bloss diese Wahrscheinlichkeit verloren, sondern es ist zu besorgen, dass an ihnen auch eine Auctorität, die — messbar oder nicht, — doch eben nicht grösser ist, als die der Arithmetik, die Auctorität der logischen Regeln, denen man bekanntlich keine extensiven Scalen an die Seite setzen kann (wenn nicht etwa die Cirkel, wodurch man wohl die Sphären der Begriffe zu bezeichnen pflegt, anstatt der Scalen gelten sollen,) etwas einzubüssen haben werde. Beliebe denn unser berühmter Logiker nachzusehn, ob etwa folgender Syllogismus seinen Beyfall hat:

> Geschicklichkeit im Schachspiel ist nicht messbar. Geschicklichkeit im Schachspiel ist eine intensive Grösse. Also: keine intensive Grösse ist messbar?

Es mag nun das Ende des letzten Aufsatzes in diesem Hefte verglichen werden; wo sich Gelegenheit gefunden hat, einiges hieher Gehörige beyzufügen. Der Aufsatz ist zwar nicht gegen Hrn. geh. Hofr. Fries geschrieben; es kann aber theilweise so scheinen, und mag dafür angesehen werden. Dabey ist um desto weniger Bedenken, weil Hr. F. nicht bloss (um seine eignen Ausdrücke zu gebrauchen,) verwerfend angefangen und absprechend geendigt hat, sondern auch seine, nach einer andern Seite hin geäusserte, Geneigtheit zum Unterhandeln an durchaus unzulässige Bedingungen knüpft. Qualitäten im Pluralis und Seelenvermögen sollen die Basis der Unterhandlung abgeben. Eine unbekannte Qualität gilt ihm für keine; er erzählt (*mirabile dictu*) von einer „Hypothese, die ein qualitätsloses einfaches Wesen zum Grunde lege." Schreiber Dieses weiss zwar von keiner solchen Hypothese, wird aber niemals einräumen, dass man das Einerley, was die Seele ist, mit dem Vielerley, was sie kann, verwechseln und vermengen dürfe. Die vielen Qualitäten würden keine wahre Einheit, nicht das, was die Seele ist, ausmachen; und wenn wirkliche Qualitäten in blossen Möglichkeiten, die man Vermögen nennt, bestehn, oder umgekehrt diese Vermögen die Stelle wirklicher Qualitäten vertreten sollen, so schwankt Alles zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit auf eine Weise, die man zwar blossen Empirikern nicht übel nimmt, die aber bey einem so entschiedenen Freunde der Kategorien, wie Hr. F., beynahe ins Unbegreifliche fällt. Was endlich solche Imperative anlangt, wie: „man hätte sich sollen schon durch Kants Antinomien abhalten lassen", so darf sich Hr. F. das Zeugniss geben, dass Er es während beynahe vier Decennien an Ermahnungen zum Gehorsam im Kantischen Reiche keinesweges hat ermangeln lassen. Warum der Gehorsam nicht erfolgte, scheint er noch bis jetzt nicht zu wissen.

Monadologie ist bey Hrn. F. ein unbeliebtes Wort.

Gleichwohl bedient er sich desselben, und zwar auf eine Weise, die noch mehr als das Übrige zu einer Entgegnung auffodern könnte. Anstatt auf Leibnitzens Lehren und Kantische Kritiken einzugehn, genüge es hier, auf ein neues, vielumfassendes Werk zu verweisen, welches Hr. Taute zu Königsberg, unter dem Titel: Religionsphilosophie, schreibt, und wovon die erste Lieferung bereits vorliegt. Für einen so stabilen Kantianer, wie Hr. F., hier einige Worte aus der Vorrede: „Ganz und gar der wissenschaftlichen Forschung hingegeben, hatte Kant, wie man es nennt, eine Revolution im Reiche der Begriffe vollbracht. Worin dieselbe bestehe, und was ihre Hauptergebnisse seyen, — ob das Ding an sich, oder die Ideen, ob die Verstandeserkenntnisse mit ihren Kategorien, dem synthetisch-apperceptiven Ich und den Grundsätzen, oder die Vernunftansicht mit den regulativen Principien; ob die metaphysische oder die ethische Seite des Systems, die Begründung des Wissens oder des Glaubens — das weiss man eigentlich nicht. Vielleicht soll auch der Begriff der Revolution, die bekanntlich niemals recht weiss was sie will und was sie schafft, darauf hindeuten."

Hier war geschlossen, und die Abschrift aus des Hrn. F. psychischer Anthropologie (S. VI — VIII) bey Seite gelegt. Aber es kommt eine neue Abschrift, welche des nämlichen Hrn. F. Geschichte der Philosophie (zweyten Bandes S. 708) citirt. Je länger Hr. F. sich macht, desto mehr müssen wir abkürzen; also nur eine Probe! Da ist etwas zu lesen von stetigen Grössen, welche der Einfachheit der Seele untreu werden. Wer einmal vom Hörensagen (oder weiss Hr. F. eine bessere Quelle?) die Spukgeschichte vom qualitätslosen Wesen aufnimmt, dem müssen sich wohl die Selbsterhaltungen, sammt deren Grössen, in ein gespenstisches Treiben verwandeln, denn Was hätte wohl ein qualitätsloses Wesen zu erhalten? — Da sollen ferner „nur bey dem musikalischen Verhältniss der Töne hinlänglich einfache Vorstellungs-Reihen zur Anwendung der Formeln gefunden seyn." Herrn F. diene zur Nachricht, dass wir die psychologische Untersuchung musikalischer Vorstellungsreihen recht füglich dem zwanzigsten Jahrhundert überlassen können, sie ist bis jetzt unberührt. Intervalle und Accorde bestehen aus gleichzeitigen Tönen: auch die Auflösung einer Dissonanz wird Niemand eine Reihe nennen. Die ganze Untersuchung über Bildung und Wirkung der Reihen hat damit nichts zu thun; auch sind wir noch nicht so weit, dass wir diese auf das melodische Fortschreiten anwenden könnten. Hr. F. thäte wohl, auf seinem heimathlichen Grunde und Boden, das heisst, in seinem System zu bleiben; denn mit seiner Geographie des Auswärtigen ist es noch schlechter bestellt, als bey jenem Franzosen, der ein paar Fremde, einen aus dem Norden, den andern aus dem Süden von Deutschland, einander als Landsleute vorstellte, und da beyde sich über die weite Entfernung ihrer Wohnorte äusserten, zur Antwort gab: *n'importe; c'est toujours là bas.* — Hr. F. weiss auch zu erzählen: „H. hat sich von Anfang an von Fichtes Phantasie leiten lassen, dass alle menschliche Erkenntniss aus dem Sich-Selbst-Setzen des Ich abzuleiten sey; dies führte ihn auf seine Hypothese, dass die Seele ein einfaches, gestörtes Wesen sey"; — welches dann noch obendrein der „eigentliche Grundfehler" seyn soll. Dass jahrelang vor dem Eintritt in die Fichtesche Schule des Vfs philosophisches Denken durch Wolfische und durch Kantische Lehren in Gang gesetzt war, natürlich in weiterem Umfange, als den die bekanntlich sehr enge Fichtesche Schule hätte eröffnen können: dies, sollte man meinen, brauche eigentlich nicht gesagt zu werden, da es offenkundig ist, wieviel Anziehungskraft die Fichtesche Sphäre gegen Andre ausgeübt hat. Aber so etwas zu errathen, ist der Divination Derjenigen zu schwer, die, was sie systematisch nicht begreifen, gleichwohl historisch zu deuten und zu erklären unternehmen, ohne damit auch nur factisch bekannt zu seyn.

Inhalt.

Seite
I. Über Analogien, in Bezug auf das Fundament der Psychologie 1
II. Über frey steigende Vorstellungen . . . 35
III. Über Kategorien und Conjunctionen . . . 171

Ueber Analogien, in Bezug auf das Fundament der Psychologie.

Der Empirismus fühlt sich stark durch seine Verbindung mit der Mathematik; ob aber die Mathematik an den Empirismus gebunden sey?, das ist die Frage. Zwar begnügen sich die Physiker gewöhnlich, die Gesetze zu kennen, welche die Erscheinungen dergestalt befolgen, dass man im Stande ist sie vorherzusagen. Für die Wissenschaft aber hat das Prophezeihen nur den Werth einer Probe, ob man auf dem rechten Wege der Forschung sey; und daraus folgt nicht, dass die Mathematik in ihren möglichen Leistungen auf jene Genügsamkeit sich beschränken müsse.

Im vorigen Hefte wurde die Tonlehre auch zu einer Probe benutzt, ob die psychologische Rechnung auf richtigem Wege sey. Es kam aber nicht darauf an, zu prophezeihen was längst bekannt ist, sondern darauf, ein ganzes System von empirischen Kenntnissen durch Nachweisung seiner innern Gründe in Zusammenhang zu bringen. Dabey wurde die Mathematik auf Begriffe angewendet, die nicht aus der nackten unmittelbaren Erfahrung nach der Weise des Empirismus, sondern aus der durch Metaphysik bearbeiteten Erfahrung hervorgehn, und die mit Hülfe der Rechnung zur Erfahrung zurückkehren. Es hat sich dort gefunden, dass zweyerley ganz verschiedene Erfahrungskreise, nämlich von Schwingungen tönender Körper, und von ästhetischen Urtheilen über vorgestellte Töne, darum weil sie sich in einigen wenigen Puncten sehr nahe zusammentreffend berühren, vermengt worden sind; während von Dissonanzen und deren Auflösung, von den Grundregeln des Contrapuncts, von den verbotenen Fortschreitungen gerade der reinsten und vollkommensten Consonanzen u. s. w. in den bloss physikalischen Kenntnissen, hätte man diese sich selbst allein überlassen, keine Spur anzutreffen seyn würde. Nur durch jene Vermengung hat der Chladnische Sand dahin gelangen können, für ein Hülfsmittel der Akustik zu gelten. Für die Bewegungen schwingender Körper mag er seine belehrenden Curven zeichnen; damit weiss man noch nichts von der Thätigkeit des Gehörnerven; vielweniger vom Hören selbst, und am allerwenigsten vom musikalischen Denken.

Durch unsre Untersuchung der Tonlehre ist nun zugleich für die Psychologie eine Vormauer gegen mögliche Angriffe gewonnen.

Nachdem solchergestalt für die Sicherheit gesorgt ist, kommt jetzt die Reihe an den Versuch, Vorkehrungen gegen Misverständnisse zu treffen, welchen vorzubeugen, als ob sie noch nicht da wären, oft besser ist, als mit einer schon ausgebildeten falschen Ansicht und Meinung sich zu befassen. Wer richtig verstehen will, wird gern zurückgehen bis auf einen Standpunct, wo das Misverstehen noch nicht angefangen hatte.

Schon im ersten Hefte wurde der Analogien gedacht, welche, wo sie zur Anknüpfung des Neuen an das alte Bekannte sich darbieten, zu Hauptquellen von Misverständnissen werden können. Es hat nicht an Veranlassungen gefehlt, hierauf zurückzukommen. Folgendes ist ein Beyspiel. Von schätzbarer Hand wurde die Bemerkung mitgetheilt, es könnte wohl Jemand auf den Gedanken kommen, eine Analogie mit der Wahrscheinlichkeitslehre hervorzurufen. Denn wie Ein Ton, obgleich an sich einfach, doch in Bezug auf einen andern, höhern oder tiefern Ton, in Gleiches und Entgegengesetztes zerlegt zu denken sey, so zerfalle in der Wahrscheinlichkeitslehre die Einheit, als Ausdruck der Gewissheit, in die einander entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten. Freylich aber müssten nun (natürlich um die Analogie zu verfolgen) auch beyde Theile, worin Ein Ton zerlegt worden, als Gegensätze erscheinen; und da sey denn das Wort Gleichheit anstössig. —

Gäbe es keinen weitern Anstoss als nur diesen, so wären wir freylich bald fertig. Denn in der That ist die Gleichheit, als treibend zur Verschmelzung zweyer Töne, vollkommen entgegen jedem der Gegensätze, welche sich der Verschmelzung widersetzen; und hierauf beruhet, wie am gehörigen Orte gezeigt, unmittelbar die Bestimmung der reinen und der falschen Quinte. Nun aber kommen noch die Terzen, die Sexten, die Secunde und die Septime; mit ihnen kommt der Unterschied der halben Gleichheiten von der ganzen, und der gleichen Theile von der Gleichheit. Es ist nicht zu erwarten, dass man jene Analogie auch hier werde vesthalten wollen; da aber einmal aus so weiter Ferne — Wahrscheinlichkeitslehre und Musik sind doch wohl entfernt genug! — sich eine Analogie zufällig eingestellt hat, so mag man den Zufall benutzen. Man berechne also die Wahrscheinlichkeit, welche unsre Theorie zuvörderst dadurch erlangt, dass sie in der Tonlinie eben so viele merkwürdige Puncte nachweiset, als bekannte Intervalle in der Dur- und Moll-Scala vorhanden sind. Sollte etwa diese Wahrscheinlichkeit noch gering scheinen, so nehme man den Umstand hinzu, dass jedem einzelnen dieser Puncte seine Stelle durch eine besondre Rechnung bestimmt ist, welche mit dem, was bisher für richtig galt, nahe genug zusammentrifft, und, (was beynahe noch bedeutender ist,) die gleichschwebende Temperatur da vertheidigt, wo sie von der bisherigen, vermeintlich richtigen Rechnung merklich abweicht. Hat man auch so noch nicht Wahrscheinlichkeit genug, so steht nun die ganze Lehre von den Accorden u. s. w. in Bereitschaft, die man freylich wohl nicht in jene Wahrscheinlichkeits-Rechnung wird aufnehmen können, denn die innere Consequenz einer zusammenhängenden Theorie ist darüber hinaus, nach einer Summe von zutreffenden Einzelnheiten geschätzt zu werden.

Vor Analogien, die nicht sehr nahe liegen, sich zu hüten, darf man wohl einem Jeden überlassen, der genauer auf unsern Gegenstand einzugehen ernstlich beabsichtigt. Anders verhält es sich mit solchen fast unvermeidlichen Vergleichungen, die schon durch den Ausdruck Statik herbeygerufen werden. Deshalb ist schon im ersten Hefte des Hebels Erwähnung geschehen; denn der Hebel ist ja das erste, einfachste Beyspiel, was sich aufdringt, wo Etwas vom Gleichgewichte vorkommt. Es ist wünschenswerth, dass solche Erinnerungen, die man nicht wegschaffen kann, einer Umformung zugänglich seyn mögen, wodurch sie, anstatt den Gesichtspunct zu verrücken, vielmehr behülflich werden ihn sicher zu stellen. Bey genauerem Nachdenken über den Hebel hat sich nun Einiges dargeboten, welches hier soll vorgelegt werden; ohne Besorgniss, als würde es gar zu fremdartig scheinen. Am Ende dieses Aufsatzes wird sich zeigen, dass hinreichender, und selbst doppelter Grund vorhanden ist, die Betrachtung des Gleichgewichts unter Vorstellungen mit derjenigen, wozu der Hebel Anlass giebt, in Verbindung zu setzen.

Beym Hebel pflegt man sogleich zunächst an Umdrehung einer unbiegsamen Linie um einen vesten Punct zu denken; dabey treten die drehenden Kräfte unter einander in Gegensatz. Man vergleicht also die Producte aus den Kräften in die Wege, welche, wenn die Umdrehung geschehn soll, müssen durchlaufen werden; und Alles scheint fertig, wenn diese Producte gleich und entgegengesetzt sind. Um Bestimmung des Drucks, welchen der veste Punct leidet, brauchte man demnach sich nicht zu bekümmern. Gleichwohl gehört derselbe sehr wesentlich zur Sache, denn wenn der Punct diesem Drucke ohne Widerstand nachgiebt, ist an Umdrehung um ihn nicht zu denken. Vollständiger wenigstens ist eine andere sehr bekannte Darstellung, welche ausgehend vom gleicharmigen Hebel mit gleichen Gewichten P, im Unterstützungspuncte dem dort aufwärts gerichteten Gegendrucke ein halb P niederwärts entgegensetzt, überdies einen Hebelarm verdoppelt, am Ende desselben auch ein halb P niederwärts anbringt, alsdann noch ein ganzes P mitten zwischen den halben, aufwärts ziehen lässt, und endlich ausstreicht was sich aufhebt; so dass nicht bloss $\frac{1}{2}P$ am doppelten Arme mit P am einfachen im Gleichgewichte steht, sondern auch der Druck $= \frac{3}{2}P$ im Unterstützungspuncte deutlich hervortritt:

— von wo der Weg zum dreyfachen, vierfachen, *n*fachen Hebelarme u. s. w. offen steht, indem an fingirten Gewichten, die beym wirklichen Hebel nicht vorkommen, die aber als Rechnungsgrössen eingeführt und wieder weggestrichen werden, niemals Mangel seyn kann. Allein mit dieser Darstellung können wir uns nicht befreunden. Denn

Erstlich: Auf solche Weise wird zwar demonstrirt, aber nicht erklärt. Die Frage bleibt offen, was denn da geschehe, wo die zur Demonstration nöthigen Hülfsgewichte nicht vorhanden sind, und dennoch Gleichgewicht statt findet. Der Hebel ist hier wie ein Gedankending behandelt. Die nämliche Einwendung gilt gegen alle Beweise, welche durch Hülfsgrössen und beliebige Wendungen des Denkens ans Ziel gelangen, ohne sich um die innere Nothwendigkeit ihres Gegenstandes zu bekümmern. Man kann gar mancherley denken; die Frage ist, ob man durch die Natur der Sache dazu gezwungen sey, und ob es zur vollständigen Auffassung derselben wesentlich gehöre. Beliebige Hülfsgrössen sind nun schon schlimm in der reinen Mathematik; aber der Übelstand, den sie verursachen, wird auffallender in der angewandten, wo bey allen Abstractionen, die man nicht vermeiden kann, doch immer die Aussicht auf wirkliche Dinge, und auf das, was mit ihnen geschieht, offen bleiben muss,

Zweytens: nicht bloss der veste Punct, und der Druck, den er wegen seiner vorausgesetzten Vestigkeit leidet, ist beym Hebel wesentlich, sondern das Gleichgewicht selbst hat hier zunächst seinen Sitz; und die Umdrehung, welche geschehen würde, wenn kein Gleichgewicht wäre, gehört nicht wesentlich zur Sache. Wenn parallele Kräfte an einer unbiegsamen Linie ziehen, so wirken sie, um die Linie zu bewegen, zusammen, und nicht wider einander; wenn nun ein vester Punct ihnen widersteht, so trifft dieser Widerstand beyde zugleich; und wenn er beyde zugleich aufhebt, so ist Ruhe vorhanden, ohne irgend ein Streben zur Umdrehung. Man nehme den bekanntesten und einfachsten Fall: Gewichte, welche, ihrer Natur nach, parallel niederwärts ziehen. Dass man diesen Gewichten ein Streben zur Umdrehung beylegt, ist eine Absicht, die man ihnen unterschiebt; sie wollen Nichts, als nur sinken. Befindet sich zwischen ihnen der veste Punct gerade an der rechten Stelle, damit sein Widerstand sich auf beyde gehörig vertheilen könne, um beyden das Sinken zu verwehren, so geschieht weiter nichts; die Sache ist abgethan.

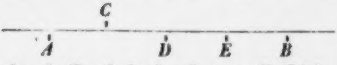
Also: die Vertheilung des Drucks, ist das, worauf es zuerst ankommt. Dass nun auch keine Umdrehung erfolgen kann, ist ein Umstand, den man hinzudenken mag; wir beseitigen für jetzt diesen Umstand, mit dem Vorbehalte, darauf zurückzukommen.

Schon hier erhellt, dass die Analogie zwischen dem Gleichgewicht am Hebel und dem Gleichgewicht unter Vorstellungen eine etwas bequemere Gestalt gewinnt, indem hier wie dort eine Vertheilung vorliegt. Damit ist noch lange nicht gesagt, dass man der Analogie sich nun dürfe unbehutsam überlassen; wohl aber giebt es noch einen Punct, auf den die jetzige Betrachtung hinweiset, um Vorsicht zu empfehlen; nämlich auf den Fragepunct: wo denn eigentlich das Gleichgewicht zu suchen sey, und zwischen welchen gleichen und entgegengesetzten Grössen es eigentlich statt finde? Dieser

Fragepunct kann bey den Vorstellungen noch leichter verfehlt werden, als beym Hebel.

Was hier nun weiter vom Hebel soll gesagt werden, bezieht sich bloss auf den angegebenen Begriff der Vertheilung des Drucks. Mit dem Winkelhebel haben wir nichts zu thun; denn Zerlegung der Kräfte (oder vielmehr der Richtungen) ist etwas fremdartiges, worauf uns einzulassen hier nicht nöthig seyn wird. Eben so wenig wollen wir die angenommene unbiegsame Linie weiter untersuchen; genug wenn irgend eine solche Vestigkeit vorausgesetzt wird, die man sich unter dem Bilde einer geraden unbiegsamen Linie denken könne.

In Einer Hinsicht aber werden wir die Vorstellung des Hebels nach unsrer Bequemlichkeit umformen. Die unbiegsame Linie braucht nicht zur Drehung bereit zu liegen, nachdem wir diesen Begriff schon zurückgewiesen haben. Man mag an Vertheilung einer Last denken, die von einer auf zwey Puncten ruhenden Stange getragen wird: ein Gegenstand, bei welchem gewöhnlich die Lehre vom Hebel als bekannt vorausgesetzt wird, obgleich kein Drehen dabey vorkommt. Der Hebel ist das Umgekehrte jener Stange. Das Wesentliche aber ist: dass ein Druck, der von einem Puncte auf einen andern entfernten wirken soll, erst die Distanz dieser Puncte durchlaufen muss; sonst wäre keine Verbindung vorhanden.



Es gehe ein Druck in C aufwärts; die Linie AB sey in A und B bevestigt; man fragt, wie sich der Druck von C aus auf die Puncte A und B vertheile, wenn $CB = 3\,AC$.

Der Druck geht von C aus nach beyden Seiten dieses Puncts gleichmässig, wofern, wie hier vorausgesetzt wird, die Linie AB gleichförmig in sich zusammenhängt. Ist der Druck linkshin bey A angelangt, so wird er hier aufgehalten durch die Bevestigung in A. Soll die Linie in Ruhe bleiben, so muss in D, wo ein gleicher Druck statt findet, wenn $CD = CA$, derselbe mit eben so viel Gewalt zurückgehalten werden wie in A. Wenn der ganze Druck in $C = 1$, so ist er in A und in D $= \frac{1}{2}$. Er wird aber in D nicht zurückgehalten, weil hier keine Bevestigung vorhanden ist. Demnach gilt in D, was in C galt; der Druck aufwärts in D wird von D aus gleichmässig nach beyden Seiten fortgepflanzt. Er gelangt also nach A und B gleichmässig, das heisst, auf B kommt $\frac{1}{4}$ und auf A $\frac{1}{4}$. Nun war der Druck, der von C nach A gelangte, $= \frac{1}{2}$. Da nun $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} = \frac{3}{4}$, so ist der Druck in A dreymal so gross als in B; und hiemit im umgekehrten Verhältnisse der Entfernungen vom C.

Man verlängere in Gedanken die Linie AB über B hinaus, also rechtshin, bis zu einem Puncte, den wir F nennen; dergestalt, dass $BF = AB$; überdies verlege man die Bevestigung von B nach F. Wird der Druck in B, wo er $= \frac{1}{4}$ war, nicht aufgehalten, so vertheilt er sich nach A und F gleichmässig; und beträgt an beyden Orten $\frac{1}{8}$. Also in A ist ein Druck $\frac{3}{4} + \frac{1}{8} = \frac{7}{8}$, und in F ein Druck $= \frac{1}{8}$; da nun $AB = 4\ AC = BF$, so ist $AF = AB + BF = 8\,AC$, und $CF = AF - AC = 7\,AC$, und hiemit wiederum der Druck in umgekehrtem Verhältnisse der Entfernung von C vertheilt.

Die Entfernung AD war $= 2\,AC$; die Entfernung $AB = 4\,AC$; ferner $AF = 8\,AC$. Man nehme über F

hinaus eine Entfernung $AG = 2^n AC$. Der Druck, welcher in $D = \frac{1}{2}$ war, muss in $G = (\frac{1}{2})^n$ seyn; desgleichen der in A ist $= \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \ldots + (\frac{1}{2})^n = 1 - (\frac{1}{2})^n$. Nun ist $CG = AG - AC = 2^n AC - AC = (2^n - 1) AC$, also $AC : GC = 1 : 2^n - 1$; und der Druck in G verhält sich zum Druck in A wie $(\frac{1}{2})^n : \left(1 - \frac{1}{2^n}\right) = 1 : (2^n - 1)$, also entspricht der Druck in A der Entfernung des andern Puncts G von C, welche Zahl auch möge für n angenommen werden.

Wir kehren jetzt in den Anfang der Betrachtung zurück. Der Druck, welcher von C ausgehend sich eben jetzt nach beyden Seiten ausbreitet, sey bis A und D gelangt. Nach dem Vorstehenden sieht man voraus, in welches Gleichgewicht der Druck A mit dem in F treten wird, wenn dort die Bevestigung angebracht ist; eben so, in welches Gleichgewicht der Druck in D mit einem links jenseits A treten müsse, falls dort, in einer Entfernung, die von C angerechnet $= CB$ sey, der veste Punct sich befindet. Es soll nämlich laut dem Vorstehenden betragen

der Druck in A, $\frac{7}{8}$; in F, $\frac{1}{8}$

in D, $\frac{3}{4}$; links in der Entfernung CB, $\frac{1}{4}$.

Also zwischen dem Druck in A und in F das Verhältniss $7 : 1$, zwischen dem in D und jenem links, das Verhältniss $3 : 1$. Oder das erste Verhältniss ist $1 : \frac{1}{7}$, das andre $1 : \frac{1}{3}$. Setzt man nun den Druck in A und in D $= 1$, so stehn damit die Drucke in den Entfernungen $7 AC$ und $3 AC$ im Gleichgewichte, wenn sie sich verhalten wie $\frac{1}{7} : \frac{1}{3}$.

Allgemein: die Entfernungen nach beyden Seiten von C seyen im Verhältniss $(2^n - 1) AC : (2^{n+1} - 1) AC$, und man nehme die Einheit des Drucks in der Entfernung *AC* auf beyden Seiten, so steht damit einerseits ein Druck $\frac{1}{2^n - 1}$, andrerseits ein Druck $\frac{1}{2^{n+1} - 1}$ im Gleichgewichte; also sind diese Drucke unter sich im Gleichgewichte, wenn sie sich verhalten wie

$$(2^{n+1} - 1) : (2^n - 1).$$

Nun kann man *AC* so klein nehmen wie man will, und n so gross wie man will. Es sey $n = \infty$, so verschwindet die Zahl 1 neben 2^{n+1} und 2^n. Aber $2^{n+1} : 2^n = 2 : 1$; das heisst, wenn die Entfernungen sich verhalten wie $1 : 2$, so müssen fürs Gleichgewicht die Drucke sich verhalten wie $2 : 1$.

Dies lässt sich durch einen Rückblick auf das Vorige auch direct zeigen. Es sey nämlich jetzt die Bevestigung in *A* und in *E*; auch $CE = 2AC$. Hat der Druck von *C* aus, sich einerseits bis *A* ausgebreitet, so ist er andrerseits bey *D* gleich stark. Da er hier keinen Widerstand findet, so vertheilt er sich von *D* gleichmässig nach *E* und *C*. In *E* beträgt er $\frac{1}{4}$, in *A*, $\frac{1}{2}$; in *C* auch $\frac{1}{4}$, aber dies muss wegen Mangels an Widerstand abermals vertheilt werden. So kommt auf *A* noch $\frac{1}{8}$, auf *D* $\frac{1}{8}$, welches wieder vertheilt für *E* noch $\frac{1}{16}$, für *C* auch $\frac{1}{16}$ giebt. Verfolgt man dies weiter ins Unendliche, so hat man für den Punct *A* die Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{8} + \frac{1}{32} + \ldots (\frac{1}{2})^{2n+1}$, für den Punct *E* die Reihe $\frac{1}{4} + \frac{1}{16} + \ldots (\frac{1}{2})^{2n}$. Die erste Reihe hat eine Gränze $= \frac{2}{3}$, die andre $= \frac{1}{3}$, also ist der Druck auf *A* doppelt so stark wie auf den doppelt entfernten *E*; allein die Sache ist hier doch nicht so einfach, wie im vorigen Falle; die unendlichen Reihen wollen durchlaufen seyn; sie zeigen eine Annäherung, aber kein plötzliches, auf Einen Schlag vorhandenes Gleichgewicht.

Denn der Druck kann nicht eher zu den entferntern Stellen gelangen, bis er die nähern erreicht hat; und erst nachdem er vollständig vertheilt worden, bildet sich das Gleichgewicht.

Noch etwas verwickelter ist der Fall, wenn ein Hebelarm fünfmal so lang ist als der andre. Man denke sich rechts von C einen Punct H, so dass $CH = 5\,AC$. Ist der auf C angebrachte Druck bis D gelangt, so vertheilt er sich, wie gleich Anfangs gezeigt, von hier wieder auf A und B, da er früher nicht aufgehalten wird. Er beträgt bey B, wie vorhin, $\frac{1}{4}$. Weil auch hier die Bevestigung fehlt, muss er sich wiederum vertheilen. Während von ihm $\frac{1}{8}$ bis H gelangt, wirkt das andre $\frac{1}{8}$ auf D; und so beginnt von diesem Puncte aus eine neue Vertheilung, welche den schon gezeigten Weg immer von neuem durchlaufend eine unendliche Reihe bildet. Man hat nun die Gränze dieser Reihe für den Punct H zu bestimmen. Der erste Druck auf D betrug $\frac{1}{2}$; der jetzige $\frac{1}{8}$; von dem ersten gelangte nach H $\frac{1}{8}$, von jetzigen $\frac{1}{8.4}$, weil $\frac{1}{2} : \frac{1}{8} = 4 : 1$. Dieses verfolgend findet man die unendliche Reihe $\frac{1}{8} + \frac{1}{8.4} + \frac{1}{8.4.4} + \ldots \frac{1}{8.4^n}$

$$= \frac{4^n + 4^{n-1} + 4^{n-2} + \ldots 4 + 1}{8\;.\;4^n} \text{ wo } n = \infty.$$

Die Reihe im Zähler ist $= \frac{4^{n+1}}{3}$; also die Gränze des Bruches $= \frac{4}{3.8} = \frac{1}{6}$. Es versteht sich von selbst, dass am andern Ende, bey A, der Druck bis zu der Gränze $= \frac{5}{6}$ anwächst, da der Druck sich ganz auf A und H vertheilen muss. Das Verhältniss hier und dort ist demnach 1 : 5.

Von dem Falle, da ein Arm siebenmal so lang ist als der andre, wurde schon gesprochen; man hat gesehn, dass er *keine* unendliche Reihe erfordert, sondern nächst jenem, wo $CB = 3\,AC$, der einfachste ist, und aus diesem unmittelbar folgt.

Wir ziehen noch ein paar Fälle in Betracht; wäre es auch nur, um die Verschiedenheit einleuchtender zu machen. Der Punct H rücke weiter hin; und CH sey nun $= 11\,AC$. Vorhin hatten wir $CF = 7\,AC$; bey F war der Druck $= \frac{1}{8}$. Fehlt nun bey F die Bevestigung, und befindet sich dieselbe bey H, so gelangt dorthin zunächst $\frac{1}{16}$; das andre $\frac{1}{16}$ aber kehrt von F zurück in eine Entfernung $= FH$; es findet dort den Punct B, denn $BF = FH = 4\,AC$. Also von B aus geht nun eine Vertheilung in unendlicher Reihe fort. Bekannt ist aus dem Vorigen, dass von dem Drucke $= \frac{1}{4}$ bey B sich auf das jetzige H der Druck $= \frac{1}{16}$ verpflanzt; nun beträgt der neue Druck auf B nur $\frac{1}{16}$, also der daraus entstehende auf H ist $\dfrac{1}{16\,.\,4}$; dies fortgesetzt giebt die Reihe $\dfrac{1}{16} + \dfrac{1}{16\,.\,4} + \ldots \dfrac{1}{16\,.\,4^n} = \dfrac{4}{3\,.\,16}$ $= \frac{1}{12}$; am andern Ende $\frac{11}{12}$; und das Verhältniss $1 : 11$.

Der Punct H rücke noch weiter; es sey $CH = 13\,AC$. Von dem Drucke $= \frac{1}{8}$ bey F gelangt nun $\frac{1}{16}$ nach H; aber FH ist jetzt $= 6\,AC$, also das andre $\frac{1}{16}$ kehrt zurück bis D, weil auch $FD = 6\,AC$. Bey D betrug der erste Druck $\frac{1}{2}$; von dort gelangte nach dem jetzigen H $\frac{1}{16}$. Aber $\frac{1}{2} : \frac{1}{16} = 8 : 1$. Vom jetzigen neuen Druck $= \frac{1}{16}$ gelangt also nach H noch $\dfrac{1}{16\,.\,8}$; und die Reihe der successiven Vertheilungen ergiebt für H nun

$\frac{1}{16} + \frac{1}{16.8} + \cdots \frac{1}{16.8^n} = \frac{8}{7.16} = \frac{1}{14}$. Auf das andre Ende kommen $\frac{13}{14}$, und das Verhältniss ist 1 : 13.

Fragt man, wohin dies Alles führe, so ist die natürliche Antwort: gewiss nicht dahin, das Ungleichartige gleichartig zu machen. Unendliche Reihen, und deren Gränzen, sind nicht gleichartig mit solchen Grössen, die auf einmal bestimmt vorliegen; und die angegebenen Fälle zeigen deutlich, dass selbst die unendlichen Reihen nicht immer von den nämlichen Puncten ausgehn; indem ihnen mehr oder weniger von bestimmter Vertheilung muss vorangeschickt werden. Verlangt man aber einen Weg zu dem bekannten allgemeinen Resultate, unbekümmert um die verschiedenen Weisen wie es erreicht wird, so lässt sich etwa Folgendes beyfügen.

Zuvörderst ergeben sich aus den Bestimmungen für ungleiche Hebelarme nach den Verhältnissen 1 : 2, 1 : 3, 1 : 5, 1 : 7, 1 : 11, 1 : 13, viele Zusammensetzungen von selbst. Theils nach Potenzen; indem z. B. der Druck $\frac{1}{9}$ am neunfachen Arme dem $\frac{1}{3}$ am dreyfachen, und dieser dem Drucke 1 am einfachen, also der $\frac{1}{9}$ am neunfachen dem Drucke 1 am einfachen gleich gilt. Theils dadurch dass man die Potenzreihen unter einander zusammenstellt; also etwa den Druck $\frac{1}{3}$ am dreifachen, $\frac{1}{9}$ am neunfachen Arme mit dem Drucke $\frac{1}{2}$ am doppelten, $\frac{1}{4}$ am vierfachen Arme; wo der einfache Druck am einfachen Arme das Mittelglied der Vergleichung bildet. Die Producte kommen hinzu; z. B. der Druck $\frac{1}{6}$ am 6fachen Arme gilt gleich dem Drucke $\frac{1}{2}$ am doppelten; dieser dem ganzen am einfachen Arme: also dem letztern auch $\frac{1}{6}$ am sechsfachen; eben so beym zehnfachen Arme als dem doppelt fünffachen. Auch bey Primzahlen vermittelt der einfache Druck bey einfacher Länge die Vergleichung. So findet sich der allgemeine Satz für alle kleinern Zahlen der Reihe nach richtig, so weit man gehen will. Hiebey kann man die Einheit der Längen unendlich klein nehmen. — Ferner, um zu grössern Zahlen zu gelangen, dient die Bemerkung, dass zu einer, den Armen umgekehrt proportionalen Vertheilung des Drucks eine andre eben so proportionale hinzukommt. Das Verhältniss der Arme sey $1 : m$, der Drucke wie $1 : \frac{1}{m}$; der ursprüngliche Druck (in C) sey $= 1$; man verlängere den längsten Arm, und das Verhältniss sey nun $1 : m + n$; so muss der Druck $\frac{1}{m + 1}$ sich weiter vertheilen; und zwar umgekehrt wie n zu $m + 1$. Auf den Endpunct des verlängerten Arms kommt $\frac{1}{(m + 1 + n)}$, auf den andern Endpunct kommt $\frac{n}{(1 + m)(m + 1 + n)}$. Dies letztere vereinigt sich mit dem dort schon vorhandnen Drucke $= \frac{m}{m + 1}$; die Summe ist $\frac{m(m + 1 + n) + n}{(1 + m)(m + 1 + n)} = \frac{(m + n)}{(m + 1 + n)}$; also die Drucke auf beyde Endpuncte sind wie $m + n : 1$. Aus dem Drucke $\frac{1}{11}$ am zehnfachen Arme, und der Vertheilung desselben für die Endpuncte nach der Verlängerung, (wenn $m = 10$, $n = 3$) konnte man das Verhältniss $13 : 1$ finden, wenn man nicht ausführlich die Art der Vertheilung, sondern nur das Resultat wissen wollte. So wird man überall von kleinern zu grössern Verhältnissen fortgehn können; und hierin liegt die bekannte allgemeine Regel. Aber auch das liegt vor Augen, dass die Regel ungleichartige Fälle umfasst, die sie nur scheinbar gleichstellt.

Wir wollen den Gegenstand, den wir nun einmal berührt haben, noch etwas weiter verfolgen; nämlich zu der Vertheilung des Drucks auf drey veste Puncte, die mit der gedrückten Stelle in einerley Ebene, aber nicht in gerader Linie liegen. Man denke sich ein Dreyeck, dessen Seiten a, b, c, und gegenüberstehende Winkel bey den Puncten A, B, C; gesucht wird der Druck Π auf A, Π' auf B, Π'' auf C. Nichts ist leichter und scheinbar mehr genügend als folgende Vorschrift:

Auf c falle von der, innerhalb des Dreyecks liegenden, Stelle Q, wo der Druck $= P$ unmittelbar angebracht ist, ein Perpendikel; dies mit P multiplicirt giebt das Moment der Umdrehung um die Seite c. Ein andres Perpendikel aus dem gegenüberstehenden Winkelpuncte C auf dieselbe Seite c, multiplicirt mit dem dortigen Drucke Π'', muss ein eben so grosses Moment der nämlichen Umdrehung ergeben, damit der dortige, dem Π'' entgegen wirkende, Widerstand die wirkliche Umdrehung um die Seite c verhindere. Die beyden Perpendikel zeigen die Höhe der beyden Dreyecke, welche Q, und C, mit der Seite c, das heisst, mit den Winkelpuncten A und B bilden; und da die Dreyecke bey gleicher Grundlinie c sich wie die Höhen verhalten, so kann man sagen: P verhält sich zu Π'' wie das Dreyeck ABC zum Dreyecke ABQ. Eben so gut aber, als eine Umdrehung um die Seite c, kann auch eine Umdrehung um a und um b angenommen werden; mögen denn aus den gegenüberstehenden Winkelpuncten und aus Q die nöthigen Perpendikel auch auf a und b fallen; danach bestimmen sich auch hier die Momente der Umdrehung, welche gleich seyn müssen; und die Höhen der Dreyecke ABC, BCQ, ACQ. Offenbar zerfällt also der ganze Druck $= P$ in Π, Π', Π'', nach den nämlichen Verhältnissen, wonach das ganze Dreyeck ABC zerfällt in die Dreyecke BCQ, ACQ, ABQ.

Damit ist die Frage beantwortet; und doch kann man weiter fragen: wandert der Druck P wirklich so, wie die eben angestellte Betrachtung, bey den Seiten des Dreyecks umher, versuchend, ob um eine oder andre die Umdrehung gelingen könne; und protestiren alsdann jedesmal die gegenüberstehenden vesten Puncte? Oder versucht der Druck P etwan alle drey Umdrehungen zugleich? Wenn nicht: was geschieht denn eigentlich, indem die Stelle Q wirklich gedrückt wird, und die vesten Puncte wirklich widerstehen?

Damit die Frage etwas fühlbarer werde, wollen wir einen Fehlschluss anzeigen, zu welchem man durch die vorstehende Betrachtung wohl verleitet werden könnte. Wir denken uns noch einmal jenes Perpendikel, welches aus dem Puncte Q auf die Seite c fällt; derjenige Punct auf der Linie c, wohin das Perpendikel fällt, heisse K. Nun bleibt die Linie QK immer die nämliche, wohin auch der Winkelpunct C, und mit ihm der Druck Π'' fallen möge, gegen dessen Moment das Product $P \,.\, QK$ im Gleichgewicht stehen soll. Aber auch der Druck Π'' kann unverändert bleiben, wenn der Punct C nur nicht seine Entfernung von der gegenüberliegenden Linie c verändert. Man ziehe durch C eine Parallele mit c; in dieser Parallele verrücke man nach Belieben den Punct C; immer wird die Höhe des Dreyecks ABC die nämliche bleiben; immer auch einerley Verhältniss $P : \Pi''$ gefunden werden; und da dies Verhältniss immer durch die Linie QK bestimmt ist, so wird vermuthlich der Punct K immer einerley Widerstand leisten; welcher Widerstand ohne Zweifel $= P - \Pi''$ seyn wird. Alsdann kann dies $P - \Pi''$ auf die Tragepuncte A und B der Linie c so vertheilt werden, wie das umgekehrte Verhältniss der Entfernungen AK und BK es mit sich bringt; — und hiemit ist der ungereimte Satz fertig: wenn der Punct C sich in der Parallele mit c verrückt, so bleibt sowohl Π'' als der Gegendruck in K unverändert; dieser Gegendruck vertheilt sich immer auf gleiche Weise auf A und B; das Verhältniss Π, Π', Π'', ist immer dasselbe.

Diese Absurdität zu widerlegen ist nicht nöthig; es kommt vielmehr darauf an, sie zu vermeiden, also den Anlass wegzuschaffen, der dazu verleitete. Man werfe das halbe Dutzend Perpendikel, die zur obigen Demonstration gehören, auf einmal weg; denn durch diese wurde im buchstäblichen Sinne der rechte Punct verfehlt. Folgende Betrachtung, wiewohl etwas weitläuftiger als die obige Demonstration, (die im Fluge ans Ziel kam, aber die Sache nicht aufklärte), gehört wesentlich hieher.

In der Ebene ABC verbreitet sich der Druck P vom Puncte Q aus gleichförmig nach allen Seiten; also concentrisch in Kreisen um Q. Läge nun etwa Q im Mittelpuncte des, ein gleichseitiges Dreyeck ABC umfassenden Kreises; so wäre ohne irgend einen weitern Beweis $\Pi = \Pi' = \Pi'' = \frac{1}{3} P$. Da jedoch dies nur Ein Fall unter unendlich vielen möglichen Fällen ist, so wollen wir das Dreyeck ungleichseitig, und die Distanz QC kleiner nehmen als die Distanzen QA und QB.

Hat nun die kreisförmige Ausbreitung des Drucks den nächsten Punct C erreicht, so erfordert das Gleichgewicht einen zweyten Widerstand, welcher dem Widerstande in C direct entgegenwirke, wie zwey Kräfte am Hebel. Man ziehe eine gerade Linie durch die Puncte C und Q; in dieser Linie muss der zweyte Widerstand liegen, damit der Druck in Q sie nicht bewege; und zugleich in der Linie AB, oder c; denn er kann nur von den Puncten A und B geleistet werden. Wir kommen also hier nicht auf den vorigen Punct K, wofern nicht etwa die Linie CQ senkrecht gegen c gerichtet ist; und das ist sie gewiss nicht immer, wofern, wie vorhin angenommen wurde, der Punct C seinen Ort in der Parallele mit c verändert. Derjenige Punct, in welchem die Linie c von CQ durchschnitten wird, heisse q. Allerdings muss nun der Druck in q, welcher die Linie CQ in Ruhe halten, folglich mit Π'' gleiches Moment haben soll, sich auf die Puncte A und B gehörig vertheilen. Um dies vollends zu bestimmen, bezeichnen wir zuerst die, in dem gegebenen Dreyeck ABC gleichfalls gegebene, Distanz QC mit f; und benennen mit u und v die Winkel, worin durch die Linie f der Winkel C zerlegt wird. Diese Winkel mögen ebenfalls gegeben seyn; so dass auch die Winkel bey dem Puncte q bekannt sind; man wird nämlich im Dreyeck ACq einen Winkel $= 180^0 - (A + v)$ an einer Seite der Linie Cq, und im Dreyecke BCq den Neben-Winkel $= 180^0 - (B + u)$ an der andern Seite der Linie Cq haben. Endlich werde noch die Linie $Cq = F$ gesetzt. So ist Sin $(A + v)$: Sin $A = b : F$; und Sin $(A + v)$: Sin $B = a : F$; also $F = \frac{b \text{ Sin } A}{\text{Sin}(A+v)}$

$= \frac{a \operatorname{Sin} B}{\operatorname{Sin}(A+v)}$. Um nun zuerst den Druck Π'' zu bestimmen, hat man $P.(F-f) = \Pi'' F$; also $\Pi'' = \frac{P.F-f}{F}$; $P - \Pi'' = P\frac{f}{F}$, das heisst $P - \Pi'' = \frac{P.F \operatorname{Sin}(A+v)}{b \operatorname{Sin} A}$. Dieser Druck $P - \Pi''$ fällt auf q, und er ist es, welcher auf die Puncte A und B sich vertheilt; und zwar im umgekehrten Verhältnisse der beyden Theile, worin die Seite AB (oder c) durch den Punct q zerfällt. Einer dieser Theile findet sich durch die Proportion $\operatorname{Sin}(A+v) : \operatorname{Sin} v = b : \frac{b \operatorname{Sin} v}{\operatorname{Sin}(A+v)}$; der andre durch die Proportion $\operatorname{Sin}(A+v) : \operatorname{Sin} u = a : \frac{a \operatorname{Sin} u}{\operatorname{Sin}(A+v)}$, wobey man sich erinnern mag, dass $\operatorname{Sin}(A+v) = \operatorname{Sin}(B+u)$. Wie nun die ganze Seite c sich verhält zu ihrem Theile $\frac{b \operatorname{Sin} v}{\operatorname{Sin}(A+v)}$, so soll der Druck $P - \Pi''$ sich verhalten zu demjenigen Theile von ihm, der auf B fällt; und wie die ganze Seite c sich verhält zu ihrem Theile $\frac{a \operatorname{Sin} u}{\operatorname{Sin}(A+v)}$, so soll der Druck $P - \Pi''$ sich verhalten zu demjenigen Theile von ihm, der auf A fällt. Demnach $c : \frac{b \operatorname{Sin} v}{\operatorname{Sin}(A+v)} = P.\frac{f \operatorname{Sin}(A+v)}{b \operatorname{Sin} A} : Pf.\frac{\operatorname{Sin} v}{c \operatorname{Sin} A}$ und $c : \frac{a \operatorname{Sin} u}{\operatorname{Sin}(A+v)} = P.\frac{f \operatorname{Sin}(A+v)}{b \operatorname{Sin} A} : Pf.\frac{a \operatorname{Sin} u}{cb \operatorname{Sin} A}$. Hiemit ist die Vertheilung geschehen. Denn wir haben $\Pi = Pf\frac{a \operatorname{Sin} u}{cb \operatorname{Sin} A}$, $\Pi' = Pf\frac{\operatorname{Sin} v}{c \operatorname{Sin} A}$, $\Pi'' = P\left(1 - \frac{f \operatorname{Sin}(A+v)}{b \operatorname{Sin} A}\right)$

und die ganze Sache lautet kurz so: durch den gedrückten Punct und den nächsten Tragepunct ziehe man eine gerade Linie; der Durchschnittspunct dieser Linie mit der gegenüber liegenden Seite des Dreyecks verbindet zwey Hebel, deren jeder im Gleichgewicht stehn muss.

Dass nun dies mit obiger Vorschrift im Resultate zusammenstimmt, lässt sich leicht zeigen. Das Dreyeck $BCQ = \frac{1}{2}\, af$ Sin u und das Dreyeck $ACQ = \frac{1}{2}\, bf$ Sin v werde dividirt durch das ganze Dreyeck $ABC = \frac{1}{2}\, bc$ Sin A, so findet man Π und Π'; das dritte Dreyeck ABQ ist $= \frac{1}{2}\, c\, (F - f)$ Sin $(A + v)$; die Division durch ABC giebt $\frac{(F - f) \text{ Sin } (A + v)}{b \text{ Sin } A} = 1 - f \frac{\text{Sin } (A + v)}{b \text{ Sin } A}$, weil $F = \frac{b \text{ Sin } A}{\text{Sin } (A + v)}$, und hiemit ist auch Π'' gefunden. Aber die Flächen der Dreyecke sind überflüssig, wo nur drey Tragepuncte gegeben werden.

Was ist nun erträglicher, jene Lehre von den drey Umdrehungen, oder die übliche Darstellung des Hebels mit fingirten Gewichten, die wieder verschwinden sollen, weil sie sich unter einander aufheben? In solcher Vergleichung möchten die Umdrehungen doch noch einen Vorzug behalten. Denn obgleich es einleuchtet, dass die drey Umdrehungen nicht auf einmal können versucht werden; auch schwer zu sagen seyn möchte, ob etwa der erste Versuch, zu drehen, gegen die Seite, welche dem gedrückten Puncte zunächst liegt, mithin die grösste Winkelgeschwindigkeit darbietet, oder lieber gegen die entfernteste, wogegen der Druck das grösste Moment hat, solle unternommen werden, — jedenfalls noch ehe der Druck auf die Endpuncte bestimmt worden, denn diese Bestimmung will man ja erst durch die sämmtlichen Drehungs-Versuche erreichen, — so liegt doch wenigstens der Gedanke des möglichen Umdrehens, falls etwan einer der Stützpuncte ein wenig nachgäbe, im Kreise der Frage und der mit ihr verbundenen Begriffe; er ist nicht gänzlich aus der Luft gegriffen, sondern die Fiction wird vom Gegenstande dargeboten. Wann hingegen am Hebelarm von dreyfacher Länge das einfache Gewicht sich mit dem dreyfachen Gewichte am einfachen Hebelarme ausgleicht, so findet sich hierin nicht die mindeste Spur von Nöthigung zu folgender Annahme:

A *C* *B* *D* *E*

1) In *A* 3 Pfund niederwärts; in *B* 3 Pfund niederwärts; in *C* 6 Pfund aufwärts.

2) In *C* 2 Pfund niederwärts; in *D* zwey Pfund niederwärts; in *B* 4 Pfund aufwärts.

3) In *E* 1 Pfund niederwärts; in *B* 1 Pfund niederwärts; in *D* 2 Pfund aufwärts.

4) Also in *A* 3 Pfund niederwärts; in *C* 6 — 2 = 4 Pfund aufwärts; in *B* 3 — 4 + 1 = 0 Pfund, in *D* 2 — 2 = 0 Pfund, in *E* 1 Pfund niederwärts.

Hier hat man

wirkliche	Pfunde	fingirte	Pfunde
1) in *A*,	3 Pfund	in *B*,	3 Pfund
in *C*,	4 Pfund	in *C*,	2 Pfund
2)		in *C*,	2 —
		in *D*,	2 —
		in *B*,	4 —
3) in *E*,	1 Pfund	in *B*,	1 —
		in *D*,	2 —
	8 Pfund		16 Pfund

Sechzehn fingirte Pfunde, um acht wirkliche Pfunde ins Gleichgewicht zu bringen.

Es giebt allerdings Fälle genug, wo man froh seyn muss, Begriffe durch Begriffe verknüpfen zu können, ohne sich an die Reihe Dessen was geschieht, zu binden. Der spinozistische Satz: *ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum*, ist ganz und gar kein Canon für das menschliche Forschen. Allein hier ist nicht einmal bloss die Abweichung der Gedankenreihe von der Folge des Wirklichen, sondern sogar die Abweichung der Gedanken vom gedachten Gegenstande zu tadeln. Ein ähnliches ganz einfaches Beyspiel, wo überall nicht vom Wirklichen die Rede ist, mag der Satz geben: Sin $(A+B) = \sin A \cos B + \sin B \cos A$. Bekanntlich giebt es Lehrbücher, die sich ganz ernsthaft die Mühe geben, diesen Satz zu beweisen, während er nur einer zweckmässigen Zeichnung bedarf, wenn man nicht etwan die Nachweisung, dass in der Figur sich ein Winkel wiederhohlt, für einen Beweis gelten lässt. Man zeichne, um es bequem zu haben, den ersten Radius horizontal, öffne aufwärts den Winkel A, weiter aufwärts den Winkel B; zeichne ferner die linearen Sinus von A, B, und $A+B$ wie gewöhnlich; und bemerke nun den Punct, wo der Sinus und der Cosinus von B zusammenstossen. Aus diesem Puncte werde eine horizontale und eine lothrechte Linie gezogen, und zugleich beachtet, dass in dem obersten Puncte der Figur, von wo sich der Sinus von B und von $A+B$ herab senken, der Winkel A sich wiederhohlen muss; (wegen Gleichheit zweyer Scheitelwinkel und zweyer rechter Winkel, die gar nicht zu verfehlen sind). Weiss man dieses, so liegt der Sinus von $A+B$ als bestehend aus zwey Theilen, unmittelbar vor Augen; dem obern Theile kann man keine andre Benennung geben als Sinus *B* mal Cosinus *A*, dem untern keinen andern Namen als Cosinus *B* mal Sinus *A*. Daher bleibt hier zum Beweisen kein Raum; und eben so unmittelbar liegt in der nämlichen Figur der Satz $\cos(A+B) = \cos B \cos A - \sin B \sin A$ vor Augen.

Man vergleiche hiemit den, halb construirenden halb rechnenden, aus einem Viereck und einem Dreyeck im Kreise hergehohlten, und die Eigenschaften des Kreises mehrfach in Anspruch nehmenden, Beweis, welchen Klügel in seinem mathematischen Wörterbuch (Artikel Goniometrie,) für den leichtesten Beweis ausgiebt. Historisch merkwürdig mag es seyn, dass Ptolemäus auf den nach ihm benannten Satze die Berechnung der Chorden gegründet hat; für den innern Zusammenhang aber entscheidet dieser Umstand nichts mehr, als der, dass einst ein Mathematiker begehrte, man solle den Pythagoräischen Lehrsatz aus dem Ptolemäischen beweisen. Warum nicht gar etwan den Satz von den gleichen Rechtecken, wenn zwey Chorden des Kreises sich schneiden, aus der allgemeinen Lehre von den Kegelschnitten ableiten? Wirklich scheint zuweilen durch Erhebung zum Allgemeinsten der Logik ein Respect erwiesen zu werden, den sie schwerlich verdanken möchte, wenigstens nicht durch einen Gewinn an Klarheit verdanken kann. Nicht alle abstracten Begriffe werden dadurch gewonnen, dass man unnöthige Merkmale beseitigend die Begriffe vereinfacht; und nicht jeder abstracte Satz enthält alles das, worauf bey den ihm untergeordneten Fällen die volle Einsicht in seine Wahrheit beruhet. Man kann den Kreis der Ellipse, als dem allgemeinern Begriff, subsumiren; dennoch ist der Begriff der Ellipse weit mehr zusammengesetzt; man soll zwey Axen unterscheiden, man kommt zu zwey Brennpuncten, man verliert die gleichförmige Krümmung des Kreises, es kommen die Durchmesser, die Krümmungshalbmesser zum Vorschein, u. s. w. Wo läge nun ein Verdienst, wenn man wirklich den Kreis aus der Ellipse demonstriren könnte? Und was die volle Einsicht in die Fälle anlangt, die unter einer allgemeinen Regel befasst waren: davon ist eben hier ein Beyspiel gegeben. Man mag überlegen, ob das volle Einsicht ist, dass am Hebel das Gleichgewicht ein umgekehrtes Verhältniss der Arme und der Kräfte erfodert; so lange nämlich die Frage umgangen war, wie denn der Druck, welcher den Kräften entgegenwirkt, an den Hebelarmen fortgeleitet werde, um sich mit den Kräften und die Kräfte unter einander in Gemeinschaft zu bringen. Dass er von Ort zu Ort muss fortgeführt werden, und zu den entfernteren Stellen nicht gelangen kann ohne die näheren zu durchlaufen, liegt am Tage; aber man hatte sich nicht darum bekümmert, und die ungleichartigen Fälle des mehr oder weniger schnell und bestimmt sich ausbildenden Gleichgewichts wurden nicht unterschieden.

Zu unserer Absicht ist hoffentlich nicht nöthig, auch noch desjenigen Falles zu gedenken, welcher eintrit wenn ein Balken auf drey oder mehrere Stützen gelegt wird, die in gerader Linie stehn. Bekanntlich reicht hiebey die gewöhnliche Betrachtung des Hebels nicht hin. Auch würde die Vertheilung auf drey Puncte in gerader Linie unmöglich seyn, wenn der Balken vollkommen unbiegsam, oder die Stützen durchaus vest wären; denn alsdann müssten die beyden Stützen, zwischen welche der Schwerpunct fällt, das Gewicht ganz tragen. Anders ists, wenn der Balken gedacht wird, als hinge er in drey Stricken; da lässt sich die etwas schiefe Lage bestimmen, welche der Balken annehmen wird, und hiemit auch der Antheil am Gewicht, welchen jeder Strick zu tragen bekommt. Oberflächlich angesehen, hat dieser Fall noch mehr Ähnlichkeit als die vorigen mit dem ungleichen Sinken dreyer Vorstellungen von ungleicher Stärke; allein er ist zu verwickelt für unsern Zweck; und wir gehen nicht darauf aus, Analogien zu empfehlen, sondern solche die sich aufdringen, unschädlich zu machen.

Mag der Druck, dessen Vertheilung untersucht wurde, sich so oder anders vertheilen: immer wird er getragen; es ist Druck und Gegendruck; es ist auch Gleichheit beyder vorhanden, und hierin kein Unterschied zwischen vertheiltem Druck und demjenigen, welcher unvertheilt getragen wird, wo eine Masse auf Einer vesten Stütze ruhet.

Allein die Bedeutung des Wortes Gleichgewicht ist hierauf nicht beschränkt. Der Gegensatz zwischen Statik und Mechanik erfodert, dass man Ruhe und Bewegung einander entgegen setze. An die Stelle der Bewegung, einer Veränderung des Orts, trit alsdann für Vorstellungen, die einmal nichts Räumliches sind, das Übergehn von Klarheit in Verdunkelung und umgekehrt. Dies Übergehn hat in jedem Augenblicke für jede Vorstellung seine bestimmte Geschwindigkeit; wenn aber die Geschwindigkeit, welche durch wider einander wirkende Vorstellungen nothwendig gemacht war, jetzt $= 0$ wird, dann ist Stillstand, und mit ihm Gleichgewicht in so fern vorhanden, als die Vorstellungen in ihrer Wechselwirkung den Punct erreicht haben, über den sie nicht hinaus, jenseits dessen sie nichts mehr ausrichten können.

Nun gehe man zum Hebel zurück. Ungleiche Gewichte an ungleichen Hebelarmen, bey umgekehrtem Verhältnisse, sind unter sich im Gleichgewicht. Aber hier ist nicht jenes zuerst erwähnte Gleichgewicht zweyer gleich starker Drucke, die wegen entgegengesetzter Richtung sich aufheben. Die ungleichen Gewichte werden nicht dadurch gleich, dass man sie an ungleichen Hebelarmen aufhängt. Nur darum, weil keins das andre bewegen kann, schreibt man ihnen Gleichgewicht zu. Man denke hier an die Umdrehung des Hebels, welche jedes Gewicht bewirken würde, wenn das andre schwächer oder dem Unterstützungspuncte näher wäre. Man verrücke ein Gewicht, und die Umdrehung erfolgt; man bringe es wieder an die rechte Stelle, und die Möglichkeit des Drehens verschwindet. Also diese Stelle, die wir die rechte nannten, bringt die Möglichkeit der Bewegung auf Null.

Wo nun zwischen ungleichen Kräften Gleichgewicht erfolgen soll, da sieht man sogleich, dass ein Umstand hinzukommen muss, der die Ungleichheit aufhebt. Das heisst nicht: die ungleichen Kräfte an sich gleich macht, denn sie sind eben der Voraussetzung nach ungleich, — sondern der hinzukommende Umstand muss einen Erfolg, den die Kräfte haben, begünstigen auf der einen Seite, und vermindern auf der andern. Beym Hebel ists die Länge der Arme, welche hier günstig dort ungünstig auf den Erfolg, nämlich auf die Umdrehung nach einer oder der andern Seite wirkt. Was bey den Vo stellungen an die Stelle der Hebelarme trit, davon gleich weiterhin; wiewohl man es als längst bekannt voraussetzen dürfte.

Zunächst aber wollen wir hier aussprechen, dass bey den frey steigenden Vorstellungen, (welche den Gegenstand der folgenden Abhandlung ausmachen), auch jener erste, engste Begriff des Gleichgewichts, — wirkliche Gleichheit des Drucks und Gegendrucks — seinen Platz finden wird. Es wird ein Unterschied zum Vorschein kommen, dessen Analogon wir am Hebel schon nachgewiesen haben. Ein Unterschied, der nothwendig beachtet werden muss, weil zwey ganz verschiedene Begriffe sich dem Nachdenkenden leicht wechselsweise darbieten können, die, wenn man unvermerkt aus dem einen in den andern hinübergleitet, einander gegenseitig verderben.

Am Hebel ist eigentlich, wie oben gezeigt wurde, Gleichgewicht zwischen beyden Gewichten zusammengenommen einerseits, und dem Gegendrucke am Unterstützungspuncte andererseits, vorhanden. Hier ist die wirkliche Gleichheit des Drucks und Gegendrucks.

Aber am Hebel können auch die Gewichte, in so fern sie, anders angebracht, eine Umdrehung hervorbringen würden, einander entgegengesetzt werden, und hier haben wir jene Gleichheit nicht der Kräfte sondern der Erfolge.

Beyde Begriffe sollen auf die Vorstellungen angewendet werden; nur nicht vermengt sondern jeder am rechten Orte.

1) Mehrere, unter sich entgegengesetzte, Vorstellungen seyen aus dem Bewusstseyn verdrängt gewesen: plötzlich verschwinde alle Hemmung. Sogleich wird jede, gemäss ihrer ursprünglichen Stärke, anfangen,

sich empor zu richten. Aber indem sie sämmtlich hervortreten, entsteht unter ihnen selbst, gemäss den Graden ihres Gegensatzes, eine Hemmung. Wie lange werden sie fortfahren zu steigen? Und wie weit werden sie kommen? — Noch ehe dies durch Rechnung bestimmt wird, sieht man im Allgemeinen gleich Folgendes: die Hemmung ist das Hinderniss; die ursprüngliche Stärke ist es, welche zum Steigen treibt. Da ist Druck und Gegendruck. Wie gross das Quantum der Hemmung, so gross muss der noch übrige Antrieb zum Steigen seyn; nicht eher kann das Steigen aufhören; nicht länger und nicht weiter kann es fortfahren. Also: ist die Gränze des Steigens erreicht, so muss sich finden, dass, wenn das Quantum des hervorgetretenen Vorstellens abgezogen wird von der Summe der Vorstellungen selbst nach ihrer ursprünglichen Stärke, der Rest gleich sey der hervorgetretenen Hemmungssumme. Wegen der hieher gehörigen Rechnungen verweisen wir auf die folgende Abhandlung.

2) Mehrere, unter sich entgegengesetzte Vorstellungen entstehen eben jetzt in unmittelbarer Wahrnehmung. So können sie nicht bleiben; sie sind weit entfernt vom Gleichgewichte; sie müssen sinken wegen des Gegensatzes. Wie unterscheidet sich aber dieser Fall vom vorigen? — Erstlich: die ganze Hemmungssumme ist auf einmal da; sie entsteht nicht erst, sie hängt nicht ab von dem was noch geschehen wird; ihr kann nichts versagt werden; sie ist eine unabänderliche Nothwendigkeit dessen was geschehen muss. Also kann sie auch nicht in irgend ein Gleichgewicht, wie wenn sie ein Glied desselben wäre, eintreten. Aber zweytens; sie kann auch nicht allein bestimmen, wieviel von jeder

einzelnen Vorstellung sinken werde; sondern dies hängt davon ab, in welchem Verhältnisse die Vorstellungen gegen die Hemmung nachgiebig sind. Drittens: die Vorstellungen sind nicht ursprünglich Kräfte; aber sie werden es in dem Maasse, in welchem der gewaltsame Zustand wächst, worin die Hemmung sie versetzt. Also: unter den Vorstellungen muss sich das Gleichgewicht bilden; und zwar dadurch, dass die schwächern mehr, die stärkern weniger in den gewaltsamen Zustand versetzt werden.

Diese Begriffe sollen nun zwar nicht aus der Lehre vom Hebel verstanden werden, als ob sie von dort entlehnt oder abgeleitet wären. Aber vorausgesetzt, man könne sich der Analogien nicht enthalten, so mag man nun zusehn, wie jene, beym Hebel vorkommenden Begriffe hieher passen.

Wo die Hemmungssumme nur soweit anwächst, als das Steigen der Vorstellungen sie mitbringt, da gleicht sie einer Last, die getragen wird, und sich mit den Kräften ins Gleichgewicht setzt. Hier haben wir den Druck, der sich vertheilt.

Wo aber die Hemmungssumme ursprünglich da ist, da soll unter den Vorstellungen ein Umstand hinzukommen, welcher mache, dass der Erfolg eine Gränze finde, worüber hinaus kein weiteres Wirken statt habe. So soll unter den Gewichten, so fern sie den Hebel drehen könnten, eine Ungleichheit der Arme hinzukommen, vermöge welcher das kleinere Gewicht im Stande sey, die Umdrehung durchs grössere zu hindern. Anstatt der Ungleichheit der Arme hat man bey den Vorstellungen die schon geschehene Hemmung, also den gewaltsamen Zustand, welchen die schwächern mehr als die stärkern erleiden müssen, bevor an Gleichgewicht denken ist. Nachdem dieser Unterschied des Mehr und Weniger seine gehörige Grösse erreicht hat, ist die Möglichkeit der weitern Hemmung, des tiefern Sinkens, auf Null gebracht; in so fern sie nämlich von den in Wechselwirkung begriffenen Vorstellungen abhängt. Man hat also hier nur ein Gleichgewicht des Erfolgs; es bedarf keiner Gleichheit weder der Energien noch der ursprünglichen Stärke; eben so wenig als beym Hebel Gleichheit der Gewichte und Gleichheit der Hebelarme nothwendig ist. Vielmehr dienen gerade die entgegengesetzten Ungleichheiten zur Ausgleichung.

Wir haben gesagt, die Gleichheit des Drucks und Gegendrucks komme bey den zugleich steigenden Vorstellungen zur Anwendung. Dies darf nicht so verstanden werden, als ob dort die andre Art des Gleichgewichts fehlte. Vielmehr liegt es in der Natur der Sache, dass nicht bloss die Hemmungssumme sich gegen das noch übrige Aufstreben der Vorstellungen ins Gleichgewicht setzen muss, sondern überdies noch in Ansehung der Hemmungssumme, als einer unabänderlichen Nothwendigkeit des Sinkens, die Vorstellungen selbst durch die Art, wie sie dies nothwendige Sinken unter sich theilen, unter einander ins Gleichgewicht treten. Die folgende Abhandlung wird zeigen, dass zur Unterscheidung beyder Foderungen der Calcul selbst eine ungesuchte Hülfe leistet; indem er, mit einer merkwürdigen Genauigkeit, zweyerley Exponentialgrössen herbeyführt, von denen nur die eine sich auf die Hemmungssumme bezieht.

Soviel von der Analogie mit dem Hebel. Man erinnert sich vielleicht einer andern, ebenfalls beynahe unvermeidlichen Analogie der Vorstellungen mit elastischen

Körpern. Diese Vergleichung ist unentbehrlich im Vortrage für Anfänger, die von dem Beharren der Vorstellungen, — und zwar in ihrer ganzen ursprünglichen Stärke — auch dann, wann sie aus dem Bewusstseyn verdrängt sind, Mühe haben den Gedanken anders als so zu fassen: Die Vorstellungen seyen elastisch, und hiemit einer Form-Änderung fähig ohne Verlust des Vermögens, sich von selbst wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen, nachdem das Hinderniss entweiche. Will man nun diese Analogie weiter durchführen, so bietet sich zunächst dieses dar, dass mehrere neben einander liegende Stahlfedern gemeinschaftlich ein Gewicht zu tragen haben, unter welchem die schwächern Federn sich mehr, die stärkern weniger krümmen werden; das Gewicht bedeutet die Hemmungssumme, die verschiedene Nachgiebigkeit der Federn das Hemmungsverhältniss. Allein diese Analogie verleitet zu der Meinung: wie das Gewicht zwar um Etwas sinke, dann aber getragen werde, so sinke auch die Hemmungssumme ein wenig, dann setze sie sich ins Gleichgewicht gegen den Widerstand der Federn, und sinke nun nicht weiter. Sie muss aber ganz und gar sinken; sie ist nichts anders als diese Nothwendigkeit des Sinkens so lange, bis sie wirklich vollständig gesunken ist; und auch bey steigenden Vorstellungen geschieht das Sinken während des Steigens; man kann zuletzt, das heisst eigentlich nach unendlicher Zeit, denjenigen Theil der noch aufstrebenden Vorstellungen, welcher am ferneren Steigen gehindert ist, als die gesunkene Hemmungssumme betrachten, so dass man auch sagen kann, sie ist nichts Anderes als die Unmöglichkeit des ferneren Steigens; welche aus dem gegenseitigen Drucke des wirklich hervorgetretenen Vorstellens entsteht. Als Rechnungsgrösse betrachtet, findet man sie nun auch in diesen, wirklich hervorgetretenen Vorstellungen; dann aber ist sie anzusehen als eine Last, die nicht im geringsten sinken kann, weil sie zuletzt, bey völlig ausgebildetem Gleichgewicht, auch vollkommen getragen wird.

Man kann versuchen, auch diese Analogie in eine andre Form zu bringen, damit wenigstens jener Irrthum vermieden werde. Wir denken uns zuvörderst eine Reihe von Cykloiden, dergleichen ein Punct in der Peripherie eines Rades nach einander beschreibt, während das Rad auf ebenem Boden immer fortrollt. Zwey oder drey solcher an einander gehefteten Cykloiden seyen eben so viele Stahlfedern. Die beyden äussersten Endpuncte dieser Reihe von Bogen (auf deren cykloidalische Gestalt hier nichts ankommt) seyen eingeschroben in ein paar Balken; und von diesen beyden Balken stehe der eine vollkommen vest; der andre sey beweglich. Nun werde mit Gewalt der letztere wirklich von der Stelle gerückt, so dass seine Entfernung vom erstern um ein bestimmtes Stück wachse; alsdann aber werde derselbe gleichfalls an seinem jetzigen Platze vollkommen bevestigt. Die zwischen den Balken befindlichen Stahlfedern werden sich ausdehnen müssen; alle um gleichviel, wenn sie gleich stark sind; falls aber unter ihnen einige stärker, andere schwächer sind, so ist nicht eher Gleichgewicht unter den Federn, als bis die schwächern eben dadurch, dass sie sich mehr ausdehnen, auch mehr Energie gewinnen, um der fernern Ausdehnung sich zu widersetzen. Nach solcher Umformung der Analogie gewinnt man soviel, dass die Hemmungssumme nicht mehr einem wirklichen Dinge (wie vorhin dem Gewichte) kann verglichen werden; und überdies, dass die Entfernung der Balken, welche eben das Gleichniss für die Hemmungssumme ist, als eine unabänderliche Nothwendigkeit sich darstellt, die nicht selbst in ein Gleichgewicht eingeht, sondern, (wie bey sinkenden Vorstellungen) bloss die Stahlfedern nöthigt, unter einander ein Gleichgewicht zu bilden, indem sie die erzwungene Ausdehnung unter sich theilen. Allein nun fehlt der Analogie ein Hauptpunct; dieser nämlich, dass die Hemmungssumme von den Vorstellungen, in so fern sie entgegengesetzt sind, herrührt, während das Gleichniss ihr das Ansehen einer äussern Gewalt giebt.

Um wiederum diesen Uebelstand zu vermeiden, könnte man gar auf den Gedanken kommen, die Vorstellungen mit chemisch differenten Stoffen, etwan Säuren und Alkalien, zu vergleichen. Da wäre der Gegensatz selbst der Grund einer Hemmung, — nämlich der Neutralisirung, wobey die sinnlichen Eigenschaften jedes einzelnen Stoffes verloren gehn, — und zugleich der Grund einer neuen Gestaltung, — nämlich der Krystallisation, womit nun die Bestimmung des Hemmungsverhältnisses, und die hievon abhängende Verschmelzung der Vorstellungen nach der Hemmung, verglichen zu werden sich gefallen lassen müsste. Was ist das Ende? Alle Analogien werden Denjenigen im Stiche lassen, der nicht Achtsamkeit oder Fähigkeit genug besitzt, um die Sache selbst, unmittelbar wie sie ist, zu begreifen. *Omne simile claudicat.* Man kann durch Gleichnisse nur aufmerksam machen; den Begriff selbst muss immer noch das eigne Nachdenken erzeugen.

Ueber frey steigende Vorstellungen.

Einleitung.

Die Untersuchungen, welche hier folgen, können ihren Kreis erweitern bis zu einem Seitenstück für die schon bekannten Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes; denn man stösst hier und dort auf ähnliche Fragepuncte. Damit ist ihnen nun zwar ihre Stelle bezeichnet; allein es ist nicht ganz so leicht, ihren Zusammenhang mit den Thatsachen vor Augen zu legen. Zwar lässt sich kurz sagen, man möge sich erinnern an das Erwachen aus dem Schlafe, und an die hiemit von selbst hervortretenden Gedanken; an das Wiederkehren zum Geschäfft nach einer störenden Unterbrechung, wobey die Vorstellungen der Gegenstände, womit man beschäfftigt war, sich von selbst aufs neue erheben, nachdem sie für eine Zeitlang verdrängt waren. Das freye Steigen solcher Vorstellungen ist keine Reproduction in dem Sinne, wie wir dies Wort zu nehmen pflegen: denn es bedarf dazu keiner reproducirenden durch Wahrnehmung gleichartiger, oder durch Verbindung anderer Gegenstände mit dem, was sich jetzt im Bewusstseyn erhebt. Die Störung braucht nur aufzuhören; der Schlaf braucht nur zu entweichen. Dass nun, wenn mehrere unter einander entgegengesetzte Vorstellungen unter solchen Umständen zugleich steigen, sich die Fragen nach ihrer Hemmung und Verbindung erneuern müssen; und dass die Untersuchung eine andre Gestalt annehmen wird als bey den zugleich sinkenden, sieht man auf den ersten Blick. Fragt man nach der Möglichkeit der Untersuchung, so ist die Antwort, sie geschieht in Folge schon bekannter Gründe, und ist nur Fortsetzung des längst Begonnenen. Dies Alles reicht jedoch nicht hin, um das Eingreifen der Betrachtung frey steigender Vorstellungen in das Ganze der Psychologie hinreichend deutlich zu machen.

Wollte man sich an die verschiedenen Seelenvermögen wenden, so würden deren Anhänger vielleicht jedem derselben frey steigende Vorstellungen beylegen wollen; frey steigende Begriffe, Urtheile, Schlüsse eben so wohl als Phantasien und Vorräthe des Gedächtnisses. Wir lassen uns darauf nicht ein, sondern erinnern bloss, dass zwar gegen das freye Steigen auch der verschiedensten Vorstellungen nichts einzuwenden ist, dass aber die Untersuchung ihren Anfang nur da nehmen kann, wo noch keine Verwickelungen vorkommen; und dass man des Anfangs wegen zu der Voraussetzung einfacher Vorstellungen zurückgehen muss.

Gerade dieses nothwendige Beyseitsetzen aller Verwickelungen nun erschwert am meisten die Anknüpfung an das Bekannte; denn wir finden in unserer Selbstbeobachtung den Zustand unserer Vorstellungen nicht einfach; wir finden uns mitten in der Verwickelung, die im Laufe langer Jahre entstanden ist.

Den allbekannten Mittelpunct unseres Bewusstseyns bildet das eigne Selbst, das Ich. In dem grössern psychologischen Werke, welches diesen Untersuchungen zum Grunde liegt, ist vom Selbstbewusstseyn, und noch früher von der Apperception, ausführlich gehandelt worden. Vom dortigen Vortrage gehe man im eignen Nachdenken weiter, nur nicht vorwärts zu den Folgen, sondern rückwärts zu den Voraussetzungen; und man wird gelangen bis zu dem Gegensatz zwischen unserm Innern und Äusseren; man wird überlegen, dass eine beständige Wechselwirkung Statt findet zwischen dem, was die Wahrnehmungen von aussen bringen, und was im Innern schon ist, sey es nun, dass man dieses Innere als einen vorhandenen Vorrath oder als reizbar und regsam betrachte.

Richtet Jemand den Blick auf sich selbst, und soll das Selbst mehr bedeuten als bloss den Leib, so ist dieser Blick gewiss ein Blick nach Innen. Betrachtet Jemand sich als ein vorstellendes Wesen, so hat er ohne Zweifel schon Vorstellungen als solche unterschieden von vorgestellten Dingen. Vergangenes, oder Abwesendes hat ihm vorgeschwebt; oder irgendwie hat er Dinge ihrer Beschaffenheit nach angetroffen wo sie in der Wirklichkeit nicht waren; er hat sie dort als Bilder angesehen, denen die Wirklichkeit fehle. Ohnehin ist der Mensch in einem beständigen Durchgehn durch mancherley Wohl und Wehe; in diesem Durchgange finden sich Vorstellungen, zu denen der Vorstellende hinzugedacht wird. Dass nun der Mensch seine Vorstellungen ursprünglich mit Hülfe der ihm verliehenen Sinne erzeugte, diese Betrachtung würde uns hier zuweit rückwärts führen; in dem Augenblicke der Erzeugung werden die Vorstellungen nicht als solche, nicht als blosse Bilder aufgefasst; der Sehende glaubt die Dinge selbst zu sehen, der Tastende glaubt die Dinge selbst zu betasten. Dass die Vorstellungen, welche der Mensch sich zuschreibt, einer fernern, höchst mannigfaltigen Ausbildung fähig sind, diese Betrachtung würde uns zu weit vorwärts führen; denn hier soll nicht von höhern Bildungsstufen geredet werden. Dass sowohl die im Innern schon vorhandenen Vorstellungen, als auch die neuen, noch hinzukommenden Wahrnehmungen, in langen Reihen reproducirend auf andre und andre Vorstellungen wirken, diese Betrachtung würde uns seitwärts von unserm Ziel ablenken. Vieles von dem, woran man unwillkührlich denkt, wenn ins Innere der Blick gelenkt wird, muss absichtlich bey Seite gesetzt werden, weil es die Untersuchung stören würde. Auch des Selbstbewusstseyns ist hier nur deshalb Erwähnung geschehen, um einen bequemen oder doch bekannten Anknüpfungspunct zu haben. Nicht einmal die Apperception dessen, was der Mensch als zeitlich wechselnd in sich wahrnimmt, gehört hieher. Freylich kann man sich schon die gewöhnlichsten geistigen Zustände (noch abgesehen von jeder besondern Aufregung) nicht anders deutlich auseinandersetzen, als indem man die vorhandenen Vorstellungen, die hinzukommenden Wahrnehmungen, die von beyden ausgehenden Reproductionen, und die Apperceptionen beachtet und unterscheidet. Von diesen vier Puncten aber sind es bloss die ersten beyden, die hieher gehören; und wiederum sollen von den eben vorhandenen Vorstellungen diejenigen, welche etwan kurz zuvor durch Reproduction oder Wahrnehmung mochten herbeygeführt seyn, abgerechnet werden, damit nur die frey aufgestiegenen übrig bleiben.

Bey weiterer Übertragung indessen wird man leicht gewahr werden, dass jenes zur Seite Gelegte darum nicht bestimmt ist in Vergessenheit zu gerathen. Wiewohl die bevorstehende Untersuchung es nicht unmittelbar in sich aufnehmen kann, so hat sie doch darauf sehr nahe liegende Beziehungen. Denn welche Vorstellungen mögen diejenigen seyn, die zum freyen Hervortreten sich eigneten? Die schwächsten gewiss nicht; denn sie müssen der Hemmung überlegen seyn, die Alles dasjenige, was nur als Vorrath von Kenntnissen dienstbar ist, aus dem Bewusstseyn entfernt hält solange es nicht gebraucht und durch das Bedürfniss reproducirt wird. Hat man sich einigermassen mit dem Gedanken solcher Hemmung vertraut gemacht, so weiss man schon, dass unter den frey steigenden Vorstellungen gerade die stärksten, bleibendsten, einflussreichsten müssen gesucht werden; Vorstellungen von dem, was zu thun, zu bewirken, oder doch zu erwarten, zu hoffen, zu fürchten sey; Vorstellungen, welche in unsere Zweckbegriffe eingehen, wo nicht gar zu denen gehören, die dem Menschen selbst wider seinen Willen Antrieb und Richtung im Denken und Handeln geben; Vorstellungen, die nicht bloss einmal steigen und bald wieder sinken, sondern jeden Tag mit jedem neuen Erwachen von neuem steigen, und, einmal hervorgetreten, nun nicht mehr weichen, ausser in kurzen Fristen, um sogleich ihren alten Platz wieder einzunehmen.

Dass solche Vorstellungen den entscheidendsten Einfluss auf das Selbstbewusstseyn haben, dass sie bestimmen, was der Mensch von sich hält, was er seyn will und nicht will, was er wagt und wovor er zagt, ja selbst was er in sich sieht weil er sucht, oder in sich verkennt, weil er es vermeiden möchte: dies gehört zu den bekannten Dingen, deren Ausmalung man hier nicht erwarten wird. Auch darf man nicht allen frey steigenden Vorstellungen die nämliche praktische Wichtigkeit beylegen. Es giebt deren genug, die als alte Erinnerungen auftauchen, als Phantasien und Träume umherschweben; auch sind sie nicht alle gleich stark; und manche scheinen nur die leere Zeit zu benutzen, welche entsteht, wenn ein Geschäfft nicht vorrückt oder zu ernstem Denken die leibliche Disposition ungünstig ist.

Im Allgemeinen haftet die Wichtigkeit unserer jetzigen Untersuchung an jener schon erwähnten Wechselwirkung zwischen dem Innern und dem Äusseren; wobey nicht unbeachtet bleiben darf, dass die Glieder dieser Wechselwirkung, und hiemit auch ihr Verhalten zu einander, sich im Laufe der Jahre beständig verändern. Das Innere wird bereichert durch Erfahrungen; seine Regsamkeit aber wird vermindert durch das was abgethan oder mislungen ist. Der Knabe spielt; der Mann ist des Spiels grösstentheils müde, und kennt den Widerstand der Aussenwelt. Das Kind phantasirt; seine frey steigenden Vorstellungen beleben die Puppe; sie zeigen sich im Bauen und Zerstören; der Knabe versucht; der Mann handelt oder denkt; je reifer, je umfassender seine Pläne, desto mehr hat sich das Innere vom Äussern geschieden, und desto empfindlicher wird der Gegensatz zwischen der Aussenwelt, wo sie den von innen vordringenden Gedanken nicht entspricht, und diesen Gedanken selbst, welche entweder sich dennoch nach eignen Gesetzen weiter ausbilden, oder aber nachgeben, ermatten, zurücksinken.

Es bedarf indessen keiner harten Proben, damit diese Empfindlichkeit sich zeige. Schon das Gewöhnlichste, was man hörte oder sah, verändert seine Form, wenn es frey steigend wieder ins Bewusstseyn trit. Geschichten werden anders weiter erzählt als sie geschahen; die Sage ist keine wahre Geschichte mehr. Ja man braucht nur eine Landcharte, die man früher sah, noch einmal anzusehen, um zu bemerken, dass ihre Züge anders sind als man meinte; besonders aber, dass sie vester, bestimmter sind als die schwebende Erinnerung, die davon übrig geblieben war. In solchen Fällen mag man zwar fragen, ob das Steigen ganz frey vor sich ging, oder ob nicht vielmehr die erneuerte Wahrnehmung das Ihrige beytrug, die Hemmung zurückzutreiben. Allein die Frage vom ganz freyen Steigen ist die einfachste; sie muss zuerst zur Sprache kommen, ehe man etwas fremdartiges einmischt.

Die genauere Betrachtung hat nun vorzugsweise den Unterschied zwischen den zugleich sinkenden (wohin die Wahrnehmungen gehören,) und den zugleich steigenden Vorstellungen (den innern) ins Licht zu setzen. Dieser Unterschied beruht wesentlich auf der Hemmungssumme; welche für die zugleich sinkenden gleich Anfangs eine gegebene constante Grösse ist; hingegen bey den steigenden sich erst im Steigen selbst erzeugt, und nicht grösser werden kann, als das Entgegengesetzte, indem es hervortrit, sie mit sich bringt. Die Folge hievon ist, dass die steigenden einen höhern Stand im Bewusstseyn erreichen, als denjenigen, bey welchem die nämlichen Vorstellungen, falls sie sinken, sich im Gleichgewichte befinden.

Mit diesem ersten Hauptpuncte verbindet sich ein zweyter: die Vorstellungen treten steigend in ein Verhältniss, welches der Gleichheit näher ist als beym

Sinken. Denn sie weichen von ihrem ursprünglichen Verhältniss nicht so weit ab.

Und drittens: diese Abweichung geschieht nur allmählig.

Zu Beyspielen der einfachsten Art, nur für zwey Vorstellungen, benutzen wir die Formeln, welche man im ersten Capitel finden wird: $\alpha = a - \frac{k-1}{k} \cdot \frac{b^2}{a}$; $\beta = \frac{b}{k}$; $k = \frac{2a+b}{a+b}$.

1) für $a = 2$, $b = 1$.

Hieraus $\alpha = \frac{9}{5}$, $\beta = \frac{3}{5}$. Dies ist die Gränze des Steigens, oder die Erhebungsgränze für a und b. Das Verhältniss wie 3 : 1. Zugleich sinkend behielte a nur den Rest $\frac{5}{3}$, b den Rest $\frac{1}{3}$; das Verhältniss wäre 5 : 1 *). Die Gränze würde erst in unendlicher Zeit erreicht werden. Für $t = 1$ findet man $\alpha = 1, 1914$; $\beta = 0{,}4866$; hier ist das Verhältniss noch wenig mehr als 2 : 1.

2) für $a = 10$, $b = 1$.

Hieraus $\alpha = \frac{209}{21}$, $\beta = \frac{11}{21}$, Das Verhältniss 209 : 11. Zugleich sinkend behielte a nur den Rest $\frac{109}{11}$, b den Rest $\frac{1}{11}$; das Verhältniss wäre 109 : 1.

Überlegt man die Folgen, welche diese Umstände im Grossen haben müssen, so wird bald klar, dass unsre frey steigenden Vorstellungen sich unter einander weit besser vertragen, als unsre Wahrnehmungen. In der Gedankenwelt stossen sich die Dinge lange nicht so arg, als in der wirklichen. Die Gedankenwelt behält immer etwas phantastisches, mährchenhaftes, ja traumähnliches, im Vergleich gegen das Harte, Strenge, Schroffe der Erfahrung. Kommt die Wahrnehmung zu dem Gedanken, so findet sie immer etwas zu corrigiren, zu begränzen; noch glücklich, wenn sie den Gedanken nicht geradezu umstösst, wie das Wachen den Traum verscheucht. Oft genug zwar rührt dies von übersehenen Umständen her, die man wohl hätte bedenken können, — wenn nämlich die Reproductionen bekannter Reihen sich vollständiger entwickelt hätten. Aber dies erklärt die Sache bey weitem nicht ganz. Man duldet oft recht gern auch das, was keinesweges übersehen wird. Man ergötzt sich am Spiele, am Phantastischen und Mährchenhaften, wohl wissend, es sey nur Spiel, und gar nicht gesonnen, daraus Ernst zu machen und es in der Wirklichkeit zu erfahren. Dies Dulden selbst des Ungereimten wäre nicht möglich, wenn die Gegensätze der frey steigenden Vorstellungen sich so scharf und so dringend schnell abstiessen wie jene der Wahrnehmungen. Der handelnde Mensch aber muss sich bey allem seinen Thun gefallen lassen, dass die Dinge anders kommen als er meinte; er versucht, er lernt und versucht aufs Neue. Das ist jene Wechselwirkung zwischen dem Innern und Äusseren.

---

*) Psychologie §. 44.

Die Formeln, welche bald folgen werden, geben noch einen besondern Umstand zu erkennen. Sie enthalten immer zwey Exponentialgrössen, $1 - e^{-t}$ und $1 - e^{-kt}$, wo k grösser als 1. Demnach haben die steigenden Vorstellungen eine doppelte Bewegung; mit der einen steigen sie schneller als mit der andern. Die Grösse e^{-kt} verschwindet früher als die Grösse e^{-t}. Dabey ist das Auffallendste, dass die Hemmungssumme immer nur von einer dieser Grössen, nämlich $1 - e^{-kt}$ abhängt, also von derjenigen Exponentialgrösse, welche am ersten verschwindet. Die Hemmungssumme kann demnach schon als constant angesehen werden, während die Vorstellungen noch in merklicher Bewegung sind, um vollends ins Gleichgewicht unter einander zu treten. Bey dreyen oder mehrern steigt alsdann die stärkste am meisten, während die schwächste allemal zurücksinkt. Man kann sich fragen, was wohl geschehen würde, wenn irgend eine Gewalt hinzukäme, wodurch die Vorstellungen gegen das Ende ihrer Bewegung gehindert würden, dieselbe fortzusetzen? Wenn sie gleichsam unterwegs gefesselt stehen bleiben? Eine solche Gewalt ist nicht weit zu suchen; der Leib übt eine solche im Traum, — und theilweise, — nämlich für die sogenannten fixen Ideen, im Wahnsinn. Da werden auch diejenigen Vorstellungen, welche wegen der Hemmung durch die Gegensätze zum Sinken bestimmt sind, vestgehalten. — Allein dieser Faden der Untersuchung mag für jetzt fallen; es ist nöthig, einem andern nachzugehen.

Die Grösse k ist abhängig von den Vorstellungen; sie ist verschieden mit jeder Verschiedenheit der Fälle; eben so die Grösse $1 - e^{-kt}$. Dies kann nicht unerwartet seyn. Schon im vorigen Aufsatze kam der Hauptsatz vor:

> Wenn das Quantum des hervorgetretenen Vorstellens abgezogen wird von der Summe der Vorstellungen selbst nach ihrer ursprünglichen Stärke; so ist der Rest gleich der hervorgetretenen Hemmungssumme.

Dieser Rest nämlich ist das noch übrige Streben zum Hervortreten; und gegen ihn muss sein Hinderniss, die Hemmungssumme, sich genau ins Gleichgewicht stellen. Indem nun, wie die Folge zeigen wird, die Rechnungen diesen Satz bestätigen, müssen sie für jeden Fall von der Annahme der Vorstellungen ausgehn; die Grösse *k*, welche in den Formeln für die Vorstellungen, und auch in denen für die Hemmungssumme vorkommt, muss nach Verschiedenheit der Fälle eine verschiedene Bedeutung annehmen, um sich jedesmal der vorkommenden Hemmungssumme, und ihrem Gleichgewichte, anzupassen.

Desto seltsamer mag es auf den ersten Blick scheinen, dass noch eine zweyte Exponentialgrösse, die mit der Hemmungssumme nichts zu thun hat, (denn sie richtet sich nicht nach der Grösse *k*,) in den Formeln für die Vorstellungen angetroffen wird; und zwar, was das Sonderbarste ist, immer eine und dieselbe Grösse $1 - e^{-t}$. Sie findet sich schon in der Formel für die stärkste unter zweyen Vorstellungen; dann aber in allen Formeln für drey und mehrere Vorstellungen; ja sie kehrt wieder bey zugleich steigenden Complexionen. Endlich erinnere man sich, dass es die nämliche Grösse ist, die auch bey zugleich sinkenden, noch nicht verschmolzenen, Vorstellungen allemal vorkommt. Hiemit nun ist der Aufschluss des Räthsels so gut als gefunden; man darf nur zurückblicken in den vorigen Aufsatz, und die dortige Entwickelung zweyer verschiedener Arten des Gleichgewichts hier anwenden.

Nämlich bey zugleich sinkenden Vorstellungen genügt eine einzige Exponentialgrösse $1 - e^{-t}$, welche aus der höchst einfachen Gleichung $d\sigma = (S - \sigma)\,dt$ hervorgeht; — weil hier die Vorstellungen zwar in Folge der Hemmungssumme, aber nicht mit ihr, sondern unter sich ins Gleichgewicht treten sollen; indem die Hemmungssumme eine unabänderliche Nothwendigkeit ist, der nichts versagt werden kann. Bey zugleich steigenden Vorstellungen muss nun diese Nothwendigkeit, die Hemmungssumme, sich erst nach ihren eignen Bedingungen des Gleichgewichts ausbilden; ist aber dies so gut als geschehn, — das heisst, ist die Zeit so weit vorgeschritten, dass man ohne merklichen Fehler $1 - e^{-kt} = 1$ setzen könne, — dann ist noch ein anderes Gleichgewicht nöthig, nämlich eben jenes der Vorstellungen unter sich, (und nur in Folge der Hemmungssumme, aber nicht gegen dieselbe,) welches auch schon bey sinkenden Vorstellungen eintreten muss. Diese Foderung ist immer die nämliche, bey aller Verschiedenheit der Hemmungssumme; daher immer einerley Formel $1 - e^{-t}$.

Zwar grösstentheils bildet sich dieses zweyte Gleichgewicht schon während der nämlichen Zeit, in welcher das erste entsteht; und in völliger Strenge kann man überhaupt die Zeiten nicht von einander sondern. Nichtsdestoweniger ist es wahr, dass eine Grösse wie $1 - e^{-kt}$, wo $k > 1$, sich schneller ihrer Gränze nähert als eine andre wie $1 - e^{-t}$; die Coefficienten, welche von den Vorstellungen selbst abhängen, mögen übrigens seyn welche sie wollen. Der verschiedene Rhythmus im ersten und zweyten Falle ist vollkommen hinreichend, um die Begriffe der beyden Arten des Gleichgewichts, und ihre wesentliche Verschiedenheit, aufs deutlichste zu bezeichnen. Weshalb das zweyte Gleichgewicht sich langsamer ausbildet als das erste, ist nun ebenfalls klar. Das zweyte, nämlich das der Vorstellungen unter einander, folgt seiner Natur nach aus der Hemmungssumme als einer schon bestimmten Quantität des nothwendig-bevorstehenden allmähligen Sinkens; daher kann es immer nur in so fern nachfolgen, in wiefern die Hemmungssumme wirklich schon bestimmt ist. Die Formeln zeigen hierin, wie sie müssen, die strengste Consequenz der Begriffe; und leisten Alles, was man nur wünschen mag, um dieselben klar vor Augen zu stellen.

Jetzt blicke man zurück auf den Hebel, um zu überlegen, welche zweydeutige Hülfe die Analogien leisten. Nichts ist leichter, als zu sagen: Auch beym Hebel giebt es ein zwiefaches Gleichgewicht; die Kräfte zusammengenommen, sind mit dem Widerstande am Unterstützungspuncte im Gleichgewicht; die nämlichen Kräfte stehen auch, in wie fern sie im Begriff sind den Hebel zu drehen, unter sich im Gleichgewichte. Aber auf welche dieser beyden Ansichten soll nun der Beweis des Gleichgewichts sich unmittelbar beziehen? Auf beyde zugleich mit Hülfe der fingirten Kräfte? Dass ein solcher Beweis zwar demonstrirt, aber nichts erklärt, ist im vorigen Aufsatze gezeigt worden. Verlässt man diese Art des Beweisens, so scheint es gleichgültig, ob man die eine oder die andre Ansicht vorziehe. Genau genommen, wie oben bemerkt, gehört das Drehen nicht einmal wesentlich zur Sache; die parallelen Kräfte sind einander nicht entgegen; und der gleiche Gegendruck am Unterstützungspuncte bringt sie zur Ruhe. Also — man kommt leicht dahin, die eine oder die andre Ansicht vorzuziehen, und damit sich zu begnügen. Zum Behuf der Psychologie hingegen müssten beyde Ansichten, eine und die andre, ausgebildet vorliegen, wenn die Analogie, welche der Hebel darbietet, zu etwas dienen sollte. Dies um desto mehr, da die Begriffe völlig verschieden sind. Der erste Begriff, welchen das Wort Gleichgewicht herbeyführt, ist unstreitig der zweyer gleicher und entgegengesetzter Kräfte.

Der zweyte aber, vermöge dessen Statik und Mechanik einander entgegenstehn, stützt sich auf Ruhe als Gränze der Bewegung; also auf Erfolge, die nicht bloss von den Kräften sondern auch von den Bedingungen des Wirkens derselben abhängen. Werden beyde vermengt, so wird keiner deutlich gedacht; und wo sind Analogien, die nicht, anstatt Hülfe zu leisten, vielmehr selbst der Hülfe bedürften, um dem deutlichen Denken vollständig zu entsprechen?

Am Ende dieser Einleitung mag noch eines Puncts gedacht werden, der Schwierigkeit machen kann; und der zwar schon die sinkenden, aber auch die steigenden Vorstellungen betrifft. Hat man Summe und Verhältniss der Hemmung, wie sichs gebührt, sorgfältig unterschieden, also einerseits das Quantum des nothwendigen Sinkens, andererseits die verschiedene Nachgiebigkeit der stärkern und schwächern Vorstellungen ins Auge gefasst; — und fragt man sich nun, welchen Einfluss denn die Verschiedenheit der Hemmungsgrade mit sich bringen möge: so entsteht leicht die Meinung, dieser Einfluss liege in der Hemmungssumme, welche bey geringern Hemmungsgraden geringer, bey grössern grösser ausfallen müsse, — also liege er nicht in den Hemmungsverhältnissen, welche vielmehr lediglich nach der Stärke der Vorstellungen zu bestimmen seyen. Oder aber, falls dennoch auch diese Verhältnisse von den Hemmungsgraden abhingen, so werde der ganze Unterschied zwischen der Summe und dem Verhältniss undeutlich, wo nicht gar zweifelhaft.

Um nun hierüber kurz und bestimmt zu sprechen, wollen wir gleich drey Sätze neben einander hinstellen.

1) Die Hemmungssumme kann nicht das Verhältniss der Hemmung bestimmen.

2) Das Hemmungsverhältniss kann nicht die Hemmungssumme bestimmen; aber

3) Beyde entspringen aus einem gemeinsamen Grunde, welchem jedes von beyden vollständig entsprechen muss.

Die ersten beyden Sätze sollten wohl keiner Erläuterung mehr bedürfen. Man erinnere sich erstlich, dass schon unter zwey Vorstellungen die stärkere wachsen kann bis zum Unendlichen, ohne im mindesten die Hemmungssumme zu vermehren, weil diese aus dem Gegensatze entspringt, der Gegensatz aber nur in einem Paare als solchem vorhanden ist. Man mag sich allenfalls den Gegensatz verdünnt denken, wenn das kleinere *b* dem grössern und noch immer wachsenden *a* gegenüber steht, und sich über dem *a* der Gegensatz verbreiten muss; aber grösser wird das Quantum des Gegensatzes durch diese Verdünnung oder Verbreitung nicht. Hingegen das Verhältniss der Hemmung verändert sich fortwährend zum Nachtheil des Schwächern, wenn das Stärkere im Wachsen begriffen ist. Man erinnere sich zweytens, dass, wo nur ein einziges Paar Vorstellungen angenommen wird, in der That ohne Rücksicht auf den Hemmungsgrad das Verhältniss der Hemmung sogleich als das umgekehrte der Stärke hervor springt, während die Hemmungssumme nicht eher kann bestimmt werden, als bis man den Hemmungsgrad vestsetzt. Werden drey Vorstellungen bey voller Hemmung (d. h. für den Hemmungsgrad = 1) angenommen, so ergiebt sich durch sehr leichte Proportionen, die im Kreise herumgehn, wieviel von der ersten die dritte leide, weil sie in einem gegebenen Verhältniss schwächer sey als die zweyte, u. s. f.

Dies ist am gehörigen Orte *) ausführlich entwickelt worden, und es zeigt sich dort das Verhältniss der Hemmung völlig entschieden, während das Quantum derselben durch eine unbekannte Grösse ausgedrückt ist und bleibt.

Jetzt aber ändere man bey drey Vorstellungen die Voraussetzung des vollen Gegensatzes dahin ab, dass in jedem Paare ein eigner Hemmungsgrad statt finde. Hätte nun auch jedes Paar seine eigne Hemmungssumme, so wäre, wie zuvor, der Hemmungsgrad gleichgültig. Aber nichts könnte verkehrter seyn, als die Hemmungssumme für jedes Paar insbesondre zu bestimmen; während jede Vorstellung den Gesammtdruck aller andern erleidet, und rückwärts jede einzelne, in so fern sie weicht, dadurch *jeder andern* etwas an der Nothwendigkeit des Weichens erspart; denn die ganze Vertheilung des nothwendigen Sinkens beruht auf dem Entweder Oder, dass, welchen Theil die eine auf sich nimmt, diesen die andre nicht zu tragen braucht. Also: weil die Hemmungssumme nur Eine für alle ist, darum kann ein Paar unter dreyen Vorstellungen, wenn sein Hemmungsgrad geringer ist, mehr gegen die dritte drängen, und diese mehr leiden machen, als dem blossen, umgekehrten Verhältniss der Stärke gemäss seyn würde; und dies *kann* nicht bloss geschehn, sondern es *muss* geschehen. Denn für die Vorstellungen a, b, c seyen die Hemmungsgrade m, n, p; und zwar m zwischen a und b, n zwischen a und c, p zwischen b und c; man weiss ferner für den Hemmungsgrad $= 1$ die Verhältnisse **)

---

*) Psychologie §. 43.

**) Bekanntlich muss man hier vor Augen haben, dass keine Vorstellung an sich eine angreifende Kraft ist. Man darf daher der Hemmung des b durch $a = \frac{x}{b}$; des a durch $b = \frac{x}{a}$

des c durch $a = \frac{x}{c}$; des a durch $c = \frac{x}{a}$

des b durch $c = \frac{x}{b}$; des c durch $b = \frac{x}{c}$

Nun vermindern sich alle diese Hemmungen durch die ächten Brüche m, n, p; also werden die Verhältnisse

der Hemmung des b durch $a = \frac{mx}{b}$; des a durch $b = \frac{mx}{a}$

des c durch $a = \frac{nx}{c}$; des a durch $c = \frac{nx}{a}$

des b durch $c = \frac{px}{b}$; des c durch $b = \frac{px}{c}$

Mithin ist die Verhältnisszahl

$$\text{des } a, = \frac{(m+n)\,x}{a}$$

$$\text{des } b, = \frac{(m+p)\,x}{b}$$

$$\text{des } c, = \frac{(n+p)\,x}{c}$$

wobey der Hemmungssumme vorbehalten bleibt, das unbekannte x zu bestimmen, nicht aber an den Verhältnissen etwas zu ändern.

In dem Gegensatze, als dem gemeinsamen Grunde, wurzelt das Verhältniss eben so wohl als die Summe

---

durchaus nicht dem Einfall nachgeben, als müsste c mehr von a als von b leiden, weil $a > b$, — sondern man muss schliessen: weil $c < b$, so leidet c mehr als b dadurch, dass a gegen den Druck reagirt; denn a wirkt nicht aggressiv sondern defensiv. Daher darf der Satz nicht befremden: bey gleichen Hemmungsgraden leidet jede Vorstellung von der zweyten und von der dritten gleichviel. Anders ists, wenn ungleiche Hemmungsgrade wie ungleiche Federn in den Paaren wirken.

der Hemmung. Ist der Gegensatz für die verschiedenen Paare verschieden, so kann das Gedränge in den Paaren nicht gleich stark seyn; vielmehr ist es gleich Anfangs, schon im ersten Augenblick, indem die Vorstellungen da sind, verschieden. Man darf sich nicht der Einbildung überlassen, als ob in der Wirklichkeit so wie in der Rechnung die Hemmungssumme früher, das Verhältniss später käme; sondern die verschiedenen Hemmungsgrade müssen sich sogleich doppelt gelten machen, erstlich in den Verhältnissen des Sinkens, zweytens in der Geschwindigkeit des Sinkens, welche der Hemmungssumme entsprechen muss. Da jedoch niemals ein Hemmungsgrad grösser seyn kann als die Summe zweyer anderer, so nähern sich die Grössen $m + n$, $m + p$, $n + p$, allemal der Gleichheit; deshalb ist zu oberflächlichen Schätzungen die Annahme eines gleichen mittlern Hemmungsgrades meistens hinreichend.

Es wird in der Folge nicht bloss von einfachen Vorstellungen, sondern auch von Complexionen zu sprechen seyn. Bey solchen ist das Hemmungsverhältniss etwas verwickelt; und es mag nützlich seyn, hier gleich etwas darüber beyzufügen, weil doch einmal dasjenige, was zur Erörterung jenes Verhältnisses beytragen kann, schon bereit liegt. Zuerst ist nöthig, die Bezeichnung des Vorhergehenden dergestalt abzuändern, dass sie für Complexionen $a + \alpha = A_2$ $b + \beta = B$, $c + \gamma = C$ brauchbar werde. Wir schreiben zunächst

Hemmung des B durch $A = \frac{mx}{B}$; des A durch $B = \frac{mx}{A}$

des C durch $A = \frac{nx}{C}$; des A durch $C = \frac{nx}{A}$

des B durch $C = \frac{px}{B}$; des C durch $B = \frac{px}{C}$

Wir schreiben ferner $1 . m$ statt m, $1 . n$ statt n, $1 . p$ statt p. Oder auch $\frac{A}{A} . m$ statt m, $\frac{B}{B} . n$ statt n, $\frac{C}{C}$ statt p; welche Schreibart wiederum in $\frac{a + \alpha}{A} . m$ statt m, u. s. w. kann verwandelt werden. Diese Verwandlungen sind nun freylich höchst unnütz, so lange die grossen Buchstaben A, B, C, nichts anderes bedeuten, als was oben die kleinen, a, b, c bedeuteten. Allein man kann doch schon jene obigen einfachen Vorstellungen a, b, c in Gedanken aus Stücken zusammensetzen; und nachdem A anstatt a, B anstatt b, C anstatt c geschrieben worden, können nun die Stücke von A durch a und α, die Stücke von B durch b und β, die Stücke von C durch c und γ bezeichnet werden. So seltsam es nun aussehen mag, Brüche wie m, n, p, die etwan $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, bedeuten können, in die Weitläufigkeit jener Schreibart hinzuziehen, so kann man doch nicht leugnen, dass, wenn $a + \alpha = A$, alsdann $m = \frac{a + \alpha}{A} . m = \frac{am + \alpha m}{A} = \frac{am}{A} + \frac{\alpha m}{A}$ seyn muss; welche Schreibart man ohne Mühe auf n und p übertragen kann. Wer nun vergleicht, was am gehörigen Orte *) über das Hemmungsverhältniss der Complexionen schon längst gesagt worden, der wird die Absicht des Vorstehenden leicht errathen; indessen wollen wir geduldig die Sache hier nochmals entwickeln, weil die dortige Darstellung Einigen nicht ganz klar geschienen hat.

Man denke sich, das Stück α von A verlöre auf ein-

---

*) Psychologie §. 59. Daselbst §. 58 setze man statt des Wortes Spannung den Ausdruck: die in Folge der Hemmung erlangte Energie.

mal die Eigenschaft, dem B entgegengesetzt zu seyn; so müsste man sagen, der Hemmungsgrad m passe nicht mehr auf α, und $m\alpha$ sey $= o$; der Hemmungsgrad zwischen A und B sey nicht mehr m, sondern nur noch $\frac{am}{A}$. Oder umgekehrt, wenn das Stück α bliebe wie zuvor, hingegen das andre Stück a von solchem Verlust des Gegensatzes gegen B betroffen würde, so müsste $\frac{am}{A} = o$ gesetzt, und statt m nur noch $\frac{\alpha m}{A}$ beybehalten werden. Nun soll zwar weder dieser noch jener Verlust wirklich eintreten; dagegen aber soll die Complexion A aus zwey Vorstellungen a und α bestehen, deren eine durch den Hemmungsgrad m, die andre durch den Hemmungsgrad m' auf die Theile b und β der Complexion B einwirkt. Es gilt also m nur für a, und m' nur für α, so dass für jedes das andre Stück von A nicht vorhanden ist. Also wird man nun in der That statt m setzen müssen $\frac{am}{A} + \frac{\alpha m'}{A} = \frac{am + \alpha m'}{A}$ Diese Betrachtung muss nun hinreichend erweitert werden. Man kann auch $\frac{B}{B} m = \frac{b + \beta}{B} m = \frac{bm}{B} + \frac{\beta m}{B}$ schreiben; und wo die Hemmung des A durch B angezeigt werden soll, da muss man m und m' unterscheidend statt m setzen $\frac{bm + \beta m'}{B}$. Eben so bekommt man ein zwiefaches n; nämlich die Complexionen A und C haben zwar in ihren Theilen a und c den Hemmungsgrad n, aber für ihre Theile α und γ den Hemmungsgrad n'. Wiefern nun C durch A gehemmt, also A als das Wirkende angesehen wird, muss man statt n setzen $\frac{na + n'\alpha}{A}$;

und wiefern A durch C, setzt man $\frac{nc + n'\gamma}{C}$. Endlich giebt es auch noch ein zwiefaches p; nämlich die Complexionen B und C erfodern im ähnlichen Falle, dass man statt p setze $\frac{bp + \beta p'}{B}$ und $\frac{cp + \gamma p'}{C}$.

Wird nun in den Anfang der Untersuchung zurückgegangen, so zeigt sich, dass die Grundbegriffe überall die nämlichen bleiben, dass aber die Hemmungsgrade da, wo sie verschieden sind, eine Modification herbeyführen, die bey Complexionen mehr zusammengesetzt ausfällt, als bey einfachen Vorstellungen. Hat man nur zwey einfache Vorstellungen, so ist der Hemmungsgrad lediglich für die Hemmungssumme bedeutend; aus dem Hemmungsverhältniss fällt er heraus, weil er auf einerley Weise zu der Hemmung des a durch b, wie des b durch a, seine Bestimmung giebt. Sind aber drey Vorstellungen vorhanden, so leidet jede von zweyen, und zwar ungleich, wenn die Hemmungsgrade ungleich sind. Giebt es drey Complexionen, so hängt die Wirksamkeit jedes Theils derselben von dem eignen Hemmungsgrade dieses Theils ab; und deshalb wird rückwärts der Einfluss des Hemmungsgrades jedesmal von dem Theile, welchem er angehört, — aber nicht bloss vom Quantum dieses Theils bestimmt, sondern von dem Verhältniss dieses Theils zum Ganzen. Wo vorhin, bey einfachen Vorstellungen, nur der Hemmungsgrad m stand, da darf auch jetzt, bey Complexionen, nur eine Zahlengrösse vorkommen. Diese Zahlengrösse soll jetzt durch m und m' bestimmt werden; aber in wie weit von jeder? Von m nur in so weit, als a ein Theil A, von m' in soweit, als a ein Theil von A ist; beydes unter der Voraussetzung, A sey wirksam zur Hemmung von B; oder: die Hemmung des B rühre von A her. Wenn umgekehrt dem A durch B die Hemmung angethan wird, so müssen b und β unterschieden werden, daher nun anstatt m die Zahl $\frac{mb + m'\beta}{B}$. Aus diesem Allen ergiebt sich nun folgende Zusammenstellung.

Hemmung des B durch A, $= \frac{(ma + m'\alpha)\, x}{A\,.\,B}$;

des A durch B, $= \frac{(mb + m'\beta)\, x}{B\,.\,A}$

des C durch A, $= \frac{(na + n'\alpha)\, x}{A\,.\,C}$;

des A durch C, $= \frac{(nc + n'\gamma)\,.\,x}{C\,.\,A}$

des B durch C, $= \frac{(pc + p'\gamma)\,.\,x}{C\,.\,B}$;

des C durch B, $= \frac{(pb + p'\beta)\,.\,x}{B\,.\,C}$

Mithin ist die Verhältnisszahl

$$\text{des } A, = \left(\frac{mb + m'\beta}{B} + \frac{nc + n'\gamma}{C}\right) . \frac{x}{A}$$

$$\text{des } B, = \left(\frac{ma + m'\alpha}{A} + \frac{pc + p'\gamma}{C}\right) . \frac{x}{B}$$

$$\text{des } C, = \left(\frac{na + n'\alpha}{A} + \frac{pb + p'\beta}{B}\right) . \frac{x}{C}$$

wobey immer noch x von der Hemmungssumme abhängt; oder aus den Verhältnisszahlen herausfällt,

Verlangt man nun die Hemmung der einzelnen Theile jeder Complexion, so findet man sie durch die einfache Vertheilungsrechnung.

$$\text{Z. B. } A : \begin{cases} a \\ \\ \alpha \end{cases} = \left(\frac{mb + m'\beta}{B} + \frac{nc + n'\gamma}{C}\right)\frac{x'}{A}$$

$$: \begin{cases} \left(\frac{mb + m'\beta}{B} + \frac{nc + n'\gamma}{C}\right)\frac{x'}{A} \cdot \frac{a}{A} \\ \\ \left(\frac{mb + m'\beta}{B} + \frac{nc + n'\gamma}{C}\right)\frac{x'}{A} \cdot \frac{\alpha}{A} \end{cases}$$

Will man die Spannung des a und α wissen, so dividirt man durch diese Grössen ihr Gehemmtes; es ergiebt sich in beyden Fällen

$$\text{die gleiche Spannung } \left(\frac{mb + m'\beta}{B} + \frac{nc + n'\gamma}{C}\right) \cdot \frac{x'}{AA}$$

Diese Gleichheit des gewaltsamen Zustandes in allen Theilen ist dem Grundbegriff der vollkommenen Complexionen gemäss; denn in ihnen soll alles Leiden gemeinschaftlich seyn, welches eine völlige Gleichförmigkeit des Zustandes hervorbringt. — Wir haben hier x' von x unterschieden, um nicht die ganze Vertheilungsrechnung hersetzen zu müssen. In dem x' ist der Divisor, welchen die Addition der Verhältnisszahlen herbeyführt, mit inbegriffen; desgleichen die Hemmungssumme, die uns hier nicht angeht; und bey Complexionen keine besondre Schwierigkeit macht.

Erster Abschnitt.

Vom Steigen unverbundener Vorstellungen.

Erstes Capitel.

Vom Steigen bey gleichen Hemmungsgraden.

§. 1.

Sind drey entgegengesetzte Vorstellungen *a*, *b*, *c*, im Gedränge wider einander begriffen: so hat jedes Paar derselben, nämlich *ab*, *ac*, *bc*, einen bestimmten Grad des Gegensatzes, den wir mit einem kurzen Worte den Hemmungsgrad nennen, und mit *m*, *n*, *p*, bezeichnen. Diese *m*, *n*, *p*, sind ächte Brüche, oder höchstens $= 1$, weil höchstens der Grad des Gegensatzes so gross seyn kann, dass von zweyen Vorstellungen eine ganz gehemmt werden müsste, falls die andre ganz ungehemmt bleiben sollte. $m = \frac{1}{2}$ bedeutet dagegen, dass *b* zur Hälfte gehemmt werden müsste, wenn *a* ganz ungehemmt bleiben sollte. Zwischen den Paaren *ab*, *ac*, *bc* können *m*, *n*, *p*, sechsfach versetzt werden *). Hiernach richtet sich nicht bloss die Hemmungssumme; sondern für die nachstehenden Rechnungen macht es einen grossen Unterschied, ob die Hemmungsgrade gleich oder ungleich, und wie sie vertheilt sind. Um nun vom Leichtesten anzufangen, setzen wir Anfangs die mögliche Ungleichheit bey Seite, als ob in das Steigen der Vorstellungen nur dadurch ein Unterschied hineinkäme, dass sie von verschiedener Stärke sind, und jede sich gemäss ihrer Stärke unter den übrigen hervordrängt.

---

*) Psychologie §. 52.

Ist nur ein einziges Paar, *ab*, vorhanden, so fällt ohnehin die Ungleichheit der Hemmungsgrade weg, weil in diesem Paare der Hemmungsgrad nur ein einziger seyn kann. Für diesen Fall, den leichtesten von allen, wenn keine Nebenumstände hinzutreten, findet man den Anfang der Untersuchung schon in dem grössern Werke*), und es kann daran hier unmittelbar angeknüpft werden.

Der Hemmungsgrad zwischen a und b sey m; nach Verlauf der Zeit t seyen α und β, Theile von a und b, hervorgetreten. Nun wird β kleiner seyn als α, wenn b schwächer als a; demnach ist, nach den Regeln zur Bestimmung der Hemmungssumme **), die jetzige Hemmungssumme $= m_{,}\beta$; eine wachsende Grösse, so lange β wächst, d. h. so lange die Vorstellung b mehr hervortrit. Während aber die Hemmungssumme aus diesem Grunde wächst, nimmt sie andrerseits ab, weil sie ihrer Natur nach im beständigen Sinken begriffen ist. Ferner weiss man aus den ersten Vorbegriffen, dass die Hemmungssumme nichts für sich bestehendes, noch irgend einer Vorstellung insbesondre angehöriges ist; obgleich also ihre Grösse nach dem Quantum β bestimmt wird, so muss dennoch a sowohl als b am Sinken Theil nehmen; und zwar in umgekehrtem Verhältniss der Zahlen, wodurch man die eigne Stärke beyder Vorstellungen ausdrückt. Folglich ist $m_{,}\beta$ zu theilen in $\frac{bm_{,}\beta}{a+b}$ und $\frac{am_{,}\beta}{a+b}$; nämlich $\frac{bm_{,}\beta}{a+b}$ ist der Antheil am Sinken, welcher auf a fällt, und $\frac{am\beta}{a+b}$ der Antheil des b. Endlich erinnere man sich, dass jede Vorstellung, die ihren Zustand ändern muss, dies, in so weit es von ihr allein abhängt, mit derjenigen Geschwindigkeit thut, welche für jeden Augenblick der noch vorhandenen Entfernung von dem zu erreichenden Puncte angemessen ist. Wäre a ganz allein sich selbst überlassen; so würde, nachdem dessen Theil α hervorgetreten, und nur noch die Differenz $a - \alpha$ sich im gehemmten Zustande befände, die Geschwindigkeit $\frac{d\alpha}{dt} = a - \alpha$ seyn; und man hätte um α zu berechnen, nur nöthig, $\frac{d\alpha}{a - \alpha} = dt$ zu integriren. Nicht ganz so leicht ist unsre jetzige Aufgabe, von

---

*) Psychologie §. 93.

**) Daselbst §. 42.

$$d\alpha = \left(a - \alpha - \frac{bm\beta}{a+b}\right) dt$$

das Integral zu suchen; denn es ist offenbar, dass jener Antheil an der Hemmungssumme, welchen a übernehmen muss, und der zur Verminderung seines Steigens (also zur Verminderung von $d\alpha$) in jedem Zeittheilchen dt beyträgt, von der Grösse β abhängt; daher man erst β suchen, und alsdann den gefundenen Werth in die eben angezeigte Formel einführen muss.

§. 2.

Wenden wir das eben Bemerkte auf das Steigen von b an: so finden wir den Anfang der jetzt zu führenden Rechnung, wie er in dem frühern Werke schon war angegeben worden.

Nach Verlauf der Zeit t sey das Quantum β von b hervorgetreten. Wirkte nun weiter nichts auf b: so wäre $d\beta = (b - \beta)\,dt$; d. h. das augenblickliche Steigen des b wäre proportional seinem noch gehemmten Theile. Da aber die Hemmungssumme $m\beta$ vorhanden, und von ihr der auf b fallende Antheil $= \frac{am\beta}{a+b}$ eben jetzt zum Sinken drängt, so ergiebt sich

$$d\beta = \left(b - \beta - \frac{am\beta}{a+b}\right) dt$$

$$\text{und } \beta = \frac{b}{k}\left(1 - e^{-kt}\right) \text{ wenn } k = 1 + \frac{am}{a+b}.$$

Dies ist der Werth von β, welchen man in die obige Formel für $d\alpha$ einführen muss. Demnach ist zu integriren:

$$d\alpha = \left(a - \alpha - \frac{mb^2}{(a+b)\,k}\left(1 - e^{-kt}\right)\right) dt$$

$$\text{oder } d\alpha + \alpha dt = \left(a - \frac{mb^2}{(a+b)k} + \frac{mb^2}{(a+b)k} . e^{-kt}\right) dt$$

Nach einer bekannten Rechnungsregel setzt man $\alpha = uT$, demnach $d\alpha = udT + Tdu$; und wenn, um abzukürzen, ferner

$$udT + Tdu + uTdt = Qdt$$

gesetzt worden, desgleichen, um T zu bestimmen, $udT + uTdt = o$, woraus $\frac{dT}{T} = -dt$ und folglich $T = e^{-t}$, $\alpha = ue^{-t}$, so hat man noch $Tdu = du\,.\,e^{-t} = Qdt$, mithin

$$du = Qe^{t}dt = \left(a - \frac{mb^2}{(a+b)k}\right)e^{t}dt + \frac{mb^2}{(a+b)k} . e^{(1-k)t}\,dt$$

$$u = \left(a - \frac{mb^2}{(a+b)k}\right)e^{t} + \frac{mb^2}{(a+b)k} . \frac{1}{1-k} . e^{(1-k)t} + \text{Const.}$$

$$\alpha = a - \frac{mb^2}{(a+b)k} + \frac{mb^2}{(a+b)k} . \frac{1}{1-k} . e^{-kt} + \text{Const. } e^{-t}$$

und weil $\alpha = o$ für $t = o$, (denn die Zeit t fängt erst an, indem α beginnt zu steigen.) also

$$0 = a - \frac{mb^2}{(a+b)k} + \frac{mb^2}{(a+b)k} \cdot \frac{1}{1-k} + \text{Const.}$$

so ergiebt sich

$$\alpha = \left(a - \frac{mb^2}{(a+b)k}\right)(1-e^{-t}) + \frac{b^2m}{(a+b)k} \cdot \frac{1}{1-k} \cdot \left(e^{-kt} - e^{-t}\right)$$

welcher Ausdruck eine bequemere Form bekommen kann.

Zuvörderst ist $\frac{1}{1-k} = -\frac{1}{k-1} = -\frac{a+b}{am}$, daher $\frac{mb^2}{(a+b)\,k\,.\,(1-k)} = -\frac{b^2}{ak}$; um nun $\frac{mb^2}{(a+b)k} \,.\, e^{-t}$ und $\frac{b^2}{ak} \,.\, e^{-t}$ zusammenzuziehn, woraus der Coefficient $\frac{b^2}{k}\left(\frac{m}{a+b} + \frac{1}{a}\right)$ entsteht, bemerke man, dass $\frac{ma+a+b}{a+b} = k$; ferner kann man die Grösse $\frac{b^2}{ak}$ addiren und zugleich subtrahiren; so erhält man

$$(1) \;\ldots\ldots\; \alpha = \left(a - \frac{b^2}{a}\right)(1-e^{-t}) + \frac{b^2}{ak}\,(1 - e^{-kt})$$

womit zu verbinden, was oben schon angegeben

$$(2) \;\ldots\ldots\; \beta = \frac{b}{k}\,(1 - e^{-kt}) \text{ für } k = 1 + \frac{ma}{a+b}.$$

§. 3.

Gleich hier lässt sich ein schon erwähnter Satz entwickeln, der zwar zum Behuf der weitern Rechnung noch nicht nöthig, aber sehr geeignet ist, Licht auf den vorliegenden Gegenstand der Untersuchung zu werfen.

Während die Exponentialgrössen e^{-t} und e^{-kt} verschwinden, nähert sich α seiner Erhebungsgränze $a - \frac{b^2}{a} + \frac{b^2}{ak}$, und β der Gränze $\frac{b}{k}$. Die Summe dieser Grössen ziehe man ab von $a + b$, so wird man die Hemmungssumme erhalten.

Denn $\frac{b^2}{ak} - \frac{b^2}{a} = \frac{b^2}{ak}(1 - k) = -\frac{b^2m}{a + b + am}$; hiezu $\frac{b}{k}$, so wird $\frac{b(a + b) - b^2m}{a + b + am}$ abgezogen von b, (indem a sich ohne Weiteres von selbst hebt,) und man findet $\frac{mab + mbb}{a + b + am}$; welches gleich ist der Hemmungssumme m,β, oder $\frac{mb}{k}$.

Dies liess sich voraussehn. Es muss allgemein gelten, *dass die Vorstellungen nicht eher aufhören zu steigen, als bis ihr ferneres Aufstreben gerade gleich ist der Hemmungssumme, die sie ins Bewusstseyn gebracht haben*; vorausgesetzt, dass nicht fremdartige Umstände sich einmischen. Das fernere Aufstreben ist zunächst gleich dem noch übrigen Gehemmten; hiemit muss die Hemmungssumme ins Gleichgewicht treten, wenn sie das wirkliche Weitersteigen verhindern soll. Man wird den Satz unmittelbar einleuchtend finden, sobald man überlegt, dass die Hemmungssumme, also das Hinderniss des Steigens, durch das Steigen selbst gewachsen ist; und dass Stockung eintreten muss, sobald irgend eine Bewegung sich selbst ein Hinderniss in den Weg legt, welches dem Antriebe zur fernern Bewegung gleich ist.

§. 4.

Es seyen nun drey Vorstellungen a, b, c, worunter a die stärkste und c die schwächste, im freyen Steigen begriffen. Man sucht ihre nach Verlauf der Zeit hervorgetretenen Theile α, β, γ.

Der Hemmungsgrad für alle Paare sey $= m$, so ist die Hemmungssumme $= m\,(\beta + \gamma)$. Die Hemmungsverhältnisse kennt man *); sie sind $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, $\frac{1}{c}$, oder bc, ac, ab. Es sey $\frac{bc}{bc + ac + ab} = \pi'$, $\frac{ac}{bc + ac + ab} = \pi''$, $\frac{ab}{bc + ac + ab} = \pi'''$; so hat man, gemäss dem Vorigen, jetzt die drey Gleichungen

$$d\alpha = (a - \alpha - \pi' m \;\; (\beta + \gamma))\; dt$$
$$d\beta = (b - \beta - \pi'' m \;\; (\beta + \gamma))\; dt$$
$$d\gamma = (c - \gamma - \pi''' m \; (\beta + \gamma))\; dt$$

Man addire die zweyte und dritte Gleichung, so geht hervor

$$d\,(\beta + \gamma) = [b + c - (\beta + \gamma) - (\pi'' + \pi''')\, m\,(\beta + \gamma)]\; dt$$

woraus

$$\beta + \gamma = \frac{b + c}{k}\,(1 - e^{-kt})$$

wo $k = 1 + (\pi'' + \pi''')\, m = \frac{bc + (1 + m)\,(ac + ab)}{bc + ac + ab}$

Der Werth von $\beta + \gamma$ muss nun in die drey Gleichungen gesetzt werden. Man findet auf ähnliche Weise wie oben, zuvörderst

$$\alpha = \left(a - \pi' m . \frac{b+c}{k}\right)(1 - e^{-t}) + \pi' m\,\frac{b+c}{k} . \frac{1}{k-1} . (e^{-t} - e^{-kt})$$

Um nun diesem Ausdruck eine schicklichere Form zu geben, hat man wiederum die jetzigen Werthe von k, $k - 1$, und π' zu beachten. Dann wird

$$\frac{\pi' m}{k-1} = \frac{bc}{a\,(b + c)}, \text{ und } \frac{\pi' m}{k-1} . \frac{b + c}{k} = \frac{bc}{ak}$$

---

*) Psychologie §. 44.

Fasst man ferner $\pi' m \frac{b+c}{k} . e^{-t}$ mit $\frac{bc}{ak} . e^{-t}$ zusammen, so wird $bc . \frac{m.(b+c).a+bc+ac+ab}{(bc+ac+ab)\,ak} = \frac{bc}{a}$; und indem man noch $\frac{bc}{ak}$ sowohl addirt als subtrahirt, erhält man

$$\alpha = \left(a - \frac{bc}{a}\right)(1 - e^{-t}) + \frac{bc}{ak}\,(1 - e^{-kt}) \;\ldots\ldots (3)$$

Bey ähnlicher Rechnung für die beyden andern Formeln verwandelt sich $\frac{\pi'' m}{k-1} . \frac{b+c}{k}$ in $\frac{c}{k}$; und $\frac{\pi''' m}{k-1} . \frac{b+c}{k}$ in $\frac{b}{k}$; daher man, $\frac{c}{k}$ und $\frac{b}{k}$ an den gehörigen Orten addirend und subtrahirend, erhalten wird

$$\beta = (b - c)(1 - e^{-t}) + \frac{c}{k}\,(1 - e^{-kt}) \;\ldots\ldots\ldots (4)$$

$$\gamma = (c - b)(1 - e^{-t}) + \frac{b}{k}\,(1 - e^{-kt}) \;\ldots\ldots (5)$$

Der gemeinschaftliche Hemmungsgrad m zeigt sich in diesen Formeln deswegen nicht, weil er in k versteckt liegt, dessen Werth sich nach ihm richtet.

Vor allem weitern Verfahren aber untersuche man, ob die Rechnung auch hier den Satz des §. 3 bestätige.

Wenn die Exponentialgrössen verschwinden, so hat sich a erhoben bis zu $\alpha = a - \frac{bc}{a} + \frac{bc}{ak}$

$b \;\ldots\ldots\ldots\; \beta = b - c + \frac{c}{k}$

$c \;\ldots\ldots\ldots\; \gamma = c - b + \frac{b}{k}$

Die Summe dieser Grössen $= a - \frac{bc}{a} + \frac{1}{k}.\left(\frac{bc}{a} + c + b\right)$

ist das nunmehr vorhandene Ganze des wirklichen Vorstellens. Zieht man dies ab von der Gesammtheit der Vorstellungen $a + b + c$, so muss das noch übrige Streben vorzustellen, welches unbefriedigt bleibt, herauskommen. Eben dies Streben nun muss gleich seyn derjenigen Hemmungssumme, die als Rechnungsgrösse, nämlich als Bestimmung des gegenseitigen Drucks, in dem wirklich gewordenen Vorstellen enthalten ist; denn nur nach dem Maasse dieses Drucks ist es verhindert, ebenfalls in ein wirkliches Vorstellen überzugehn. Die Hemmungssumme $= m\,(\beta + \gamma)$ ist aber nach dem Verschwinden der Exponentialgrössen $= m\,.\,\frac{b + c}{k}$. Um nun mit Einem Blicke zu übersehen, dass die verlangte Bestätigung des Satzes hier wirklich durch die Rechnung geleistet wird, stelle man die Gleichung so, wie sie dem Satze gemäss ausfallen muss, und sehe dann zu, ob die Gleichheit eintrifft. Es soll also seyn

$$b + c + \frac{bc}{a} - \frac{1}{k}\left(\frac{bc}{a} + b + c\right) = m\,.\,\frac{b + c}{k}$$

oder $k\,(ab + ac + bc) = bc + ac + ab + m\,(b + c)\,.\,a$

woraus $k = \dfrac{bc + (1 + m)\,(ac + ab)}{ab + ac + bc}$

und dies ist eben der Ausdruck, welcher durch k bezeichnet wurde.

§. 5.

Die Formel (5) enthält ein negatives Glied, indem nach der Voraussetzung b grösser ist als c. Es entsteht also die Frage, ob γ nicht $= 0$ werden könne? Denn wofern die Formel einen negativen Werth erlangt, so hört ihre Gültigkeit auf, da Vorstellungen nicht negativ werden können. Dasselbe gilt dann von den Formeln (3) und (4); dergestalt, dass, nachdem γ völlig gehemmt ist, die alsdann vorhandene Hemmungssumme auf a und b fallen muss; welches eine neue Rechnung erfordern wird. Hieran nun knüpfen sich die folgenden Untersuchungen.

Zuerst bietet sich die Gränze dar, welcher γ sich nähert, indem die Exponentialgrössen verschwinden. Sie ist

$$\gamma = \frac{b}{k} - b + c$$

Findet man für angenommene Werthe von a, b, c, diese Grösse negativ: so ist für dieselben Werthe die obige Frage bejahend beantwortet; und daraus entsteht die Aufgabe, die Zeit zu berechnen, wann $\gamma = o$ wird. Vorbereitet wird die Auflösung dieser Aufgabe zunächst durch ein paar leichte Bemerkungen.

1) γ hat allemal ein Maximum. Denn

$$\frac{d\gamma}{dt} = be^{-} - (b - c)\, e^{-t} = 0$$

ergiebt $t = \frac{1}{k-1}$. log. nat. $\frac{b}{b-c}$ . . . . . . (6)

welche Grösse immer möglich ist, da $b > c$.

2) γ, als Curve gedacht, deren Abscissen die Zeit darstellen, hat allemal einen Wendungspunct. Denn

$$\frac{dd\gamma}{dt^2} = (b - c)\, e^{-t} - kbe^{-kt} = 0$$

ergiebt $t = \frac{1}{k-1}$ log. $\frac{kb}{b-c}$ . . . . (7)

Auch diese Zeit ist allemal möglich.

§. 6.

Zwischen den Fällen, da der angegebene Gränzwerth positiv und negativ ausfällt, liegt der Fall

$$\frac{b}{k} - b + c \text{ oder } b \,.\, \frac{bc + ac + ab}{bc + (1+m)(ac+ab)} - b + c = 0$$

$$\text{daher } c = -\tfrac{1}{2}\,\frac{ab}{b + a\,(1+m)}$$

$$+ \sqrt{\tfrac{1}{4}\,\frac{a^2\,b^2}{(b + a\,(1+m))^2} + \frac{ab^2m}{b + a\,(1+m)}} \;\ldots\ldots (8)$$

Hat c diesen Werth: so wird y nicht früher und nicht später $= 0$, als wann die Exponentialgrössen völlig verschwinden, d. h. in unendlicher Zeit. Oder mit andern Worten: es wird nie ganz gehemmt; wäre aber c auch nur im geringsten kleiner im Verhältniss gegen a und b, so würde sich eine Zeit angeben lassen, in welcher es, von seinem Maximum wieder herabgedrängt, völlig aus dem Bewusstseyn verschwände.

Man sieht hier ein Analogon der statischen Schwelle *).

Wenn $m = 1$, so giebt die Formel

für $a = 1,\ b = 1,\ c = \dfrac{\sqrt{13}-1}{6} = 0{,}4342 \ldots$

$a = 2,\ b = 1,\ c = \dfrac{\sqrt{11}-1}{5} = 0{,}4633 \ldots$

$a = 3,\ b = 1,\ c = \dfrac{\sqrt{93}-3}{14} = 0{,}4745 \ldots$

. . . .

. . . .

. . . .

$a = 10,\ b = 1,\ c = \dfrac{\sqrt{235}-5}{21} = 0{,}491$

$a = \infty,\ b = 1,\ c = \dfrac{\sqrt{9}-1}{4} = 0{,}5$

Wenn $a = b = 1$, so findet sich

für $m = 1,\ \ c = 0{,}4342$ wie vorhin,

$m = \tfrac{1}{2},\ \ c = 0{,}2899$

$m = \tfrac{1}{10},\ c = 0{,}08487$

---

*) Psychologie §. 47.

§. 7.

Die Gleichung

$$0 = (c - b)(1 - e^{-t}) + \frac{b}{k}(1 - e^{-kt})$$

aufzulösen, und hiemit die Zeit zu bestimmen, wann γ aus dem Bewusstseyn verschwinde, (vorausgesetzt, dass c unter der angegebenen Schwelle zurückstehe,) kann nicht besonders schwer fallen, ungeachtet diese Gleichung transscendent ist. Denn wo nur Ein Maximum und nur Ein Wendungspunct, wo beydes überdies so leicht zu finden ist, als oben gezeigt (§. 5.): da orientirt man sich bald, um auch die Wurzel durch eine zweckmässige Annäherung zu entdecken. Indessen bieten sich einige Hülfsmittel dar, die wir nicht übergehen wollen.

Zuerst ist eine allgemeine Methode der Annäherung nöthig, wobei angenommen wird, man habe irgendwie einen minder genäherten, doch auch nicht gar zu fehlerhaften Werth schon gefunden. Dann ist von der Art, einen solchen zu finden, nach Verschiedenheit der Umstände Verschiedenes zu sagen.

1) Man ordne die Gleichung so:

$$b - c - \frac{b}{k} = (b - c)\,e^{-t} - \frac{b}{k}\,e^{-kt}$$

und setze $t = T + t'$, mithin, wenn $A = b - c - \frac{b}{k}$,

$$B = (b - c)\,e^{-T}, \text{ und } C = \frac{b}{k}\,e^{-kT},$$

$$\begin{aligned} A &= B e^{-t'} - C e^{-kt'} \\ &= B - Bt' + \tfrac{1}{2} Bt'^2 - \dots \\ &\quad - C + Ckt' - \tfrac{1}{2} Ck^2t'^2 + \dots \end{aligned}$$

welche Reihen man verlängern kann. Indessen muss t' schon aus den ersten Gliedern nahe genug gefunden seyn, damit man aus dem erlangten Werthe die höhern Potenzen ohne bedeutenden Fehler berechnen, und der bekannten Grösse beyfügen könne.

2) Um T, denjenigen Werth von t, welcher nur noch einer geringen Berichtigung durch t' bedürfen soll, zu finden, wird auf die gegebene Grösse k das Meiste ankommen.

Wir wollen zuvörderst annehmen, diese Grösse, welche allemal zwischen 1 und 2 fallen muss, sey beynahe $= 2$; so ist die Gleichung beynahe quadratisch; demnach sey $k = 2 - u$, auch setze man $e^{-t} = x$, mithin $e^{-kt} = x^k = x^{2-u}$, und

$$0 = \frac{b}{k} - b + c + (b - c)\,x - \frac{b}{k}\,.\,x^2\,.\,x^{-u}, \text{ oder}$$

$$0 = x^2\,.\,x^{-u} - \frac{k(b-c)}{b}\,.\,x + \frac{k(b-c)}{b} - 1.$$

Hier ist x^{-u} ein Coefficient der unbekannten Grösse, mit welchem man die Gleichung dividiren würde, wenn er bekannt wäre. Wofern nun u nicht zu gross, mithin x^{-u} der Einheit nahe ist, so wird man diesen Coefficienten hinreichend kennen lernen, indem man anfangs, ohne ihn zu berücksichtigen, die Gleichung auflöset. Dies macht keine Mühe. Denn die Gleichung hat folgende Form:

$$0 = x^2 - qx + q - 1, \text{ wo } q = \frac{k(b-c)}{b}.$$

Hier ist offenbar eine Wurzel $= 1$, und unbrauchbar, weil sie von den verschiedenen Werthen, welche q haben mag, nicht abhängt. Die brauchbare Wurzel aber ist $q - 1$, welches ohne weitere Rechnung vor Augen liegt. Man nehme also $q - 1$ für x, berechne x^{-u}, dividire hiemit die Gleichung, und behandle sie wie jede quadratische behandelt wird. Die weitere Berichtigung bleibt dann der obigen allgemeinen Näherungsmethode überlassen.

3) Die Gleichung wird beynahe kubisch seyn, wenn k seinem mittlern Werthe $= \frac{3}{2}$ nahe ist. Man setze alsdann $x = y^2$, und berechne y aus der Gleichung

$$0 = y^3 - \frac{(b-c)k}{b} y^2 + \frac{(b-c)k}{b} - 1.$$

Man hat nämlich $x^k = y^{2k} = y^{2(\frac{3}{2} - u)} = y^{3-2u}$ und der noch unbekannte Coefficient, durch welchen zu dividiren vorbehalten bleibt, ist nun y^{-2u}. Die Form der Gleichung

$$0 = y^3 - qy^2 + q - 1$$

zeigt auch hier, dass 1 eine Wurzel der Gleichung ist. Daher lässt sich mit $y - 1$ ohne Rest dividiren, und diese Division giebt $y^2 + (1-q)y + (1-q)$, wobey zu bemerken, dass nach der Natur der Sache $q > 1$. Man schreibe also

$$y^2 - (q-1)y - (q-1) = 0$$

woraus $y = \frac{1}{2}(q-1) + \sqrt{\frac{(q-1)^2}{4} + q - 1}$.

Ist dies berechnet, so findet sich der Coefficient y^{-2u} mit welchem die Gleichung muss dividirt werden, um für eine berichtigte kubische gelten zu können; deren brauchbare Wurzel man schon so weit kennt, als nöthig, um die gewöhnliche Annäherung zu unternehmen. Zur letzten Berichtigung wendet man sich wieder an die obige allgemeine Näherungsmethode. — Es versteht sich von selbst, dass u positiv oder negativ zu nehmen ist, jenachdem k entweder $>$ oder $< \frac{3}{2}$.

4) Man gebe der Gleichung folgende Form:

$$\frac{b}{k(b-c)} = \frac{1 - e^{-t}}{1 - e^{-kt}}.$$

Wenn nun die ersten Versuche schon zeigen, dass e^{-kt} gegen 1 gering ausfallen müsse: so wird eine sehr leichte Rechnung hinreichen. Aus dem ersten Werthe von $x = e^{-t}$, der sich darbietet, bestimmt man e^{-kt}, multiplicirt dann $\frac{b}{k(b-c)}$ mit $1 - e^{-kt}$, berechnet hieraus e^{-t}, sucht hieraus von neuem e^{-kt}, und setzt dies fort wie zuvor.

5) Wäre keine von den angegebenen Verfahrungsarten bequem genug, so bliebe für solche Fälle immer noch das Hülfsmittel, zuerst den Wendungspunct durch seine Abscisse und Ordinate zu bestimmen; von wo aus die Wurzel sich durch Versuche (mit Hülfe des dortigen Differential-Verhältnisses) entdecken lässt.

In folgenden, unter sich vergleichbaren, Beyspielen soll zugleich das Maximum berücksichtigt werden.

Erstes Beyspiel. $a = 15$, $b = 10$, $c = 1$, und $m = 1$. So ist $k = 1{,}9428$, und $u = 0{,}0571$. Daher $q - 1 = 0{,}7485$. Dies für x genommen, giebt nach der Division mit x^{-u} (oder Multiplication mit x^{u}) die berichtigte Gleichung

$$x^2 - 1{,}7198x + 0{,}73623 = 0$$

woraus $x = 0{,}8033$; und folglich $t = 0{,}21904$. Wendet man hierauf die zuerst gezeigte allgemeine Näherung an, so ergiebt sich $t' = 0{,}01894$, mithin das gesuchte $t = 0{,}23798$. Bis zu dieser Zeit war y im Bewusstseyn gegenwärtig, dann verschwand diese Vorstellung. Um die Zeit 0,1123 hatte sie (nach der Formel (6) im §. 5.) ihr Maximum gehabt; und während der Zeit 0,1257 war sie von da herabgesunken. Sie sank also ein wenig langsamer als sie stieg. Ihr Maximum betrug 0,0552 (nach Formel 5 im §. 4, in welche

$t = 0{,}1123$ zu setzen ist). In diesem Zeitpuncte des Maximum für γ war b bis $\beta = 1{,}057$, und a bis $\alpha = 1{,}59$ gestiegen (nach Formel 3 und 4). Diese Grössen verhalten sich ziemlich nahe wie a zu b. Für den Zeitpunct des Verschwindens von γ, also für $t = 0{,}23798$, ist (ungefähr) $\beta = 2{,}1\ldots$ und $\alpha = 3{,}2\ldots$

Zweytes Beyspiel. $c = 2$; a, b, m wie vorhin. Man findet $k = 1{,}9$; $u = 0{,}1$; $q - 1 = 0{,}52$; die berichtigte Gleichung

$$x^2 - 1{,}4238\,x + 0{,}48708 = 0$$

woraus $x = 0{,}57154$, und hieraus $t = 0{,}55943$; alsdann noch zur Verbesserung $t' = 0{,}01529$, also das verbesserte $t = 0{,}57472$. Die Zeit des Maximums war $= 0{,}24794$. So lange dauerte das Steigen; hingegen das darauf folgende Sinken bis zum Nullpuncte brauchte eine Zeit $= 0{,}32678$. Das Maximum, wozu sich γ erhob, betrug $0{,}2207$; ungefähr viermal soviel als im vorigen Beyspiel, obgleich die Vorstellung c selbst nur doppelt so stark angenommen worden; sie hat aber auch mehr als doppelt so lange Zeit zum Steigen gehabt. Indem γ dies Maximum erreicht, findet sich $\beta = 2{,}15\ldots$ und $\alpha = 3{,}26\ldots$ Im Moment des Verschwindens von γ, für $t = 0{,}5747$, ist (ungefähr) $\beta = 4{,}1$; und $\alpha = 6{,}3\ldots$

Drittes Beyspiel. $c = 4$; a, b, m wie vorhin. Man findet $k = 1{,}840$; $u = 0{,}16$; $q - 1 = 0{,}104$; welches zuerst für x zu nehmen ist, also für e^{-t}. Hier sieht man gleich, dass e^{-kt} gering ausfällt gegen 1; man kann also von der Form

$$\frac{b}{k\,(b-c)} = \frac{1 - e^{-t}}{1 - e^{-kt}}$$

Gebrauch machen, wie oben gezeigt; und findet nach einander $e^{-t} = 0{,}10828$, dann $e^{-t} = 0{,}10936$, hierauf $e^{-t} = 0{,}10965$, woraus $t = 2{,}2104$. Diese Zeit ist mehr als das Dreyfache von der im vorigen Beyspiele, obgleich der Werth von c nur verdoppelt ist. Die Dauer einer Vorstellung im Bewusstseyn gewinnt in weit grösserem Verhältnisse als ihre Stärke. Dasselbe gilt von der Zeit des Steigens bis zum Maximum, welche hier $= 0{,}60812$ gefunden wird; noch mehr von dem Maximum selbst, denn y erhebt sich bis zu $0{,}9261$. Um eben diese Zeit ist b bis zu $\beta = 4{,}197$ und a bis zu $\alpha = 6{,}595$ hervorgetreten. In jenem Zeitpuncte, worin y verschwindet, ist $\beta = 7{,}48 \ldots$ und $\alpha = 12{,}4 \ldots$

Viertes Beyspiel. Hier soll der Hemmungsgrad m, der Vergleichung wegen, verändert werden. Es sey demnach $m = \frac{1}{2}$. Man weiss aus §. 6, dass für $c = 4$, y nicht zur Schwelle zurückfallen würde; wir nehmen nun $c = 2$, zur Vergleichung mit dem zweyten Beyspiele; übrigens wie vorhin, $a = 15$, $b = 10$. Hieraus wird $k = 1{,}45$. Man kann zwar im vorliegenden Falle durch Aufsuchung des Wendungspuncts leicht zum Ziele gelangen; allein derselbe lässt sich auch zu einem Rückblick auf das angezeigte Verfahren mittelst einer kubischen Gleichung benutzen; und dies soll hier geschehen. Nachdem $q - 1 = 0{,}16$ gefunden worden, hat man $y = 0{,}48792$, und hieraus, nach geschehener Division mit $y^{-0{,}1}$, die berichtigte Gleichung

$$0 = y^3 - 1{,}0797\, y^2 + 0{,}14892$$

woraus, nach gewöhnlicher Verbesserung des vorigen Werths, $y = 0{,}5116$, oder $x = 0{,}2617$, oder $t = 1{,}3404$. Wenn jetzt noch die allgemeine Näherung hinzukommt, so ergiebt sie $t' = 0{,}0044$, also das gesuchte $t = 1{,}3448$. Diese Zeit ist wenig mehr als das Doppelte von jener im zweyten Beyspiele. Die Vorstellung c bleibt also ungefähr doppelt so lange im Bewusstseyn, weil ihr Hemmungsgrad nur halb so gross ist als zuvor. Ihr Maximum hat sie in dem Zeitpuncte 0,4959, und das Maximum selbst beträgt 0,4087. Im zweyten Beyspiel war es 0,2207, also ist es nicht völlig verdoppelt. In eben diesem Zeitpuncte 0,4959 hat β den Werth 3,83.. erreicht, und α ist $= 5{,}814$. Für die Zeit 1,344 ... da $\gamma = 0$ wird, ist $\beta = 7{,}063$ ... und $\alpha = 10{,}84$ ...

§. 8.

Wir richten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen a und b; zuvörderst um zu sehen, welche Veränderung ihrem Aufsteigen dadurch begegnet, dass eine dritte ihnen entgegengesetzte zu gleicher Zeit mit ihnen hervortrit. Das dritte Beyspiel kann den Unterschied am auffallendsten machen, weil c dort am grössten angenommen wurde. Die Formeln (1) und (2) des §. 2 müssen zeigen, wie hoch a und b sich zu den im dritten Beyspiele angemerkten Zeitpuncten würden erhoben haben, wenn keine dritte Vorstellung vorhanden gewesen wäre.

Wir nehmen also, wie dort, $a = 15$, $b = 10$, $m = 1$. Hieraus $k = 1{,}6$. Man findet

für die Zeit 0,60812, $\alpha = 6{,}388$; $\beta = 3{,}887$

für die Zeit 2,2104, $\alpha = 11{,}46$; $\beta = 6{,}068$.

Demnach α beydemal fast doppelt so gross als β. Dies kann nicht befremden, wenn man die Formeln (1) und (2) ansieht. Die Exponentialgrösse e^{-kt} nimmt schneller ab als e^{-t}. Auch ist gleich Anfangs erinnert worden, dass, wenn a oder b einzeln, und gar keiner Hemmung unterworfen, aus dem ganz gehemmten Zustande hervorträten, dann ihre Differentiale seyn würden

$$d\alpha = (a - \alpha)\, dt \text{ und } d\beta = (b - \beta)\, dt$$

mithin $\alpha = a\,(1 - e^{-t})$ und $\beta = b\,(1 - e^{-t})$.
Zusammen steigend aber hindern sie einander; und dabey leidet b, als die schwächere, am meisten; es wird ihr eine Gränze $= \frac{b}{k}$ gesetzt, der sie sich mit einer Geschwindigkeit $= \frac{d\beta}{dt} = b - k\beta$ annähern muss. Die stärkere Vorstellung leidet weniger; dies zeigt sich in dem ersten Gliede der Formel für α; worin noch die Grösse $1 - e^{-t}$ vorkommt, wiewohl nicht mit dem ganzen a multiplicirt.

Vergleicht man aber die Beyspiele des vorigen §, so fällt sogleich der grosse Unterschied ins Auge. Dort wird die Hemmungssumme zum grössten Theil auf die dritte, schwächste Vorstellung geworfen. Daher sind dort sämmtliche Werthe von α und β für die nämlichen Zeiten grösser gefunden; und überdies behält β gegen α noch ziemlich nahe das ursprüngliche Verhältniss von b zu a, nämlich $10 : 15 = 2 : 3$. Der Vortheil ist also am grössten für β.

Dies ist nicht so zu verstehen, als ob die stärkern Vorstellungen gegen die schwächern in Verbindung träten; vielmehr werden für jetzt noch die Vorstellungen als völlig unverbunden betrachtet. Sondern es ist die blosse, unmittelbare Folge von der Natur der Hemmungssumme, die aus allen gleichzeitigen Vorstellungen als eine gemeinschaftliche Last für alle hervorgeht, im umgekehrten Verhältnisse des Widerstandes sich vertheilt, und in jedem Augenblicke mit einer, ihrer Grösse proportionalen Geschwindigkeit sinkt.

§. 9.

Was wird nun geschehn, nachdem γ gesunken ist bis auf Null? Die Hemmungssumme, welche eben vorhanden ist, und unmittelbar zuvor noch am meisten gegen γ drängte, fällt auf einmal dem a und b zur Last; vorzüglich dem letztern, als dem schwächeren. Ähnliches kommt schon bey sinkenden Vorstellungen vor *); nur ist es hier mehr verwickelt, und die plötzlichen Abänderungen können im Bewusstseyn merklicher werden.

In dem Augenblicke, da $\gamma = 0$ wird, sey $\beta = B$; und $\alpha = A$. Man lasse von hier eine neue Zeit beginnen; so müssen die Formeln (1) und (2) in Ansehung der Constanten verändert werden. Aus

$$d\beta = \left(b - \beta - \frac{am\beta}{a+b}\right) dt \text{ oder } (b - k\beta)\, dt$$

folgt zwar auch jetzt noch

$$\log. \frac{b - k\beta}{\text{Const.}} = - kt$$

aber Const. $= b - kB$, und

$$(9) \ldots\ldots \beta = \frac{b}{k}(1 - e^{-kt}) + Be^{-kt}.$$

Hiernach bekommt die Formel für α einen Zusatz, indem das Q des §. 2 noch ein Glied in sich aufnehmen muss. Die ganze Formel kann übrigens bleiben, wie sie war; man hat nur folgendes beyzufügen:

$$(10) \ldots \quad - \frac{Bmb}{(k-1)(a+b)}(e^{-t} - e^{-kt}) + Ae^{-t}$$

Wenn $a = 15$, $b = 10$, wie in vorigen Beyspielen, so ist die Erhebungsgränze des β nach Formel (2) nicht höher als $\frac{10\,.\,5}{8} = 6{,}25$. Im dritten Beyspiele war aber β emporgestiegen bis $7{,}48 = B$. Folglich

---

*) Psychologie §. 75.

$$(11) \qquad d\beta = (b - Bk)\, e^{-kt}\, dt$$

ist beym Anfang der neuen Zeit $= -1{,}96dt$. Die Geschwindigkeit $= \frac{d\beta}{dt}$ ist negativ; b muss sinken.

Ferner giebt die Formel (1), in Verbindung mit dem so eben angezeigten Zusatze

$$\frac{d\alpha}{dt} = \left(a - \frac{b^2}{a} - A + \frac{mbB}{(k-1)(a+b)}\right) e^{-t}$$
$$+ \left(\frac{b^2}{a} - \frac{k}{(k-1)} \cdot \frac{mbB}{(a+b)}\right) e^{-kt} \quad \ldots \; (12)$$

Für die angenommenen Werthe, welchen gemäss $m = 1$ und $k = 1{,}6$; auch $t = 0$, giebt dieser Ausdruck: $-0{,}401$; also ist auch die Geschwindigkeit von α negativ.

Setzt man endlich $a - \frac{b^2}{a} - A + \frac{mbB}{(k-1)(a+b)} = p$,

$$\frac{b^2}{a} - \frac{k}{(k-1)} \cdot \frac{mbB}{(a+b)} = -q,$$

und alsdann $pe^{-t} = qe^{-kt}$, oder $\frac{da}{dt} = 0$,

$$\text{woraus } t = \frac{1}{k-1} \cdot \log. \frac{q}{p} \quad \ldots\ldots\ldots \; (13)$$

so muss um diese Zeit α ein Minimum haben. Im Beyspiel findet sich $\alpha = 12{,}313$; es war aber in dem Augenblick, da γ verschwand, $\alpha = 12{,}409$; also ist es um 0,096 gesunken. Die Zeit seines Sinkens beträgt 0,6069. Nach Verlauf dieser Zeit ist β von 7,4806 herabgesunken bis auf 6,7159; also hat es 0,7647 verloren; ungefähr 8 mal so viel wie α.

Man bemerke noch, dass die Zusätze wegen A und B, welche die vorigen Formeln hier bekommen haben, an den Gränzen, denen sich α und β annähern, nichts verändern können. Denn sie hängen von Exponentialgrössen ab, die für grössere t bald so gut als völlig unbedeutend werden. Vielmehr sinkt β langsam zu seiner Gränze 6,25; und α steigt vom Minimum allmählig bis 12,5.

§. 10.

Vermuthen lässt sich, dass von vier Vorstellungen, a, b, c, d, die drey schwächern zuerst sich grossentheils ähnlich jenen bewegen werden; und dass, nachdem d zur Schwelle gesunken, ihm c bald nachstürzen, und dadurch für a und b das vorige Verhalten eintreten werde. Anstatt hierüber weitläuftige Rechnungen anzustellen *), wollen wir die schon geführte Rechnung etwas erweitern.

Gesetzt, es gebe mehrere Vorstellungen von gleicher Stärke $= b$, deren Anzahl $= \mu$, und auch mehrere $= c$, deren Anzahl $= \nu$: so hat man die nämlichen Differentialgleichungen wie im §. 4, allein die zweyte und dritte mehrmals. Um zunächst die Grössen π', π'', π''' zu bestimmen: so findet sich $\pi' = \frac{bc}{bc + \mu ac + \nu ab}$,

$$\pi'' = \frac{ac}{bc + \mu ac + \nu ab},\quad \pi''' = \frac{ab}{bc + \mu ac + \nu ab}$$

$$\begin{aligned}
\text{Ferner } d\alpha &= (a - \alpha - \pi' m\,(\mu\beta + \nu\gamma))\ dt\\
d\beta &= (b - \beta - \pi'' m\,(\mu\beta + \nu\gamma))\ dt\\
&\vdots\\
d\gamma &= (c - \gamma - \pi''' m\,(\mu\beta + \nu\gamma))\ dt\\
&\vdots
\end{aligned}$$

giebt beym Addiren der $d\beta$ und $d\gamma$

---

*) Zu bemerken ist, dass man auch bey vier Vorstellungen nicht mehr als zwey Exponential-Grössen, von der Form $(1 - e^{-kt})$ und $(1 - e^{-t})$, finden wird; nur die Coefficienten sind weit mehr verwickelt.

$$d(\mu\beta+\nu\gamma)=[\mu b+\nu c-(\mu\beta+\nu\gamma)-(\mu\pi''+\nu\pi''')$$

$m\ (\mu\beta+\nu\gamma)]\,dt$, und $\mu\beta+\nu\gamma=\frac{\mu b+\nu c}{k}(1-e^{-kt})$

wo $k=1+(\mu\pi''+\nu\pi''').m=1+m.\ \frac{\mu ac+\nu ab}{bc+\mu ac+\nu ab}$

Ist hier $m=1$, so wird für ein kleines c sich $k-1$ fast ganz $=1$, oder $k=2$ setzen lassen. Überdem ist dann π' sehr gering, d. h. α bewegt sich fast wie wenn keine Hemmung darauf wirkte. Daher wollen wir die Rechnung nur für β und γ fortsetzen. Wie im §. 2 schreiben wir

$d\beta+\beta dt=Qdt$, woraus, wie dort, $du\,.e^{-t}=Qdt$,

$$du=Qe^{t}dt=\left(b-\pi''.\frac{(\mu b+\nu c)}{k}\right)e^{t}dt+\pi''\frac{\mu b+\nu c}{k}.e^{(1-k)t}dt$$

$$u=\left(b-\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k}\right)e_{t}+\pi''\frac{\mu b+\nu c}{k.(1-k)}.e^{(1-k)t}+\text{Const.}$$

$$\beta=\left(b-\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k}\right)+\pi''\frac{\mu b+\nu c}{k.(1-k)}e^{-kt}+\text{Const.}e^{-t}$$

und weil $\beta=0$ für $t=0$,

$$0=\left(b-\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k}\right)+\pi''\frac{\mu b+\nu c}{k.(1-k)}+\text{Const.}$$

so ergiebt sich

$$\beta=\left(b-\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k}\right).(1-e^{-t})$$

$$+\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k.(1-k)}(e^{-kt}-e^{-t})$$

$$\text{oder } b\,(1-e-_{t})-\pi''.\frac{\mu b+\nu c}{k}(1-e^{-t})$$

$$+\pi''\frac{\mu b+\nu c}{k.(k-1)}(e^{-t}-e^{-kt})\quad .\ .\ .\ .\ .\ .\quad (14)$$

Falls ohne bedeutenden Fehler $k=2$ und $k-1=1$ genommen werden kann, ergiebt sich

$$(15) \ldots \beta = b(1-e^{-t}) - \pi'' \frac{\mu b + \nu c}{k}(1 + e^{-kt} - 2e^{-t})$$

und eben so

$$(16) \ldots \gamma = c(1-e^{-t}) - \pi'''.\frac{\mu b + \nu c}{k}(1 + e^{-kt} - 2e^{-t})$$

Die Berechnung für $\gamma = 0$ ist hier ausserordentlich leicht, da man, die nämliche Abkürzung durch $k = 2$ beybehaltend, schreiben kann

$$0 = c\,(1 - e^{-t}) - \tfrac{1}{2}\,\pi'''\,(\mu b + \nu c).(1 - e^{-t})^2$$

oder $$0 = c - \tfrac{1}{2}\,\pi'''\,(\mu b + \nu c)\,(1 - e^{-t})$$

also $$1 - e^{-t} = \frac{2c}{\pi'''\,(\mu b + \nu c)}$$

und $$\log. \frac{\pi'''\,(\mu b + \nu c)}{\pi'''\,(\mu b + \nu c) - 2c} = t$$

Dieser Ausdruck lässt sich für manche Fälle noch bedeutend abkürzen. Denn $\pi''' = \frac{ab}{bc + \mu ac + \nu ab}$ wird für ein grosses μa oder νa, indem man bc weglässt, beynahe $= \frac{b}{\mu c + \nu b}$, daher nahe $t = \log. \frac{b\,(\mu b + \nu c}{\mu\,(b^2 - 2c^2) - \nu bc}$. Ist ferner c klein genug, damit vorläufig auch noch $2c^2$ neben b^2 weggelassen werden könne, so hat man beynahe

$$t = \log. \frac{\mu b + \nu c}{\mu b - \nu c} = \log. \frac{1 + \frac{\nu c}{\mu b}}{1 - \frac{\nu c}{\mu b}} = 2\left[\frac{\nu c}{\mu b} + \frac{1}{3}\frac{\nu^3 c^3}{\mu^3 b^3} + \ldots\right]$$

Übrigens lassen sich die Formeln auch nach Analogie der obigen (3, 4, 5) anordnen; um dies an der Formel für b kurz zu zeigen, dient Folgendes.

Anstatt $-\pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k}(1 - e^{-t})$ schreibe man getrennt $- \pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k} + \pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k} e^{-t}$, und vereinige den letztern Theil mit $\pi'' \frac{\mu b + \nu c}{k.(k-1)} e^{-t}$; so wird wegen $1 + \frac{1}{k-1} = \frac{k}{k-1}$ aus beydem $\pi'' \frac{(\mu b + \nu c)}{k-1} e^{-t}$. Ferner zerlege man den ersten Theil in zwey Ausdrücke; nämlich $- \pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k} = \pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k-1}.\frac{1-k}{k}$, oder $\pi'' \frac{\mu b + \nu c}{(k-1).k} - \pi'' \frac{\mu b + \nu c}{k-1}$. Dieser letztere negative Ausdruck, zusammengefasst mit jenem, der die Grösse e^{-t} mit sich führt, ergiebt $- \pi'' \frac{\mu b + \nu c}{k-1}(1 - e^{-t})$ welches mit $b\,(1 - e^{-t})$ zu verbinden ist. Eben so lässt sich jenes $\pi'' \frac{\mu b + \nu c}{(k-1).k}$ mit demjenigen Theile der Formel verknüpfen, welcher die Exponentialgrösse e^{-kt} enthält; man hat alsdann $\pi'' \frac{\mu b + \nu c}{(k-1).k}(1 - e^{-kt})$. Die ganze Formel ist nun

$$\beta = \left(b - \pi'' \frac{\mu b + \nu c}{k-1}\right)(1 - e^{-t})$$
$$+ \pi'' \frac{\mu b + \nu c}{(k-1).k}(1 - e^{-kt})$$

und eben so

$$\gamma = \left(c - \pi''' \frac{\mu b + \nu c}{k-1}\right)(1 - e^{-t})$$
$$+ \frac{\pi'''}{k-1}.\frac{\mu b + \nu c}{k}(1 - e^{-kt})$$

Beyspiel. $a = 15$, $b = 10$, $c = 1$, $\mu = 1$, $\nu = 4$. Jedes der vier γ hat um die Zeit $= 0{,}3533$ das Maximum $= 0{,}1488$; und verschwindet aus dem Bewusstseyn um die Zeit $= 0{,}9044$. Dies Beyspiel gestattet eine doppelte Vergleichung. Zuerst mit dem ersten Beyspiele des §. 7. Wir stellen also zusammen

	Maximum	Zeit des Maximum.	Zeit des Verschwindens
dort	0,0552	0,1123	0,2379
hier	0,1488	0,3533	0,9044

Der Grund des Unterschiedes ist klar. Der beträchtliche Theil der Hemmungssumme, der aus β entspringt, fiel dort meistens auf ein einziges c. Hier ist, wie dort, $c = 1$ gesetzt, aber es sind solcher c vier angenommen. Diese vermehren zwar die Hemmungssumme; allein weit erheblicher ist der Umstand, dass sie als Träger der gemeinsamen Last dienen; als solche halten sie mehr und länger aus; beynahe dreyfach.

Die zweyte Vergleichung bietet das dritte Beyspiel des §. 7. Dort war nur ein einziges $c = 4$ angenommen; hier ist dieselbe, dem a und b entgegenwirkende Grösse in vier Theile gleichsam zersplittert. Es war

	Maximum	Zeit des Maximum.	Zeit des Verschwindens.
dort	0,9261	0,6081	2,2104
hier	0,1488	0,3533	0,9044

wobey besonders auffällt, wieviel länger dort die Zwischenzeit zwischen der des Maximums und des Verschwindens verhältnissmässig dauert, als hier. Dort wird die Zeit des Maximums beynahe vierfach genommen den Zeitpunct des Verschwindens ergeben; hier nicht einmal dreyfach. Das Sinken geht viel langsamer, wo eine grössere, das heisst in diesem Falle, eine besser concentrirte Energie sich demselben widersetzt. Am meisten gewinnt das Maximum, welches sich im Beyspiele nahe sechsfach vergrössert zeigt, wo der Widerstand als Gesammtkraft wirkt.

Wir haben noch auf α und β zu sehen. Wegen α ist schon erinnert worden, dass darauf die Hemmung unter den jetzigen Voraussetzungen keinen sehr merklichen Einfluss haben könne. In der That ist π' hier nicht vollends $= \frac{1}{62}$, also kann ein so kleiner Theil der Hemmungssumme, neben α selbst, in der Gleichung $d\alpha = (a - \alpha - \pi' \; (\mu\beta + \nu\gamma))\, dt$ kaum in Betracht kommen. Denkt man sich nun α ganz ohne Widerstand steigend, so ist um die Zeit $= 0{,}9044$, $\alpha = a\ (1 - e^{-t}) = 8{,}9283$. Beynahe dasselbe könnte man auf b anwenden; denn π'' ist noch nicht vollends $\frac{1}{41}$; stiege nun β ohne Widerstand, so wäre um die nämliche Zeit, $\beta = 5{,}9522$. Bloss um die Geringfügigkeit des Unterschiedes zu zeigen, wollen wir β aus der Formel berechnen; mit der Bemerkung, dass der Unterschied hier dennoch bedeutender ist als bey α, weil β kleiner ist, und ein grösserer Zusatz daneben weniger darf vernachlässigt werden. Es findet sich nämlich $\beta = 5{,}8927$.

Jetzt erneuern sich die Betrachtungen des §. 9. Es sind a und b fast ohne Widerstand bis zu α und β emporgestiegen, so lange die vier gleichen c ihren Druck übernehmen. Plötzlich verschwindet diese Unterstützung; und die beträchtliche Hemmungssumme $= 5{,}8927$ fällt auf a und b. So eben noch stieg β fast mit der Geschwindigkeit $b - \beta = 4{,}107$; plötzlich trit die viel geringere Geschwindigkeit, $= 0{,}5716$, an deren Stelle, die sich (nach Formel 11) noch überdies continuirlich vermindert. Auch die Geschwindigkeit von α muss sich auf einmal vermindern, wie man ohne Rechnung leicht genug übersieht. Zu einem Minimum von α kommt es indessen hier nicht, weil kein Sinken erfolgt, sondern nur ein Stocken, das für b fast einem Stillstande gleicht.

Werden zwey Vorstellungen, jede von der Stärke $= 10$, statt, wie zuvor, einer solchen, angenommen, das übrige wie vorhin: so findet sich jedes $\gamma = 0$ für die Zeit 0,43947; um diese Zeit ist jedes $\beta = 3{,}502$; und $\alpha = 5{,}3343$. Die Formeln (4) und (5) ergeben zur Erhebungsgränze für jedes β, $5 + \frac{5}{7}$; und zur Gränze von α, $12 + \frac{1}{7}$; demnach sind beyde b und a noch weit von ihrer Gränze, können noch beträchtlich steigen, und ihre Geschwindigkeit wird weniger gestört, indem die sämmtlichen c zur Schwelle zurücksinken. Die Zeit war zu kurz, als dass sich jene schon bedeutend hätten ihrer Gränze nähern können. Hätte man eine grössere Anzahl der c angenommen, so würde die Zeit ihres Zurücksinkens sich verlängert haben, wie aus dem vorigen Beyspiele zu ersehen war.

Zweytes Capitel.

Vom Steigen bey ungleichen Hemmungsgraden.

§. 11.

Das bisherige Verfahren beruht wesentlich auf der Addition derjenigen Gleichungen, welche zusammen genommen die veränderliche Hemmungssumme ergeben müssen. Dieser Vortheil der Rechnung geht verloren, wenn die Hemmungsgrade ohne Einschränkung ungleich seyn sollen; man kann ihn aber noch beybehalten, wenn wenigstens diejenigen Hemmungsgrade gleich sind, die in der Hemmungssumme vorkommen. Um dies kurz zu zeigen, nehmen wir an, in einer Hemmungssumme wie $n\beta + p\gamma$, sey $n = p$.

Es sey nun $\pi' = \frac{bc\varepsilon}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$,

$\pi'' = \frac{ac\eta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$, $\pi''' = \frac{ab\vartheta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$ *), auch die Hemmungssumme $= n(\beta + \gamma)$, und man habe wie vorhin die drey Gleichungen

$$d\alpha = (a - \alpha - \pi' n (\beta + \gamma))\, dt$$
$$d\beta = (b - \beta - \pi'' n (\beta + \gamma))\, dt$$
$$d\gamma = (c - \gamma - \pi''' n (\beta + \gamma))\, dt$$

so ist auch jetzt noch

$$d(\beta + \gamma) = (b + c - k(\beta + \gamma))\, dt$$

wo $k = 1 + n(\pi'' + \pi''') = 1 + n \cdot \frac{ac\eta + ab\vartheta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$

und die Rechnung läuft auf bekanntem Wege fort bis zu den drey Gleichungen von völlig gleicher Form:

$$\alpha = \left(a - \pi' n \frac{b+c}{k}\right)(1 - e^{-t})$$
$$+ \pi' n \frac{b+c}{k} \cdot \frac{1}{k-1} \cdot (e^{-t} - e^{-kt}) \quad \ldots\ldots \quad (17)$$

$$\beta = \left(b - \pi'' n \frac{b+c}{k}\right)(1 - e^{-t})$$
$$+ \pi'' n \frac{b+c}{k} \cdot \frac{1}{k-1} (e^{-t} - e^{-kt}) \quad \ldots\ldots \quad (18)$$

$$\gamma = \left(c - \pi''' n \frac{b+c}{k}\right)(1 - e^{-t})$$
$$+ \pi''' n \frac{b+c}{k} \cdot \frac{1}{k-1}\, e^{-t} - e^{-kt}) \quad \ldots\ldots \quad (19)$$

---

*) Psychologie §. 54, wo die Verhältnisszahlen, (nach denen das Quantum, was gehemmt wird, zu vertheilen ist,) durch $\frac{\varepsilon}{a}$, $\frac{\eta}{b}$, $\frac{\vartheta}{c}$, ausgedrückt sind; indem ε, η, ϑ, jedesmal solche Summen von Hemmungsgraden, wie $p + n$, oder $p + m$, oder $m + n$ bedeuten, gemäss den verschiedenen Umständen, wie dieselben mit a, b, c, zu verbinden sind.

welche nach Verschiedenheit der π', π'', π''', und nach dem Unterschiede der Hemmungssummen und Hemmungsgrade, andre und andre Bedeutungen annehmen werden. Ist die Hemmungssumme $n\ (\alpha + \gamma)$, so addirt man die erste und dritte Gleichung; ist sie $n\ (\alpha + \beta)$, die erste und zweyte.

§. 12.

Für die Rechnung mit drey verschiedenen Hemmungsgraden sollen andre Buchstaben gewählt werden, damit man denselben die vorhin gebrauchten nach Verschiedenheit der Umstände substituiren könne. Hiedurch wird nicht bloss den Verwechselungen vorgebeugt, welche sonst bey verschiedenen Hemmungssummen entstehen möchten, sondern die Rechnung wird auch auf mehrere gleich starke Vorstellungen (wie im §. 10) sich erweitern lassen.

Zum Anfange bedarf man nur der beyden Gleichungen, worin diejenigen Vorstellungen sich befinden, von welchen die Hemmungssumme abhängt. Diese beyden Vorstellungen bezeichnen wir ihrer Stärke nach mit X und Y, welche Grössen constant sind; ihre veränderlichen Theile mit x und y. Zu ihnen gehören zwey Hemmungs-Coefficienten, wie die obigen π'' und π'''; diese mögen jetzt λ und λ' heissen. Die Hemmungssumme sey $fx + hy$, wo f und h die darin vorkommenden Hemmungsgrade bedeuten. Alsdann hat man folgende Gleichungen:

$$dx = (X - x - \lambda\ (fx + hy))\ dt$$
$$dy = (Y - y - \lambda'\ (fx + hy))\ dt$$

oder etwas anders geordnet

$$dx + (x + \lambda fx)\ dt = (X - \lambda hy)\ dt$$
$$dy + (y + \lambda' hy)\ dt = (Y - \lambda' fx)\ dt$$

Die zweyte dieser Gleichungen multiplicire man mit einer noch unbestimmten Grösse, deren Bestimmung vorbehalten bleibt*); dieselbe sey ϑ. Also

$$\vartheta dy + \vartheta y\,(1 + \lambda' h)\,dt = \vartheta\,(Y - \lambda' fx)\,dt.$$

Diese Gleichung zur ersten addirt giebt

$$dx + \vartheta dy + [x\,(1 + \lambda f) + \vartheta y\,(1 + \lambda' h)]\,dt$$
$$= [X - \lambda h y + \vartheta\,(Y - \lambda' fx)]\,dt$$

und geordnet

$$dx + \vartheta dy + \left[x \left\{\begin{matrix}1 + \lambda f\\ + \lambda' f\vartheta\end{matrix}\right. + y \left\{\begin{matrix}(1 + \lambda' h)\,\vartheta\\ + \lambda h\end{matrix}\right.\right] dt$$
$$= (X + \vartheta Y)\,dt.$$

Der Integration wegen führen wir eine neue veränderliche Grösse z ein; dergestalt dass

$$x \left\{\begin{matrix}1 + \lambda f\\ + \lambda' f\vartheta\end{matrix}\right. + y \left\{\begin{matrix}(1 + \lambda' h)\,\vartheta\\ + \lambda h\end{matrix}\right. = (1 + \lambda f + \lambda' f\vartheta)\,z$$

mithin

$$dx + \frac{\vartheta + \lambda' h\vartheta + \lambda h}{1 + \lambda f + \lambda' f\vartheta}\,dy = dz$$

Jetzt werde das vorhin angenommene ϑ so bestimmt, dass

$$\vartheta = \frac{\lambda h + (1 + \lambda' h)\,\vartheta}{1 + \lambda f + \lambda' f\vartheta}$$

Dies führt auf eine quadratische Gleichung für ϑ. Der grössern Deutlichkeit wegen schreiben wir anfangs

$$\vartheta = \frac{B + B'\vartheta}{A + A'\vartheta}$$

oder $A\vartheta + A'\vartheta^2 = B + B'\vartheta$, woraus

$$\vartheta = \frac{B' - A}{2A'} \pm \sqrt{\frac{(B' - A)^2 + 4\,A'B}{4A'^2}}$$

Da nun $B' - A = 1 + \lambda' h - (1 + \lambda f)$, also $(B' - A)^2 = (\lambda' h)^2 - 2\lambda' h\lambda f + (\lambda f)^2$, und $4\,A'B = 4\lambda' f\lambda h$, so lässt sich die Quadratwurzel ausziehen; und die Rechnung giebt

---

*) Die Methode lehrt u. a. Lacroix im traité élém. de calc. d. et int. §. 286.

$$\vartheta = \frac{\lambda'h - \lambda f}{2\lambda'f} \pm \frac{\lambda'h + \lambda f}{2\lambda'f}$$

also der eine Werth ist $\vartheta = \frac{h}{f}$

der andre . . . . . $\vartheta = -\frac{\lambda}{\lambda'}$

Ferner hat man für die neu eingeführte veränderliche z die Gleichung

$$dx + \vartheta dy + (1 + \lambda f + \lambda' f\vartheta)\, zdt = (X + \vartheta Y)\, dt$$

das heisst

$$dz + (1 + \lambda f + \lambda' f\vartheta)\, zdt = (X + \vartheta Y)\, dt$$

weil zuvor ϑ auf die angegebene Weise war bestimmt worden. In diese Gleichung führe man die beyden berechneten Werthe von ϑ ein, so hat man

$$1)\; dz + (1 + \lambda f + \lambda' h)\, zdt = (X + \frac{h}{f}\, Y)\, dt$$

$$2)\; dz + zdt = (X - \frac{\lambda}{\lambda'}\, Y)\, dt$$

Beyde Gleichungen haben die Form

$$dz + Fzdt = Cdt$$

und ergeben

$$-\frac{1}{F} \,.\, \log. \frac{C - Fz}{C} = t$$

woraus alsdann

$$z = \frac{C}{F}\,(1 - e^{-Ft})$$

Das heisst, weil $z = x + \vartheta y$.

$$1)\; z = \frac{fX + hY}{f(1 + \lambda f + \lambda' h)} . (1 - e^{-(1 + \lambda f + \lambda' h)t}) = x + \frac{h}{f} y$$

$$2)\; z = \frac{\lambda' X - \lambda Y}{\lambda'}\,(1 - e^{-t}) = x - \frac{\lambda}{\lambda'}\, y$$

Aus diesen beyden Gleichungen ergeben sich x und y.

Man setze zur Abkürzung $k = 1 + \lambda f + \lambda' h$, so ist

$$\frac{\lambda' f}{\lambda f + \lambda' h} \cdot \frac{fX + hY}{fk} \cdot (1 - e^{-kt}) - \frac{\lambda' f}{\lambda f + \lambda' h} \cdot \frac{\lambda' X - \lambda Y}{\lambda'} \cdot (1 - e^{-t}) = y$$

$$\frac{\lambda' f}{\lambda f + \lambda' h} \cdot \frac{\lambda}{\lambda'} \cdot \frac{fX + hY}{fk} \cdot (1 - e^{-kt})$$

$$+ \frac{\lambda' f}{\lambda f + \lambda' h} \cdot \frac{h}{f} \cdot \frac{\lambda' X - \lambda Y}{\lambda'} (1 - e^{-t}) = x$$

oder, etwas mehr symmetrisch und mehr zusammengezogen:

$$\frac{\lambda'(fX + hY)}{(k-1)k} (1 - e^{-kt}) - \frac{f(\lambda' X - \lambda Y)}{k-1} (1 - e^{-t}) = y \quad (20)$$

$$\frac{\lambda(fX + hY)}{(k-1)k} (1 - e^{-kt}) + \frac{h(\lambda' X - \lambda Y)}{k-1} (1 - e^{-t}) = x \quad (21)$$

Es bleibt jetzt noch übrig, das Hervortreten der dritten Vorstellung zu bestimmen, welche in den Ausdruck der Hemmungssumme nicht eingeht.

Die Stärke dieser Vorstellung sey $= U$; der veränderliche Theil dieses constanten U, welcher Theil allmählig im Bewusstseyn hervortrit, sey $= u$, der zugehörige Hemmungs-Coefficient (den wir sonst mit π' bezeichneten) sey λ''; so hat man

$$du = (U - u - \lambda'' (fx + hy))\, dt;\ \text{und}$$

$$dx = (X - x - \lambda (fx + hy))\, dt;\ \text{ferner}$$

$$\frac{\lambda}{\lambda''} du = \left(\frac{\lambda}{\lambda''} (U - u) - \lambda (fx + hy)\right) dt;\ \text{woraus}$$

$$d\left(x - \frac{\lambda}{\lambda''} u\right) = \left(X - x - \frac{\lambda}{\lambda''} (U - u)\right) dt,$$

$$= \left(X - \frac{\lambda}{\lambda''} U - \left(x - \frac{\lambda}{\lambda''} u\right)\right) dt$$

also

$$x - \frac{\lambda}{\lambda''} u = \left(X - \frac{\lambda}{\lambda''} U\right) (1 - e^{-t})$$

und

$$(22) \quad \ldots\ldots u = \frac{\lambda''}{\lambda} x + \left(U - \frac{\lambda''}{\lambda} X\right)\left(1 - e^{-t}\right)$$

Daher, wenn x berechnet ist, u sehr leicht daraus gefunden wird.

§. 13.

Zur Probe der vorstehenden Rechnung kann es dienen, auch in dieser Allgemeinheit den Satz des §. 3 nachzuweisen. Zu diesem Behuf stellen wir zuerst die Gränzwerthe von u, x, y zusammen, wozu, wie bekannt, nöthig ist, die Exponential-Grössen wegzulassen, indem diese beym Verlauf der Zeit verschwinden. Die Gränzen sind folgende:

$$\text{Von } y, \quad \frac{\lambda'(fX + hY)}{(\lambda f + \lambda' h)\,k} - \frac{f(\lambda' X - \lambda Y)}{\lambda f + \lambda' h}$$

$$\text{Von } x, \quad \frac{\lambda(fX + hY)}{(\lambda f + \lambda' h)\,k} + \frac{h(\lambda' X - \lambda Y)}{\lambda f + \lambda' h}$$

$$\text{Von } u, \quad \frac{\lambda''(fX + hY)}{(\lambda f + \lambda' h)\,k} + \frac{\lambda'' h(\lambda' X - \lambda Y)}{\lambda(\lambda f + \lambda' h)} - \frac{\lambda''}{\lambda} X + U.$$

Die Summe dieser Werthe, welche y, x, u, in unendlicher Zeit erreichen würden, heisse S; die ganze alsdann vorhandene Hemmungssumme $fx + hy$ heisse Σ, (worin also x und y nach ihren eben angegebenen Werthen zu nehmen sind,) so ist der Satz dieser:

$$U + X + Y - S = \Sigma,$$

oder

$$U + X + Y - \Sigma = S.$$

Nun ist zuvörderst klar, dass U von selbst wegfällt, denn es ist in S enthalten; und man mag schreiben

$$X + Y - \Sigma = S - U.$$

Ferner hebt sich in Σ nach geschehener Multiplication mit f und h sogleich der negative Theil von y gegen den entsprechenden positiven Theil von x, und es bleibt nur

$$\Sigma = \frac{fX + hY}{(\lambda f + \lambda' h)k} \cdot (h\lambda' + f\lambda) = \frac{fX + hY}{k}$$

Man hat also auf der einen Seite der Gleichung

$$X - \frac{fX}{k} + Y - \frac{hY}{k}$$

Jetzt ist zu bemerken, dass $\lambda + \lambda' + \lambda'' = 1$, daher $1 - \lambda = \lambda' + \lambda''$ und $\lambda + \lambda' = 1 - \lambda''$.

Auf der andern Seite der Gleichung hat man

$$S - U = \frac{fX + hY}{(k-1).k} . (\lambda + \lambda' + \lambda'') + \frac{\lambda' X - \lambda Y}{k - 1}\left(h - f + \frac{\lambda'' h}{\lambda}\right) - \frac{\lambda''}{\lambda} X$$

Man fasse erst die Grössen zusammen, welche von X abhängen, dann die, worin Y vorkommt. Jene müssen zusammen $X - \frac{fX}{k}$ ausmachen; diese müssen sich zu $Y - \frac{hY}{k}$ vereinigen.

Von X abhängig ist

$$\frac{fX}{(k-1).k} + \frac{\lambda' X}{k-1} \frac{(h\lambda - f\lambda + \lambda'' h)}{\lambda} - \frac{\lambda''}{\lambda} X, \text{ oder}$$

$$\frac{X}{(k-1).k.\lambda} \cdot [\lambda f + k\lambda' (h\lambda - f\lambda + \lambda'' h) - \lambda'' (k-1) k].$$

Anstatt $\lambda'' (k-1) k$ schreibe man $k . (\lambda'' \lambda' h + \lambda'' \lambda f)$, so wird die eingeklammerte Grösse

$$= \lambda f + k.(\lambda\lambda' h - f\lambda(\lambda' + \lambda'')) = \lambda f + k(\lambda\lambda' h - f\lambda(1 - \lambda)).$$

Aber $\lambda\lambda' h - f\lambda\ (1 - \lambda) = \lambda\ (\lambda' h + f\lambda - f)$ ist $= \lambda\ (k - 1 - f)$; ferner $\lambda f + k\ (\lambda\lambda' h - f\lambda\ (1 - \lambda) = \lambda\ [f + k\ (k - 1) - kf] = \lambda . (k - 1)\ (k - f)$. Nachdem die eingeklammerte Grösse hierauf reducirt ist, zeigt sich sogleich, dass gefunden worden was vorherzusehen war; denn $\frac{X}{(k-1).k.\lambda} . \lambda\ (k - 1\ (k - f)$ $= \frac{X\ (k - f)}{k} = X - \frac{fX}{k}$.

Von Y abhängig ist die Grösse $\frac{hY}{(k-1)k} - \frac{\lambda Y}{k-1}\left(h - f + \frac{\lambda'' h}{\lambda}\right)$; oder besser geordnet $\frac{Y}{k-1} \cdot \left[\frac{h}{k} - \lambda h + \lambda f - \lambda'' h\right]$. Anstatt $h(\lambda + \lambda'')$ setze man $h(1 - \lambda')$, so verwandelt sich die eingeklammerte Grösse in $\frac{h}{k} - h + k - 1$ $= \frac{h - hk + k(k-1)}{k} = \frac{(k-1)(k-h)}{k}$, also die ganze von Y abhängige Grösse ist nunmehr $= Y \cdot \frac{k-h}{k} = Y - \frac{Yh}{k}$; wie verlangt und erwartet.

§. 14.

In §. 10. wurde angenommen, man habe mehrere Vorstellungen von gleicher Stärke $= b$, deren Anzahl $= \mu$, desgleichen mehrere c, deren Anzahl $= \nu$, in Rechnung zu bringen. Was dort unter Voraussetzung gleicher Hemmungsgrade entwickelt worden, ist nun auf ungleiche Hemmungsgrade zu erweitern. Die Hemmungs-Coefficienten sind, ähnlich denen im §. 11,

$\pi' = \frac{bc\varepsilon}{bc\varepsilon + \mu ac\eta + \nu ab\vartheta}$, $\pi'' = \frac{ac\eta}{bc\varepsilon + \mu ac\eta + \nu ab\vartheta}$, $\pi''' = \frac{ab\vartheta}{bc\varepsilon + \mu ac\eta + \nu ab\vartheta}$; die gegebnen Gleichungen aber müssen eine Hemmungssumme enthalten, welche durch μb und νc bestimmt wird, wofern nämlich dieselbe von b und c abhängt; die nöthige Veränderung, falls a darin vorkommt, wird leicht zu finden seyn. Überdies enthält die Hemmungssumme noch ein paar Hemmungsgrade, wie m, n, p, um deren Auswahl wir uns hier nicht bekümmern [*]; ihre Bezeichnung durch f und h kann für jetzt beybehalten werden. Demnach sey die Hemmungssumme $= f\mu b + h\nu c$; und die gegebenen Gleichungen seyen

$$d\alpha = (a - \alpha - \pi' (f\mu\beta + h\nu\gamma))\, dt$$
$$d\beta = (b - \beta - \pi'' (f\mu\beta + h\nu\gamma))\, dt$$
$$\vdots$$
$$d\gamma = (c - \gamma - \pi''' (f\mu\beta + h\nu\gamma))\, dt$$
$$\vdots$$

Dergestalt, dass die Gleichung für $d\beta$. μ mal, und die Gleichung für $d\gamma$, ν mal statt finde. Nun sey $\mu\beta = x$, $\mu b = X$, $\mu\pi'' = \lambda$, $\nu\gamma = y$, $\nu c = Y$, $\nu\pi''' = \lambda'$, so ist

$$\mu d\beta = (\mu b - \mu\beta - \mu\pi'' (f\mu\beta + h\nu\gamma))\, dt$$

und $\nu d\gamma = (\nu c - \nu\gamma - \nu\pi''' (f\mu\beta + h\nu\gamma))\, dt$

ausgedrückt durch

$$dx = (X - x - \lambda (fx + hy))\, dt$$

und $dy = (Y - y - \lambda' (fx + hy))\, dt$

Hieraus wird man nach §. 12, x und y, folglich auch $\beta = \frac{x}{\mu}$ und $\gamma = \frac{y}{\nu}$, berechnen.

Zur Vergleichung mit der frühern, auf ganz andere Wege geführten Rechnung nehmen wir $f = h = m$; überhaupt die Hemmungsgrade gleich; alsdann ergiebt sich, indem auch noch $m = 1$ gesetzt wird,

$$\beta = \frac{\pi''}{k-1} \cdot \frac{\mu b + \nu c}{k} (1 - e^{-kt}) + \frac{\nu \,.\, (\pi''' b - \pi'' c)}{k - 1} (1 - e^{-t})$$

welches mit der im §. 10 für β gegebenen Formel einerley seyn muss. Um die Einerleyheit nachzuweisen, bemerken wir zuerst, dass $\pi' + \mu\pi'' + \nu\pi''' = 1$;

---

[*] Vergl. Psychologie §. 53.

mithin $\nu\pi''' = 1 - \pi' - \mu\pi''$. Aber $1 - \pi''$ $= 1 - \frac{bc}{bc + \mu ac + \nu ab}$ (denn wegen Gleichheit der Hemmungsgrade sind auch ε, η, ϑ gleich, und fallen weg,) also $1 - \pi' = \frac{\mu ac + \nu ab}{bc + \mu ac + \nu ab} = k - 1$, mithin $\frac{\nu\pi'''}{k - 1} = 1 - \frac{\mu\pi''}{k - 1}$, und $\frac{\nu\,.(\pi'''b - \pi''c)}{k - 1}$ $= b - \frac{\mu\pi''b}{k - 1} - \frac{\nu\pi''c}{k - 1} = b - \frac{\pi''}{k - 1}(\mu b + \nu c)$

Folglich $\beta = \frac{\pi''}{k - 1}\,\frac{\mu b + \nu c}{k}\,(1 - e^{-kt})$ $+ \left(b - \pi''.\frac{\mu b + \nu c}{k - 1}\right)(1 - e^{-t})$ welches mit der Formel am Ende des §. 10 genau übereinstimmt.

§. 15.

Wenn die Formeln (20) und (21) im §. 12 differentiirt, und die Differentiale $= 0$ gesetzt werden, so ergiebt sich für das Maximum von Y,

$$(23) \quad \ldots\ldots \quad t = \frac{1}{k - 1}\,\log.\,\frac{\lambda'\,(fX + hY)}{f\,(\lambda'X - \lambda Y)}$$

und für das Maximum von x,

$$(24) \quad \ldots\ldots \quad t = \frac{1}{k - 1}\,\log.\,\frac{\lambda\,(fX + hY)}{h\,(\lambda Y - \lambda'X)}$$

wo sogleich ins Auge fällt, dass wenn eins davon unmöglich ist, (wegen $\lambda'X < \lambda Y$) alsdann das andre möglich wird. Beym Wendungspuncte kommt die nämliche Bedingung der Möglichkeit vor.

In den meisten Fällen enthält die Hemmungssumme die beyden schwächern Vorstellungen b und c; also meistens $X = b$ und $Y = c$; auch ist $X > Y$ oder mindestens $X = Y$ zu nehmen; überdies gewöhnlich $\lambda' > \lambda$; Ausnahmen hievon können nur bey einer besondern Stellung der Hemmungsgrade vorkommen. Wir richten daher die Aufmerksamkeit jetzt vorzüglich auf y, welches, wenn es, wie gewöhnlich, ein Maximum hat, die Frage veranlasst, ob es nicht auch $= 0$ werden könne?

§. 16.

Zuvörderst muss, wie im §. 6, die Gränze untersucht werden, welcher sich y nähert, wenn man die Zeit unendlich setzt. Diese Gränze ist in §. 13 angegeben; wir setzen sie $= 0$, und suchen den Werth von y, welcher dazu erfordert wird. Also

$$\frac{\lambda' (fX + hY)}{(k-1)\,k} - \frac{f(\lambda' X - \lambda Y)}{k-1} = 0$$

oder $\lambda' (fX + hY) = kf(\lambda' X - \lambda Y)$

Man schreibe $1 + k - 1$ für k, und lasse weg was sich aufhebt; mithin

$$\lambda' h Y + \lambda f Y = (k-1)\, Y = (k-1)\, f(\lambda' X - \lambda Y)$$

folglich $Y + f\lambda Y = f\lambda' X$, oder $Y = \dfrac{f\lambda' X}{1 + f\lambda}$.

Hat man also für gegebene Grössen die Hemmungs-Coefficienten λ' und λ berechnet, so findet sich sehr leicht, ob Y grösser ist als $\dfrac{f\lambda' X}{1 + f\lambda}$, dass heisst, ob es über der Schwelle bleibt; oder ob es kleiner ist als dieser Ausdruck, wodurch angezeigt wird, dass es in endlicher Zeit aus dem Bewusstseyn verschwindet. Will man aber dasjenige Y bestimmen, welches neben den übrigen gegebenen Grössen in unendlicher Zeit zur Schwelle sinken würde, so muss die Rechnung noch einen Schritt weiter gehn. Es ist hier nöthig, die

Hemmungs-Coefficienten λ und λ' zu entwickeln: zugleich sey nun $Y = c$, $\Lambda = b$; während f immer den Hemmungsgrad bezeichnet, der in der Hemmungssumme als Factor von b vorkommt. Da $\lambda = \frac{ac\eta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$, $\lambda' = \frac{ab\vartheta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$, so ist anstatt $Y = \frac{f\lambda'\Lambda}{1 + f\lambda}$ nunmehr $c = \frac{fab^2\vartheta}{bc\varepsilon + ac\eta\,(1+f) + ab\vartheta}$ zu setzen. Bequem ist, c für die Einheit zu nehmen, und dafür b zu bestimmen. Also

$$b\,(\varepsilon + a\vartheta) + a\eta\,(1+f) = fab^2\vartheta$$

woraus

$$b = \frac{\varepsilon + a\vartheta}{2fa\vartheta} + \sqrt{\left(\frac{\varepsilon + a\vartheta}{2fa\vartheta}\right)^2 + \frac{\eta}{\vartheta}\cdot\frac{1+f}{f}}$$

Dies führt auf eine Betrachtung ganz ähnlich jener im §. 55 der Psychologie. Der kleinste Werth von a ist $a = b$, der grösste $a = \infty$. Setzt man $a = b$, so muss die Gleichung etwas anders geordnet werden; man findet nach der Division mit b

aus $\varepsilon + b\vartheta + \eta\,(1+f) = fb^2\vartheta$

$$b = \frac{1}{2f} + \sqrt{\frac{1}{4f^2} + \frac{\varepsilon + \eta\,(1+f)}{f\vartheta}},$$

hingegen für $a = \infty$, aus (23)

$$b = \frac{1}{2f} + \sqrt{\frac{1}{4f^2} + \frac{\eta\,(1+f)}{f\vartheta}},$$

so dass der Unterschied bloss auf der Weglassung von ε (welches höchstens $= 2$) beruhet. Der Sinn hievon ist, in Worten ausgedrückt, folgender:

Wenn die schwächste der drey Vorstellungen, nämlich $c = 1$, durch die zugleich mit ihr frey steigenden b und a nicht mehr und nicht weniger soll gehindert werden, als so, dass sie erst in unendlicher Zeit wieder ganz aus dem Bewusstseyn würde verdrängt werden: so ist b, die mittlere an Stärke, innerhalb enger Gränzen dergestalt zu wählen, dass, wäre b schwächer als in (25), auch das stärkste a nicht hinreichen würde, um den verlangten Druck gegen c hervorzubringen; wäre aber b stärker als in (24), alsdann a (welches der Voraussetzung nach mindestens $= b$ ist) jedenfalls, wie man es auch annehmen möchte, mehr als den verlangten Druck gegen c ausüben, also c schon in unendlicher Zeit aus dem Bewusstseyn ganz verdrängen würde. Kurz: eine Veränderung der mittlern Grösse b ist hier viel bedeutender als eine gleich grosse Veränderung der stärksten seyn kann; und dieses gilt, welches auch die Hemmungsgrade seyn mögen; obgleich von ihnen die angegebenen Gränzen abhängen.

Setzt man die Hemmungsgrade gleich, also auch $\varepsilon = \eta = \vartheta$, so folgt

$$b = \frac{1 + \sqrt{1 + 8f + 4f^2}}{2f}$$

und
$$b = \frac{1 + \sqrt{1 + 4f + 4f^2}}{2f}$$

für $f = 1$ sind also die Gränzen $\frac{1 + \sqrt{13}}{2}$ und 2. Hier schliesst sich die Rechnung an jene im §. 6. Dort war $b = 1$ gesetzt, und es ergaben sich für c die Werthe $\frac{\sqrt{13} - 1}{6}$ und $\frac{1}{2}$. Es ist aber, da jetzt c zum Maasse der Grössen genommen, oder als Einheit betrachtet wird,

$$1 : \frac{1 + \sqrt{13}}{2} = \frac{\sqrt{13} - 1}{6} : 1$$

und
$$1 : 2 = \frac{1}{2} : 1.$$

§. 17.

Aus dem Vorstehenden wird nun vollends klar, dass die Fälle, in welchen die dritte frey steigende Vorstellung von den beyden stärkern ganz zurückgedrängt wird, zwar mannigfaltig genug, aber doch weit seltener seyn müssen, als die andern Fälle, in welchen es bey einigem Zurücksinken vom erreichten Maximum sein Bewenden hat. Um dies ausführlicher zu betrachten, mag als Gegenstück der frühern Voraussetzung, die Hemmungsgrade seyen gleich, nun die Annahme dienen, die Vorstellungen selbst seyen von gleicher Stärke, und nur die Hemmungsgrade ungleich. Bevor diese Annahme entwickelt ist, wollen wir die Ausdrücke für die Gränzwerthe von X und Y (§. 13) noch um etwas vereinfachen. Anstatt $\frac{\lambda'(fX+hY)}{(k-1).k} - \frac{f(\lambda'X-\lambda Y)}{k-1}$ schreibe man

$$\frac{1}{k-1}\left[\frac{\lambda'(fX+hY)-kf(\lambda'X-\lambda Y)}{k}\right]$$

und im Zähler statt k noch $1+k-1$, so ergiebt sich

$$\frac{1}{k-1}\left[\frac{\lambda' fX(1-k)+Y(\lambda' h+\lambda f)+(k-1)\lambda Yf}{k}\right]$$

also, weil $k-1=\lambda' h+\lambda f$,

$$\frac{Y+\lambda Yf-\lambda' fX}{k} \text{ als Gränze von } y \text{ für } t=\infty;$$

und eben so wird aus

$$\frac{\lambda(fX+hY)}{(k-1).k}+\frac{h(\lambda' X-\lambda Y)}{k-1}$$

nunmehr $\frac{X+h(\lambda' X-\lambda Y)}{k}$ als Gränze von x für $t=\infty$.

Dass aus x die stärkste Vorstellung u sehr leicht folgt, ist schon im §. 12 bemerkt.

Wenn nun $A = Y = 1$, so sind die Gränzwerthe $\frac{1 + (\lambda - \lambda')f}{k}$ für y und $\frac{1 + (\lambda' - \lambda)h}{k}$ für x zwar nicht bloss durch die Hemmungsgrade bestimmt, denn die Hemmungs-Coefficienten λ und λ' hängen noch von b ab; allein wir können auch dies $= 1$ setzen, und alsdann beyspielsweise die Hemmungsgrade recht ungleich nehmen, damit sich zeige, wie viel Einfluss diese Ungleichheit auf das Steigen der Vorstellungen ausübe.

Es seyen nun die Vorstellungen a, b, c sämmtlich $= 1$; die drey Hemmungsgrade m, n, p, mag man so gestellt denken, dass $m = 1$ zwischen a und c, $n = \frac{2}{3}$ zwischen a und b, endlich $p = \frac{1}{3}$ zwischen b und c statt finde. Die Hemmungssumme hängt nun von a und c ab, weil diese den stärksten Druck erleiden; sie ist $= na + pc = 1$, (bei jeder andern Voraussetzung wäre sie grösser, und deshalb unrichtig angenommen), also für die veränderlichen α und γ ist sie $n\alpha + p\gamma$, und weil a noch mehr gedrückt wird als c, so ist das obige γ hier $= \alpha$, mithin $h = n = \frac{2}{3}$, x dagegen ist hier $= \gamma$, mithin $f = p = \frac{1}{3}$. Auch ist $\varepsilon = n + m = \frac{5}{3}$; $\eta = n + p = 1$; $\vartheta = m + p = \frac{4}{3}$. Ferner λ, der Hemmungs-Coefficient für x, oder hier γ, wird $\frac{ab\vartheta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} = \frac{\vartheta}{\varepsilon + \eta + \vartheta} = \frac{1}{3}$; und eben so λ', der Hemmungs-Coefficient für α, wird $\frac{bc\varepsilon}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} = \frac{\varepsilon}{\varepsilon + \eta + \vartheta} = \frac{5}{12}$, mithin $\lambda - \lambda' = -\frac{1}{12}$, also, da $k = 1 + \lambda f + h\lambda' = 1 + \frac{1}{3} \cdot \frac{1}{3} + \frac{2}{3} \cdot \frac{5}{12} = \frac{25}{18}$, der Gränzwerth für $\alpha = \frac{1 + (\lambda - \lambda')f}{k} = \frac{35}{36} \cdot \frac{18}{25} = 0,7$; und der Gränzwerth für $c = \frac{1 + (\lambda' - \lambda)\,h}{k} = \frac{19}{18} \cdot \frac{18}{25} = 0{,}76$; endlich der Gränzwerth für u, hier b, ist $b - \frac{\lambda''}{\lambda}\,(c - \gamma)$, wo $\lambda'' = \frac{ac\eta}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} = \frac{\eta}{\varepsilon + \eta + \vartheta} = \frac{1}{4}$, also $\frac{\lambda''}{\lambda} = \frac{3}{4}$, $\frac{\lambda''}{\lambda}\,(c - \gamma) = \frac{3}{4}\,(1 - 0{,}76) = 0{,}18$; mithin der Gränzwerth für b in Zahlen $= 0{,}82$. Man sieht, dass die drey Gränzwerthe 0,7; 0,76; 0,82 ungeachtet der grossen Verschiedenheit der angenommenen Hemmungsgrade doch nur wenig von einander abweichen. Überdies trit die Abweichung nur allmählig ein. Das Maximum für u fällt in die Zeit 6,9635; es beträgt 0,70006; kaum zu unterscheiden von dem Gränzwerthe 0.7. Die Exponential-Grössen sind um diese Zeit beynahe verschwunden, also auch die andern beyden Vorstellungen ihren Gränzen schon so nahe, dass sie für stationär gelten können. Schätzen wir die Einheit der Zeit auf zwey Secunden, so ist das ganze Steigen ungefähr nach einer Viertel-Minute so gut als vollendet. Und diese Zeit ist lang im Vergleich gegen jene in den Beyspielen des §. 7.

Zweiter Abschnitt.

Vom Mitwirken der Hülfen.

Erstes Capitel.

Von Hülfen bey freysteigenden Vorstellungen von gleicher Stärke.

§. 18.

Damit zuvörderst die Fragepuncte ins Licht treten, beginnen wir, wie zuvor, bey der leichtesten Voraussetzung. Die Stärke der Vorstellungen lässt sich nicht ganz bey Seite setzen; es ist aber am einfachsten, sie als gleich stark anzunehmen.

Von a sey ein Theil a' mit b verbunden; gleichviel zunächst, ob complicirt oder verschmolzen: so kann man fragen, ob diese Verbindung irgend einen Einfluss auf das Steigen des a oder des b haben werde? Ganz allgemein nun sieht man, dass hier, wo immer nur vom freyen Steigen die Rede ist, die Verbindung nicht anders wirken kann, als in dem Falle, wo das freye Steigen langsamer geschehn würde, wenn es sich allein überlassen bliebe; die Frage ist also, ob die Hülfe eine grössere Geschwindigkeit bewirken könne. Hiemit beschränkt sich die Allgemeinheit der jetzigen Frage; sie passt nicht auf Complicationen, sondern nur auf Verschmelzungen. Denn da wir a und b gleich stark annehmen, so leuchtet ein, dass ein Theil von a nicht im Stande ist eine grössere Geschwindigkeit zu vermitteln, als die, welche die ganzen Vorstellungen schon von selbst haben; es sey denn, dass wenigstens irgend ein Hinderniss zu überwinden vorkomme. Ein solches liegt nicht in der Complication disparater, wohl aber in der Hemmung entgegengesetzter Vorstellungen. Dies einheimische Hinderniss, auch bey übrigens freyem Steigen, haben wir in der vorstehenden Untersuchung schon überall vorausgesetzt, an die ohne eine Hemmungssumme nicht zu denken war.

Damals nun, als *a* und *b* zuerst in Verbindung traten, musste ihr Gegensatz diese Verbindung beschränken. War nun der Theil a' von *a* im Bewusstseyn gegenwärtig, als das ganze *b* sich mit ihm ins Gleichgewicht setzte, so konnte auch nur von a' die Hemmungssumme abhängen, während das Verhältniss der Hemmung durch die ganze, ursprüngliche Stärke von *a* und *b* bestimmt wurde. Das ganze *b* wäre ungehemmt geblieben: bey voller Hemmung, wenn a', oder bey dem Hemmungsgrade *m*, wenn ma' gehemmt wäre. Demnach ist, nach bekannten Grundsätzen, ma' die Hemmungssumme, wo übrigens *m* auch $= 1$ seyn kann. Diese Summe aber musste sich vertheilen in $\frac{ma'b}{a+b}$ für *a*, und $\frac{ma'a}{a+b}$ für *b*; das erste Quantum abgezogen von a' gab den Rest $a' - \frac{ma'b}{a+b}$, das zweyte den Rest $b - \frac{ma'a}{a+b}$. Hieraus die Verschmelzungshülfe *)

$$\frac{a'\left(1-\frac{mb}{a+b}\right)\cdot\left(b-\frac{ma'a}{a+b}\right)}{a} \text{ für } a$$

und

$$\frac{a'\left(1-\frac{mb}{a+b}\right)\cdot\left(b-\frac{ma'a}{a+b}\right)}{b} \text{ für } b.$$

---

*) Psychologie §. 63 u. 69.

Allein der Unterschied der Buchstaben a und b erinnert hier nur an die Vorstellungen einzeln genommen. Ihre Stärke haben wir gleich gesetzt; wird also bloss auf das Quantum gesehen, so verwandeln sich beyde Ausdrücke in folgenden:

$$\frac{a'}{a} \cdot (1 - \tfrac{1}{2}m) \cdot (a - \tfrac{1}{2}ma')$$

Jede Verschmelzungshülfe wirkt nur bis zum Verschmelzungspuncte *). Also a kann von b nur gehoben werden bis $a' - \frac{ma'b}{a+b} = a'(1 - \frac{1}{2}m)$, hingegen b von a bis $b - \frac{ma'a}{a+b} = a - \frac{1}{2}ma'$, wo der Unterschied zwischen a und a' ergiebt, dass b höher von a, als a von b gehoben werden kann, obgleich die Stärke der Hülfe an sich gleich ist.

Wenn nun die Hülfen zur Wirksamkeit gelangen, so ist nach den Grundsätzen der Mechanik des Geistes, ähnlich der Formel $\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega$, wo sich ϱ im Nenner und Zähler hebt, hier

$$(25) \quad \frac{d\alpha}{dt} = \frac{1}{a} \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right)\left(a' - \frac{ma'b}{a+b} - \alpha\right)$$

$$= \frac{1}{a}\,(\mathrm{a} - \tfrac{1}{2}\,ma')(a' - \tfrac{1}{2}\,ma' - \alpha)$$

$$(26) \quad \frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{ma'b}{a+b}\right)\left(b - \frac{ma'a}{a+b} - \beta\right)$$

$$= \frac{a'}{a}\,(1 - \tfrac{1}{2}\,m)(a - \tfrac{1}{2}\,ma' - \beta)$$

wobey sogleich mag bemerkt werden, dass, weil für $t = o$ auch α und $\beta = o$ sind, im ersten Beginnen der

---

*) Psychologie §. 86.

Hebung, falls dieselbe wirklich durch die Hülfen geschähe, $d\alpha$ und $d\beta$ gleich seyn würden; hingegen weiterhin ist $d\beta$ allemal grösser, indem der Factor $a' - \frac{1}{2} ma' - \alpha$ sich der Null schneller nähert, als $a - \frac{1}{2} ma' - \beta$, weil $a' < a$.

Nach der Anwendbarkeit der so eben aufgestellten Gleichungen wird nun gefragt, und es sollen deren Gränzen und Bedingungen entwickelt werden.

§. 19.

Vor weiterm Eingehen in die bevorstehende Untersuchung mag hier eine Nebenbemerkung Platz finden, die sich zwar eigentlich von selbst versteht, aber doch das Folgende erleichtern kann.

Ohne alle Formeln weiss man im Allgemeinen, dass die Verschmelzung desto mehr Wirksamkeit erwarten lässt, je grösser das Verbindungsglied a', und je kleiner der trennende Hemmungsgrad m genommen wird. Indessen wird dies doch durch die Formel etwas beschränkt. Betrachtet man die Verschmelzungshülfe als abhängig von a', so kann man sie füglich so schreiben:

$$\frac{1}{a} \cdot (1 - \tfrac{1}{2}\,\mathrm{m})(aa' - \tfrac{1}{2}\, ma'a')$$

und ihr Differential wird

$$\frac{1}{a} \cdot (1 - \tfrac{1}{2}\, m)(a - ma')\, da'.$$

Sieht man m als veränderlich an, so hat man aus

$$\frac{a'}{a} \cdot [a - \tfrac{1}{2}\, m\,(a + a') + \tfrac{1}{4}\, m^2 a']$$

das Differential

$$-\frac{a'}{2a}\,(a + a'\,(1 - m))\, dm.$$

Also was man im Allgemeinen erwartete, ist der Wahrheit um desto mehr gemäss, je kleiner a' und m; aber es passt weniger auf grössere a' und m. Ein grösseres a' giebt zwar mehr Verbindung, aber auch eine grössere Hemmungssumme. Ein kleineres m giebt eine geringere Hemmungssumme; aber auch im Product der Reste ein Glied, worin m^2 mit dem positiven Zeichen vorkommt, und dies wächst mit m.

§. 20.

Die Bewegung des Steigens geschieht, wenn mehrere Gründe dafür zusammentreffen, immer nach dem Rhythmus desjenigen Grundes, der die grösste Geschwindigkeit hervorbringt *). Die übrigen Gründe können gegen Hindernisse mitwirken, aber nicht beschleunigen. Folglich wird in unserm Falle die Verschmelzung nicht eher helfen, als bis etwa das freye Steigen jeder Vorstellung durch sich selbst, seinem Zielpunct so nahe gekommen ist, dass es langsamer wird als diejenige Bewegung, welche von der Hülfe kann bewirkt werden. Ob ein solches Nachlassen des freyen Steigens, und ein Übertreffen des letztern durch die Hülfe möglich sey, muss nun untersucht werden.

Zu diesem Zwecke sehen wir nach, was herauskomme, wenn man beyde Geschwindigkeiten, die des freyen Steigens und die von der Hülfe bewirkte, einander gleich setzt? Dabey wird sich ein Unterschied für a und b ergeben.

1) Wir haben aus §. 1 für das Steigen von a die Gleichung

---

*) Psychologie §. 87.

$$d\alpha = \left(a - \alpha - \frac{bm\beta}{a+b}\right) dt$$

oder, da $a = b$, $d\alpha = (a - (1 + \frac{1}{2} m)\alpha) dt$, weil für gleiche a und b auch $\alpha = \beta$ seyn muss.

Hiemit verbinden wir die Formel (25) im §. 22; und versuchen, ob folgende Gleichsetzung der Geschwindigkeiten bestehen könne:

$$\frac{d\alpha}{dt} = a - (1 + \tfrac{1}{2} m)\alpha = \frac{1}{a} \cdot \left(a - \frac{ma'}{2}\right) \cdot \left(a' - \frac{ma'}{2} - \alpha\right).$$

Nun leuchtet auf den ersten Blick ein, dass wenigstens der Anfang des Steigens nicht von der Hülfe beginnen könne. Denn für $\alpha = o$ ist $d\alpha = adt$ vermöge des freyen Steigens, während die Hülfe mit der sehr viel geringeren Geschwindigkeit $a' (1 - \frac{1}{2} m) \left(1 - \frac{ma'}{2a}\right)$ beginnen würde. Die Frage ist nur, ob das freye Steigen, was freylich allmählig nachlassen wird, irgend einmal so sehr langsam werde, dass ein späterer Werth von α in die versuchte Gleichsetzung passe? Es findet sich nämlich

$$a - a' (1 - \tfrac{1}{2} m) \left(1 - \frac{ma'}{2a}\right) = \alpha \cdot \tfrac{1}{2} m \cdot \left(1 + \frac{a'}{a}\right).$$

Also je grösser a, desto grösser müsste α erst im freyen Steigen geworden seyn, bevor die Hülfe eingreifen könnte. Nehmen wir a so klein als möglich, damit α sich hinreichend erheben möge: so ist doch mindestens $a = a'$; das Ganze gleich seinem Theile. Aber dann kommt $\alpha = a' (1 - \frac{1}{4} m)$ oder $a (1 - \frac{1}{4} m)$. Diese Höhe kann die Hülfe überall nicht erreichen. Sie reicht nur (wie schon im §. 22 erinnert) bis $a' (1 - \frac{1}{2} m)$. Also findet die versuchte Gleichsetzung nicht Statt.

2) Wir haben für β die Gleichung

$$d_{,}\beta = \left(b - {}_{,}\beta - \frac{am_{,}\beta}{a+b}\right) dt$$

oder für $a = b$,

$$d_{,}\beta = (b - (1 + \tfrac{1}{2}\, m)\, {}_{,}\beta)\; dt.$$

Wir versuchen nun die Gleichsetzung nach Formel (26)

$$\frac{d_{,}\beta}{dt} = b - (1 + \tfrac{1}{2}\, m)\, \beta = \frac{a'}{a}\, (1 - \tfrac{1}{2}\, m)\, (a - \tfrac{1}{2}\, ma' - {}_{,}\beta)$$

(27) . . . . demnach

$$\beta \left[(1 + \tfrac{1}{2} m) - \frac{a'}{a} (1 - \tfrac{1}{2} m)\right] = b - \frac{a'}{a} (1 - \tfrac{1}{2} m)(a - \tfrac{1}{2} ma').$$

Gesetzt nun, es wäre $b = (1 + \frac{1}{2}\, m) \,.\, (a - \frac{1}{2}\, ma')$, so liesse sich diese Gleichung durch den Coefficienten von β, nämlich durch $1 + \frac{1}{2} m - \frac{a'}{a} (1 - \frac{1}{2} m)$ dividiren; man behielte nur $\beta = a - \frac{1}{2}\, ma'$; dies aber ist gerade die Höhe, wohin b von a kann gehoben werden. (§. 22) Unter dieser Voraussetzung würde freylich diejenige Geschwindigkeit, welche dem frey steigenden b schon für sich allein zukommt, von der Hülfe gerade erst in dem Puncte erreicht, über welchen hinaus die Wirkung der Hülfe nicht geht. Aber es sey b kleiner als $(1 + \frac{1}{2}\, m) \,.\, (a - \frac{1}{2}\, ma')$, so gehört zu einerley β ein schwächeres $\frac{d_{,}\beta}{dt}$ im freyen Steigen ohne Hülfe: und dieser geringeren Geschwindigkeit des freyen Steigens kann eine Geschwindigkeit der Hülfe gleich kommen, noch ehe letztere das Ziel erreicht findet, wohin sie zu heben im Stande ist. Ist sie erst derselben gleich, so wird sie weiterhin dieselbe übertreffen; welches die Rechnung darzuthun hat.

§. 21.

Aus $b = a < (1 + \frac{1}{2}\, m) \,.\, (a - \frac{1}{2}\, ma')$ folgt

$$a - a' > \tfrac{1}{2}\, ma'.$$

mithin $2\left(\frac{a}{a'} - 1\right) > m$

oder $\frac{2a}{2 + m} > a'$.

Dies ist die Bedingung der jetzt folgenden Rechnung, welcher gemäss die Beyspiele zu wählen seyn werden.

Aus den beyden Gleichungen

$$d\beta = (b - (1 + \tfrac{1}{2} m)\,\beta)\,dt$$

und $d\beta = \frac{a'}{a}(1 - \tfrac{1}{2} m)(a - \tfrac{1}{2} ma' - \beta)\,dt$

$$\left.\begin{array}{l} \text{hat man } \beta = \frac{2b}{2 + m}\left(1 - e^{-(1 + \frac{1}{2} m)t}\right) \ldots\ldots (A) \\ \quad \text{und } \beta = (a - \tfrac{1}{2} ma')\left(1 - e^{-\frac{a'}{a}(1 - \frac{1}{2} m)t}\right) \ldots (B) \end{array}\right\} (28)$$

welche beyde Formeln nur für den einzigen Werth von β zusammen stimmen sollen, welcher einer gleichen Geschwindigkeit, oder einem gleichen $\frac{d\beta}{dt}$ angehört.

Wir betrachten zuerst die Erhebungsgränzen. Statt $\frac{2b}{2 + m}$ setzen wir $\frac{2a}{2 + m}$ wegen $b = a$. Nun soll $\frac{2a}{2 + m} > a'$ seyn. Setzen wir dennoch $a' = \frac{2a}{2 + m}$ in $a - \frac{1}{2} ma'$, so giebt dies $\frac{2a}{2 + m}$, d. h. die Erhebungsgränzen erscheinen gleich, weil wir die in Formel (B) zu klein gemacht haben. Also ist der Wahrheit nach die Erhebungsgränze der Formel (B) höher als die der Formel (A); d. h. die Hülfe hebt höher, als β für sich allein würde gestiegen seyn.

Ferner: $\frac{a'}{a}$ ist ein ächter Bruch, und $\frac{a'}{a}(1 - \frac{1}{2} m)$ ist kleiner als $1 + \frac{1}{2} m$. Daher verschwindet die Exponentialgrösse in der Formel B langsamer, als in der Formel A; d. h. die Hülfe wirkt anhaltender, als β für sich allein würde gestiegen seyn; ihre Geschwindigkeit lässt weniger nach, als die eigne Geschwindigkeit von β, nachdem sie dieselbe einmal erreicht hat.

Demnach: bis derjenige Werth von β erreicht ist, welcher nach beyden Formeln dem nämlichen $\frac{d\beta}{dt}$ angehört, steigt β mit der ihm eignen Geschwindigkeit, welche bis dahin die grössere ist. Sobald aber dieser Werth eintrit, folgt nunmehr β der Hülfe, weil von jetzt an deren Geschwindigkeit die grössere ist; und wird zu der, ihr angehörigen Höhe gehoben.

Zu den beyden Formeln A und B gehören nun noch die, welche die Zeit bestimmen sollen. Um dieselben zweckmässig einzurichten, muss die erste mit einer Constante für $t = o$ und $\beta = o$, die andre aber mit einer Constante für $t = T$ und $\beta = B$ versehen seyn, dergestalt dass man zu dem aus (27) gefundenen $\beta = B$ zuvörderst aus der ersten Formel $t = T$ bestimme, und dieses sammt B alsdann in die zweyte Formel setze, um die fernere Erhebung durch die Hülfe, verfolgen zu können.

Zu (A) gehört $t = \frac{2}{2+m} \cdot \log. \frac{b}{b - (1 + \frac{1}{2}m)\beta} \ldots \text{(A)(29)}$

Zu (B) gehört zunächst

$$\log. \text{Const.} - \log. (a - \tfrac{1}{2}ma' - \beta) = \frac{a'}{a}(1 - \tfrac{1}{2}m)\,t.$$

Wenn nun $t = T$ für $\beta = B$, so kommt

$$T + \frac{2a}{(2-m)\,a'} \cdot \log. \frac{a - \frac{1}{2}ma' - B}{a - \frac{1}{2}ma' - \beta} = t \;.\;.\;.\; \text{(B)(29)}$$

woraus endlich, wenn $(2-m)\cdot\frac{a'}{2a}\cdot(t-T)=q$,

$$(a-\tfrac{1}{2}ma')(1-e^{-q})+Be^{-q}=\beta\ \ldots\ldots\ (30).$$

§. 22.

Noch ein Schritt ist nöthig, bevor wir zu Beyspielen füglich übergehen können. Nämlich β ist als eine Function von a' zu betrachten, und lässt sich als solche differentiiren. Setzt man alsdann $d\beta=o$, so findet man ein Minimum von β für

$$(31)\ \ldots\ldots\ \frac{a'}{a}=\frac{1+\frac{1}{2}m-\sqrt{\frac{3}{2}m+\frac{1}{4}m^2}}{1-\frac{1}{2}m}.$$

Natürlich ist hier die Rede von demjenigen β, bey welchem die vorerwähnten Geschwindigkeiten gleich werden; und welches aus der Formel (27) gefunden wird. Also von dem Puncte sprechen wir, bey welchem das fernere Steigen anfängt von der Hülfe beschleunigt zu werden, in so fern als die Hülfe schneller wirkt, als das freye Steigen. Diesen Punct findet man für das angegebene $\frac{a'}{a}$ niedriger als für jedes grössere oder kleinere $\frac{a'}{a}$. Sind also viele b mit verschiedenen a', das heisst, kleinern und grössern Theilen von a verbunden, so entsteht hier eine bestimmte Ordnung, in welcher die von a ausgehenden Hülfen auf die verschiedenen b wirken um ihr Steigen zu fördern. Man begreift ohne Zweifel, dass davon die Gestaltung bey frey steigenden Vorstellungen abhängen müsse.

Wenn $m = 1$, so ist aus (31) $\frac{a'}{a} = 3 - \sqrt{7} = 0{,}35425$

$m = \frac{3}{4}$ . . . . $\frac{2}{5}$ . . . . $= 0{,}4$

$m = \frac{1}{2}$ . . . . $\frac{5 - \sqrt{13}}{3} = 0{,}46481$

$m = \frac{1}{4}$ . . . . $\frac{4}{7}$ . . . . $= 0{,}57143$

$m = \frac{1}{10}$ . . . . $\frac{21 - \sqrt{61}}{19} = 0{,}69419$

§. 23.

Beyspiel. $m = \frac{3}{4}$, $a = b = 1$, $a' = \frac{2}{5}$. Aus der Formel (27) wird $\beta = \frac{7}{10}$. Um so weit aus eigner Kraft zu steigen, brauchte β die Zeit $= 2{,}3879$ nach Formel (29, A). Bliebe es nun seinem eignen Steigen überlassen, so käme es nach Formel (28, A) in der Zeit $= 3$ bis zu den Werthe 0,71550. Es steigt aber vermöge der Hülfe in der Zeit $t - T = 3 - 2{,}3879 = 0{,}6120$, geschwinder; so dass um die Zeit $= 3$, $\beta = 0{,}72127$ nach Formel (30) geworden ist. Die Erhebungsgränze der Hülfe ist $= 0{,}85$; sich selbst überlassen hätte β nur die Gränze $= 0{,}727$ erreicht.

Zweytes Beyspiel, zur Vergleichung mit dem vorigen. Wie vorhin $m = \frac{3}{4}$, $a = b = 1$, aber $a' = \frac{1}{2}$. Aus (27) $\beta = 0{,}7022$; soweit zu steigen braucht β die Zeit $= 2{,}4507$. Also $T = 2{,}4507$, und $t - T = 0{,}5493$, wenn, wie vorhin, $t = 3$. Um diese Zeit $= 3$ wird β von der Hülfe gehoben bis zu dem Werthe $= 0{,}71958$. Die Erhebungsgränze der Hülfe ist $= 0{,}8125$. Beyde zuletzt gefundenen Werthe sind geringer als im vorigen Beyspiele. Die Formel hat a' mit dem negativen Zeichen in dem Factor $a - \frac{1}{2} ma'$. Dass der Anfangspunct der Einwirkung der Hülfe später kommen, und erst bey einem grössern β zu finden seyn würde als im vorigen Falle, dies wusste man voraus; da für $a' = \frac{2}{3}$ ein Minimum statt finden sollte.

Drittes Beyspiel, zu vergleichen mit beyden vorigen. Wir wollen jetzt $a' < \frac{2}{3}$ nehmen. Es sey wie vorhin $m = \frac{3}{4}$, $a = b = 1$, aber $a' = \frac{1}{3}$. Aus (27) $\beta = 0{,}7009$. Dazu die Zeit des Steigens $= 2{,}4119$. Wenn nun, wie vorhin, für $t = 3$ gesucht wird, wie hoch die Hülfe, die bey dem eben angegebenen β eintrat, dasselbe heben muss, so ist $t - T = 0{,}5881$; und um die Zeit $= 3$ findet man $\beta = 0{,}72097$. Die Erhebungsgränze ist $= 0{,}875$.

Es bedarf keiner weitern Beyspiele. Man lasse nur a' abnehmen bis auf 0, so wird in (27) $\beta(1 + \frac{1}{2}m) = b$, aber für diesen Werth ist $\frac{d\beta}{dt} = 0$, d. h. die Geschwindigkeit hat aufgehört; und in Formel (29, A) wird t unendlich, d. h. die Zeit kommt nie. Die Erhebungsgränze, wenn es eine solche gäbe, wäre $= a$ nach (30); d. h. wenn a' sehr klein, nur nicht völlig Null ist, dann hebt die Hülfe bis zum höchsten Puncte; sie fängt aber auch immer später an, zu wirken, je kleiner a' ist.

Umgekehrt lasse man a' wachsen: so stösst man nach §. 21. an die Bedingung $a' < \frac{2a}{2 + m}$; in unseren Beyspielen $a' < \frac{8}{11}$. Bis dahin findet man die Hülfe immer mehr verspätet, und die Erhebungsgränze $a - \frac{1}{2}ma'$ immer abnehmend.

§. 24.

Im ersten und dritten Beyspiele lässt sich, indem man sie vergleicht, bemerken, dass die Hülfe des $a' = \frac{1}{3}$, später begonnen, jene des $a' = \frac{2}{3}$ bald einholen und übertreffen muss. Schon um die Zeit $= 3$ ist das Einholen sehr nahe; der Unterschied zwischen 0,72127 und 0,72097 ist gering; die Erhebungsgränze des kleinen a' liegt aber höher als die des grössern.

Solches Einholen kommt bey den Hülfen durch grössere a' jenseits des Minimums nicht vor; wohl aber bey denen durch kleinere a', welche durchgehends später beginnen und höher führen.

Man kann fragen, wie der Zeitpunct des Einholens zu berechnen seyn möchte? Das Einholen setzt einerley β und einerley t voraus, welche durch zwey verschiedene Gleichungen, beyde von der Form wie (30), bestimmt seyn müssen. Wie oben für die Zeit $= 3$, nach (30), $\beta = 0,72127$ aus $a' = \frac{2}{3}$ und $T = 2,3879$ gefunden worden, desgleichen aus derselben Formel (30) $\beta = 0,72097$, aber mit verändertem a' und T, nämlich $a' = \frac{1}{3}$ und $T = 2,4119$, eben so soll für eine noch unbekannte Zeit, die man suchen wird, aus der Formel (30), aber mit zweyerley a' und T, einerley β hervorgehn, welches gleichfalls unbekannt ist. Welches nun auch dies β seyn möge; die Einerleyheit desselben ist der Punct, worauf es ankommt. Wir schreiben also:

$$(a - \tfrac{1}{2}\,ma')\,(1 - e^{-q'}) + B'e^{-q'} = \beta$$
$$= (a - \tfrac{1}{2}\,ma'')\,(1 - e^{-q''}) + B''e^{-q''}$$

oder abkürzend, wenn $a - \frac{1}{2}ma' = A'$, und $a - \frac{1}{2}ma'' = A''$,

$$A'(1 - e^{-q'}) + B'e^{-q'} = A''(1 - e^{-q''}) + B''e^{-q''},$$

wo $q' = \frac{2-m}{2a} \cdot a' \cdot (t - T')$, und $q'' = \frac{2-m}{2a} \cdot a'' \cdot (t - T'')$.

Hier sind q' und q'' beyde unbekannt, so lange t noch gesucht wird.

Für jene Beyspiele hat man

$A' = 0{,}85$ $A'' = 0{,}875$ $m = \frac{3}{4}$
$B' = 0{,}7$ $B'' = 0{,}7009$ $a = 1$
$a' = \frac{2}{3}$ $a'' = \frac{1}{2}$
$T' = 2{,}3879$ $T'' = 2{,}4119.$

Bekannt ist, dass die gesuchte Zeit etwas grösser seyn muss als 3. Es sey $t = 3 + x$, also $t - T' = 0{,}6121 + x$; $t - T'' = 0{,}5881 + x$; $q' = 0{,}1530 + \frac{1}{4}x$; $q'' = 0{,}1225 + \frac{5}{24}x$; daher wird die Gleichung

$A' - (A' - B')\,e^{-q'} = A'' - (A'' - B'')\,e^{-q''}$ nun

$$0{,}85 - 0{,}15\,e^{-0{,}153 - \frac{1}{4}x} = 0{,}875 - 0{,}1741\,e^{-0{,}1225 - \frac{5}{24}x}.$$

Das ist

$$-\,0{,}12872\,e^{-\frac{1}{4}x} = 0{,}025 - 0{,}15403\,e^{-\frac{5}{24}x}$$

oder $12872\,e^{-\frac{1}{4}x} = 15403\,e^{-\frac{5}{24}x} - 2500$

oder $2500\,e^{\frac{1}{4}x} = 15403\,e^{\frac{1}{24}x} - 12872$

oder endlich, wenn $\frac{1}{4}x = y$,

$$2500\,e^{y} = 15403\,e^{\frac{1}{6}y} - 12872.$$

Wir lösen die beyden Exponentialgrössen auf bis zur dritten Potenz; also

$$2500\,[1 + y + \tfrac{1}{2}y^2 + \tfrac{1}{6}y^3]$$
$$= 15403\,[1 + \tfrac{1}{6}y + \tfrac{1}{72}y^2 + \tfrac{1}{1296}y^3] - 12872,$$

daher

$$404{,}7\,y^3 + 1036\,y^2 = 67{,}1\,y + 31.$$

Da vorherzusehn ist, dass y ein kleiner Bruch seyn muss, so kann diese Gleichung mit vorläufiger Weglassung des höchsten Gliedes wie eine quadratische behandelt werden. Demnach

$$y^2 - 0{,}06477\,y = 0{,}02992,$$

woraus $y = 0{,}20836.$

Wird dieser Werth in das zuvor weggelassene Glied gesetzt, so ergiebt sich verbessert $y = 0{,}19803$. Folglich $x = 0{,}79212$; und die gesuchte Zeit $= 3{,}79212$. Dass man die Auflösung der Exponentialgrössen noch weiter treiben, und zu grösserer Genauigkeit benutzen könnte, bedarf kaum einer Erinnerung.

§. 25.

Was hier von der Hülfe des $a' = \frac{1}{2}$ gezeigt worden, das gilt nach §. 23 von allen a', welche kleiner sind als $a' = \frac{2}{5}$, d. h. kleiner als dasjenige, welches für den Hemmungsgrad $m = \frac{3}{4}$ zuerst auf das mit ihm verbundene b erhebend wirkt. Sie alle holen dies b, oder das wachsende β wieder ein, obgleich sie später anfingen.

Ein ähnliches System von Vorstellungen, wie diese b, welche von a gleichsam entfaltet werden, kann es nun für jeden andern Hemmungsgrad auch geben; es giebt also für ein einziges a unendlich viele solche Systeme unendlich vieler b; ohne dass wir noch die anfängliche Beschränkung auf $a = b$ zurückgenommen hätten.

Nur um der Betrachtung hierüber noch einige Stützpuncte mehr zu geben, suchen wir die kleinsten β des §. 22 auch noch für die andern dortigen m.

für $m = 1$ und $\frac{a'}{a} = 0{,}35425$ ist das kleinste $\beta = 0{,}64576$
$m = \frac{3}{4}$ . . . . . 0,4 bekanntlich 0,7
$m = \frac{1}{2}$ 0,46481 0,76760
$m = \frac{1}{4}$ 0,57143 0,85714
$m = \frac{1}{10}$ 0,69419 0,93060

Hiebey aber muss man sich die Gränze gegenwärtig erhalten, welche $\frac{a'}{a}$ nicht überschreiten darf (§. 21). Nämlich $\frac{a'}{a} < \frac{2}{2+m}$;

$$\text{also für } m = 1\,,\quad \frac{a'}{a} < \tfrac{2}{3} = 0{,}6666$$

$$m = \tfrac{3}{4}\,,\quad \frac{a'}{a} < \tfrac{8}{11} = 0{,}7272$$

$$m = \tfrac{1}{2}\,,\quad \frac{a'}{a} < \tfrac{8}{10} = 0{,}8$$

$$m = \tfrac{1}{4}\,,\quad \frac{a'}{a} < \tfrac{8}{9} = 0{,}8888$$

$$m = \tfrac{1}{10}\,,\quad \frac{a'}{a} < \tfrac{20}{21} = 0{,}9524.$$

Das System von Vorstellungen also, welches in Folge eines bestimmten Hemmungsgrades von einer einzigen Vorstellung kann gestattet werden, ist bey grössern Hemmungsgraden vorzüglich dadurch beschränkt, dass der helfende Theil dieser Vorstellung nicht zu gross darf genommen werden (weil er sonst die Hemmungssumme allzusehr vergrössert); bey kleinern Hemmungsgraden aber beginnt die Hülfe später, und wirkt erst dann, wann die Vorstellungen schon von selbst ihrer Erhebungsgränze nahe kamen.

§. 26.

Um nun das Resultat der Untersuchung noch augenfälliger zu machen, kehren wir in den §. 23 zurück, und fügen demselben einige Erhebungsgränzen bey. Es sey also wiederum $m = \frac{3}{4}$, so sind die Erhebungsgränzen folgende:

für $a' =$	$\frac{8}{11}$	$\frac{4}{5}$	$\frac{3}{5}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{2}{5}$	$\frac{1}{5}$	$\frac{1}{9}$
Gränze:	0,7272	0,7	0,775	0,812	0,85	0,875	0,925
Dahin kommt β von selbst							
Anfänge der Erhebung:	grössere β			0,7022	0,7 Kleinstes	0,7009	grössere β

Man bemerke, dass die Erhebungsgränzen gleichsam eine gerade Linie bilden; wie natürlich nach der Formel $a - \frac{1}{2} ma'$, wo nur a' als veränderlich angenommen wird. Auch versteht sich von selbst, dass für grössere β die Anfänge der Erhebung (nämlich durch die Hülfe) später kommen; weil, um bis dahin zu gelangen, b länger aus eigner Kraft hat steigen müssen.

Wenn $m = 1$, so findet man

für	$a' = \frac{4}{5}$	$\frac{3}{5}$	$\frac{2}{5}$	0,354 ..	$\frac{1}{5}$
Gränzen:	keine.	0,7	0,8	0,822	0,9
Anfänge:	grössere β			0,645 Kleinstes,	grössere β

Denkt man sich die gleichen Erhebungen vieler gleichen b, wie sie unverbunden, von selbst steigen, als Annäherungen an eine wagrechte Linie: so erhebt dagegen das System der von a ausgehenden Hülfen sie alle zu einer schrägen Linie, welche mehr oder weniger schräg liegt, je nachdem der Hemmungsgrad grösser oder kleiner angenommen wird. Diese Linie macht gegen jene einen Winkel in dem Puncte, wo die Erhebungsgränze der Hülfen in die der unverbundenen b hineinfällt. Die nämliche Linie bildet sich aber im Laufe der Zeit nur allmählig aus. Ihre erste Spur zeigt sich in dem Puncte des vorerwähnten kleinsten β; von da erhebt sie sich zu beyden Seiten. Deutlicher möchte sich das, was die Formeln gelehrt haben, schwerlich in Worten aussprechen lassen.

Nimmt man noch hinzu, dass die verschiedenen b auch unter einander ihre Hemmungsgrade haben können; so wird das eben Beschriebene zwar nicht genau so zur Ausführung gelangen: dann ist aber dagegen ein Bestreben im Bewusstseyn, es zu Stande zu bringen, welches Bestreben in der Vorstellung a seinen Sitz hat, sofern man bey der bisherigen Voraussetzung bleibt, die verschiedenen b seyen unter einander nicht verbunden. Viel mannigfaltiger wird Alles, wenn auch die b auf einander gegenseitig wirken. Allein auf die Verwickelungen vieler Vorstellungen wollen wir nicht eingehen; wir kehren zurück zu zweyen.

Zweytes Capitel.

Von Hülfen bey freysteigenden Vorstellungen von ungleicher Stärke.

§. 27.

Es sey immer a die stärkere Vorstellung. Diese nun kommt entweder mit ihrem Theile a' in Verbindung mit b; oder umgekehrt, ein Theil b' von b ist mit a verbunden. Der Fall, wo nur Theile von beyden in Verbindung getreten wären, lassen wir unberührt. In der ersten Voraussetzung aber ist noch etwas zu unterscheiden. Der Theil a' ist entweder kleiner als b, oder grösser.

I.

§. 28.

a' sey kleiner als b. Wobey hinzugedacht werden mag, dass etwan das im Sinken begriffene a bis auf den Theil a' aus dem Bewusstseyn verschwunden war, als b gegeben wurde. Die Hemmungssumme wird nun $= ma'$, wie oben §. 18; wo auch schon die Verschmelzungshülfe für b ist angegeben worden, nämlich

$$\frac{a'}{b} \cdot \left(1 - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right).$$

Soll nun für irgend einen Werth von β die Wirkung der Hülfe gleich werden der Geschwindigkeit, womit b von selbst steigt, so muss seyn

$$\frac{d\beta}{dt} = \frac{a'}{b} \cdot \left(1 - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b} - \beta\right) = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta;$$

nach §. 20.

Daher $\beta \left[1 + \frac{am}{a+b} - \frac{a'}{b} \cdot \left(1 - \frac{mb}{a+b}\right)\right]$

$$= b - \frac{a'}{b} \cdot \left(1 - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right) \ldots (32).$$

Wäre nun $b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{ma'a}{a+b}\right)$, so liesse sich durch den Coefficienten von β dividiren, und man hätte $\beta = b - \frac{ma'a}{a+b}$, folglich $\frac{d\beta}{dt} = 0$. Also muss b kleiner seyn, d. h.

$(a+b)^2 . b < (a+b+am) . (ab + bb - ma'a)$, oder

$$\frac{maa'}{a+b} < b - a',$$

$$\text{mithin } m < \frac{(b-a')(a+b)}{a'a}$$

$$\text{und } a' < \frac{b\,(a+b)}{a+b+ma}.$$

Sey $a = 2$, $b = 1$, so ist zuvörderst $m < \frac{1-a'}{a'} . \frac{3}{2}$.

Man nehme $m = 1$, so ist $a' < \frac{3}{5}$
$m = \frac{1}{2}$, $a' < \frac{3}{4}$
$m = \frac{1}{10}$, $a < \frac{15}{16}$.

Sey $a = 5$, $b = 1$, so ist $m < \frac{1-a'}{a'} . \frac{6}{5}$. Man nehme $m = 1$, so ist $a' < \frac{6}{11}$
$m = \frac{1}{2}$, $a' < \frac{12}{17}$
$m = \frac{1}{10}$, $a' < \frac{12}{18}$.

Wäre a sehr gross, und könnte man b daneben vernachlässigen, so näherten sich jene Ausdrücke den folgenden:

$$m < \frac{b - a'}{a'}$$

$$\text{und} \qquad a' < \frac{b}{1 + m}$$

$$\begin{array}{llll} \text{für} & m = 1 & \text{hieraus} & a' < \tfrac{1}{2} \\ & m = \tfrac{1}{2} & & a' < \tfrac{2}{3} \\ & m = \tfrac{1}{10} & & a' < \tfrac{10}{11}. \end{array}$$

Dies, verglichen mit §. 25, zeigt schon, dass hier alles, was im vorigen Capitel betrachtet worden, wiederkehrt; mit der geringen Veränderung, dass für grössere a sich die Schranken, welche dort gesetzt waren, um etwas Weniges enger zusammenziehn.

§. 29.

Differentiirt man dasjenige β, welches der vorhergehende § ergiebt, nach a', so wie im §. 22 geschehen war, so erhält man für $d_{'}\beta = 0$ folgenden Ausdruck für a':

$$(33) \; \ldots \; a'$$

$$= \frac{b}{a+b-bm} \cdot [a+b+am-\sqrt{(a+b) \cdot (2a+b) \cdot m+m^2a^2}],$$

welcher für $a = b$ sich in jenen des §. 22 verwandelt. Hingegen für ein grosses a nähert sich derselbe nachstehendem Werthe:

$$a' = b\,(1 + m - \sqrt{2m + m^2})$$

Es mag nun genügen, einige wenige berechnete Werthe anzugeben.

Für $a = 5$, $b = 1$, sey zugleich $m = 1$. Das Minimum von β, welches alsdann von der Verschmelzungshülfe kann erreicht, und zum schnellern Steigen gebracht werden, findet nach der so eben angegebenen Formel statt für $a' = 0{,}2921$. Das Minimum selbst beträgt $\beta = 0{,}51313$. Dazu gehört die Erhebungsgränze $0{,}7565$. Setzen wir einen grössern Werth von a', so muss β schon höher steigen, um von der Hülfe weiter gefördert zu werden. Ist $a' = \frac{1}{2}$, so gehört dazu $\beta = 0{,}53432$, und die Erhebungsgränze ist niedriger als vorhin: nämlich $= 0{,}58333$. Ein kleineres a' erfordert auch ein grösseres β; aber die Erhebungsgränze liegt nun höher. Für $a' = \frac{1}{10}$ findet sich $\beta = 0{,}52778$, aber die Erhebungsgränze ist $= 0{,}91667$.

Ähnliches zeigt sich für kleinere m. Man nehme wie zuvor $a = 5$, $b = 1$, aber $m = \frac{1}{4}$. Das kleinste β gehört nun für $a' = 0{,}52174$. Das Kleinste selbst ist $\beta = 0{,}78261$; und hiezu die Erhebungsgränze $= 0{,}8913$. Dagegen giebt $a' = \frac{4}{5}$ den Anfang der Beförderung für $\beta = 0{,}81762$. Die Erhebungsgränze $= 0{,}8333$. Und $a' = \frac{1}{10}$ giebt $\beta = 0{,}81452$; die Gränze $= 0{,}97916$.

Die Voraussetzung $a' < b$ scheint demzufolge wenig Mannigfaltiges darzubieten. Wir schreiten fort zur zweyten Voraussetzung.

II.

§. 30.

Der Theil a' sey grösser als b. Hiemit ändert sich schon die Hemmungssumme, welche jetzt nicht mehr von a', sondern von b der Grösse nach bestimmt wird, weil $mb < ma'$. Die Verschmelzungshülfe für b ist daher

$$\frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mbb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b}\right),$$

und die Geschwindigkeit der Erhebung, falls diese von der Verschmelzungshülfe abhängt,

$$\frac{d\beta}{dt} = \frac{1}{b} \cdot \left(a' - \frac{mb^2}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b} - \beta\right).$$

Die Frage ist, ob eine Geschwindigkeit der Hülfe für irgend einen Werth von β gleich seyn könne der eignen Geschwindigkeit des Steigens ohne Hülfe; ob demnach von dem Puncte dieser Gleichheit an, wie im Vorigen, ein solcher Wechsel statt finden könne, vermöge dessen eine der beyden Geschwindigkeiten von der andern übertroffen werde? So allgemein fassen wir die Frage, weil noch unentschieden ist, ob die Geschwindigkeit des freyen Steigens sich von der Hülfe übertreffen lasse, oder umgekehrt diese von jener.

Wir setzen demnach wiederum versuchsweise

$$\frac{d\beta}{dt} = \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b} - \beta\right) = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta,$$

woraus $\beta\left[1 + \frac{am}{a+b} - \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\right]$

$$= b - \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(b - \frac{mab}{a+b}\right) \ldots (34).$$

Hier kann man freylich nicht, der Analogie mit den frühern Fällen nachgehend, schreiben

$$b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(1 - \frac{am}{a+b}\right) \cdot b.$$

Denn gewiss ist b grösser als sein Theil $\left(1 - \frac{a^2m^2}{(a+b)^2}\right)b$; allein eben darum setzen wir

$$b = \left(1 + \frac{am}{a+b}\right) \cdot \left(b - \frac{mab}{a+b}\right) + \frac{a^2m^2}{(a+b)^2} \cdot b,$$

so findet sich in Folge der Division mit dem Coefficienten von β

$$\beta = b - \frac{mab}{a+b} + \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 \cdot \left[1 + \frac{am}{a+b} - \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\right]}$$

wobey offenbar das letzte Glied sich mehr zusammenzieht, so dass herauskommt

$$\beta = b \cdot \left[1 - \frac{am}{a+b} - \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 . (a' - (1+m)b)}\right].$$

Sollte es Verdacht erregen, dass dieser Ausdruck sich nicht von selbst auf dem gewöhnlichen Wege des Calculs darbietet, so mag es nützlich seyn, denselben noch durch folgende, freylich viel weitläufigere Rechnung zu erweisen.

Mit dem Coefficienten von β dividirend haben wir unmittelbar

$$\beta = \frac{b - \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(b - \frac{mab}{a+b}\right)}{1 + m - \frac{a'}{b}}, \text{ oder}$$

$$\beta . \frac{(a+b)^2b - [(a+b)a' - mb^2].(a+b-am)}{(a+b)^2 . (b - a' + mb)}.$$

Der Zähler hievon wird sich in fünf Glieder entwickeln. Bevor wir sie hersetzen, ist anzuzeigen, dass wir erstlich die Grösse $(a+b)mab$ addirend und subtrahirend beyfügen werden; zweytens desgleichen noch $am(a+b)mb$ addiren und subtrahiren; endlich drittens das addirte $am(a+b)mb$ auflösen werden in a^2m^2b und in am^2b^2.

Jetzt schreiben wir die Glieder, worin sich der Zähler entwickelt, in einer verticalen Reihe unter einander, und bemerken das Beyzufügende.

$$\begin{array}{ll}
\quad (a+b)^2b & \\
-(a+b)^2a' & \\
+(a+b)a' . am - (a+b)mab - am(a+b)mb & \\
+(a+b)mb^2 & + (a+b)mab = mb(a+b)^2 \\
-am^2b^2 & + am^2b^2 = 0 \\
 & + a^2m^2b.
\end{array}$$

Man fasse die Glieder zusammen, welche $(a+b)^2$ enthalten, desgleichen die, welche $am(a+b)$ enthalten. so ergiebt sich der obige Ausdruck für β; nämlich

$$\beta = b.\left[1 - \frac{am}{a+b} - \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2.(a'-(1+m)b)}\right] \ldots (35).$$

Hier leuchtet sogleich ein, dass β kleiner als b seyn muss; aber auch

$$1 > \frac{am}{a+b} + \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2.(a'-(1+m)b)}$$

indem β nicht negativ seyn kann. Ferner ist a' grösser zu nehmen nicht bloss als b, sondern auch, wie aus dem Vorigen unmittelbar folgt,

$$\frac{a^2m^2b}{(a+b)^2-(a+b)am} + (1+m)b < a' \ldots\ldots (36).$$

Überdies ist a' höchstens $= a$. Dies vorausgesetzt, so folgt eine Bestimmung für m. Nämlich

aus $$\frac{a^2m^2b}{(a+b)^2-(a+b)am} + (1+m)b = a$$

wird

$$m^2 - \frac{(a+b).(a^2+b^2)}{ab^2}.m = -\frac{(a-b).(a+b)^2}{ab^2} \ldots (37).$$

Wo sogleich klar ist, dass man nicht $a = b$ setzen darf, (was ohnehin gegen die jetzige Voraussetzung wäre,) weil sonst $m > 1$ würde, oder vielmehr $= 0$, indem man das negative Zeichen vor der Wurzelgrösse wird nehmen müssen. Allein bey der Auflösung der Gleichung zeigt sich auch, dass für grosse a wiederum m sich der Null nähert. Es mag genügen, hier einige obenhin berechnete Werthe von m anzugeben, welche den Gang dieser Grösse hinreichend bezeichnen.

für $b = 1$, $a = 2$, ist $m = 0{,}65$ höchstens.
$a = 3$ $m = 0{,}85$ —
$a = 4$ $m = 0{,}925$ —
$a = 5$ $m = 0{,}951$ —
$a = 10$ $m = 0{,}99$ —

Grössere Genauigkeit ist hier nicht nöthig, weil man a' nicht völlig $= a$ nehmen wird.

§. 31.

Es wird sich nun leicht darthun lassen, dass in vielen Fällen nicht bloss ein Werth von β statt findet, welchem gleiche Geschwindigkeit der Hülfe und des eignen freyen Steigens angehört, sondern dass auch, gerade entgegen den bisher betrachteten Fällen, alsdann die Geschwindigkeit gleich Anfangs von der Hülfe bestimmt wird; daher der so eben erwähnte Werth von β hier zu erkennen giebt, dass mit ihm die Hülfe nicht erst anfängt, sondern schon aufhört, das weitere Steigen zu bestimmen, welches von diesem Puncte an sich selbst überlassen bleibt.

Für den Anfang, also für $\beta = 0$, ist die Geschwindigkeit des freyen Steigens $\frac{d\beta}{dt} = b$. Die der Hülfe dagegen ist nach §. 30

$$\frac{d\beta}{dt} = \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) . \, b.$$

Man setze sie gleich, also

$$\left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) = 1.$$

Nun ist im vorigen § gefunden, a' sey grösser als $(1+m)b$. Also $\frac{a'}{b} > 1+m$. Demnach sey $\frac{a'}{b} = 1 + mx$, und man schreibe nun

$$\left(1 + mx - \frac{mb}{a+b}\right) \cdot \left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) = 1,$$

daher $x = \dfrac{(a+b)^2 - mab}{(a+b)^2 - ma\,(a+b)}$ . . . . (38).

Wäre dies der Werth von x in der Bestimmung $1 + mx = \dfrac{a'}{b}$, so hätte im Anfange die Hülfe gerade die Geschwindigkeit des freyen Steigens. Nimmt man x grösser, und demzufolge auch a' grösser, so ist gleich Anfangs die Hülfe geschwinder; also lässt sich die Vorstellung b dann gefallen, eine Zeitlang von a empor getragen zu werden; und dies dauert bis zu dem Werthe von β, welchen die Formel (35) anzeigt.

Die Formel (38) ist wesentlich die nämliche wie jene (36), nur etwas transformirt und auf einem andern Wege der Betrachtung gefunden, wodurch die Sache klärer wird.

Aus §. 30 hat man nun ferner

$$\frac{d\beta}{dt} = \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(b - \frac{mab}{a+b} - \beta\right), \text{ und hieraus}$$

$$(39) \ldots \beta = \left(b - \frac{mab}{a+b}\right)\left(1 - e^{-\left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\cdot t}\right)$$

$$(40) \text{ und } t = \frac{b\,(a+b)}{a'\,(a+b) - mbb} \log \frac{bb + ab\,(1-m)}{bb + ab\,(1-m) - \beta\,(a+b)}$$

Hat aber nach (39) β den Werth erreicht, welchen (35) anzeigt, so sey dieser Werth $= B$, für eine Zeit $= T$: man setze beyde in das Integral von

$$d\beta = \left(b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta\right) dt$$

$$= (b - k\beta)\, dt \text{ wenn } 1 + \frac{am}{a+b} = k,$$

so erhält man für den Fortgang des nunmehr freyen Steigens

$$(41) \qquad \beta = \frac{b}{k}\left(1 - e^{k\,(T-t)}\right) + Be^{k\,(T-t)}$$

§ 32.

Beyspiel. $a = 5$, $b = 1$. Hier müssen wir uns zuerst nach der Begränzung von m umsehn. Es darf nach §. 30 nicht $= 1$ gesetzt werden, sondern $< 0{,}951$. Demnach sey $m = 0{,}9$. Um nunmehr vor einer unpassenden Wahl von a' gesichert zu seyn, wenden wir uns an die Formel (38). Das dortige x wird hier $\frac{36 - 4{,}5}{36 - 27} = \frac{31{,}5}{9}$; daher $a' > 4{,}15$; alsdann ist gleich im Anfange das Steigen nicht frey, sondern empfängt eine grössere Geschwindigkeit durch die Hülfe. (Für eben dieses a' kann man sich auch der Formel (36) bedienen, welche mit jener gleichgeltend ist.) Es sey nun $a' = 4{,}5$. Jetzt muss die Formel (35) den Werth von β angeben, bey welchem die Geschwindigkeiten gleich werden. Er ist $= 0{,}10864$.

Fragt man nach der Anfangs-Geschwindigkeit des Steigens: so hat man für $\beta = 0$,

$$\frac{d\beta}{dt} = \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(b = \frac{mab}{a+b}\right) \text{ hier } = 1{,}0875.$$

Das heisst, die Anfangs-Geschwindigkeit vermöge der Hülfe ist 1,0876 mal so gross als sie durch freyes Steigen gewesen wäre, denn für letzteres hätte man hier $\frac{d\beta}{dt} = b = 1$.

Nun nimmt die Geschwindigkeit schnell ab; wie die Exponentialgrösse in (39) anzeigt, deren Exponent

$= 4{,}35$ ist; und es lohnt nicht, für dieses Beyspiel die kurze Zeit zu berechnen, bis $\beta = 0{,}10864$ wird, von wo das freye Steigen beginnt. Doch ist β zu diesem Werthe etwas früher gelangt, als durch freyes Steigen geschehn wäre; und dies Verfrühen trifft alle Zeitpuncte für die Werthe, die es nach einander erlangt.

Absichtlich haben wir ein Beyspiel gewählt, bey welchem die Hülfe nur wenig Einfluss auf das Steigen hat; nämlich um bemerklich zu machen, wie sehr ein grosser Hemmungsgrad diesen Einfluss vermindert. Denn indem $m = 0{,}9$ angenommen war, blieb für a' nur eine Wahl zwischen den Gränzen $4{,}15$ und 5; auch konnte die Formel (35) nur ein geringes β anzeigen.

Zweytes Beyspiel. $a = 5$, $b = 1$, $m = \frac{1}{4}$. Die Gränze für a' ist $= 1{,}3048$. Jetzt lässt sich eine Reihe von Werthen für a' annehmen, nebst zugehörigen Anfangsgeschwindigkeiten; desgleichen den Werthen von β, bey welchen die Hülfe dem freyen Steigen Platz macht; und den Zeitpuncten bis zur Erreichung dieser Werthe. So ergiebt sich folgende Zusammenstellung:

	Anfangsgeschwindigkeit.	Aufhören der Hülfe.	Zeit des Aufhörens.
$a' = 1{,}4$	$\frac{d\beta}{dt} = 1{,}0753$	bey $\beta = 0{,}50231$	$t = 0{,}74097$
1,5	1,1545	0,61805	1,0405
2	1,5503	0,73379	1,3357
3	2,3420	0,76686	1,1706
4	3,1337	0,77588	0,98908

Am auffallendsten ist hier das Zu- und Abnehmen der Zeit. Indessen sieht man aus (40) wie dies zusammen hängt. Ändert sich a' wenig, β mehr, so wächst t mit den Logarithmen in jener Formel; ändert sich β wenig, und a' mehr, so nimmt der Coefficient des Logarithmen ab, indem a' zunimmt. Starke Hülfen wirken nicht lange; aber sie bringen die Vorstellungen viel früher auf die Standpuncte, welche bey freyem Steigen später wären erreicht worden.

§. 33.

Im §. 30 haben wir gefunden, a' sey grösser als $(1 + m)b$, während sich doch recht gut Fälle denken lassen, in welchen zwar die Bedingung $a' > b$ erfüllt, aber zugleich $a' < (1 + m)b$ seyn würde. Es ist nun leicht einzusehen, dass diese Fälle aus der jetzigen Untersuchung ausgeschlossen sind, indem sie gar keinen Einfluss der Hülfe herbeyführen, sondern das freye Steigen ganz ungeändert lassen. Durch eine grössere Anfangsgeschwindigkeit kann es in Folge der gefundenen Gränzbestimmung nicht verändert werden; aber auch nicht später, nachdem das freye Steigen schon im Gange ist, kann die Hülfe eingreifen. Denn wir wissen aus §. 29, dass solches Eingreifen nur möglich ist, wenn a' um eine bestimmte Grösse kleiner ist als b. Zwischen den Fällen, die wir beobachtet haben, in welchen die Hülfe entweder Anfangs oder später die Geschwindigkeit bestimmt, liegt der mittlere Fall, dass im freyen Steigen nichts verändert wird; und zwar dergestalt, dass die Sphäre dieses mittleren Falles gleichsam zu beyden Seiten in der Nähe der Voraussetzung $a' = b$ eine gewisse Breite hat. So klar nun dies aus dem Vorigen schon ist, so kann man doch sehr leicht den Fragepunct, wenn es ein solcher wäre, der Rechnung unterwerfen.

Die Formel (35), nämlich

$$\beta = b . \left[1 - \frac{am}{a+b} - \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 . (a' - (1+m) . b)}\right]$$

kann für $a' < (1 + m)b$ auch füglich so geschrieben werden:

$$\beta = b . \left[1 - \frac{am}{a+b} + \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 . [(1+m)\, b - a']}\right].$$

Nun darf zwar β nicht negativ, und auch nicht grösser als b seyn. Man könnte aber als Gränze den Fall so stellen, dass gerade $\beta = b$ wäre, mithin

$$\frac{am}{a+b} = \frac{a^2m^2b}{(a+b)^2 . [(1+m)\, b - a']}, \quad \text{oder}$$

$$1 = \frac{amb}{(a+b) . [(1+m)\, b - a']}, \quad \text{und}$$

$$a' = (1+m)\, b - \frac{amb}{a+b} = b + \frac{mb^2}{a+b}.$$

Setzt man diesen, oder einen kleinern Werth (denn grösser darf er nicht seyn, damit nicht $\beta > b$) in

$$\frac{d\beta}{dt} = \left(\frac{a'}{b} - \frac{mb}{a+b}\right)\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) . b,$$

so wird $\frac{d\beta}{dt} \leqq \left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) . b < b$,

also kann davon die Anfangsgeschwindigkeit nicht bestimmt werden; und setzt man denselben Werth in (39), so findet man dort die Erhebungsgränze $b - \frac{mab}{a+b}$, welche niedriger liegt als dasjenige β, welches sollte erhoben werden. Mithin kann weder Anfangs noch später, als ob die Geschwindigkeiten gleich geworden wären, die Hülfe wirksam eintreten.

III.

§. 34.

Ein Theil b' von b sey in Verbindung mit a. Bevor die Verbindung sich ausbildete, musste die Hemmungssumme mb' vertheilt werden; von b' wurde gehemmt $\frac{mab'}{a+b}$; es blieb der Rest $= b' - \frac{mab'}{a+b}$; die Verschmelzungshülfe für b wurde

$$= \frac{1}{b} \cdot \left(a - \frac{mbb'}{a+b}\right)\left(b' - \frac{mab'}{a+b}\right);$$

die Frage ist jetzt, ob

$$\frac{d\beta}{dt} = b - \left(1 + \frac{am}{a+b}\right)\beta - \frac{1}{b} \cdot \left(a - \frac{mbb'}{a+b}\right) \cdot \left(b' - \frac{mab'}{a+b} - \beta\right)$$

seyn könne? so dass

$$(42) \ldots \beta \left[1 + \frac{am}{a+b} - \left(\frac{a}{b} - \frac{mb'}{a+b}\right)\right]$$
$$= b - \left(\frac{a}{b} - \frac{mb'}{a+b}\right) \cdot \left(b' - \frac{mab'}{a+b}\right).$$

Man bemerkt leicht, dass im vorliegenden Falle β nicht weit zu steigen habe, wofern dies auf die Hülfe ankommt. Denn a soll grösser seyn als b; b wiederum grösser als sein Theil b'; wird nun β von der Hülfe abhängig, so fände es seine Gränze bey $b' - \frac{mab'}{a+b}$, wenn es nicht zum freyen Steigen übergehn könnte. Indessen wird doch für ein grosses a die Hülfe beträchtlich; dann ist zu vermuthen, dass sie gleich Anfangs wirksam seyn werde. Wir untersuchen daher zuvörderst die Bestimmungen, welche bey der Anfangsgeschwindigkeit vorkommen können.

Für $\beta = 0$ haben wir

$$b = \left(\frac{a}{b} - \frac{mb'}{a+b}\right)\left(b' - \frac{mab'}{a+b}\right), \text{ oder}$$

$$\frac{b}{a} = \left(\frac{a}{b} - \frac{mb'}{a+b}\right)\left(\frac{b'}{a} - \frac{mb'}{a+b}\right).$$

Da es auf die Bestimmung von m und b' ankommt, und $\frac{mb'}{a+b}$ eine kleine Grösse seyn kann, so setzen wir $\frac{mb'}{a+b} = x$, und

$$\frac{b}{a} = \left(\frac{a}{b} - x\right)\left(\frac{b'}{a} - x\right),$$

woraus $x = \frac{1}{2} \cdot \frac{a^2 + bb'}{ab} - \sqrt{\frac{1}{4}\left(\frac{a^2 + bb'}{ab}\right)^2 + \frac{b}{a} - \frac{b'}{b}}.$

Die Wurzelgrösse verträgt hier nur das negative Zeichen. Denn x ist ein ächter Bruch; $\frac{1}{2} \cdot \frac{a^2 + bb'}{ab}$ aber ist $> \frac{1}{2}$. Nun darf aber x auch nicht negativ seyn; also muss die Wurzelgrösse kleiner seyn als $\frac{1}{2} \cdot \frac{a^2 + bb'}{ab}$; mithin $\frac{b}{a} < \frac{b'}{b}$. Hat man diese Bedingung in der Annahme von b' neben a und b erfüllt, so ist das dazu gehörige $m = \frac{x(a+b)}{b'}$.

Hiebey kann noch erinnert werden, dass x^2 in manchen Fällen klein genug seyn mag um vernachlässigt zu werden; dann hat man näherungsweise, oder zur vorläufigen Übersicht, $x = \frac{ab' - b^2}{a^2 + bb'}$.

Dies Alles unter der Voraussetzung $\beta = 0$, d. h. wenn die gesuchte Gleichheit der Geschwindigkeiten in den Anfang des Steigens fällt. Ist aber $x = \frac{mb'}{a+b}$ kleiner als nach diesen Angaben, so ist die Geschwindigkeit der Hülfe gleich Anfangs die grössere, und β folgt zunächst der Formel

$$\beta = b'\left(1 - \frac{ma}{a+b}\right) \cdot \left(1 - e^{-\left(\frac{a}{b} - \frac{mb'}{a+b}\right)t}\right) \ldots (43)$$

wozu gehört

$$t = \frac{(a+b)\,b}{a^2 + b(a - mb')} \,.\log.\, \frac{bb' + ab'(1-m)}{bb' + ab'(1-m) - \beta(a+b)} \ldots (44)$$

§. 35.

Zur weitern Auseinandersetzung wird es dienen, wenn wir $b = 1$ nehmend der Foderung $\frac{1}{a} < b'$ nachgehen, und für eine Reihe von a einen der kleinsten und einen der grössten Werthe von b' wählen, um dafür x und hiemit m zu bestimmen. Da wir uns der Kürze wegen hiebey der Formel $x = \frac{ab' - 1}{a^2 + b'}$ bedienen wollen, so ist noch in Ansehung der Correctur, die man vermissen könnte, etwas zu erinnern.

Aus $\frac{b}{a} = \left(\frac{a}{b} - x\right)\left(\frac{b'}{a} - x\right)$ folgt nämlich

$$x^2 - x \,.\, \frac{a^2 + bb'}{ab} = \frac{b^2 - ab'}{ab}.$$

Gesetzt nun, man habe einen Werth von x gefunden, welcher der Wahrheit nahe kommend zugleich ein kleiner ächter Bruch ist, so wird man diesen quadrirt für x^2 setzen, und, wenn wir ihn mit u bezeichnen, folgendermaassen weiter rechnen:

$$u^2 - \frac{b^2 - ab'}{ab} = x \cdot \frac{a^2 + bb'}{ab},$$

daher $\dfrac{u^2 \cdot ab}{a^2 + bb'} + \dfrac{ab' - b^2}{a^2 + bb'} = x,$

oder $\dfrac{au^2}{a^2 + b'} + \dfrac{ab' - 1}{a^2 + b'} = x$ weil $b = 1$. Wenn nun b' ein geringer Bruch ist, so beträgt die Correctur nicht völlig $\dfrac{u^2}{a}$; und lässt sich hiemit schätzen, auch wenn man sie nicht berechnen will.

Folgende Zusammenstellung mag nun die Übersicht gewähren, deren die fernere Betrachtung bedarf. Bey den drey grössern Werthen von b' für $a = 2, 3, 5$, ist die Correctur $\dfrac{au^2}{a^2 + b'}$ benutzt worden.

$$\text{für } a = 2 \text{ und} \begin{cases} b' = 0{,}6 & \text{wird } x = \frac{1}{23} & \text{daher } m = \frac{5}{23} \\ b' = 0{,}9 & \ldots\ldots\; 0{,}1741 & \ldots\ldots\; 0{,}5805 \end{cases}$$

$$\text{für } a = 3 \text{ und} \begin{cases} b' = 0{,}4 & \ldots\ldots\; \frac{1}{47} & \ldots\ldots\ldots\; \frac{10}{47} \\ b' = 0{,}9 & \ldots\ldots\; 0{,}1806 & \ldots\ldots\; 0{,}8028 \end{cases}$$

$$\text{für } a = 5 \text{ und} \begin{cases} b' = 0{,}3 & \ldots\ldots\; \frac{5}{253} & \ldots\ldots\ldots\; \frac{100}{253} \\ b' = 0{,}9 & \ldots\ldots\; 0{,}1386 & \ldots\ldots\; 0{.}9244 \end{cases}$$

$$\text{für } a = 10 \text{ und} \begin{cases} b' = 0{,}2 & \ldots\text{weniger als } \frac{1}{100} & \ldots\ldots\; \frac{55}{100} \\ b' = 0{,}9 & \ldots\ldots\; 0{,}08 & \ldots\ldots\ldots\; \frac{88}{90}. \end{cases}$$

§. 36.

Es ist nun leicht, passende Beyspiele zu wählen.

Für $a = 2$, $b = 1$, sey $b' = 0{,}7$; $m = \frac{1}{3}$. Man findet die Anfangsgeschwindigkeit, welche von der Hülfe herrührt, $= 1{,}3607$; dasjenige β, worin die Geschwindigkeiten gleich werden, so dass die Fortsetzung des Steigens von b selbst abhängt, $= 0{,}4398$.

Für $a = 3$, $b = 1$, sey $b' = 0{,}7$; $m = \frac{1}{3}$. Die Anfangsgeschwindigkeit ist grösser, nämlich $= 1{,}7612$.

Hingegen das vorerwähnte $\beta = 0{,}42105$ ist sogar kleiner. Die Exponentialgrösse in (43) verschwindet hier schneller.

Etwas vollständiger wollen wir die Voraussetzung $a = 5$, $b = 1$, $m = \frac{1}{4}$, durchführen. Es sey nun

	Anfangsgeschwindigkeit.	Aufhören der Hülfe.	Zeit des Aufhörens.
$b' = 0{,}3$;	$\frac{d\beta}{dt} = 1{,}1845$	für $\beta = 0{,}04882$	$t = 0{,}04613$
$b' = 0{,}5$;	1,9709	0,25747	0,2111
$b' = 0{,}7$;	2.7547	0,46637	0,37064
$b' = 0{,}9$;	3,5358	0,67546	0,59601

Dritter Abschnitt.

Von steigenden Complexionen.

§. 37.

Bey Complexionen, deren Wesen, wenn sie vollkommen sind, darin besteht, dass die verbundenen Vorstellungen stets in gleichem Zustande der Spannung seyn müssen, liegt es schon in diesem Begriffe, dass jede Hemmung sich unter den verbundenen gleichmässig vertheilt. Ist hier der Hemmungsgrad zwischen a und b grösser als zwischen den mit ihnen complicirten α und β, so überträgt sich die stärkere Hemmung des ersten Paars auf das letztere; und es kann das paradoxe Resultat herauskommen, dass von einer starken Complexion ein weit grösseres Quantum gehemmt wird, als von einer schwachen, weil umgekehrt von einer schwachen Vorstellung weniger gehemmt wird als von einer starken. Davon ist am gehörigen Orte *) ein Beyspiel gegeben, welches eine nähere Beleuchtung veranlassen kann.

---

*) Psychologie §. 60.

Die Vorstellung eines Farbigten sey = 3, die eines andern Farbigten = 1. Wenn diese beyden allein unter sich in Hemmung träten, so würde für den Hemmungsgrad = 1, die Hemmungssumme = 1 sich so vertheilen, dass ein Viertel von 3, und drey Viertel von 1 zu hemmen wären. Der hieraus entspringende gewaltsame Zustand, oder die Spannung, wäre nun in der schwächern Vorstellung neunmal so gross als in der stärkern; weil die dreyfach schwächere dreymal soviel verliert. Dies kann verhindert werden, wenn eine dritte Vorstellung mit jener schwächern complicirt ist; denn alsdann überträgt sich das Leiden der schwächern auf die dritte; wie stark aber auch die dritte seyn möge, sie wird ganz in dies Leiden hereingezogen, und ihre Wirksamkeit besteht alsdann nicht bloss darin, der Hemmung jener schwächern eine Gränze zu setzen, sondern sie strebt auch, ihr eignes Gehemmtes wieder ins Bewusstseyn zu bringen. Im Beyspiel ist angenommen, die dritte sey = 11, eine Gefühlsvorstellung; während noch eine vierte = 1, ein Klang, mit jener = 3 complicirt sey. Zwischen einem Gefühl (etwa eines Stosses oder der Wärme) und einem Klange ist kein Gegensatz; und diese beyden können nur mittelbar, durch die Farben, in Gegenwirkung treten. Hiebey ist ein offenbarer Nachtheil für die Vorstellung = 11, da sie nur durch die schwache = 1 mit den andern in Verbindung gesetzt wird. Wäre statt dieser schwachen = 1 vielmehr eine = 2 vorhanden, so würde die = 11 jener = 3 besser entgegenwirken können. Dies übersieht man ohne Rechnung; wir wollen aber jetzt die Grössen allgemein bezeichnen. Statt des obigen 3 und 1 setzen wir a und b; statt 11 nun β; jenes 1, welches mit 3 complicirt ist, heisse α. Die Hemmungssumme sey $= S$. Diese vertheilt zwischen a und b giebt die Theile $\frac{bS}{a+b}$ und $\frac{aS}{a+b}$; und daran kann die Complication nichts ändern, weil α und β nur dem Druck unterworfen sind, der ihnen mitgetheilt wird, und nur in dem Maasse wirksam seyn können, als sie von diesem Drucke getroffen werden. Je grösser nun β, um desto weniger geräth es durch einen Druck von einmal gegebener Grösse in Spannung; man darf also nicht erwarten, dass es besonders stark zurückwirken werde. Vielmehr, die Hemmung $\frac{aS}{a+b}$ zerfällt in zwey Theile nach dem Verhältnisse der complicirten b und β; eben so die Hemmung $\frac{bS}{a+b}$ in zwey Theile nach dem Verhältnisse der complicirten a und α; die vier Theile sind:

für a, $\frac{abS}{(a+b)(a+\alpha)}$ für b, $\frac{baS}{(a+b)(b+\beta)}$

für α, $\frac{\alpha bS}{(a+b)(a+\alpha)}$ für β, $\frac{\beta aS}{(a+b)(b+\beta)}$

woraus man die Spannung einer jeden Vorstellung sogleich findet, indem man ihr Gehemmtes durch ihre eigne Grösse dividirt. Das Verhältniss der Spannungen von a und b ist nun $\frac{b}{a+\alpha} : \frac{a}{b+\beta} = b(b+\beta) : a(a+\alpha)$, im obigen Zahlenbeyspiele demnach wie $1:1$, während es ohne Complication, also für $\beta = 0$, $\alpha = 0$, seyn würde wie $b^2 : a^2$; in jenen Zahlen wie $1:9$. Das Gehemmte von b in Zahlen ist nur $\frac{1}{16}$; anstatt ohne Complication $\frac{3}{4} = \frac{12}{16}$. Der Erfolg der Complication ist also für das schwache $b = 1$ sehr bedeutend; aber er wird damit erkauft, dass von $\beta = 11$ das Gehemmte nicht weniger als $\frac{11}{16}$ beträgt; und dass diese stärkste Vorstellung gleich stark wie das schwache α in Spannung geräth. Nähme man β noch grösser, so würde zwar seine Spannung geringer, aber sein Antheil an der Hemmung würde wachsen.

Wir haben hier den äussersten Fall der Verschiedenheit beyder Hemmungsgrade ($p = 1$, $\pi = 0$) angenommen; andere Fälle mag man danach schätzen.

Ferner ist das Zahlenbeyspiel so gewählt, dass es den Nachtheil zeige, worin sich β wegen des geringen b (ähnlich einem Gewicht an einem kurzen Hebel-Arme) befindet. Wäre $b = 2$, die andern Zahlen wie vorhin, so ergäbe sich das Verhältniss der Spannungen wie $26 : 12 = 13 : 6$.

In solchen Fällen, wie der vorliegende, hat man zwar keine Hoffnung, das Resultat der Rechnung pünktlich mit Erfahrungen vergleichen zu können. Fragt man sich aber, woher die so häufig bemerkbare Empfindlichkeit in Kleinigkeiten kommen möge, z. B. die Empfindlichkeit gegen Sprachfehler, verzogene Mienen, geringe Abänderungen der gewohnten Kleidung u. dgl.; so sieht man sogleich, dass an sich das Schwache nicht Grund einer starken Empfindung ist, sondern dass es auf die Gewohnheit, d. h. auf die Complication starker mit schwachen Vorstellungen ankommt. Hiebey ist zu überlegen, in welchem Zustande sich das obige b befinden muss. Wiewohl sein Gehemmtes im Beyspiele nur $\frac{1}{16}$ beträgt — den zwölften Theil dessen, was es ohne die Hülfe der Complication betragen würde, — so ist es doch darum nicht befreyt von dem Drucke des stärkeren a, sondern dieser Druck wird nur aufgehoben, indem durch b hindurch wirkend das noch stärkere β sich dem Sinken des b entgegensetzt; daher b gerade in wiefern es nicht sinken kann, sondern im Bewusstseyn gehalten wird, von beyden Seiten Gewalt leidet; und dies ist die, sich von selbst darbietende Erklärung jener Empfindlichkeit, deren Sitz gerade dann schwache Vorstellungen sind, wann sie mit starken in angewohnter Verbindung stehen. Doch darüber ist schon anderwärts gesprochen worden.

§. 38.

Nach diesen Vorerinnerungen mag nun die Betrachtung zweyer zugleich steigender Complexionen folgen. Hier bietet sich gleich eine Verschiedenheit dar, welche auf die Rechnung Einfluss hat. Die Hemmungssumme für die Complexionen $a + \alpha$ und $b + \beta$ richtet sich nach den Hemmungsgraden p zwischen a und b, und π zwischen α und β. Ist $a > b$, so braucht zwischen beyden nur pb gehemmt zu werden. Ist $\alpha > \beta$, so ist hier $\pi\beta$ zu hemmen; allein während $a > b$, kann $\alpha < \beta$ seyn; alsdann ist für dieses Paar $\pi\alpha$ zu hemmen; daher wird die ganze Summe, die sich aus den beyden Paaren ergibt, entweder $pb + \pi\beta$ oder $pb + \pi\alpha$. Man denke sich etwa ein paar Gegenstände, die zugleich dem Gesicht und dem Gehör, oder dem Gesicht und dem Geruch oder Geschmack ihre Merkmale liefern — wie Rose und Lilie, Nelke und Tuberose, Wasser und Wein; jeder solche Gegenstand ist für uns eine Complexion seiner Merkmale; aber es gibt zwischen solchen eine mehrfache Hemmung, indem ein paar Merkmale fürs Gesicht, ein anderes Paar für einen andern Sinn einen Gegensatz bilden. Nennen wir *) die ganzen Complexionen $a + \alpha = A$, und $b + \beta = B$, ihre im Verlauf der Zeit t hervorgetretenen Theile A' und B', die bereits vorhandene Hemmungssumme S', die Hemmungs-Coefficienten, welche das Verhältniss der Hemmung anzeigen, π' und π'': so strebt im Zeittheilchen dt, $A - A'$ und $B - B'$ hervorzutreten, zugleich aber sinken $\pi' S' dt$ und $\pi'' S' dt$; also allgemein:

$$dA' = [A - A' - \pi' S'] \, dt$$
$$dB' = [B - B' - \pi'' S'] \, dt$$

Die Rechnung erfodert nun, dass man für S' seinen Werth setze; das Gleiche kann geschehn für A' und B'. Also entweder

$$1) \; da' + d\alpha' = [A - (a' + \alpha') - \pi' (pb' + \pi\beta')] \, dt$$
$$db' + d\beta' = [B - (b' + \beta') - \pi'' (pb' + \pi\beta')] \, dt$$

oder

$$2) \; da' + d\alpha' = [A - (a' + \alpha') - \pi' (pb' + \pi\alpha')] \, dt$$
$$db' + d\beta' = [B - (b' + \beta') - \pi'' (pb' + \pi\alpha')] \, dt$$

Im ersten Falle ist die Gleichung für $db' + d\beta'$ eine Summe zweyer Gleichungen, nämlich

$$db' = [b - b' - \pi'' pb'] \, dt, \text{ und}$$
$$d\beta' = [\beta - \beta' - \pi'' \pi\beta'] \, dt, \text{ woraus}$$
$$b' = \frac{1}{1 + \pi'' p} \cdot b \, (1 - e^{-(1 + \pi'' p) t})$$
$$\beta' = \frac{1}{1 + \pi'' \pi} \cdot \beta \, (1 - e^{-(1 + \pi'' \pi) t})$$

Hieraus würde sich $B' = b' + \beta'$ ergeben, wenn die Theile der Hemmungssumme abgesondert wirkten, und keine andre Bedingung zu erfüllen wäre. Allein nach der Natur der Complexionen soll ein Theil nur in so fern steigen als der andre in gleichem Verhältniss folgen kann. Es sollen also die veränderlichen b' und β'

---

*) Psychologie §. 58—60.

immer das ursprüngliche Verhältniss b : β beybehalten; mithin $b' : (b' + \beta') = b : (b + \beta)$ oder $b' : B' = b : B$; ein constantes Verhältniss; eben so $\beta' : (b' + \beta') = \beta : (b + \beta)$, oder $\beta' : B' = \beta : B$; auch $pb' : \pi\beta' = pb : \pi\beta$; und wenn $pb' = h' B'$, desgleichen $\pi\beta' = h'' B'$, so ist auch $h' : h'' = pb : \pi\beta$, ein constantes und gegebenes Verhältniss. Nun sey $h = h' + h'' = \frac{pb}{B} + \frac{\pi\beta}{B} = \frac{pb + \pi\beta}{b + \beta}$, so kann man statt $pb' + \pi\beta'$ setzen hB', und aus

$$dB' = (B - B' - \pi'' hB')\,dt \text{ wird}$$

$$B' = \frac{B}{1 + \pi'' h}\left(1 - e^{-(1+\pi'' h)\,t}\right)$$

Der Unterschied gegen die vorige Rechnung ist klar genug. Denn h ist weder $= p$ noch $= \pi$, sondern enthält einen Bruchtheil von beyden, daher kann weder die Exponential-Grösse genau so verschwinden, noch die Erhebungsgränze die gleiche seyn wie oben.

Der gefundene Werth von B', und hiermit von hB', ist nun anstatt $pb' + \pi\beta'$ in die Gleichung für dA' zu setzen.

$$dA' = \left[A - A' - \frac{\pi' h}{1 + \pi'' h} \cdot B\left(1 - e^{-(1+\pi'' h)t}\right)\right] dt$$

also

$$A' = \left(A - \frac{\pi' hB}{1 + \pi'' h}\right)\left(1 - e^{-t}\right) + \frac{\pi' hB}{(1 + \pi'' h)} \cdot \frac{1}{\pi'' h}\left(e^{-t} - e^{-(1+\pi'' h)\,t}\right)$$

Die Erhebungsgränzen sind

für B, $\frac{B}{1 + \pi'' h}$

für A, $A - \frac{\pi' h B}{1 + \pi'' h}$

Deren Summe, $A + \frac{B}{1 + \pi'' h}(1 - \pi' h)$ abgezogen von

$A + B$ lässt $B\left(1 - \frac{1 - \pi' h}{1 + \pi'' h}\right) = \frac{(\pi'' + \pi') hB}{1 + \pi'' h} = \frac{hB}{1 + \pi'' h}$ weil die Hemmungs-Coefficienten π'' und π' zusammen der Einheit gleich sind. Die zuletzt hervorgetretene Hemmungssumme ist ebenfalls $\frac{hB}{1 + \pi'' h}$ wie gehörig, weil sie mit dem noch übrigen Streben der Vorstellungen im Gleichgewichte stehen muss, wie mehrmals erinnert worden.

Die Hemmungs-Coefficienten sind bekanntlich (wie a. a. O. gezeigt), $\pi' = \frac{bp + \beta\pi}{(a + b)\, p + (\alpha + \beta)\, \pi}$ und $\pi'' = \frac{ap + \alpha\pi}{(a + b)\, p + (\alpha + \beta)\, \pi}$.

Zu dem jetzt berechneten ersten Falle gehören unter andern die ähnlichen Complexionen, für welche $a : \alpha = b : \beta$, oder $a : b = \alpha : \beta$, denn wenn hier b kleiner als a, so ist auch β kleiner als α, daher dann durch b und β die Hemmungssumme bestimmt wird.

Wir gehen über zum zweyten Falle, wo $\alpha < \beta$, daher die Hemmungssumme $= pb + \pi\alpha$. Hier setze man, wie zuvor, $pb' = hB'$, und diesem ähnlich, $\pi\alpha' = iA'$, so kommt

$$dA' = [A - A' - \pi' (hB' + iA')]\, dt$$
$$dB' = [B - B' - \pi'' (hB' + iA')]\, dt$$

oder

$$dA' + A' (1 + \pi' i)\, dt = (A - \pi' hB')\, dt$$
$$dB' + B' (1 + \pi'' h)\, dt = (B - \pi'' iA')\, dt$$

Die erste Gleichung multiplicirt mit ϑ, und zur zweyten addirt, giebt

$$dB' + \vartheta\, dA' + \left[B' \left\{\begin{matrix} 1 + \pi'' h \\ + \vartheta \pi' h \end{matrix}\right\} + A' \left\{\begin{matrix} \vartheta (1 + \pi' i) \\ + \pi'' i \end{matrix}\right\}\right] dt$$
$$= (B + \vartheta A)\, dt$$

Man setze $B' + \vartheta A' = z = B' + \frac{\pi''i + (1 + \pi'i)\vartheta}{1 + \pi''h + \pi'h\vartheta} \cdot A'$

$$\text{also } \vartheta = \frac{\pi''i + (1 + \pi'i)\vartheta}{1 + \pi''h + \pi'h\vartheta}$$

$$= \frac{\pi'i - \pi''h}{2\pi'h} \pm \sqrt{\left(\frac{\pi'i - \pi''h}{2\pi'h}\right)^2 + \frac{\pi''i}{\pi'h}}$$

$$= \frac{\pi'i - \pi''h}{2\pi'h} \pm \frac{\pi'i + \pi''h}{2\pi'h}$$

das heisst, ϑ ist entweder $= \frac{i}{h}$ oder $= -\frac{\pi''}{\pi'}$

Wenn ferner $dz + Fzdt = Cdt$, woraus

$$z = \frac{C}{F}(1 - e^{-Ft})$$

so ist hier $C = B + \vartheta A$, und $F = 1 + \pi''h + \pi'h\vartheta$, also wegen des doppelten Werths von ϑ kommt ein zwiefaches z, nämlich

$$z' = B' + \frac{i}{h}A' = \frac{hB + iA}{h(1 + \pi''h + \pi'i)}(1 - e^{-(1+\pi''h+\pi'i)t})$$

$$z'' = B' - \frac{\pi''}{\pi'}A' = \frac{\pi'B - \pi''A}{\pi'}(1 - e^{-t})$$

Jetzt sey $k = 1 + \pi''h + \pi'i$, so findet sich

$$\left(\frac{i}{h} + \frac{\pi''}{\pi'}\right)A' = \frac{k-1}{h\pi'}A' = \frac{hB + iA}{hk}(1 - e^{-kt})$$

$$- \frac{\pi'B - \pi''A}{\pi'}(1 - e^{-t})$$

also $A' = \frac{\pi'(hB + iA)}{(k-1).k}(1 - e^{-kt}) - \frac{h(\pi'B - \pi''A)}{k-1}(1 - e^{-t})$

und $B' = \frac{\pi''(hB + iA)}{(k-1).k}(1 - e^{-kt}) + \frac{i(\pi'B - \pi''A)}{k-1}(1 - e^{-t})$

Nach verschwundenen Exponential-Grössen ist die letzte Hemmungssumme $hB' + iA' = \frac{hB + iA}{k}$, weil $i\pi' + h\pi''$

$= k - 1$. Um zu zeigen, dass auch hier die letzte Hemmungssumme im Gleichgewichte steht mit dem noch übrigen Aufstreben der Vorstellungen, muss man in den Gränzwerthen von A' und B' die Theile, welche von A, und die, welche von B abhängen, zusammenfassen; und sie dann abziehen von A und von B. Man hat nämlich

$$A - A' = A\left(1 - \frac{1}{k-1} \cdot \frac{\pi' i + kh\pi''}{k}\right) + B . \frac{h\pi'}{k-1}\left(1 - \frac{1}{k}\right)$$

$$B - B' = B\left(1 - \frac{1}{k-1} . \frac{\pi'' h + ki\pi'}{k}\right) + A . \frac{i\pi''}{k-1} . \left(1 - \frac{1}{k}\right)$$

Da $k = 1 + k - 1$, so wird $\pi' i + kh\pi'' = (k-1)(1 + h\pi'')$ und $\pi'' h + ki\pi'$ wird $(k-1)(1 + i\pi')$. Daher nun

$$A - A' = A\left(1 - \frac{1 + h\pi''}{k}\right) + B . \frac{h\pi'}{k}$$

$$B - B' = B\left(1 - \frac{1 + i\pi'}{k}\right) + A . \frac{i\pi''}{k}$$

Es ist aber $k - (1 + h\pi'') = i\pi'$, und $k - (1 + i\pi') = \pi'' h$, also

$$A + B - (A' + B') = \frac{A}{k}(i\pi' + i\pi'') + \frac{B}{k}(h\pi' + h\pi'')$$

wobey nur noch zu erinnern, dass die Hemmungs-Coëfficienten $\pi' + \pi'' = 1$, so findet sich $\frac{iA + hB}{k}$ wie gefodert war.

Man bemerke hier die bequemern Ausdrücke für die Gränzwerthe. Es ist nämlich von A' der Gränzwerth $= \frac{A(1 + h\pi'') - \pi' hB}{k}$ und von B' der Gränzwerth $= \frac{B(1 + i\pi') - i\pi'' A}{k}$.

Es sind nun die Maxima zu bestimmen. Man findet

$$\frac{dA'}{dt} = \frac{\pi'(hB + iA)}{k-1} e^{-kt} - \frac{h(\pi'B - \pi''A)}{k-1} \cdot e^{-t}$$

und $$\frac{dB'}{dt} = \frac{\pi''(hB + iA)}{k-1} e^{-kt} + \frac{i(\pi'B - \pi''A)}{k-1} e^{-t}$$

Daher fürs Maximum von A'

$$t = \frac{1}{k-1} \log \frac{\pi'(hB + iA}{h(\pi'B - \pi''A)}$$

und fürs Maximum von B'

$$t = \frac{1}{k-1} \log \frac{\pi''(hB + iA}{i(\pi''A - \pi'B)}$$

Die Nenner zeigen, dass die Logarithmen für B möglich sind wenn unmöglich für A, und umgekehrt. Über das Maximum sogleich ein Mehreres.

Es trit hier ein Unterschied hervor zwischen dem ersten und zweyten Falle. Denn im ersten Fall zeigt die Formel für B' auf den ersten Blick, dass kein Maximum von B' möglich ist; vielweniger von dem grösseren A', sondern beide Vorstellungen eilen zu ihrer Erhebungsgränze. Hingegen im zweyten Fall muss es für eine der beyden Complexionen ein Maximum geben; ausser von $\pi''A = \pi'B$; denn alsdann wird die Zeit dafür unendlich. Diesen Umstand müssen wir zuerst ins Auge fassen.

Aus den, nur kurz vorhin erwähnten, Werthen von π' und π'' ergiebt sich, dass $\pi''A = \pi'B$ nach Weglassung der gleichen Nenner von π' und π'', soviel heisst als

$$(ap + \alpha\pi) A = (bp + \beta\pi) B$$

Wenn dies wirklich statt findet, so folgt

$$\alpha\pi A - \beta\pi B = bpB - apA$$

oder $$\frac{\alpha A - \beta B}{bA - aA} = \frac{p}{\pi}$$

welcher Bruch ein ächter oder ein unächter seyn wird, je nachdem π oder p der grössere Hemmungsgrad ist. Es muss aber $\frac{p}{\pi}$ eine positive Grösse seyn. Da nun vorausgesetzt wird, A sey grösser als B, so muss, wenn $\alpha < \beta$, (wie der hier angenommene Fall es mit sich bringt), nothwendig $a > b$ seyn; folglich $bB < aA$. Deshalb schreiben wir $\frac{p}{\pi} = \frac{\beta B - \alpha A}{aA - bB}$. Nun kann man α klein genug nehmen, damit diese Bedingung sich erfülle. Nimmt man es noch kleiner, so wird $\pi''A < \pi'B$, das heisst, die Complexion A bekommt ein Maximum. Doch wird dies natürlich der seltnere Fall seyn; auch ist zu erinnern, dass der Logarithme, welcher die Zeit anzeigt, nicht bloss möglich seyn muss, sondern auch nicht negativ seyn darf.

Hieran knüpft sich die weitere Frage, ob A oder B könne auf die Schwelle gedrängt werden? Um dies zu beantworten, muss der Gränzwerth, etwa der von B', $= 0$ gesetzt werden; ergiebt sich daraus ein brauchbarer Werth, so folgt, dass ein noch kleineres B in endlicher Zeit verschwinden kann.

Der Gränzwerth ist

$$B' = \frac{\pi''(hB + iA)}{(k-1)k} + \frac{i(\pi''B - \pi'A}{k-1}$$

Dies $= 0$ gesetzt giebt zunächst

$$(\pi''h + ki\pi')B = i\pi''A(k-1)$$

und weil $k = 1 + k - 1$, auch $k = 1 + \pi''h + \pi'i$.

$$(1 + i\pi')B = i\pi''A,$$

$$B = \frac{i\pi''A}{1 + i\pi'} = \frac{\pi''.\pi\alpha}{1 + i\pi'} \text{ wegen } iA = \pi\alpha.$$

Da π'' und π ächte Brüche, so ist dieser Werth von B gegen die Bedingung $\alpha < \beta$, also auch $\alpha < B$. Das heisst,

B darf nicht so klein angenommen werden, dass der Gränzwerth von B' könnte $= 0$ werden.

Da gleichwohl ein Maximum statt findet, so kann man vermuthen, dass die Zeit für dies Maximum durchgehends viel später, als bey gemeinsamem Steigen dreyer einfacher Vorstellungen, eintreten, und alsdann bald der Wendungspunct folgen wird, von welchem an das Sinken äusserst langsam fortgeht, und die sinkende Complexion beynahe als stehend zu betrachten ist. Einige Beyspiele werden dies bestätigen. Zuvor ist nur noch die Formel für die Zeit des Wendepuncts anzugeben; sie ist

$$t = \frac{1}{k-1} \log \frac{k\pi''(hB + iA)}{i(\pi''A - \pi'B)}$$

Hier mag nun auch daran erinnert werden, dass bloss der Rechnung wegen der Ausdruck $hB' + iA'$ anstatt $pb' + \pi'\alpha$, also $hB + iA$ statt $pb + \pi\alpha$, eingeführt wurde.

Will man Beyspiele berechnen, so ist die Grösse k beschwerlich, denn $k = 1 + \pi''h + \pi'i$ bedeutet

$$k = 1 + \frac{ap + \alpha\pi}{(a+b)p + (\alpha+\beta)\pi} \cdot \frac{pb}{B} + \frac{bp + \beta\pi}{(a+b)p + (\alpha+\beta)\pi} \cdot \frac{\pi\alpha}{A}$$

Anstatt aber aus angenommenen a, b, α, β, p, π, dieses k zu berechnen, wird man, wo es nur um Beispiele zu thun ist, bequemer π' und π'' annehmen (mit der Bedingung $\pi' + \pi'' = 1$) und hiernach insbesondere für die übrigen Annahmen den Hemmungsgrad π bestimmen. Wir wollen für nachstehende Beispiele $p = 1$ setzen, damit der Einfluss der Hemmung deutlich hervortrete; ferner sey $\alpha = \lambda b$, und $\pi'' > \pi'$, auch $\pi'' : \pi' = m : n$, daher $\pi'' = \frac{m}{m+n}$ und $\pi' = \frac{n}{m+n}$. Alsdann ist auch $(ap + \alpha\pi) : (bp + \beta\pi) = m : n$; oder, da $p = 1$,

$$n\,(a + \lambda b\pi) = m\,.\,(b + \beta\pi)$$

$$\text{und } \pi = \frac{na - mb}{m\beta - n\lambda b}.$$

Für die nächsten Beispiele mag $\lambda = 1$, d. h. $\alpha = b$ seyn.

Erstes Beyspiel. $a = 10$, $b = 2$, $\alpha = 2$, $\beta = 10$, $p = 1$, $\pi'' = \frac{2}{3}$, $\pi' = \frac{1}{3}$, also $m = 2$, $n = 1$. Hieraus $\frac{10 - 4}{20 - 2} = \pi = \frac{1}{3}$. Nun kann das Beyspiel der bequemen Übersicht wegen so gestellt werden:

$$\begin{array}{ccccc} & a & p = 1 & b & \\ & \| & & \| & \\ A = & \left\{ \begin{matrix} 10 \\ 2 \end{matrix} \right. & & \left. \begin{matrix} 2 \\ 10 \end{matrix} \right\} & = B \\ & \| & & \| & \\ & \alpha & \pi = \frac{1}{3} & \beta & \end{array}$$

Man hat vor Augen, dass die Complexion B, wiewohl an sich gleich stark mit A, doch stärkern Druck von A erfährt als sie zurückgeben kann; weil α und β einander weniger drängen als a und b, und b weit mehr von a angegriffen wird als umgekehrt. Indem A und B zugleich steigen, lehnt sich die wachsende Hemmungssumme immer mehr gegen B wegen der Schwäche von b, und dies kann nicht durch einen gleichen Druck des β gegen α aufgewogen werden; denn diese beyden erzeugen den geringern Theil der Hemmungssumme, und der stärkere Druck, den β erfährt, rührt her von seiner Verbindung mit b. Man findet nun $h = \frac{pb}{B} = \frac{1}{6}$, $i = \frac{\pi\alpha}{A} = \frac{1}{18}$, mithin $k = 1 + \frac{2}{3} \cdot \frac{1}{6} + \frac{1}{3} \cdot \frac{1}{18}$ oder $k = 1 + \frac{7}{54}$; ferner $\pi''(hB + iA)$ oder $\pi''(pb + \pi\alpha) = \frac{16}{9}$, und $i(\pi''A - \pi'B) = \frac{2}{9}$, daher endlich fürs Maximum von B die Zeit $t = \frac{54}{7}$ log. nat. $\frac{16}{9} \cdot \frac{9}{2} = 16{,}04$; und für den Wendepunct $t = \frac{54}{7} \log \frac{61}{54} \cdot \frac{16}{9} \cdot \frac{9}{2} = 16{,}98$.

Schätzt man die Einheit der Zeit auf zwey Secunden, so verfliesst bis zum Maximum ungefähr eine halbe Minute, und ein paar Secunden später erfolgt der Wendepunct, von welchem an das Sinken sogut als aufhört,

Zweytes Beyspie. $a = b = 4$; das Übrige wie vorhin. Man findet $\pi = \frac{1}{8}$, und das Beyspiel steht so:

$$\begin{array}{ccccc} & a & p = 1 & b & \\ & \| & & \| & \\ A = & \begin{cases} 10 \\ 4 \end{cases} & & \left.\begin{matrix} 4 \\ 10 \end{matrix}\right\} & = B \\ & \| & & \| & \\ & \alpha & \pi = \frac{1}{8} & \beta & \end{array}$$

Hier wird $k = 1 + \frac{17}{84}$, und die Zeit des Maximum

$$t = \frac{84}{17} \text{ log. nat. } \frac{2}{3} \,.\, \frac{9}{2} \,.\, 3 \,.\, 2 = 14,28$$

etwas kürzer wie vorhin, da die Hemmungssumme verhältnissmässig grösser ist wie zuvor. Dass auch hier der Wendungspunct bald folgen muss, zeigt der Werth von k, der wiederum nicht viel über 1 beträgt.

Maximum und Wendepunct sind aber in Beyspielen solcher Art kaum zu unterscheiden von Erhebungsgränzen. Denn wenn schon Werthe wie $t = 14$ oder $t = 16$ hervorgehn, so sind Grössen wie $1 - e^{-t}$ oder $1 - e^{-kt}$ für $= 1$ zu nehmen, da e^{-10} schon weniger ist als $\frac{1}{22000}$.

Drittes Beyspiel. Es sey $\pi'' = 0,9$; $\pi' = 0,1$. Also $m = 9$, $n = 1$; ferner $\lambda = 2$, $a = 10$, $b = 1$, $\alpha = 2$, $\beta = 3$. Man findet $\pi = \frac{1}{25}$, $k = 1 + \frac{677}{8000}$, und am Ende $t = 11,7$; also wiederum die Exponentialgrössen sogut als verschwunden, daher das Maximum auch hier anstatt einer Erhebungsgränze kann genommen werden.

Gleichwohl ist der Unterschied des zweyten Falles vom ersten, der kein Maximum mit sich bringt, nicht unerheblich. Denn ein sehr geringer Druck, eine fremdartige Hemmung aus andern Ursachen, kann leicht das Maximum verfrühen und erniedrigen, da schon einige Zeit vorher die Geschwindigkeit des Steigens fast verschwunden seyn musste.

Das dritte Beyspiel erinnert daran, dass der Hemmungsgrad π sehr klein seyn muss, wenn in dem Hemmungsverhältnisse $m:n$ eine bedeutende Ungleichheit vorkommen soll. Der Vortheil, durch welchen die stärkere Complexion A der andern so weit überlegen ist, beruht darauf, dass ihr schwächerer Theil wenig Widerstand findet, während ihr starker Theil gegen den schwachen der andern Complexion mit starker Hemmung vordringt.

Noch ein Beyspiel, worin $\pi > p$, und welches auf ein Maximum für die stärkere Complexion hinweiset.

$$\begin{array}{ccccc}
 & a & p = \frac{1}{10} & b & \\
 & \| & & \| & \\
A = & \left\{\begin{matrix}7\\1\end{matrix}\right. & & \left.\begin{matrix}2\\3\end{matrix}\right\} & = B \\
 & \| & & \| & \\
 & \alpha & \pi = 1 & \beta &
\end{array}$$

Man findet hier $\pi' = \frac{32}{49}$, $\pi'' = \frac{17}{49}$, $k = 1 + \frac{117}{1225}$, $\pi' B - \pi'' A = \frac{24}{49}$, und fürs Maximum

$t = \frac{1225}{117} . 3{,}6889$, grösser als 36, über eine Minute, so dass längst zuvor die Exponentialgrössen als verschwunden gelten müssen. Merkwürdig ist hier dennoch die Wirkung der Complication, indem A bedeutend grösser ist als B. Im vorliegenden Fall kann der starke Theil von A, wegen des geringen p, das nicht zurückweisen, was er um des schwachen Theils willen zu leiden hat.

Hier ein Rückblick auf die Differentialquotienten. Wie A' und B' selbst, so hängen auch diese von zwey

Exponentialgrössen, aber nicht beyde auf gleiche Weise ab. Dasjenige Glied, worin e^{-t} vorkommt, ist negativ für die Complexion, welche ein Maximum hat; hingegen positiv für die andre. Jene steigt nur in so fern, als sie zugleich von der Exponentialgrösse e^{-kt} bestimmt wird.

Noch ist zu zeigen, dass es auch Beyspiele geben kann, worin die Zeit fürs Maximum kurz genug ausfällt, damit noch nach demselben die Vorstellungen eine merkliche Bewegung behalten. Um dies zu finden, muss ein grosses a, hingegen zwischen α, β, b, wenig Verschiedenheit angenommen werden.

Es sey $a = 990$, $\alpha = 10$, $A = 1000$; ferner $b = 12$, $\beta = 11$, $B = 23$; auch $p = \pi = 1$. Demnach $\pi' = \frac{B}{A+B} = \frac{23}{1023}$, $\pi'' = \frac{A}{A+B} = \frac{1000}{1023}$; $h = \frac{b}{B} = \frac{12}{23}$, $i = \frac{\alpha}{A} = \frac{10}{1000}$, $k - 1 = \pi''h + \pi'i = 0{,}51024$; und $k = 1{,}51024$. Hieraus $t = 1{,}5462$ fürs Maximum; das heisst, ungefähr drey Secunden. Für diesen Werth von t sind die Exponentialgrössen noch keineswegs als verschwunden anzusehn, und die Complexionen sind noch ziemlich weit von ihren Gränzwerthen entfernt.

§. 39.

Wir gehen über zu drey zugleich steigenden Complexionen. Dieselben seyen $A = a + \alpha$, $B = b + \beta$, $C = c + \gamma$. Hierzu gehören sechs Hemmungsgrade; nämlich

p zwischen a und b
π . . . . . . a . . . c
m . . . . . b . . . c

π zwischen α und β
ν . . . . . α . . . γ
μ . . . . . β . . . γ

Wie die Hemmungssumme zwischen a, b, c, zu bestimmen sey, desgleichen zwischen α, β, γ, wird als bekannt vorausgesetzt *). Für die folgende Rechnung aber das obige Verfahren beobachtend, werden wir die Grössen a, b, c, α, β, γ, sofern davon einige oder andere in die Hemmungssumme eingehn, auf A, B, C zurückführen. Daher muss jetzt ausser der obigen hB und iA noch eine Grösse gC vorkommen, wobei g, so wie vorhin h und i, zu bestimmen ist. Wäre z. B. die Hemmungssumme $= mc' + pb' + \pi\alpha' + \nu\gamma'$, so hätte man $pb' = hB'$, $\pi\alpha' = iA'$, und $mc' + \nu\gamma' = gC'$, daher auch $mc + \nu\gamma = gC$, und $g = \frac{mc + \nu\gamma}{C}$. Jedenfalls sind die drey Gleichungen folgende:

$$dA' = [A - A' - \pi'(iA' + hB' + gC')]\,dt$$
$$dB' = [B - B' - \pi''(iA' + hB' + gC')]\,dt$$
$$dC' = [C - C' - \pi'''(iA' + hB' + gC')]\,dt$$

wo π', π'', π''' wiederum die Vertheilung der jedesmaligen Hemmungssumme (welche bekanntlich im Wachsen begriffen ist) bedeuten; daher $\pi' + \pi'' + \pi''' = 1$.

Man multiplicire die zweyte Gleichung mit ϑ, die dritte mit ϑ', und addire alle drey Gleichungen. Also

$$\begin{aligned} dA' + \vartheta dB' + \vartheta' dC' + A' . [1 + \pi' i + \pi'' i\vartheta + \pi''' i\vartheta']\,dt & \\ + B' . [(1 + \pi'' h)\vartheta + \pi' h + \pi''' h\vartheta']\,dt & \\ + C'\ [(1 + \pi''' g)\vartheta' + \pi' g + \pi'' g\vartheta]\,dt & \\ = (A + \vartheta B + \vartheta' C) . dt & \end{aligned}$$

Jetzt sey $\vartheta = \frac{\pi' h + (1 + \pi'' h)\vartheta + \pi''' h\vartheta'}{1 + \pi' i + \pi'' i\vartheta + \pi''' i\vartheta'}$

---

*) Psychologie §. 52.

und $\vartheta' = \dfrac{\pi' g + \pi'' g \vartheta + (1 + \pi''' g)\vartheta'}{1 + \pi' i + \pi'' i \vartheta + \pi''' i \vartheta'}$

so folgt

$$\vartheta : \vartheta' = (\pi' h + (1 + \pi'' h)\vartheta + \pi''' h \vartheta') : (\pi' g + \pi'' g \vartheta \\ + (1 + \pi''' g)\vartheta')$$

oder $h\vartheta' (\pi' + \pi'' \vartheta + \pi''' \vartheta') = g\vartheta (\pi' + \pi'' \vartheta + \pi''' \vartheta')$

oder kurz $\vartheta' = \dfrac{g}{h} \vartheta$

Dies für ϑ' in den Werth von ϑ substituirend, findet man aus

$$\vartheta (1 + \pi' i + \pi'' i \vartheta + \pi''' i \vartheta') = \pi' h + (1 + \pi'' h)\vartheta + \pi''' h \vartheta'$$

zuvörderst

$$i (\pi'' h + \pi''' g)\vartheta^2 + h \,.\, \pi' i - \pi'' h - \pi''' g)\vartheta = \pi' h^2$$

und nach der Auflösung der Gleichung ergeben sich die beyden Werthe:

$$1) \quad \vartheta = + \frac{h}{i}$$

$$2) \quad \vartheta = - \frac{h\pi'}{\pi'' h + \pi''' g}$$

wozu noch gehören die beyden Werthe von ϑ'

$$1) \quad \vartheta' = + \frac{g}{i}$$

$$2) \quad \vartheta' = - \frac{g\pi'}{\pi'' h + \pi''' g}$$

Man hat nun wie oben

$$dz + Fz dt = Const.\ dt$$

und hieraus $z = \dfrac{Const.}{F} \cdot (1 - e^{-Ft})$

Aber in jetziger Rechnung ist

$$F = 1 + \pi' i + \pi'' i \vartheta + \pi''' i \vartheta'$$

und $Const. = A + \vartheta B + \vartheta' C$

welche Grössen wegen ϑ und ϑ' zwey Werthe haben, nämlich

1) $F = 1 + \pi' i + \pi'' h + \pi''' g$

$$Const. = A + \frac{hB + gC}{i}$$

2) $F = 1$

$$Const. = A - \frac{Bh\pi'}{\pi'' h + \pi''' g} - \frac{Cg\pi'}{\pi'' h + \pi''' g}$$

Demnach

$$\frac{iA + hB + gC}{i(1 + \pi' i + \pi'' h + \pi''' g)} \cdot (1 - e^{-(1 + \pi' i + \pi'' h + \pi''' g)t})$$
$$= A' + \frac{h}{i} B' + \frac{g}{i} C'$$

und

$$\left(A - \pi' \cdot \frac{hB + gC}{\pi'' h + \pi''' g}\right)(1 - e^{-t}) = A' - \frac{h\pi' B' + g\pi' C'}{\pi'' h + \pi''' g} \text{*)}$$

Um hieraus A', B' und C' zu finden, muss man zu den gegebenen Gleichungen zurückgehn. Aus

$$dA' = [A - A' - \pi'(iA' + hB' + gC')]\,dt$$
und $$dB' = [B - B' - \pi''(iA' + hB' + gC')]\,dt$$

wird durch Multiplication der zweyten mit $\frac{\pi'}{\pi''}$, und Subtraction von der ersten,

$$dA' - \frac{\pi'}{\pi''} dB' = \left[A - \frac{\pi'}{\pi''} B - \left(A' - \frac{\pi''}{\pi'} B'\right)\right] dt$$

also $\left(A - \frac{\pi'}{\pi''} B\right)(1 - e^{-t}) = A' - \frac{\pi'}{\pi''} B'$

und $B' = \frac{\pi''}{\pi'} A' - \left(\frac{\pi''}{\pi'} A - B\right) \cdot (1 - e^{-t})$

Man kann diesen Werth von B' substituiren; es ergiebt sich, wie zu erwarten,

---

*) Diese Gleichung ist eigentlich ein Inbegriff zweyer andern, welche, wie sogleich folgt, durch Elimination gefunden werden. Um dies zu bemerken, mag man entweder h oder $g = 0$ setzen.

$$C' = \frac{\pi'''}{\pi'}A' - \left(\frac{\pi'''}{\pi'}A - C\right).(1 - e^{-t})$$

Also $\frac{h}{i}B' + \frac{g}{i}C'$

$$= \frac{h\pi'' + \pi'''g}{\pi' i}A' - \left(\frac{h\pi'' + g\pi'''}{\pi' i}A - \frac{hB + gC}{i}\right)(1 - e^{-t})$$

Man setze $1 + \pi' i + \pi'' h + \pi''' g = k$; so ist

$$\frac{iA + hB + gC}{ik}.(1 - e^{-kt}) = A' + \frac{h\pi'' + g\pi'''}{\pi' i}A'$$
$$- \left(\frac{h\pi'' + g\pi'''}{\pi' i}A - \frac{hB + gC}{i}\right)(1 - e^{-t})$$

oder $\pi'.\left(\frac{iA + hB + gC}{k}\right)(1 - e^{-kt}) = (k-1)A'$
$$- [(h\pi'' + g\pi''')A - \pi'(hB + gC)](1 - e^{-t})$$

mithin endlich

$$A' = \frac{\pi'.(iA + hB + gC)}{k.(k-1)}(1 - e^{-kt})$$
$$+ \frac{(h\pi'' + g\pi''')A - \pi'(hB + gC)}{k-1}(1 - e^{-t})$$
$$B' = \frac{\pi''(iA + hB + gC)}{k.(k-1}(1 - e^{-kt})$$
$$+ \frac{(\pi' i + \pi''' g)B - \pi''(iA + gC)}{k-1}(1 - e^{-t})$$
$$C' = \frac{\pi'''(iA + hB + gC)}{k.(k-1,}(1 - e^{-kt})$$
$$+ \frac{(\pi' i + \pi'' h)C - \pi'''(iA + hB)}{k-1}(1 - e^{-t})$$

Nach verschwundenen Exponentialgrössen ist die letzte Hemmungssumme $iA' + hB' + gC' = \frac{iA + hB + gC}{k}$, indem die mit $(1 - e^{-t})$ multiplicirten Grössen sich aufheben, und $i\pi + h\pi'' + g\pi''' = k - 1$. Zur Rechnungsprobe dient nun, dass die letzte Hemmungssumme hier, wie immer, dem noch nicht hervorgebrachten Vorstellen gleich seyn muss; also nach verschwundenen Exponentialgrössen

$$A - A' + B - B' + C - C' = \frac{iA + hB + gC}{k}.$$

Auf ganz ähnlichem Wege, wie dies oben für zwey Complexionen gezeigt worden, wird man finden

$$A - A' = A\left(1 - \frac{1 + \pi''h + \pi'''g}{k}\right) + \frac{\pi'hB + \pi'gC}{k}$$

$$B - B' = B\left(1 - \frac{1 + \pi'i + \pi'''g}{k}\right) + \frac{\pi''iA + \pi''gC}{k}$$

$$C - C' = C\left(1 - \frac{1 + \pi'i + \pi''h}{k}\right) + \frac{\pi'''iA + \pi'''hB}{k}$$

Nun ist $1 - \frac{1 + \pi''h + \pi'''g}{k} = \frac{\pi'i}{k}$; $1 - \frac{1 + \pi'i + \pi'''g}{k} = \frac{\pi''h}{k}$; $1 - \frac{1 + \pi'i + \pi''h}{k} = \frac{\pi'''g}{k}$. Also die Summe jener Grössen $A + B + C - A' - B' - C'$

$$= (\pi' + \pi'' + \pi''')\,\frac{iA + hB + gC}{k}$$

und $\pi' + \pi'' + \pi''' = 1$; daher das Resultat wie voraus gesehen war.

Bey Vergleichung der jetzigen Rechnung für drey Complexionen mit jener für zwey dergleichen, ergiebt sich in den gefundenen Gleichungen eine so deutliche Analogie, dass man für vier und mehrere Complexionen ohne vorgängige Berechnungen die Formeln leicht treffen könnte. Dann würde auch der Gang des Beweises für das Zusammentreffen der Formeln mit dem Satze von der Gleichheit der Hemmungssumme und des noch zurückgehaltenen Vorstellens, eben so leicht gefunden werden.

Die Hauptsache ist, dass sich die Anzahl der Exponential-Grössen nicht vermehrt, und dass die Abänderung des Werths der Grösse k ebenfalls vor Augen liegt. Die Bewegung der Vorstellungen bleibt also wesentlich die nämliche, wie gross auch die Anzahl der zugleich steigenden Complexionen seyn möchte.

Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen, welche man den gefundenen Formeln geben kann, ist sehr gross; und soll hier nicht ins Einzelne verfolgt werden. Es muss genügen, etwas Specielles herauszuheben.

Es sey $b = c$, $\beta = \gamma$, also $B = C$. Ferner $p = n$, $\pi = \nu$; um nun zuvörderst die Hemmungs-Coefficienten π', π'', π''' zu bestimmen, muss man zu den Hemmungs-Verhältnissen für vollkommne Complexionen zurückgehn. Diese sind *) im Allgemeinen

$$\text{für } A\text{: } \left(\frac{bp+\beta\pi}{B} \quad \frac{cn+\gamma\nu}{C}\right) \cdot \frac{1}{A}$$

$$\text{für } B\text{: } \left(\frac{ap+\alpha\pi}{A} \quad \frac{cm+\gamma\mu}{C}\right) \cdot \frac{1}{B}$$

$$\text{für } C\text{: } \left(\frac{an+\alpha\nu}{A} \quad \frac{bm+\beta\mu}{B}\right) \cdot \frac{1}{C}$$

Sie vereinfachen sich unter den gemachten Voraussetzungen dergestalt, dass herauskommt

$$\text{für } A\text{: } 2\,(bp+\beta\pi)\,B$$

$$\text{für } B\text{: } B\,(ap+\alpha\pi) + A\,(bm+\beta\mu)$$

$$\text{auch für } C\text{: } B\,(ap+\alpha\pi) + A\,(bm+\beta\mu)$$

Auch so noch würden π', π'', π''' ziemlich verwikkelt ausfallen. Wir vereinfachen weiter durch die Annahme $p = \pi$, $m = \mu$; auch kann man noch $m = \mu = qp$ setzen, wo jedoch q nicht grösser als $= 2$ seyn

---

*) Psychologie §. 59, und im vorliegenden Hefte S. 56.

darf, weil der grösste Hemmungsgrad nicht grösser als höchstens die Summe der beyden kleinen seyn kann. Jetzt ergeben sich folgende Verhältnisszahlen:

für A, $2B$

für B und C, $(1+q)A$

Also $\pi' = \frac{B}{B+(1+q)A}$, $\pi'' = \pi''' = \frac{(1+q)A}{2(B+(1+q)A)}$

und $\pi' + \pi'' + \pi''' = 1$ wie gehörig.

Ferner, wenn $a > b$ und c, $\alpha > \beta$ und γ, so ist die Hemmungssumme für a, b, c gleich $pb + pc$, und für α, β, γ gleich $p\beta + p\gamma$, also die ganze Hemmungssumme $= 2p(b+\beta) = 2pB$. Es kann nun kein Theil von ihr durch A ausgedrückt werden, folglich ist $i = 0$; hingegen $hB = p(b+\beta)$, also $h = p$, und $gC = p(c+\gamma)$ $= p(b+\beta)$, also $g = p$. Mithin $k = 1 + p\frac{1+q)A}{B+(1+q)A}$

Setzt man nun diese Werthe in die Formel für B' oder C', so zeigt sich gleich, dass derjenige Theil, welcher $1 - e^{-t}$ enthält, Null wird; daher können B' und C' kein Maximum haben; sie nähern sich vielmehr einer Erhebungsgränze um desto geschwinder, je grösser k, das heisst, je grösser p und je kleiner B. Dies ist analog dem ersten Falle bey zwey Complexionen.

Jetzt sey $a > b$ und 0, aber $\alpha < \beta$ und γ. Die Hemmungssumme für a, b, c bleibe demnach $= pb + pc$, aber für α, β, γ sey dieselbe $= p\alpha \quad m\gamma$ oder $= p\alpha$ $+ pq\beta$. Hiemit $p\alpha = iA$, also $i = \frac{p\alpha}{A}$, ferner $pb + qp\beta$ $= hB$, also $h = \frac{pb+qp\beta}{B}$, und $pc = gC$, also $g = \frac{pc}{C}$ $= \frac{pb}{B}$. Es ist hier eine Zweydeutigkeit, die aber nicht schadet; man könnte nämlich wegen $\beta = \gamma$ den Theil $qp\beta$ auch auf C zurückführen; allein in der Formel entsteht bey k und bey $hB + gC$ die gleiche Summe, und in dem Theile, welcher $1 - e^{-t}$ enthält, heben sich wegen $\pi'' = \pi'''$ und $B = C$ die Grössen, worin g und h vorkommen. Nun wird

$$k = 1 + \frac{B}{B + (1+q)A} \cdot \frac{p\alpha}{A} + \frac{(1+q)A}{2(B + (1+q)A)} \cdot \left(\frac{pb + qp\beta}{B} + \frac{pb}{B}\right)$$

$$= 1 + \frac{p}{B + (1+q)A} \cdot \left(\frac{B\alpha}{A} + \frac{(1+q)A \cdot (2b + q\beta)}{2B}\right)$$

und mit Weglassung der Grössen, die, wie so eben bemerkt, sich aufheben; überdies mit Beachtung, dass π' $= \pi'' \cdot \frac{2B}{(1+q)A}$,

$$B' = C' = \frac{p \cdot (1+q)A}{2(B + (1+q)A)} \left[\frac{\alpha + 2b + q\beta}{k \cdot (k-1)} (1 - e^{-kt}) \right.$$
$$\left. + \frac{\alpha}{k-1} \left(\frac{2B^2}{(1+q)A^2} - 1\right)(1 - e^{-t})\right]$$

woraus

$$\frac{dB'}{dt} = \frac{dC'}{dt} = \frac{p \cdot (1+q)A}{2(B + (1+q)A)} \left[\frac{\alpha + 2b + q\beta}{k-1} e^{-kt} \right.$$
$$\left. + \frac{\alpha}{k-1} \left(\frac{2B^2}{(1+q)A^2} - 1\right) e^{-t}\right]$$

und nachdem dies $= 0$ gesetzt worden, fürs Maximum

$$t = \frac{1}{k-1} \cdot \log \frac{(1+q)A^2 \cdot (\alpha + 2b + q\beta)}{\alpha[(1+q)A^2 - 2B^2]}$$

Wäre $a = \infty$, also auch $A = \infty$, so würde in $k - 1$ sowohl B neben $(1+q)A$, als auch $\frac{B\alpha}{A}$ verschwinden; demnach wäre $k - 1 = \frac{p(2b + q\beta)}{2B}$, und

$$t = \frac{2B}{p(2b + q\beta)} \cdot \log\left(1 + \frac{2b + q\beta}{\alpha}\right)$$

welches für $q = 2$ sich verwandelt in

$$t = \frac{1}{p} \log \left(1 + \frac{2B}{\alpha}\right)$$

Gesetzt nun, p wäre $= \frac{1}{2}$, $B = 2$, $\alpha = 1$, so hätte man $t = 2$ log. nat. $5 = 3{,}21 \ldots$ Wiewohl nun dies nur eine Gränzbestimmung ist, so sieht man doch hinreichend, dass auch zwey schwächere Complexionen neben Einer stärkern in ziemlich kurzer Zeit zu einem Maximum können gebracht werden, von wo sie wieder herabsinken müssen.

Dass neben zwey stärkern Complexionen eine dritte schwächere, nachdem sie vom Maximum herabsank, auch ganz aus dem Bewusstseyn könne verdrängt werden, ist nicht zu bezweifeln. Hieher gehört Folgendes.

Zuerst muss der Gränzwerth für C' einfacher ausgedrückt werden, ohne ihn zu beschränken. Derselbe ist nach dem Vorhergehenden, indem wir die Exponentialgrössen weglassen:

$$C' = \frac{\pi'''(iA + hB + gC)}{k\,.\,(k - 1} + \frac{(\pi' i + \pi'' h)C - \pi'''(iA + hB)}{k - 1}$$

Man multiplicire das zweyte Glied im Zähler und Nenner mit k, und setze $k = 1 + k - 1$, so kommt, da $k - 1 = \pi' i + \pi'' h + \pi''' g$,

$$C' = \frac{(k-1)C + (k-1)[(\pi' i + \pi'' h)C - \pi'''(iA + hB)]}{k\,.\,(k-1)}$$

$$= \frac{C(1 + \pi' i + \pi'' h) - \pi'''(iA + hB)}{k}$$

Soll nun dieser Gränzwerth Null seyn, das heisst, soll C in unendlicher Zeit aus dem Bewusstseyn verschwinden — so dass, wenn es noch kleiner ist, als nach dieser Bestimmung, es in endlicher Zeit verschwindet, — so hat man

$$C(1+\pi' i+\pi'' h)=\pi'''(iA+hB)$$

Hieraus C zu finden, kann wegen der Verwickelung in π', π'', π''', beschwerliche Rechnungen veranlassen; es genügt für jetzt, die sämmtlichen sechs Hemmungsgrade $p=n=m=\pi=\nu=\mu=1$ zu setzen. Dadurch werden die Hemmungsverhältnisse wie $\frac{1}{A}:\frac{1}{B}:\frac{1}{C}$, also

$$\pi'=\frac{BC}{BC+AC+AB},\quad \pi''=\frac{AC}{BC+AC+AB},$$

$$\pi'''=\frac{AB}{BC+AC+AB}$$

mithin

$$C(BC+AC+AB+BCi+ACh)=AB(iA+hB)$$

Hier muss bemerkt werden, dass i und h sich in ihren Bedeutungen nach der jedesmaligen Hemmungssumme richten; da iA und hB jedesmal aus a oder α, und b oder β entstanden sind. Kommt weder a noch α in der Hemmungssumme vor, so ist $i=o$; kommt weder b noch β darin vor, so ist $h=o$; kommen b und β beyde in der Hemmungssumme vor, so liegen beyde in h, welches immer das Quotum von B bezeichnen muss, was in die Bestimmung jener Summe eingeht. Dies vorausgesetzt, so hat die Auflösung der Gleichung keine Schwierigkeit; denn aus $C^2[B(1+i)+A(1+h)]+ABC=AB(iA+hB)$ wird, falls $i=\frac{\alpha}{A}$, und $h=\frac{b}{B}$,

$$C^2+\frac{A^2B^2}{B^2(A+\alpha)+A^2(B+b)}\cdot C=\frac{A^2B^2(\alpha+b)}{B^2(A+\alpha)+A^2(B+b)}$$

Falls aber nichts von A in der Hemmungssumme vorkommt, dagegen sowohl b als β, so fällt i weg; und für unsere jetzige Annahme, dass alle Hemmungsgrade $=1$, wird auch $h=1$, indem das ganze B in die Bestimmung der Hemmungssumme eingeht. Dann hat man

$$C^2(B + 2A) + ABC = AB^2$$

Beyspiel. $\alpha = 1$ $\beta = 3$
$a = 9$ $b = 2$
$A = 10$ $B = 5$

Da C unbekannt, so kennt man auch seine Theile c und γ nicht; und die Rechnung, welche nur das ganze C ergeben wird, lässt die Annahme frey, dass weder c noch γ gross genug sey, um aus der Bestimmung der Hemmungssumme wegzubleiben. Demnach wird

zwischen a, b, c die Hemmungsumme $2 + c$
zwischen a, β, γ . . . . $1 + \gamma$

also ist $iA = 1$ und $hB = 2$; hiemit $i = \frac{1}{10}$ und $h = \frac{2}{5}$; daher giebt die Rechnung $C = 1{,}77\ldots$ Wie man dieses C auch theilen möchte, weder c noch γ kann gross genug seyn, um aus der Hemmungssumme wegzubleiben; die Theile c und γ bleiben demnach unbestimmt.

Zweytes Beyspiel, vergleichbar mit dem vorigen.

$\alpha = 5$ $\beta = 3$
$a = 5$ $b = 2$
$A = 10$ $B = 5$

Hier ist zwischen a, b, c die H. S. $= 2 + c$
zwischen α, β, γ . . . . $3 + \gamma$

also $i = 0$, $h = 1$; und man muss die zweyte Formel brauchen; woraus $C = 2{,}3166$; grösser als vorhin, obgleich A und B unverändert blieben. Der Grund liegt vor Augen; die Hemmungssumme ist grösser, indem nicht α sondern β in sie eingeht. Die Theile c und γ sind auch hier unbestimmt.

§. 40.

Es ist noch übrig, von den unvollkommenen Complexionen das Nöthigste zu sagen. Zuerst muss in Ansehung der sinkenden dasjenige ergänzt werden, was im grössern Werke nur obenhin und nicht ganz richtig angedeutet war; doch werden wir wegen der Verwickelung, die in dem Gegenstande liegt, uns auf zwey Complexionen beschränken; schon diese erfodern nicht weniger als zehn von einander unabhängige Grössen. Zur Vorbereitung dient

Erstlich: folgendes Schema

$$\begin{array}{cccc} a & r & \varrho & \alpha \\ p & & & \pi \\ b & r' & \varrho' & \beta \end{array}$$

a und α sind complicirt, jedoch nicht vollkommen, sondern nur deren Reste r und ϱ sind in die Verbindung eingegangen. Eben so r' und ϱ', die Reste von b und β. Zwischen a und b ist p der Hemmungsgrad; desgleichen π zwischen α und β.

Zweytens: folgende Abkürzungen: Man setze

$$\frac{a^2}{a^2+r\varrho}=(a) \qquad \frac{b^2}{b^2+r'\varrho'}=(b)$$

$$\frac{\alpha^2}{\alpha^2+r\varrho}=(\alpha) \qquad \frac{\beta^2}{\beta^2+r'\varrho'}=(\beta)$$

Daher auch

$$\frac{r\varrho}{a^2+r\varrho}=1-(a) \qquad \frac{r'\varrho'}{b^2+r'\varrho'}=1-(b)$$

$$\frac{r\varrho}{\alpha^2+r\varrho}=1-(\alpha) \qquad \frac{r'\varrho'}{\beta^2+r'\varrho'}=1-(\beta)$$

Die Entwicklung der Sache lässt sich nun ganz an die Betrachtung der vollkommnen Complexionen knüpfen. Wie dort, ist die Hemmungssumme der Inbegriff zweyer Hemmungssummen, nämlich zwischen a und b, und zwischen α und β. Nur das Hemmungsverhältniss ist verwickelt.

Die Einleitung zu gegenwärtiger Abhandlung schloss mit folgender Angabe der

Hemmung des B durch A, $= \dfrac{(ma + m'\alpha)x}{A \, . \, B}$

des A durch B, $= \dfrac{(mb + m'\beta)x}{B \, . \, A}$

Anstatt m und m' wollen wir die sonst gebrauchten Buchstaben p und π zurückführen; zugleich ist zu erinnern, dass (wie die Einleitung zeigte) der Ausdruck $\dfrac{am + \alpha m'}{A}$ an die Stelle des Hemmungsgrades m getreten war, wo die, von der Complexion $A = a + \alpha$ ausgehende, Hemmung des B sollte bezeichnet werden; eben so $bm + \beta m'$, wo B das Hemmende, A das Gehemmte ist. Anstatt des ersten dieser Ausdrücke schreibe man nun

$\left(\dfrac{ap}{A} + \dfrac{\alpha\pi}{A}\right) \cdot \dfrac{1}{B}$, und statt des zweyten

$\left(\dfrac{bp}{B} + \dfrac{\beta\pi}{B}\right) \cdot \dfrac{1}{A}$

Für vollkommene Complexionen A und B verhält es sich so; allein diese Verhältnisszahlen müssen für unvollkommene Complexionen eine Abänderung erleiden. Denn wo sonst $A = a + \alpha$ stand, da ist jetzt a nicht mehr mit dem ganzen α verbunden, sondern ihm gehört von α nur noch der Rest ρ, beschränkt durch die Aneignung im Verhältnisse $r : a$; oder kurz; die Complicationshülfe $\dfrac{r\rho}{a}$. Ebenso: wo sonst B stand, da gehört dem b nur noch die Hülfe $\dfrac{r'\rho'}{b}$. Ähnliches gilt von α und β. Um dies desto sicherer zu verstehen, überlege man, dass man anstatt A auch sagen kann: a, welches verbunden ist mit α, oder: α, welches verbunden ist mit a. Beydes ist vollkommen gleichbedeutend, wenn eins mit dem andern ganz verbunden ist; aber es bleibt nicht gleichbedeutend, sondern spaltet sich in zwey Bedeutungen, wofern α nur theilweise mit a, und a nur theilweise mit α verbunden ist. A ist vermindert; aber auf zweyerley verschiedene Weise; und nun ist a, sofern es verbunden ist mit α, $= a + \frac{r\varrho}{a}$, und α, sofern es verbunden ist mit a, $= \alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}$. Der Bruch $\frac{a}{A}$ ist nun $\frac{a^2}{a^2 + r\varrho}$; hingegen $\frac{\alpha}{A}$ ist nun so viel als $\frac{\alpha^2}{\alpha^2 + r\varrho}$; denn A muss im erstern Falle dem a, im zweyten Falle dem α entsprechen. Also

$$\text{anstatt } \frac{ap}{A} \text{ setze man } \frac{ap}{a + \frac{r\varrho}{a}} = \frac{a^2 p}{a^2 + r\varrho} = p(a)$$

$$\ldots \frac{\alpha\pi}{A} \ldots\ldots \frac{\alpha\pi}{\alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}} = \frac{\alpha^2 \pi}{\alpha^2 + r\varrho} = \pi(\alpha)$$

$$\ldots \frac{bp}{B} \ldots\ldots \frac{bp}{b + \frac{r'\varrho'}{b}} = \frac{b^2 p}{b^2 + r'\varrho'} = p(b)$$

$$\ldots \frac{\beta\pi}{B} \ldots\ldots \frac{\beta\pi}{\beta + \frac{r'\varrho'}{\beta}} = \frac{\beta^2 \pi}{\beta^2 + r'\varrho'} = \pi(\beta)$$

Nun fällt der Druck $p(a)$ von a, und $\pi(\alpha)$ von α, zwar auf B, aber B selbst ist zerfallen, und es giebt statt dessen zwey unvollkommene Verbindungen $b + \frac{r'\varrho'}{b}$ und $\beta + \frac{r'\varrho'}{\beta}$. Dies hat eine doppelte Folge.

Erstlich: der Druck $p(a)$ trifft unmittelbar b, und durch dieses auch dessen Complicationshülfe $\frac{r'\varrho'}{b}$. Also der Druck vertheilt sich in dem Verhältniss $b : \frac{r'\varrho'}{b}$, das ist $b^2 : r'\varrho'$; daher die Vertheilungsrechnung

$$(b^2+r'\varrho') : \begin{cases} b^2 \\ r'\varrho' \end{cases} = p(a) : \begin{cases} p(a)\dfrac{b^2}{b^2+r'\varrho'} = p(a).(b) \\ p(a)\dfrac{r'\varrho'}{b^2+r'\varrho'} = p(a).[1-(b)] \end{cases}$$

Ebenso geschieht die Vertheilung der Drucke $\pi(\alpha)$, $p(b)$, $\pi(\beta)$; demnach

$p(a)$ theilt sich in $p(a).(b)$ und $p(a).[1-(b)]$
$\pi(\alpha)$ . . . . $\pi(\alpha).(\beta)$ . . $\pi(\alpha).[1-(\beta)]$
$p(b)$ . . . . $p(b).(a)$ . . $p(b).[1-(a)]$
$\pi(\beta)$ . . . . $\pi(\beta).(\alpha)$ . . $\pi(\beta).[1-(\alpha)]$

Zweytens: Um nun zu bestimmen, in welchen Verhältnissen a, b, α, β von der Hemmung leiden, muss man auch die Divisoren $\frac{1}{B}$ und $\frac{1}{A}$ gehörig abändern. Diese Divisoren bezeichnen den Satz: jede Vorstellung widersteht der Hemmung im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke. Das galt auch von B und A als vollkommnen Complexionen; jetzt gilt es von jeder einzelnen Vorstellung, sofern dieselbe mit ihrer Complicationshülfe eine Gesammtkraft ausmacht und als solche Widerstand leistet. Also hat man

für a den Divisor $\dfrac{1}{a+\frac{r\varrho}{a}} = \dfrac{a}{a^2+r\varrho} = \dfrac{(a)}{a}$

für b . . . . $\dfrac{1}{b+\frac{r'\varrho'}{b}} = \dfrac{(b)}{b}$

für α den Divisor $\frac{1}{\alpha+\frac{r\varrho}{\alpha}} = \frac{(\alpha)}{\alpha}$

für β .... $\frac{1}{\beta+\frac{r'\varrho'}{\beta}} = \frac{(\beta)}{\beta}$

Jetzt lässt sich Alles zusammenstellen. Man überlege, dass a einestheils unmittelbar den Druck von b, und anderntheils mittelbar wegen seines Restes r, der zur Complicationshülfe für α gehört, einen Druck von β leidet. Der erste ist $= p(b)(a)$; der zweyte ist $\pi(\beta)[1-(\alpha)]$. Ebenso leidet jede andere Vorstellung gleichfalls einen doppelten Druck, theils den unmittelbaren, theils den, welcher die von ihr ausgehende Hülfe trifft. Daher besteht die Verhältnisszahl für eine jede aus zwey Theilen mit Beyfügung des ihr gehörigen Divisors. Also

für a ist die Verhältnisszahl $\left(p(b)(a)+\pi(\beta)[1-(\alpha)]\right)\cdot\frac{(a)}{a}$

für b .... $\left(p(a)(b)+\pi(\alpha)[1-(\beta)]\right)\cdot\frac{(b)}{b}$

für α .... $\left(\pi(\beta)(\alpha)+p(b)[1-(a)]\right)\cdot\frac{(\alpha)}{\alpha}$

für β .... $\left(\pi(\alpha)(\beta)+p(a)[1-(b)]\right)\cdot\frac{(\beta)}{\beta}$

So verwickelt nun die Vertheilungsrechnung, da man alle diese Verhältnisszahlen addiren, und alsdann die Summe ins Verhältniss zu jeder einzelnen stellen muss: so lassen sich doch zum Behuf willkührlicher Beyspiele auch einfachere Fälle herausheben. Was sich auf den ersten Blick darbietet, ist folgendes Verfahren: Nachdem die acht Grössen $a, b, \alpha, \beta, r, \varrho, r', \varrho'$ beliebig angenommen sind, so setze man

$$p(b)(a) = \pi(\beta)(\alpha), \text{ mithin } \frac{p}{\pi} = \frac{(\beta)(\alpha)}{(b)(a)}$$

Betrachtet man das Verhältniss der Hemmungsgrade $p:\pi$ hiemit als gegeben, so hat man noch die Wahl, entweder p oder π willkührlich anzunehmen; und die Verhältnisszahlen sind nun

für a, $\quad \pi(\beta)\frac{(a)}{a}$

für b, $\quad \pi(\alpha)\frac{(b)}{b}$

für α, $\quad p(b)\frac{(\alpha)}{\alpha}$

für β, $\quad p(a)\frac{(\beta)}{\beta}$

deren Summe $= (a)(\beta)\left[\frac{\pi}{a}+\frac{p}{\beta}\right]+(\alpha)(b)\left[\frac{\pi}{b}+\frac{p}{\alpha}\right]$

Den hierunter begriffenen Fällen werden andere, in welchen die Differenz $p(b)(a)-\pi(\beta)(\alpha)$ **nicht gross ist, nahe kommen.**

Für zugleich steigende unvollkommene Complexionen muss nun vorausgesetzt werden, man habe die Hemmungs-Coefficienten π', π'', π''', π'''', **welche entstehn, indem jede einzelne Verhältnisszahl durch die Summe aller dividirt wird, bereits gefunden. Es sey die Hemmungssumme** $= pb+\pi\alpha$, **so sind für die veränderlichen** a', b', α', β' **folgende Gleichungen anzusetzen:**

1) $da' = (a - a' - \pi'(pb' + \pi\alpha'))\,dt$
2) $d\alpha' = (\alpha - \alpha' - \pi''(pb' + \pi\alpha'))\,dt$
3) $db' = (b - b' - \pi'''(pb' + \pi\alpha'))\,dt$
4) $d\beta' = (\beta - \beta' - \pi''''(pb' + \pi\alpha'))\,dt$

Mit Hülfe der früher schon gebrauchten Rechnungsarten ergiebt sich:

zuvörderst aus 2) und 3), indem $k = 1 + \pi'''p + \pi''\pi$,

$$\alpha' = \frac{\pi''(pb+\pi\alpha)}{(k-1).k}\left(1-e^{-kt}\right) - \frac{p(\pi''b-\pi'''\alpha)}{k-1}\left(1-e^{-t}\right)$$

$$b' = \frac{\pi'''(pb + \pi\alpha)}{(k-1).k}(1 - e^{-kt}) + \frac{\pi(\pi''b - \pi'''\alpha)}{k-1}(1 - e^{-t})$$

Hieraus zunächst die Hemmungssumme

$$pb' + \pi\alpha' = \frac{pb + \pi\alpha}{k}(1 - e^{-kt})$$

weil $\pi\pi'' + p\pi''' = k - 1$; und indem diese Hemmungssumme in die beyden noch übrigen Gleichungen gesetzt wird,

$$\alpha' = \left(a - \pi'\frac{pb + \pi\alpha}{k-1}\right)(1 - e^{-t}) + \pi'\frac{pb + \pi\alpha}{k.(k-1}(1 - e^{-kt})$$

$$\beta' = \left(b - \pi''''\frac{pb + \pi\alpha}{k-1}\right)(1 - e^{-t}) + \pi''''\frac{pb + \pi\alpha}{k.(k-1)}(1 - e^{-kt})$$

Ist die Hemmungssumme $pb + \pi\beta$, so wird man auf ähnliche Weise die Gleichungen 3) und 4) verbinden, und daraus 1) und 2) berechnen.

Ueber Kategorien und Conjunctionen.

In der Sprache liegen die Conjunctionen als Formen der Gedanken-Verknüpfung; in der Sprache suchte Aristoteles die Kategorien als Erkenntnissbegriffe; dem Anschein nach ganz verschiedene Dinge. Allein die Kantischen Kategorien bilden einen Übergang. Erkenntnissbegriffe wollen sie seyn, ähnlich den Aristotelischen; aber auch Formen der Verbindung. Durch die Art, wie sie aufgesucht wurden, stehn sie mit jenen im offenbaren Gegensatze. Aristoteles sagt:

Τῶν λεγομένων τὰ μὲν κατὰ συμπλοκὴν λέγεται· τὰ δὲ ἄνευ συμπλοκῆς. τὰ μὲν οὖν κατὰ συμπλοκὴν· οἷον ἄνθρωπος τρέχει, ἄνθρωπος νικᾷ· τὰ δὲ ἄνευ συμπλοκῆς· οἷον ἄνθρωπος, βοῦς, τρέχει, νικᾷ. Und weiter: *Τῶν κατὰ μηδεμίαν συμπλοκὴν λεγομένων ἕκαστον ἤτοι οὐσίαν σημαίνει, ἢ ποσὸν, ἢ ποιὸν, ἢ πρὸς τι, ἢ ποῦ, ἢ ποτὲ, ἢ κεῖσθαι, ἢ ἔχειν, ἢ ποιεῖν, ἢ πάσχειν.* Hier ist beym Aufsuchen der Kategorien die Urtheilsform geradezu abgewiesen. Kant im Gegentheile wendet sich eben an die Urtheile, indem er, um die Kategorien vollständig zu finden, von jenen die bekannten Eintheilungen nach Quantität, Qualität, Relation und Modalität zusammenstellt.

Über Kategorien als Erkenntnissbegriffe, bey denen mit vollem Rechte die οὐσία an der Spitze steht, und die ἀντικείμενα wenigstens nachgeholt werden (im achten Capitel beym Aristoteles), ist schon anderwärts gesprochen *). Bey Gelegenheit der Conjunctionen wurde später bemerkt, dass deren genauere Betrachtung zugleich die Kantischen Kategorien trifft. Wie dies möglich sey, lässt sich im Allgemeinen leicht begreifen. Urtheile sind Verknüpfungen von Gedanken; ihre Eintheilungen geben verschiedene Formen der Verknüpfung; die Conjunctionen sind auch Formen der Gedanken-Verbindung; diesen und jenen Formen sind ähnliche psychische Gründe nachzuweisen, über welche die Sprache ihr eben so wichtiges als unwillkürliches Zeugniss ablegt. Dabey ist nicht zu vergessen, dass das Urtheilen die Form ist, welche das Denken beym Sprechen annimmt; nur begnügt sich dann das Denken nicht mit einzeln stehenden Urtheilen, sondern die Urtheile müssen auch untereinander verknüpft werden; und hier ist vorzugsweise der Ort für die Conjunctionen.

Bekanntlich nennen die Grammatiker copulative, disjunctive, conditionale, adversative, causale, concessive, conclusive, ordinative Conjunctionen; sie bemerken, dass dadurch bald einzelne Worte, bald Sätze, bald ganze Perioden verbunden werden. Das heisst: in der Vorstellungsmasse, welche durch eine oder mehrere Perioden ausgedrückt wird, giebt es für die Begriffe, welche den Nennwörtern, Zeitwörtern, Adverbien entsprechen, nicht bloss Verknüpfungen durch Flexionszeichen und durch Präpositionen; sondern die Gedanken-Bewegung, welche die kleinern und grössern Verknüpfungen durchlaufend das Gefüge der Vorstellungsmasse erkennen lässt, bedarf noch besonderer Fingerzeige, um verständlich zu machen, dass sie, von mehr oder weniger vesten Puncten ausgehend, bald gerade, bald in verschiedenen, oft wider einander stossenden Richtungen sich fortsetzt. Hieran hat die Urtheilsform zwar ihren Antheil, und kann nicht unerwähnt bleiben; aber auf einzeln stehende Urtheile kann man sich nicht beschränken; da vielmehr die innere Construction einer Vorstellungsmasse den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung ausmacht.

---

*) Psychologie §. 124.

Eine bloss analytische Untersuchung würde nicht weiter führen, als man längst war. Für eine bloss synthetische aber ist der Gegenstand zu schwierig. Man muss die Synthesis mit der Analysis verbinden; und vom Leichtesten ausgehn. Zur Anknüpfung dient das Evolutions-Vermögen einer Reihe; und da von der Sprache soll gehandelt werden, mögen die Buchstaben eines Wortes das nächste Beyspiel abgeben. Auf die Kategorien werden wir am Ende zurückkommen; voraussetzend, dass man vor Augen habe und vergleiche, was hierüber in der Psychologie schon war gesagt worden. Es wird sich finden, dass die Kantischen Kategorien in eine viel weitere Sphäre der Untersuchung müssen versetzt werden. Um diese Sphäre zu bezeichnen, sind die Conjunctionen genannt worden; man wird sich indessen nicht wundern, auch einige Bemerkungen über den Satzbau mit eingeflochten zu finden; denn es kommt überhaupt darauf an, die Sprache als einen Spiegel für die geistige Thätigkeit zu benutzen; wenigstens in so fern dies nöthig ist, um für jene Kategorien einen freyern Blick zu gewinnen.

Hiemit werden wir die Betrachtung einfacher Vorstellungen und der aus ihnen gebildeten einfachen Reihen überschreiten. Dies ist, falls man Ungeübte berücksichtigen will, schon ihrentwegen nothwendig; denn in den elementarischen Untersuchungen wissen sie sich gerade der Einfachheit wegen nicht zu orientiren. Für sie giebt es zuerst Dinge, das heisst, Complexionen von Merkmalen; aber schon daran haben sie Mühe sich zu gewöhnen, dass sie die Vorstellung eines Dinges als zusammengesetzt aus den Vorstellungen der Merkmale betrachten sollen; vollends stocken ihnen die Gedanken, wenn sie die Vorstellung eines bekannten Dinges als entstanden aus dessen vielen successiven Wahrnehmungen, und dann noch jede Wahrnehmung, die eine gewisse Dauer hatte, als ein Integral ansehn sollen, dessen Differential die momentane Wahrnehmung ist. Kommen nun Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge an die Reihe, so meinen sie dabey bald das Ding, bald den Raum, bald die Zeit, bald die Verstandesbegriffe, bald das Ich, bald dies Alles zusammen als schon vorhanden annehmen und voraussetzen zu müssen, welches die richtige psychologische Ansicht verdreht und verdirbt. Daher Einwürfe, an deren Widerlegung man die Zeit verlieren würde. Schon deshalb ist es nothwendig, die Gewohnheiten des angelernten Kantianismus in ihrem ursprünglichen Sitze aufzusuchen. Aber auch abgesehen von den Ungeübten, kann man in der Erklärung der psychischen Thatsachen nicht umhin, sich auf die Zusammensetzungen einzulassen; weil bey dem ausgebildeten, zur Selbstbeobachtung fähigen Menschen die Vorstellungen schon längst nicht mehr einzeln stehn und einzeln wirken, sondern in ganzen Massen; dergestalt, dass selbst die Betrachtung der einzelnen Massen noch als elementarisch erscheint in Vergleich gegen die geistige Thätigkeit im Ganzen genommen, welche durchgehends von mehrern Massen zugleich abhängt. Man wird aber kaum irgend eine bequeme Form der Darstellung, auch nur der Construction einer einzelnen Masse gewinnen können, wenn man sich nicht zuerst an die Sprache wendet. Kann man irgendwo die Gedankenbewegung, die von den innern Verbindungen der Vorstellungsmasse abhängt, als ein Object fassen, und vorlegen, als ob es ein stehender Gegenstand wäre, der sich der Beobachtung unterwerfen und für sie still halten müsste, — so ist es hier. Dazu kommt, dass die Muttersprache zu den bekanntesten und geläufigsten, die fremden Sprachen zu den gesuchtesten, zu den am meisten studirten Gegenständen gehören. Ferner, dass die Sprachen zu den ausgedehntesten, reichhaltigsten Systemen von Thatsachen unter allen, die sich der psychologischen Analyse darbieten, zu rechnen sind. Daher gilt hier wieder, was schon im ersten Hefte bemerkt wurde: wo ganze Systeme von Thatsachen auf einmal vorliegen, die man nicht vereinzeln kann, da muss es sich verrathen, ob die Erklärungen erkünstelt sind, oder sich ungezwungen auffinden liessen.

In einem Hauptpuncte freylich stehen die Thatsachen der Sprache weit zurück hinter denen, welche im ersten Hefte den Gegenstand der Untersuchung ausmachten. Die Sprachlehre hat nichts, was schon nach Zahl und Maass bestimmt wäre. Dagegen bot uns die Tonlehre ihre schon abgemessenen Intervalle dar; und wiewohl die vorgefundene Abmessung nicht genau richtig war, — da man sie aus dem ganz falschen Princip, Schallwellen mit Ton-Vorstellungen zu verwechseln, abgeleitet hatte, — so kam doch das ästhetische Urtheil zu Hülfe, um das in jenen Abmessungen Verfehlte zu berichtigen. Ebenso beym Zeitmaasse. Bey weitem nicht soviel Genauigkeit lässt sich in der Auffassung des Factischen erreichen, wenn von Conjunctionen und vom Satzbau die Rede ist. Hinter einer reinen oder falschen Quinte, einer Terze und Sexte, einer Secunde und Septime, liegt der psychische Mechanismus lange nicht so fern und so tief verborgen als hinter dem Zwar und Doch, dem Entweder-Oder, den Partikeln ἄρα und γέ. Deshalb müssen wir dem Leser hier etwas Mehr zumuthen als dort, wo schon die Kenntniss der ersten Elemente hinreichen konnte. Hier, bey den Conjunctionen, ist auf den analytischen Theil der Psychologie zu verweisen; der Ursprung der Reihenformen (Raum, Zeit, Zahl, Grad u. s. w.) wird hier als bekannt angesehen; desgleichen der Ursprung der Negation, — oder wenn nicht als bekannt, dann als ein Solches, was jeder Einzelne seiner künftigen Untersuchung vorbehalten mag. Denn die Analyse der Conjunctionen führt nicht tiefer als bis auf Reihenform, Negation, Gewissheit und Ungewissheit; (unten 47). Wem noch das Zwischen — das Charakteristische aller Reihenformen — ein Räthsel ist, der muss nicht verlangen, dass man ihm das μέν und δέ, ja auch nur das τέ und καί, und den Unterschied des τε vom einfachen δέ, psychologisch erkläre. Wer noch nicht gefragt hat, wie es zugehn möge, dass aus der kleinen Anzahl der Sprachlaute, welche das Alphabet anzeigt, die Worte so vieler Sprachen ihren Stoff hernehmen, — dass also die Bezeichnung der Gedanken weit mehr durch die Stellung der Sprachlaute in den Worten, als durch die Laute selbst erreicht wird, — dass eben diese Stellung schon von dem Kinde behalten und angeeignet wird, indem es die Sprache lernt, statt deren es jede andere Sprache auch hätte lernen können, — dass für die unzähligen Genossen der nämlichen Sprache diese Stellung unverrückt bleibt, während die mindeste Veränderung auch den Sinn der Worte verändern kann, — dass die Vestigkeit dieser Stellung sich in den Sprachwurzeln selbst mitten unter den Flexionen und Ableitungen behauptet: wer für diese erste Bedingung der Sprache noch keinen psychologischen Grund verlangt hat, der ist auf dem Standpunkte unserer Untersuchung noch nicht angelangt.

Schon hier mag eine vorbereitende Bemerkung Platz finden, für welche weiterhin sich keine bequeme Stelle darbieten möchte. Als Sprach-Wurzellaute betrachtet man gewöhnlich nur die Consonanten, da die Vocale sich die mannigfaltigsten Abänderungen gefallen lassen. Allein es kommt nicht bloss auf die Consonanten, auch nicht bloss auf deren Stellung an. Niemand verwechselt *bald* und *Blatt;* obgleich in beyden Worten, da der Unterschied des *d* und *t* am Ende nicht hörbar ist, nach Wegnahme des Vocals nur die Laute *blt* in gleicher Stellung übrig bleiben. Dasselbe zeigt sich in den Worten *gilt* und *glitt*, wo auch nach Wegnahme des Vocals, in gleicher Stellung nur die Laute *glt* übrig bleiben. Und doch würde man eher *Geld* als *glitt* mit *gilt* verwechseln; und eher *glitt* als *galt* mit *glatt;* keins von diesen Worten aber mit *Geleit.* Eher bey etwas unrichtiger Aussprache den Imperativ *gleite* mit *kleide.* Offenbar kommt ausser der Stellung noch die Distanz der Consonanten in Betracht. In einem Falle liegt das *l* näher dem *t* oder *d;* im andern das *l* näher dem *g;* in *Geleit* ist das *l* vom *G* und vom *t* gesondert. Die Distanz hat Einfluss auf die Reproductions-Gesetze, welche weiterhin den Hauptgegenstand der Betrachtung ausmachen werden. Fürs erste wollen wir nur die Thatsache: dass ein anscheinend so geringer Unterschied, wie der zwischen *geleiten*, *gleiten*, *gelten*, doch hinreicht, um durch das mehr oder weniger Successive der Laute *g*, *l*, *t*, ganz verschiedene Begriffe zu bezeichnen: mit einer andern, schon früher beleuchteten Thatsache zusammenstellen, nämlich dass der Unterschied des Successiven vom Simultanen die Melodie von der Harmonie trennt, und hiemit sogar ganz verschiedene ästhetische Urtheile begründet. Man denke an jene, im ersten Hefte gleich Anfangs erwähnte Frage von den verbotenen Quintengängen zurück. Unerlaubt ist, eine Stimme von *f* zu *a* oder *as*, und zugleich die andere Stimme von *c* zu *e* oder *es* fortschreiten zu lassen; aber der Accord *f a c e* oder *f as c es*, welcher die nämlichen beyden Quinten simultan in sich enthält, kommt oft genug im strengsten Satze vor. Darum bezog sich unsere Erklärung der verbotenen Quinten auf das, was sich im Übergange ereignet; und wird sich hier auf die Abstufung in der Verschmelzung beziehen.

Analytische Untersuchungen müssen einander aushelfen, und zwar dadurch, dass sie von verschiedenen Seiten her sich in der Verstärkung ihrer gemeinsamen synthetischen Grundlage vereinigen. Die Tonlehre dient den ersten Elementen zur Bestätigung; aus den Elementen ergiebt sich, was zur Erklärung der Reihenform, der Negation, der Gewissheit und Ungewissheit nöthig ist; die Richtigkeit dieser Erklärung wird bestätigt durch die Sprachlehre. Auf diese Weise muss man fortschreiten; und man würde es leichter als jetzt vermögen, wenn nicht Vorurtheile — alten und neuen Ursprungs —

im Wege ständen, die wir fürs erste umgehen, weiterhin zum Theil erwähnen werden.

1. Die Vorstellungen P und Π, deren Hemmungsgrad $= m$, seyen mit ihren Resten r und ϱ verschmolzen; dann beyde aus dem Bewusstseyn verschwunden. Jetzt erhebe sich P. Man setzt alle Neben-Umstände bey Seite, und fragt bloss nach der Reproduction des P, inwiefern zugleich ϱ durch r reproducirt wird.

Auch ohne Rechnung ist klar, dass mit ϱ eine wachsende Hemmungssumme hervortrit, die zwar Anfangs unbedeutend (wenn r, ϱ und m nicht gross sind), doch mehr und mehr theilweise der Erhebung des P selbst entgegenwirkt. Sie wird die Erhebungs-Grenze des P fortwährend erniedrigen; und P muss mit ϱ in ein solches Gleichgewicht treten, wie es durch die gegebenen Grössen bestimmt wird.

2. In wirklichen Fällen wird P nicht bloss mit Einem Π, sondern mit vielen verbunden seyn; es wird dafür viele verschiedene Reste r und ϱ geben, und die wachsende Hemmungssumme wird von ihnen allen zugleich ausgehn, besonders wenn auch noch die Π unter einander entgegengesetzt sind.

3. Nach diesen Vorerinnerungen ist das Evolutions-Vermögen, welches der Gesammt-Vorstellung eines Wortes zukommt, näher zu überlegen. Es sey das Wort Hamburg; und wir nehmen an, die Vorstellung der Stadt sey mit allen Buchstaben in diesem Worte gleich genau verbunden (wenn auch diese vorausgesetzte Gleichheit weiterhin einiger Beschränkung möchte unterworfen werden). Beyspielsweise sey nun das obige P hier der Vocal a, und Π der Vocal u. Wenn die Vorstellung der Stadt den Namen hervorruft, so werden a und u

gleichmässig gehoben, und würden hiedurch gleichzeitig ins Bewusstseyn treten. Allein der Name heisst nicht Humbarg sondern Hamburg; mithin war *a* schon im Sinken begriffen, als *u* hinzukam; hingegen *u* war ungehemmt, als von *a* nur noch ein Rest im Bewusstseyn war; diesem Umstande gemäss sind r und ϱ zu bestimmen [*]. Während r nur ein Theil von *a* ist, muss dagegen ϱ fast dem ganzen *u* gleich geschätzt werden; wenigstens ist hier $\varrho > r$.

Daraus ergiebt sich sogleich folgendes: Sollte dem Streben des P vollständig Genüge geschehn, so müsste nicht bloss P selbst, sondern auch ϱ zur Reproduction vollständig gelangen; an dem letztern wird aber desto mehr fehlen, je geringer r ist, von welchem die Reproduction des ϱ abhängt. Soll andererseits dem Streben des Π genügt werden, so muss mit Π auch r ganz hervortreten; dies letztere nun kann desto leichter geschehn, je kleiner r, und je grösser ϱ ist. Sieht man also auf das Ende der Reproductionen, so gelingt eine solche dem Π besser als dem P.

4. Dieser Umstand ist vollständiger zu überlegen; er gilt nicht bloss den Vocalen, sondern auch den Consonanten eines Wortes; er gilt allen entgegengesetzten Gliedern einer Vorstellungsreihe. Jedes vorhergehende Glied strebt die sämmtlichen nachfolgenden zu reproduciren, und zwar eben so weit, als sie mit ihm verschmolzen waren. Es ist aber Mehr von ihnen mit immer geringern Resten des vorhergehenden verschmol-

---

[*] In dem gegebenen Beyspiele sind die beyden Vocale durch zwey Consonanten getrennt. Wäre nur ein Consonant dazwischen, so wäre r grösser; ständen drey oder mehr Consonanten dazwischen, so wäre r kleiner.

zen, als umgekehrt ein nachfolgendes Glied, da es noch fast ungehemmt eintrat, von den schon sinkenden vorhergehenden in sich aufnahm. Sieht man nun auf das zu reproducirende Quantum, so sollte das vorhergehende Glied beynahe die ganze Summe der nachfolgenden ins Bewusstseyn erheben; hingegen das nachfolgende hat nur die abgestuften Reste des vorigen zurückzurufen. Sieht man auf die Kraft: so wirkt das vorhergehende nur mit seinen abnehmenden Resten auf die folgenden, und die Abnahme der Reste richtet sich nach dem Abstande der weiter und weiterhin folgenden; hingegen das spätere Glied der Reihe hat mit seiner ganzen Stärke die Reste, die es beym Eintreten vorfand, sich angeeignet, kann also auch mit seiner ganzen Stärke (abgesehn von der Beschränkung durch die Hemmungsgrade, die auf beyden Seiten die Verbindung schwächen) zur Reproduction wirken. Das Ende der Reproduction fällt demnach so aus, dass dem Streben des Nachfolgenden mehr Erfolg, dem Streben des Vorhergehenden weniger Erfolg entsprechen wird.

5. Anders verhält sichs mit dem Anfange der Reproduction. Wenn mit dem ganzen Π der Rest r verbunden ist, so muss Π, falls es aus einem gehemmten Zustande eben jetzt erst wieder hervortrit, für jeden Grad seiner eignen Reproduction auch eine proportionale Reproduction des r anstreben. Hinwiederum, wenn mit dem Reste r das ganze Π verbunden ist, so ist zwar r nur ein Theil von P; und P, falls es aus einem gehemmten Zustande hervortrit, wirkt für jeden Grad seiner eigenen Reproduction nur in dem Verhältnisse $r : P$ dahin, dass auch Π, aber dieses ganz, wieder hervortrete. Wenn nun auch nicht das ganze Π, sondern

dessen Rest ϱ mit r verbunden ist, so bleiben wir doch bey der obigen Voraussetzung, dass $\varrho > r$; so dass Π der höchste Werth ist, welchen man dem ϱ beylegen kann. Der Anfang der Reproduction ist das, was wir nun genauer zu entwickeln haben.

6. Da hier die reproducirende Kraft als wachsend soll betrachtet werden, müssen wir die sonst gebrauchte Bezeichnung um etwas abändern.

Derjenige Rest von P, welcher mit dem Reste ϱ von Π verschmolzen ist, soll jetzt nicht mehr mit r, sondern mit R bezeichnet werden. Aber auch der Buchstabe ϱ muss jetzt, wie r, eine veränderliche Grösse bedeuten; daher wollen wir den constanten Rest von Π, welcher sonst ϱ hiess, für jetzt mit dem griechischen ῾Ρ benennen. Demnach ist die Verschmelzungshülfe für ῾Ρ nicht mehr mit $\frac{r\varrho}{\Pi}$ zu bezeichnen, sondern mit $\frac{R\,{}^{\backprime}P}{\Pi}$. Wenn R gleich Anfangs im Bewusstseyn wäre, und unverändert Stand hielte, so müsste die bekannte Formel für $d\omega$ so geschrieben werden:

$$\frac{R}{\Pi}({}^{\backprime}P - \omega)\,dt = d\omega$$

Auch ist das eben erwähnte Verhältniss nicht, wie zuvor, durch $r : P$, sondern durch $R : P$ auszudrücken.

Es ist nun zwar nicht nöthig, das Gesetz zu bestimmen, wonach P reproducirt wird; allein soviel sieht man, dass diese Reproduction nicht ganz frey seyn kann (als ob plötzlich alle Hemmung für P verschwunden wäre); denn alsdann wäre Anfangs $d\omega = \frac{R\,{}^{\backprime}P}{\Pi}\,dt$, indem auch die Hülfe frey wirken würde. Unsre jetzige

Meinung ist aber, dass ihre Wirkung nur in Folge des allmählig hervortretenden R geschehe. Demnach muss auch P nur allmählig freyen Raum bekommen. Man weiss, dass in solchem Falle der Anfang des Hervortretens dem Quadrate der Zeit proportional ist*).

Die wachsende Freyheit des Hervortretens $= x$ kann alsdann bekanntlich für den Anfang als der Zeit proportional angesehen werden; also $x = nt$, wo n unbestimmt bleibt, und von den Umständen abhängen mag; t ist hier als das erste Glied von $1 - e^{-t}$ zu betrachten; oder vielmehr von $\frac{1}{q}(1 - e^{-qt})$ wo q ein ächter Bruch ist, und oft ein kleiner Bruch seyn kann. In dem Maasse, wie diese Freyheit wächst, wirkt P zu seinem *eignen* Hervortreten mit der *ganzen* Stärke seines noch gehemmten Theils**); aber nur in dem vorerwähnten Verhältnisse $R : P$, um den noch gehemmten Theil von ${}'P$ zu reproduciren. Heisst nun das wirksame Quantum von P jetzt r, so ist $r = Pnt$, und anstatt $\frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt = d\omega$ haben wir

$$\frac{R}{P} \cdot \frac{Pnt}{\Pi}({}'P - \omega)\,dt = d\omega$$

oder $\frac{R}{\Pi} nt\,dt = \frac{d\omega}{{}'P - \omega}$

woraus $\omega = {}'P\left(1 - e^{-\frac{1}{2}\frac{Rn}{\Pi}t^2}\right)$

Dieser Werth von ω entspricht, der Form nach, dem Werthe für die sich selbst reproducirende Vorstellung h, nämlich

---

*) S. 160—162 des ersten Hefts; wo man $Y = o$ setzen kann, wie wir es hier für $t = o$ voraussetzen.

**) A. a. O. mit der Stärke $h - Y$.

$$y = h\,\left(1 - e^{-\frac{1}{2}nt^2}\right)$$

wenn h anstatt P, und $Y = o$ (a. a. O.) gesetzt wird, woraus man schliessen mag, dass auch wenn nicht bloss obenhin $x = nt$ genommen, sondern der freye Raum genauer bestimmt würde, die Reproduction durch Verschmelzung ähnlich der Art, wie P sich selbst reproducirt, ausfallen müsste; wie dies ohnehin zu erwarten ist. Indessen liegt immer noch eine bedeutende Modification im Exponenten, welcher von R und Π abhängt.

Man bemerke, dass r hier nicht der wirklich hervorgetretene Theil von P, sondern grösser ist; indem das Hervortreten allemal hinter der gegebenen Freyheit zurückbleibt.

Es kann aber nur für den Anfang $x = nt$ genommen werden; daher man nicht eine so schnelle Annäherung an die Erhebungsgränze, wie die Formel anzeigt, fortwährend erwarten darf.

7. Wir haben bisher P als die reproducirende Vorstellung betrachtet. Es sey nun umgekehrt Π die reproducirende; und ω' derjenige Theil von R, welcher durch ${}'P$, insofern es zur freyen Wirksamkeit gelangt, soll reproducirt werden. Um die Umstände gleich anzunehmen, soll wiederum die wachsende Freyheit $x = nt$ seyn. Anstatt der Formel $\frac{\varrho}{P}\,(r - \omega')\,dt = d\omega'$ haben wir nun, da $\varrho = \Pi nt$ seyn muss, und dessen Wirksamkeit durch das Verhältniss ${}'P : \Pi$ beschränkt wird:

$$\frac{{}'P}{\Pi} \cdot \frac{\Pi nt}{P}\,(R - \omega')\,dt = d\omega'$$

woraus $\omega' = R\left(1 - e^{-\frac{1}{2}\frac{{}'Pn}{P}t^2}\right)$

8. Unsre Absicht ging dahin, (5) den Anfang der

beyden Reproductionen zu vergleichen. Löset man nun ω und ω' in eine Reihe auf, so ist

$$\text{von } \omega \text{ das Anfangsglied} = {}'P \cdot \tfrac{1}{2}\frac{Rn}{\Pi}t^2$$

$$\text{von } \omega' \text{ das Anfangsglied} = R \cdot \tfrac{1}{2}\frac{{}'Pn}{P}t^2$$

also beyde sind für $\Pi = P$ gleich; und im Bisherigen ist noch kein Grund zu erkennen, weshalb die Reproduction des einen oder des andern früher beginnen sollte; besonders da ein Glied mit t^3 nicht vorkommen kann, indem das zweyte Glied schon t^4 enthält. Würde man x genauer bestimmen, so käme zwar ein Glied mit t^3 zum Vorschein; aber es könnte nur unbedeutend gering ausfallen, so lange $x = nt$ eine hinreichende Annäherung gewährt. Daraus folgt nun, dass man die Betrachtung erweitern muss. Ohnehin liegt am Tage, dass weder P noch Π, falls keine andre Bestimmung hinzukommt, auf die Verschmelzungshülfe warten könne. Oben (3) ist angenommen worden, dass beyde gleichmässig gehoben werden. Welches nun auch das Gesetz der Erhebung seyn möge, die Hülfen, die sie einander gegenseitig leisten können, sind immer nur in so fern zur Wirksamkeit geeignet, als sie selbst schon von der Hemmung frey gemacht wurden, welcher sie bis dahin unterlagen.

9. Während P und Π zugleich freyen Raum bekommen, entsteht unter ihnen beym Steigen eine Hemmungssumme; und zwar schleunig wachsend, indem beyde sich gemäss dem Quadrate der Zeit erheben. Dadurch wird nicht der gegebene freye Raum vermindert, aber das wirkliche Hervortreten muss sehr bald eine Verzögerung erleiden. So können nicht bloss die Hül-

fen Zeit gewinnen, um zum Mitwirken zu gelangen, sondern nun kommt es auch noch darauf an, welche von den Hülfen mehr oder weniger geeignet sey, den Widerstand zu überwinden. Ob nun dieser Widerstand bloss von der Hemmungssumme, oder wovon sonst herrühren möge: wir wollen ihn mit α bezeichnen. Unter den Vorstellungen P und Π ist hier der oben bemerkte Unterschied, (4) welcher aus $R < {}'P$ folgt. Das kleinere R soll dem grössern ${}'P$, das grössere ${}'P$ dem kleinern R zur Reproduction Hülfe leisten. Findet die zwiefache Reproduction Widerstand: so trifft derselbe mehr das grössere ${}'P$, minder das kleinere R. Also wenn der Formel für $d\omega$ und $d\omega'$ ein negatives Glied wegen α beyzufügen ist, so kann man es für $d\omega$ durch $\frac{{}'P}{R}\,\alpha$, hingegen für $d\omega'$ durch $\frac{R}{{}'P}\,\alpha$ ausdrücken; indem die Verminderung des Wachsens (also des $d\omega$ und $d\omega'$) desto mehr beträgt, je geringer die Kraft im Verhältniss dessen was durch sie geschehen soll. Übrigens muss ω als Factor hinzukommen, weil, je grösser es schon ist, desto mehr sein Wachsen Widerstand 'erleidet. Demnach ist in der Formel für $d\omega$ noch das Glied $-\frac{{}'P}{R}\,\alpha\omega dt$, für $d\omega'$ noch $-\frac{R}{{}'P}\,\alpha\omega' dt$ beyzufügen. Also

$$\frac{Rn\,{}'P}{\Pi}\,t dt - \frac{Rn}{\Pi}\,\omega t dt - \frac{{}'P}{R}\,\alpha\omega dt = d\omega$$

und $$\frac{{}'PnR}{P}\,t dt - \frac{{}'Pn}{P}\,\omega' t dt - \frac{R}{{}'P}\,\alpha\omega' dt = d\omega'$$

10. Für den jetzigen Gebrauch lassen sich diese Formeln abkürzen. Bekannt ist, dass die Reihe für ω mit einem Gliede anfangen muss, worin t^2 vorkommt.

Ein solches entsteht aus tdt; dagegen aus ωdt ein Glied mit t^3, aus ωtdt ein Glied mit t^4 durch die Integration hervorgehn muss. Das letztere kann vernachlässigt werden, da nur kleine Werthe von t beabsichtigt sind. Beyde Formeln bekommen alsdann die Gestalt

$$btdt - c\omega dt = d\omega$$

und hieraus durch Integration

$$\omega = \frac{b}{c^2}\left[ct - 1 + e^{-ct}\right]$$
$$= \tfrac{1}{2}bt^2 - \tfrac{1}{6}bct^3 + \ldots$$

das heisst $\omega = \frac{1}{2}\frac{Rn'P}{\Pi}t^2 - \frac{1}{6}\frac{n'P^2}{\Pi}\alpha t^3 + \ldots$

$$\text{und } \omega' = \tfrac{1}{2}\frac{{}'PnR}{P}t^2 - \tfrac{1}{6}\frac{nR^2}{P}\alpha t^3 + \ldots$$

11. Unter der Voraussetzung $P = \Pi$ erleidet demnach ω' weniger, hingegen ω mehr Abzug in Folge des Widerstandes α; also $\omega' > \omega$; das heisst, P empfängt Anfangs mehr Hülfe von Π als es ihm leistet. Hiemit ist das frühere Hervortreten des P entschieden; und das um so mehr, da die Glieder, welche den Unterschied in sich tragen, nicht vom einfachen Verhältnisse ${}'P : R$, sondern vom quadratischen ${}'P^2 : R^2$ abhängen.

Was die Zeit anlangt: so kommt es hier darauf an, wie weit man $1 - e^{-t}$ annäherungsweise durch das blosse t darstellen kann. In der Abhandlung über die ursprüngliche Auffassung des Zeitmaasses*) ist bemerkt, dass für $t = \frac{1}{4}$ der Fehler noch nicht gross, und bis etwa $t = \frac{1}{2}$ noch eine leidliche Schätzung gestattet ist; auch dass $t = 1$ für ungefähr zwey Secunden kann genommen werden. Nun ist zwar die Länge der Sylben eben sowohl als Geschwindigkeit des Sprechens sehr verschieden; da man jedoch allemal auf eine Secunde mehrere Sylben rechnen kann, so bedarf es gewiss keiner gar zu langen Zeit, damit beym Sprechen-Lernen die Verschmelzung der einzelnen Sprachlaute sich bilde, und wiederum damit beym Gebrauch der Sprache die Reproduction sich nach der Stellung, und selbst nach der Distanz der Buchstaben (wie in bald und Blatt) gehörig entwickele.

---

*) Ersten Heft, S. 174.

12. Ganz kurz muss hier nun noch an einen wichtigen Umstand erinnert werden. Wir haben vorhin $x = nt$ gesetzt. Dies hängt ab von der Voraussetzung, dass die Hemmungssumme, welche freyen Raum schafft, (6) momentan entstehe. Eine solche Annahme ist die einfachste, und in der angeführten Abhandlung über das Zeitmaass war sie die passendste, weil die Tactschläge wo möglich momentan seyn sollen, indem sie für sich keine Dauer haben, sondern das Dauernde abzutheilen bestimmt sind. Obgleich nun die Hemmungssumme momentan entsteht, (man vergleiche im ersten Hefte, S. 159, die Worte: es entsteht durch h_2 eine neue Hemmungssumme,) so sinkt sie dennoch successiv, und zwar Anfangs nahe proportional der Zeit; daher $x = nt$. Allein dies verhält sich anders, sobald die Hemmung der eben vorhandenen Vorstellungen durch eine solche neue Wahrnehmung bewirkt ist, welche nicht als momentan kann betrachtet werden, sondern eine merkliche Zeit verbraucht. Im Grunde geschieht es so bey jeder sinnlichen Wahrnehmung, selbst bey denen des Gehörs, obgleich hörbare Tactschläge sich noch am ersten als momentan betrachten lassen. Nimmt man nun Rücksicht auf die Dauer ei-

ner Wahrnehmung, so ist die daraus entstehende Hemmungssumme eine wachsende oder überhaupt eine veränderliche Grösse. Gesetzt (um das Einfachste anzunehmen), die Empfindung behalte während ihrer Dauer einerley Stärke $= \beta$, so entsteht daraus ein Vorstellen $= z = \varphi\ (1 - e^{-\beta t})$, wo φ die Empfänglichkeit bedeutet, und hieraus, wenn man durch π den Grad des Gegensatzes gegen die vorhandenen Vorstellungen andeutet, eine Hemmungssumme

$$v = \frac{\pi \beta \varphi}{1-\beta} \left(e^{-\beta t} - e^{-t} \right)$$

nämlich wenn $v =$ für $t = o$. Das augenblickliche Sinken dieser Hemmungssumme $= v dt$ ergiebt das Gesunkene nach Verlauf der Zeit t,

$$\int v dt = \frac{\pi \beta \varphi}{1-\beta} \left[\frac{1}{\beta} (1 - e^{-\beta t}) - (1 - e^{-t}) \right]$$

In eine Reihe aufgelöset enthält dieser Ausdruck keine Constante, auch nicht t in der ersten Potenz; sondern die Reihe beginnt mit $\frac{1}{2}\ \varphi\ \beta^2\ t^2$. Über dies Alles mag die vollständigere Auseinandersetzung am gehörigen Orte*) verglichen werden; hier brauchen wir nur das

---

*) Psychologie §. 94, 95, und 97. Im §. 97 hat man statt $\int v dt - az - bz^2 - y$ zu setzen $(\int v dt - az - bz^2)\ (h - y)$ in Folge der Berichtigung, welche im ersten Hefte dieser Untersuchungen S. 160 gegeben worden. Auch mag noch bemerkt werden, dass wegen $a = \frac{S}{\beta \varphi}$ nicht völlig $S = o$ anzunehmen, und von den schon berechneten Werthen von Z nur einer in Gebrauch zu ziehen ist, um b zu bestimmen. Dies reicht aber auch hin, da nur für den Anfang der Zeit, oder für sehr kurze Zeiten, die Rechnung gelten soll; überdies ist S genau genommen niemals vollkommen $= o$, wie dies §. 95 der Psychologie schon erinnert worden, und ein geringer Werth von S kann als zureichend betrachtet werden.

Resultat in Ansehung des freyen Raums, welcher durch die sinkende Hemmungssumme geschafft wird.

Mag eine neue Wahrnehmung, (oder irgend ein andrer Grund) gleichmässig anhaltend diejenige Hemmung herbeiführen, welcher nachgebend die vorhandenen Vorstellungen entweichen, so dass die ältere, der neuen Wahrnehmung gleichartige (oder irgend welchem Grunde der Reproduction entsprechende), nun Freyheit zum Hervortreten gewinnt: diese Freyheit richtet sich immer nach dem Entweichen des Hindernisses, das heisst, nach dem Sinken der Hemmungssumme; und wächst folglich gemäss dem Quadrat der Zeit, wofern dies Sinken in solcher Art fortschreitet. Daher müssen wir, falls die Hemmungssumme nicht momentan entsteht, sondern auf die vorbeschriebene Weise zugleich anwächst und sinkt, das obige x nicht mehr $= nt$, sondern $x = nt^2$ setzen; und hiernach die Rechnung verändern.

Hiemit wird $r = Pnt^2$, und eben so $\rho = \Pi nt^2$. Ferner giebt

$$\frac{Rnt^2}{\Pi}\left({}^{\prime}P - \omega\right) dt = d\omega$$

nunmehr $\omega = {}^{\prime}P\left(1 - e^{-\frac{1}{3}\frac{Rn}{\Pi}t^3}\right)$

und eben so $\frac{{}^{\prime}Pnt^2}{P}\left(R - \omega'\right) dt = d\omega'$

giebt $\omega' = R\left(1 - e^{-\frac{1}{3}\frac{{}^{\prime}Pn}{P}t^3}\right)$

Desgleichen $\frac{Rn{}^{\prime}P}{\Pi}t^2dt - \frac{Rn}{\Pi}t^2\omega dt - \frac{{}^{\prime}P}{R}\alpha\omega dt = d\omega$

und $\frac{{}^{\prime}PnR}{P}t^2dt - \frac{{}^{\prime}Pn}{P}t^2\omega' dt - \frac{R}{{}^{\prime}P}\alpha\omega' dt = d\omega'$

können jetzt, da noch mehr als vorhin zur Weglassung des Gliedes mit t und ω, Grund vorhanden ist, abgekürzt durch

$$bt^2dt - c\omega dt = d\omega$$

ausgedrückt werden, woraus sich ergiebt

$$\omega = \frac{b}{c^3} \cdot (c^2t^2 - 2ct + 2 - 2e^{-ct})$$

$$= b \,.\, (\tfrac{1}{3}\, t^3 - \tfrac{1}{12}\, ct^4 + \ldots$$

das heisst $\omega = \dfrac{Rn{}^{\backprime}P}{3\Pi}\left(t^3 - \tfrac{1}{4}\,\dfrac{{}^{\backprime}P}{R}\,at^4 + \ldots\right)$

$$\text{und } \omega' = \frac{{}^{\backprime}PnR}{3P}\left(t^3 - \tfrac{1}{4}\,\frac{R}{{}^{\backprime}P}\,at^4 + \ldots\right)$$

Man wird wohl nicht zweifeln, dass in Ansehung des schleunigen Hervorspringens reproducirter Vorstellungen, diese Formeln der Erfahrung noch besser entsprechen als die vorigen. Auch die Wirkung des Widerstandes, worauf es uns hier hauptsächlich ankommt, zeigt sich noch mehr beschleunigt.

13. In Bezug auf das obige Beyspiel (in 3) könnte man sich nun so ausdrücken: Wenn wir an die Stadt Hamburg denken, und hiemit uns des Namens erinnern, so mag immerhin das *a* und das *u* gleich genau mit dem Gedanken der Stadt selbst verbunden seyn; es mögen auch die Umstände, dass dem *a* mehr vom *u* inwohnt, aber schwächer, hingegen dem *u* weniger vom *a*, jedoch vollständiger, verschmolzen ist, einander gegenseitig compensiren; (daher in 8 noch kein Unterschied zum Vorschein kam): dennoch wird das *a* seinen Vortrit vor dem *u* behalten, weil es von diesem nachdrücklicher gegen den Widerstand unterstützt wird, als es seinerseits dem *u* zu Hülfe kommen kann (11).

Dasselbe Verhältniss, wie hier, ist zwischen jedem vorhergehenden und allen seinen nachfolgenden Gliedern, desgleichen zwischen jedem nachfolgenden und allen seinen vorhergehenden Gliedern einer Reihe.

14. Fasst man aber die Sache allgemeiner, so ist nicht zu übersehen, dass jede Hülfe nur bis zum Verbindungspuncte wirkt. Hebt sich eins der vorhergehenden Glieder, so wird es von der Hülfe der hintersten Glieder bald verlassen, nämlich sobald es den Verbindungspunct übersteigt, welcher bestimmt wurde als die Reihe sich bildete. Damals konnte mit dem hintersten nur noch der geringste Rest des vorhergehenden verschmelzen. Ein grösserer Rest verband sich mit jedem näher stehenden unter den nachfolgenden Gliedern. Die gesammte Hülfe läuft demnach in so fern von hinten nach vorn, als die minder entferntern länger mitwirken können.

15. Wir haben angenommen, die Hauptreproduction, welche von dem Gedanken zu dem Namen geht, sey vollkommen gleichförmig (3). Ganz streng richtig kann dies nicht seyn, da die ersten Buchstaben noch vor der Hemmung durch die folgenden mit dem Gedanken complicirt wurden. Im Beyspiele war die Sylbe *Ham* früher mit der Vorstellung der Stadt verbunden, ehe die andre Sylbe *Burg* dazu kam. Hingegen die folgenden Glieder der Reihe — hier die Laute der zweiten Sylbe, — wurden vernommen, indem die vorigen schon hemmend einwirkten, und die Complication des Gedankens mit dem Namen um etwas verminderten. Wenn nun ein solcher Unterschied nicht als völlig unbedeutend zu vernachlässigen ist (welches jedoch allermeistens der Fall seyn möchte,): so liegt schon in der Haupt-Reproduction ein Grund, weshalb der

Name vom Anfangs-Buchstaben ausgehend ins Bewusstseyn trit.

16. Wenn dagegen die Haupt-Reproduction nicht von einer ganz oder doch beynahe gleichmässigen Complication des Gedankens und des Namens bestimmt wird: so ist ein Streit zwischen ihr und jenen partialen Reproductionen der einzelnen Buchstaben unter einander leicht möglich. Alle diese partialen Reproductionen zusammen wollen wir die innere Reproduction nennen. Diese ist wenig verschieden bey den Namen Hamburg, Homburg, Homberg, Amberg u.s.w. Daher werden geringe Neben-Umstände Anlass zu Verwechselungen geben können, wenn nicht die Haupt-Reproduction durch eine starke Complication gesichert ist.

17. Den Namen einer Stadt haben wir als Beyspiel eines Worts in Bezug auf den dadurch bezeichneten Gedanken gewählt. Bey kurzen Worten wird der Lauf des Denkens nicht merklich durch Reproduction der Worte aufgehalten; hingegen lästig wäre jenes bekannte Distichon

conturbabantur Constantinopolitani
innumerabilibus sollicitudinibus

schon weil der Gedanke der bedrängten Stadt nicht leicht so lange unentwickelt still hält als der Ausdruck fodert, auch wenn die Verse ihren Rhythmus nicht so unbeholfen fühlbar machten. Die innern Reproductionen müssen zu Stande kommen während der Zeit, die ihnen der Gedankenfluss willig zugesteht. Man wird übrigens von solchen überlangen Worten beym Lesen weit weniger gestört als beym Hören, weil beym Lesen, welches schneller geht, nur eine höchst geringe Evolution der Reihe von Sylben und Buchstaben nöthig ist, um den Gedanken zu erkennen.

18. Ferner sind Worte überhaupt als Beyspiele für solche Reproductionen zu betrachten, da mit Erhebung Eines Gedankens eine Vorstellungsreihe sich evolviren muss. Andre Beyspiele würden mancherley Fertigkeiten liefern können, in deren Ausübung kaum eine Succession bemerkt wird, z. B. das Anziehen oder Ablegen eines Kleidungsstückes, nachdem die nöthigen Handgriffe so geläufig wurden, dass man ihre Folge kaum noch gewahr wird.

19. In den bisher betrachteten Fällen ist die Reproduction wesentlich der besimmten Form einer Reihe unterworfen. Sie bleibt es noch, wenn wir, zurückkehrend zu Worten und Namen, die benannten Gegenstände als eine Reihe betrachten. Wer etwa die sieben römischen Könige nach ihrer Folge hersagen will, der entwickelt eine Reihe von Personen so, dass bey jeder einzelnen Person der Gedanke zugleich die Evolution der Buchstabenreihe fodert, welche in jedem Namen liegt. Die Haupt-Reproduction aber geht hier von dem Begriffe der römischen Könige aus; und in Beyspielen wie dieses wird es schon merklich, dass eine genaue Gleichmässigkeit der Complication, welche zum Grunde liegt, nicht immer darf erwartet werden. Man denkt wohl eher an den Servius Tullius als an den Tullus Hostilius, eher an den Tarquinius Superbus als an den Ancus Marcius; und man darf sich nicht zu sehr in das Eigene eines Jeden vertiefen, wenn die Reihe als solche hervortreten soll.

20. Was an solchen Reihen zu beachten am nöthigsten ist, das wollen wir mit dem Ausdrucke specifische Schwere bezeichnen. Nämlich jedes Glied derselben besteht selbst aus entgegengesetzten Gliedern; in

diesen liegt eine Hemmungssumme, die bey der Reproduction allmählig hervortretend anfangs mehr die hintern, später mehr die vordern Theile drückt, im Ganzen aber auch der Haupt-Reproduction entgegenwirkt, und von jeder zufällig gerade vorhandenen Hemmung muss unterschieden werden.

Es ist nicht zu verkennen, dass hiebey ein Maximum der Gegenwirkung vorkommen muss. Denn Anfangs erheben sich die vordern Theile, gegen den Widerstand unterstützt durch die hintern; dann treten mehr und mehr die länger anhaltenden Geschwindigkeiten der Reste jener vordern Theile hervor, wodurch die hintern gehoben werden (nach der frühern Abhandlung *)), je mehr aber die hintern gewinnen, desto geringer wird das Quantum dessen, was von den vordern bis zu deren Verschmelzungspuncten im Bewusstseyn zu halten ist (nach 4.). Die Hemmungssumme, welche zuvor im Wachsen begriffen war, vermindert sich demnach, indem ihr zufolge die vordern Theile wirklich sinken. So geschieht es in jedem einzelnen Gliede der Hauptreihe. In dem Beyspiele jenes Distichons (17) liegt eine solche Hebung und Senkung, also ein Maximum, zunächst in dem Worte *conturbabantur*; dann eine zweyte Hebung und Senkung in dem: *Constantinopolitani*; u. s. f. Der Gedanke, welcher sich in dem Distichon ausspricht, muss demnach umgekehrt bey der Reproduction jedes einzelnen Wortes eine Hemmung und wiederum eine Erleichterung erfahren.

21. Erweitert man diese Betrachtung von einzelnen Worten auf die Sätze, aus welchen die Perioden bestehn, so ergiebt sich von selbst, dass lange Sätze und seltene Interpunctionen auf ähnliche Art lästig werden müssen,

---

*) Der letzten des ersten Heftes.

wie die vielsylbigen Worte. Sie strengen an, weil eine zu lang anwachsende Hemmungssumme durch den Gedanken getragen seyn will, der für sich allein schneller forteilen würde.

22. Hier aber stossen wir auf das sonderbare Misverhältniss zwischen der Sprache, welche genöthigt ist alle Worte in die gerade Linie einer Zeitreihe zu stellen, und der, davon vielfach abweichenden, innern Construction der Gedanken. Man bemerkt dies am leichtesten, wenn ein räumlicher Gegenstand, mit seinen drey Dimensionen, und mit den verschiedenen Eigenschaften seiner einzelnen Theile, soll beschrieben werden; wozu die Reihe der Worte, die nur Eine Dimension haben kann, durchaus nicht passt.

23. An einem Körper kann jeder hervorragende Punct als Anfang oder als Ende vieler, von dort ausgehenden, oder dorthin zusammenlaufenden und wider einander stossenden Reihen angesehn werden. Wie nun eine von solchen Vorstellungsreihen sich bey der Auffassung gebildet hat, so wird sie unter Umständen bereit seyn, sich zu reproduciren; aber in der vollständigen Auffassung liegen alle diese Reihen; und wenn auch die Reproduction nicht vollständig ist, so lässt sich doch erwarten, dass mehrere dieser Reihen zugleich anfangen hervorzutreten. Alsdann aber reproduciren die Glieder der Reihen einander gegenseitig im Durchgehen durch das Zwischenliegende. Es beginnt eine Gestaltung theils nach innen (wie wenn man den Zusammenhang der Strassen einer Stadt durchläuft), theils nach aussen (wie wenn man sich die Umgegend ins Gedächtniss ruft).

24. Gesetzt, die Gedankenfäden, welche durch die Sprache sollen bezeichnet werden, seyen auch geeignet,

mehrfach von Einem Puncte auszugehn, und in einander zurückzulaufen, ja einander hemmend zu begegnen: so muss die Sprache nicht bloss den Vorrath des Gedachten mit Namen belegen, sondern auch ihre unpassende Form der gerade fortgehenden Zeitreihe verbessern.

Nun wenden wir uns, schon der Deutlichkeit wegen, zu analytischen Betrachtungen, welche die Grammatik veranlassen kann, indem sie auf die Formen der Gedanken-Verknüpfung aufmerksam macht. Weniger Licht aber möchte die conventionelle Grammatik der neuern Sprachen geben, als die natürliche und reichhaltige der alten; und wiederum liegt uns weniger an dem kunstreichen Ausdrucke der rhetorisch gebildeten Schriftsteller, als an der Sprachweise solcher, die ungezwungen dem Gedankenflusse folgen, und ihn so zeigen, wie er den einfachen Gesetzen des psychischen Mechanismus am nächsten bleibt. Während nun die periodische Schreibart klassischer Auctoren ohne Zweifel vorzugsweise geeignet ist, von der Ausbreitung verschiedener Gedankenreihen, die in Einer Vorstellungsmasse liegen, ein Zeugniss abzulegen; ja man möchte sagen, ein anschauliches Bild darzubieten: wollen wir doch fürs erste noch diejenigen Conjunctionen und Flexions-Zeichen bei Seite setzen, welche jedem Theile einer Periode seinen Platz und Zusammenhang anweisen; denn es ist zuerst nöthig, solche Beyspiele vor Augen zu haben, wie sie auch der Kindersprache eigen sind, die noch keinen in sich verwickelten Gedanken auszudrücken im Stande ist. Wir wählen zu Beyspielen zuerst den Homer; wo wir neben grosser Fügsamkeit der Sprache auch für mannigfaltige Verflechtung der Gedanken, doch den einfachen kindlichen Ausdruck, wenn er hinreicht, nicht verschmähet finden. Weiterhin könnten etwa Beyspiele von Xenophon und von Cäsar folgen, denen die Rhetorik zwar zu Gebote stand, die sich aber nicht von ihr beherrschen liessen. Weniges wird hinreichen, was Andere weit vollständiger ausführen mögen.

25. Als die einfachste Gedanken-Verbindung, der eine blosse Reihenbildung der Vorstellungen zum Grunde liegt, wird diejenige erscheinen, welche in den, von den Grammatikern so genannten copulativen Conjunctionen ihren Ausdruck findet. Allein hier müssen wir sogleich einen Unterschied bemerklich machen; nämlich den zwischen der bloss copulativen und der cumulativen Form. Das deutsche Sowohl — als auch ist cumulativ; das deutsche Und wird oft als hinreichend gebraucht, wo der Lateiner durch sein wiederholtes *et* die Cumulation andeutet; das griechische *καὶ* entspricht dem lateinischen *et*; wo aber der Grieche die blosse Copulation, ohne cumulative Absicht, ausdrückt, da bedient er sich des einfachen *δέ*, welches Homer ohne Scheu vor der Eintönigkeit immer wiederholt, so lange der Gedanke keine andere Anknüpfungsweise verlangt. So in dem Verse

Δούπησεν δὲ πεσὼν, ἀράβησε δὲ τεύχε' ἐπ' αὐτῷ.

Desgleichen: — *Πάτροκλος δὲ φίλῳ ἐπεπείθεθ' ἑταίρῳ,*
ἐκ δ' ἄγαγε κλισίης Βρισηΐδα καλλιπάρῃον,
δῶκε δ' ἄγειν· τὼ δ' αὖτις ἴτην παρὰ νῆας Ἀχαιῶν.
ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τοῖσι γυνὴ κίεν· *)

und mit wenigen Unterbrechungen über zwanzigmal in der Erzählung von der Wunde, die Odysseus auf der Jagd empfing **):

ἦμος δ' ἠέλιος κατέδυ, καὶ ἐπὶ κνέφας ἦλθε,

---

*) Iliados I, 345.

**) Odyss. XIX, 426.

δὴ τότε κοιμήσαντο, καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο,
ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς,
βὰν ῥ' ἴμεν ἐς θήρην ἠμὲν κύνες, ἠδὲ καὶ αὐτοὶ
υἱέες Αὐτολύκου. μετὰ τοῖσι δὲ δῖος Ὀδυσσεὺς
ἤϊεν· αἰπὺ δ' ὄρος προσέβαν καταειμένον ὕλῃ
Παρνησσοῦ· τάχα δ' ἵκανον πτύχας ἠνεμοέσσας.
— —
— —
οἱ δ' ἐς βῆσσαν ἵκανον ἐπακτῆρες· πρὸ δ' ἄρ' αὐτῶν
ἴχνη ἐρευνῶντες κύνες ἤϊσαν· αὐτὰρ ὄπισθεν
υἱέες Αὐτολύκου· μετὰ τοῖσι δὲ δῖος Ὀδυσσεὺς
ἤϊεν ἄγχι κυνῶν, κραδάων δολιχόσκιον ἔγχος.
ἔνθα δ' ἄρ' ἐν λόχμῃ πυκινῇ κατέκειτο μέγας σῦς·
— —
— —
— —
— —
τὸν δ' ἀνδρῶν τε κυνῶν τε περὶ κτύπος ἦλθε ποδοῖϊν,
ὡς ἐπάγοντες ἐπῆσαν· ὁ δ' ἀντίος ἐκ ξυλόχοιο
φρίξας εὖ λοφιήν, πῦρ δ' ὀφθαλμοῖσι δεδορκώς,
στῆ ῥ' αὐτῶν σχεδόθεν· ὁ δ' ἄρα πρώτιστος Ὀδυσσεὺς
ἔσσυτ', ἀνασχόμενος δολιχὸν δόρυ χειρὶ παχείῃ,
οὐτάμεναι μεμαώς· ὁ δέ μιν φθάμενος ἔλασεν σῦς
γουνὸς ὕπερ· πολλὸν δὲ διήφυσε σαρκὸς ὀδόντι
λικριφὶς ἀΐξας, οὐδ' ὀστέον ἵκετο φωτός.
τὸν δ' Ὀδυσσεὺς οὔτησε τυχὼν κατὰ δεξιὸν ὦμον,
ἀντικρὺ δὲ διῆλθε φαεινοῦ δουρὸς ἀκωκή·
κὰδ δ' ἔπεσ' ἐν κονίῃσι μακών· ἀπὸ δ' ἔπτατο θυμός.
τὸν μὲν ἄρ' Αὐτολύκου παῖδες φίλοι ἀμφεπένοντο·
ὠτειλὴν δ' Ὀδυσῆος ἀμύμονος, ἀντιθέοιο
δῆσαν ἐπισταμένως· ἐπαοιδῇ δ' αἷμα κελαινὸν
ἔσχεθον· αἶψα δ' ἵκοντο φίλου πρὸς δώματα πατρός.

Kurz vor dieser Stelle findet sich eine andre cumulative, wo das Gastmahl des Autolykos beschrieben wird *).

αὐτίκα δ' εἰσάγαγον βοῦν ἄρσενα πενταέτηρον·
τὸν δέρον, ἀμφί θ' ἕπον, καί μιν διέχευαν ἅπαντα,
μίστυλλόν τ' ἄρ' ἐπισταμένως, πεῖράν τ' ὀβελοῖσιν,
ὤπτησάν τε περιφραδέως, δάσαντό τε μοίρας.

wo das τε ebenso ungescheut wiederholt wird, wie zuvor das δέ.

26. Hier gleich mag eine der allerhäufigsten Anknüpfungen der Homerischen Redeweise bemerkt werden; nämlich durch die Partikel ἄρα oder ῥα. Der Sinn ist weder copulativ, noch cumulativ; die Rede schreitet dadurch nicht fort; sie verbindet nicht eins und ein anderes; sondern sie bleibt auf derselben Stelle, oder bey dem, was man zunächst erwarten konnte; oder sie führt auf den Punct wieder zurück von dem sie ausging. Daher steht diese Partikel, wo es heisst, so habe Einer gesprochen. Z. B. Ilias XIII, 125: ὥς ῥα κελευτιόων γαιήοχος ὦρσεν Ἀχαιούς; Ilias XIII, 754: ἦ ῥα, καὶ ὡρμήθη; 821: ὣς ἄρα οἱ εἰπόντι. Oder bey Gleichnissen, wie Ilias XIII, 198:

ὥστε δύ' αἶγα λέοντε, κυνῶν ὑπὸ καρχαροδόντων
ἁρπάξαντε, φέρητον ἀνὰ ῥωπήϊα πυκνὰ,
ὑψοῦ ὑπὲρ γαίης κατὰ γαμφηλῇσιν ἔχοντε·
ὥς ῥα τὸν ὑψοῦ ἔχοντε δύω Αἴαντε κορυστὰ
τεύχεα συλήτην.

Desgleichen ebendaselbst 334:

ὡς δ' ὅθ' ὑπὸ λιγέων ἀνέμων σπέρχωσιν ἄελλαι
ἤματι τῷ, ὅτε τε πλείστη κόνις ἀμφὶ κελεύθους,
οἵτ' ἄμυδις κονίης μεγάλην ἱστᾶσιν ὀμίχλην·
ὣς ἄρα τῶν ὁμόσ' ἦλθε μάχη.

---

*) v. 420.

Und XV, 361:

ἔρειπε δὲ τεῖχος Ἀχαιῶν
ῥεῖα μάλ᾽, ὡς ὅτε τις ψάμαθον πάϊς ἄγχι θαλάσσης,
ὅστ᾽ ἐπεὶ οὖν ποιήσῃ ἀθύρματα νηπιέῃσιν,
ἄψ αὖτις συνέχευε ποσὶν καὶ χερσὶν, ἀθύρων.
ὥς ῥα σὺ, ἤϊε Φοῖβε, πολὺν κάματον καὶ ὀϊζὺν
σύγχεας Ἀργείων.

In andern Stellen findet sich dieselbe Partikel schon in den Gleichnissen eingeschaltet, mit der nämlichen Bedeutung, dass hier die Erzählung nicht fortschreitet, z. B. Ilias XIII, 795:

οἱ δὲ ἴσαν, ἀργαλέων ἀνέμων ἀτάλαντοι ἀέλλῃ,
ἥ ῥά θ᾽ ὑπὸ βροντῆς πατρὸς Διὸς εἶσι πέδονδε.

Ähnlichen Stillstand bezeichnet der Vers:

ὣς ἔφαθ᾽· οἱ δ᾽ ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ.

Hier ist Stillstand in der Begebenheit, obgleich Fortschritt zu andern Personen; und auch so noch ist das ἄρα das Gegentheil von δὲ, durch welches immer die Vorstellungsreihe wächst, indem zu deren vorigen Gliedern ein neues hinzukommt *).

---

*) In der Schrift des Aristoteles von den Kategorien kommt das ἄρα nicht häufig, aber an folgenden Stellen vor:

1) III, 22: εἰ μὴ ἄρα τις ἐνίσταιτο, φάσκων κ. τ. λ.
2) IV, 9: τῶν δὲ ἄλλων οὐδὲν αὐτὸ καθ᾽ αὑτὸ, ἀλλ᾽ ἢ ἄρα κατὰ συμβεβηκός.
3) IV, 11: εἰ μὴ ἄρα τὸ πολὺ τῷ ὀλίγῳ φαίη τις εἶναι ἐναντίον.
4) IV, 14: εἰ γάρ ἐστι τὸ μέγα τῷ μικρῷ ἐναντίον, τὸ δ᾽ αὐτό ἐστιν ἅμα μέγα καὶ μικρόν· καὶ αὐτὸ ἑαυτῷ ἂν εἴη ἐναντίον. ἀλλὰ τῶν ἀδυνάτων ἐστιν, αὐτὸ ἑαυτῷ τι εἶναι ἐναντίον. οὐκ ἔστιν ἄρα τὸ μέγα τῷ μικρῷ ἐναντίον.
5) VI, 20: εἰ ἔστιν ἡ δικαιοσύνη τῇ ἀδικίᾳ ἐναντίον, ποιὸν δὲ ἡ δικαιοσύνη· ποιὸν ἄρα καὶ ἡ ἀδικία.
6) VI, 26: τῶν δὲ καθ᾽ ἕκαστον οὐδὲν αὐτὸ, ὅπερ ἐστὶν, ἑτέρου λέγεται· οἷον ἡ γραμματικὴ οὐ λέγεταί τινος γραμματική· οὐδὲ ἡ μουσικὴ τινὸς μουσική. ἀλλ᾽ ἢ ἄρα κατὰ τὸ γένος καὶ αὐταὶ

27. Man kann von hier übergehen zu dem *μέν* und *δέ*, dessen eigentliche Bedeutung in dem Auseinander-

τῶν πρός τι λέγονται· οἷον ἡ γραμματικὴ λέγεται τινος ἐπιστήμη, οὐ τινὸς γραμματική· κ. τ. λ.

Vielleicht sind dies die sämmtlichen Stellen; viele andere wird man in der genannten Schrift nicht mehr finden. Wir wollen sie, den Zusammenhang andeutend, übersetzen. Man mag die Stellen im Zusammenhange nachlesen.

1. Der Begriff des Dinges gestattet Gegensätze, ohne sich zu vervielfältigen; ein und derselbe Mensch ist bald warm bald kalt, bald zu tadeln bald zu loben. Bey den andern Kategorien zeigt sich so etwas nicht, wenn nämlich hier nicht Jemand widerspricht, indem er sagt, u. s. w.

2. Ursprünglich nennt man Quantum nur das schon Erwähnte; alles andre nur gemäss einer Nebenbestimmung. — Also nur das Erwähnte; von Anderem hingegen nichts an und für sich, sondern, wie gesagt, nur gemäss einer Nebenbestimmung.

3. Wenn nicht hier Jemand sagt, Viel sey das Gegentheil vom Wenig.

4. Wenn das Grosse vom Kleinen das Gegentheil, und Einerley zugleich gross und klein ist (nämlich in verschiedenen Vergleichungen), so wäre Einerley sein eigenes Gegentheil. Aber das kann nicht seyn. Demnach ist das Grosse nicht das Gegentheil vom Kleinen.

5. Wenn die Gerechtigkeit das Gegentheil von der Ungerechtigkeit, und die Gerechtigkeit eine Beschaffenheit ist, so ist demnach auch die Ungerechtigkeit eine Beschaffenheit.

6. Einzelnes ist das, was es ist, nicht eines Andern. So die Grammatik nicht Grammatik von Etwas, Musik nicht Musik von Etwas. Sondern nur nach dem Gattungsbegriff, wie gesagt, gehören beyde zu dem, was sich auf Anderes bezieht. So ist die Grammatik ein Wissen von Etwas. (Kurz vorher hatte Aristoteles schon gesagt: *σχεδὸν ἐπὶ πάντων τῶν τοιούτων τὰ γένη τῶν πρός τι λέγεται.* Ebenso verhält es sich bey der zweyten der angeführten Stellen; es wird hier wie dort unzweydeutig eine Wiederholung durch das *ἄρα* zu erkennen gegeben.)

Nun heisst *ἄρα* nicht nämlich, denn nämlich bedeutet namentlich; es heisst nicht hier, denn hier bezeichnet einen Ort; es heisst nicht wie gesagt, denn das setzt ein Sagen voraus; es heisst auch nicht demnach, denn darin liegt ein Nach. Aber treten nach verschiedenen Richtungen besteht, ohne dass jedoch eins über dem andern aus den Augen verloren wird; daher häufig der Sinn bloss copulativ zu seyn scheint, während man ihn bey genauerer Betrachtung vielmehr cumulativ findet, aber mit Unterscheidung dessen, was zusammengehäuft wird. In der nämlichen Rhapsodie der Ilias, woraus die vorigen Beyspiele entnommen waren, spricht Poseidon mit dem Idomeneus; am Ende des Gesprächs trennen sie sich, v. 239:

ὣς εἰπὼν, ὁ μὲν αὖτις ἔβη θεὸς ἀμπόνον ἀνδρῶν·
Ἰδομενεὺς δ' ὅτε δὴ κλισίην εὔτυκτον ἵκανεν, etc.

Ebenso Ilias XIV, 224, wo Here und Aphrodite sich trennen, und nach verschiedenen Seiten fortgehn:

ἡ μὲν ἔβη πρὸς δῶμα Διὸς θυγάτηρ Ἀφροδίτη,
Ἥρη δ' ἀΐξασα, λίπεν ῥίον Οὐλύμποιο

und daselbst 286, wo der Gott des Schlafs zurückbleibt,

ἔνθ' ὕπνος μὲν ἔμεινε, πάρος Διὸς ὄσσε ἰδέσθαι
— — —
Ἥρη δὲ κραιπνῶς προσεβήσατο Γάργαρον ἄκρον.

Auffallend ist das verlegene Hinschauen nach entgegengesetzten Seiten in den Worten des Eurymachos zum Odysseus, nachdem Antinoos gefallen war, Odyssee XXII, 45:

alle diese unsere Ausdrücke bezeichnen ein Stillstehen, Anhalten des Gedankenflusses. Dieses giebt das ἄρα zu erkennen. Daher passt es bey Einwendungen; bey Wiederholungen und Rückweisungen; bey Folgerungen, indem es auf deren Prämissen zurückweiset. Eben darum giebt es unzählige Stellen, worin man es mit also übersetzen kann, ohne dadurch ein Fortrücken des Gedankens auszudrücken. Im Anfange der Republik sagt Platon: ἠνίξατο ἄρα, ὡς ἔοικεν, ὁ Σιμωνίδης ποιητικῶς τὸ δίκαιον ὃ εἴη; und einige Zeilen weiter: τὸ τοὺς φίλους ἄρα εὖ ποιεῖν, καὶ τοὺς ἐχθροὺς κακῶς, δικαιοσύνην λέγει. In beyden Stellen wird nur ein Gedanke vestgehalten, der schon ausgesprochen war.

εἰ μὲν δὴ Ὀδυσσεὺς Ἰθακήσιος εἰλήλουθας,
ταῦτα μὲν αἴσιμα εἶπες, ὅσα ῥέζεσκον Ἀχαιοὶ,
πολλὰ μὲν ἐν μεγάροισιν ἀτάσθαλα, πολλὰ δ'ἐπ' ἀγροῦ.
ἀλλ' ὁ μὲν ἤδη κεῖται, ὃς αἴτιος ἔπλετο πάντων,
Ἀντίνοος — —
— —
νῦν δ' ὁ μὲν ἐν μοίρῃ πέφαται· σὺ δὲ φείδεο λαῶν.

Sehr verschieden würde hier das μέν im Deutschen lauten. „Wenn du denn wirklich gekommen bist — zwar jenes hast du mit Recht gesagt, — theils im Hause, theils auf dem Lande, — aber jener dort liegt gestraft — und Du schone." Das Gemeinschaftliche in allen diesen μέν ist nur der Gegensatz, in den jetzigen Umständen gegen die frühern, im Recht und Unrecht, in den Orten und den Personen.

Auf den ersten Blick scheint hiervon die cumulative Bedeutung, die man häufig findet, weit abzuweichen, Z. B. bey Xenophon gleich auf den ersten Blättern der Cyropädie, wo das μέν und δέ fast unserem nicht nur sondern auch entspricht: Κύρῳ γοῦν ἴσμεν ἐθελήσαντας πείθεσθαι, τοὺς μὲν, ἀπέχοντας παμπόλλων ἡμερῶν ὁδὸν, τοὺς δὲ, καὶ μηνῶν, τοὺς δὲ, οὐδ' ἑωρακότας πώποτε αὐτὸν, τοὺς δὲ, καὶ εὖ εἰδότας, ὅτι οὐδ' ἂν ἴδοιεν. Und weiterhin: ὥστε πάντα μὲν πόνον ἀνατλῆναι, πάντα δὲ κίνδυνον ὑπομεῖναι τοῦ ἐπαινεῖσθαι ἕνεκα; (nicht nur Mühe sondern auch Gefahr). Dagegen heisst es unmittelbar zuvor, wo die Eltern des Cyrus genannt werden, einerseits und andererseits, πατρὸς μὲν — μητρὸς δέ. Man bemerkt aber leicht, dass diese letztere Bedeutung in die cumulative übergeht, sobald dasjenige, was zu einem andern hinzukommen soll, zuvor als demselben gegenüberstehend betrachtet wird. Das deutsche nicht nur trägt eine Negation hinein, die in dem μέν genau genommen nicht liegt. Noch weniger aber darf man diese Negation in das griechische τε — τε, oder τε und καί hineinlegen, welche Partikeln beyde rein affirmativ sind, und nicht einmal den Gegensatz des Einerseits und Andererseits in sich tragen. Das μέν und δέ hält die Glieder, deren eins zum andern kommen soll, nur bestimmt auseinander; und die Cumulation wird nicht so unmittelbar ausgedrückt, wie die in dem τε und καί.

28. Die deutschen Conjunctionen Zwar und Aber führen dagegen immer auf einen solchen Gegensatz, der, ganz ausgesprochen, eine Negation erfodern würde. Z. B. zwar klein aber stark; zwar kräftig aber rauh; zwar stolz aber ehrlich. Bey der Kleinheit würde man die Stärke nicht erwarten, an dem Kräftigen ist die Rauhheit nicht zu loben, des Stolzes wegen will man den Charakter nicht verwerfen. Hier enthält das Aber die Verneinung, welche das Zwar schon von fern, als entgegentretend, anmeldete. Deutlicher trit beydes hervor, wenn die beyden Conjunctionen vor ganzen Sätzen stehn. Z. B. Zwar die Blüthe stand gut, aber die Frucht ist abgefallen; zwar der Vortheil ist gering, aber die Ehre ist gross. Hier enthält die Vorstellungsmasse, welche sich entwickelt, zwey Vorstellungsreihen, deren eine sich wider die von der andern herrührende Hemmung hervorarbeitet. Daher ist das Zwar nicht häufig im Munde der Kinder; die Hemmung hält es zurück. Eben dahin gehört das Obgleich, und überhaupt alle concessiven Conjunctionen. Viel freygebiger sind sie mit dem Aber, dem Doch, den adversativen Partikeln; in welchen die Negation hervorbricht,

und nicht erst, wie im Zwar, als eine künftige vorausgesehen wird. Übrigens mag bemerkt werden, dass ausser der, in dem Aber schon liegenden Negation auch eine unmittelbar ausgesprochene vorhanden seyn kann. Man vergleiche die vier Fälle:

zwar M, aber N,
zwar nicht M, aber N,
zwar M, aber nicht N,
zwar nicht M, aber auch nicht N,

welche Formeln sich leicht von Begriffen auf ganze Sätze erweitern lassen.

Den deutschen Adversativ-Conjunctionen entspricht das griechische *ἀλλά*, aber, sondern, doch. Z. B. Ilias I, 387, wo Achill über den Agamemnon klagt:

ἀλλ' οὐκ Ἀτρείδῃ Ἀγαμέμνονι ἥνδανε θυμῷ,
ἀλλὰ κακῶς ἀφίει, κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλε.

Aber es gefiel ihm nicht, — sondern er gab übeln Bescheid. Etwas früher v. 280:

εἰ δὲ σὺ κάρτερός ἐσσι, θεὰ δέ σε γείνατο μήτηρ,
ἀλλ' ὅγε φέρτερός ἐστιν.

Wenn du stärker bist, er ist doch mächtiger. Man sieht hier den Unterschied des copulativen *δέ* vom adversativen *ἀλλά*.

Das deutsche Sondern ist das Gegenstück zum Zwar. Dies letztere lässt eine kommende Negation voraussehn; jenes, das Sondern, hält die Erinnerung an die schon vorübergegangene Negation vest, indem es dasjenige anmeldet, was an den Platz des Verneinten treten soll. Das Doch ist der Ausdruck des Bestehens wider eine Hemmung; es ist weniger geeignet, das Hemmende selbst zu bezeichnen. Man sagt etwa: ich möchte wohl, aber ich habe dazu kein Geld; nicht leicht hingegen:

ich möchte wohl, doch ich habe dazu kein Geld. Eher so: ich möchte wohl, doch will'ich weder Geld noch Zeit daran wenden; welche Redensart das Veststehen anderer Entschlüsse ungeachtet dessen, was sie wankend machen könnte, verkündigt.

29. Im Begriff zu den disjunctiven Conjunctionen überzugehn, erwähnen wir das Weder — Noch; worin die Cumulation des Sowohl — Als auch verborgen liegt, aber mit der Verneinung verbunden, die auf dem Anstossen an die Hemmung beruht *). Aus dem Weder entspringt das Entweder, und hiemit auch das Oder. Das Entweder enthält eine Negation, die man zurückzunehmen bereit ist, wenn sie auf das andere Glied fiele, welches durch Oder angekündigt wird. Die lateinische Sprache hat dafür nicht bloss ihr *aut* — *aut*, sondern auch ihr *utrum*, — *an*, und überdies die Adjectiv-Form *uter*, so wie die griechische ihr *πότερον* und *πότερος*. Daneben besitzt jene noch das *uterque*, jeder von beyden, welches wir durch unser gewöhnliches beyde nur unvollkommen ersetzen, denn hier fehlt die Gegenüberstellung der zusammengefassten Glieder. Die griechische Sprache hat das *ἑκάτερος*, welches sammt dem *ἕκαστος* von *ἑκάς*, ferne, abstammt; und hiemit deutlicher als unser Je — Der anzeigt, man solle je-Einen getrennt vom andern betrachten, obgleich man sie so, wie zwey räumlich entfernte Gegenstände, beyde zugleich vor Augen hat.

Wenn für einen Zweck unter mehrern Sachen oder Personen soll gewählt werden: so wird das oder der erste sich darbietende entweder gefallen oder nicht. Gefällt es, so wäre die Wahl vollzogen, aber noch andere bieten sich dar; damit ist sie aufgeschoben. Es entsteht nun Ungewissheit, weil nur Eins kann gebraucht oder angeschafft werden. Gefällt es nicht: so wäre es verworfen; aber die andern sich darbietenden sind vielleicht nicht besser; damit ist das Verwerfen aufgeschoben. Es entsteht wieder Ungewissheit, weil Eins muss gebraucht werden. Im ersten Falle wird durch das Entweder Oder eine Position zurückgehalten; im andern eine Negation. In beyden Fällen aber bildet der Begriff des Zweckes einen vesten Punkt, von wo die Betrachtung nach zwey Richtungen ausgeht, zwischen denen sie schwankt.

---

*) Psychologie §. 123.

Wenn wegen der möglichen Erfolge einer Begebenheit ein Entweder Oder bemerkt wird, so bildet die Begebenheit einen ähnlichen vesten Punct; die Schwankung ist der vorigen analog.

Wenn bey Eintheilungen das Entweder Oder vorkommt, so ist es der einzutheilende Begriff, welcher den vesten Punct ausmacht; die Theilungsglieder schliessen einander aus, wie jene verschiedenen möglichen Erfolge, oder die zur Wahl dargebotenen Gegenstände.

Wenn dagegen der blossen Willkühr, ohne vorausgesetzten Zweck, mehrere Güter oder mehrere Übel vorliegen, so würde die Willkühr eine Summe aus diesen Übeln machen, und jene sämmtlich ergreifen, diese sämmtlich verwerfen, wenn sie könnte. Hier fehlt ein vester Punct; und das Schwanken zwischen abwechselnden Gemüths-Zuständen während der Unentschiedenheit würde gar keine Zusammenfassung durch das Entweder Oder ergeben, wenn nicht die Person sich selbst ein Gegenstand der Beobachtung, und ihr Schwanken für sie selbst ein Schauspiel wäre. Hiemit aber kehrt dieser

Fall in jenen zurück, wo eine Begebenheit, nämlich die Anerbietung oder Zumuthung der Wahl, eine Mehrheit entgegengesetzter Folgen erwarten lässt.

30. Zunächst verwandt mit dem Entweder Oder ist die Disjunction Ob — oder Ob. Hier bemerkt man, dass eigentlich kein Oder nöthig ist; das blosse Ob kann für sich allein vorkommen. Alsdann ist von dem Entweder nur die Ungewissheit vorhanden; der andere bestimmte Punct, welchen das Entweder schon im Voraus erblicken liess, mangelt; und anstatt desselben schwebt in Gedanken ein unbestimmtes Oder nicht, welches die mannigfaltigsten Bestimmungen annehmen könnte. Den Übergang dazu macht das Entweder Oder in solchen Fällen, wo eine unübersehbare Menge derjenigen Glieder, die mit dem Oder könnten bezeichnet werden, aus dem Gesichte verloren wird. Man fragt zum Beyspiele, ob etwas an einem bestimmten Orte zu finden, oder zu einer bestimmten Zeit geschehen sey, wofür sich viele andre Orte und Zeiten denken lassen, so dass alsdann der bestimmte Ort oder Zeitpunct davon nicht besetzt seyn würde. Jener veste Beziehungspunct, für welchen das Entweder Oder seine entgegengesetzten Glieder zusammenhält, — jener Zweck, für welchen die Wahl zu treffen ist, jene Begebenheit, von welcher die möglichen Folgen erwartet werden, jener Begriff, welchem in der Eintheilung entweder dieses oder jenes Merkmal soll beygefügt werden, — kann bey dem Ob ganz füglich fehlen, da keine Zusammenfassung des Entgegengesetzten verlangt wird.

31. Logisch genommen lässt sich die Disjunction: Entweder *A* oder *B*, auflösen in die beyden Hypothesen: Wenn *A*, dann nicht *B*; und wenn *B*, dann nicht *A*.

Für hypothetische Sätze ist jedoch eine solche Verbindung zufällig; sie ist nur als ein specieller Fall derselben anzusehn. Daher sind die disjunctiven Sätze den hypothetischen logisch unterzuordnen. Allein für die Psychologie ist das Verhältniss umgekehrt. Das Vorstellen beginnt nicht vom Allgemeinen, sondern es erhebt sich zum Allgemeinen. Deshalb knüpfen wir die conditionalen Conjunctionen an die disjunctiven; und der Übergang liegt in dem eben erwähnten Ob. Zwar auch ohne dies ist der Gedankengang natürlich: P ist entweder A oder B; wenn nun A, dann M; wenn B, dann N. Allein man braucht nicht auf beyde Fälle sich einzulassen; man konnte einfach fragen, ob P wohl A sey? und fortfahren: wenn es A ist, so folgt M. Hier bleibt in dem Wenn die Ungewissheit des Ob; von dem Ungewissen aber geht der Gedanke als von einem neuen Anfangspuncte aus zu dem, was damit zusammenhängt.

Bey den bedingten Sätzen macht bekanntlich jede Sprache, besonders die griechische, einige Verschiedenheiten der Auffassung bemerklich. Die Verwandtschaft der hypothetischen mit den disjunctiven Sätzen trit mehr oder weniger hervor, je mehr oder weniger Rücksicht auf die in der Disjunction auszuschliessenden Fälle genommen wird. An diese erinnert unser deutsches falls und das griechische *ἐάν*, welches den Conjunctiv herbeyführt, nämlich so, dass sie zum Vorschein kommen können oder auch nicht. Der blossen Ungewissheit, ohne Erwartung dessen, was man noch erfahren wird, dient *εἰ* mit *ἄν* oder mit dem Optativ. Dagegen hat *εἰ* den Indicativ, wenn das, was wir nicht wissen, doch an sich bestimmt vorhanden oder nicht vorhanden ist. Versetzt man sich aber in eine andre Lage der Umstände, die von der wirklichen abweicht, so entsteht die eigentlich conditionale Rede, die wie in einer Gedankenwelt fortläuft; und wo sie für die dahin gehörenden Vorstellungsreihen die Anfangspuncte durch **wenn** ausdrückt, findet sich im Griechischen das Imperfectum mit *ἄν* im Nachsatze, oder für die vergangene Zeit der Aorist. Im Deutschen: „wenn jenes geschehen wäre oder geschehen könnte, so würde ich dies oder das thun;" mit der hinzugedachten Negation: „nun geschah es aber nicht, also" —.

32. Von den beyden Merkmalen des Wenn, dass es eine Ungewissheit, also ein Schweben zwischen Position und Negation ausdrückt, und dass es den Anfangspunct einer neuen Vorstellungsreihe bezeichnet, kann eins oder das andre bleiben oder verloren gehn. Die Ungewissheit bleibt in dem concessiven **Wenn auch**, **Wenn schon**, **Wenn gleich**; während hier nicht eine damit zusammenhängende, sondern entgegengesetzte Vorstellungsreihe folgt; und der Begriff der Dependenz, den man den hypothetischen Sätzen zuzuschreiben pflegt, von der Verneinung getroffen wird. Die griechische Sprache, wo sie die Negation voranstellt, zeigt dies sehr deutlich. Z. B. Ilias IX, 385, wo Achill spricht:

οὐδ' εἴ μοι τόσα δοίη, ὅσα ψάμαθός τε κόνις τε,
οὐδέ κεν ὧς ἔτι θυμὸν ἐμὸν πείσει' Ἀγαμέμνων.
— —
οὐδ' εἰ χρυσείῃ Ἀφροδίτῃ κάλλος ἐρίζοι,
ἔργα δ' Ἀθηναίῃ γλαυκώπιδι ἰσοφαρίζοι,
οὐδέ μιν ὧς γαμέω.

Diese Sätze sind weit verschieden von den hypothetischen mit negativem Nachsatze, nach der Formel:

Wenn *A* *B* ist, so ist *C* nicht *D*.

Denn hier wird der Satz, *C* sey *D*, verneint auf den Fall dass *A* wirklich *B* sey; die Verneinung wird demnach als dependent anerkannt; hingegen bey dem Wenn-auch wird die Dependenz, welche jemand annehmen möchte, geleugnet.

Die Bezeichnung des Anfangspunctes einer neuen Reihe bleibt dagegen in dem Übergange des Wenn ins Weil, der conditionalen zu den causalen Conjunctionen, während hier die Ungewissheit verschwindet.

33. Von den causalen Conjunctionen erinnern wir nur, dass einige, das Weil und die verwandten, den Grund vorstellen können; das Denn hingegen ihn nachholt, also den Gang des Vorstellens umkehrt (von der Conclusion zu den Prämissen zurückweiset); das Damit aber, und die ähnlichen Redensarten, eine Absicht, deren Erfüllung in der Zukunft liegt, als Grund angiebt. Dies letztere hängt bekanntlich damit zusammen, dass im Lateinischen *quia* und *quod* zwar den Indicativ, *ut*, *ne*, *quo* hingegen den Conjunctiv regieren, indem die Zukunft stets etwas Ungewisses oder doch Unbestimmtes in sich trägt.

Die conclusiven und ordinativen Conjunctionen werden kaum einer Erläuterung bedürfen. Jene führen eine Gedankenreihe fort; diese weisen den Gliedern derselben ihre Plätze an.

Nur einen merkwürdigen Punct wollen wir hier noch berühren, der im Deutschen seltsamer aussieht als im Griechischen; diesen nämlich, dass bey einer vorausgesehenen, entfernten Negation eine Art von Rückzug auf einen vesten Punct geschehen kann, der sich in eine verstärkte Bejahung verwandelt. Man vergleiche unser deutsches und zwar mit dem griechischen *γε*. Letzteres sucht man bekanntlich im Lateinischen mit *quidem* oder *certe* auszudrücken; im Deutschen minder treffend durch wenigstens. Dem Weniger, wohin sich das *γε* zurückzieht, steht ein grösserer Anspruch gegenüber, den man wohl machen möchte, der aber versagt werden könnte. In dieser vermutheten Verweigerung liegt eine Negation, der man entgegentrit, damit sie nicht zu weit greife. Man behauptet also das Wenigste; dieses aber um desto gewisser. Daher gewinnt das *γε* die Kraft der Bejahung. Viel wunderlicher erscheint auf den ersten Blick das deutsche und zwar; in solchen Redensarten, wie: ich will, dass es geschehe; und zwar sogleich. Hierin liegt kein Wenigstens; und doch dient die nämliche Partikel, die sonst eine entfernte Negation anmeldet, zur verstärkten Foderung oder Behauptung. Indessen ist der Fall dem vorigen ähnlich; denn eine Weigerung oder Leugnung wird vorausgesehn, welcher man entgegentrit. In jener Redensart liegt eine Ellipse. Ich will, dass es geschehe, und (zwar wird man zögern, doch will ich es) sogleich. Ebenso ists mit dem lateinischen *quidem*; die Sprachen unterscheiden sich mehr durch häufigern oder seltenern Gebrauch, als durch die Bedeutung der Worte. Sie kommen darin überein, eine Zuversicht ungeachtet der Beschränkung auszudrükken; nur enthält das griechische *γε* deutlicher eine Gewissheit mitten in der Ungewissheit.

34. Um die Art und Weise, wie die Vorstellungsmassen sich beym Aussprechen entfalten, vollständiger zu ergründen; oder (was dasselbe ist), um aus dem sprachlichen Ausdruck die wahre innere Construction einer Vorstellungsmasse zu erkennen: wird man sich noch auf die Satzbildung einlassen müssen. Es wäre erwünscht, wenn die Ausdrucks-Weise Homers auch hiezu

Winke an die Hand gäbe. Um ihr wenigstens Etwas abzugewinnen, erinnern wir zuerst an die oft bewunderten und gewiss bewunderswürdigen Umrisse der grössern Partien in den Homerischen Kunstwerken. Wir sehen nicht bloss ein scheinbar kunstloses Sammeln und Verknüpfen kleinerer Theile zu einem grössern Ganzen: — so erwächst in der Ilias aus dem Hader des Achill und Agamemnon, aus der *iniuria spretae formae* zweyer olympischer Damen, aus einem Siegstraum des Agamemnon, aus der Prahlerey des Paris und dem treulosen Pfeilschuss des Pandaros ganz allmälig die Gluth des Streits und die Gefahr für die Schiffe der Griechen. Und so häufen sich in der Odyssee die Leiden des Odysseus aus den mannigfaltigen Fehltritten seiner Gefährten, aus seiner Rache am Polyphem, aus dem Unfuge der Freyer und der Schwäche der Volksversammlung in Ithaka bis zu dem Grade, dass er im eignen Hause als Bettler auftreten und durch den gewagtesten Kampf sich Recht schaffen muss. Wir sehen noch mehr; nämlich eine kunstreiche Concentration der Erzählung dadurch, dass sie von einigen Hauptpuncten rückwärts sowohl als vorwärts greifend eine Menge von Anknüpfungen möglich macht; daher ein reich ausgestattetes Ganze sich zur Übersicht weit bequemer darbietet, als dies durch blosse Fortführung eines historischen Fadens geschehen würde. Wir sehen überdies das gemächlichste Fliessen der Erzählung durch die kleinsten Umstände, deren Geringfügigkeit mit der Grösse und Pracht anderer Schilderungen einen wohlthätigen Contrast hervorbringt, welcher kaum irgendwo das Gefühl der Überspannung aufkommen lässt, dagegen eher und öfter ein Verlangen der Abkürzung aufregt.

35. Man mag überlegen, ob etwas Analoges in dem Satzbau bey Homer zu erkennen ist. Mehrentheils bildet schon ein einziger Vers einen Satz; oft sind zwey Verse dazu nöthig; zuweilen drey, selten vier und noch seltener fünf. Also keine langen Perioden; auch nicht künstlich verschränkte Wortstellungen; der Vers aber wird manchmal durch eine für den Gedanken unnöthige Dehnung gefüllt. Sehr häufig findet man das Verbum in der Mitte, das Object wohl eben so oft als das Subiect vorgeschoben, dann aber hinter dem Prädicat allerley nachgeholte Bestimmungen, und an diese noch mancherley angeknüpft, welches den weitern Verlauf der Rede veranlasst. Dabey eine sehr genaue Anordnung der Gedanken, wo es darauf ankommt, einen bestimmten Zusammenhang derselben auf einmal vorzulegen. Hiervon ein paar Proben; zuerst bey einem minder bedeutenden Gegenstande. Odysseus geht mit der Hekatombe zu Schiffe nach Chryse; Ilias I, 435.

— — τὴν δ' εἰς ὅρμον προέρυσσαν ἐρετμοῖς.
ἐκ δ' εὐνὰς ἔβαλον, κατὰ δὲ πρυμνήσι' ἔδησαν·
ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης·
ἐκ δ' ἑκατόμβην βῆσαν ἑκηβόλῳ Ἀπόλλωνι.
ἐκ δὲ Χρυσηῒς νηὸς βῆ ποντοπόροιο.

Hier wird die Vorstellung des Aussteigens vestgehalten, während vier verschiedene Reihen, in gehöriger Folge, von ihr auslaufen. Wichtiger ist die Zusammenstellung dreyer möglicher Fälle in Ansehung des Vertrags zwischen Griechen und Trojanern, Ilias III, 281:

εἰ μέν κεν Μενέλαον Ἀλέξανδρος καταπέφνῃ,
αὐτὸς ἔπειθ' Ἑλένην ἐχέτω καὶ κτήματα πάντα,
ἡμεῖς δ' ἐν νήεσσι νεώμεθα ποντοπόροισιν·
εἰ δέ κ' Ἀλέξανδρον κτείνῃ ξανθὸς Μενέλαος,

Τρῶας ἔπειθ' Ἑλένην καὶ κτήματα πάντ' ἀποδοῦναι,
Τιμὴν δ' Ἀργείοις ἀποτινέμεν ἥντιν' ἔοικεν,
Ἥ τε καὶ ἐσσομένοισι μετ' ἀνθρώποισι πέληται.
εἰ δ' ἂν ἐμοὶ τιμὴν Πρίαμος Πριάμοιό τε παιδες
Τίνειν οὐκ ἐθέλωσιν, Ἀλεξάνδροιο πεσόντος,
αὐτὰρ ἐγὼ καὶ ἔπειτα μαχέσσομαι, εἵνεκα ποινῆς,
αὖθι μένων, εἵως κε τέλος πολέμοιο κιχείω.

Ähnliche Pünktlichkeit der Auseinandersetzung des Vergangenen, Jetzigen, Künftigen, nach allen Rücksichten, zeigt sich im Gebete des Achill, da er den Patroklos entsendet. Ilias XVI, 236:

ἦ μὲν δή ποτ' ἐμὸν ἔπος ἔκλυες εὐξαμένοιο.
τίμησας μὲν ἐμέ, μέγα δ' ἴψαο λαὸν Ἀχαιῶν·
ἠδ' ἔτι καὶ νῦν μοι τόδ' ἐπικρήηνον ἐέλδωρ·
αὐτὸς μὲν γὰρ ἐγὼ μενέω νηῶν ἐν ἀγῶνι,
ἀλλ' ἕταρον πέμπω, πολέσιν μετὰ Μυρμιδόνεσσι,
μάρνασθαι· τῷ κῦδος ἅμα πρόες, εὐρύοπα Ζεῦ·
θάρσυνον δέ οἱ ἦτορ ἐνὶ φρεσίν, ὄφρα καὶ Ἕκτωρ
εἴσεται, ἦ ῥα καὶ οἶος ἐπίστηται πολεμίζειν
ἡμέτερος θεράπων, ἦ οἱ τότε χεῖρες ἄαπτοι
μαίνονθ', ὁππότ' ἐγώ περ ἴω μετὰ μῶλον Ἄρηος.
αὐτὰρ ἐπεί κ' ἀπὸ ναῦφι μάχην ἐνοπήν τε δίηται,
ἀσκηθής μοι ἔπειτα θοὰς ἐπὶ νῆας ἵκοιτο,
τεύχεσί τε ξὺν πᾶσι καὶ ἀγχεμάχοις ἑτάροισιν.

Mit dieser glänzenden Klarheit, die keiner weitern Proben bedarf, ist jedoch keine Künstlichkeit der Einschaltungen verbunden. Man sehe z. B. Ilias XIV, 409, wo Ajas nach dem Hektor wirft:

τὸν μὲν ἔπειτ' ἀπιόντα μέγας Τελαμόνιος Αἴας
χερμαδίῳ, τά ῥα πολλά, θοάων ἔχματα νηῶν,
πὰρ ποσὶ μαρναμένων ἐκυλίνδετο· τῶν ἓν ἀείρας,
στῆθος βεβλήκει.

Hier geht die Construction über die Einschaltung verloren, oder wird wenigstens so undeutlich durch das τῶν ἓν ἀείρας, dass man sie nur mit undankbarer Mühe vertheidigen würde. Anders wäre es, wenn τῶν wegfiele, und χερμαδιῶν als Genitiv dem ἓν ἀείρας voranginge.

Desto leichter verliert sich die Rede in Gleichnissen, verfolgt dieselben, und bedarf alsdann einer neuen Anknüpfung an den Hauptgegenstand. So Ilias XVI, bald nach dem vorhin angeführten Gebete; da die Myrmidonen ausziehn:

αὐτίκα δὲ σφήκεσσιν ἐοικότες ἐξεχέοντο
εἰνοδίοις, οὓς παῖδες ἐριδμαίνουσιν ἔθοντες,
αἰεὶ κερτομέοντες, ὁδῷ ἔπι οἰκί' ἔχοντας,
νηπίαχοι· ξυνὸν δὲ κακὸν πολέεσσι τιθεῖσι.
Τοὺς δ' εἴ περ παρά τίς τε κιὼν ἄνθρωπος ὁδίτης
κινήσει ἄεκων, οἱ δ' ἄλκιμον ἦτορ ἔχοντες
πρόσσω πᾶς πέτεται, καὶ ἀμύνει οἷσι τέκεσσιν.
τῶν τότε Μυρμιδόνες κραδίην καὶ θυμὸν ἔχοντες
ἐκ νηῶν ἐχέοντο.

Wer beym Lesen des Homer kritischer Laune ist, der möchte wohl, wenn auch die Myrmidonen durch die starkmüthigen Wespen schicklich bezeichnet werden, doch fragen, was denn der ἄνθρωπος ὁδίτης bedeuten solle; ja schon die spielenden Knaben könnten überflüssig erscheinen, da sie an sich nichts bedeuten, sondern blos den Zorn der Wespen erklären sollen. Anstatt aber solcher Kritik auch nur den mindesten Werth beyzulegen, wollen wir vielmehr dem Dichter, der seine Gedanken so rein und zwanglos ausspricht, vertrauen, er werde uns auch durch seinen Satzbau dasjenige bezeugen, was über die natürliche Entfaltung des Gedankens zu sagen ist, der in der Form eines Satzes seinen Ausdruck sucht.

36. Bekanntlich rechnet man zum Satze vor allem Subject und Prädicat; dann die nächsten und entferntern Objecte, ferner die Nebenbestimmungen durch Adjective, Participien, Adverbien, oder vermittelst der Präpositionen; endlich die Conjunctionen, falls solche dem Zusammenhange nöthig sind. Der Gedanke, welcher soll ausgesprochen werden, ist die Verbindung aller dieser Theile; und wenn Jemand, der viel zu sagen hat, irgendwo unvorbereitet auftrit um zu reden, so entwickeln sich seine Gedanken erst während des Redens zu einer Reihenfolge von Worten. Wie wird diese Reihenfolge sich bilden?

Durch jeden Satz will er Etwas aussagen von den Gegenständen, die ihm vorschweben. Das, was er eigentlich sagen will, liegt im Prädicate; nur dass dieses nicht allgemein, sondern schon in der Bestimmtheit, wie es den Gegenständen zukommt, gedacht wird. Unter diesen Gegenständen ist der Unterschied des Subjects und Objects, wo beyde in dem Verhältniss des Thätigen und Leidenden stehn, nicht wesentlich; man kann die activen Sätze auch in gleichgeltende passive verwandeln, deren Subjecte die nämlichen Gegenstände sind, welche in der activen Form die Stelle der nächsten Objecte einnehmen. Da jedoch im activen Satze der Accusativ das Object anzeigt, so kann der Gegenstand, welcher als leidend gedacht wird, falls dessen Vorstellung mehr heraustrit, auch ohne Hülfe der passiven Form seinen Platz einnehmen, wenn nur die Sprache durch ihre Declinationsformen den Accusativ kenntlich genug macht.

Wir bedürfen hier der Beyspiele, und werden mit deren Hülfe deutlicher seyn als es im Allgemeinen möglich wäre.

Μῆνιν ἄειδε, Θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
οὐλομένην.

Fragt man sich, in welcher Ordnung hier die Gedanken eigentlich hervortreten, so sieht man gleich, dass die einzelnen Worte und deren Folge darauf keine hinreichende Antwort geben. Ein Gesang wird verlangt; aber nicht ein beliebiger; auch nicht bloss von irgend einem Groll, sondern der verderbliche Groll des Achill soll besungen werden. In dem Worte *μῆνιν* liegt diese Bestimmung nicht, aber der Gedanke trägt dieselbe gleich in sich, und dieser Gedanke bleibt der stehende von Anfang bis zu Ende des Verses; und selbst noch weiterhin. Mitten im Verse steht das Wort *ἄειδε*, von welchem der Accusativ *μῆνιν οὐλομένην* abhängt. Demnach wird die Foderung eines Gesanges weder früher noch später gedacht; sie ist gleichzeitig mit dem ungetheilten Gedanken des zu besingenden Gegenstandes.

ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκε.

Hier, wo das Subject im Relativum liegt, steht das Verbum am Ende. Dies wird auf den ersten Blick zufällig erscheinen, besonders beym Dichter, dessen Wortstellung vom Verse grossentheils bestimmt wird; eine Einwendung, die bey jedem andern Verskünstler vom grössten Gewicht seyn würde. Bedenkt man indessen, dass die deutsche Sprache, die sonst das Prädicat dem Accusativ in der Regel voranschickt, davon bey relativer Anknüpfung regelmässig abweicht, so kann man aufmerksam werden. Nun ist zwar das Relativum beym Homer nicht sehr gewöhnlich; und man könnte mühsam nach Beyspielen suchen, um zu finden, ob die Mehrzahl der Beyspiele jener Wortstellung gemäss sey; wenn nicht der Schiffskatalog deren eine Menge auf einmal vorlegte. Dort aber ist das *οἵ θ' Ὑρίην ἐνέμοντο, οἵ τ' Ἐλεῶν' εἶχον, οἵ τε Κορώνειαν, καὶ ποιήενθ' Ἁλίαρτον, οἵ τε Πλάταιον ἔχον* u. s. w. so dicht bey einander, dass die entgegengesetzte Wortstellung, wie *οἵ τ' ἔχον Αἴγιναν* (Ilias II, 562), gerade nur dazu dient, um zu zeigen, der Dichter sey nicht durch eine Sprachregel gebunden; er hätte können viel öfter, dem Verse zu gefallen, den Accusativ hinter das Verbum stellen, und hiemit auch nach dem Relativum das Prädicat in die Mitte bringen. Doch wir gehn weiter.

πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς ἄϊδι προΐαψεν
ἡρώων.

Hier gilt wieder, was bey der ersten Zeile bemerkt wurde; der Gedanke trifft ungetheilt die *ψυχὰς ἡρώων*; mitten zwischen den Worten steht das *ἄϊδι προΐαψεν*, welches von jenen, als dem Gegenstande, ausgesagt wird; das Geschehen und der leidende Gegenstand sind hier gleichzeitig. Man folge dem Dichter immer weiter nach, so findet man die Verba *τεῦχε, — ἐτελείετο, — διαστήτην, — ξυνέηκε, — ὦρσε — ἠτίμησε* — u. s. w. so häufig zwischen den Worten, wodurch die Gegenstände bezeichnet werden, und verhältnissmässig so viel seltener am Ende oder im Anfange, dass schwerlich ein Zweifel übrig bleiben wird, welche Wortstellung sich als diejenige ankündige, die sich dem zu entwickelnden Gedanken am besten anschliesse. Doch wir wollen noch den Anfang der Odyssee vergleichen.

37. Es kann kaum unbemerkt bleiben, dass die beiden Ankündigungen der Ilias und Odyssee wie nach Einem Muster geformt sind.

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ
πλάγχθη.

Nicht irgend ein Mann, sondern der vielfach Umhergeworfene soll besungen werden; die Worte *ἄνδρα πολύτροπον* bilden einen gleich anfangs hervortretenden, und mit dem *ἔννεπε* gleichzeitigen Gedanken, der im Begriff ist, sich noch weiter zu entwickeln. Das Relativum *ὅς* hat sein Verbum hinten, und die nächsten Worte

ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσε

scheinen noch in derselben Abhängigkeit gedacht zu seyn. Hingegen in den folgenden Versen

πολλῶν δ᾽ ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα, καὶ νόον ἔγνω·
πολλὰ δ᾽ ὅγ᾽ ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν.

steht wieder das *ἴδεν* und das *πάθεν* in der Mitte; und dem Verse

αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο

folgt gleich ein Zusatz, so dass beym *ὄλοντο* der Gedanke nicht sinken kann:

νήπιοι, οἳ κατὰ βοῦς ὑπερίονος Ἠελίοιο
ἤσθιον· αὐτὰρ ὁ τοῖσιν ἀφείλετο νόστιμον ἦμαρ.

Anstatt nun weiter die Beyspiele zu häufen, welches zu nichts führen würde, wollen wir nur auf ein früheres zurückblicken, und ein einziges Paar beyfügen. In jener Stelle, welche das Anlanden bey Chryse beschreibt, ist der Hauptgedanke das Aussteigen; und alle drey Verse, welche das Wort *βαίνειν* enthalten, haben es in der Mitte. Giebt es ferner irgend eine Stelle im Homer, welche Ruhe auszudrücken bestimmt ist, so ist es der schöne Vers (Odyssee XIII, 92)

δὴ τότε γ᾽ ἀτρέμας εὗδε, λελασμένος ὅσσ᾽ ἐπεπόνθει.

Dieser schliesst zwar mit einem Zeitwort, aber mit dem, welches von dem relativen ὅσα abhängt; der Hauptgedanke liegt in dem εὗδε, welchem noch das λελασμένος als Zusatz zum Subjectbegriffe nachfolgt. Nicht anders ist es ebendaselbst 79:

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτε
νήγρετος, ἥδιστος, θανάτῳ ἄγχιστα ἐοικώς,

wo ebenfalls über das ἔπιπτε hinaus die Bezeichnung des Subjects sich verlängert.

38. Bloss des Contrastes wegen, und damit das eben Gesagte noch besser hervortrete, erinnern wir nun an die bekannte Gewohnheit der römischen Wortstellung. Beym Cäsar, der ohne Zweifel der Sprache vollkommen mächtig war, und sich in der Beschreibung seiner Kriege zum Künsteln keine Zeit nahm, finden wir zwar Stellen, welche dem Anschein nach, der Homerischen Redeweise ähnlich sind; insbesondere bei geographischen Beschreibungen, wo auf allgemeine Fragen nach der Lage, Grösse, Eintheilung des Landes, Antwort zu geben ist. Gallia est omnis divisa in partes tres, — una pars initium capit a flumine Rhodano, continetur Garumna — attingit Rhenum — vergit ad Septemtriones. Belgae — pertinent ad inferiorem partem Rheni. Ebenso, wie hier im Anfange der Bücher vom Gallischen Kriege, läuft auch der Faden der Rede im vierten Buche, cap. X. Mosa profluit ex monte Vogeso, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam Rheni recepta — insulam efficit Batavorum. Rhenus autem oritur ex Lepontiis etc. Man könnte versucht werden, diese Stellung, nach welcher das Verbum in der Mitte oder vorn seinen Platz bekommt, bey allen Beschreibungen zu erwarten. Allein um sich vom Gegentheil zu überzeugen, braucht man nur die Stelle im sechsten Buche aufzuschlagen, wo die Druiden, und

weiterhin die Germanen beschrieben werden. Selbst in den kürzesten Sätzen, wo die Functionen der Druiden aufgezählt werden, trit der Gegenstand voran; das Verbum folgt nach. Illi rebus divinis intersunt, sacrificia publica et privata procurant, religiones interpretantur; ad hos magnus adolescentum numerus disciplinae causa concurrit. De controversiis constituunt, et si quod est admissum facinus, si caedes facta, si de hereditate, de finibus controversia est, iidem decernunt. — Germani multum ab hac consuetudine differunt, nam neque Druides habent, qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student. Eher findet man in lebhaften Erzählungen Stellen, wo das Verbum vorangeht; z. B. VI, 38: Erat aeger in praesidio relictus P. Sextius Baculus, qui — diem iam quintum cibo caruerat. Hic diffisus suae ac omnium saluti, inermis ex tabernaculo prodit; *videt* imminere hostes, atque in summo esse rem discrimine; *capit* arma a proximis — *sequuntur* hunc centuriones, — *relinquit* animus Sextium, — *procurrunt* equites, etc. Aber hier bilden die voranstehenden Verba eine Reihe von Zuständen, welche Reihe soll zusammengefasst werden. Auf ähnliche Weise soll aus den Zügen, wodurch die Nervier charakterisirt werden (II, 15), ein Bild hervorgehn: quorum de natura moribusque Caesar quum quaereret, sic reperiebat: nullum aditum esse ad eos mercatoribus; nihil pati vini, reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium, inferri; quod his rebus relanguescere animos, eorumque remitti virtutem existimarent. Esse homines feros, magnaequae virtutis; increpitare atque incusare reliquos Belgas, qui se populo Romano dedidissent, et patriam virtutem proiecissent. Confirmare, sese neque legatos missuros, neque ullam conditionem pacis accepturos. Beyläufig bemerken wir hier, dass die Nebensätze, welche mit quod, qui, oder in Form des Accusativs mit dem Infinitiv angefügt sind, das Verbum auch hier hinten haben. Was die Lebhaftigkeit der Schilderung anlangt, so würde diese allein schwerlich eine Abweichung von der gewohnten Wortstellung veranlasst haben. Cäsar konnte eher etwas aufgeregt seyn, als er den Angriff der Nervier beschrieb (II, 19) Subito omnibus copiis provolaverunt, impetumque in nostros milites fecerunt. His facile pulsis ac perturbatis, incredibili celeritate ad flumen decucurrerunt, ut paene uno tempore et ad silvas, et in flumine, et iam in manibus nostris hostes viderentur. Eadem autem celeritate adverso colle ad nostra castra, atque eos, qui in opere occupati erant, contenderunt. Caesari omnia uno tempore erant agenda. Vexillum proponendum, quod erat insigne, cum ad arma concurri oporteret. Signum tuba dandum; ab opere revocandi milites; qui paullo longius, aggeris petendi causa, processerant, arcessendi; acies instruenda, milites cohortandi, signum dandum: quarum rerum magnam partem temporis brevitas et incursus hostium impediebat. Noch lebhafter hebt sich die Erzählung da, wo der beynahe unglückliche Ausgang, welchen die Schlacht schon zu nehmen drohte, beschrieben wird. Ein Unfall folgte dem andern; quibus rebus permoti Treviri, quorum inter Gallos virtutis opinio est singularis, qui, auxilii caussa a civitate missi, ad Caesarem venerant, quum multitudine hostium castra nostra compleri, legiones premi et paene circumventas teneri, calones, equites, funditores Numidas, diversos dissipatosque in omnes partes fugere vidissent, desperatis nostris rebus domum contenderunt; Romanos pulsos superatosque, castris impedimentisque eorum hostes potitos, civitati renuntiaverunt. Caesar, ab decimae legionis cohortatione ad dextrum cornu profectus, ubi suos urgeri, signisque in unum locum collatis duodecimae legionis milites confertos sibi ipsis ad pugnam esse impedimento, quartae cohortis omnibus centurionibus occisis, signiferoque interfecto, signo omisso, reliquarum cohortium omnibus fere centurionibus aut vulneratis aut occisis, in his primipilo P. Sextio Baculo, fortissimo viro, multis gravibusque vulneribus confecto, ut iam se sustinere non posset, reliquos esse tardiores, et nonnullos a novissimis desertos proelio excedere ac tela vitare; hostes neque a fronte ex inferiore loco subeuntes intermittere, et ab utroque latere instare, et rem esse in angusto vidit, neque ullum esse subsidium, quod submitti posset: scuto ab novissimis uni militi detracto (quod ipse eo sine scuto venerat), in primam aciem processit; centurionibus nominatim appellatis, reliquos cohortatus milites, signa inferre et manipulos laxare iussit, quo facilius gladiis uti possent. Huius adventu spe illata militibus, ac redintegrato animo, cum pro se quisque in conspectu imperatoris etiam extremis suis rebus operam navare cuperet, paullum hostium impetus tardatus est.

Der Moment, da Cäsar, den ersten besten Schild ergreifend, vortrat, hat ihm ohne Zweifel in der Erinnerung schon vorgeschwebt, indem er die Worte: ubi suos urgeri niederschrieb, und das dazu gehörige vidit noch aufschob, um sich das Gedränge zu vergegenwärtigen, welches durch die lange Einschaltung geschildert ist. Die ganze Masse der Ereignisse musste sich in den Vordersatz zusammenpressen, damit Raum wurde für den Umschwung, den seine Entschlossenheit herbeygeführt hatte.

Man sieht hier in einem grossen Beyspiele und nach einem grossen Maassstabe, das Verhältniss eines Vordersatzes, der seine Abhängigkeit gleich anfangs durch die, an die Spitze gestellte, Conjunction ankündigt, zu dem Nachsatze, welcher den eigentlichen Hauptgedanken enthält. In diesem liegt die treibende Kraft der ganzen Aussage.

39. Es lässt sich nicht leugnen, dass im Ganzen die römische Prosa sich zu der Gewohnheit neigt, diejenigen Verba, welche den Hauptgedanken des Prädicats ausdrücken, nach hinten zu bringen; allein wenn man die kunstreichen Perioden des Cicero näher betrachtet, so findet man sehr oft eine Ähnlichkeit mit dem Homerischen Satzbau, nach welchem das Prädicat in der Mitte liegt, und gewissermaassen als der Träger des Ganzen erscheint, welches auf ihm ruhend sich gemächlich verbreitet. Von unzähligen Beyspielen nur wenige Proben. Gleich im ersten Capitel des ersten Buchs de oratore findet sich folgendes: neque vero nobis cupientibus atque exoptantibus fructus otii datus est ad eas artes, quibus a pueris dediti fuimus, celebrandas, interque nos recolendas. — Tibi neque hortanti deero, neque roganti, nam neque auctoritate quispiam apud me plus valere te potest, neque voluntate. Ganz in ähnlicher Art geht der Vortrag fort. Weiterhin: quocumque te animo et cogitatione converteris, permultos excellentes in quoque genere videbis non mediocrium artium, sed prope maximarum. Und um noch eine Probe herzusetzen von der Art, das conditionale si, welches sonst an der Spitze des Vordersatzes seinen Platz hat, gleichsam einzuwickeln, entnehmen wir folgende wenige Worte aus den 28sten Capitel: quae singularum rerum artifices singula si me-

diocriter adepti sunt, probantur, ea, nisi omnia summa sunt in oratore, probari non possunt. Eine solche Stellung ist aber offenbar nur Ausnahme; im Allgemeinen muss nicht nur das Wenn, sondern auch das Weil vorangehn; die Prämissen verdienen ihren Namen, so wie der Vordersatz den seinigen; und es ist immer eine Art von Inversion, wenn die Behauptungen früher ausgesprochen werden als die Beweise. Doch dies hängt zusammen mit dem Verhältnisse des Subjects und Prädicats; und eben davon ist jetzt genauer zu sprechen, um das Vorige zusammenfassen und erläutern zu können.

40. Zunächst blicken wir zurück auf die Verschiedenheit der Thatsachen, welche uns beschäfftigt haben; und zwar in Bezug auf die Frage, in wie weit diese Thatsachen geeignet sind, der psychologischen Untersuchung einen erwünschten Stoff darzubieten. Auf Bequemlichkeit ist hier nicht zu rechnen. Das am meisten Interessante ist dasjenige, was an Unbestimmtheit und Schwankung am meisten leidet. Ganz vest liegt nur das Factum, dass die Laute der Worte, die Buchstaben, in einer einmal geläufig gewordenen Sprache, sich bey jedem Gebrauche in der nämlichen Reihenfolge reproduciren. Nicht so ganz bestimmt lässt sich das Thatsächliche in Ansehung der Conjunctionen hervorheben, sondern das Conventionelle der Sprachen macht sich hier fühlbar. Lange genug wird man darüber streiten können, — wenn auch ohne Grund und ohne Gewinn, — ob das griechische *δέ* mehr als eine copulative, oder als eine adversative Conjunction zu betrachten sey? Ob das *ἄρα* zu den conclusiven gehöre, da man es mit also zu übersetzen, oder kaum zu beachten pflegt? Ob das *μέν* noch eine concessive Conjunction heissen dürfe, da man

weiss, dass oft genug die Übersetzung durch unser zwar ganz unpassend ist? Ob eben dies deutsche zwar, dessen Stellung gegen das nachfolgende aber klar genug ist, einen Zusammenhang mit dem streng veststellenden und zwar habe, wodurch andre, abweichende Auffassungen zurückgewiesen werden? Dies, und so vieles Andre, was die Grenzbestimmung zwischen den Conjunctionen disputabel macht, erinnert uns, dass wir hier nicht mit solchen Thatsachen zu thun haben, die gleichen Ranges mit denen, welche im vorigen Hefte behandelt wurden, für die Theorie zu Prüfsteinen dienen könnten; sondern mit solchen, die von der Theorie ihre Auseinandersetzung erwarten. Zu der grossen Klasse der letztern gehören nun vollends die, welche der Periodenbau darbietet; denn die Bemerkungen, zu denen er veranlasst, müssen von Beyspielen hergenommen werden, welchen man, wie zahlreich sie auch seyn möchten, immer noch andre Beyspiele entgegensetzen kann; so dass dem Zweifel Raum bleibt, als habe hier der Vers, dort der Wohlklang, und mehr als beyde die Gewohnheit über die Sprache geherrscht. In solchen Fällen lässt sich der blossen Beobachtung, der Zusammenstellung dessen, was factisch vorliegt, bey allem auch noch so grossen Reichthum an Thatsachen, doch nicht unmittelbar ein klares und entscheidendes Resultat abgewinnen. Vielmehr muss die Theorie eintreten, um das Wesentliche vom Zufälligen, das Ursprüngliche von den Umbildungen zu unterscheiden. Hier eröffnet sich ein weites Feld, welches durch nachstehende Bemerkungen vollständig zu durchlaufen wir keineswegs gemeint sind.

41. Anknüpfend bey dem, was schon oben (36.) gesagt war, bemerken wir zuerst, dass im Prädicate jedes

Satzes dasjenige zu suchen ist, was vom Subjecte soll gesagt werden. Mag ein verbum activum oder passivum, oder intransitivum zum Prädicate dienen, in jedem dieser Fälle drückt zwar das Wort, welches der Sprechende gebraucht, den allgemeinen Begriff eines Thuns, Leidens, Zustandes aus: allein derselbe versetzt sich nicht in den weiten Umfang dieses Begriffs, sondern ihm schwebt gerade der bestimmte oder doch begrenzte Fall vor, welcher das Subject betrifft. Bey dem Satze: *Cäsar eroberte Gallien*, denkt Niemand an die Franken, welche auch Gallien erobert haben. Bey dem Satze: *alle Körper sind theilbar*, denkt Niemand an die Theilbarkeit einer Erbschaft, oder an die logische Theilbarkeit der Sphäre eines Allgemeinbegriffs. Während nun auf den *Umfang des Prädicats* nichts ankommt: ist dagegen der *Inhalt des Subjects* in Betracht zu ziehn. Dieser hat noch andre Merkmale ausser denen, welche das Prädicat angiebt; und sehr gewöhnlich bezeichnet das letztre eine Veränderung des Zustandes; insbesondere ist immer das Thun oder Leiden im Gegensatze gegen die vorige Ruhe. Sagt man im Frühjahr: *die Bäume werden grün*, oder im Sommer: *die Früchte werden reif*, oder im Herbste: *die Blätter fallen ab*, so hat man Bäume, Früchte, Blätter in ihrem früheren Zustande vor Augen; *aus welchem* sie jetzt heraustreten, um die Prädicate anzunehmen. In Bezug auf Urtheile dieser Art kann man sagen: das Prädicat (sofern es *in dem Satze* vorkommt und gedacht wird,) ist ganz verschmolzen mit dem Subjecte; hingegen das Subject nur *theilweise* mit dem Prädicat. Verfolgen wir die Reihe jener Beyspiele bis zum Winter, und sprechen etwa: *der Schnee ist weiss*, so entsteht die Frage: ob wohl Jemand wirklich im Winter eine so triviale Bemerkung vorbringen möchte? Und warum nicht? Hier ist das Subject: Schnee, ganz verschmolzen (oder vielmehr complicirt) mit dem Prädicate weiss. Wer aber freylich zur logischen Übung, etwan im Vortrage der Logik, vom Schnee aussagt, er sey weiss, kalt, locker, krystallinisch, der bildet aus den Merkmalen eine Reihe, und nachdem diese Reihe auseinander getreten ist, findet sich, dass man den Schnee auch von andern Seiten betrachten konnte. Nun ist die so zerlegte Vorstellung des Schnees nur theilweise, nämlich insofern man auf die Farbe reflectirt, in Verbindung mit dem Prädicate; und damit fällt dieses, sammt allen ähnlichen Urtheilen, mit den vorerwähnten wieder in Eine Klasse.

Hieraus ergiebt sich nun zunächst, weshalb das Subject als das Vorhergehende, das Prädicat als das Nachfolgende angesehen, und meistens auch so ausgesprochen wird.

Man blicke zurück zu dem, was gleich anfangs (3.) von dem Worte Hamburg gesagt worden. Der vorhergehende Vocal *a* war im Sinken begriffen, als der Vocal *u* vernommen wurde. Darum ist *a* theilweise mit dem ganzen (oder beynah ganzen) *u* verschmolzen. Weiterhin ergab sich, dass hierin unter Voraussetzung eines Widerstandes der Grund liegt, weshalb *a* früher als *u* reproducirt wird. Das nämliche ist nun auf Subject und Prädicat anzuwenden.

42. Allein eben dies gilt auch vom Prädicate und Objecte. Nicht bloss vom Cäsar wäre mehr zu sagen, als dass er Gallien eroberte, sondern auch von Gallien mehr, als dass es vom Cäsar erobert wurde. Der nämliche Antrieb, vermöge dessen dieses Ereigniss ausge-

sprochen wird, kann demnach sowohl Gallien als den Cäsar voranstellen. Dennoch ist die passive Form: Gallien wurde von Cäsar erobert, nicht ganz so natürlich als die active: Cäsar eroberte Gallien. Der Unterschied liegt hier nicht in der Art, wie Subject und Object mit dem Prädicate verbunden sind; sondern in der Natur einer Handlung. Diese geht vom Thätigen zum Leidenden; darum wird mit Recht die active Form als die primitive angesehen; die passive als die umgewandte.

43. Nun aber treten in Ansehung derjenigen Entwickelungen, welche dem Subjecte, dem Prädicate, dem Objecte angehören, die grössten Verschiedenheiten hervor. Jedes von diesen kann sich zu einer Reihe, oder zu einem Geflechte von mehrern Reihen ausdehnen. Ist der thätige, oder auch der leidende Gegenstand (letzterer entweder in der passiven Form als Subject, oder in der activen, vermöge des Accusativs) vorangestellt worden, und soll nun gleich seine Reihe sich ausdehnen, so muss das Prädicat warten, bis es zum Worte gelangen kann; dieser Stillstand ist aber nicht ohne Zwang gegen den psychischen Mechanismus möglich. Gemächlicher fliessen die Gedanken, wenn bald nach Ankündigung des Gegenstandes (gleichviel ob des leidenden oder thätigen) das Prädicat ausgesprochen wird, und nun erst die vestgehaltene Vorstellung des Gegenstandes sich vollends ausbreitet, fortwährend getragen durch das immer noch gegenwärtige Prädicat.

Es wird kaum nöthig seyn, hier noch gegen eine Einbildung zu warnen, die nur dem ganz oberflächlichen Beobachter begegnen könnte, nämlich als ob wirklich die Gedanken so kämen und gingen, wie die Wortlaute nach einander ins Ohr fallen, oder wie die Buchstaben sich vor den Augen in Reih' und Glied stellen. Die ganze Bewegung der Vorstellungen ist, wie man längst weiss, nur ein Schwanken mit geringem Übergewicht der einen über der andern. Man rufe zurück, was oben (36.) über den Homerischen Satzbau gesagt wurde.

44. Offenbar jedoch ist diese bequeme Art, die Vorstellung des Gegenstandes gleichsam über das Prädicat hinweg fortfliessen zu lassen, nicht immer möglich. Dann nämlich nicht, wenn beyde, Subject und Prädicat, oder vollends alle drey, Subject, Object und Prädicat, auf eine weitere Entwickelung Anspruch machen. Hier verengen sie sich den Raum, treten einander in den Weg; und es bleibt nichts übrig, als dass eins aufs andre warte, bis Platz wird.

Dies nun ist ganz besonders bey Vordersätzen und Nachsätzen der Fall; das heisst, da, wo das, was man eigentlich sagen will — der Nachsatz — nur als verbunden mit einer Voraussetzung, die selbst schon die Form eines Satzes hat, vorgetragen wird. Der Vordersatz bildet hier das Subject, der Nachsatz das Prädicat. Anderwärts (in der Logik) ist bemerkt, dass die sogenannten kategorischen Sätze (wie: *A* ist *B*), wenn man sie streng nur als Urtheile auffasst, in die Klasse der hypothetischen zurückfallen (wenn und inwiefern *A* gedacht wird, kommt ihm *B* als Merkmal zu). Hier können wir beyfügen, dass der gewohnten Art, kategorische Sätze mit Voraussetzung des Daseyns oder doch der Gültigkeit ihrer Subjecte auszusagen, diejenigen Vordersätze analog sind, welche mit weil oder nachdem, oder irgend einer solchen Partikel beginnen, wodurch das schwankende wenn von der Ungewissheit, die es ausdrückt, und von dem Vorbehalt, es zurückzunehmen, befreyet wird.

In allen solchen Verbindungen, wo ganze Sätze an die Stelle der blossen Begriffe treten, wird jenes Ausdehnen nöthig; und auch Homer konnte hier seinen sonst so bequemen Satzbau nicht anbringen. Eine andre kunstreiche Verbindung bietet er uns in jenem Beyspiele des Vertrags mit den Trojanern dar (35.). Agamemnon will sagen: auf den Fall, dass, wenn Paris unterliegt, die Trojaner mir nicht genügen, so werde ich den Krieg fortsetzen. Hier liegt eine Bedingung in der andern; eine neuere Sprache möchte sich vielleicht nicht besser zu helfen wissen, als durch das copulative und. „Wenn Paris fällt, und wenn alsdann" u. s. w. Diese Copulation bildet zwar eine richtige Zeitreihe; aber sie drückt die Bedingtheit der Bedingung, dass die Trojaner nicht genügen, nämlich durch die Voraussetzung, Paris sey gefallen, nicht ganz so deutlich aus, als dieses die Homerischen Worte: *Ἀλεξάνδροιο πεσόντος* leisten, welche dem: *εἰ δ' ἂν ἐμοὶ τιμὴν τίνειν οὐκ ἐθέλωσιν* beygefügt sind. Nachdem auf diese Weise der Vordersatz beseitigt ist, bleibt offener Raum für die kräftige Erklärung, der Krieg solle fortgehn, bis die Trojaner werden gebüsst haben.

45. Es wird nun, im Allgemeinen wenigstens, einleuchten, dass für solche Darstellungen, worin bey jedem Gegenstande auf Vielerley zugleich Rücksicht zu nehmen ist, also für den rhetorischen, historischen, philosophischen Vortrag, sich ein Periodenbau allmälig ausbilden musste, worin, durch die Entwickelung des Subjects und der Vordersätze, das Prädicat mit den ihm angehörigen Bestimmungen nach hinten gedrängt wurde; so dass nun mehr Kunst dazu gehörte, es nur nicht immer ans Ende zu stellen, sondern zur Abwechselung es

manchmal der Mitte näher zu bringen, und wenigstens dem Verbum einen frühern Platz zu verschaffen, über welchen dann ein Theil der Rede hinwegfliessen mochte.

Nur Eines Umstandes erwähnen wir noch, der oben schon berührt wurde; dessen nämlich, dass in Zwischensätzen, die mit dem Pronomen relativum beginnen, das Verbum noch häufiger als sonst, nach hinten zu rücken pflegt. Wenn das Subject schon im Vorhergehenden liegt, und nur durchs Relativum noch braucht darauf hingewiesen zu werden, so wirkt der vom Prädicate ausgehende Antrieb, welchem in Ansehung des Subjects schon genügt ist, desto eher aufs Object; und umgekehrt, wenn auf das Object, als dem schon Hervorgehobenen, nur hinzudeuten ist, dann treibt das Prädicat desto leichter aufs Subject; in beyden Fällen bekommt das Verbum die letzte Stelle; doch wird man sich nicht wundern, wenn in den beweglichen Sprachen des Alterthums der geringste Umstand irgend eines Nachdrucks, der auf dies oder jenes Wort soll gelegt werden, einer so wenig nothwendigen Anordnung entgegentreten und dieselbe abändern kann.

46. Was die Conjunctionen anlangt, so liegt der Unterschied der cumulativen von den copulativen offenbar darin, dass bey jenen die Vorstellungen zusammen im Steigen begriffen sind, während bey diesen das vorige Glied sinken mag, indem das folgende dazu trit. Hierüber ist eine frühere Abhandlung *) zu vergleichen; und nur dabey zu erinnern, dass dort von einfachen Vorstellungen die Rede war, hier aber von Gedanken, die nicht bloss ganze Worte, sondern oft schon ganze Sätze zu ihrer Bezeichnung nöthig haben. Schien dort der Fall,

---

*) Die letzte des ersten Heftes.

dass ein vorhergehendes Glied einer Reihe sinkt, während ein folgendes steigt, verhältnissmässig selten, und der andre Fall, dass die frühere Vorstellung noch steigt, während sie von der folgenden überstiegen ist, häufiger vorzukommen: so wird dagegen bey zusammengesetzten Vorstellungen zu erwarten seyn, dass die oben (20.) erwähnte specifische Schwere derselben ein Hinderniss des Steigens ausmachen werde; daher dann die Cumulation leicht seltener werden kann, als die blosse Copulation. Bekanntlich zeigen aber die alten Sprachen oft genug die Cumulation bestimmt an, während es in den neuern bey der Copulation sein Bewenden hat.

47. Von dem Zwar und Aber, desgleichen vom Entweder Oder ist kaum nöthig noch etwas anzumerken. Da hierin Negationen verborgen sind, so sieht man sogleich, dass in Einer Vorstellungsmasse mehrere Reihen liegen, die in ihrer Entwickelung sich gegenseitig hemmen. Man gehe nun zurück in den Anfang der Betrachtung (32. 24.). Was gegen die Hemmung anstösst, ist insofern ein Verneintes, worüber das Allgemeine längst anderwärts vorgetragen worden *). Dass eine Verneinung als bevorstehend sich anmeldet in dem Zwar, sich ausspricht im Aber, in Erinnerung gebracht wird durch das Sondern, zurückgewiesen wird durch das Doch, liegt in den obigen Entwickelungen; das Entweder Oder ist ebenfalls betrachtet worden; man weiss, dass es einen Punct voraussetzt, von wo mehrere Vorstellungsreihen ausgehn; überdies, dass es ausser der gegenseitigen Verneinung noch die Ungewissheit des Wenn in sich schliesst. Wir brauchen jetzt nicht auch noch an das Ob und das Damit zu erinnern, um zum Resultate zu gelangen.

---

*) Psychologie §. 123.

Es ist nämlich nun leicht genug, den Hauptgedanken aus Allem, was über die Conjunctionen gesagt worden, hervorzuheben; — und hiemit zugleich die Verwandtschaft der Conjunctionen mit den Kantischen Kategorien, sofern dieselben aus der Urtheilsform entsprungen seyn wollen, darzuthun. Indessen ist zu bevorworten, dass von der metaphysischen Bedeutung der Begriffe, welche Kant unter die Kategorien versetzte, keineswegs die Rede ist; mithin weder von der Substanz noch von der Ursache — worüber auf die Metaphysik zu verweisen wäre, — sondern vom kategorischen und hypothetischen Denken, vom Fortschreiten des Vorstellens im Bereiche des Vielen, sey es Mehr oder Weniger, von der stärkern oder schwächern Assertion, wenn das Wirkliche zwischen dem Möglichen und Nothwendigen erscheint; kurz von dem, was von den Kategorien übrig bleibt, wenn man die eigenthümliche Bedeutung jedes einzelnen Begriffs bey Seite setzend bloss den Umstand vesthält, dass ihr ursprünglicher Sitz in den Urtheilsformen sollte nachgewiesen werden. Was war in diesen Urtheilsformen zu finden?

48. Auf drey Puncte, auf die Reihenform, die Negation, die Gewissheit, lässt sich das Wesentliche reduciren.

Der Reihenform gehören die copulativen und cumulativen Conjunctionen; auch das ἄρα, welches auf seiner Stelle stehen bleibt oder auf die alte Stelle zurückweiset, ebenso das μέν und δέ, welches sich nach verschiedenen Richtungen verbreitet. Der Reihenform gehört in den Urtheilen das Umherwandern im Gebiete der Vielheit, möge man sich zur Allheit ausdehnen oder auf Einheit concentriren.

Das Reich der Negation haben wir bey den Conjunctionen gross und mannigfaltig genug gefunden; während das Ja und Nein von der Urtheilsform gerade die Grundlage ausmacht.

Gewissheit trit im Weil und Denn, und im kategorischen Urtheile hervor, sofern man es (gleichviel hier ob logisch gültig,) dem hypothetischen Urtheile entgegensetzt. Ungewissheit dagegen findet sich im Wenn, im Entweder Oder, vollends im Ob. Die nämliche Ungewissheit liegt im hypothetischen und disjunctiven Urtheile; und überdies auch in dem Gegensatze des bloss Möglichen gegen das Wirkliche und gegen dessen gesteigerte Gewissheit im Nothwendigen; wobey zu bemerken, dass der Unterschied der Gewissheit und Ungewissheit zwar nicht ausschliessend aber doch vorzugsweise von dem Unterschiede zwischen den zugleich sinkenden und den zugleich steigenden Vorstellungen herrührt. Denn die letztern sind es, welche sich eine Gedankenwelt bauen, deren meistens sehr unsicheres Verhältniss zur wirklichen die Erfahrung jeden Augenblick von neuem in Erinnerung bringt. Aus solchen Erinnerungen entspringt die Gewohnheit des Rückzugs aus dem Ungewissen ins Gewisse, welchen das den Griechen habituelle γε ausdrückt.

49. Was nun die Reihenform und die Gewissheit anlangt, so kann zwar das Urtheil von dort her Bestimmungen annehmen; aber sie entspringen nicht aus ihm; sie sind der Urtheilsform nicht wesentlich. Wenn man spricht: das Brod ist theuer, so ist der Quantität nach das Urtheil allgemein für den Ort, wo es theuer ist; aber particulär für die Zeit, denn nicht immer war und bleibt es theuer; die Quantität hängt ab von der Auffassung des Subjects. Wer da spricht: wenn der Mond

aufgeht, so wird der Weg hell genug zum Reisen, der mag wissen oder nicht wissen, ob es jetzt Neumond oder Vollmond sey; die Urtheilsform bleibt die nämliche, obgleich das Urtheil zwischen Gewissheit und Ungewissheit schwankt. Wesentlich für die Form des Urtheils ist von den angegebenen Arten allein das Ja und Nein; wenn dies weggenommen wird, giebt das Urtheil keine Entscheidung; es ist nicht mehr Urtheil sondern Frage. Denn in der Frage liegt das Verhältniss zwischen Subject und Prädicat, welches vom Urtheil nur die erste Grundlage ausmacht.

Sollte also den Eintheilungen der Urtheile, welche in der Logik vorkommen, noch etwas Mehr abgewonnen werden als die Kategorien Realität und Negation, — oder, wie es eigentlich hätte heissen sollen, die Begriffe des Bejahten und Verneinten *), — so mussten tiefer liegende Gründe, sowohl von den Vorstellungen der Reihenform, als der Gewissheit und Ungewissheit, aufgesucht werden. Das Wesentliche der Urtheilsform reichte nicht hin. Und selbst von der Verneinung würde man umsonst versuchen nachzuweisen, dass sie ausschliesslich nur in den Urtheilen entspringe, während sie vielmehr dem Vermissen und Entbehren verwandt ist.

50. Kant hat zwar von seinen Kategorien die mannigfaltigsten Anwendungen gemacht; besonders von den vier Begriffen Quantität, Qualität, Relation und Modalität, die eigentlich seine Haupt-Kategorien, nicht aber blosse Überschriften und Rubriken sind. Allein an der Stelle der Vernunftkritik, wo der Sitz der Lehre ist,

---

*) Von eigentlicher Realität kann hier gar nicht die Rede seyn. Vergl. Metaphysik I. §. 37.

sieht man ihn weit weniger mit der Verschiedenheit der Kategorien, als vielmehr mit der Behauptung beschäfftigt: die Kategorien seyen sämmtlich nur zum Erfahrungs-Gebrauche bestimmt. Hier ist die Gegend, von wo späterhin die Fichtesche Ichlehre ausging.

51. Fichte gerieth in die Widersprüche des idealistischen Ich, welches sich als Totalität der Realität setzen sollte, statt dessen aber sich durch ein ungeheures Nicht-Ich (die gesammte Aussenwelt) begränzt setzt, und hiemit sich selbst verneint. Dabey kam der Widerspruch in dem, seiner nothwendigen Beziehungen beraubten, nackt hingestellten Begriffe des Ich zum Vorschein, nach welchem sich das Ich nicht bloss in Object und Subject spaltet, sondern auch mitten in der Spalte das wahre Ich liegen soll, nämlich die Identität beyder Entgegengesetzten. Dass die blosse Analyse der Ichheit, wenn man die nothwendige synthetische Untersuchung (die nicht im Ich stecken bleiben darf) unterlässt, nichts Anderes ergeben kann als diesen Widerspruch, daran zu denken war Kant weit entfernt. Ihn beschäfftigte eine ganz andre Synthesis; eine solche, die längst vor Augen lag, und die er viel zu weit herholte, indem er dazu eigener Handlungen des Geistes zu bedürfen meinte. Er fragte sich: wie doch das Mannigfaltige der Wahrnehmung in die Vorstellung Eines Objects zusammentreten möge? Und er antwortete: „die Einheit der Apperce-„ption ist diejenige, durch welche alles in einer An-„schauung gegebene Mannigfaltige in einen Begriff vom „Object vereinigt wird" *). Ferner: „unter der Synthe-„sis der Apprehension verstehe ich die Zusammensetzung „des Mannigfaltigen in einer empirischen Anschauung,

---

*) Kritik der reinen Vernunft §. 18.

„wodurch Wahrnehmung möglich wird" *). Und einige Zeilen weiterhin: „Wenn ich die empirische Anschauung „eines Hauses durch Apprehension des Mannigfaltigen der„selben zur Wahrnehmung mache, so liegt mir die noth„wendige Einheit des Raums zum Grunde; — wenn ich „das Gefrieren des Wassers wahrnehme, so apprehendire „ich zwey Zustände, Flüssigkeit und Vestigkeit als solche, „die in einer Relation der Zeit gegen einander stehen." Nun sollen, nach Kant, Raum und Zeit schon selbst Anschauungen seyn; sie sollen ein Mannigfaltiges enthalten, verbinden, vereinigen; sie sollen Bedingungen aller Wahrnehmung seyn, und hiemit auch die Bedingung der Synthesis aller Apprehension enthalten. Und diese Synthesis soll eine andere voraussetzen, die nicht den Sinnen angehört. Denn: „die synthetische Einheit (welche als Bedingung der Synthesis aller Apprehension schon mit jenen Anschauungen gegeben ist), kann keine andre seyn, als die Verbindung des Mannigfaltigen einer gegebenen Anschauung überhaupt in einem ursprünglichen Bewusstseyn, den Kategorien gemäss, nur auf unsere sinnliche Anschauung angewandt." Schon vor dieser Stelle findet man **) den Satz: „die Einheit der Anschauung ist allein möglich durch die ursprüngliche synthetische Einheit der Apperception"; und noch früher ***) ist diese ursprüngliche Apperception erklärt als dasjenige Selbstbewusstseyn, was, indem es die Vorstellung: *Ich denke* hervorbringt, die alle andern muss begleiten können, — und in allem Bewusstseyn ein und dasselbe ist, — von keiner weiter begleitet werden kann. — So sehr verlegen war Kant wegen der Verbindung aller, zur Wahrnehmung eines Objects (des Hauses, des Wassers u. dgl.) gehörigen Theil-Vorstellungen, dass er, anstatt unmittelbar deren Gestaltung in Betracht zu ziehn, erst den Raum, „als Gegenstand vorgestellt, wie man es in der Geometrie bedarf", und auf ähnliche Weise die Zeit, zu Hülfe rief; und dann noch den Verstand in Bewegung setzte, um vermittelst der Kategorien endlich den vesten Einheitspunkt des Selbstbewusstseyns zu erreichen. Denn so lautet seine Aussage: „Ein Mannig„faltiges, das in einer Anschauung, die ich die meinige „nenne, enthalten ist, wird durch die Synthesis des „Verstandes als zur nothwendigen Einheit des Selbstbe„wusstseyns gehörig vorgestellt, und dieses geschieht „durch die Kategorie" *).

---

*) Kritik der reinen Vernunft §. 26.

**) Ebendas. §. 20.

***) Ebendas. §. 16.

Fichte hingegen scheint aus der, nicht wenig verworrenen Kantischen Kategorien-Lehre sich vorzugsweise den Satz heraus gelesen zu haben: „Wie aber das Ich, der ich denke, von dem Ich, das sich selbst anschauet, unterschieden, und doch mit diesem letztern als dasselbe Subject einerley sey; wie ich also sagen könne: Ich, als Intelligenz und denkendes Subject, erkenne mich selbst als gedachtes Object, sofern ich mir noch überdas in der Anschauung gegeben bin (nur, gleich andern Phänomenen, nicht wie ich vor dem Verstande bin, sondern wie ich mir erscheine), hat nicht mehr und nicht weniger Schwierigkeit, als wie ich mir selbst überhaupt ein Object, und zwar der Anschauung und innerer Wahrnehmungen seyn könne." Hätte sich Kant selbst ernstlich mit dieser Frage beschäff-

---

*) Ebendas. §. 21.

tigt, so wäre seine Lehre, und hiemit die ganze neuere Philosophie, eine andere geworden.

52. Ein starkes Zeichen, dass Kant diesen Theil seiner Untersuchungen nicht durchgearbeitet, nicht zur Reife gebracht hatte, liegt in der gänzlich vernachlässigten, und dennoch sich unmittelbar aufdringenden Frage: warum wird nicht das Haus mit dem Baum daneben, mit dem Menschen davor, — warum nicht das Wasser mit seinem Gefässe als Eins aufgefasst? Die Synthesis, welche in der Vorstellung des Raums schon liegt, die Einheit des Selbstbewusstseyns, worin jene Vorstellungen als die meinigen zusammentreten, sammt dem begleitenden: ich denke, und sammt allen Kategorien, alles dies steht bereit, um noch viel mehr Mannigfaltiges, als das, was zu Einem Objecte gehört, zu vereinigen. Woher nun Begränzung und hiemit Gestaltung der Objecte?

Das ist leicht, möchte Einer sagen. Man sieht ja die Dinge sich bewegen. Die Menschen gehn vor dem Hause vorüber; das Wasser wird ins Gefäss hinein und wieder heraus gegossen.

Aber diese natürliche Antwort scheint sehr fern gelegen zu haben; denn Kant sagt in einer Note: „Bewegung eines Objects im Raume gehört nicht in eine reine Wissenschaft, folglich nicht in die Geometrie; weil, dass etwas beweglich sey, nicht a priori, sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann. Aber Bewegung, als Beschreibung eines Raumes, ist ein reiner Actus der successiven Synthesis des Mannigfaltigen in der äussern Anschauung überhaupt durch productive Einbildungskraft (später ein Lieblingswort Fichte's,) und gehört nicht allein zur Geometrie, sondern sogar zur Transscendental-Philosophie." So vertieft war Kant in die Synthesis, dass ihn die Frage nach der Sonderung und Gegenüberstellung der Objecte gar nicht zu berühren schien. Und doch, wenn ein Gegenstand verschiedene Theile hat, kann er nicht einmal als Ein Ganzes aufgefasst werden, bevor seine Theile gesondert sind; denn ohne Theile giebt es kein Ganzes.

53. Will man sich in die Kantische Kategorien-Lehre vollständiger hinein versetzen, so ist dienlich, jene berühmte Stelle in Betracht zu ziehen, welche der Unterscheidung zwischen Phänomenen und Noumenen voransteht. „Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset, und jeden Theil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen, und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Gränzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit, umgeben von einem weiten und stürmischen Ocean, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt; und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflicht, von denen er niemals ablassen, und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann." Diese Stelle schon drohet der rationalen Psychologie, den antinomischen Sätzen, der speculativen Theologie; es sind kritische Zwecke, welche dem Kritiker vorschweben, und der Hauptsatz seiner Kategorien-Lehre ist der: „die Kategorie hat keinen andern Gebrauch zur Erkenntniss der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung."

Für den kritischen Zweck nun schien nicht nöthig, dem Ursprunge der Kategorien tiefer nachzuforschen. Daher die Behauptung: „Von der Eigenthümlichkeit unseres Verstandes, nur vermittelst der Kategorien, und „nur gerade durch diese Art und Zahl derselben, Einheit der Apperception a priori zu Stande zu bringen, „lässt sich eben so wenig ferner ein Grund angeben, als „warum wir gerade diese und keine andre Functionen „zu urtheilen haben; oder warum Zeit und Raum die „einzigen Formen unsrer möglichen Anschauung sind.“

In demselben Sinne fortfahrend würde ein Grammatiker sagen: von der Eigenthümlichkeit unserer Sprache, nur vermittelst der Conjunctionen, und nur gerade durch diese Art und Zahl derselben, Zusammenhang in den Ausdruck unserer Gedanken zu bringen, lässt sich eben so wenig ferner ein Grund angeben, als warum zu einem Satze ein Hauptwort und ein Zeitwort gehört, und warum Sätze zu Perioden verbunden werden können.

54. Was war denn nöthig für den kritischen Zweck? — Nichts weiter, als die Sache so liegen zu lassen, wie sie in der Kantischen Ansicht schon lag? Freylich nach dieser Ansicht standen nun einmal das Mannigfaltige der Empfindung und die Einheit des Bewusstseyns einander gegenüber; zwischen beyden gewisse Formen, die sich geschickt zeigten, das Mannigfaltige in sich aufzunehmen. War es nun genug, auszusprechen: Seht! diese Formen sind die Eurigen; gebraucht sie, wozu sie gut sind —?

In der That enthält die Stelle der Vernunftkritik *), wo der Gebrauch der Kategorien auf Erfahrung beschränkt wird, sonst nichts Wesentliches. Es heisst dort:

---

*) A. a. O. §. 22.

„Zur Erkenntniss gehören zwey Stücke: erstlich der Begriff, wodurch überhaupt ein Gegenstand gedacht wird (die Kategorie); und zweytens die Anschauung, wodurch er gegeben wird."

Wie, wird man fragen, zuerst der leere Gedanke, und dann erst das Gedachte? was ist denn ein Denken ohne Gedachtes?

Unbekümmert um solche Fragen fährt Kant fort: „Denn, könnte dem Begriffe eine correspondirende Anschauung gar nicht gegeben werden, so wäre er ein Gedanke der Form nach, aber ohne allen Gegenstand, — — „und durch ihn gar keine Erkenntniss von irgend einem Dinge möglich; weil es, soviel ich wüsste, „nichts gebe, noch geben könnte, worauf mein Gedanke angewandt werden könnte."

„Nun ist alle uns mögliche Anschauung sinnlich, „also" —

Das Übrige versteht sich von selbst; die vorgebliche intellectuelle Anschauung wird sich dadurch nicht widerlegt bekennen.

55. Was unternahm aber Kant für seinen kritischen Zweck durch seine Kategorien-Lehre?

Die vorhandenen Formen, welche zur Aufnahme des Mannigfaltigen (seiner Meinung nach) bereit standen, mussten wenigstens aufgesucht, und durchmustert werden. Mangel an Vollzähligkeit, Aufraffen dessen, was sich gerade dargeboten habe, wirft er dem Aristoteles vor; in die weite Schatzkammer der Sprache hineinzugehn mochte ihm als Anlass zu ähnlichem Aufraffen bedenklich scheinen. Das Capitel von den Urtheilen in der Logik ist freylich nicht so gross, dass man wegen der Weite des Raumes sich darin verirren könnte!

Eben hier nun meinte er den Leitfaden zur Entdeckung aller reinen Verstandesbegriffe zu finden.

Das Wesentliche, worauf er sich stützt *), ist die Behauptung: jeder Begriff sey als Prädicat eines möglichen Urtheils zu denken. „Er ist also nur dadurch Begriff, dass unter ihm andre Vorstellungen enthalten sind." Darum, meint er, könne der Verstand von Begriffen keinen andern Gebrauch machen, als dass er dadurch urtheile. Natürlich ist nun der Schluss: also lernt man alle Arten des Verstandesgebrauchs kennen, wenn man die Arten der Urtheile kennt.

Sind denn aber die sämmtlichen Begriffe nicht anders zu gebrauchen, ausser so, dass sie in den Urtheilen die Stelle des Prädicats einnehmen? Woher dann die Subjecte für diese Prädicate? Und wie sollen sich die Arten des Verstandesgebrauchs in Kategorien verwandeln, d. h. in Begriffe von den Gegenständen, welche mögen erkannt werden? Gesetzt z. B. es gebe eine kategorische Urtheilsform, vermöge deren man sagen könne: grosse Hitze und Kälte sind tödlich, — ist denn nun diese kategorische Art, den Begriff tödlich als Prädicat für Hitze und Kälte zu gebrauchen, etwa die Kategorie der Substanz? Und was ist nun die Substanz in diesem Beyspiele? der Begriff tödlich gewiss nicht, denn eine Substanz ist nur Subject und nicht Prädicat. Sind denn etwa die Subjecte Hitze und Kälte, beyde auf gleiche Weise, für Substanzen erklärt oder auch nur dafür gehalten und angenommen, weil einer-

---

*) A. a. O. im Eingange zum §. 9; unmittelbar vor der Tafel der Eintheilungen der Urtheile.

ley Prädicat ihnen kategorisch beygelegt wurde? Oder stehen hier etwa Hitze und Kälte am unrechten Orte, indem sie nicht als Prädicate auftreten, wiewohl sie freylich Prädicate anderer möglicher Urtheile seyn können? Es scheint schwer, hier nur irgendwie den Kantischen Zusammenhang der Gedanken zu errathen.

Begriffe treten so oft und überall in den Platz des Subjects, dass kaum zu begreifen ist, wie auf den Umstand, dass sie auch als Prädicate vorkommen, irgend ein Gewicht mochte gelegt werden *). Wo von Bäumen und Steinen, von Menschen und Thieren etwas ausgesagt wird, da wird geurtheilt, und indem die Begriffe Baum, Stein, Mensch, Thier, anstatt sichtbarer Gegenstände gebraucht sind, liegt der Act des Urtheilens darin, dass ihnen selbst, als den Repräsentanten dieser Gegenstände, irgend welche Prädicate beygelegt werden. Darum sind sie Subjecte, wiewohl sie auch Prädicate seyn könnten.

Man mag alles Vorerwähnte — die gesuchte Vereinigung des Mannigfaltigen in der Wahrnehmung, damit ein Begriff vom Object herauskomme, also die Synthesis der Apprehension, die Einheit der Apperception, das begleitende: Ich denke, selbst jene successive Synthesis durch productive Einbildungskraft, — kurz Alles, was in dieser speculativen Angelegenheit wesentlich schien, zusammennehmen: damit erreicht man noch immer keine Erklärung des Misgriffs, die Kategorien nach Anleitung der Verschiedenheit in den logischen Urtheilsformen zusammen zu suchen. Auch ist in den andern Schulen,

---

*) Wir wollen hier nicht wiederholen, was gegen den Fehler, den Begriffen schon als solchen einen Umfang beyzulegen, anderwärts ist gesagt worden. Man vergleiche Psychologie §. 120.

die späterhin aus der Kantischen hervorgingen, dieser Misgriff allmälig unwirksam geworden.

Selbst der Satz: „die logische Form aller Urtheile besteht in der objectiven Einheit der Apperception der darin enthaltenen Begriffe" *), konnte Anlass zu besserer Überzeugung geben. Denn die objective Einheit der Apperception lässt keine nothwendigen Verschiedenheiten der logischen Formen erblicken; als ob in ihr, als dem eigentlichen Sitze aller Urtheile, etwas von Quantität, Qualität, Relation, Modalität begründet wäre. Dagegen hatte man Jahrhunderte lang in den Vorträgen der Logik das *A, E, I, O* unterschieden, ohne an objective Einheit der Apperception zu denken.

56. Schon die Gerechtigkeit gegen Kant erfodert, an den wahren und richtigen Anfangspunct seiner Betrachtungen zu erinnern. Diesen erkennt man am leichtesten aus der Art, wie er seine Lehre von Raum und Zeit einführt. Er sagt: „Damit gewisse Empfindungen auf etwas ausser mir bezogen werden, desgleichen „damit ich sie als ausser und neben einander vorstellen „könne, dazu muss die Vorstellung des Raumes schon „zum Grunde liegen."

Also bis auf die Empfindungen ging Kant zurück. Der Zusatz, die Vorstellung des Raums müsse schon zum Grunde liegen, ist zwar nichts als eine *petitio principii;* aber was die Empfindungen anlangt, so ist unbestreitbar, dass in dem Grün, Gelb, Hart, Weich, jedes einzeln genommen, kein Ausser-Einander liegt; und dass hieraus vorläufig eine Ungewissheit folgt, woher die Vorstellung — zwar nicht des Raums, der noch nicht hieher gehört, — aber des Räumlichen, als einer Sonderung des Empfundenen, wohl kommen möge? Die Auseinandersetzung, und ebenso das Nacheinander-Setzen, bedarf einer Erklärung, denn das Gegebene scheint, wenn man es in alle Partial-Vorstellungen auflösen könnte, die nämliche Summe derselben zu enthalten, wenn auch die Gestaltung verändert würde.

---

*) Kritik der reinen Vernunft §. 19.

Über den Fehlschluss aus der Nothwendigkeit der Vorstellung des Raums, desgleichen über die unrichtige Behauptung, der Raum werde als eine unendliche gegebene Grösse vorgestellt, ist anderwärts gesprochen *).

Diese Unrichtigkeiten hindern nicht, dass man jene Bemerkung über die Empfindungen weiter benutze. Im Gegentheil, die nämliche Bemerkung trifft die sämmtlichen Formen der Erfahrung.

Dass nun die Synthesis in Raum und Zeit, die Synthesis in den Begriffen von Substanz und Accidens, Ursach und Wirkung, die Synthesis in den Urtheilen, die Synthesis im Selbstbewusstseyn, dem anscheinend unverbundenen Mannigfaltigen der Empfindung gegenüber hervortrat; dass Kant hierauf seine ganze Aufmerksamkeit richtete, dass er hierin die ursprüngliche Mitgabe des menschlichen Geistes zu finden glaubte: — dies Alles, fehlerhaft wie es ist, konnte bleiben wie es war, ohne dass deshalb die Erkenntnissbegriffe, die Kategorien, in den Arten der Urtheile brauchten gesucht zu werden.

57. Hingegen würde dies Alles sich plötzlich bedeutend verändert haben, wenn Kant sich die Frage vorgelegt hätte: wie ist Beobachtung möglich?

Denn in der Beobachtung eines gegebenen Gegen-

---

*) Psychologie §. 144.

stands hängt die Synthesis von der Empfindung ab. Bedürfte man keiner Empfindung, um zu den Bestimmungen des Objects zu gelangen, so könnte man die Mühe des Beobachtens sparen; was man a priori besitzt, bringt man schon mit; aber damit erfährt man nichts von dem: Wie lang? wie breit? wie früh? wie spät? — Nichts von den Umständen, welche bey einem Experiment wesentlich oder zufällig sind. Zu allem diesen gehört Sehen, Hören, Tasten, also Empfinden.

Und die Empfindung bestimmt nun wirklich die verlangte Synthesis. Also war es eine unrichtige Meinung, dass sie nur ein unverbundenes Mannigfaltiges liefere. Also ergiebt sich, dass Verbindung zwar nicht im Empfundenen liegt, aber mit dem Empfundenen gegeben wird, indem das Empfundene sich unter einander verbindet.

58. Daraus folgt nun eine gänzliche Umkehrung der Kantischen Ansicht über jene Synthesen; und über die vorgeblich bereit stehenden Formen.

Die Synthesis versteht sich überall von selbst, weil keine Scheidewände im Bewusstseyn (eigentlich in der Seele) vorhanden sind.

Dem gemäss sollte Alles in ein ungeschiedenes Eins zusammenfallen. Insbesondere der Raum, — von welchem Kant bemerkt, er enthalte Zusammenfassung des Mannigfaltigen in eine anschauliche Vorstellung, — sollte völlig in einander schwinden, so dass es kein Aussereinander mehr gäbe; die Zeit sollte ebenso ihr Nacheinander verlieren, und nur ihr Zugleich behalten. Das ereignet sich aber nicht. Und dass es sich nicht ereignet, davon sind die Gründe aufzusuchen, weil es keiner Gründe der Synthesis bedarf.

Man weiss, dass wir damit beschäfftigt waren und sind; denn von nichts Anderem ist die Rede, als von den gegenseitigen Hemmungen unter den dazu geeigneten Vorstellungen. Es kam hier nur darauf an, gelegentlich den Gegensatz gegen die Kantische Lehre zu bezeichnen. Formen der Hemmung (anstatt der Formen der Synthesis), wie wenn dergleichen ursprünglich in der Seele lägen, wird Niemand hier erwarten; und es ist nicht daran zu denken, obgleich sich dadurch das Gegenstück vollenden würde. Dennoch sind Raum und Zeit allerdings eben sowohl Formen der Trennung, als Formen der Zusammenfassung. Doch wir kehren zurück zu den Kategorien; und zwar zunächst zu den Kantischen.

59. Es ist aus dem Vorhergehenden offenbar, dass man dieselben in doppelter Hinsicht betrachten kann, erstens als Begriffe von den Verschiedenheiten in den Formen der Urtheile, zweytens als Erkenntniss-Begriffe. Nach ihrem Ursprunge können sie nur das erste, nach ihrer Bestimmung sollen sie das zweyte seyn.

Der erste Gesichtspunkt veranlasst zwar zuvörderst die Frage, ob die vier Eintheilungen der Urtheile richtig aufgestellt seyen? Darüber können wir indessen uns hier hinwegsetzen. Denn von der logischen Geltung ist nicht die Rede; für die Psychologie aber ist die Thatsache, dass die bekannten zwölf Arten der Urtheile wirklich vorkommen, und beym Gebrauch unterschieden werden, nicht zu bezweifeln; der Anspruch auf Vollständigkeit kommt, wie man bald sehen wird, nicht in Betracht. Allein wenn wir nun die Tafel jener Eintheilungen nehmen wie sie vorliegt, so können wir doch unmöglich einräumen, dass die Kantischen Kategorien daraus abzuleiten seyen; denn es ist kaum zu begreifen, wie man je daran denken konnte, blosse Bejahung für den Begriff der Realität, kategorisches Urtheilen für Anzeige der Substantialität, logische Dependenz, wenn sie auch wirklich immer das Verhältniss von Grund und Folge enthielte, für Ursach und Wirkung, Disjunction für reale Gemeinschaft gelten zu machen. Da dies Alles gänzlich unzulässig ist, müssen wir zuerst diejenigen Begriffe hinstellen, welche wirklich das Verschiedene der zwölf Urtheilsformen anzeigen *). Sie mögen so benannt werden:

Quantität
Allgemeines
Besonderes
Einzelnes

Qualität
Bejahung
Verneinung
Begränzung

Relation
Entscheidung
Bedingung
Schwankung

Modalität
Zulassung
Annahme
Behauptung

60. Jetzt fragt sich: haben diese Begriffe da, wo sie sich finden, nämlich in den Urtheilen, auch ihren Grund und Boden; dergestalt dass, wenn sie noch anderswo vorkommen, nöthig sey, sie als abgeleitet aus solchen Functionen unseres Geistes, wie Bejahen, Verneinen, Entscheiden, Bedingen, Zulassen, Annehmen u.s.w. anzuerkennen? — (Den Ausdruck: Functionen, bietet

---

*) Aus Nachgiebigkeit ist hier die Begränzung an ihrer gewohnten Stelle gelassen; es ist hier nicht nöthig, dagegen Einspruch zu erheben. Man vergleiche unten 68 und 71.

uns Kant, der von der logischen Function des Verstandes in Urtheilen redet, und kurz zuvor von den Functionen der Einheit in den Urtheilen.)

Gesetzt, man müsse diese Frage bejahen, so entsteht die Aufgabe, jene Conjunctionen der Sprache, die copulativen und adversativen, die conditionalen, causalen, conclusiven, sammt den disjunctiven und concessiven, aus dem Innern der Urtheile, aus den Formen jener Einheit, worin sich das Prädicat dem Subjecte anfügt, abzuleiten. Jenes Zusammenfassen also, was vollständig in der Form des allgemeinen, minder vollständig in der des particulären Urtheils liegt, müsste von dorther, wo Alle oder Einige als Subject auftreten, herüber gewandert seyn, um sich in die engen Behausungen solcher Wörtchen, wie: Und, Sowohl als auch, τε und καί (allenfalls auch μέν und δέ,) zu begeben. Dies um desto gewisser, wenn die logische Allgemeinheit sich in Allheit, die logische Particularität in Vielheit transformiren soll. Ferner müsste das Nein, welches zwischen Subject und Prädicat steckt, seinen dortigen, vermeintlich ursprünglichen, Wohnsitz verlassen haben, um die verschiedenen Gestalten des Zwar, Aber, Sondern, Doch, Weder Noch, Entweder Oder anzunehmen. Am Entweder Oder würde sich dann auch das Bedingen und Schwanken einen Antheil vindiciren. Aus dem Zulassen und Bedingen möchte man das Ob, sammt den Verwandten, dem Obgleich und Wenngleich, zu construiren versuchen; doch bey letzteren würde auch etwas vom Verneinen sich einmischen. Um aber vollends das Weil, und Dann, und Damit zu erreichen, möchte wohl das Annehmen, ja das Behaupten sich mit dem Bedingen in irgend eine Verbindung einlassen müssen.

Man mag nun hier die obigen Auseinandersetzungen (45—47, sammt dem was vorhergeht) vergleichen.

61. Hat man vom psychischen Mechanismus, und von der möglichen Verschiedenheit und Bewegung der Vorstellungsmassen, auch nur den ersten Begriff gefasst: so weiss man, dass zwar alle Sprachen der Welt, sammt allen ihren Conjunctionen und Hülfsmitteln jeder Art, immer nur einen unvollkommenen Ausdruck für die Structur der Vorstellungsmassen liefern können; dass aber die Urtheilsformen davon noch viel weiter entfernt sind, indem selbst der Periodenbau mit aller seiner Mannigfaltigkeit noch lange nicht hinreicht, um das Innere völlig auszusprechen. Gleichwohl liegt in den Perioden und deren Verknüpfungen das Bestreben, sich auszusprechen; die Urtheile, als Bestandtheile der Perioden, müssen zur Äusserung jenes Bestrebens beytragen, soviel sie können. Kein Wunder also, dass Etwas von dem, was man in den Conjunctionen vollständiger wahrnimmt, auch schon in den Urtheilen zu sehen ist; nur kann man aus den Urtheilen nicht mehr herausnehmen, als was in ihnen liegt; die Verbindung der mehrern Urtheile in der Periode, der Perioden in der Rede, endlich der aus der Gedanken-Masse hervortretenden Rede in dieser Masse selbst, welche der Schooss und Ursprung von dem Allen ist, — bleibt die Hauptsache; und diese Hauptsache ist weder in den einfachen Urtheilen, noch in dem Wenigen, was die Logik von den zusammengesetzten (den hypothetischen und disjunctiven) Urtheilen zu sagen pflegt, gehörig zu erkennen.

Hatte nun Kant einmal die Richtung genommen, Reflexionen über die, thatsächlich vorhandenen, in der Logik verzeichneten, Formen der Urtheile anzustellen; gedachte er die wahre Natur unseres Verstandes durch solche Reflexionen zu ergründen; wollte er davon einen kritischen Gebrauch machen: so musste diese Art von Kritik einen viel breitern Boden bekommen, und sie konnte ihn erreichen, wenn von Urtheilen zu Perioden, von Perioden zum Bau der Sprachen überhaupt fortgegangen wurde. Dann wäre der unglückliche Name: transscendentale Logik, wodurch dem Worte Logik ganz falsche Nebenbedeutungen angehängt wurden, wahrscheinlich niemals in Gebrauch gekommen; denn die philosophische Untersuchung über den Sprachbau, der das blosse Aneinanderreihen der Worte zu verbessern sucht, damit die wahre Configuration der Gedanken zu erkennen sey, — würde sich wohl passendere Benennungen gewählt haben.

Durch solches Fortschreiten in der einmal eingeschlagenen Richtung hätte sich nun freylich Kant noch weiter vom Aristoteles entfernt; aber die Folge wäre kein Nachtheil, sondern sehr annehmlich gewesen. Die Kategorien, welche man schon in einzeln stehenden Worten entdeckt, wären dem Aristoteles als sein Eigenthum verblieben; den Zusammenhang derselben mit dem psychischen Mechanismus hätte Kant noch immer aufzudecken Gelegenheit genug behalten.

62. Soll nun zweytens (nach 59.) auch noch von der Bestimmung der Kantischen Kategorien gesprochen werden: so ist zuvörderst offenbar, dass dieselbe den Kreis der Aristotelischen nicht überschreitet. Aristoteles redet von Erfahrungs-Gegenständen; selbst seine *οὐσία*, die man unpassend mit *substantia* übersetzt hat, ist ein sinnliches Ding, wie Mensch, Pferd; und er findet zunächst nur nöthig, dem Worte eine zwiefache Bedeutung zu ge-

ben, nämlich so, dass es erstlich und vorzugsweise (πρώτως καὶ μάλιστα) das Individuum, dann zweytens die Art (εἶδος) bedeute. Erst gegen das Ende der Betrachtung bemerkt er, die οὐσία könne, ohne sich zu vervielfältigen, entgegengesetzte Bestimmungen annehmen (ἡ οὐσία, ἓν καὶ ταὐτὸν τῷ ἀριθμῷ ὄν, δεκτικὴ τῶν ἐναντίων ἐστίν). Dabey aber fällt ihm noch immer nicht ein, den Kreis der Sinnendinge zu überschreiten. Der Mensch, sagt er, kann warm und kalt, besser und schlechter werden *).

Dass die Kantischen Kategorien ebenfalls bestimmt waren, den Erfahrungskreis nicht zu überschreiten, liegt am Tage; denn wir lesen ausdrücklich bey ihm den Satz: „die Kategorie hat keinen andern Gebrauch zur Erkenntniss der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung."

Ob er diesem Satze treu geblieben sey, ist eine andre Frage. Er lehrt weiterhin: bey allem Wechsel der Erscheinungen beharret die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert. Er fährt fort: „Ich treffe von diesem synthetischen Satze nirgends auch nur den Versuch von einem Beweise an. In der That ist der Satz, dass die Substanz beharrlich sey, tautologisch. Denn bloss diese Beharrlichkeit ist der Grund, warum wir auf die Erscheinung die Kategorie der Substanz anwenden; und man hätte beweisen müssen, dass in allen Erscheinungen etwas Beharrliches sey, an welchem das Wandelbare

---

*) Kaum ist noch der Mühe werth, etwas so Offenbares zu bestätigen, sonst könnte wegen des Worts οὐσία noch auf des Porphyrius isagoge II, 24 verwiesen werden, wo es heisst: ὥσπερ ἡ οὐσία, ἀνωτάτω οὖσα τῷ μηδὲν εἶναι πρὸ αὐτῆς γένος, ἦν τὸ γενικώτατον κ. τ. λ.

nichts als Bestimmung seines Daseyns ist." Also in den Erscheinungen inwohnend soll etwas Beharrliches seyn? Das müsste selbst erscheinen, und brauchte dann nicht erst bewiesen zu werden. Dass aber in die Erscheinungen etwas hineingedacht wird, welches als der gemeinsame Träger (das *substratum*) aller simultanen und successiven sinnlichen Merkmale Eines und desselben Dinges angesehen wird: das ist eine Thatsache nicht des Erscheinens sondern des Denkens. Dabey erhebt sich die zwiefache Frage: erstlich, ist das Denken richtig und gültig? Zweytens: wenn richtig und gültig, ist es auch vollendet? oder nur ein angefangenes, weiter fortzuführendes? — Als solches haben wir es längst nachgewiesen und entwickelt; hier ist nicht der Ort, diese rein metaphysische Betrachtung zu erneuern *). Der Kantische Beweis aber ist lediglich charakteristisch für Kants Ansichten. „Die Zeit — bleibt und wechselt nicht. Die Zeit aber kann für sich nicht wahrgenommen werden. Folglich — muss in den Gegenständen der Wahrnehmung das Substrat anzutreffen seyn, welches die Zeit überhaupt vorstellt. Es ist aber das Substrat alles Realen die Substanz."

---

*) Man wird leicht bemerken, dass die vorliegende Abhandlung weit davon entfernt ist, sich auf den Standpunct zu stellen, von wo eine umfassende Kritik der Kantischen Lehre möglich seyn würde. Die Kategorien, von denen hier gesprochen wird, sind zu den einzelnen fehlerhaften Parthien dieser Lehre zu rechnen, dergleichen überhaupt nicht hätten vorkommen können, wenn die Anlage der ganzen Arbeit richtig gewesen wäre. Bey Kant ist zwischen den Erscheinungen und der intelligibeln Welt eine unübersteigliche Kluft, weil die Motive, derentwegen diese zu jenen muss hinzugedacht werden, nämlich die Widersprüche in den Formen der Erfahrung, bey ihm gänzlich im Dunkeln bleiben. Daher sieht seine ganze Speculation so aus, als käme es nur darauf an, sich mit guter Manier aus einem verwickelten Handel zu ziehn. Dass die Späteren in den Widersprüchen stecken blieben, war ihr Fehler, den man jedoch durch Rückschritte zur Kantischen Lehre nicht wieder gut machen würde. Die vermeinte Kluft kann nicht bloss überstiegen werden, sondern das muss in so weit geschehen, als Psychologie und Naturphilosophie den menschlichen Erfahrungskreis zu ergänzen dienen; nur darf damit nicht eine Schwärmerey verbunden werden, als ob man jenseits der Milchstrasse eine Reise gemacht hätte, und davon zu erzählen wagen

Dieser vorgebliche Beweis ist nun eine unpassende Darstellung jener Thatsache des Denkens; denn die Zeit ist hier unnöthig, und der Einheitspunct schon der simultanen Merkmale verfehlt. Das Gold muss schon als Substanz gedacht werden, wenn es als das Eine aufgefasst wird, welches ausgedehnt, starr, gelb, glänzend, schwer, und in gewissem Grade hart, zugleich ist; man hat gar nicht nöthig, es auch noch als dasjenige zu denken, welches zu anderer Zeit dehnbar, schmelzbar, feuerbeständig, und seinen chemischen oder merkantilischen Verhältnissen angemessen befunden wird. Die Zeit dagegen muss als die Form des Wechsels gedacht werden; und bevor dies geschehen ist, lässt sich in den Worten: sie bleibe und wechsele nicht, auch nicht einmal ein Sinn finden. Das Beharrliche bloss als solches kann gar keine Zeit vorstellen; es ist das Zeitlose, und geräth in die Zeit nur durch das, was als zufällig an ihm wechselnd angesehen wird. Auf das seltsame Postulat: die Zeit müsse wahrgenommen werden,

---

dürfte. Übrigens bleibt das grosse Verdienst Kants, die praktische Philosophie gänzlich unabhängig von der theoretischen hingestellt zu haben, hier unberührt und unbestritten. Man mag vergleichen, was im ersten Bande der Metaphysik über die Kantische Lehre gesagt worden.

welches dem vorgeblichen Beweise zum Grunde liegt (denn ohne diese Voraussetzung wäre nicht abzusehen, warum ein Repräsentant der Zeit auftreten müsste), brauchen wir uns hier nicht einzulassen.

Also während Aristoteles sich im Kreise der Erfahrung hält, geht Kant wider seinen Willen darüber hinaus, indem er vom Substrat alles Realen redet, welches jenseits der Erscheinung liegt, und niemals in den Kreis derselben eintreten kann. War dies Hinausgehen einmal geschehen, so musste es fortgesetzt werden; wir wollen es als nicht geschehen betrachten; denn wir wollen für jetzt im Kreise der Kategorien, ihrer angekündigten Bestimmung gemäss, bleiben.

63. Die am gehörigen Orte *) längst gegebene Anzeige der vier Haupt-Kategorien, Ding, Eigenschaft, Verhältniss, Verneintes, war der Hauptsache nach nicht als etwas Neues anzusehn. Sie trifft ganz nahe mit der Angabe des Aristoteles zusammen; wie auch schon dort hinreichend bemerklich gemacht worden. Es kommt zuerst darauf an, dass die *οὐσία* (ohne Anspruch an die metaphysische Bedeutung des Seyenden) an die Spitze gestellt werde, oder vielmehr stehen bleibe, wie Aristoteles sie gestellt hatte. Denn die Kategorien sollen Erkenntniss-Begriffe seyn; das setzt den Gegenstand voraus, worauf unmittelbar und zunächst das Erkennen sich richtet. Dann trit die Urtheilsform hinzu; nämlich die ganz allgemeine aller Urtheile, ohne Erwähnung irgend welcher Arten und Eintheilungen. Das Allgemeinste, was selbst die Frage mit dem Urtheile gemein hat, ist die Anknüpfung des Prädicats an das Subject; der

---

*) Psychologie §. 124.

bestimmte Unterschied des Urtheils von der Frage liegt im Ja und Nein. Das Nein aber liegt in der Kategorie des Verneinten, und entspringt mit ihr aus den wider eine Hemmung anstossenden Vorstellungen, wo sie mit dem Vermissten, Entbehrten, Begehrten einerley Grund und Boden hat. Die Kategorie für jedes Prädicat würde Eigenschaft seyn, wenn nicht sehr viele Prädicate ihren Sitz bloss im zusammenfassenden Denken hätten; so dass ein Unterschied hervortrit, je nachdem ein Gegenstand für sich allein, oder in Verbindung mit andern aufgefasst war. Nur im ersten Fall kann das Prädicat ihm selbst zugeeignet werden, so dass er es behalte, auch wenn Anderes kommt und geht. Im zweyten Falle, wo der Gegenstand nur für die Zusammenfassung mit Andern ein Prädicat annimmt, welches wegfällt sobald die Zusammenfassung verschwindet oder sich ändert, entsteht die Kategorie des Verhältnisses. Diese letztre, wenn man ganz genau seyn will, beruht auf dem bedingten Verneinen; nämlich auf dem Wegfallen des Prädicats nach aufgelöseter Zusammenfassung; allein bey veränderter Zusammenfassung wird das Aufhören der vorigen wenig bemerkt; daher natürlich genug Eigenschaft und Verhältniss einander können gegenüber gestellt werden.

Nun hat Aristoteles in den letzten Capiteln der Schrift von den Kategorien einige Nachträge hinzugefügt; der erste davon ist der Begriff des Entgegengesetzten. *Λέγεται ἕτερον ἑτέρῳ ἀντικεῖσθαι τετραχῶς· ἢ ὡς τὰ πρός τι, ἢ ὡς τὰ ἐναντία, ἢ ὡς στέρησις καὶ ἕξις, ἢ ὡς κατάφασις καὶ ἀπόφασις.* Dass hier die Verneinung zum Grunde liegt, bedarf keiner Erläuterung. Das *πρός τι* war schon in der ersten Angabe der Kategorien mit aufgeführt. Das ποσόν und ποιόν haben wir als Unterabtheilung der Eigenschaft betrachtet, worüber weiterhin noch eine Bemerkung folgen soll. Was die übrigen Aristotelischen Kategorien anlangt, so ist das ἔχειν, wie das letzte Capitel aussagt, vieldeutig, jedenfalls aber den vorigen unterzuordnen; das ποῦ, ποτὲ, κεῖσθαι, ποιεῖν, πάσχειν gehören sämmtlich in die Klasse des πρός τι.

64. Für den Mangel bey Kant, dass dort an der Spitze der Kategorien die οὐσία fehlt, kann man auf den ersten Blick glauben, dreyfachen Ersatz bey ihm zu finden. Unter der Rubrik: Qualität (gemäss dem was bey den Urtheilen Qualität heisst) hat er die Realität; unter der Rubrik: Relation führt er die Subsistenz auf; endlich bey der Modalität bietet er noch die Wirklichkeit an. Ist nun die οὐσία, das Ding, unter der Realität, oder Subsistenz, oder Wirklichkeit zu verstehen? Vielleicht unter allen dreyen; vielleicht unter keiner von diesen. Was er bey der Realität gedacht hat, zeigt die sogenannte Anticipation der Wahrnehmung, das Reale, was Gegenstand der Empfindung ist, habe intensive Grösse, oder einen Grad. Es ist nun schon ein sehr wunderlicher Ausdruck, von einem Gegenstande der Empfindung zu reden. Empfindungen sind Zustände; nämlich in uns, nicht aber etwas, das uns gegenüber steht. Dass aber die Gegenüber-Stellung nicht und niemals in der Empfindung liegen kann, war gerade der Hauptgedanke (55.), aus welchem die nothwendigsten Betrachtungen über Raum und Zeit hervorgingen. Für den Begriff des Grades oder der intensiven Grösse sollte ein Platz gesucht werden. Diesen räumen wir ihm unbedenklich bey der Empfindung ein; eben

darum aber kann das Empfundene nicht dasjenige Bejahte seyn, welches dem Begriffe des Dinges entsprechen soll. Oder was würde wohl Aristoteles gesagt haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, bey Mensch und Pferd, als Beyspielen der *οὐσία*, vollends bey den allgemeinen Begriffen davon, die er als eine zweyte Art von Dingen betrachtet wissen will, an den Grad der Empfindung zu denken, welcher, wenn wir jene Gegenstände sehen, von der stärkern oder schwächern Beleuchtung, wenn wir den Menschen reden und das Pferd wiehern hören, von der Stärke des Schalls bey der weitern oder geringern Entfernung abhängt? Soll Realität das Bejahte der Empfindung, Negation das Mangelnde der Empfindung bedeuten, so hat jene nicht die Bedeutung des Dinges, diese nicht die Bedeutung des Verneinten.

Was zweytens die Subsistenz anlangt, so hat ihr Kant das Correlatum: Inhärenz ausdrücklich vorgeschoben. Da hätten wir auf einmal die beyden Kategorien Ding und Eigenschaft, wenn nicht beyde für Eine gelten wollten, und wenn nicht diese Eine sich schon unter die Rubrik Relation gefügt hätte. Nun ist ein Ding gewiss keine Relation. Wohl aber kommt eine sehr wichtige Relation zum Vorschein, wenn Ein Ding viele Eigenschaften — zum Theil gleichzeitig, zum Theil nach einander — besitzt; denn da sollen die Vielen, obgleich sie viele sind, doch auf das Eine, welches nicht Vielerley seyn darf, bezogen werden. Dass Kant nicht an die simultane, wohl aber voreilig an die successive Vielheit dachte, und dass er hiemit auch in die allerdings sehr natürliche Versuchung gerieth, den Erfahrungskreis zu überschreiten, wurde schon oben bemerkt (61). Also bey der Subsistenz ist das Ding übersprungen, was bey der Realität, welche in der Empfindung gesucht wurde, noch nicht erreicht war.

Wie steht es denn um die Wirklichkeit, welche zwischen der Möglichkeit und Nothwendigkeit Platz genommen hat? Kants eigne Aussage lautet: „Die Kategorien der Modalität haben schon das Eigene an sich, dass sie den Begriff, dem sie als Prädicate beygefügt werden, als Bestimmungen des Objects nicht im mindesten vermehren, sondern nur das Verhältniss zum Erkenntnissvermögen ausdrücken." Also das Object setzen sie voraus; das Ding muss schon da seyn, ehe man überlegen kann, ob und wie man es in ein weiteres Gebiet der Möglichkeit hineindenken könne. Wiederum war demnach bey der Wirklichkeit der Begriff des Dinges schon übersprungen.

Das Resultat ist: unter den Kantischen Kategorien fehlt die erste und nothwendigste aller Kategorien. Weder die Realität, noch die Subsistenz, noch die Wirklichkeit kann dafür gelten.

65. Ungeachtet alles Redens von der Synthesis also, und von der objectiven Einheit der Apperception, — ungeachtet jener viel zu weit offenen Einheit des begleitenden: Ich denke, in welche nicht bloss die gegebene Einheit der Merkmale Eines Dinges, sondern die sämmtlichen, gegebenen und gedachten, Dinge hineinfallen, — sieht doch die Reihe der Kategorien so aus, als ob jene Synthesis entweder noch bevorstände, oder schon andern Reflexionen Platz gemacht hätte. In dem wahren Erfahrungsbegriff des Dinges ist dagegen die Synthesis der Merkmale vorhanden, noch ehe und bevor deren Vielheit unterschieden und die Synthesis bemerkt wird. Weit eher werden viele Dinge unter-

schieden, ehe die Vorstellung Eines Dinges in das Vielerley der Eigenschaften zerlegt wird. Hievon musste Rechenschaft gegeben werden, wenn es darauf ankam, den psychischen Process der Auffassung von Erfahrungs-Gegenständen psychologisch zu entwickeln.

Aber der Satz: die Kategorien seyen nur zum Erfahrungs-Gebrauche bestimmt, sollte der Metaphysik den Weg sperren. Das half nichts; denn bey der Zerlegung kommt das Vielerley der Eigenschaften Eines Dinges doch zum Vorschein; die vorhandene Synthesis wird nicht bloss zum Räthsel, sondern es wird auch noch überdies ihre Gültigkeit bezweifelt; wie dieses in Ansehung des veränderlichen Dinges, und seiner wechselnden, entgegengesetzten Merkmale, schon bey den Alten, namentlich den Eleaten und dem Platon, so deutlich hervortrit, dass eben der Veränderung wegen das Sinnliche als Schein verworfen, höchstens als Gegenstand des Meinens, aber nicht des Wissens, betrachtet wird.

Wir haben anderwärts erinnert, dass Kant den Widerspruch fühlte, an welchen jene Alten Anstoss nahmen *); aber auch, dass er ihn seltsam genug bedeckte. Eben dahin gehört das Obige (62.), dass er die Substanz bloss als das Beharrliche bezeichnet, und sie zum Repräsentanten der Zeit macht. Freylich enthält die Zeit nichts von den entgegengesetzten wechselnden Merkmalen, denn die Zeitpuncte werden als gleichartig vorgestellt. Wer seinen Blick lediglich auf die Zeit richtet, der übersieht gerade das, worauf es bey den Sinnengegenständen ankommt, sobald sie als Substanzen gedacht werden.

---

*) Psychologie §. 142, in der Anmerkung.

Wie ist es denn aber nur möglich, dies zu übersehen? Gerade dadurch ist es möglich, dass der Begriff des Dinges viel früher vorhanden, viel tiefer in der allgemeinen Gewohnheit gewurzelt ist, als der Begriff der Substanz. Den meisten Menschen fällt es gar nicht ein, die Einheit, welche der Substanz zukommt, zu unterscheiden von dem Aggregat der Merkmale und dem Faden der Veränderungen, wodurch das Ding als ein ungeschiedenes Eins gedacht wird.

Wo nun der Begriff des Dinges nicht gehörig vestgestellt wird, da ist für den Erfahrungsgebrauch nicht einmal der gehörige Anfangspunct bezeichnet; natürlich wird also auch die Fortsetzung verfehlt, welche dem rechten Anfange würde entsprochen haben. So konnten die Kantischen Kategorien ihre Bestimmung, als Erkenntnissbegriffe, (58.) nicht erreichen.

66. Während man nun hiemit der heutigen Zeit nichts Neues sagt, — denn die heutigen dreyzackigen Systeme legen wenig Werth auf die Kantischen Kategorien, — ist es doch nicht überflüssig, die „artigen „Betrachtungen, welche vielleicht erhebliche „Folgen in Ansehung der wissenschaftlichen „Form aller Vernunft-Erkenntnisse haben „könnten" *), wieder ins Gedächtniss zu rufen. In diesem Puncte hat Kant einen unbegreiflichen Gehorsam erlangt. Wo Quantität, Qualität, Relation und Modalität vergessen sind, wo man sich um das Verbot, den Erfahrungsgebrauch der Kategorien nicht zu überschreiten, schon längst nicht mehr kümmert, da ist gleichwohl noch jene Symmetrie der Dreytheilungen im hohen Grade beliebt, welche Kant zwar nicht bey den vier Haupt-

---

*) Krit. d. r. V. §. 11.

Kategorien (die man als blosse Überschriften gering schätzt), aber bey den untergeordneten einführte. Es ist der Mühe werth, von der langen Geschichte dieser Symmetrie den Anfang zu beleuchten.

Die artige Betrachtung selbst, welche hieher gehört, lautet so: „dass allerwärts eine gleiche Zahl der Kategorien jeder Klasse, nämlich drey sind; welches zum „Nachdenken auffodert, da sonst alle Eintheilung a priori „durch Begriffe, Dichotomie seyn muss *). Dazu kommt „noch, dass die dritte Kategorie allenthalben aus der „Verbindung der zweyten mit der ersten ihrer Klasse „entspringt. So ist die Allheit (Totalität) nichts Anderes „als die Vielheit als Einheit betrachtet, die Einschränkung nichts Anderes als Realität mit Negation verbunden; die Gemeinschaft ist die Causalität einer Substanz „in Bestimmung der andern wechselseitig; endlich die „Nothwendigkeit, nichts Anderes als die Existenz, die „durch die Möglichkeit selbst gegeben ist."

Ehe wir uns auf dieses — an Spinoza erinnernde — *nihil aliud* einlassen, — waren denn wirklich allerwärts Drey, noch vor dem Nachdenken, zu welchem sie auffodern? Man sollte meinen, das Nachdenken hätte vorangehn, und die Drey herbeyführen sollen. Vermuthlich setzen Manche, die sich noch jetzt die gemächliche Dreyzahl wohl gefallen lassen, im Stillen voraus, das Nachdenken sey, bey einer so zur Sitte gewordenen Manier, schon durch ihre Vorgänger lange abgethan.

Bey Kant ist es ernstlich zu nehmen, dass die Drey allerwärts — erst sind, und dann zum Nachdenken auffodern. Denn am Ende des nächstvorhergehenden

---

*) Bekanntlich nach dem contradictorischen Gegensatze, dessen Vollständigkeit sicher ist.

Paragraphen sagt Kant: „Die Fächer sind einmal da; es ist nur nöthig, sie auszufüllen.” Wo sind denn diese Fächer? Antwort: „Dieselbe Function, welche den „verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheile Einheit „giebt, die giebt auch der blossen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche, „allgemein ausgedrückt, der reine Verstandes-Begriff „heisst. Auf solche Weise entspringen gerade so viel „reine Verstandes-Begriffe, als es in der vorigen „Tafel logische Functionen in allen möglichen Urtheilen gab; denn der Verstand ist durch gedachte Functionen völlig erschöpft, und sein Vermögen dadurch „gänzlich ausgemessen.” Die vorige Tafel ist keine andere als jene der eingetheilten Urtheile. Wenn also neben dem alten *A*, *E*, *I*, *O*, die einzelnen, und die unendlichen Urtheile weggelassen werden, so fehlt in der entsprechenden Kategorientafel die Einheit und die Limitation; wenn Jemand die disjunctiven Urtheile auf verkürzte hypothetische zurückführt (31.), oder gar den logischen Unterschied der kategorischen von den hypothetischen Urtheilen nicht gelten lässt, so fehlt dort die Kategorie der Gemeinschaft, hier gar die der Substanz; und es ist, als hätte man dem Verstande sein Urrecht auf sein angebornes Eigenthum bestritten. Kein Wunder, dass einige Kantianer für die Eintheilungen der Urtheile wie *pro aris et focis* gestritten haben.

An das eben erwähnte *nihil aliud* sind folgende Bemerkungen in der Kürze anzuknüpfen:

1) Die Allheit erfodert, dass von dem Vielen, welches als vereinigt aufzufassen ist, nichts unvereinigt übrig bleibe.

2) Einschränkung setzt den Versuch der weitern

Ausdehnung des Bejahten voraus. Ein Baum ist nicht darum eingeschränkt, weil er nicht spricht und nicht leuchtet, sondern wenn er in einem schlechten Boden oder einem rauhen Klima nicht gehörig wächst, blüht, Früchte trägt.

3) Unter Gemeinschaft versteht Kant erst Einfluss („wie eine Substanz Ursache von etwas in einer andern Substanz werden könne",) dann Wechselwirkung („wie in einem Körper, dessen Theile einander wechselseitig ziehen und auch widerstehen"). In beyden Fällen entsteht die Frage, ob er bey der Causalität noch nicht an die Ursache als Substanz gedacht hatte, da erst die Kategorie aus der Verbindung jener beyden (Substanz und Ursache) entstehen soll?

4) Wäre Nothwendigkeit die durch blosse Möglichkeit gegebene Existenz, so hätte die Möglichkeit mehr gegeben, als sie hat, und geben kann.

Aber Kant liess sich durch solche Bedenken nicht abschrecken. Am Ende der Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft (jener reflectirenden Urtheilskraft, welche in der Natur eine Art von Zweckmässigkeit nicht finden, sondern in sie hineintragen, und, wenn das etwa zuweilen gelänge, sich daran wie an einer erreichten Absicht freuen sollte, — gewiss eine der seltsamsten Paradoxien, womit je ein geistreicher Kopf gespielt hat,) macht er einen Unterschied zwischen analytischen (den gewöhnlichen logischen) und synthetischen Eintheilungen, welche letzteren allemal dreytheilig ausfallen sollten. Denn — es sollen dazu gehören: 1) Bedingung, 2) ein Bedingtes, 3) der Begriff, der aus der Vereinigung des Bedingten mit seiner Bedingung entspringe. Ungefähr wie wenn Jemand ein Urtheil so eintheilen würde: 1) Subject, 2) Prädicat, 3) das Urtheil selbst, welches aus der Vereinigung des Subjects und Prädicats entspringt. Nämlich Bedingung und Bedingtes beziehen sich auf einander; das heisst, jedes setzt das andere voraus; es giebt keine Bedingung ohne Bedingtes, und kein Bedingtes ohne Bedingung; der Begriff der Bedingtheit umfasst beyde, so wie der Begriff eines Urtheils Subject und Prädicat umfasst. Nun giebt es zwar für jede Beziehung, auch wenn sie nur einseitig ist, eine Theilung; man kann Bezogenes und Beziehungspunct von einander unterscheiden; aber die Theilung ist keine Eintheilung; am wenigsten darf man die Beziehung selbst noch als ein Drittes neben jene beyden Theile hinzählen, denn sie lag schon in beyden als deren Voraussetzung.

67. Gleichwohl wurde in der Periode des Kantianismus das Kunststück nicht bloss angestaunt, sondern nachgeahmt.

Zwar lässt sich die Confusion, die Fichte anrichtete, als er analytische und synthetische Urtheile mit bejahenden und verneinenden, den Satz des Grundes mit einer Vereinigung Entgegengesetzter durch den Begriff der Theilbarkeit, ja sogar Spinoza's Substanz mit dem Substrat der Theilbarkeit, worin beyde, das Ich und Nicht-Ich, — Spinoza's Intelligenz und Ausdehnung — gesetzt seyen, durch einander warf und vermengte *), nicht vollständig aus den vorerwähnten Kantischen Misgriffen ableiten oder dadurch entschuldigen; vielmehr liegt die wahre Entschuldigung darin, dass zu jener Zeit, da die schon von den Alten bemerkten Widersprüche der Erfahrungsfor-

---

*) Fichte Wissenschaftslehre vom Jahre 1794, S. 31 — 48.

men in tiefer Vergessenheit begraben lagen, doch endlich einmal Einer der Erste seyn musste, der in den Wald dieser Widersprüche hinein gerieth; wozu denn allerdings die nähere Betrachtung des Ich einen hinreichenden Anlass darbieten konnte. Dass aber hiebey so verkehrt zu Werke gegangen wurde, daran hatten allerdings die Kantischen Kategorien und vermeinten Synthesen einen bedeutenden Antheil. Ich, Nicht-Ich, gegenseitige Begränzung beyder, wurden auf die Kantischen Kategorien der Qualität gedeutet. Fichte schliesst seinen ersten Theil *) ausdrücklich mit den Worten: „Wenn von der bestimmten Form des Urtheils, dass es „ein entgegensetzendes oder vergleichendes, auf einen „Unterscheidungs- oder Beziehungsgrund gebautes ist, „völlig abstrahirt, und bloss das allgemeine der Handlungsart, — das, eins durchs andre zu begränzen, — „übrig gelassen wird, haben wir die Kategorie der Be„stimmung, Begränzung, bey Kant Limitation. Nämlich „ein Setzen der Quantität überhaupt, sey es nun Quan„tität der Realität, oder der Negation, heisst Bestim„mung."

Was ferner die Kantischen Synthesen anlangt, — jene Synthesis in der Apprehension des Mannigfaltigen, wodurch etwa die Anschauung eines Hauses zur Wahrnehmung gemacht wird, (50.) — dann jenen reinen Actus der successiven Synthesis durch productive Einbildungskraft, vermöge dessen Bewegung als Beschreibung eines Raumes, vorgestellt wird, (51.) — überdies jene Synthesis des Verstandes, wodurch ein Mannigfaltiges der Anschauung als zur nothwendigen Einheit des Selbstbewusstseyns gehörig gedacht wird

---

*) A. a. O. S. 48.

(51.): so wollen wir denselben zur kurzen Probe eine Aussage Fichte's *) gegenüber stellen.

„Keine Antithesis ist möglich ohne eine Synthesis; denn die Antithesis besteht ja darin, dass in Gleichen das entgegengesetzte Merkmal aufgesucht wird"; —

(Darin besteht sie nun zwar nicht; wohl aber erfodert sie, dass in Einem Vorstellen die Entgegengesetzten zusammen gehalten seyen;)

„aber die Gleichen wären nicht gleich, wenn sie nicht erst durch eine synthetische Handlung gleichgesetzt wären. In der blossen Antithesis wird davon abstrahirt, dass sie erst durch eine solche Handlung gleichgesetzt worden: sie werden schlechthin als gleich, ununtersucht woher, angenommen";

(soll heissen: nach der Möglichkeit des Zusammenhaltens der Entgegengesetzten wird nicht gefragt;)

„bloss auf das Entgegengesetzte in ihnen wird die „Reflexion gerichtet, und dieses dadurch zum klaren „und deutlichen Bewusstseyn erhoben."

(Also in der Reflexion steigen die Vorstellungen, in der Abstraction sinken sie im Bewusstseyn).

„So ist auch umgekehrt keine Synthesis möglich, ohne eine Antithesis. Entgegengesetzte sollen vereinigt werden; sie wären aber nicht entgegengesetzt, wenn sie es nicht durch eine Handlung des Ich wären, von welcher in der Synthesis abstrahirt wird, um bloss den Beziehungsgrund durch Reflexion zum Bewusstseyn zu erheben."

Hier handelt zwar nicht dies oder jenes Erkenntnissvermögen, Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand; sondern das Ich, welches zuvor als Grund aller Realität

---

*) A. a. O. S. 35.

proclamirt worden, trit selbst handelnd auf; dennoch hat es von den Kantischen Seelenvermögen sein Handeln gelernt, und setzt nur unter etwas veränderten Bestimmungen fort, was jene begonnen hatten.

Kein Wunder, dass nun das Sinken und Steigen der Vorstellungen im Bewusstseyn mit solchen Namen Abstraction und Reflexion, belegt wird, als ob auch dazu eigne Handlungen von dem Ich müssten vorgenommen werden. Das Fichtesche Ich hat überhaupt das Schicksal, Vieles zu thun, wovon es nichts weiss, und dies Nichtwissen erst durch eine späte Selbsterkenntniss zu verbessern. So lesen wir unter andern S. 286. der Wissenschaftslehre: „Da alle diese Functio„nen des Gemüths mit Nothwendigkeit geschehen, so „wird man seines Handelns sich nicht bewusst, und „muss nothwendig annehmen, dass man von aussen er„halten habe, was man doch selbst durch eigne Kraft „nach eignen Gesetzen producirt hat."

So lautet die Sprache des Idealisten, der den psychischen Mechanismus nicht kennt, aber sucht, indem er allerdings speculative Bedürfnisse empfindet, von denen die Menge nichts merkt und begreift.

68. Durch Anführung jener Stelle, welche besagt, ein Setzen der Quantität heisse Bestimmung, Begränzung, bey Kant Limitation, haben wir es Fichten überlassen, eine Bemerkung auszusprechen, die freylich beym Anblick der Kantischen Kategorientafel sich Jedem leicht aufdringen kann; nämlich, dass die Limitation, welche dort unter der Rubrik: Qualität, erscheint, in das Gebiet der Quantität zurückgreift. Dieser Punct wurde oben (63.) schon vorläufig erwähnt. Ohne uns hier auf den offenbaren Kantischen Fehler weiter

einzulassen, haben wir mit Fichten — und mit dem Aristoteles zu thun.

Fichte will zwar den Begriff der Schranken nicht analytisch aus der Vereinigung der Realität mit der Negation entwickeln. Aber ein Paar Seiten weiter hin schreibt er: „Alles Entgegengesetzte = — *A* ist ent-„gegengesetzt einem *A*; und dieses *A* ist gesetzt. Durch „das Setzen eines — *A* wird *A* aufgehoben, und doch auch „nicht aufgehoben. Mithin wird es nur zum Theil „aufgehoben." Wir unterbrechen ihn hier; denn unabhängig von dem anscheinend räthselhaften Fortgange seiner Rede ist hier eine Entwicklung nöthig.

A ist hier zum Gegenstande einer Bejahung und Verneinung gemacht; und gefodert wird, dass die Verneinung nicht als auslöschend das Bejahte angesehen werde. Also das Bejahte bleibt stehen; das Verneinte bleibt auch stehn. So steht zweymal *A*; einmal für die Bejahung, das andremal für die Verneinung. Es sind zwey Exemplare von *A* gedacht worden; beyde fallen unter Einen allgemeinen Begriff, den Begriff von *A*, welcher, wie jeder Multiplicandus, logisch höher steht, als die Anzahl der vorhandenen Exemplare. Wie nun jedem höhern Begriffe ein Umfang zugeschrieben wird, so hat auch hier der allgemeine Begriff des *A* eine Sphäre, und in diese theilen sich die Exemplare. Das Seltsame, demjenigen *A*, welches Gegenstand der Verneinung seyn soll, einen Platz in der Sphäre des Begriffs *A* anzuweisen, mildert sich etwas, indem Fichte gleich weiterhin ein *B* einführt, welches durch das Setzen des *A* nicht gesetzt, und in so fern ein verneintes *A* sey; darauf fährt er fort: „Durch das

Gleichsetzen beyder ($B = A$) wird weder A noch B, sondern irgend ein X gesetzt, welches $= X$ und $= A$ und $= B$ ist." Was er damit sagen will, zeigen etwas weiterhin die Beyspiele. Der Vogel ist ein Thier (der Beziehungsgrund soll seyn: animalisch belebte Materie, der Unterscheidungsgrund: zwey oder vier Füsse u. dgl.). Eine Pflanze ist kein Thier (Beziehungsgrund: Organisation; Unterscheidungsgrund: specifische Differenz zwischen Pflanze und Thier). Die Beyspiele zeigen eine logische Theilung logischer Sphären. Damit ist nun noch immer nicht der Begriff der Limitation gewonnen; wohl aber allerdings eine Annäherung an denselben. Man braucht nur in das letzte Beyspiel noch den Begriff der Zoophyten einzuführen, und mit ihnen einerseits die verschiedenen, mehr ausgebildeten Pflanzen, andererseits die mehr ausgebildeten Thiere zu vergleichen, so bilden in dieser Vergleichung die Zoophyten einen Übergang aus einem Gebiete in ein anderes, nachdem jedes dieser Gebiete für sich eine Weite der Ausdehnung bekommen hatte, worin mancherley gradweise musste unterschieden werden. Der Übergang setzt eine Gränze voraus; und der Begriff der Limitation entsteht da, wo Vieles mehr oder minder Entgegengesetzte zusammengehalten, und nach entgegengesetzten Richtungen zusammengefasst wird.

Um Fichtes eigentliche Absicht an dieser Stelle, das absolute Ich als den Grund und Boden darzustellen, worauf das beschränkte Ich und das beschränkte Nicht-Ich neben einander stehen sollten, bekümmern wir uns nicht weiter, da unsre Absicht bloss auf die Kategorie der Quantität gerichtet ist; welche wir am gehörigen Orte der Qualität coordinirt, beyde aber dem höheren

Begriffe der Eigenschaft subordinirt haben. Zur Erläuterung mag Aristoteles veranlassen.

69. Aristoteles stellt zwar ganz gemächlich sein *ποσόν* und *ποιον* neben einander; ja er lässt in der nähern Betrachtung noch das *πρός τι* dazwischen kommen, welche Einschiebung wenigstens nicht mehr pflegt nachgeahmt zu werden. Allein die fernere Entwickelung zeigt Quantitäts-Begriffe, wo man dergleichen nicht erwarten möchte, wenn man die Aufzählung der Kategorien als eine reine Auseinandersetzung ansieht. Ob bey den einzelnen Kategorien ein Mehr oder Minder vorkomme? dies wird bey ihm zur vielfach wiederkehrenden Frage. Bey der *οὐσία* und dem *ποσὸν* wird die Antwort verneinend, bey dem *πρός τι*, dem *ποιὸν*, dem *ποιεῖν* und *πάσχειν* wird sie bejahend gegeben. Zwar auf die Individuen soll der Begriff der *οὐσία* mehr passen, als auf die Arten und Gattungen; aber in der Anwendung dieser Kategorie auf einen und denselben Gegenstand soll kein Mehr und Minder (kein Comparativ des Seyn) vorkommen. Beym *ποσὸν* wird das Maass von zwey Ellen, die Zahl Drey oder Fünf beyspielsweise angeführt; darin nun, dass ein Gegenstand durch solches Maas oder solche Zahl bestimmt ist, liegt kein Mehr oder Minder. Hingegen bey einigen Verhältnissbegriffen passt, nach Aristoteles, ein Mehr oder Weniger; Ähnlichkeiten sind grösser oder kleiner. Bey den Beschaffenheiten gleichfalls; Weisses kann noch weisser werden; Warmes noch wärmer; der Traurige noch trauriger; daher auch das Erwärmen, Betrüben, und das solchem Handeln entsprechende Leiden (Categ. VI, 21; VII, 3).

Hätte nun Aristoteles auf dasjenige Weisse, welches, obgleich es weisser seyn könnte, doch nicht weisser ist, — oder auf dasjenige Warme, welches, obgleich es wärmer seyn könnte, doch nicht wärmer ist, reflectirt: so würde er seinen Satz von dem ποσὸν haben anbringen können, dass hier, nämlich in der Anwendung einer einmal veststehenden Gradbestimmung, kein Mehr und kein Minder Statt finde. Allein er scheint sich mit intensiven Grössen nicht sonderlich befreundet zu haben. Bey dem ποσὸν beginnt er seine Betrachtung damit, discrete und stetige Grössen zu unterscheiden. Zu jenen rechnet er nicht bloss die Zahlen, sondern auch die Worte, mit dem etwas harten Satze: οὐ γάρ ἐστι κοινὸς ὅρος, πρὸς ὃν αἱ συλλαβαὶ συνάπτουσιν, ἀλλ' ἑκάστη διώρισται αὐτὴ καθ' αὑτήν. Dagegen erkennt er dem Raume und der Zeit die Continuität zu. Nachdem nun noch ein Unterschied zwischen Lage und Ordnung gemacht worden (jene für das Räumliche, diese für Zeit und Zahl:) fährt er fort: κυρίως δὲ ποσὰ ταῦτα λέγεται μόνα τὰ εἰρημένα· τὰ δὲ ἄλλα πάντα κατὰ συμβεβηκός· εἰς ταῦτα γὰρ ἀποβλέποντες καὶ τὰ ἄλλα ποσὰ λέγομεν. οἷον πολὺ τὸ λευκὸν λέγεται, τῷ γε τὴν ἐπιφάνειαν πολλὴν εἶναι· καὶ ἡ πρᾶξις μακρὰ, τῷ γε τὸν χρόνον πολὺν εἶναι· καὶ ἡ κίνησις πολλή· οὐ γὰρ καθ' αὑτὸ ἕκαστον τούτων ποσὸν λέγεται· — καὶ τὸ λευκόν ποσόν τι ἀποδιδοὺς, τῇ ἐπιφανείᾳ ὁριεῖ· ὅση γὰρ ἂν ἡ ἐπιφάνεια εἴη, τοσοῦτον καὶ λευκὸν φήσειεν ἂν εἶναι. Wo bleibt hier jenes Mehr oder Minder des Weissen, welches noch weisser werden kann? Daran erinnert sich Aristoteles erst beym ποιὸν. An solche Quantitäten und Begränzungen, wie jene innerhalb der logischen Sphären (68.) scheint er bey den Kategorien vollends nicht zu denken.

70. Wer die Weisse der Leinwand, des Papiers, des Bleyweisses, des Mondes, des Schnees vergleicht, der bekümmert sich nicht um die grössere oder kleinere Oberfläche; wohl aber findet er bestimmte Grade der Weisse, zwischen welchen ein Mehr oder Weniger liegen könnte. Er findet ein ποσόν, ein bestimmtes, intensives Quantum Weisse des Schnees, von dem die minderen Grade als Brüche zu betrachten sind. Bey wachsender Beleuchtung würden diese Grade zugleich wachsen; und wenn die Leinwand auf dem Schnee liegt, so wachsen sie beym Anbruch des Tages wirklich zugleich für den Zuschauer.

Wer eine Melodie von mehrern Stimmen zugleich singen hört, der hört stärkere Töne von Vielen, schwächere von einer kleinern Zahl der Sänger; und wenn zu den vorigen Sängern auf einmal zehn neue hinzutreten, so überspringt die Verstärkung des Tons auf einmal alle diejenigen geringern Verstärkungen, welche durch einen oder zwey, durch acht oder neun Beytretende wären erreicht worden. Allein wenn der Hörende sich dem Gesange allmählig nähert, so wird für ihn die Stärke des Tons continuirlich wachsen; und die Distanzen jener sprungweisen Verstärkungen werden für ihn ausgefüllt seyn.

Wenn Jemand in eine schwache Salzlauge eine Handvoll Salz auf einmal nachschüttet, so wird der salzige Geschmack sprungweise stärker werden; während die allmählige Verstärkung durch langsames Zugiessen einer gesättigten Salzlösung konnte bewirkt werden.

Auf den Unterschied der stetigen und der discreten Verstärkung ist hier deshalb hingewiesen, weil beym Aristoteles das μᾶλλον καὶ ἧττον einen weitern Umfang bekommen hat als das ποσόν. Es sieht aus, als hätte er in der intensiven Grösse nicht vesten Fuss fassen können, und als wäre es ihm zwar leicht geworden, ein unbestimmtes Mehr oder Weniger in Gedanken zu verfolgen und vorüber schweben zu lassen, aber schwer, das Schwebende in irgend einem Puncte vestzuhalten, wobey es sich in ein bestimmtes Quantum würde verwandelt haben.

Am leichtesten findet es dagegen Aristoteles, mit Hülfe der ϑέσις und τάξις Raum- und Zeit-Grössen aufzufassen. Freylich ist das: ποῦ ἕκαστον κεῖται hier bequem anzugeben; das aber wird gewöhnlich nicht bemerkt, dass man in die Widersprüche der Continuität eben deshalb hineingeräth, weil das Intensive hier nicht an seiner rechten Stelle, und doch nicht zu verscheuchen ist. Der Raum sollte ein reines Ausser-Einander, die Zeit ein reines Nach-Einander seyn; die nächsten Theile aber fliessen in einander, und ihre Unterscheidung darf nicht vestgehalten werden. Alte Gewohnheit bedeckt hier die Schwierigkeit. Doch zurück zur Hauptsache.

71. Eben deshalb, weil bey den Erfahrungs-Gegenständen das ποσὸν sich überall ins ποιὸν eindrängt, — weil man Beschaffenheiten ohne Quantitäten nirgends angeben kann, — und weil die Kategorien ihre Bestimmung in dem Erfahrungskreise haben (59. 62.), und so genommen werden müssen, wie sie dort vorkommen: haben wir in der Psychologie bey der Haupt-Kategorie der Eigenschaft (63.) sogleich Qualität und Quantität zusammengestellt. Auf die Frage: was für ein Ding? kommen desto gewisser, je bestimmter man sie beantworten will, beyde zugleich zur Sprache; bald die Quantität der Qualität — der Grad; bald die Qualität der Quantität — die

Gestalt, der Rhythmus u. dgl. m. Dies nun hindert zwar nicht, dass man Quantität und Qualität als zwey Kategorien unterscheide; vielmehr behält Aristoteles Recht, dass unter den sprachlichen Ausdrücken (*των λεγομένων*) einige das Wieviel, andre das Wiebeschaffen anzeigen. Allein beyde müssen zusammen der Kategorie des Verhältnisses, dem *πρός τι*, gegenübertreten, bey welchem die allgemeine Frage Was? überschritten, und von einem zu einem andern hingeschauet wird. Quantität und Qualität bleiben noch bey Einem Dinge, oder bey Einem Aggregat von Dingen; ihr Unterschied ist ein subordinirter; er gehört nicht in die Reihe der Haupt-Kategorien. Fragt man nun aber nach der rechten Stelle für den Begriff der Limitation, so sieht man, dass eine neue Unterordnung nöthig wird. Ohne Zweifel gehört Begränzung zu den Quantitäts-Begriffen; mit blosser Position und Negation ist hier nichts auszurichten. Die Gränze erfodert ein Feld, in welchem sie laufe; oder mindestens ein zwiefaches Quantum nach entgegengesetzten Seiten; wenn nicht ein wirklich zurückweisendes, so doch ein gesuchtes für den Versuch, jenseits der Gränze noch etwas zu setzen, wäre es auch nur das Leere, wo das Etwas vermisst wird. Bis an die Gränze muss ein Zusammenfassen stattgefunden haben, welches nicht weiter geht, aber den Gedanken des Weiter in sich trägt. Darum haben wir bestimmte Quantität von der unbestimmten unterschieden; dergestalt, dass Einheit und Allheit zu jener, die blosse Vielheit aber zu dieser gehören.

In dem nämlichen Zusammenhange, da der Ursprung der Kategorien sollte angezeigt werden, musste denn auch der natürlichen Neigung, alle Grössen als extensive vorzustellen, Erwähnung geschehn. Der Ursprung liegt in den Reproductionsgesetzen. „Ohne die Reproductionsgesetze, die Eins zwischen Anderes setzen, würde es eben so wenig jemals eine Kategorie der Quantität gegeben haben, als einen Raum und eine Zeit; denn die Einheit der Seele würde die Theile des Vielen so völlig verschlingen und in sich versenken, dass gar kein Mannigfaltiges mehr in ihm könnte geschieden werden. Was insbesondere die Zahlen anlangt, so scheint hier alles Zwischen-Liegende, welches die darin enthaltenen Einheiten trennen könnte, zu mangeln. Allein dies beweiset, dass die Zahlbegriffe nichts Primitives sind. Die ursprünglichen Zahlen sind Anzahlen gesonderter Gegenstände. Diese zeigten sich den Versetzungen unterworfen. Also hemmten sich die bestimmten Reihen, welche die Wahrnehmung erzeugt hatte. Dennoch blieb das Streben zur Sonderung. Alle Zahlen suchen, sich auseinander zu setzen; sie streben zur Gestaltung. Daher die allgemeine Neigung, sie bald als Abscissen und Ordinaten darzustellen, bald als figurirt zu betrachten; bald sogar ihnen mystische Eigenschaften beyzulegen."

Diese Stelle mag an ihrem Orte *) im Zusammenhange nachgelesen werden. Die τάξις, welche Aristoteles der Zeit und der Zahl zuschreibt, verwandelt sich in eine θέσις, sobald die Zeit (wie das merkwürdige Wort Zeitraum andeutet) zwischen bestimmten Gränzen zusammengefasst, oder vollends nach Kant als dasjenige angesehen wird, „welches bleibt und nicht wechselt" (62.); und sobald zwischen den Zahlen Brüche eingeschaltet, Irrationalgrössen gesucht, die immer dichter liegenden Wurzeln grösserer Zahlen in Betracht gezo-

---

*) Psychologie §. 124.

gen werden. Dies geschieht, obgleich man keinen Zeitraum nach Fussen und Zollen ausmessen, keiner Distanz zweyer Zahlen, für sich allein betrachtet, eine bestimmte Grösse beylegen kann. Es geschieht, weil jeder Unterschied der Zeiten oder Zahlen zum Maassstabe für andere gleichartige, grössere oder kleinere, Unterschiede genommen werden kann, indem es dabey bloss auf Vergleichungen und Verhältnisse ankommt. Was aber möchte Aristoteles zu der heutigen Unterscheidung von Sternen erster, zweyter, dritter, vierter Grösse u. s. w. gesagt haben? Hätte er seinen Satz vesthalten wollen: das Quantum des Weissen werde nach der Grösse der Oberflächen bestimmt (68.), so müsste er auf den Schluss gekommen seyn, der Sirius gebe uns eben so, wie der Jupiter, viel Weisses zu sehn, nämlich wegen einer grossen Oberfläche; die schwächern Sterne weniger wegen kleinerer Oberflächen; während heutiges Tages Jedermann weiss, dass die Fixsterne für uns mathematischen Puncten gleichen, bey denen wir nur die Intensität unserer Licht-Empfindung einer Grössenschätzung nach Zahlen unterwerfen können. Diese Grössenschätzung schwankt; aber nur in unserm Denken, welches die Empfindung zu seinem Gegenstande macht. Dabey liegt die Voraussetzung zum Grunde, dass die Intensität jeder einzelnen Licht-Empfindung nicht etwan auch eben so schwanke, wie der Gedanke, der in den angegebenen Zahlen einen Ausdruck sucht, ohne ihn genau verbürgen zu können; dass vielmehr jedesmal jede gegebene Licht-Empfindung an sich eine bestimmte intensive Grösse besitze, die nicht an sich maasslos, sondern nur für die Künste unserer Photometrie unerreichbar ist. Läge diese Voraussetzung nicht zum Grunde, so hätte man niemals, auch nicht bey solchen Vergleichungen, die mehr oder minder erreichbar sind, an eine Photometrie denken können; denn was an sich schwankt, davon kann Niemand hoffen eine veste Auffassung zu gewinnen. Übrigens wollen wir das blosse Abzählen einer Folge bemerkbarer Unterschiede (wie bey den Sternen) auf keine Weise mit einer Messung vergleichen; dagegen aber wollen wir uns erinnern, dass Zahlbegriffe ihrem wahren Sinne nach weder mit Extension noch mit Intension etwas gemein haben. Zahlen sind Multiplicatoren, welche über die Frage, von welcher Art ihr Multiplicandus sey, überall nichts bestimmen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.